Digitized by Google

4° Per. 15/13,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36602747340017

<36602747340017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dreyzehnter Jahrgang.

1819.

Juli.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollona
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen.

19 a P.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltnen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt, ꝛc. Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beyträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen, ꝛc.

V. Kleine Reiſe-Beſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel. Charaden und dergl.

VIII. Beſondere Beylagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferſtichen, muſikaliſchen Kompoſitionen, ꝛc. gegeben. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, ſo wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet ſich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthlr. 8 Gr. Sächſiſch, wofür man auf jedem Poſtamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Poſtamt in Stuttgart übernommen, das ſolche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schaffhauſen, ſo wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ꝛc. für den beſagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben iſt.

Die HH. Korreſpondenten belieben Ihre Briefe zu adreſſiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzuſetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 156. Das Gratmal. (Beſchl.) — Parlaments-Ordonanz über die Bärte. — Hugo von Arborea. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg; aus Dresden. (Beſchl.)

Nro. 157. Legende vom Tod der Marie, nach Peter Cochem erzählt. — Zoega an einen Freund. — Wer das Glück hat führt die Braut heim. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Neuenburg.

Nro. 158. Die luſtigen Leute von Kubringen. — Jean-Claude Delamétherie. (Geb. am 4. Sept. 1743 im Städtchen Clayette des Bezirks Maçon; geſt. zu Paris am 1. Juli 1817.) (Nach Herr de Blainville's Notiz über ſein Leben und ſeine Schriften.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Chur; aus Berlin. — Räthſel. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 152.

Nro. 159. Jean-Claude Delamétherie. (Fortſ.) — Die luſtigen Leute von Kubringen. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. (Beſchl.); aus Chur. (Beſchl.) — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 26.

Nro. 160. Das Geiſterreich. Von J. G. S. — Die luſtigen Leute von Kubringen. (Fortſ.) — Fortſchritte der Cranioſcopie. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Kopenhagen.

Nro. 161. Haydn in England. (Aus der Sonntagszeitung The observer vom 9. Mai dieſes Jahres.) — Jean-Claude Delamétherie. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wiesbaden; aus Berlin.

Nro. 162. Die luſtigen Leute von Kubringen. (Fortſ.) — Das Ungewitter in Isle de France. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Bern. — Beylage: Kunſtblatt, Nro. 12. Grablegung Chriſti, von Camuccini. Nebſt einem Umriß in Steindruck. — Oeſterreichiſche Pbeile des Cuſtoden der großen Gemählde-Gallerie am Belvedere zu Wien, Carl Ruß.

Nro. 163. Zwey Gedichte an Urania. I. Empfindungen in ihrem Garten. II. Des Dichters Irrthum. Von Weiſſer. — Die luſtigen Leute von Kubringen. (Fortſ.) — Künſtlereigenſinn. (Aus dem Mosaique historique.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. — Beylage: Kunſtblatt, Nro. 13. Das Eleuſiſche Feſt. Schillers Dichtung bildlich dargeſtellt von J. M. Wagner, geſtochen von Ruſchewey. 20 Blätter Umriſſe, nebſt Titel. Quer-Folio. — Oeſterreichiſche Pbeile des Cuſtoden der großen Gemählde-Gallerie am Belvedere zu Wien, Carl Ruß. (Beſchl.) — Kunſtausſtellung in Zürich.

Nro. 164. Die luſtigen Leute von Kubringen. (Fortſ.) — Arabiſche Gaſtfreundſchaft. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Braunſchweig; aus Blois. — Charade. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 158.

Nro. 165. Das Land zwiſchen Nymwegen, Breda und Utrecht, oder die ſogenannte Betüwe. — Die luſtigen Leute von Kubringen. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rio Janeiro; aus Paris.

Nro. 166. Die luſtigen Leute von Kubringen. (Fortſ.) — Das Land zwiſchen Nymwegen, Breda und Utrecht, oder die ſogenannte Betüwe. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.) — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 10.

Nro. 167. Einziges Mailied. — Hartmuth von Cronberg. (Eine biographiſche Skizze, vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt am Main.) — Ueber die Volkslieder der alten Griechen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.)

Nro. 168. Hartmuth von Cronberg. (Beſchl.) — Zoega an einen Freund. — Vittorio Siri und Ludwig XIV. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 169. Ueber die Volkslieder der alten Griechen. (Fortſ.) — Die Macht der Tonkunſt. — Kurze Predigt. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.) — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 27.

Nro. 170. Stiefmütterchen. Ein Scherz von Caroline Still. — Ueber die Volkslieder der alten Griechen. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Koblenz. — Charade. — Auflöſung der Charade in Nro. 164.

Digitized by Google

Nro. 171. Einklang. Von Karl Breidenſtein. — Stiefmütterchen. (Fortſ.) — Ueber die Volkslieder der alten Griechen. (Fortſ.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Koblenz. (Beſchl.); aus Zürich. — Beylage: Literatur=Blatt, Nro. 28.

Nro. 172. Stiefmütterchen. (Beſchl.) — Der chineſiſche Kaiſer Kienlong. (Nach Hrn. Abel=Remuſat, im 22. Band der Biographie universelle.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Peſth.

Nro. 173. Der chineſiſche Kaiſer Kienlong. (Fortſ.) — Ueber die Volkslieder der alten Griechen. (Fortſ.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Peſth. (Beſchl.); aus Zürich. (Beſchl.)

Nro. 174. Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre. (Von G. L. P. Sievers.) — Ueber die Volkslieder der alten Griechen. (Beſchl.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Holſtein; aus Hamburg.

Nro. 175. Wie ich Sie in der Kirche ſah. — Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre. (Fortſ.) — Der chineſiſche Kaiſer Kienlong. (Fortſ.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Hamburg. (Beſchl.) — Beylage: Intelligenz=Blatt. Nro. 21.

Nro. 176. Tiſchlied. Von Karl Müchler. — Neue Waſſerleitung in der Capſtadt am Vorgebirge der guten Hoffnung. — Der chineſiſche Kaiſer Kienlong. (Beſchl.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Venedig; aus Rom. — Homonyme. — Auflöſung der Charade in Nro. 170.

Nro. 177. Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre. (Fortſ.) — Neue Waſſerleitung in der Capſtadt am Vorgebirge der guten Hoffnung. (Beſchl.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Berlin. — Beylage: Literatur=Blatt. Nro. 29.

Nro. 178. Toſcaniſche Volksſagen und Volksfeſte. — Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre. (Fortſ.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Bad=Ems. — Beylage: Intelligenz=Blatt. Nro. 22.

Nro. 179. Das Menſchenleben. Von Friedrich Eſer. — Ueber die Kometen. (Eine Vorleſung von J. J. Mezger.) — Toſcaniſche Volksſagen und Volksfeſte. (Beſchl.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Rom.

Nro. 180. Die Schlacht von Baillen und die darauf folgenden Tage. (Auszug aus dem Tagebuch eines in ſpaniſchen Dienſten geſtandenen deutſchen Offiziers.) — Ueber die Kometen. (Beſchl.) — Anekdote. — Korreſpondenz=Nachrichten aus Berlin.

Nro. 181. Die Schlacht von Baillen und die darauf folgenden Tage. (Fortſ.) — Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre. (Fortſ.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Dresden. — Beylage: Intelligenz=Blatt. Nro. 23.

Nro. 182. Das Gericht zu Karlſtein. — Die Schlacht von Baillen und die darauf folgenden Tage. (Beſchl.) — Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre. (Fortſ.) — Korreſpondenz=Nachrichten aus Dresden. (Beſchl.) — Räthſel. — Auflöſung der Homonyme in Nro. 176.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 183. Legende des heiligen Chriſtophero. — Die vornehmen Kunſtrichter. — Der muthige Unmuth. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom; aus Bern. — Beylage: Monats-Regiſter. Juli.

Nro. 184. Entzückung. Von Karl Breidenſtein. — D'Avrigni's Jungfrau von Orleans. Von Allwin. — Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre. (Beſchl.) Von G. L. P. Sievers. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom. (Beſchl.); aus Ratibor in Oberſchleſien.

Nro. 185. Der Seide und ſeine Tochter. (Eine orientaliſche Erzählung.) Von Allwin. — Der ruſſiſche Clerus. — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 186. Die Braut von Lammermoore. — Der ruſſiſche Clerus. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz. (Beſchl.)

Nro. 187. Utrecht. — Die Braut von Lammermoore. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 188. Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. — Die Braut von Lammermoore. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. (Beſchl.) — Charade. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 182.

Nro. 189. Die Sendung der Töne. Von K. Breidenſtein. — Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. (Fortſ.) — Ueber einen gewöhnlichen Fehler der Biographen, Dichter und Geſchichtſchreiber. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Beylage: Kunſtblatt, Nro. 14. Ueber Herrn Viscontis Irrthum, rückſichtlich der Handlung, welche der Torſo des Iliſſus in der Elgin'ſchen Sammlung ausdrückt. (Von B. R. Haydon Esqr. in einem Brief an die Herausgeber der Annals of fine Arts. April 1819.) — Einige neue Erſcheinungen in der Kunſtwelt.

Nro. 190. Die Kirche zu Weinsberg. — Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.) — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 24.

Nro. 191. Sängers letztes Lied. — Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. (Beſchl.) — Anzeige, die Zuſammenfügung der deutſchen Doppel- und Stammwörter betreffend. (Von Jean Paul.) — Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.)

Nro. 192. Ueber das Verhältniß der Koloniſten am Vorgebirge der guten Hoffnung zu ihren Grenz-Nachbarn. (Aus dem Tagebuche eines Deutſchen, der 17 Jahr am Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika lebte.) — Drolliges Qui pro quo. — Korreſpondenz-Nachrichten. Auszug aus dem Briefe eines Deutſchen auf einer Reiſe in das innere Braſilien.

Nro. 193. Die ſechs Türken. — Ueber das Verhältniß der Koloniſten am Vorgebirge der guten Hoffnung zu ihren Grenz-Nachbarn. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten. Auszug aus dem Briefe eines Deutſchen auf einer Reiſe in das innere Braſilien. (Beſchl.) Aus Leipzig. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 30.

Nro. 194. Lady Ruſſel. — Die ſechs Türken. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Leipzig. (Beſchl.)

Nro. 195. Aus der Phädra des Racine. Von Ludwig Robert. — Die ſechs Türken. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Gent. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 25.

Nro. 196. Die indiſche Wallfahrts- und Handelsſtadt Herduar. — Lady Ruſſel. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Ofen.

Nro. 197. Die indiſche Wallfahrts- und Handelsſtadt Herduar. (Beſchl.) — Lady Ruſſel. (Beſchl.) — Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Frankfurt am Main; aus Gent. (Beſchl.)

Nro. 198. Bemerkungen über die Tiber. — Auszug aus des Grafen Forbin Reiſe in die Levante. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Digitized by Google

Nro. 199. Bemerkungen über die Tiber. (Fortſ.) — Auszug aus des Grafen Forbin Reiſe in die Levante. (Fortſ.) — Der Strom der Liebe. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München; aus Wien. (Beſchl.) — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 26.

Nro. 200. Die Geſchichten von Montroſe. — Bemerkungen über die Tiber. (Beſchl) — Auszug aus des Grafen Forbin Reiſe in die Levante. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. (Beſchl.) — Charade. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 194.

Nro. 201. Liebesſehnſucht. — Aus Hariris Makamat. — Die Geſchichten von Montroſe. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Venedig, aus Kopenhagen. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 31.

Nro. 202. La Morgue in Paris. — Aus Hariris Makamat. (Beſchl.) — Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Venedig. (Beſchl.); aus München. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 32.

Nro. 203. Die Liebe. — Die Geſchichten von Montroſe. (Fortſ.) — La Morgue in Paris. (Beſchl.) Von G. L. P. Sievers. — Korreſpondenz-Nachrichten aus London. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 27.

Nro. 204. Theaterkritiken von A. Müllner. (Bey Gelegenheit des Gaſtſpieles von Mad. Schröder auf dem Stadttheater in Leipzig im Juli 1819.) — Die Geſchichten von Montroſe. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus London. (Fortſ.) — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 33.

Nro. 205. Das Bild der Erinnerung. — Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neueſten Zeit. (Nach dem Engliſchen von D. W.) — Theaterkritiken von A. Müllner. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus London. (Beſchl.)

Nro. 206. Klänge zu Goethe's 70ſter Geburtsfeyer in ſeiner Vaterſtadt. Von Friedr. Wilh. Krummacher. — Theaterkritiken von A. Müllner. (Fortſ.) — Ueber die Kirche zu Weinsberg. (Zur Berichtigung des Aufſatzes in Nro. 190. über denſelben Gegenſtand.) Von Juſtinus Kerner. — Deutſche Kunſt auf engliſchem Boden. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Charade. — Auflöſung der Charade in Nro. 200.

Nro. 207. Wiederfinden. — Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neueſten Zeit. (Fortſ.) — Die Inſel Ithaka. (Aus Dodswell's eben erſchienenen Reiſen in Griechenland.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.) — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 28.

Nro. 208. Auch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängnißanſtalten. — Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neueſten Zeit. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 209. Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neueſten Zeit. (Fortſ.) — Auch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängnißanſtalten. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.) — Beylage: Monats-Regiſter. Auguſt.

Nro. 210. Suleika. — Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neueſten Zeit. (Fortſ.) — Auch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängnißanſtalten. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.)

Nro. 211. Theaterkritiken von A. Müllner. (Bey Gelegenheit des Gaſtſpiels von Mad. Schröder in Leipzig.) (Fortſ.) — Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neueſten Zeit. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 34.

Nro. 212. Theaterkritiken von A. Müllner. (Fortſ.) — Auch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängnißanſtalten. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin; aus Rom. — Charade. — Auflöſung der Charade in Nro. 206.

Nro. 213. Ueber die Feyer des ſiebenzigſten Geburtsfeſtes Goethe's, in ſeiner Vaterſtadt, Frankfurt am Main. — Theaterkritiken von A. Müllner. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Straßburg; aus Verona. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 35.

Nro. 214. Berechtigte Männer. Nach der Schlacht von Bebr, unterm Sternenhimmel. — Der Abbé Morellet. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Verona. (Beſchl.) — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 29.

Nro. 215. Sophie Charlotte; Königinn von England. — Miszellen aus Frankreich. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg.

Nro. 216. Sophie Charlotte, Königinn von England. (Fortſ.) — An Esmarch. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Holſtein; aus Hamburg. (Beſchl.)

Nro. 217. Alterthümer im ſteinigten Arabien. — Sophie Charlotte, Königinn von England. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Peſth.

Nro. 218. Die goldne Kette. Erzählung. — Alterthümer im ſteinigten Arabien. (Fortſ.) — Miszellen aus Frankreich. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Peſth. (Beſchl.) — Charade. — Auflöſung der Charade in Nro. 212. — Beylage: Kunſtblatt. Nro. 15. Eine Nymphe oder Najade, von Canova im Jahr 1817 verfertigt. (Nebſt einem Umriß in Steindruck.) — Blicke auf Italien. 1. Uggeri. Nibby. Visconti. Von Böttiger. — Kunſt-Nachrichten aus Kopenhagen.

Nro. 219. Die goldne Kette. (Fortſ.) — Alterthümer im ſteinigten Arabien. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 220. Eine Woche am Meere. Von K. B. Trinius. — Die goldne Kette. (Fortſ.) — Einzug der brittiſchen Geſandtſchaft in Commaſſia, der Hauptſtadt der Aſhantéer, im April 1817. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.) Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 36.

Nro. 221. Eine Woche am Meere. (Fortſ.) — Einzug der brittiſchen Geſandtſchaft in Commaſſia, der Hauptſtadt der Aſhantéer, im April 1817. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus London. — Beylage: Kunſtblatt, Nro. 16. Merkwürdiges Bild des 15ten Jahrhunderts aus der alten deutſch-holländiſchen Schule. — Herr B. R. Hayton, Geſchichtsmahler. Vergleich zwiſchen einem der Venetianiſchen, dem Meiſel des Lyſippus zugeſchriebenen Pferde und dem Pferdskopfe des Parthenon in Lord Elgins Sammlung. (Aus den Annals of fine arts.) — Preißaufgaben der Akademie der ſchönen Künſte in Mailand für 1820. Von Böttiger. — Flüchtige Umriſſe einer Beſchreibung des Zuſtandes der Mahlerey in Hamburg.

Digitized by Google

Nro. 222. Eine Woche am Meere. (Fortſ.) — Die goldne Kette. (Beſchl.) Von **Karoline Still.** — Einzug der brittiſchen Geſandtſchaft in Commaſſia, der Hauptſtadt der Aſhanteer, im April 1817. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus London. (Fortſ.) — **Beylage:** Literatur-Blatt, Nro. 37.

Nro. 223. Eine Woche am Meere. (Fortſ.) — Die Schlöſſer von Chriſtophoro Colombo, Franceſko Petrarca und Judas Iſchariotes. — Gegenſeitiger Unterricht in Griechenland. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom.

Nro. 224. Eine Woche am Meere. (Fortſ.) — Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus London. (Fortſ.) — Räthſel. — Auflöſung der Charade in Nro. 218.

Nro. 225. Eine Woche am Meere. (Beſchl.) — Maurice und Berghetta oder der Pfarrer von Rahery. — Die Schlöſſer von Chriſtophoro Colombo, Franceſko Petrarca und Judas Iſchariotes. (Beſchl.) Korreſpondenz-Nachrichten aus London. (Beſchl.) — **Beylage:** Intelligenz-Blatt, Nro. 30.

Nro. 226. Zwey Sonette, auf einer Rheinfahrt gedichtet. April 1819. Von Cz. — Maurice und Berghetta oder der Pfarrer von Rahery. (Fortſ.) — Die brittiſchen Religionsgeſellſchaften im Jahr 1819. — Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. — **Beylage:** Literatur-Blatt, Nro. 38.

Nro. 227. Auf dem Burgberge bey Harzburg, wo ehemals der Altar des Krodo ſtand, am Vorderharz. — Maurice und Berghetta oder der Pfarrer von Rahery. (Beſchl.) — Die brittiſchen Religionsgeſellſchaften im Jahr 1819. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. (Beſchl.) — **Beylage:** Literatur-Blatt, Nro. 39.

Nro. 228. Der Brunnen der Liebenden. — Ueber die dießjährige Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte, im Pariſer Louvre. (Aus dem Franzöſiſchen des J. B. Say, im Censeur Européen.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — **Beylage:** Intelligenz-Blatt, Nro. 31.

Nro. 229. Der Brunnen der Liebenden. (Fortſ.) — Ueber die dießjährige Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte, im Pariſer Louvre. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom; Paris. (Fortſ.) — **Beylage:** Intelligenz-Blatt, Nro. 32.

Nro. 230. Das Medizinalweſen in Konſtantinopel. (Auszug eines im dritten Band von Trommsdorfs neuem Journal der Pharmacie (1819) abgedruckten Schreibens des Hrn. Doktor **Kranichfeld,** kaiſ. öſter. Geſandtſchafts-Arztes in Konſtantinopel.) — Bruchſtücke über Chili. Reiſemethode über die Pampas. — Der Brunnen der Liebenden. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom. — Charade. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 224.

Nro. 231. Bruchſtücke über Chili. (Beſchl.) Außerordentliche Naturerſcheinung bey Mendoza. Beſchreibung eines Damen-Anzugs zu St. Jago in Chili. — Ueber die dießjährige Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte, im Pariſer Louvre. (Fortſ.) — Diſtichen. Freundſchaft. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Königsberg in Preußen.

Nro. 232. Eudoxia Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland. — Ueber die dießjährige Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte, im Pariſer Louvre. (Beſchl.) — Neue Erfindung. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.)

Nro. 233. Am Abend. Von **Karl Breidenſtein.** — Eudoxia Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland. (Fortſ.) — Die philanthropiſche Colonialgeſellſchaft von Senegambia. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.) — **Beylage:** Intelligenz-Blatt, Nro. 33.

Nro. 234. Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtatt. — Die philanthropiſche Colonialgeſellſchaft von Senegambia. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Vevay. — **Beylage:** Monats-Regiſter, September.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 235. Serlo. Hiſtoriſche Romanze. — Eudoxia Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 236. Eudoxia Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland. (Fortſ.) — Bergſpalten in Maſſa Lubrenſe, einem Thale am Vorgebirge der Minerva an der ſüdlichſten Spitze der Golfs von Neapel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Vevay. (Beſchl.); aus Wien. (Fortſ.) — Charade. — Auflöſung der Charade in Nro. 230.

Nro. 237. Eudoxia Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland. (Fortſ.) — Erzählung eines chineſiſchen mythologiſchen Schriftſtellers von Chriſtus. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. (Fortſ.)

Nro. 238. Die hohe Dreyfaltigkeit. — Eudoxia Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland. (Beſchl.) Von Fanny Tarnow. — Beyſpiel eines muthigen Schwimmers. — Diſtichon. Liebe. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. (Beſchl.)

Nro. 239. Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland. — Ernſt Berchthold oder der neue Oedipus. — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Venedig.

Nro. 240. Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland. (Fortſ.) — Ernſt Berchthold oder der neue Oedipus. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 34.

Nro. 241. Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland. (Fortſ.) — Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. (Beſchl.); aus Rom. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 40.

Nro. 242. Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland. (Fortſ.) — Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Räthſel. — Auflöſung der Charade in Nro. 236.

Nro. 243. Die Blumen von Ihr. 1. Das roſenfarbene Vergißmeinnicht. 2. Die weiß und rothe Wickenblüthe. 3. Der Goldlack. — Der neueſte Ausbruch des Aetna. (Aus einem im Juliusheft der Bibliothèque universelle abgedruckten Schreiben des Hrn. Stephano Moricand, an den Profeſſor Jurine in Genf, am 12. Juni 1819 aus Meſſina erlaſſen.) — Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris. (Fortſ.) — Türkiſcher Aberglaube. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 35.

Nro. 244. Lord Ruſſel. — Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris. (Fortſ.) — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden. (Beſchl.); aus der Schweiz. — Beylage: Kunſtblatt, Nro. 17. Gemählde des Herrn Profeſſor Macco. — Flüchtige Umriſſe einer Beſchreibung des Zuſtandes der Mahlerey in Hamburg. (Beſchl.) — Denkmal der königlich franzöſiſchen Schweizergarde. — Der Zorn des Achills. Davids neueſtes Gemählde. — Kunſt-Nachricht aus Straßburg.

Nro. 245. Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland. (Fortſ.) — Der neueſte Ausbruch des Aetna. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Genf.

Nro. 246. Beſte Wahl. — Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland. (Fortſ.) — Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 247. Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland. (Fortſ.) — Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris. (Beſchl.) Von G. L. P. Sievers. — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 41.

Nro. 248. Die Syrakuſer. — Muſikaliſche Idiocraſie eines Hundes. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Italien. — Räthſel. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 242.

Digitized by Google

Nro. 249. Die Syrakuſer. (Beſchl.) — Tippoo Sultans Briefe. — Die erſte Erſteigung des Roſabergs. — Diſtichon. Menſchenverein. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Italien. (Beſchl.) — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 36.

Nro. 250. Bemerkungen über England. (Aus dem Tagebuch der Reiſe der Erzherzoge Johann und Ludwig von Oeſtreich.) Achte Lieferung. — Der Comet des Jahres 1531. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Bern. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 42.

Nro. 251. Bemerkungen über England. (Fortſ.) — Dunaan und die Königinn Ruma. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 37.

Nro. 252. Der Gefangene. — Ueber die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-Produkte im Pariſer Louvre. Von J. B. Say. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.)

Nro. 253. Der Gefangene. (Fortſ.) — Ueber die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-Produkte im Pariſer Louvre. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 43.

Nro. 254. Danneckers Chriſtuskopf. Sonett. Von Eliſe v. Hohenhauſen, geb. v. Ochs. — Beſchreibung der Geyſer in Island. — Bemerkungen über England. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg. (Beſchl.); aus Fryburg. — Räthſel. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 248.

Nro. 255. Der Gefangene. (Fortſ.) — Bemerkungen über England. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 44.

Nro. 256. Der Gefangene. (Beſchl.) — Ueber die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-Produkte im Pariſer Louvre. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.)

Nro. 257. Die Feyer des acht und zwanzigſten Auguſt dankbar zu erwiedern. — P. J. Dümont's Gefangenſchaft in Afrika. — Ueber die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-Produkte im Pariſer Louvre. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 38.

Nro. 258. P. J. Dümont's Gefangenſchaft in Afrika. (Fortſ.) — Ueber den Schiffahrt-Kalender (nautical almanac) von Greenwich und gelegentlich über die Zeitenkunde (connaissance des tems.) — Einige hiſtoriſche Nachrichten über das Winzerfeſt in Vivis. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München; aus Berlin. (Beſchl.)

Nro. 259. Ueber das in Metall geprägte Bild der Königinn Catharina von Würtemberg. Von Juſtinus Kerner. — P. J. Dümont's Gefangenſchaft in Afrika. (Fortſ.) — Einige hiſtoriſche Nachrichten über das Winzerfeſt in Vivis. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz; aus Rom.

Nro. 260. Das Meerweibchen. Erzählung. — P. J. Dümont's Gefangenſchaft in Afrika. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz. (Beſchl.); auch Italien. — Räthſel. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 254.

Digitized by Google

I n h a l t.

Nro. 261. Venedig im Frühjahr 1819. (Aus dem ungedruckten Reiſetagebuch des General de La Harpe.) — Das Meerweibchen. (Beſchl.) — Miszellen. — Diſtichon. Lebenstaxen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Peſth; aus Worms. — Beylage: Monats-Regiſter, Oktober.

Nro. 262. Prolog von Ludwig Uhland. — Venedig im Frühjahr 1819. (Beſchl.) — Auszüge aus Legh's Tagebuch über Burckhardt's Reiſe durch Egypten und Nubien. (Aus dem Calcutta Journal.) — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden.

Nro. 263. Auf die Feyer der Verfaſſung am 28. Oktober. — Auszüge aus Legh's Tagebuch über Burckhardt's Reiſe durch Egypten und Nubien. (Fortſ.) — Merkwürdige Mißgeburt. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden. (Beſchl.) — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 39.

Nro. 264. Bürgers lezter unvollendeter Brief. — Auszüge aus Legh's Tagebuch über Burckhardt's Reiſe durch Egypten und Nubien. (Fortſ.) — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus London. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 45.

Nro. 265. Kampf und Sieg. Von Theodor B. v. Sydow. — Auszüge aus Legh's Tagebuch über Burckhardt's Reiſe durch Egypten in Nubien. (Fortſ.) — Bürgers lezter unvollendeter Brief. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus London. (Beſchl.); aus Baſel. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 46.

Nro. 266. Bolivar und Paez nebſt ihren Kriegsgefährten. (Ein Bruchſtück aus Hippisleys Erzählung ſeines Aufenthalts unter den amerikaniſchen Inſurgenten.) — Die Friedenspräliminarien im Spätjahr 1802. (Dumas, precis des événemens militaires, T. VII Paris, 1819) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Charade. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 260.

Nro. 267. Bolivar und Paez nebſt ihren Kriegsgefährten. (Beſchl.) — Die freye Neger-Kolonie von Sierra-Leone. — Poſttauben. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Augsburg. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 40.

Nro. 268. Neujahrsfeſt in einer ſchottiſchen Familie. — San Marino und Rimini. (Ueberſezt aus dem ungedruckten Tagebuch der Reiſe des General De la Harpe durch Italien im Frühjahr 1819.) — Beytrag zur Naturgeſchichte des Aetna. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 269. Die Seereiſe. — San Marino und Rimini. (Beſchl.) — An Sie. (Von Lord Byron.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 270. Die Seereiſe. (Beſchl.) — Schweizer Anekdoten. (Aus dem dritten Band der Geſchichte von Baſel des Herrn Staatsrath Ochs. Baſel, 1819, 8.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Bern.

Nro. 271. Jolanta, die Scheinſtumme. — Einige Nachrichten von einer Reiſe durch Braſilien im Jahr 1817 — 1818, von Herrn Swainſon aus Liverpool. (In einem Brief an Profeſſor Jameſon in Edinburg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 41.

Nro. 272. Aus: Weſtöſtlicher Divan. Von Goethe. Allgemeines. — Jolanta die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.); aus Braſilien. — Räthſel. — Auflöſung der Charade in Nro. 266.

Nro. 273. Ueber die weiblichen Erziehungsanſtalten in Paris. (Auszug eines Briefes.) — Ueber Hrn. v. Hammers Auflage der Tempelherrn. — Seltne Thränen. Von Theodor B. v. Sydow — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 47.

Nro. 274. Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Ueber die weiblichen Erziehungsanſtalten in Paris. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. (Fortſ.); aus Rom.

Digitized by Google

Nro. 275. Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Ueber die weiblichen Erziehungsanſtalten in Paris. (Beſchl.) — Erfüllte Prophezeihung. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 42.

Nro. 276. Lebewohl. (Nach dem Engliſchen des Lord Byron). — Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. — Urſprung des Sprichworts: „Auf den Hund kommen," und: „Komm' ich über den Hund, ſo komm' ich auch über den Schwanz." (Aus Allgem. Encyclop. der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber). — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. (Beſchl.) — Beylage: Kunſtblatt, Nro. 18. Kunſtmerkwürdigkeiten in Italien. II. Von Böttiger. — Etwas über die 1819 in der Königl. Sächſ. Akademie der Künſte zu Dresden ausgeſtellten Kunſtwerke.

Nro. 277. Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. (Fortſ.) — Entſtehung einer neuen Inſel, der Edmondſtone genannt, in dem bengaliſchen Meerbuſen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 48.

Nro. 278. Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. (Fortſ.) — Räthſel. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 272.

Nro. 279. Der gefangene Sänger. — Unglücksfall des Schiffes Clio auf ſeiner Ueberfahrt von Martinique nach Falmouth. (Aus den Memoires Maritimes publiées par Mr. Bajot.) — Schweizer Anekdoten. (Aus dem achten Band des Conservateur Suisse). — Der heilige Remigius und der Frankenkönig Chlodewig. (Aus Gregor von Tours.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. (Beſchl.) — Beylage: Kunſtblatt, Nro. 19. Etwas über die 1819 in der Königl. Sächſ. Akademie der Künſte zu Dresden ausgeſtellten Kunſtwerke. (Fortſ.) — Ausgrabungen in Veji. — Nachricht von einem altdeutſchen Kunſtwerke in Tiefenbronn bey Pforzheim.

Nro. 280. Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Unglücksfall des Schiffes Clio auf ſeiner Ueberfahrt von Martinique nach Falmouth. (Beſchl.) — An einen Freund. (Nach Lord Byron.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.) — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 43.

Nro. 281. Ueber die Inſel Cuba. — Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Frankfurt a. M.

Nro. 282. Ueber einige neue franzöſiſche Trauerſpiele. — Ueber die Inſel Cuba. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 49.

Nro. 283. Landleben in England. — Ueber die Inſel Cuba. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.); aus Peſth. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 44.

Nro. 284. Klage. Von Heinrich Barmund. — Landleben in England. (Beſchl.) — Ueber die Inſel Cuba. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Baſel. — Logogriph. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 278.

Nro. 285. Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Briefe von Hrn. Salt und Briggs an Sir Sidney Smith. — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 50.

Nro. 286. Mein Wunſch. (Nach dem Engliſchen des Merrick.) — Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Vom Gedächtniß der Blinden. (Essai sur l'instruction des Aveugles, par le Docteur Guillié. Seconde Edition. Paris, 1819. p. 52—61.) — Tragbares Gas (Kohlenſtoffſäure). — Korreſpondenz-Nachrichten aus Leipzig. — Beylage: Monats-Regiſter, November.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 287. Jolanta, die Scheinſtumme. (Fortſ.) — Vom Gedächtniß der Blinden. (Beſchl.) — Seltene elektriſche Erſcheinungen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Leipzig. (Beſchl.)

Nro. 288. Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer. — Jolanta, die Scheinſtumme. (Beſchl.) Von Albert Gr. v. Pappenheim. Korreſpondenz-Nachrichten aus Italien. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 51.

Nro. 289. Die Chilianer. — Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus St. Gallen.

Nro. 290. Morgen-Epiſtel. — Die Chilianer. (Fortſ.) — Oſſian's Gedichte. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Bern; aus Rom. — Räthſel. — Auflöſung des Logogriphs in Nro. 184.

Nro. 291. Die Chilianer. (Beſchl.) — Ueber einige neue franzöſiſche Trauerſpiele. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 45.

Nro. 292. Die Lilien-Braut. Ballade. Von Schreiber. — Ueber die Behandlung der Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. Von D. W. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Frankfurt a. M.; aus Wien. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 52.

Nro. 293. Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ.) — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. (Beſchl.) — Beylage: Intelligenz-Blatt. Nro. 46.

Nro. 294. Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer. (Fortſ.) — Der Tanz des Pferdchens. (Aus der allzuflüchtig zuſammen geſchriebenen, aber unter dem Spreu auch viel gute Körner — oder leſenswerthe Dinge enthaltenden mahleriſchen Fußreiſe durch das ſüdliche Frankreich und einen Theil von Ober-Italien, von Hrn. Pfarrer Mylius. Bd. 2. Abth. 2. S. 142.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Beylage: Kunſtblatt. Nro. 20. Etwas über die 1819 in der Königl. Sächſ. Akademie der Künſte zu Dresden ausgeſtellten Kunſtwerke. (Beſchl.) — Ausgrabungen in Veji. (Beſchl.) — Neue Kunſtwerke.

Nro. 295. Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ.) — Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer. (Fortſ.) — Unterſuchungen über den rothen Schnee. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.)

Nro. 296. Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer. (Beſchl.) — Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.) — Charade. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 290.

Nro. 297. Aus Briefen aus Hamburg, an eine Dame. Vom Freyherrn v. Thumb. — Die freyen Neger auf der Inſel Cuba. — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.) — Beylage: Literatur-Blatt. Nro. 53.

Nro. 298. Amors Beſuch. — Aus Briefen aus Hamburg, an eine Dame. (Fortſ.) — Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Fortſ.); aus Straßburg.

Nro. 299. Des Grafen Eſſex Empörung und Tod. (Bruchſtück aus Miß Lucy Aikins Denkwürdigkeiten von der Königinn Eliſabeths Hofe.) — Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ.) — Gewiſſenhaftigkeit. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom; aus Augsburg. — Beylage: Intelligenz-Blatt. Nro. 47.

Nro. 300. Ueber Roſſini in Wien. — Des Grafen Eſſex Empörung und Tod. (Fortſ.) — Beyſpiel von der Wirkung der Verzweiflung bey den Negern in Cuba. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Darmſtadt.

Digitized by Google

Nro. 301. Probe aus einem größern Gedichte. Von W. Schultheis. — Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Karlsruhe; aus München. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 54.

Nro. 302. Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ.) — Des Grafen Eſſex Empörung und Tod. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Karlsruhe. (Beſchl.); aus Frankfurt a. M. — Räthſel. — Auflöſung der Charade in Nro. 296.

Nro. 303. Lezte Lebensjahre und Tod der Königinn Eliſabeth von England. (Bruchſtücke aus Miß Aikins Denkwürdigkeiten u. ſ. w.) — Einige kurze Bemerkungen über die Bühne zu München. — Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom.

Nro. 304. Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ.) — Einige kurze Bemerkungen über die Bühne zu München. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Münſter; aus Rom. (Beſchl.) — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 55.

Nro. 305. Vergißmeinnicht. (Aus dem Ungariſchen.) Von A. Peſcheck. — Lezte Lebensjahre und Tod der Königinn Eliſabeth von England. (Beſchl.) — Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Fortſ. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 48.

Nro. 306. Der Blick nach oben. Von Theodor B. v. Sydow. — Lezte Lebensjahre und Tod der Königinn Eliſabeth von England. (Beſchl.) — Einige kurze Bemerkungen über die Bühne zu München. (Beſchl.) — Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Wales, und die davon abhängigen Niederlaſſungen auf Van-Diemens-Land, von W. C. Wentworth Eſq. Eingeborner der Kolonie. — Whigs und Torries. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Zürich. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 49.

Nro. 307. Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe. (Beſchl.) — Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Wales, und die davon abhängigen Niederlaſſungen auf Van-Diemens-Land, von W. C. Wentworth Eſq. Eingeborner der Kolonie. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Italien.

Nro. 308. Die Kindheit Jeſu. Ein Oratorium von Herder. — Des Kaiſers von China natürliche Sorgfalt für ſeine Unterthanen. (Auszug aus der amtlichen Zeitung von China. Aus dem Month. Rew.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Münſter; aus Dresden. — Charade. — Auflöſung des Räthſels in Nro. 302.

Nro. 309. Bruchſtücke aus den Briefen eines Würtembergers an ſeine Freunde im Vaterlande. — Ein Beyſpiel bürgerlicher Tugend. (Auszug aus der amtlichen Zeitung von China.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Münſter; aus der Schweiz.

Nro. 310. Das Kleinod. — Die Pflanzenkenner Chriſtian Conrad Sprengel. (Geb. zu Alt-Brandenburg 1750; geſt. in Berlin 1816.) — Bruchſtücke aus den Briefen eines Würtembergers an ſeine Freunde im Vaterlande. — Zug aus der Theater-Kritik vom Jahre 1679 in Madrid. (Aus den Briefen der Frau von Aunoi über Spanien.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Genf; Darmſtadt. — Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 50.

Nro. 311. Der Jäger. — Bruchſtücke aus den Briefen eines Würtembergers, an ſeine Freunde im Vaterlande. (Beſchl.) — Der Pflanzenkenner Chriſtian Conrad Sprengel. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Darmſtadt. — Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 56.

Nro. 312. Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Wales, und die davon abhängigen Niederlaſſungen auf Van-Diemens-Land, von W. C. Wentworth Eſq. Eingeborner der Kolonie. (Fortſ.) — Die Nachbarn. — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 313. Der Sänger im ruſſiſchen Lager, nach dem Ruſſiſchen des Schukowsky, vor der Schlacht von Tarutina, gedichtet. — Carl des Erſten Gnadenbezeigungen gegen die hohe Schule von Neapel. (Aus Peter Gianones bürgerlicher Geſchichte des Königreichs Neapel.) — Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Wales, und die davon abhängigen Niederlaſſungen auf Van-Diemens-Land, von W. C. Wentworth Eſq. Eingeborner der Kolonie. — Beylage: Monats-Regiſter, December.

Nro. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 1. Juli 1819.

Im ſtillen Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer ſchweiget;
Wo keine Kette mehr die freye Seele reibt,
Die Scenen dieſer Welt wie Kinderträume ſchwinden,
Und nichts aus ihr als unſer Herz uns bleibt,
Da wird ſie alles, was ſie liebte, wieder finden!

Wieland.

Das Grabmal.

(Beſchluß.)

Conrad fing ſeine Erzählung folgendergeſtalt an: „Ritter Theobald von Elſenpach hieß der wackere Mann, deſſen Marmorbild hier ſo ſehr eure Theilnahme erregt hat. Ihr verſchwendetet ſie an keinen Unwürdigen, und meine Erzählung wird ſie gewiß nicht vermindern, ſondern ſie ſteigern zu Thränen der herzlichſten Rührung. Wenn euer Blick aus den Fenſtern auf Wolfsberg dem Laufe der Rotaha das Thal entlang folget, ſo gewahrt ihr die Ruinen eines Schloſſes, dort ſtand einſt die Burg Elſenpach, Theobalds Stammhaus und Wohnſitz. Von ſeiner Schönheit, Tapferkeit und Leutſeligkeit konnte man Tage lang erzählen; aber ich ſpreche zu euch nur von einer Begebenheit ſeines Lebens, jener unglückſeligen Liebe mit ihren Folgen, welche dieſem edeln Leben zum Sterne des Aufganges und Unterganges geworden iſt. Frühzeitig ſtarben ihm die beyden Eltern, und hinterlieſſen ihm außer einem guten, ritterlichen Namen und der Burg Elſenpach nur Weniges. Er begab ſich in ſeinem zwanzigſten Jahre als Knappe in die Dienſte des Grafen Gunthars von Wolfsberg, von dem er auch ſpäter frey geſprochen ward, und den Ritterſchlag erhielt. Des Grafen Tochter Engelberta, dieſelbe, von welcher ihr zuvor ſprachet, blühte damals in dem erſten jugendlichen Morgenglanze der Schönheit; ſie war ein Fräulein von einer Holdſeligkeit und Liebenswürdigkeit, welche nicht beſchrieben werden kann. Adalbert liebte ſie, und ſie erwiederte ſeine Liebe. Beyde bedachten in dem ſüßen Taumel dieſer Leidenſchaft nicht, was ſo klar vor ihnen lag; die unüberwindlichen Hinderniſſe nämlich, welche ihrer Vereinigung entgegen ſtanden. Gunthars Stolz, Hoffnung und Liebe war ſein einziger Sohn Hatto, das jüngſte ſeiner Kinder und der Letzte ſeines Stammes. Ihm wollte er das reiche Erbe nicht ſchmälern, er ſollte den Namen Wolfsberg groß und mächtig in ferne Zeiten hinüber tragen. Deßwegen ward Engelberta von ihm zum Kloſter beſtimmt. Den Schutz eines Mutterherzens entbehrte ſie ſchon lange. Die Liebenden wußten es wohl, daß den ſtolzen, unbeugſamen Sinn des Vaters nichts zu lenken vermöge; ſie konnten es ſich nicht verhehlen, daß wenn Theobald auch ein wohlhabender, angeſehener Graf geweſen wäre, wie er jetzt nur ein armer, braver Ritter war, doch ſelbſt dieſer Umſtand nicht den Willen Gunthars verrücken würde. Theobald hauste indeſſen bereits auf ſeiner eigenen Burg Elſenpach. Jahre lang wandelten die Beyden auf dem roſigten Pfade heimlicher Liebe; allein endlich ſchlug doch die Stunde des Scheidens. Engelberta wurde in das Frauenkloſter Rinchnach gebracht, deſſen Aebtiſſin, Hemma, Gunthars Schweſter war. Der Himmel ſchütze euch, guter Herr Adalbert, ſtets vor der Verzweiflung der Liebe; daß euch ewig die Qualen fern und unbekannt bleiben, welche damals in Theobalds Herzen wühlten! Vor meinen Greiſenblicken trübet ſich allmählig die Ausſicht in das Leben, und die Empfindungen der Bruſt verdorren; aber die Erinnerung an dieſe Tage der Leiden meines Ritters entzündet darin plötzlich wieder des Gefüh-

Digitized by Google

kes glühende Blumen, und beleuchtet mir, wie mit den Strahlen zuckender Blitze, die Gegenwart und die vergangenen, ſchwülen Jugendzeiten. Theobald fand nirgend mehr Beruhigung oder Freude; ſeit ihm Engelberta entriſſen war, und er lebte nur noch in den Gedanken an die Geliebte, und in dem ſtets ſich veſter geſtaltenden Vorſatze, zu ihrem Beſitz, dem feindſeligſten Geſchick ja der Unmöglichkeit zum Trotze, zu gelangen. Als das einzige Mittel hierzu erſchien ſeinem Geiſte Engelbertas Entführung, und er entſchloß ſich zu der gewaltigen That. Mit wenigen vertrauten Knechten, unter dem Anſcheine frommer Betfahrt ritt er gen Rinchnach. Die Geliebte, welche ſeine Sehnſucht und Leiden theilte, und nur mit Widerwillen und Abſcheu des Kloſters Mauern angehörte, ward alsbald von dem Wagniſſe verſtändiget, und dazu leicht überredet und gewonnen, und über den Erfolg beruhiget. In einer dunkeln Sommernacht erbrachen wir ohne große Mühe und Gewalt des Kloſters Pforte, ſuchten Engelberta, die unſer harrte, und eilten mit unſerer Beute von dannen. Sprach ich zuvor von der Verzweiflung der Liebenden in der Stunde des Scheidens, ſo muß ich auch der Seligkeit des Wiederſehens gedenken, welche jetzt dieſelben in ſüßen, vollen Zügen genoſſen. Mir übergab der Ritter das Fräulein, ſie nach Eiſenpach ſicher zu geleiten; nur des Nachts ſollten wir reiſen, am Tage, in dem Dunkel der Wälder verborgen, ausruhen. Er ſelbſt ritt, flog muß ich ſagen, zur Heimath, und von da ſtattlich begleitet, wie zur üblichen, freundlichen Einſprache nach Wolfsberg, wo erſt lange nach ihm die Kunde von dem gewaltthätigen Raube Engelbertas, wie man es nannte, anlangte. Alle Nachforſchungen waren vergebens, es fand ſich von der Verlorenen nicht die geringſte Spur, kein Verdacht fiel auf Theobald. Sogleich nach des Fräuleins glücklicher Ankunft auf Elſenpach hatte der alte Burgkaplan die Liebenden mit dem prieſterlichen Segen verbunden. Daß ein ſolches, heimliches Verhältniß früh oder ſpät ſich enthüllen und unglückſelig enden müſſe, ahneten und fürchteten alle die wenigen, des Geheimniſſes Vertrauten, nur allein Theobald und Engelberta nicht. Ein Wonnemonat floß den Ueberglücklichen in ungetrübter, unausſprechlicher Luſt dahin. In keinem Stücke ward indeſſen die gewöhnliche Lebensweiſe bey uns verändert; die alte Gaſtfreundſchaft wurde fortwährend nach Kräften geübt, und Theobalds Helm hing wie vordem an der Zinne der Burg, Pilger und Ritter freundlich einzuladen. Mancher ſprach bey uns zu; aber unſichtbar war für jeden die Hausfrau.

Eines Abends nahte auch Engelbertas Bruder, der damals kaum ſiebenzehnjährige Hatto. Wie bey dieſem Beſuche Theobald zu Muthe ward; möcht ihr leichtlich begreifen. Als jedoch nichts Argwohn veranlaſſte, oder irgend eine böſe Abſicht Hattos verrieth, pochte Theobalds Herz um ſo hochgemuther, und jede Sorge verſchwand. Wacker zechten die Beyden bis in die dunkle Nacht hinein. Da wandte ſich das Geſpräch auf Engelbertas Entführung. Schande und Verderben, Engelbertas nichtswürdigem Räuber! rief Hatto, den Humpen ergreifend und Theobald zutrinkend. Dieſer, verlegen und beſtürzt ſuchte zu vermitteln, zu entſchuldigen; aber immer heftiger entbrannte Hatto; ergrimmte Reden wechſelten mit bittern Gegenreden, der Geiſt des Weines ſchürte die Flammen, und als endlich Hatto in die Worte ausbrach: Wer einen Räuber vertheidiget, iſt ſelbſt nicht viel beſſer! hielt ſich Theobald kaum mehr zurück, und erwiederte erzürnt: Gilt das mir, junger Fant? — Wäret ihr ein Mann, ihr ſolltet mir die Rede büßen! Hatto griff zum Schwerte, Theobald that ein Gleiches; die Waffen klirrten, und ein wüthender Kampf begann in den Hallen der Burg. Jetzt ſtürzte verzweifelnd aus einem der angrenzenden Gemächer Engelberta. Sie warf ſich zwiſchen die Kämpfenden, trennte ſie, und ſank ohnmächtig zu ihren Füßen nieder. Hohnlachend eilte Hatto aus der Burg. Alles war nun verloren; keine Vorſtellung, keine Bitten, keine Verſöhnung wurde angenommen. Kaiſer Conrad, ſtreng gegen ſolche Vergehen, und dem Grafen von Wolfsberg wohl geneigt, ſprach die Reichsacht über Theobald aus, und über Engelberta unverweigerliche Rückkehr in das verlaſſene Kloſter. Gunthars Scharen rückten gen Elſenpach. Theobald leiſtete mit dem kleinen Häuflein der Seinigen löwenkühnen Widerſtand; dreymal wurde die Burg vergebens geſtürmt, und erſt beym vierten Anlaufe fiel ſie in die Hände des Grafen. Theobald flüchtete mit Engelberta durch den unterirdiſchen Gang; ich mit ihnen. Doch umſonſt! Auch auf dieſem Wege war für die Unglücklichen keine Rettung mehr. Ein reiſiger Zug von des Grafen Knechten, welcher den nahen Wald durchſpürte, in den jener Gang endete, drang auf uns ein, als wir uns ſchon befreyet wähnten. Wir unterlagen der Uebermacht, Theobald fiel verwundet, wie todt darnieder, ich wurde entwaffnet und gebunden, und Engelberta, einer Lebloſen gleichend, mit fortgeſchleppt. Der Knecht, deſſen Gefangener ich ward, erkannte in mir ſeinen nahen Verwandten, und ließ mich entkommen. Ich eilte zu meinem Ritter zurück, welcher noch beſinnungslos auf dem Platze lag. Ach, wäre er doch nimmer erwachet! Aber er erwachte, und ich will euerm fühlenden Herzen den unendlichen Jammer verſchweigen, zu dem er erwachte. Beraubt des Theuerſten, geächtet, verwundet, von Feinden rings umzingelt, lag der Aermſte da, und flehte zum Himmel um die Labſal des Todes. Ich verband und erquickte ihn, ſo viel es die Lage vergönnte, in der wir uns befanden, und freudig bemerkte ich, daß ſeine verſchwundenen Kräfte allmählig wiederkehrten. Die Nacht brach herein, und das traurigſte Schauſpiel ſtellte ſich jetzt unſerm Blicke dar. Hohe Flammenſäulen ſtiegen empor und verkündeten die Zerſtörung der Burg Elſenpach. Durch des Waldes ungangbare Pfade ſchleppten wir uns fort, dieſen gräßlichen Anblick nicht ertragend. Die Mor-

Digitized by Google

genröthe fand uns vor der Pforte dieſes Benediktinerſtiftes, deſſen damaliger Abt, mit Namen Romanus, ein treuer Freund und Waffenbruder Theobalds war. Er verlieh uns Schutz und Obdach. Theobalds Gemüthsſtimmung grenzte an düſtern Wahnſinn. Sein Leib genas wieder bey des Abtes ſorgfältiger Pflege, und vor des Geiſtes völliger Zerrüttung bewahrten ihn die frommen Tröſtungen der heiligen Kirche. Er beſchloß, dieſes Kloſter nimmer zu verlaſſen, und gelobte mit fürchterlichem Schwure, zur Sühne jener unglückbringenden, übereilt geſprochenen Worte die Buße ewigen Stillſchweigens. Er blieb dem grauſen Eide getreu, und kein Laut der holden Menſchenrede tönte mehr von ſeinen Lippen bis zu ſeines Lebens Ende. Ich verließ ihn nicht, ward Laienbruder, und begrub mich mit ihm in die Einſamkeit dieſer Mauern. Noch lange zehen Jahre ertrug er hierauf die Laſt dieſes Erdendaſeyns. Er ſtarb dann den Tod eines Märtyrers, und Romanus, der ihn nur ein Jahr überlebte, ſetzte ihm dieß Grabmal. — Nun, Herr Adalbert! wiſſt ihr die Geſchichte dieſes Mannes, und kennet die Bedeutung dieſer Zeichen.“ — Thränen erſtickten jetzt des Greiſes Stimme, und Adalbert ſank, die Glieder aufgelöſet von herzzerreißender Wehmuth betend nieder auf Theobalds Grab. „Laſſt uns nun zur Ruhe gehen,“ begann Conrad wieder nach einer langen, ſtummen Pauſe, und entzündete, dieß ſagend, ſein Wachslicht an des Altares ewiger Lampe. Sein Blick fiel jetzt zufällig auf die ihm zuvor von Adalbert zur Durchſicht übeegebenen Papiere; er las die Ueberſchrift, ſie hieß: trauriges Schickſal meiner Tochter Engelberta. Haſtig löſte Conrad die Siegel; ungeduldig durchflog er die wenigen Blätter; ſein Auge ſtarrte; die Schrift entfiel ſeiner zitternden Hand; ein Schrey des freudigen Entſetzens rang ſich aus ſeiner Bruſt — „Adalbert, rief er, Adalbert ihr ſeyd des Unglücklichen Sohn, ihr ſeyd Theobalds und Engelbertas Sohn! — Nur jene Schweſter Gunthars, die Aebtiſſinn Hemma, er ſelbſt, und Engelbertas Amme wuſſten um das Geheimniß; dieſe Amme war es auch, welche euch, den Säugling, damals dem Ritter Bruno überbrachte.“ Adalbert ſchaute, ſanfte Thränen vergießend, zum Bilde des gefundenen Vaters empor; das Vernommue überraſchte ihn nicht ganz unvorbereitet; denn eine wunderbare Stimme leiſer Ahnung hatte ſeinem Herzen dieſe Entwickelung ſchon verkündet; er rief dem Geiſte des Vaters mit dem ſüßeſten Namen, und hin zu dieſem drang gewiß des Sohnes Ruf; unſichtbar umſchwebte er ihn, und genoß, ein ſeliger Schatten, die Wonne, welche dem Dulder hiernieden verſagt war.

Parlaments-Ordonanz über die Bärte.

Da ſich heut zu Tage in Frankreich wieder Stimmen erhoben haben, um die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit anzupreiſen, ſo wie ſie die Parlamente, als ſie ſie beſaßen, ausübten, ſo iſt es nicht ohne Intereſſe nachzuforſchen, welchen Gebrauch dieſe von ihr gemacht haben mögen. Unter andern Beyſpielen führen wir aus einer langvergeſſnen Sammlung aus dem ſechszehnten Jahrhundert folgende 1535 in Paris publizirte Parlaments-Ordonanz an.

„Die Kammer, während ihrer Feyerzeit (Vacances), im Namen des Königs: — Um vielen Uebeln und Unannehmlichkeiten zuvorzukommen, welche täglich dadurch veranlaſſt werden, daß viele Handwerker und Andre, die nicht zum Dienſt des Königs gehören, weder um ſeine Perſon noch im Kriegsweſen, ihren Bart wachſen laſſen, und nachdem ſie irgend eine Mordthat, Todtſchlag, Diebſtahl, Räuberey, oder andres Verbrechen, Unthat und Bosheit verübt, ihren beſagten Bart abnehmen, um dadurch ihr Wiedererkennen zu verhindern, damit man ihr Verbrechen, Unthat und Bosheit ihnen nicht erweiſen kann — hat befohlen und geboten und befiehlt und gebietet, Allen und Jeden weß Standes er ſey — die Edelleute jederzeit ausgenommen und oberwähnte zu des Königs perſönlichem und Kriegsdienſt Gehörige — unter Todesſtrafe, daß ſie binnen drey Tagen ihren obbeſagten Bart abnehmen ſollen.

Widrigenfalls dieſes innerhalb beſtimmter Zeit und nach ihrem Verlauf nicht geſchehen iſt, befiehlt beſagte Kammer den Hofgerichtsboten, Kommiſſaren des Chatelêt zu Paris und den berittenen und andern Sergeanten erwähnten Chatelêts, Jedweden zu ergreifen und ſowol in die Conciergerie als in das Gebäude des kleinen und großen Chatelêt zu Paris einzubringen, der gegenwärtiger Oedonanz und Gebote nicht gehorcht hat, und der Uebertretung ſchuldig befunden iſt. Und damit ſich keiner wegen Unwiſſenheit entſchuldigen kann, wird ſolches bekannt gemacht.

Sammlung von Ordonanzen unter Franz I. Paris 1557.

Hugo von Arborea.

Dieſer Hugo war ein Abkömmling des Hauſes Arborea, welches im zwölften Jahrhundert Sardinien zu erobern beygetragen hatte, und einer der Richter, die unter Piſas Oberherrſchaft die Inſel regierten. Dieſe wurden Fürſten genannt und übten fürſtliche Macht, ja Hugo führte damals einen glücklichen Krieg gegen Peter den Ceremoniöſen von Arragonien, einem Feind des Herzogs von Anjou, welcher ihm 1378 eine Geſandtſchaft zuſchickte, um ihn zu ſeinem Beytritt zu einem Angriff auf Majorka zu bewegen.

Das Gemählde von dem Hofe dieſes kleinen Fürſten, wie ihn Hr. Gaillard in ſeiner histoire de la Rivalité de la France et de l'Espagne uns darſtellt, iſt ſehr anziehend, und gleicht den jetzigen Sitten von Europa keineswegs. Dort ſah man keinen Luxus, keine Etiquette, die Freymüthigkeit wurde daſelbſt wohl bis zur Roheit geſteigert, aber Treuherzigkeit und Kraft ſtanden ihr zur Seite. Wie die Geſandten bey dem Richter von Arborea anlangten, ſagt Hr. Gaillard, fanden ſie ihn auf einem ſchlechten Ruhebett, mit weiſ-

Digitized by Google

ſen ledernen Halbſtiefeln nach ſardiniſcher Art, Zimmer und Bett von allem Schmucke entblößt. Dieſer Richter von Arborea war ein kühner, ſtolzer Inſulaner, der an der Politik keinen Theil nahm, der jeden Vertrag als eine heilige Verpflichtung anſah, und gar nicht daran dachte, daß es dergleichen geben könnte, welche man aus Vorſicht und auf gut Glück ſchließt.

Die Worte, welche er den Geſandten des Herzogs von Anjou, der ſchon früher eine Geſandtſchaft an ihn hatte ergehen laſſen, erwiderte, paſſen nicht in die diplomatiſche Sprache unſerer Zeit. „Ich bin, ſagte er zu ihnen, ſehr unzufrieden mit euerm Herrn, er hat ſein Wort gebrochen. Iſt es nicht ſchändlich, daß ein Königsſohn ſein Verſprechen nicht hält? Er unterhandelte mit dem König von Arragonien, indeß er ſich mit mir in ein Bündniß einließ. Eben dieſer König von Arragonien hat auch mir, um Frieden zu unterhandeln, Geſandte geſchickt. Ich habe ihnen gar kein Gehör gegönnt; ich kenne das nicht, daß man mit ſeinen Feinden zum Nachtheil ſeiner Freunde in Unterhandlungen eingebe."

Mit dieſer Politik würde Hugo heut zu Tage für einen Sonderling gehalten, und auch zu ſeiner Zeit ſtand er ziemlich vereinzelt. Peter von Arragonien beſtrebte ſich beſonders wenig, ihm zu gleichen. Die Geſandtſchaft, deren Hugo erwähnt, war beauftragt geweſen, ihm den Sohn des Herzogs von Anjou zum Gatten ſeiner Tochter vorzuſchlagen. Man hätte denken ſollen, ſo ein Anerbieten müſſte einen kleinen Fürſten, den die übrigen Mächte für einen Abenteurer hielten, geſchmeichelt haben; allein folgendes war ſeine Antwort: „Mit dieſem Vorſchlag beabſichtigt ihr eine neue Schurkerey, und er iſt in ſich ſelbſt ein Spott und Hohn. Meine Tochter iſt mannbar, euer Sohn iſt nur ein Jahr alt. Ich will meine Kinder bey meinen Lebzeiten verheirathet ſehen, und meine Enkel ſollen meine alten Tage verſüßen."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, den 4. Juni.

Was es mit unſerer neuen Tragödie Claus Störtebecker (Stürzebecher), auf ſich hat? Ei nun, es iſt ein vaterländiſches Trauerſpiel, enthaltend die Enthauptung eines Corſaren, ſchon einmal von d'Arien dramatiſirt, und jetzt wieder aufgewärmt. Es iſt ein Schau- Mord- Geiſter- und Lärm-Spiel, welches die Galerie drey oder vier Mal enthuſiasmirt hat, aber die Aufmerkſamkeit des Leſers gewiß auf der dritten oder vierten Seite ſchon paralyſiren würde. Man kann der hieſigen Direktion es nicht verdenken, wenn ſie bisweilen dem Plebs aller Stände dergleichen Zugpflaſter oder Schröpfköpfe auf den Beutel ſetzt; aber daß ſie den Taſſo (und er wurde recht brav gegeben) gleich nach dem erſten Mal wieder bey Seite legte, weil das Haus nicht ganz voll war, das iſt nicht zu billigen, weniger noch, als früher die Beyſeitlegung des Yngurd: denn den gab man nur wegen der Mad. Schröder aus Wien, und kann ihn ohne dieſe nicht wohl beſetzen, hatte ihn auch nicht einmal dekorirt und bekleidet, wie ſich's gehört, weil man das vorher wuſſte, und die Ausſtattung zuviel gekoſtet hätte. Aber mit Taſſo iſt das ganz anders, ſo ein Stück macht ſich nicht auf Einmal ein großes Publikum, und will man gleich ablaſſen, wenn nicht der Zettel ſchon zieht; ſo muß man ganz ablaſſen von der höheren Kunſt, und ſich an die Stürzebecher, Fualdezmorde ꝛc. halten. A propos des letzteren, der über Wien unter dem Namen: Schreckensnacht auf Schloß Paluzzi, auch hieher kam (eine Nachgeburt des famöſen Hundes); ſo fiel dieſer Fualdezmord, Dank ſey es dem beſſeren Geſchmack, total durch, er empörte: aber ſollte man es glauben, der ungenannte Wiener Dramenſex, der unter Zeitungsſchreibern guten Anhang zu haben ſcheint, war ſo gut hier berathen und bevorwundet, daß ein Journaliſtenlärm die Direktion zwang, das Stück noch Einmal (zum aller letzten Male) zu Markte zu bringen. Ein öffentliches Blatt hatte die Unverſchämtheit, dieſe Schreckensnacht mit der Schuld zu vergleichen, um ihr das Wort zu reden: ungefähr eben ſo vernünftig, als wenn man paniſches und tragiſches Schrecken für Eins halten wollte. Hr. Schmale aus Caſſel macht hier noch zur Zeit nicht viel. Der Gaſt aus Leipzig, Hr. Stein, war ein Stein des Anſtoßes, und nicht blos wegen des Dialekts; ſein naturaliſirend Spiel paſſt nicht unter Schröders ſtreng erzogene Schüler. Der Sänger Klengel von dorther, gefiel im Durchſchnitt, aber er machte nicht Sänger-Furore was freylich oft von großen Zufälligkeiten abhängt.

Dresden, am 3. Juni.

(Beſchluß.)

Als beſonders gelungene Vorſtellungen zeichnen wir die beyden Abende der Piccolomini und Wallenſteins Tod aus, wo Herr Hellwig in der Hauptrolle neue Beweiſe ſeiner Virtuoſität gab, und würdig ihm zur Seite ſtanden Hr. Werdy als Buttler, und Hr. Burmeiſter als Octavio, ſo wie die Frauen Schirmer, Werdy und Hartwig als Thekla, Herzoginn und Terzky; ſo wie auch Donna Diana, eine der gedachteſten Darſtellungen unſrer holden Schirmer und des Hrn. Julius war. In Johanna von Arc verſuchte ſich Fräul. Schubert als Johanna, und leiſtete beſonders in den ruhigern Stellen, manches Gute. Hr. Gern, vom Berliner Theater, hat bis geſtern drey Gaſtrollen gegeben. Uns hat er geſtern als Kaufmann Herb im Amerikaner am Beſten gefallen. Eine gewiſſe Monotonie ſcheint in ſeinen Leiſtungen ſtörend zu ſeyn, doch ſieht man überall das Studium nach Iffland, welchem aber die höhere feine Komik mehr von innen herauskam, als daß er ſie ſich von außen her angeeignet haben ſollte. Immer aber zeigt ſich Hr. Gern als ein ſehr verdienſtlicher Schauſpieler. Auch Frau Beutler aus München hat im häuslichen Zwiſt, und die Elsbeth im Grafen von Burgund geſpielt. Letztere Rolle ſagte ihr nicht recht zu, in erſterer war ihr angenehmes Organ und unbefangenes Spiel zu loben.

Die italieniſche Oper gab nichts Neues, war aber von den zahlreichen Fremden, die jetzt hier eintreffen, ſehr beſucht und belobt. Beſonders gefallen die Wiederholungen der Gazza ladra (diebiſche Elſter) von Roſſini; die Ouvertüre und das Final des dritten Akts ſind aber auch mit hinreißender Genialität gearbeitet, und werden hier mit einer Vollendung ausgeführt, die nichts zu wünſchen übrig läſſt.

Eine junge Sängerinn aus Venedig Carlotta Marinoni gab am 4. Juni ein Konzert, das aber wenig beſucht war. Sie hat eine ſehr gute Manier, ihre Stimme iſt aber nicht ſtark, und ſie ſingt etwas durch die Zähne; doch ſind dieſe, ſo wie die Sängerinn ſelbſt, ſehr ſchön, und ſo gewinnt ſelbſt die kleine Unart Beyfall. Im Theater ließ ſich am 16. Mai Fräul. Sigl aus München hören. Ihre Jugend verſpricht viel Gutes, und ſie hat ſeit ſechs Jahren, wo wir ſie früher als Kind ſahen, recht wackere Fortſchritte gemacht. Was man von einem ſechsjährigen Violoncellſpieler, ihrem Bruder Eduard, erwarten könne, läſſt ſich denken, das leiſtete er denn nun auch. Nun, Kinder-Virtuoſen gehören einmal mit zum Zeitgeiſte!

—f.

Berichtigung.

In Nro. 133, Seite 531, Spalte 2, Zeile 19 von oben, muß es ſtatt „Ausſchwärzungen" heißen: Anſchwärzungen.

Nro. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Juli 1819.

> Möcht' ich wie auf Adlersflügeln,
> Hin zu euch ihr Höhen eilen,
> Ihr Höhn der Herrlichkeit!
> Mitgenoſſen jenes Erbes,
> Mitempfänger jener Krone,
> Meine Brüder leitet mich.
>
> Stabat Mater in der Klopſtock'ſchen Verdeutſchung.

Legende vom Tod der Marie, nach Pater Cochem erzählt.

(Dieſe Legende enthält den Gegenſtand eines der ſchönſten Gemählde, welche die Sammlung der Herren Boiſſerée jetzt in Stuttgart den Kunſtliebhabern zum Beſchauen darbietet. Das Gemählde ſtellt das Hinſcheiden der Jungfrau dar, von allem Gepränge und allen Symbolen der alten Kirche umgeben, welche den Sterbenden zum Sieger, und den Tod zu der Weihestunde der Unſterblichkeit machen. Die Bemerkung: die Liebhaberey für Legenden zu befördern, erwarte ich hier nicht. Ich ſuchte dieſe vorliegende auf, um mich in den Standpunkt des Mahlers zu ſetzen, welcher das rührende Gemählde, von dem hier die Rede iſt, geſchaffen hat. Wirklich glaube ich auch in ihr zu finden, was zu begeiſtern geeignet iſt. Ich erzähle ſie demnach nur in künſtleriſcher Hinſicht und bitte um ſo viel Theilnahme an einer dieſer alten katholiſchen Sage, wie alten ſkandinaviſchen und griechiſchen bewieſen wird; haben doch dieſe alle Künſtler der blühendſten Kunſtepoche des Weſten, ſo wie die griechiſchen ehemals die des Oſten, zu den unſterblichſten Werken begeiſtert. Wie nahe die kindlich fromme Erzählung vom Tode der Jungfrau dem einfältigen Herzen ſteht, möge der Leſer entſcheiden.)

Je länger Maria lebte, je mehr nahm ſie an Heiligkeit und Vollkommenheit zu, aber je glühender ward auch ihre Sehnſucht, ſich mit ihrem Sohn wieder vereinigt, ihn im himmliſchen Glanze zu ſehen. Wie ſie nun eines Tages, was ſie oft that, auf dem Oehlberge betete, dort wo ihr Geliebter die ſchrecklichſte Stunde ſeines hocherhabnen Amtes unter dem ſchmerzlichſten Kampfe verlebte, da ergriff ſie das Verlangen nach Wiederſehen ſo unbegrenzt, daß ihr Herz im Buſen empor ſtrebte. Innig bat ſie ihren Sohn: er möge ſie der Erde entrücken. Siehe da trat der Erzengel Gabriel zu ihr, mit allem himmliſchen Glanze bekleidet, ſeine Hände hielten einen Palmzweig, deſſen Blätter glänzten wie die Sterne des Firmaments. Er bezeigte ihr ſeine Ehrfurcht und ſprach: gegrüßet ſeyſt du Maria, du gebenedeyte Mutter meines Herrn! Derjenige, welcher der Welt Frieden brachte, läßt auch dir ſeinen Frieden entbieten. — Maria ſprach: Lieber Engel, was ſoll das bedeuten, daß du mich alſo freundlich begrüßeſt? — Da antwortete der Gottesbote: dein Sohn ſendet mich, dir zu verkünden, daß die Zeit nun da ſey, wo du zu ihm ſollſt gelangen, die dir bereitete Krone zu empfangen; denn alle Engel des Himmels verlangen deiner Ankunft. Ueber dieſe Botſchaft erfreute ſich Maria höchlich und ſagte der heiligſten Dreyfaltigkeit innigen Dank. Sie ſprach zu dem Engel: wenn ich habe Gnade funden vor den Augen meines Sohnes, ſo will ich ihn vor meinem Ende um drey Dinge gebeten haben: erſtlich, daß er in der Stunde meines Todes an meiner Seite zu ſeyn würdige; zweytens, daß ſeine Freunde, die Apoſtel, meinen Leichnam ins Grab legen; drittens, daß mir bey meinem Scheiden keine böſe Geiſter erſcheinen mögen. — Der Engel verkündete ihr ſogleich, daß ihre Bitten gewährt ſeyen, und ihre Anordnung vollzogen werde ſollte; dann reichte er ihr

Digitized by Google

den Palmzweig und ſprach: nimm hin dieſen Zweig von den Palmen des Paradieſes, zum Zeichen des Friedens zwiſchen allen deinen Feinden und dir. Er werde vor deinem Leichnam hergetragen, ſo wird kein böſer Geiſt ſich ihm nahen. — Nach dieſen Worten neigte der Engel ſein Antlitz und entſchwebte gen Himmel; die gebenedeyte Mutter aber ſank zur Erde und dankte frohlockend für dieſe freudige Botſchaft.

So bald ſie nach Hauſe kam, ließ ſie ihre Hütte reinigen und ihr Bettlein auf's ſorgfältigſte zieren; ſie bereitete auch alles, was ihr Leichnam und ihr Begräbniß bedürfen könnte, und rüſtete ſich zu ihrer Reiſe in die himmliſche Heimat. Bald darauf ward ſie ſo krank, daß ſie ihr Lager nicht mehr zu verlaſſen vermochte. Es war keine Krankheit des Körpers, die ſie niederwarf, ſondern das Feuer innigſter Sehnſucht nach ihrem Gotte, das ſie verzehrte. Dieſe wuchs auch dergeſtalt, daß ihre Kräfte bald ſchwanden.

An dieſem Tage predigte der heilige Johannes zu Epheſus und es ſank vor allem Volke eine lichte Wolke nieder, umhüllte ihn und trug ihn nach Jeruſalem vor die Hütte der Maria. Sie hieß ihn freundlich willkommen und ſagte ihm, daß ihr Sohn ihr durch ſeinen Engel ihren Tod über drey Tage verkündet habe. Dieſe Nachricht ging dem Apoſtel zu Herzen und er weinte unausſprechlich. Wie ſie nun noch zuſammen redeten, ſiehe da ſchwebten von allen Seiten die heiligen Apoſtel von lichten Wolken in den Lüften getragen einher, und fanden ſich an der Thüre der Jungfrau. Erſtaunt fragten ſie einer den Andern: um welcher Urſach willen führt uns Gott alſo durch Wunder zuſammen? dann gingen ſie herein zu der Mutter ihres Herrn, und da erfuhren ſie nur zu bald, was ihre Verſammlung bedeute.

Da ſaßen die heiligen Männer um das Bettlein der Jungfrau und hörten die Worte, die ſie ſprach; ſie verkündete tiefe Geheimniſſe der Gottheit und Dinge unendlicher Seligkeit, welche in den Herzen der Apoſtel das Feuer göttlicher Liebe entzündeten. Sie lag da in ihrem Bettlein wie eine Roſe in voller Blüthe und wie eine duftende Lilie in den Tagen des Frühlings. Alle ihre Reden und Geberden waren ſo holdſelig, daß man vermeinte, ſie ſey ſchon mit der ſeligen Schönheit bekleidet, und daß die Apoſtel ſie anſchauten mit unausſprechlicher Luſt.

Wie aber die dritte Stunde des dreyzehnten Tages im Monate Auguſt gekommen war, wurde Maria von der göttlichen Liebe dergeſtalt ergriffen, daß ſie bis in der dritten Nachtſtunde in einer Verzückung verblieb. In dieſer ſahe ſie ihren geliebten Sohn von tauſend Engeln im Lichtglanz umgeben, auch die heiligen Apoſtel ſahen ihn und alle gegenwärtige Fromme, und fielen auf ihr Angeſicht und beteten an. Jeſus aber trat zu dem Bettlein ſeiner treuſten Mutter, gab ihr einen liebevollen Kuß und ſagte: Sey gegrüßt, meine geliebteſte Mutter, und erfreue dich! denn nunmehr iſt die Stunde gekommen, die dich mit mir in das Paradies erheben ſoll. Maria erwiderte: Gebenedeyt ſeyſt du mein Herr und mein Gott, daß du mich würdigſt in der Stunde des Todes zu mir zu kommen. Aber, geliebteſter Sohn, tröſte auch deine armen Kinder, welche meines Abſcheidens wegen ſehr betrübt ſind. Lege deine Hand auf meine Hand, und gib ihnen deinen himmliſchen Segen. — Da nahm der Sohn ihre rechte Hand in ſeine göttliche Rechte und machte damit das Zeichen des Friedens über ſeine Jünger, und der Frieden drang in ihr Herz und erfüllte es mit unausſprechlicher Wonne.

Indeſſen ertönte die Luft leiſe, leiſe von der Engel himmliſchen Harmonien, und der Sohn ſagte den Apoſteln, wie ſie nach dem Hinſcheiden ſeiner geliebten Mutter ihren unbefleckten Leib in das Thal Joſaphat ſollten tragen, und in ein neues daſelbſt befindliches Felſengrab legen, dann drey Tage daſelbſt warten, bis er ſelbſt ihnen wieder erſchiene.

Da nun die Mitternachtsſtunde herbeykam, erfüllte der liebende Jeſus ſeiner Mutter demuthsvolles Herz mit ſo unnennbarem Entzücken, daß ſie ihr Sterben nicht wahrnahm. Schmerzlos ſchied ihre himmliſche Seele aus ihrem unbefleckten Leibe und neigte ſich zärtlich auf das Herz ihres göttlichen Sohns; der nahm ſie aber ganz freundlich in ſeine heiligſten Hände, und trug ſie in Begleitung all der tauſend Engel vor der Dreyfaltigkeit Thron.

Wie aber die Apoſtel ſahen, daß Maria todt ſey, fielen ſie nieder und weinten um ſie, wie liebreiche Kinder um die Mutter, und mit Verwunderung ſahen ſie ihren blühenden Leib an. Er war röthlich, als wenn er noch lebte, und ihr Fleiſch war friſch und zart wie eines Säuglings Fleiſch, und ihre Glieder weich und bewegbar. Kranke und Lahme und Blinde, die ſich nahten und ihn gläubig berührten, gingen geneſend davon.

Die Apoſtel aber trugen dieſen heilgen Leib nach dem Thale Joſaphat, ſo wie es verordnet war und legten ihn daſelbſt in das neue, in Felſen gehauene Grab; ſie ſtellten viele Kerzen um ihn her und beräucherten ihn mit Weihrauch und Spezereyen; dann ſangen ſie Lobgeſänge und zu ihnen geſellten ſich die Chöre zahlloſer Engel, die aus den Lüften ertönten.

Am dritten Tage (am funfzehnten Auguſt) wie die Apoſtel bey dem Grabe beteten, ſank eine lichte Wolke vor ihnen nieder, Wohlgerüche erfüllten das Gewölbe und Jeſus, von tauſend Engeln begleitet, trat zu ſeinen Jüngern und ſprach: was bedünket euch, womit ich meine Gebährerinn ehren ſolle? — ſie antworteten: Herr, deinen Dienern dünket, daß, gleich wie du mit Leib und Seele zum Himmel aufſtiegeſt, ſo auch deine Mutter wieder erweckt werden und neben dir aufſteigen ſollte. — Und der Herr ſprach: da habt ihr Recht! von der ich Fleiſch und Blut empfing, deren reiner Leib ſoll nicht verweſen, ſondern zu meiner Rechten

Digitized by Google

thronen im himmliſchen Reich. — Und ſiehe der ſtarke Engel Michael nahte mit Marias heiligſter Seele, und Jeſus rief dem Leichnam und ſpeach: komm her, du Geliebte, du Heiligthum der Glorie, du Gefäß des Lebens, du Tempel der Gottheit! Stehe auf von deinem Schlafe und erwache zum ewigen Leben. — Und er einigte die Seele mit dem Leibe und beyde traten glänzend aus des Gradeshohle hervor und ſie entſchwanden gen Himmel dem Auge der betenden, ſtaunenden Jünger.

Doch wer mahlt die Herrlichkeit, die dort Maria empfing? Keines Menſchen Sprache; denn was damals geſchah, war nicht irdiſch und fleiſchlich, ſondern himmliſch und göttlich. Eben ſo reichen alle Sprachen und Begriffe nicht aus, die Seligkeit der Maria zu ſchildern, wie ſie nun die Gottesſtadt zum Erſtenmal ſah, und wie der heiligſte Gott ſelbſt von ſeinem Throne ihr zurief: komm, meine Schweſter, komm meine Braut, komm vom Libanon, denn du ſollſt gekrönt werden.

Da brachten die Engel den Schmuck der Herrſchaft herbey. Das Kleid des ewigen Heils und die Krone mit den zwölf Sternen, und den Scepter der Herrſchaft. Die heilige Dreyfaltigkeit krönte ſie und kleidete ſie an und ſetzte ſie auf den Thron der ihr bereitet war, von Anbeginnen der Welt. Gott der Vater erfreute ſich ſeine geliebteſte Tochter zu brehren, Gott der Sohn erfreute ſich ſeine geliebteſte Mutter zu ſeiner Seite zu beſitzen, Gott der heilige Geiſt erfreute ſich ſeine allerliebſte Braut auf dem Thron der Herrlichkeit zu ſehen. Alle ſeraphiſche Geiſter wurden bey ihrem Anblick noch mehr in der Liebe Gottes entzündet, alle Engel und Heilige nahmen an Klarheit und Glückſeligkeit bey dem Siegesfeſt der Himmelsköniginn zu und der ganzen Menſchheit iſt in ihrem Leben, Sterben und in ihrer Erhöhung, Beyſpiel, Troſt und unausſprechliche Hoffnung verliehen.

Zoega an einen Freund. *)

Den 24. December.

Ich weiß nicht, was das iſt und ob ich's Neid nennen ſoll, das ich doch nicht gern möchte. Es ärgert mich, wenn ich Vortreflichkeit ſehe, die ich nicht erreichen kann, oder wenn ich einen Gedanken hatte, wo ich mir viel auf einbildete und finde denn, daß ein anderer ihn vor mir gedacht hat, wahrer, fruchtbarer gedacht hat. Das verbittert mir manchen Genuß, und könnte mich ſelbſt dafür haſſen. Ich ſchlag mich oft vor die Stirn, ſpotte mein ſelbſt mit Bitterkeit. Daß ich Wurm mich meſſen will mit den erſten unter den Menſchen! Und doch muß ich; und ſagte mir jemand, daß ich ewig zu kurz fallen würde, ſo müßte ich ihn haſſen.

Den 25. December.

Geſtern erhielt ich ein Schreiben von meinem Vater, voll von Vorwürfen, wie ich das denn nicht anders erwartete und auch nicht anders ſeyn kann; denn wir kontraſtiren, und nun die Dinge nicht nach Erwartung ausgefallen ſind, mißfällt ihm alles an mir. Gleichgültig kann mir's nicht ſeyn, das verſteht ſich: ich habe meinen Vater immer geliebt und verehrt, thue das noch, weiß was ich ihm ſchuldig bin, und das Gefühl liegt tief. Aber ich darf, ich muß nichts thun, das ich meiner unwürdig achtete, mich nicht in Connexionen einlaſſen, die meinem Naturell entgegen ſind. Für mich iſt nur ein Weg auf Erden, den will ich gehen, will mich nicht von ihren Conventionsbegriffen herumtreiben laſſen, die für jedermann wahr ſeyn können, für mich nicht, und die dem Menſchen jeden eigenthümlichen Werth, jede innere Glückſeligkeit rauben. Ich habe mit Ehrfurcht und Entſchloſſenheit geantwortet, ſo viel als nebeneinander beſtehn kann. Ich bin jetzt feſt und unerſchütterlich, muß das auch ſeyn; denn allmählig habe ich mit der ganzen Welt gebrochen, ſtehe ganz allein gegen ſie alle. Und ſo iſt es recht, war nothwendig, daß es ſo würde. Bisweilen grauſt mir's wohl ein wenig um die Scheitel; aber im Ganzen iſt mir's doch wohl dabey. Mein Geiſt iſt rege, ich wollt' wohl einen Felſen aufhalten, der über mich ſtürzte. Wunderbar iſt es um die Natur des Menſchen, wie ſeine Kräfte unter Laſten wachſen, ſtreben mit doppelter Gewalt empor und fühlt in ſich, was ihm ſonſt nicht ahnete. Man ſagt ſo etwas vom Palmbaum, das ich gar wohl begreife. Nur raſch einhergeſtanden und entgegengeſtämmt und gearbeitet, bis der Tag der Vollendung kommt. Manchmal iſt mein Auge ſo hell, daß es durch all die dicken Wolken hindurch dringt, wie's dahinten tagt zu einem neuen Daſeyn, und iſt alles ſo licht und ſo freundlich. Ich weiß gewiß, daß das keine Träume ſind, daß der Menſch viel hingeben kann und dennoch nicht verlieren. Nur daß wir den großen Vorſatz faſſen, ſammeln all unſer Weſen zu Einem hohen unſterblichen Zwecke und folgen getreu dem Genius, der unſer Führer ſeyn ſoll durch die Regionen der Finſterniß.

Wer das Glück hat führt die Braut heim.

Wir haben einmal in einem deutſchen Journal einige Notizen von den ärmlichen Vortheilen geleſen, den einige der größten Geiſter unſrer Literatur für ihre Geiſtesarbeiten erhielten, ſpäterhin hat auch Einer und der Andre „die Braut heimgeführt.“ — Folgende Beyſpiele mögen unſern Leſern einige Beweiſe ſolcher Glücklichen auf der brittiſchen Inſel geben, da ſie ſich grade auch von ihr in Otway, Savage und manches Andern Schickſal des Gegentheils erinnern können.

Wie der berühmte Fielding, deſſen Haus ſehr ſchlecht beſtellt war, ſeinen Tom Jones geſchrieben hatte, war er auf

*) Aus der von Hrn. Prof. Welcker in Göttingen bearbeiteten Biographie Georg Zoega's.

Digitized by Google

dem Punkt, ihn einem kleinen Londner Buchhändler für fünf und zwanzig Pfund zu verkaufen, (lieber Leſer, das ſind wenigſtens 275 Gulden; da wird mancher deutſcher — Nicht-Fielding, aber doch Romanſchreiber, wie Sganarel rufen: eh le pauvre homme!) als Thompſon, der Dichter der Jahrszeiten, etwas davon zu leſen bekam und ihn aufforderte, den Vertrag aufzuheben. Thompſon ſprach mit Andreas Millar, einem der größten damaligen Buchhändler, von dem Werke, und dieſer ſagte beym erſten Beſuche zu Fielding: ich gebe Ihnen 200 Pfund aber mehr keinen Heller (2200 fl.) Fielding war entzückt und ſchloß den Handel unverzüglich ab. Millar betrug ſich aber wacker gegen Fielding, denn er ſchoß ihm alles Geld vor, das er bedurfte, und kurze Zeit vor ſeinem Tode gab er ihm alle ſeine Quittungen, die über 2500 Pfund betrugen (27500 fl.) zerriſſen zurück.

Barow erhielt von ſeinem Buchhändler für den erſten Theil ſeiner Reiſen 800 Pfund (8800 fl.) Roscoë verkaufte ſeine Handſchrift der Geſchichte des Hauſes Medici für 1500 Pfund (16500 fl.) Strachan und Cadell, Buchhändler in London, bezahlten Robertſons Geſchichte Kaiſer Carl V. in vier Bänden, mit 4000 Pfund (44000 fl.) For endlich erhielt von einem Buchhändler das Anerbieten ihm für ſeine unvollendete Geſchichte des Hauſes Stuart 10000 Pfund (110,000 fl.) zu zahlen.

Doch genug, um ſchwere Autorherzen zu machen!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neuenburg, May.

Die kirchlichen Fehden der Nachbarn in Genf erregen auch bey uns Aufmerkſamkeit und Theilnahme, die einen unſerer älteſten Geiſtlichen, den geweſenen Stadtpfarrer, Hr. Henri David Chaillet, als Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Theilen aufzutreten bewogen haben. Er that dieß in einem Schreiben an den Genferiſchen Pfarrer, Hrn. Cellérier, welcher zu Anfang des Jahrs ſich durch einen neuen Abdruck des helvetiſchen Glaubensbekenntniſſes als Anhänger deſſelben erklärt und dadurch mit der Mehrzahl ſeiner Amtsgenoſſen in Widerſpruch geſetzt hatte. Weil indeß das Schreiben ſeinen Zweck nicht erreichte und die verſuchte Ausgleichung mißglückte, ſo ließ ſein Verfaſſer daſſelbe nun mit einer Nachſchrift begleitet drucken (De la simplicité de le doctrine chrétienne, per H. D. Cheillot. Noufchetel chez Wolfreth, 48 S. 8.), als eine Berufung, wie es ſcheint, an das Publikum, welches das urſprüngliche Wohlmeinen nicht verkennen, aber ſich vermuthlich über das Mißlingen der guten Abſicht eben ſo wenig wundern dürfte. Hr. Chaillet fängt damit an, beyden Theilen Recht zu geben, wie die Vermittler gewöhnlich thun; in der Hauptſache nur verſteht es ſich, und mit dem Vorbehalte, hernach jedem Theil ſein beſonderes Unrecht nachzuweiſen. Die Ankläger gegen die Genferiſche Irrgläubigkeit haben (meint er) wohl recht, wenn ſie ſagen, der Clerus dieſer Stadt ſey auf die ihm ſeit 00 Jahren gemachten Beſchuldigungen eine offene und unzweydeutige Antwort immer noch ſchuldig geblieben; ſie haben aber Unrecht, wenn ſie den Verirrungen ſchlimme Abſichten und weitausſehende irreligioſe Plane unterlegen. Der Clerus von Genf hat Recht, wenn er die in's Predigtamt aufgenommenen Candidaten verpflichtet, gewiſſe dunkle und leicht zu argen Mißverſtändniſſen führende Lehrſätze in ihren Kanzel-Vorträgen unberührt zu laſſen; er hat hingegen Unrecht, wenn er alle Glaubens-Formeln verwirft und die Religions-Wahrheiten, zu denen er ſich bekennt, nicht klar und vollſtändig ausſprechen will.

Der ehrwürdige Vernet hatte darin gefehlt, daß er, um die Vernünftler (les reisonneurs) mit dem Evangelium zu verſöhnen, in ſeiner Schrift über die Gottheit Chriſti, Dinge erklären und begreiflich machen wollte, die für uns völlig unbegreiflich ſind, und der vortreffliche Bonnet, dem Hr. Chaillet über ſeine Erklärung der Wunder und Prophezeiungen einſt einige Bedenken eröffnete, antwortete ihm gutmüthig: „Machen Sie damit, was Sie wollen; ich lege gar keinen Werth darauf; aber um den Wahrheiten der Religion Eingang zu verſchaffen, ſchien mir, eine philoſophiſche Tünche heutzutage unentbehrliche Zugabe zu ſeyn.“ Im Grund, fährt Hr. Chaillet fort, iſt's die Theologie, die der Religion den meiſten Abbruch gethan hat, indem durch ſie jene Einfachheit des Evangeliums verdrängt ward, die ſich dem kindlichen und unbefangenen Gemüth am leichteſten offenbart; die Auslegungskunſt (Exegese), welche ſo verderbliche Früchte trug, hat jene Einfachheit vollends zu Grunde gerichtet, und es verhält ſich damit anders nicht, als wie mit den Commentaren über einen Dichter: Iſt der Commentator ein geiſtreicher Mann, ſo wird er die Schönheiten des Buches herausheben und fühlbar machen; iſt er hingegen verwegen und neuerungsluſtig, ſo wird er ſeinen Text entſtellen und verdrehen. Jene Einfachheit ſelbſt, auf die Hr. Chaillet zurückweiſt, will mehr gefühlt als philoſophiſch erklärt ſeyn; ſie dürfte am Ende wohl unerklärbar erfunden werden (peut-être est-elle indefinisseble) Und dennoch will der Verf. nun ein Glaubens-Formular haben, das die Lehrer der proteſtantiſchen Kirche unterſchreiben ſollen, damit der Vorwurf eines blos negativen Syſtemes ihnen nicht länger gemacht werden könne. Der große Fehler älterer Glaubens-Formeln war ihr Erklären unerklärbarer Dinge; um dieſen Fehler zu vermeiden, ſpricht das Formular, welches Hr. Ch. entworfen hat, zunächſt jene allen Religionen gemeinſame Grundwahrheiten aus, welche der vernünftige Menſch als des Schöpfers ſchönſte Gabe anerkennt, dann aber auch die Dogmen der Chriſtenlehre — von Erbſünde, Genugthuung, Gnadenwahl, Ewigkeit der Strafen u. ſ. w., jedes mit einem ziemlich ſtark paraphraſirten Zuſatz, der anders nichts ſagt, als: ich glaube und forſche nicht nach dem Wie und Warum — in Dingen, die für mich unerforſchlich und undurchdringlich ſind... Am Schluſſe beruft er ſich auf eine Stelle bey Balzac, die mehr werth ſey, als ſein eigener ganzer Brief... „Pour moi (ſo lautet ſie) il me semble que la timidité et le discrétion de notre ignorence plairoit bien devantage à Dieu, que la hardiesse et l'insolence de notre doctrine, et qu'il aimeroit bien mieux un silence paisible et plein de douceur, qu'une guerre de paroles aigres, dans laquelle il est très difficilé de seuver la charité.“ — Wer möchte dieß nicht recht ſchön finden, um ſo mehr denn aber auch bedauern, daß Hr. Chaillet, die Milde und Schonung, die in ſeinem Briefe faſt durchaus herrſchen, und jene chriſtliche Liebe, die das beſcheidene Schweigen dem anmaßenden Tadel vorzieht — in ſeiner Nachſchrift nun ſo weit vergißt, daß er mit proteſtantiſchen Jacobinern um ſich wirft, denen er redliche Katholiken hundertmal vorzieht, und von einem ſocinianiſchen Magiſtrat ſpricht, deſſen Beyfall einen ſocinianiſchen Clerus nicht rechtfertigen könne!

Digitized by Google

Nro. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Juli 1819.

Auch iſt ja die Hiſtoria
Aus Wahrheit nicht geſponnen.
Doch webt ich drein Moralia;
Die hab ich nicht erſonnen.

Bürger.

Die luſtigen Leute von Knöringen. *)

Es war ein herrlicher Junius, die Roſen blühten und die Kirſchen reiften und alles lebte in der üppigſten Pflanzenfülle und Sonnenwärme. Dieſe Herrlichkeit bot auch den Bewohnern von Reiſersburg am Donauſtrom den frohſten Genuß. Dort hauste ein ehmaliger Ordenscomthur, der eine verwittwete Schweſter mit ihren zwey Töchtern zu ſich genommen und für ſie ſo geſorgt hatte, daß er neben der ſtrengſten Beobachtung ſeines Gelübdes Vater-Freude durch die kindlichſte Dankbarkeit ſeiner Nichten genoß. Nanny, die jüngſte Nichte, war Braut eines jungen Gutsnachbars, der aus dem gewöhnlichen Bildungsgange ſeines Standes doch einen gewiſſen Zweifel übrig behalten hatte: ob rückſichtlich dieſes Standes „alles was da iſt, recht ſey.“ Seit er verliebt war, grübelte er aber darüber nicht viel mehr nach, ſondern genoß das Glück Bräutigam eines ſchönen Mädchens und nur eine Stunde von ihrem Wohnort entfernt zu ſeyn. Dieſe Nähe machte den Brautſtand zu einer wahren Idylle! Es war Oswald erlaubt, jeden Abend nach Reiſersburg hinüber zu reiten und den freundlichen Kreis um den heitern Oheim zu vermehren.

Nanny und ihre Schweſter waren bisher nach Fräulein Art recht erträglich erzogen worden; früherhin durch eine gutmüthige Neuchatellerinn auf dem Landgut ihres Vaters einfach und fleißig, ſpäter in einer Münchner Penſion ein einziges Jahr, um Anſtand und ſchöne Künſte zu lernen; ſeitdem bemühte ſich der Oheim Comthur, ihnen etwas Kenntniſſe und klaren Sinn beyzubringen, lehrte ſie deßhalb die Geſchichten der Menſchen, die Natur der Erde und ihres eignen Herzens. Jetzt hielt er nun das Loos ſeiner Nanny für geſichert, die aus den Armen der Mutter in die eines redlichen Mannes übergehen ſollte, unter deſſen Schutz ſie in die große Welt eingeführt, neben häuslichen und wahrſcheinlich Mutterpflichten, nicht mehr ſich in ihr zu verlieren Gefahr lief.

Oswald ſäete aber, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, etwas Unkraut in ſeinen Walzen. — Fouqué's Geſchichten und was da hinein ſchlägt, waren eben der Gegenſtand der Bewundrung von jungen und betagten Phantaſten, und Oswald hatte ſeiner Nanny und ihrer Schweſter bald ein unbegrenztes Entzücken über dieſe Gattung von Dichtkunſt eingeflößt. Des Oheims Plutarch verlor alles Intereſſe, ſeine Vorträge über den unendlichen Himmel und das unergründliche Menſchenherz machten Langeweile. — Abende lang las man ſich die romantiſchen Herrlichkeiten vor, ſah auf den Donau-Wellen die Undine ſchweben, fand zwiſchen dem Kaplan und Kleinmeiſter die größte Aehnlichkeit, putzte ſich mit Helmbüſchen, Feldbinden und dergleichen heraus, band einem Haushahn Füße und Flügel zuſammen, damit er geduldig einen Falken agirte und ſtellte Tableaus aus dem

*) Knöringen iſt ein Dorf an der Heerſtraße von Ulm nach Augsburg, aus dem viele Einwohner als Fiedler im Lande umherziehen. In der Gegend nennt man ſie wirklich die luſtigen Leute von Knöringen, weil man dort immer geigen hört, wie mancher Reiſende wahrgenommen haben kann.

Digitized by Google

Zauberring vor. Der Comthur hörte die erſte und zweyte Lektüre dieſer Gattung mit Vergnügen, den dritten und vierten Roman derſelben nannte er das neue Lied vom alten Pfannenſchmied, beym fünften ſuchte er dem jungen Mann die Vernunftwidrigkeit einer ſolchen Nachahmerey — nicht einer hiſtoriſchen Zeit, ſondern einer geſchraubten Poeterey über eine ſehr unpoetiſche Zeit, darzuthun, empfahl ihm den Amadis de Gaules und Tiran le Blanc als den Grundtext aller dieſer eingeſchnürten Helden und graziöſen Damen und begab ſich, wie auch das nicht helfen wollte, ſo bald die Ritterromane auf den Tiſch gelegt wurden, in ſein Zimmer. — Die Mutter, Frau von Helm, ließ die jungen Leute dem Anſchein nach treiben was ſie wollten, warf aber hie und da eine beißende Bemerkung in ihre poetiſche Freude, bey der es Oswald unheimlich ward, die Mädchen aber, da ſie der Mutter liebevolles Herz ſo gut kannten wie ihre ſcharfe Zunge, lieſſen ſich davon gar nicht ſtören.

Das gewöhnliche Verſammlungsplätzchen der jungen Leute war eine kleine Bucht unten am Donau-Ufer gelegen. Der Comthur hatte hier Sitze und Lauben bereitet, das hohe Lehmufer ſah, von der Sonnenhitze geſprengt, wie Felſenmaſſen aus, die Wellen plätſcherten über bemooste Steine. Oswald und Nanny ſahen ſich einander in die Augen, Schweſter Wallis ſah in die Himmelsbläue und dachte an vielerley, weil ſie Niemand in die Augen zu ſehen hatte; da rief ſie die Mutter eines Tages aus dem hohen Schloßfenſter in des Oheims Zimmer herauf. Wallis folgte dem Ruf und fand Oheim und Mutter welche eben erſt erbrochne Briefe in der Hand hatten. Wallis, fing der Comthur an, erinnerſt Du Dich noch des kleinen Hochwalds, der in München ſo viel bey uns war? — Vetter Irwin? O gewiß! der war ja immer ſo trotzig wie ein Catalonier. — Ja, das war er, ein tüchtiger Junge, und iſt ein wackrer Jüngling geworden, wie man ſagt. Nun ſieh, Deine Mutter und ich haben Familien-Urſachen, warum wir ſehr wünſchten, Du würdeſt ſeine Frau; wir haltens aber für unedel, auch das Geringſte über Dich zu beſchließen, ohne Dein Wiſſen. Du biſt gar nicht gebunden; da Du aber, durch Deiner Schweſter nahe Hochzeit anfängſt ſehr viel mehr Menſchen zu ſehen, haben wir Dir unſre Wünſche mittheilen wollen, weil ſie beytragen können, Dein Herz vor unbewachten Eindrücken zu hüten. Wenn Irwin zu Nannys Hochzeit kommt, wird es ſich zeigen, ob ihr euch gefallt. — Was ſonſt noch Vernünftiges und Erläuterndes über dieſen Plan geſprochen ward, gehört nicht hieher. Wallis war ſehr betroffen über eine Nachricht, die ihr Köpfchen ganz ausfüllte, ohne ihr eigentlich zu denken zu geben. Aus des Oheims Reden ſetzte ſie ſich von Irwin das Bild eines hohen ſtrengen Ritters zuſammen. Bald ward er zu einem Fako und nun ſpielte ſie alle Mädchen-Rollen von Fouque's reicher Einbildungskraft mit ihm durch.

Die jungen Leute laſen jetzt eben „Sängerliebe." In ihrem Gehirn ſpukte es von Afrikanern, Provenzalen, Troubadours und Minneſängern. Sie kamen Abends nicht von den Schloßthürmen fort und Oswalds Reitknecht verſicherte ſeinen Herrn, daß Alis Vorderbeine nicht wieder grade und Barkas Hinterfüße bald ſteif würden, weil die Thiere jeden Abend ſtundenweis im Nachtthau ihres Herrn Abſchied erwarten muſſten. Eines Abends weilte der Oheim in dem Familienkreis, er ſcherzte ſo heiter, daß Wallis, in deren Ridicül die Sängerliebe ſtack, nicht das Herz hatte, durch ihre Erſcheinung den Oheim zu verjagen. Man ſaß am Fuß einer alten Warte, die an der Morgenſeite des Schloſſes der älteſte Ueberreſt des Raubneſtes war, von wo aus in dem herrlichen Mittelalter, die Herrn von Reiſersburg die Augsburger Kaufleute niedergeworfen, oder die Budesheimer Ritter abgewehrt hatten. Plötzlich hörten ſie Harfenton und Stimmenklang und die Geſellſchaft erblickte unten im Dorf unter einem großen Birnbaum einen alten Mann mit einem jungen Mädchen, das zu ſeiner Harfe ſang. Die Bauern ſammelten ſich um ſie her, der Wirth der nahen Schenke brachte ihnen einen Krug Bier, ein paar Bäuerinnen reichten ihnen Speiſe und die Kinder tanzten zu dem fröhlichen Lied. Oswald und die Mädchen waren entzückt! Das war ein Gemählde aus der herrlichen Zeit deutſcher Einfalt und Kraft. Der Comthur ſagte ſpottend: „Ey, ſo mache es doch lieber zu einem Auftritt deutſcher Gaſtfreyheit; ſende ein weiſſes Rößlein hinab und laß den ſaubern Troubadour herauf reiten, damit die Schloßfräulein ihn bewundern und loben."

(Die Fortſetzung folgt.)

Jean-Claude Delamétherie.

(Geb. am 4. Sept. 1743 im Städtchen Clayette des Bezirks Maçon; geſt. zu Paris am 1. Juli 1817.)

(Nach Herr de Blainville's Notiz über ſein Leben und ſeine Schriften.)

Delamétherie's Vater und Großvater waren ausübende Aerzte in dem franzöſiſchen Städtchen Clayette geweſen; ſeine rechtſchaffnen und wohlhabenden Eltern lieſſen ihn bis in's funfzehnte Jahr durch Privatlehrer in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften unterrichten. Die häusliche Erziehung beförderte den Hang zu ſtillem Nachdenken und den ernſten an Melancholie gränzenden Charakter des Knaben, der an den gewohnten Jugendfreuden kein Vergnügen fand und deſto lieber ſich mit ernſten Leſereyen, mit Rollin, Pluche u. ſ. w. beſchäftigte. Dieſe vorherrſchende Neigung war es vermuthlich, die den Vater beſtimmte, ſeinen Sohn dem geiſtlichen Stande zu widmen. Dafür ward er im funfzehnten Jahr nach Thiers in Auvergne in eine Art Se-

minar geſandt, wo er drey Jahre durch ſogenannte Rhetorik und Philoſophie lernte, und alsdann im achtzehnten Jahr ſeinen ältern Bruder, welcher als Arzt die akademiſchen Würden erhalten ſollte, nach Paris begleitete. In der Sorbonne ſetzte er hier ſeine theologiſchen Studien fort und empfing auch im St. Ludwigs Seminar die vier untern Weihen. Der Mann, welcher ſpäter, in trauriger Selbſttäuſchung, von dem Nichtdaſeyn eines höchſten Weſens vollkommen überzeugt zu ſeyn glaubte und überall nur nothwendige Reſultate allgemeiner Naturgeſetze anerkennen wollte, hatte demnach viele Jahre Theologie ſtudiert und war auf dem Punkt geſtanden, Prieſter zu werden. Es hinderte ihn daran wirklich nur der unvorgeſehene Tod ſeines ältern Bruders. Durch dieſen ward er beſtimmt, die Theologie mit der Medicin zu vertauſchen, ſo daß er im zwey und zwanzigſten Altersjahre zu dieſer überging. Ihr Studium und dasjenige der phyſikaliſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften, die ihre Grundlage bilden, verſtärkten neuerdings jenen vorherrſchenden Hang zur Philoſophie. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien kehrte Delamétherie im acht und zwanzigſten Altersjahre in's väterliche Haus zurück, wo er bis in's Jahr 1780 als praktiſcher Arzt lebte. Von der Ausübung der Heilkunſt zog ihn jedoch bald die überwiegende Neigung zur Theorie und Spekulation zurück, und die Ungewißheit ſeiner Wiſſenſchaft, über deren Beſtimmung und Weſen er mit ſich ſelbſt nie einig geworden zu ſeyn ſcheint, diente ihm als Grund oder Vorwand, auf den ärztlichen Beruf am Ende ganz zu verzichten.

Er hatte in den damals beliebten phyſikaliſchen Lehrſätzen der Madame des Chaſtelet geleſen, daß Leibnitz die Wahrſcheinlichkeitsrechnung auf die Metaphyſik anzuwenden verſucht habe. Dieſen Gedanken (er hat ihn bis an ſein Lebensende und bis zum höchſten Uebermaße zu Ehren gezogen) faſſte er mit ausnehmender Liebe auf und wandte ihn auch in dem erſten ſeiner zum Druck beſtimmten Werke an, womit er ſich ſchon im Seminar als ſechszehnjähriger Jüngling beſchäftigte, das aber erſt im Jahr 1776 vollendet ward. In Frankreich machte die Cenſur den Druck des Buches unmöglich und auch in Amſterdam, wo damals Marc-Michel Rey die Zuflucht der franzöſiſchen Freydenker war, wurde jener, vermuthlich doch mehr um des noch unbekannten Namens ſeines Verfaſſers als um des gewagten Inhaltes willen, verweigert, ſo daß das Buch erſt im Jahr 1778 zu Genf unter dem Titel: Essai sur les principes de la philosophie naturelle zu Tage kam. Erweitert und zum Theil umgearbeitet ward es wieder im Jahr 1787 und nochmals im Jahr 1805 gedruckt. Der ſeltſame Widerſpruch mit ſich ſelbſt, dem zu Folge Delamétherie ſtets nur Thatſachen verlangte und dieſe für die einzig zuläſſige Grundlage unſerer Kenntniſſe ausgab, während er ſich faſt immer nur mit der Auflöſung ſolcher Fragen beſchäftigte, die auf oder jenſeits der Grenze unſerer Erkenntniß oder Faſſungskraft liegen, iſt bereits in dieſen Elementen der Naturphiloſophie offenbar, die das Vorbild und Muſter der meiſten ſeiner ſpätern Schriften geblieben ſind.

Aus faſt gleichen Gründen ungefähr, um deren willen er den ehrenvollen Beruf des ausübenden Arztes gegen die bequemere Beſchäftigung des ſpekulativen Denkers vertauſchte, verzichtete er auch planmäſſig auf den Eheſtand. Sein verſtändiger Vater hatte ihn wiederholt dazu aufgemuntert; er aber lehnte die Zumuthung beharrlich ab, theils (ſagte er) weil dadurch ſeine literariſchen Arbeiten unterbrochen würden, theils, weil er ſtets der Meinung geweſen ſey quod nemo vitam acciperet, si daretur volentibus (daß Niemand möchte geboren werden, wenn man ihn vorher darum fragen würde.) In dieſer beklagenswerthen Gemüthsſtimmung that Hr. Delamétherie freywillig und zum Vortheil der häuslichen Einrichtung eines jüngern Bruders, gegen die Zuſicherung eines Jahrgehalts von einhundert Louisd'ors, auf ſein Erbtheil Verzicht, und als bald darauf ſein Vater ſtarb, verſetzte er ſeinen Wohnſitz nach Paris und bewarb ſich hier eifrig um die Gunſt und den Umgang der Diderot, d'Alembert und der übrigen damals berühmten Philoſophen. Er gab um dieſe Zeit, nämlich um's Jahr 1780, ſeine Vues physiologiques heraus, und ward Mitarbeiter an dem ſeit dem Jahr 1771 durch den Abbé Rozier gegründeten Journal de Physique et d'Histoire naturelle. In einer dieſer Zeitſchrift einverleibten Abhandlung (März und April 1781) über Criſtalliſation, verſuchte er die Erzeugung der Thiere und der Pflanzen, durch dieſe Erſcheinung zu erklären und auch in dieſe Idee verliebte er ſich nun dermaßen, daß er ungefähr alle Erſcheinungen der Natur durch ſie erklären zu können glaubte, und wie der groſſe Botaniker Tournefort den Pflanzenwuchs (die Vegetation) in's Steinreich übertrug, ſo wollte umgekehrt der Mineraloge Delamétherie, die Bildung der Thiere und Pflanzen nach Geſetzen der Criſtalliſation geſchehen laſſen. Die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in denen er mit dem jüngern Abbé Mongès lebte, bewogen dieſen, als er mit La Peyrouſe ſeine unglückliche Reiſe antrat, ihm die Herausgabe des Journal de Physique zu übertragen. Dieſe Zeitſchrift hatte zu jener Zeit noch beynahe keine Mitbewerber, ſie war ſehr beliebt und ihr groſſer Abſatz ſicherte ein anſehnliches Einkommen. Wenn auf der einen Seite Hr. Delamétherie dadurch in wichtige Verbindungen mit gelehrten Männern des Auslands und Frankreichs gebracht ward, ſo nahmen jedoch eben daher nun auch ſeine gelehrten Fehden, die ihn vollends unglücklich machten, ihren Anfang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chur, May.

Es iſt früher ſchon im Morgenblatt der begeiſterten Feyer des Reform…ns-Feſtes in der Stadt Chur gedacht worden. Zwey der feſtlichen Redner, die Herren von Orelli und Herbſt, haben nun ſeither unter der Aufſchrift Reformations-Büchlein. Ein Denkmal des im Jahr 1819 in der Stadt Chur gefeyerten Jubelfeſtes (Chur bey Otto. 343 S. 8.) eine Sammlung veranſtaltet und herausgegeben, die nebſt der Erzählung der feſtlichen Vorgänge, die vorzüglichſten dabey gehaltenen Reden und einige ältere geſchichtliche Bruchſtücke, deren Auffriſchung den Umſtänden angemeſſen ſchien, darbietet. Was die Herren v. Orelli und v. Tſcharner geſprochen haben, dürfte vorzüglich beachtenswerth gefunden werden. Der erſtere (der neuerlich an den philologiſchen Lehrſtuhl ſeiner Vaterſtadt Zürich, als Nachfolger des verewigten Hottinger's berufen ward) hatte ſich die

Schilderung der Zürcher'ſchen Reformation alſo zum Vorwurfe gewählt, daß er überall treffende Anwendungen und kräftige Lehren für die Gegenwart, der Kunde aus der Vorzeit anknüpfte – zumal „in dem irdiſchen Daſeyn der Kampf fürdauert — mit den Gebrechen der Zeit und mit ihrer Meinungen ſtreitendem Gewirre.“ Der Eidgenoſſen geſunkene Ehre, in dem der Kirchen-Reform unmittelbar vorangehenden Zeitraume, bezeichnet der Redner alſo: „Noch zitterte zwar das Ausland vor unſerm Schwert; aber erſtorben lag der Altvordern Gottesfurcht und ihre Tugend; fort, nach Italien oder Frankreich, ſtürmten kampfluſtig die Jünglinge, zu vergeuden um Herrenſold das raſche Blut; in wüſtem Genuß wälzten ſich die daheim; Mieth und Gaben nahmen die Obrigkeiten, oft von drey Fürſten zugleich; Habſucht, Wolluſt, Irrthum beherrſchten tyranniſch unſer Land, vom Allerhöchſten doch auserſehen zur Felſenburg weltlicher und geiſtlicher Freyheit. Zudem ſpotteten noch mit gegem Hochmuth die Italiener der thörichten Deutſchen, die ſich ſo gängeln lieſſen wie unmündige Kinder.“.. Dem Bilde des Reformators entheben wir folgende Stelle: „Mitten durch alle Spitzfindigkeiten der Weiſen und Wortführer ſeiner Zeit, von keinem Anſehen bethört, rettete ſich Zwingli zu der Bibel, und den Alten, in welchen auch er die vollkommenſten Muſter des Schönen und Großen fand, doch ohne ſich ſeiner Zeit zu entfremden, noch im Alterthum verloren, auf ſeine Eigenthümlichkeit Verzicht zu thun. Nicht aber durfte er zürnen, wenn ein feuriger Jüngling im Taumel der Freundſchaft, ihn „einen Prieſter zugleich der Muſen und Chriſti“ nannte; denn Plato, „dem es vergönnt war aus göttlichem Quell zu trinken,“ Demoſthenes, der erhabenſte Vertheidiger des Rechts gegen die Willkür, Pindaros, den heiligen Dichtern ſo nahe, Cicero, Seneca, Virgil gewährten ihm Erholung von abmattenden Arbeiten, neue Stärke zum Kampf gegen das Gemeine und alle Verkehrtheit jedesmal, wenn er ſich traulich mit ihnen beſprach, wenn er kühner noch ſich aufſchwang in der Geiſter geheimnißvolle Heimath, und mit dem hellen Aug' alle Heroen der Vorzeit, welches auch ihr irdiſcher Glaube geweſen, ihm dereinſt zugeſellt und befreundet auf ewig, im Himmelslicht verklärt erblickte, und mit Einer Stimme nun ſie preiſen vernahm den Unendlichen!“.. Wo vom Verhältniß der Reformatoren zum Magiſtrate die Rede iſt, drückt ſich der Redner alſo aus: „Leichter noch iſt es in offener Feldſchlacht unerſchrocken zu ſtehen, als im gewöhnlichen Gange des Lebens ſich gleich zu bleiben; es erprobte ſich das auch damals an den ſonſt ſo wackern Führern des Staates; aber daß ſie nimmer der beſſeren Einſicht offenen Hohn ſprachen, hinderten die Prediger, nicht durch Anmaßung neuer Prieſter-Herrſchaft nach der frühern Einſturz, ſondern indem ſie, als unbeſtechliche Sachwalter des Rechts, ohne alle Kunſtgriffe und Ränke, ihre innigſte Ueberzeugung mit wenigen, und deſto nachdrücklichern Worten darlegten; dadurch vermochten ſie Wandel und Sinn der Bürger zu formen, weil jeglicher ein Zeuge ihrer Berufstreue, ihrer tadelloſen Sitten, ihrer Uneigennützigkeit war, jeglicher auch Wiſſenſchaft und Geiſtesſtärke, nicht blos etwa wohnenden Eifer an ihnen achten mußte; ſo ſtillten ſie tobende Leidenſchaften, und brachten, als wahre Beglücker ihres Volkes, Ordnung in das Gewirre, welches ſie vorfanden... Ihr künftigen Lehrer des Volks, führt auch Ihr dereinſt die Klage, hingeſunken ſey der Geiſtlichen Anſehen, fruchtlos verhalle oftmals ihr Wort in den öden Hallen der Kirche, o leget, bevor Ihr ſo jammert, die Hand auf's eigene Herz! Fürwahr nicht alle Schuld tragen die andern Stände. Ob der Zeit ſtehe, wer ihr gebieten will; dann gehorcht ſie. Dieſe Lehre liegt in der Reformatoren Geſchichte und Wirkſamkeit.“..

(Der Beſchluß folgt.

Berlin, Juni.

(Verſpätet.)

Die Theater-Neuigkeiten waren in dieſer Zeit auf eine einzige beſchränkt und dieſe: „der Tadler.“ Luſtſpiel in fünf Akten von Stephani, iſt ſo veraltet, daß ſie auf dem Repertoir wohl nur deshalb noch einmal erſchien, um für immer Abſchied zu nehmen. Unläugbar iſt dieſes Luſtſpiel von Vielen geplündert, was zum Beweiſe dient, daß es im Grundſtoffe Brauchbares enthalten muß, aber eben deshalb mußte der Wiedererweckung, wenn ſie mit Erfolg geſchehen ſollte, durchaus eine Bearbeitung vorangehen und dazu bietet das Stück Mittel genug dar. Die Hauptperſon iſt eine gute Aufgabe für die Komik, und es kam nur darauf an, die Situationen, welche die Tadelſucht zum Ausbruch bringen, den Vorfällen und Verhältniſſen unſerer Zeit näher zu bringen. Der größte Fehler der Theaterſpiele dieſer Art iſt jedoch der, daß es an einer eigentlichen Handlung und Intrigue fehlt und nur eine Anreihung von Scenen ſich findet, die man ohne Schwierigkeit immer fort führen könnte, ohne ein Ende zu erreichen, welches nur durch den Willen des Verfaſſers, nicht durch Abgeſchloſſenheit eines — hier gar nicht vorhandenen — Planes entſteht. — Für die Darſtellenden gab es, den einen Charakter ausgenommen, wenig zu thun, die Perſonen ſind alle nur da, um behülflich zu ſeyn, daß dem Einen Scenen gemacht werden. Hr. Devrient gab den Tadler mit vortrefflicher Anlage, theilweiſe auch in ſehr gelungener Ausführung; doch iſt die Schnelligkeit der Zunge ihm ſchon deshalb nicht ganz eigen, weil ein feſtes Einlernen der Rolle nicht immer zu ſeinen Verdienſtlichkeiten gehört; überhaupt ſcheint aber die Deutlichkeit verloren zu gehen, wo dieſer Künſtler eine ungewöhnliche Sprach-Geläufigkeit zeigen muß. Einige Scenen waren jedoch Zeugniſſe origineller Laune und ſeltenen Talents. Durch neues Einſtudieren wurde Schillers „Braut von Meſſina“ uns nach langer Ruhe wieder gegeben. Die Aufführung verrieth jedoch Mangel an Einverſtändniß unter den Darſtellenden; die verſchiedenen Anſichten wurden hier, wo das Antike und das Romantiſche gemiſcht iſt, zum Theil gar ſonderbar bemerklich, und eine Mannigfachheit in den Richtungen macht überhaupt die meiſten tragiſchen Leiſtungen zur Moſaik, die kein angenehmes Ganze vor den Blick hinſtellt. Einzeln betrachtet, hat da faſt Jeder — wenn man die Billigkeit übt, eine verſchiedene Anſicht zu geſtatten — ſein größeres oder geringeres Lob zu fordern, im Allgemeinen und für den Zuſammenhang wäre es aber beſſer: daß entweder die Regel der Künſtlichkeit, oder die der Natur gelte, und wenn man bey einem Trauerſpiel, wie die „Braut von Meſſina“ iſt, allenfalls auch ein Nebeneinandergehen beyder Darſtell-Theorien erlauben kann, ſo muß doch wenigſtens jede derſelben auf die Charakteriſtik angewendet werden, die nicht zu offenbar im Widerſpruche ſteht. —

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Das Erſte iſt ein Ueberfluß,
Den unſer Johann verdrängen muß.
Das Zweyte ein Apoſtel und Kaiſer.
Das Dritte ein König und Weiſer.
Das Vierte ein Richter und doch kein Richter.
Das Ganze ein genialiſcher Dichter!

Auflöſung des Räthſels in Nro. 152.

Abendſtern.

Digitized by Google

Nro. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Juli 1819.

Der Verſtand eines Menſchen, der nicht mit der Natur der Dinge und mit ſeinen Pflichten im Einklang iſt, bleibt immer gewiſſermaßen beſchränkt.

Fr. v. Stael.

Jean-Claude Delamétherie.

(Fortſetzung.)

Durch Geiſt, Scharfſinn und Einſichten, wie durch große Glücksgüter ausgezeichnet, ſtund in jener Zeit Lavoiſier gewiſſermaßen an der Spitze der Naturforſcher der Hauptſtadt Frankreichs; er beſaß einen entſchiedenen und wohlgegründeten Einfluß auf ungefähr alle ſeine Mitarbeiter in den Fächern der Phyſik und Chymie. Hr. Delamétherie nahm hieran Aergerniß; er fand darin einen Deſpotism, welcher Geſetze vorſchreiben wollte, die mit der Wahrheit und Unparteylichkeit der Wiſſenſchaft unverträglich wären, und gleichſam inſtinktartig ward er ein Oppoſitionsmann. Wie menſchlich das Verhältniß ſchon in dieſer Darſtellung erſcheint, ſo lag vielleicht immerhin eine noch menſchlichere Schwäche demſelben zum Grund, oder war wenigſtens nicht ohne Einfluß darauf geblieben. Bey einem Beſuch nämlich, den der neue Herausgeber des Journal de Physique dem Hrn. Lavoiſier in der Abſicht machte, um von ihm die Zuſicherung für eine fortgeſetzte Mittheilung ſeiner Denkſchriften an das Journal zu erhalten, war er unfreundlich und vornehm empfangen worden, ohne das Gewünſchte zu erhalten. Dieß hatte er ſehr übel empfunden, und von da an hielt er ſich berufen, den überwiegenden Einfluß des immer berühmter werdenden franzöſiſchen Scheidekünſtlers, ſo viel ihm möglich war, durch ein Gegenwicht zu ſchwächen, oder wie er ſich auszudrücken pflegte, die Räder am rollenden Siegeswagen zu hemmen. Er bediente ſich dazu doppelter Waffen, indem er einerſeits die Neuheit der Erfindung läugnete und für den Chemiker Bayen die Theorie der Verbrennung in Anſpruch nahm, andrerſeits aber die Richtigkeit eines andern Theils der neuen Lehren abſtritt; das Werk über die reine Luft, worin er dieſen Kampf im Jahr 1789 vorzugsweiſe begann, enthielt indeß wenig Eigenthümliches, und konnte darum auch den gewünſchten Eindruck unmöglich hervorbringen. Die bald nachher bekannt gemachte neue Nomenclatur der Scheidekunſt, welche die Reform der Wiſſenſchaft weſentlich befördert hat, indem ſie die Fortſchritte derſelben in die Kunſtſprache übertrug, und gleichſam als Scheidemünze ausgab, fand in Delamétherie, wie man ſich denken kann, den entſchiedenſten Gegner; er war aber zugleich ein leidenſchaftlicher Gegner und dieſes Verhältniß ſtumpfte ſeine Angriffswaffen abermals. Es läßt ſich zwar gar nicht läugnen, daß ſehr gründliche Einſprüche gegen die neue Nomenclatur gemacht werden konnten, ſobald man von der Idee einer feſtzuhaltenden und bleibenden Sprache ausging; aber es leuchtet auch von ſelbſt ein, daß eine wiſſenſchaftliche Nomenclatur mit den Fortſchritten ihrer Wiſſenſchaft Schritt halten, das will ſagen, ſich mit ihr verändern muß; in dieſen Veränderungen wird ſie dann unſtreitig als ein mächtiger Hebel gebraucht werden können, den man nicht vernachläſſigen darf; es war darum eine eitle Freude des Gegners, als er bey ſpäteren Modifikationen, welche die von ihm geächtete Nomenclatur erlitt, die Rechtfertigung ſeiner Einwürfe und die Erfüllung ſeiner Vorherſagungen zu finden glaubte.

Digitized by Google

Dem offenen Kriege, welchen Delamétherie gegen die Lavoiſierſche Schule führte, ging eine zweyte gelehrte Fehde gegen den Mineralogen, Hrn. Hauy, zur Seite, deſſen Anwendung der Cryſtalliſationen auf die Unterſcheidung und Anordnung der Mineralkörper, zuerſt in Frankreich und bald auch im Ausland für eine wichtige Bereicherung der Wiſſenſchaft erkannt ward. Auch dießmal wollte Delamétherie als Vertheidiger der Verdienſte von Hauy's Vorgängern, die Niemand in Zweifel zog, auftreten, indem er behauptete, die Ehre der Erfindung gebühre drey berühmten Naturforſchern, Linné, Bergman und Rome-de-l'Isle. Der erſte ſchwediſche Naturforſcher hatte nun allerdings längſt bemerkt, die Form der Cryſtallen könne Unterſcheidungszeichen der Mineralkörper darbieten, Bergman hatte hinwieder gezeigt, wie die Cryſtallenform aus der Lage und Vereinbarung der Einzelntheilchen (molecules) hervorgehe, und Rome de l'Isle hatte in ſeiner Cryſtallographie die Wiſſenſchaft ſehr viel weiter gebracht und ſich einen bleibenden Ruhm erworben, welcher die ſpätern Verdienſte des Hrn. Hauy, der den allerdings ſchon geebneten Pfad weiter verfolgte, eben ſo wenig ſchmälern konnte, als er ſelbſt hinwieder durch dieſe verdunkelt ward. Die Frage dann, welchen Rang die von der Cryſtallenform hergenommenen Kennzeichen für die Anordnung der Mineralkörper verdienen und wie weit man damit zanreichen möge, iſt allerdings noch keineswegs ſattſam entſchieden und ausgemittelt. Die Einſprüche des Hrn. Delamétherie dürften ſich aber wohl auf keinen Fall ſtichhaltend bewähren. Auch an dieſer zweyten Fehde hatte, ihm ſelbſt vielleicht unbewuſſt, gekränkte Eigenliebe weſentlichen Antheil. Bergman's Grundriß der Mineralogie war in Frankreich lange Zeit das mit Recht geſchätzte, allgemein eingeführte Lehrbuch der Wiſſenſchaft; Delamétherie hatte davon im Jahr 1792 eine beträchtlich vermehrte Ausgabe beſorgt, als bald hernach der Grundriß des ſchwediſchen Mineralogen, dem Schickſal aller Lehrbücher nicht ſtillſtehender Wiſſenſchaften unterlag und andern Platz machen muſſte. Sein franzöſiſcher Herausgeber konnte ſich mit der neuen Schule, der er dieß Schuld gab, und mit dem Häuptling derſelben in Frankreich nicht verſöhnen. Delamétherie's Zuſätze zu Bergman's Handbuch und ſeine um dieſe Zeit vorzugsweiſe auf die Mineralogie gerichteten Arbeiten hatten indeß doch am meiſten beygetragen, ſeinen Namen im Ausland bekannt zu machen, und ſie waren es auch, die ihm unter den Naturforſchern Rang gaben. Er kam dadurch mit Dolomieu, Sauſſure, Patrin und andern Gelehrten mehr in Verbindung, machte viele neue Mineralkörper bekannt und ſammelte mit vorzüglichem Fleiß die Reſultate ihrer chemiſchen Analyſen, in denen er, im Gegenſatz der äußern Form und Geſtaltung, die Haupt-Grundlage der wiſſenſchaftlichen Anordnung anerkennen wollte.

Durch die ſtets vorherrſchende Neigung zur Spekulation hingeriſſen, ward der Mineraloge bald zum Geognoſten, und weil auch das Feld zur Geognoſie ſeiner Phantaſie nicht genügte, vertauſchte er ſolches noch vollends mit der Cosmogonie. Seine im Jahr 1795 in drey, und zwey Jahre ſpäter, in fünf Bänden erſchienene Theorie der Erde iſt in der That eine Cosmogonie, welche ein vollſtändiges Syſtem der Welt darſtellt; die Entſtehung derſelben ſowol als die Geſetze ihrer Erhaltung und die Verhältniſſe des Erdballs zum Planetar-Syſtem werden darin entwickelt, ſo wie dann hinwieder auch die beſondere Schöpfung der Erde und die Anordnung ihrer Beſtandtheile zu Bildung der Berge, Thäler, Erzgänge u. ſ. w. aufs allergenügendſte (wie der Autor meint) erklärt ſind. Hr. Cuvier ſagt in ſeinem Bericht über die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften ſeit 1789: „Die vollſtändigſte in Frankreich erſchienene Darſtellung der verſchiedenen von den Geologen erdachten Syſteme findet ſich in Hr. Delamétheries Histoire de la terre, einem Werk, das zugleich eine methodiſche Sammlung der Thatſachen und Beobachtungen liefert, auf denen zur Zeit ſeiner Erſcheinung die Geologie beruhte.“ So richtig und unpartheyiſch dieſe Beurtheilung des Werkes war, ſo wenig befriedigte ſie den Verfaſſer deſſelben. Nach Daubenton's Tod ward Hr. Cuvier dem Hr. Delamétherie für das Lehramt der Naturgeſchichte am Collège de France, welches für jenen zuerſt war errichtet worden, vorgezogen, und die nachherige Ausgleichung, wodurch Delamétherie zum Adjunkt für Mineralogie und Geologie ernannt ward, konnte das Gefühl der erlittenen Kränkung nur theilweiſe mildern. Das neue Lehramt bekleidete er faſt bis an ſeinen Tod mit eben ſo viel Fleiß als gutem Erfolg; ſeine Vorleſungen wurden zahlreich beſucht, und er hat ſich als Lehrer um ſeine Schüler und um die Wiſſenſchaft verdient gemacht; mit jenen ſtellte er regelmäßig lithologiſche und geologiſche Wanderungen in der bekanntlich in dieſer Hinſicht merkwürdigen Umgegend von Paris an. Seine Vorleſungen ſind großentheils, in fünf ſtarken Bänden, ein paar Jahre vor ſeinem Tod gedruckt worden, die beyden erſten unter der Aufſchrift Leçons de Mineralogie und die drey übrigen als Leçons de Geologie. Dieſe letztern waren gutentheils eine Wiederholung der frühern Theorie der Erde, und die inzwiſchen fortgeſchrittene Wiſſenſchaft mochte ihnen die günſtige Aufnahme der erſten Erſcheinung nun nicht mehr gewähren. Man kann zwar gar nicht ſagen, daß Hr. Delamétherie um die Fortſchritte der Naturkenntniſſe unbekümmert geblieben ſey, aber die einſeitige Richtung und die befangene Anſicht ſeines Geiſtes, verbunden mit einer ſtets aufgeregten leidenſchaftlichen Stimmung, machten ihn ausſchließlich nur für dasjenige empfänglich, was ſeinen vorgefaſſten Meinungen zuſprach. Die Ueberſichten, womit er jeden Jahrgang ſeines Journal de Physique eröffnete, können dieß am augenſcheinlichſten darthun. Von ſeinen ſpätern Schriften will man hier einzig noch die 1804 in drey Bänden erſchienenen, durch

viele ſeltſame, jedoch mitunter auch prüfenswerthe Meinungen ſich auszeichnenden Betrachtungen über die organiſchen Geſchöpfe erwähnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die luſtigen Leute von Knöringen.

(Fortſetzung.)

Schon war Oswald auf dem Wege und in wenig Minuten ſaß der Alte am Fuß der Warte, Nanny reichte ihm einen Becher Wein, und die wandernde Sängerinn ſang die ſchöne Griſelda. Der Comthur fand den Auftritt ſelbſt artig, außerdem fing er an einzuſehen, daß er mit ſeinem Spott wenig fruchtete; jetzt ließ er ſich die jungen Leute um den Barden bemühen, und nach ſeinem Abſchied hörte er ſie mit einem ſonderbaren Ausdruck von Nachdenken und Spott auf ſeinem Geſicht über die ſelige Lebensweiſe ſo eines Sängers mancherley überſpanntes Zeug ſchwatzen. „Mich wunderts, ſprach er endlich, daß ihr nicht Luſt habt, ſelbſt einmal eure Standesfeſſeln abzulegen, und als eine Geſellſchaft Spielleute dieſe freye Lebensweiſe auf einer praktiſchen Kunſtreiſe zu genießen. Das müßte allerliebſt ſeyn!“ — Die jungen Leute blickten einander ſchüchtern und verſchämt an. Endlich ſagte Nanny: ach, Oheim, wir haben ſchon oft zuſammen davon geſprochen! und wie reich an Lebenserfahrungen müßten acht Tage ſolches freyen Bewegens unter dem Volke nicht ſeyn! Freude bringend, Gefühle erregend, zu Ahnungen erhebend. — Ach, Oheim, wie muß ſo ein Abend dieſen alten Mann freuen! nahm Wallis das Wort, ſo ein ganzes Dorf um ſich verſammeln und hier oben Ihre Güte, unſre Freundlichkeit — ach, wie muß es ſo wohlthun, das alles einmal einzig ſich ſelbſt zu danken zu haben, nicht immer den Verhältniſſen, dem Range. — Oswald ſchien von dieſen Aeußerungen entzückt, er hielt die Hände der beyden Mädchen in jeder von den ſeinen und drückte ſie eine um die andre an ſeinen Mund. Theurer Oheim, fing er dann an, wir haben uns ſchon manchmal ſo eine abentheuerliche Fahrt ausgedacht, aber nie hätten wir gewagt...... Herr von Oswald, Sie faſeln mit ſolchen abgeſchmackten Ideen, unterbrach ihn die Mutter ſehr mißbilligend; doch der Comthur winkte ihr und ſagte vorwerfend: „ſo laß ihn doch ſprechen! da iſt ja weiter nichts zu wagen. Natürlich müßte man ſo beſtimmte Beweiſe ſeines Standes bey ſich haben, daß man ſich jeden Augenblick aus aller Verlegenheit ziehen könnte; aber zugleich die Rollen ſo ſicher ſpielen, daß man ſie nie zu gebrauchen bedürfte.“ — Die Mutter ſchüttelte unzufrieden den Kopf, die jungen Leute hefteten erſtaunte Blicke auf den Comthur, der mit dem ungezwungenſten Ernſte zu ſprechen ſchien. — Oheim, fing endlich Nanny wieder an, indeß der Comthur mit einem ſpottenden Zug um Mund und Augenwinkel nachſann, wie meinen Sie's aber nun? in welchem Coſtüm? — Aber in dem des Mittelalters, rief Oswald. — „Lieber Neffe, bemerkte jener ſehr ernſthaft, da kämen uns ja die Gensd'armes übern Hals und wir würden als Narren nach Burghauſen ſpedirt.“ — Oswald erröthete zornig, die Mädchen blickten vor ſich hin. Frau von Helm rief ſpöttiſch: wie die luſtigen Leute von Knöringen geputzt! warum denn etwas Unnatürliches, wenn das Natürliche ſo nahe iſt? Jeder mit einem Schnapſack, der Comthur von Hochwald mit einem kleinen Eſel, der die Bagage trägt. — „Nein, einen Eſel mag ich nicht führen, aber ſonſt iſt das das Beſte. Ich ſtreiche meine Geige noch gut genug. Ich ſchreibe Wernherr nach Röthelbach in der Gegend von Iſny, bey dem bewerkſtelligen wir unſre Verwandlung, von da aus ziehen wir übern Arlberg bis Feldkirch, legen dort auf irgend eine Art unſre Kleidung ab und kehren hieher zurück. Unſern Wagen ſchicken wir von Röthelbach unmittelbar nach Feldkirch — kein Menſch kann uns auf die Spur kommen.“

Die jungen Leute glaubten zu träumen. Wallis beſonders blickte den Oheim ängſtlich an, als fürchtete ſie, daß ſo ein langer Spaß Uebles bedeute. Aber der Oheim betrieb das Ding trocken und luſtig wie ein andres Geſchäft. Er ritt Sonntags nach Lauingen, wo eben Markt war, ins Wirthshaus, wo eine ganze Bande Knöringer geigte, betrachtete ſich die Geſichter alle und ließ dann einen heitern alten Mann, der eine heilloſe Baßgeige ſtrich, zu ſich auf ein beſondres Zimmer kommen. Man ſah den Alten nach einer Viertelſtunde ſeine Baßgeige wieder ergreifen und unausſprechlich auf ihr arbeiten, wobey er ganz ſiegreich durch die Fenſterſcheiben in den Himmel ſah. Den Tag nach dem Markt kam derſelbe Alte, wie es ſchon finſter war, unter die Lehmfelſen, wohin der Comthur ſeine jungen Leute zu ihrer Verwunderung beſtellt hatte. Er trug ein großes Bündel und ein paar abſcheuliche Geigen, die er ſchweigend auf den Tiſch legte. „Und die Papiere?“ fragte der Comthur. Der Alte zog eine verſchwärzte rothe Brieftaſche aus dem Rock, die fettig zuſammen klebte und ſchmutzige Papiere aus ihr, die Oswald ſogleich für Landgerichts-Päſſe erkannte. Hier! ſagte der Alte geheimnißvoll: Michel Schnurrer mit zwey Töchtern und Baltzar Obenaus. — Der Comthur reichte ihm ein Päckchen Geld, und der Alte ging. „Nun ſchnell, ſagte der Oheim — packt einen Koffer mit den nöthigen Sachen, um von hier bis Röthelbach, dann von Feldkirch über die Tyroler Berge, zurück zu reiſen. Dieſe luſtigen Leutskleider, alte Notenbücher und herrliche Inſtrumente, tragt heimlich ins Schloß und packt einen zweyten Koffer damit, den wir bey Wernherr öffnen. Morgen früh gehts fort.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beſchluß.)

Ein neues Mitglied unſerer Bühne, Hr. Devrient der Jüngere (Neffe des bekannten geſchätzten Schauſpielers) hat in zwey Baß-Parthien dargethan, daß er im Geſange und als Schauſpieler als gute Erwerbung zu betrachten iſt; er verſpricht in jeder Hinſicht etwas Ausgezeichnetes zu werden und man darf wünſchen: daß ihm die Kritik günſtig ſey, d. h. ihm verdientes Lob ſpende, aber auch nie die Rüge, welche ihn wahrhaft trifft, verſchweige. Dieß muß jedoch mehr die Aufgabe hieſiger, als fremder Zeitblätter ſeyn; da nur jene die nöthige

Digitized by Google

ſchnelle Wirkung hervorbringen könnten. Man möge nicht vorn weg überzeugt ſeyn wollen, daß am Orte ſelbſt die Verhältniſſe unbefangene Aeußerung nicht geſtatten; wer frey ſeyn will, kann es unter allen Umſtänden ſeyn und nur dann, wenn man dieſer Freyheit eine Anerkennung verſchaffte, wird man mit dem Urtheile wirken; denn den kleinſten Beweis, der einem Schauſpieler gegen die Parteyloſigkeit des Beurtheilers übrig bleibt, braucht er gar zu gern als immerwährenden Schutz wider ein Urtheil, das ihm nicht vollkommen günſtig iſt. Dieſes Gefühl der Parteyloſigkeit kann man bey ernſtem, feſtem Sinne in Andern aufrecht erhalten, ſelbſt da wo man irrt, wie dieß wohl Jedem geſchehen kann und geſchieht. Der ſichtbare Wille, welcher mit der Zeit aus mehreren Urtheilen hervorgeht, ſchützt oder verdammt; eine Einzelheit kann dabey nie entſcheidend ſeyn. — Uebrigens iſt die Mittelmäßigkeit — die leicht ihr Ziel erreicht und dann mit keiner Mühe weiter zu bringen iſt — allein laut gegen das Urtheil und dieſe darf man zu beurtheilen gänzlich unterlaſſen. Bey einem wahrhaften Künſtler wird man ſtets das Beachten der Meinungen — verſteht ſich nicht ungeprüft — erkennen, und davon ließen ſich auch von hier aus Beyſpiele geben, die für die Künſtler höchſt ehrenwerth ſind. — Von den vielen Gäſten, die wir in kurzer Zeit auf der Bühne ſahen, iſt nur der bekannte Tenoriſt, Hr. Bader, nennenswerth, obwohl er erfährt, daß es mit der Stimmung einer Menge eine wunderliche Sache iſt. Vor einem Jahre beſuchte uns dieſer Sänger und gewann ſtets rauſchenden Beyfall: „Hier bleiben, hier bleiben!" rief man laut nach der Bühne, als er damals ſeine letzte Gaſtrolle gab und jetzt — hat es viel Mühe, nur einen mäßigen Applaus zu erregen; dabey ſingt er dieſelben Partien und iſt nicht weniger, als früher. Wahrſcheinlich aber entſtand die ſichtbare Kälte dadurch, daß man weiß — oder wenigſtens wiſſen will — er ſey engagirt. Was unſer iſt, behält ſelten ſeinen Werth, das iſt bey uns, wie überall, und es thut Jeder wohl, wenn er nicht glaubt, daß es ihm beſſer geht — der Zeitraum, in welchem ſich die Stimmung verändert, iſt nur ein wenig länger oder kürzer. Hr. Berger vom Theater zu Leipzig, Hr. und Mad. Drey, vom Theater zu Weimar, Mad. Beutler vom Theater zu München und Demoiſ. Bachmann vom Theater zu Strelitz (oder Schwerin) haben auch Gaſtſpiele gegeben, hier oder in Charlottenburg, doch ohne Auszeichnung; zum Theil traten ſich auch nur in einer Rolle auf, wodurch man nicht einmal zu urtheilen ſich berechtigt fühlen kann. — Am 24. May hatte der Fürſt Radzivill zur Geburts-Feyer ſeiner Gemahlinn, im Theater des Luſtſchloſſes Monbijon eine Aufführung mehrerer Scenen aus Goethe's „Fauſt" veranlaſſt, zu denen der kunſtliebende Fürſt ſelbſt Muſik dichtete, welche anerkannt durch Gemüthlichkeit und Charakteriſtik ſich auszeichnet. Der König und ſämmtliche fürſtliche Perſonen waren zugegen und die Ausführung wird als höchſt gelungen geſchildert. Der königliche Schauſpieler, Hr. Wolff, ſprach den Fauſt. Graf Voß den „Wagner"; Prinz Karl von Meklenburg den „Mephiſtopheles" und Graf Brühl den „Erdgeiſt."

Neues Literatur-Erzeugniß iſt: „Theaterpoſſen nach dem Leben." Von Julius v. Voß und Adolph v. Schaden. (Neue Berliniſche Buchh.) Sie enthalten manches Beluſtigende. — Empfehlenswerth ſind auch „Novellen von Franz Horn. Erſter Band." (Schüppel). Wer ſie früher (durch einzelnen Abdruck) ſchon kannte, wird geſtehen, daß der Verfaſſer mit Liebe und Umſicht zu beſſern weiß. — Einige Aufſätze über die „Aſaſſinen" (in Bezug auf Sand's Meuchelmord) von den Herren Profeſſoren Gieſebrecht, Schulz und Zeune (Maurerſche Buchh.) geben den Leſern Auskunft über einen Streit, den der, beſonders in letzter Zeit, ſo beſonnene Zeune wohl zu leichtfertig veranlaſſte und — eben ſo enden wollte.

Die fortgeſetzte Unterſuchung gegen Karobi, den Mörder des Noe, hat dargethan, daß jener ſeine That doch mit Abſicht verübte; ſeine erſten Geſtändniſſe ſind falſch. Cy.

Chur, May.

(Beſchluß.)

Wo Hr. Orelli in ſeiner Rede den Eiferer gegen das Reislaufen oder den fremden Kriegsdienſt geſchildert hat, da fährt er alſo fort: „So Zwingli; doch mit inniger Scham nur dürfen wir ſeine Worte anführen; denn kehrte er wieder in unſere Mitte, müßte er noch immer trauern um ſo manchen edeln Jüngling, der, weil ihm das Leben nicht klar geworden, ohne zu wiſſen warum, getäuſcht von Blendwerken des Ehrgeizes, dem Vaterland entflieht, und ſtatt dieſem nützen zu wollen, für ſich ſelbſt ſogar in den kräftigſten Jahren des Daſeyns aller Selbſtſtändigkeit entſagend, ſich den Königen zum Söldling vermiethet. Erröthen vor Zwingli's Geiſt, und (noch iſt alle Scheu nicht dahin), vor Euch ſelbſt, dürft nur Ihr Wenige nicht, die von gebieteriſchem Schickſal wohl mehr, als von freyem Willen in's Ausland getrieben, dort Euch rein erhaltet vor der Schlechtigkeit, die Euch umgaukelt." Doch wer kann, der bleibe daheim! Daheim, ihr Jünglinge, iſt noch ſo Vieles zu thun, wel[illegible] als Ein Leben verleiht, und ſchöner als in der üppigen Fremde, fließt Euch das Daſeyn hin, wo es begann, in dieſem Alpengebirg."

Die Rede des Hrn. Friedrich v. Tſcharner entwickelt die Idee der bürgerlichen und chriſtlichen Vervollkommnung des bündneriſchen Gemeinweſens, aus der Geſchichte und vorzüglich der Reformations-Geſchichte des Landes. Die Gegenwart zeichnet dieſer Redner mit finſteren Zügen; denn, im Gegenſatz mit der gründlichen Ausbildung, die der Kirchen-Reform ſchönſtes Ergebniß war, bezeugt er: „Seltner und ſeltner iſt in ſpätern Jahren dieſe Bildung geworden. Unſer Vaterland überhaupt, und unſre Vaterſtadt insbeſondere, ſind, im Ganzen genommen, in dieſer Hinſicht mit dem Lauf der Jahrhunderte keineswegs vorwärts, eher ſichtbar zurückgekommen. Mehr als je aber drohe dem nächſtkommenden Zeitalter (wenn aus ſchon gelegten Keimen nicht wieder Beſſeres aufſproßt) — etwa ein Rückſchritt zur rohen Naturkraft, die durch feſteren Selbſtbeſtand die Vorzüge geiſtiger Entwicklung aufwägen möchte? — Nein, ein Hinſinken zur ſchlaffſten Vergeſſenheit alles edlern Aufſtrebens, gleich gefährlich für die Freyheit, wie für die bürgerliche und chriſtliche Vervollkommnung des Gemeinweſens. Oberflächlich wird in unſern Tagen faſt Alles behandelt, oberflächlich auch wiſſenſchaftliche Belehrung geſchöpft, aus Mangel der Ausdauer, nicht des Anlaſſes. In Gewerben wie in Schulſtudien, in mechaniſchen wie in freyen Künſten, wird die unterſte Stufe des Wiſſens und Könnens meiſt für genugſam erachtet. Auf Erwerb, auf leichten, ſchnellen Erwerb ſehen wir alle Beſtrebungen hingewandt. Selten ſind die Jünglinge, die ſich dem Staate oder der Kirche, voll Liebe und Ernſt, vom frühen Knabenalter an, mit Entſchiedenheit widmen, und mit Beharrlichkeit planmäßig auf eine ſo würdige Laufbahn vorbereiten. Oft bey allem Ueberfluſſe der Mittel wird gerade dieſe wichtigſte Seite der Ausbildung als die entbehrlichſte Nebenſache vernachläſſigt. Unſerer erwachſenen Jugend ekelt vor wiſſenſchaftlicher Anſtrengung. Unbekannt, gleichgültig iſt Männern und Jünglingen ſelbſt, die Geſchichte ihres Vaterlands. Verhallt iſt die Sage von den Thaten der Altvordern, entrückt das Ziel ihrer beſſern Beſtrebungen, verſchwunden, — mit Schmerzen bekennen wir's, — verſchwunden bey den meiſten unſrer Mitbürger, jede Nacheiferung, es zu erreichen."

Beylage: Literatur-Blatt, Nro: 26.

Digitized by Google

Nro. 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 6. Juli 1819.

Schöne Welt, wo biſt du? kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Schiller.

Das Geiſterreich.

Gute Weſen andrer Welten,
Engel aus des Himmels Zelten,
Götter aus dem Fabelreich,
Arme! wie beklag ich euch.

Immer noch von Liebe glühend,
Immer geiſt'ge Kräfte sprühend;
Findet längſt ihr kein Gehör,
Keinen frommen Glauben mehr.

Dürft nicht huldreich mehr uns nahen,
Wie euch einſt die Väter ſahen;
Denn wir fürchten euer Licht,
Halten es für Wahngeſicht.

Jene goldnen Ketten ſchwanden,
Die mit euch uns einſt verbanden:
Hoch im Raum ſchwebt ihr umher
Und die Flur iſt Götterleer.

Doch nicht immer, denn im Schönen
Glänzt ihr noch der Erde Söhnen;
Zu der Anmuth Zauberſtab
Schwebt ihr liebend oft herab.

Macht, daß dieſe niedre Erde
Fremd nicht ganz dem Himmel werde;
Lenkt, mit wundervollem Zug,
Auf zu Euch des Dichters Flug.

J. G. S.

Die luſtigen Leute von Knöringen.

(Fortſetzung.)

Es geſchah wie der Oheim befahl. Die Mutter ſah ſie — Spott, Lachen und Unwillen ſtritten auf ihrem Geſicht und in ihrem Weſen — ohne den geringſten Widerſpruch abreiſen; der Oheim ward mit jeder Meile luſtiger und nöthigte die Mädchen, alles, was ſie von Volksliedern und Naturdichtereyen wußten, zu ſingen. Wernherr, ein ehmaliger Hochwaldiſcher Verwalter, der jetzt ein Gütchen in Röthelbach hatte, empfing ſeinen lieben alten Herrn voll Freude und Ehrerbietung; der Kutſcher ward mit Pferden und Wagen nach Feldkirch geſchickt, mit dem Befehl, dort zu warten, bis man ihn abrufe, und den folgenden Abend führte Wernherr Michel Schnurrer mit ſeinen Töchtern Fronle und Traut, nebſt der letztern Bräutigam, Balzer Obenaus, durch eine Hinterthür ſeines Gartens auf den Weg nach Göttenbach, einem großen Bergdorf, in dem eben ein Viehmarkt gehalten ward. Die Sonne ſank hinter die tannen-gekrönten Hügeln, die Wieſen an ihren Abhängen dufteten in der Erwartung erquickenden Thaus, die Schmutter, entlang welcher der Weg führte, ſchäumte und rauſchte den ſchnellen Abhang herunter, der Mond glänzte wie ein Wachtfeuer durch die öſtlichen föhren Gipfel und wie die Spielleute den erſten Hügel erſtiegen hatten, glänzte er ihnen mit goldnem Antlitz entgegen. Nanny hing ſchweigend an Oswalds einem Arm, der, ſeine Geige unter dem andern, ſich in ſeine Rolle zu finden begann, und die Bauern grüßte,

Digitized by Google

welche; ein erhandeltes oder nicht angebrachtes Vieh am Strick führend, von dem unverhofft früher beendigten Markt zurückkehrten. Jetzt lag Göttenbach vor ihnen in einem grünen Thälchen, wagrecht von einem Bächlein ruhig durchfloſſen, welches ſtürmiſch oben vom Fels geſtürzt, ſich jetzt von allen Hälmchen in der Abendluft küſſen ließ und ſich am Abhange endlich bey jedem Stein ſchäumend ſträubte, um nicht aus dem Friedensthälchen in die wilde Schmunter zu ſtürzen. „Jetzt von einander! Baltzer, Traut! — Die Leute lachen euch aus, wenn ihr ſo zärtlich ſeyd. Fronle, trag mir meine Geige, damit ich mir meine Pfeiſe ſtopfe" rief der Oheim, wie jetzt mehrere Bauern bey einem Scheideweg, der nach Iſny ging, auf ſie zukamen. „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!" wendete er ſich ſtillſtehend zu einem Alten und nahte, ſeine friſch geſtopfte, vom Kutſcher geborgte Pfeiſe an des Alten brennender anzuzünden. „In Ewigkeit!" rief dieſer und hielt ſtill hin. Wie Michel baffte, zog er ſeinen Rauchſtumpfen aus dem Mund und ſagte: Seyd ihr noch nicht in der Gegend geweſen? — „Behüt!. Verſuchens zum Erſtenmal" — Aus Sankt Martin? — Nein, Knöringen — Knöringen? — „An der Donau" — Der Bauer kreuzte ſich. Daher kam noch kein Menſch! — „Glaubs wohl! die gehn alle über die Donau, bis Nürnberg, bis Schweinfurth." — Jeſus, Maria! mög euch Gott geleiten! — und damit ging er ſeinem ungeduldigen Rind nach.

Sie kamen ins Wirthshaus, wo es ausſah, als wenn alle böſe Geiſter gehaust hätten. Verſchüttet Bier, zerbrochne Krüge — vor der Thür, unter ein paar alten Obſtbäumen, ſaßen noch einige Alte. He! von St. Martin? rief einer den Spielleuten entgegen, warum kommt ihr nicht früher? Hätten ſie tanzen können, ſo hätt's nicht ſolche Teufelshändel gegeben. — Die Spielleute ſetzten ſich und zitternd begann Nanny: Laſſt uns ihr Brüder Weisheit erhöhn u. ſ. w. Der Comthur geigte wüthend darauf los, Oswald pfiffs in den Ohren: Piano, Ohm, piano, Trauts Stimme wird ganz bedeckt — „Fortiſſimo! ſchrie ihr der Comthur zu. Herzhaft! uns ſcheinet vor Morgen ein ſchöneres — Allons!" — Eben trat ein junger Mann herein, eine Guitarre überm Rücken, wie ein Fußreiſender gekleidet. Er blickte erſtaunt auf Traut und deklamirte: ein ſchönerer Stern! wahrlich ja! Guten Abend, Alter; ſetzte er, den Comthur fixirend, indem er ihm die Hand ſchüttelte, hinzu! kommt! ich begleite die Mädchen. — Der Anblick eines ſich ſeiner ankündigenden Fremden hatte Nanny und Wallis erleichtert; ſie ſangen das Lied noch einmal mit Begleitung der Guitarre, ſtatt des Ohms toller Geige. — Die Bauern horchten entzückt, ein paar Alte nahmen die Kappe ab, weils ihnen wie in der Kirche zu Muthe ward. Wie ſie ſchwiegen, trat ein geiſtlicher Herr hinzu und ſetzte ſich zu einem Glaſe Bier. „Das war ein artig Lied; ſingt noch mehr, lieben Leute!" rief er freundlich. Sie ſangen das Duett der beyden Liebenden aus Felix, für das unſre ſchöne Welt kein Herz mehr hat. „Das junge Volk tummelt ſich, um her kommen zu können," ſagten ein paar Bauern zu einander, „horch, wie ſie die Stallthüren werfen!" — Gleich darauf kamen die jungen Leute, welche das Vieh hatten beſorgen müſſen, eins nach dem andern geſchlichen. Oswald meinte ſeine Sachen herrlich zu machen und ſtimmte das Schillerſche Reuterlied an, der Fremde ſpielte nicht mit, aber das junge Volk des Dorfs ſtimmte brummend, ſumſend oder mit geradebrechten Worten — denn alle kannten das Lied — immer lauter mit ein, ſo daß Oswald etwas beſorgt auf die glühenden Geſichter der jungen Burſchen ſah, die kampfluſtig und herausfordernd in Ton und Geberden ſich die Ellenbogen frey machten, die Mädchen ſich aber ängſtlich zuſammen drängten. Warum machtet ihr nicht mit, junger Herr? fragte der Geiſtliche den nachſinnenden Fremden, der zunächſt bey ihm ſaß. Ich mag das Lied nicht zum Spaß ſingen, und zum Ernſt möge uns Gott behüten! Da wärs ein bedeutendes Lied! — Das iſt eine brave Geſinnung. He! ihr Mannsnamen — ihr habt euch heut ſchlecht erwieſen. Ihr wußtet doch, daß ich am Sterbebette ſitzen mußte — 's iſt mir ſchon fatal, wenn das im Jahrmarkt fällt — hat mir doch, weiß Gott, die Hand gezittert, daß ich der alten Käthe den Chriſam faſt auf die Naſe ſtrich, wie ich merkte, daß ihr hier balgtet. Pfuy! heißt das Handel und Wandel? heißt das Freude? — Indeß das junge Volk beſchämt, die Daumen in die Bruſtlätze ſteckend, nieder ſah, ſagte der Wirth begütigend: Hochwürden! ihr war't fern und keine Spielleute hatten wir, da gerieth das junge Volk auf politiſche Geſpräche. — — Und die Baiern haben eine ſo meſchante Luſtigkeit, ſagte ein junger Bauer. — Was, Baiern, unterbrach der Geiſtliche, ſind Schwaben wie ihr. Hat einer Schaden genommen? — Jeſus, nein! wir johlten und pufften uns ohne alle Bosheit. — Jetzt hatten ſich die Spielleute unter einander beſprochen und ſangen die ſicilianiſche Hymne an die Mutter Gottes, welche Herder uns bekannt gemacht hat, mit der einfachſten Innigkeit. Die Dorfgeſellſchaft rief ſich leiſe winkend Beyfall, alles ward nach der zweymaligen Wiederholung, welche der Pfarrer verlangt hatte, ſtill, wie der duftende Abend um ſie her. Das war ſchön! rief dieſer. Nun geht nach Hauſe Kinderchen! Das war ein Abendgebet. — Der Geiſtliche trank ſeinen Krug aus, legte das Geld auf den Tiſch, langte nach ſeinem Stabe und ertheilte im Abgehn den Segen. Alles drängte ſich liebevoll auf ſeinen Weg — ein paar junge Leute gingen, mit ihm ſprechend, neben ihm auf ſein Haus zu.

Jetzt ſaßen die Spielleute zuſammen und aßen ein ſpärliches Abendbrod. Der Fremde, welcher Fronle nicht aus den Augen ließ, ſah ſeit der „Mater santissima," die ganze Geſellſchaft ſehr forſchend an. Der Wirth, der ſeine Leute zu unterſcheiden wußte, fragte ihn, die Kappe unterm Arm,

was er ſpeiſen wolle? und bald brachte er, auf deſſen Antwort einen ganzen geſottnen Schinken, den Reſt des Jahrmarktſchmauſes und einige Flaſchen Wein. Ihr ſeyd Spielleute, ſagte der Fremde und ich bin ein Mahler, das kommt faſt aufs Eins heraus: kommt, ſeyd meine Gäſte. — Oswald machte ein krauſes Geſicht, Michel zog den durchlöcherten Filz und nahm die Ehre an. Nach einer halben Stunde war die Komödie im ſchönſten Gange. Der Mahler kam aus Italien und pilgerte geniemäßig nach Sachſen. Der Comthur erzählte ſchwatzhaft: daß er auch in Italien geweſen, als Bedienter eines Malthеſer-Ritters, lebe nun nicht fern von deſſen Schloß, in Knöringen, wo er ein Gütchen habe. — „Verſchuldet, das Gott erbarm! ſetzte er hinzu, der Spielmann muß den Bauer nähren.“ — Die Fräulein glühten vor Scham und Angſt. Und der wackre Jüngling? fragte der Mahler, auf Oswald deutend: — Wird mein Schwiegerſohn. — Der Mahler verfärbte ſich und blickte auf Fronle, aber Traut reichte eben zur Beglaubigung von Michels Worten, dem Liebhaber ihre ſchöne Hand und der Mahler ſchenkte kräftig ein. Nach einer Weile leitete der Fremde ein Geſpräch ein, in welchem er Michel und Oswald zu bereden ſuchte, daß ſie die Mädchen nicht alſo mit ſich herum führen möchten; er entwarf ein rührendes Gemählde von den Gefahren, denen ſie ausgeſetzt wären, von dem Schaden, den dieſe Lebensweiſe, auch wenn ſie dieſem allem entgingen, ihnen drohten. Die Mädchen konnten vor Scham nicht aufſehen; Oswald wäre gern empfindlich geworden, aber der Comthur nahm das Geſpräch mit einer komiſchen Suade ein, offenbarte eine ſo rein romantiſche Exaltation von Kammerdiener-Höflichkeit und romantiſchen Phraſen zuſammen geflickt, in denen er das glückliche Leben der Spielleute, die Tugend ſeiner Töchter und die Gewalt der Muſik herausſtrich, daß Oswald nicht zu Wort kommen konnte. Im Geſpräch hatte der Fremde oft den Weg hinab geſehen; jetzt kam ein Träger mit einem zweyten Fremden heran; der Mahler rief dieſem Letzten entgegen; haſt du den Stein gefunden? — Da iſt er! antwortete jener und legte einen ſchönen Marmor auf den Tiſch. Gut! beſorg meine Sachen und laß dir zu eſſen geben. Wo gehts morgen hin? fragte er nun die Spielleute. Nach Barka an der Iller, da ſoll eine Hochzeit ſeyn, antwortete Michel, der ſehr neugierig und ſpöttiſch ausſah. Nun! da treff ich Abends auch ein. Ich ſteig übern Gättenberg, um Felſen zu zeichnen und Steine zu ſuchen und Abends finden wir uns wieder. — Hierauf ſchüttelte er den Männern die Hand und ging ins Haus, und da der Wirth den Spielleuten vorſchlug, ſie möchten ein Gleiches thun, ſo ward der Platz ſchnell leer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fortſchritte der Cranioſcopie.

Seit man (ſchreibt Hr. Dr. Friedländer im Journal complementaire du dictionaire des sciences medicales, janvier 1819) von dem Verhältniß unſerer Schädelbuckel zu unſern Neigungen, und von demjenigen der Größe unſers Kopfs zu dem Umfang unſerer Geiſteskräfte ſprechen hört, möchte Jedermann gerne wiſſen, wie es ſich denn mit dieſer Sache eigentlich verhält? Ich leſe ſo eben in einer brittiſchen arzneykundigen Zeitſchrift, daß ein Kleidungslieferant der Armee, welcher ein verſtändiger Mann iſt, ſeinem Handelsverkehr angemeſſen erachtet hat, bey den vornehmſten Hutmachern in London und Edinburgh Erkundigung einzuziehen, welches Verhältniß der Hutweite (Umkreis des Kopfraums) am öfterſten begehrt werde. Es ergab ſich daraus folgende Rechnung:

	Umkreis nach engliſchen Zollen.	In Edinburgh. auf 100 Hüte.	In London auf 100 Hüte.
Von	19,5	0,000	0,450
	19,875	0,285	0,164
	20,25	2,285	4,942
	20,625	6,285	11,696
	21,00	16,428	25,864
	21,375	27,428	28,830
	21,75	21,571	13,344
	21,825	13,000	10,049
	22,5	8,428	3,789
	22,875	3,142	0,328
	23,625	0,285	0,164
	23,25	0,857	0,328
	24,00	0,000	0,000

Man ſieht hieraus, daß der Umkreis des Kopfes überhaupt in Edinburgh größer iſt als in London, und ich erinnere mich, aus dem Munde eines ſorgfältigen und treuen Beobachters, des verſtorbenen Tenon, gehört zu haben, eine Sendung Hüte, die nach dem Maßſtab der Pariſer Köpfe veranſtaltet, nach Schweden und Rußland gemacht ward, ſey faſt durchaus zu klein befunden worden. Hängt dieß von der Verſchiedenheit, Dicke der Gehirnhüllen ab, oder beruht es auf anderm Grunde? Ein berühmter Zergliederer verſicherte mich kürzlich, er glaube wirklich bemerkt zu haben, daß die Schädeldicke in ſüdlichen Ländern geringer ſey. Darum halte ich dafür, es wäre wohl der Mühe werth, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch alle Kopfgeſtalten und die verſchiedenen Punkte und Verhältniſſe jedes Kopfs genau ausgemittelt werden könnten. Den Aerzten und Naturforſchern ſind Camper's und Blumenbach's Arbeiten über die verſchiedenen Menſchenracen wohl bekannt, und nicht minder die Modelle der Herren Gall und Spurzheim, zur Auffindung der verſchiedenen Buckel, die ſie entdeckt zu haben glauben; aber alles dieß bleibt immerhin noch ſehr unzureichend und mangelhaft.

Wie die Hutmacher uns über das, was ich den Horizont des Kopfs nennen will, gute Auskunft geben können, ſo könnten uns die Haarkräusler hinſichtlich auf Geſtaltung und Buckel an die Hand geben. Wenn ſie das Maß für ihre Perrücken nehmen wollen, ſo bedienen ſie ſich der zwey Hügel hinter den Ohren als Stützpunkte, von denen, wie von zwey Polen aus, ihre Bandſtreifen vom Genick bis zum Hinterhaupt und zur Stirne, gleich Meridianlinien gezogen werden. Würde man nun bewegliche metallne Halbzirkel verfertigen, ſo ließ ſich daraus nicht allein ausfindig machen, welchergeſtalt jeder Kopf von der Kugelform einer beſtimm-

Digitized by Google

ten Größe abweicht, ſondern mittelſt einer Sonde könnte man auch die Höhe der Buckel, das Maß der Vertiefungen, ihre Entfernung vom Zenith des Aequators und vom Horizont angeben, und dieſe Ergebniſſe in Graden, Linien und Centimetern ausdrücken. Bey ſorgfältiger Anwendung könnte dieß Werkzeug, dem ich den Namen Cranio-Spherometer geben will, zu genauerer Beſtimmung des verſchiedenen Kopfausdrucks der Völker dienen, und dem Ungewiſſen und Schwankenden, das jezt noch der ſo anziehenden Schädelerforſchung (cranioscopie) nachtheilig iſt, ein Ende machen; dadurch würde dem doppelten Uebermaß von Glauben und Unglauben am ſicherſten ein Ziel geſezt. Man hat für andere Zwecke, bey den Milizen verſchiedener Länder, die abweichenden Größenverhältniſſe der Körpertheile zu einander, die Höhe und den Umfang des Rumpfs u. ſ. w. auszumitteln verſucht. Das Eine wie das Andere könnte hernach in ſchickliche Vereinbarung gebracht werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, May.

Die jüngſten Neuigkeiten unſers Theaters ſind: 1) Die Wahrſagung Tycho Brahe's, originales Drama von J. L. Heiberg, ein Jugend-Produkt, das im Ganzen von keiner Erheblichkeit iſt, wenn es gleich im Einzelnen ſchöne Stellen hat. In Hinſicht der Aufführung verdient Rüge's Darſtellung des berühmten däniſchen Königs, Chriſtians des Vierten, ausgezeichnete Erwähnung. 2) Schiller's Jungfrau von Orleans, überſezt durch Rahbek. Mad. Anderſen, eine junge talentvolle und ſehr gebildete Schauſpielerinn, zeichnete ſich als Johanna ſehr vortheilhaft aus. 3) Die Herbſt-Feyer und: Die Hochzeit Peter's, zwey nationale Singſpiele von Thaarup, welche, theils in Anſehung einiger vom Verfaſſer gemachten, jedoch nicht bedeutenden, Veränderungen, theils und beſonders in Hinſicht des beynahe dreyzehnjährigen Zeitraums, worin ſie nicht aufgeführt worden, als neu zu betrachten ſind. Die idylliſch anmuthige Darſtellung einheimiſcher ländlich einfacher Sitten, die ſchöne Poeſie, ſo wie die das vaterländiſche Gefühl anſprechende rührende Handlung, — und dazu noch die meiſterhafte geiſt- und gefühlvolle Muſik des verſtorbenen königlich-däniſchen Kapellmeiſters J. A. P. Schulz, machten dieſe Singſpiele immer zu Lieblings-Stücken des Publikums. Zufällige Umſtände veranlaßten, daß ſie in ſo langer Zeit hingelegt wurden, und ſpäter ſtellten ſich die in den Stücken vorkommenden Anſpielungen auf die Verbindung Norwegens mit Dänemark der Aufführung entgegen; in dieſer Rückſicht ſind die Veränderungen vorgenommen. Bey der neuen Vorſtellung erfreute der Geſang der Mad. Zink, der Madem. Löffler, der Herren Zink und Cetti ſehr, ſo wie die treffende Darſtellung eines biedern holſteiniſchen Bauers durch Rüge. Auch ward die eines freyen ſeeländiſchen Bauers durch Hrn. Kruſe mit dem Beyfall des Publikums belohnt.

Unter mehreren fremden Künſtlern, die uns im verwichenen Winter beſucht haben, hat die unter dem Namen Quintcordium bekannte reiſende Tonkünſtler-Geſellſchaft den hieſigen Muſikfreunden einen ſeltenen Genuß gewährt. Die Mitglieder dieſer Geſellſchaft waren die HH. C. C. Büttinger, Muſikdirektor, v. Hürt, Fagottiſt Sr. Durchlaucht des Großherzogs von Heſſen, Zaiſer, ehemals Flötenſpieler bey der königlich-würtemberg'ſchen Kapelle, und Dupp, Eleve des Conſervatoriums zu Paris. Das fünfte Mitglied des Vereins, ein Violoncelliſt, ward nur in der Inſtrumental-Muſik vermißt. Was hieſelbſt beſonders Beyfall erregt hat, iſt der vierſtimmige Geſang der acht?ten Herren, ohne Accompagnement. Man iſt darüber einig, daß dieſer Vortrag von Liedern und Geſängen, theils von Hrn. Büttinger, theils von Andern componirt, etwas in ſeiner Art Vortreffliches iſt. Die ſchöne Zuſammenſtimmung und das vollkommene Enſemble, die bey der Ausführung dieſer Geſänge Statt finden, muß man gehört haben, um ſich einen völlig angemeſſenen Begriff davon zu bilden, und um, wie ſich eines unſerer Blätter ausdrückt, ſich zu überzeugen, was Talent durch Fleiß erreichen kann.

Als neue Schriften erwähnen wir: Die von einer königlichen Commiſſion herausgegebene, zum Gebrauch des Volks autoriſirte neue Ueberſezung des Neuen Teſtaments. — Däniſche Volksſagen, zweyte Sammlung. — Kratzenſteins Stüb's Handzeichnungen, nach ſeinem Tode herausgegeben. — Von Oehlenſchläger wird ein großes, die eddaiſche oder altnordiſche Mythologie umfaſſendes Gedicht bald erſcheinen. —

Aus dem Schreiben eines reiſenden Dänen aus Rom entlehnen wir Folgendes: Thorwaldſen hat in Rom nicht aufgehört Däne zu ſeyn. Er fühlt mit Wärme für ſein Vaterland, redet die Sprache deſſelben lieber als irgend eine andere, und empfängt mit ausgezeichneter Freundlichkeit alle reiſende Dänen. Der junge Bildhauer Freund, ein geborner Däne, der bey der Kunſtakademie zu Kopenhagen ſeine erſte Bildung empfangen hat, arbeitet jezt unter Thorwaldſen, um ſeine Kunſt-Ausbildung von dem jeztlebenden Meiſter ſeiner Kunſt zu erhalten. Es würde ſehr zu beklagen ſeyn, wenn dieſer Meiſter nicht mehr als Einen Schüler unter ſeinen Landsleuten bilden ſollte. — Thorwaldſen iſt nicht nur unſäglich reich an Ideen, er arbeitet auch unbeſchreiblich hurtig und leicht; und doch ſind ſeine Werke in den geringſten Theilen ſo vollendet, als wenn er ganze Jahre daran verwandt hätte. Ueber Canova's weichere Behandlung des Marmors hat man eine Zeitlang viel geſprochen. Dieſe Behandlung beſteht jedoch einzig und allein in einer ſtärkern Politur des Steines. Canova gibt ſeinem Marmor eine ſehr ſorgfältige, ganz eigene Politur; er weiß es gewiſſermaßen dadurch zu ſchattiren und dem Gewand einen hellern Schein, als den nackten Theilen zu verſchaffen. — Büſten macht Thorwaldſen keine mehr, ob ſie ihm gleich mit einige Hundert Species-Rthlr. das Stück bezahlt worden ſind, und er gewöhnlich eine Büſte in vier bis fünf Tagen vollendete. (Sein größtes Werk, die Basreliefs, den Triumphzug Alexanders zu Babylon vorſtellend, ſoll er in drey Monaten ausgeführt haben). Sein ſehnlicher Wunſch iſt, nach freyer Wahl arbeiten zu können, nicht nach Beſtellungen, und eine ſolche Unabhängigkeit ſcheint er durch ſeine Kunſt erreichen zu können, oder vielmehr erreicht zu haben. Man hat, gleich den Antiken, ſeine Kunſtwerke in Gemmen geſtochen. Von einer ſolchermaßen in Glas-Paſte geſtochenen Copie ſeines herrlichen Basreliefs: die Nacht, hat ein Künſtler 200 Exemplare verkauft, und würde noch eine ähnliche Anzahl abgeſezt haben, wenn er ſie gehabt hätte. So wie Eckersberg, ſo hat auch der berühmte italieniſche Mahler Camuccini in Rom Thorwaldſen gemahlt; (das treffliche Gemählde durch Eckersberg beſizt die Kopenhagenſche Kunſt-Akademie). Sein Bildniß iſt gleichfalls in Kupfer geſtochen, ſo wie in Stein geſchnitten, wovon Abdrücke zu haben ſind. Ein junger Künſtler aus Neufchatel hat zur Ehre Thorwaldſen's eine Medaille verfertigt. Ein italieniſcher Dichter las unlängſt ein Gedicht über Thorwaldſen's Jaſon in einer Geſellſchaft vor; das Gedicht ſoll ausgezeichnet ſchön geweſen ſeyn. Er iſt geſonnen ähnliche Gedichte über die geſammten Werke Thorwaldſen's zu ſchreiben. — Thorwaldſen hat, außer dem däniſchen Ritter-Orden, auch einen neapolitaniſchen. Er iſt als Profeſſor der Kunſt-Akademie zu Rom beſoldet; bekanntlich iſt er ſchon lange zum Profeſſor der däniſchen Kunſt-Akademie ernannt worden.

Digitized by Google

Nro. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Juli 1819.

Sie haben hohen Genius.
Wir haben Genius, wie ſie —
Das macht uns ihnen gleich.

Wir und ſie. Von Klopſtock.

Haydn in England.

(Aus der Sonntagszeitung The observes vom 9. Mai dieſes Jahres.)

Haydn war mit ſeiner Aufnahme in England ſehr zufrieden. Er fand, daß die Bewohner dieſes Inſellandes, die Engländer, ſich hochachtungsvoll gegen ihn betrugen, denn ſein eigenes Benehmen bewies auch, daß er nur eine geringe Meinung von ſich hegte, welches gerade dem richtigen Begriffe entſprach, den ſie ſich von einem achtungswerthen Manne gemacht haben. Auch kam er mit einem vorzüglichen Ruhme von Geſchicklichkeit zu ihnen, und ein Volk, welches einen ſo hohen Werth auf Geiſtesgaben legt, war bereitwillig, ihm dafür auf das ehrerbietigſte zu huldigen. Zuweilen hatte er das unerwartete Vergnügen dieſe Huldigung von den allerniedrigſten Ständen zu erhalten. So erzählte er, daß die Leute manchmal, wenn man zufälliger Weiſe ihn kannte, auf der Straße Platz für ihn machten, und ihn mitten hindurch gehen lieſſen; daß ein andermal ein ganz gemeiner Menſch ihn ſtier und bedeutend anſahe, als ob er ſeine Geſtalt und Geſichtszüge nicht vergeſſen wollte; und daß er dann und wann im Vorübergehen flüſtern hörte: „That is Haydn.“

Daß er dieſe Beweiſe von Ehrerbietung anerkannte, darf ihm nicht als Eitelkeit angerechnet werden, denn ſie waren ächt. Er erzählte ſie nicht, um einem zweifelhaften Namen fortzuhelfen, ſondern weil es die Früchte eines feſtſtehenden Ruhms waren. Er erzählte ſie zur Ehre des Landes, nicht um ſich damit zu brüſten. Ein ſo begünſtigter Mann handelt unrecht, wenn er den Edelmuth des Gebers verheimlicht, und hätte Haydn davon geſchwiegen, ſo würde er undankbar gegen England geweſen ſeyn.

Unter einem Volke, das ſeiner Laune freyen Zügel ſchieſſen läſſt, war es natürlich, daß ihm einige kurzweilige Vorfälle begegneten. Eines Tages kam ein vornehmer Mann zu ihm, um den Tonſatz zu lernen; er wolle ihm Eine Guinee für die Stunde geben. Haydn war es zufrieden, und fragte wenn Sr. Herrlichkeit anfangen wollten? Den Augenblick, ſagte der Lehrling, und zog ein Haydnſches Quartett aus der Taſche: „Erklären Sie mir dieſe Tonfolge; auf welchen „Grundſätzen beruhet ſie? ſie iſt wider die Regeln.“ Haydn hatte ſeit funfzig Jahren ſeine Bücher bey Seite gelegt, und wuſſte weiter keine Regeln anzugeben, als ſeine eigene Begriffe von Harmonie. Dieß war kein Beweis für den Lord; er ging das ganze Quartett durch und demonſtrirte, daß eins der ſchönſten Tonſtücke, die es nur geben kann, nach den Regeln beurtheilt, ganz falſch iſt. Haydn konnte immer weiter nichts antworten, als daß er ſeinem eigenen Urtheil von Wohlklang gefolgt wäre, wollte aber ſehr gern jetzt den Schüler machen, ob es gleich zu viel Ehre für ihn wäre, einen ſo vornehmen Lehrer zu haben. Hiermit endigte der Handel auf beyden Seiten, wie er ſollte. Haydn hatte ganz Recht, daß er ſeiner Kenntniß trauete, wo die Kunſtregeln mit ſeiner Natur zuſammengeſchmolzen waren. Der Engländer aber konnte nichts von einem Mann lernen, der ſein Genie nicht mittheilen konnte, und der nichts mitzutheilen hatte, als ſein Genie.

Digitized by Google

Eines Morgens kam ein Schiffskapitän zu ihm und fragte: „Sind Sie Herr Haydn?" Ja! „Können Sie mir einen Marſch zur Erheiterung meines Schiffsvolks ſetzen? Ich bezahle Ihnen dreyßig Guineen dafür, aber ich muß ihn heute haben, weil ich morgen nach Calcutta abreiſe." Haydn verſprach es. Als der Seefahrer fort war, machte der Komponiſt ſein Fortepiano auf, und in einer Viertelſtunde war der Marſch fertig. Haydn ſcheint ein Zartgefühl beſeſſen zu haben, welches unter den muſikaliſchen Raub- und Zug-Vögeln, die ſich von Englands großem Reichthum nähren wollen, ſelten iſt. Er hielt eine ſo große Summe für eine ſolche Kleinigkeit zu unbillig, ging Abends bey Zeiten nach Hauſe, und ſchrieb noch zwey Märſche, um dem freygebigen Kapitän entweder ſeine Wahl zu laſſen, oder ſie ihm alle zu geben. Mit Tagesanbruch kam der Käufer. „Wo iſt mein Marſch?" „Hier." „Spielen Sie mir ihn doch einmal vor." Haydn ſpielte ihn. Der Kapitän zählte 30 Guineen auf das Fortepiano, nahm ſeinen Marſch und ging die Treppe hinunter. Haydn lief ihm nach: „Ich habe noch zwey andre geſetzt, welche beyde beſſer ſind. „Kommen Sie herauf, hören Sie ſie, und wählen." „Ich „bin mit meinem Marſche zufrieden." Der Kapitän kehrte nicht um. „Ich will ſie Ihnen ſchenken." Der Kapitän ging deſto ſchneller und ließ Haydn auf der Treppe ſtehen. Aus einer von den Urſachen, die man ſich ſelbſt nicht recht erklären kann, beſchloß Haydn ſich durch dieſe ſonderbare Beſcheidenheit nicht abſchrecken zu laſſen. Er ging auf die Börſe, erforſchte den Namen des Schiffs, rollte ſeine Märſche zuſammen, und ſchickte ſie mit einem höflichen Briefchen an den Kapitän. Zu ſeinem Befremden empfing er bald nachher das Päckchen unerbrochen von dem Engländer, welcher vermuthet hatte, daß es von Haydn käme. Der Komponiſt zerriß ſogleich die Papiere in Stücken.

Haydn lernte bald in London aus einem Muſikladen in den andern zu gehen. Einmal fragte er einen Muſikalienhändler, ob er etwas recht Gutes hätte? „Sie kommen gerade zu rechter Zeit," antwortete dieſer, „ich habe ſo eben Haydn's erhabene Muſik vom Drucker zurück erhalten." „Von der mag ich nichts wiſſen." „Wie? Sie wollen nichts von Haydn wiſſen? Was haben Sie denn daran auszuſtellen?" „O gar viel! aber jetzt iſt nicht Zeit dazu, ich kann ſie nicht leiden, zeigen Sie mir etwas anderes!" Der Muſikalienhändler, ein großer Liebhaber von Haydn's Muſik, wurde unwillig. Aber bald kam Jemand, der Haydn kannte, und den Irthum aufklärte.

Ein königlicher Prinz bat Haydn, dem Mahler Sir Joſua Reynolds für ihn zu ſitzen. Bey der erſten Sitzung ſchlief der große Tonkünſtler beynahe ein. Reynolds, allezeit um ſeine Ehre beſorgt, mochte ihn nicht als einen Dummkopf darſtellen, da Jeder in Haydns Miene Geiſt und Ausdruck erwartete. Er hob alſo die Sitzung auf. Zum zweyten Mal war es wieder ſo. Nach dem Reiz der erſten Unterhaltung, wurde Haydn's Miene ernſthaft und man ſah ihm den Ueberdruß an. Reynolds ging zum Prinzen und ſagte, es ſey unmöglich Haydn's Bildniß zu mahlen. Der Prinz hatte den guten Einfall, ein ſchönes deutſches Hoffräulein der Königinn zur nächſten Sitzung abzuſchicken. Haydn ſaß kaum vor der Leinwand als er ſchwerfällig wurde. Der Mahler zog einen Vorhang auf, hinter welchem ein ſchönes weißgekleidetes Mädchen, mit einem Roſenkranze auf ihrem Haupte, ſtand. Haydn hätte ſie für eine Polyhymnia anſehen können. Sie redete ihn auf deutſch an, und bezeugte großes Vergnügen, ihn zu ſehen. Sein Geſicht wurde nun heiter, er ſah wie ein Mann von Genie aus und Reynolds vollendete ein unvergleichliches Bildniß.

Haydn wurde vortrefflich bey Hofe aufgenommen. Es war in England, daß er ſich die funfzehntauſend Gulden ſammelte, welche ihm ſein Alter erträglich machten. Mit der „Schöpfung" und den „Jahrszeiten" verdiente er ſich an tauſend Pfund Sterling.

Jean-Claude Delamétherie.

(Fortſetzung.)

Es häuften ſich nun immer mehr Unfälle über den alternden Delamétherie. Der jüngere Bruder hatte ſein Vermögen durchgebracht und konnte den Jahrgehalt, welchen er dem ältern ſchuldig war, nicht mehr bezahlen; um die Gläubiger des Bruders zu befriedigen und deſſen Ehre zu retten, verzichtete Hr. Delamétherie nicht nur auf ſeine Anſprüche gänzlich, ſondern er unterſtützte noch in der Folge aus dem Ertrag ſeiner Arbeiten und aus dem Verkauf eines Theils ſeiner Sammlungen, andere Glieder ſeiner Familie mit vielem Edelmuth. Im Jahr 1812 ward er durch einen Schlagfluß gelähmt, wovon er nur zum Theil wieder genas. Sein Geiſt behielt noch volle Kraft und Thätigkeit, während ſein Körper beynahe fünf Jahre durch mit vielfachen Beſchwerden und Leiden zu kämpfen hatte, von denen ihn um die Mitte des verfloſſenen Jahres ein zweyter Schlagfluß befreyte.

Es würde allzuweit führen, wenn auch nur eine gedrängte Ueberſicht der Meinungen geliefert werden ſollte, die Hr. Delamétherie in den verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaften, zum Theil ſeltſam und eigenthümlich genug, ſich erfunden oder angeeignet hatte. Um jedoch ein kleines Muſter davon auszuheben, mögen ſeine Anſichten über den Menſchen hier Platz finden.

Der Menſch (meinte er) iſt eine durch den Geſellſchaftszuſtand vervollkommnete Affenart. Er iſt nicht zum Fleiſcheſſen beſtimmt und ſollte ſich deſſen enthalten. Es gibt

Digitized by Google

zwey Hauptracen des Menſchen; der Negerſtamm, welcher urſprünglich Afrika angehört, und die weiſſe Race, die in zwey Abtheilungen zerfällt; der ſchöne weiſſe Stamm nämlich, mit länglich rundem Geſicht, von dem die Hindus, Perſer, Aſſyrer, Caucaſier, Araber und alle Europäer-Stämme herkommen: er nennt ihn Hindusrace, weil er den indiſchen Archipelagus und das Feſtland Indiens für ſeine urſprüngliche Wohnung hält; und die tartariſche Race mit rundem oder geviertem Antlitz, woraus alle ſcythiſchen, tartariſchen, chineſiſchen, japaniſchen, nördlichen und amerikaniſchen Völkerſchaften abſtammen. Die Wohnſtätte des Menſchen war anfangs auf eine eigene und nicht weit ausgedehnte Landſchaft beſchränkt, und die Meinung Deluc's, der zufolg der Menſch ſpäter als andere Thiere ſein Daſeyn erhalten hätte, hielt er für grundlos. Die Chineſen anerkannte er für das älteſte der civiliſirten Völker; ihre ins hohe Alterthum reichende Kenntniß des Schießpulvers, des Compaſſes, der Buchdruckerey, der aſtronomiſchen Rechnungen u. ſ. w. ſchienen ihm dieſe Meinung zu bekräftigen; er hielt ſie für älter als die Egyptier und Hindus und vermuthete, ſie dürften die Ueberreſte eines tartariſchen Volkes ſeyn, unter dem das philoſophiſche Syſtem des Dalai-Lama zu Stand gekommen ſey, oder eines ſehr gebildeten, aber durch Deſpotismus untergegangenen alten Volkes.

Unſer Wiſſen, meint Hr. Delamétherie, hat eine vielfache Quelle, in Gefühl (sentiment), Gedächtniß, Analogie und im Zeugniß der Menſchen. Die Wahrſcheinlichkeitsrechnung läſſt ſich auf Moral, Metaphyſik und auf alle unſere Kenntniß anwenden. Er hatte dafür eigenthümliche Formen und Stufenleitern erſunden. Das Gefühl nahm er für die Evidenz oder das Maximum, welchem das Gedächtniß, hernach die Analogie und zuletzt das Zeugniß der Menſchen folgten.

Wohlwollen gegen die Mitgeſchöpfe iſt allen fühlenden Geſchöpfen eingepflanzt und die Tugend kann einzig nur ihr Glück begründen. Tugend nennt er eine auf dauerndes Glück berechnete Eigenliebe. Der Seelenfriede iſt das höchſte Gut. Das Wohlbehagen (la vraie volupté) wonach der Weiſe ſtrebt, iſt ein Inbegriff oder eine Vereinbarung von Vergnügen des Körpers, des Geiſtes und des Herzens: auf ihm beruhet des Menſchen höchſtes Gut und ſeine Seligkeit. Die Wagſchale des Guten hat für die meiſten Menſchen das Uebergewicht gegen jene des Schlimmen. Demuth iſt keine Tugend, ſie iſt ein Zeichen gemeiner Seelen und meiſt auch nur Heucheley und Verſtellung.

Der fühlende Urſtoff, den keine Analogie von andern Elementen unterſcheidet, iſt ein untheilbares Eins; er fühlt, ſo oft er in Bewegung geſetzt wird. Vernichtet wird er nicht. In jeder Verbindung, die er eingeht, kann er in Bewegung verſetzt werden; er wird alſo auch fühlen; aber er wird keine Erinnerung von dem haben, was er in einer vorhergehenden Verbindung geweſen iſt, weil das Gedächtniß von den Organen untrennbar iſt. Belohnungen und Strafen nach dem Tod, welcher ein nothwendiges Naturgeſetz iſt, würden ungerecht ſeyn.

Weil urſprünglich alle Menſchen gleich und von einander unabhängig ſind, ſo iſt der Adel auch nur perſönlich und der Geburtsadel ein Unding. Nachdem der Menſch in Geſellſchaft getreten iſt, muſſte er Geſetze aufſtellen, die anders nichts ſind als gegenſeitige Zuſicherungen, welche die ſämmtlichen Glieder der Geſellſchaft einander machen. Dieſe Zuſicherungen bedurften Stützen, die ihnen durch Belohnungen und Strafen zu Theil werden; von den letztern muß jedoch die Todesſtrafe, als unzuläſſig wegfallen. Der Handhabung der Geſetze muſſte die Geſellſchaft Beamtete ernennen, welche aber nicht ſelbſt Geſetze geben dürfen; dieſes Recht bleibt der Geſellſchaft vorbehalten, der jene auch über ihre Verwaltung Rechenſchaft geben müſſen.

Wenn die Wiſſenſchaft und die Philoſophie des Hrn. Delamétherie ein ſeltſames Gemiſch von Wahrheit und Irrthum iſt, die wenig erfreuliche Reſultate darbieten, ſo war das nämliche hinwieder auch in ſeinen humanen und Umgangsverhältniſſen der Fall. Ein menſchenliebendes Wohlwollen war allerdings der vorherrſchende Zug ſeines Charakters, welchem Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und Edelmuth inwohnten; dieſen achtungswürdigen Eigenſchaften geſellten ſich unmäßige Eitelkeit und eine Eigenliebe bey, die mit ſeltener Natürlichkeit bey jeder Gelegenheit ſich offen darlegte und ausſprach, und die unvermeidlich vieles beytragen muſſte, ihren Beſitzer ſtets mehr zu vereinzeln und die Zahl ſeiner Freunde zu vermindern. Seinen Schriften, als den Reſultaten der Anſtrengungen eines arbeitsvollen Lebens, legte er einen Werth bey, der ſie weit über alle andern gelehrten Werke emporhob, und dieſes nun ſelbſt ausſprechen zu können, ſchien ihn für viele Kränkung zu tröſten. Er zählte alsdann gern die Zahl der Bände auf, welche er hatte drucken laſſen, die er ſelbſt immer wieder las und ſeinen Freunden dazu nachdrückſam empfahl. Die Reizbarkeit ſeines Gemüthes minderte ſich mit der Abnahme ſeiner Körperkräfte keineswegs, und jedes wirklich oder vermuthlich erlittene Unrecht haftete feſt in ſeinem Gedächtniß und veranlaſſte ihn zu den heftigſten und öfters unziemlichſten Aeußerungen. So gern er auch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geweſen wäre, konnte er ſich jedoch nie entſchlieſſen, die dafür gewöhnlichen Schritte und Anmeldungen zu thun. Ueber den Vorzug, welchen unter dieſen Umſtänden andere erhielten, drückte er ſeinen Schmerz alsdann unverholen, in Geſprächen und gelegentlich auch in ſeinem Journale aus. In dieſer Zeitſchrift gab er ſeine unbeſtechbare Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit als die Urſache der Vernachläſſigung, die ihm zu Theil würde, an, während er nie dazu vermocht werden konnte, irgend eine Abhandlung einzurücken, deren Verfaſſer von ihm zur Partey ſeiner Gegner gezählt ward.

Digitized by Google

An der Staatsumwälzung ſeines Vaterlandes hatte Hr. Delamétherie keinen oder wenigen Antheil. Die Grundſätze, von denen ſie ausging und der verbeſſerte Geſellſchaftszuſtand, den ſie herbeyführen ſollte, entſprachen ſeinen eigenen Grundſätzen und Wünſchen; dagegen mißfiel ihm alles, was auf Untergrabung der Monarchie abzielte und den einſtweiligen Umſturz des Königthums bewirkte. Er ergriff öfters die Gelegenheit, welche ſein Journal zwar ſehr unpaſſend darbot, um ſich unzweydeutig darüber auszuſprechen und ein gegen die Ereigniſſe des zehnten Auguſt gerichteter Aufſatz deſſelben begründete ſeinen Verhaft, woraus ihn die nachdrückliche Empfehlung ſeines Nachbars, eines Schneidermeiſters, welcher im Ausſchuſſe der Sektion ſaß, doch bald wieder befreyte. Als Jedermann Conſtitutionen ſchrieb, hatte auch Hr. Delamétherie eine verfertigt, von der aber nur ein einziger Abdruck vorhanden ſeyn ſoll. Wenn wir nicht irren, ſo findet ſich die Skizze derſelben auch irgendwo in dem Journal de Physique. Bey den zahlreichen Regierungen, die während der Revolution einander folgten, hat er nie irgend eine Gunſt geſucht und alſo auch keine von ihnen empfangen; er that ſich darauf nicht wenig zu gut und konnte im Ausdruck ſeiner Verachtung und ſeines bittern Spottes über andere Gelehrte, welche, nachdem ſie zur Zerſtörung der Vorrechte und Auszeichnungen nach beſten Kräften mitgewirkt hatten, ſich damit wieder alsbald ausſöhnten, wenn jene zu ihrem eignen Vortheil hergeſtellt wurden, nicht ſatt werden.

Hr. Delamétherie hatte nach kurz vor ſeinem Tod eine Art letzten Willens, der beynebens auch für ſein Glaubensbekenntniß gelten ſollte, aufgeſetzt, deſſen Schlußſtelle alſo lautet:

„Ich habe mich meiner Familie aufgeopfert, indem ich mein Erbgut ihr hingab, und jeden Glücksfall, der mir zu Theil ward, zu ihrem Beſten verwandte. Ich habe für den anſtändigen Unterhalt der Perſon geſorgt, die mir zumal in dieſen letzten Leidensjahren Sorgfalt und Pflege gab. Ich habe keinen Anlaß verſäumt, Gutes zu thun, und habe ſelbſt Undankbaren Dienſte geleiſtet.

„Und ich habe eingeſehen, daß nichts beſſers ſey, als daß der Menſch recht thue und fröhlich ſey in ſeinem Leben. (Pred. Salomons, Kap. 3. V. 12.)

„Mein Tagewerk iſt vollendet; ich erwarte den Augenblick, wo ſich dieſe gegenwärtige Vereinbarung für mich ändern wird, und ich ſpreche, wie Horaz ſprach, Vixi, ich habe gelebt. Ich denke wie Salomon (Prediger, Kap. 3, V. 19, 20) Die Menſchenkinder haben Unfälle, und das Vieh hat Unfälle: ja einerley Unfälle haben ſie: wie dieſes ſtirbet, alſo ſterben auch jene. Und ein Odem iſt in beyden, ſo daß der Menſch vor dem Viehe keinen Vortheil hat, denn alles iſt Eitelkeit. Sie alle kehren an einen Ort, denn wie ſie alle aus Staub ſind, alſo werden ſie alle wieder zu Staub.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, 2. Juli.

In Idſtein wohnt ein junger Mann, der heißt Lehning und iſt ſeines Gewerbes ein Apotheker. Vor einigen Jahren hat er ſehr ſchmerzliche Lebenserfahrungen gemacht, die ihn aus der Geſellſchaft zurückgeſcheucht haben. Seit dieſer Zeit lebt er ſtill und eingezogen, hat ein trübes und faſt kränkliches Ausſehen und iſt ernſtlich mit Natur- und Geſchichtsſtudium beſchäftigt.

Vorgeſtern Nachmittag geht dieſer Mann nach Schwalbach, welches nur 3 Stunden von hier entfernt iſt. — Geſtern früh beſucht er den Reg. Präſid. Ibell, der ſich jeden Sommer einige Wochen, mit ſeiner Familie, dort aufzuhalten pflegt, um die dortigen Heilquellen zu benutzen. Ibell empfängt Hrn. Lehning freundlich, wie er Jeden zu empfangen gewohnt iſt, und fragt nach ſeinem Begehren. Lehning ſagt ihm, daß er die im Schlangenbad zu errichtende Apotheke zu erhalten wünſche, und ſpricht längere Zeit ruhig über dieſen Gegenſtand. Ibell macht ihm bemerklich, daß es doch wohl rathſamer ſeyn möchte, die ſchon eingerichtete Apotheke in Idſtein zu behalten, als erſt eine neue zu etabliren, und daß ſich gewiß auch ſeine ſonſtigen Familienverhältniſſe arrangiren laſſen würden. Plötzlich änderte Lehning Stimme, Blick und Geſichtszüge und fragt ſtreng: Iſt das der einzige und letzte Rath, den mir der Herr Präſident geben können? — Ibell beginnt das Geſagte zu wiederholen; da zieht Lehning einen Dolch hervor, den er im Aermel verborgen hatte, und ſucht ihn dem Präſ. mit Sands Worten in die Bruſt zu ſtoßen. Ibell, ein ſtarker und körperlich gewandter Mann, parirt den Stoß, ringt mit Lehning und fällt im Ringen mit ihm zu Boden. — Durch den Lärmen kommt ſeine Frau herbey. Sie entwindet mit Präſe, und indem ſie ſich ſelbſt an der Hand verwundet, dem Mörder den Dolch. Wie er ſich entwaffnet, ſeinen Arm aber einen Augenblick frey ſieht, zieht er eine Piſtole aus dem Buſen und drückt ſie auf die Präſidentinn ab. Die Piſtole verſagt. — Sie wird ihm abgenommen. Er wird verhaftet. — Man läßt ihn ſogleich alle Kleider wechſeln, und findet in ſeinen Taſchen eine zweyte geladene Piſtole und ein Päckchen Gift. — Seine hieſigen Effekten und Papiere ſind heute früh in Beſchlag genommen worden. Dieſes die ſchauderhafte Geſchichte, die ſeit 24 Stunden in unſern Umgebungen alle Gemüther auf das Heftigſte bewegt. — Was die That veranlaßt habe, läßt ſich nicht ſagen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie durch keine Privatrache, überhaupt durch kein gewöhnliches Verhältniß herbeygeführt iſt.

Berlin.

Der Erfolg hat meine Nachricht über Kotzebue's Todtenfeyer nicht beſtätigt. Nachdem ſie am 23. Juni auf beſtimmten königlichen Befehl auf unſerer Bühne ſtatt haben ſollte, iſt ſie durch folgende Veranlaſſung zum Zweytenmal verſchoben worden. Die hinterbliebene Wittwe des Staatsraths v. Kotzebue hat in einem Briefe an den Buchhändler Kummer in Leipzig die bedrängte Lage der Familie geſchildert, und zu verſtehen gegeben, daß ihr eine, bey den erſten Bühnen Deutſchlands durch Benefiz-Vorſtellungen zu veranlaſſende Verbeſſerung ihrer Verhältniſſe, nicht unangenehm ſeyn würde. Dieſen Brief hat der Buchhändler Kummer an den General-Intendanten unſrer Bühne, Grafen v. Brühl, geſchickt, welcher denſelben wieder dem Könige eingeſandt hat, mit der Anfrage, ob die Einnahme v. Kotzebue's Todtenfeyer etwa zum Beſten der v. Kotzebueſchen Familie beſtimmt ſeyn ſolle. Sobald darüber der höchſte Beſcheid erfolgt, wird gedachte Vorſtellung ſogleich gegeben werden.

Nro. 162.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 8. Juli 1819.

Stehet feſt im Taumelkreiſe
Wo nicht Luſt noch Schmerz beharrt!
Thoren ſeufzen, doch der Weiſe
Küßt die holde Gegenwart.

Weilentreter.

Die luſtigen Leute von Knöringen.

(Fortſetzung.)

Oswald und der Comthur lagerten ſich auf dem Heuboden; der junge Mann hätte Luſt gehabt ſich über den Malthéſer zu erboßen, daß er ſeine Rolle ſo herrlich ſpielte, aber neben ſeinem Zorn war den ganzen Abend Bewunderung hergeſchritten, über die Gewandtheit und den unabhängigen Geiſt des Alten, der in ſeine Verkappung eine perſönliche Haltung zu legen wußte, in der Oswald, der Mädchen wegen, eine Art Sicherheit gefühlt hatte. Jetzt ſtrich der gewöhnlich von Bedienten Umgebene ſeine grauen Haare luſtig unter ein braunes Schnupftuch und ſang eintönig das Todtengräberlied aus Hamlet:

Dieſer Kopf mit Haaren
War vor wenig Jahren ſchön wie Engel.....

Aber theurer Oheim, wollen Sie denn dieſe Farce ausſpielen? — Schön wie Engel ſind — ſang der Comthur fort, und ſchnallte die meſſingnen Schuhſchnallen auf — Baltzer, du mußt morgen früh wahrhaftig die Schuh abwaſchen, ſonſt ſehen wir wie die Lumpen aus; — Herr Comthur! — Oh mein Baltzerle! wer A ſagt muß B ſagen! rief Michel ihn lächelnd auf die Schulter klopfend, warf ſich ins Heu, daß die Halmen über ihn aufflogen und ſchlief ein, wie Oswald noch knirſchte.

Mädchen ſind beobachtend und fein. Nanny und Wallis fingen an, des Oheims Abſicht, ſie für ihre romantiſche Luſt büßen zu laſſen, zu errathen, und das gab ihnen einen wetthaltenden Muthwillen, der ihre Angſt — die vorigen Abend nicht gering geweſen war — aufwog. Nanny fand in der Nähe ihres Oswalds überhaupt die Sache nicht gefährlich, nun die Gefahr vorbey war, und konnte ſich nicht abläugnen, daß die Wirkung ihrer Stimme auf den ganzen Haufen von ſtaunenden Bauern, ihr ſehr geſchmeichelt hatte. „Wallis, ſagte ſie zu ihrer Schweſter, das war wie Schiller ſang:

Und gerührt zu der Herrſcherinn Füßen
Stürzte der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl.“

Ja, gewiſſermaßen, erwiederte dieſe, aber die Bewunderung der Tölpel drohte denn doch jeden Augenblick zudringlich zu werden und ohne die Dazwiſchenkunft des Fremden — „Aha! ſchöne Fronle! Sie verlieren ſich ganz in Ihrer Rolle. Alſo des reiſenden Mahlers galante Moral ſchien Ihnen nicht drohend? Hör! Oswald machte dem Menſchen ein Paar Mal ſo ein krauſes Geſicht, daß ich ganz bang ward.“ — Und der Oheim dem Oswald.... „Nun, nahm Nanny abwehrend das Wort, ſo wie wir den Oheim kennen, müſſen wir ſchon noch ein Paar Tage aushalten. Laß uns ihm nicht den Triumph gönnen, unſre erſehnte Seligkeit ſo bald müde geworden zu ſeyn.“ — „O was das betrifft, Nanny, ſagte Wallis erröthend und mit ſonderbarem Ernſt, was das betrifft, ſo iſts nicht recht der Fall. Des Spielmanns Leben ſcheint mir freylich nicht ſo romantiſch, wie wirs uns dachten, aber das Menſchenleben in dieſen Hütten mit dieſem Pfarrer, hat doch eine Innigkeit, die wir auf unſerm Schloß nie kannten.“

Digitized by Google

Wie am frühen Morgen der Comthur unter den Fenſtern zum Frühſtück rief, traten die Mädchen friſch wie die Roſen unter die Bäume, wo eine tüchtige Suppe ihrer wartete. Der Mahler ließ ſich nicht ſehen. Man war zum Abmarſch bereit, Wallis blickte an alle Fenſter des Gaſthofs hinauf, ohne ihren Onkel wahrzunehmen, der ihr einen kleinen Reiſebündel hinhielt. „Nicht wahr Fronle, die Schwalbenneſter freuen dich?“ ſagte er jetzt etwas rauh und ſehr ſpöttiſch. Fronle fuhr zuſammen; da kam die Wirthinn mit einer großen Schüſſel voll duftender Schmalzküchle und einer Flaſche Wein zu Michel getreten: Da, Spielmann, das hat der fremde Mahler euch, eh er fortging, beſtellt; mit einem ſchönen Gruß. Die Küchle waren für die Mädeln, der Wein für euch. — Einmal hatten die zarten Spielleute die braune Mehlſuppe etwas zu derb gefunden, zum Andern ſtörte jetzt auch kein fremder Zeuge den Eindruck der ſchönen ſtillen Morgenumgebung, daher wirkte dieſes Intermezzo ganz natürlich. Oswald hatte einen Arm um Nanny geſchlagen und langte lachend nach dem appetitlichen Gebäck. Der Oheim blieb in ſeiner humoriſtiſchen Rolle, Wallis war ſich auch ohne einen halbſpöttiſchen Blick ihrer Schweſter bewuſſt, daß die Küchle eigentlich für ſie beſtellt waren, und biß fröhlich hinein. Eben wie ſie wandern wollten, kam der Pfarrer aus der Frühmetten, ging einige Schritte aus ſeinem Weg und grüßte freundlich; „Wohlehrwürden, ſagte Michel, es iſt uns hier ſo gut gegangen, durften wir Ihnen nicht aus Dankbarkeit ein Morgenlied zum Abſchied ſingen?“ Der Pfarrer ſah ſich zweifelnd um, alte Leute kamen aus der Mette, junges Volk trieb Vieh vorbey an die Tränke, oder ging mit der Sichel in Klee. Alles ſah, ſich aufhaltend, nach den Spielleuten um. Nun! wenns kurz und fromm iſt, antwortete der Seelenhirt. Die Spielleute ſangen die herrliche Anfangsſtrophe aus Abraham auf Moria:

Lobt den Herrn, die Morgenſonne. —

Alles Volk umher faltete die Hände; die ihr Vieh hielten, nahmen den Hut ab. Die Lerche wirbelte in der blauen Luft über den Häuptern der Beter, der Haushahn hielt dieſe ungewohnten Wohllaute für etwas Andres, als Menſchen-Treiben; er kam ſtolz bis mitten in den Kreis der Zuhörer und ließ ſeinen bedeutungsvollen Ruf gellend erſchallen — Da verklang der letzte Ton der Worte:

Und vor allen meine Seele,
Töne Seinen Lobgeſang.

Die beyden Mädchen hatten Thränen im Auge, der Pfarrer kreuzte ſich, alles ſchwieg ſo ſtill, daß man die Bienen im nächſten Stande ſummen hören konnte, Michel packte ſeine Geige auf und ging, indem der Pfarrer ihm die Hand ſchüttelnd leiſe ſagte: kommt wieder in mein Dorf.

Alle wanderten ſchweigend fort, der Oheim ſah ſonderbar heiter und gerührt aus. Nach einer Stunde kamen ſie in einem weitläufigen Eichenforſt, in dem hochſtämmige herrliche Bäume auf kurzen weichen Raſen einzeln ſtehend, lauter kleinere und größere freye Plätze umgaben, die mit natürlich gewachſnen Hecken von Weißdorn und Haſelſtauden, Säle und Kabinete zu bilden ſchienen — Ein zauberiſcher Aufenthalt! durch den Schatten der majeſtätiſchen Eichen, welche die Morgenſonne auf das thauende Gras warf, magiſch ſchattirt, von den tauſend beperlten blitzenden Grasblumen durchduftet. Die Vermummung ward vergeſſen, ein Geſpräch über Menſchen-Leben begann und über die Vertheilung der Glückſeligkeits-Quellen, die in keinem Stande verſiegt ſind, und über die Mittel zur Herzens-Erhebung überall, wo das Herz von der rohen Materie zur Erhebung nicht zu gefeſſelt iſt. — O der Oheim hat recht! rief Wallis, ſah doch das ärmlichſt gekleidete Mütterchen bey unſerm Geſang wirklich verklärt in die Wolken. — Ach ich fürchte, fügte Nanny hinzu, dieſe Menſchen blicken vertrauter dort hinauf wie wir, weil ihr Wohl und Weh ihnen unmittelbarer von daher kommt. Wie ich geſtern Abend die Mutter um ihr krankes Kind befragte, das ſo bleich auf ihren Armen hing, ſagte ſie ſo wehmüthig: ich thue ihm was ich kann, und Gott wird helfen! — Wir, Oheim, wir hätten geantwortet: wir haben ſchon ſechs Doktor zu Rathe gezogen — Liebe Nanny, ſagte Oswald innig, und drückte ihre Hand an ſein Herz, und der muntre Burſch, der das braune Mädchen an der Hand hielt — ich fragte ihn: ob wir auf ſeiner Hochzeit ſpielen ſollten? da ſchmunzelte er und ſagte: Ja, da hochzeitet ſichs auch! in zwey Jahren frag' wieder, dann haben wir die Ausſteuer erſpart — nicht wahr, Marthe? und dabey ſah er dem verſchämten Mädchen ſo froh ins Geſicht. Ach, Nanny, mir war in dieſem Augenblick, als ſey der Burſch glücklicher, als ich, weil er arbeiten muſſte, um ſein Glück zu erlangen. — Unter ſolchem Geſpräch waren ſie auf den vielfältigen Fußſteigen unter den Eichgewölben von Sallon zu Sallon geirrt, und nahmen wahr, daß ſie den Weg nach Baxla weit zur Rechten hatten liegen laſſen. Nach langem Umherirren kamen ſie auf eine kleine Ebne, wo mitten in Kornfeldern ein artiges Gebäude lag, neben einer Kapelle, die ſolches als ehemals einer Abtey angehörig bezeichnete. Allons! rief der Oheim ſchnell, ſich in ſein Michels Koſtum werfend, Spielleute raus! Ein Mißton fuhr durch die jungen, jetzt von einem beſſern als dem romantiſchen Enthuſiasmus begeiſterten Herzen. Sie gingen auf den Hof zu und fanden vor der Thür eines artigen Wohnhauſes eine ſehr junge Frau, wie ihre Geſtalt verrieth, und ein paar junge Mädchen mit häuslicher Näharbeit beſchäftigt. Sie und Alles um ſie her, trug das Gepräge des Friedens und des einfachen Fleißes. Michel präludirte; die kleine Frau winkte abwehrend: Ihr ſollt ſogleich etwas haben, bemüht euch nicht! — Fronle und Traut ſahen gedemüthigt vor ſich hin, der Comthur ſelbſt ſchien dieſen Caſus noch nicht gehabt zu haben. Indeß war ein kleiner Knabe über den Hof ins Haus gelaufen, ganz begeiſtert rufend: Spielleute, Spielleute! — und nun erſchien eine ältliche

Digitized by Google

Frau am Fenſter, gleich hinter der Bank, wo die Frauenzimmer ſaßen, und rief Michel zu: Nun Alter, etwas recht ſchönes! — Aber, liebe Mama, ſagte die junge Frau auf Franzöſiſch, das iſt ja ein Gedudle! Sey doch nicht ſo vornehm, erwiederte dieſe in eben der Sprache, und laß dem Knaben die Freude. — Dieſer war indeſſen zu Michel geſprungen und zog ihn in den Hof, ſeine Hand, in welche die Mutter ein paar Sechſer geſteckt hatte, feſt an die Bruſt haltend. Einen Marſch, einen Marſch, rief er ohne Unterlaß. Der Comthur fing aus Muthwillen ſchon im Gehen an, den Marſeiller Marſch zu ſpielen, Oswald fiel aus Ingrimm über den unſchmeichelhaften Empfang mit Lebhaftigkeit ein und der Knabe deklamirte nach der Melodie mit heitrer Begeiſtrung:

Nous entrerons dans la carrière,
Quand nos Ainés n'y seront plus;
Nous y trouverons leur poussière
Et l'exemple..... l'exemple....

Hier ſtockte der Knabe, weil ihm ſein Gedächtniß fehlte — Alma! l'exemple? er fragte ein eilf- oder zwölfjähriges Mädchen, die eben auf die Haustreppe getreten war; zwey junge Akazien bildeten einen Bogen über ihrem lockigen Haupte; mit großen begeiſterten Augen blickte ſie zum Bruder herab und half ein: et l'exemple de leur vertu —

(Die Fortſetzung folgt.

Das Ungewitter in Isle de France.

Den 1. Merz 1818.

Wir theilen unſern Leſern aus einem Brief des Hrn. Coudray, Lehrer am Collegium in Isle de France, an einen ſeiner Landsleute in Mons, die Erzählung des Unglücks mit, das jenes furchtbare Ungewitter, unter vielen hunderten, auch über die Familie der Frau Lemaitre verhing.

Frau Lemaitre, deren Gatte vor Kurzem nach Frankreich abgereiſt war, blieb auf ihrer Pflanzung, Nouvelle decouverte, viertehalb Meilen vom Hafen entfernt, zurück. Ihr Haus war ziemlich feſt gebaut, ihre Hausgenoſſenſchaft beſtand aus ihren Kindern und einigen ſchwarzen Sklaven beyderley Geſchlechts. Gegen zwey Uhr des Morgens ward ſie von den Stürmen des Windes und dem überall eindringenden Regen aus dem Schlafe geweckt. Einen Augenblick darauf eilte der Aufſeher der Pflanzung mit allen Negern, deren Hütten vom Sturm fortgefegt worden waren, herbey, um bey ihrer jungen Herrinn Obdach zu ſuchen und ihr Beyſtand anzubieten. Kaum waren ſie um ſie verſammelt, ſo riß ein Windſtoß einen Theil des Daches herab und führte es wie einen Strohbündel hinweg.

Da nun der Regen ſtromweiſe eindrang, mußte man einen andern Schutzort ſuchen; über eine Stunde Wegs von jedem Wohnort entfernt, erinnerte ſich Frau Lemaitre einer natürlichen Höhle in einem, nur hundert Klafter entfernten Hügel im Walde. Dorthin gedachte ſie ſich mit ihren Kindern und Sklaven zu flüchten. Nach unglaublicher Mühe und Anſtrengung kamen ſie dahin, fanden aber zu ihrem Jammer, daß ein ſtarker Gießbach ſeinen Weg gegen dieſe Höhle zu genommen hatte. In wenigen Minuten war dieſer Bach zum Strome angeſchwollen und den Sklaven gelang es nur mit Mühe, ihre Herrſchaft und deren Kinder deſſen Fluthen zu entreißen. Nun mußte eine andre Zuflucht geſucht werden. Die nächſten Nachbarn der Nouvelle decouverte ſind einerſeits Frau Curtius, von der andern Seite, aber auf abſcheulichen Wegen, Herr Jakob, Sohn. Man entſchied für Frau Curtius. Es mochte vier Uhr ſeyn. In dieſem Augenblick klagte eines von Frau Lemaitres Kindern, das ein Schwarzer auf den Armen trug, über Kälte; wirklich zitterte das arme Kleine und war vom Froſte erſtarrt. „Lauf zur Pflanzung; bring eine Wollendecke, rette mein Kind!" — flehte Frau Lemaitre zu einem jungen Sklaven, deſſen Unerſchrockenheit ſie kannte. Der Sklave eilt flügelſchnell in das Haus zurück, kaum tritt er hinein, ſo ſtürzt es zuſammen und erſchlägt ihn. Vier Tage darauf ward er unter den Trümmern gefunden. Die Familie ſetzte indeſſen ihren Weg fort, im Walde, unter Donner, Blitz und Strömen von Regen. Der Augenblick glich der Sündfluth. Nach einer Stunde Wegs, Ermattung, Gefahren, waren die armen Wandrer faſt bey Frau Curtius Hauſe angelangt, als ſie einen tiefen, mehr wie hundert Fuß breiten Strom erblickten, der ſie von ihm trennte. Die Beſitzerinn dieſes Hauſes war ſelbſt in der größten Noth, ihre ganze Ernte an Gewürznelken war nebſt den Vorrathsgebäuden zerſtört, und ſie ſtand in Gefahr von einem Augenblick zu dem andern von ihrem Hauſe erſchlagen zu werden.

Von ihr war nun weder Hülfe noch Zuflucht zu hoffen — dieſer Augenblick gänzlicher Verzweiflung iſt unmöglich zu beſchreiben! —

Man mußte nun auf demſelben Weg, deſſen Gefahren ſich durch die ſtets zunehmende Wuth des Sturmes verdoppelt hatten, wieder zurückkehren, um zu Herr Jakob zu gelangen und zu dem Zweck einen Fußſteig oder vielmehr eine Treppe von 400 Stufen über den Berg Gliſſoire aufſuchen. Ein Theil der Sklaven ging voraus, um den Weg zu bahnen, ein andrer trug die Kinder und unterſtützte ihre junge Herrinn. Die übrigen umgaben ſie, um ſie ſo viel möglich vor den Regenfluthen und abgeriſſnen Zweigen zu ſchützen, welche der Wind umherpeitſchte und die mit Gewalt von ihm fortgeſchleudert, die Wandrer verwundeten und leicht noch gefährlichern Schaden hätten anſtiften können.

Endlich hatten ſie die Gipfel des Gliſſoire erreicht; aber hier erwartete ſie kein Troſt, ſondern der Anblick tauſend-

Digitized by Google

facher Gefahr, der ſie nur ein Wunder entreiſſen konnte. Das Ungewitter war in ſeiner höchſten Wuth. Es war ſechs Uhr; es blieb keine Wahl, man muſſte hier auf dem Berggipfel vor Kälte und Elend ſterben, oder in den Abgrund herabſteigen.

Die arme Mutter vertraute Gott, der ſie bis hierher ſo wunderbar erhalten hatte und der Treue ihrer Sklaven — von dieſem unterſtützt ſtieg ſie den Berg hinab. Hier war keine Spur mehr von einem Wege — es war eine Caſcade, ja vielmehr eine Bergſpalte, wo Baumſtämme, Erdklöße und Steinmaſſen vom Strome fortgeriſſen, herabrollten. Rechts und links um die Wandrer ſtürzten Bäume mit ungeheuerm Krachen nieder; wie oft, wenn die arme Mutter Felſenmaſſen ſich losreiſſen und herab donnern hörte, bat ſie nicht Gott ihre armen Kinder zu bewahren!

Bey ſo dringender, rundum drohender Gefahr konnte ſie nur ein Wunder erretten. — Es geſchah, denn um ſieben Uhr langte dieſe arme Mutter erſchöpft, ſterbend, in einer Art von Stumpfſinn, bey Hrn. Jakob an. Der Hausherr war eben mit ſeiner ganzen Familie bey ſeinem Vater, bey dem pont du Tombeau. Dieſer Umſtand hätte für die Geretteten ſehr traurig ausfallen können, wären nicht ſeine Sklaven aufs herzlichſte beeifert geweſen, die Freunde ihres Herrn zu empfangen, und ihnen, die in dieſem Augenblick keine Zuflucht auf Erden hatten, allen Beyſtand zu ſpenden.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Bern, Juni.

Die bereits auch in mehreren Gegenden Deutſchlands bekannte und mit Beyfall geſehene Sammlung der Transparent=Gemählde des Herrn König in Bern, wird von dieſem geſchmackvollen Künſtler fortgehend erweitert, vermehrt und erneuert; Einheimiſche und Fremde beſuchen dieſelbe vielfältig und ſelten ohne Befriedigung. Wir gedenken hier nur einiger ſeiner neueren Bilder. Man tritt in ein dunkles Kabinett; ein Vorhang geht auf, und das von hinten beleuchtete Gemählde ſtrahlt wie in natürlichem Glanze. So erſcheint der obere Fall des Reichenbachs im Oberhasle, in deſſen ſchäumenden Wellen ſich die Strahlen der Morgenſonne ſpiegeln. Eine Anſicht Bern's von der Thunſtraße her ſtellt täuſchend vor Augen, wie dieſer ſchöne Theil der Stadt dem Reiſenden erſcheint, wenn er ſich ihr bey einbrechender Dunkelheit nähert; alle Fenſter ſind erleuchtet, ſelbſt die Laternen auf dem Kirchhof ſieht man durch das Dunkel der Bäume ſchimmern. Ein Bauernhaus am Thunerſee zeigt in der hellbeleuchteten Stube die Leute beym freundlichen Abendſitz. Auf einem andern Gemählde ſieht man die St. Jacobsfeuer auf allen Hügeln und Bergen am Thunerſee flammen. Die Tellkapelle am Vierwaldſtädterſee, wird bey einer feyerlichen Abendandacht durch Fackelglanz erhellt. Eine Gemsjagd auf dem obern Grindelwaldgletſcher, und die Teufelsbrücke auf dem Gottbardsberge zeigen furchtbarſchöne Schweizer=Gegenden in ihrer vollen Pracht, dann ſtellt ein anderes Gemählde das Bild der Mutterliebe in einer Bauernſtube dar, die von außen ſo glänzend beleuchtet wird, daß man den Schatten jedes Fenſterkreuzes auf den Wänden erblickt. Am auffallendſten ſind die zwey letzten Gemählde durch die künſtliche, wechſelnde, bewegliche Beleuchtung; das eine ſtellt eine Landſchaft aus der Gegend von Ryß bey Aarberg, mit dem durchfließenden Bache im Mondſcheine vor; der Mond geht hinter einem Bauernhauſe auf und ſteigt immer weiter am Himmel empor; je höher er ſteigt, deſto glänzender ſtrahlt ſein Licht im Waſſer wieder, indem es endlich eine völlige Lichtſäule bildet. Auf dem andern Bilde erſcheint zauberiſch der Sonnenuntergang an der Jungfrau; immer höher ſteigt am Berge das Abendroth; immer glänzender wird ſein Gipfel; aber das Dunkel der Nacht erhebt ſich aus den Thälern, drängt den Roſenglanz gegen die Spitze hin, der Schatten des Silberhorns dehnt ſich über die Felſenwände aus; nun ſtrahlt noch der oberſte Punkt, der Glanz erliſcht, das Dunkel ſteigt, die Nacht iſt da — und der Vorhang fällt.

Der Aufzug, durch welchen im verfloſſenen May das im Auguſt zu haltende Winzerfeſt angekündigt ward, war für einen Fremden ein wunderbares, wirklich an ein griechiſches Volksfeſt erinnerndes Schauſpiel, (wobey der Geſchmack nicht als erſte Bedingung berückſichtigt ward.) Die Ankündigung geſchah durch einen feyerlichen Umgang. Voran zogen Trommelſchläger und Pfeifer, in alter Schweizertracht, und mit den Farben des Kantons, Grün und Weiß; dann kam Muſik mit Helmen auf dem Haupte, dann ein Herold in alt römiſcher Kleidung, auf welchen der jugendliche Gott des Weines, Bachus, folgte, ein ſiebenjähriger Knabe mit einem Becher und Epheuſtabe von Negern getragen. Zwey Neger mit Bogen beſchloſſen den Zug.

In furchtbarem Gegenſatz mit dieſem fröhlichen Feſte erſcheint eine beynahe gleichzeitige Trauerſcene, die ſich am 26. May im Kanton Uri ereignet hat. Das kleine Dorf Goeſchenen, von 35 Häuſern und 250 Einwohnern, liegt auf der Nordſeite des Gotthards, an der Straße, die über dieſen Berg führt und gleich darauf durch die im Winter gefährliche Felsgegend der Schöllenen geht. Die Göſchner und Göſchener=Aelpler verſammelten ſich an jenem Tag nach alter Sitte auf der Gemeinweide ab Frutt, um ſie von den Steinen zu reinigen, die den Winter vom Gebirg durch Lawinen herabgerollt werden, hier liegen bleiben, und den Graswuchs hindern würden. Eben waren ſie auf der Erde gelagert, bey ſechzig an der Zahl, um das Abendbrot zu genießen, und an dem Wein ſich zu laben, den das Dorf bey dieſer Gelegenheit den Arbeitern ſchenkt, als ſich, ihnen unbemerkt, hoch am Gebirge, eine Schneelaſt löst, und Erde ſowol als Steine mit ſich fortreißend, den Berg hinabrollt. Der Pfarrer von Göſchinen, der eben hinging, ſeine Gemeindsgenoſſen zu beſuchen, um ſie in der Arbeit zu ermuntern und an ihrer Freude theilzunehmen, erblickte die drohende Gefahr, ſchrie und winkte zur Flucht. Erſchrocken ſprangen die Gemahnten auf und flohen verwirrt durcheinander; aber die Lawine ereilte ſie; vier Perſonen fanden darunter einen ſchnellen Tod, fünf wurden ſchwer, bey dreyßig mehr oder weniger leicht verwundet. Bald eilte ſchnelle Hülfe herbey, um die zum Theil im Schnee vergrabenen hervorzuſuchen; verſchiedene wurden gerettet, und unter andern ein Knabe über dem ein Stein faſt unmittelbar auflag, den zwey Männer kaum wegwälzen mochten. Einen Säugling fand man unter dem Schutt, geſchützt von einem überhängenden Steine und ruhig ſchlafend, wie ihn ſeine Mutter vorhin niedergelegt hatte.

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 12.

Digitized by Google

Nro. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Juli 1819.

Wen du einmal huldreich angeblicket,
Als die Mutter ihn gebar,
Muſe, wen dein himmliſch Licht entzücket,
Weiht ſich deinem Dienſte immerdar.

Wetzel.

Zwey Gedichte an Urania.

I.

Empfindungen in ihrem Garten.

Hier, wo mit ſchönrem Schmelz die Blumen prangen,
Des Baumes Frucht am üppigſten ſich bläht,
Hier ſieht entzückt der Sterblichen Verlangen
Ein Paradies, das nie verloren geht.
Ein Paradies! Denn herrſcht auf ſeinen Auen
Die Reichſte nicht an Anmuth, Geiſt und Huld?
Sprecht, waltet hier die Erſte nicht der Frauen,
Mit Evas Reiz, doch nicht mit Evas Schuld?

II.

Des Dichters Irrthum.

Wohl möcht' ich oft von Dir, Du Hohe! ſingen.
Stets möcht' ich ſingen, und doch ſing' ich nicht.
Es zagt der Geiſt, zu Dir empor zu dringen,
Obs ihm gleich ſonſt an Kühnheit nicht gebricht.
Auch warnt mich noch mit den verſengten Schwingen
Die Mücke, naht die Arme ſich dem Licht.
So, wer ermiſſt die Qualen, die ich fühle?
Winkt mir umſonſt der Kranz vom fernen Ziele.

Doch will die Muſe mich des Irrthums zeihen.
Gehorche fromm, ſpricht ſie, dem frommen Drang!
Soll ich für Kleines Dir die Harfe leihen?
Das Höchſte nur erſtrebe der Geſang!
So will ich denn ein Lied der Seltnen weihen,
Wie keines noch von meinen Saiten klang!
So ſpricht ermannt der Sänger, und die Leyer
Beginnt voll Kraft die ihr gebotne Feyer.

Ha, welch ein Kranz wird mir die Schläfe krönen!
Rief ich entzückt, indem mein Lied erklingt.
Doch wehe mir! mich will die Menge höhnen,
Statt daß ſie mir den Dank voll Jubel bringt.
Leicht, ſpricht ſie, wird zum Urbild alles Schönen
Dein Lied, weil es die Würdigſte beſingt.
Durch Sie wird ſtets, iſt nur Ihr Ruhm ſein Streben,
Der Schüler ſelbſt zum Meiſter ſich erheben.

Weiſſer.

Die luſtigen Leute von Kudringen.

(Fortſetzung.)

Die Spielleute wären bald aus ihrer Rolle gekommen, denn waren ſie idealiſche Spielleute, ſo ſchienen dieſes auch idealiſche Landleute zu ſeyn. Alles bezeigte Einfachheit, Beſchränkung, und Alles verrieth Sitte, Bildung. Nun ſangen die Mädchen, nun begleiteten die Männer. Die jungen Frauenzimmer ſchienen über den Vortrag verwundert, blieben aber zurückhaltend; die Mutter brachte Brod und Wein aus dem Hauſe, ſprach mit dem Alten, mit den Mädchen, gab ihnen ernſte Tugend-Lehren, und ſtellte dem Alten vor, wie viel beſſer ein Stück Brod am Spinnrocken ſey, als Wohlleben — das euch unſer armes Frühſtück nicht gibt, ſetzte ſie, auf den Wein deutend, hinzu — bey dieſer Lebensart ſchmecken muß. Michel empfand, daß er hier mit der Wohlredenheit, die er geſtern dem reiſenden Mahler entgegen geſetzt hatte, nicht auskäme, die Frau in dem

Digitized by Google

unanſehnlichen Anzug, ſprach wie Jemand, der angehört zu werden gewohnt iſt. Ohne eine Rolle zu ſpielen antwortete er wenig und entſchuldigend. Plötzlich rief das ſchöne Kind von der Treppe: Lothar kommt! und ein junger Mann ritt raſch in den Hof herein, warf ſich vom Pferd und die Kleine hüpfte ihm zuerſt an den Hals, wo er ſie liebkoſend im Arm empor hielt. Alles kam um ihn her, die junge Frau begrüßte den Gatten, Alma ſanft ſchmälend, daß ſie ihn zuerſt hinnähme, Lothar aber wendete ſich vor Allen zur Mutter, die er innig umarmte, der Knabe nahm ſchnell den Zügel des Pferdes und bat den Reitknecht daſſelbe in den Stall reiten zu dürfen. — Das Ganze war ein Bild häuslichen Glücks von außen beſchränkt, von innerem Reichthum grenzenlos ausgedehnt. Die Spielleute gaben ſich nicht das Wort, aber von Einem Gefühl ergriffen, gingen ſie ſtillſchweigend und unbemerkt vom Hof, weil in dieſem Zirkel ihr Poſſenſpiel zu treiben ihnen nicht zuſagte. Stillſchweigend ſetzten ſie ſich in kleiner Entfernung von da im Buchen-Schatten, jeder mahlte ſich das liebliche Bild der wunderlichen Landleute aus; da kam das ſchöne Mädchen mit dem kleinen Knaben Hand in Hand, nach ihnen ſpähend, heran geſchritten, Alma trug die angebrochne Weinflaſche, der Knabe einen großen Blumenſtrauß in der Hand. Alma zögerte, erröthete und reichte die Flaſche hin. Da, lieber Mann, die Mutter bittet euch auszutrinken. — Michel nahm die Gabe wirklich gerührt an. Nun, Edmund, ſo gib doch deine Blumen der Jungfer! ſagte das ſchöne Kind zu dem Bruder, der verſchämt ſich hinter ſie geſtellt hatte, jetzt auf Baltzer zueilte, auf Nanny zeigte und glühend vor Scham den Strauß ihm in die Hand gab: Da! gib du ſie Der. — Damit deutete er auf Nanny, nahm Alma bey der Hand und beyde liefen wie junge Rehe auf den Hof zu.

„Nun, das wäre wirklich ein Abenteuer! rief der Comthur. Dieſe Leute muß ich kennen lernen, und wenn wir uns darum in Türken verkleiden müßten. Da iſt ja ein Gemählde aus Eldorado an Lieblichkeit und Einfalt! Kommt! im nächſten Dorfe machen wir Mittag und erfahrens.“

Aber verirrt waren ſie, und da ſie im Hof nicht gefragt hatten, verirrten ſie ſich beym Eintritt in den Wald aufs Neue. Sie kamen endlich höchſt müde und hungrig in einer kleinen Mühle an, wo ſie Milch und Brod, aber keine Nachricht von der Familie im Waldhofe erhielten. Wie ſie, die Abendkühle erwartend, beym Geräuſch des ſpärlich getriebnen Mühlrads unter einigen Hollunderbüſchen ſaßen, hörten ſie plötzlich einen luſtigen, ziemlich rohen Geſang. Es war ein Körneriſches Kriegslied, welche an der Donau nicht ſehr allgemein geſungen, dem patriotiſchen Oswald aber ſehr verehrlich bekannt waren. Das ſind gewiß wieder Betteiſtudenten von der Ketzer-Schule, ſagte die Müllerinn verdrießlich, und ſah den Kommenden entgegen. Es waren zwey junge Männer in altdeutſcher Tracht mit großen Stöcken bewaffnet, die links und rechts die Aehren niederhauend von Weglaufen ſchrien, von den Feinden oder von den Freunden, das verſtand man ſie nicht. Fröhlichen Muths traten ſie an den Tiſch, wo die Spielleute ſaßen, brachen in einen unfein freudigen Ausruf über die ſchönen Mädchen aus, und forderten Wein. Den hatte die Müllerinn nicht. Nun ward geflucht, Milch gefordert, mit wunderlichen Ausdrücken vieler Spaß gemacht, und Gläſer und Milchtopf unter wüthendem Geſchrey gegen das Mühlrad geſchleudert. Die Müllerinn ſtand innerlich glühend vor Zorn, aber da ihre Mannsleute abweſend waren, offenbar furchtſam vor der Tapferkeit der Herren und ſah dieſen Heldenthaten zu. Der Eine, ein ſchöner, aber roh ausſehender Jüngling, ſah ſie zufällig ſtehen. Mütterchen, ſiehſt ja aus als fehlte das Mühlwaſſer! Meinſt du, wir zahlten dir nicht? Behüt Gott! da! da kannſt du zehn Töpfe kaufen und zwanzig Gläſer. — Die Alte nahm nur einige Batzen von dem Gelde und ſagte bitter: Heb Er das Andre für den nächſten Rappel auf, indem ſie in's Haus ging. Die Jünglinge lachten ungeheuer über die Lection. Nun ſpiel uns auf, alter Geſell! hieß es jetzt. Hier galts Faſſung. Die beyden Männer ſpielten, die Mädchen drangten ſich immer näher zum Oheim, ihm ängſtlich ins Ohr ſprechend, und wie die Studenten Geſang von ihnen forderten, ſagte Michel höflich: Meine Herren, meine Töchter ſollen heut Abend in Barka auf einer Hochzeit ſingen; im Wald verirrt, haben wir einen ungeheuern Marſch gemacht; erlaubt, daß ſie ihre Stimmen zu Rath halten. Juhhei, die hübſchen Mädel gehen nach Barka? Dahin gehen wir auch! Die Braut iſt meine Baſe, rief der zweyte Student, ein gemein ausſehender Menſch; da gehn wir zuſammen. Nanny faßte Oswalds Arm. Wallis glühte vor Angſt, der Comthur ſtand entſchloſſen auf und ſagte, ſich höflich verbeugend: ſo wollen wir, indeß die Herrn ſich ausruhen, vorangehen. — Aber das gelang nicht, die jungen Leute gingen mit ihnen und die Spielleute fühlten dieſe Stunde, als die höchſte Verwickelung ihres Romans.

Völker und Gundtram, ſo nannten ſich die beyden neuen Germanen, offenbar um ihren alterthümlichen Charakter zu unterſtützen, ſchienen nicht übel Luſt zu haben, von der Geſellſchaft der beyden ſchönen Mädchen ihren Vortheil zu ziehn. Allein Michel und Oswald hatten ſie in die Mitte genommen und wußten ſich durch Ernſt und Höflichkeit ein ſolches Anſehen zu geben, daß der lange Weg nach Barka ihnen gar keinen Genuß gewährte, als vor ziemlich untheilnehmenden Zuhörern ihre Heldenthaten im erſten franzöſiſchen Feldzug zu erzählen. Er war ehrenvoll geweſen; der Comthur und Oswald hörten mit Ekel, wie dieſe Jünglinge dieſes Ehrenvolle verkannten und ſich roher Bedrückungen, gehäſſiger Verläumdungen der Unterjochten

Digitized by Google

rühmten. Oswald hatte dieſen Feldzug auch mitgemacht, er haſſte den Feind auch, weil er zu ſeiner Vaterlandsliebe, wie viele redliche Leute, des Haſſes bedurfte; aber er ſetzte ſeinen Stolz darein, menſchlich geblieben zu ſeyn gegen den gehaſſten Feind. Nanny ſah wie ſeine Hand vor Zorn zuckte. Mit einem Engel-Blick bat ſie um Behutſamkeit, indeß der Comthur mit überlegner Geſchicklichkeit, die Jünglinge in den nöthigen Grenzen zu halten beſtrebt war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Künſtlereigenſinn.

(Aus dem Mosaique historique.)

Die Sängerinn Cozzona hatte lange in London auf der Bühne das Publikum durch den Zauber ihrer Stimme entzückt. So lange ſie in der Mode war, ergab ſie ſich einer gränzenloſen Verſchwendung; die groſse Anzahl ihrer Anbeter war immer bereit, dieſen Hang in vollem Maſse zu befriedigen. — Nach und nach muſſte ſie ihre Stelle jüngeren Sängerinnen und Schauſpielerinnen einräumen, die durch die Neuheit anlockten. Da ſie in den Tagen ihres Triumphs nichts erſpart hatte, ſo gerieth ſie bald in groſse Dürftigkeit. — Ein elendes Dachſtübchen wurde das Asyl der reizenden Fee, die kurz zuvor alle Künſte in Anſpruch genommen hatte, ihre Wohnung zu verſchönern.

Zwey ihrer Landsleute hielten ſich in dieſer Zeit zu London auf. Gerührt über die jammervolle Lage ihrer Landsmännin, von der man ihnen eine ſehr ausführliche Schilderung gemacht hatte, beſchloſſen ſie, ihr einen Beſuch zu machen, und falls ſie ihres Beyſtandes wirklich benöthigt ſey, ihr ſolchen anzubieten.

Bey dem Eintritt in ihre Wohnung zweifelten ſie nicht weiter, daß alle die Gerüchte von der traurigen Lage der einſt ſo gefeyerten Sängerinn, ihre völlige Richtigkeit hätten. Signora Cozzona war ſo an Leib und Seele heruntergekommen, daß ſie kaum die Kraft hatte, die Eintretenden zu grüßen, und ſie ſagte kein Wort auf ihre erſte Höflichkeitsbezeugungen. —

Einer der Italiener fragte ſie mit wahrer Theilnahme: ob ſie etwa krank ſey, oder ob der Kummer ihre Zunge lähme? —

„Keins von beyden," erwiederte ſie, „ich glaub' es kommt vom Hunger. — Seit geſtern hab' ich keinen Biſſen im Munde gehabt. — Es iſt jetzt ſchon über ſechs Uhr Abends, und ich habe keinen Pfennig in meinem Vermögen." —

So folgen Sie uns, Signora, fiel ihr der Eine ins Wort: in die erſte beſte Taverne. Wir wollen Ihnen das Beſte geben laſſen, was wir dort finden, ſowol an gebratnem Geflügel, als auch an Portwein.

„Ich begreife nicht," verſetzte ſie bitter, „wie man auf den Einfall kommen kann, mir vorzuſchreiben, wo und was ich eſſen und trinken ſoll? — Wenn ich mich dazu hätte verſtehen wollen, ſo würde es mir nie an etwas gefehlt haben."

Verzeihen Sie, Signora, äuſſerte ſich der Italiener, der noch immer ein aufrichtiges Mitleid mit ihr hegte; Speiſen Sie wo und was Sie wollen, aber thun Sie es nur! —

Bey dieſen Worten reichte er ihr eine Guinee. — Sie nahm ſie, rief eine Nachbarinn, die neben ihr ein ähnliches Dachſtübchen bewohnte, gab ihr die Guinee und ſagte ihr, ſie möchte zu einem Weinhändler gehen, deſſen Wohnung ſie ihr genau beſchrieb, und ihr eine Flaſche Tokaier holen. „Aber, daß ſie mir an keinen andern Ort geht," ſetzte ſie drohend hinzu: „nur der Weinhändler hat ächten guten Tokaier. — Die Flaſche koſtet eine Guinee, laß ſie ſich aber noch ein Brod zugeben." Hört ſie?" —

Die Botinn erſchien bald mit der Flaſche, doch brachte ſie kein Brod mit. — Der Weinhändler wollte mir keins zugeben und ſagte, ich möchte mich packen.

„Dumme Gans!" rief die Signora aus: „brauch' ich nicht das Brod nothwendig; und wovon ſoll ich's bezahlen?"

Der Italiener warf ihr noch achſelzuckend einen Schilling hin. —

Als das Brod geholt worden war, brockte ſie es in eine Schüſſel, goß den Tokaier darauf, und verzehrte dieſe ſonderbare Kalteſchale mit auffallendem Heißhunger. —

Ihre beyden Landsleute verlieſſen ſie bald darauf, ſie fühlten aber keinen Trieb, ihren Beſuch bey einer ſolchen verſchrobenen Künſtlerinn zu wiederholen.

M.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Juni.

Seit ihrer Eröffnung ſind auf der hieſigen neuen Schaubühne bis jetzt vier der eingeſandten Preisſtücke aufgeführt worden, von denen keines ſich einer durchgängig bemerklichen groſſen Theilnahme der Zuſchauer zu erfreuen hatte. Dieſe in der That auffallende Erſcheinung zu erklären, will ich, vorbehalten die Mängel der Stücke und die oft ganz verfehlte Austheilung der Hauptrollen, einen Geſichtspunkt angeben, der ſich mir ſchon längſt dargeboten hat, und, auf deſſen allgemeine Richtigkeit im Allgemeinen zu bauen, ich immer mehr durch die Beyſtimmung Anderer veranlaſſt werde. Dieſes Theater nämlich, ſo ausnehmend es für eigentliche Opern und glänzende Ballette geeignet iſt, iſt doch durch die Gröſse ſeines Raumes, die übermäſſige Höhe der Scene und die unruhige Pracht der Ornamente, zu wenig der Aufführung ſonſt noch nicht gekannter dramatiſcher Werke günſtig, bey denen der ernſtere Charakter des Inhalts eine geſammelte, ungeſtörte Theilnahme des inneren Sinnes erfordert, bey denen mithin eine gewiſſe Geſchloſſenheit der Lo-

Digitized by Google

kalität, an die man nun einmal lange gewohnt war, durchaus nicht gleichgültig ſeyn kann; man fühlt ſich in einem ſo weitem Raum um und vor ſich nicht recht heimiſch; Alles ſteht zu weit von einander ab, die Stimmen tönen nicht nahe genug an uns an, und die Perſonen, die wir vor uns ſehen, da wir noch mit ihnen nicht recht vertraut ſind, haben auf ſolche Weiſe zu wenig Intereſſe für uns. Iſt dieſe Anſicht, wie ich glaube, nicht ganz grundlos: ſo iſt dagegen ein zweyter Punkt eine völlig ausgemachte Sache: daß, um jene Hinderniſſe für die Empfänglichkeit des inneren Sinnes mit Erfolg zu beſeitigen, ein Mittel nothwendig wäre, welches, nach dermaliger Erfahrung, hierorts gar nicht geleiſtet werden kann: in unſern deutſchen Heldenſpielen nämlich müßten durchweg nur ſolche Schauſpieler auftreten, die mit einer ſo hervorragenden Geſtalt, ſo vernehmlichen Stimme und affectvollen Deklamation ihre Rollen ſpielten, wie wir dieſe Bedingungen einer heroiſchen Darſtellung in Herrn Eßlair ſo genügend erfüllt ſahen. Ich möchte daher glauben, daß es nicht ſo gar übel ſeyn würde, künftig andere geſchichtliche Stücke, wie z. B. Uhland's Herzog Ernſt und Ludwig der Baier, die es ſo ſehr verdienen, vorher ein Paarmal auf unſerm gewöhnlichen Hoftheater aufführen zu laſſen, und, wenn ſie hier die Probe beſtehen, ſie auf unſere neue glänzende Bühne hinüber zu verſetzen, was um ſo leichter geſchehen kann, da für derley Stücke ſich beyderſeits der erforderliche Zubehör ſchon befindet. Immer aber würde hier dann noch eine ganz einfache Regel für die Schauſpieler genau zu beobachten ſeyn, gegen die bisher gleichwol faſt immer gefehlt wurde, da wir gutmüthigen Zuſchauer im Parterre uns Alles gefallen laſſen, und nichts zu fodern wiſſen. Der Umſtand, daß man hier meiſt nicht die Hälfte von dem, was geſprochen wird, deutlich verſteht, macht es nöthig, daß die Redenden in der Mitte des Proſceniums ſo nahe wie möglich vortreten, und ſo viel es ſeyn kann, die Worte nur in der Richtung gegen die große Loge ſprechen; dergleichen Rückſichten waren auf den Theatern der Griechen ſchon durch die Structur der Scene ſelbſt geſichert, wie dieß ſchon die Wörter Proscenium, Logéum (Rede-Platz) andeuten. Bey uns kommen in dieſem Punkte die ärgſten Fehler vor; der Fürſt ſitzt vorn links, auf dem Throne, tief im Hintergrunde rechts treten die Abgeſandten ein, bleiben dort ſtehen, und nun hält jener, von den Zuſchauern ganz weggewandt, nach dem Hintergrund der Scene hin, ſeine Redeführung! In den Ritterſchauſpielen, wo viele Theilhaber vorkommen, iſt es vorzüglich nothwendig, daß die Proben auch in Hinſicht der Wahl des für jeden zu beſtimmenden Platzes auf's genaueſte behandelt werden, wenn ein erwünſchter Geſammt-Eindruck hervorgebracht werden ſoll. Die Jungfrau von Orleans, die neulich auf dieſem Theater gegeben wurde, hatte ſich in dem letzten Momente des Stückes ſo nahe vorn am Orcheſter hingeſtellt, daß dieſer feyerliche Todesakt nun gar keinen rechten Eindruck machen konnte. Der Zweck beſtimmt die Regel; wenn ſich's aber nun ſo oft zeigt, daß dieſe Zwecke gar nicht einmal erkannt worden: ſo muß man an einer gründlichen Oberleitung unſers Theaterweſens von Rechtswegen zweifeln.

Ich habe nun noch Einiges über die zuletzt hier gegebenen beyden Preisſtücke zu bemerken. In Babo's Thaſſilo war der geſchichtliche Stoff, ſo behandelt, unſtreitig verfehlt; welche Theilnahme kann das Schickſal des Herzogs erwecken, der in den wichtigſten Momenten nichts handelt, nichts befiehlt, der weder durch ſich ſelbſt, noch durch ſeine Umgebung wahrhaft intereſſirt, da unter dieſen Keiner für ſeinen Fürſten ſich aufopfert; Karl's verſtoßene Gemahlinn, Irmengart, als Pilger verkleidet, intrigirt und gewinnt den Hunnen-König, der freylich ſchon da iſt, und entfernt ſich dann, — ohne für ihren Zweck irgend etwas Rechtes erreicht zu haben. Thaſſilo's Gegner, Karl der Große, darf freylich nicht als Wütherich erſcheinen; ſo iſt das Ganze, welches mit Thaſſilo's Verurtheilung, in's Kloſter zu wandern, ſchließt, eine unerfreuliche Staatsaction, wobey die Länge des Stücks (die ſich ſchon in der langen Eröffnungsrede abſpiegelt, und durch die gedehnte Declamation noch mehr gefördert wurde) nur um ſo fühlbarer wird. An Unpaſſendem im Einzelnen fehlt es auch nicht; z. B. da Thaſſilo den Ausſpruch ſeinen Landſtänden überläßt, und wir nun hievon das Reſultat erfahren ſollen, ſehen wir unter ihnen den fränkiſchen Abgeſandten Abt Sturm von Fulda die Stimmen ſammeln und gleichſam präſidiren; ſo etwas war doch wol nicht ſeine Rolle. Eben ſo unpaſſend iſt es, daß der Verf. nach Art des Kotzebue beſondere Intereſſen unſerer Zeit und Lage zu individuellem, aber nicht zu einem künſtleriſchen Zweck ſtörend mit hineinzieht; in der Perſon des Griechen Dobda, Meiſters der Schule am Chiemſee, vernahmen wir allerley Sticheleyen auf die ſeit der Erneuung der Münchener Akademie hier zur Mode gewordene Wichtigkeit, die in den Lehranſtalten auf ſorgfältiges Betreiben der griechiſchen Sprache und ſonſtiger Philologika gelegt wird, da Andere glauben, die römiſchen Hiſtoriker, Dichter und der eine Redner ſeyen hinlänglich, das Leben gebildeter Menſchen und Staatsbürger, wie ſie aus der Maſſe der Studirenden hervorgehen, auch noch nach den Studienjahren zu beſchäftigen, wo doch die allermeiſten ſich wenig mehr um die klaſſiſchen Auctoren, griechiſche oder lateiniſche, bekümmern, und daß das lebendige Intereſſe, was ein braver Lehrer für den Geiſt der Werke der Alten und die großen Männer ihrer Geſchichte zu erregen wiſſe, aller grammatiſchen und wortkrittelnden Püncteley weit vorzuziehen ſey, beſonders in einem Lande, wo die Jünglinge, die ſich ausſchließend der griechiſchen ꝛc. Philologie widmen, nachher doch in der Regel gar kein Publikum für ihre Thätigkeit daheim antreffen. Nun iſt aber doch klar, daß es unter der Würde der tragiſchen Kunſt iſt, auf ſolche Dinge ſeiner Umgebung Anſpielungen zu machen, die auch faſt in jedem ſolchen Fall (ich kann dieß zur Ehre unſers Publikums ſagen) bisher ohne alle Wirkung blieben. Daß aber in dem Charakter Karls des Gr. die Grundſätze und Handlungsweiſe eines unſerer Zeit angehörenden Menſchen wie zurückgeſpiegelt waren, iſt unſtreitig lobenswerth, da hiedurch das Gemählde mehr Klarheit und Beziehung, wenn auch nicht in ſtreng-hiſtoriſchem Sinn, gewinnt. Ueberhaupt läßt ſich ſchon vorausſetzen, daß der Verfaſſer des Otto von Wittelsbach in mehrern ſchönen Stellen und Aeußerungen wieder zu erkennen ſey; ſo iſt im dritten Akt die Unterredung zwiſchen Karl und Thaſſilo als eine überaus gelungene Scene und intereſſante Situation auszuzeichnen. Was aber ſonſt noch das zeitgemäße Koſtüm betrifft: ſo möchte ich hier anbringen, was ſchon bey der Anzeige über v. Managetta's Hiltrude zu bemerken war: wie übel es nämlich iſt, daß unſere dramatiſchen Dichter in derley Stücken aus der deutſchen Geſchichte faſt gar keinen Gebrauch von den vielen ſchönen Motiven und Einkleidungen zu machen wiſſen, welche ihnen ſo häufig die größere Vertrautheit mit der germaniſchen Alterthumskunde, beſonders den ſymboliſchen Rechtsverhältniſſen, darbieten würden. Dieß alles wartet noch auf den tüchtigen Geiſt, der nach Art der griechiſchen Tragiker jede alte geheiligte Sitte und Gewohnheit mit in den Stoff der Handlung zu ziehen, und ſo etwas wahrhaft Nationales für unſere Bühne zu ſchaffen wiſſen wird. — Eine Anzeige des Herzog Arnulf, von dem baieriſchen Hauptmann Grötſch aus Ansbach muß ich mir vorbehalten; der Dichter iſt derſelbe, der in dieſen Tagen unſere epiſche Dichtkunſt mit dem Zuge der Normannen, in zwölf Geſängen bereichert hat.

D—n.

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 13.

Nro. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Juli 1819.

Wer naht ſich dem Gemählde, ſagend:
    Das bin ich?
Biſt du es — ſo tritt beſchämt zurück.
    Wenn du der Schaam noch fähig biſt!
Schweig und beſſre dich!

Berghofer.

Die luſtigen Leute von Knöringen.

(Fortſetzung.)

Jetzt waren ſie an dem Eingang des Dorfs als — der reiſende Mahler aus einem Nebenwege auf ſie zueilte. Die Spielleute fühlten ſich bey ſeinem Anblick alle erleichtert. Der Mahler bot dem Alten freundlich die Hand und verſicherte ihn: die ganze Hochzeit warte auf ſeine Muſik! Völker und Guntram machten ein wunderliches Geſicht und flüſterten ſich einander ins Ohr, und der Mahler heftete bey ihrem Anblick ſeine fragenden Augen unruhig auf die beyden jungen Mädchen, die kaum ihre Freude, ihn wieder zu ſehen, verbergen konnten. Beym Eintritt ins Wirthshaus wurden die Spielleute mit Jubel empfangen, die Studenten aber, von dem Bräutigam ſchon aus dem Fenſter begrüßt, verließen dieſe — denn der Landesſitte gemäß fand das Hochzeitfeſt in dem Gaſthofe ſtatt. So lange die Tafel dauerte, erlaubten die Umſtände der romantiſchen Geſellſchaft ohne vielen Anſtoß ihre Rolle zu ſpielen. Die jungen Herren der Geſellſchaft machten ſich freylich ein bischen bey den hübſchen Sängerinnen zu thun; allein die Gegenwart einiger ehrenfeſten Männer wehrte jede Indiscretion ab, und der reiſende Mahler, welcher mit vielen Zuſchauern in der offnen Thür ſtand und ſeinen Blick nicht von den Spielleuten verwendete, gab den Mädchen Zuverſicht, die ihnen durchhalf. Nach der Mahlzeit wurden die Spielleute eingeladen, Erfriſchungen zu nehmen. — Ein heran gezogenes Gewitter nöthigte ſie, dieſes in der Wirthsſtube zu thun. Kaum hatten ſie ſich niedergelaſſen, ſo ſetzte der Mahler ſich neben ſie und erzählte mit einfacher Freundlichkeit von ſeinem heutigen Wege, fragte nach ihren Schickſalen und der ganze kleine Kreis erheiterte ſich in halb leiſem theilnehmendem Geſpräch. Doch nicht lange, ſo drängten ſich die beyden Studenten, durch deutſchen Durſt und Trunk in ihrem Muthe geſteigert, in die Thür und an den Tiſch der luſtigen Leute von Knöringen, denen nun gar nicht luſtig mehr zu Muthe war. Der Wirth brachte auf ihr Geheiß große Kannen mit Wein, und die beyden Herren tranken den Spielleuten mit einer Zuverſicht zu, als wär ein Mißlingen ihres Plans unmöglich. Balther gab die Kanne trotzig zurück und ſagte, daß er nicht mehr tränke; der Mahler ſchien eine Hand breit größer durch ſeine ſtolze Haltung und ging um die Bank, um ſich hinter Fronle zu poſtiren. Michel ſuchte durch gleichgültiges Geſpräch mit einigen Bauern, ſeine Spannung zu verhehlen. Plötzlich ſah er die beyden Studenten ihre Sitze verlaſſen, hörte ſeine Nichten ſchreyen, aber auch in gleichem Moment erblickte er Balther und den Mahler, jeder einen der Studenten an Schultern und Knien wie ein Wickelkind umfaſſen und zum Fenſter hinaus werfen, oder ſetzen, denn hoch war es nicht, und vor ihm lag, wohlberechnet, ein Dunghaufen. Die Bauern lachten unmäßig und ſperrten ſorgfältig die Fenſterflügel auf, um die Luftfahrt zu erleichtern; die Studenten ſchrien unbändig; die Mädchen hingen zitternd an des Oheims Halſe, die beyden Kämpen hatten ſich einander mechaniſch die Hände gegeben und buhſteten (blieſen, ſchnauf-

ten) von der anſtrengenden That. Der Comthur ſah einen Augenblick erſtaunt um ſich her, dann ſehr ernſt auf Oswald, zu dem er, ihm die Hand auf die Schulter legend, ſehr nachdrücklich ſagte: „jetzt gilt es Ruhe.“ Indem flog die Thür auf, einige Beamte traten herein; dieſen folgten die beyden Teutonen, etwas abgekühlt und etwas triefend, aber ſchnaubend vor Zorn. Ein ältlicher Herr, der Herr Landrichter, wie es ſich auswies, ſagte etwas herriſch zu Michel: Spielmann, auf ſolche Händel ſteht bey uns der Thurm. — Jetzt nahte Baltzer — ſein Auftreten war keine Rolle mehr, ſondern eine bedungne Form ſeiner wahren Empfindung. Männlich und frey ſetzte er den Fall aus einander und forderte alle Bauern zu Zeugen auf, daß die beyden Herren ſich zu ihnen gedrängt, daß der Vater mit ſichtbarem Beſtreben ſie zur Ordnung angehalten, ſie endlich aber mit Gewalt den beyden Mädchen Liebkoſungen haben entreißen wollen. „Und das leidet kein braver Kerl für ſeine Braut und ſeine Schweſter, und der wackre Geſell hat mir geholfen und den naſſen Herrn iſt ihr Recht geſchehen.“ — Ja ſo wars — So iſts — das bezeugen wir — wir hätten ihm alle geholfen — die Mädchen ſind ſittſam geweſen wie die Nonnen. — Das alles ſchallte von allen Seiten der Trinkſtube und zwang den Landrichter zum gütlichen Entſcheid. Herr Baron von Hochwald, ſagte er zu Völler, Sie ſehen ſelbſt, daß wir Oberſchwaben keinen Spaß verſtehen; ich dächte Sie verziehen dieſer wackern Burſchen rechtlichen Zorn, wenn er auch ein bischen befremdlich zu Werke ging..... Nicht ſo gar befremdlich, ſagte der Mahler bedeutend, indem er Hochwald ſcharf anblickte. Ich denke der Herr Baron kennt nun den ſchwäbiſchen Volksſinn hinlänglich — Herr! rief Hochwald ausbrechend und ſtellte ſich drohend vor den Mahler, der ihm eine Karte reichte und ruhig ſagte: „Herr von Hochwald, Sie ſagten in Lindau, Sie träfen den Johannistag in Reiſersburg bey dem Comthur ein, auch mein Weg führt dahin, es iſt deßhalb unnöthig, den Frohſinn der Hochzeiter zu trüben“ — der Landrichter ſchien den Auftritt zu endigen gedrängt, denn das ganze Dorf ſammelte ſich vor dem Wirthshauſe, um „die fremden Junker“ zu ſehen; er führte die Naſſen fort, um ſich umzukleiden; die Mädchen aber baten den Oheim um Gotteswillen, ſie von hier wegzubringen, und obſchon die Sterne am Himmel aufgingen, beſchloß die Geſellſchaft ſogleich Barka zu verlaſſen. Der Mahler ging mit, ohne ſich anzubieten oder ſich einladen zu laſſen und Michel und Baltzer ſchritten, ihm die Führung der Mädchen über die feuchte Wieſe überlaſſend, in eifrigem Geſpräche voran. Nanny und Wallis weinten über die peinlichen Vorgänge dieſer Stunde, und in des Mahlers Seele fing ein Mißtrauen über die Rolle aller dieſer Menſchen an zu entſtehen. Jetzt blieben die beyden Männer unter einer großen Ulme ſtehen, unter welcher eine heilge Jungfrauen-Kapelle halb in den Zweigen verſteckt war, und erwarteten die langſamer Gehenden. Wie ſie herantraten, ſagte Michel unvorbereitet mit dem Ton und mit der Stellung ſeines Standes zu dem Mahler: Mein Herr, mein junger Freund und ich, wir findens unwürdig einen Ehrenmann zu hintergehen, dem wir mehr Dank ſchuldig ſind, wie er vermuthet. Nun erklärte er ihm einfach, welch ein romantiſches Unternehmen ſie in dieſe unangenehme Mißverhältniſſe gebracht hatte — nämlich, daß der zudringliche Räuber unſeiner Gunſtbezeigungen kein andrer als Vetter Hochwald ſey, der vorgeſchlagne Bräutigam der holden Wallpurga. Dieſen letzten Umſtand erwähnte er zwar nicht, allein Wallis hatte ihn nicht vergeſſen und rief mit Schauder: Wie? dieſer rohe Menſch..... Doch ein Blick auf den reiſenden Mahler machte ſie verſtummen — und ſie that auch wirklich jetzt beſſer, zu hören wie zu ſchwatzen, denn — o wunderbare Fügung! dieſer reiſende Mahler wechſelte Entdeckung gegen Entdeckung — Meine Abſicht war es nicht, meine Verhältniſſe zu verſchweigen, nahm er das Wort, der Zufall, der mich Ihnen bey unſerm geſtrigen Begegnen als wandernder Mahler näher zu ſtellen ſchien, war mir zu anziehend (hier hätte man den Redner erröthen ſehen, wenn es die Dunkelheit erlaubt hätte; daß ſeine Stimme merklich bebte, entging keinem der Zuhörer) zu anziehend, um ſie ohne Auffoderung auszukramen; der Empfang meines Bedienten bewies Ihnen, daß ich ſie nicht verbarg. Ich bringe Ihnen Briefe aus München, die Sie bitten, den jungen Danuburg gütig aufzunehmen. Mein Vater hat ein paar artige Herrſchaften im Elſaß, und mein Onkel iſt der gute alte Domherr von Würzburg, der Sie oft auf Ihren fränkiſchen Gütern beſuchte.

Eine drolligere Art Bekantſchaft zu machen, mußte es kaum geben! Mitten im Kornfelde bey den heftigſten Blitzen — denn das Gewitter, welches abzuziehen geſchienen hatte, brach plötzlich los — bey einem mit jedem Augenblick zunehmenden Regen, ſtanden dieſe Menſchen, welche Vorübergehende, nach der nächtlichen Promenade durch die lehmigen Feldwege, halb unter Buſchwerk verſteckt, leicht für Vagabonden hätten halten können, und die von den letzten Churfürſten als Großohm, und der Tante Oberhofmeiſterinn und dem Vetter als Marſchall des franzöſiſchen Heers ſprachen. Endlich trieb der Comthur zur Fortſetzung des Wegs — nun war kein Hinderniß mehr, Herrn von Danuburg den Arm zu geben, und aufs zierlichſte geführt, traten die eingeweichten Spielleute in das Wirthshaus zu Clauſeneck. Die beyden jungen Männer, die ſchon ein inniges Freundſchaftsband umſchlang, waren Sinnes geweſen, die vermaledeiten Geigen vor dem Dorf an einem Baumſtamm zu zerſchlagen; der Comthur verbat ſichs ſehr entſchieden. „Unſre Rolle müſſen wir ausſpielen, meine jungen Herrſchaften, ſagte er, einmal, weil wir für unſre Thorheit Strafe verdienen, anderſeits, weil wir nur ſo die Entdeckung derſelben verhüten. Deshalb werden Sie, mein junger Freund, morgen aufs ungeſäumteſte nach Barka zu-

Digitized by Google

rückwandeln. — Ach Gott! Oheim da iſt ja der junge Irvin und ..... Damburg küſſte ihr die Hand für dieſe Sorge, ohne ſie jedoch prahleriſch zu beruhigen, und vernahm mit Vergnügen, daß der Oheim zwar darauf beſtand ſeine Wanderung bis Feldkirch fortzuſetzen, allein ohne von den Spielmanns-Talenten Gebrauch zu machen, ſo daß ſie am zweyt folgenden Abend in Sörnfeld, eine halbe Stunde von Feldkirch eintreffen, und aus ihrem Wagen die Mittel zu ihrer Metamorphoſe herbey holen konnten.

(Die Fortſetzung folgt.

Arabiſche Gaſtfreundſchaft. *)

Der Anführer eines Heerhauſens des Bey von Tripoli von den Arabern verfolgt, verirrte ſich und ſah ſie bey einbrechender Nacht in der Nähe des feindlichen Lagers. Wie er an ein offenſtehendes Zelt kam, hielt er ſein Pferd an und von Durſt erſchöpft, bat er um Hülfe. Der Araber lud den feindlichen Krieger ein, unbeſorgt herbey zu kommen und empfing ihn mit der Gaſtfreundſchaft, welche dieſem Volke von jeher zum Ruhme gereichte. Das beſte Lamm der Herde ward geſchlachtet, und aus ihm, nebſt Datteln und trocknen Früchten, beſtand die Abendmahlzeit; um den Gaſt ihres Gatten noch insbeſondere zu ehren, ſetzte ihm die Frau des Arabers noch eine Schüſſel Boſine von ihrer eignen Hand bereitet vor. Dieſe beſteht aus Mehl mit Waſſer geknetet, welches man am Feuer aufgehen läßt, dann auf Kohlen unter oftmaligem Umkehren halb ausbäckt, darauf in Stücken ſchneidet, die zum zweyten Mal mit friſcher Milch, Oel und Salz geknetet werden, worauf man ihnen die Form eines Pudding gibt, dieſen rund umher mit Kaddide (Kaddide) oder gedörrtem ſtark geſalznen Hammelfleiſch verziert, worauf ſie vollendet iſt.

Obgleich dieſe beyden Menſchen Feinde waren, unterhielten ſie ſich ſehr friedlich von ihren Waffenthaten, als der Araber plötzlich erbleichte. Er ſtand auf, begab ſich hinweg und ließ ſeinem Gaſt nach einigen Augenblicken ſagen, daß ſein Lager bereitet ſey, er ſelbſt aber unbaß dem Mahle nicht weiter beywohnen könnte; außerdem habe er ſein Pferd unterſucht und es viel zu ermattet zur Fortſetzung ſeiner beſchwerlichen Reiſe gefunden; am folgenden Morgen ſolle ein friſches an der Thür des Zeltes bereit ſtehen, wo er ihn noch ſehen würde und von ihm hoffte, daß er ſich ſo ſchnell wie möglich entfernen würde. Der Fremde begriff dieſes Betragen keineswegs; legte ſich aber vertrauensvoll zur Ruhe.

Ein Araber weckte ihn früh genug, um noch ein Frühſtück zu genießen, aber Niemand von ſeines Gaſtfreunds Familie kam zum Vorſchein; doch wie er abzureiſen aus dem Zelt trat, erblickte er den Araberhäuptling, welcher als das höchſte Freundſchaftszeichen ſeines Pferdes Zaum und den Steigbügel hielt. Der Maure war kaum aufgeſtiegen, ſo ſagte ihm der Araber: der größte Feind, den er im Lager habe, ſey er ſelbſt. „Geſtern, ſprach er, indem du mir die Waffenthaten deiner Väter erzählteſt, entdeckte ich in dir den Mörder meines Vaters. Siehe hier das Gewand, welches er in der Stunde ſeines Todes trug. Oft ſchwur ich über ihm, in der Gegenwart meiner Kinder, ſeinen Tod zu rächen und ſeinen Mörder aufzuſuchen von dem Aufgang bis zum Untergang hin. Noch iſt die Sonne nicht empor geſtiegen, allein kaum wird ſie erſchienen ſeyn, ſo verfolge ich dich, dann kannſt du aber ſchon weit von meinem Zelte entfernt ſeyn, wo mir dein Haupt heilig war, weil der Prophet den Gaſt zu ehren gebietet. Sobald dein Fuß aber dieſen Platz verläßt, hört meine Verpflichtung auf; ich habe deinen Tod geſchworen, und falle dich an, wo ich dich finde. Dein Pferd iſt ſchnellfüßig, wie das, welches mich erwartet — von ihrer beyder Eile hängt das Leben von einem von uns ab.“ Hier drückte er ſeines Gegners Hand und verließ ihn. Der Maure benutzte die ihm zugeſtandne Friſt und kam glücklich in des Beys Lager an, indeß ihm der Araber auf dem Ferſen folgte, und kaum von der gefährlichen Nähe des feindlichen Lager zurück wich.

Dieſen Bericht hörte die Verfaſſerinn aus dem eignen Munde dieſes Mauriſchen Häuptlings. Wir kennen vorlängſt eine faſt ganz ähnliche Geſchichte eines Sohnes beraubten Vaters aus eben dieſem Volksſtamm, und eben darum iſt es intereſſant, einen Zug von Neuem wiederholt zu ſehen, der bey uns faſt unter die alten Sagen gerechnet zu werden begann.

*) Aus der „Reiſe nach Tripoli, von Mrs. Mac Carthy. Aus dem Engliſchen.“

Korreſpondenz = Nachrichten.

Braunſchweig, den 17. Juni.

Die Direktion unſerer National-Bühne hat ſich beeilt, unter allen wahrſcheinlich zuerſt, die Albaneſerin (Trauerſpiel von Müllner) in die Scene zu bringen, welches am 11ten geſchah und gleich darauf wiederholt wurde. Es gelang dem alten, angeſeſſenen König Baſil, der im erſten Akte die Hauptparthie hat, die Saiten der Aufmerkſamkeit in den Zuſchauern anzuſpannen und ſo zu ſtimmen, wie es die tragiſche Muſe verlangt, ſo daß es in der Folge den von Haus aus dankbaren Rollen erleichtert wurde, für die Hauptmomente den lauten und rauſchenden Beyfall zu erlangen, nach welchem nun einmal die Schauſpieler ſtreben, obwol er bey einer erſten Darſtellung einer ſo moraliſch-ernſtlich gemeinten Tragödie mir immer etwas Störendes hat. Mängel in der Ausführung der Rollen (in der ſinnigen Anordnung und Einrichtung hab' ich keine bemerkt) ließen ſich wohl rügen; aber das Ganze der Darſtellung drang ein in die Gemüther, und muß alſo gelungen genannt werden, wenn man nicht ungerecht ſeyn will. Nach dieſer zweymaligen Beſchauung ſteht die öffentliche Meinung, oder das Geſchmacks-Urtheil, wenn man lieber will, ungefähr ſo: Die Enthuſiaſten und Namen-Verehrer reden begeiſtert von Tragödie erſten Ranges, Meiſterwerk u. dgl. Die Kennerſchaft ſieht ſich einem feſt gefügten und in ſich abgeſchloſſenen Bau gegenüber, der wenigſtens die etwaigen Gebrechen nicht gleich auswendig zur Schau trägt, oder doch ſie mit glänzenden Farben deckt. Die gewöhnlichen paſſiven Genießer und Nichtdenker fühlen ſich belaſtet durch das Gewicht des Stoffes, denn obſchon dießmal Melpomene ihnen kein Gorgonenhaupt entgegenhält; ſo drückt ſie doch auch gerade nicht mit geſchmeidigen Händen die Thränen-Schwämme aus. Es iſt immer kein Spaß für ſolche weichmüthige Seelen, ſo einen Prinzen Enriko zu ſehen, der im inneren Kampfe der Doppelliebe zu dem Bruder und zu deſſen Weibe wahnwitzig wurde, den die Hoffnung auf die Hand der vermeintlichen Wittwe heilt und entzückt, und den von der Ver-

zweiflung nicht einmal die großmüthige Selbſtopferung des wieder auferſtandenen Todten retten kann. Sie büßen den Troſt ein, die Liebenden vereint zu ſehen, blos damit die Schwärmerey der Bruderliebe definitiv über die Macht der Geſchlechtsliebe ſiege, indem der Eine Bruder (Halbbruder eigentlich) ſtirbt, damit der andere lebe, und der Andere, weil er das Gewicht dieſes Opfers nicht ertragen kann. Und zum Ueberfluß iſt außer einem ziemlich zweifelhaften übernatürlichen Verhängniß Niemand da, auf den man des Unheils halber ſo recht von Herzen bös ſeyn könnte, es wäre denn der Dichter, weil er keine Thränen-Komödie daraus machte. Vom Detail der Darſtellung zu anderer Zeit. Vieles verdiente öffentliches Lob, aber das langweilt die Leſer, die noch das Stück nicht kennen, und klingt hohl wie Schmeicheley. Den Pagen Leontin, den manche wohl aus dem Fragment im Morgenblatt kennen, ſpielt hier ein Frauenzimmer. Das ſcheint empfehlenswerth, denn Hofnarren-Laune und Weichheit des Gefühls, in dieſer Compoſition des Charakters vereint, wird nicht leicht einem jungen Schauſpieler gelingen. Wäre übrigens dieſer Page ein franzöſiſch-decenter **Confident du prince Henri**, ſo würde **Monsieur Vanderbourg** in Paris von neuem die Hoffnung faſſen, die er bey Erſcheinung der Schuld faßte, und bey'm Yngurd wieder fahren ließ, nämlich: daß **Monsieur Muliner le médiateur d'un rapprochement et même d'une reconciliation** zwiſchen der franzöſiſchen tragiſchen Steifleinewand und der deutſchen Romantik werden würde. Die Albaneſerinn hat **assez bien** die drey Einheiten, und kein Blut befleckt die Scene, da der verzweifelnde Enrico, das Schwert des Bruders in der Hand, fortſtürzt und ſich außer der Scene tödtet. Daß er von den Zurückhaltenden ſich mit den Worten losreißt:

> Ha, ihr blutſcheuen Helden,
> Ihr fühlt, ich muß! Nur ſehn nicht wollt ihr's, bleibt!
> Wohin der inn're Sturm das Wetter treibt,
> Und wo die Wolke bricht, man wird's euch melden!

Das kann für einen kleinen Seitenhieb auf den delikaten blutſcheuen Geſchmack **à la françoise** gelten. Das Zurückbringen der Leiche, und Niederlegen neben dem vorangegangenen Bruder, wobey ein Diener das ſchlaffhangende Haupt Enrico's an Fernando's Bruſt legte (eine Zartheit, die ſich für den gefühlvollen Pagen überall gut ſchicken würde), verurſachte eine kurze Stille von tragiſcher Bedeutung, woran Müllner vielleicht nicht gedacht hat, und welche der Plaſtik des ſtummen erſtarrenden Niobe-Schmerzes in Baſil und Albana Zeit zu einer Wirkung gab, die bey einem gewöhnlichen theatraliſchen **procumbit humi** — wegfallen müßte.

Vivis, im Juni.

Da das am 17. Mai verkündigte Winzer-Feſt, welches gewöhnlich alle 3—5 Jahre gefeyert wurde, ſeit 22 Jahren nicht begangen worden iſt; ſo freuet ſich Jedermann, beſonders die herangewachſene Jugend, auf ſeine Erneuerung. Es ſind auch aus der Nähe und Ferne ſchon ſo viele Beſtellungen für Zimmer eingegangen, daß ſchon jetzt in Vivis und dem nahen Latour keine mehr zu bekommen ſind. Einzelne Fenſter hat man für 3, 5 und 8 Louisdors vermiethet. Unſtreitig wird auch das Feſt ſehr glänzend werden, da man, wie es heißt, 500 Louisdors darauf verwendet, und der Zug aus 600 Perſonen beſtehet. Auf dem großen Ball ſoll der Eintritt mit zwey Damen drittehalb Louisdors koſten. Die Ankunft der Genfer auf dem See wird beſonders ſehr angenehm ſeyn. Der Herr Buchhändler Lörtſcher wird eine Beſchreibung, und der Herr Landſchaftsmahler Steinlin die vornehmſten Perſonen des Aufzuges in Steinabdrücken dazu liefern. — Unſere Reben verſprechen noch immer, ob wir gleich, ſelbſt in der Blüthenzeit, beſonders den 10., 17. und 18. Juni einen mehrtägigen anhaltenden Regen hatten, eine ſo reiche Weinleſe, daß man aus mehrern Gründen, ſie minder reich wünſcht. —

In keinem Lande gibt es wohl ſo viel Privat-Erziehungs-Anſtalten als in der Schweiz, beſonders im Kanton Neuburg. Die Anzahl derſelben würde gewiß noch größer ſeyn, wenn nicht viele, wie alle Privat-Unternehmungen von den äußern Umſtänden zu ſehr abhängig, eben ſo ſchnell mit der Zeit eingingen, wie ſie mit derſelben entſtanden. Es ließe ſich daher die Frage aufwerfen: welchen Nutzen bringen der Schweiz die vielen Privat-Erziehungs-Anſtalten in Rückſicht auf Erziehung und Unterricht? — Der Staat, glaube ich, muß dabey gewinnen, wenn ſie auch nicht immer ſo beſchaffen ſind, wie ſie ſein ſollten, da ſie nicht nur ein Theil der Landeskinder beſucht, die ſonſt in die öffentlichen Schulen gehen würden, welche ſchon angefüllt genug ſind; ſondern es werden auch durch die fremden Zöglinge ſchöne Summen Geldes in Umlauf gebracht, und der wiſſenſchaftliche Verkehr mit dem Auslande mehr oder weniger unterhalten. Es iſt auch in der That nicht zu läugnen, daß ſich die Schweiz, aus mehreren Rückſichten und beſonders wegen ihrer Lage, zu Erziehungs-Anſtalten von vielſeitiger Bildung mehr als viele andere Länder eignet. — Vor mehren Jahren hatte der gegenwärtige Herr Regierungsrath Türk in Potsdam eine Knaben-Anſtalt hier errichtet. Seit dem Frühjahre hat ſich Hr. Lange, den Peſtalozzi in ſeinem Teſtamente von 1818 nebſt Hrn. Schmid zum Fortführer ſeiner Anſtalt ernannt hatte, von Iferten hieher begeben, und den 12. April eine neue Knaben-Anſtalt mit einer Rede, in welcher er ſeine Anſichten von Erziehung und Unterricht ausſprach, feyerlich eröffnet. Ihn begünſtigte bey dieſem ſchwierigen Unternehmen beſonders der Umſtand, daß drey hieſige angeſehene Familien, die ihre Kinder ſeiner Bekanntſchaft wegen nach Iferten ſchickten, ihm dieſelben bey ſeiner Trennung von Peſtalozzi anvertrauten, und durch ihre ausgebreitete Bekanntſchaft und Empfehlung das Gedeihen ſeiner Anſtalt nicht wenig befördern. Es iſt nur zu wünſchen, daß der rühmliche Eifer, welcher jetzt für gehörige Aufſicht und planmäßigen Unterricht daſelbſt herrſchen ſoll, auch in Zukunft fortdauere, und nicht etwa mit der Vermehrung der Zöglinge, wie leider ſehr häufig geſchieht, erkalten möge, und am Ende Nachläſſigkeit und Unordnung an ſeine Stelle treten, wo dann die armen Zöglinge jungen, unerfahrenen und ungebildeten Lehrern und nichtswürdigem Geſinde Preis gegeben werden. Ich habe das leider und zu oft erfahren. In ihren Anzeigen verſprechen die Herren Vorſteher neuer Anſtalten alles Mögliche, ſo daß der Eine es immer beſſer zu machen verſpricht als der Andere, und wenn man es unterſucht, ſo findet man das Gegentheil. Es gehört freylich eine Gewiſſenloſigkeit und Pflichtvergeſſenheit ohne Gleichen dazu, die heiligſten Verſprechen bey einer ſo wichtigen Sache ſo leichtſinnig zu vergeſſen; aber es geſchieht, weil die Menſchen Verſprechungen für keine Pflichten halten und auch bey dem edelſten Geſchäfte vom Eigennutze geleitet werden. — Wir wollen hier das Beſte hoffen! —

Charade.

Löblich iſt meiſtens das Erſte, dem Herrſcher willkommen;
Einſamkeit nur kann vor dem Zweyten dich ſchützen;
Und befällt dich das Ganze, Unglücklicher! wirſt du verlacht.

K. J. S.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 158.

Jean Paul Friedrich Richter.

Digitized by Google

Nro. 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Juli 1819.

Herr der Natur, die deine Feſſeln liebet,
Die deine Kraft in tauſend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwildrung ſtieg.

Schiller.

Das Land zwiſchen Nymwegen, Breda und Utrecht, oder die ſogenannte Betüwe. *)

Sobald man, von dieſer Seite, den holländiſchen Boden betritt, zeigen ſich jetzt, in Vergleichung mit ſeinem vormaligen Zuſtande, ſehr unverkennbare Spuren einer großen Verarmung. Das Volk iſt, im Ganzen genommen, weit dürftiger gekleidet, das weidende Vieh iſt minder ſchön, die leichten Bauernwägen ſind nicht mehr ſo zierlich bunt, in oftmals aufgefriſchter Oelfarbe. Dieſe Verarmung entſtand durch den langen, erſchöpfenden Druck der franzöſiſchen Zwingherrſchaft, und hier ganz vorzüglich durch die zerſtörenden Wirkungen der Natur. Noch bey meiner neulichen Durchreiſe (1817) ſtand ein bedeutender Theil des Landes unter Waſſer, und ſomit war ſeinen unglücklichen Bewohnern das faſt ausſchließliche Mittel des Unterhalts äußerſt erſchwert, oder gar zernichtet. Es iſt überhaupt eine ſo wichtige als dringende Aufgabe, wie dieſem täglich wachſenden Uebel auf irgend eine Weiſe begegnet werden könne. Durch alle die Veraſtungen des Rheins, und wegen der ſonach nothwendig gehinderten freyen Ausſtrömung deſſelben, läßt dieſer Fluß immer mehr Sand und Schlamm zurück, und ſein Bett wird immer höher. Schon vor vielen Jahren mußte ſo mancher Anwohner ſein Haus gänzlich abbrechen, weil es dem überſchwellenden Gewäſſer allzuoft ausgeſetzt war, und ſeitdem nimmt dieſer ſo bedenkliche Nachtheil zwar langſam, aber unaufhörlich zu.

Doch dieſes wäre noch von verhältnißmäßig geringer Bedeutung. Allein an vielen Stellen haben diejenigen Dämme, ſo das Land, in weiten Strecken, gegen die öftern und allgemeinen Ueberſchwemmungen ſchützen ſollen, nun beynahe die möglichſte Höhe, nämlich die von 24 bis 25 Fuß, erreicht. Erhebet ſich, wie der Fall durchaus eintreten muß, das Bett des Rheins auch noch fernerhin, ja ſteigt es, durch eben dieſen ſelbſterzeugten Umſtand, in beziehlicher Fortſchreitung, ſo ſind jene Dämme, bey dieſen in gleichem Grade zunehmenden Unverhältniß innerer Stärke, nicht mehr im Stande, dem ſo gewaltſamen Andrang zu widerſtehen; ſie werden, wie es wirklich ſchon an einzelnen Orten geſchehen iſt, an mehren Punkten zugleich durchbrochen, und der nun nicht länger bezähmbare Strom vergräbt unter ſeinen unerbittlichen Fluthen ein weites, ſchönes und reiches Land.

So erſcheint es allerdings dem mit Recht beſorgten Auge des Fremden, wie des Einwohners. Wer aber vermag dem menſchlichen Verſtande, wer der menſchlichen Thätigkeit die Grenze vorzuzeichnen, über die hinaus ſie nicht mehr in ſich ſelber die Mittel finden können, die Natur zu beherrſchen? Hoher als ſie ſteht vielleicht auch hier die Kunſt. Von der allgebietenden Noth aufgefordert, gedrängt, und in volles Spiel geſetzt, wird es ihr hoffentlich gelingen, entweder durch die Anwendung beſonderer Getriebe, das Bett des Stromes wieder hinreichend auf- und auszurän-

*) Fragment aus einer ungedruckten Reiſe durch Holland und Brabant.

Digitized by Google

men, oder ihm, zu ſeiner Selbſtſtreinigung, einen lebhaftern Ausfluß zu verſchaffen, oder auch, und zwar in Verbindung hiermit, durch Vervollkommnung des ganzen Deichweſens, den Dämmen eine bedeutend größere Höhe zu geben, unbeſchadet ihrer innern Gediegenheit, und ihrem alltrotzenden Widerſtand. Die nämliche Verſtändigkeit, Kraft und Beharrlichkeit, der es in dieſem wackeren Volke gelungen war, eine ſo große und ergiebige Strecke Landes dem Meer zu entringen, darf mit nichten an ſich ſelber verzagen, wenn es darauf ankommt, ſeine ſchöne Eroberung gegen den unermüdlichen Feind zu behaupten. Und wohl verdient es dieſen Sieg: denn ſie einzig iſt gerecht und ruhmwürdig, ſie koſtete kein Blut, und war ſo wohlthätig für das geſammte Menſchengeſchlecht, wie für ſich ſelbſt.

Im Innern verlor dieſes Volk ſehr bedeutend an Land, durch das ſchon ſo lange fortgeſetzte Ausgraben des Torfs. An manchen Stellen wächſt er langſam wieder nach; an vielen anderen wogen jetzt, und zwar ſeit vielen Jahren, kleinere oder größere Seen. Am Ende könnte es wohl dahin kommen, daß das Land, wenigſtens auf weite Strecken hin, ſich ſelber aufbrennte. So macht, nach dem holländiſchen Sprichworte, das Stechen des Torfes reiche Väter, und arme Kinder. Schon ſpüret man allerwärts die Abnahme dieſes Brennſtoffes, faſt des einzigen, ſo das Land darbietet, am täglich ſteigenden Preiſe. Die große Mehrheit des Volkes leidet ſomit in einem peinlichen Grad, und die Lage der ganz dürftigen Klaſſe vollends iſt, in ſtrengem Winter, wahrhaft verzweiflungsvoll. Hierzu kommt noch, in Holland wie in Frankreich, die eigenſinnige Beybehaltung der weiten, altfränkiſchen Kamine. Die Wärme geht, in den höchſtzweckwidrig mit Steinen ausgeplatteten Stuben, größtentheils durch den Schornſtein verloren; unterdeſſen hocken die Männer, ſchmauchend, um das armſelige Feuer. Die Weiber ſitzen hingegen, fröſtelnd in ſich ſelber zuſammen geſchrumpft, über ihren ſo dürftig wärmenden, der Geſundheit immer nachtheiligen Feuerſtübchen, den ſogenannten Stooſchen, und viele derſelben leiden, wie die Männer, und hauptſächlich die armen Kinder, an erfrornen Händen und Füßen; ſie leiden an Gicht, an Verdroſſenheit zur häuslichen Thätigkeit, an allen ſo natürlichen Wirkungen der Kälte. *) Die Folgen dieſes Uebels würden noch weit ſchlimmer und noch weit allgemeiner ſeyn, würden ſie bey dieſem Volke nicht ſehr gemildert durch den allverbreiteten Gebrauch der Holzſchuhe. Dieſe halten wenigſtens die Füße warm, und gewähren dadurch einen weſentlichen Vortheil für die Geſundheit, wie für die Reinlichkeit der Zimmer, da man ſie, bey ſchmutzigem Wetter, vor denſelben ſtehen läſſt, und ſich auf die Socken beſchränkt.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Der verehrliche Verfaſſer überſieht, daß auch viele dieſer Torfplätze, nachdem ſie ausgeſtochen ſind, durch das Ausſchöpfen mittelſt Windmühlen und Gräbenziehen trocken gelegt, und in Weideplätze verwandelt worden. Das Frieren bey der Feuerungsart der Holländer erweiſt die Erfahrung nicht als ſo peinlich, wie es uns, an heiße Oefen gewöhnte Deutſche, vorkommt. Die Nahrung der Holländer iſt erwärmend, und die Luft ihres Landes nie unmäßig kalt, wie ſchon mehrere Gewächſe und Baumarten bezeugen, die bey ihnen beſſer wie bey uns im Freyen überwintern.

Die luſtigen Leute von Knöringen.

(Fortſetzung.)

In Clausneck, wohin ſie jetzt unter Donner und Blitz gelangt waren, hatte das heftige Gewitter alle Gäſte aus dem Wirthshauſe getrieben. Das war eine große Erleichterung für unſre Freunde! Der Mahler that dick bey der Wirthinn, die Geſellſchaft bewirthen zu wollen, was bey ſeiner, trotz des Durchnäſſtſeyns noch ſauber ausſehenden Kleidung nicht auffiel, und ein paar große Thaler, die er ihr als Vorausbezahlung auf den Herd legte, hoben alle Hinderniſſe auf. Die Spielleute bekamen ein eignes Zimmer, die Reiſebündelchen gaben nothdürftig eine trockne Kleidung. — Dannburg allein, der nichts mit ſich trug, weil ſein Bedienter in Barka ſeinen Mantelſack hütete, und ſein nächtliches Außenbleiben kopfſchüttelnd bekrittelte, Dannburg muſſte einige Kleidungsſtücke vom Wirth borgen, um ſeinen Frack am Heerdfeuer trocknen zu laſſen.

Da ſaßen nun dieſe edelſten Geſchlechter Deutſchlands im ſchrecklichſten Koſtum, in einem abgelegnen Dorfe an der Algauer Grenze, in ſo zweydeutigem Anſehen, daß nur Vorausbezahlung ihnen eine freundliche Aufnahme geſichert hatte. Und in dieſem Aufzug verlebten ſie den geiſtvollſten, philoſophiſchſten, folgereichſten Abend ihres Lebens. Mit der heiterſten Lebensweisheit zergliederte der Oheim ſeine Gründe, dieſe thörichte Reiſe begonnen zu haben — „wahrlich ich war der Phantaſterey müde, ſagte er, welche eure Lektüre in euch nährte; ſie durch zweckmäßigen Unterricht zu vernichten war't ihr alle drey ſchon zu alt, und in unſern Standesverhältniſſen iſt das Menſchenthum ſo verkrüppelt, daß es freylich warmen, geſunden Herzen nicht mehr genügen kann. Sie, lieber Oswald, gaben meiner Sorge eine Miſchung von Poſſenſpielerey, weil mir das Faſeln bey meinem Geſchlecht natürlicher Weiſe noch widriger iſt, wie bey den guten Kindern, die wie immer uns ähnlich machen, mögen wir würdig oder unwürdig ſeyn. Ich dachte: tauche du die junge Sippſchaft einmal recht in die Wirklichkeit ein. Wo ich unter dem Volk lebte. — wahrlich, ohne Mittelalter und Minneſängers-Zeit, von Großohms Churfürſten Jagdpartien bis zu meinen Caravannen gegen Tunis und Tripoli, fand ich unter allen Lebensweiſen

mehr reines Menſchenthum, als unter unſern gebildeten Zirkeln — das ſolltet Ihr erfahren, — und ſo machte ſich der Genieſtreich, über dem Sie, lieber Dannburg, uns ertappten. Eure Mutter hat nur meiner Autorität nachgegeben, um drein zu willigen, und heut Abend dachte ich mit Schrecken an ihren billigen Zorn, wenn die Farce eine üble Wendung genommen hatte. Nun, — er ſtrich ſich komiſch mit der flachen Hand übers Geſicht, als wollte er die Vergangenheit hinwegwiſchen — Nun! ich glaube mein Zweck iſt erreicht, und wenn die Angſt vorüber iſt, hoffe ich faſt, wir werden finden, daß die Irrfahrt nicht umſonſt war. Hier ſah er humoriſtiſch Eines nach dem Andern an und hob ſein Glas fröhlich zum Munde.

Des folgenden Morgens wanderten die Spielleute weiter, um Sörfeld zu erreichen, wohin ſie ihren Wagen aus Feldkirch kommen zu laſſen gedachten. Vergeblich bat Dannburg ſie begleiten zu dürfen; auch ſeinen treuen Diener wollte der Comthur nicht annehmen, ſondern beſtand auf gänzliche Ausführung ihres Plans, um die ſichre Verheimlichung ihrer Reiſe zu erlangen. Doch in Feldkirch verweigerte er eine Zuſammenkunft mit dem neuen Freund, deſſen Reiſeziel das Donau-Ufer geweſen war, nicht.

Mit leichterm Herzen pilgerten die jungen Leute dieſen letzten, langen Weg — der Oheim hatte recht gehabt, ein jedes von ihnen hatte an Kenntniß der Wirklichkeit gewonnen. Wallis vor allen wuſſte ſehr wohl, daß der wirkliche Dannburg ſehr viel liebenswürdiger ſey als der idealiſche Vetter. Sie vermieden die Dörfer und raſteten in den einzelnen Hütten der waldumgrenzten Gebirgsthäler, wo ihr freywilliger Geſang die Kinder erfreute, und ihnen von den Alten die freundlichſte Aufnahme erwarb. Mehr wie einmal ſtanden die beyden Mädchen auf den hohen Bergtriften, weilten unter den weidenden Schafheerden und vergnügten ſich, bey den hellen Tönen ihrer Stimme, die ſchläfrigen Thierchen ſich wie beſinnend aufrichten zu ſehen, und erſtaunt das Maul voll Thymian und Steinklee, das kauen vergeſſend, an ſie hinauf ſchauen, indeß der ſchwarze Hirtenhund orpheiſch bezähmt, aber doch unruhig, in weiten Kreiſen um ſie her ſtrich.

Endlich am zweyten Tage trafen ſie in Sörfeld ein, von wo aus Oswalden der letzte Akt des Schauſpiels allein übertragen war. Er muſſte von dem harrenden Kutſcher ein bezeichnetes Päckchen abholen, das die Kleider enthielt, welche unſre Reiſegeſellſchaft, dem Sprichworte gemäß, wieder zu Leuten machen ſollte. Wenn das Zartgefühl der Damen nicht auf dem Spiele ſtand, hatte Oswald Heiterkeit und Muth, den Spielmann zu agiren. Seine Geige unter den Arm, miſchte er ſich muthwillig unter die fröhlichen Haufen, die ein Feſttag grade heute in die zahlreichen Schenken vor der Stadt verſammelt hatte; und der hübſche Spielmann mit lockigem Haar elektriſirte manches Pärchen, aus dem Stegreif ein Walzer-Fragmentchen zu drehen. Wie er das leichte Leben wahrnahm, was ihn ſeine Vermummung in dieſen Stunden ungeſucht finden ließ, wie die ſchmucken Bauerdirnen ihn anlachten, und die Burſche ihm gaſtfreundlich zutranken, die Alten mit untergeſchlagnen Armen und geſpreizten Beinen, die Pfeiſe im Munde, vor ihn traten und ſo ehrbar und geſcheut nach den fernen Landen fragten, woher er kam — denn er ergötzte ſich daran viel, doch keineswegs Abgeſchmacktes zu erzählen, wie die Frauen ihre kleinen Kinder auf den Arm nahmen und ihnen ihre Nuſter zum Spielen hinreichten, um, zur Seite ſtehend neugierig zu horchen, da war ihm erſt ſeine eigne Sehnſucht nach dem Sängerleben, und auch ihre Befriedigung erklärt. Ohne ſeine ungeduldig harrenden Reiſegefährten hätte er auf dieſe Weiſe gern noch eine Zeitlang ſein Spielmanns-Leben fortgeſetzt — nicht um des zweckloſen Wandern, ſondern um des zweckmäßigen Studierens willen, das ſich ihm hier darbot. Aber er muſſte nach Feldkirch hinein, den Kutſcher erfragen. Er fand ihn, übergab ihm des Comthurs ſchriftlichen Befehl und erhielt, ohne von ihm erkannt zu werden, das bezeichnete Packet, mit dem er ſich ſchon bey Sternenſchein auf den Rückweg machte. Er ging auf eben den Weg zurück, wo er die vollen Schenken gefunden; Stille deckte jetzt die Hütten, Dunkel ruhte auf der friedlichen Landſchaft, es war dem jungen Manne recht ahnungsvoll und recht froh zu Muthe. Er fühlte ſich in einer Welt von Brüdern; zum Erſtenmal hatte er in dieſen Tagen das Volk und ſein tägliches Treiben kennen, es mit Theilnahme betrachten, ehren lernen. Sein geſunder Verſtand und des Oheims Andeutungen hatten ihn gelehrt, wie ſein Stand nicht im Gegenſatz ſtehe mit dieſer ehrwürdigen Maſſe, ſondern ein ergänzender Theil ſey. Die Liebe that das Uebrige, um den feſten Entſchluß in ihm zu begründen, wie er der beſſere Baron ſeyn wolle, um dem beſſern Landmann zu gleichen. Mit Jubel empfingen ihn die Zurückgebliebenen. Den folgenden Morgen fand die Wirthinn in der Mädchen verſchloſſenem Zimmer, ein blankes Geldſtück auf dem Tiſch, das ſie reichlich für die Zehrung bezahlte, aber die Spielleute waren verſchwunden. Wie aber die Feldkircher in die Sieben-Uhr-Meß gingen, kamen zwey nett gekleidete Fräulein von einem alten und einem jungen Herrn begleitet in den Gaſthof zum Trauben, und fragten nach des Baron Hochwalds Equipage und ſeinen Leuten, die ſich auch bald einfanden, höchſt vergnügt, die Herrſchaft geſund eintreffen zu ſehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Rio Janeiro, im März.

Ihre Zeitungen haben Ihrem Publikum den ſehr beklagten Tod des kaiſerlich = öſterreichiſchen Geſandten Baron v. Neveu gemeldet, es wird für dieſes Publikum nicht ohne Intereſſe ſeyn, einige Worte über ſeine Begräbniß=Feyer zu erfahren. Bey den Verhältniſſen, in welchen Braſilien jezt gegen Europa zu ſtehen begonnen hat, iſt es ſehr intereſſant zu beobachten, wie ſich das Gepräng und der Luxus der alten Welt, hoffentlich auch mit der Zeit ihre Geiſteskultur und geſezliche Freyheit, hierher verpflanzt.

Der König hatte bey der Nachricht von des Baron von Neveu's Hinſcheiden, ſein Beyleid auf das Gütigſte ausgedrückt, und ſeinen Wunſch geäußert: ſein Andenken durch ſein Grabgepräng gefeyert zu ſehen. Wirklich gewährte Er dem k. k. öſterreichiſchen Geſandtſchafts=Perſonal die zu dem Endzweck führenden Mittel auf die, dem Verewigten allerehrendſte Art. Dieſes Perſonal erhielt königliche Ordonanzen, um alle zur Begleitung der Leiche anſtändig erachtete Einladungen zu machen. Die Eingangs=Pforte des Hauſes, der Vorſaal und das Zimmer wo die Leiche ſtand, waren mit ſchwarzen Tuche behangen, der Leichnam war mit der Kammerherren Uniform bekleidet und mit dem Koſtüm der Ritter des Chriſt=Ordens geziert. Den 26. Februar (ſechs Tage nach dem Ableben) Abends um neun Uhr ſezte ſich der Zug in Bewegung; alle Großen des Hofs, das diplomatiſche Corps, andre vornehme Perſonen begleiteten ihn; eine Abtheilung Reiterey ſchritt vor dem Sarg her, der auf einem königlichen Wagen geführt, und von königlichen, ſo wie auch von den Bedienten des verewigten Barons umgeben war; ſie alle trugen Todten=Fackeln in der Hand. Ein zweyter königlicher Wagen führte die Prieſter, und ihm folgten mehrere Equipagen. Wie man bey der Kirche des heil. Franziskus von Paulo, dem Ort der Beerdigung, angelangt war, ergriff das diplomatiſche Corps die Handhaben des Sarges und trug ihn bis zu dem Gewölbe, welches dieſe abgeſtreifte Hülle aufbewahren ſollte. Dem hieſigen Gebrauche gemäß, blieb diejenige Perſon der k. k. Geſandtſchaft, welche dieſer traurigen Ceremonie vorgeſtanden hatte, drey Tage im Hauſe verſchloſſen, ehe ſie ſich zu dem Könige begab, um ihm für ſeine huldreiche Theilnahme an dem Verewigten zu danken.

Paris, im Juni.

Man ſchreibt mir, daß mehrere deutſche Blätter die „fille d'honneur" (das Hoffräulein) als eins der beyfälligſt aufgenommenen neuen Stücke des franzöſiſchen Theaters erwähnen, und iſt neugierig, etwas Näheres von ihm zu wiſſen. Vielleicht wird dieſe Neugierde von einem Theil ihrer Leſer getheilt, weshalb ich mir die Freyheit nehme vermittelſt ihres Blattes beyde Theile zu befriedigen.

Wirklich bietet die fille d'honneur Situationen, die Theilnahme erregen, die in Geſichtspunkte ſtellen, welche in dieſem Augenblick mit den Anſichten des Tages übereinſtimmen und täglich angeregte Ideen auf beſondere Verhältniſſe anwenden.

Das Stück ſpielt in Deutſchland; Edmund, der älteſte Sohn einer hochadlichen deutſchen Familie, hatte ſich wegen ſeiner Heirath mit einer Handwerks=Tochter dergeſtalt mit ihr veruneinigt, daß er ſein Vaterland verlaſſen mußte, ja ſogar von ſeinem Fürſten verbannt worden iſt, und in Riga in den Handelsſtand getreten, ein ungeheures Vermögen erworben hat. Dennoch machte ſein erzürnter Vater die Verfügung, daß ſeinem Enkel, wenn er einen adeligen Lebenswandel führte, ſeine reichen Güter wieder zufallen ſollten. Einer ſeiner Brüder, der Baron, war indeß durch die Verſchwendung ſeiner Gemahlinn verarmt, er hatte die ganz hülfloſe hinterlaſſene Tochter eines dritten Bruders aus Mitleid zu ſich genommen, und 30,000 fl., welche ihr der ausgeartete Enkel Kaufmann als Ausſteuer ſchenkte, mit dem Uebrigen verthan. Edmund hatte von ſeiner Frau, der er ſeine ganze bürgerliche Exiſtenz geopfert, einen Sohn, dieſer lernt bey einer Reiſe unerkannt des Oheims Tochter Emma kennen, liebt ſie und wird, um ihr näher zu ſeyn, ohne ſich zu erkennen zu geben, Secretair ihres beyderſeitigen Onkels, des Barons. In ſeinem Hauſe finden wir beym Anfang des Stücks Eduard unter dem Namen eines Kaufmanns aus Hamburg ſo eben angekommen, um die Wiedereinſezung ſeines Sohnes in alle ſeine Familienrechte und Güter zu erlangen. Er entdeckt ſeinem Sohn die glänzende Wendung, die ſeinem Schickſale bevorſteht. Charles iſt über eine Ausſicht, welcher ſeine Liebe für Emma Begünſtigung verſpricht, höchſt erfreut; er vertraut ſie ſeinem Vater, zugleich aber auch ſeine Beſorgniß. Man will Emma zum Hoffräulein der Fürſtinn machen, und bey dem bekannten Geſchmack des Fürſten fürchtet er für die Unſchuld ſeiner Geliebten. Der Vater durchſchaut ſchnell den ehrloſen Plan, und nimmt ſich vor, ſeine verwaiste Nichte zu retten. Zu dem Ende beſchließt er, ſich als Kaufmann Frankburg bey dem Baron einzuführen und auf irgend eine Weiſe ſich bey ihm in Kredit zu ſezen. Emma erſcheint wirklich liebenswürdig in unbeſorgter Unſchuld, der Vater ihres jungen Freundes Charles iſt ihr herzlich willkommen. Sie verſpricht ſich von ihrer nahen Standes=Erhöhung den größten Einfluß und freut ſich im voraus, Charles und alle brave Leute zu protegiren; ſie erwähnt mit vertraulicher Unbefangenheit ihrer traurigen Kindheit, die Kälte ihrer Tante, der Härte von Madame Brigitte, einer Schwägerinn des Barons, einer ſehr fein nüancirten Betſchweſter, und erwähnt endlich eines italieniſchen Chevaliers, der durch ſeine Theilnahme an ihr ihrer Lage eine beſſere Wendung gegeben. Charles geräth über dieſe Aeußerung in größten Unwillen und ſchildert dieſen Chevalier:

> bouffon de la princesse
> qui, pour la complaisance ayant pris la bassesse,
> flatteur de son métier, charlatan effronté,
> le valet des valets de gens de qualité;
> qui vous presse la main et vous embrasse encore,
> et du titre d'ami partout vous deshonnore.

Emma's Unſchuld verräth, indem ſie ihn vertheidigt, daß Edmunds Verdacht gegründet iſt, und erklärt ihm, warum ſein Bruder, der Baron, ehmals in Ungnade vom Hofe entlaſſen, jezt durch eine ſchändliche Intrigue des Chevaliers und ſeiner Frau, Fuß gewonnen hat. Der Baron erſcheint nun und verkündet Emma mit ehrfürchtigem Entzücken, daß ihre Darſtellung am Hof auf dieſen Abend beſchloſſen ſey. Sie theilt, halb ſchüchtern, halb ſorglos erfreut, dieſe Nachricht ihren beyden Freunden mit und geht zu ihrer Tante. Edmund von ſeinem Sohn als ein Hamburger Kaufmann eingeführt, wird vom Baron ſehr hochmüthig empfangen und tritt gegen ihn, ſeinem Plan zur Folge, mit einem originellen, halb ſpottenden, ſelbſt rühmenden Reichthums=Stolz auf, deſſen Aeußerung ſich auf die Verachtung von des Barons ehrloſe Verhältniſſe gründet, und durch die Art, wie jener dieſen Ton aufnimmt, gerechtfertigt wird. Edmund ſagt mit ſehr dürren Worten, daß das Bedürfniß, von ihm Geld zu borgen, den Adel ſchon oft zu ſeinen Klienten gemacht habe. Der Baron begreift alle Folgewichtigkeit dieſer fatalen Thatſache, wird höflich, warm, enthuſiaſtiſch für Charles beſorgt, den er nicht mehr miſſen kann, ſondern ſein Glück bey Hofe zu machen verſpricht, zugleich äußert er die Abſicht mit Eduard von geheimen Geſchäften zu ſprechen; dieſer verſteht ihn, bietet ſeinen Beyſtand an und der Baron begibt ſich entzückt an Hof.

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 166

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 13. Juli 1819.

Dem ſchwachen Menſchen wird alles Feſſel oder Vorwurf, dem ſtarken, oder erſtarkenden alles Stütze oder Licht.

Der alte Adam.

Die luſtigen Leute von Knöringen.

(Fortſetzung.)

Daß Dannburg nicht viel ſpäter in Feldkirch ankam, wie die verwandelten Spielleute, bedarf wohl keiner Verſichrung, eben ſo wenig, daß eine nun folgende Reiſe durch die große, ernſte, ſtrenge Natur von Tyrol, bey welcher er die Reiſersburger-Familie begleitete, ein köſtlicher Gegenſatz zu dem Spielmannsleben war, von einer gewiſſen Seite aber doch auf dieſes gebaut, dieſes die fruchtbringende Bereitung eines ſchönen Bodens für goldne Erndten. Denn hätte wohl der Sallon die Herzen ſo feſt verkettet wie die Verlegenheit, die Gefahr, der Naturgenuß, die Spielmanns-Abenteuer? Wäre im Sallon das Weib ſo reizend in ſeiner hülfloſen Schüchternheit, der Mann ſo ſchützend in ſeiner hülfreichen Kraft erſchienen? — Und nur von dem richtigen Standpunkt der beyden Geſchlechter aus, bildet ſich ihr heiliger, beglückender Verein.

Nach einer höchſt ergötzlichen Reiſe kam die Geſellſchaft in Reiſersburg an, verlegen von allen Seiten, denn alle hatten Frau von Helm etwas zu beichten. Der Oheim, daß er einen Genieſtreich mit dieſer Reiſe begangen, Oswald, daß er die Plattheit ſeiner Verwirklichung der Romantik einſahe, Wallis? — nun, das haben wir lange geahnet — daß Fronle und der fremde Mahler, Walpurga und Herrn von Dannburg aufgetragen hätten, ihr Romänchen auszuſpielen. Herzlich und beſcheiden führten ſich unſre Ankommenden ein, etwas ſpottiſch und ſcharfzüngig wurden ſie empfangen, doch neutraliſirte Dannburgs Liebenswürdigkeit und eine gewiſſe bedeutende Nachdrücklichkeit, mit welcher der Oheim ihn ihr vorſtellte, dieſe Herbe. Sobald die beyden jungen Männer ſich entfernt hatten, rief der Comthur: Nun, Schweſter, wie iſt dir deine Einſamkeit bekommen? Mit unſern Abenteuern ging es vortrefflich! — „Um ſo beſſer! — ich habe indeß ſaubre Geſchäfte gemacht! Bruder, es iſt etwas vorgefallen, ich habe mir etwas herausgenommen.“ — Nun, um Gottes willen! was iſt es denn? — Bruder, ich habe dem Vetter Irwin Hut und Weide aufgekündigt und aus der Heirath wird nichts! — Wallis athmete hoch auf, Nanny ſah lächelnd vor ſich nieder, der Comthur lachte unmäßig und rief: gethane Arbeit! Bravo, Frau Schweſter! Da iſt ja der größte Stein aus dem Wege. So erzähle doch!

Da fand ſich denn, daß der Herr Baron von Hochwald nach jenem Hochzeit-Abend in Barka und wohl durchſchwärmten Nacht ſich nebſt ſeinem Jonathan am frühen Morgen weiter gemacht habe; jeden Mittag in irgend einer Hütte, deren männliche Bewohner im Feld waren, Weiber und Kinder erſchreckend, jeden Abend in einer Dorfſchenke durch abenteuerliche Mährchen, Taſchenſpieler-Künſte, Kartenſchlagen, den Bauern den Kopf verdrehend, oder durch ſehr kavaliermäßige Zudringlichkeit bey den jungen Mädchen Zank ſtiftend, kamen ſie nach Reiſersburg, wo ſich Irwin vorgeſetzt hatte, durch einen Knalleffekt ſeinen Eintritt zu verherrlichen. Zu ſeinem Verdruß hörte er unten im Dorf, daß die Fräulein und der Comthur auf einer Luſt-Reiſe im

Digitized by Google

Tyrol begriſſen wären; die Frau Tante aber im Schloß. Er machte ſich hinauf, fragte nach der Baroninn und ward in den ehemaligen Zwinger des Schloſſes gewieſen, wo die ehrbare Dame mit ein paar Beſuchen aus dem nahen Städtchen und dem Pfarrer der herrlichen Ausſicht über die weite Donau-Ebne genoß. „Ein paar vagirende Studioſen aus Ingolſtadt bitten um die Erlaubniß zu ſingen;“ war die Ankündigung. — Auf dem Schloß war man weniger rührig wie im Forſthaus zwiſchen Göttenbach und Barka, wo Amphion Michel und ſeine Töchter mit Proteſt zurück geſchickt werden ſollten. Die Bettelſtudenten durften anfangen — Irwin ſang einen Gaſſenhauer, ſein Gefährte ſpielte das Brummeiſen (Maultrommel). Der Text mißfiel der ehrbaren Dame, ſie reichte den jungen Leuten ein Glas Wein und ſagte trocken: „nun iſts genug.“ — Irwin kredenzte das Glas, trat der Gnädigen keck näher und reichte es ihr mit den Worten hin: Proſit, Frau Tante! — Die ganze Geſellſchaft, den vagirenden Muſenſohn für närriſch haltend, ſprang erſchrocken auf, ja der rüſtige Kaplan nahm ihn beym Arm und ſagte: Geſell, nur gemach! —— Gnädige Tante, rief nun Irwin nothgedrungen, um der Dazwiſchenkunft der Bedienten zu entgehen, ich bin ja Vetter Hochwald! verſtehen Sie doch ein kleines Späßchen! — Herr Neffe, das iſt ein großer und ein grober Spaß. — So weit war der Eintritt des genialiſchen Neffen verdorben, und ſein Bleiben verbeſſerte ihn nicht. Der junge Mann war gar nicht ſehr geneigt, die Wünſche ſeiner Familie: eine Verbindung mit Wallis, zu befördern; hatte es aber doch darauf ankommen laſſen, ob ſie ihm gefiel und ihre Verwandte ſein Verdienſt zu ſchätzen wüßten. In Landshut und Erlangen hatte er ſich von dieſem ſehr beſtimmte Begriffe gemacht, ſein Feldzug vom Jahr 1815, in welchem er durch eine wunderliche Schickung nie über Freiburg in Breisgau hinausgekommen war, hatte ihm viel Zeit gegeben, ſeine Einbildungskraft über dieſen Gegenſtand zu erhitzen, ſo daß er mit einer wahren Zuverſicht, in Allem ſeiner Willkür folgen zu können, auf dem Schloſſe erſchien. Frau von Helm zählte die Stunden, die er ſie mit Erzählung ſeiner Heldenthaten unterhielt, oder nebſt ſeinem Jonathan mit Fechtübungen über ihrem Haupte zubrachte. Von Müſſiggang getrieben, ſchlenderten die beyden Jünglinge endlich auch hinunter ins Dorf und ſtellten mit den Bauerburſchen Turnübungen an; dieſe mochten aber dieſe Künſte inſtinktartig eben ſo zweckmäßig getrieben haben, wie dieſe kunſtgerechten Lehrlinge, denn Irwin kam mit einer geſchwollnen Naſe und ſein Buſenfreund mit einem hinkenden Bein auf das Schloß zurück. Wo war der Teufelskerl her, der mich mit dem Springſtock auf die Naſe ſchlug; David? fragte er den Bedienten beym Abendeſſen. — Es iſt der Schulmeiſters Sohn aus Knöringen — Knöringen! Guntram, ſo hieß ja der Ort, wo die ſcharmanten Mädchen [illegible], rief Völker; jener gab ihm einen bedeutenden Blick, der ihm Schweigen anrieth, aber ſo wie am folgenden Tage die Hitze etwas vorbey war, ſetzten ſich die beyden Helden auf ihre, ihnen indeß nachgekommnen Pferde, und ritten ins Dorf der luſtigen Leute herab. Vergeblich fragten ſie nach einem Michel und ſeinen Töchtern. Niemand wollte im Wirthshaus dergleichen kennen; endlich trat ein Alter mit ſeiner Geige herein und ſagte: Ach, das iſt der Seppele; der hat ſonſt Michel geheißen, eh er herzog; hat ſich aber Seppele genannt, weil ſchon ein Michel hier herum zieht! Jetzt gings ſchleunig zu dem jetzigen Seppel, einem gewöhnlichen Alten mit ein Paar häßlichen Töchtern; die beyden jungen Herrn in ihrer Hoffnung betrogen, wurden übermüthig, Seppel brauchte ſein Hausrecht, und ein fataler Hund der Völkers kurzen Schoß zu erhaſchen verſtand, verwandelte den deutſchen Rock gewiſſermaßen in einen engliſchen Spencer, ſo daß die kecken Geſellen ſehr verſtimmt ins Schloß zurückkehrten. Ehe man ſich zur Abendtafel ſetzte ward Frau von Helm dieſer ärgerliche Auftritt ſchon hinterbracht, ſie ſetzte ſich jedoch vor, ihn zu ignoriren, um nicht vor ihres Bruders Ankunft zu einer Erklärung gezwungen zu ſeyn. Wie es aber thätigen Geiſtern geht, welche die Umſtände zu einem leidenden Verhalten nöthigen; ihre Einbildungskraft arbeitet um ſo lebendiger; — ſo ging es auch Irwin von Hochwald. Er fing an mit ſeinem Gefährten in Anſpielungen von ſeinem Liebensabenteuer in Barka zu ſprechen, ſuchte die Tante neugierig zu machen, erzählte ungebeten, trug die Farbe ſtärker auf, wie Frau von Helm nicht ſehr aufmerkſam ward, und hörte endlich damit auf, mit dem geckenhaftigſten Weſen zu verſichern: Fräulein Wallis, die er nicht die Ehre habe zu kennen, in allen Ehren, würde er ſich für den glücklichſten Sterblichen halten, wenn ſie nur die Hälfte der Reize beſäß, welche er an Fronle von Knöringen bewundert habe.

Man denke ſich die Faſſung der guten Freyfrau von Helm! bey dem erſten Worte vom „alten Spielmann und ſeinem krausköpfigen Geſellen,“ hatte ſie ſchon ihre Vermummten erkannt und eben ſowol aus Angſt, was ſie erfahren möchte, als aus Zorn gegen den Comthur, der das Alles angezettelt hatte und Unwillen gegen den Erzähler, der ſo offenbar prahlte und Wind machte, ſchwieg ſie zu ſeiner Erzählung. — Doch bey dieſem unverſchämten Vergleich zwiſchen Fräulein Walpurga und Fronle von Knöringen, brauſte ſie auf: Herr von Hochwald, ſagte ſie ſtolz und beſtimmt, Sie können Ihr Glück mit dem Ganzen von Fronles Reizen verſuchen; die Hälfte, welche Wallis beſitzen mag, kann mit Ihnen nie in die fernſte Beziehung kommen. Ja, Sie werden mich verbinden, wenn Sie dem Comthur die Verlegenheit erſparen, einen Vetter zu bewillkommen, den die Wachthunde aus der luſtigen Leute Häuſern bekomplimentirt haben. — Der unweiſe Jüngling ſprang wüthend auf; indeß er für ſeinen Zorn Worte zu finden ſuchte, rief Frau von Helm mit dem Tone, der die Sicher-

Digitized by Google

heit der Hausfrau ausdrückt: Lichter! und ging. David mit zwey Kerzen vor ihr her, vor dem aufgebrachten Irwin vorbey, mit höflicher Verbeugung aus dem Speiſeſaal.

„Schweſter, du haſt ein Meiſterſtück gemacht!“ rief der Comthur entzückt. — Du aber nicht. Wie konnteſt du dich ſo rückſichtslos mit dem Mahler-Burſchen fauſilieren! — „Ach, den bin ich noch nicht wieder los! ſagte der muntre Alte mit kläglichem Ton, beſte Schweſter hier — denn eben ging die Thür auf und Dannburg trat mit Oswald herein, hier iſt der unleidliche Menſch und bittet, von mir unterſtützt, um Frauleins von Knöringen Schwanen-Hand werben zu dürfen.“

Die neue Romantik hat ſeitdem in Reiſersburg viel von ihrem Anſehn verloren; aber die alte gute Zeit iſt hier und auf Dannburgs ſchönen Gütern am Fuße der Vogeſen wiedergekehrt, indem die beyden lieben Paare: Oswald und Nanny, Dannburg und Wallis, alle ihre Tugenden, welche die Tugenden jedes Zeitalters ſind, daſelbſt in's Leben zurück gerufen haben.

Das Land zwiſchen Nymwegen, Breda und Utrecht, oder die ſogenannte Betüwe.

(Beſchluß.)

Es iſt unbegreiflich, daß man faſt in ganz Deutſchland noch immer gegen die Holzſchuhe eingenommen iſt, und ſie für armſelig und erniedrigend anſieht, indeſſen ſie in England, in Holland, in Frankreich, im Norden unſers Vaterlands, und doch wenigſtens in unſern Gerbereyen mit Nutzen angewandt werden. Die Holzſchuhe vereinigen viele empfehlenswürdige Vorzüge; hauptſächlich ſollte man ſie auf dem Lande einzuführen ſuchen, wo der Koth in Straßen und Höfen oftmals äußerſt läſtig iſt, und ganz beſonders in den Kuhſtällen, deren Jauche ſo verderblich und ſo Geſtank verbreitend auf das Leder der Schuhe wirkt, und wogegen nur das Holz ausſchließlich ſchützt. Die deutſchen Regierungen ſollten es keinesweges verſchmähen, den Gebrauch der Holzſchuhe durch alle Mittel der Ueberredung zu verbreiten, indem ſie ein Vorurtheil zu überwinden ſuchten, das in den genannten Staaten auch ſolchen Landleuten fremd iſt, mit welchen ſich, in Abſicht des Reichthums, nur ein kleiner Theil der deutſchen Bauern vergleichen darf. Unterdeſſen wir dergeſtalt für das Unſrige büßen, büßen die Holländer nicht minder für das Ihrige, rückſichtlich der Feuerung; und nur nach und nach werden ſie, von ihrer tief eingewurzelten Meinung abgehend, ſich der Stubenöfen, und, vermittelſt ihrer, außer dem Torfe, hauptſächlich der auf der Maas und auf dem Rhein ſo leicht und ſo wohlfeil herbeygeſchafften Steinkohlen bedienen. Auf dieſen Oefen, in den Stuben geheizt, können ſie alsdann, und zwar eben ſo bequem wie am ganzen Niederrhein, ſich zugleich ihre Speiſe bereiten. Dieſes gewährt eine große Erſparniß an Zeit wie an Brennſtoff, und der ſo wichtige Zweck der Lufterneuerung wird, eben darum, weil das Feuer in der Stube ſelbſt unterhalten wird, und folglich ein immerwährender Zug Statt findet, faſt eben ſo ſehr und ſo wohlthätig erreicht, wie bey den gewöhnlichen Kaminen. Ueberhaupt ſollte man in Holland mit dem Gebrauche des Torfs um ſo weniger verſchwenderiſch umgehn, da man dort weder in Holz noch in Mauerſteinen baut, und die Häuſer nicht mit Schiefer deckt. Es überſteigt alle Vorſtellung, welch eine unermeſſliche Menge von Backſteinen und Ziegeln dadurch nothwendig wird, und welche Maſſen von Torf herbeygeſchafft werden müſſen, um jenen Bauſtoff zu brennen.

In Holland denkt man, zum Erſatze des durch das viele Torfſtechen verlornen Landes, wieder ernſtlich daran, mehrere Seen trocken zu legen; hauptſächlich iſt dieſes der Fall mit dem Haarlemer Meer. Es hat, wie man mich verſichert, wohl ſechzehn Stunden Wegs im Umfang, und iſt, wie man noch überdieß behauptet, nur an wenigen Stellen tiefer als ſechs Fuß. Man kann ſich leicht vorſtellen, welch einen erſtaunlichen Gewinn an Land das Austrocknen dieſes Meeres darböte. Schon vor länger als fünf und zwanzig Jahren beſchäftigte man ſich mit dem Gedanken, durch Anwendung der Dampfgetriebe den großen Zweck zu erreichen. Die Anwohner ſetzten ſich aber dagegen. Sie entſagten zu ungern der Fiſcherey, ſie glaubten, mit der Schifffahrt auf dem beſagten Meere, an leichterer Art der Verbindung mit den wichtigſten Städten der Provinz Holland allzuviel einzubüßen; Andere beſorgten die durch das allmählige Austrocknen entſtehenden tödtlichen Ausdünſtungen des Moraſtes. Jetzt hingegen iſt man überzeugt, dieſe Schwierigkeiten größtentheils beſeitigen zu können. Der belebende Genuß des Friedens macht wieder vieles möglich, und durch die bisherige Vervollkommnung der Dampfgetriebe ſieht ſich die Verwirklichung jenes großen und kühnen Gedankens noch um ein Beträchtliches erleichtert. Mit dem erſtaunenswürdigen Werke hofft man innerhalb dreyer Jahre fertig zu ſeyn, und zwey Gegenſtände machen alsdann gerade hier dem menſchlichen Verſtand in einem gleich ausgezeichneten Grad Ehre: die alles überwindende Anwendung ſo ungeheurer Kräfte eben dieſer Dampfgetriebe, und die auf halbem Weg, zwiſchen Amſterdam und Haarlem, ſchon ſeit vielen Jahren beſtehende herrliche Schleuße. Jenes Getriebe wirft alsdann das geſammte Haarlemer Meer hinüber in den nahen und bedeutend höher ſtehenden Zuyderſee, und die erwähnte Schleuße, welche noch immer die nothwendigen Verbindungskanäle zwiſchen den an dem bisherigen Meer gelegenen Städten erlaubt, widerſteht hinwiederum dem gewaltigen Andrang dieſer Zuyderſee, und zwar mit einem deſto bewundernswürdigern Vermögen, da ſie ſich, bey dem Durchgang der Schiffe, jedesmal mit großer Leichtigkeit öffnet, und gegen die alsdann heftig einſtürzende Maſſe von Waſſer ſich eben ſo bequem wieder ſchließt. Wahrſcheinlich wären, wie dieſes auch ſchon an ſo manchen Orten, vorzüglich in Nordholland, der Fall iſt, einzelne, gewöhnliche Windmühlen hinreichend, das, auch nach der Austrocknung des Meeres noch immer ſich ſammelnde Gewäſſer unausgeſetzt herüber in den Zuyderſee zu pumpen. Man erhält alsdann ohne Zweifel auf dem Boden eben dieſes Harlemer Meeres ſo herrliches Weideland, und dadurch ſo außerordentlich großes und ſchönes Vieh, wie in Nordholland, auf der vormals eben ſo überſchwemmten, längſt ausgetrockneten, und jetzo ſo vorzüglich reichen Beemſter.

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, im Juni.

(Fortſetzung.)

Ein Geſpräch zwiſchen dem Baron und ſeiner Frau belehrt uns, daß er, das blinde Werkzeug von der Schlechtigkeit der Baroninn und des Chevaliers, über den Grund ſeiner neuen Gunſt, in ſorgloſer Unwiſſenheit iſt; der Chevalier, welcher dazu kommt, hilft ihn noch mehr zu verblenden, indem er ihn von dem Plan unterhält, auf den ſein Augenmerk gerichtet iſt: es kommt darauf an, vermöge einer Beſtechung von 4000 Dukaten, ſich die Güter zuzueignen, welche dem Neffen, den unerkannten Charles, zufolge ſeines Großvaters Teſtament zufallen ſollen. Ein falſches Zeugniß, daß dieſer Neffe ein entehrendes Leben führe, wird die Sache entſcheiden. Der Baron ſieht einen Altadeligen der Kaufmann ward, als ein todtes Mitglied der Familie an, das Teſtament des Großvaters als eine Ungerechtigkeit, und ſeine Schritte, es umzuſtoßen, als Wiederherſtellung des Rechts: ganz zur rechten Zeit iſt Edmunds Bekanntſchaft gemacht, um ſich das Geld — deſſen man gänzlich entblößt iſt — zu verſchaffen. Der Chevalier ergreift dieſes Hülfsmittel mit der roheſten Zuverſicht und beantwortet des Barons durch Edmunds Betragen im Innern gekränkten Stolz:

mais il montre un orgueil ....

mit:

cet orgueil est permis;
et quiconque a de l'or, a d'illustres amis;
un grand nom n'offre plus qu'une vaine apparence
s'il ne s'est prudemment greffé sur la finance.

Edmund kommt mit ſeinem Sohn wieder zuſammen und legt ihm nun den ganzen Plan von Emmas Verderben dar, dem er indeſſen nachſpürte; Charles macht ihn dagegen mit der Abſicht des Chevalier bekannt, ſich ſeines Beutels für den Baron zu bedienen. Emma erſcheint mit Diamanten geputzt, die ſie vorgeblich von der Fürſtinn erhalten hat; freut ſich ſorglos und kindiſch, dieſe neue Gunſt immer als ein Pfand anſehend von ihrer künftigen Fähigkeit, ungeheuer viel Leute, Charles zuerſt, zu protegiren. Edmund macht ſie durch die Bitte um eine geheime Unterredung etwas betroffen. Madame Brigitte tritt auf und vermehrt ihren Unmuth durch ihre frömmelnd myſteriöſe Anforderungen, alle ihre Vorwande durch ihre Hofgunſt zu befördern. Die Baroninn kommt dazu, endlich auch der Baron, ſie ſprechen in eben dieſem Sinn und Emma durch Zartgefühl und hellen Verſtand beſeelt, ſagt ihnen in ihrer Unſchuld ſehr beißende Dinge, die ſie von der künftigen Günſtlinginn des Fürſten ſehr geduldig anhören. Der Baron kündigt ſeiner Gemahlinn des Hamburger Kaufmanns Geſellſchaft bey Tiſch an, ſie iſt darüber erboßt, ſelbſt des Barons Grund: er wolle von ihm borgen, beſänftigt ſie nicht, ſie meint: damit werde die roture geehrt, daß der Adel von ihr borge; der Chevalier belehrt Emma mit der unbefangenſten Unverſchämtheit, wie ſie Andrer Bittſchriften nicht zu achten habe, empfiehlt aber eine, die er ihr in ſeinen eigenen Angelegenheiten überreicht mit der unſchuldigſten Zuverſicht zu ſeinen Verdienſten:

eh ne faut-il donc pas, ſagt er, que j'aime le prince?
et n'ai je pas l'emploi de mes petits talens?
à l'usage des cours ils sont très important.
Je dois pour réussir avoir de la mémoire,
chanter joli couplet, et conter une histoire;
sans motif de gayeté paroitre bien joyeux
et, de tout ennuyé, n'être point ennuyeux,
souffrir sans s'émouvoir l'humeur et le caprice,
tout cela n'est il pas un pénible service?

Die Baroninn iſt bey Edmunds Eintritt unfähig, ihren Hochmuth zu bezähmen, Edmund tritt mit geſchäftiger Zutraulichkeit auf und verhehlt ſich ihr Betragen gar nicht. Der Auftritt, der durch das Spiel ſehr belebt werden muß, endigt ſich, indem man zur Tafel geht.

Nach einigen kleinen Auftritten zwiſchen dem vornehmen Ehepaar und Brigitte, in welchem die Baroninn Edmund bitter anklagt, Emma bey Tiſch über ihre Zukunft unruhig gemacht zu haben, wo des Barons gänzliche Theilnahmloſigkeit an ihrem Plan, und eine gewinnende Gutmüthigkeit über ſeinen unbekannten Bruder, ſo wie Brigittens Scheinheiligkeit hervortritt, verſammelt ſich die ganze vornehme Sippſchaft. Edmund erhält ein Paket, welches ihm die Ankunft von zwey reichbeladenen Schiffen ankündigt, die er ſeinem Sohn nachläſſig mittheilt. Die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft heftet ſich auf ihn. Er fängt einen andern Brief zu leſen an, in welchem ein Korreſpondent ihm in der erſten Zeile Nachrichten von „Edmund von Roſenthal" einzuholen, aufgibt. Alles horcht auf, dringt in ihn, zu leſen, und er lieſt unter trockenen Entſchuldigungen ein ſehr gleichgültig abgefaßtes Schreiben ab, welches des adeligen Paares ganzes Verfahren und Abſichten aufdeckt, die vom Oheim Handelsmann geſchickten Ausſteuer und endlich den ſaubern Glücksplan auf Koſten von Emma's Ehre offenbart. Des Barons aufbrauſender Zorn über dieſen letzten Punkt verſöhnt mit ſeinem Charakter, indem es ſeinen Begriff von Ehre, die das Unterſchlagen der geſchenkten Ausſteuer und das Verhältniß ſeiner Frau zu dem Chevalier nicht für unehrlich hielt, ſehr charakteriſirt. Emma iſt über den allgemeinen Aufruhr zu erſchrocken und zu unſchuldig, um den Sinn des Briefs recht zu verſtehen, ſie iſt nur von Unwillen durchdrungen, daß man ihr die Theilnahme ihres edlen Oheims verſchwieg, von Schmerz betrogen zu ſeyn und hülflos ſich in böſen Händen zu finden; Edmund, der ziemlich ruhig ſeinen Verdruß, ſo viel Lärm verurſacht zu haben, ausdrückt, bleibt mit dem Chevalier allein. Dieſer macht ihm anfangs einige Vorwürfe, wie ſie aber Edmund ſehr trocken beantwortet, mit dem Zuſatz: „nun er ſo viel durch den Brief erfahren, müßte er endlich wiſſen, wozu er ſein Geld verleihen ſollte." Der Chevalier läßt ſich täuſchen und entdeckt ihm ſeine ganze Maſchinerie; Edmund ſcheint mit allem zufrieden, verſichert die Auszahlung der 4000 Dukaten für den Baron und verſpricht, wenn man ihm Mittel verſchaffe, Emma eine Viertelſtunde allein zu unterhalten, ſie ganz ſeinen Wünſchen gemäß zu ſtimmen. Dieſer Auftritt voll Doppel-Sinn in jedem Wort, iſt ſehr geiſtreich, aber liegt auf der Bühne ganz in den Händen der Schauſpieler. Der Chevalier eilt voll glänzender Hoffnung davon, um die Unterredung mit Emma zu erhalten. Von einem folgenden Auftritt zwiſchen dem Baron, dem Chevalier und Edmund gilt das Obige noch vielmehr. Die beyden Erſten bemühen ſich darin, den Letzten von ſeiner Rolle bey Emma zu unterrichten. Der Chevalier, daß er ſie bereden ſoll, heute Abend an den Hof zu gehen, der Baron, daß er ſie überzeugen ſoll, der Oheim ſey ein Unwürdiger. Er verſpricht Beydes, ſie verlaſſen ihn und nach einem kurzen Selbſtgeſpräch Edmunds, tritt Emma in großer Hofkleidung, aber ſehr unruhig herein. Höchſt rührend erzählt ſie ihrem neuen Freund ihr bisher ſo trübes Schickſal; er unterrichtet ſie von ihrer Gefahr, verſpricht ihr Rettung und Schutz. Ihr Schmerz drückt ſich ſehr ſchön, wahr, innig aus; ſie erklärt ſich nun aus vielen, ihr bisher unverſtändlichen Zügen, wie treulos ſie die Baroninn und der Chevalier umſtrickt hatten. Edmund läßt ſie ſich in wenigen, edlen Zeilen von dem Hof losſagen, verſpricht ihr den Brief noch heut Abend dem Fürſten zu übergeben und verpflichtet ſie, ſich den ganzen Abend in ihr Zimmer zu verſchließen.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 20.

Digitized by Google

Nro. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Juli 1819.

Nimmer kehrt vom ſtillen Thale,
Aus dem Reich der Ideale,
Wer es jemals fand;
Einſam liegt es im Gewühle,
Selig iſt die Götterſtille
In dem Götterland.

Gerſtenbergk.

Einziges Mailied.

In den goldnen Maientagen
Zog mich's auf das Land,
Kaum den Freunden konnt' ich ſagen,
Halb ſchon fern gewandt:
„Der nun kurze Friſt
„Euern Blick vermiſſt,
„Seyd nur gut, bald kommt er wieder,
„Bringt euch viele Maienlieder.“

Langſam maß ich wenig Meilen,
Ruht' an jedem Ort,
Soll ich weilen, ſoll ich eilen?
Hier ſchön, ſchöner dort.
Fiſchlein du im Bach,
Lerch' im Wolkendach,
Möcht' ich eure Wege wallen,
Thät euch gern was zu Gefallen!

Bey dem frühſten friſchen Morgen
Stand' ich auf den Höhn,
Sah der Sonne jüngſte Sorgen
Durch die Thäler gehn.
Ward es ſchwül und heiß,
Barg mich grünes Reis.
Wenn des Abends Strahlen glommen,
Bin zum Berg' ich wieder kommen.

So nun trieb ich's viele Sonnen,
Doch zum Maienlied
Von den tauſend Dichterwonnen
Keine ſich beſchied.
Freund, ihr fraget nach,
Was ich euch verſprach?
Alles wird wie Mailied klingen,
Was ich künftig werde ſingen.

Hartmuth von Cronberg.

(Eine biographiſche Skizze, vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt am Main.)

Hartmuth von Cornberg, dieſes Namens der Xte, war ein Sohn Hartmuths des IXten, welcher im Jahr 1502 geſtorben war, und deſſen Gemahlinn Clara, einer gebornen von Helmſtadt. Von den frühern Lebensjahren unſeres Helden iſt nichts bekannt, aber mit welcher hohen Theilnahme, mit welcher Tiefe und Gluth der Empfindung, und mit welchem eindringlichen Geiſte der Forſchung er dem Gang der Kirchenverbeſſerung von ihren erſten Keimen an gefolgt ſeyn muß, das iſt erſichtlich aus ſeinen ungemein ergreifenden, geiſt- und herzvollen Briefen und Sendſchreiben. Die lutheriſchen Unternehmungen hatten den Reformationsgeiſt auch in Frankfurt angeregt, wo die Ablaßkrämer Leo X. ebenfalls ihr Unweſen getrieben, und das unheilige Leben der Geiſtlichkeit eine ärgerliche Höhe erreicht hatte. Auch hier kämpfte noch die Finſterniß mit dem Lichte und der erfreuliche Stral reiner evangeliſcher Lehre leuchtete ſegenvoll hindurch durch die Nacht des Römerthums. Schon durfte ein kühner Mann gegen den Ablaß des Mainzer Erzbiſchofs in der Bartholomäikirche ungeſtraft predigen: „lieben Leute, haltet die Beutel zu, der Himmel läſſet ſich nicht mit Gelde kaufen.“ Unterdeß hatten ſich römiſche und evangeliſche Lehre immer ſchärfer von einander geſchieden; der Ablaß war in ſeiner Blöße dargeſtellt; die Eheloſigkeit angefochten worden, und eine Stütze des Papſtthums ſank

Digitized by Google

nach der andern. In Frankfurt war es der Barfüßermönch Hartmann Ybach, welcher auf Betrieb der Patricier und Schoffen, Herrn Amandus von Holzhauſen und Herrn Johannes Froſch und mit Genehmigung der Bürgermeiſter, Herren Claus von Stallburg und Blaſius von Holzhauſen, am Sonntage Invocavit anno 1522 zu St. Catharinen die erſte evangeliſche Predigt hielt. Weil er in dieſer Rede ganz vorzüglich den Cölibat angefochten hatte, ward er von den Päpſtlichen bey einem hochedlen Rathe als Ketzer und Irrlehrer verklagt; weil ſie aber vom Senat einen ausweichenden und ihnen keineswegs genügenden Beſcheid erhielten, ſo wandten ſie ſich mit ihrer Klage nach Mainz, worauf denn auch ſogleich der Dom-Dechant, Lorenz Truchſeß von Pommersfelden, die Auslieferung Ybachs nach Mainz vom Rath verlangte. Dieſer aber that weiter nichts, als daß er dem Ybach den Auftrag gab, ſich zu ſtellen, ohne irgend eine Maßregel zu deſſen Auslieferung zu treffen, weßhalb denn Ybach ganz unangefochten zu Frankfurt blieb, doch aber die Vorſicht beobachtete, vor der Hand das Predigen einzuſtellen. Solch Beginnen der Päpſtler aber mißfiel einigen vom Adel aus der Umgegend von Frankfurt gar höchlich, und Herr Marx Leſch von Möllenheim, Herr George von Stockheim und Herr Emmerich von Reiffenſtein verbanden ſich mit dem hochherzigen Hartmuth von Cronberg, und erlieſſen unter dem 13. Merz 1522 ein kräftiges Schreiben an den Rath, welches die glühendſte Liebe zu der reinen evangeliſchen Lehre athmet, des Inhalts: „ein hochedler Rath wolle doch den werthen evangeliſchen Prediger, Herr Hartmann Ybach, ferner ungehindert predigen laſſen.“ Sie nennen darin das Unterfangen der Mainzer, „die allerhöchſte Bosheit und Schmach gegen Gott den Allmächtigen, und behaupten, daß die Geiſtlichen das göttliche Wort dem frommen Völklein in Frankenfort zu entreißen ſuchten, ja ſie erklären, wenn die verſtockten geiſtlichen Wölff uff ihrem Fürnehmen gegen Ybach beharreten, ſo ſey es ihre evangeliſche Pflicht und Schuld, ſelbſt gegen Leben und Güter dieſer Geiſtlichen, als der ärgſten Feinde Chriſti zu handeln und fragen an, weſſen ſie ſich in dieſem Falle zu einem hochedlen Rathe zu verſehen hätten?“ Nun war allerdings mit Herrn Hartmuth von Cronberg keineswegs zu ſpaßen, der wegen ſeiner engen Verbindung mit Sickingen, Hutten und Berlichingen, und wegen ſeiner großen, perſönlichen Vorzüge in gewaltigem Anſehen ſtand. Anderſeits hielt es der Rath auch für bedenklich, geradezu gegen die Mainzer zu verfahren; er antwortete daher nach Verlauf von acht Tagen mit gänzlicher Uebergehung der angedeuteten Drohung den Rittern, daß er ſich mit dieſer Sache nicht befaſſen könne, und möchten ſich die Herren deßhalb an die geiſtliche Obrigkeit wenden. Dabey aber konnte und wollte ſich der edle Hartmuth keineswegs beruhigen; vielmehr erließ er ein Schreiben an Rath und Bürgerſchaft mit der Bitte, der Rath möge geſtatten, daß ſein Diener dieſen Brief durch den öffentlichen Anſchlag an den Römer zur allgemeinen Kenntniß brächte. Der Senat, weil er ſich mit dieſer Sache gar nicht befaſſen wollte, ließ den Herrn von Cronberg freundlich erſuchen, ſo er etwas mit der Geiſtlichkeit hätte, ſollte er es ihnen ſelbſt verkündigen und einen edlen Rath mit dem Anſchlage unbekümmert laſſen. Zum zweytenmale abgewieſen in einer Sache, für welche er Gut und Blut willig hinzugeben bereit war, that Hartmuth den gewaltigen Schritt, daß er das erwähnte Schreiben ohne Weiteres an dem Fahrthore in Frankfurt anſchlagen ließ. Er ermahnet darin die Bürger und Einwohner der Stadt Frankfurt, ſich zu hüten vor den reißenden Wölfen, worunter er die papiſtiſche Geiſtlichkeit verſtehet, „denn ihre Stimme, ſo heißt es in dem Schreiben, ſey ganz mit des Herrn Chriſti Stimme, ſondern des Teufels, und ihre Lehre komme mit der Stimme des Evangelii nicht überein, ſondern ſie ſuchten ihren eigenen Nutz nach dem teufliſchen Geiz und verkauften die göttlichen Sakramente nach ihrem Willen.“ Darauf nennt er mehrere Mißbräuche, welche ſich namentlich die Frankfurter Geiſtlichkeit zu Schulden kommen lieſſe und bricht im höchſten Eifer in die Worte aus: „O ihr chriſtlichen Brüder, o ihr himmliſchen Bürger! es iſt hoch Zeit, daß wir ſolcher Dieb und Mörder, die uns der Herr Chriſtus in den Schafskleidern und bey ihren Früchten zu erkennen geben hat, erkennen, daß ſie uns falſch lehren, dem Evangelio nit gemäß und allerley Werk denen Gott feind iſt. Ihr ſollt wiſſen, welcher Pfarrer und Lehrer uff ſolcher Meinung beharret, der iſt wahrhaftig ein reißender Wolffe, Dieb und Mörder.“ Endlich ſagt er darin, der Pfarrer zu St. Bartholomäi (er hieß Dr. Meyer) habe ſich verlauten laſſen, daß es ein unkluges Unternehmen von ihm (dem Cronberg) ſey, daß er in Glaubensſachen ſchreibe; dem aber verſichere er, daß ſeine Sorgen ganz unnütz, denn er wiſſe, daß ſeine Schriften im heil. Evangelio Grund hätten, darum, und weil ſie Wahrheit enthielten, ſcheue er ſich keineswegs mit ihnen gegen Jedermann hervorzutreten. Darauf ſchließt er mit den herzlichen Worten: „Solches hab' ich, damit ich wahrhafftig brüderlich Lieb gegen Euch mit den Werken beweiſ, nit wollen verhalten.“

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Volkslieder der alten Griechen.

Das Lied iſt der lebendige Keim, aus welchem die übrigen Gattungen der Poeſie ſich entwickeln. Seinem Weſen nach iſt es lyriſch, aus ſeinem hiſtoriſchen Element entſteht die epiſche Poeſie nach ihren verſchiedenen Formen, deren Vollendung und Schluß das Drama iſt. Das Lied, als das erſte ausgedehnte und hervorſtrömende der poetiſchen Regung, läßt ſich der Linie vergleichen; das Epos, als ausgebreitetes Aneinanderreihen von Gedanken, Gefühlen, Hand-

ungen und Perſonen, der Fläche und endlich das Drama, durch ſeine wechſelſeitige Durchdringung, ſeine Vollendung und feſte Begränzung, dem Körper. Oder will man ein le[illegible] Bild zur Erklärung des gegenſeitigen Verhältniſſes dieſer drey Grundarten der Poeſie, ſo mag das Lied als Keim und Wurzel gelten; das Epos in ſeiner Fülle und Unbegränztheit als Stamm mit Aeſten, Zweigen und Blättern, bis das Gewächs in der Blüthe, welche durch die höchſte Ausbildung und wechſelſeitige Beziehung der einzelnen Theile dem Drama entſpricht, das Ziel ſeines Wachsthumes erreicht hat. Bey keinem Volke läſſt ſich dieſer naturgemäße und ſtetige Fortgang der Poeſie ſo deutlich nachweiſen, als bey den Griechen, weil eben bey keinem andern, wie überhaupt die geiſtige Bildung, ſo auch das poetiſche Element derſelben ſo ungehemmt und geſund von Anfang an ſich entwickelte und weil kein anderes mit ſo naturgemäßer und ruhiger Entfaltung alle Stadien des Volkslebens durchlief. Weil ferner dieſe Formen der Poeſie unmittelbar aus dem Volke ſelbſt nach und nach hervorgingen in lebendigem organiſchem Zuſammenhang mit allen ſeinen übrigen Lebensäußerungen, ſo blieben ſie auch in ihrer höchſten künſtleriſchen Ausbildung der Geſammtheit immer noch nahe und befreundet. Das Epos, entſtanden aus den alten Götter- und Helden-Sagen, war freylich von Anfang an einem beſondern Sängerſtande, den Rhapſoden, zur Pflege anvertraut, aber lebte es daher nicht auch im ganzen Volke fort durch allgemeine, lebendige Tradition jener Sagen und Geſchichten, durch Unterricht der Jugend, durch überall verbreitete, innige Theilnahme? Aehnlich verhielt es ſich mit dem Drama. Gehörte auch ein vor der Menge ausgezeichnetes Talent und eine beſondere Kunſtfertigkeit dazu, um Tragödien oder Komödien hervorzubringen, ſo zeigt doch die ungemein große Anzahl vortrefflicher Dichter in dieſer Gattung und die große Leichtigkeit des Produzirens, welch eine Fülle von poetiſcher Bildung auch nach dieſer Richtung hin in der Geſammtheit vorhanden war, was auch ſchon allein aus der bekannten Richtigkeit und Feinheit des Urtheils der Zuſchauer ſich ſchließen läſſt. Was ja auch auf der Bühne dargeſtellt, geſagt und geſungen wurde, war eben wieder das nämliche, was in Ueberlieferungen, in Gebräuchen und Religionslehren, überhaupt im ganzen Leben des Volkes ſich lebendig erhalten hatte und von dem, was die Menge dachte und fühlte, durchaus nicht dem Weſen und der Art, ſondern nur dem Grade nach verſchieden. So iſt alſo die ganze griechiſche Poeſie im wahren und ſchönſten Sinn Volkspoeſie. Neben jenen ausgebildetern Kunſtformen dauerte dabey natürlicher Weiſe, wie bey einem ſo lebendigen und reichbegabten Volke nicht anders ſeyn konnte, das eigentliche Volkslied friſch und ungehindert fort in eben ſo mannigfaltiger Art und Geſtalt, als das menſchliche Leben und die verſchiedenen Beſchäftigungen und Stände der Menſchen ſind. Doch nur wenige Töne ſind davon bis zu uns durch die Jahrhunderte erklungen im Verhältniß zu dem großen Reichthum an ſolchen Liedern, auf welchen die vielen noch übrigen Namen der einzelnen Arten ſchließen laſſen. Wie konnte es auch anders geſchehen? Sind ſo viele große poetiſche Werke verloren gegangen, welche gleich anfangs aufgeſchrieben wurden und auf dieſe Weiſe eher dem Untergange entriſſen werden konnten, warum ſollte dieſes Schickſal nicht um ſo leichter ſolche Lieder treffen, welche weniger durch Schrift als durch Geſang und Ueberlieferung fortlebten und mit dem Wechſel der Zeiten hervorſproſſten und verwelkten? Von dem was uns noch übrig iſt, ſoll hier eine kurze Ueberſicht nebſt einigen Proben gegeben werden: einer weitläufigern Behandlung muß es vorbehalten bleiben, bey ausgeführter Darſtellung und ohne die Menge von Nachweiſungen zu ſcheuen, auch bloße Namen und kleinere Bruchſtücke aufzunehmen und zu einem zuſammenhängenden und lebendigen Ganzen zu verbinden.

Was die Seele zuerſt aufregt und erhebt, die Religion, unter welcher Form ſie ſich zeigt, muß auch zuerſt im Liede ſich offenbaren. Die Griechen hatten eine Menge zum Theil uralter volksmäßiger Kirchenlieder und Lobgeſänge auf einzelne Gottheiten. Der allgemeine Name für dieſen ganzen Kreis iſt Päan; doch galt er in ſpäterer Zeit nur für eine einzelne beſtimmte Gattung deſſelben. Athenaeus (XV., 16. p. 696) ſtellt als charakteriſtiſche Merkmale des Päans in dieſem engern Sinn auf, daß er immer einen Gott zum Gegenſtand habe und dann die häufige Wiederholung des Ausrufes: Ἰὴ Παιάν. Dennoch führt er gleich darauf mehrere volksmäßige Päane an, welche zum Lobe berühmter Männer geſungen wurden, als: des ſpartaniſchen Lyſander, des erſten Ptolemäus von Egypten, des Antigonus und Demetrius. Ohne Zweifel geſchah dieß in einem ähnlichen Sinne, wie die lateiniſchen Dichter den Auguſtus den alten Göttern und Heroen beygeſellten, mit einer zwar ſichtbaren Schmeicheley, aber ganz im Einklang mit dem Volksglauben und der Volksanſicht, der ganzen alten Welt, die alles Ausgezeichnete und Ungewöhnliche in unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen ſetzte. Aus dem hiſtoriſchen Theil jener alten Päane, wodurch der Urſprung und die Thaten der Götter und Heroen verherrlicht wurden, bildeten ſich ſolche Hymnen, wie die homeriſchen ſind, durch ihre Ausdehnung und kunſtreichere Abfaſſung dem Volksgeſang zwar entrückt, aber doch durch allgemeine Verſtändlichkeit und Theilnahme doch dem Volke angehörig. Durch Athenäus iſt uns folgender Päan auf die Göttinn Hygiea aufbewahrt worden, welcher nach einer Stelle des Maximus Tyrius zu ſchließen, zur Zeit dieſes Schriftſtellers, (alſo gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts) noch ziemlich allgemein geſungen worden ſeyn muß. Als Verfaſſer wird genannt Ariphron von Sicyon.

Hygiea, der Göttinnen erſte,
Laß mich wohnen bey dir,
So lang ich noch lebe.
Bleibe ſtets mir hold und gnädig:
Denn, wenn je uns Reichthum, wenn Kinder
Luſt gewähren oder vielgeprieſene
Königsgewalt und die ſüßen Schmerzen,
Die wir heimlich erjagen in Aphroditens Netzen,

Oder wenn je irgend Freude Gott den Menſchen
Gab und Ruhe nach Arbeit:
Nur wo du biſt ſelige Hygiea
Blüh't dieß alles, glänzet der Anmuth Frühling;
Doch ohne dich iſt Niemand glücklich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, im Juni.

(Beſchluß.)

Jetzt erſcheint der Chevalier und Edmund entſchließt ſich ſchnell, unter einem abentheuerlichen Vorwand, von dem er dieſem Glücksritter den reichſten Vortheil verſpricht, ihn aufzufordern, daß er ihm ſogleich eine Unterredung mit dem Fürſten verſchaffe. Der Chevalier glaubt die große Penſion ſchon in Händen zu haben, ſchiebt den Baron, der eifrig herbey kommt, nach Emmas Sinnesänderung zu fragen, bey Seite und eilt mit Edmund davon, ihn zum Fürſten zu führen. Die Baroninn kommt zum Hofzirkel geputzt herein, als Tante Brigitte, außer ſich, hinzu eilt, Emmas beſtimmte Weigerung am Hof zu erſcheinen, zu verkündigen. Das Ehepaar ſieht ſich von Edmund hintergangen, die Zeit drängt ſie, am Hof müſſen ſie erſcheinen, ſie gehen dahin, entſchloſſen dem Spott der Höflinge zu begegnen. Charles iſt von ſeinem Vater beauftragt, Emma zu tröſten, ſie erſcheint in einfacher Kleidung; unendlich betrübt, unendlich rührend drückt ſie ihren Entſchluß aus, ſich unter ihres Oheims Schutz in Riga zu begeben. Charles ſichert ihr denſelben zu, und theilt ihr dieſes Oheims Abſicht, ſie mit ſeinem Sohn zu vermählen, mit, der im Begriff ſtehe, den Beſitz ſeines Ranges und ſeiner Güter wieder zu erlangen. Emma verwirft dieſen Plan mit Unwillen, erklärt den Vorzug, den ſie dem bürgerlichen Leben gibt, ſeit ſie die Schändlichkeit der Hof-Intrigue kennen lernte und ſagt, hingeriſſen von Abſcheu der ihr angedrohten Schmach, daß ihre Wünſche ſich darauf beſchränken, eines wackern einfachen Mannes Glück zu gründen. Im Moment, wo dieſe Worte Charles zum Geſtändniß ſeiner Liebe hinreißen, tritt das vornehme Paar ein und ſcandaliſirt ſich höchlich, den Sekretair zu der Nichte Füßen zu finden. Die beyden jungen Leute begegnen ihren ſtürmenden Vorwürfen mit edlem Stolze und begeben ſich, ohne ihre Verhältniſſe gegen einander erklärt zu haben, hinweg. Der Baron und ſeine Gemahlinn zerbrechen ſich den Kopf, um den Grund des Unſterns zu finden, der im Augenblick des Gelingens über ſie aufgeht. Sie theilen ſich die Demüthigungen mit, die ſie ſo eben im Hofzirkel erlitten. Der Hofmarſchall hat zum Baron geſagt:

> la noblesse n'est rien dans un gouvernement
> si per de bonnes mœurs, l'honneur et le courege
> elle n'obtienne son droit sur le public hommsge.

Er erzählt; wie ihn ſelbſt der Chevalier verläugnet habe, als dieſer hereintritt und ſein eignes Unglück erzählt. Er verſichert, Edmund ſey Schuld an dieſer vernichtenden Veränderung. Mit Orden geziert, ließ er ſich vom Chevalier dem Fürſten vorſtellen, ſprach lange in Geheim mit ihm, ward mit einer Umarmung entlaſſen, und er, der Chevalier erhielt wüthende Blicke, die ihn ſeiner Ungnade verſicherten. Emma tritt ein und erklärt der Baroninn, daß ſie einem eben erhaltenen Befehl der Fürſtinn, ſich an den Hof zu verfügen, nicht zu folgen entſchloſſen ſey, daß ſie ihres Vormunds Ankunft von Riga abwarte, um ſich gänzlich unter ſeinen Schutz zu geben. Während dieſes Geſprächs kommt Edmund und Charles, erſter hat dem Fürſten die ſchlechten Plane aufgedeckt, denen er zum Werkzeug gedient hatte, und die Anerkennung von ſeines Sohnes Rechten erhalten. Nun erfolgt die Wiedererkennung und die Charaktere ſprechen ſich bis zu Ende der Wahrheit gemäß aus.

Dieſe Wahrheit der Charaktere bey milder Färbung und vollkommenen geſellſchaftlichen Anſtand iſt der große Reiz dieſes Schauſpiels. Bey ſorgfältiger Ueberarbeitung würden ſich einige nicht durchaus nothwendige Auftritte noch heraus[illegible]; aber auch ſo, wie es iſt, würde es verdienen auf deutſchen Bühnen zu erſcheinen. Der laute Beyfall, welchen es in Paris erhielt, beweiſt, daß es den Sinn des Publikums dort ausſprach. Das möchte zum Theil auch in Deutſchland der Fall ſeyn. Dieſer iſt aber in Paris nichts Neues; die franzöſiſche Komödie hat von jeher den Uebermuth der Großen gegeiſſelt. Schauſpiele, welche den franzöſiſchen Sitten gemäß, Charaktere, wie die in den „ſechs Schüſſeln" ſchilderten, waren von jeher auf der franzöſiſchen Bühne, indeß ſich dieſes gediegene Bühnenſpiel bey uns nicht zu erhalten vermocht hat. „Das Hoffräulein" enthält aber eine andre Erſcheinung, welche ich als Frucht der neuen Zeit anſehen muß — das iſt der Charakter der Heldinn ſelbſt. Unverheirathete Frauenzimmer wurden ehemals nie zu Heldinnen, weder der Bühne noch des Romans gewählt; und wo ſie in Nebenrollen auftraten, hatten ſie einen läppiſchen oder widrig kokettten Charakter. Die Erziehung in Klöſtern brachte dieſe Eigenheit mit ſich. Es gab in den Zirkeln der höhern Stände keine Fräuleins; die Töchter wurden erſt als Frauen in die Welt eingeführt. Seit der Veränderung dieſer und vieler anderer Verhältniſſe, geben die franzöſiſchen Schauſpiel- und Romanen-Dichter zuweilen unverheiratheten Frauenzimmern eine Hauptrolle. Emmas Charakter iſt edel dargeſtellt und wahr motivirt — ihr gegen über ſollte man Charles Gelegenheit wünſchen, ſich ſelbſtſtändiger zuzeigen. Die Seelenkunde, mit welcher dem Baron Theilnahme erhalten wird, iſt wohlthätig für den Leſer und das Stück, ſo wie der Baroninn vollendete Schlechtigkeit durch eine Art Größe vor gänzlicher Verachtung gerettet wird. Dieſe trifft den Chevalier allein und ſelbſt ihn mehr mit Spott als mit Galle.

Soll aber „das Hoffräulein" im deutſchen Gewande gefallen, ſo müſſen unſre Schauſpieler die Bedeutung jedes Worts, jeder Stellung, jeder Gruppirung, ſo ſorgfältig behandeln, wie es auf dem Pariſer Theater geſchieht. Die glückliche und beglückende Jugend im Spiele der Demoiſelle Mars bringt freylich eine andere Wirkung hervor, als die Gurlis-Naivitäten einer deutſchen Schauſpielerinn. Der Uebergang aus der ſüßen Tändeley der erſten Scene, zur Unruhe, endlich zur Erkenntniß des Böſen, ward mit unnachahmlicher Wahrheit und Grazie von ihr gegeben. — Der Moment, wo ſie den Schmuck aus ihrem Haar zu reißen im Begriff iſt, bringt die größte Wirkung hervor. — Sie iſt in dieſem höchſten Affect noch ganz Mädchen! — Die empörte Reinheit, die beleidigte Unſchuld hebt ſie über ſich ſelbſt — nicht Muth, nicht Verſtandes-Kraft. Die Einſicht erwacht ſpäter und nun iſt ihr durchdringender Schmerz, ihre faſt milde Faſſung, herzzerſchneidend. Wie ſie wünſcht die Gattinn eines gemeinen Mannes zu werden, um den Klippen des Lebens zu entgehen, drückt ſie eine Hoheit, eine Demuth, eine Kindlichkeit aus, die mich ergriffen, als genöße ich zum Erſtenmal die Täuſchung der Bühne. Auch Edmund erfordert die einſichtsvolle Charakteriſtik Herrn Dumas, um ſeine Wirkung zu thun. Er gab ſeiner Rolle einen Anſtrich von Humoriſtik, welche ihr alles Grelle nahm, ein Durchblitzen von Gefühl, welches immer erinnerte, daß er ſich verſtelle, daß er einen edlen Zweck habe. — Charles muß durch ſtummes Spiel und innigen Ausdruck ſeine Rolle ausfüllen, denn ſie iſt leer. Herr Armand, der ſie ſpielte, genügte mir nicht. Er war nicht innig — das iſt überhaupt das Schwerſte auf der Bühne; überhaupt das Schwerſte zum ſpielen. Die Klippe der Karrikatur in den übrigen Rollen zu vermeiden, möchte wohl für deutſche Bühnen das Schwierigſte ſeyn. Hier iſt keine Spur von Uebertreibung bey der ſchärfſten Charakteriſirung zu ſehen. —

Digitized by Google

Nro. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 15. Juli 1819.

Wie? heben wir denn das Geſetz auf durch den Glauben? Das ſey ferne: ſondern wir richten das Geſetz auf.

Paulus.

Hartmuth von Cronberg.

(Beſchluß.)

Dieſer Brief machte ſeiner unerhörten Freymüthigkeit und Heftigkeit wegen ein gewaltiges Aufſehen, ja es kam ſogar an dem darauf folgenden Sonntag Oculi zu tumultuariſchen Auftritten, welche jedoch durch die Rathsdiener in Kurzem beygelegt wurden. Deſſelbigen Sonntags Nachmittags predigt Ybach wieder in der Catharinen-Kirche und hat unglücklicherweiſe den Dr. Meyer, Pfarrherrn zu St. Bartholomäi, ſelbſt zum Zuhörer, welcher gleich nach gehörter Predigt nach Mainz überreist und den Ybach verklagt. Den weitern Fortgang dieſer Fehden, in welche ſich auch Hutten mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit einmiſcht, laſſen wir unberührt und kommen nur auf ſie zurück, in ſo fern unſer Hartmuth daran Theil nimmt. Dieſer richtet nun ſeine Feder perſönlich gegen den Dr. Meyer. Er erläſſt am Pfingſtmontag ein Schreiben an dieſen Geiſtlichen, in welchem er ihn befragt, aus was Urſach er (Meyer) die lutheriſche Lehre anfeinde, und fordert ihn auf, ihn mit Gründen aus dem Worte Gottes zu überweiſen, dann wolle er ihn gern hören und ſeine Meinung annehmen. Auch gibt er ſein Mißfallen zu erkennen, daß Meyer einen evangeliſchen Prediger, den er (Cronberg) nach Frankfurt geſendet, verhindert habe, öffentlich zu reden. „Ich bin ja, heißt es in dieſem Schreiben, von Herzen begierig, (deß der allmächtige Gott mein Zeug iſt), daß ich gern ein wahrhaftiger Chriſt ſeyn wollt, und von einem jeglichen, weß Standes er iſt, brüderliche und chriſtliche Ueberzeugung leiden mag und dieſelbig von dem Geringſten gern und tugendlich uffnehmen. Dieweil ihr denn ein Pfarrherr einer großen herrlichen Stadt zu Frankfurt ſeyet und meines Bedünkens dem Evangelio und dem klaren Wort große Schmach euch unterſtehet zu beweiſen, und durch Menſchen erdachte Lehre das ganze Volk der trefflichen Stadt zu Frankfurt uff den irrigen Weg zu führen. Aber nichts deſtoweniger mag ich leiden, daß ihr mir beſſeres unterrichtet, damit ich die rechte Thür treffen mag, die Chriſtus Johannes am zehenten Kapitel lehret.“ Er verweiſet ihn hierauf auf mehrere Stellen der Schrifft und legt es ihm ans Herz, daß er ſchwere Verantwortung haben werde, wenn er wider ſein Wiſſen und Gewiſſen die ihm anvertrauten Seelen auf den Abweg führe. „Ich wünſchte Euch hiermit, ſo ſchließt er, aus brüderlicher Pflicht Gnade von Gott, daß ihr meine Schrifft zum Beſten uffnehmet, mit Begehr eurer ſchrifftlichen Antwort, mich darnach zu richten und mich fürder evangeliſcher Pflicht darnach zu halten wiſſen.“ Am Mittwochen nach Pfingſten antwortet Meyer, es ſey grobe Verläumdung, daß er einem von Cronberg geſendeten Geiſtlichen das Peedigen verwehrt habe, und er bitte den Junker, er wolle ihm den Urheber dieſes Gerüchtes nahmhaft machen, er habe nie Gottes Wort gehindert, ſondern öffentlich vor der Welt geprediget, er ſtehe jetzt 13 Jahre zu Frankfurt und hätten viele tauſend Menſchen das Evangelium von ihm gehöret, übrigens habe er einen ordentlichen Richter, wer etwas wider ihn habe, möge ihn bey dieſem belangen, er ſey bereit ſich zu verantworten.

Digitized by Google

Weil nun Cronberg aus dieſer Antwort Meyers genugſam erſah, daß er keineswegs Willens ſey, von ſeinem Weſen abzuſtehen, ſo ſchreibt er am Dienſtag nach Trinitatis abermals einen Brief an ihn folgenden Inhaltes: daß er in ſeinen Predigten das päpſtliche Regiment über alles erhebe, das wolle er ihm durch viele Biedermänner in Frankfurt, die ſeine Zuhörer geweſen, beweiſen. Wenn er aber behaupte, er habe 13 Jahre zu Frankfurt das heilige Evangelium gepredigt, ſo ſtrafe er ihn Lügen, denn er habe eitel Menſchenſatzung gelehrt und möge daher dieſe Zeit unſäglichen Schaden geſtiftet haben; daß er ſich einen Doktor der heiligen Schrift nenne, gereiche dem Evangelio zu unleidlicher Schmach. Er ermahne ihn brüderlich, ſeinen Irrthum zu bekennen und die Gnade Gottes, die jetzt erſchienen ſey, dankbarlich anzunehmen, dann wolle er ihn gern als ſeinen Bruder annehmen und ihm brüderliche Liebe beweiſen. Würde er aber auf ſeinem Unweſen beharren, ſo werde er ihn in ſeiner Blöße vor dem ganzen Frankfurt hinſtellen und jedermann erlauben, mit gutem Gewiſſen gegen ihn zu handeln als gegen einen reiſſenden Wolf, und er wolle dann von allen ſeinen Thaten Red und Antwort geben und keine Scheu tragen vor einem ehrbaren Rathe und ganzer Stadt Frankfurt. Schließlich erbittet er ſich ſchriftliche Antwort, denn wenn ſich Meyer nicht bald auf den rechten Weg begebe, ſo beſorge er, es werde ihm ſchwerlich weder zu rathen noch zu helfen ſeyn. Dieſes kräftige Schreiben, in welchem Gutmüthigkeit und ächt chriſtlicher Eifer mit der größten Heftigkeit gemiſcht erſcheint, ſchien dem Doktor Meyer hinlänglich, um eine Klage wider den von Cronberg zu begründen. Um ſich alſo für immer Ruhe zu ſchaffen vor dem Adel, ſetzt er noch an demſelben Tage eine Beſchwerde an den Rath auf, worin er Hartmuths Brief eine weitläufige, ungeſchickte und ſeinem Stand und Weſen ganz ungemäße Schrift nennt. Er ſendet dem Rath als Aktenſtücke ſeinen Briefwechſel mit dem von Cronberg, erzählt den Hergang der Sache, verwundert ſich, daß Hartmuth als ein verſtändiger, adlicher, wiewol ungelehrter Herr, nicht mit ſeiner Antwort vom Mittwoch nach Pfingſten ſich begnügt und dabey beruhigt habe, und bittet den Rath als ſeinen günſtigen Herren, um Schutz gegen Beleidigungen und zu erwartende Gewaltthätigkeiten. Aber gleich darauf nimmt dieſe ganze Sache für den Adel, der, wie der Parteyloſe allerdings geſtehen muß, durch übergroße Raſchheit, Heftigkeit und einen auffallenden Mangel an Duldung, Mäßigung und Weltklugheit, mehr verdorben als gut gemacht hatte, eine höchſt ungünſtige Wendung. Die drey obengenannten Herren Leſch von Mölnheim, George von Stockheim und Emmerich von Reiffenſtein richten eine Schrift an den Schultheiß und die Gemeinde von Bornheim, und ermahnen dieſe darin, ſie ſollten der Frankfurter Geiſtlichkeit den ſchuldigen Zehenden nicht mehr einſammeln, bewachen und einfahren, ſondern, wenn dieſe ihn haben wollte, möchte ſie ihn ſelbſt holen. Empört durch dieſen unmittelbaren Eingriff in ihr Eigenthumsrecht, wenden ſich die Stifter an kaiſerliche Majeſtät, und ſogleich kommt von Nürnberg aus ein Befehl an den Rath, die Geiſtlichkeit in ihren Rechten zu ſchützen. Jetzt alſo muß der Senat ſeine Neutralität aufgeben und ſich ſelbſt ſcheinbar von den Rittern losmachen. Dieſe können auch nicht mehr mit dem vorigen Nachdruck auftreten, weil Hartmuth von Cronberg, ein naher Verwandter Sickingens, an den Händeln dieſes Ritters mit Chur-Trier thätigen Antheil genommen hatte und zugleich mit jenem in die Reichsacht verfallen war. Die Churfürſten von Trier und Pfalz und der Landgraf von Heſſen nahmen noch im Jahr 1522 die Feſte Cronberg mit ſtürmender Hand, und Hartmuth hat ſeine Rolle ausgeſpielt. Seine fernern Schickſale ſind uns unbekannt und nur in einem Briefe von Luther an Spalatin vom Jahr 1534 finde ich, daß er in Wittenberg geweſen ſey, um ſeine Schweſter aufzuſuchen, die (ſeltſam genug!) von einem Juden entführt war. Er habe aber unverrichteter Sache wieder zurückkehren müſſen. Im Jahr 1549 ſtirbt er. Sein Gegner, der Pfarrer Meyer, hatte ſich keines glücklichern Sternes zu erfreuen. Von ſeinem Eifer für das Papſtthum hingeriſſen, geht er immer weiter und predigt immer unvorſichtiger. Einmal behauptet er ſogar, daß die Kinder derjenigen Eltern, welche nicht fleißig zur Kirche gingen, unehrlich und nicht zunftfähig ſeyen. Dieß gibt Veranlaſſung zu einer heftigen Klage gegen ihn: die Erbitterung des Volkes geht ſo weit, daß Meyer, ſeines Lebens nicht mehr ſicher, in einem Fiſcherkahn nach Mainz entfliehen muß. Dieß geſchah im Jahr 1525.

Unbeſchreiblich anziehend ſind die Schreiben Hartmuths an Luther, an die Bettelorden, an den Papſt Leo, an die Einwohner von Cronberg und an Jakob Kobeln, Stadtſchreiber zu Oppenheim, und ein Fingerzeig für den Pragmatismus in der Reformations-Geſchichte iſt ein Gedanke Hartmuths in ſeinem Brief an Leo, den die liberalere Anſicht unſeres Jahrhunderts zum Behuf des bevorſtehenden Feſtes hervorgehoben und den man deßwegen vielfältig für neu gehalten hat. Es iſt dieß die Wahrheit, daß wir unſerm Feſt *) keineswegs eine polemiſche Tendenz zu geben nöthig haben, ſondern daß jeder Chriſt es mit uns gemeinſchaftlich feyern könne, als ein Feſt der Freyheit im Glauben und Denken. Hätte Hartmuth in ſeinem Leben keine andern Worte geſchrieben als die unvergleichlichen: „O, Leo! du ſollteſt dich billig von Herzen mit uns erfreuen dieſes wahren himmliſchen Lichtes, welches in dieſer unſerer Finſterniß ſo herrlich und ſcheinbarlich leuchtet“, wahrlich ſo wären ſie allein ſchon genug, dem edeln Manne ſelbſt in dem Herzen eines Gegners des Lutherthums und ein unvergeßliches Denkmal zu ſtiften.

Eduard Hufnagel.

*) Dieſe Skizze wurde wenige Tage vor der Jubelfeyer der Reformation niedergeſchrieben.

Digitized by Google

Zoega an einen Freund. *)

Den 3. Januar.

Lieber Esmarch, es war heute eine grimmige ſchneidende Kälte, auch hade ich mich den ganzen Tag nicht recht wohl befunden, verſpürte etwas Fieberhaftes in meinem Körper: doch konnte ichs nicht unterlaſſen herauszuwandern um die ſchöne Abendröthe zu betrachten, die ich dieſen Winter noch nicht ſo prächtig geſehn habe; die großen ſchwebenden Feuerklumpen, und wie das Gränlichte, Gelde und Orange in allen ihren Gradationen um ſie herumſpielten und über ſie hin der purpurne Mantel der Nacht. Von da ging ich hin, ein Konzert anzuhören, das freylich nicht amphioniſch war, aber doch eben bey mir eine gute Wirkung gethan hat. Nun ich nach Hauſe komme, din ich rege, etwas fieberhaft iſt mir noch, das mich aber nicht hindern ſoll, mich ein Stündchen mit Dir zu unterhalten. Und Du glaudſt, daß ein Herz, das unſerer Liebe nicht werth war, der Gegenſtand einer alleinigen Liebe geweſen ſeyn könne, daß man in dieſem Sinne nie wieder Liebe empfinden könne. Ich habe keinen Sinn fur das, der Menſch wäre gar zu unglücklich. Auch mein Schickſal kann ich nicht von einer traurigen Seite anſehn, wie Du thuſt. Ich hätte ein Herz verloren, das für mich, nur für mich gemacht war. Hält'ſt Du's für möglich, daß wir ein ſolches Herz verlieren, daß dasjenige, was unſer iſt, aufhöre es zu ſeyn? Was wäre denn das Weſen der Dinge, was wären Verhältniſſe und Beſtimmungen? Es kann nicht ſeyn, wir finden das nur Einmal, und iſt von dem Augenblick an unſer Eigenthum, und iſt unmöglich, daß wir das Bewuſſtſeyn verlören. Sieh, wenn ich einen Gegenſtand ergriffen hätte, wäre es mir ein Ernſt, und hätte ich die Ueberzeugung, daß er mein wäre, ſie ſollten mir ja Hände und Füße abhacken, und wollte ich mich noch mit den Zähnen feſthalten. Darum kann der Menſch nur Einmal lieben in dem hohen vollen Sinne des Worts und kann nimmermehr ablaſſen. Meine Leidenſchaft war ein Kind des Bedürfniſſes, der Herzensleerheit, nicht die helle gottvolle Flamme, die aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt emporlodert und unauslöſchlich iſt. Ich war dem Mädchen gut, recht herzlich gut, dacht', ich könnte ein Leben mit ihr verleben, und ihr Glück ſuchen, wie das meine, ich bildete mir ein, daß das Liebe wäre, und war mir recht wohl dabey; aber ich konnte noch berechnen Glück und Unglück, Urſache und Folgen, konnte kommen und gehn, und nun es verſchwunden iſt, iſt mir auch dabey ganz wohl. Liebe war das nicht, muß ganz etwas anders ſeyn, ſie verwebt ſich in unſer Weſen, daß keine Trennung iſt, und iſt unmöglich, daß ſie anders als mit unſerm Daſeyn aufhöre. Ich fühle das in mir, denke mir's ſo wahr und deutlich, ſo ganz deutlich, mit Feuerflammen ſteht's geſchrieben in meiner innerſten Seele, und ſpotte deß, der vernünftelt. Eros und Thanatos begegneten ſich unter den Gräbern von Memphis. Sie kämpften, daß die Pyramiden in ihren Grundfeſten erbebten, Nacht und Verweſung brüllten hervor aus den heiligen Gewölbern, und der Strom Aegyptens ſtockte vor Bangigkeit. Eros ſiegte und Thanatos krümmte ſich in den Staub. Er hüllte ſich in den Mantel ſeines Bruders, zu verbergen ſein Antlitz vor dem Ueberwinder. Ich denk', es iſt Deutung in dem Mythos und die Deutung iſt Wahrheit. Was wäre auch die Exiſtenz des Menſchen, wenn uns nicht Gott Leidenſchaften gegeben hätte, die unendlich ſind wie er ſelbſt, und daß wir alles hingeben, alles zuſammenfaſſen in Einem großen verſchlingenden Gedanken, daß zu unſerer Rechten unendliche Fülle iſt, zur Linken endloſes Leere. Und das iſt die Ueberzeugung, daß unſer Geiſt ewig iſt, weil Gott Unendlichkeit in uns gelegt hat.

*) Aus der von Hrn. Prof. Welcker in Göttingen bearbeiteten Biographie Georg Zoega's.

Vittorio Siri und Ludwig XIV.

Vittorio Siri, der Verfaſſer des Mercurio und der Memorie recondite lebte am Ende ſeiner Tage in Chaillot von einem anſehnlichen Jahrgehalt, das ihm Mazarin verſchafft hatte. Sein Haus war der Verſammlungspunkt der fremden Geſandten. Eines Tages, da einige derſelben dort vereinigt waren, brachte einer von ihnen das Geſpräch auf den Feldzug in Flandern, und ſchien Herrn von Louvois den ganzen Ruhm von ihm zuſchreiben zu wollen. Vittorio, der den Miniſter haßte, unterbrach den Lobredner und ſagte in ſeinem gebrochenen Franzöſiſch: „Herr, Sie machen da aus ihrem Herrn von Louvois einen größern Mann, als je Europa einen hatte; begnügen Sie ſich doch, ihn für den größten Commis auszugeben, und wollen Sie noch etwas hinzufügen, für den größten Grobian.“ — Man kann ſich leicht denken, daß Louvois den folgenden Tag dieſe Rede erfuhr und nicht ermangelte, ſich beym König darüber zu beklagen. Dieſer hatte immer den Grundſatz, daß man es an Ehrfurcht gegen ihn ſelbſt fehlen ließ, indem man Die angriff, die er mit ſeinem Zutrauen beehrte; er antwortete alſo ſehr unwillig: daß Siri ſeiner Strafe nicht entgehen ſolle. Glücklicherweiſe arbeitete der Präſident Roſe, welcher des Königs Privatbriefe ſchrieb, in dieſem Augenblick in demſelben Zimmer. Er hörte die Anklage gegen Siri; ſo bald Louvois ſich verabſchiedet hatte, bat er den König dringend, die Wirkung ſeines gerechten Zornes bis zum Abend zu verſchieben. Schnell eilt er nach Chaillot und erfährt den Vorgang der Sache. Beym Schlafengehn des Königs war er ſchon wieder gegenwärtig und bittet um einen Augenblick Gehör. Sire, ſagt er, die Sache iſt ungefähr ſo, wie Sie Ihnen hinterbracht ward. Vittorio wird wüthend, wenn man den Ruhm Ihrer Majeſtät anta-

Digitized by Google

ſtet. Man ließ ſich in Gegenwart von Fremden beykommen, Hrn. von Louvois zu rühmen, als ſey der letzte Feldzug ausſchließend ſein Werk; man wollte ihn als den größten Mann von Europa aufſtellen; da verlor mein armer Siri den Kopf und ſagte: Hr. v. Louvois möge wohl ein großer Commis ſeyn, mehr aber nicht; es wäre keine Kunſt ſein Handwerk zu treiben, wenn man mit allen Schätzen des Königreichs ſo ſcharfſinnige Pläne und weiſe Befehle, als die Euer Majeſtät, auszuführen hätte. — „Meinetwegen! bemerkte der König, der Abbé iſt ſo alt, daß man ihn ſchonen muß.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 3. Juli.

Vielleicht wird es im Auslande nicht hinlänglich genug bemerkt, mit welcher Energie ſich in Frankreich das Streben nach Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes äußert, und wie alles darauf abzielt, diejenigen Grundſätze, welche große Männer zu dieſem Zweck aufgeſtellt haben, in Ausübung zu bringen. Es iſt, als ob die doppelte Erfahrung der Anarchie und des Despotismus über Frankreich ein neues Licht verbreitet habe, welches ihm den wahren Weg zeige, den es einzuſchlagen habe, um zu dem, lange als eine philoſophiſche Träumerey verſchrieenen, Glücke zu gelangen. Zwar läßt es ſich nicht läugnen, daß dieſes Streben ſich zuweilen etwas ungeſtümm äußert, und zu einigen Beſorgniſſen Anlaß gibt. Aber dieſer Umſtand iſt von der freyen Bewegung eines Volkes unzertrennlich, und auf jeden Fall einer kraftloſen Ruhe vorzuziehen. Lange hat man die Lehre der Perfectibilität lächerlich zu machen geſucht, und dennoch ſieht man ſchon aus demjenigen, was ſeit vier Jahren geſchehen iſt, daß wenn man auch hienieden keine Hoffnung hat, das Ideal der Vollkommenheit zu erreichen, man demſelben doch täglich etwas näher kommen kann. Welchen Schwung hat z. B. nicht das Erziehungs-Weſen in dieſem kurzen Zeitraume bekommen! Da ich ſchon ausführlich hierüber geſprochen habe, ſo begnüge ich mich hier, dieſen Gegenſtand zu erwähnen, und gehe zu andern über. In welchem Lande werden nicht Klagen über die harte Behandlung oder über die Vernachläſſigung der Gefangenen geführt? Sogar in England, wo doch ein Howard ſo viel zur Verbeſſerung der Behandlung gethan, hat die Humanität noch ſehr über die Pflege der Gefangenen zu ſeufzen, wie deutlich aus den letzten hierüber im Unterhauſe des Parlements abgeſtatteten Berichten erhellt. In Frankreich ſah es nicht allein eben ſo ſchlecht, ſondern noch ſchlechter aus; und wie hätte es auch anders ſeyn können, da ſeit der Revolution der Despotismus ſo himmelſchreyenden Mißbrauch mit den Gefängniſſen getrieben, und dieſelben der Barmherzigkeit faſt unzugänglich gemacht hat! So viel hatte jedoch die Revolution bewirkt, daß in einigen Gefängniſſen ein zweckmäßiges Arbeits-Reglement eingeführt worden war, wodurch die Gefangenen nicht allein vor Verzweiflung bewahrt, ſondern auch in Stand geſetzt wurden, ſich in einer Handthierung zu üben, und durch ihren Gewinnſt ihr hartes Schickſal zu erleichtern. Aber übrigens waren die Gefängniſſe dem faſt uneingeſchränkten Willen eines Polizey-Miniſters unterworfen, und die Behandlung der Gefangenen mit argen Mißbräuchen verknüpft, die Niemand rügen konnte, weil die Polizey zugleich auch die Aufſicht über die Preſſe hatte. Nach der Wiedereinſetzung der königlichen Regierung that der Herzog von Larochefoucauld, einer der thätigſten Menſchenfreunde Frankreichs, den erſten Schritt zur Verbeſſerung dieſes Zuſtandes der Dinge, indem er bewirkte, daß die jungen Verbrecher von den ältern abgeſondert, und in einem Verbeſſerungshauſe vereinigt wurden, worin ihnen nicht allein Unterweiſung in einem Handwerke, ſondern auch moraliſcher Unterricht zu Theil werden ſollte. Späterhin wurde vom Miniſter des Innern eine Kommiſſion zur Aufſicht über die Gefängniſſe ernannt, und ein Inſpektor angeſtellt, deſſen bloße Verrichtung darin beſteht, die Zuchthäuſer zu beſuchen, und die Züchtlinge über die Art und Weiſe zu befragen, wie ſie behandelt werden. So eben iſt ein noch größerer Schritt gethan. Es iſt nun eine Geſellſchaft unter Aufſicht der Regierung zuſammengetreten, welche die Verbeſſerung des Zuſtandes der Gefangenen zum Zwecke hat, und an deren Spitze der Herzog von Angouleme ſteht. Sie hat beſondere Statuten, welche unter andern jedwedes Mitglied verbinden, einen jährlichen Beytrag von 100 Franken zu liefern. Auch haben freywillige Gaben der Geſellſchaft ſchon ein beträchtliches Kapital verſchafft, welches zum Beſten der Gefangenen verwendet werden ſoll. Ferner iſt von der Geſellſchaft ein Preis auf die beſte Schrift über die Behandlung der Gefangenen geſetzt worden. Aber auch dieſer Schritt darf noch nicht der letzte ſeyn. Schon haben einige liberale Journale Frankreichs und Englands die Bemerkung gemacht, daß, ſo lange die Aufſicht über die Gefängniſſe der Regierung allein anheim fällt, bey weitem nicht aller Mißbrauch kann abgeſchafft werden. Natürlich ſieht es eine Regierung nicht gern, daß die Mängel der Gefangenen-Pflege aufgedeckt werden, weil dieß eine indirekte Beſchuldigung ihrer Saumſeligkeit iſt; daher findet eine genaue Unterſuchung der Gefängniſſe manche Schwierigkeit. Ein Beyſpiel hievon hat auch ſchon die neulich geſtiftete Geſellſchaft geliefert. Ein Mitglied derſelben, Graf de la Borde, hat eine Schrift über die ſchlechte Verwaltung der Pariſer Gefängniſſe herausgegeben. Sogleich ſind die miniſteriellen Blätter über ihn hergefallen, und haben ſeine gewiß ſehr unpartheyiſchen Zeugniſſe verdächtig machen wollen; ſo wehe thut es ſogar einem aufgeklärten Miniſter, wenn ein Privatmann das Publikum davon überzeugt, daß auch ſein Miniſterium noch manches zu wünſchen übrig läßt. Es wäre alſo wohl nöthig, daß das Recht, die Gefängniſſe zu unterſuchen, wie in England, den Kommiſſionen der beyden Häuſer oder Kammern, wie auch den Stadtmagiſtraten ertheilt würde. An Stadtmagiſtraten fehlt es freylich in Frankreich noch; denn bekanntlich werden alle Magiſtrate von der Regierung eingeſetzt. Doch auch gegen dieſe ſchlechte Bonaparte'ſche Verfügung werden ſo viele Klagen erhoben, daß ſie ebenfalls dem freyen Zeitgeiſte wird weichen müſſen. Ein nicht minder gefühltes Bedürfniß iſt dasjenige, die Rechtspflege zu verbeſſern. Der ſo hoch geprieſene Code Napoléon enthält, wenn man ihn näher betrachtet, ſo manche Spuren des despotiſchen Geiſtes, der die Ausarbeitung deſſelben geleitet hat, daß er mit einer freyen Konſtitution nicht vereinbar iſt, und daher an manchen Stellen einer bedeutenden Verbeſſerung bedarf. Man wirft es der hieſigen Rechtsfakultät vor, daß ſie ſich nur allzuwohl die Napoleon'ſchen Rechtslehren eingeprägt hat, und dieſelben getreu den Studenten überliefert. Doch auch hier regt ſich der Geiſt der conſtitutionellen Umſtaltung. Ein Lehrer hat ſo eben den Anfang damit gemacht, indem er in ſeinen Vorleſungen über das gerichtliche Kriminal-Verfahren zeigt, wie unvollkommen die franzöſiſchen Geſetze den Bürger vor der Verletzung ſeiner perſönlichen Freyheit ſchützen. Dieſe Vorleſungen haben außerordentliches Aufſehen erregt, und eine Gährung veranlaßt, welche in dem Augenblicke, da ich ſchreibe, noch nicht aufgehört hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 169

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. Juli 1819.

Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Schiller.

Ueber die Volkslieder der alten Griechen.

(Fortſetzung.)

Von andern religiöſen, volksthümlichen Liedern ſind zwar häufige Namenserwähnungen vorhanden (z. B. Athen. XIV. 3.) aber von ihnen ſelbſt kaum einige Bruchſtücke. Dahin gehört ein Hymnus, welchen die Frauen in Elis ſangen zu Ehren des Dionyſus, worin derſelbe unter dem uralten Symbol des Stieres genannt und angerufen wird. Plutarch hat uns den Anfang deſſelben erhalten. (Quaest. Gr. cap. XXXVI. p. 396 ed. Hutten.)

Komm' zu uns her, komm Dionyſus
In den heiligen Tempel,
Gnadenvoll in den Tempel,
Schnellen Lauf's mit dem Stierfuß.
Heiliger Stier!
Heiliger Stier!

Wie lang dieſe Richtung des Volksgeſanges ſich erhielt und mit welcher Wirkung kann man daraus ſchlieſſen, daß der bekannte Irrlehrer Arius ſeine Lehrſätze durch Volkslieder verbreitete (Bayle dict. t. I. p. 366) und zwar in der Form der durch ihre Ausgelaſſenheit berüchtigten Sotadiſchen Verſe. Gerade ſo verfaßte man ja auch in neuern Zeiten bey uns und auch bey andern europäiſchen Nationen geiſtliche Texte zu Melodien weltlicher Lieder, um dieſe zu verdrängen.

Den Geſängen, worin das Volk den Schutz der Götter anrief und ihre Thaten pries, reihen ſich jene Lieder an, worin die Geſchichte und der Ruhm der Heroen, der alten Könige und Stammfürſten fortlebte. Bey allen Völkern iſt dieß der Anfang und die Wurzel des Epos und der Geſchichte. Solche Lieder läßt Homer den Achilles ſingen, wo er von dem Eintritt der Geſandten des Agamemnon erzählt:

Drinnen fanden ſie ihn beym Spiel der tönenden Laier,
Wo er mit Herzensluſt laut ſang die Thaten der Männer.

Von dieſen alten Heldenliedern ſelbſt iſt uns keines übrig geblieben, aber die epiſchen und erſten hiſtoriſchen Erzeugniſſe, welche noch vorhanden ſind, beweiſen, wie kräftig und befruchtet dieſe Keime geweſen ſeyn müſſen. Auch ſolche Volkslieder hiſtoriſchen Inhalts gab es, welche nicht zu einem ganzen Kreis von Sagen gehörten, und deswegen zum Epos heranwuchſen, ſondern die nur eine einzelne Begebenheit poetiſch auffaßten und alſo unſern Romanzen oder Balladen entſprachen. Jedoch wurden ſie nicht leicht müßig geſungen, ſondern aus etwas Geſchehenem hervorgegangen, alſo auch an etwas geſchichtlich Fortdauerndes, an ein Feſt, an einen äußern Gebrauch geknüpft. Dahin gehört das Lied von der Erigone, welches an dem Coren- oder Schaukelfeſt geſungen wurde. Es hat ſich nicht erhalten, doch Urſprung und Inhalt deſſelben kennen wir noch. (Athen. XIV. 3. p. 618.) Als nämlich Bacchus den Sterblichen ſeine Gaben mittheilte, kam er auch zu Ikarius und ſchenkte ihm einen Schlauch mit Wein, indem er ihm befahl auch Andere daran Theil nehmen zu laſſen. Da machte ſich Ikarius auf mit einem weinbeladenen Wagen in Geſellſchaft ſeiner Tochter Erigone und ſeines Hundes Mära und kam nach Attika. Dort gab er Hirten von dem Wein

zu trinken. Dieſe davon berauſcht glaubten in ihrer Unwiſſenheit, Jkarius hätte ihnen Gift gegeden und erſchlugen ihn. Der treue Hund zeigte der Tochter an, wo der Leichnam des Vaters lag; im Uebermaß des Schmerzes erhängte ſie ſich an der nämlichen Stelle an einen Baum. Darüber erzürnte der Gott und machte die Töchter der Athenienſer wahnſinnig, daß ſie ſich auf die nämliche Art tödteten, bis endlich die Athenienſer, durch ein Orakel belehrt, die Hirten mit dem Tod deſtraften und ein Feſt ſtifteten, wobey man Seile an die Bäume befeſtigte und ſich ſchaukelte zum Andenken der unglücklichen Erigone, deren Leichnam ſich am Baume hin und her bewegt hatte; dann erſt wurde der Gott verſöhnt. So erzählt Hyginus (Fab. 130, p. 197 ed. Muncker.) und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die einzelnen Umſtände der Erzählung aus dem Liede ſelbſt genommen ſind. Mehrere Namen von andern dahin gehörigen Liedern, von welchen ſonſt weiter nichts bekannt iſt, übergehen wir.

Unter den Liedern, welche nicht durch etwas einmal Geſchehenes bedingt ſind, ſondern durch wiederkehrende bedeutende Momente des Lebens, woran ſollte man zuerſt denken, als an die Lieder der Liebe? Zum Unglück hat uns das Schickſal von ſolchen Volksliedern beynahe Nichts übrig gelaſſen und doch kann kein Zweifel ſeyn, daß bey einem ſo lebenvollen und geſangreichen Volke gerade in dieſer Gattung die üppigſte Fülle vorhanden war. Ich rechne hierher, und wohl mit Recht, ein Lied, welches Ariſtophanes (Ecclesiaz. v. 945) ein Mädchen ſingen läſſt, um einen Jüngling anzulocken:

Ach! wie iſt mir zu Muthe doch,
Weil meine Lieb' nicht kommet.
Allein ſitze ich hier und harr'
Unbewacht; Mutter iſt nicht im Hauſe.
Was ich will, ach! kann ich nicht ſagen.
Liebe Amme ich bitte
Ruf doch Orthagoras zu mir her:
Sollſt wahrlich umſonſt mir es nicht thuen.

Darauf ſagt ihre Nebenbuhlerinn, als wie von einem bekannten Liede:

Jetzt ſingſt du gar
Die joniſche Weiſe.

Namen und Inhalt einiger andern hierher gehörenden Stücke lernen wir durch Athenäus kennen (XIV. 3. p. 619.) So gab es ein Lied, welches Nomius hieß und eine Dichterinn Eriphanis zur Verfaſſerinn hatte. Daß es volksmäßig war, erhellt daraus, weil es an der angeführten Stelle unter andern Liedern aufgeführt wird, von denen dieſes ausdrücklich bemerkt iſt. Eriphanis liebte nämlich den Jäger Menalkas. Sehnſuchtsvoll folgte ſie ihm überall nach durch Berge und Wälder ſo unermüdlich und von Liebe gequält, daß nicht nur die härteſten Menſchen, ſondern auch die wildeſten Thiere ihren Schmerz theilten. Da dichtete ſie ein Lied, eben jenen Nomius und ſang es mit lauter jammernder Stimme umherirrend in der Einſamkeit. Athenäus führt aus einem ältern Schriftſteller nichts weiter als die paar Worte daraus an: „die hohen Eichen, o Menalkas!" Ein anderes Lied ſangen in alten Zeiten die griechiſchen Frauen, welches Kalyke hieß und von dem berühmten Dichter Steſichorus herrührte. Athenäus weiß aus dem Werke des Ariſtoxenus über die Muſik Folgendes davon zu berichten (a. a. O.) Die Jungfrau Kalyke liebte einen Jüngling mit der heißeſten Leidenſchaft, aber dabey mit einer reinen und ehrbaren Liebe. Vergebens hatte ſie gehofft, ſeine Frau zu werden, und aus Verzweiflung über ihre unglückliche Liebe ſtürzte ſie ſich den Leukadiſchen Felſen herab.

Dem Eros folge Hymen: auch an ſeinem Feſte ertönten Geſänge. Ton und Inhalt derſelben kann man beſonders nach zwey Stücken bemeſſen, die uns aus dem Alterthum noch übrig ſind. Das eine iſt ein Hochzeitlied, welches Ariſtophanes Bauern ſingen läſſt (Pax. v. 1330.) ohne Zweifel in Ton und Farbe den Liedern nachgebildet, welche vom Volke bey ſolchen Gelegenheiten geſungen wurden. An derber Natürlichkeit und friſcher Sinnlichkeit fehlt es ihm wenigſtens nicht.

Hymen, Hymenäus!
Du ſeliger nach Verdienſt
Wirſt du herrlich belohnt.

Hymen, Hymenäus!
Was jetzt mit ihr machen?
Was jetzt mit ihr machen?
Wir pflücken die Frucht,
Wir pflücken die Frucht.
Ihr denen es zuſteht,
Ihr Männer, den Bräutigam
Holet herbey.

Hymen, Hymenäus!
Wohnt ſchön beyeinander,
Nicht hadert, noch zanket,
Pflückt friedlich die Feigen.

Hymen, Hymenäus!
Sie eine ſtarke, tüchtige Feige,
Er eine kleine, liebliche Feige.

Das andere Stück iſt das Hochzeitlied unter den Theokriteiſchen Gedichten (Idyll. XIX.), welches die ſpartaniſchen Mädchen vor dem Brautgemach des hohen Paares, des Menelaus und der Helene ſingen. Doch iſt hier eigentlich nur die Volksſitte benützt zu einem kunſtreichern und höher organiſirten Gebilde.

(Die Fortſetzung folgt.

Die Macht der Tonkunſt.

Zwey Freunde, beyde Wittwer, hatten ſich verabredet, ihre Kinder zu verheirathen; beyde lebten in Paris, ſie ſahen ſich oft, aber ihre Kinder kannten ſich nicht. Beyde Vater waren übereingekommen, ſie nicht vor dem Alter, wo das

Digitized by Google

Herz zu einer Wahl geneigt iſt, Eines dem Andern bekannt zu machen. Kindheits Eindrücke ſchienen ihnen nicht den Charakter gegenſeitiger Liebe zu erhalten.

Die Erziehung der Kinder wurde auf das ſorgfältigſte behandelt, Hr. v. B., der Vater des Julius, welcher die Muſik ſehr liebte, nahm ſeines Sohnes Fortſchritte in dieſer bezaubernden Kunſt mit Entzücken wahr. Julius war im vierzehnten Jahre ein außerordentlich ſtarker Violinſpieler, Viktorine hatte keine geringere Fortſchritte auf dem Piano gemacht. Hr. v. B. entdeckte eines Tages ſeinem Freund, wie er ſich den Plan ausgeſonnen, ihre beyden Kinder durch die Gewalt der Töne zum Austauſch ihrer Herzen zu verleiten, bevor ihr Auge und ihr Verſtand durch Anblick und Urtheil zum Herzen hätte ſprechen können. Hr. v. M. gab dieſem Anſchlag ſeinen Beyfall. Man rüſtete dem zu Folge ein paar neben einander liegende Zimmer zu, deren Scheidewand man mit einem Schirm von Taffet erſetzte; um jedem, in dieſem Fall ſo natürlichen Verſuch der Neugier vorzubeugen ward er gedoppelt genommen und ein feines Dratgitter dazwiſchen angebracht. Ehe man die beyden jungen Leute, ein jedes in eines dieſer beyden Zimmer zu ihrer Muſikübung einführte, ward ihnen, ſogar unter Androhung des väterlichen Zornes verboten, jemalen darin zu ſprechen; nur um zu Singen und Muſik zu machen, durften ſie's brauchen.

Viktorine hörte die reinen Klänge von Julius Geige und ward entzückt; Julius vernahm des Mädchens ſchmelzende Töne auf dem Piano, und vermochte kaum das ſtrenge Verbot des Schweigens zu beobachten. Die Tonkunſt ward der Dollmetſcher ihrer beyderſeitigen Gefühle und nach wenigen Tagen entbrannten beyde in gegenſeitiger Leidenſchaft für die Schöpfer ſo himmliſcher Harmonie. Doch bald reichte dieſe nicht aus, um Julius Gefühle zu ſchildern, er ward Dichter und ſang in den rührendſten Balladen ſeine Liebe und ſeine Qual; Viktorine war entzückt und ſuchte in lyriſchen Ergießungen zu antworten; die Kritik hätte darin auszuſetzen gefunden; aber der Liebhaber erkannte nur die Empfindung, denen ſie ihr Daſeyn verdankten.

Nach langer Prüfung hatten dieſe tonreich Liebenden endlich das Alter, welches zu ihrer Verbindung anberaumt war, erreicht. Man machte jedem von ihnen den Vorſchlag eines Ehebündniſſes, beyde bezeigten die vollkommenſte Abneigung gegen ſo eine Verbindung. Eine Zuſammenkunft ſollte — ſo hofften die Väter — dieſen Widerwillen vertilgen; Julius war ein ſchöner Jüngling, Viktorine ein reizendes Mädchen; beyde mit allen Vortheilen der ſorgfältigſten Bildung ausgeſtattet. Sie ſahen ſich, ſie ließen ſich Gerechtigkeit widerfahren; aber heirathen mochten ſie ſich nicht. Die Väter wurden ſehr betroffen; der Glaube an die Sympathie durch Töne ſing an in Hrn. v. B. zu wanken. Die beyden jungen Leute waren kaum von dem Geſellſchaftszwange befreyt, ſo flogen ſie in ihr Muſikzimmer und drückten ſich einander durch die hinreißendſten Töne ihr Unglück aus.

Die Zuſammenkünfte wurden wiederholt, aber die Abneigung der beyden Liebenden gegen einander, nahm nicht ab. Nun fing Hr. v. B. an zu erkennen, daß grade die Treue der aus den Tönen entſprungenen Liebe dieſes Hinderniß erregte, und erſann eine andre Auskunft. Die Taffetwand ward ſolcher Geſtalt zugerichtet; daß ſie bey der leiſeſten Berührung niederſinken mußte. Man beredete die beyden jungen Leute ſich aufs Vortheilhafteſte zu kleiden, und gab ihnen eine neue Muſik auszuführen auf. Zu beyderſeitigem unendlichen Erſtaunen ſangen ſie ein Duo, welches Schwüre einer ewigen Liebe ausſprach. Bald zitterte ihre Stimme vor Entzücken, endlich ward ſie von Seufzern erſtickt — in dieſem Moment ſank die leichte Scheidewand, die Liebenden erkannten ſich mit Erſtaunen, und mit Pfeiles-Schnelle eilte Julius zu Viktorinens Füßen. Mit Freude vereinigten die beyden Väter ihre Hände, und auch jetzt, da ihnen im innigſten Verein jeder Dollmetſcher der Liebe zu Dienſten ſtand, drückten ſie noch gern das Glück ihrer Vereinigung in den zarteſten Schwingungen der Töne aus, ja man ſagt, daß ſie ſogar in den wenigen Momenten eheligen Unmuths, die etwa ſe ſtatt gefunden hätten, ihre Empfindung ſingend dargethan hätten.

Kurze Predigt.

Sie findet ſich in engliſchen Blättern.

Text: Der Menſch wird zum Unglück geboren, wie die Vögel aufzuſchweben mit ihren Flügeln unter die Wolken. Hiob 5. V. 7.

Ich werde meine Rede über dieſen Text in drey Punkte theilen: 1) des Menſchen Eintritt in die Welt; 2) des Menſchen Pilgern durch die Welt; 3) des Menſchen Ausgang aus der Welt.

Seinen Eintritt macht er nackt; ſein Pilgern iſt eitel Sorg' und Mühe. Sein Ausgang führt ihn — Niemand weiß wohin?

Schließlich meine ich: wenn wir hier wacker ſind, wirds uns dort gut gehen. Mehr könnte ich euch nicht ſagen, und wenn ich auch ein Jahr lang zu predigen fortführe.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, den 3. Juli.

(Beſchluß.)

Die Veranlaſſung zu der Unzufriedenheit der Studierenden iſt nämlich folgende: Ein ſuppliierender Lehrer, Namens Bavour, ſtreuete in ſeinen Vorleſungen über das Verfahren in den Kriminal = Gerichten ſcharfe Bemerkungen über die Mängel der franzöſiſchen Gerichtspflege, über die Unzulänglichkeit der Geſetze in Hinſicht auf die bürgerliche Sicherheit u. ſ. w. ein. Dieſe Bemerkungen, die meiſtens richtig, aber zum Theil übel angebracht waren, wurden heftig beklatſcht. Ueber ſolche Beyfalls = Bezeigungen bewies ſich der Lehrer keineswegs mißvergnügt. Allein bald miſchte ſich einiges Pfeifen und Ziſchen

unter dieſelben. Dadurch entſtand ein Lärm und Schreyen, welches den Doyen der Rechtsfakultät, Hrn. Delvincourt, bewog, in dem Hörſaale zu erſcheinen, und zu erklären, die Vorleſungen müſſten aufhören, bis zur erfolgten Entſcheidung der Kommiſſion des öffentlichen Unterrichts. Der Profeſſor fand ſich durch dieſe Erklärung beleidigt, und proteſtirte heftig dagegen, welches mit rauſchendem Beyfall erwiedert wurde. Der Hr. Doyen iſt gewiſſermaßen ein Rector magnificus, hat aber über die Schüler nicht die geringſte Juriſdiktion, und auch die Profeſſoren ſcheinen ihm keine Auktorität über ihre Vorleſungen zugeſtehen zu wollen. Beleidigend aber muſſte es für einen derſelben ſeyn, daß der Hr. Doyen ihn mitten in einer Vorleſung unterbrach, und ſeinen Curſus einſtweilen ſuſpendirte. Die Schüler begleiteten daher den Hrn. Doyen mit Ziſchen aus dem Hörſaale, und riefen ihm, der ſo eben dem Strome liberaler Ideen Einhalt gethan hatte, ſpöttiſch zu: Ey, Hr. Doyen, erinnern Sie ſich doch Ihrer Rede über die Ehrengarden, vom Jahr 1813. Damals nämlich war Hr. Delvincourt einer der Schmeichler Bonaparte's, und hielt es keineswegs für unerlaubt, in ſeinen Vorleſungen von ſeiner Materie abzuweichen, und den Studenten ſtattliche Reden über die Vorzüge der ſogenannten Ehrengarden zu halten. Am folgenden Tage ſtrömten alle Studenten zu Bavoux's Curſus hin; allein ein Beſchluß der Kommiſſion des öffentlichen Unterrichts, welcher am Thore angeſchlagen war, benachrichtigte ſie, daß der Profeſſor einſtweilen ſuſpendirt ſey. Gegen dieſen Beſchluß lehnten ſich die Studenten auf, und verlangten die Widerrufung deſſelben. Der Anblick der Polizey-Beamten, welche ſich unter ſie gemiſcht hatten, erbitterte ſie; jene wurden aus dem Hofe der Rechtsſchulen geworfen, ſie riefen aber die ſchon in Menge bereitſtehenden Truppen herbey, und nun wäre es bald zu einem blutigen Gefechte gekommen, welches jedoch noch glücklich verhindert wurde. Dieſes Herbeyrufen der Gensdarmerie zu Fuß und zu Pferde wird mit Recht der Regierung von dem liberalen Tageblatte Le Censeur als ein grober Fehler vorgeworfen. Das Anrücken der Cavallerie gegen unbewaffnete Leute beweiſe, daß der Regierung äußerſt bange ſey, und ſey eine Gewohnheit aus der Zeit des Militär-Deſpotismus. In einem freyen Staat, müſſe der Bürger ſogar bey einem Auflaufe nur durch das Erſcheinen der Magiſtrats-Perſonen in Zaum gehalten, keineswegs aber, wie wilde Thiere, mit dem Säbel, und von Reitern zuſammengehetzt oder auseinander gejagt werden. So verhaſſt iſt aber in Paris die Polizey ſeit der Revolution, daß ſelbſt der Polizey-Präfekt den Lärm durch ſein Anſehen nicht ſtillen konnte, ſondern bey ſeinem Erſcheinen mit einigen nicht ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken begrüßt wurde. Die Kavallerie ſtiebte endlich alles auseinander, und blieb die Nacht auf dem Platze vor der Schule gelagert. Der Hr. Doyen hatte ſich an dieſem Tage ſehr klüglich in ſein Gemach verſchloſſen, und war nicht zum Vorſchein gekommen. Am folgenden Tage war wieder ein Beſchluß der Kommiſſion des öffentlichen Unterrichts an dem Thore der Rechtsfakultät angeſchlagen. Dießmal war nicht ein Curſus, ſondern die geſammten Vorleſungen ſuſpendirt. Die Studenten 1500—1800 an der Zahl verſammelten ſich nun auf einem freyen Platze, wobey ſie aber nicht, wie am vorigen Tage, von der bewaffneten Macht geſtört wurden, daher auch alles ruhig ablief. So viel hatte alſo doch die Regierung ſchon eingeſehen, daß nicht jedwede zahlreiche außerordentliche Verſammlung als ein Aufruhr betrachtet, noch mit Säbeln und Bayonetten zerſtreuet werden muß. Die Studenten ſandten darauf eine Deputation zu ihren Profeſſoren, um durch deren Vermittlung die Aufhebung des Beſchluſſes der Unterrichts-Kommiſſion, die Fortſetzung der Vorleſungen des Herrn Bavoux, und die Loslaſſung einiger Kameraden zu erlangen, welche die Polizey hatte verhaften laſſen; auch unterzeichneten ſie eine Bittſchrift dieſes Inhalts an die Deputirten-Kammer. Ob man dieſer willfahren wird, oder nicht, thut nichts zur Sache. Wichtiger aber iſt, daß durch dieſes Ereigniß die Nothwendigkeit an den Tag gelegt wird, die Rechtspflege mit der Konſtitution, und was noch mehr gilt, mit der Humanität in Uebereinſtimmung zu bringen, um nicht mehr einen Lehrer in die Verlegenheit zu ſetzen, aus Liebe zur Menſchlichkeit über die Härte der Geſetze laut klagen zu müſſen, die er vorzutragen hat, oder aus Klugheit ein ſeinem Herzen wehthuendes Stillſchweigen über die fehlerhafte vaterländiſche Geſetzgebung beobachten zu müſſen. Ein anderes Wahrzeichen des allgemeinen Strebens nach Beförderung des bürgerlichen Wohls iſt die Entſtehung und der Fortgang der freyen Geſellſchaft zur Aufrechthaltung der Schreib- und Druckfreyheit. Männer aus allen Ständen verſammeln ſich zweymal in der Woche bey einem der Mitglieder, und berathen mit einander über die Beſeitigung der Hinderniſſe, welche ſich jener Freyheit, wie auch überhaupt der Ausübung der bürgerlichen Rechte, in den Weg ſtellen können. Um in dieſer Geſellſchaft aufgenommen zu werden, muß man von drey Mitgliedern vorgeſtellt, und von einer dazu ernannten Kommiſſion genehmigt worden ſeyn. Männer, welche es mit dem Vaterlande wohl meinen, haben dieſes Inſtitut geſtiftet, und da ſich beſonders junge Leute in daſſelbe aufnehmen laſſen, ſo kann es eine vortreffliche Anſtalt zur konſtitutionellen Bildung werden. Allein eben weil man die Aufnahme in daſſelbe ſehr leicht gemacht hat, haben ſich Leute in daſſelbe eingeſchlichen, die nicht dazu gehören ſollten, und welche der Anſtalt gefährlich werden könnten, wenn nicht die Stifter ſorgfältig über die reine Erhaltung derſelben wachten. Dergleichen ſind z. B. Leute, die unter der vorigen Regierung wichtige Aemter im Staate oder in der Armee bekleidet haben, und die noch dergeſtalt von dem Geiſte der kaiſerlichen Machtregierung durchdrungen ſind, daß ſie den edeln Zweck dieſes Freyheit-Inſtituts nicht einmal verſtehen, oder die begierig eine Gelegenheit ergreifen, um ſich wieder dem Publikum bemerkbar zu machen, da ſie ſeit mehrern Jahren in den Ruheſtand verſetzt worden ſind, und welche ſich daher gern als Opponenten der Regierung zeigen möchten, wodurch dann die Geſellſchaft einen Charakter bekäme, die keineswegs in ihrem Vorhaben liegt. Sie wird daher bey der Aufnahme neuer Mitglieder, beſonders der außer Dienſt geſetzten Militär-Perſonen ſehr behutſam verfahren müſſen, woferne ſie ein ehrwürdiges Anſehen beybehalten, und auf ihre Mitbürger heilſam einwirken will. Ueberhaupt kömmt dieſe Geſellſchaft den engliſchen debattirenden Klubs ſehr nahe, ſowohl was die Einrichtung als was den Zweck betrifft. Aber auch hier ſteht die Geſetzgebung wieder mit dem Konſtitutionsgeiſte im Widerſpruch. Nach der Geſetzgebung aus der Napoleon'ſchen Zeit dürfen keine politiſchen Verſammlungen von mehr als 20 Mitgliedern ſtatt haben. Nun fragt ein liberales Blatt, der Censeur Européen, an, warum es nicht verſtattet ſeyn ſollte, Abends ſich mit 21 Mitbürgern über Politik zu unterhalten, da man ſich ja des Morgens, vermittelſt eines Journales mit Tauſenden frey unterhalten könne. Freylich läſſt die Regierung bisher jene Geſellſchaft ungeſtört ihre Verſammlungen halten; indeß wiſſen die Mitglieder gar wohl, daß es der Obrigkeit jeden Augenblick frey ſteht, das vorhandene Geſetz auf ihre Sitzungen anzuwenden, und dringen daher auf Abſchaffung deſſelben. In der That geziemt es einer konſtitutionellen Regierung nicht, ſich durch Geſetze ſo furchtſam vor politiſchen Verſammlungen zu verwahren, indeß die Preſſe völlig frey iſt, und ja außerdem die öffentlichen Angelegenheiten täglich in den beyden Kammern mit der größten Freymüthigkeit erörtert werden, ſo daß mithin Privatverſammlungen, falls ſie einen löblichen Zweck haben, nicht mehr zu fürchten ſind.

Da.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 27.

Nro. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Juli 1819.

Die Blüthe geht hin:
Das was ihr empfunden
In fröhlichen Stunden,
Iſt euer Gewinn.

Abſchatz.

Stiefmütterchen.

Ein Scherz von Caroline Still.

Stiefmütterchen! *) wer kauft Stiefmütterchen! ſchöne bunte Stiefmütterchen! — ſo ertönte eine helle freundliche Mädchenſtimme auf der Hausflur, und aus dem nahen Zimmer ſcholl kurz und keck der Ruf zurück: Gott bewahre mich, daß ich mir ſolch ein Ungeheuer gar noch kaufen ſollte! — Allein das Mädchen ließ ſich nicht abweiſen, ſondern begehrte an die Thür klopfend, der Herr da drinnen möge doch ihre ſchöne bunte Waare wenigſtens erſt anſehen. Da ſteckte denn Fritz, eines ehrbaren Profeſſors der Univerſität H. älteſter Sohn, und nun nach wohlbeſtandnem Examen wohlbeſtellter Stadtgerichts-Praktikant, den muthwilligen Kopf hinaus, und erwiederte lachend: ja, ja! daß die Stiefmütter bunt genug zu ſchauen ſind, weiß ich wohl. Mir aber gefällt das nicht! Zieh nur ab, mein hübſches Kind, wenn du nicht etwa ſelbſt mein Stiefmütterchen werden willſt, da könnt' ich mirs gefallen laſſen.

Mit verſchämtem Lächeln trollte ſich die Kleine, der es doch nun, beym Anblick des wilden Burſchengeſichts, hier überhaupt ein wenig unheimlich vorkam, und Fritz, dem, wie es ſchien, für jetzt ein hübſches Mädchen zehnmal intereſſanter war, als alle Stiefmütter in der Welt, trat ſchnell wieder ans Fenſter, angelegentlich die ſchönen Jungfrauen der Stadt muſternd, welche eben — es war gerade Sonntag — zierlich geputzt und goldverzierte Geſangbücher in der Hand, in die Kirche zu wandeln begannen.

Auch Fritzens Vater hatte ſich ſchon ſeit einer Viertelſtunde im Hintergrunde des Zimmers zu gleichem Gange gerüſtet, den er nun, nach ſeiner gewohnten, pünktlichen Weiſe, mit dem Schlage 9 Uhr antrat. Doch ſchied er dießmal ohne Lebewohl und mit etwas gerunzelter Stirn, denn ihm war von des Sohnes, vorhin erwähnten, thörichten Reden auch nicht das Mindeſte entgangen, und wohl wiſſend, daß in der Stadt die Sage gehe, er, der ſchon ſeit mehrern Jahren Wittwer, aber noch ein ſehr friſcher Achtundvierziger war, werde ſich wieder verheirathen, fand in dieſen ſchon oft wiederholten Sticheleyen ſeines Erſtgebornen — und füglich wohl mit Recht — eine ſehr unbeſcheidene Neckerey, oder ein zudringliches Einmiſchen in ſeine Angelegenheiten. Indeſſen, viel zu entſchiedenen Sinnes, um in ſeinem Thun oder Laſſen deßhalb das Geringſte zu ändern, nahm er, außer in einigen vielleicht ohnehin etwas verſtimmten Augenblicken, weiter keine große Notiz davon, und ließ der ſehr weidlich ſtrömenden Suada des Sohnes ganz ungehindert freyen Lauf. Allein aus dieſem Grunde behaupten zu wollen, es habe ſich ihm im Herzen niemals die Luſt geregt, dem unermüdeten Necker im ganzen oder halben Scherz ſein Spiel zu vergelten, das möchte doch vielleicht zu viel gewagt ſeyn. Wenigſtens theilt dieſe Meinung gewiß jeder, dem ſich, ſey's durch gute Lehr' oder Erfahrung, das alte wohlbekannte Sprichwort von des ſtillen Waſſers bedenkli-

*) Viola tricolor.

Digitized by Google

cher Tiefe recht feſt und bleibend ins Gedächtniß geſchrieben hat.

Ein Stündlein war vergangen, und Fritz ſprengte eben, wie ein ächter Muſenſohn, deſſen abzeichnende Eigenheiten er zu des Vaters groſsem Leidweſen abzulegen noch immer nicht zu bereden war, auf vielgeplagtem Roſſe in wildem Gallopp zum Thore hinaus; als von der andern Seite der Stadt ein Wagen ins Thor herein rollte, auf deſſen Ankunft, wenn er ſie nur irgend hätte ahnen oder vorher ſehen können, der wilde Reiter gern ſtundenlang geharrt haben würde. Denn die jüngere der beyden Damen, welche der leichte Whisky hereinführte, war keine andere, als die geheime Königinn ſeiner Gedanken, welche er vor einigen Wochen, auf einer kleinen für den Vater übernommenen Geſchäftsreiſe, bey einem Bekannten in dem Städtchen F. zum erſten- und einzigenmale, aber auch einen ganzen glücklichen Abend hindurch ſah. Aus dieſer ſchnell gefaſſten Neigung war die Bitterkeit entkeimt, mit welcher der ungeſtüme junge Herr das Gerücht einer zweyten Verbindung ſeines Vaters aufgenommen hatte. Seiner leidenſchaftlichen Unart bedünkte es eine Unbilligkeit von Seite ſeines Vaters, ſelbſt ein Glück erlangen zu wollen, nach welchem ſein Sohn noch auf langen Umwegen zu gelangen kaum hoffen durfte. Seine Herzens-Königinn wieder aufzuſuchen, hatte ihm bisher das ſtreng waltende Geſchick noch keine Freyheit vergönnen wollen. Doch jetzt ſchien es, ſich ſeiner Sehnſucht erbarmend, ſie ſogar zu ſeiner Mitbürgerinn zu beſtimmen; wenigſtens hielt ihr Fuhrwerk vor einer heitern Wohnung, nicht weit von des Profeſſors Hauſe, wo ſchon ſeit einigen Tagen durch Zimmer-Säubern und Auslüften die nahe Ankunft neuer Bewohner verkündet war. Wirklich bezogen die Damen dieß Logis; allein hier fanden ſie nun noch ſo vieles einzurichten und anzuordnen, daß in den erſten Stunden für uns nichts als Langeweile bey ihnen anzutreffen iſt. Ueberlaſſen wir ſie alſo ungeſtört jenen ſüßen Sorgen (denn das ſind ſie ja doch für gar manches weibliche Weſen), und wenden uns indeſſen lieber in das wohlaufgeräumte Wohnzimmer des Profeſſors zurück.

Als der erhitzte Fritz mit dem todmüden Roſſe heimkehrte, fand er den Vater, wie es ſchien in ſehr behaglicher Stimmung, am Eckfenſter ſeine Pfeife rauchend, und brauchte über die Urſache dieſer ächten Sonntagslaune ſich nicht lange den Kopf zu zerbrechen, denn jener gab in ſeiner gewöhnlichen lakoniſchen Weiſe ihm gleich ſelbſt die Erklärung darüber. „In einigen Tagen iſt hier Verlobung! begann er ganz ruhig; wenn du aber dabey ſeyn willſt, ſo wäre es wohl nöthig einen Anzug zu beſtellen, wie ihn vernünftige Leute tragen; denn in einer Studentenjacke, wie die da, wirſt du nicht zugelaſſen.“ — Da haben wir das Stiefmütterchen! murmelte Fritz für ſich. Iſt mirs darum ſo in der Seele zuwider geweſen, weil mirs ahnete, es werde noch einmal unter meinem eignen Dache blühen? — Dann ſchwieg er einige Augenblicke, in der Erwartung, daß der Vater vielleicht noch etwas Näheres hinzu fügen möge; doch als dieſer ſchweigend fortrauchte, rief er mit unmuthiger Stimme: ach, wie Jammerſchade, daß Sie nur nicht um etwas weniges eher Ihre löblichen Abſichten kund werden lieſſen! wir hätten dann aufs trefflichſte das Blatt ganz umwenden können, und ich hätte gar zu gern die Ehre gehabt, Ihr Freywerber zu ſeyn. Trocken, und als verſtehe er ihn nicht, erwiederte jener: er paſſe bey einem vernünftigen Mädchen für jetzt noch eben ſo wenig zum Freywerber als zum Freyer. Fritzen kochte das Blut, doch nahm er ſich zuſammen, und fragte ernſthaft: Kenn' ich denn die Braut? — Von Hörenſagen, antwortete jener; von Anſehen auch, wenn du ſie nicht ſchon wieder vergeſſen haſt: allein kennen — was man ſo wohl eigentlich kennen nennt — nein! ſo kennſt du ſie nicht. Doch geh nur jetzt, ſuch' dir Tuch aus, laß den Schneider beſtellen; denn, wie geſagt, in der bunten Narrenjacke biſt du unter den Gäſten geſtrichen. — Dieſe letzten Worte erreichten Fritzens Ohr erſt jenſeits der Thür, und raſch wandte er ſich mit der Frage zurück: wie? iſt Ihnen das Bunte zuwider? Ey, ein Stiefmütterchen iſt ja doch wahrlich auch bunt genug! Sehen Sie nur hier einmal ſelbſt! Mit dieſen Worten legte er einige der Blümlein, welche die Verkäuferinn am Morgen auf der Hausflur verloren haben mochte, vor ihm auf den Tiſch. Bunt genug und nichts weiter dazu, ſetzte er, ſcheinbar nur mit den Blumen beſchäftiget, hinzu.

Dieſe unfeine Gehäſſigkeit brachte doch ſelbſt den ſonſt ſo gelaſſenen Profeſſor auf einen Augenblick aus dem Gleichgewicht. Er erhob ſich von ſeinem Sitz, zwar langſam und anſcheinend ruhig wie immer, heftete aber einen ſo feſten und faſt an Verachtung grenzenden Blick auf den Sohn, daß dieſer, über ſeine Unart erſchrocken, ſich mit einem ſchnellen: „Ja ſo! — Ihr Auftrag muß beſorgt werden,“ in aller Geſchwindigkeit durch ſchnelles Forteilen aus der Verlegenheit zog.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Volkslieder der alten Griechen.

(Fortſetzung.)

Hymens Geſchenke ſind blühende Kinder: daher jetzt ein Wort von Wiegenliedern und Kinderliedern. Bey erſtern tritt wieder der beklagungswerthe Fall ein, daß wir von ſolchen Liedern, als von bekannten Dingen, reden hören, ohne daß uns die Zeit aus der vermuthlich nicht kleinen Anzahl derſelben einige vergönnt hätte. (S. Casaubon. ad Theophrast. character. cap. VII p. 104.) Man führt als Beyſpiel eines Wiegenliedes gewöhnlich einige Verſe aus der

24. Idylle des Theokritus an. Dort wiegt Alkmene auf dem Schilde des Amphitryon den zehn Monat alten Herkules mit ſeinem Halbbruder Iphikles und ſingt:

Schlaft meine Kindlein! ſchlaft einen ſüßen, erwecklichen Schlummer,
Schlaft mein Leben! Ihr Brüderchen, treffliche Knaben!
Glücklich ſchlummeret ein und glücklich erwachet am Morgen.

Die wenigen Zeilen athmen zwar im Original ungemein viel Natur und Gefühl, wozu der Charakter des doriſchen Dialektes das ſeinige beyträgt; indeſſen kann man es doch nicht wohl als volksmäßiges und häufig geſungenes Wiegenlied anführen.

In den Kinderliedern kann man ein treffliches Stück zählen, welches zu überraſchenden Vergleichungen Stoff bietet; ich meine das Lied der Kinder auf Rhodus, das uns Athenäus aufbehalten hat (VIII., 15. p. 360). Auf dieſer Inſel gingen beym Anfang des Frühlings die Kinder herum, trugen eine Schwalbe mit ſich und ſammelten Eßwaaren, indem ſie das angeführte Lied abſangen. Man nannte dies ſchwalbeln (Χελιδονίζειν), und der bekannte Kleobulus aus Lindus, einer der ſieben Weiſen, führte zuerſt bey einer entſtandenen Hungersnoth dieſe Sitte ein. In Beſtimmung des Metrums bin ich dem Rezenſenten von Beſſeldts Beyträgen zur Proſodie gefolgt, welcher mir unter den verſchiedenen Metrikern dieſe Verſe am einfachſten und natürlichſten abzutheilen ſcheint. (Jen. allg. Lit. Zeit. Decemb. 1814. Nro. 234.)

Die Schwalbe iſt wieder,
Iſt wieder gekommen,
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß iſt ſie am Bauche,
Schwarz iſt ſie am Rücken.
Wie? Gibſt du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schaale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs und Mehl?
Eyerſemmelchen auch
Liebet die Schwalbe.

Nun ſollen wir was kriegen, oder ſoll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns gibſt, wir laſſen dich ſonſt nicht;
Wir ſchleppen die die Thüre mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen ſitzt, die holen wir.
Klein iſt ſie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringſt du etwas, bringe nur recht viel und gut.
Mach' auf die Thür'; der Schwalbe mach die Thüre auf:
Nicht Alte ſind wir, ſind ja junge Knaben noch.

Ein älterer deutſcher Dichter, Prätorius, hat daſſelbe zwar nicht mit Beobachtung der Form, aber doch recht glücklich überſetzt. Die Herausgeber des Wunderhorns nahmen dieſe Ueberſetzung als ächtes deutſches Lied mit gutem Glauben in ihre Sammlung auf und überſchrieben es: „Betteley der Vögel" (Bd. I. S. 161.); der Vergleichung wegen mag es hier einen Platz finden.

Es iſt kommen, es iſt kommen
Der gewünſchte Frühlingsboth,
So uns alles Leid benommen
Und die kalte Wintersnoth,
Welcher gute Stunden bringet
Und ein gutes Jahr bedinget.

Kommen iſt die liebe Schwalbe
Und das ſchöne Vögelein,
Deſſen Bauch iſt weiß und falbe,
Deſſen Rücken ſchwarz und fein.
Schauet, wie es rummer flieget
Und ſich bittend zu euch füget.

Wollet ihr nicht ſeyn gebeten
Und mit etwas Eſſelwaar,
Kommen hie heraus getreten
Zu uns, oder dieſer Schaar?
Gebt ihr aus des Reichen Haus
Nicht ein wenig Wein heraus?

Oder einen Korb mit Käſen,
Oder auch ein wenig Korn,
Daß wir wiederum geneſen,
Und uns quicken mit dem Born?
Weil die Schwalbe ohne Speiſen
Sich nicht laſſet abeweiſen.

Oder ſollen wir viel lieber
Euch die Thür und Pforte lähmen?
Oder ſollen wir hinüber
Steigen und die Jungfrau nehmen,
Welche, weil ſie klein zu nennen,
Wir gar wohl wegtragen können.

Oder wollt ihr euch beſinnen
Dennoch uns noch was verehren;
So kann ſie uns wohl entrinnen
Und ſich wenn ſie größer, wehren.
Laſſt der Schwalb die Thür aufhalten,
Wir ſind Junge und nicht Alte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Koblenz, den 2. Juni.

So, wie wir im vorigen Jahre uns einiger Gaſtrollen von Eßlair zu erfreuen hatten, wurden wir im Laufe des Monats Mai d. J. mit vier Gaſtrollen von Fräul. Wilhelmine Maas vom königlichen Hoftheater zu Berlin beglückt. — Dieſe berühmte Künſtlerinn iſt ſeit drey Jahren auf Reiſen, hat ſich in Rom und Neapel, und zuletzt in Paris längere Zeit aufgehalten, und trat als Elvire in der Schuld nach dreyen Jahren zum Erſtenmal wieder auf die Bühne. — Sie entſprach in dieſer Rolle nicht ganz den Erwartungen des Publikums, woran aber keineswegs von Seiten der Künſtlerinn begangene Fehler, oder unrichtige Deklamation, Spiel u. ſ. w., ſondern blos das Ungewohnte ihrer Deklamation und Darſtellungs-Weiſe in dieſer Rolle Schuld war.

Die Künſtlerinn hat während ihres Aufenthalts in Paris die franzöſiſche Tragödie ſtudirt, und ſich den franzöſiſchen Kothurn zu eigen gemacht, ſie gab die Elvire zum Erſtenmal, und es begreift ſich daher leicht, warum ſo, wie ſie eine franzöſiſche Künſtlerinn geben würde, und jeder erkannte auch in ihrer Deklamation und Spiel den franzöſiſchen Kothurn wieder; — aber eben dieſer Pathos, — dieſes allzu genau ſcharf abgemeſſene und berechnete Spiel erſchien uns, weil wir nicht darauf vorbereitet und daran gewöhnt, als Kälte und Steifheit, und

brachte, da es gar nicht zur Umgebung paſſen wollte, (das heißt: ſich gar nicht an das Spiel der Uebrigen anſchließen konnte), eine ſtörende Wirkung hervor, wodurch nun, obſchon man der Künſtlerinn keinen einzelnen Fehler vorwerfen konnte, doch ihre Darſtellung uns nicht ergriff. — Trefflich gelangen ihr die Stellen beym Abgang am Ende des erſten Akts. — nicht ſo ihr Auftritt mit den Worten: Hugo! — Berta! — im zweyten Akt, welcher mißglückte; — Vortrefflich war das Gebet im vierten Akt, und die ganze Sterbe-Szene. — Am Koſtum glaubt Referent zu tadeln gefunden zu haben, daß, wenn er auch das Schleppkleid von rothen Sammt reich mit Gold geſtickt, aber mit dem jetzigen Schnitt, zugeſtehen wollte, doch der ganz einfache Haarputz, wie ihn gewöhnlich jedes Frauenzimmer trägt, zu dem Kleide nicht hat paſſen wollen.

Ihre zweyte Gaſtrolle war die Baroninn in dem Luſtſpiele „Stille Waſſer ſind tief,“ worin Fräul. Maas den ungetheilten Beyfall des Publikums einerntete, obſchon der Referent glaubt, daß die Künſtlerinn in dieſer Rolle, durch etwas mehr Leben, Feuer oder raſcheres Spiel, den Hang der Baroninn zu allen Lebens-Vergnügungen hätte mehr durchblicken laſſen können, ohne daß der hohe Anſtand, und das savoir vivre der Baroninn, welches herauszuheben die Künſtlerinn beſonders ſich anſtrengte, im Geringſten gelitten hätte. — Vortrefflich gab ſie den vierten Akt, vollkommen in Deklamation und Spiel den Moment, worin ſie zur Erkenntniß kömmt, ihren Gemahl zurück ruft, und ihm Abbitte thut. —

In den beyden letzten Darſtellungen, der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart nämlich, mußten wir das hohe Talent der Künſtlerinn bewundern, und können nur und nichts anders ſagen, als; beyde Kunſtleiſtungen waren vollkommen; dennoch, glaube ich, wird's den Leſern dieſes Blattes nicht unwillkommen ſeyn, wenn einige beſonders gelungene Momente herausgehoben werden: Zu dieſen zählt Referent die Stellen: Nichts von Verträgen — der Retter naht — welche durch die Begeiſterung, womit die Künſtlerinn ſie ſprach, und durch das feſte Einſetzen des richtigen volltönenden Lauts gleich bey der erſten Sylbe das Publikum überraſchte. Eben ſo gelang der Künſtlerinn das fortdauernde Steigen des Affekts während der zwey letzten Strophen des Monologs, welches ſie durch immer raſcher werdende und ſteigende Deklamation bewirkte, ohne daß eine Sylbe undeutlich oder nicht gehörig betont, und ohne daß das Ende zu laut oder gar ſchreyend geworden wäre. Im Monolog des vierten Akts zeichnete ſich beſonders die Strophe: Wer! ich? — und: Willſt du deine Macht verkünden — aus. Die Scene bey der Gefangennehmung und die darauf folgende im Thurm waren die vollkommenſten in der ganzen Darſtellung; das Gebet: Höre mich, Gott — von der Künſtlerinn mit gewaltſam heftiger, aber doch noch immer wohltönender Stimme, immer inniger und zugleich ſteigend, ohne Pauſe bis ans Ende vorgetragen, rührte das Publikum ſo ſehr, daß nach dem Abgange der Künſtlerinn ein allgemeines dumpfes Aufathmen hörbar wurde, worauf denn auch nicht ein lärmendes, ſondern ein deſto mehr ſagendes allgemeines Bravo folgte. Doch hörte Referent nach der Vorſtellung mehrere hieſige Einwohner ſagen: „wir können nicht angeben warum, aber Mad. Frühling hat uns als Jungfrau beſſer gefallen“; dieß läßt ſich aus zwey Urſachen ſehr gut erklären:

Erſtens war Mad. Frühling die erſte, die als Jungfrau von Orleans hier auftrat, und ſie mehreremale recht brav und mit ungetheiltem Beyfall darſtellte, und jeder weiß, daß der erſte Eindruck der beſte und der bleibende iſt.

Zweitens, entſprach ihr hoher ſchlanker Wuchs mehr der Rolle der Jungfrau, dem hochbefiederten Helm und der fliegenden Fahne, und Referent iſt auch der Meinung, daß der etwas kleine Wuchs der Künſtlerinn ihr in dieſer Rolle im Wege ſteht, und dieſe Behauptung ſcheint ſich dadurch zu beſtätigen, daß eben dieſelben, denen Fräul. Maas als Jungfrau nicht gefallen wollte, nach der Aufführung der Stuart ſagten: „wir hätten's nicht geglaubt, aber Mad. Frühling iſt von Fräul. Maas bey weitem übertroffen worden.

Unſtreitig war aber auch die Darſtellung der Stuart, unter den vier von der Künſtlerinn hier gegebenen Gaſtrollen, die vollkommenſte; man kann ſagen, jeder einzelne Vers, ja jedes einzelne Wort war durchdacht, und da das Eigenthümliche der Künſtlerinn ganz zu dieſer Rolle paßt, ſo gelang ihr jeder einzelne Moment; und der hohe königliche Anſtand ſchien nicht ſteif oder gezwungen, ſondern ganz natürlich, der Künſtlerinn angeboren. Der dritte Akt, worin ſie auch von Frau Binck als Eliſabeth trefflich unterſtützt wurde, möchte man ſagen, kann beſſer nicht gegeben werden. Wie ſchön war ihr Auftritt mit den Worten: Laß mich der neuen Freyheit genießen; wen faßte nicht die Stelle: Ach mein Verderben hab' ich mir erfleht; wen rührten nicht die Worte: es ward mir hart begegnet; wie herrlich war das Spiel beym Anblick der Eliſabeth, wer wurde nicht bey der Stelle: ihr habt mich zerſtört in meiner Blüthe, erſchüttert, und von der Stelle: Ich warte darauf. O laſſt mich's nicht zu lang erharren! an bis zum Schluß der Scene konnte man nur ſtaunen. So ſchwer die Aufgabe für den Dichter war, zwey Königinnen ſich einander ihre Sünden vorwerfen zu laſſen, ohne daß man dabey die Königinn vergeſſe, eben ſo ſchwer, wo nicht ſchwerer iſt die Darſtellung dieſer Scene, und man möchte ſagen, eben ſo glücklich, wie dieſe Scene dem unſterblichen Dichter gelungen, gelang die Darſtellung auch der Künſtlerinn.

Im fünften Akt zeichnete ſich das Herzerhebende der Stelle: Ich ſegne — und: mein Heiland — beſonders aus, und krönte durch den Effekt die Bemühung der Künſtlerinn. Nachdem Referent ſo die einzelnen Kunſtleiſtungen durchgegangen, und treulich referirt hat, was er gehört, gefühlt und geſehen, ſey es ihm vergönnt, mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu ſchließen.

(Der Beſchluß folgt.

Dreyſylbige Charade.

Die beyden erſten.

Den ſchönen Gott einſt wieder zu empfangen,
Der ſich den erſten Zweig in ſeine Locken wand,
Breit' ich mit ewig blühendem Verlangen
Die Arme aus. — es faßt ihn ganz kein Land,
Nur Strahlen hab' ich einzeln erſt umwunden,
Er ſtrömt ſie täglich aus von ſeinem Glanzgefild,
Hab' alle Züg' ich einſt, hab' ich den Gott gefunden,
Und ewig ſchließt der Rahmen ſich um's Strahlenbild.

Die Dritte.

So nah' ich dir, durchdringe dich wie Liebe,
Als ſchöne Form dich hohen heiligen Sinn,
Ich bin das zarte Band der reinſten Triebe,
Mich treibt ſein Götterathem zu dir hin;
Zu Ihm, dem Helden ſoll'n wir ſchweben,
Der ſeinen Muſentempel wieder krönt,
Als ſchönes Ganzes Ihn umgeben,
Und jede Lyra, die ihm tönt.

Dr. Sondershauſen.

Auflöſung der Charade in Nro. 164.

Eiferſucht.

Nro. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Juli 1819.

Wenn dir für jede Schönheit die bildende
Natur ein warmes fühlendes Herz verlieh,
Glanz wird umher dein Leben ſtrahlen,
Frieden dir tönen der innre Richter.

Heydenreich.

Einklang.

Wo der Himmel
Freyer leuchtet,
Wo die Welt ſich
Großer deutet,
Auf den Höhen
Ziehen Töne
Sanfterklingend
Hin und wieder.

Steigen feſtlich
Aus den Tiefen,
Sinken glänzend
Aus der Bläue,
Gehn hervoe aus
Trunkner Bruſt;
Dringen wieder
In die Tiefen,
Fliegen aufwärts
In die Bläue,
Kehren ſchmeichelnd
In die Bruſt.

Wie ſie kündend
Niedeeſteigen,
Oder ahnend
Aufwärts wallen,
Weilt die Luft in
Stillerm Fluge,
Schweigt die Flur in
Tiefeer Andacht.

Wärmer wehend,
Kühler fächelnd
Um die Wangen,
Um den Buſen
Zieht und weilet
Freo die Luft,
Und die Kelche
Willig öffnend,
Freudig ſchließend,
Lüfte ſchlüeſend
Beennen Blumen
In dem Grün.

Sagt, wo ſind die
Süßen Quellen
Deren Klarheit
Sie entfloſſen?
Daß ſie ſchmelzen
Mir am Buſen,
Daß ſie dringen
Mir zum Herzen?

Höre, was die
Lüfte ſingen,
Was die Blumen
Dir enthüllen,
Wenn die Töne
Sich ergehn:
Nue wer liebet
In dem Glauben,
Schaut im Einklang
Ced' und Himmel
Selig in der
Eignen Bruſt!

Karl Breidenſtein.

Digitized by Google

Stiefmütterchen.

(Fortſeyung.)

Das Tuch war ausgeſucht, der Schneider beſtellt, und Fritz ſtand eben in ſehr ernſthafter Ueberlegung, wie er wohl am beſten und zweckmäßigſten den lieben Sonntag Nachmittag — verſchleudern möchte — als die kleine lebhafte Lotte mit dem eiligen „Zruf in ſeine Thür guckte: Fritz! Fritz! komm geſchwind hinunter ins Wohnzimmer, wenn du ein recht hübſches Mädchen ſehen willſt! Du ſingſt zuweilen von Veilchenaugen, ſetzte ſie hinzu; die ſind mir gleich wieder bey dem ſchönen Fräulein eingefallen. Doch komm nur mit, geſchwind, geſchwind!

„Ja, ja! ich komme ſchon!“ erwiederte der Bruder faſt etwas verwirrt; denn mit jenen Veilchenaugen hatte er freylich keine andere, als ſeine geheimen Sterne gemeint; indeſſen folgte er übrigens ganz wohlgelaunt der Einladung, denn ein hübſches Mädchen auf's Korn zu nehmen, wenn es auch nicht gerade das erwählte war, das kam ihm ſo ziemlich zu jeder Zeit und Stunde gelegen. Nur ein Zweifelhaftes: „Wer weiß, was der kleine Naſeweis Veilchen-Augen nennt!“ kam noch im Gehen über ſeine Lippen, und würde von dem muntern Schweſterchen vermuthlich ſehr übel aufgenommen worden ſeyn, wenn ſie es nicht im fröhlichen Voraushüpfen überhört hätte.

Jetzt traten ſie in's Zimmer, und — wer beſchreibt Fritzens freudiges Erſtaunen, als er in den klaren Veilchen-Augen ſogleich jene einzigen erkannte, welche, ſeit dem erſten Augenblick, da er ſie ſah, ihm immer hell und leuchtend vorgeſchwebt hatten. Schon wollte er nach höflichem Gruße weit beſcheidner, als es ſonſt ſeine Art war, ſich den Damen nähern; als der Profeſſor mit einem leichten Deuten des Blicks auf die jüngere, und den Worten: das iſt die Bewuſſte, laß dir aber noch nichts merken! zu ihm heran trat. Mit weit aufgeriſſnen Augen, wie aus den Wolken gefallen, ſtarrte ihm Fritz ins Geſicht: das, das iſt die Braut? fragte er eilig nud heftig, und hätte faſt mit dem Finger auf das ſchöne Mädchen gezeigt. Nun, ja doch! ſprich doch nur leiſe! antwortete jener ruhig; doch mit einem grimmigen: „hol' der Teufel die ganze Geſchichte!“ war jetzt der völlig faſſungsloſe Liebhaber im Hui zur Thüre hinaus.

Der Beſuch der Damen hatte eigentlich der bey ihm wohnenden Schweſter des Profeſſors gegolten, und nach einer halben Stunde nahmen ſie wieder Abſchied; Fritz aber ließ ſich den ganzen Nachmittag nicht wieder blicken, und man glaubte ihn aufgeeitten. Erſt gegen Abend kamen zufällig ſeine jüngern Geſchwiſter auf ſein Zimmer, und fanden ihn, zu ihrem größten Erſtaunen, ſehr eifrig beym Kofferpacken beſchäftigt. Auf ihre verwunderte Frage: was er denn anfangen wolle? antwortete er heftig: Abreiſen will ich! Meint ihr, daß ich Luſt habe, mit ſo einer Stiefmutter unter einem Dache zu hauſen? — Dieſe Antwort war nun den Kleinen, welche von der ganzen Sache noch nichts wuſſten, vollends ein Räthſel, und ſie hatten nichts Eiligeres zu thun, als in vollem Schrecken dem Vater zu berichten, was ſie geſehen und gehört hatten. So? antwortete dieſer lächelnd; alſo abreiſen will Fritz? Wann ſoll denn die Reiſe fortgehen? — Schon morgen früh um 4 Uhr, rief die ſonſt ſo ſchelmiſche Lotte jetzt mit dem kläglichſten Geſicht von der Welt. Nun, nun, erwiederte der Vater; ſey nur ruhig! es hat damit ſo viel nicht zu bedeuten. Er wird ſchon noch herunter kommen, um Abſchied zu nehmen. So ſprechend trat er ganz gelaſſenen Muthes wieder an ſein Schreibepult.

Allein als es acht, als es neun Uhr ſchlug, und Fritz immer noch nicht kam; als er zum Abendeſſen gerufen, dem Bedienten verdrießlich den Beſcheid gab: er wolle nicht eſſen; man möge nicht auf ihn warten — da ward es doch mit dem wunderlichen Treiben dem Hausherrn zu viel und zu bunt. „Den will ich bald wieder zur Vernunſt bringen!“ ſprach er, und ging langſamen Schrittes zur Thür hinaus. Bedenklich blickte die Schweſter, mit beſtürztem Geſicht die kleine Lotte ihm nach; denn beyde fürchteten ein gar arges Ungewitter für den, trotz mancher Ausgelaſſenheit, bey ihnen ſehr wohlgelittenen Fritz. Allein der Profeſſor hatte ganz andere Dinge im Sinn.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Volkslieder der alten Griechen.

(Fortſetzung.)

Ueberraſchend ähnliches mit dieſer griechiſchen Frühlingsfeyer findet ſich in der deutſchen Kinderwelt. Auch bey uns kündigen die Kinder den Frühling an, dieſe Kinderzeit des Jahres, und unterlaſſen es nicht nach geſunder Kinder-Art an Eſſen und Trinken dabey zu denken. Das Liedchen, welches in der Pfalz bey dieſer Gelegenheit geſungen wird, indem die Kinder mit Bändern und Brezeln von Haus zu Haus gehen, iſt ebenfalls im Wunderhorn aufgezeichnet (Bd. III. Kinderlieder S. 39.). Schreiber dieſes hat es auch auf folgende Art ſingen hören, abweichend von dem dort gegebenen, und zwar mit mehr rezitirendem als ſingendem Vortrag.

Striß, Strah, Strod;
Der Summertag iſt do.
Die Veilen und die Blumen
Die bringen uns den Summer.
Wir hören die Schlüſſelein klingen,
Sie werden uns was bringen,
Rothen Wein, Brezeln drein,
Alle gute Sächelein.
Dem Herrn wünſchen wir 'nen goldnen Tiſch,
Drauf ſollen ſeyn gebackene Fiſch,
Wir wünſchen der Frau zu gutem Dank
Voll fein Geſpinnſt den ganzen Schrank.

Der Tochter einen Bräutigam gut,
Der ſie von Herzen lieben thut.
Strib, Strah, Stroh,
Heute übers Jahr ſind wir wieder do.

Wie die griechiſchen Kinder eine Schwalbe herumtrugen und für dieſe Eßwaaren bettelten, ſo gebrauchen die Kinder im Holſteiniſchen, wenn ſie den Frühling anſingen, dazu einen todten Fuchs, ohne daß es deutlich iſt, wie der todte Fuchs zu dieſer Ehre kommt (Wunderhorn Bd. III. S. 20.) Am Rhein tragen ſie an Faſtnacht einen Hahn im Korb herum, in gleicher Abſicht, und ſingen dazu. (S. ebend.) Auf der Inſel Rhodus war es auch noch Sitte eine Krähe herum zu tragen und für dieſe zu ſammeln (Athen. VIII. 15. p. 359.) Es geſchah dieß zwar von Erwachſenen, nicht von Kindern; indeſſen des übereinſtimmenden Gebrauches wegen wird das dabey geſungene Lied hier nicht unpaſſend folgen:

Ihr lieben Herrn, der Krähe gebt eine Hand voll Gerſt',
Der Tochter Phöbus ſchenkt ein wenig Weizen her,
Oder Brod und Geld, was einer nur ihr geben will;
Gebt liebe Herrn, was Jeder nur zu handen hat.
Die Krähe nimmt vorlieb mit einem Körnchen Salz:
Gar ſehr liebt ſie zu ſpeiſen Sachen ſolcher Art,
Und wer ihr Salz gegeben, geb dazu auch Wachs.
Mach' auf die Thür! Wir ſind erhört vom reichen Mann,
Die Tochter ſelbſt ſeh ich, wie ſie uns Feigen bringt.
Ihr Götter! Feerer ſchickt in Meng' der lieben Maid,
Und einen reichen, hochberühmten, braven Mann:
Dem alten Vater in den Arm leg ſie 'nen Sohn,
Der Mutter eine liebe Tochter auf den Schoos.
Ich geh' nun fort, ſo weit, ſo weit der Fuß mich trägt
Und ſinge vor den Thüren zu der Muſen Preis,
Auch ohne Lohn; doch gibſt du was, ſo ſing ich mehr.
Wohlan ihr Leute gebet etwas doch heraus,
Gieb lieber Hausherr und ſein ſchönes Töchterlein,
Gieb für die Krah' nur etwas her, ſie bittet ſchön,
Und wer ihr ſchenkt, der ſchenkt gewiß ihr nichts umſonſt.

Schließt ſich gleich an jeden bedeutenden Moment im Leben Geſang und Lied an, ſo dringen ſie doch nirgends freyer und unmittelbarer hervor, als bey der Luſt froher und feſtlicher Mahle. Sind dann in einer ſolchen Geſellſchaft Lieder als lebendiges Gemeingut vorhanden, welche der fröhlichen Stimmung als Grundlage und Stützpunkt dienen, ſo wie ſie ſelbſt urſprünglich aus derſelben hervorgegangen ſind, dann werden die bekannten und allen befreundeten Weiſen bald zuſammen aus jeder Bruſt ertönen. Einzelne in geſteigerter Wärme des Frohſinnes und bey glücklicher poetiſcher Anlage ſtimmen dann auch wohl ein neues Lied an, wie es gerade der Augenblick gibt, kunſtlos, unausgeführt, aber friſch und lebendig. So iſt es bey glücklich organiſirten und einer geſunden Fröhlichkeit hingegebenen Menſchen: ſo war es bey dem heitern Griechenvolke. Solche eben bezeichnete ſind, wenigſtens dem größten Theile nach, die griechiſchen Skolien, welche nirgends einheimiſcher waren von früher Zeit her, als bey dem aufgeweckten, geiſtreichen und ſprachgewandten Volke von Athen. Ueber die Art, wie ſie geſungen wurden, belehrt uns nach einem ältern Schriftſteller Artemon Athenaeus (XIV, 14. p. 694) folgendermaßen. „Auf dreyerley Art ſang man bey Tiſch-Geſellſchaften: entweder ſangen alle mit einander ein Lied im Chor, oder es ging der Reihe nach herum, oder man hielt ſich an keine Ordnung, ſondern die geübteſten ſangen außer der Reihe. Wegen dieſer Nichtachtung der Reihe und Ordnung hießen nun ſolche Lieder Skolien (σκολιός, krumm, ſchief)." Der größte Theil der auf uns gekommenen Skolien zeigt durch ihre Kürze, Kunſtloſigkeit und Einfachheit deutlich ihre unvorbereitete und augenblickliche Entſtehung. Jedoch nachdem einmal dieſe Lieder eine beſtimmte Gattung gebildet hatten, und die beſten in einem mehr als ephemeren Daſeyn im Volke von Mund zu Mund gingen, ſo war es natürlich, daß die Dichter nicht blos einem zufälligen glücklichen Moment ſich überließen, ſondern mit künſtleriſcher Ueberlegung die unvorbereitete Natur nachahmten. Beſonders berühmt in dieſer Gattung war Alcaeus, Anakreon und die Sicyoniſche Dichterinn Praxilla. Aus dem Gebiete unſerer vaterländiſchen Volkspoeſie laſſen ſich mit den Skolien vergleichen die ſogenannten Leber-Reime, welche man ehemals der Reihe nach bey Tiſch extemporirte, und die im Wunderhorn (Bd. III. S. 120.) aufgezeichneten Tanzreime: erſtere der übereinſtimmenden Sitte und gleichen Veranlaſſung wegen, letztere wegen ihrer Kürze, leichten Natürlichkeit und des unmittelbaren Ausdrucks der Gedanken und Gefühle. Die griechiſchen Skolien (größtentheils von Athenaeus aufgenommen (XV, 14. p. 694. sqq.) bieten eine große Mannigfaltigkeit dar, und ſind ein überraſchender Beweis der vielſeitigen Beweglichkeit und Gewandtheit des griechiſchen Geiſtes; beſonders aber der klaren und ſchönen Form, in welcher ſich unwillkürlich und mit Naturnothwendigkeit jede auch noch ſo kleine Regung deſſelben offenbarte, und jener dieſem Volke eigenthümlichen, ſo überaus glücklichen Miſchung von verſtändiger Beſonnenheit und warmem Lebensgefühl. Wir wollen von jeder Art einige Proben geben, und zu dieſem Behuf die Skolien ihrem Inhalt nach eintheilen in religiöſe, moraliſche, hiſtoriſche und ſcherzhafte; dieſes nur der äußern Ordnung wegen. Ihrem Weſen nach laſſen ſie ſich natürlich nicht ſyſtematiſch von einander ſcheiden. Aus der erſten Klaſſe mögen hier folgende ſtehen:

Pallas Tritogeneia, Königinn Athene
Schütze unſre Stadt und Bürger,
Schütze ſie vor Noth und Aufruhr,
Vor zu frühem Tod', du und dein Vater.

Einſt gebar auf Delos Mutter Letho
Phöbus mit den goldnen Locken
Und die wilde Jägerinn Artemis,
Die mit Macht und Kraft die Frauen beherrſchet.

Solcher Art ſind auch die übrigen, welche hierher gehören, kurze Gebete, Erinnerungen an bekannte, aber heilige

Digitized by Google

und wichtige Göttergeſchichten und Glaubenslehren. Zu den moraliſchen rechne ich überhaupt ſolche, welche Gedanken oder Vorſchriften über menſchliches Leben und Thun enthalten. Sie ſind ebenfalls kurz und anſpruchlos; aber alle durch treffenden Inhalt oder glückliche Form mehr oder weniger ſchätzbar. Eines der bekannteſten und am häufigſten geſungenen iſt folgendes von Simonides:

Die Geſundheit iſt das Beſte auf Erden,
Schöne Leibesgeſtalt iſt mir das zweyte,
Dann kommt reich ſeyn, doch in Ehren,
Viertens ſich mit Freunden der Jugend freuen.

Einige andere:

Um zu ſeh'n, wie Jeder geſinnt iſt,
Könnte man doch das Herz ihm öffnen,
Hätte man es geſehn, dann ſchlieſſen
Und ohne Argwohn Freundſchaft pflegen.

Am Ufer muſſt du betrachten die Fahrt
Und ſorgſam fragen Kraft und Muth:
Doch wenn du auf dem Meere biſt,
Ohne Verzug gebrauchen die Kräfte.

Unter jeglichem Stein lieget, o Freund, ein Skorpion verſteckt;
Darum hüte dich wohl: was ſich verſteckt, iſt von Gefahr nicht frey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Koblenz, den 2. Juni.

(Beſchluß.)

Beym Eingang iſt ſchon bemerkt worden, daß die Künſtlerinn ſich den franzöſiſchen Kothurn zu eigen gemacht, und die Elvira in dieſem Geiſte gegeben habe; worüber denn im Publikum viel für und gegen geſprochen worden, und man als Hauptgrund aufwarf: der franzöſiſche Kothurn widerſtrebe dem Genius der deutſchen Sprache. Es wäre demnach wohl hier der Ort, dieſe Behauptung einer näheren Unterſuchung zu würdigen, allein dieß würde eine gelehrte, weitläufige Auseinanderſetzung erfordern, zu welcher ſich Referent zu ſchwach fühlt, und welche auch den Zweck dieſes Schreibens überſtiege. Dieß höheren Einſichten überlaſſend, begnügt ſich Referent nur zu bemerken: daß in den drey andern Darſtellungen der franzöſiſche Kothurn nicht mehr ſo durchblickte; ſey's, weil die Künſtlerinn früher dieſe Rollen ſchon gegeben, ſey's, weil ſie die Prezision der franzöſiſchen Deklamation dem Genius der Sprache beſſer anzupaſſen gewuſſt hat, woraus denn hervorzugehen ſcheint, daß allerdings das, was man als Kontraſt aufſtellen will, ſich geſchickt verbinden läſſt. Das Spiel der Künſtlerinn iſt gerundet, eher einfach als überladen; ihre Mimik kunſtgerecht; nach dem Beyſpiel der Antike legt die Künſtlerinn die Fülle des Ausdrucks in die Augen, und ihre Mimik gewinnt dadurch mehr Adel und Anſtand. Schade nur, daß durch die ſchlechte Beleuchtung unſers Theaters das Meiſte für den Zuſchauer verloren ging; eben ſo muſſte ſie auch, weil unſer Theater etwas klein iſt, ihr auf den groſſen Theatern ausgebildetes Organ mäßigen, wodurch ihre Sprache manchmal gekünſtelt ſcheinen muſſte. Sie vermeidet ſorgfältig alle Kopf- und Naſenlaute, und ſo ſehr ſie auch bey der Deklamation ſteigt, wird nie die Kopfſtimme hörbar. — —

So viel über dieſen uns unvergeſſlichen Kunſtgenuß, und möge Fräul. Maas in ſtweiter Ferne ſich ihres hieſigen Aufenthalts gern erinnern, wie die Koblenzer ſich ihrer dankbarlich ſtets erinnern werden, in deren Herzen die Künſtlerinn ſich ein bleibend Denkmal auferbaut! E—

Zürich.

Der Zürcherſchen Kantonal = Geſellſchaft der Aerzte und Wundärzte trug in ihrem, am 28. Brachmonat gehaltenen, Semeſtral = Congreſſe ihr Vorſtand, der Doktor und Staatsrath Uſteri, in ſeiner Eröffnungsrede, Erinnerungen an zwey ſeit Anfang dieſes Jahrs verſtorbene, auch dem Ausland nicht unbekannt gebliebene Männer, die Doktoren Römer und Lavater vor, wovon man, mit Uebergehung des biographiſchen Details, die vergleichende Schlußſtelle hier mittheilen will. „Beyde (ſo drückte ſich der Redner, von ſeinen Altersgenoſſen und Jugendfreunden ſprechend, aus) beyde, die Herren Römer und Lavater, hatte die Natur mit vorzüglichen Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes ausgeſtattet; beyde beſaßen Frohſinn, Munterkeit, Lebensluſt und geſellige Neigungen; beyde hatten ſich durch eigene und überlegte Wahl dem Studium der Heilkunde und ihrer Hülfswiſſenſchaften gewidmet; ſie haben darin zum Theil auch gemeinſamen und gleichzeitigen Unterricht, in der Vaterſtadt und auf der hohen Schule von Göttingen, genoſſen; beyde haben nach ihrer Rückkehr in der Heimath ein thätiges und nützliches Leben geführt, ihre Kenntniſſe fortſchreitend erweitert, ſich durch ihre Arbeiten Ruhm, und durch ihre Verdienſte die Achtung der Mitbürger wie des Auslandes erworben; beyde waren biedere Schweizer, die ihr Vaterland von ganzem Herzen liebten und ehrten. Beyde wurden in oder doch unfern der Mitte ihres männlichen Alters dem ſich immer noch erweiternden Kreiſe ihrer rühmlichen und wohlthätigen Beſchäftigungen, ſo wie dem engeren liebenden Kreiſe der Ihrigen und der Freunde, durch den Tod entrückt — nicht durch einen unvorgeſehenen und ſchnell überraſchenden Tod, ſondern durch einen ſich in jahrelangen Leiden ankündenden, die, wenn auch durch mehr oder weniger freye Zwiſchenräume gemildert, den Körper allmählig zerſtörten, während ſie die Thätigkeit, und faſt ohne Ausnahme auch die Heiterkeit des Geiſtes, ungekränkt und ungeſchmälert belieſſen.

So weit reichte die Aehnlichkeit in den Lebensſchickſalen beyder Männer; ihre Verſchiedenheit ging ohne Zweifel von derjenigen ihrer jugendlichen Umgebungen aus. Um den einen hatte die beſchränktere Häuslichkeit einen engeren Kreis gezogen, den ſich die Wißbegierde des heranwachſenden Jünglings, zunächſt in die Muſeen und Studierzimmer einiger von ihm hochgeachteter Naturforſcher öffnete und erweiterte, wo Fleiß und Arbeitſamkeit als ſchöne Vorbilder, Bücher und Naturſchätze als reizende Belohnungen ſich ihm darſtellten. Der Chorherr Johannes Geßner, ſo wie der Buchhändler und Entomologe Johann Caſpar Füßly, ſcheinen weſentlichen Einfluß auf die Richtung von Römer's Ausbildung gehabt zu haben. Die Richtung zielte auf Gelehrſamkeit hin, und das Streben nach dieſer, mit ſeinem Gefolge, dem Sammlerfleiße, der Ordnung, dem Leben am Arbeitstiſche, gewannen die Oberhand; vor Pedanterie bewahrte jedoch das, über den Büchern mitunter wohl etwas hintangeſetzte, aber doch nie gänzlich vernachläſſigte Studium der Natur, eine rege Theilnahme an wiſſenswerthen Dingen aller Art, und die natürliche Heiterkeit des Gemüthes. Die von der Univerſität geſchriebenen Briefe bezeugen ſattſam, daß ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und gelehrter Ruhm, das frühe Streben des Jünglings geweſen ſind, der ſich damals ſchon vorzugsweiſe gern in den Entwürfen und Vorbereitungen zu groſſen literariſchen Unternehmungen gefiel, die bey einer beharrlichen Denkart und Anſichten, und bey der Stetigkeit ſeines Charakters, die Lieblings = Beſchäftigung ſeines Lebens auf immer geblieben ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literatur = Blatt, Nro. 28.

Digitized by Google

Nro. 172

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 20. Juli 1819.

Liebe nur erzeuget Liebe.

Treue nur Beſtändigkeit.

Gotter.

Stiefmütterchen.

(Beſchluß.)

„Biſt du toll geworden, Fritz?“ Mit dieſer kräftigen Anrede begrüßte ſogleich beym Eintritt ins Zimmer der zuverſichtliche Verſtandes-Reſtaurateur ſeinen finſter in die Wolken ſchauenden Patienten, dann mit ruhigem Schweigen den nöthigen Beſcheid auf die Erkundigung erwartend. „Noch nicht! war des Gefragten ziemlich mürriſche Antwort, aber es kann vielleicht noch kommen!“ — Angenehme Ausſichten! erwiederte der Profeſſor; biſt du denn noch wohl im Stande, mir vernünftig und zuſammenhängend zu ſagen, warum du eigentlich abreiſen willſt? — „Warum? antwortete Fritz mit Bitterkeit; um die intereſſante Verlobung hier nicht zu ſtören!“ — Um die nicht zu ſtören? fragte jener; nun ich denke, die ſtörſt du doch wohl ſo am allermeiſten? Oder geht dich denn etwa die Sache nichts an? — „Um Gotteswillen, rief Fritz aufſpringend, und ein halber Hoffnungsſtrahl blitzte durch ſeine Seele, kommt mir die Tollheit ſchon, oder warum bin denn ich ſo wichtig hier bey der Sache? Wer iſt denn eigentlich hier Bräutigam?“ — Nun, erwiederte jener ruhig, ich meine, vor der Hand iſt es ja wohl im Grunde noch Niemand; denn noch war ja keine Verlobung, und wenn du davon gehſt, ſo würde ſie wahrſcheinlich.... Fritz, des Vaters Worte wieder auf ſeine Abreiſe beziehend, unterbrach ihn voll Bitterkeit: „o, für Ihre Verlobung muß meine Entfernung keinen Aufſchub bringen! Wo ein ſo herrlich zuſammenpaſſendes Paar die Ringe wechſeln ſoll, möchte ich um keinen Preis Urſache an einer Verzögerung ſeyn!“ — Für meine Verlobung? erwiederte der Profeſſor mit ſcheinbarer Verwunderung; woher weißt du denn, daß meine Verlobung ſeyn ſoll? hab' ich denn etwas weiter geſagt, als: in einigen Tagen werde hier Verlobung ſeyn? und trauſt du mir zu, ich könne ſo unklug ſeyn, ein ſechszehnjähriges Mädchen zu heirathen? — „Nicht, Vater? wahrhaftig nicht?“ rief Fritz zweifelnd, reuig und entzückt ihm um den Hals fallend; „nun ſind Sie der allerklügſte, liebenswürdigſte, und vortrefflichſte Papa, den ich kenne. Und wenn mich nicht alles trügt, ſo ſoll ich wohl gar hier der Bräutigam werden?“ — Das wird auf dein gutes Glück ankommen! antwortete der Profeſſor lächelnd. Das Mädchen, das du geſehen haſt, iſt die jüngſte Tochter meines vertrauteſten Jugendfreundes, den leider in ſpäterer Zeit das Schickſal immer ſehr weit von mir entfernte. Es war von jeher unſer Beyder Wunſch, daß aus euch Zweyen einmal ein Paar werden ſollte. Vor einem halben Jahre ſtarb mein redlicher L., und ich beredete ſeine beyden Töchter, wenn der Winter vorüber ſey, hieher zu uns zu ziehen; in der guten Meinung, die Bekanntſchaft der jüngern, die man mir als ein ſehr hübſches und intereſſantes Mädchen beſchrieben hatte, als ein Mittel dich zur Ablegung mancher Unart, die ich ohne deine Begriffe von Unabhängigkeit zu verletzen, nicht zu beſſern verſtand, zu benutzen. Doch der Zufall führte dich ſchon früher in F. mit ihr zuſammen, und bey deiner Zurückkunft — ich muß dir ſagen, du bewahrſt deine Geheimniſſe ſehr ſchlecht — war es in drey

Digitized by Google

Tagen mir, und noch viel eher der Tante kund, daß dein Herz dort geblieben war. Wir hatten nun doppelte Freude daran, dich nichts von des Mädchens baldigem Hierſeyn erfahren zu laſſen; heute kamen beyde Schweſtern an, eben als du abweſend warſt, und ich denke, du wirſt dich nun wohl nicht wundern, daß ich dich für manche unartige Neckerey auch einmal wieder geneckt habe, und dich glauben zu machen ſuchte, es ſey von meiner Verlobung mit Helminen die Rede. — „Nein, fürwahr! rief Fritz, den die ſeligſte Freude jetzt ſein ganzes Unrecht fühlen machte, ich hätte für meine Unart, ja für meine Rohheit, Strafe, aber nicht dieſe heitre Güte verdient. O ich Einfältigſter aller Verliebten, daß ich mich bey dem Namen des Mädchens auch mit keiner Sylbe Ihres alten Jugendfreundes erinnerte. Welche herrliche Veranlaſſung hätte er mir gegeben, eine freundliche, zutrauliche Bekanntſchaft anzuknüpfen! Nun, morgen am Tage will ich nachholen, was verſäumt iſt, und“ — — Nun ja doch, lachte der Profeſſor, daß du ein ſchmucker und gewandter Burſche biſt, darauf habe ich freylich auch bey meiner Verſicherung gerechnet, daß in wenigen Tagen hier Verlobung ſeyn werde. Das Mädchen iſt mit den Schwalben im Frühling zu uns gekommen; ſieh nun zu, ob du ſie zu dem Entſchluß bringen kannſt, ein Neſtchen mit dir zu bauen, und gelingt dir das, ſo haſt du meine Einwilligung, und es bleibt dabey, was ich dir heut' am Morgen verkündigte.

Fritz, welcher ſonſt zuweilen die verdrießliche Eigenſchaft hatte, gerade das am allerwenigſten zu wollen, was ihm vorgeſchrieben ward, befolgte doch dießmal auf's Pünktlichſte und Eifrigſte des Vaters Geheiß; und noch außer der ſüß einſchmeichelnden Suade lieh ihm Freund Amor der mächtigen Waffen ſo viele, daß er wirklich ſchon am dritten Abend in aller Stille mit der ſchönen Helmine verlobt ward. Denn, ſagte der Profeſſor mit ſeiner gewöhnlichen Bedächtigkeit: laut werden ſoll doch für jetzt lieber noch nichts von der Sache! der Herr Bräutigam hat zwar, weil ich es wünſchte, für heute den äußerlichen Studenten abgelegt, und wird ihn auch wohl mit Nächſtem ganz abwerfen; allein von dem innerlichen iſt ihm doch noch gar zu viel in der Seele zurück: Laſſt den Burſchen erſt ein Jährchen reiſen, und es ihm dann auch eine Zeitlang bey ſeinem Oheim in ** mit dem Geſchäftsleben verſuchen, und kommt er dann als ein einigermaßen vernünftiger und ſolider Menſch wieder zu uns, dann wollen wir laut verkündend unter Hörner und Geigenklang eure fröhliche Hochzeit feyern.

Murrend über die lange Zeit, die nach des Vaters Anſtalten, zum Solidewerden gehöre, reiſte Fritz ab, und als er nach vollſtändig verfloſſner Zeit mit Sehnſucht erwartet zurückkam, da hatte indeß der nimmer müde Amor noch neue zärtliche Bande geknüpft. Des Bräutchens ſehr viel ältere Schweſter, welche durch eine frühe unglückliche Liebe bis dahin jeder neuen Verbindung abhold geweſen war, hatte mit des Profeſſors von ihr beſiegtem zuverläſſigen Herzen das ihrige ausgetauſcht, und ſo ward dem Heimgekehrten, an eben dem Tage, der ihm die oft ſchon erſehnte jugendliche Braut zuführte, auch die in früherer Zeit ſo geſchmähte Stiefmutter zu Theil. Doch hieß er auch dieſe jetzt gar freundlichen Herzens willkommen, und die einzige Neckerey, welche er noch gegen ſie verübte, war, daß er am Tage der Hochzeit, als er ſeine liebliche Braut mit zwey duftenden zierlich als Bouquet gebundenen Moosroſen geſchmückt hatte, jener ein Sträußchen vielfarbiger in allen Schattirungen bunt durch einander gemiſchter Stiefmütterchen darreichte. Lachend zerriß ſie das Angebinde, und wies ihn, ſtreng ihre mütterlichen Rechte geltend machend, zur Strafe dafür noch am nämlichen Tage mit all' ſeiner beweglichen Habe gebieteriſch zum Hauſe hinaus.

Der chineſiſche Kaiſer Kienlong.

(Nach Hrn. Abel-Remuſat, im 22. Band der Biographie universelle.)

Khian-Loung in chineſiſcher, Abkai Wekhiyekhe (himmliſche Schutzwehr) in der Mandſchu-Sprache, iſt der Name, den wir unſerer Gewohnheit zufolg einem Kaiſer von China darum gaben, weil derſelbe die Zahl ſeiner Regierungsjahre bezeichnet. Er war der älteſte der drey Söhne von Chi-ſoung, welcher unter dem Namen Young-tching bekannter, und von der jetzt regierenden Mandſchu-Dynaſtie der dritte Kaiſer iſt. Zum Throne gelangte er im Jahr 1735, durch den Tod ſeines Vaters, als Jüngling von ſechsundzwanzig Jahren; während der Zeit ſeiner Trauer ernannte er damals vier Statthalter, denen die Regierungsgeſchäfte oblagen. Sein Vater hatte ihn von öffentlichen Geſchäften entfernt gehalten und auf wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen beſchränkt. Der junge Kaiſer benutzte die bis zu ſeinem Regierungsantritt noch übrige Zeit, um ſich dafür zweckmäßig vorzubereiten; dagegen zögerte er nicht, Beweiſe ſeiner Herzensgüte zu geben, indem er die Prinzen ſeiner Familie, Söhne oder Enkel von Khang-hi, die wegen Hofintriguen oder um einer ſcheuen und argwöhniſchen Politik willen verhaftet, oder geächtet, und ihrer Würden beraubt waren, wieder in Freyheit ſetzen, und ſie auch in ihre früheren Verhältniſſe zurücktreten ließ. Der Prinz Po-ki, ein Sohn des vierzehnten Kindes von Khang-hi, war die ganze Dauer der Regierung von Young-tching über, in den Gefängniſſen des Gartens vom ewigen Frühling (Tchang tchhun Youan) verſchloſſen geblieben. Sobald nun Khian-loung Thronherrſcher geworden war, trat ein Hofbeamter in Po-ki's Kerker und redete den Gefangenen alſo an: „Der Kaiſer will wiſſen, warum ihr euch hier befindet; kommt heraus.“ Damit entfernte er ſich und ließ die Thüre des Kerkers offen. Gleichzeitig ward gerechte Strenge gegen einen

andern Fürſten und Bruder von Po-ki geübt, der ſich als eben ſo ſchlechten Bruder zeigte, wie er ſchlechter Sohn geweſen war. Auf Befehl des Kaiſers wurden ihm die mannigfachen Verletzungen ſeiner Sohnespflichten vorgehalten, er ward ſeiner Würden entſetzt, und auf eine ihm zuſtehende Gartenanlage verwieſen. Solche Ereigniſſe von blos augenblicklichem Intereſſe, nebſt Chriſtenverfolgungen, die von den chineſiſchen Obergerichten angeordnet und vom Kaiſer wenigſtens zugelaſſen wurden, füllen die erſten Regentenjahre von Kienlong, und verdienen wohl keine umſtändlichere Erwähnung in der Beſchreibung ſeines Lebens. Im Jahr 1753 aber fingen die Fürſten-Abſtämmlinge jenes Galdi, welcher zur Zeit des Khang-hi ſo manchmal Ruheſtörer des Reichs geweſen war, nachdem ſie einander ſelbſt gegenſeitig befehdet hatten, nunmehr auch ihren Nachbarn an furchtbar zu werden. Viele der Oleten ſprachen den Kaiſer um Hülfe an, und dieſer mengte ſich in den Streit, welcher zwiſchen Amourſanan, einem der Oleten-Häuptlinge, und Damadji, einem andern Haupte der gleichen Familie, ſich erhoben hatte. Die kaiſerlichen Truppen machten den Amourſanan zum Sieger; der Kaiſer aber ſchenkte dem Damadji, ſeinem Gefangenen, das Leben, weniger vielleicht aus Milde, als aus Staatsklugheit, und um ihn im Nothfall gegen ſeinen Rivalen gebrauchen zu können. Dieſer, welcher Kienlong's Abſicht argwöhnte, und über die beſchränkte Gewalt, welche die kaiſerlichen Statthalter ihm in der Tartarey einräumten, mißvergnügt war, reizte die Landſchaft gegen die chineſiſche Regierung auf, und im Jahr 1755 brach die völlige Empörung aus. Die Großen des Reichs waren alle der Meinung, man ſollte die Tartaren ſich ſelbſt und ihren Zwiſten überlaſſen, um einen gewagten Krieg in großen Entfernung zu vermeiden. Kienlong hingegen war anderer Meinung. Seine Heerführer wurden befehligt, bis zu den Kirgis-Khaiſak in das Land der Oleten vorzudringen; ſie ließen ſich aber von den Häuptlingen dieſer Völker, die im Grund den Olet-Fürſten gewogen waren, irre führen; auch bemächtigten ſie ſich nicht ſchnell genug der Perſon des Amourſanan, und wurden nun ſogar von den unter ihren eignen Truppen befindlichen Tartaren verrathen. Kienlong, deſſen Heerſcharen durch dieſe Treuloſigkeit großentheils zu Grund gerichtet waren, blieb einige Zeit ungewiß, ob er den Krieg fortſetzen ſolle, aber Tchao-hoei und Fouté, zwey treffliche Heerführer, der eine von chineſiſcher, der andere von mandſchuiſcher Abkunft, gaben den Sachen eine völlig veränderte Geſtalt. Die Oleten wurden beſiegt und ihr ganzes Land in Beſitz genommen. Amourſanan flüchtete ſich anfangs zu den Khaiſak, nachmals nach Siberien, oder wie die Chineſen ſich ausdrücken, in die großen Einöden von Lo-cha, wo er kurz nachher an den Kinderpocken ſtarb. Kienlong, dem es nicht gelungen war, den feindlichen Gegner lebend in ſeine Gewalt zu bekommen, verlangte nun wenigſtens ſeine Leiche, um der Sitte zufolge, auch an ihr noch Rache zu üben. Es veranlaſſte dieß eine Unterhandlung, die ohne Erfolg blieb, weil der ruſſiſche Hof zur Auslieferung von Amourſanans Leiche keine Einwilligung ertheilen wollte. Man begnügte ſich, dieſelbe Kienlong's Abgeordneten zu zeigen, damit ſie ihrem Gebieter über den Tod des aufrühriſchen Häuptlings Gewißheit bringen mögen. Die Tartarey wurde hierauf von den chineſiſchen Armeen überzogen, und was ſich von den Oletſtämmen übrig fand zuſammengebracht: das gemeine Volk ward in ferne Gegenden verſetzt, die Häuptlinge aber großentheils nach Peking gebracht, wo der Kaiſer ſelbſt das Todesurtheil gegen ſie ausſprach, als gegen Rebellen, welche, nachdem ſie von ihm Stellen und Würden angenommen hatten, ſich gegen ihn empörten. Die Landesverwaltung ward unter ſeiner Oberherrſchaft an Häuptlinge verliehen, die er als erbliche Vaſallen aufſtellte. Neben der weiten Landſchaft, welche die Oletſtämme bewohnt hatten, brachte der Ausgang dieſes Krieges noch andere Ländereyen mehr unter Kienlong's Obergewalt. Alle Städte der Hoeitſeu oder Mahomedaner, das will ſagen, der Türken von Khaſigar, von Akſou, von Yerkiyang und bis nach Khaiſak, die vormals den Oleten unterworfen waren, wurden jetzt chineſiſche Unterthanen. Der Sultan von Badakhſchan, zu dem ſich die Fürſten von Khaſigar und von Yerkiyang geflüchtet hatten, ſah ſich genöthigt dieſelben auszuliefern. Es dehnte ſich alſo die chineſiſche Macht nochmals über die ganze Tartarey bis an die Grenze Perſiens aus, wie früher einſt zur Zeit der Dynaſtien der Han und der Thang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Peſth, den 14. Juni.

Vor einigen Tagen iſt Hr. Dr. Chladni hier angekommen, um ſeine Vorleſungen über Akuſtik und Meteormaſſen zu halten. Die erſte derſelben hat er bereits vorgeſtern in einem der Hörſäle unſerer Univerſität gegeben. Der Beyfall, den er erntete, war allgemein, und die Anzahl der Zuhörer würde noch viel beträchtlicher geweſen ſeyn, wenn nicht bereits ſo viele der reichſten Einwohner die Stadt verlaſſen und ihre Landhäuſer bezogen hätten. Auffallend war es, daß ſo wenige aus Ofen und überhaupt ſehr wenig Frauen ſich einfanden, die doch ſonſt bey ähnlichen Gelegenheiten hier nicht die letzten zu ſeyn pflegen, wie man im verfloſſenen Jahre bey Dr. Littrows populären aſtronomiſchen Vorleſungen ſah, wo ſie ſehr zahlreich erſchienen und bis auf den letzten Augenblick mit einer feyerlichen Stille und einem Intereſſe ausharrten, die ſelbſt bey Männern nur ſelten gefunden werden.

Unſer auch im Auslande verehrter Graf Georg Feſtetits, der Gründer des Georgikons in Feſtetits, iſt in den erſten Tagen des Aprils geſtorben. Das ganze Land trauert um ihn, der zu den vorzüglichſten Männern Ungarns gehörte. Sein Sohn hat ſich bereits öffentlich erklärt, daß er die Erhaltung und Vervollkommnung des Georgikons, des Ehrendenkmals ſeines Vaters, zu ſeiner vorzüglichſten Sorge machen wolle. Der bekannte homiletiſche Schriftſteller, Abel Horváth, hielt bey des Verſtorbenen Leichenfeyer eine muſterhafte Rede über den Text Samuels: „Wiſſet, daß an dieſem Tage ein Mächtiger und Großer gefallen iſt in Iſrael."

Ein anderer edler Beſchützer der Wiſſenſchaften und ihrer Verehrer iſt der Biſchof von Agram, Hr. Verhovácz. Nach dem dieſem Biſchofe zuſtehenden alten Vorrechte, das durch den Tod des Verkovich an jenen zurückfallende Lehengut zu vergeben, verlieh er dieſes beträchtliche Gut dem als raſtloſen Forſcher, Entdecker und Schriftſteller um die vaterländiſche Literatur höchſt verdienten Veteran, M. G. v. Kovachich. Alles freut ſich den wackern Mann am Abend ſeines mühevollen Lebens ſo ſchön belohnt zu ſehen.

Unſere neue Sternwarte in Ofen ſcheint mehr rück- als vorwärts zu gehen. Das allgemeine Murren hat endlich den Hrn. P. Pasquich bewogen, eine gedruckte Selbſtvertheidigung in's Publikum zu ſchicken, die aber ihren Zweck, jene Unzufriedenheit niederzuſchlagen, nicht erreicht hat. Er geſteht im Eingange, daß bloß die böſen Gerüchte, die ſich ſeit langer Zeit erhalten, und immer weiter ausbreiten, und ihm nun unerträglich geworden ſind, die Urſache dieſer ſeiner Schrift ſind, erzählt dann ſelbſt, daß die Sternwarte an der äußerſten Feuchtigkeit leide und um dieß deutlicher zu machen, gibt er zwey Beyſpiele, die wohl noch auf keiner Sternwarte geſehen wurden. Er fand nämlich, wie er ſagt, in nebelichten Tagen das Mittagsrohr jedesmal ſo naß, als wenn man Waſſer vorſetzlich darauf gegoſſen hätte, und zweytens ſoll im Winter in den beyden Thürmen alles, alſo auch der koſtbare große Multiplicationskreis und das vortreffliche Aequatorial mit einer Eisrinde ganz überzogen werden. Unter ſolchen Umſtänden können dieſe Inſtrumente nicht zehn Jahre dauern und wer wird ſie erſetzen, wenn einmal Reichenbach nicht mehr iſt. Das erſte ſoll, wie er hinzuſetzt, ſeit einer beſſeren Bedachung, die er beſorgen ließ, ausgeblieben ſeyn. Allein dieſe ſogenannte beſſere Bedachung gehört zu den allerſchlechteſten, die man nur ſehen kann. Den 19. Juni Nachmittags überraſchte mich auf dem Blocksberge ein Gewitterregen, nach welchem ich mit mehreren Fremden unter der Führung des Hrn. Adjunkts und des Amtsdieners die Sternwarte beſuchte. Welchen Gräul ſahen wir da! Das ſo gut bedachte Mittagsrohr ſtand in einer Pfütze von ſechs Schuh im Durchmeſſer, ähnliche Teiche ſtanden um die Uhren und an mehr als zwanzig Orten fielen die Tropfen häufig durch den Platfond des großen Obſervations-Saales. Das iſt ja unerhört und ohne Beyſpiel. Ich fragte nach dem Director, um ihm das Entſetzen vorzuſtellen, mit dem hier alles verwüſtet wird, was bereits über eine halbe Million gekoſtet hat, aber dieſer, ſo war die Antwort, wohnt ſeit ſieben Monaten in der Stadt und iſt dieſe ganze Zeit nur zweymal auf einen Augenblick da geweſen. Vor einiger Zeit ſoll eine königl. Commiſſion da geweſen ſeyn, die den ganzen Gräul der Verwüſtung aufnahm und ihn nach der Wahrheit höheren Ortes berichtete. Ich hörte Hrn. Chladni in einer ſehr angeſehenen Geſellſchaft über dieſen Gegenſtand ſich ausſprechen. Ich habe, ſagte er, die Verwüſtung geſehen, die der berüchtigte Marſchall Vandamme in Schröters Sternwarte bey Lilienthal anrichtete, und über die, als über die größte Barbarey, ganz Deutſchland einen ſo entſetzlichen Lärm gemacht hat, aber ich verſichere Sie, das war eine Kleinigkeit gegen dem, was auf dem Blocksberge vorgeht. Dort konnte man die verurſachte Unordnung und den durch den Feind gemachten Schaden in wenig Wochen wieder erſetzen, aber hier geht alles, alles auf die entſetzlichſte Weiſe unwiederbringlich zu Grunde, wenn man nicht ſchleunig dem Unweſen ein Ende macht. — Ich habe oben den Anfang der Vertheidigungs-Schrift des Hrn. P. erzählt; es ſey mir erlaubt, hier noch das Ende derſelben hinzuzufügen: „Ich weiß wohl, daß nicht „jeder ſich des Eifers, und der Geduld ſowol, als der Vorſicht „rühmen darf, wie Ich. — Doch iſt es übertrieben, was die „ſtrengen Tadler ſagen, daß alles zu Grunde gehe. Was ſich „aber noch nicht ereignet hat, kann doch und wird auch ſicher „bald eintreffen. Die gefährlichſten Fehler habe ich oben ſelbſt „angezeigt, nach und nach werden neue entdeckt werden. Alles „jetzt gut zu machen, was verdorben wurde, iſt in der That „äußerſt ſchwer oder vielmehr unmöglich, man kann aber doch „ſo bald man mit Ernſt, Fleiß ꝛc. zu Werke geht, wieder alles „in einen guten Zuſtand verſetzen (welcher Widerſpruch); dazu „iſt aber nöthig, und ich wünſchte auch nichts ſo ſehr, als „— ein neues, eben nicht übermäßiges Geldopfer." — Alſo wohl noch eine halbe Million, um die Fehler, die man mit der erſten halben Million begangen hat, wieder zu verbeſſern, dieſelben Fehler, deren Verbeſſerung er ſelbſt ſo eben als unmöglich erklärt hat! Und wie will er ſie verbeſſern? Er ſoll zu dieſem Zwecke bereits ſeine Vorſchläge gemacht haben. Die zwey großen Thore des kleinen Saales, die bereits ſchon mit doppelten Thüren, einer eiſernen und einer hölzernen, verſchloſſen ſind, ſollen noch mit einer dritten verſchloſſen werden; alle innere und äußere Mauerbekleidung ſoll abgeriſſen und die ganze Sternwarte an ihrer äußern Seite mit Pech überſchmiert werden; das ganze große Kupferdach wird mit ſeinem Dachſtuhle abgetragen, der ganze Platfond niedergeriſſen, ſelbſt von den Hauptmauern, ſo weit ſie von der Näſſe durchweicht ſind, mehrere Schuhe abgenommen; der Boden des Obſervations-Saales wird ganz aufgeriſſen und ſtatt dem alten marmornen ein hölzerner beſorgt; das ſchon zum Zweytenmale gemachte Pflaſter rings um die Sternwarte wird weggenommen und zum Drittenmale gemacht und um allen dieſen Reformen die Krone aufzuſetzen, wird der äußere Fußboden ringsherum mehrere Klafter hoch ſcarpirt und ſenkrecht abgeſchnitten, d. h. alſo mit einem Worte: das Ganze wird noch einmal von vorne gemacht und unter der Aufſicht und Leitung deſſelben gemacht, der ſich bereits ſo viel Ruhm an dieſer Sternwarte erworben hat.

Unſer Frauenverein beſteht bereits ſeit drey Jahren und hat ſich durch ſeine Thätigkeit zur Unterſtützung wahrer Armen die gegründetſten Anſprüche auf den Dank des Vaterlandes erworben. Vor Kurzem erſchien ſeine zweyte öffentliche Rechnung über ſeine Einnahme und Ausgabe. Die erſte Vorſteherinn, Gräfinn Lad. Teleki, gehört zu den erſten Zierden ihres Geſchlechtes, und es iſt eine Luſt, zu ſehen, mit welcher Bereitwilligkeit ſie jedem Fremden die ganze Einrichtung des unter ihrer Leitung ſtehenden Arbeitshauſes, die verfertigten Stoffe, die Maſchinen, die Bücher mit Rechnungen ꝛc. zeigt und erklärt.

Eine vorzügliche Anerkennung verdienen noch Rauſchmanns Kunſtuhren, Greiners phyſiſche und plaſtiſche Glasarbeiten, Remolts hydrauliſche Maſchinen, Goldingers Appretur-Cylinder und Stöcklins chirurgiſche Inſtrumente, von denen ich nächſtens umſtändlicher ſprechen werde. Hier ſey es mir erlaubt, noch einige Worte über das königl. ungariſche National-Muſeum zu ſagen. Ihr Stifter und Erhalter iſt S. K. Hoheit, der Palatin, der die Künſte und Wiſſenſchaften nicht nur beſchützt, ſondern ſie ſelbſt innig kennt. Unter ſeinem Schutze hat ſich dieſes National-Muſeum in wenig Jahren zu einem Grade der Vollkommenheit erhoben, daß es nun manchen viel älteren kühn zur Seite treten und ſelbſt für ſpäte Jahrhunderte ein edles und großes Denkmal des Fürſten ſeyn wird, deſſen Namen in den Herzen der Ungarn nie vergehen kann. Auch in der Ferne, auf ſeiner Reiſe in Italien, ſorgt der erhabene Stifter deſſelben täglich für die Vervollkommnung dieſes Inſtituts. Noch vor Kurzem äußerte Er den Wunſch, dem Muſeum ein technologiſches Kabinet beyzufügen, und dieſe Aeußerung war hinlänglich, den Hrn. Fabriken-Inſpektor v. Kerß zu bewegen, ſeine ſeltene Privatſammlung von 9000 technologiſchen Muſtern dem Muſeum unentgeldlich anzubieten. Die ſchönſte Belohnung weiſer und guter Fürſten iſt die hingebende Bereitwilligkeit, mit der Alle ihren leiſeſten Wünſchen dankbar entgegenkommen.

A. P. Z.

Nro. 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Juli 1819.

.... Denn die Tapferkeit der Sterblichen
Vermag allein nichts; auch der Götter Huld iſt noth.

Euripides.

Der chineſiſche Kaiſer Kienlong.

(Fortſetzung.)

Als Kienlong ausſchließlicher Beherrſcher der Centrallande Aſiens geworden war, beſchloß er die feſtlichen Gebräuche zu veranſtalten, welche die frühern Kaiſer am Schluſſe eines glorreichen Feldzuges vorzunehmen gewohnt waren. Dazu verfügte er ſich an einen, zehn Meilen von Peking entfernten, zunächſt der Straße, worauf der Heerführer Tchao-hoei ſeine Rückkehr nehmen mußte, gelegnen Ort, wo ein Altar und mehrere Zelte errichtet waren, deren eines zur Zuſammenkunft des Kaiſers mit ſeinem General dienen ſollte. In der Nähe des Altars ſtieg Kienlong vom Wagen, und redete den aus ſeinem Zelt ihm entgegenkommenden Heerführer alſo an: „Ich freue mich Ihrer glücklichen Heimkehr, nach ſo vielen überſtandenen Mühen und glorreichen Thaten. Sie bedürfen nun der Ruhe im Schoße der Ihrigen. Ich ſelbſt will Sie dahin begleiten. Zuvor aber ſollen wir jetzt der Siegesgottheit unſere feyerlichen Dankopfer bringen.“ Er trat hierauf zum Altar, verrichtete die Ceremonien, und kehrte mit dem General und den übrigen Offiziers in's Zelt zurück. Hier ſetzte er ſich, hieß den General ſich ebenfalls niederſetzen, und bot ihm eine Taſſe Thee dar. Tchao-hoei wollte ſie knieend empfangen, wie dieß bey allem, was man, wenn auch nur mittelbar, vom Kaiſer empfängt, üblich iſt; der Fürſt ließ es aber nicht geſchehen. Der Zug ſetzte ſich alsdann, unter prachtvollem Begleite und mitten durch unzählbares Volk, in Bewegung. Der Kaiſer ſaß unter einem Traghimmel; unmittelbar vor ihm her ritt der Heerführer in prächtiger Waffenrüſtung. Dreyßig türkiſche Gefangene, zu Fuß und gefeſſelt, beſchloſſen dieſen Triumphzug, der im April 1760 begangen ward. Im folgenden Jahr, Kienlongs fünfzigſtem Lebensjahre, wurden abermals große Freudenfeſte gefeyert. Im Jahr 1767 ward die Ceremonie des Ackerpflügens mit ungewöhnlicher Feyerlichkeit begangen. Im darauf folgenden Jahr ward Krieg gegen die Awaren geführt.

Ein ſeltſames Ereigniß, und das ruhmvollſte, welches, chineſiſchen Begriffen zufolge, die Regierung eines Kaiſers auszeichnen kann, trat im Jahr 1770 ein; Kienlong ward dadurch ungemein erfreut, und es iſt daſſelbe auch die Grundlage vielfältiger Lobſprüche geworden, welche ſeiner Regierung ertheilt wurden. Das Volk der Tourgots, ein Mongolenſtamm, welcher ſich an der Wolga angeſiedelt hatte, ward der ruſſiſchen Herrſchaft überdrüßig, durchzog die Kirgiswüſten, und kam dem See von Balgaſch entlang, bis an die Ufer des Ili, mit dem Geſuch, unter chineſiſche Herrſchaft wieder aufgenommen zu werden und das Land ſeiner Ahnen bewohnen zu dürfen. Nach überſtandenen vielen Kämpfen und unſäglichen Schwierigkeiten, traf dieß Volk, von allem entblößt, bey 50,000 Familien oder 300,000 Seelen ſtark, ein. Der Kaiſer nahm ſie mit vielem Vergnügen auf, ließ ihren Anführer an den Hof kommen, und erwies ihm ausgezeichnete Ehre. Im nächſtfolgenden Jahr kamen noch weiterhin mehrere Stämme der Olet, der Pourut, mit den Ueberreſten des Tourgotvolkes, die freywillig als Unter-

thanen angenommen zu werden wünſchten. Die Ankunft der erſten Tourgots traf gerade mit den Feſten zuſammen, welche zu Ehren des achtzigſten Geburtstags der Kaiſerinn Mutter gefeyert wurden, und der Kaiſer, über ein ſo glückliches Zuſammentreffen hocherfreut, verfertigte zu deſſen Verherrlichung ein Redeſtück, in der Mandſchuſprache, das in's Chineſiſche, Mongoliſche und Tibetaniſche überſetzt, in Stein gehauen, und theils in einem kürzlich dem Fo geweihten Tempel ausgeſetzt, theils dem zu Ili im Lande der Tourgots ſelbſt errichteten Denkmale einverleibt ward. Der Pater Amiot hat daſſelbe, mit erläuternden Anmerkungen begleitet, im erſten Band der Memoires concernant les Chinois überſetzt.

Ein anderes Ereigniß, welches die Chineſen für nicht minder glorreich achten, das hingegen anderswo verſchiedentlich abweichend beurtheilt werden möchte, erfolgte im Jahr 1775. Es iſt dieß die Unterjochung der Miao-tſeu, eines kleinen Volkes, von tibetaniſcher Herkunft, das in den Bergen von Sſe-tchhouan eingeſchloſſen, und, von der Natur in dem unzugänglichen Lande geſchützt, bisher unabhängig geblieben war. Um der unvermeidlichen Zwiſte willen, die ſich von Zeit zu Zeit zwiſchen dieſem freyen Volksſtamme und den Beamten der nahen chineſiſchen Städte ergeben mußten, ward er der Raubſucht bezüchtigt, und Kienlong beſchloß, ihn ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Dieſe Unterwerfung ward aber in der That zur beynahe völligen Ausrottung. Der Feldherr Akoui, nachdem er mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung Feldgeſchütz in die Bergſchluchten hatte bringen laſſen, wo das freye Volk wohnte, verfolgte daſſelbe von Ort zu Ort, über die ſteilſten Felſen und die gefährlichſten Abgründe hin. Die Miao-tſeu leiſteten den ehrenvollſten Widerſtand: das Vorrücken des kaiſerlichen Heeres geſchah langſam und vorſichtig, ſo daß es faſt anderthalb Jahre dauerte, ehe zehn bis zwölf Meilen Landes von dem Eroberungsheere beſetzt, und ehe dieſes in der Nähe der Hauptſtadt des kleinen Goldbaches, Maino genannt, eingetroffen war. Die Stadt ward eingenommen, alle Dörfer wurden zerſtört, und die Truppen ſetzten ihren Marſch nach dem großen Goldbache fort. Hier fand das chineſiſche Heer die Miao-tſen zu ihrem Empfange gerüſtet, und auch die Weiber ſogar hatten ſich bewaffnet. In der ihnen unbekannten Landſchaft wurden die Truppen vielfältig aus geheimen Hinterhalten überfallen, durch herabgeſtürzte Felſenſtücke zerſchmettert, oder in Abgründe verſenkt. Endlich kam auch die Einnahme der Hauptſtadt des großen Goldbaches zu Stande, und man gelangte vor Karai, einen für unüberwindlich geachteten feſten Platz, welcher, in der Mitte unzugänglicher Felſen gelegen, durch ein Heer vertheidigt ward, bey dem ſich alle noch übrigen Häuptlinge dieſes Bergvolkes befanden. Die Feſtung ward erobert, und die Häuptlinge nach Peking abgeführt, wo der Kaiſer, den Glanz des kleinen, aber mühevoll errungenen Sieges trübte, indem er nicht die Häuptlinge allein, ſondern auch viele Miao-tſeu von minderm Range hinrichten und ihre Köpfe in Käfigen ausſtellen ließ. Neben dieſer völlig zweckloſen und darum barbariſchen Strenge, wollte der Kaiſer die Heldenthat annoch durch ein Gedicht verherrlichen, das er in Mandſchu-Verſen, den erſten und vielleicht auch letzten, die in dieſer Sprache gedichtet wurden, verfertigte. Sie haben kein Sylbenmaß, und ſind dagegen, mit Ausnahme des dritten in jedem Verſeſatze, vorn ſowol als hinten gereimt. Der erſte lautet alſo:

Dchafanga Gin-tchouan-ni khólkha
Dchalan khalame ekhe yaboukha
Dchabchan-de, mandchou thookha of,
Dchabdoungala khódoun gisaboukha.

(Das empöreriſche Räubervolk der Kin-tchhonan war von Geſchlecht zu Geſchlecht verderbter geworden. Die mit Glück gekrönten Waffenthaten der Mandſchuheere haben daſſelbe ſchnell ausgerottet.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Volkslieder der alten Griechen.

(Fortſetzung.)

Es kann hier auch angeführt werden, das berühmte Skolion des Ariſtoteles an die Tugend. Es findet ſich zwar keine Nachricht, daß es wie die eben beygebrachten volksmäßig und in allgemeinem Gebrauch geweſen ſey; da es indeſſen, auch abgeſehen von dem berühmten Urheber und der Schönheit der Verſe, durch Vergleichung mit den andern Skolien beyträgt, das Weſen dieſer Gattung ſchärfer aufzufaſſen, ſo wird es hier nicht am unpaſſenden Orte ſtehen. Der eigentliche Zweck des Gedichtes geht aus dem Ende deſſelben hervor: es ſollte eine Verherrlichung ſeines Freundes ſeyn, des Hermias, Tyrann von Atarna, einer Stadt in Kleinaſien. Die Ankläger des Ariſtoteles nannten es einen Päan, und machten davon Gebrauch, um den Verfaſſer der Irreligioſität zu beſchuldigen, weil er auf dieſe Art einem Menſchen göttliche Ehre erwieſen habe. Dagegen bemerkt Athenäus (XV. 16, p. 696), daß dem Gedicht die zwey, ſchon oben angeführten, Merkmale eines Päans fehlten; denn einmal werde Hermias ja als geſtorben angeredet, wodurch er von der Ehre und Geſellſchaft der Götter hinreichend getrennt ſey, und dann ſey auch der herkömmliche Refrain: Ἰὴ Παιάν. Wie dem auch ſey, das Gedicht des Ariſtoteles iſt ſeiner Ausdehnung und ſeinem Tone nach nicht in der improviſatoriſchen und leichten Art der Skolien gehalten, ſondern feyerlicher, prächtiger und in höherm Styl. Dieſe Verſchiedenheit mag denn auch wohl jene Ankläger zu dieſer Beſchuldigung beſtimmt und bey vielen auch gerechtfertiget haben. Der Leſer urtheile ſelbſt.

Digitized by Google

Tugend ſchwer zu erringen
Unſerm Geſchlecht,
Des Lebens herrlichſter Preis!
Deiner Schönheit wegen, o Jungfrau,
Schien dem Hellenen-Volk
Auch der Tod,
Auch mühſelige Kampfesarbeit
Neidenswerthes Geſchick.
Solche Frucht läſſt du koſten die Seele,
Beſſer als Gold, als Aeltern,
Als der liebliche Schlaf.
Deinetwegen kämpfte Herakles,
Kämpfte der Leda Zwillingspaar
Dürſtend nach deiner Herrlichkeit.
Liebe zu dir führt' einſt den Peliden,
Führte den Ajax einſt zum Hades.
Um den Reiz deiner holden Geſtalt
Sank auch Atarneus Spross,
Hermias, hin in des Todes Nacht.
Darum preiſst ihn Geſang,
Und Unſterblichkeit geben die Muſen
Ihm Mnemoſynes Töchter,
Dem gaſtlichen Zeus zur Ehre
Und zum Ruhme der treuen Freundſchaſt.

Unter den andern Skolien, aus denen die oben angeführten genommen ſind, findet ſich auch dieſer leicht hinflatternde zierlich ausgedrückte Liebes-Wunſch.

Wär' ich doch nur eine ſchöne Leyer
Künſtlich aus Elfenbein,
Trugen mich dann die ſchönſten Knaben
Zu Dionyſus feſtlichem Tanz.
Wär ich doch nur ein ſchöner Dreyfuß
Zierlich von Gold gemacht,
Trüge mich dann die ſchönſte Frau,
Reinen Gemüthes in ihrer Hand.

Ich finde in einem alten deutſchen Volkslied eine ganz gleiche Wendung (Wunderhorn. B. III. S. 113), aber mit einem bey weitem innigern und zartern Gefühl durchgeführt. Der Unterſchied bey dieſer Aehnlichkeit ſcheint mir zur Vergleichung der deutſchen und griechiſchen Poeſie charakteriſtiſch: deßwegen mögen dieſe Zeilen hier folgen.

Wöllt Gott wär ich ein lauter Spiegelglas,
Daß ſich die allerſchönſte Frau
All Morgen vor mir pflanziret.
Wollt Gott wär ich ein ſeiden Hemdelein weiß,
Daß mich die allerſchönſte Frau
An ihrem Leibe trüge.

Wollt Gott wär ich ein roth Goldringelein,
Daß mich die allerſchönſte Frau
An ihre Händelein zwinge.
Wollt Gott wär ich ein Eichhorn traun
Und ſpräng auf ihren Schoos,
Von rechter Lieb' ſie mich in ihr Aermlein ſchloß,
Sie küſſt mich an mein roſenfarbnes Mündelein,
Das nehm ich für des Kaiſers Gut,
Sollt ich drum ärmer ſeyn.

Unter den hiſtoriſchen Skolien ſteht oben an jenes überaus treffliche Lied zum Preis der Tyrannen-Mörder Harmodius und Ariſtogiton, welches auch von Herder als Probe griechiſcher Volkspoeſie in die Stimmen der Völker aufgenommen worden iſt. Sie hatten ihre Dolche unter Myrthenzweige verſteckt; darauf bezieht ſich der Anfang des Geſanges.

Tragen will ich das Schwerdt verſteckt in Myrthen,
Wie Harmodius und Ariſtogiton,
Da ſie den Tyrann trafen zum Tod'
Und der Athener Volk wieder zur Freyheit kam.

Nicht Harmodius biſt du todter Schatten,
Auf der Seligen Inſeln wohnſt du, Theurer!
Wo Achilles lebt kampfesberühmt,
Wo Diomedes lebt, Tydeus geprieſener Sohn.

Tragen will ich das Schwerdt verſteckt in Myrthen
Gleich Harmodius und Ariſtogiton;
Wie am Feſte ſie Pallas Athene
Jenen Tyrann tödteten, den Hipparch.

Stets geprieſen ſey euer Nam auf Erden,
O Harmodius und Ariſtogiton!
Weil den Zwingherrn ihr trafet zum Tod'
Und der Athener Volk euch ſeine Freyheit dankt.

Die Herrſchaft der Piſiſtratiden gab noch zu einem andern Skolion Veranlaſſung. Einige tapfere Athenienſer hatten ſich nämlich, um ihre Freyheit zu behaupten, an einen Ort im Attiſchen Gebiete zurückgezogen, welcher Leipſydrion hieß, und denſelben befeſtiget. Sie wurden von den Tyrannen angegriffen und in einem blutigen Gefecht aufgerieben. Da ſang man in Athen:

Ach! Ach! Leipſydrion Verräther Ort,
Männer ſaheſt du fallen, die im Streite
Tapfer waren und von edler Abkunft.
Wahrlich ſie zeigten wohl ihres Geſchlechtes Name.

Aus der Klaſſe der ſcherzhaften Skolien mögen hier folgende zwey ſtehen.

Hat eine Eichel das Schwein, ſucht es dazu gleich eine andere,
Hab ein Mädchen ich auch, ſuch' ich dazu gleich eine andere.

Mit mir trinke, o Freund, liebe mit mir, kränze dein Haupt mit mir;
Mit dem raſenden raſ': biſt du wieder geſcheidt, bin ichs dann auch mit dir.

Man ſang bey Mahlzeiten nach dem Eſſen nicht blos ſolche Skolien; eben ſo gewöhnlich war es, Stellen aus Dichtern, beſonders dramatiſchen, abzuſingen oder zu deklamiren, welches beweiſt, wie allgemein bekannt und ins Leben übergegangen auch ſolche Gedichte waren, die über den Kreis des einfachen Volksliedes hinausgingen (S. Aristophan. nubb. v. 1360. Theophrast. Mar. cap. 27.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Peſth, den 14. Juni.

(Beſchluß.)

Die ungriſche Dramaturgie nimmt einen neuen Aufſchwung. In ſieben verſchiedenen Provinzial = Städten beſtehen ungriſche Schauſpieler = Geſellſchaften, die entweder das ganze Jahr hindurch, oder blos einen Theil deſſelben magyariſche Vorſtellungen geben. Die vorzüglichſten ſind die Ukstolezen im Bonſoden, und die Stuhlweiſſenburger im Komitat gleiches Namens. Die Erſtere erfreut ſich eines ſolchen Beyfalls, daß die Stände des Komitats ein geräumigeres Theater zu erbauen beſchloſſen haben. Freywillige Beyträge beſtreiten die Koſten. Der Grundſtein wurde dieſen Sommer durch den erſten Vice-Geſpan Ragályi gelegt, deſſen bey dieſer Gelegenheit gehaltene Rede in mannigfacher Rückſicht intereſſant war, und ſogleich mehrere nahmhafte freywillige Beyträge erzweckte.

Die Stuhlweiſſenburger Geſellſchaft befindet ſich ſeit einem Jahr im Beſitz einer hübſchen zweckmäßig gebauten Bühne, die ebenfalls der Freygebigkeit der Stände des Stuhlweiſſenburger Komitats ihr Entſtehen verdankt. Da im Sommer das Stuhlweiſſenburger Theater geſchloſſen iſt, berief die hieſige Direktion die magyariſche Geſellſchaft hieher. Die Direktion findet hierin allerdings ihre Rechnung, denn das Haus iſt weit mehr gefüllt als bey den deutſchen Darſtellungen, und die Schauſpieler ärnten allgemeinen durch ihr Streben wohlverdienten Beyfall. Sie geben Ueberſetzungen deutſcher Schauſpiele und Produkte heimiſcher Muſen. Kotzebue's Oktavia, Müllners Schuld und Körners Zrini, ſo wie des vaterländiſchen Dichters Karl Kisfaludi Drama: Die Tartaren in Ungarn, waren ihre anziehendſten Leiſtungen. (Karl Kisfaludi iſt der jüngſte Bruder des durch ſeine wunderherrlichen ungriſchen Liebeslieder unſterblich gewordenen Alexander Kisfaludi) Die Geſellſchaft iſt von Eifer und Liebe für die Kunſt beſeelt, daher ihre Darſtellungen lebendig und zuſammengreifend, bey keinem ein unzeitiges Vordrängen bemerkbar, wohl aber das zweckmäßige Bemühen ein Ganzes zu liefern. Die vorzüglichſten Glieder der Geſellſchaft ſind Frau Kántor und Herr Horváth. Erſtere iſt eine Künſtlerinn im ſtrengſten Sinn des Worts, ſie gibt die erſten Heldinnen. Horváth iſt ein verdienſtvoller Schauſpieler, von der Natur mit einer ſchönen Geſtalt, wohlklingenden Stimme und richtigen Gefühl begabt. Er gefällt mit Recht.

Im Ganzen iſt es eine anziehende und erfreuliche Wahrnehmung, daß das ungriſche Bühnenweſen, ohne von irgend Jemand vorzugsweiſe ſeine Richtung bekommen zu haben, gerade den rechten Weg zu ſeiner ferneren Ausbildung getroffen hat, den Einzigen, wodurch ſich eine gegen vielfache Hinderniſſe ankämpfende Bühne begründen kann. Sie geht den Weg der Nationalität. Nicht die Sprache allein iſt heimiſch, die Art der Darſtellung ſelbſt iſt eigenthümlich, und die magyariſchen dramatiſchen Dichter wählen ihre Stoffe meiſt aus der vaterländiſchen Geſchichte, daher ihre Werke denn auch tief im Gemüth der Nation wurzeln.

Wir leben der frohen Hoffnung entgegen, daß die Begeiſterung, die hier durch die magyariſchen Schauſpiele erregt worden, den Dichtern Veranlaſſung zu mehreren dramatiſchen Werken ſeyn, und endlich Hand angelegt werde zur Erbauung eines magyariſchen Theaters zu Peſth. Ein ſeit Jahren oft und laut ausgeſprochener Wunſch! Es wäre ein ſehr wichtiger Schritt zur Beförderung der ungriſchen Dramatik, und zur Entwicklung der überraſchenden Erſcheinung: wie ſich im 19ten Jahrhundert ohne äußere Anregung, gegen vielfache Hinderniſſe ankämpfend, blos durch den inneren Drang der Nation getrieben, eine in Darſtellung und Dichtung nationelle Bühne begründe.

Zürich.

(Beſchluß.)

„Eine verſchiedene Richtung mußten die früheſten Eindrücke und die jugendlichen Umgebungen Lavater's, ſeinem reizbaren Temperament und regſamen Geiſte ertheilen. Das Haus des berühmten, durch mannigfaltige Thätigkeit, wie durch Menſchenfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Vaters (Johann Caſpar Lavater's), war ein Vereinigungspunkt für Menſchen aller Stände, Klaſſen und Alter, deren Beſuche einander täglich und ſtündlich ablöſten; vorzüglich aber war es ein Sammelplatz zahlloſer Reiſender, die gleichſam eine Heerſchau aller menſchlichen Bildungsſtufen gewährten, häufig genug die glänzenden Vorzüge der Hof- und Weltleute, mitunter auch die ſeltnern Tugenden wahrhaft großer Charaktere darbothen, und die daneben alle, in den Stunden oder Augenblicken der ihnen erwünſchten und genußreichen Beſuche, ihre Lichtſeite einzig nur und ihre liebenswürdigen Eigenſchaften hervorzuſtellen und geltend zu machen bemüht waren. Wie wäre es möglich geweſen, daß eine ſolche Schule der täglichen Umgebung nicht viel kräftiger, als jeder poſitive Unterricht, auf das empfängliche Gemüth des Knaben wirken, und die Grundlagen ſeines eignen Charakters feſtſetzen ſollte. Wenn ſo viele reizende Larven, die ohne Zweifel oft große Verkehrtheiten deckten, der jugendlichen Unerfahrenheit gefahrdrohend erſcheinen konnten, ſo ſtund der tugendhaften Eltern reiner und religiöſer Sinn als eine ſchützende Wehre den Gefahren kräftig gegenüber. Doch hielt bald auch der verſtändige Vater für beſſer gethan, den Einfluß jener Umgebungen nicht allzulange fürdauern zu laſſen. Die Denkart, das Syſtem und die Anſichten des Vaters in Religionsſachen hatten ſich unter ganz andern Jugendverhältniſſen ausgebildet, als nunmehr diejenigen des Sohnes waren; darum mußten ſich dann wohl auch die Keime der Abweichungen bey dem letzteren frühe ſchon entzünden. Vielleicht war es die fromme Scheue der kindlichen Ehrfurcht und Liebe, die dieſe Abweichungen durch Studien und Berufswahl zu nähren ſich weigerte, und jene andere Laufbahn vorzog, worin der Großvater und Oheim ſich ebenfalls bereits ſchon Verdienſte, Ruhm und Ehre erworben hatten. Die ausübende Kunſt, das Leben in der Geſellſchaft, der unmittelbare Ideentauſch, und die Thätigkeit im perſönlichen Wirkungskreiſe waren von nun an das Ziel, nach welchem Lavater hinſtrebte; die wiſſenſchaftlichen Studien, die poſitiven Kenntniſſe und die Gelehrſamkeit waren ihm Hülfsmittel und nicht Zweck, auch in demjenigen Zeitpunkt, wo man wünſchen kann, daß nur ſie noch dem Jüngling Zweck ſeyn möchten, weil, was man als Hülfsmittel betrachtet, je nach wechſelnden Anſichten des Augenblicks und der Stimmung, allzuleicht gegen Anderes vertauſcht, und ſelten mit jener beharrlichkeit Stetigkeit verfolgt wird, die ein feſt im Auge behaltener Zweck allein nur ſichert. Die Bahn, welche Lavater einſchlug, war ſchlüpfrig und klippenreich, und er konnte ſeinen Altersgenoſſen eine Zeitlang auf derſelben gefährdet erſcheinen: aber die Gefahren wurden glücklich beſtanden, und an's Ziel gelangt, ſtellte ſich der Charakter eines edlen Mannes dar, durch helle Vernunft, reinen, kräftigen Willen und vielſeitige Erfahrung geläutert, der ſich in guten und ſchlimmen Tagen bewährt, am gediegenſten aber vollends in dem letzten Zeitraume ſeines irdiſchen Daſeyns erwieſen hat, wo die Aehnlichkeit der Leiden, des ſtandhaften Muthes, und der langen Vorbereitung zur erſehnten Vollendung, wo, ſage ich, eine ſolche Aehnlichkeit mit dem vorangegangenen Vater dieſen Vielgeliebten dem Sohne nochmals an die Seite ſetzte, und die Rührung der zahlreich an ſeinem Grabe Klagenden verdoppeln konnte.“

Nro. 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 22. Juli 1819.

Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
Dieſes Dienergefolg meldet den Herrſcher mir an.
Prangend verkünd'gen ihn von fern die leuchtenden Kuppeln,
Aus dem felſigen Kern hebt ſich die thürmende Stadt.

Schiller.

Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre.

(Von G. L. P. Sievers.)

Es war in den erſten Tagen des Mais; kein Wölkchen trübte das Blau des Himmels und die Sonne ſenkte Strahlen auf die Erde, die wohlthätig erwärmten, ohne zu verbrennen. Muthig wies ich alle Sorgen für den künftigen Morgen hinter mich und verließ meine Wohnung mit derſelben Haſt, mit welcher ein Vogel ſeinem Käfige entflieht, ſobald ihm die Thüe deſſelben geöffnet wird. Es war ſieben Uhr. Ich ſtieg ſo eilig die Treppe hinab, daß ich faſt die Portière, die eben noch ſchlaftrunken aus ihrer Loge trat, um bey der gegenüber hökernden Milchfrau ihr Töpfchen Rahm einzukaufen, über den Haufen gerannt hätte. An eine ſo frühe Erſcheinung von meiner Seite unten im Hauſe war die gute Frau nicht gewohnt. Auch gab ſie mir ihre Verwunderung darüber mit folgenden Worten zu erkennen: „Quelle superbe envie de sortir de si grand matin, Monsieur?"

Ich nahm mir vor, den Montmartre zu erſteigen. Auf dieſem Wege ſtanden eine Menge Zwecke zu erreichen, von denen allen ich einen heilſamen Nutzen ziehen wollte. Der erſte und vornehmſte war, friſche Luft zu ſchöpfen, und zwar eine noch friſchere, als ſelbſt in den Plainen um Paris herum. Dann war ich begierig, daſelbſt das natürliche Panorama von dieſer Stadt in ſeinem fünf Meilen weiten Umfange zu überſchauen und endlich mich der Wohlthat aller der Gefühle hinzugeben, welche die freye Gottesnatur zur Zeit ihrer Wiedererneuerung dem menſchlichen Herzen in ſo wunderbarer Fülle mitzutheilen bereit iſt. Andere Nebenzwecke, die darin beſtehen würden, mich hiſtoriſch oder humoriſtiſch zu ergötzen, mögen hier unerörtert bleiben, um an Ort und Stelle, dramatiſchen Ereigniſſen ähnlich, unmittelbar in die Handlung dieſer Epopee eines Maitags eingreifen zu können.

Ihr wißt, lieben Leſer, daß ein Vergnügen, allein genoſſen, nur ein halbes Vergnügen iſt: es fehlt ihm, ſo zu ſagen (muß ich mich des treffenden, obgleich etwas gewöhnlichen Vergleichs wegen bey euch entſchuldigen?), das Wiederkäuen, welches allein die mitgetheilte Reflexion über den Genuß des Vergnügens gewähren kann. Begleitet mich daher auf meinem Spaziergange und helft mir wohlwollend, den ermattenden und ermüdenden Monolog in den lebendigern Dialog zu verwandeln.

Es iſt, wie geſagt, ſieben Uhr, eine frühe Tageszeit für den Mittelpunkt von Paris, ſelbſt im Sommer. Die Straßen ſind noch leer; hin und wieder läßt ſich ein Waſſerträger ſehen, deſſen gewöhnlicher Ruf: A l'eau! ſehr heiſer klingt, weil ſein Verdienſt noch keinen Beſuch bey'm Weinſchenken (marchand de vins) hat geſtatten wollen. Einige Hausmädchen (bonnes) trippeln im ſtrengſten Nachtnegligé über die Straße in die Bäcker- und Krämer-Läden und nach und nach verſammeln ſich auch die Commissionnaires (Schuhputzer, Laſtträger und Ausläufer) an den Ecken der Gaſſen.

Digitized by Google

Wir treten in die Straße Montmartre, und ſchreiten von da, queer über den boulevard gleiches Namens weg, in die Straße der Vorſtadt Montmartre. Hier fängt ſchon das Gewoge alles deſſen an, was von außen her auf die verſchiedenen Märkte eilt, um dort zu verkaufen.

Wir biegen jetzt rechts in die Rue des Martyrs. Trotz dem, daß der Weg nur ganz allmählig bergauf geht, fühlt ihr euch doch ermattet im Augenblicke, wo wir durch die beſagte Straße an der Barrière gleiches Namens ankommen. Dieß gibt euch Veranlaſſung zu der Bemerkung, daß alle diejenigen Perſonen, die durch die beſagte Barrière die Höhen von Montmartre erſteigen, wirkliche Märtyrer ihrer Neugierde werden.

Jetzt ſtehen wir vor der Barrière des Martyrs. Während wir verſchnaufen und uns den Schweiß von der Stirne wiſchen, mögt ihr euch nach einem Gegenſtande umſehen, der der Aufmerkſamkeit des Statiſtikers würdig iſt. Ihr blickt um euch: aber es ſtößt euch nichts auf, als hohe Gartenmauern und einzelne, ſich durch nichts auszeichnende Häuſer. Ihr meint wohl gar, ich habe mir einen Spaß mit euch erlauben wollen? Bey Leibe nicht! Biegt gleich vor der Barrière rechts um die Mauer. Ihr ſtaunt und fragt, zu welchem Zweck das ungeheure, blos aus einem Erdgeſchoſſe beſtehende maſſive Gebäude beſtimmt ſey? Erfahrt, es iſt eins der fünf großen Schlachthäuſer, (abattoirs, tueris) welche man, ſeit kein Vieh mehr in der Stadt geſchlachtet werden darf, erſt ſeit Kurzem an den verſchiedenen äußerſten Enden von Paris errichtet hat. In dem Gebäude, welches ihr dort vor euch ſeht, befinden ſich Stallungen für mehrere tauſend Ochſen u. ſ. w. So iſt die Geſundheit der Einwohner mit der Bequemlichkeit der Mezger in Uebereinſtimmung gebracht worden.

Schreiten wir jetzt durch die Barrière. Da befinden wir uns endlich außerhalb der Stadt! Vor jeder anderer Barrière würde es uns dünken, als träten wir in eine neue Welt, wenigſtens in eine neue Atmoſphäre, ſo ſehr verſchieden athmet ſich's in der Stadt und außerhalb derſelben. Aber auf dem Flecke, wo wir jetzt ſtehen, iſt der Unterſchied der Luft-, ja ſelbſt der Orts-Umgebungen nicht beſonders bemerkbar, weil der Berg Montmartre, ſo wie die auf denſelben hinaufführende, von allen Seiten mit Häuſern umgebene Straße, welche letztere, ſo wie die auf dem Berge ſelbſt zerſtreuten Wohnungen, den Ort Montmartre bilden, von Norden und Oſten her das Zuſtrömen des Windes unmöglich machen.

Wir ſteigen in der auf den Berg führenden Straße wohlgemuth immer weiter hinauf. Ihr wundert euch, in jedem Hauſe, welches ſich euch zur Rechten oder zur Linken darbietet, einen Weinſchenken (marchand de vins) zu finden und begreift nicht, wie alle dieſe Menſchen nebſt den vielen Tauſenden von Wirthshäuſern, die außerhalb der übrigen Barrieren und auf den nächſten Dörfern befindlich ſind, die Weinſchenken in der Stadt nicht einmal mitgerechnet, ihr Leben friſten können. Wiſſt, daß alle außerhalb der Stadt liegenden Weinſchenken keine Wein-Acciſe bezahlen, und daß daher bey ihnen in dieſem Augenblicke die Bouteille Wein, die in der Stadt zwölf bis vierzehn Sous koſtet, für acht bis neun Sous zu haben iſt. Sonntags und an Feſttagen ſtrömt daher der gemeine Pariſer in Scharen aus der Stadt, um ſich bey den draußen gelegenen Weinſchenken ein Gütliches zu thun, wobey die letztern, ob ſie gleich nur etwa einen oder zwey Sous an der Bouteille gewinnen, immer mehr oder weniger ihre Rechnung finden.

Leſt da die Einſchrift des Schildes eines derſelben. Sie heißt: Martin, marchand de vins, fait repas et nopces. Die Orthographie im letzten Worte möge euch einen Beweis vom Alterthum des Schildes geben, ſo wie ſie zugleich den grammatikaliſchen Grund nachweiſen kann, warum nôces mit einem Circumflexe geſchrieben wird.

Nun wendet ſich die Straße links. Wir ſtehen vor einer himmelhohen Mauer, der Mauer einer ehemaligen Nonnen-Abtey. Auf der Stelle, wo vordem ſchöne Büßende auf züchtigen Knieen zum Himmel hinaufgeſtrebt haben, knieen jetzt bärtige Geſellen und nehmen den entgegengeſetzten Weg, nämlich in die Tiefe hinab; die Abtey iſt jetzt der große Steinbruch auf Montmartre. Es iſt merkwürdig, daß Mönche und Nonnen, neben der ſchönen Ausſicht in die Ewigkeit, auch ſtets nach einer ſchönen Ausſicht in das Zeitliche getrachtet haben. Die von dem Kloſter herab, über Paris weg, muß wahrhaft reizend geweſen ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Volkslieder der alten Griechen.

(Beſchluß.)

Es bleibt nun noch übrig die einzelnen Beſchäftigungen und Stände durchzugehen und ihre eigenthümlichen Lieder vorzuführen. Es ſind noch eine Menge Namen und kurzer Notizen von ſolchen Liedern übrig, welche bey einer ausführlicheren Darſtellung ſich nicht unfruchtbar behandeln laſſen, bey einem bloßen Entwurf aber zur trocknen Nomenklatur werden. Doch ſind uns auch aus dieſem Kreiſe noch einige ſchätzbare Fragmente übrig, welche eine obwol mangelhafte Vorſtellung von dem Verlorenen geben können. Es werden bey griechiſchen Schriftſtellern erwähnt: Schifferlieder, Lieder der Weber, Seiler, Waſſerträger, Bader, Müller u. A. Zu den letztgenannten gehört ein Lied, das die lesbiſchen Weiber beym Mahlen zu ſingen pflegten (Plutarch. conviv. Sept. Sap. cap. XII.), worin von Pittakus, jenem berühmten Weiſen, gerühmt wird, daß er ſelbſt gemahlen habe, was auch anderwärts erzählt wird (Aelian. var. hist. VII. 4) Es hat ſich daraus nur folgendes erhalten, vermuthlich der Anfang:

Mahle, Mühle, mahle,
Denn auch Pittakus mahlt,
Herrſcher des großen Mitylene.

Auch die Bettler hatten ihre eignen Lieder, wovon uns noch eines unter den homeriſchen Gedichten aufbehalten iſt. Es führt die Ueberſchrift: „Eireſione“ der eigenthümliche Name für dieſe Gattung. Man wird in der Wendung des Glückwunſches die Aehnlichkeit mit der gleichen Wendung in dem oben angeführten Krähenlied nicht verkennen.

Laſſt zum Hauſe uns gehn, wo der vielvermögende Mann wohnt,
Hoch von allen geehrt und vom Glücke reichlich geſegnet.
Oeffnet euch Thüren von ſelbſt, hineinzieht lieblicher Reichthum
Und mit dem Reichthum auch die Blüthe heiteren Frohſinns,
Fried' und Freude zumal: ſtets ſeyen gefüllet die Schüſſeln,
Niemals fehle dazu die Menge des treflichſten Mehles.
Seines Sohnes Gemahl ſoll zu ihm kommen auf Wagen,
Stattliche Mäuler voran, ſo ziehe ſie fröhlich ins Haus ein,
Wo ihr der Webſtuhl ſteht auf dem Boden belegt mit Elektron.
Einmal komm' ich des Jahrs, wie im Lenzmond kommet die Schwalbe.
Laß im Hofe mich nicht ſo lange harren der Gabe.
Heil dir, ſchenkeſt du was: wenn nicht, ſo geh ich von dannen,
Denn nicht kam ich ja her, mit dir im Hauſe zu wohnen.

Die Bauern hatten außer andern eignen Liedern auch, wie es ſcheint, Witterungsbeobachtungen in poetiſcher Form, nach Art unſrer gereimten Bauern-Regeln. Ariſtoteles führt wenigſtens einige ſolcher Verſe als ſprüchwörtlich an (Problemat. XXVI, 9. p. 208. ed. Duval.) So unterſucht er einmal den Grund der Regel:

Nicht drey Tage lang währt ein Boreas, welcher bey Nacht weht.

Gleich darauf deutet er auf eine andre ähnliche Regel, die er aber nicht vollſtändig anführt. Zu den Liedern der Bauern iſt auch zu zählen das Schnitterlied, welches Theokrit in ſeiner 10ten Idylle einen Feldarbeiter ſingen läſſt, deſſen Alter, Aechtheit und Volksmäßigkeit dem Inhalt und Ton nach nicht zu bezweifeln iſt, wenn es auch urſprünglich in andrer Form geſungen wurde. Es heißt dort das Lied des Lityerſes: ſonſt heißt an andern Stellen das Lied ſelbſt Lityerſes. Dieſer Lityerſes war der Sage nach ein Sohn des Midas, ein König von Phrygien, dabey ein beſonders rüſtiger Feldarbeiter und Schnitter. Er zwang alle Gäſte, die zu ihm kamen, ihm gleich zu thun; gelang ihnen dieſes nicht, ſo tödtete er ſie. Als er einſt den nämlichen Uebermuth auch an Herkules ausüben wollte, faſſte ihn dieſer und warf ihn in den Fluß Mäander. Da ſangen nach ſeinem Tode die Phrygier ein Lied zum Lobe des Lityerſes, als eines trefflichen Ackermannes und zur Trauer über ſein unglückliches Ende: Bis auf die ſpätere Zeit lebte es im Munde des Volkes fort; wenigſtens berichtet der Scholiaſt des Theokritus, daß er es noch ſingen gehört habe. In dem Theokriteiſchen Liede kommt von dem Schickſal und der Perſon des Lityerſes nichts vor; es ſcheint alſo, man ſetzte überhaupt ſolche Schnitter- und Ernte-Lieder, deren Verfaſſer man nicht zu nennen wuſſte, eben weil ſie Volkslieder waren, mit jenem alten berühmten Ackermann und Schnitter in Verbindung.

Du an Früchten reich und an Aehren, o gib uns Demeter!
Wohlbeackerte Saat, gib reichgeſegneten Ernte.

*

Bindet die Garben friſch, ihr Binder! Der Wanderer ruft ſonſt
Liederlich Volk, das ihr ſeyd! ſo gehet der Lohn ja verloren.

*

Die ihr Mandeln ſetzt, nach Weſten hin oder nach Norden,
Wendet der Garben Schnitt, denn davon ſchwillet die Aehre.

*

Die ihr Weizen dreſcht, o fliehet die Mittagsruhe,
Stäubt doch zur Mittagszeit am beſten die Spreu aus den Halmen.

*

Mäher ihr! gehet ins Feld, ſobald die Lerche ſich reget,
Kehrt nicht heim, bevor ſie entſchlaft und ruht in der Hitze!

*

Wer, wie der Froſch, ihr Brüder! doch lebete, denn um den Schenken
Iſt er mit nichten beſorgt, er hat des Getränkes die Fülle.

*

Lieber uns Linſen gekocht, du geldbegieriger Schaffner!
Schneide dir nur die Augen nicht blind beym Zählen der Grütze.
(Aus der Arethuſa.)

Kein Stand aber war ſo liederreich und wurde ſo zur Unterlage mannichfacher poetiſcher Erzeugniſſe genommen, als der Hirtenſtand, beſonders nach der Art ſeines Thuns und Lebens in dem alten Sicilien. Die bukoliſche Poeſie, als eigne Kunſtform, iſt ein veredelter Zweig dieſes wilden Stammes. Lieder, welche von den Hirten ſelbſt volksmäßig geſungen wurden in ihrer urſprünglichen und unveränderten Form haben wir nicht mehr übrig: doch können wir aus den vorhandenen bukoliſchen Gedichten, namentlich den Theokriteiſchen, uns eine anſchauliche Vorſtellung machen, wie von dem alten Hirtenleben überhaupt, ſo auch von der Art und Weiſe ihres Geſanges. Charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten deſſelben, außer dem, daß Inhalt, Gedanken, Bilder und Ausdrücke aus dem Kreis ihrer Beſchäftigung und ihrer Umgebung hergenommen waren, ſcheinen beſonders folgende geweſen zu ſeyn. Erſtens der poetiſche Wettſtreit, das gegenſeitige Auffordern und Herausfordern zum Geſang, hervorgegangen aus einer lebendigen immer regſamen Luſt zu ſingen und aus alterthümlicher unverſtellter Streit- und Prahlſucht. Die bukoliſchen Dichter machen oft Gebrauch von dieſer Sitte; ſo Theokrit in dem 1ſten, 5ten, 6ten Idyll. Ferner das antwortende, (amoebeiſche) ſymmetriſche, ähnlich dem Parallelismus der orientaliſchen Poeſie, wornach von zwey Sängern der eine dem andern immer in ähnlicher Wendung und ähnlichen Ausdrücken antwortete. Als Beyſpiel kann dafür gelten Theokrits 8tes Idyll. Letztlich der große Wechſel und das ſchnell abſpringende und unterbrochene in der Gedankenfolge (Vergl. die angeführten Stücke) was eines Theils ſeinen Grund hat in einer gewiſſen alterthümlichen, unbeholfenen Einfalt und Kunſtloſigkeit, andern Theils in einer größern Unbeſtimmtheit und Schrankenloſigkeit des Gemüthes, welche der menſchlichen Natur in ihrem Kindesalter eigen iſt.

Zell.

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Holſtein.

Als ein Beytrag zur Geſchichte unſers Zeitgeiſtes verdient auch der Glaube an die ſympathetiſchen Kuren der Wunderfrau Stutterheim im hieſigen Lande erwähnt zu werden, da er ihr nicht nur in den untern Volksklaſſen, ſondern vorzüglich auch unter den Vornehmeren und Gebildeteren, ja ſelbſt unter Aerzten und Predigern die eifrigſten Anhänger gewonnen hat. Frau Stutterheim iſt in einem ſächſiſchen Dorfe geboren, wo ihr Vater Arzt geweſen ſeyn ſoll; ſie heirathete einen Fahnenſchmide bey dem preuſſiſchen Regiment der ſchwarzen Huſaren und begleitete dieſen 1813 nach Holſtein, wo er in dem Treffen bey Behſtäde blieb und ſeine Wittwe ſich bald als Wahrſagerinn bald als Vieh- und Menſchen-Doktorinn einen groſſen Ruf erwarb. Da ſie aber von keiner Medizinal-Behörde eine Erlaubniß zur Ausübung ihrer Künſte aufzuweiſen hatte, ließ ſie das Oberlandesgericht auf die Anzeige der mediziniſchen Fakultät in Kiel gerichtlich einziehen und ſie ward mit Ketten belaſtet nach Itzehoe geführt und in das dortige Gefängniß abgeliefert. Allein ihre Gefangennehmung erweiterte den Kreis ihrer Wirkſamkeit; ſie fand viele und angeſehene Beſchützer und Gönner, die Ketten wurden ihr abgenommen und ihr in der Behanſung des Schließers ein reinliches und geräumiges Zimmer angewieſen, wo Jedermann freyen Zutritt zu ihr verſtattet wurde. Jetzt ſtrömten nicht blos aus Itzehoe und der umliegenden Gegend, ſondern auch aus Hamburg und aus Hannover die Kranken und Schwachen an Körper und Geiſt, zu Fuß, zu Wagen und zu Schiff herbey, um die Hülfe der Wunderfrau in Anſpruch zu nehmen. Einige ihrer Kuren ſind ihr geglückt, viele verunglückt. Sie beſchränkt ſich nicht darauf, daß ſie ihren Kranken die Hände auflegt, die leidenden Theile beſtreicht und ſie Nachts bey Sternenſchimmer auf einen Kreuzweg führt, um ihnen ihr Uebel abzuſprechen — wie es die Bauern nennen — ſondern ſie verordnet auch Mittel ſowol zum Einnehmen, als zum äußerlichen Gebrauch, deren Beſtandtheile bey der Unterſuchung zum Theil ſo unzweckmäßig, ja bis zum Vergiften ſchädlich gefunden worden ſind, daß ihr durch das Urtheil des Oberlandes-Gerichts die Strafe des Zuchthauſes und der darauf folgenden Landesverweiſung zuerkannt worden iſt. Ihre reichen und mächtigen Gönner haben aber bey dem König eine Appellation gegen dieß Urtheil eingereicht und eine ſo bedeutende Bürgſchaft für ſie geleiſtet, daß ſie bis zur Entſcheidung des Gefängniſſes entlaſſen iſt, und die Erlaubniß erhalten hat, ſich bey einem Bürger in Itzehoe einmiethen zu dürfen. Den Ausgang der Sache melde ich Ihnen, ſobald das Urtheil des Königs ihn entſchieden hat.

Hamburg.

Die für den Handel ſo gefährliche Criſis des gegenwärtigen Zeitpunktes lähmt hier alle Thätigkeit. Einige der reichſten und ſolideſten hieſigen Häuſer ſind gefallen, viele wanken und jeder zagt vor dem nächſten Blitzſtrahl, von dem vielleicht Keiner mit Gewißheit beſtimmen kann, in wie fern er von ihm mitgetroffen werden wird.

Seit 1799 kennt man in der kaufmänniſchen Welt keine ſo bedenkliche und drohende Conjecturen als die des gegenwärtigen Augenblicks. Gewiß hat dieſer ſchnelle unerwartete Glückswechſel bey Handelsgeſchäften für den, den nicht der lange Aufenthalt in einer groſſen Handelsſtadt an Auftritte dieſer Art gewöhnt hat, etwas Geheimnißvolles und Schreckendes. Kein anderer Stand des bürgerlichen Lebens ſetzt ſich gleicher Gefahr aus und nur das Loos des Fürſtengünſtlings, der in dieſer Stunde noch allmächtig, in der nächſten vielleicht ſchon von Allen ſich verlaſſen ſieht, gleicht dem des Kaufmanns, der heute noch Gebieter über Millionen, morgen ein Bettler iſt, und wie ein elektriſcher Schlag wird die Erſchütterung ſeines Sturzes erſt im fernen Welttheil mit empfunden, mitgetheilt. —

Das Theater wird bey dieſer Hitze und bey der niedergeſchlagenen Stimmung und der Stockung aller Geſchäfte wenig beſucht und ſelbſt einige ſehr gern geſehene Gäſte haben das Haus kaum an einzelnen Abenden zu füllen vermocht. Hr. Schmele, vom Caſſeler Theater, trat als neu engagirtes Mitglied unſrer Bühne zum Erſtenmal in dem Luſtſpiel: der Schneider und ſein Sohn, in der Rolle des Eduard Rapid auf. Der junge Mann verräth Anlage und man muß hoffen, daß Studium, Beyſpiel und Uebung dieſe entwickeln und bilden werden. Dagegen haben wir aber an Demoiſ. Wrede eine ſehr ſchätzbare Künſtlerinn verloren; ſie hat die Bühne verlaſſen, um als Gattinn eines braven Mannes in den Kreis ſtiller Häuslichkeit einzutreten. Als Maria Stuart ſahen wir ſie zum Letztenmal; ſie wurde einſtimmig herausgerufen und nahm mit ſichtlicher Rührung Abſchied von einem Publikum, das ſich ihrer gewiß noch lange mit all der Achtung erinnern wird, die ihr in jeder Hinſicht gebührt.

Den Reihen der dießjährigen Gaſtrollen eröffnete der Baſſiſt Genab, der vorzüglich als Saraſtro in der Zauberflöte ſehr gefiel. Ein richtiges Spiel, ein voller reiner Bruſtton voll Klang und Kraft und eine gute Schule werden die ein Sänger gewiß auf jeder Bühne, wo er auftritt, Beyfall gewinnen. Mir, ich muß es geſtehen, that es weh, daß Hr. Genab die erhabene Melodie der Arie: In dieſen heiligen Hallen, mit Verzierungen und Künſteleyen — dazu rechne ich auch den Decimenſprung von E bis Gis — überlud und entſtellte. Unſers Gerſtäckers ſüße, ſeelenvolle Stimme entzückte auch an dieſem Abend alle Zuhörer. Uebrigens aber war die Darſtellung dieſer Oper in Hinſicht auf Dekorationen und Maſchinerien ſo ärmlich ausgeſtattet, daß ſie ſo leicht auf keinem Winkeltheater Deutſchlands elender ſeyn kann und man es nicht begreift, wie die ſonſt ſo feinſinnige kunſtliebende Direktion dem hieſigen Publikum eine ſolche Darſtellung bieten darf, und wie dieſes ſich eine ſolche Darſtellung gefallen läßt.

Auf Hrn. Genab folgte Hr. Gern aus Berlin, deſſen Frau und Mlle. Gemmel in einigen Tanz-Divertiſſements auftraten. Beyde Damen ſind reizende Erſcheinungen, ohne ausgezeichnete Tänzerinnen zu ſeyn. Hrn. Gerns Spiel verräth die Schule, in der er ſich gebildet hat. Dieß würde kein Tadel ſeyn, wenn es dieſem Künſtler nicht bey aller ſeiner Routine und ſeinem Kunſtſtudium an jener innern ſchöpferiſchen Begeiſterung fehlte, die allein den Gebilden der darſtellenden Kunſt den Zauber der Wahrheit zu geben vermag. Er zeigt uns in ſich nur den gewandten vielſeitigen Künſtler, nur den Darſteller dieſer oder jener Rolle, aber nicht das Subjekt derſelben ſelbſt. — Als Kammerherr Fegeſack im Geizigen erntete Herr Gern den mehrſten Beyfall und den wenigſten als Sir Kofe in der Parteyenwuth.

Eine vortreffliche, doch nur von Wenigen beſuchte Vorſtellung unſrer Bühne im Lauf dieſes Monats war die des Torquato Taſſo, in der Frau Doktorin Unzer in der Rolle der Prinzeſſinn keine Forderung unbefriedigt ließ, die ein zartes Gemüth und ein gebildeter Kunſtgeſchmack an die Darſtellerinn derſelben zu machen berechtigt ſind. Hoffentlich wird dieß Meiſterwerk bald wieder gegeben und dann ſage ich Ihnen mehr von der in jeder Hinſicht der hieſigen Bühne zur Ehre gereichenden Darſtellung deſſelben.

(Der Beſchluß folgt.

Digitized by Google

Nro. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Juli 1819.

— Fühle tief in einem Feuermeere,
Meine Seele brennend untergehn,
Während deß in Flammen die Altäre
Und umher die Engel zitternd ſtehn.

Pope.

Wie ich Sie in der Kirche ſah.

Du ſaheſt mich und wollteſt mich nicht ſehen,
Und zürnend nur war deine Nähe mein,
Da ſchwangſt du glühnder in die Himmelshöhen
Die Engelsſeele, um mir fern zu ſeyn.
Noch ſah ich deine Reize vor mir ſtehen,
Doch grauſam ſchufſt du ſie zum eitlen Schein.
Dein tiefſtes Selbſt, in das ich eingedrungen,
Hoch war es über mir emporgeſchwungen.

Und in des Glaubens leuchtende Gefilde,
Zu des Erlöſers reinbewahrtem Thron,
Zu einer Jungfrau mütterlichem Bilde,
Warſt du der eignen Schönheit ſelbſt entflohn,
Und ſchnell verklärt zur Heiligen der Milde
Ereilte ſelbſt dich im Gebet der Lohn;
Es ſchwang um dich in hellem Strahlenringe
Des Geiſtes Taube ihre zarte Schwinge.

Der Roſenkranz in deinen weiſſen Händen,
In ihrer liebſichen Umarmung, ſchien
Nicht von Gebeten, die er heißt vollenden,
Nein ſelbſt in ird'ſcher Wonne zu entfliehn.
Die Erde will dem Himmel Engel ſenden,
Aus deinen Augen ſeh' ich ſie entfliehn;
Denn jeder Blick, in ihrem Glanz entzündet,
Ein Cherub iſt's, der Leben mir verkündet.

Und hoffnungslos verſank ich in den Tiefen,
Zum Himmel blickt' ich zürnend und empört —
Dem Zweifler, wagend ſeinen Gott zu prüfen,
Dem Sünder war der Weg zu dir verwehrt.
Doch ſieh — der Reue milde Engel riefen
Und freudig ſtürzt' ich in ihr Flammenſchwert —
Und jauchzte: ſo führt uns ein Gott zuſammen —
Dich zu verklären und mich zu verdammen.

Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre.

(Fortſetzung.)

Ehe wir die letzte und höchſte Abtheilung des Berges erſtiegen, auf welcher ſich die beſagte Pyramide befindet, ſeyd ihr der Meinung, hier für einige Augenblicke auszuruhen. Ich habe dagegen nichts einzuwenden, ohnehin, da wir uns vor einem allerliebſten Blumengärtchen, das offenbar erſt nach den neueſten Ereigniſſen angelegt zu ſeyn ſcheint, auf einem daliegenden Baumſtamm niederſetzen können. Wenn gleich hier, von den ſteilen Felſen des Berges nach allen Seiten zu eingeſchloſſen, das Geſicht noch immer faſten muß; ſo kann dagegen dem Sinne des Geruchs auf der Stelle, wo wir ſitzen, eine deſto größere Gnüge geleiſtet werden. Wir ſaugen beſonders den Duft der gelben einfachen Viole, die im Norden von Deutſchland gar nicht geachtet, hier aber mit Sorgfalt gezogen wird, voll Entzücken ein. Die Eigenthümerinn des Gartens tritt heraus und nöthigt uns, den Garten im Innern zu beſehen. Wir folgen der Einladung der freundlichen Frau und gehen einige Minuten in demſelben herum, uns an dem Dufte der Blumen labend, deren wir ſeit unſerm fünfjährigen Aufenthalte im Mittelpunkt von Paris ganz entfremdet ſind. Nebenbey ſtaunen wir eine hohe, ſteinerne Mauer an, die dieſen kleinen Garten umſchließt. Auf Montmartre, wo man die Steine im eigentlichen Verſtande auf der Straße findet, iſt man ſehr verſchwenderiſch mit maſſiven Umzäunungen.

Nachdem wir den Garten verlaſſen und ſeiner freundlichen Wirthinn den gebührenden Dank abgeſtattet haben, ſchicken wir uns endlich an, ad altiora zu ſchreiten. Im Hinaufſteigen erblicken wir über der Thür eines der oben wohnenden Windmüller, denen der Wein, das heißt der Handel mit demſelben, zugleich Waſſer auf ihre Mühle iſt, in großer Entfernung die Worte: A l'Alexandre divin. Dieſe Einſchrift nimmt uns Wunder. Wer iſt der göttliche Alexander? der alte, der ſich ſelbſt, oder der neue, den ſeine Zeitgenoſſen zu einem Gotte gemacht haben? So fragen wir uns gegenſeitig und beſchließen im voraus, im göttlichen Alexander unſer Frühſtück einzunehmen.

Jetzt endlich klettern wir den letzten, unbeträchtlichen Erdhügel *) hinan und nun befinden wir uns bey der obenerwähnten Pyramide. Jetzt kehrt euch um und ſtellt euch gerade gegen Mittag. Ein Ausruf der Ueberraſchung entwiſcht euch — Paris liegt beynahe dreyhundert Fuß tief unter euch! —

Nicht wahr, meine Freunde, es dünkt euch, als ob Paris, ſeit ihr es im Raume ſo tief unter euch geſehen, auch in eurer Idee geſunken ſey und den Zauber verloren habe, in welchem es euch bis dahin gefeſſelt gehalten? Nehmt euch in Acht: ein Körper, aus der Atmoſphäre ſeines Planeten geſchleudert (wenn dieß ja möglich iſt), entweicht letztern freylich auf immer; wird aber, in ſie zurückfallend, von letzterm unaufhaltſam wieder angezogen. So dürfte es auch euch ergeben. Hier auf dem Montmartre dünkt ihr euch frey von dem Einfluſſe der Anziehkraft dieſer kleinen Welt; aber ihr wieder einverleibt, werdet ihr nach Verlauf von einigen Stunden von neuem ihrer Wunderkraft unterthänig werden. Ihr wißt ja, der Menſch iſt ein hinfällig Weſen: er kann weder der Erde, auf welcher er wohnt, noch dem Erdenkloſe, in welchem er wohnt, entweichen.

Von letzteren machen wir in dieſem Augenblicke die traurige Erfahrung. So begierig auch unſer Geiſt nach dem Genuſſe ſeyn mag, den uns die Ausſicht, die in ihrer ganzen Herrlichkeit vor uns ausgebreitet liegt, darbietet; ſo laſſen ſich dagegen die körperlichen Bedürfniſſe der Ruhe und der Speiſe nicht minder gebieteriſch vernehmen und tragen ſogar am Ende über die Anforderungen des Geiſtes einen vollſtändigen Sieg davon.

Wir kehren daher der Herrlichkeit dieſer Welt, nämlich der Pariſer, den Rücken zu und ſehen uns nach dem göttlichen Alexander um. Er liegt uns ganz in der Nähe und nach etwa hundert Schritten haben wir ihn erreicht. Vor der Mühle angelangt, ſehen wir zufällig noch einmal nach dem Schilde hinauf. Wer begreift unſer Erſtaunen? Wir leſen jetzt: A. Alexandre marchand de vins. Meine Leſer werden nicht begreifen, wie wir dieß haben für: A' l'Alexandre divin nehmen können. Und doch iſt nichts natürlicher, als das. Zuerſt befindet ſich zwiſchen den beyden A ein Riß in dem Schilde, der oben nach rechts etwas in die Krümme geht, alſo von Ferne leicht für ein l' genommen werden kann. Dann ſind die Worte: de vins, wegen Mangel an Raum völlig in eins gezogen, auch die Oeffnung des e mit Schmutz angefüllt und ohnedem durch einen Kothwurf ein Punkt über daſſelbe geſetzt worden. Endlich hat der Mahler, gleichfalls aus Mangel an Raum, wie es hier häufig geſchieht, das s in vins ſehr klein geſchrieben. Was endlich das Wort marchand anbetrifft, ſo wird daſſelbe hier allenthalben in Md abgekürzt, auf unſerm Schilde iſt es noch ohnedem ganz außerordentlich klein ausgedrückt. So haben wir demnach das md von Ferne ganz überſehen und den Weinſchenken Alexander für den göttlichen genommen.

Wir treten in die Mühle. Es ſtellt ſich uns ein Mann dar, der ausſieht, wie wahrſcheinlich alle Müller und Mahler auf der ganzen kultivirten Erde ausſehen. Der unſrige trägt auf einem blauen runden Rumpfe einen violetten runden Hals, auf dieſem einen rothen runden Kopf und auf dieſem eine weiſſe runde Mütze. Das Ganze iſt herkömmlicher Weiſe mit Mehlſtaub überzogen. „Messieurs, redete er uns zuerſt an, j'ai l'honneur de vous souhaiter le bon jour.“ Dann fragt er uns, was uns zu Befehle ſtehe? Wir beſtellten Sallat, Eyer auf Butter geſchlagen u. ſ. w. Noch ehe wir eine bequeme Stelle zum Sitzen gefunden haben, ſteht die Müllerinn ſchon mit dem Verlangten da.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Der Berg Montmartre beſitzt auf ſeiner Oberfläche eine Menge einzelner Hügel, die einer von den andern durch mehr oder minder breite Thäler getrennt ſind. Dieſe Hügel, auf welchen ſich ſämmtlich Windmühlen befinden, ſo wie alle in der Nähe zerſtreut liegenden beträchtlichen Erderhöhungen, werden buttes genannt. Jede dieſer buttes hat einen beſondern Eigen-Namen, mit welchem die Eigenthümer ſie von einander unterſcheiden. Von der Butte Chaumont, die nicht auf dem Montmartre, ſondern im Oſten der Stadt liegt, wird weiter unten die Rede ſeyn.

Der chineſiſche Kaiſer Kienlong.

(Fortſetzung.)

Im Jahr 1777 verlor Kienlong, kurz nacheinander, ſeine Mutter, die er zärtlich geliebt und kindlich verehrt hatte; ſeinen älteſten Sohn, der bereits vierzig Jahre zählte und durch ſeine Eigenſchaften dem Vater ähnlich zu werden verhieß, und endlich auch ſeinen erſten Miniſter, Chouhede, ohne deſſen Rath er nichts zu thun pflegte. Im Jahr 1780 berief der Kaiſer den zweyten Lama aus Tibet nach Ji-ho in der Tartarey; dieſe Reiſe, deren Zweck nie genau bekannt ward, gab zu mancherley Gerüchten um ſo mehr An-

Digitized by Google

laß, als der Lama, bald nach ſeiner Ankunft in Peking, an den Kinderpocken wie es hieß, verſtarb. Man argwöhnte mitunter, Kienlong's Staatsklugheit ſey dieſem Todesfall eines der bedeutendſten Männer unter den Bouddhiſten nicht fremd geblieben. Wie dem auch ſeyn mag, Kienlong, der die Lama's gebrauchte, um ſeine tartariſchen Völker deſto gehorſamer zu behalten, und der eben deßhalb auch dem Lama bey ſeinem Leben große Ehren erwies, ließ nach ſeinem Tode ihm noch größere zu Theil werden, wodurch freylich der einmal gefaſſte Argwohn nicht vermindert ward. Im gleichen Jahr wurden zur Eindämmung des gelben Fluſſes, deſſen Austreten beſtändige Verheerungen drohte, große Arbeiten unternommen. Aloui, der nämliche Heerführer, welcher ſich durch die Unterjochung der Miao-tſen berühmt gemacht hatte, ward auch mit dieſer Arbeit beauftragt, die er befriedigend zu Stand brachte.

So wie der Kaiſer im Alter vorrückte, ward er in Erfüllung aller Ceremonien, die zu den Herrſcherpflichten gerechnet werden, genauer und gewiſſenhafter; und als zunehmende Altersbeſchwerden ihm zuweilen die vollſtändige Erfüllung derſelben unmöglich machten, rechtfertigte er ſich deßhalb durch öffentliche Kundmachungen, deren der P. Amiot einige mitgetheilt hat. Allen übrigen Regierungsgeſchäften widmete er ſich gleichfalls mit der größten Anſtrengung; als achtzigjähriger Greis ſtund er, auch in der ſtrengen Jahrszeit, mitten in der Nacht auf, um Audienzen zu geben oder mit ſeinen Miniſtern zu arbeiten. Die Miſſionarien und die europäiſchen Botſchafter, denen ſo früher Morgenempfang zu Theil ward, begriffen kaum, wie es möglich ſey, daß ein bejahrter und kränklicher Fürſt ſo ermüdende Geſchäfte ertragen könne; die tartariſchen Leibesübungen und die Jagd hatten ihn dafür abgehärtet. Es war ſein großer Wunſch, daß die Dauer ſeiner Regierung derjenigen ſeines erlauchten Großvaters Khang-hi gleichkommen möchte, welcher ſechszig Jahre regiert hatte. Dieſer Wunſch ging in Erfüllung über, und er hinwieder brachte nun auch die auf dieſen Fall früher angelobte Thronentſagung in Erfüllung. Es geſchah dieß am erſten Tag des Jahres Phing-chin (am 8. Hornung 1796), indem er durch öffentliche Kundmachung die Reichsinſiegel ſeinem Sohne übergab, welcher ſeiner noch fürdaurenden Regierung den Namen Kia-khing, in der Mandſchuhſprache Saitchounga ſangchen (vortrefflichſte oder höchſte Glückſeligkeit) ertheilt hat. Kienlong, ob gleich er die Staatsgeſchäfte an den Kaiſer, ſeinen Sohn, übertragen hatte, empfing doch immerhin noch die Botſchafter der Mongolen und anderer Staaten des Auslands. Man beſchäftigte ſich gerade mit den Zurüſtungen der Feſte des neuen Jahres, das nach chineſiſcher Rechnung ſein neun und achtzigſtes Lebensjahr war, als er am dritten Tag des erſten Mondes (7. Hornung 1799), nach unſerer Zeitrechnung, ſieben und achtzig Jahre vier Monate und dreyzehn Tage alt, verſtarb. Der Name, der ihm nach ſeinem Tod, als Apotheoſe ertheilt ward und womit ihn die Geſchichte nennen wird, iſt Kao-tsoung-chunhoang-ti.

Kienlong iſt zuverläſſig einer der ruhmwürdigſten Kaiſer geweſen, deren die chineſiſche Geſchichte Meldung thut. Die lange Dauer ſeiner Regierung hat den Glanz, welchen jene ſeines Großvaters der Mandſchu-Dynaſtie verliehen hatte, noch bedeutend vermehrt. Er vereinte, mit einem feſten Charakter, vielen Scharfſinn, ſeltene Thätigkeit und eine große Redlichkeit; an Geiſt und Edelſinn dürfte er jedoch ſeinen Großvater nicht erreicht haben. Er liebte ſein Volk und war treu in Erfüllung deſſen, was er für ſeine Herrſcherpflichten anſah: er führte nämlich ein ſtrenges Regiment und verſäumte nichts, was ſeinen Völkern Frieden und Ueberfluß gewährleiſten konnte. Zu ſechs verſchiedenen Malen hat er im Lauf ſeiner Regierung die ſüdlichen Landſchaften beſucht, und jedesmal geſchah es, um nützliche Anordnungen zu treffen, um Dämme gegen das Meer anzulegen, oder um untreue Verwaltungen der Großen, gegen die er ſich unerbittlich zeigte, zu beſtrafen. Fünf Male ertheilte er, bey Anlaß des Geburtsfeſtes ſeiner Mutter oder ſeines eigenen, gänzlichen Nachlaß aller in Geld zu zahlenden Abgaben, und dreymal den Nachlaß derjenigen, die in Natur bezahlt werden; ungerechnet manchen theilweiſen Nachlaß, den er einzelnen Provinzen in Zeiten von Trockenheit oder Ueberſchwemmung bewilligt hat, ſo wie auch mehrere tauſend Unzen Silber, welche er an die Armen vertheilen ließ. Der Friede, den er in ſeinem Reich handhabte, ward einzig nur durch auswärtige Eroberungen unterbrochen. Die Landſchaften der Olet, der Hoeitſeu, das große und das kleine Kin-tchhonan, das Miantian, wurden ſeinen ausgedehnten Staaten einverleibt. Endlich mögen auch die Geſandtſchaften der Britten und Holländer zu den ruhmvollen Ereigniſſen ſeiner Regierung gezählt werden, obgleich die Chineſen, die ſolche Ehrenbezeugung als eine ihnen abgetragne Schuld betrachten, darauf geringern Werth legen, als auf die freywillige Unterwerfung der Tourgots.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg.

(Beſchluß.)

Herr Klengel, der erſte Tenoriſt des Leipziger Stadttheaters trat am 24. Mai zuerſt als Johann von Paris und dann noch als Arſir im Tancred, als Belmonte in der Entführung aus dem Serail, und als Murney im unterbrochenen Opferfeſt auf, und leiſtete alles, was ein Sänger bey einer mittelmäßigen Stimme, durch Kunſt, Geſchmack, Fertigkeit und eine höchſt vortreffliche Schule zu leiſten vermag. Mit rauſchendem Beyfall und mit lautem Jubel wurde Hr. Günther bey ſeinem Erſcheinen auf unſrer Bühne empfangen, da er als Schneider Kakadu zum Erſtenmal wieder auftrat. Er war, während ſeines früheren Aufenthalts hier, der Liebling des Publikums, und wird ſich wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich in der Gunſt deſſelben behaupten, da er dieſes kennt und ſein Spiel für daſſelbe zu berechnen vermag. Dieß ſcheint nach mancher Bühnen-Erfahrung unſrer Tage für den Komiker höchſt nothwendig zu ſeyn. Die Leidenſchaften und Affecte, der Kampf des Lebens, ſeine Wonne und ſein Schmerz gehören der Menſchheit an und haben ein rein menſchliches, allgemein verſtändliches Gepräge; alles Poſſenhafte dagegen iſt individuell und will individuell aufgefaſſt ſeyn. — Jetzt iſt eine Geſellſchaft königl. ſchwediſcher Ballet-Tänzer und Tänzerinnen hier, die das Publikum amuſiren, ohne es zu intereſſiren. Erwartet wird Hr. Devrient aus Berlin.

Neuigkeit aus dem Gebiet der Literatur weiß ich Ihnen keine von Bedeutung zu nennen. Der einzige Zweig derſelben, der hier, wenn auch eben nicht in geiſtiger, doch in merkantiliſcher Rückſicht zu gedeihen ſcheint, iſt der der Journale und Zeitblätter. Es erſcheinen hier deren 18. Politiſchen Inhalts ſind der weltbekannte Hamburger Korreſpondent, die Minerva, das agoniſirende politiſche Journal und der deutſche Beobachter, der nächſt der allgemeinen Zeitung, wohl eins der beſten deutſchen Blätter iſt und ſich durch eine lichtvolle Darſtellung der Zeitbegebenheiten, durch Freymüthigkeit und einen ſehr anſtändigen Ton auszeichnet. Die Börſenhallenliſte enthält intereſſante merkantiliſche Ueberſichten und Nachrichten, und liefert dabey auch die politiſchen Tagesneuigkeiten oft noch früher als die Zeitungen. Die wöchentlichen Nachrichten und die Adreßcomptoir-Nachrichten enthalten nur einheimiſche Notizen. Beachtenswerth iſt aber der Hamburgiſche Beobachter der wöchentlich in einzelnen Blättern erſcheint, und durch ſeine Tendenz und ſeine Wohlfeilheit ein Volksblatt geworden iſt, durch welches ſich der hieſige Volksgeiſt ſowol in den aus dem Leben gegriffenen Anekdoten und Zügen, die es enthält, als auch in dem Urtheil darüber ausſpricht. Das Erholungsblatt, der Briefträger und der Beobachter an der Alſter bilden von dieſem Volksblatt einen allmäligen Uebergang, der ſich in das Dunkel der Gemeinheit verliert. — Die Originalien werden von einem Blinden redigirt und herausgegeben, deſſen Schickſal Intereſſe und dadurch Theilnahme an das Gelingen ſeiner Unternehmung erweckte. Es fanden ſich über 800 Subſcribenten dazu, und dieſer Abſatz ſicherte dem Herausgeber eine ſorgenloſe und angenehme Exiſtenz. Viele der geſchätzteſten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen verſprachen Beyträge und lieferten ſie auch zu dem erſten Jahrgang; allein der Ton und der Inhalt dieſer Zeitſchrift arteten allmählig aus; jetzt entſpricht ihr Gehalt keiner der Forderungen mehr, zu denen der erſte Jahrgang berechtigte, und die ganze Unternehmung ſcheine an der Auszehrung zu kränkeln. Der einzige friſche Lebensquell, der noch durch ſie hinſtrömt, iſt die geiſtreiche Theater-Kritik, die der Profeſſor Zimmermann als ſtehenden Artikel darin liefert. Die Flora enthält nun vollends nur die Broſamen, die von dem für die Originalien gedeckten Tiſch übrig bleiben, wie der Herausgeber es ſelbſt in der Ankündigung derſelben bekannt machte, und ſo bedarf es keines weitern Urtheils über ſie. Die Hammonia findet und behält ihr Publikum. Die Leſefrüchte ſind eine mit Einſicht und Geſchmack getroffene Compilation aus andern Zeitſchriften und Taſchenbüchern, die vielen Beyfall findet. Die Feyerſtunden ſind religiöſen Inhalts und frey von dem myſtiſchen Unfug, der jetzt in ſo vielen Werken dieſer Art getrieben wird. Hr. Dr. Stirling iſt der Herausgeber der Geſundheits-Zeitung, die viel Nützliches und praktiſch-brauchbare Notizen enthält. Von den hiſtoriſchen Miscellen ſind erſt einige Hefte erſchienen, die keinen Beyfall gefunden haben.

Bey ſehr ſchönem Wetter gab uns Mad. Reicherd das Schauſpiel einer Luftfahrt. Dieſer Anblick hat ſchon für viele den Zauber der Neuheit verloren, da er jetzt zu den oft geſehenen Schauſpielen gehört; allein ergreifend war doch der Augenblick, wo der Ballon über die engen Mauern und Häuſer hinweg, ſchnell und gerade in den blauen, ſonnenhellen Frühlings-Himmel hoch empor ſtieg und Mad. Reicherd, eine ſchlanke, weißgekleidete Geſtalt, eine Fahne in der Hand, in der Gondel ſtehend und die verſammelten Tauſende anmuthsvoll grüßend, vor unſern Augen ſichtlich gen Himmel fuhr. Ihr dießmaliges Aufſteigen erhielt noch ein größeres Intereſſe dadurch, daß ein junger holſteiniſcher Gutsbeſitzer, Hr. v. Schilden, den Vorſatz hatte, nach der Niederfahrt der Luftſchifferinn von Neuem mit dem Ballon aufſteigen zu wollen, da die Gondel zu klein war, als daß er die Fahrt mit ihr gemeinſchaftlich hätte unternehmen können. Mad. Reicherd ließ ſich eine Meile von hier in Rahlſtädt nieder, und hier, vor dem Hauſe des Predigers, ſtieg Hr. v. Schilden langſam auf. In einer Höhe von 3000 Fuß blieb der Ballon faſt unbeweglich ſchweben, und die Gondel ward im Kreiſe herum gedreht, doch ſo leiſe, daß die Stricke, die von ihr hinunter hingen, ſich nicht bewegten. Als wundervoll ſchön beſchreibt Hr. v. Schilden den Anblick der Erde aus dieſer Höhe geſehen und den Eindruck der heilig feyerlichen Stille um ihn her. Drohende Gewitter- und Regenwolken, die ſich am Horizont zeigten, bewogen Herrn von Schilden Ballaſt auszuwerfen, um noch höher zu ſteigen. In verſchiedener Richtung durchfuhr der muthige Segler nun mehrere Luftſchichten, der Wind gab dem Ballon die Richtung auf die Elbe zu, und Hr. v. Schilden glaubte dieſe zu überſchweben, als ein entgegengeſetzter Luftſtrom ihn wieder davon entfernte. Die Erdanſichten wurden ihm jetzt undeutlicher; ſeitwärts unter ſich ſah er einen Regenbogen, jetzt aber hüllte ihn ſelbſt eine feuchte, ſchwarze Wolke ein und er gewahrte, daß er die Höhe bey deren Erreichung er Mad. Reicherd verſprochen hatte, das Ventil öffnen zu wollen, ſchon überſtiegen hatte. Soviel Ueberwindung es ihm auch koſtete, ſich ſchon jetzt wieder niederzulaſſen, beſchloß er doch ſein Verſprechen zu erfüllen. Als er das Ventil öffnete, kam es ihm vor, als ſteige er blitzſchnell, ſtatt zu ſinken, allein der Barometer überzeugte ihn vom Gegentheil, ein heftiger Windſtoß faſſte den Ballon und ſchleuderte ihn, wie von Wolke zu Wolke ſo gewaltig, daß Hr. v. Schilden ſich kaum in der Gondel zu erhalten vermochte. Es begann ſtark zu regnen; Hr. v. Schilden hatte vergeſſen den Anker auszuhängen und vermochte kaum mehr ihn ſo ſchnell als es nöthig war, zu löſen. Das Herauswerfen deſſelben gab einen heftigen Stoß und einen noch heftigern empfand Hr. v. Schilden als jener die Erde berührte. Der Barometer ſowol als der Thermometer zerbrachen von der Erſchütterung deſſelben und wurden weit hinweggeſchleudert. Der Anker faſſte nicht und der Ballon ſchleifte die Gondel, da der auf die Erde ſchlagende Anker ſo heftige Stöße gab, daß ſie Hrn. v. Schilden jedesmal rückwärts in der Gondel niederwarfen. Endlich aber faſſte er einen kleinen Erdwall der ihn feſthielt und mehrere Bauern eilten herbey, die Hrn. v. Schilden beym Leeren des Ballons behülflich waren, der noch an demſelben Abend wohlbehalten hier in Hamburg wieder eintraf.

Frau Eliſe v. Hohenhauſen geb. v. Ochs iſt ſeit einigen Tagen hier. Dieſe Dame iſt willens, Lord Byrons Gedichte in unſre Sprache zu übertragen und iſt deßhalb hergekommen, um ſich an den Ufern des Meers, durch eigene Anſchauung mehrere Schilderungen des brittiſchen Dichters lebhafter zu vergegenwärtigen.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 21.

Nro. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Juli 1819.

Und der Freudetaumel ſeiner Gäſte
Lohnte den erhabnen Wirth.

Schiller.

Tiſchlied.

Lacht und ſinget heitre Lieder,
Liebt und leeret den Pokal,
Dieß allein iſt, theure Brüder,
Lebensweisheit und Moral.
Guten Muth erhält das Lachen,
Und wer lacht, wird höhniſch nicht
Andere zu weinen machen;
Unmuth runzelt das Geſicht.

Ernſte, trockne Sittenlehren
Sind narkotiſch, wie bekannt;
Ihr ſollt ſie in Liedern hören,
An beſetzter Tafeln Rand.
Beſſer ſind ſie zu behalten,
Nimmt man vor den Flaſchen Sitz;
Und ſie werden nie veralten,
Wie Sophiſten Aberwitz.

Bändigte nicht Orpheus Leyer
Vor dem ſchwarzen Erebus
Das dreyköpf'ge Ungeheuer,
Pluto's wilden Cerberus?
Führt zum unbekannten Orte
Einſt auch uns der letzte Gang,
Oeffnen wir die Todespforte
Uns durch fröhlichen Geſang.]

Waſſer bracht' einmal Verderben,
Aber nie der Trauben Blut:
Alle Menſchen mußten ſterben,
In der Vorzeit Waſſerfluth.
Noah blieb allein am Leben;
Seinen Kummer zu zerſtreun,
Reißten ihm des Weinſtocks Reben
Und er kelterte ſich Wein.

Darum leert die vollen Fäſſer,
Bis, zur Abfahrt ſtets bereit,
Am letheiſchen Gewäſſer
Man den letzten Trunk uns beut.
Labt euch, wie der Weinerfinder,
An der Trauben Feuergeiſt;
Waſſer trinken nur die Sünder,
Wie die Sündfluth klar beweiſt.

Liebet! — Liebe machrt milde,
Folget ihrem ſüßen Ruf;
Denket, daß nach ihrem Bilde
Uns ein Gott der Liebe ſchuf.
In das Herz ward ſie geſchrieben,
Sie bringt ſeligen Gewinn;
Unſern Nächſten laſſt uns lieben,
Und zuerſt die Nachbarinn!

Meine Lehr' iſt leicht zu faſſen!
Lachen ſollt ihr, euch erfreun,
Lieben ſollt ihr und nicht haſſen,
Trinken, niemals durſtig ſeyn.
Singen und nicht grämlich ſchweigen! —
Freunde, daß ich Beyfall fand,
Könnt ihr mir am beſten zeigen,
Nehmet ihr das Glas zur Hand.

Karl Müchler.

Neue Waſſerleitung in der Capſtadt am Vorgebirge der guten Hoffnung.

In mehrern ſonſt ſehr waſſerreichen Ländern, macht es doch oftmals nicht geringe Schwierigkeiten, die größern Städte mit gutem Trinkwaſſer zu verſorgen — wie wird

Digitized by Google

denn wohl ſolch ein Bedürfniß in einer Stadt des heißen, waſſerarmen ſüdlichen Afrika befriedigt? Dieſe Frage dürfte mancher aufwerfen und beantwortet zu ſehen wünſchen, dem unſre neueſten Schriftſteller über das Vorgebirge der guten Hoffnung erzählen, daß die Capſtadt, auf einer ſchmalen felſigten Halbinſel, zwiſchen zwey Meerbuſen gelegen, und 12 bis 15,000 Einwohner enthaltend, weder für dieſe noch auch für eine beträchtliche Anzahl dort anlandender Schiffe und deren weitere Reiſen, an friſchem Waſſer irgend Mangel leide. — Daß dieß Hauptbedürfniß, gutes Trinkwaſſer, in der Capſtadt nicht fehlt, hat man dem Tafelberge zu danken, an deſſen Fuße die Stadt erbauet iſt. Dieſes Gebirge nimmt in den gewaltigen Sandſteinſchichten ſeiner höhern Region das atmoſphäriſche Waſſer auf — welches auch der in dieſer Hinſicht wohlthätige Süd-Oſt-Wind durch die ſogenannte Windwolke, ſelbſt im heißeſten Sommer herzuführt — ſeihet es gleichſam durch und tränkt alsdann alle ſeine Umgebungen in beträchtlicher Ausdehnung nach allen Seiten hin. Der Tafelberg unterhielt in frühern Zeiten, zwey nicht unbeträchtliche ſich in die Tafelbay ergießende Bäche, welche van Riebeck in ſeinem Tagebuche von der Anlage der Kolonie, durch die Benennung „versche rivier" Süßwaſſerbach und „zoutrivier" Salzwaſſerbach von einander unterſcheidet. Dieſer iſt noch, was er vorhin geweſen und der Name anzeigt, jener aber iſt durch Ableitung des Waſſers in mehrere Garten-Anlagen und in die Capſtadt, ſo gut wie verſchwunden. Es iſt aber gleich nach der Anlage der Stadt, von den übrigen Süßwaſſerſtrahlen, welche von der, der Stadt zugekehrten nördlichen Seite des Tafelbergs herabfließen, die herrliche Quelle abgeſondert worden, welche auch jetzt noch den Bewohnern der Capſtadt und allen dort ankommenden Schiffen das vortrefflichſte Trinkwaſſer liefert, und von welcher alſo anjetzt die Rede ſeyn wird. Dieſe Hauptquelle entſpringt in einer Höhe von etwa 1000 Fuß über dem Spiegel der Tafelbay an der Nordſeite des Tafelbergs, und iſt anjetzt in ein gemauertes verdecktes Becken eingeſchloſſen, aus welchem das vollkommen klare Waſſer in einem mehrere Zoll im Durchmeſſer haltenden Strahle, Nacht und Tag herausfließt. Dieß Waſſer dient zunächſt zur Wäſſerung einer um dieſe Quelle herum liegenden Gartenanlage, und iſt folglich das Eigenthum des Beſitzers jenes Grundſtücks, jetzt des Herrn van Breda; doch erſtreckt ſich ſein Eigenthumsrecht nicht weiter, als auf die ihm zuſtändige Freyheit des eigenen Gebrauchs — den Ueberſchuß bekommt die Stadt. Ehemals wurde nun dieſe Quelle mit noch einer andern tiefer liegenden Quelle vereinigt, in hölzernen Röhren in die Stadt geleitet, und verſorgte da zwey auf einem offnen Platze aufgeführte Waſſerbehälter für das Bedürfniß der Bürger, während beſondre Röhren das für die Kaſernen, oder ehemalige Hoſpital, ſo wie für das Caſtell und die Schiffe erforderliche Waſſer eigens dorthin führten. Hiedurch war wohl in den ältern Zeiten für das Bedürfniß hinlänglich geſorgt. Die Stadt aber vergrößerte ſich nach und nach und dehnte ſich namentlich immer mehr nach den Lowenberge hin aus. Für dieſe höher liegenden Wohnungen mußte nun das benöthigte Waſſer aus den erwähnten Waſſerbehältern durch Sklaven geholt werden. Eine beſchwerliche Arbeit für dieſe, und überdieß durch das unvermeidliche Zuſammentreffen mehrerer Sklaven bey den Brunnen, und den dadurch entſtehenden Aufenthalt, eine Veranlaſſung zu mancherley Unordnungen. Jeder Hausbeſitzer ſah es daher als einen bedeutenden Vortheil an, in ſeinem Hofe einen Brunnen zu haben, aus welchem wenigſtens ein Theil des in einer größern Haushaltung erforderlichen Waſſers geſchöpft werden konnte, ohne daß jemand von dem Geſinde das Haus zu verlaſſen nöthig hatte. Solche Brunnen haben auch viele ausgraben, oft durch das Sprengen des Geſteins anlegen laſſen, leider aber iſt dieß Brunnenwaſſer zum Waſchen gar nicht, und zum Kochen nur in einigen Fällen zu gebrauchen, als Trinkwaſſer wird es durchaus nicht benutzt. Es enthält nämlich ſalpetrige oder ſalzige Theile, oder jenes Natron, welches in ſehr vielen Gegenden der Kolonie den Boden durchzieht, wie die Reiſenden bemerken. In den höher liegenden Abtheilungen der Capſtadt konnte alſo während der heißen Monate ein friſches und recht kühles Glas Waſſer zuweilen etwas ſelten ſeyn, denn man pflegte die Sklaven nur Morgens früh und Abends ſpät zum Waſſerholen auszuſchicken.

Als die Kolonie im März 1803 den Holländern wieder übergeben wurde, ließ es ſich die Regierung angelegen ſeyn, die Stadt durch nützliche Anlagen zu verſchönern, und oft war auch die Rede von einer neu anzulegenden Waſſerleitung. Es fiel nämlich in die Augen, daß, wenn es möglich wäre, die Trinkwaſſerquelle, anſtatt wie bisher nach der niedrigſten, nach einer höhern Gegend der Stadt hinzuleiten, die in den niedrigern Gegenden der Stadt gelegenen Wohnungen nichts verlieren, und alle übrigen Einwohner beträchtlich gewinnen würden. Wegen der hohen Lage der Quelle aber, ſchien ſo etwas nicht ganz unausführbar. Es kam indeſſen nicht dazu — doch wurde unweit der beyden alten verfallenen Waſſerbehälter, alſo immer noch in der niedrigſten Gegend der Stadt, ein neues Gebäude aufgeführt, welches, wie in manchen hieſigen Städten die Springbrunnen auf den Marktplätzen, zum Waſſerbehältniß und zum Zierrath zugleich dienen ſollte. Dieß mit beträchtlichen Koſten aufgeführte Gebäude, hat zur Erreichung des letztern Zwecks einige Jahre lang gedient — nie aber hat dieſer neue bataviſche Brunnen Waſſer gegeben, und iſt jetzt ganz abgebrochen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Der chineſiſche Kaiſer Kienlong.

(Beſchluß.)

Mit den Regierungsgeſchäften verband Kienlong große Liebe zu den Wiſſenſchaften, welche vor ſeiner Thronbeſteigung ihn ausſchließlich beſchäftigt hatten. Er wandte viele Mühe auf die Vervollkommnung ſeiner Mutterſprache, in welche er die beſten chineſiſchen Bücher übertragen ließ, und dazu öfters eigene Vorreden ſchrieb. Die King und andere klaſſiſche Werke ließ er in der chineſiſchen und in der Mandſchu-Sprache neu durchſehen und auflegen. Von ſeinen hiſtoriſchen Gelegenheitsſtücken iſt oben ſchon die Rede geweſen. Nebſt dieſen hat der Pater Amiot auch eine Menge von Kienlong abgefaſſter Weiſungen, Aufträge und Verordnungen geſammelt, die für ſeine Regierungsgeſchichte brauchbare Materialien liefern. Hr. Staunton hat am Schluſſe ſeiner engliſchen Ueberſetzung des Mandſchu-Geſetzbuchs eine teſtamentliche Verordnung geliefert, welche Kienlong bald nach ſeiner Thronentſagung bekannt werden ließ. Die Sammlung ſeiner zu Peking gedruckten Gedichte beſteht aus 24 Bändchen. Hinwieder hat er in mehr als hundert Bändchen eine Sammlung älterer ſowol als neuerer chineſiſcher Denkmäler veranſtaltet, wozu die Erläuterungen unter ſeiner Aufſicht von vielen Gelehrten und Künſtlern ausgearbeitet wurden. Eine ungleich größere und auf 180,000 Bändchen berechnete Sammlung, ſollte Alles, was die chineſiſche Literatur Gutes und Brauchbares enthält, befaſſen; dieſe Unternehmung war ſchon 1787 beträchtlich vorgerückt. Vom Thoung-kian kang mon hat er prachtvolle Ausgaben in der chineſiſchen ſowol als in der Mandſchu-Sprache veranſtaltet. Eine neue Ausgabe des Spiegels oder allgemeinen Wörterbuchs der ebengenannten zwey Sprachen, enthält alle vom Kaiſer ſelbſt erfundenen neuen Worte, welche Begriffe ausdrücken, die den Tartaren früher mangelten, und die ſie durch Bekanntſchaft mit den Büchern der Chineſen, Mongolen oder Tibetaner ſich erworben hatten.

Die bekannteſte unter allen Schriften Kienlong's endlich iſt diejenige, welche die an ihn gerichtete Epiſtel des größten franzöſiſchen Dichters im verfloſſenen Jahrhundert veranlaſſte, deren Eingang alſo lautet:

Reçois mes compliments, charmant Roi de la Chine;
Ton trône est donc placé sur la double colline.

Es iſt dieß nämlich ein Lobgedicht zu Ehren der Stadt Moukden, in chineſiſcher ſowol als in der Mandſchu-Sprache, in beyden aber von ganz verſchiedener Natur. Das chineſiſche erſcheint als ein vollendetes Stoppelgedicht (un centon perpetuel), aus den ſchwierigſten, ſeltſamſten und erhabenſten Stellen und Ausdrücken der alten Dichter zuſammengeſetzt, und in dieſer Geſtalt iſt das Gedicht ohne einen Commentar völlig unverſtändlich. In der Mandſchu-Ausgabe hingegen iſt die Schreibart ſehr einfach, und obgleich beyde Abfaſſungen Urſchriften ſind, ſo iſt jedoch die tartariſche ſehr leicht verſtändlich *), worüber der ungleiche Geiſt beyder Sprachen groſſentheils Aufſchluß zu geben vermag. Kienlong ließ dann weiter eine Sammlung der Schriftzüge veranſtalten, die ſich auf alten ſteinernen oder bronzenen Denkmalen vorfanden, damit nach ihren Muſtern ſein Gedicht abgedruckt werde; weil ſich zwey und dreyßig verſchiedene Formen chineſiſcher Schriftzüge fanden, ſo muſſten zwey und dreyßig Ausgaben des chineſiſchen Textes mit eben ſo viel ungleichen Schriftzügen veranſtaltet werden, und jeder derſelben ward der Text in modernen Schriftzügen beygefügt. Bis hieher war noch alles gut; man erhielt gewiſſermaßen diplomatiſche oder paleographiſche Akten, die, wenn ſie auch nicht die Authenticität alter Denkmäler hatten, doch eine Nachahmung derſelben waren, und die Kenntniß der alten Schriftzüge erleichtern und befördern konnten. Eine völlig kindiſche Spielerey hingegen war es dann, daß der Kaiſer eine gleichartige Mannigfaltigkeit der Mandſchuh-Ausgabe verlangte, damit dieſelbe nicht hinter der chineſiſchen zurückbleibe. Dazu wurden alſo, auf kaiſerlichen Befehl, zwey und dreyßig Arten mandſchu'ſcher Buchſtaben verfertigt, die den chineſiſchen Schriftzügen ähnlich, aber dem Geiſt einer alphabetiſchen Schrift gänzlich zuwider waren. Der P. Amiot hat die Mandſchu-Urſchrift des Lobgedichts auf Moukden in's Franzöſiſche überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, worin unter anderm auch die zwey und dreyßig verſchiedenen chineſiſchen Schriftzüge beſchrieben ſind. Hr. Deguignes hat dieſe, doch nicht immer ganz treue Ueberſetzung im Jahr 1770 herausgegeben. Dieſe Herzählung der literariſchen Beſchäftigungen Kienlong's mag darthun, daß die Aufſchrift eben nicht völlig unverdient war, welche die Miſſionarien ſeinem, dem erſten Band der Denkſchriften über China vorgeſetzten, Bildniſſe gaben.

Occupé sans relâche à tous les soins divers
D'un gouvernement qu'on admire,
Le plus grand potentat qui soit dans l'univers
Est le meilleur lettré qui soit dans son empire

*) Hr. Klaproth hat dieſelbe vollſtändig ſeiner eben erſcheinenden Mandſchu-Chreſtomathie einverleibt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Venedig, Juni.

Dem verdienten Morelli hat der geweſene Gouverneur Graf Peter v. Goeß eine ausgezeichnete Ehre erwieſen, wie ſie ſelten Gelehrten zu Theil wird. Er veranſtaltete ihm nämlich am Freytag vor Pfingſten den 28. Mai in ſeiner und anderer Behörden Gegenwart eine öffentliche Todtenfeyer im Marcusdom, wo ein Trauergerüſte mit einer angemeſſenen Inſchrift errichtet war, und der ſeitherige Vice-Bibliothekar Peter Bettio eine beredte Lobrede auf der Kanzel verlas. Letzterer hat ſie dem Druck übergeben, und es ſtehen von demſelben überdieß Commentare über das Leben des Verſtorbenen zu er-

warten. Goeß hat vor ſeinem Abgang, der zum allgemeinen Bedauern am 16. Juni erfolgte, alle Unkoſten der angeordneten Feyer großmüthig ſelbſt berichtiget, da die Regierung zögerte, ſie zu genehmigen. Es war gewiß für beyde Männer, Morelli und Goeß, ein gleich ehrenvolles Feſt. Bettio legte in den Sarg eine lange lateiniſche Inſchrift auf Pergament, das Andenken des Freundes zu ehren.

Vor einiger Zeit verſtarb dahier im größten Elend und laut ärztlicher Zeugniſſe ſogar aus Mangel an den nöthigen Lebensbedürfniſſen der 31 Jahre lang zu Stuttgart geweſene Kapellmeiſter Poli von Venedig, der ſich um einer Erbſchaft willen in ſeine Vaterſtadt zurückbegeben hatte, aber ſchon drey Jahre lang mit einem noch unbeendigten Prozeß hingezogen wurde. Der Buchſtab des förmlichen Geſetzes tödtete hier recht eigentlich, und man möchte lieber den Prätor wieder von ſeinem Stuhl Recht ſprechen hören, als ein ſo langes Recht in ſo großes Unrecht ausarten ſehen. Seine hinterlaſſene Wittwe und Sohn erhalten nun täglich zuſammen einen halben Frank aus der Armenkaſſe.

Das Dampfſchiff iſt nun wieder nach einmonatlicher Unterbrechung in ordentlichem Gang zwiſchen Trieſt und Venedig, nachdem es am Sonnabend vor Pfingſten des Morgens aus Fahrläſſigkeit in Brand gerathen war, ohne auf einen ſolchen Fall mit Löſcheimern verſehen zu ſeyn. Die erſchrockenen Reiſenden ſegelten auf einem zu Hülfe geeilten Fahrzeug nach Trieſt, und bald darauf wurde das Feuer auf dem Dampfſchiff gelöſcht. Als dieſes ankam, wurde der Capitän mit ſeiner Mannſchaft in Haft geſetzt, worin erſterer ſich während der ganzen Unterſuchung befand. Es wäre zu bedauern, wenn ein ſo bequemes, ſchnelles und gegen Wind und Wellen fahrendes Schiff, ohne Schuld der Maſchinerie, durch bloße Trink- und Schlafſucht, der die nächtlichen Reiſen noch größern Vorſchub thaten, um das öffentliche Zutrauen gebracht worden wäre. Der Capitän iſt noch derſelbe.

Die zwey Indianer machten auch hier ihre Gaukelkünſte. Das gefährliche und Grauſen erregende Hinunterlaſſen des Schwertes durch die Kehle wurde verboten. — In den letzten Tagen dieſes Monates wurde die Oper Emma di Resburgo von Meyerbeer aus Berlin, ungeachtet der kurz vorhergehenden von dem beliebten Roſſini, mit dem rauſchendſten Beyfall aufgenommen. Er leitete die drey erſten Abende ſelbſt das Orcheſter, und wurde am dritten unter dem Zujauchzen des Volkes mit Blumen bekränzt. Es ſangen aber auch eine Corteſi und Morandi zu ſeiner und ihrer eigenen Verherrlichung. Erſtere wurde bey der Vorſtellung zu ihren Gunſten von dem reichen Tonſetzer, der nur für Kunſt und Ehre arbeitet, anſehnlich beſchenkt.

Von ausgezeichneten Fremden nenne ich den in aller Stille ſich hier aufhaltenden Prinzen Friedrich von Heſſen, den Herzog von Richelien, den ruſſiſchen Miniſter Capo d'Iſtria, der General Paulucci, den der Hofkriegsrath zur Organiſirung der hieſigen Marine und zur Beſichtigung der Küſten von Dalmatien und Albanien abordnete, und den Obriſtlieutenant Pelt, der ſich in Verbindung mit einem engliſchen Kriegsſchiff zur Entwerfung einer Seekarte vom adriatiſchen Meerbuſen bis zu den joniſchen Inſeln eingeſchifft hat, obgleich die Franzoſen bereits eine ähnliche mühſame und koſtſpielige Arbeit unternommen, und eine Charte vom Mittelmeer verfertiget haben. Profeſſor Becker aus Berlin vergleicht gegenwärtig in der Marcus-Bibliothek den Aratus, die kleinern griechiſchen Redner und den Ariſtoteles, auf deſſen vollſtändige Ausgabe er ſich vorbereitet, nachdem er in dieſer Hinſicht die Bibliotheken von Mailand, Rom und Florenz benützt hatte; von hier gedenkt er ſich zu gleichem Zweck nach Wien zu wenden, erwartet aber vorerſt einen Gehülfen in Brandis, der die Bäder von Lucca gebraucht. — Die deutſchen Beamten haben auf das Betreiben vom Grafen Goeß endlich einen römiſch-katholiſchen Prediger aus Böhmen, Namens Schöpflug, der von der Regierung beſoldet wird, erhalten.

Rom, den 3. Juli.

Wer nur immer abkommen kann, und wen die Räuber nicht abſchrecken, der zieht aus dem, jetzt doppelt ſtillen Rom auf das Land, wenn es auch nicht gerade in der Abſicht iſt, bey der Proteſtation wider Nicht-Ueberſendung des neapolitaniſchen Zelters nicht gegenwärtig zu ſeyn, wie der neapolitaniſche Geſandte, welcher vermöge Inſtruktion über das St. Peters-Feſt immer abweſend ſeyn muß. Dennoch waren bey dem erſten Gottesdienſte in der preußiſchen Geſandtſchafts-Kapelle gegen Hundert Deutſche gegenwärtig. Viele Künſtler haben uns ebenfalls ganz oder auf längere Zeit verlaſſen. Der Commandeur Canova iſt in ſein Heimath-Dörfchen bey Baſſano ehegeſtern abgereiſt. Dort läßt er mit Hülfe der Gemeine eine Pfarrkirche auf einer Anhöhe bauen, einen altdeutſchen Tempel, wie das Parthenon. In dieſem wird er ſeine Coloſſal-Statue, die Religion, eine Magdalena und einen Johannes den Täufer, einige Basreliefs und ſein Grabmahl aufſtellen. Hiezu ſtiftet er eine Pfarre, und zwey Caplaneyen, und bringt das Gebirgs-Dörfchen durch eine Landſtraße von 1 Miglie Länge in Verbindung mit der Welt. Solche Züge von Anhänglichkeit an die Heimath haben in Italien viel Köſtliches hervorgebracht. Mag auch Eitelkeit mit im Spiele ſeyn, die Hauptſache iſt, daß ſo etwas geſchieht! Canova ſoll über 600.000 Thlr. zu dieſem Zwecke gewidmet haben.

Thorwaldſens Statue, das Bild der Fürſtinn Bariatinska als Silentio dargeſtellt, möchte leicht die gelungenſte und ſinnigſte Porträt-Statue der neueren Zeit ſeyn. Sein Denkmal für den 10. Auguſt wird nächſtens in die Schweiz abgehen, und die Ausführung im Felſen hoffentlich der Idee nicht unwürdig ſeyn.

Noch immer hat die Fiſcherey nach Statüen in der Tiber nicht begonnen, aber nächſtens hoffe ich darüber etwas melden zu können.

Der Prinz von Sachſen-Gotha hat uns auf längere Zeit verlaſſen, um die Seebäder in Livorno zu gebrauchen. Auch das Trajansbad in Civita vecchia iſt dieſes Jahr ſehr beſucht, obgleich noch immer mit Einrichtung des Nothdürftigſten gezögert wird. Es iſt unbegreiflich, wie ſchnell und ſtark es wirkt. Noch iſt es nicht genau unterſucht.

Ein Schweizer Künſtler Salabé wurde neulich von Räubern aus Olevano im Sabiner-Gebirge in einem vom Baron Rumohr bewohnten Landhauſe aufgehoben und weggeſchleppt, kam aber mit geringem Verluſte, ein zugleich gefangener Italiener aber nur gegen 1500 Scudi Löſegeld davon.

Ritter Bartholdy iſt nach Neapel abgereiſt. Graf Wurmbrand folgt II. MM. nach Florenz. Sein Fall hat keine bleibende Folgen, doch geht er noch an der Krücke.

Homonyme.

Mein Wort nennt eine Stadt, nicht klein;
Doch nehm' ich oftmals auch nur ein
Ganz mäß'gen Raum in Stub' und Haus.
Oft wieſe man mich gern hinaus.
Dann bin ich wieder hochgeehrt
Und würd' mit bitterm Schmerz entbehrt;
Und regelmäßig wechſelts faſt,
Ob man mich liebt, ob man mich haßt.

Auflöſung der Charade in Nro. 170.
Lorbeerkranz.

Nro. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Juli 1819.

Die Schreckenstage, die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Geſetz verſtummt, der Fürſt entflieht,
Und Niemand Rath und Niemand Rettung ſieht.

Goethe.

Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre.

(Fortſetzung.)

Wir ſetzen uns zum Frühſtück. Einer von euch will ein Glas Waſſer trinken: es ſteht keins auf dem Tiſche, eine Seltenheit in Frankreich. Wir bitten den Müller, uns Waſſer zu geben; in groſſer Verlegenheit, aber zugleich mit einem gewiſſen verbiſſenen Ingrimme ſagt er: „Ah, mille fois pardon, Messieurs, je n'en ai pas.“ Voll Verwunderung entgegnen wir ihm: „Comment, vous n'avez pas d'eau? Qui est-ce qui vous empêche d'en avoir?“ Im vorigen Tone antwortet er: „Ah, Messieurs, ce sont les maudits alliés.“ Bey dieſen Worten des Müllers merke ich euch, als ehrlichen, ſchlagfertigen Deutſchen, die Luſt an, dieſem gebührend hitzig in die Rede zu fallen: eine Miene von mir beſchwichtigt euern Zorn. Ich frage ihn nun, was ſein Waſſermangel mit den Alliirten, die ſeit vier Jahren kein Waſſer mehr aus ſeinem Brunnen tränken, zu ſchaffen hatte? Hier geräth der gute Mann in Eifer und entwirft uns mit der Beredſamkeit eines Pariſers, obgleich etwas in der breiten Manier, ein Bild der beyden Befeſtigungen des Montmartre, bey dem es freylich, wie ſich leicht vermuthen läſſt, ohne etwas Parteylichkeit für ſeine Landsleute nicht abläuft. Endlich kommt er auf die Hauptſache, nämlich auf den Waſſermangel, und nun erfahren wir, auf welche Art die Alliirten Schuld daran ſind: ſie haben ihm den Brunnen voll Aas geworfen. Ihn wieder reinigen zu laſſen, meint er, koſte ſechshundert Franken, und die habe er in den böſen Zeitläuften noch nicht erübrigen können.

Wir ſind geſättigt, der Körper hat Ruhe und Stärkung erhalten, und unſer Geiſt ſehnt ſich ſeinerſeits ebenfalls nach Nahrung. Der göttliche Alexander hat uns im Verlaufe ſeiner vorigen Erzählung zu erkennen gegeben, daß ſeit Jahrhunderten ſeine Vorfahren die Mühle beſeſſen, und daß er ſelbſt auf derſelben geboren und erzogen ſey. Wer könnte uns alſo beſſer, als er, zum Cicerone dienen bey der Reiſe, die wir jetzt, wenigſtens mit den Augen, in die umliegenden Gegenden von Paris unternehmen wollen. Was einem Pariſer an der Kenntniß abgeht, einer ſolchen Stelle mit Ehren vorſtehen zu können, das erſetzt die Bereitwilligkeit in ihm, ſich wenigſtens körperlich keine Mühe verdrieſſen zu laſſen. Was unſern Müller anbetrifft, ſo ſteht nur der Umſtand bey ihm zu befürchten, daß er die Gegenſtände, welche wir durch ihn kennen lernen wollen, in doppeltem Verſtande als unter ſich betrachtet haben möge. Da uns jedoch keine Wahl übrig bleibt, ſo machen wir ihn mit unſerm Anliegen bekannt. Er zeigt ſich, wie voraus zu ſehen war, bereit, unſerm Geſuche zu willfahren.

Wir machen uns auf den Weg. Der göttliche Alexander beginnt gleich in der Nähe ſeines Hauſes das Amt, mit welchem wir ihn bekleidet haben. Der Anfang iſt von guter Vorbedeutung: er zeigt uns nämlich die Pyramide, von welcher bereits oben die Rede geweſen iſt, und ſie ſteht unmittelbar neben ſeinem Wohnhauſe. Unſer Cicero verſichert uns, daß ſein Urgroßvater, dem das königliche Gouverne=

Digitized by Google

ment den Platz dazu abgekauft, die Erbauung der Pyramide erlebt habe. Da dieſes Faktum nicht unmöglich iſt, ſo glauben wir es ihm unbeſehends auf ſein Wort zu. Von größerer Wichtigkeit für uns iſt die Inſchrift derſelben, zu deren Leſung wir des göttlichen Alexander nicht geradezu vonnöthen hätten, wäre ſie nicht durch Verwitterung faſt unkenntlich geworden. Aber wird unſer Cicero leſen können, und im Falle er dieß kann (Leſen und Schreiben ſind Künſte, die dem franzöſiſchen Landmanne bisher noch meiſtens unbekannt geblieben ſind), wird er die ganz unleſerliche Inſchrift der Pyramide leſen lernen? Gleichviel, wir machen den Müller mit unſerm Wunſche bekannt. Zu unſerm nicht geringen Erſtaunen zeigt er ſich bereit dazu und lieſt, indem er zugleich mit der Hand die Buchſtaben verfolgt, in einem gewiſſen ſtolzen Magiſtertone, folgende Worte ab: Cet obélisque a été posé par ordre du Roi pour servir [illegible]ridienne au nord, 1737. Da die Worte: par ordre du Roi, ſtärker als alle übrigen verwiſcht ſind, ſo begreifen wir, daß nicht ſowol die Wetter des Himmels, als vielmehr die Ungewitter der Revolution an deren Zerſtörung Schuld ſind. Es wird uns, und zwar ohne die Hülfe des guten Müllers deutlich, daß dieſe Pyramide nicht allein die vier Himmelsgegenden anzeigt, ſondern auch von der Pariſer Sternwarte aus, dem äußerſten nördlichen Ende von Frankreich (Dünkirchen) zu, zum erſten Punkte der franzöſiſchen Mittagslinie dient. Das platte Dach der Sternwarte iſt mit der Fläche des Poſtaments, auf welchem die Pyramide ſteht, von gleicher Höhe. Daraus ergibt ſich alſo, daß jene nahe an dreyhundert Fuß über der Oberfläche der Seine liegt.

Lehnen wir uns jetzt mit dem Rücken gegen die Südſeite der Pyramide, ſo haben wir das Obſervatorium gerade im Süden vor uns liegen. Es iſt hier doppelt der Ort nicht, über dieſe berühmte Anſtalt wiſſenſchaftliche oder hiſtoriſche Bemerkungen zu machen. Ohnehin habt ihr nicht ſeit heute in Paris zugebracht, ohne die Sternwarte daſelbſt beſucht zu haben. Im Vorbeygehen wollen wir alſo nur der Mittagslinie erwähnen, welche im großen Saale des erſten Stocks gezogen iſt. Dieſe theilt das Gebäude in zwey gleiche Theile, in den öſtlichen und weſtlichen. Es iſt dieſelbe Linie, welche von Caſſini nach Collioure (in der Grafſchaft Rouſſillon) und von Caſimir, Maraldi und de la Hire, über unſern Häuptern weg, nach Dünkirchen gezogen worden iſt. Sie mißt einen Bogen von 8° 31′ 6½″. Daß, abgeſehen von den Fortſchritten, welche die aſtronomiſche Wiſſenſchaft durch dieſe bewundrungswürdige Unternehmung gemacht hat, dem auf jenen Mittagskreis beruhenden Perpendikularkreiſe die große aus hundert zwey und achtzig Blättern beſtehende Charte von Frankreich (dieß größte topographiſche Werk, welches bis jetzt ausgeführt worden) ihre Entſtehung zu verdanken hat, iſt eine bekannte Sache. Gleichfalls werdet ihr wiſſen, daß derſelbe Künſtler, der der Schöpfer der Façade des Louvre (nach der Franzoſen Meinung das vorzüglichſte architektoniſche Meiſterſtück der ältern und neuern Zeit), Claude Perrault, auch das Obſervatorium (1664) gebaut hat. Weniger bekannt iſt, daß deſſelben großen Baukünſtlers Bruders-Sohn, Charles Perrault, Verfaſſer der bekannten franzöſiſchen Feenmährchen iſt, ſo wie, daß letzterer von den Franzoſen allgemein für den erſten Erfinder dieſer Dichtungsart in Frankreich gehalten wird. Aus dieſer Mährchen-Sammlung haben die ſpätern franzöſiſchen dramatiſchen Dichter die ſämmtlichen Opern der Feengattung geſchöpft, als: Cendrillon, Rudolph Blaubart, Feinsliebchen ſchläft im Walde (la Belle au bois dormant), das rothe Käppchen u. ſ. w.

Nachdem wir ſo durch den Vorzug, den wir bey unſerm panoramatiſchen Spaziergange der Sternwarte gegeben, den ernſten Wiſſenſchaften den ihnen ſchuldigen Tribut gezollt haben, wenden wir uns jetzt, um uns an eine gewiſſe Ordnung zu binden, nach der entgegengeſetzten Seite, nach Norden nämlich, oder vielmehr nach Nord-Oſten, denn der eigentliche Oſten wird durch mehrere Windmühlen, die dazwiſchen liegen, unſerm Blicke unzugänglich gemacht. Nach Nord-Oſten hinüber genießt man, der Verſicherung unſers Müllers zufolge, der weiteſten Ausſicht, welche es um Paris gibt, nämlich bis nach Dammartin, welches zehn Stunden von Paris entfernt liegt. Dieß Städtchen iſt, meines und des Müllers Wiſſens, durch nichts berühmt; folglich wollen wir es mit Stillſchweigen übergehen und uns dafür lieber an einem in derſelben Richtung liegenden freundlichen Dörfchen, deſſen Kirchthurm ſo eben von der ſüdöſtlichen Sonne beſchienen wird, ſchadlos halten. Es heiſt Gonneſſe. Es ſoll etwa fünf Stunden von uns liegen, verſichert uns der göttliche Alexander, und darin mag er, unſerm Augenmaße zu Folge, nicht unrecht haben. Ihr kennt Gonneſſe, lieben Leſer: daher iſt im Waſſerträger das naive Kind gebürtig, welches ſich mit dem Sohne des Micheli verheirathen will, ja, es ſpielt ſogar in dieſem Gonneſſe der ganze dritte Akt der beſagten Oper. Der Graf Armand und Braut und Bräutigam müſſen, wie man zu ſagen pflegt, um die Wette gelaufen ſeyn, um zwiſchen dem zweyten und dritten Akte von Paris nach Gonneſſe zulaufen. Sie haben aber auch Urſache dazu: den Grafen treibt die Furcht vor dem Tode und die jungen Leute die Freude des Lebens. Gonneſſe iſt auch in ökonomiſcher Hinſicht merkwürdig: es liefert den Pariſern ein recht gutes ſchmackhaftes Brot. Bemerkt nun rechts daneben die große Heerſtraße liegen, welche, wie alle übrigen Heerſtraßen, von ferne wie ein lang ausgebreitetes weißleinenes Laken ausſieht: es iſt die Chauſſee, welche nach Soiſſons führt. Letztere Stadt befindet ſich freylich außer eurem Geſichtskreiſe; mit ein bischen lebhafter Einbildungskraft vermögt ihr aber, da ſie mit der Heerſtraße ſelbſt in gleicher Richtung liegt, das Winzingerodeſche Korps zu erblicken, welches zu Anfange des Märzmonats 1814, nachdem

es die eben benannte Stadt mit Sturm eingenommen hatte, von dort links abzieht und über Epernay nach Chalons an der Marne marſchirt, um Blücher und Schwarzenberg zu unterſtützen. Dieß bewirkte, daß abermals der Wendepunkt im Glücksſterne Buonaparte's eintrat, welcher ihm bis zu dem Augenblicke wieder von Neuem dergeſtalt freundlich zugelächelt hatte, daß er es wagte, auf dem Kongreſſe zu Chatillon kühnere Forderungen zu machen, als es ſeit der Schlacht bey Leipzig geſchehen war. Alſo, ſo oft ihr die Heerſtraße von Soiſſons oder dieſe Stadt ſelbſt ſeht, ſo erinnert euch, lieben Freunde, an Winzingerode und an die Ereigniſſe, welche vielleicht Statt gefunden haben würden, wenn obige Stadt von dieſem Helden nicht erobert worden wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Waſſerleitung in der Capſtadt am Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Beſchluß.)

Die Kolonie wurde nämlich bald wieder von den Engländern genommen, und blieb eine Zeitlang unter dem Oberbefehl des jedesmaligen Chefs des Militärs, welcher auch die Funktionen eines Civil-Gouverneurs mit verſah, ſich aber natürlich mehr um militäriſche als um andre Anlagen bekümmerte. Unter den mancherley Verdienſten, welche ſich der hernach ernannte Gouverneur Lord Caledon um die Kolonie erworben hat, gehört unſtreitig auch dieß, daß Er die erſte Veranlaſſung zu der neuen Waſſerleitung, welche jetzt die Capſtadt mit Waſſer verſieht, gegeben hat, wiewol dieß Werk erſt unter der Regierung und durch den thätigen Betrieb von Sir John Cradock, des Nachfolgers von Lord Caledon, nach und nach, nicht eher als vor etwa vier Jahren, völlig zu Stande gekommen iſt. Das Princip dieſer neuen Waſſerleitung iſt äußerſt einfach, und auf allgemein bekannte hydroſtatiſche Geſetze gegründet. Das Waſſer der Quelle wird nämlich unweit ihres Urſprungs, eben da, wo vorhin die Waſſerleitung anfing, in eine eiſerne Röhre von beträchtlicher Dicke aufgenommen, fließt darin unter der Erde fort, bis in ein ſehr geräumiges von Quaderſteinen ſorgfältig ausgemauertes und in verſchiedenen Abtheilungen getheiltes viereckiges Baſſin, gerade oberhalb der Stadt. Von hier leitet eine andre eiſerne Röhre das Waſſer noch eine Strecke weiter unter der Erde fort, bis etwa zu den erſten nach dem Tafelberg zu liegenden Häuſern; da vertheilt es ſich weiter in mehrere auch noch ſehr weite Röhren, denen man die Richtung nach den verſchiedenen Gegenden der Stadt, den höhern wie den niedrigern, gegeben hat. In der Stadt ſchließen ſich nun an dieſe, durch ſtarke Schrauben an einander gefügte, größeren Röhren immer mehrere und immer enger werdende Röhren nach der Richtung der Straßen an; und ſo geht es fort, bis die letzten Röhren jedes Quartier und jede Höhe der Stadt erreichen. Man kann alſo die ganze Waſſerleitung mit einer von einem Hauptſtamme unter der Erde fortlaufenden, und ſich in mehrere Seiten-Aeſte vertheilenden, am Ende aber aus der Erde herauswachſenden Wurzel vergleichen; jede einzelne Röhre aber, welche in der Stadt Waſſer gibt und da etwa 2 bis 3 Fuß hoch aus dem Boden hervorragt, kann als der andere Schenkel einer gebogenen Röhre angeſehen werden, in ſo fern nämlich die Röhre, die das Waſſer an der Quelle aufnimmt, der eine oder Hauptſchenkel des unter der Erde fortlaufenden Röhren-Syſteins heißen kann. Da nun jedes zur Stadt gehörige Haus viel niedriger liegt, als die Trinkwaſſerquelle und ſelbſt als das vorhin erwähnte Baſſin, ſo ſteigt das Waſſer nach den bekannten Geſetzen, nicht nur bis in die an den Ecken der Straßen häufig angebrachten, mit einem Hahn verſehenen pumpenähnlichen Waſſerbehälter, ſondern man könnte auch das Waſſer, wie einzeln wirklich geſchehen iſt, in jedes Haus und auf das platte Dach jedes Hauſes bringen, wenn es erforderlich wäre. Das oberhalb der Stadt angelegte große Reſervoir verſtattet jetzt auch eine Anſammlung des Trinkwaſſers, weil dafür geſorgt worden iſt, daß man die ausführende Hauptröhre verſchließen, und dadurch, z. B. während der Nacht, den unnöthigen Abfluß des Waſſers nach der Stadt zu verhindern kann — eine Vorſorge, welche zwar noch nie nöthig geweſen iſt, denn man hat immer das überflüſſige Waſſer in die See wegfließen laſſen, welche aber doch bey zunehmender Volksmenge und bey ſehr trocknen Jahren wohl einmal recht ſehr zu Statten kommen könnte.

Die Koſten dieſer neuen Anlage ſind natürlich ſehr beträchtlich geweſen — man berechnete ſie etwa auf 250,000 Thaler Capiſch Papiergeld (jetzt ungefähr ſo viel wie 25,000 Pfund Sterling) ſowol für die Menge von eiſernen Röhren, welche alle aus England verſchrieben und herübergebracht werden mußten, als auch für das Perſonale und die Arbeit des Meiſters und ſeiner Gehülfen, welche gleichfalls aus England kamen. Der Magiſtrat der Capſtadt übernahm die Herbeyſchaffung des Geldes mit Hülfe der Regierung, und iſt dieſer nun das angewandte Kapital ſchuldig geworden — die Zinſen aber werden durch eine direkte Auflage auf jedes Haus jährlich aufgebracht, und vielleicht wird auch das Kapital nach und nach abgetragen werden können, wenn die Unterhaltungskoſten nicht zu beträchtlich ſind. Zwar werden die Röhren wohl aushalten, aber bey der Verbindung derſelben unter einander, tritt doch zu Zeiten ein Hinderniß ein, welches das Nachſehen und Nachhelfen nöthig macht. —

Anfangs bemerkte man, daß das durch die eiſernen Röhren geleitete Waſſer den Geſchmack von Eiſenroſt angenommen hatte; dieß verlor ſich aber bald, oder man gewöhnte ſich ſchnell daran. In ſehr heißen Jahren könnte auch wohl das Waſſer etwas weniger kühl gefunden werden als ſonſt, wo es durch hölzerne Röhren lief, welche ſich während der Nacht durch Ausdünſtung abkühlten, was bey den eiſernen nicht der Fall iſt; aber dennoch iſt dieſe neue Waſſerleitung eine äußerſt wichtige Verbeſſerung, weil nun jeder Einwohner der Capſtadt, ohne eigens Waſſerträger halten oder Brunnen anlegen laſſen zu müſſen, das ſchönſte Trinkwaſſer, wenige Schritte von ſeinem Hauſe aus den ſtets überfließenden Waſſerröhren ſchöpfen kann.

M. Jun. 1819.

F. H.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Berlin, den 28. Juni.

Unter den hieſigen öffentlichen Anſtalten zeichnet ſich das Lehr-Inſtitut für die Entbindungs-Kunſt, unter der Direktion des verdienſtvollen Geheimenraths Dr. Siebold, als eine neu begründete Einrichtung ſehr aus, und beweiſet ſchon jetzt eine bedeutſame Einwirkung. Referent beſuchte neulich dieſes Inſtitut, und wurde überzeugt, daß hier Ernſt und Thätigkeit zu höchſt merkwürdigen Reſultaten führten. Es können daſelbſt achtzehen Perſonen, die ihrer Entbindung entgegen ſehen, zugleich aufgenommen werden; man iſt indeſſen (mit vollem Rechte) höchſt aufmerkſam, um nur ſolche zu wählen, die durch Verführung, nicht durch Sittenloſigkeit in dieſen Zuſtand kamen; auch verheirathete Frauen, die in Armuth ſchmachten, finden Aufnahme, und Alle dienen — bey einer Behandlung, wie ſie nur zu wünſchen, in einer öffentlichen Anſtalt kaum denkbar iſt —, um jungen Aerzten Unterricht und Erfahrung zu verſchaffen. Daß es dabey ein Hauptaugenmerk bleibt: vorzüglich ſolche Perſonen zu wählen, bey denen man eine ſchwere Entbindung vorausſieht, liegt in dem Zwecke; ſo iſt in den letzten Tagen dort eine völlig verkrüppelte Perſon entbunden worden, und zwar durch künſtliche Mittel um zwey Monate vor der Zeit, weil ſie unter andern Umſtänden gar nicht zu retten war. Die neueren Hülfsmittel und Erfindungen Siebolds bezeugen ſeinen Eifer für ſeine Kunſt, und haben ſich ſchon vielfach bewährt. —

Auf der Eiſengießerey iſt man jetzt mit dem Denkmale beſchäftigt, welches nahe bey unſerer Stadt (auf einem Sandhügel, der Templower Berg benannt, weil auf unſern Flächen jeder Auswuchs für einen Berg gilt) zur Erinnerung an den jüngſten Kampf errichtet wird. Es iſt das bedeutendſte Monument, welches bis jetzt hier in Eiſen gegoſſen wurde, und ich ſah viele einzelne Theile ſchon fertig. Ueberhaupt iſt man dort ſehr beſchäftigt, und ein beſonders viel Erwerb bringender Artikel ſind die Grab-Denkmale, von denen in 8 Jahren (ſo lange beſteht dieſe Eiſengießerey) ſchon über 3000 Stück, zu 60 bis 5000 Thlr. im Preiſe, gefertigt wurden. Auch in den Haushaltungen ſind ſchon viele Artikel von ſolchem Guſſe, als: Plätteiſen, Kaffee-Mühlen, Leuchter u. ſ. w. Drollig genug hat vor einiger Zeit ein Venetianer ſich eine Anzahl Leuchter beſtellt, welche das Sprüchwort verſinnlichen: „Dir ſoll der Teufel das Licht halten“! — Der Teufel trägt hier wirklich den Lichthalter. — Noch eine Merkwürdigkeit ſind Gebäude, die, ſtatt hölzernen Gebälkes, eiſerne Bogen, Stangen und Platten haben, ſo daß nur Eiſen und Stein zu dem Bau gebraucht werden; es iſt eben wieder ein ſolches Haus in Arbeit und beynahe vollendet, und in demſelben wird auch die Dampfmaſchine künftig benutzt, die hier ſchon vielfach in Anwendung iſt, z. B. bey der Porzellan-Manufaktur. Die Straßen ſtatt mit Steinen, mit Eiſenſtücken zu belegen, ſoll auch nächſtens (und namentlich auf dem Schloßplatze) verſucht werden, doch glaub' ich nicht, daß man dieſe Neuerung wird allgemeiner machen können, weil die Koſten gar ſehr zu Gunſten des Steinpflaſters entſcheiden möchten. — Das Porzellan-Service, welches hier für Wellington gemacht wird, dürfte denen, die auch von andern Orten (Meiſſen und Wien) für dieſen Feldherrn angekündigt ſind, wahrſcheinlich den Preis abgewinnen; die Ideen zu den Mahlereyen (welche ich ſpäterhin genauer angeben werde) ſind ſehr ſinnvoll. —

Die kleine Schrift „Kepler und die unſichtbare Welt.“ Eine Hieroglyphe (Nicolaiſche Buchh.) iſt empfehlenswerth; es findet ſich da allerdings Schwärmeriſches, aber wenn es Edles und Gutes gilt, gibt man ſich deſſen Einfluſſe wohl gern auf ein Stündchen hin, ging es auch ins Unerreichbare. — Unſer geſchätzter Aſtronom Bode hat herausgegeben: „Gedanken über den Witterungslauf“ (Nicolaiſche Buchh.) die man als ſehr zeitgemäß betrachten kann, da Viele, größtentheils aus Mißverſtand, wieder von möglichen Wetter-Prophezeyungen ſchwatzen. Bode ſagt (Seite 56) mit aller Beſtimmtheit: Es kann, meines Erachtens, ſchlechterdings keine eigentliche Witterungslehre geben, und die Mühe, die ſo manche Naturforſcher und Meteorologen, zur Erfindung einer Theorie derſelben, angewendet, ſcheint gänzlich fruchtlos zu ſeyn, wie alle bisherigen Verſuche und Erfahrungen gelehrt haben. Nur öftere und anhaltende Witterungs-Beobachtungen mögen Statt finden, aus denen ſich vielleicht künftig etwas folgern läßt, das zu wahrſcheinlichen Vermuthungen über die Beſchaffenheit der künftigen Veränderung des Wetters führen kann. Es muß aber dabey die Einſchränkung Statt finden, daß ſolche nur für nicht weitläufige Gegenden, und wohl gar nur für eine kurze Zeitperiode brauchbar bleiben dürften. Die Meteorologie noch jetzt zu einer Wiſſenſchaft zu erheben, hieße die uralte grundloſe Aſtrologie der wahren Aſtronomie wieder an die Seite ſetzen.“ — Die als vortrefflich anerkannten „Predigten zur Beförderung der kirchlichen Erbauung auf alle öffentlichen Andachtstage des ganzen Jahres, nach den gewöhnlichen evangeliſchen Texten von C. C. Gebauer“ (Maurerſche Buchh.), von welchen noch neulich die Jenaiſche allgemeine Literatur-Zeitung (Nro. 89. 1819) eine weitläufige höchſt rühmliche Beurtheilung gibt, werden, wie es heißt, nächſtens von der Regierung zum Vorleſen in den Landkirchen empfohlen, d. h. da, wo ſie durch eigenen Werth ſich nicht ſchon Anerkennung gewonnen. — Ein neues Werk von Grävell „der Bürger“ betitelt, welches als Fortſetzung von ſeinem vielgeleſenen Buche „der Menſch“ erſcheinen ſollte, hat hier nicht die Cenſur paſſirt; doch glaubt man, es ſey nur ein Mißverſtändniß. Es ſoll zwar allerdings manches Kühne, aber auch entſchieden viel Gutes enthalten. —

Im Theater war neu: Ratibor und Wanda, Schauſpiel in fünf Akten. Ich kann, nachdem ich dieſes Stück nur erſt einmal darſtellen ſah (bis jetzt ſind nur zwey Vorſtellungen gegeben und weitere verhinderte die Badereiſe von Hrn. und Mad. Wolff, die darin zu thun hat) meine Anſicht noch nicht für ganz in mir geordnet halten und verweiſe deshalb vorläufig auf den „Geſellſchafter Nro. 102“, worin der Verfaſſer ſelbſt ſich über ſeinen Willen und Zweck deutlich ausſpricht. — Von neu einſtudirten Stücken iſt „der Eſſighändler“ zu erwähnen, weil Hr. Mattauſch darin die Hauptrolle — nach Iffland, der ſie ſehr gern und deshalb als Meiſter ſpielte — im höchſten Grade vorzüglich ausführte. Es gibt faſt keinen Schauſpieler bey unſerer Bühne, der den Ton der innigſten und zarten Herzlichkeit ſo zu treffen weiß, als er, und — obwol ich deshalb ſchon manch scheelſüchtiges Wort gehört habe von franzöſirenden Künſtlern — ich bin nun einmal der Meinung: „Beklagen muß der wahre Kunſtfreund, daß das vormals in der dramatiſchen Kunſt vorherrſchende Prinzip der Natürlichkeit ganz verloren ging“. (Jenaiſche Lit. Zeit. Nro. 91. S. 243). Uebrigens that ſich der Verſammlung auch einmal das Herz auf, wie ſelten; es ſchien das Innere eines Jeden das zuträgliche Clima gefunden zu haben, nachdem man oft von Kälte litt; denn ſeit lange hört' ich nicht mit ſo vielem lebhaften Antheil applaudiren und hervorrufen. Die ganze Vorſtellung ging aber auch gut zuſammen. —

Hier iſt einmal wieder der Fall vorgekommen, daß ein Portrait-Mahler, dem man ſeine beſtellten Arbeiten tadelte und gering bezahlen oder gar nicht abnehmen wollte, zwey Portraits einem Trödler übergab, und ſie auf der Straße aushängen ließ. Da die Aehnlichkeit auffallend und die Portraitirten (reiche Leute!) bekannt ſind, ſo gibt es viele Schadenfreude und viel Redens. Der Mahler hat jetzt den doppelten Preis darauf geſetzt.

Gl.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 29.

Nro. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 27. Juli 1819.

Lache, liebe, ſcherze, lärme,
Freue dich mit mir!
Schwärme mit mir, wenn ich ſchwärme,
Ich bin wieder klug mit dir.

Aus dem Griechiſchen.

Toſcaniſche Volksſagen und Volksfeſte. *)

Auf einem ſeiner Spaziergänge durch die von Reiſenden nur wenig beſuchte, zum Theil noch gar nicht beſchriebene und gleichwol mit den mannigfaltigſten Reizen der Kunſt und Natur ſo ſehr reichlich ausgeſtattete Umgegend von Florenz, gegen die alte Stadt Fieſole hinauf, gelangte Hr. Caſtellan, nachdem ihm ſchon vorher zahlreiche Scharen von Landleuten begegnet waren, die, mit ihren ſchönſten Feyertagskleidern angethan, eher ihrem Vergnügen als ihren Feldarbeiten nachzugehn ſchienen, zu einem Pachthofe, vor deſſen Eingange man ſo eben einen jungen Baum aufgepflanzt hatte, von deſſen Zweigen Schleifen von Bändern und Wimpel von Rauſchgold herab wehten. Die Thüre des Hauſes, von grünen Zweigen, die man auf ähnliche Weiſe verziert hatte, und von einem Blumenkranze überſchattet, öffnete ſich, indeß Muſik und lauter Jubel in den Lüften wiederhällte, und drey reizende Mädchen, friſch wie die Jahrszeit, die ſie verherrlichten, traten im höchſten Staate hervor, und mit Lächeln ihren Freunden und Geliebten unter die Augen. Bald ward die bäuriſche Muſik fröhlicher und lebhafter. Die Jugend beyderley Geſchlechts fing an, um den Baum herum eine Kette zu bilden; es folgten ſchnelle Tänze, und taktmäßige Sprünge, und die Eltern begannen in dem Schatten einer langen als Vorhof dienenden Laube ein Frühſtück zu rüſten.

Man hatte mich bemerkt — fährt der Verfaſſer fort — und ich ſelbſt mich erinnert, daß das ländliche Feſt der Feyer des erſten Mai's, (Calendi-Maggio), gelte. Der Pächter kam auf mich zu, lud mich mit wohlwollender Unbefangenheit ein, an ihrem ländlichen Mahle Theil zu nehmen; und als ich einiges Bedenken trug, ſeiner Einladung zu folgen, ſo trat eine der Tänzerinnen aus der Reihe, und zog mich bey der Hand zu der Geſellſchaft und zugleich in den Reigen hinein, der ſich alsdann mit verdoppelter Freude und Lebhaſtigkeit wieder erneuerte. Bald ſetzte man ſich als die beſten Freunde von der Welt um den Tiſch herum, und nun wurde ein kleines altes Männchen, mit kahlem Scheitel, um welchen einige graue Haare kaum noch einen Kreis zogen, von dem jungen Volke aufgefordert, die wundervolle Geſchichte der Brüder Ferragoſto und Calendi-Maggio und ihrer beyden Schweſtern Befana und Mezza-Quareſima zum Beſten zu geben. Der Alte hatte früherhin ſchon durch mehr als ein luſtiges, von ihm ſelbſt mit der Baßgeige begleitetes Liedchen das Morgeneſſen erheitern geholfen, und war um ſo bereitwilliger, ſich den dringenden Bitten der Geſellſchaft zu fügen, da auch ich, voll Verlangen, ein Probeſtück von der ganz eigenen Beredſamkeit dieſer bäuriſchen Improviſatoren zu erhalten, die meinigen mit denſelben vereinigt hatte.

Mit einer Mütze von Goldpapier und einer kattunenen Bettdecke, ſtatt des Mantels angethan, wurde der Alte auf

*) (Aus dem dritten Bande der Lettres sur l'Italie par A. L. Castellan.)

Digitized by Google

die Tafel hinauf gehiſſt. Er ſetzte eine in Stroh eingeflochtene Flaſche neben ſich hin und rief mit lauter Stimme: Hört, Knaben und Mädchen, und ihr übrigen alle, ſo viel euer ſind, merkt auf! Nach einer Pauſe, während welcher er einen Schluck Wein zu ſich nahm, ſagte er mit lächerlich ernſthafter Miene: Die ſchöne und wahrhafte Geſchichte, die ich euch erzählen will, habe ich aus Ferragoſtos eigenem Munde. Auf ſeiner letzten Erdenreiſe hat er mir ſie erzählt, und er iſt's, der anfangen wird, zu ſprechen. Ich, rief er dann mit verſtärkter und hoher ſich hebender Stimme, ich bin alſo dieſer Ferragoſto. Bey dieſen Worten verbreitete ſich über die ganze luſtige Geſellſchaft das tiefſte Stillſchweigen. Unbeweglich und mit feſtem Blicke ſchauten ſie alle nach Ferragoſto hin, der ſich nun aufrichtete, ſeine Schultern gewaltig in die Höhe ziehend, die Arme auseinander ſchlug, ſeine Augen auf die Zuſchauer umher warf, und alsdann ſeine Erzählung begann, wie folget:

„In alten Zeiten lebte ein mächtiger König, der zugleich auch Kaiſer von Rom war, mit Namen Karl der Große. Nachdem er gar viele Eroberungen gemacht hatte, kam er in unſer Land, mit einer Menge ſeiner Großen, unter denen ſich auch mein Vater befand. Mein Vater war nichts weiter, als ein armer Wurſtkrämer aus der Grafſchaft Belgioſo, aber ein Meiſter in ſeiner Kunſt, und weil der König Leute von Talent, aus welcher Klaſſe ſie ſeyn mochten, liebte, ſo wollte er ihn am Hofe zu Ehren ziehn. Allein mein Vater hatte das Unglück unterweges zu ſterben. Zuvor aber hatte er ſeine Kinder noch dem Schutze des guten Königs Karl empfohlen, der uns wirklich erlaubte, ihn bis nach Florenz zu begleiten. Der Eroberer, welcher ſo manche Stadt zerſtört hatte, fand ſeine Freude daran, dieſe wieder aufzubauen. Er zog die in der Ebene zerſtreute Bevölkerung und viele Leute von ſeinem Gefolge in dieſelbe zuſammen, die, nachdem ſie von ihm die Vorrechte des Adels erhalten hatten, ſich in der neuen Hauptſtadt niederließen und vieles zu ihrer Verſchönerung beytrugen.“

„Vor ſeiner Abreiſe äußerte Karl der Große den Wunſch, die Umgegend von Florenz zu beſichtigen. Wir begleiteten ihn, meine Brüder, meine Schweſtern und ich, nach Fieſole. Was uns dorthin lockte, war der hohe Ruf der Feen, von denen jene alte Stadt von jeher bewohnt war. Jetzt näherte der Hof ſich dem Eingange ihres Aufenthaltes, der noch gegenwärtig das Loch der Feen genannt wird. *) Karl legte daſelbſt reiche Geſchenke nieder. Hinwieder wurde er mit Höflichkeiten überhäuft, und jedem ſeiner Begleiter abſonderlich ein Geſchenk gemacht. So machten z. B. die Feen den Paladin Roland unverwundbar, und folglich iſt ohne Grund behauptet worden, daß er ſolches von Geburt an geweſen ſey. Mangis wurde mit allen, für einen guten Nekromanten erforderlichen Kenntniſſen ausgeſtattet. Jeder hatte Urſache, mit der ihm zugefallenen Gabe zufrieden zu ſeyn. Auch ich wurde beſchenkt. Nicht weniger mein Bruder Calendi-Maggio, und meine Schweſter Befana. Meine jüngere Schweſter, Mezza-Quareſima, in der ſich kein Ehrgeiz regte, war die einzige, welche von den Feen nichts haben wollte, dafür aber auch im Verfolge grauſam beſtraft ward. Ich für meine Perſon bat mir von den Damen Unſterblichkeit zum Geſchenke aus, wobey ich mich jedoch begnügte, alljährlich nur die acht erſten Tage des Auguſts zu leben, und mir einzig ausbat, daß dieſe Epoche zu einem Feſte erhoben und jedermann verpflichtet werden möchte, während derſelben meine Rückkehr ins Leben durch Luſtbarkeiten und Bankette zu verherrlichen.“ –

„Wollt ihr wiſſen, wie ich es anſtelle, um mich dem Tode zu überliefern, damit ich ſo alle Jahre wieder ins Leben zurückkehren könne? Ich begebe mich um Mitternacht zu den Feen, deren Thür mir jederzeit offen ſteht. Daſelbſt finde ich in einem Fäßchen mit Wein das ſüße Gift, welches mir das Leben rauben ſoll. Von dieſem trinke ich, bis der Schlaf mich überflügelt; alsdann ſterbe ich ganz ſanft und unvermerkt, und iſt die Zeit meiner Auferſtehung vorhanden, ſo beſitzen die Feen das Geheimniß, mich mein kurzes, aber luſtiges Daſeyn wieder von vorn anfangen zu machen.“ **)

„Mein Bruder Calendi-Maggio erhielt das Geſchenk der Muſik, und wirklich hört man alle Jahre auf den heutigen Tag ihm zu Ehren Lieder ſingen, und ſieht Maibäume aufpflanzen.“

„Meine älteſte Schweſter Befana erkühnte ſich, den Wunſch zu äußern, daß ſie ſelbſt in eine Fee verwandelt werden möchte. Auch ihr wurde willfahret, nur mit der einzigen Bedingung, daß ſie alle Jahre, in der Nacht vom 6. Jenner, ſich aufmache, die kleinen Kinder zu ſchrecken und ihnen zu drohen, ſie wolle diejenigen von ihnen entzwey

*) La bucha delle Fate. Es ſind dieß unterirdiſche Conſtruktionen, in denen die einen Ueberreſte eines Amphitheaters, die andern Säle von Bädern zu erkennen glauben. Auf jeden Fall ſpielen die Feen in den toskaniſchen Volksſagen eine bedeutende Rolle; auch hat man ihnen in Toskana mehrere Aufenthaltsörter angewieſen. So findet ſich z. B. in der Gonfalina, zwiſchen Florenz und Piſa, ein Felſen, Masso delle Fate genannt. Er hat die Geſtalt eines ungeheuern viereckigen Thurmes, und überhängt gegen ein andres Felſenſtück von ähnlicher Form. Der leere Raum zwiſchen beyden bildet eine Grotte, die ſich zu einem Wohnorte für Feen recht gut eignen würde.

**) Morto che son io, – ſo wird in der burlesken Schreibart des ſechzehnten Jahrhunderts dieſes Geheimniß beſchrieben – le Fate anno quivi una bella troia grande salata, dove mi sotterrano, e poi ricuciono lo sparato da capo à pie. Quando io mi ò a far vivo, vengon le fate con un popon di legnaia, e ponendo il fiore al niffolo, ovvero grugno della troia, lo tengon vi fermo un gran pezzo onde io a quel odore, passando mi al cerebro subito mi rinvengo: Sdrucono lo sparato della troia ed io rizzato mi allora su, son bello e vivo.

Digitized by Google

bauen, die nicht gutwillig ihren Brey äßen, oder die ihre Ammen halb zu Tode ärgerten. Einige übel berichtete Gelehrte haben wiſſen wollen, die Beſana ſey männlichen Geſchlechtes, und behaupten, indem ſie dieſelbe mit dem, den Feen ebenfalls dienſtbaren Währwolfe verwechſeln, ſie mache blos die jungen Mädchen zu fürchten: dem iſt aber keineswegs ſo, und dieſe können der Beſana halber ruhig ſchlafen."

„Meine zweyte Schweſter Mezza-Quareſima ſollte es bereuen, die Geſchenke der Feen verſchmäht zu haben. Hätte ſie nur wenigſtens auch, wie ſo viele Leute thun, ſich die Erlaubniß ausgebeten, zur Faſtenzeit Fleiſch eſſen zu dürfen, ſo wäre ſie nicht eines ſo kläglichen Todes geſtorben. Nun aber, da ſie ſich mitten in jener Bußzeit ſchwanger befand, wandelte ſie ein außerordentlich heftiges Verlangen an, eine Bologneſer-Wurſt zu verſpeiſen, und um das Maß ihrer Unvorſichtigkeit voll zu machen, verſchlang ſie dieſelbe roh und in haſtiger Eile. Das Verbrechen ward entdeckt, angezeigt, für unverzeihlich erklärt, und die arme Schweſter durch ein ſchreckliches Strafurtheil verdammt, lebendig von einander geſägt zu werden. Die einzige Gnade, die man ihr dabey angedeihen ließ, war, daß ſie incognito und unter der Kutte einer Nonne ſterben durfte. Zum Gedächtniß dieſer ſchauervollen Kataſtrophe, wird auf dem Platze Padella, wo dieſelbe Statt fand, alljährlich um Mittefaſten, dieß jammervolle Schauſpiel an einer Holzfigur, die noch heut zu Tage die Nonne heißt, erneuert."

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre.

(Fortſetzung.)

Links von Goneſſe ab läßt uns unſer Müller, in einer Entfernung von zwey Stunden, St. Denis ſehen. Der Heilige, dem anfangs die bekannte Catulla, nachher die heilige Genoveva dieſe Abtey gewidmet hat, iſt wahrſcheinlich Schuld, daß der Berg, auf welchem wir ſtehen, Montmartre (mons martyrum) genannt worden iſt. Denn aus alten Urkunden will man wiſſen, daß der heilige Dionyſius mit ſeinem Gefährten, nachdem das von ihnen gepredigte Evangelium den Heiden mehr eine Unglücks-, als eine freudige Botſchaft geſchienen, auf dieſem Berge und zwar auf der weſtlichen Seite deſſelben (eben da, wo wir jetzt ſtehen) und nicht, wie man bisher geglaubt hat, auf der Stelle, wo die Abtey erbaut worden, am Ende des dritten Jahrhunderts enthauptet worden iſt. Bekanntlich nahm der Heilige, dem ſicher nicht der Vorwurf gemacht werden kann, daß er leicht den Kopf verloren, den ſeinigen nach der Hinrichtung von der Erde auf, ſetzte ihn ſich auf die Schultern, und ging eine feine Weile damit hin und her ſpazieren. Daß es ungläubige Menſchen giebt, die die Exiſtenz des heiligen Dionyſius, oder wenigſtens ſeine Ueberkunft nach Frankreich, läugnen, und die Sage von demſelben dem auf Montmartre verehrten Bacchus (Dionyſos) zuſchreiben, iſt euch hinlänglich bekannt.

Was ſich mit der Kirche von St Denis, der älteſten chriſtlichen in Frankreich, in den erſten Jahren der Revolution ergeben, darüber wollen wir den Schleyer der Vergeſſenheit werfen und gleich zum 30. März 1814 überſpringen. Es iſt des Morgens zwiſchen fünf und ſechs Uhr. Da ſtürmt Feldmarſchall Blücher mit ſeinem Korps auf die Verſchanzungen von St. Denis, welche von der polniſchen und der Artillerie der polytechniſchen Schule raſend vertheidigt werden. Blüchers Krieger eilen mit Unerſchrockenheit dem Tode entgegen. Aber endlich ſiegen die Tapfern, und helfen das glorreiche Ereigniß des Tages, die Uebergabe von Paris, herbeyführen. Die Alliirten ziehen am 31. März zu der Hauptſtadt Frankreichs ein. Endlich erinnert euch noch, daß bey St. Denis der Connetable Anne de Montmorency am 10. Nov. 1567 die Liguiſten unter dem Prinzen Condé geſchlagen, aber dabey ſein Leben verloren hat.

Ueber St. Denis weg, etwas links ab davon, alſo gerade im Norden, läßt uns, etwa in einer Entfernung von vier Stunden, unſer Cicero das berühmte Montmorency ſehen, das Stammhaus eben des Montmorency, von dem ſo eben die Rede geweſen. Montmorency iſt einer der ſchönſten Namen in der Geſchichte dieſes Landes. Nachdem dieſes Haus Frankreich eine lange Reihe von Helden gegeben, hatte es den Schmerz, einen ſeiner edelſten Söhne als Verräther auf dem Blutgerüſt ſterben zu ſehen. Doch ſo ernſte Betrachtungen gehören nicht hierher, wir wollen lieber der vortrefflichen Kirſchen erwähnen, welche im Thale von Montmorency wachſen und in ganz Frankreich berühmt ſind. In neuern Zeiten iſt es durch Rouſſeaus Aufenthalt auf dem Landgute der Frau von Epinai, einer Epiſode ſeines Lebens, welche die Memoiren dieſer Dame nicht in das ſchönſte Licht ſtellen, intereſſant geworden.

Unſer Cicero will uns jetzt in das Jahr 1815 zurückführen. Damit ihr von ſeinen Demonſtrationen den gehörigen Nutzen ziehen könnt, ſo erinnert euch der Ereigniſſe jenes verhängnißvollen Jahrs. Nach der Schlacht bey Waterloo hatten bekanntlich Grouchy und Vandamme einen ſehr geſchickten Rückzug gemacht, und die Ueberreſte von der Bonaparteſchen Armee unter den Mauern von Paris zu einem nicht unbeträchtlichen Heere vereinigt. Die Feſtungswerke im Oſten, Norden und Weſten der Stadt befanden ſich außerdem in einem unſtreitig beſſern Zuſtande, als im Jahre 1814. Mit welcher Sorgfalt alle Höhen um Paris, beſonders aber Montmartre, befeſtigt worden waren, davon hat euch vorhin die klagende Erzählung des Müllers belehrt. Uebergehen wir dieſe mit Stillſchweigen: es ſteht nicht in unſrer Gewalt, ſeine umgeriſſenen Mauern, ſeine verwüſteten Garten, beſonders ſeine zerſtörten Lauben (die er auf der Stelle, wo wir ſtehen, und welche jetzt ganz kahl und der ſengenden Sonnenhitze nach allen Seiten ausgeſetzt iſt, beſeſſen haben will) wieder aufbauen zu laſſen. Je zweckmäßiger alle dieſe Vorkehrungen getroffen zu ſeyn ſchienen, mit deſto größerer Umſichtigkeit mußten ſich die Alliirten benehmen. Weltkundig iſt, daß ſie beſchloſſen, ſammt-

Digitized by Google

liche Befeſtigungen, alſo Paris ſelbſt, zu umgehen und an der am wenigſten vertheidigten Stelle einen Uebergang über die Seine zu verſuchen. Dieſe konnte nirgends bequemer zu finden ſeyn, als bey St. Germain. Um den beſagten Plan auszuführen, mußten die Alliirten den Feind über ihre Abſicht in Ungewißheit laſſen. Daher wurden von den Engländern verſtellte Angriffe gemacht, zuerſt auf Pierre-Fitte, welches ihr dort hinter St. Denis, etwa vier Stunden weit, rechts und vorwärts von Montmorency liegen ſeht. Die Einbildungskraft des Müllers iſt noch in dieſem Augenblicke ſo lebhaft, daß er ihre rothen Uniformen wie Blut in der Entfernung ſchimmern zu ſehen vorgibt; dann dort ganz nahe bey les Vertùs rechts und vorwärts von St. Denis, ſo wie endlich bey le Bourget, welches ihr etwa drittehalb Stunden von uns auf der ſchon erwähnten Chauſſee nach Soiſſons erblickt. Während der Zeit drangen die Preußen mit der Hauptmaſſe ihrer Truppen nordwärts um die Stadt weg, und marſchiren auf St. Germain.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bad-Ems, im Juni.

Die Reiſe bis hieher war eine der angenehmſten, die ich je gemacht habe. Frankfurts freye Mauern nahmen mich endlich auf; jedoch hielt ich mich dort, wo noch alles in großer Unzufriedenheit über die letzte totalmißrathene Meſſe iſt, nur einige Tage auf, um ſo ſchnell als möglich das Ziel meiner Reiſe zu erreichen; ein Miethkutſcher, den ich mir bis Ems gedungen, brachte mich bald nach Wiesbaden. Hier fand ich noch alles ziemlich leer, eben ſo in Schwalbach, weshalb ich mich in dieſen in der ſpätern Kurzeit recht angenehmen und beſuchten Badeörtern nicht lange aufhielt, und endlich wohlbehalten, doch ziemlich durchgeſchüttelt, am 1ſten dieſes Monats hier anlangte. Der Weg von Wiesbaden übers Gebirge hierher iſt ſo beſchaffen, daß ich ihn, ungeachtet mancher herrlichen Ausſicht, vorzüglich der beym Jägerhaus zu Wiesbaden, die ich mit zu den ſchönſten Deutſchlands zähle, keinem Kranken anrathen möchte. Hat man aber endlich Alles überſtanden und fährt die Höhe jenſeits Naſſau herunter, ſo fühlt man ſich reichlich durch den Anblick des angenehmen Lahnthales belohnt. Naſſau mit des Freyh. v. Stein geſchmackvollem Garten und Schloſſe, das jetzt ein hoher gothiſcher Thurm, deſſen Spitzen die zu Cöln aus Gips verfertigten Statüen der Schutzheiligen der verbündeten Mächte zieren, und der zum Andenken der Völkerſchlacht erbaut iſt, verſchönert, liegt zu ihren Füßen. Neben dieſen hebt, auf einem iſolirten Berge ſtehend, die Ruine der alten Stammburg der Herzoge von Naſſau ihr graues Haupt empor, und an des Berges niederer Hälfte nach Naſſau zu, lehnt ſich das verwitterte Stammſchloß der treueſten und älteſten Vaſallen Naſſau's, der Freyherren v. Stein, vertraulich an. Dieſe beyden Burgen nennt man den Stein. Der Berg iſt mit herrlichen Gängen, Grotten und Tempeln beſetzt, und dient den Naſſauern ſowol als den hieſigen Kurgäſten zum ſchönſten Spaziergang, den die Gegend aufzuweiſen hat. Von Naſſau bis hierher führt die ſchönſte mit herrlichen Obſtbäumen beſetzte und auf der einen Seite von der Lahn begrenzte auf der andern längs Felſen und Weinbergen ſich hinſchlängelnde Kunſtſtraße, der Wagen rollt unvermerkt auf dem wohlerhaltenen Wege, und ehe man ſich verſieht, gähnt einem an einer Bergſchlucht ein finſtres Thor entgegen; man iſt in Dauſenau, einem jetzt ärmlichen Dorfe, das einſt eine große Stadt und ſtarke Feſtung war, denn noch ſieht man bis tief in die Schlucht hinein längs den Bergen die alten graubemooſten Ringmauern ſich hinziehen; doch ſchnell enteilte ich dem finſtern Aufenthalt, und in einer halben Stunde lachten mir Ems freundliche Häuſer entgegen und noch einen Augenblick, ſo hieß mich Hr. Hiedenhaus, der geſellige Wirth des ſteinernen Hauſes, herzlich willkommen. Mein Erſtes am andern Morgen war, wie Sie leicht denken können, mich überall umzuſehen, und faſt möchte ich mit dem ſeligen Herrn von Kotzebue grollen, der vielleicht in mißmuthiger Laune in ſeinem vorjährigen literariſchen Wochenblatte eine ſo abſchreckende Schilderung von dieſem Badeort macht. Ems liegt in einem ſehr romantiſchen Thale hart an den Felſen gedrückt, ſo daß, um nur einigermaßen Raum zum Anbau mehrerer Häuſer zu finden, man ſich in die Felſen hineinarbeiten muß; dennoch ſind ſeit zwey Jahren mehrere bedeutende Gebäude aufgeführt worden, unter andern das große Wirthshaus der Darmſtädter Hof, welches Hr. Dreßler, ehemaliger Wirth im Kurhauſe, in beynahe einem Jahre vollendet hat; außer dieſem ſind noch mehrere kleinere Häuſer entſtanden und gegenüber dem Kurſaale wird ein großes Gaſthaus aufgebaut. Die meiſten Annehmlichkeiten außer dem Kurhauſe gewährt jedoch eine Wohnung im ſteinernen Hauſe, da der Wirth ſeit zwey Jahren in ſeinem Keller eine lange Zeit zugemauerte und unbekannt geweſene Trinkquelle und einen großen ſteinernen Badwaſſer-Behälter entdeckt hat; jetzt ſind ſchon einige Bäder fertig, denen künftiges Jahr noch mehrere nachfolgen ſollen, und ſo kann man im Hauſe ſelbſt im höchſten Negligee zu jeder Stunde das Bad gebrauchen. Auch an den Spaziergängen, die vorzüglich Kotzebue bitter tadelt, wird, ſo viel es der beſchränkte Raum geſtattet, an Vergrößerung und Verſchönerung gearbeitet; neben dem Spielſaal ſoll eine Mauer längs der Lahn aufgeführt und daſelbſt ein Rundel angebracht werden. Zu den Vergnügungen iſt jetzt auch noch ein Theater hinzugekommen, welches Herr Tilly, Director der Coblenzer Schauſpieler-Geſellſchaft, hier errichtet hat; freylich möchte es kaum ein Theater zu nennen ſeyn, da ſich ein kleineres wohl ſchwerlich in Deutſchland finden möchte; doch der Mangel eines Lokale, die Kürze der Zeit und ſelbſt der Mangel an Platz, ein eignes Haus zum Theater zu bauen, machte es nicht anders möglich. Am 21ſten dieſes Monats wurde die Bühne mit der beliebten Oper Fanchon eröffnet, der, im Laufe dieſer Woche, die Neugierigen, Luſtſpiel von Schmidt, und die Theaterſucht, Luſtſpiel von Schall, folgten. Im Ganzen errangen die Vorſtellungen ungetheilten Beyfall, nur einige, worunter ich vorzüglich den Abbé in der Fanchon, Hr. Buhle, und Florine, Frau Buhle, rechne, ſpielten und ſangen unter aller Kritik, und thaten beſſer, ſich nur ſtets in dem ihnen zukommenden untergeordnetſten Rollenfache zu bewegen; die Gebrüder Bender erhöhten unſer Vergnügen durch ein am 23ſten im Kurſaale gegebenes ſehr gut durchgeführtes Konzert. So ſehr beſucht wie Ems auch im vorigen Jahre geweſen ſeyn mag, ſo iſts, glaube ich, dieſes Jahr noch zahlreicher; ein Beweis von der Güte und den Annehmlichkeiten dieſes Bades. Bis zum 20ſten d. M. zählte die wöchentlich herauskommende Badeliſte ſchon 189 Kurgäſte, unter denen ſich mehrere fürſtliche Perſonen befanden, die den Glanz der Kurzeit vergrößern. Andere werden noch erwartet, ſo daß ſchon alle Wohnungen ſo beſetzt und beſtellt ſind, daß das Unterkommen ſchwer hält. Geſpielt wird in dieſem Jahre außerordentlich ſtark, doch nur Pharo und Roulette; alle Sonntag iſt Ball im großen Kurſaale, der gewöhnlich von den fürſtlichen Gäſten auf wenige Minuten beſucht, und durch viele herüberkommende Coblenzer anſehnlich vermehrt wird.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 22.

Digitized by Google

Nro. 179.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28 Juli 1819.

Erfunden nicht, gefunden wird die Welt;
Erſt ſey von eignem Wahnſinn hergeſtellt,
Denn bey dem Glaubenslicht der ew'gen Wahrheit
Tagt den Gefilden kriſtalliniſche Klarheit.
Und wer der Liebe Heimath wieder fand,
Der wohnet in der Dichtung Vaterland.

Gr. v. Löben.

Das Menſchenleben. *)

Iſis, göttliche Mutter der Weſen, o laß in die Tiefen
Jenes Urſprungs mich ſchau'n, wo einſt mit phantaſtiſchem Brüten
Ueber des Chaos Nacht der Geiſt die unendlichen Stoffe
Siegend in Formen bezwang, und ſich regten unendliche Pulſe,
Die mit des Lebens Flammen durchfloſſen die ſchlafenden Keime,
Daß deines Lieblings Bild, ein würdiger Prieſter, ich mahle,
Daß in der ſchwellenden Knoſpe, in Blüth' und Vergeh'n ich ihn ſinge,
Der die Krone der Schöpfung ſich ſelbſt umſchlingend die nah'n darf.

Lebens-Gluthen entſprühen zuerſt dem keimenden Herzen;
Bald in weitern Bogen umkreist es die wachſende Strömung,
Bis die beſeelete Pflanze des Lebens Frühling umarmet.
Glänzend umziehet die Welt die neuen Sinne des Sprößlings,
Jeglicher Laut iſt melodiſch' Getön, und die rege Empfindung
Läßt die Thränen ſo bald am Strahle der Freude verſiegen.
Noch in weitem Meere das Licht der Ideen verfließet,
Bleiche Helle nur ſpendend wie Lunas trüberer Schimmer;
Doch aus unendlicher Leere das Ungeheure ſich windet,
Hin durch die Tiefen ſchon zieh'n die matten Schatten der Gottheit.

Siehſt du des Lenzes Bild, den Hain voll Nachtigalltöne,
Siehſt du den blühenden Schmelz, der über die Fluren ſich ausgießt; —
Aber die goldene Frucht muß reifen am Strahle der Zeiten.

Höher hebt ſich die Bahn, die Blüth' iſt entſchwollen der Knoſpe;
Und es wogen die Fluthen des Lebensſtromes, ſie ſtürmen
Brauſend dem Damme entgegen, die trotzigen Kräfte verſuchend.
Bald doch entführen die Horen die Sonnenwenden des Lebens;
Und die ſchnaubenden Pferde ſie ziehen nun langſam den Wagen
Durch die Ebne dahin; aus dem reifen Scheitel Kronions
Springt die irdiſche Gottheit dem Leben entgegen im Manne.

Stolz und frey, ſo ſteht er, wie ſtrahlende Flammen der Sonne,
Alle Fernen und Räum' erfüllend mit funkelndem Lichte.
Fliehend zerfließen in Sterne die Nebelmeere der Jugend,
Alle Bilder ſich ordnen, ſie reichen ſich willig die Hände,
Und mit Ideen durchglüht er zu ewigem Leben Gebilde.

Lange verweilt auf dem Scheitelpunkte des Lebens der Wagen;
Doch keine ſonnige Höhen mehr winken, nur ſchaurige Tiefen
Gähnen froſtig herauf, ſie drohen zerſtörenden Winter.
Wieder hat ſich erfüllt, doch ſtäter, die Wende des Lebens,
Aber es führ't abwärts der Pfad voll Nebelumhüllung.

Enger und enger umgränzt ſich die aufgeſchloſſene Sphäre,
Selten und matt noch entſteigen die Wellen dem inneren Borne,
Kaum noch ein ärmlich Gebild durchzucket Idee und Empfindung,
Kaum noch Klänge der Jugend die düſtern Wolken beſonnen.
Grauſam verſenget der Froſt die Schöne der welkenden Blume,
Nimmer kann ſie mit Leben die ſtarrenden Pulſe durchglühen,
Sinken muß ſie zum Schoß der allernährenden Mutter.

Matt' und kraftlos nur droht des Donners ſinkende Stimme,
Aber dem fliehenden Sturm entwindet ſich ſchöner der Maitag.

Friedrich Eſer.

*) Gedanken nach Durchleſung der Aphorismen über die Organonomie von Görres.

Ueber die Kometen.

(Eine Vorleſung von J. J. Mezger.)

Ein ſichtbarer Komet am Himmel iſt immer eine Erſcheinung, die, wie alles Ungewöhnliche in der Natur, eine ſtaunende Neugierde und einen gewiſſen Schauder erregt. Wir gehen hinaus in die dunkle Nacht, und unſer Auge wird zuerſt nach derjenigen Gegend des Himmels hingezogen, wo der Fremdling ſteht. Wir ſtaunen ihn an, als ein Wunder in der weiten Schöpfung; und wenn wir auch frey von dem Aberglauben ſind, der in ihm eine drohende Zuchtruthe des Himmels erblickt, ſo iſt doch der Eindruck tief und ernſt, den ſein Anblick in unſerm Gemüthe zurückläſſt. —

Allerdings verdienen die Kometen die aufmerkſame Betrachtung, welcher ſie von allen Erdebewohnern gewürdiget werden. Denn regelmäßig erſcheinen die Planeten unſers Sonnenſyſtems, und ihre Ankunft auf dem großen Schauplatz, ſo wie ihr Verſchwinden von demſelben, iſt weder neu noch uns ungewohnt; ſie wurden ſchon im voraus von den Aſtronomen verkündigt, damit wir ſie bey ihrem neuen Hervorgehen am Sternenhimmel allemal als Zierden deſſelben begrüßen können. — Ewig feſt ſtehen hingegen die Firſterne und die Gruppen, die ſie bilden; und wer den Sirius, den Orion, das Siebengeſtirn ſehen will, weiß, wann und wo er ſie ſuchen ſoll. — Aber wie Meteore erſcheinen und verſchwinden die Kometen. Ueberraſchend treten ſie in das Gebiet unſers Sonnenſyſtems ein; oft ganz unerwartet, oft bey ihrem Anrücken beobachtet, aber immer als eine ſchnell vorübergehende Erſcheinung; und ſie eilen wieder aus unſerm Geſichtskreiſe hinweg, meiſtens ohne uns die Hoffnung zu laſſen, ſie jemals wieder zu ſehen.

So ſehr indeſſen das Unerwartete und Außerordentliche ihrer Erſcheinung, ihrer Geſtalt, ihres Lichtes, ihrer Laufbahn uns mit Staunen erfüllt; ſo wenig haben wir Urſache uns vor ihnen zu fürchten, auch wenn ſie ſich unſerer Erde, oder einem andern Planeten noch ſo ſehr näherten; denn auch ſie haben, allen Beobachtungen zufolge, einen beſtimmten und regelmäßigen Lauf, und ſie werden ſo wenig mit andern Himmelskörpern zuſammenſtoßen, und ſie in Verwirrung bringen, als die Räder eines künſtlichen Uhrwerks ſich beſchädigen oder ſtören, auch wenn ſie noch ſo nahe neben einander, ja wenn ſie ſich auch in entgegengeſetzten Richtungen drehen und bewegen. —

Als himmliſche Körper müſſen wir ſie alſo betrachten, die eben ſo gut als die Planeten zum großen Ganzen der Natur gehören, eben ſo gut wie dieſe zu einem großen Zwecke Daſeyn und Bewegung erhalten haben. Ihre Einrichtung, ihr Licht und ihre Bewegung, ſo weit dieß möglich iſt, muß von uns wie diejenige der Planeten berechnet, geprüft, gemeſſen werden; und wenn wir in Hinſicht derſelben die einen und andern Vermuthungen wagen, ſo dürfen ſie niemals mit den übrigen Erſcheinungen und Beobachtungen in der Natur im Widerſpruch ſtehen. —

An den Kometen bemerken wir zweyerley Eigenſchaften, wodurch ſie ſich von allen andern Geſtirnen unterſcheiden, nämlich ihr Licht, und ihre Laufbahn. Beyde ſind der Betrachtung auch des Laien in der Sternkunde werth. —

Zuerſt fällt uns das Licht, oder vielmehr der Schimmer auf, den die Kometen um ſich verbreiten; und wir fragen, ob derſelbe ihnen eigen, oder ob er von der Sonne entlehnt, oder durch ſie erregt iſt? Wir bemerken nämlich immer einen gewiſſen an ſich dunkeln Korper oder Kern, mitten in der ſchmalen Spitze des Schweifes, von welchem das Licht auszugehen ſcheint. Dieſer Kern wird zwar von dem Lichte, wovon er gleichſam umfloſſen iſt, nicht unmittelbar berührt, ſondern er ſcheint vielmehr in einem trüben neblichten Dunſtkreis zu ſchwimmen. Allein das Licht umgibt ihn doch ganz, und nimmt in einer gewiſſen Entfernung von ihm ſeinen Anfang. Er ſcheint daſſelbe als Eigenthum mit ſich zu führen, oder es in ſeiner Atmoſphäre zu erregen: und dieſer Schimmer oder Nimbus iſt gleich helle auf der der Sonne zugekehrten, ſo wie auf der ihr entgegen geſetzten Seite: auch nimmt derſelbe nicht in dem Verhältniß der größern oder geringern Entfernung von der Sonne ab oder zu. Wir dürfen alſo wohl annehmen, daß die Kometen ſelbſtleuchtende Körper ſind, oder daß der Grund ihres ſtärkern oder ſchwächern Lichtes in ihnen ſelbſt liegt; was aus dem Folgenden noch deutlicher hervorgehen wird.

Ob nun aber das Licht der Kometen von gleicher oder von verſchiedener Art als dasjenige der Sonne ſey, darüber ſind allerdings nur Vermuthungen möglich. Wenn wir indeſſen unſere Sonne für eine elektriſche Kugel halten, die wahrſcheinlich der erſte Grund aller elektriſchen Erſcheinungen in unſerm ganzen Sonnenſyſteme iſt, ſo dürfen wir auch annehmen, daß das Licht der Kometen elektriſcher Art ſey; und daß ihr Kern, vermöge ſeiner Bewegung oder Umdrehung um ſeine Achſe, und durch die Reibung ſeiner Atmoſphäre an dem leitenden Aether Elektricität errege, welche dann, weil dieſer ein ableitendes Fluidum iſt, von dem Kerne ſich mehr entfernt, und in ihm ſich ausdehnt. Damit ſtimmen auch die Erſcheinungen des Nordlichtes überein, welche ohne Zweifel der Elektricität müſſen zugeſchrieben werden. Auch dieſes berührt die Erde nicht unmittelbar, ſondern zieht ſich in gewiſſer Entfernung über die nördlichen Gegenden hin. Ja wer weiß, wie weit hin dieſe, an den Polen erregte, oder ſich dort ſammelnde Elektricität ſich in die höhere Atmoſphäre gleichſam ergießt, und ob nicht vielleicht die Bewohner des Mondes, den Schimmer, den unſere Erde zuweilen von ſich gibt, gerade mit demjenigen der Kometen vergleichen, und ob ihnen nicht oft der Nord- und Süd-Pol derſelben ſtrahlend, und ein lichtes Fluidum ausſtrömend, erſcheint.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Toſcaniſche Volkslieder und Volksfeſte.

(Beſchluß.)

Ferragoſto hatte ſeine Geſchichte geendet und zwiſchenein mehr als ein volles Glas hinunter geſchluckt. Jetzt warf er ſeine Mütze von Geldpreiſen mitten in die Zuhörer hinein, ſprang unter dem Beyfallsgeſchrey der Kinder von der Tafel herunter, oder vielmehr, er ließ ſich herabheben und erbat ſich alsdann die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen, um ſeinem Amte eines Vorſängers an der benachbarten Pfarrkirche vorzuſtehn. Auch ich verabſchiedete mich von der gutmüthigen ländlichen Geſellſchaft unter dem Verſprechen baldiger Wiederkunft, und uns Beyde begleitete eine gute Strecke weit der wiederholte Ruf: „Es lebe Ferragoſto, Calendi-Maggio und alle zuſammen!“

Auf dem Wege zog ich bey meinem Cantor, in Betreff des Feſtes, welchem ich beygewohnt, noch etwas nähere Erkundigung ein. Die Erzählung — ſagte er, erfreut über dieſe Gelegenheit, ſeinen Witz und ſeine Gelehrſamkeit ſpielen zu laſſen — welche ich ſo eben aufgetiſcht, iſt nicht von meiner Erfindung; man findet ſie bey dem Hiſtoriker Buonarotti, und der Text des Akademikers della Cruſca enthält den Urſprung aller der Lazzis, Wortſpiele und Pasquinaden, welche das Volk in Betreff Ferragoſtos und ſeiner Familie zum Vorſchein bringt. Jene Erzählung gehört zu denen, welche wir Italiener Fataggini und die Franzoſen Féeries nennen, und verdient in Ihrer blauen Bibliothek aufgeſtellt zu werden.

Uebrigens, ſetzte er hinzu, beweist ſchon der Name Calendi-Maggio, daß das heutige Feſt ſich aus ſehr alten Zeiten und von dem Gebrauche herſchreibe, die Calenden des May's feyerlich zu begehen. Die auf dieſen Anlaß gedichteten Lieder hieß man Maggiolate, und Majo den Baum, oder das Laubwerk, womit die Liebhaber das Fenſter ihres Geliebten zu überſchatten pflegten. Eben dieſes Feſt, das ſich blos noch auf dem Lande erhalten hat, wurde in ältern Zeiten auch in den Städten gefeyert, und gab zu Konzerten, Bällen und Feſtlichkeiten, die mehrere Tage hindurch dauerten, Anlaß. Deſſen zeugt der große Mayſchmaus, der ſeiner Zeit in dem Hauſe Portinari Statt fand, und bey welchem Dante verliebt wurde. Eben dieß beweiſen die zahlreichen von einer Menge von Dichtern, ſelbſt von Lorenzo, dem Prachtliebenden, verfertigten Maggiolate. Bekannt iſt das Gedicht dieſes Fürſten, welches mit den Worten anfängt:

> Ben venga maggio
> El gonfalon selvaggio;

und ein andres, in welchem er auf eben dieſe Feſtlichkeit anſpielt, mit folgenden Worten:

> Se tu vò appicare un maggio
> A qual cuna che tu ami....

Eine der ſpäteſten Epochen der Mayfeyer in Florenz wurde durch einen Maybaum bezeichnet, der im Jahre 1612 im Palaſte Pitti, zu Ehren der Erzherzoginn von Oeſterreich, aufgerichtet und beſungen ward.

Es läſſt zwar kein Volk, das für das holde Schauſpiel, welches der Frühling darbietet, Gefühl hat, die Rückkehr des Mays ungefeyert: den Ferragoſto aber, der als ein Ueberbleibſel der Auguſtiſchen Spiele zu betrachten iſt, feyert Niemand als die Römer und die Toſcaner, bey welch letztern jedoch dieß Feſt erſt bey Anlaß des von dem Großherzoge Kosmus I., am erſten Auguſt davon getragenen Sieges von Montemuerlo eingeführt worden ſeyn ſoll. Wie dem auch ſeyn mag, ſo machen ſich zu Florenz Freunde und Verwandte an dem erwähnten Tage gegenſeitig Geſchenke; auch fehlt es nicht an Klettermaſten, Wettrennen und andern öffentlichen Luſtbarkeiten.

Noch gibt es — fuhr der Sänger von Belgioſoſo in ſeiner Erzählung fort — ein andres Florentiniſches Volksfeſt, deſſen Ferragoſto in ſeinem Vortrage keine Erwähnung gethan hat, das der Fierucoloni. Es iſt nicht ſo alter Abkunft, wie jene andern, kein Schriftſteller gibt ſeinen Urſprung an; auch wird es einzig zu Florenz und zwar am 7. September, am Vorabend von Mariä Geburt gefeyert, an welchem Tage die Bäuerinnen aus dem Caſentiniſchen und von den Piſtojeſiſchen Gebirgen nach der Stadt kommen, um vor dem wunderthätigen Madonnenbild in der Kirche der Annunziata ihre Andacht zu verrichten, und mit ihren ländlichen Hymnen die Gewölbe des Tempels zu erfüllen. Vormals wurde ſogar die ganze Nacht in den Kreuzgängen des Kloſters hingebracht. Ein Markt, der an dieſem Tage auf dem Platze vor der Annunziaten-Kirche Statt hat, und auf welchem ſich die Bäuerinnen mit Käſe, Garn, groben Tüchern und andern kleinen Handelsartikeln einfinden, ermangelt nicht, den Pöbel ſcharenweiſe herbey zu ziehn, der ſich auf Unkoſten jener ehrlichen Bergbewohner in Witzworte und Lazzis aller Art ergießt; zu welchen Späßen freylich der Aufzug und die ſonderbaren, mit dem, was in der Stadt Sitte iſt, den auffallendſten Kontraſt bildenden Manieren jener Leute mehr als genug Stoff darbieten. *)

Während des Feſtes gewähren die Straßen der Stadt, zumal in der Umgegend der Annunziata, ein eben ſo ſeltſames als betäubendes Schauſpiel. Das ganze Quartier ſcheint den Flammen und der Plünderung Preis gegeben zu ſeyn. Die Kinder tragen und ſchwingen im Laufen ihre Fierucoloni d. h. Fackeln oder Leuchten von Oelpapier, die an ein langes Schilfrohr befeſtigt ſind. Dazu verfolgen ſie ſich mit Peitſchen; von allen Seiten erhebt ſich ein durchdringendes Pfeifen, allerley unharmoniſche Töne, mit Klängen von altem Eiſen und dem Geheule des Pöbels vermiſcht. Dieſes Charivari, deſſen Zweck einzig dahin geht, ſich über die Anweſenheit der Bauern, die an dieſem Tage und ſonſt nie von ihren Gebirgen herabkommen, luſtig zu machen, dauert die ganze Nacht hindurch, und hört nicht eher auf, als bis der Markt ſelbſt ein Ende hat.

Jetzt waren wir bey der Kirche angelangt, deren Glocken eben meinen Begleiter zum Chorpulte hinriefen. Er nahm ſehr herzlich von mir Abſchied: ich aber ſetzte meine Wanderung nach Fieſole fort.

H. H.

---

*) Dieß ſind die Bäurinnen, von denen Mauro in den Opere burlesche d'autori diversi unter andern ſagt:

> Paion le guance una cipolla cotta
> Le lebbra d'una porta un rivellino
> L'andar proprio d'un asino che trotta.
> . . . .
> Voi morireste di rider la festa
> Quando sen vanno a messa la mattina:
> Con le mutande de' manti in testa,
> O con un guardanappo da cucina
> Sovra le spalle. . . . .

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 20. Juni.

Sir Thomas Lawrence, der Sieger im Gebiete der Kunſt, iſt nun auch in Rom angekommen, und hat ſeine Werke im Palaſt des Quirinale ausgeſtellt, wo er wohnt und bewirthet wird. Du ſiehſt, lieber Freund, daß die Großen unſerer Zeit, die-

Digitized by Google

Kunſt wohl zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie mit Leichtigkeit ausgeübt, und mit Lebendigkeit aufgefaſst wird. Kein ängſtlicher Fleiß, kein mühſames Beſtreben, unbedeutende Nebendinge naturgemäß darzuſtellen, ſtört und zieht das Auge von dem Hauptgegenſtande, dem Haupte ſelbſt ab; denn auch der ſtrengſte Kritiker wird Herrn Lawrence nicht vorwerfen können, daß er ſeine Kräfte an Hintergründen und Verzierungen erſchöpfe. Mit welcher Leichtigkeit ſind die Farben hingeworfen; ja man muß billig erſtaunen, daß dieſe angeworfenen Farbenflecke, die oft als Hautrelief daſtehen, in einer Entfernung von fünf bis zehn Schritten wirklich zu Gegenſtänden werden, und ich bin überzeugt, daß es nur an dem Beſchauer liegt, daß ihm der rechte Standpunkt fehlt, wenn er, wie bey dem Bilde einer ſchönen jungen Perſon der Fall iſt, nicht recht weiß, ob der Künſtler ihr einen Hund oder einen Adler zum Begleiter gegeben hat. Ich, nun du weißt ja, mit welcher Aufmerkſamkeit ich ſo gern Kunſtwerke betrachte, glaube einen gelben Schnabel entdeckt zu haben, auch könnte man den Hintergrund wohl für Gewitterwolken halten, und da die Geſtalt faſt nur mit Perlen bekleidet iſt, ſo wird ſie wohl nicht auf dieſer Erde wandeln und der Adler ihr ein ſchicklicher Begleiter ſeyn. Das Bild iſt halbe Figur, die Arme, an welchen die Hände fehlen, geben durch ihre Stellung, indem ſie ſich dort hinwenden, von wo ſich das Geſicht abwendet, der Geſtalt das Anſehn einer Tänzerinn, die, auf einem Fuße ruhend, das zierliche Köpfchen nach einer Loge hinwendet, wo ihre freundlichen Blicke nicht verloren gehen. Denn obgleich man wohl ahnen kann, daß dieſe Augen im Leben beſcheiden und jungfräulich blicken, ſo hat der Künſtler doch ein ſolches Leben hineingebracht, daß man, durch Glanz und Ausdruck geblendet, wohl auf kunſtgeübte Blicke ſchließen könnte. Wie angenehm müſſte es ſeyn, das ſchöne Original neben dieſem Bilde zu ſehen, ich bin gewiß, es ſchlägt die Augen nieder, wenn es ſich in dieſer Darſtellung erblickt, und nur dieſe reizende Beſcheidenheit könnte dem Künſtler den Vorwurf zuziehen, den weiblichen Ausdruck etwas zu keck dargeſtellt zu haben. Aber eben dieſe Lebendigkeit in der Auffaſſung, dieſe Farbenzauberey könnte man ſagen, iſt es; denn ich muß es nochmals wiederholen, dieſe Bilder, mit zu großer Aufmerkſamkeit in der Nähe betrachtet, hören zwar faſt auf Gemählde zu ſeyn, aber das Erſtaunen wächſt, je mehr man ſich von ihnen entfernt, die verworrenen Farben bilden ſich zu Zügen und aus einem Chaos von Farbentönen treten lebendige Geſtalten hervor. Bedenkt man nun, daß die urtheilende Welt nur über das Beſte in der Kunſt, über den Geiſt eines Kunſtwerkes, eine recht richtige Einſicht haben kann, ſo ſollte man billig diejenigen tadlen, welche in den unerſchöpflichen Lobeserhebungen, die dieſem Künſtler in vieler Hinſicht gebühren, eine Herabwürdigung wahrer Kunſt zu finden glauben. Immer wollen ſie noch beſtreiten, daß die Darſtellung des Menſchen, das Porträt, nicht der höchſte Vorwurf der Kunſt ſey, und daß der Künſtler, welcher ſich ausſchließlich dieſer Gattung widmet, auch der geehrteſte in der großen Welt ſeyn müſſe. Und was ſoll denn auch noch ſonſt dargeſtellt werden? Unſere Kirchen ſind ſo reichlich mit Bildern verſehen, daß man ſchon die beſten herausnahm und in Gallerien zuſammenſtellte; für dieſe ſcheint die fromme Begeiſterung eines Künſtlers überflüſſig; nur der franzöſiſche Künſtler Granet, welcher Kirchen und Chöre mit betenden Mönchen in Licht und Perſpective bis zur Täuſchung wahr darſtellt, ſcheint zu verſtehen, wie man Aufmerkſamkeit und Beyfall auch in einem andern Fache erlangen kann; und ſind dieſe Bilder nicht eben, weil ſie auch Porträte ſind, beliebt und bewundernswerth? Sucht nicht jeder Kunſtfreund ſich für große Summen ein kleines Bild dieſer Art zu eigen zu machen? Wenn die Völker das Andenken ihrer Thaten, durch Vaterlandsliebe und Ehrgefühl hervorgebracht, verewigen wollen, ſo ſtellen ſie das Bildniß ihres Fürſten auf, der als Repräſentant ſeines Volkes ihre Verſammlung, ihre Gerichtsſäle ſchmückt, und wir ſind einer Menge weitläufiger, oft unverſtändlicher Bilder überhoben. Nein, mein lieber Freund, Herr Lawrence hat nicht allein den rechten Weg gewählt, ſich in ſeiner Zeit einen Namen zu erwerben, ſondern er hat auch den Weg gefunden, ſeine Zeit nach ihren Forderungen darzuſtellen. Sieht man bey alten Meiſtern ſchon auf den erſten Blick, an Stellung und Würde, daß ſie ein fürſtliches Haupt darſtellen wollen, ſo mag man das in jener Zeit vielleicht ausdrücklich begehrt haben; unſer Künſtler ſtellt zugleich eine reizende Frau dar. Ein flatterndes Gewand, eine anmuthige leichte Stellung wird keine Fürſtinn entehren, dieſe glänzenden, freundlichen herablaſſenden Augen ſehen nicht eigentlich ſo in die Welt hinein, denn ich habe an einigen leicht hingeworfenen Pinſelſtrichen entdeckt, daß die Geſtalt ein Fernglas in der Hand hat, durch welches der Künſtler doch wohl hat andeuten wollen, daß dieſer Blick keinem Gegenſtande, ſondern nur einer poetiſchen Viſion gilt. Hätte der Künſtler dem Original etwas von ſeiner Würde geraubt, ſo hat er es durch Größe der Geſtalt erſetzt. Welche Umgebung dieſem ſchönen Bilde noch zu Theil wird, kann man aus dem willkürlichen Farbenſpiel noch nicht recht erſehen, ſie iſt durch keine Zeichnung beſtimmt, welche der reinen Phantaſie des Künſtlers Schranken ſetzen konnte, überhaupt ſcheint er ſeinem Panſel gern freyes Spiel zu laſſen; mehrere angefangene Bilder haben keine Spur von Zeichnung. Du ſiehſt den auf ſeine Art fertig gemahlten Kopf mit einem Stück Gewand, ohne errathen zu können, was aus der Geſtalt werden ſoll. Auf welche Weiſe der Künſtler aber dieſe anſcheinende Verwirrung löſt, ſehen wir bey Blücher, welcher keck und kühn im Pulverdampfe daſteht; wäre dieſe Geſtalt ſchlecht gezeichnet, wie Einige doch behaupten wollen, oder wäre etwas zu Gemeines in der Stellung dieſes Helden, ſo müſſen wir uns freuen, ſolche Darſtellungen von allem Theatraliſchen befreyt zu ſehen, und unſere Forderungen auf der andern Seite nicht zu hoch ſpannen. Wie bequem ſitzt nicht der Kaiſer von Oeſtreich da, der rechte Arm ruht auf der Lehne des Stuhls, und ſcheint wirklich ſchwer aufzuliegen, der linke Fuß iſt ſo gegen einen Fußſchemel geſtützt, daß er die Sohle dem Beſchauer zuwendet. Dieſes ganze Bein iſt in kühner Verkürzung, der Künſtler muß ſich daher doch auch bewuſſt ſeyn, die Zeichnung in ſeiner Gewalt zu haben. Vorhang, Stuhl, Degen, Orden, Alles iſt mit unglaublicher Keckheit gemahlt. Der Orden des Kaiſers beſteht aus Stücken Farbe, welche wie Juwelen aufgeſetzt ſind, aber in der Ferne verfehlen ſie ihren Eindruck nicht, und keinem ſeiner Bewunderer wird es einfallen, daß Leonardo da Vinci oder Raphael die Umgebungen ihrer Bildniſſe mit Anſpruch auf Natur und getreue Darſtellung ausgeführt haben. Wem könnte auch gleich die ſchöne Johanna von Arragonien in der Gallerie Doria oder der Herzog Sforza von Mailand in der Gallerie zu Dresden, oder die Bildniſſe der beyden Päpſte von Raphael einfallen? Das Lebendige in den Lawrence'ſchen Bildern nimmt wirklich die ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und wenn man auch nicht im Stande iſt, ſie lange zu betrachten, ſo iſt der Eindruck doch zu ſtark, um dabey an alte berühmte Künſtler zu denken. Ueberhaupt hört bey dieſen Bildniſſen jede Vergleichung auf, ſie ſtehen ſo einzig da, daß kein anderer Künſtler ſich beleidiget fühlen kann, wenn man ihn nicht mit Hrn. L. vergleichen will. Wenn berühmte italieniſche Künſtler ihn über ſich erheben, indem ſie dieſe Bildniſſe für die gelungenſten neuerer Zeit halten, ſo werden die Deutſchen ganz verſtummen müſſen, in deren beſcheidenem Sinne nicht einmal der Gedanke aufſteigt mit Hrn. L. auf gleicher Bahn wandeln zu wollen. Dieſe beharrlich in ihrem ernſten Streben, ſcheinen kaum zu bemerken, daß ſie auf ihrem Wege, wenigſtens bey ihren Zeitgenoſſen, nie zu dem Ruhme gelangen werden, den Hr. L. in leichterm Fluge errungen hat.

F.

Digitized by Google

Nro. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 29. Juli 1819.

Gott aber wog beym Sternenklang
Der beyden Heere Krieg.
Er wog und Frankreichs Schale ſank,
Und Spaniens Schale ſtieg.

Gleim.

Die Schlacht von Baillen und die darauf folgenden Tage.

Auszug aus dem Tagebuch eines in ſpaniſchen Dienſten geſtandenen deutſchen Offiziers.

Kurz, nachdem die Linientruppen, die in Jaen garniſonirten, zur Armee des Generals Caſtannos aufgebrochen waren, traf die franzöſiſche Brigade Caſſagne dort ein. Wir befanden uns noch beſchäftigt mit dem Exerzieren einer zahlloſen Menge von Rekruten. Die Franzoſen verlangten anfangs nur Lebensmittel von der Stadt, die man ihnen auch überſandte.

Wir hatten uns auf die umliegenden Anhöhen gezogen, da wir, mit dieſen unexerzierten Maſſen, von welchen, einige Chefs und wenige Offiziere ausgenommen, ſich keiner jemals im Feuer befunden hatte, es nicht wagen durften, uns allein im freyen Felde der franzöſiſchen Taktik auszuſetzen.

Doch in der Nacht vom 1ſten auf den 2ten Juli wurde die Stadt, die eine Kontribution von vierundzwanzigtauſend Piaſter bezahlt hatte, ohne die geringſte Veranlaſſung förmlich geplündert, und dabey an verſchiedenen Orten Feuer angelegt. Am 2ten Morgens kam das dritte ſpaniſche Schweizer-Regiment, unter Anführung des tapfern Obriſten Don Naſario Reding (ein Bruder des unſterblichen Generals Don Theodoro), bey uns an. Die Franzoſen hatten mit einigen Kompagnien Grenadiere und Voltigeurs die Ruinen eines Schloſſes, welches zu den Zeiten der Mauren die Stadt vertheidigte, beſetzt gehabt, wohin ſie aber wegen der ſteilen Felſenkuppen, aller Anſtrengungen ungeachtet, keine Kanonen zu bringen vermochten. Dieſe Ruinen mußten mit Sturm genommen werden. Eine gelbe Fahne mit dem ſchwarzen Stierkopfe in der Mitte, entfaltete ſich in den Gliedern der Schweizer, die im Sturmmarſche die Anhöhen erklimmten und die Franzoſen verjagten.

Hier war es, wo wir zum erſtenmal ſahen, daß die Sieger von Eilau auch davon laufen können. Sie retirirten in ungemeiner Unordnung durch die Stadt, und fielen bey dem Thore Huerfanos in das Feuer der Pelotone unſerer Rekruten. Hieher richteten dann die Franzoſen ihre Haubitzen. Da gab der ſpaniſche Brigade-General Don Manuel Lopez den Befehl, mit den Bajonetten den Angriff zu machen.

Dieß mochten ſie freylich von nicht uniformirten Bauernjungen nicht vermuthet haben; auch würde ein ſtarker Verluſt unvermeidlich geweſen ſeyn, wenn uns nicht daſſelbe Schweizer-Regiment in ausgebreiteter Fronte über die Felder von der linken Seite der Stadt her ſchnelle Hülfe gebracht hätte.

Ein heimtükiſches Gewehrfeuer mit Jagdflinten, welches auf einmal aus allen Fenſtern des Findelhauſes, das von dem Thore aus Fronte gegen die Ebene macht, wo wir uns ſchlugen, ausbrach, da ſich die Stadt-Bürger dort verſammelt hatten, richtete in derſelben Minute einen bedeutenten Schaden in dem rechten Flügel der franzöſiſchen Brigade an, als das Rottenfeuer der Schweizer ihr Centrum begrüßte. Eine ſchnelle Flucht des Feindes war die Folge der wohlgetroffenen Verfügungen Don Naſarios. Bey ihrer

Digitized by Google

Retirade verbrannte er alle Fruchtfelder, die eben zur Ernte reif waren. Dieſer Schaden iſt ſehr beträchtlich. Die Olivenbäume, welche ganze Ortſchaften in dieſer Gegend ernähren, und ſo lange Jahre brauchen, bis ſie eine beſtimmte Ernte gewähren, fingen Feuer und wurden ein Raub der Flammen. Acht Meilen weit bezeichnete dieſe Brigade ihre Flucht mit der Fackel des Verderbens.

Don Naſario Reding verließ noch an demſelben Abend dieſe Gegend, um mit ſeinem Regiment zur Hauptarmee zu ſtoßen, wohin auch wir einige Tage darnach aufbrachen.

Am 16ten Juli griff deſſen Bruder, General-Lieutenant Don Theodoro Reding, die feindliche Armee unter Dupont bey Menſibar und Coupigny bey Villanova an, die ſich von dieſem Tage an immer mehr konzentrirte. Wir rückten unter dem Kommando des Generals Caſtannos gegen Auduzar vor. Am 18ten Morgens trafen wir uns in den Ebenen von Baillen am linken Ufer des Quadalquivirs, und der künftige Tag ward zur Entſcheidung beſtimmt, ob die Spanier unter franzöſiſchem Joche ſeufzen, oder als Sieger aus dem Schlachtfelde zurückkommen würden. Die ganze Armee war von dem beſten Geiſte beſeelt, und alles brannte vor Begierde ſich zu ſchlagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Kometen.

(Beſchluß.)

Noch mehr ſcheint der Schweif der Kometen dieſe Meinung zu beſtätigen; denn nicht nur hat derſelbe große Aehnlichkeit mit einer bekannten elektriſchen Erſcheinung, ſondern die große Geſchwindigkeit, mit der er ſich oft tauſende von Meilen ausdehnt, und wieder zurückzieht, läſſt ſich am beſten auf ſolche Weiſe erklären. — Wer kennt nicht das Ausſtrömen des elektriſchen Fluidums im luftleeren Raum, der noch immer mit weit dichtern Theilen erfüllt ſeyn mag als der Aether oder die reine Himmelsluft. Mit welcher Blitzesſchnelle erfüllt und durchdringt daſſelbe die verdünnte Luft; wie erkennt man ganz darin die Form und Geſtalt, den ſtrahlenförmigen Schimmer der Kometenſchweife! Sind nun auch dieſe elektriſcher Art, ſo iſt es begreiflich, wie ſich dieſelben mit des Blitzes oder des Lichtes Schnelligkeit bald verlängern, bald verkürzen müſſen, je nachdem in der Atmoſphäre des Kerns eine mehr oder weniger Elektricität erregende Bewegung oder Veränderung vorgeht; und es befremdet uns jetzt nicht mehr, daß wir mitten durch den feinen elektriſchen Strom ſelbſt die jenſeitigen Firſterne erblicken können. —

Auch das Beſondere, daß der Schweif der Kometen immer dieſelbe, von der Sonne abgekehrte Richtung hat, läſſt ſich nun durch das Abſtoßen gleichnamiger Elektricität leicht erklären. Denn wenn auch die vom Kern des Kometen ausſtrömende Elektricität ſich nach allen Seiten ausdehnen möchte, ſo wird ſie von der überwiegenden Kraft der Elektricität der Sonne zurückgedrängt, wenn ſie von gleicher Art iſt. Erſt in größerer Entfernung von der Sonne mögen ſich vielleicht die Schweife mehr ausbreiten, ſo daß die Kometen eine ſonnenähnliche Geſtalt gewinnen. Auch iſt es endlich möglich, daß die Kometen, an denen kein Schweif, oder nur ein ſehr ſchwaches Licht bemerkt wird, von ungleichnamiger Elektricität mit der Sonne ſind, die dann die ihrige ſättiget, oder gänzlich vernichtet.

So lieſſe ſich alſo die erſte merkwürdige Eigenſchaft der Kometen, ihr Licht, als eine elektriſche Erſcheinung erklären; was um ſo viel weniger Schwierigkeit hat, da wir nicht läugnen können, daß das ſo äußerſt feine, alles durchdringende, ſich ſo ſchnell verbreitende elektriſche Fluidum überhaupt in der Natur eine große Rolle ſpielt, und unläugbar der feine im Weltall verbreitete Aether ſeine Ausdehnung und Fortpflanzung ungemein begünſtigt. — —

Gehen wir nun zur Betrachtung des Laufes und der Bahn der Kometen über, ſo gibt uns auch dieſe Veranlaſſung zu einigen Vermuthungen, denen es nicht an Wahrſcheinlichkeit fehlen dürfte, und die uns wenigſtens eine Anſicht des großen Weltgebäudes gewähren, die uns erhebt und mit Bewunderung erfüllt. —

Alle Kometen, dieß wird durch die genaueſten Beobachtungen beſtätiget, gehen in ſehr langen gedehnten Ellipſen, in deren einem Brennpunkte die Sonne ſteht. Zur elliptiſchen Bahn ſcheinen alle Himmelskörper geneigt zu ſeyn, und es iſt, als wenn ihre Schwere nach der einen Gegend des Himmels mehr als nach der andern wirkte. Auch unſere Erde läuft, in einer freylich nicht ſehr gedehnten Ellipſe, denn ihre beyden Brennpunkte ſind nur etwa 7 bis 8 mal hunderttauſend Meilen von einander entfernt. Allein die Brennpunkte der Kometenbahnen ſind ſo weit aus einander gelegen, daß die Aſtronomen genöthiget ſind, die große Axe in Vergleichung zu der kleinen, die doch oft dem Diameter der Erdbahn gleichkommen mag, als eine unendliche Größe anzunehmen, und alſo dieſe Ellipſen in Parabeln zu verwandeln, und als ſolche zu berechnen. — So unrichtig dieſe Verfahrungsart auch zu ſeyn ſcheint, da eigentlich eine paraboliſche Bahn nie wieder auf den gleichen Punkt zurückführen kann, und es doch ausgemacht iſt, daß einige Kometen z. B. der vom Jahr 1759, der in 76 Jahren ſeinen Lauf vollendet, mehrmals erſchienen ſind, ſo bleibt, wegen der unendlichen Ausdehnung ihrer Bahn kein anderes Mittel übrig, als ihre Berechnung auf die Gleichung der Parabel zu ſtützen. Indeſſen iſt wohl ſo viel gewiß, daß das andere Ende ihrer Bahn, das ſich um den zweyten Brennpunkt zieht, mit demjenigen, welches in unſer Sonnenſyſtem fällt, große Aehnlichkeit haben muß, und daß dieſer zweyte Brennpunkt, ſey er nun blos eingebildet, oder durch irgend einen Körper repräſentirt, die Biegung der Kometenbahn beſtimmt, und die Rückkehr der Kometen zu unſerer Sonne bedingt. Denn daß es unſere Sonne allein ſey, die die außerordent-

Digitized by Google

ſich excentriſche Bahn der Kometen gleichſam leitet und beſtimmt, dieß möchte wohl zu bezweifeln ſeyn, da ſich manche Kometen ſo weit von ihr entfernen, daß ſie erſt nach Jahrtauſenden wieder zu ihr zurückkehren, und ſie auf ihrer groſſen Reiſe wahrſcheinlich in Gegenden kommen, die andern Sonnen näher als der unſrigen liegen.

Es lieſſe ſich alſo die Frage aufwerfen, ob die Kometen unſerm Sonnenſyſteme allein angehören? ob ſie nicht in größerer Entfernung, ja vielleicht bald nachdem ſie nnſer Sonnenſyſtem verlaſſen haben, von andern Sonnen angezogen werden, und ob nicht in jedem Brennpunkte ihrer Bahn eine Sonne ſich befinde, die dieſelbe gemeinſchaftlich mit der unſrigen beſtimmt. Eine ſolche Zuſammenwirkung, ein ſolches Verhältniß zweyer Sonnen zu einander, lieſſe ſich gar wohl denken; denn wer will behaupten, daß jede Sonne im Weltall ganz abgeſondert, unabhängig, und außer aller Verbindung mit andern ſtehe? Und warum ſollten alle Wandelſterne nur immer an Eine Sonne gebunden ſeyn: könnten nicht auch die Planeten, wenn unſere Sonne in zwey Hälften ſich theilte, in gedehntern Ellipſen ſich um dieſelbe bewegen.

Nehmen wir alſo an, die Kometen werden immer von zwey Sonnen angezogen, und in ihrem Lauf erhalten, ſo haben wir einen ganz natürlichen Grund für ihren ſo ercentriſchen Lauf, und dann übernimmt unſere Sonne eine Funktion mehr, die ſie mit tauſend andern Sonnen gemein hat.

Wollte man dagegen einwenden, die Bahnen der Kometen, von denen einige ziemlich genau berechnet ſind, erſtrecken ſich in keine ſo große Entfernung, als wir uns nur den nächſten Firſtern denken müſſen; ſo lieſſe ſich erwiedern, daß wir erſtlich gar nicht wiſſen, welches der nächſte Firſtern iſt, daß die Berechnung der Kometenbahnen doch noch nicht die höchſte Vollkommenheit erreicht hat, und daß wir endlich gar keinen Begriff von der Geſchwindigkeit haben, mit welcher die Kometen die ungemeſſnen Räume des Himmels durchlaufen.

Möglich bleibt es alſo doch immerhin, daß jeder Komet unſere Sonne mit einer andern, die uns nur als Firſtern erſcheint, in Verbindung bringe; und daß ein Zuſammenhang zwiſchen jener und allen den Sonnen Statt finde, von welchen uns Kometen zukommen. Wenn nun dieſe Sonnen in einer ähnlichen Verbindung mit andern noch entferntern ſtehen; wenn Kometen von Sonnenſyſtem zu Sonnenſyſtem fliegen, um ſie alle zu einem groſſen Ganzen zu vereinigen, zu welch einem großen Zwecke ſehen wir ſodann die Kometen geſchaffen! welch eine Verkettung aller Welten findet demnach im Univerſum Statt! Dann hat jedes Sonnenſyſtem ſeinen beſtimmten Platz, und ſteht in beſtimmtem Verhältniß zu jedem andern, auch in den entfernteſten Gegenden des Himmels: dann kann keines derſelben jemals wanken; keines kann zu Grunde gehen, ohne daß das ganze Weltgebäude in ſeinem Zuſammenhang zerriſſen und erſchüttert würde. Auch wir mit unſerm Sonnenſyſtem hängen alſo mittelbar und unmittelbar mit allen Geſtirnen, und ſelbſt mit dee Milchſtraße zuſammen; und dieſe kleine Welt wird durch das Ganze getragen und gehalten. Auch wenn es keine Centralſonne gibt, ſo ſind doch alle Himmelskörper feſt und innig mit einander verbunden, und herrſchet eine ewige Ordnung, und ein unauflöslicher Zuſammenhang durchs ganze Weltall bis an ſeine äußerſten Grenzen. Entbehrlich iſt nns jetzt eine Centralſonne, die, wenn ſie im Verhältniß zum großen Ganzen ſtünde, den Ranm von mehr als tauſend Sonnenſyſtemen einnehmen müßte.

Genug alſo, daß wir uns bey dem Gedanken an eine ewige Verkettung aller Welten beruhigen, und dieſen großen Zweck durch die Kometen vollkommen erreicht ſehen können. Scheinen ſie uns auch zu klein zu dieſem Zwecke, ſo ſpricht doch ihre große Zahl, die in die Tauſende und Millionen geht, dafür, daß jener von unendlicher Wichtigkeit ſeyn müſſe. Und wenn wir die Schwungkraft der Wandelſterne, von den Monden, die während ihres Umlaufs nur Einmal um ihre Are ſich drehen, bis zu den Kometen, die alle Himmelsgegenden mit unendlicher Geſchwindigkeit durchziehen, geſteigert ſehen, ſo dürfen wir wohl annehmen, es liege ihrem Daſeyn und ihrem Laufe noch eine Abſicht mehr als dem der Planeten zum Grunde, und ſie ſeyen den Sonnenſyſtemen noch wichtiger nnd unentbehrlicher als dieſe. —

Doch wohin verirrt ſich der Geiſt, wenn er auf der Bahn der Kometen die ungemeſſnen Räume des Himmels durchſtreift und nach neuen Wundern der Schöpfung forſcht, die ihm jetzt noch ein Geheimniß bleiben ſollen! — Er ruhe alſo für kurze Augenblicke auf dieſer Erde aus, bis er einſt auf immer über alle jene Sonnen ſich emporſchwingen, und tiefere Blicke in die Werkſtätte des Schöpfers und in das Geheimniß all ſeiner Welten thun wird. —

Anekdote.

Eine herum reiſende berühmte Sängerinn, die ſich nach Großbritannien begeben hatte, befand ſich zu Cork in Irland, gerade als einige Schiffe von einer weiten Seereiſe angekommen waren, und die Matroſen dadurch viel Geld verdient hatten. Von dieſen wollte ſie auch Vortheil ziehen. Nun überlegte ſie, daß der Ohrenkitzel ihrer Triller, Cadenzen und Rinladen keinen großen Reiz für die Seemänner haben dürfte, ſann alſo auf ein anderes Mittel, ihre Neugier rege zu machen. In dieſer Abſicht ließ ſie bekannt machen, daß ſie ein Konzert zu Pferde geben würde. Sie ſang auch wirklich, auf einem ſtattlichen Gaul ſitzend, in einem groſſen Stall, und es fehlte ihr nicht an Zuhörern von dem Schiffsvolke.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 6. Juli.

Die Todtenfeyer für Kotzebue iſt am 3. Juli auf der Bühne verwirklicht worden und der Ertrag (etwa 1000 Thlr.) wird der Familie des Verewigten gegeben. Am 1. Juli wurde in den Zeitungen bekannt gemacht: „Als Todtenfeyer für den Staatsrath von Kotzebue u. ſ. w. Die Einnahme iſt zum Beſten der Wittwe und der hinterlaſſenen, unverſorgten Familie des Dichters beſtimmt.“ Am Tage der Ausführung ſelbſt aber war in den Zeitungen weder der Anlaß zum Prologe, noch die Beſtimmung hinſichtlich der Einnahme angezeigt, und auf dem Theater-Zettel ſelbſt ebenfalls Alles weggelaſſen; mit vollem Rechte wurde dieß getadelt. Was man gewollt hat, ſoll man mit Kraft ausführen, nicht Andeutungen geben, welche ein Schwanken und eine hier gewiß ſchädliche Furcht verrathen. Es konnte vielleicht Niemand begehren, daß dieſe Todtenfeyer veranſtaltet würde; war ſie aber beſchloſſen, muſſte ſie auch mit allem Anſtande durchgeführt werden; ja, man hätte bey dieſem Falle wohl noch einen feſteren Gang zu zeigen gehabt. Tagesvorher — ſo erzählt man ſich hier — ſoll die Anfrage geſchehen ſeyn, ob man nicht in den Ankündigungen ſagen dürfe: Auf Befehl u. ſ. w. Todtenfeyer für u. ſ. w. Ich kann dieß nicht glauben, da es einen unbegreifflichen Mangel an Umſicht darthun würde; wäre es aber geſchehen, dann bin ich auch überzeugt, daß die weitere Erzählung: es ſey die Anfrage verneinend beantwortet, wahr iſt; denn was denkt man ſich wohl bey einer Todtenfeyer — auf Befehl! — und wer dürfte meinen: daß nicht augenblicklich die Unſchicklichkeit eingeſehen werden müſſte! — Die Feyer ſelbſt erlitt keine Störung. Als Mad. Schröck (welche am Morgen des Tages anonym ein Billet empfing, worin die geſchätzte Künſtlerinn gebeten wurde, ſich auf Unruhen gefaſſt zu halten) im Trauer-Gewande der „Germania“ vortrat, wollten Einige applaudiren — in Königsberg ſoll die Todtenfeyer nur durch immerwährendes Applaudiſſement behindert worden ſeyn — doch ein leiſes Ziſchen gebot Stille, die auch ſogleich erfolgte und während der ganzen Rede, die man ſehr zweckmäßig fand, dauernd blieb. Am Schluſſe derſelben ging es wie bey dem Anfange; dann wurde „Hermann und Thusnelde“ gegeben, und ein Paar Mal hörte man Zeichen des Beyfalls. — Uebrigens wurden — um möglichſt genau in den Fakten zu ſeyn — gegen Abend noch Zettel gedruckt, weil auf den früheren etwas vergeſſen war; ich habe jedoch keinen von dieſen Spätlingen geſehen. — Daß die Einnahme nicht bedeutender war, wird zum Theil der erwähnten ſonderbaren Art der Bekanntmachung oder Nicht-Bekanntmachung zugeſchrieben; anderen Theils — und wohl hauptſächlich — wirkte eine Ueberzeugung, welche man vorweg zu haben meinte, die nämlich: daß die Familie unmöglich in Umſtänden der Art ſeyn könnte, um damit eine ſoche Begünſtigung begründen zu können. Widerlegen kann ich ſo etwas nicht; aber ein merkwürdiges Faktum weiß ich doch; und dieß iſt eine amtliche Berechnung, nach welcher Kotzebue — der ſo fruchtbare Theaterdichter — noch nicht volle 200 Thlr. jährlich von der Berliner Bühne empfangen hat; d. h. im Zuſammenziehen alles deſſen, was er jemals aus der hieſigen Theater-Kaſſe empfing. Wie viele Bühnen in Deutſchland werden wohl noch eben ſo viel gegeben haben? — wie viele weniger? — die meiſten gewiß faſt nichts! Wenn nun dieß ein groſſer Theil des Maßſtabes iſt, man ferner die zahlreiche Familie und die Lebensweiſe Kotzebue's bedenkt, ſo ſeh' ich die Möglichkeit: daß er kein bedeutendes Vermögen hinterließ, wohl ein. — Theater-Neuigkeit war: „Klein-Rothkäppchen.“ Eine Oper in 3 Acten nach dem Franzöſiſchen des Théaulon von der königlichen Schauſpielerinn Fr. Krückeberg. Muſik von Boreldieu. — Wenn man, gewiß im Allgemeinen, darüber einverſtanden iſt, daß die Opern-Stoffe am geſchickteſten im Phantaſie-Reiche des Wunderbaren und Zauberhaften geſucht werden, ſo wird doch auch Niemand abläugnen, daß eben hier eine proſaiſche Auffaſſung und Behandlung widriger iſt, als irgendwo. In beſagter neuer Oper iſt die ganz gemeine Gewöhnlichkeit ſammt allen kleinen Theaterkniffen in das Gebiet der Feen hinüber getragen; doch haben dieſe es glücklich bemerkt und laſſen ſich nicht daheim treffen; denn es kommt dießmal keine einzige auf die Breter, welches beſonders für die Sittlichkeit der Feen zeugt, die mit unter etwas ſehr vernachläſſigt erſcheint von Perſonen des Spiels. Die Muſik jedoch iſt in vielen Einzelheiten ganz vortrefflich zu nennen; obwohl Melodie, welche in der Sagen-Welt — in ſo fern ſie bey dieſem ſchlecht nachgeahmten Aſchenbrödel, der Spielraum des Kindlichen und des Gemüthlichen ſeyn ſoll — unerläſſlich iſt, nicht eben hervordringend wird. — Die Aufführung war nur im Einzelnen löblich. Zum Nachtheil der Muſik hatte man den bedeutendſten Tenor zu einer Baßpartie gemacht und eine zweyte ſehr verändert; doch thaten die Herren Blume und Rebenſtein (Rudolph und Hugo) im Uebrigen der Darſtellung Genüge. Demoiſ. Eunicke aber verfehlte als „Rothkäppchen“ die Unbefangenheit der Unſchuld. Die junge Künſtlerinn hat ſo viel Talent, daß es wahrhaft Schade wäre, wenn es ihr nicht gelänge, damit bis zur Natürlichkeit zu reichen. Ich fürchte dieß nicht, glaube vielmehr, daß es der mit Recht Geſchätzten nur oft und deutlich geſagt werden muß; dann wird ſie dieß ſchöne Ziel gewiß noch erreichen. Einſtudirt wird ein Luſtſpiel von Julius v. Voß: „die beyden Gutsherren,“ dem man voraus ſchon viel Rühmliches nachſagt; auf jeden Fall wird es originellkomiſche Scenen haben. — Hr. Bader hat ſeine Gaſtrollen beendet, und ich habe den früheren Aeußerungen darüber nichts anzufügen. Mad. Bader trat auch ein Paarmal auf, nicht ohne Beyfall; die „deutſche Hausfrau“ (in Kotzebue's Schauſpiel) erwarb ihr in Charlottenburg ein Hervorrufen; als ſie aber die Vorſtellung auf der Bühne Berlins wiederholte, war der Erfolg ziemlich bedeutungslos. Mir erſcheint die Fremde im Allgemeinen verſtändiger, als ihre Darſtellungen es zuweilen darthun, ihr Aeußeres thut ihr zuweilen Schaden; doch eignet es ſich wohl für Gemählde aus dem bürgerlichen Leben. Für die höhere Tragik aber (worin Mad. Bader ſich meiſtens verſuchte) iſt wenig von ihr zu hoffen, da ſich die Hoheit des Inneren und Aeußeren nicht erzwingen läſſt. — Hr. Richter, vom Theater zu Poſen, iſt in zwey niedrig-komiſchen Rollen erſchienen. Er bekundete einige Anlage, die er jedoch gleich platt und flach zu drücken verſucht, wovon ihm abzurathen iſt. In jedem Betracht aber gehört er noch zu den Anfängern, und da die Intendantur (wahrſcheinlich durch ein unvollſtändiges Regiſter verleitet) daran einen Mangel bey uns zu bemerken ſcheint, iſt er engagirt; wie denn überhaupt jetzt ſchnell hintereinander mehrere neue Namen auf den Zetteln ſtanden, die man oft nur da bemerkt — oder auf der Bühne wohl gar dann, wenn ſie ſtören. — Mad. Feron, Sängerinn von Paris, hat hier Glück gemacht, und dieß durch eigenes Verdienſt. Ihre Stimme iſt nichts weniger als vorzüglich, ihre Kunſtfertigkeit, mit Geſchmack vereint, aber höchſt ausgezeichnet. Hatte die Natur ihr die Stimme einer Milder gegeben, ſie ſtände über der Catalani.

Im Morgenblatt Nro. 151. iſt (aus Leipzig) erwähnt: „Schiller in das Reindeutſch 1919 überſetzt!“ — einen Vorſchmack kann männiglich nächſtens haben. Hr. Hofrath Wolke gibt eine Art von Elementar-Werk über eine neue, von ihm längſt vorgeſchlagene, bisher aber freylich noch nirgends angenommene Rechtſchreibung heraus, und läſſt darin ſehr viele Gedichte nach ſeinen Angaben abdrucken; der Anblick des Drucks iſt ſchon drollig genug! — Die zweyte, eben erſchienene Auflage des romantiſch-epiſchen Gedichts: Richard Löwenherz (Nicolaiſche Buchh.), erinnert von Neuem an ein Werk, das Aufmerkſamkeit erwarb und auch jetzt noch verdient. Gn.

Digitized by Google

Nro. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Juli 1819.

Hieher, Volksregierer,
Hier, bey dem verwitterten Gebein,
Schwöre, deinem Volk ein ſanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu ſeyn.

Tiedge.

Die Schlacht von Baillen und die darauf folgenden Tage.

(Fortſetzung.)

Ich kann nicht umhin, eine Anekdote mitzutheilen, die ein ſo heiteres Licht auf den moraliſch guten Charakter des unſterblichen Don Theodoro wirft, ein Mann, der durch feſten Muth, perſönliche Tapferkeit, und gründliche Einſicht in alle Zweige militäriſcher Kenntniſſe entſcheidend an dieſem Tage mitwirkte.

Es war am Abend vor der Schlacht, als einige Dragoner von einem unſerer äußerſten Kavallerie-Piquete ungefähr zwanzig andaluſiſche Bauern gebunden ins Lager brachten, die eine große Anzahl Maulthiere und Eſel, mit Waſſer beladen, auf Schleichwegen zu den Franzoſen führen wollten, und von unſern Leuten arretirt worden waren.

An dieſem Tage war die Hitze auf einen ſo hohen Grad geſtiegen, daß ſelbſt achtzigjährige Greiſe verſicherten, noch nie ſo warmes Wetter erlebt zu haben. Man gab dem Kometen die Schuld, wiewol es um dieſe Zeit in Andaluſien keinen friert, der nicht das Fieber hat. Zitternd erwarteten die Bauern ihr Urtheil vor dem Zelte des Generals, da ſie wohl wußten, daß ihr Verbrechen den Tod nach ſich zöge. Endlich erſchien der Befehlshaber. Die Neugierde hatte auch einige junge Offiziere daſelbſt verſammelt. Zu dieſen ſagte Reding: „Meine Herrn! bilden Sie einen Kreis.“ Wir ſtellten uns wie die Söhne um einen gütigen Vater.

„Dieſe Männer,“ fing er jetzt mit hohem Ernſt an, „haben dem Feind, der, wie wir wiſſen, Mangel an Waſſer leidet, dieſes unentbehrliche Bedürfniß zuführen wollen, beſtimmen Sie jetzt die Strafe derſelben, ich will Ihre Stimmen ſammeln.“

Den Strang ſprechen die militäriſchen Geſetze, ſagte der Erſte, der Zweyte und der Dritte. Die Bauern entfärbten ſich. Einige wenige ſtimmten fürs Arquebuſiren, die Mitleidigſten fürs Loos über den fünften Mann.

„Laſſen wir uns doch, begann hierauf der General, laſſen wir uns ja in einer ſo wichtigen Sache nicht übereilen. Welcher von Ihnen, meine Herrn, kann wiſſen, wer unter uns Morgen mit dem Pluto ſpeißt? Was bewog euch Männer zu dieſem gefährlichen Schritte?“ redete er jetzt die Bauern an, „ihr, die ihr ſelbſt dazu beytragen ſolltet, deren Intereſſe es iſt, den Franzoſen allen nur möglichen Abbruch zu thun, führt ſelbſt noch Lebensmittel ins feindliche Lager.“

„Herr General, wir haben gefehlt,“ begann hierauf einer aus ihrer Mitte, aber doch ſind wir zu entſchuldigen. — Unſere Hütten, unſere Ernte wurden ein Raub der verheerenden Flammen. Wir ſind alle Familien-Väter. Keine Ausſicht, als der Hungertod, bleibt uns bey dem eintretenden Winter. Nun wußten wir, daß die Franzoſen zwey Realen für ein Glas Waſſer bezahlen. Mit dieſem Gelde hofften wir, uns in etwas aus der Noth zu reißen. Unſere Söhne ſtehen hier, bey der Armee, und auch wir ſind bereit, mit unſern übrigen Mitbürgern, für's Vaterland kämpfend zu ſterben. Ein Theil des zu löſenden Geldes war ſelbſt

Digitized by Google

für Pulver beſtimmt, da wir zu arm ſind, uns unſere Munition ſelbſt anzuſchaffen, wie man es von uns fordert.“

Thränen glänzten in den Augen des Helden. Er begab ſich in ſein Zelt, kam mit einer Geldrolle zurück, gab jedem Bauern eine Quadrupel, und ſagte: „Vertheilt das Waſſer unter eure Landsleute, und überlaſſt die Franzoſen mir: Morgen bekommen ſie ſchon etwas zu trinken.“ Er wollte keinen Dank hören, und zog ſich nach dieſer edeln That in ſein Zelt zurück.

Doch der Morgen des 19ten Juli brach an. Außer den Regimentern Eſtado und Savayo, der Corona, dem dritten Schweizer-Regimente Naſario Reding, den Deſerteuren der beyden Regimenter Carlos Reding und Preux, die dieſem einverleibt waren, einem Bataillon des Regiments Afrika, und etlichen Kompagnien der Walloner-Garde, der Dragoner von Alkantara und Pavia, beſtand die ſpaniſche Armee aus den Milizen von Cordova, Sevilla, Granada, Jaen, Malaga, Cadix, Almeria, Loja, Baza und Guadix, nebſt einer ungeheuern Anzahl Freywilliger, aus allen Theilen von Andaluſien, wovon die wenigſten uniformirt, und faſt alle ſchlecht exerzirt waren. Dafür herrſchte der innigſte Gemeingeiſt in den Reihen dieſer Leute. Unſere Parole war Fernando septimo y patria, die Franzoſen hatten Marengo et victoire. Es war drey Uhr Morgens, als ihre Kanonen unſere Flanken begrüßten. Lange blieb die Schlacht unentſchieden. Dreymal hinter einander griffen die franzöſiſchen Grenadiere der Kaiſer-Garde, die Marine-Garde im Vereine des zweyten und dritten Schweizer-Regiments Caſtella und May und den Cadern der ſpaniſchen Schweizer-Regimenter Carl Reding und Preux, die zu den Franzoſen übergegangen waren, den rechten Flügel an, wo Caſtannos in Perſon kommandirte.

Bey einem dieſer hartnäckigen Gefechte fiel das Regiment der Krone in die Hände des Feindes. Der dritte Angriff mit dem Bayonette war der fürchterlichſte; ſchon begannen die Glieder zu wanken, da erſcholl Don Theodors Stimme hinter der Fronte. Vive Fernando septimo, rief der General, und im wilden Rufen wiederholte die Armee dieſe Loſung zum entſcheidendſten Sieg. Sein Bruder Don Naſaria ſtieg vom Pferde, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Grenadiere, und jetzt wallte die ganze Armee im Sturmmarſche und feuerſpeyender Fronte über die blutigen Felder von Baillen. Die Hitze war gegen Mittag ſo außerordentlich drückend, daß die Soldaten ihre Torniſter wegwerfen mußten.

Wir ſahen an dieſem Tage eine franzöſiſche Heldinn. Es war die Gemahlinn des Generals Schramm, die ſich zu Pferd unter die Streitenden wagte. Sie kommandirte an der Seite ihres Gatten, und es ſteht zu vermuthen, daß, wenn alle Offiziere ſo unerſchrocken, wie dieſe Dame, ihre Schuldigkeit gethan hätten, die Schlacht einen beſſern Ausgang für ſie genommen haben würde. „Ne bouchez donc pas, Messieurs!“ hörte ich ſie ſelbſt einmal zu den Offizieren des Regiments Caſtella rufen, voilà une femme qui ne bouche jamais. Doch weder die franzöſiſchen Generale, noch ihre Weiber konnten den Sieg auf ihre Seite zwingen, der ſich entſcheidend auf die der Spanier neigte.

Auffallend war es, daß man in dieſer Schlacht Schweizer gegen Schweizer kämpfen ſah, die ſich hier um den elenden Sold, den ſie von fremden Nationen erhalten, einander erwürgten. Die franzöſiſchen Schweizer-Regimenter, welche rothe Uniform tragen, wurden von den unſrigen die rothen Schweizer genannt, und wirklich waren ſie gegeneinander nicht wenig erbittert.

Zwey Redinge kommandirten ſpaniſche Truppen, einer eine franzöſiſche Brigade. Dieſen, Don Carlos Reding, wollte Don Theodoro nicht ſehen, als er gefangen wurde. Die Geſchichte aller Nationen liefert uns Beyſpiele, daß bey innerlichen Unruhen Bürger gegen Bürger zu den Waffen griffen, Griechen und Römer, Engländer, Schweden, Deutſche, Franzoſen, Schweizer und Spanier, leſen die verheerenden Kriege ihrer Ahnen; aber wo liegt ein Beyſpiel in den Annalen der Vorzeit, daß daſſelbe Volk zweyen mit einander kriegführenden Mächten um ſchnödes Geld Soldaten liefert, wo der Bruder gegen den Bruder zu kämpfen gezwungen wird?

Am 20ſten kapitulirte Marſchall Düpont und die Kriegsgefangenen wurden, 14,600 an der Zahl, nach Cadix gebracht. Hierunter gehört auch die Diviſion Vedel, die keinen Antheil an der Schlacht nahm, da ſie zu ſpät auf dem Kampfplatz erſchien, und ihr der Rückzug abgeſchnitten wurde.

Ich ward kommandirt, einen Transport dieſer Gefangenen bis Cadix zu begleiten. In Cordova, welches dieſelben Soldaten wenige Wochen vorher geplündert, und die Leute aufs erbärmlichſte gemißhandelt hatten, fanden ſie jetzt einen harten Stand. Weiber und Kinder ſchimpften ſie auf der Straße Diebe, Mordbrenner, Mörder und Räuber; warfen ſie trotz unſers Abwehrens mit Koth und verfaulten Orangen aus den Balkonen und von den Dächern. Aber *)

*) Ich kann dieſe unbillige und falſche Beurtheilung eines Zuges im National-Charakter eines Volks, das nicht mehr unſer Feind iſt, und auch als Feind uns nicht zu Irrthümern hinreißen ſoll, nicht unwiderlegt laſſen. Der Franzos iſt nicht feig im Unglück, er lebt im Augenblick, alſo auch in dem des Unglücks. Darum drückt er ſeine Empfindung aus, wie dieſer Augenblick ſie ihm giebt: — Rache erwartend, wo er ſie verdient, wie hier in Cordova der Fall war. Derſelbe Franzoſe, der bey der Mißhandlung der Weiber von Cordova beſtürzt war, würde unter andern Umſtänden ſehr ruhig im Unglück geweſen ſeyn. Ich ſahe im December 1792 in Frankfurt die gefangenen Franzoſen, manchen blutig, manchen mit zerſchmetterten Gliedern auf Kanonen gelehnt, durch den ſchreyenden Pöbel gehen und fahren, und ſie ſahen ernſt und trotzig auf ihn hin. Bey andern Gelegenheiten ſangen ſie in den Plätzen, wo ſie

ſo übermüthig der Franzoſe im Glücke iſt, ſo niedergeſchlagen ſind die meiſten unter ihnen im Unglück. Sie zitterten wie kleine Kinder, und die wenigſten wagten es, die Augen in die Höhe zu richten, ſondern ertrugen dieſe Beſchimpfungen mit der größten Gelaſſenheit. In Cadix wurden ſie darauf in die Hände engliſcher Kommiſſäre übergeben, und wir kehrten nach Sevilla zu einem Feſte zurück, welches die Central-Junta in der berühmten Domkirche, dieſem Meiſterſtück gothiſcher Baukunſt, zu Ehren der Krieger von Baillen veranſtaltete. Hier wurden zu gleicher Zeit die Fahnen geweiht, welche für die neuen zu errichtenden Regimenter beſtimmt worden waren. Die Kirche war aufs Feyerlichſte ausgeſchmückt, und zwey verſchiedene Chöre von Sängern und Sängerinnen, begleitet von zahlreichen Muſikinſtrumenten, empfingen uns bey unſerm Einzuge mit folgendem zu dieſer Feyer verfertigten Liede:

La patria en cadènas
Os Uamó al campo del honor,
Y de Baillen las Uanùras,
Testigan de vuestro valòr. etc.

Die letzten Zeilen lauteten:

Vivà el Septimo Fernàndo
La patria y religion,
Vivà Fernàndo Septimo,
Muerà Napoleòn...

Hierauf weihten die Biſchöfe die Fahnen, und knieend legten die Fähndriche den Eid ab, ſolche bis in den Tod zu vertheidigen.

Hiemit endigte ſich ein ſchönes Feſt, bey dem man in dem Auge eines jeden Zuſchauers die höchſte Begeiſterung der reinſten Vaterlandsliebe leſen konnte. Bald darauf theilte ſich die Armee, um ihre Kantonirungs-Quartiere zu beziehen, wo fleißig exerziert ward. Ganz Andaluſien war ein Waffenplatz geworden. In Städten und Dörfern hörte man nichts als kommandiren und das Wirbeln der Trommeln. Eine jede Stadt gab ſich Mühe, es den benachbarten an Aufopferungen zuvorzuthun.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre.

(Fortſetzung.)

In der Nähe von St. Germain gelingt den Preußen bey dem kleinen Dorfe le Pec der Uebergang über die Seine. Obgleich St. Germain, uns faſt ganz im Abend, nur etwa fünf Stunden entfernt iſt, ſo können wir, da der Wald gleiches Namens dazwiſchen liegt, doch nur einen kleinen ſchwarzen Punkt von dieſer ehemaligen königlichen

eingeſperrt waren und neckten alle vorübergehende Mädchen, und die Deutſchen eiferten gegen ihren Leichtſinn. — Allein dieſe drey Gemüthsſtimmungen beweiſen nichts Allgemeines, ſondern eine Gemüthsverwaltung dieſes Volks, die uns fremd iſt und von uns nach unſrer augenblicklichen oder perſönlichen Stimmung beurtheilt wird.

Reſidenz ſehen. Daß die Lage dieſes Städtchens, von wo aus der eitle, lebensluſtige Ludwig XIV. jeden Tag nach dem, ganz im Angeſichte von St. Germain liegenden St. Denis hinüber, und alſo täglich ſein Grab vor Augen ſehen mußte, Veranlaſſung zur Erbauung von Verſailles gegeben hat, iſt eine bekannte Sache. Zwiſchen uns und St. Germain erblickt ihr etwa auf halbem Wege ein Dorf, deſſen Kirchthurm recht glänzend von der Sonne beſchienen wird. Es iſt Nanterre, bekannt durch ſeine ſchmackhaften Butterſemmeln (gâteaux de Nanterre), die jeden Mittag friſch am Eingange des Tuilerien-Gartens verkauft werden. Auch iſt es der Geburtsort einer halb-klugen und halb-verrückten Weibsperſon, die ſeit langen Jahren unter dem Namen der ſchönen Magdalene (la belle Madelaine) in ganz Paris bekannt und verſchrien iſt. Sie beſitzt das Privilegium, dem erſten dem beſten, der ihr eine Miene verzieht, ungeſtraft die beſten Grobheiten in's Geſicht ſagen zu dürfen. Ihre Reden zeichnen ſich übrigens durch einen gewiſſen Grad von geſundem Menſchenverſtand aus. Ihr vortrefflich gemahltes, frappant ähnliches Bild iſt im Salon 1817 ausgeſtellt geweſen.

Neben Nanterre, uns faſt ganz im Weſten, liegt der Calvarien-Berg (Mont Calvaire, oder Mont Valérien). Bis hierher erſtreckte ſich, von St. Germain aus, der Angriff der Preußen, als ſie, wie ſo eben geſagt, bey letzter Stadt den Uebergang über die Seine erzwangen. In religiöſer Hinſicht iſt der Calvarien-Berg durch ſeine, der Kreuzes-Anbetung gewidmete Kirche bekannt, mit welcher vor der Revolution ein Mönchskloſter, ſo wie eine ſehr berühmte Klausnerey, verbunden war. *)

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) In dieſem Augenblicke zieht der Calvarien-Berg die öffentliche Aufmerkſamkeit von Neuem auf ſich. Daher dürfte es nicht unintereſſant ſeyn, über die Entſtehung der ehemals und jetzt wieder auf demſelben eingeſetzten Andachtsübungen hier eine kurze hiſtoriſche Notiz zu liefern. Bereits im Jahre 1400 ſoll es (nach Andern auch noch früher) auf dem Valerianiſchen Berge, der etwas über zwey Stunden von Paris nach Weſten zu liegt, einen Einſiedler Namens Antonius gegeben haben, der daſelbſt in der ſtrengſten Abgeſchiedenheit ſein Leben zugebracht hat. Nach ſeinem Tode ward die von ihm erbaute und nach und nach ſehr erweiterte Klausnerey ununterbrochen bis zum Anfange der Revolution von andern Einſiedlern bewohnt. Neben ihnen hatte bereits im Jahre 1633 der bekannte Hubert Charpentier, Baccalaureus der Sorbonne, eine Kirche und ein Seminarium gebaut und daſelbſt eine Brüderſchaft gegründet. Als er kurz darauf dieſe heilige Stiftung insbeſondere der Kreuzerfindung gewidmet hatte, ließ er auf dem höchſten Gipfel des Berges Kreuze aufrichten und die Wallfahrten dahin nahmen ihren Anfang. Von dieſer Zeit an erhielt dieſer Berg den Namen des Calvarien-Berges. Das Feſt der Kreuzeserfindung ward jährlich am 3. Mai gefeyert. Der Zulauf des Volks war außerordentlich. Beſonders wurden die Einſiedler beſucht: Heim-

rich der Vierte ruhte einſtens in einer Zelle der Klausnerey aus. Ludwig XIV. Gemahlinn warf ſich vor dem Kreuze auf die Knie, und im Jahr 1789 ließ die verſtorbene Gräfinn von Artois, Gemahlinn Ludwigs XVIII., dort ein feyerliches salve ſingen. Ja, einſtens wallfahrtete ſogar Rouſſeau in Geſellſchaft von Bernardin St. Pierre zu den Einſiedlern hinauf, und ſpeiſte mit ihnen. Im Jahre 1789 zählte man daſelbſt vierzig Klausner und fünf Prieſter. Im Jahre darauf ward das Kloſter aufgehoben und die Mönche fortgeſandt; 1792 hatten die Eremiten daſſelbe Schickſal, und ein Jahr ſpäter ward der Berg an Merlin de Thionville verkauft. Dieſer ſtellte gewiſſermaßen die Klausnerey wieder her, indem er an vier oder fünf Eremiten ein kleines Gebäude vermiethete, ihnen auch den Gebrauch ihrer Kirche wieder einräumte, dagegen aber das Kloſter abreißen, und die Wallfahrten zum Kreuze einſtellen ließ. Merlin verkaufte den Calvarienberg im Jahre 1803 an Gouai, Pfarrer der Abtey aux Bois. Dieſer ſtellte den Altardienſt daſelbſt wieder her. Die Statuen des oberwähnten (heiligen) Antonius und eines andern ſpätern heiligen Klausners, Namens Paul, wurden von Neuem aufgerichtet, und das heilige Kreuz wieder aufgepflanzt. Nach dem Tode des Pfarrers Gouai, im Jahre 1808, verkauften die Erben deſſelben den Berg an den Abt der Trappiſten. Dieſer ließ ſogleich den Gottesdienſt und die Abtey des Kreuzes wieder herſtellen. Kaum war dieß geſchehen, als 1811 bey Gelegenheit der Excommunication und Aufhebung des Trappiſtenordens, auch der Calvarienberg confiscirt ward. Nun blieb während drey Jahre der Gottesdienſt daſelbſt völlig unterſagt; ja, ſogar die Kirche der Einſiedler, die bis dahin allen Stürmen der Zeit widerſtanden hatte, ward abgeriſſen. In dieſem Zuſtande befand ſich der Berg bey der Wiederherſtellung des königlichen Throns. Jetzt ſuchten die Abbés von Rauzan und Janſon, die beyden Gründer der wiederhergeſtellten Miſſionen in Frankreich, bey'm Gouvernement um die Erlaubniß nach, auf dem Calvarien-Berge die Abtey des Kreuzes wieder einſetzen zu dürfen. Sie ward ihnen ertheilt. Die Wallfahrten dahin haben dieſes Jahr von Neuem begonnen: Sonntags am 2. Mai iſt unter den größten Solennitäten und einem ungeheuern Zulaufe des Volks das Feſt der Kreuzeseinweihung gefeyert worden. Beſonders hat der Abt von Janſon, der kürzlich erſt aus Jeruſalem zurückgekommen iſt, durch Vorzeigung heiliger, am wirklichen Calvarien-Berge geſammelter Reliquien eine große Wirkung auf die gläubigen Seelen hervorgebracht. Am 2. Mai hat ein neuntägiges Gebet (neuvaine) auf dem Calvarien-Berge Statt gefunden, und die königliche Familie daſelbſt bereits mehrere Male ihre Andacht verrichtet."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, am 3. Juli.

Im vergangenen Monate fing es wieder an ſehr voll von Fremden in unſerm reizenden Dresden zu werden, und alle freuten ſich unter andern auch der neuen Anlage am Brühlſchen Garten-Eingange, wodurch die Stadt mit der Vorſtadt eine neue ſehr bequeme Verbindung erhalten hat. Kommt nun noch in dieſe Gegend, die ſich gleichſam von ſelbſt dazu darbietet, ein Hafen für kleine Gondolen und Kähne, um von da aus aufs andre Ufer der Elbe ſich überſetzen zu laſſen oder ihr nach ab- und aufwärts zu ſchiffen, ſo iſt ungemein viel für Anmuth und Bequemlichkeit dieſer Gegend gewonnen worden. Eben ſo ziehen auch die Abtragungen und Aufbaue bey dem ſonſt ſogenannten Ausfalle, oder dem Aufgange zu den Zwinger-Terraſſen die Aufmerkſamkeit auf ſich. Es iſt ein bedeutendes Unternehmen, welches ein hieſiger durch Fleiß und Geſchicklichkeit zu Vermögen gelangter Drechsler, Namens Calberla, dort auszuführen gedenkt: die Anlegung einer großen Zuckerraffinerie. Aber Grund und Boden mußte erſt durch Abtragung haushoher Wälle, Sprengung von Gängen und Caſematten, Austrocknung von Gräben u. ſ. w. gewonnen werden. Und ſchon iſt dieß großentheils mit einem ungemeinen Aufwande von Kraft und Geld geſchehen, und der Bau des anſehnlichen Gebäudes rückt immer weiter vorwärts. Es wird eine Zierde Dresdens werden, da es von der Brücke aus eine der nächſten Hauptanſichten ausmacht, und eine Gegend ſchmücken wird, welche bisher durch einige wüſtverfallende Gebäude recht verunſtaltet war. Ich halte Herrn Calberla's Unternehmen für ächt-patriotiſch und allgemeinen Dank verdienend.

Eine große Kolonne nordiſcher Auswanderer aus den Rheingegenden ging neulich hier durch, dagegen die Abfahrt einiger Dresdner Bürger mit Weib und Kind auf der Elbe nach Hamburg, um von dort aus ſich nach Nordamerika zu verpflanzen, ein ganz neues Schauſpiel gewährte. Es war das erſte Beyſpiel dieſer Art, und mag wohl nur der Luſt zu reiſen angehören, da die Wandrer fleißige und nicht unbemittelte Handwerker waren, die gewiß auch hier ihr Fortkommen ferner noch, wie bisher, recht gut würden gefunden haben.

Schon neulich hatte ein Hr. Jahn ein Sackhoppen junger Weinbergs-Beſitzer angekündigt. Dieſe Turnübung fand großen Beyfall, jetzt iſt nun auch ein Stangenreiten derſelben Jugend angezeigt, wobey zuletzt noch die Schornſteinfeger eintreten werden. So bekommen wir unvermerkt eine Turnanſtalt, die wenn ſie als fröhlicher und anſpruchsloſer Zeitvertreib beſteht, die Entwicklung des Körpers ohne Nachtheil der Geiſtes-Ausbildung begünſtigt.

Von den Darſtellungen hieſiger Künſtler iſt im Rittnerſchen Verlag — jetzt Arnold — neuerdings Frau Schirmer als Gabriele in Kinds Nachtlager von Granada erſchienen. Unſtreitig das gelungenſte dieſer Gebilde, doch auch noch mit zu weniger Portrait-Aehnlichkeit. Die Stellung mit dem Täubchen, das Gabriele liebkoſet, iſt gut gewählt, und die Arbeit fleißig. Wir wünſchen dem Unternehmen Fortgang.

Eine größere Kunſtaufgabe hatte unſer braver Profeſſor Rösler jüngſt in dem in acht Tagen zu vollendenden lebensgroßen Bilde der Prinzeſſinn Joſephine, beſtimmten Braut des Königs von Spanien, mit wahrer Virtuoſität gelöſet. Zwar nur alla prima gemahlt, enthielt das Bild doch ſo viel Gelungenes und Anſprechendes, daß die zahlreich zu dem gefälligen Künſtler ſtrömenden Beſchauer ihm wohlverdienten Beyfall zollten. Es war nach Spanien beſtimmt, wohin es bereits durch Courier abgegangen iſt, und wird in ſeiner jungfräulichen Zartheit und Lieblichkeit dort gewiß den angenehmſten Eindruck machen.

Ich komme nun zu unſrer deutſchen Bühne, die im Juni ſehr fleißig war, obgleich wegen der eingetretenen heißen Witterung das Theater nur ſparſam beſucht ward, und die Zuſchauer im Theater am Linkeſchen Bade ſich leider noch immer über die ſo auffallende Vernachläſſigung auch der mindeſten Bequemlichkeit für ſie, bey den ungepolſterten Bänken im Parterre, den nicht mit Leinwand oder Fries belegten polternden Gängen, und den Fußböden der Logen, welche bey der mindeſten Bewegung allen Staub und Unrath auf die darunter befindliche Loge herabſtreuen, zu beklagen hatten.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Intelligenz Blatt, Nro. 23.

Nro. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Juli 1819.

. . . . . . Was ſie gewonnen,
Im Dunkeln war es ausgeſonnen,
Mit Grauſamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! an innern Kämpfen
Hat ſtille Weisheit jahrelang zu dämpfen,
Stets mühevoll iſt ihre Bahn.

Goethe.

Das Gericht zu Karlſtein.

Im Jahre 1394 wurde König Wenzel IV. von Böhmen von den Freyherrn des Reiches gefangen genommen, und nur unter drückenden Bedingungen wieder frey gelaſſen; von dieſer Begebenheit ſchrieb ſich das Mißtrauen her, welches ſtets zwiſchen ihm und den Groſſen ſeiner Krone herrſchte, und er wuſſte wohl, daß viel edle Böhmen in ihren Schlöſſern Vorräthe von Waffen verborgen hielten, deren ſie zu bedürfen meinten, wenn etwa die Strafe des Fürſten für jenen Vorfall ausbräche. — Wenzel hielt ihren Haß für ſo unverſöhnlich, als ſie ſeine Rache. Am gefährlichſten ſchienen dem Monarchen die vier königlichen Räthe, Stenad von Janowitz (damals Burggraf in Prag), Stephan von Apoczna, Stephan von Martinitz und Marhold von Worutiz, Großprior des Johanniter-Ordens, welche ihm nicht nur durch Macht und Einfluß gefährlich vorkamen, ſondern ihre ungünſtige Geſinnung ſchon durch thätige Theilnahme an ſeiner Gefangennehmung beurkundet hatten; es ſchien aber dem König weder rathſam, ſie vor ein Gericht zu ſtellen, noch weniger gegen ſie, die durch Reichthum und Verbindungen gar mächtig im Reiche waren, eine öffentliche Gewaltthätigkeit zu unternehmen, und es war ihm ſehr angenehm, als Herzog Johann von Troppau und Ratibor, damals Burggraf von Karlſtein, welcher ſich ſchon bey ſeiner Einkerkerung ſehr thätig und ihm ergeben bewieſen hatte, ſich darbot, ihm dieſe gefährlichen Räthe vom Halſe zu ſchaffen.

Als Wenzel ſich um die Zeit des Pfingſtfeſtes zu Königshof nächſt Beraun befand, lud Herzog Johann alle königlichen Räthe auf den zweyten Feyertag zu einer wichtigen Verhandlung nach Karlſtein, wo ſie insgeſammt ſich einzufinden nicht unterlieſſen. Während man ſich nun über die Reiſe welche der König nach Deutſchland unternehmen wollte, berathſchlagte, begab ſich der Herzog in ein Seitengemach, und berief die Herrn von Sſwamberg, Rieſenburg und Michelsberg zu ſich, welche er für die ſicherſten Genoſſen zu ſeinem Zwecke hielt; er eröffnete ihnen den geheimen Auftrag des Monarchen, zu deſſen Ausführung ſie alſogleich bereit waren, und als die zum Tode beſtimmten Räthe, von Johann gerufen, ins Gemach traten, fielen die Verſchwornen über ſie her, und tödteten die Ueberraſchten; drey blieben ſogleich entſeelt, nur Marhold von Worutiz ſtarb erſt nach einigen Tagen an ſeinen Wunden.

Herzog Johann und ſeine Freunde ſprangen ſchnell auf ihre Roſſe, und eilten, ſich dem Monarchen zu Füßen zu werfen, und ihm den Vorgang zu melden; dieſer belohnte den Herzog mit den Gütern, welche Stenad von Janowitz in Schleſien beſeſſen, den Herrn von Sſwamberg ernannte er zum Burggrafen von Prag, und erklärte in einem offnen Briefe an die Stände des Reiches jene Vier als Reichsverräther, welchen nichts mehr als ihr Recht widerfahren; auch habe Marhold von Worutiz auf dem Todtenbette noch dem Beichtiger die Verſchwörung gegen ſeinen König eingeſtanden; aber die Welt urtheilte anders — man gab dem Herzog den Spottnamen Meiſter, (womit man zu damaliger Zeit

Digitized by Google

den Scharfrichter bezeichnete); nach Jahrhunderten noch ließ man ſich in dem Gemach zu Karlſtein die Blutflecken als ein halbes Heiligthum zeigen, und ſelbſt eine Botſchaft von deutſchen Fürſten, welche, um den König nach Deutſchland zu laden, bereits in Eger angekommen war, kehrte auf die Nachricht von dieſer Begebenheit unverrichteter Sachen wieder heim.

Die Urtheile der Schriftſteller über dieſe That, ſo wie über den Charakter dieſes Fürſten überhaupt, ſind ſehr verſchieden. Die gleichzeitigen und nächſtfolgenden Geſchichtſchreiber tadeln jene Handlung der Ungerechtigkeit, wo man eines Verbrechens Verdächtige, ohne ihnen Gelegenheit zur Rechtfertigung zu gewähren, hinrichtet, und bezweifeln das Geſtändniß Marholds an den Beichtiger, welches dieſer auch nur auf des Verwundeten eignes Begehren — deſſen nirgend erwähnt wird — ausſagen durfte. Schaller thut den harten Ausſpruch, Wenzel habe Karlſtein, einen von dem großen Karl nur erhabenen Zwecken geweihten Ort, in einen Kerker verwandelt, und von den beſſern Hiſtoriographen ſind Pubitſchka und Pelzel die einzigen, welche gelinder darüber urtheilen; jener ſagt, Wenzel habe ſich der Theilnahme an jenem Morde nur v e r d ä c h t i g gemacht; aber dieſer meint: derjenige, welcher ſeinem Könige nach dem Leben trachte, habe wohl noch einen bitterern Tod verdient, als jene erlitten, und aus dem Fußfall des Herzogs zieht er ſogar den Schluß, daß er doch wohl keinen Befehl zur Ermordung der Verdächtigen, ſondern nur zu ihrer Verhaftung gehabt habe.

Glc.

Die Schlacht von Baillen und die darauf folgenden Tage.

(Beſchluß.)

So wurden z. B. in Malaga, wo die ungeheure Hitze alle Waffenübungen bey Tage verwehrte, bey Nachtzeit die geräumigen Kloſterhöfe zum Exerciren verwendet. Die Geiſtlichen ſelbſt ſtanden im geöffneten Vierecke mit Fackeln, den Dienſt zu beleuchten und zu erleichtern. Außer dieſen hatte Niemand, der nicht Uniform trug, die Erlaubniß ins Innere des Hofes zu treten, bis von dem Chef zur Ruhe kommandirt worden war. In dieſem Augenblicke aber nahmen die Damen von Malaga ihren Bedienten die Erfriſchungen ab, die ſie hatten herbringen laſſen, und ließen ſich die Freude nicht nehmen, die Vertheidiger des Vaterlandes ſelbſt zu bedienen. Entfernt ſich zu ſcheuen, in die Reihen der Soldaten zu treten, waren ſie es, die ihnen in den höflichſten Ausdrücken Limonade, Wein, Gebackenes, Liqueure und Cigaro's anboten, und ſich dann ſo lange in den Gliedern verweilten, bis die Tambours wieder zur Ergreifung der Waffen wirbelten. So hatten dieſe Truppen ſtündlich das angenehmſte Intermezzo.

Zum Quartiermacher des Generalſtabs beſtimmt, war ich einer der erſten, der in Granada ankam. Bey meinem dortigen Eintreffen öffnete ſich mir ein fürchterlicher Anblick. Man ſchleppte den Leichnam des Don Pedro Crurillo (Schwager des Friedensfürſten), der vor ſeiner Hausthüre von ſeinem eigenen Bedienten ermordet worden war, durch die Straßen der Stadt, plünderte verſchiedene Häuſer, worunter ſich vorzüglich jene der Verwandten, Freunde und Anhänger Godoi's befanden. Da ſich dieſe Perſonen meiſtens durch ihren Reichthum auszeichnen, ſo ſind gewöhnlich ihre Schätze die Urſache, warum der Pöbel eine Gelegenheit ſucht, unter dem Deckmantel von Anhänglichkeit ans Vaterland ſie ausplündern zu können. Granada war an dieſem Tage noch von Truppen entblößt, und die Polizey-Behörden bey weitem zu ſchwach, um ſich dem Wüthen einer ungeheuern Volksmaſſe zu widerſetzen. Kein Bitten, kein Drohen half. Man wollte ſogar die franzöſiſchen Kaufleute, die ſich ſeit langen Jahren hier niedergelaſſen hatten, umbringen, und da dieſe meiſtentheils mit den erſten Häuſern dieſes nicht unbedeutenden Handelsplatzes in Verbindungen und Verwandtſchaften ſtehen, ſo wurde die Gefahr allgemein.

In dieſem Drange der Umſtände half endlich die Geiſtlichkeit aus der Noth. — Die Glocken der vielen Klöſter begannen zu läuten, und in feyerlichen Prozeſſionen zogen die Prieſter mit dem Hochwürdigen in langen Zügen durch die Straßen der Stadt. Das Volk warf ſich auf die Knie, und ſo theilten ſich die Parteyen. Erſt ſpät in der Nacht kehrten die Geiſtlichen in ihre Klöſter zurück. Dadurch wurde Zeit gewonnen, damit die rechtſchaffenen Bürger die Waffen ergreifen konnten, und dem Pöbel durch häufige Patrouillen die Gelegenheit abſchnitten, ſich zu verſammeln. Da dieſe Klaſſe immer feig iſt, wenn ſie ſich nicht in zahlreichen Haufen verſammelt ſieht, ſo verlor ſie die Luſt zum Morden und Plündern, und Tags darauf wurde es ihr ohnehin durch das Einrücken der vielen Truppen unmöglich gemacht, neue Verſuche zu wagen.

Bey dieſem Aufſtande bemerkte ich eine auffallende Scene. Auf einem Balkon eines der Eckhäuſer des neuen Platzes ſtand ein Auguſtiner mit einem Cruzifix in der Hand, das mir, nach der Farbe zu urtheilen, von Gips zu ſeyn ſchien.

Von dort aus ermahnte er, in einer langen kraftvollen Rede, ſein auf der Straße befindliches Auditorium zur Rückkehr in die Schranken der Ordnung und Ruhe. Viele Leute hatten ſich hier verſammelt gehabt, als auf einmal eine Bande ſolcher Vagabunden, die aus einer Seitenſtraße dieſen Weg kamen, „auseinander" rief, um ſich Platz zu machen. Der Geiſtliche fuhr in ſeiner Rede fort, ohne ſich im geringſten ſtören zu laſſen, und ſchlug im Enthuſiasmus mit dem Kruzifix auf das Geländer des Balkons. Da ent-

Digitized by Google

zog dieſem der Kopf, und ein phosphoriſches bläulichtes Feuer brannte in hoher Flamme aus dem Halſe auf. Maravilla! ſchrie der Prieſter überlaut auf der Altane und kniete nieder, Maravilla! ſchrie das Volk auf der Straße, und warf ſich zu Boden; Wunder! ſchrie auch ich, dieſen Ort verlaſſend, wo ich noch im Weggehen die Bemerkung machte, daß verſchiedene Polizey-Kommiſſäre, mit den Schreibtafeln in den Händen, die Leute aufnotirten, die bis jetzt die Stimme der Vernunft und des Rechts verlacht hatten. Am künftigen Tage erſchien endlich ein Theil der Armee und an ihrer Spitze General Reding.

Auch hier zeichnete ſich das ſchöne Geſchlecht durch ſeine Anhänglichkeit ans Vaterland und deſſen Vertheidiger aus. Zahlreiche Gruppen der vornehmſten Frauenzimmer dieſer bedeutenden Stadt ſtreuten die Wege mit Blumen, auf denen die Sieger einrückten. Auf dem Platze der Stierhetze erſchien die Gemahlinn des Gouverneurs, General Escalante, in dem Cirkel einer großen Geſellſchaft mit Lorbeerkränzen.

Der beſcheidene Held ſtieg vom Pferde, ging den Damen entgegen, brach ein Blatt eines Kranzes ab, ſteckte es ins Knopfloch der Uniform, und ſagte: Dieſes, Sennoras, ſey mein Theil, die übrigen gehören meinen Soldaten.

Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre.

(Fortſetzung.)

Unſer Cicero zeigt uns jetzt unter dem valerianiſchen Berge, uns gerade im Weſten, etwas nach Paris zu und hinter dem Holze von Boulogne, Longchamps. Dieß iſt nur ein kleines Dörfchen, aber es hat ſeit länger als einem halben Jahrhunderte große Dinge angerichtet, nämlich in der Pariſer Luxus- und Sitten-Geſchichte. Wie alle koloſſalen Dinge anfangs nur einen geringen Urſprung gehabt haben, ſo iſt auch die berühmte Spazierfahrt nach Longchamps in ihrer erſten Entſtehung nichts anders geweſen, als das Beſtreben einiger Pariſer muſikſüchtigen Gemüther, in dem vor der Revolution daſelbſt vorhandenen Nonnenkloſter während der ſtillen Woche recht angenehm ſingen zu hören. Dieß iſt der erſte Anfang eines Feſtes, welches heut zu Tage alljährlich das Publikum mehrere Millionen koſtet, ohne daß dabey auch nur ein Sou verzehrt wird. Worin beſteht dieß Feſt? Darin, daß man in den Wagen ſteigt, ſich, wie von Schnecken gezogen, bis an die Barrière de l'Etoile und von dort wieder zurück nach Hauſe ſchleppen läßt, und dann an den Folgen des Sonnenſtichs und des eingeſchluckten Staubes acht Tage krank liegt. Dieß iſt das eigentliche, unmittelbare Feſt, welches nur drey Tage (Mittwoch, Donnerſtag und Freitag) und zwar nur Nachmittags von drey bis zum Einbruche der Nacht dauert. Die Freuden, die das Feſt ſelbſt gewährt, ſind, wie man ſieht, ſehr beſchränkt: denn die Hauptabſicht, nämlich die, zu ſehen und geſehen zu werden, iſt nicht erreichbar, weil Sonne und Staub die Spazierfahrenden nöthigen, ſich im eigenthümlichen Verſtande blindlings dem Vergnügen hinzugeben. Aber, wenn das Feſt ſelbſt nur drey Tage dauert und ohnedem gar keinen Genuß gewährt; ſo entſchädigen die Zubereitungen zu demſelben, welche das ganze Jahr währen, die intereſſirten Parteyen um deſto reichlicher. Denn alles, was gefallen will (dazu gehört die ganze eine, und Dreyvierteltheile der andern Hälfte des Pariſer Menſchengeſchlechts), denkt ein und funfzig Wochen im Jahre darauf, wie es ſich in der zwey und funfzigſten (in der Oſterwoche) kleiden, und worauf es reiten oder fahren will: Longchamps (ſo nennt man hier ſtets die Promenade dahin) iſt der Wendepunkt aller Putz-, Juwelier-, Kleider- und Sattler-Moden, die während des Jahrs geherrſcht haben.

Links von Longchamps, doch etwa eine Stunde Wegs entfernter, ſeht ihr hellſtrahlend St. Cloud liegen.

Links von St. Cloud ſeht ihr Sèvres liegen. Dieſes kleine hübſche Städtchen, die Hälfte des Weges von Paris nach Verſailles, wo eine Brücke über die Seine führt, enthält die bekannte und berühmte Porzellanfabrik.

Einmal zu Sèvres, warum wollten wir nicht noch zwey Stunden weiter ſehen, das heißt nach Verſailles, welches links ab von dem eben genannten Städtchen liegt? Dort ſeht ihr es, obgleich nur ganz klein, am äußerſten Horizonte. Was Verſailles vor der Revolution war, wißt ihr und ich, obgleich nur aus Büchern oder vom Hörenſagen. Was es in dieſem Augenblicke iſt, davon will ich euch aus eigner Erfahrung mit ein Paar Worten Aufſchluß geben. Ich halte es (merkt euch, daß das Innere des Schloſſes noch gänzlich unmöblirt, obgleich übrigens vollendet iſt,) für den Inbegriff alles deſſen, was die zur höchſten Vollendung ausgebildete Verſtandes-Raffinerie in den bildenden Künſten hervorzubringen im Stande iſt: die erſinnlichſte Größe in Einzelnheiten, aber kein Erhabenes im Ganzen. Die Details, in ihrer wunderbaren Vollendung, ermatten den Geiſt, ſchlagen ſeinen Muth nieder, weil ſie ſämmtlich, zu ſeinem Verſtande ſprechend, die künſtleriſchen und mechaniſchen Beſtrebungen, die das alles erfordert hat, wie in einem großen Compte rendu, zu jedermanns Augen legen, ohne daß der Total-Effekt, den allein das Sublime zu ſchaffen vermöchte, das Gemüth über ſich ſelbſt erhebt und ihm einen rein künſtleriſchen, das heißt überſinnlichen Genuß gewährt. Dieß iſt mein Urtheil über Verſailles, ein Reſultat vielfältig wiederholter Beſuche. Andere mögen anderer Meinung ſeyn: ich werde nicht ſtreiten mit ihnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Dresden, am 3. Juli.

(Beſchluß.)

Neue Stücke waren, am 9. Juni: die Selbſtmörder, aus dem neueſten Kotzebueſchen Almanach bereits bekannt. Keine ſeiner beſſern Arbeiten, höchſt tadelnswerth in der Tendenz, und hie und da in der jambiſchen Sprache gewaltig geſchraubt, aber beſonders von Hrn. Pauli als armer Landsmann recht brav dargeſtellt. Auch Fräul. Tilly war darin als Maria zu loben. Am 15. Don Gutierre, der Arzt ſeiner Ehre, Trauerſpiel nach Calderon, von Weſt. Viel Arbeit, viel Grauſen, aber doch wenig Wirkung. Othello's Gattinnenmord aus Liebe, tritt unſerm Gefühle viel näher, als dieſer Mord aus Ehrgefühl. Man muß ſich ganz in die Seele des Spaniers denken, um dieß nur etwas natürlich finden zu können, beſonders dieſen meditirten, ſelbſt bis zur Ermordung des Arztes, der Donna Mencia die Adern zu öffnen gezwungen wird, geſteigerten Mord. Und Maria ſteht auf der andern Seite durchaus nicht ſo rein und unſchuldig da, als dort Desdemona; ſie trägt allerdings Liebe zum Prinzen in ihrer Bruſt, ſcheint ſelbſt die Gelegenheit zu ſuchen, ſich wieder von ihm liebend überraſchen zu laſſen, und beſchäftigt ſich mehr im Herzen mit ihm als mit ihrem Gatten. Dadurch aber verliert dieſer weibliche Charakter an Intereſſe, und mit ihm das ganze Stück. Ueberdieß wird man auch aus dem Könige nicht ganz klug. Er ſcheint bald grauſam, bald mild, bald gerecht, bald blindem Wahne folgend. Weſts lobenswerthe Arbeit am Original iſt unverkennbar und des Uebertragers der Donna Diana würdig. Doch hätten wir auch den Gutierre lieber im Versmaß jenes Stücks geſehen, das ſich mehr zum ſpaniſchen Koſtüme neigt, als der fünffüßige Jambus. Die Darſtellung geſchah mit Fleiß, beſonders in der Rolle des Gutierre, die in Hrn. Hellwigs Händen war, nur möge er in der Belauſchungs=Scene die Stimme etwas mehr verſtellen. Frau Schirmer war, wie immer, auch dießesmal, als Mencia höchſt lobens= und liebenswerth. Möchten wir in dem Charakter des Enrique daſſelbe von Hrn. Julius ſagen können; er ſchien ihn nicht mit Liebe zu behandeln. Freylich tritt er an ſich in Schatten, aber um ſo mehr hätte der Künſtler, dem ſo viel gegeben iſt, wie Hrn. Julius, ſich es zur Aufgabe machen ſollen, ihn mehr hervortreten zu laſſen, und beſonders weicher, jugendlich unbeſonnener, liebevoll durchglühter zu halten, damit theils die Verirrungen des Brauſekopfs mehr entſchuldigt, theils Mencia's Hinneigung mehr gerechtfertigt werden wäre. Was aus dem König zu machen war, that Hr. Werdy, nur war ſein Koſtüm ſehr unmahleriſch; auch möchte ſich wohl rügen laſſen, daß in damaligen Zeiten die Mauriſche Verkleidung nicht in die Geſinnung des caſtiliſchen Herrſchers paßte. Ich muß noch anerkennend Fräul. Schubert erwähnen. Mit noch etwas mehr Wärme würde ihre Darſtellung der Leonora untadelhaft geweſen ſeyn. Die Bürger hätten bey der Audienz etwas mehr den Mund aufthun können, ſo wie die hübſchen Geſtalt, welche die Silvia ſang, mehr Muth zu wünſchen wäre. Ein Gleiches galt von Ines. Es iſt löblich, das Perſonal des Singchors ſo mit der Bühne vertrauter zu machen, aber es gehört mehr der Aufführung des Stücks vorangehende Einübung dazu.

Am 24. Juni ward die Freyſtatt von Houwald gegeben, die ſchon mit dem neuſten Müllnerſchen Almanach als bekannt vorausgeſetzt werden darf. Mit Recht hat der Dichter das Ganze nur eine tragiſche Situation genannt, und ich glaube daher, daß er dieſelbe eben dadurch als nicht zur Aufführung beſtimmt bezeichnete. Es bewährte ſich auch. Denn ſo wacker auch die Darſtellung von allen Seiten, durch die Herren Julius, Hellwig und Werdy und Frau Schirmer, war, ſo fühlte man doch unwillkürlich, daß ihr ein Anfang fehle, und man eigentlich nur das Ende eines größern Stücks vor ſich ſehe. Man hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu; als man ſich aber erſt eben recht mit den Perſonen des Trauerſpiels befreundet, und an ihnen Antheil zu nehmen begonnen hatte, fiel der Vorhang. Da merkte man denn wohl, daß alles zu ſchnell auf einander gefolgt ſey, und man die Gegenſtände nur gleichſam wie bey Wetterleuchten im ſchnell vorübergehenden Blitzſtrahl, allerdings pittoresk und ergreifend, aber nicht, wie bey wahrer Tagesbeleuchtung, in ächter Klarheit und mit vergleichender Ueberſchauung, geſehen hatte. Möchten wir von dem genialen und gemüthvollen Dichter bald das verſprochene größere Bühnenwerk erhalten.

Ich habe nun noch der letzten Gaſtrolle Hrn. Gerns als Geronte im Schatzgräber und der Debütrollen einer Frau Meyer zu erwähnen. Erſtere ſprach nicht recht an, wozu denn wohl hauptſächlich kam, daß Hr. Gern alles andere, aber nur kein Sänger iſt. Letztere fanden als Klärchen in Holbeins Verräther und als Wilhelmine in Ifflands wieder aufgefriſchten Entführung ſtatt, und bewährten ein recht artiges Talent, in lebhafter Beweglichkeit, ohne jedoch eigentliche Tiefe des Gemüths, die ſelbſt naiven Rollen eine gewiſſe Innigkeit und künſtleriſche Bedeutſamkeit ertheilen muß. Treffliche Vorgängerinnen auf unſerer Bühne, die Frauen Hartwig und Schirmer, auch in dieſem Fache ſo ausgezeichnet, werden jedoch bald Frau Meyer bey guten Anlagen auf das ihr noch Fehlende aufmerkſam machen, und ſo die junge Künſtlerinn immer weiter führen.

Die italieniſche Oper gab abwechſelnd Morlacchi's Johann von Paris und Winters Mahomet, bey durch die Fremden ziemlich gefüllten Hauſe, und Fräul. Funk, wie die Herren Benincaſa und Cantu, erwarben ſich fortdauernden Beyfall.

Auch der Deklamator Solbrig hat uns, wie gewöhnlich, im Sommer, beſucht, und mit Beyfall hier und in der Umgegend Deklamatorien gegeben. Er behält beſonders im Komiſchen ſein Intereſſe, und ſucht es durch Auswahl neuer Dichtungen aufzufriſchen.

Räthſel.

Schaut auf! ſchaut auf! ich bring' euch heut
Ein Damenrößlein her.
Doch, liebe Damen weit und breit,
Euch biet' ichs nimmermehr.
Führt gleich zum Tanze oft ſein Pfad,
Zum Feſt auch, das ihr niemals ſaht.
Nein! ob mein Blick euch nie genaht,
Doch ſag' ich alles Zweifels frey,
Daß euch ſolch Roß nicht brauchbar ſey.

Das heißt als Roß. Denn ſonſt im Haus
Frommt Euch das Weſen überaus;
Sein ſchmaler Rumpf wie's Roß genannt,
Iſt rüſt'gen Hausfrau'n wohlbekannt;
Auch wird's, kehrt's in ihr Zimmer ein,
Die Herrn der Schöpfung oftmals ſcheu'n.

Auflöſung der Homonyme in Nro. 176.

Ofen.

Nro 183

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Auguſt 1819.

Ein Mann, der für eine hohe Idee lebt und ihr Opfer bringt, iſt jedesmal auch ein höherer Menſch.

„Der alte Adam.“

Legende des heiligen Chriſtophero. *)

Chriſtophero war ein Heide, und war geboren zu Kanaan, war zwölf Ellen lang, hatte einen großen Leib und ſtarke Glieder und ein großes Angeſicht, war gar fröhlich geſtaltet, und ehe er getauft ward, hieß er Offero. Wie er herangewachſen war zu voller Kraft, da dachte er bey ſich ſelbſt: ich will umher wandern und will fragen nach dem größten Herrn, ihm zu dienen. — Da wies man ihn zu einem großen Herrn, der war gewaltig über viel Land und Leute. Zu dem kam er und gelobte ihm treulich zu dienen. Da empfing ihn dieſer König gar ſchön und erfreute ſich ſeiner Stärke. Da er eine Zeitlang bey ihm geweſen war, ſo hatte der König einen Spielmann, der ſang vor ihm, und da er in ſeinem Geſang den Teufel nennt, kreuzet ſich der König, denn er war ein Chriſt. Des wundert ſich Chriſtophero, und wie der Spielmann ſchwieg, da fragte er den König, was es mit dieſem Zeichen zu bedeuten habe, und ſprach: Herr, was meinſt du, daß du zween Striche vor dir machſt? — Der König wollte es ihm aber nicht ſagen. Da ſprach er wieder zu dem König: Herr, ſag es mir, oder ich bleibe nicht länger bey dir. — Antwortet der König: ſo will ich dir die Wahrheit ſagen. Wenn man den Teufel nennet vor mir, ſo kreuze ich mich, dann entfleucht er. Das thue ich, damit er keine Gewalt nicht über mich habe. — Da ſprach Chriſtophero: fürchteſt du dich vor ihm, und iſt ſeine Kraft ſo groß, daß ſie dir ſchaden kann — nun ſo habe ich dir lange genug gedient. Ich wähnte, es ſey kein Mächtigerer wie du; ſeit du aber ihn fürchteſt, ſehe ich wohl, daß ſeine Kraft mehr iſt denn die deine, darum will ich ausgehen ihn zu ſuchen, bis ich ihn finde, und will ihm dienen, weil er gewaltiger iſt wie du.

Darauf ging Sankt Chriſtophero aus, und ſuchte den Feind überall, und wen er darum fragte, der konnte ihm den Feind nicht zeigen. Einſtmals wanderte er durch eine große Wildniß, da ſah er eine große Ritterſchaft reiten und mitten unter ihr einen graulichen, ſchwarzen Ritter, der ritt

*) Aus einem 1517 in Straßburg gedruckten Legendenbuche wörtlich entlehnt. Wir erzählen dieſe Legende in eben der Abſicht, wie wir vor Kurzem die vom Tode der Jungfrau mitgetheilt haben, indem eines von den ſchönſten Bildern der Sammlung der Hrn. Boiſſerée dieſen Heiligen mit dem Chriſtuskinde, von Hemeling gemahlt, darſtellt. Rückſichtlich der gegenwärtigen Legende ſollte man verſucht ſeyn, ihr ein ſehr großes Alterthum und ganz orientaliſchen Urſprung zuzuſchreiben. Die geprieſenen Vorzüge des Heiligen, die ganz auf körperlicher Stärke beruhen, die lebensfrohe Derbheit ſeines Beſtrebens, erinnern an Antar, den arabiſchen Helden, deſſen Bekanntſchaft wir vor Kurzem Hrn. von Hammer verdankten. (Morgenblatt Nro. 31. u. ſ. f. dieſes Jahrs). Die Rolle, die der Teufel gegen den redlichen Chriſtophero ſpielt, hat wieder etwas Orientaliſches; ſie gehört in eine Zeit, wo die perſönliche Einmiſchung des böſen Feindes gar keine große Verwunderung erregte, denn Chriſtophero iſt gar nicht beſtürzt, ihm gedient zu haben. Eben ſo ſchmeckt auch des Heiligen Wahl in den Mitteln zu ſeinem Heil viel weniger nach dem Mönchthum, das die Legenden ſammelte, als nach der poetiſchen Ueberlieferung eines kriegeriſchen Volkes. Vielleicht wäre es ein Leichtes, das Vaterland dieſer Legende zu erforſchen.

Digitized by Google

mit großer Gewalt und trennte ſich von den Andern, und ritt zu Sankt Chriſtophero heran und fragte ihn: wen ſucheſt du? Der antwortete: ich ſuche den Teufel und wäre gerne ſein Knecht. Sagte der Feind: das bin ich. Da gelobte Chriſtophero ihm ſeinen Dienſt, und der Teuſel führte ihn mit ſich. Nun kamen ſie einſtmals auf eine breite Straße, an der ſtand ein Kreuz; der Feind ſah das Kreuz und bog zur Seite ab, denn er durfte den Weg nicht reiten. Chriſtophero ſah es wohl; er wunderte ſich darüber und fragte: Herr, ſage mir, warum du den krummen Weg reiteſt? Das hätte ihm der Teufel gerne verſchwiegen. Chriſtophero aber ſprach zu ihm: du ſollſt mir die Wahrheit ſagen, ſonſt dien' ich dir keinen Tag mehr. Antwortete der Teufel: da an dem Weg ſteht das Kreuz, an dem Chriſtus gehangen ward; das Zeichen fürchte ich ſehr und muß es allzeit fliehen. Chriſtophero ſprach: wenn du ſein Zeichen fliehen mußt, ſo iſt er größer denn du; darum nehme ich meinen Abſchied und will Chriſtum ſuchen; — und er verließ ihn zur Stunde. Nun wanderte er fort, fragte Jedermann, wo der Chriſtus wäre? und durch die Güte Gottes kam er zu einem guten Einſiedel. Auch dem ſagte er, wie er ſuche Chriſtus zu dienen, und der Einſiedel lehrte ihm, wie dieſer ein großer König ſey, mächtig und ſtark, Herr über alle Dinge und wohl geneigt ſeine Freunde zu lohnen. Darauf vermochte er Chriſtophero zu verſprechen, daß er wollte Chriſtum dienen mit eifriger Treue; denn, ſagte der Einſiedel: dieſer König iſt ſündlichem Leben feind, nur wer in Reinheit und Tugend wandelt, dem ſchenkt er ſeine Gnade; darum ſollſt du gern faſten und wachen um ſeinetwillen, und mit dieſem Dienſt gefällſt du dem Könige wohl. Da ſprach Chriſtophero: ich mag nicht wachen, noch beten, noch faſten. Sagt der Einſiedel: dein Gott will, daß du viel beteſt. Sprach Chriſtophero: ich mag nicht viel beten. Weiß mir ein andres Mittel an, wie ich ihm dien'. Sagt der Einſiedel: in jener Felsſchlucht strömt ein Waſſer, über das führt weder Brücke noch Steg; willt du die Menſchen da herüber tragen um Gotteswillen, ſo gefällſt du deinem Herrn wohl mit dieſem Dienſt; denn du biſt lang und ſtark und kannſt es wohl thun. — Sprach Chriſtophero: Das will ich gerne thun in ſeinem Dienſt. Darauf ging er hin und trug Felsſtücke zuſammen an dem großen Waſſer und baut ſich damit eine Hütte, und es kamen viele Menſchen an dieſen Ort, die trug er alle herüber um Gotteswillen, dabey führte er einen großen Stab in der Hand und arbeitete hart bey Tag und bey Nachtzeit. Nun begab es ſich einſtmals in der Nacht, daß er müde war und legte ſich nieder und ſchlief. Da rufte ihm ein Kind. Er ſtand auf und ſuchte das Kind überall bey dem Waſſer, und fand es nirgend, darum legte er ſich wieder hin und ſchlief. Doch abermal rief ein Kind ſeinen Namen. Eilig lief er an das große Waſſer und ſuchte allenthalben, und wie er Niemand fand, legte er ſich nochmals nieder und ſchlief. Da rufte es zum Drittenmal; da fand er das Kind, nahm es auf ſeine Arme und ſeinen Stab in ſeine Hand und ging in das Waſſer; aber das Waſſer wuchs gräulich und das Kind ward ſo ſchwer, als wenn es von Bley wär; immer je länger je ſchwerer, und das Waſſer immer tiefer, daß er Furcht hatte, er möchte ertrinken. Wie er nun mitten im Waſſer war, ſagte er: eya, Kind, wie biſt du ſo ſchwer! mir iſt als ob ich die ganze Welt trage. Da ſprach das Kind: du trägſt nicht allein die Welt, du trägſt auch den, der Himmel und Welt erſchaffen hat. Damit drückte das Kind den Offero unter das Waſſer und ſagte weiter: ich bin Jeſus, dein König und dein Gott, für den du arbeiteſt, und nun taufe ich dich in dem Namen Gottes meines Vaters und in meinem Namen und des heiligen Geiſtes. Vorher hießeſt du Offero, nun ſollſt du nach mir Chriſtophero heißen. Stecke hier deinen Stab in den Boden, wenn er morgen Blüthen tragen wird und Früchte, ſo erkenne daran meine Macht. Darauf verſchwand er. Chriſtophero pflanzte freudiglich ſeinen dürren Stab in den Boden, und der ward in derſelben Nacht zu einem Baume, trieb Blüthen und trug Früchte. Darüber freute ſich Chriſtophero ſehr, hing mit Li e und Treue an ſeinem Herrn, verließ aber von Stund an ſein Amt, um Beſſeres und Nützlicheres zu thun.

Einſtens führte ihn der Geiſt Gottes in ein fremdes Land, in eine große Stadt, daſelbſt wurden die Chriſten heftig um ihren Glauben verfolgt. Das Volk hatte aber eine fremde Sprache die Chriſtophero nicht verſtand und nicht ſprechen konnte, die Verfolgten zu tröſten und zu ermuthigen. Das ſchmerzte ihn ſehr gewaltig, und er bat Gott von Herzen, daß er ihm helfe der Leute Sprache zu vernehmen. Da erhörte ihn der Herr, daß er die Sprache verſtehen konnte und auch reden. Er ging nun auf den Platz, wo die Chriſten gemartert wurden und getödtet, und ſprach ihnen Troſt zu, und machte ſie freudig im Tode. Das verdroß die Heiden ſo ſehr, daß einer von ihnen ſich ſo hoch ſtellte, daß er an Chriſtopheros Antlitz langen konnte; und gab ihm einen Streich. Chriſtophero ſprach: meinſt du nicht, daß ich ſtark genug wäre, dich unter meine Füße zu treten, wenn ich es nicht ließ um meines Gottes Willen? — Darauf ſteckte er ſeinen Stab in die Erde und bat Gott inniglich, daß er ihn möchte Frucht bringen laſſen, damit er das Volk durch dieſes Zeichen bekehre. Gott erhörte ihn; der Stab grünte und brachte ſchöne Früchte, und die Heiden die ſolches Zeichen ſahen, bekehrten ſich zu dem Glauben an Chriſto. Wie der König das erfuhr, zürnte er ſo ſehr, daß er zweyhundert Ritter abſchickte, um ihn zu fangen. Die Ritter aber fanden Chriſtophero im Gebet, und keiner war ſo kühn, daß er ſich ihm genaht oder Hand an ihn gelegt hätte. Beſtürzt gingen ſie zum König, ihm vermeldend wie es geſchehen ſey. Da ſendete der König andere zweyhundert Ritter; die fanden ihn wieder im Gebet, und fürchteten ſich abermal ſo ſehr, daß keiner ihm nahe kam. Sprach Chriſtophero, wie er die Ritter ſah: gelüſtets mich,

Digitized by Google

ſo komme ich; will ich aber nicht, ſo möget ihr mich gebunden fortbringen. Die Ritter erſchracken noch mehr und ſagten: willt du nicht mit uns kommen, ſo gehe hin, wo du willt. Wir wollen dem Könige ſagen, wir haben dich nicht gefunden. Da ſprach Chriſtophero: ich will gerne mit euch gehen. Bindet meine Hände auf meinen Rücken, ich will gerne leiden für meinen Herrn. — Sie banden ihn hierauf und führten ihn mit ſich, und wie ſie gingen, erzählte er ihnen viel vom Glauben an Chriſto und bekehrte ihrer viele auf dem Wege. Wie er endlich vor den König gebracht ward, und der König ihn ſah, wie er mächtig an Stärke war und furchtbarer Geſtalt, ſprach er zu ihm: willt du Ehre und Wohlleben haben, ſo opfre unſern Göttern. Antwortet Chriſtophero: deine Götter ſind die Geiſter des Abgrunds, mein Gott aber iſt der Schopfer Himmels und Erde, und ihm bin ich gedingt. — Deß zürnte der König, ließ ihn in Kerker legen und alle die tödten, die er auf dem Wege bekehrt hatte. Darauf ließ der König zween Frauen in den Kerker führen, ſchön von Geſtalt und lüſternen Sinnes; die ſollten den Heiligen bethören. Er aber lehrte ſie den Weg des Heils, daß ſie Chriſtum bekannten, und ohne Furcht vor den Martern den Tod erlitten, den der König über ſie ausſprach. Wie der König das vernahm, ließ er Sankt Chriſtophero viele Peinen erleiden, und immer zorniger über ſeinen gewaltigen Muth, ließ er ihn an einen Pfahl binden und viele Pfeile auf ihn abſchießen. Aber ein großes Wunder geſchahe; denn alle Pfeile, die man abſchoß, blieben in der Luft hängen und der Heilige blickte ihnen freudig entgegen. Wie der König darum tobte, fuhr einer der Pfeile zurück und traf des Königs Auge, daß er blind ward. Da ſagte Chriſtophero: wenn ich morgen nun todt bin, ſo nimm meines Blutes ein wenig, ſtreiche damit dein Auge und du wirſt ſehen. Das hielt der König für ein loſes Geſpött, und ließ den andern Tag den werthen Sankt Chriſtophero enthaupten; nahm aber doch von des Heiligen Blut, beſtrich ſein Auge damit und ward ſehend. Solches ging ihm zu Herzen, daß er ſeinem Helfer dankte und den wahrhaftigen Glauben bekannte.

Die vornehmen Kunſtrichter.

Der alte Herzog von Fenillade begegnete einſt in der Gallerie des Schloſſes zu Verſailles dem Dichter Boileau; ſogleich las er dieſem ein, an eine Dame gerichtetes, Sonett von Beuſerade vor, das ſich mit den Zeilen endigte:

> Ne regardez point mon visage,
> Regardez seulement à ma triste amitié.

> O Blicke, ſtatt auf mein Geſicht,
> Auf meine Freundſchaft blos, die trauert.

Boileau ſagte: an dem Sonett ſey nichts Beſonderes, es gebe von dem Verfaſſer eben kein heiteres Bild, und überdieß könne man, ſtreng genommen, den letzten Gedanken für ein Wortſpiel nehmen. Da der Marſchall in dieſem Augenblick die Dauphine gewahr wurde, die eben durch die Gallerie ging, ſo ſchoß er auf ſie zu, und las ihr im Gehen das Sonett vor. Das iſt ein recht hübſches Sonett, Herr Marſchall! ſagte die Dauphine, die es vielleicht nicht einmal recht angehört hatte. Gleich kehrte der Marſchall zu Boileau zurück, und ſagte höhniſch: er müſſe doch ſehr verwöhnt ſeyn, daß er ein Sonett verwerfe, welches der König gut gefunden, und die Dauphine durch ihren Beyfall gebilligt habe. Ich zweifle gar nicht daran, antwortete Boileau, daß der König ein großes Talent beſitzt, Städte zu erobern, und Schlachten zu gewinnen, ſo wie ich eben ſo wenig daran zweifle, daß die Dauphine eine geiſtreiche, kenntnißvolle Prinzeſſinn iſt. Aber mit Ihrer Erlaubniß, Herr Marſchall, auf Verſe glaube ich mich eben ſo gut zu verſtehen, als beyde. Jetzt ging der Marſchall zum König, und ſagte zu dieſem lebhaft und haſtig: Sire! Wundern Sie ſich nicht über Boileau's Inſolenz, der behauptet, daß er ſich auf Verſe ein wenig beſſer verſtehe, als Ew. Majeſtät? — O! was das betrifft, antwortete der König, ſo thut mir's leid, Herr Marſchall, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Boileau Recht hat.
(Boléana par etc. M. de Monchesnai.)

v. Göckingk.

Der muthige Unmuth.

Ich ſchließe die Fenſter, ich mache ſie auf,
Bald dämpf' ich die Flamme, bald leg' ich darauf,
Und dennoch wird mir nicht wohl und nicht warm.

Es läſſt mich nicht ſitzen, es läſſt mich nicht ruhn,
Ich möchte was Weites und Kräftiges thun;
Es zürnet mein Fuß, es zürnet mein Arm.

Ich wüſſte wohl, was ich gern möcht' und wollt:
Es leuchtet ein Silber, es leuchtet ein Gold,
Die Mandelblüth und Orangengebüſch.

Dort wär' ich ein Künſtler, dort wär' ich Poet,
Und wenn ich nichts bilden und dichten thät;
Es bliebe die Kraft doch kräftig und friſch.

Gott, gibſt du des Süden's Flamme mir nicht,
Daß lodernd der Geiſt durch die Schlacken bricht,
So gib in das Blut mir isländiſches Eis!

Kann ich nicht wandeln auf Wolkenhöhn,
So möge das Meer hoch über mir gehn:
Tod oder Leben, kalt oder heiß!

Korreſpondenz = Nachrichten.

Rom, den 20. Juni.

So lebhaft es im vorigen Winter und Frühling in unſerer Kunſtwelt herging, ſo ſtill wird es jetzt wieder auf eine Zeitlang. Mehrere unſerer vorzüglichſten Künſtler ſind entweder

abgereiſt, oder ſtehen im Begriff Rom auf längere oder kürzere Zeit zu verlaſſen. Zu dieſen gehört Thorwaldſen; er macht eine Reiſe durch Deutſchland nach Pohlen, wo er ein Monument für den Prinzen Poniatowsky zu machen übernommen hat, und wird dann ſein Vaterland beſuchen, welches er in 23 Jahren, ſeit er es verlaſſen, nicht wieder geſehen hat. Der däniſche Mahler Lund begleitet ihn auf dieſer Reiſe. Thorwaldſen hat neuerdings wieder verſchiedene Arbeiten angefangen, von welchen wir ſpäter beſondere Nachricht geben werden. Das Bildniß des Fürſten v. Metternich — eine Büſte in natürlicher Größe — ward noch während der letzten Tage des Aufenthalts dieſes Fürſten in Rom in Thon modelirt, und verſpricht ein vortreffliches Werk zu werden. Sowol dieſer berühmte Künſtler als ſein Landmann Lund erfreuen ſich ſehr bedeutender Aufträge ihrer Regierung; und hohen Ruhm erwirbt dieſe dadurch, daß ſie den Künſtlern und Dichtern ihrer Nation ſo ehrenvolle Aufmunterung angedeihen läſſt, wodurch ſie, während ihre Talente ſich auf die freyeſte Art entwickeln, dem Vaterland Ehre zu machen ſich in den Stand geſezt ſehen. —

Rudolph und Wilhelm Schadow ſind nach Berlin abgereiſt; Rudolph hat das Modell ſeiner Gruppe des Achill und der Pentheſilea in Thon vollendet, die allgemeine Aufmerkſamkeit und großen Beyfall erregt; da er ſie in Marmor auszuführen Willens iſt, ſo darf man erwarten, ihn bald in Rom wieder zu ſehen. Einem Bildhauer, der eine wohleingerichtete Werkſtätte beſitzt, wird es ſehr ſchwer, ja beynahe unmöglich, Rom ganz zu verlaſſen, wo er alle Hülfsmittel, und jedes Bedürfniß für die Ausführung ſeiner Kunſt auf das vollkommenſte bereit findet.

Wilhelm Schadow hat noch vor ſeiner Abreiſe mehrere ſehr ſchöne Bildniſſe vollendet. Eine ſeiner wohlgelungenſten neuern Arbeiten, welche an Charakteriſtik, Farbengebung und großer vollendeter Ausführung ſeinem berühmten Gemählde der drey Künſtler an die Seite zu ſetzen iſt, ſind die Bildniſſe der beyden Kinder des Grafen P., Knaben von vier und von neun Jahren. Nicht allein daß ſie von der ſprechendſten Aehnlichkeit ſind — was für lebhafte Kinder dieſes Alters gewiß eine ſchwere Aufgabe für den Künſtler bleibt — ſo iſt dieſes Werk auch durch die ſorgfältige Ausführung, und durch die ſinnvolle poetiſche Umgebung ein wahrhaft hiſtoriſches Bild zu nennen, welches, wie die guten Bildniſſe der alten Meiſter, auch für die Zukunft ſeinen Werth behalten wird. Dieß iſt überhaupt eines der großen Vorzüge der ernſthaften Bildnißmahlerey der Alten, welche einige jezt wieder in ihrer ganzen Würde und Vorzüglichkeit zu erreichen ſtreben — daß ſie nämlich ſich nicht mit einer leichtfertigen, ungefähren, oft karrikirten Aehnlichkeit, und einem vergänglichen Mode-Schimmer begnügt, ſondern durch eine tiefe, kunſtreiche Ausführung einen dauernden Werth erhält, der den Künſtler überlebt, und den Gegenſtand der Darſtellung gleichſam mit ſich verewigt.

Zwey andere Mahler aus Berlin ſind von Rom abgereiſt, um ſich nach ihrer Vaterſtadt zu begeben. W. Wach, der ſich in Berlin niederzulaſſen, und Joh. Veit, der noch einmal nach Rom zurückzukehren gedenkt. Zu den vortrefflichen Copien, mit welchen Wach ſeine Vaterſtadt bereichert, gehört die Viſion des Ezechiels nach Raphael, in der Größe des Originals, zu Florenz im Pallaſt Pitti befindlich; und eine verkleinerte Copie des großen Gemähldes von Tizian auf der Gallerie Borgheſe in Rom, welches gewöhnlich die himmliſche und die irdiſche Liebe genannt wird. Dieſe leztere iſt mit ſo gewandter Meiſterhand gemahlt, daß man das Original ſelbſt wie durch ein verkleinerndes Glas zu ſehen glaubt. Außerdem bringt er auch noch vielverſprechende Skizzen und ſchöne Zeichnungen mit. Zu den bedeutendſten gehört eine Skizze in Oel-Farbe, die Einſetzung des Abendmahls vorſtellend; ein Auftrag des Königs zu einem Altarbilde für eine Kirche in Potsdam. — Der Künſtler hat, nach dem Beyſpiel einiger alter Meiſter den Heiland ſtehend dargeſtellt: In der Mitte des Bildes mit dem Rücken an den Tiſch gelehnt, von welchem er aufgeſtanden iſt; er hält den Kelch ſegnend in der Hand; von beyden Seiten ſieht man die Jünger, einige ſtehend, andere knieend, im Erſtaunen und Nachſinnen über das Geheimniß begriffen. Man darf dem Künſtler Glück wünſchen zu einer Aufgabe von dieſer Wichtigkeit, und zugleich alle Erhebung und Ruhe der Seele, vereinigt mit der ganzen geiſtigen Gegenwart und heiligen Begeiſterung, deren es bedarf, um dieſe Aufgabe nach Würde zu vollenden. — Ferner nimmt er einen großen Carton mit in ſein Vaterland von ganz eigener Erfindung und Compoſition; eine wohlgemeinte Vereinigung der chriſtlichen Kirche darſtellend. Maria erſcheint auf einem glänzenden, mit Blumen reichgeſchmückten Thron, von Engeln getragen und unterſtützt. Das Kind Jeſus auf dem Schooß, deſſen Arm die Mutter zart zum Segnen anhebt. Zu ihren Füßen ſtehen drey Knaben oder Genien, eine Schrift leſend; vier Doktoren der Kirche, Martin Luther, der heil. Auguſtinus, der heil. Chryſoſtomus und Calvin ſtehen an der Seite des Throns, zwey auf jeder Seite. —

(Der Beſchluß folgt.)

Bern, Juni.

Noch im verfloſſenen Monat hat die hieſige Bibelgeſellſchaft ihre zweyte öffentliche Verſammlung gehalten, und von ihrem Präſidenten, dem Herrn Pfarrer Wyttenbach, über alles, was ſeit Jahresfriſt in ihrem Wirkungskreiſe gethan worden iſt, Bericht erhalten. Das Central-Comité ließ ſich angelegen ſeyn, die Bibel und andere Erbauungsbücher in einigen Spitälern und Armenanſtalten zu verbreiten und etliche Bibelvereine auf dem Lande zu veranlaſſen. Von vielen Orten her trafen Wünſche nach Bibeln und Erbauungsbüchern ein, denen die Geſellſchaft nach Vermögen zu entſprechen ſuchte. Viele Dorfgemeinden, unter denen mehrere zu den ärmeren gehören, ſetzten das Comité durch ihre über alles Erwarten reichen Beyträge in Erſtaunen, während dem es von begüterten Gemeinden, von denen viel mehr erwartet werden konnte, nichts erhielt. Ein vorzüglicher Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit waren die neuen Mitbürger im reformirten Theil des ehemaligen Bisthums Baſel, die durch lange Revolutionen vieler geiſtigen Troſt- und Belehrungs-Mittel beraubt geblieben ſind. Die in Biel für die Bücher-Ausſteuer der neuen Landestheile geſammelte Steuer fiel reichlich aus. Der Beſuch des Herrn Dr. Owen im vorigen Spätjahr brachte neue Kräfte, neuen Muth, und erweiterte den Wirkungskreis. Neben andern Gaben mehr, ſicherte er den Beytrag von 300 Pf. St. für einen neuen Abdruck der Bibel nach Piscator's Ueberſetzung zu. Auch die Berniſchen Auswanderer nach Amerika wurden mit Bibeln verſehen, und der großen brittiſchen Bibelgeſellſchaft zu fernerer Unterſtützung empfohlen. Die Jahres-Einnahme des berniſchen Vereins betrug (mit 4364 Franken Rechnungs-Saldo), eine Einnahme von 9317 Franken, die Ausgabe war 6634 Franken.

Beylage: Monats-Regiſter, Juli.

Digitized by Google

Nro. 184

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 3. Auguſt 1819.

Steig auf der Geſchöpfe Leiter
Bis zum Seraph. Steige weiter —
Seele, Gott ſey dein Geſang.

Rammler.

Entzückung.

Wo reißt es mich hin, was hebt mich hinauf,
Entſchwed' ich im Fluge dem Thal?
Und höher und himmelwärts zielet mein Lauf,
Geleitet vom ſonnigen Strahl!

Streife die Ketten mir ab,
Die mir die Sinnenwelt gab,
Streife ſie muthig ins Grab;
Schweifend in lächelndem Wahn
Laſſ' ich die irdiſche Bahn,
Strebe mit Flügeln hinan;
Sterne betracht' ich im Glanz,
Die ſich in feurigem Kranz,
Drehen zum luſtigen Tanz!

Und ich erfaſſe ſie alle,
Und ich umarme ſie alle,
Weiß nicht, woher ich gekommen,
Weiß nicht, wohin ich gekommen,
Möcht in den Lüften zerfließen,
Möcht in der Wolke zerfließen!

Des wonnigen Hebens
Seliges Wiegen!
Des himmliſchen Strebens
Glückliches Siegen!

Aber nun auf und verſuche die Schwingen,
Ob du vermögeſt durch Welten zu dringen,
Hin wo der Himmliſchen Lieder erklingen!

Ha! ich durchbreche von Sternen getragen
Gläubig die Feſte! wie konnt ich noch zagen?
Heller und lichter noch ſeh ich es ſteigen!

Und da ich alle überflogen
Gewahr ich einen Regenbogen
Von tauſend Lichtern ſchön umwunden —
Und eh ich's wuſſt', war ich verſchwunden.

Karl Breidenſtein.

D'Avrigni's Jungfrau von Orleans.

Der Dichter betitelt ſeine Tragödie, welche am 4. Mai 1819 zum Erſtenmal durch die Comédiens ordinaires des Königs zu Paris gegeben wurde, Jeanne d'Arc à Rouen, und bezeichnet dadurch ſogleich die Epoche, wo die Handlung beginnt und aufhört, d. h. er fängt mit ihrer Gefangenſchaft an, und ſchließt mit ihrer Verbrennung durch die Engländer. Es war bis auf die neuern Zeiten ein unverbrüchliches Geſetz der franzöſiſchen Dramaturgen, die ſogenannten Einheiten ſtrenge zu beobachten. Schiller's Gang, wo wir die Jungfrau das elterliche Haus verlaſſen, zu König Carl VII. hinziehen und in den Gefechten und Schlachten kämpfen ſehen, konnte daher D'Avrigni nicht befolgen; er muſſte ſich auf die vorgeſchriebenen vier und zwanzig Stunden beſchränken. Es blieb ihm folglich nichts übrig, als blos die letzten Lebensmomente aufzugreifen. Ein anderer bedeutender Unterſchied liegt in der Behandlung ſelbſt. Schiller blieb wohl in der Hauptſache der Geſchichte getreu, änderte aber auch dieſelbe, wann und wo er die Nothwendigkeit zu finden glaubte, und zwar um ſo mehr, da die Grenzlinien, wie weit der Dichter gehen darf oder nicht, bisher noch nicht

Digitized by Google

gezogen worden ſind. Von dem Augenblicke an, wo er Johanna aus der Haft der Engländer ſich befreyen läſſt, wird Schillers Bearbeitung eine reine, mit hiſtoriſchen Thatſachen unvermengte Poeſie. — D'Avrigni läſſt ſie ſterben, ſo wie die Vorzeit uns erzählt. Die Vorſchrift des Horaz, ſolche Scenen dem Zuſchauer nicht vorzuführen, hat er jedoch befolgt, denn in dem Moment, wo der Herzog von Bedford ſie zu retten entſchloſſen iſt, bringt der Seneſchal der Normandie die Nachricht ihres Todes. Ein ſolcher Schluß kann jedoch natürlich nicht jene Empfindungen und jene ſtille Rührung erregen, als wie das Ende der Schillerſchen Tragödie, wo die Jungfrau am Ziele ihrer Wünſche den Himmel ſich öffnen ſieht, und dem Erdenleben entſchwebt. — Einige gedehnte Stellen und Wiederholungen abgerechnet, gewährt D'Avrigni's Bearbeitung vieles Intereſſe. — Wir heben zwey Stellen aus, um den Leſer mit dem Ideengange des Verfaſſers und dem Geiſte des Werkes bekannt zu machen. Streng an jedem Worte des Originales kleben zu bleiben, kann um ſo weniger gefordert werden, da jede Sprache ihre eigenen Wendungen hat.

Monolog aus dem 3ten Aufzug. Scene IV. Großer Saal — Johanna in Ketten. — Im Hintergrunde Wagen. —

Johanna.

Du Stütze aller, die auf dich vertrauen,
Du hellteſt auf der Hirtinn ſchlichten Sinn,
Und ließſt ſie nie geahnte Wunder ſchauen,
Und führteſt ſie zu Frankreichs Herrscher hin.
Vernimm, o Herr, Johanna's kindlich Flehen,
Ein ſtolzer Feind ruft mich vor ſein Gericht,
Gekränkt, erniedrigt ſoll ich vor ihm ſtehen
Und ſchauen, wie er frechen Hohn dir ſpricht!

Die Hand, durch die du Frankreich haſt befreyet,
Dünkt Albion, erzürnt durch ſeinen Fall,
Ein Werkzeug, das der Hölle iſt geweihet.
Du riefeſt mich, dein Ruf war Siegesſchall.
O laſſe deinen Willen ſich bewähren,
Und ſtärke deine Magd, damit mein Mund
Durch Seherworte dich vermag zu ehren,
Vernichte der Beſiegten finſtern Bund!

Mich zu befreyen iſt nicht mein Verlangen,
Ich nehme ſtill den Kelch aus deiner Hand,
Und werfe ab die Hülle ohne Bangen,
Um hinzuwallen in ein beſſres Land.
Doch müſſte ich von meiner Kindheit Zeugen,
Ach weit entfernt vom elterlichen Herd,
Allmächtiger, mich deinem Willen beugen —
Ein andrer Tod, wünſch' ich, wär mir gewährt!

Wo ſich die Mauern Compiegne's erheben,
Mit Ruhm gekrönt, in meiner Hand das Schwert,
Ach hätte ich ſo gern entſagt dem Leben,
Denn Heldentod iſt's, was den Krieger ehrt.
Und jetzt? — In Banden muß Johanna ſchmachten,
Zu Frankreichs Bannern dringt ihr Ruf nicht mehr,
Sie kann nicht ſtürzen in's Gewühl der Schlachten,
Nicht ſammeln um ſich der Franzoſen Heer.

Fern höre ich die Kriegeshörner ſchallen,
Sie rufen Frankreich auf zum Kampf, zum Krieg.
Und in den Streit ſeh ich die Tapfern wallen,
Sie ſtürzen, und ihr letzter Ruf iſt Sieg!
Des Feindes ſtolze Banner ſeh' ich ſinken,
Das Schlachtfeld wird zur weiten Todtengruft,
Doch Frankreichs Fahnen ſeh ich ſiegreich blinken,
Durch Staub und Brand in glanzerfüllter Luft.

Ich ſeh ſie, ach, und muß in Banden liegen?
Ein Kerker ſoll die letzte Wohnung ſeyn?
Ha! ſo erliſcht der Hoffnung letzter Schein,
Es könne ſterbend noch Johanna ſiegen! —

Für nicht weniger anſprechend halten wir eine Stelle aus der 5ten Scene deſſelben Aktes, wo der Herzog von Bedford die Jungfrau zum erſtenmale ſieht, und Aufſchluß über ihr Leben begehrt. —

Johanna:

Nicht weit von Vaucouleurs ward ich geboren,
Kaum zwanzigmal ſah ich den Lenz ſich nahn;
Ein ländlich Dach barg meine Wiege, denn
Nur ein'ge Fluren, eine Herde waren
Der ganze Reichthum meiner Eltern. Was
Die Hand erwarb, gebrauchten ſie zur Pflege.
Gelehrig ihrem Winke und beglückt
An ihrer Seite, wuchs ich fröhlich auf,
Und wandelte als Hirtinn auf den Bergen,
Beſingend den, der die Gefilde ſegnet.
Da drangen ſchmerzliche Gerüchte zu
Uns hin mit jedem Tag; der Britte, hieß es,
Verheere unſre Fluren, unſre Städte;
Er werde bald, durch Bürgerzwiſt begünſtigt,
Die ſchon bezwungnen Wälle ebnen, und
Den Grund zu Chlodwigs Throne untergraben;
Es würden ſeine Fahnen, da er bis
An's Ufer der Loire ſey gelangt,
Von allen Thürmen Orleans bald weh'n!

Gefoltert durch die Wehen meines Lands
Fand Tag und Nacht mein Herz nicht Ruhe mehr;
Ich wandelte verſenkt in tiefen Träumen,
Und überall vernahm ich das Getös
Der Waffen. Eines Abends zogen um
Der Berge Gipfel finſtre Wetter und
Bedrohten unſre Thäler; alles floh:
Da trat ich hin zu einer alten Eiche,
Die liebreich eine ländliche Kapelle
Mit ihren Zweigen ſchirmt. Doch auf dem Stein,
Wo ich mich zum Gebete hingekniet,
Beſchleicht der Schlummer wider Willen mich,
Und ſchließt mein Auge. Plötzlich wird es hell
Umher, in glänzendem Gewande neigt
Sich aus den Höhen eine liebliche Geſtalt
Zu mir, den Schäferſtab in ihrer Hand,
Und ſpricht: „Erhebe dich, o fromme Tapfre,
„Der Herr des Himmels hat mich hergeſandt!
„Einſt ſahen mich der Seine Ufer, ſo
„Wie du gethan, die Herde leiten. Ich
„Bin Genofeva! — Als mit blut'gen Wolken
„Die Fahnen Attila's das Land bedeckten,
„Verhieß ich in des Himmels Namen Rettung.

Digitized by Google

„Jetzt hat er dich zu gleichem Zweck erkohren,
„Drum gehe, Tochter, ſey des Thrones Stütze,
„Denn Gott hat ſich der Hirten Hand ſchon oft
„Bedienet: David lieh er Kräfte ja
„Und Moiſes. Er hält in den Mauern von
„Fierbois am Fuße des Altars
„Seit langer Zeit vor allen Menſchen Blicken
„Ein Schwert verborgen, das in deiner Hand
„Die Feinde bald vernichten wird. Bereits
„Erwartet Valois, denn Rettung ließ
„Der Himmel ihm ſchon ahnen, deinen Arm,
„Den höh're Gunſt für ihn erwecket hat.
„Begeiſtert ſollſt du zu ihm wandeln, geh,
„Dich rufet Orleans zu ſeinen Wällen,
„O eile, denn der Britte wird, wie er
„Dich ſieht, die Flucht ergreifen, und zu Rheims
„Im Dome wirſt du deines Königs Haupt
„Mit heil'gem Oehle bald benetzen ſeh'n!"
Sie ſprachs und ſchwand vor meinen Blicken hin.
Da wacht ich auf mit tiefbewegtem Herzen
Und zweifelte, ob mich der Herr gewählt;
Doch dreymal, wenn die Nacht ſich niederſenkte,
Sah ich die nämliche Geſtalt, vernahm
Dieſelben Worte: „Fromme Tochter, auf,
„Dich ruft der Herr, bleib deiner künftgen Heimat,
„Dem Himmel treu." Da folgte ich dem Ruf,
Und griff zum Wanderſtab, und ſehnte mich
Hinaus in's weite Feld: mein Oheim gab
Mir das Geleit. Kaum ſtand ich auf den Hügeln,
Die unſer friedlich Dorf umſchließen, da
Bemächtigte ſich meiner herber Schmerz,
Und Wald und Flur rief ich mein Lebewohl;
Verſchwunden war das elterliche Haus! —

Allwin.

Ein Maitag auf den Höhen von Montmartre.

(Beſchluß.)

Weſtlich iſt jetzt nichts Merkwürdiges mehr für uns zu ſehen: wenden wir uns demnach nach dem Süden. Dorthin können wir aber nicht anders gelangen, als, indem wir Chatillon paſſiren, welches uns faſt ſüdlich liegt. Was ſich hier im Frühlinge 1814 ergeben, übergehen wir als der Geſchichte gehörend, und verweilen lieber bey der Säulen-Maſſe, die ſich ganz nahe vor uns in Paris, und zwar in gerader Richtung nach Chatillon hinüber, ſo prächtig in der Sonne ſpiegelt. Ihr kennt dieſe Säulen nicht? Es ſind die erſten Anfänge des ſogenannten Temple de la Gloire (Tempel des Ruhms), welchen Bonaparte, auf dem Culminations-Punkte ſeines Glücks, im Jahre 1811 hatte zu bauen angefangen. Es iſt zu bedauern, daß dieſer Tempel nicht vollendet ward, ehe die letzten Staatsumwälzungen alle dieſe großen Verſchönerungs-Pläne unterbrachen. Jetzt will man das Ganze wieder in die, vordem daſelbſt geſtandene Kirche der heiligen Magdalena umwandeln: da wird ſich denn abermals ein chriſtliches Gotteshaus ein heidniſches Gewand umhängen laſſen müſſen. Hinter den Säulen dieſes Tempels erblickt ihr den Palaſt der Deputirten (Palais Bourbon) mit ſeiner prächtigen Colonade, mit Periſtyl, Treppe und Statüen. Die ganze Façade iſt von Bonaparte aufgeführet. Wäre der Tempel des Ruhms zu Ende gekommen; ſo muß man geſtehen, der Platz Ludwig XV., den nach Süden der Palaſt der Deputirten, nach Norden eben dieſer Tempel des Ruhms mit der prächtigen Rue Royale, nach Morgen die Tuilerien und nach Abend die große Allee der Champs Elisées mit der Barrière de l'Etoile im äußerſten Horizonte begrenzen, würde wahrſcheinlich einer der ſchönſten öffentlichen Plätze in der Welt geworden ſeyn.

Die letzte Gegend, welche wir von unſerm Standpunkte (der Meridianlinien-Pyramide) mit Bequemlichkeit überſehen können, iſt der Weg nach Fontainebleau, ein klein wenig öſtlich. Je weniger wir dieß Städtchen ſelbſt, ſo wie ſein Schloß, welches ganz in dem berühmten Wald gleiches Namens vergraben liegt, ſehen können, je überwältigerende Gefühle und Erinnerungen ſteigen uns aus dem dunkeln Horizonte auf, welcher den Ort verbirgt, wo verführeriſche Frauen Dinge herbey geführt haben, die jetzt den armen Philoſophen zur Laſt gelegt werden, und wo Monaldeschi (1654) das Leben, Pius VII. (1809) die Freyheit und Bonaparte (1814) den Thron verloren haben. Um uns alle dieſe bittern Erinnerungen (denn ſelbſt die Früchte des letzt erwähnten, glorreichen Ereigniſſes ſind zur Zeit noch nicht recht reif geworden) wieder in etwas zu verſüßen, wollen wir uns an die vortrefflichen Weintrauben erinnern, welche in Fontainebleau gezogen werden. Man nennt dieſe Weintrauben, oder überhaupt alle diejenigen, die beſonders dicke, ſaftige Beeren haben, du Chasselas. Das Dictionnaire de l'Academie erklärt die Trauben, die alſo benannt werden, für eine beſondere Art, und führt die Redensart an: Grappe de chasselas. Ich glaube, daß ſie dieſen Namen führen, weil ſie gleichſam in Stakkete eingezwungen ſind. Wenigſtens ſcheinen die Worte châssis, châsse, und enchâsser nicht undeutlich auf jene Ableitung hin zu deuten.

Hier endigt ſich unſere panoramatiſche Reiſe um Paris. Vielleicht unternehmen wir ſie in der Folge noch einmal vom Telegraphen herab.

Nachdem wir dem guten Müller für ſeine Bereitwilligkeit, uns auf derſelben zum Wegweiſer zu dienen, gebührenden Dank abgeſtattet haben, ſteigen wir in die Ebne hinunter und machen einen Spaziergang über Aecker, Felder und Wieſen. Alles grünt in üppiger Pracht und verkündigt eine abermalige ſegensreiche Ernte. Der Geſang der Vögel ſtimmt in die Loblieder ein, die unſer tiefbewegtes Herz ſchweigend zum Himmel hinaufſingt. Der Abend kommt näher: die glücklichen Vögel ſetzen ſich frey und ſeſ-

ſellos auf die grünen Zweige zur Ruhe nieder!.... Uns wird es nicht ſo wohl: wir eilen nach Paris in die Gefangenſchaft zurück, und ich, ein pennae adscriptus, ergreiſe die Feder, um meinen Leſern die Geſchichte eines Maitags, auf den Höhen von Montmartre verlebt, mitzutheilen.

G. L. P. Sievers.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 20. Juni.

(Beſchluß.)

Johannes Veit hat vor ſeiner Abreiſe ſein großes Altarbild in Oel vollendet; er nimmt es nach Berlin mit, wo es, wie es heißt, ein Eigenthum der katholiſchen Kirche daſelbſt zu werden beſtimmt iſt. Es ſtellt die Geburt des Heilandes und die Anbetung der Hirten vor. In einer von Bergen dicht umſchloſſenen Landſchaft, reich ausgeſtattet, an Bäumen und Gewächſen, ſieht man ein altes Gemäuer, ein halb verfallener Bogen, der den Eingang bildet zu der ſeitwärts ſichtbar werdenden Herberge. Sowol die Landſchaft, als die Bauart dieſes Bogens, ſo wie die umher zerſtreut liegenden Trümmer, auch der Brunnen, der in einen antiken mit Basrelief gezierten Sarkophag rinnt, woraus die Thiere trinken, ihren Antheil nehmend — alles das, ſo wie die Art, wie die Berge und Trümmer bewachſen ſind, iſt ächtrömiſch, und mit einem rührenden Naturgefühl dargeſtellt. Unter dieſem Bogen liegt das Kind unbekleidet auf einem weiſſen Tuch, welches über einige Bündel Stroh gebreitet iſt. Maria kniet neben ihm, hinter dieſer, ganz am Rande des Bildes, ſteht der heil. Joſeph; auf der andern Seite läßt ein alter Hirte ſich auf ein Knie nieder, hinter dieſem ſteht ein Hirtenknabe, dem Alten über die Schulter ſchauend, ſeinen Hut ſo recht treuherzig mit beyden Händen vor der Bruſt haltend. Alle Viere haben die Augen auf das Kind gerichtet, den Augenblick ſeines Erwachens erwartend, welches die etwas emporgerichtete Stellung deſſelben vermuthen läßt. Es iſt in dieſen Geſtalten eine ſolche treue fromme Einfalt, Sinnigkeit und Würde in Geberde und Haltung; eine ſolche reine natürliche Schönheit in den Köpfen, in den Händen und den Gewändern, eine Stille in der ehrfurchtsvollen Erwartung des Augenblicks, ein ſo wahrhafter Friede Gottes rings umher verbreitet, wie man nicht leicht beſchreiben kann. Hier offenbart ſich der ganze Reichthum eines liebenden, die Wahrheit ſuchenden Gemüths in tief gefühlter menſchlicher Schönheit. Nicht genug auch kann man die Richtigkeit der Zeichnung, und die Harmonie der Farben, ſowol der Fleiſchtöne als der vortrefflichen Gewänder, loben. Wer den zarten Leib des Kindes, die vortrefflich gemahlte Hand und das entblößte Knie des alten Hirten, ſo wie alle ſchön gemahlten Hände, auf dieſem Gemählde ſieht, der wird ſich leicht überzeugen, daß der Vorwurf mindeſtens zu voreilig zu nennen iſt, welchen man vor Kurzem unſern deutſchen Mahlern in einer Zeitſchrift gemacht hat, bey Gelegenheit einer Kritik der in Rom veranſtalteten deutſchen Kunſtausſtellung; der Vorwurf nämlich, daß die deutſchen Mahler unſrer Zeit dadurch, daß ſie vorzugsweiſe bekleidete Geſtalten darſtellen, zu der Vermuthung Anlaß geben, daß ſie nicht verſtänden das Nackte zu mahlen. Eine kleine unbekleidete wohl ausgeführte Figur des heil. Sebaſtian von Phi. Veit, auf eben dieſer Ausſtellung, ſo wie mehrere ſchöne nackte, und meiſterhaft gemahlte Hände und Arme auf mehreren der ausgezeichneten Stücke daſelbſt, hätten billig doch den Kritiker darauf aufmerkſam machen ſollen, daß es vielleicht nicht gerade Unkenntniß zu nennen ſey, wenn dieſe Mahler ſich nicht bewogen fühlen, ausſchließend oder vorzugsweiſe nackte Geſtalten zu mahlen. —

Die Alfresco-Gemählde in der Villa Juſtiniani für den Marcheſe Maſſimi werden jezt mit erneutem Eifer betrieben. Overbeck iſt bereits beſchäftigt mit ſeiner Figur der befreyten Jeruſalem als Decken-Stück.*) Phi. Veit arbeitet an den Cartons zum Himmel des Dante, welchen allein er bis jezt als Decken-Stück zu mahlen übernommen hat.

Julius Schnorr aus Leipzig, der in eben dieſer Villa, zwiſchen den beyden Zimmern des Dante und des Taſſo, in einer ſchönen öffenen Gallerie die Gegenſtände aus dem raſenden Roland von Arioſt mahlen wird, verfertigt ſeine Cartons in Florenz, wohin er zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit auf einige Monate gegangen iſt, um eine beſſere Luft zu athmen, als die römiſche in den heißen Sommer-Monaten gewöhnlich zu ſeyn pflegt. — F.

---

*) Der Carton von dieſer befreyten Jeruſalem iſt auf der hieſigen Ausſtellung geſehen worden.

Ratibor in Oberſchleſien, im Juli.

Hier nicht weit von der öſterreichiſchen Gränze, in einer alten Stadt, einſt einem herzoglichen Sitze, wo Handel und Gewerbfleiß blühen, und deutſche Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft viele Verehrer haben, iſt, zunächſt auf Veranlaſſung des ſeit einigen Jahren von Brieg hieher verlegten Ober-Landes-Gerichts, ein königlich-evangeliſches Gymnaſium errichtet worden. Der König hat das Bedürfniß einer höheren Unterrichts-Anſtalt für dieſen Theil Oberſchleſiens anerkannt, das Gebäude eines eingegangenen Jungfrauenſtiftes dazu geſchenkt, und eine bedeutende Summe zur Unterhaltung des Gymnaſiums und der Staats-Kaſſe bewilligt. Die feyerliche Eröffnung geſchah den 2. Juni in der evangeliſchen Kirche vor zahlreicher Verſammlung durch die Kön. Bevollmächtigten: Conſiſtorialrath Dr. Wachler aus Breslau und Regierungsrath Manteufel aus Oppeln; der erſtere erklärte die Königliche Willensmeinung, forderte zum Danke auf gegen den weiſen Monarchen, der die Stärke des Volkes in ſittlich-fromme Bildung ſetzet, und wies die Lehrer in ihren Berufskreis ein. Der Direktor des Gymnaſiums Dr. Linge, welcher mit einem in claſſiſchem Latein verfaßten Programm: „über öffentliche Unterrichts-Anſtalten als Schutzmittel des Staatswohles" zur Feyerlichkeit eingeladen hatte, hielt eine gediegene Rede „über Mitwirkung des Familienlebens zum Wohle der Schule"; und den Beſchluß machte ein aus vollem Herzen geſungenes: „Nun danket alle Gott"!

Außer dem Direktor hat das Gymnaſium zwey Oberlehrer, Dr. Paulſſen und Häniſch, und drey Lehrer, Kinzel, Caplan Kreteck und Kelch.

Die Zahl der Schüler beläuft ſich ſchon jezt in 5 Klaſſen auf 105. Die Tüchtigkeit der Lehrer, die günſtige Lage und die Wohlfeilheit der Stadt, ſelbſt die Neuheit der Erſcheinung laſſen erwarten, daß dieſe Anſtalt ſich zu einer der beſuchteſten erheben werde.

Digitized by Google

Nro. 185.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Auguſt 1819.

In eigenem Blute muß die Schuld erſticken,
Verbrechen im Verbrechen untergehn:
Denn ob der Menſch auch mit dem Heil'gen ſpotte,
Sein Spott iſt Kindertroz der ſchwachen Bruſt:
So kämpft die Welle mit dem Meeresfelſen,
Und geißelt ſich im eignen Zorn zurück.

v. Auffenberg.

Der Seide und ſeine Tochter.

(Eine orientaliſche Erzählung.)

In den öden Sandwüſten, welche das zu den Römerzeiten unter dem Namen Oea bekannte und dicht am Meeres-Ufer liegende Tripoli umgeben, ragen in der Ferne zwey der herrlichſten Moſcheen empor. Blühende Baumgruppen, ein höchſt ſeltner Anblick in den heißen Steppen, wo das Auge nur ein weites Sandmeer erblickt, umgeben ſie. Ringsum gehört das Land den Mauren und Beduinen, welche ſich oft ſeines Beſitzes wegen bekämpfen; unverletzlich aber auch ſelbſt für den Mächtigſten iſt mehrere Meilen um jene Tempel ringsum der Boden, denn er wird als ein Eigenthum Gottes und ſeiner dort wohnenden Diener betrachtet. Im Schooße einer liebenswürdigen Familie lebte dort in einſamer Stille der Seide, eine arabiſche Benennung, die daher ſtammt, weil Einer der Voreltern die Umgebung der Tempel, beynahe ohne alle andere Unterſtützung als mit Hülfe ſeines Muths und ſeiner Stärke, von reißenden Löwen befreyet hatte. Die höchſte Freude des Seiden war eine liebe Tochter. — Unter der Pflege eines liebevollen Vaters war ſie zur Jungfrau herangereift; kaum fünfzehn Lenze hatte ſie vorüberwandeln ſehen.

Der Seide hatte ſich glückliche Tage für die Zukunft verſprochen, doch das Schickſal wollte es anders. Einſt erſchien Hamet, genannt der Große, Großvater des letzten Beherrſchers von Tripoli, um die Moſcheen, wie dieſes bey verſchiedenen Gelegenheiten Statt findet., zu beſuchen. Unverhofft war ſeine Ankunft, und um ſo geſchäftiger bewieſen ſich alle Glieder der Familie, ihm alle möglichen Erfriſchungen zu bereiten. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß, obgleich das weibliche Geſchlecht ſich nie unverſchleyert den Blicken des Mannes bloßſtellt, Hamet dennoch Gelegenheit erhielt, die liebenswürdige Tochter des Seiden zu erblicken. Sie zu ſehen und ihren Beſitz zu wünſchen, war bey Hamet das Werk eines Augenblicks. Er gab dem Vater zu verſtehen, ſein künftiges Glück ſey gemacht, im Falle er ohne Zögern ſeine Tochter nach Tripoli ſenden wolle, indem er entſchloſſen ſey, ſie zur Gebieterinn ſeines Harems zu machen. — Heftig erſchrack der graue Prieſter, als er ſeines Landesherrn Gebot vernahm. Weit entfernt, das Anerbieten gleich andern Vätern als eine ausgezeichnete Ehre zu betrachten, ſeufzte er laut und wagte Gegenvorſtellungen. Aber aufgebracht fuhr ihn Hamet mit der Drohung an, daß, im Falle er nicht ſeine Tochter reich und koſtbar geſchmückt, bis zum Untergang der Sonne nach Tripoli ſende, bey kommender Morgenröthe weder von ihm noch den Seinigen eine Spur mehr ſolle zu finden ſeyn. Drohend und finſter warf ſich Hamet zu Roß, und ließ Wachen zurück, um ſeine Befehle zu vollziehen.

Der unglückliche Seide, welcher kein Mittel ſah, das Ungewitter, welches ſich über ſeinem und dem Haupte ſeiner Familie ſammelte, zu beſchwören, ließ ſein liebes Kind mit den ſchönſten Stoffen bekleiden und mit Edelgeſteinen bedecken. Hamet ſollte zwar zu ihrem Beſitze gelangen, aber nimmer deſſelben froh werden, denn die Jungfrau hatte

Digitized by Google

beſchloſſen, ſich den Begierden des gewaltthätigen Herrſchers zu entziehen. — Muthig empſing ſie aus den Händen des eigenen Vaters den Giftbecher. — Kaum hatte ſie den tödtlichen Trank hinabgeſchlürft, ſo führte ſie Seide mit heißen Thränen an die Pforte des Hauſes, woſelbſt die bekränzten Sänger ſtanden, um die Hochzeits-Hymnen zu ſingen, ehe ſie die Schwelle der elterlichen Wohnung überſchritt. Dann hob er ſie auf ein köſtlich geſchmücktes Kameel, und übergab ſie den Offizieren ſeines Herrſchers, während er die göttliche Rache auf ſein Haupt herunterflehte.

Eine zahlreiche Bedeckung geleitete das Opfer in das Schloß zu Tripoli. — Die Jungfrau wurde bey ihrer Ankunft unmittelbar in die Gemächer Hamets eingeführt, worin er ſelbſt einige Minuten darauf erſchien. Aber welches Grauen bemeiſterte ſich ſeiner, als er ſie am Boden todt ausgeſtreckt fand. Sie hatte den letzten Kampf bereits überſtanden. — Kaum von ſeinem Entſetzen erholt, überzeugte er ſich, daß keine Gewaltthat gegen ſie unternommen worden ſey, denn er hatte im Voraus allen Dienern den Eintritt in ſeine Gemächer nach ihrer Ankunft unterſagt. Die Verwünſchungen des Seiden, die ſeine Diener ihm hinterbrachten, vereinigt mit den Vorwürfen ſeines eigenen Gewiſſens und dem religiöſen Aberglauben der Nation, verſetzten ihn in die ſchrecklichſte Bewegung, und ſtürzten ihn in einen Zuſtand, der beynahe an Wahnſinn gränzte.

Kaum zeigte ſich im fernen Oſt die Morgenröthe, ſo jagte Hamet zum Seiden hinaus, und fragte ihn um die Urſache des Todes ſeiner Tochter. — Freymüthig antwortete der Greis; ſeine Tochter habe im Gefühle ihres Unglücks und ihrer Ehre vor der Abreiſe Gift genommen, und zwar aus ſeiner eigenen Hand. Er ſelbſt habe ſich in dieſem Augenblicke von dem großen Propheten keine andere Gunſt zu erbitten, als daß er ihn, Hamet Paſcha, des Lichtes ſeiner Augen berauben möge. Hamet erbebte und kehrte ſchweigend nach Tripoli zurück. Die Ruhe verließ ihn ſeit dieſer Zeit, und im fünften Jahre nach jenem ſchrecklichen Ereigniß begannen ſeine Augen zu erblinden. Er, den ſein Volk und die Fremden bisher nur den Großen genannt hatten, war zu ſtolz, dieſes herbe Geſchick zu ertragen, denn kaum bemerkte er, daß ſein Anſehn in Folge dieſes neuen Unfalls abzunehmen begann, ſo ſetzte er ſeinen letzten Willen auf und ernannte ſeinen Sohn Mahommed zum Nachfolger. Sobald dieſes geſchehen, befahl er einem ſeiner jüngſten Pagen ihm in den Golphur, oder in das zur Unterhaltung beſtimmte Gemach zu folgen. Sobald ſie eingetreten waren, begehrte er ſeine Piſtolen und befahl dem Knaben, ſo wie das erſte verſage, ihm auf der Stelle das zweyte, wenn ihm anders ſein Leben lieb ſey, zu reichen. Hamet tödtete ſich durch den erſten Schluß, ohne daß ſein adoptirter Sohn, Bey-Abdallah, welcher hereintrat, noch der Page es verhindern konnte.

Dieſes hiſtoriſch wahre Ereigniß mahlt uns den heftigen und leidenſchaftlichen Charakter des Orientalen mit kräftigen Zügen; eine zügelloſe und wilde Begierde, welche keinen Widerſtand dort leidet, erzeugte zwey Selbſtmorde! —

Allwin.

Der ruſſiſche Clerus.

(Der nachſtehende Ueberblick des gegenwärtigen Zuſtands der Bildungsanſtalten für die Geiſtlichkeit, der Geiſtlichkeit ſelbſt und der Verfaſſung der griechiſchen Kirche in Rußland iſt Auszug der gehaltreichen Schrift des Hrn. Doktor Pinkerton, on the present state of the Greek Church in Russia.)

I.

Die Schulen des Clerus (geiſtliche Schulen genannt) gehören zu den älteſten Bildungsanſtalten in Rußland; denn in den finſtern Jahrhundert hatte ſich, ſo wie in andern Ländern Europa's, auch in Rußland jeder Keim wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe einzig in den bewahrenden Schoos der Geiſtlichkeit geflüchtet; und bis zur Einführung allgemeiner Volksſchulen im Anfange des vorigen Jahrhunderts waren dieſe die einzigen Seminarien der Erziehung im ruſſiſchen Reiche.

Der Hauptzweck dieſer geiſtlichen Schulen beſteht darin, eine hinreichende Anzahl junger Männer zum Prieſterberufe zu erziehen; und ſeit der Zeit Peters des Großen ſind ausſchließend nur Söhne der Geiſtlichen in dieſelben aufgenommen worden.

In den älteſten geiſtlichen Schulen, die ſeit der Einführung des Chriſtenthums in Rußland errichtet wurden, waren die griechiſche und ſlaviſche Sprache, ſo wie die Schriften der griechiſchen Väter, der Hauptgegenſtand der theologiſchen Studien; allein ſeit der Stiftung der Akademie zu Kieff wurde das Lateiniſche die klaſſiſche Sprache, und die Studierenden wurden in der Grammatik, Wohlredenheit, Philoſophie und Theologie unterrichtet.

Der Zuſtand dieſer Schulen wurde durch die weiſen Anordnungen Peters des Großen vielſeitig verbeſſert, welche darauf berechnet waren, den Söhnen der Geiſtlichen einen höhern Grad von Bildung zu verſchaffen, als ihre Väter beſeſſen hatten. Dieſe Verbeſſerungen wurden ſeit dieſer Zeit durch wohlthätige Anſtalten der Regierung mannigfaltig erweitert, und dem Fortſchritte der allgemeinen Volksbildung angepaßt.

Die Anzahl der geiſtlichen Schulen in verſchiedenen Theilen des Reiches iſt 58, worunter 4 Akademien, 36 Seminarien und 18 niedere Schulen ſich befinden, in denen die ruſſiſche Sprache, die Arithmetik und die chriſtliche Religion die Hauptaufgaben des Unterrichtes ſind. In dieſen 58 geiſtlichen Schulen werden gegenwärtig über 26000 Jünglinge gebildet, und zwar größtentheils auf Koſten der Regierung. Die Zahl der Studierenden auf den 4 Akademien beläuft ſich auf 4000, bey denen über 50 Lehrer angeſtellt ſind;

Digitized by Google

in den 36 Seminarien befinden ſich über 20,000 Schüler mit 297 Lehrern. In den 18 Schulen ſind beyläufig 2000 Schüler und 80 Lehrer.

Die Söhne der Geiſtlichen werden gewöhnlich im zehnten Jahr ihres Alters in dieſe Anſtalten aufgenommen. Sie machen mit der lateiniſchen und ſlaviſchen Sprache den Anfang, und erhalten nach dem Verhältniß ihrer Fortſchritte in den höhern Klaſſen Unterricht in andern wiſſenſchaftlichen Fächern. Ihre theologiſchen Studien beſchränken ſich meiſt auf die Schriſten der griechiſchen Väter, beſonders eines Chryſoſtomus, Gregorius von Nazianz u. ſ. w. und auf die Werke ruſſiſcher Gottesgelehrten.

Dieſe Schulen waren von jeher von weſentlichem Nutzen für das ruſſiſche Reich, nicht blos als Pfleg- und Erziehungs-Anſtalten künftiger Geiſtlichen, ſondern auch dadurch, daß ſchon manche treffliche Zöglinge für den Dienſt des Staats aus ihnen hervorgegangen ſind.

Am meiſten mangelt es noch dieſen Schulen an dem nöthigen Vorrathe zweckmäßiger Unterrichtsmittel. Zwar ſind in neuerer Zeit mehrere vortreffliche Schriſten aus der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Sprache in's Ruſſiſche überſetzt worden; allein die weite Entſernung der Seminarien von Petersburg und Moskau, wo dieſe Bücher gewöhnlich herausgegeben werden, macht es den Studierenden ſchwer, ſich dieſelben anzuſchaffen; und ſie bleiben daher meiſt auf die alten griechiſchen Väter beſchränkt, von denen viele Werke in's Slaviſche überſetzt ſind.

Die Kandidaten des Prieſterberufes, welche auf dieſe Weiſe von früher Jugend an in klöſterlicher Einſamkeit auferzogen werden, haben nur wenige Gelegenheit, ſich mit der bürgerlichen Geſellſchaft bekannt zu machen. Wenn ſie daher das Seminar verlaſſen, und in die Welt eintreten, ſo ſind ſie wie die Fremdlinge, die in eine neue Welt kommen, mit deren Sitte und Sprache ſie ganz unbekannt ſind. Selbſt ihre Kleidung ſchließt ſie von gebildeten Zirkeln aus, und ſo wird es ihnen ſchwer, die Gewandtheit des Benehmens und die Menſchenkenntniß zu erhalten, die einem Diener Chriſti ſo unentbehrlich iſt, um auf Andere wirken zu können.

2.

Des ruſſiſche Clerus theilt ſich in Ordens- und Weltgeiſtliche. Die erſtern ſind insgeſammt Mönche, und die letztern Geiſtliche von Gemeinden. Die höhere Geiſtlichkeit theilt ſich in Metropolitane, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche ohne Unterſchied Archires genannt werden. Vor der Regierung Peters des Großen beſaßen die Biſchöfe eine uneingeſchränkte Gewalt in ihren Diözeſen; und ob ſie gleich bey ihrer Einweihung eidlich verſprechen mußten, im Geiſte ihres Berufs nach der Lehre der heiligen Schrift und den Conzilien der Väter zu handeln, ſo fand doch Peter der Große im Jahr 1716 für nothwendig, die Pflichten ihres Bezirks genauer auseinander zu ſetzen, weil viele ſich ihres Amtes ſehr unwürdig betrugen, und andere in der Erfüllung denſelben nachtheilig waren.

Die Beförderung zum Rang eines Biſchofs hängt ganz vom Willen des Monarchen ab, dem die heilige Synode drei Candidaten vorſchlägt. Durch den Umgang, den ich mit Männern der höhern Geiſtlichkeit in Rußland gehabt habe, fand ich beſtätigt, was Doctor King ſchon viele Jahre früher von denſelben behauptet hat. Die höhere Geiſtlichkeit Rußlands beſteht aus Männern, deren Wahrheitsliebe, Demuth und patriarchaliſche Sitteneinfalt den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums Ehre gemacht haben würde.

Nach den Archires folgen in der Rangordnung die Tſchornoe Duhovenſtwo, oder ſchwarze Geiſtlichkeit, zu welcher die Archimandriten, oder Kloſtervorſteher, aus denen immer die Biſchöfe gewählt werden, die Hegeumen oder Vorſteher kleinerer Klöſter, Hieromonachen und Hierodiaconen gehören, welche den Gottesdienſt in den Monaſterien verrichten, und am Ende alle Mönche. Nach den Regeln der griechiſchen Kirche ſind die ſchwarzen Geiſtlichen zu einer harten, einſamen Lebensweiſe verpflichtet; ſie dürfen kein Fleiſch eſſen, und ſich nicht verheirathen. Sie halten ſich in Abſicht auf Rang und Gelehrſamkeit für vornehmer als die Weltprieſter; denn jede Kirchengewalt und Kirchenwürde liegt in ihren Händen.

Die Weltprieſter werden Beloe Duhovenſtwo, oder weiſſe Geiſtlichkeit genannt, und beſtehen aus Protoires, Prieſtern, Diakonen, nebſt den Vorleſern und Küſtern. Im Jahr 1805 war die Anzahl dieſer Prieſterclaſſe, nach der Angabe der heiligen Synode, 98,726.

Die Protoires, Prieſter und Diakonen müſſen alle in den geiſtlichen Schulen erzogen und verehlicht ſeyn, ehe ſie ein Amt erhalten können; ſie dürfen aber nicht zum zweitenmal heyrathen. Der Zuſtand der höhern wiſſenſchaftlichen Bildung hat ſich ſeit dem vorigen Jahrhundert in dieſer Claſſe von Geiſtlichen um Vieles verbeſſert. Schon die klugen Maßregeln, welche Peter der Große zu einer regelmäßigen Erziehung der Geiſtlichkeit traf, noch mehr aber die eifrigſten Bemühungen der gegenwärtigen Regierung, Bildung und Religioſität unter dieſer Volksclaſſe zu verbreiten, haben bereits der Zuſtand der wiſſenſchaftlichen und ſittlich-religiöſen Bildung unter den höhern Ständen und der Geiſtlichkeit um Vieles verbeſſert, und müſſen am Ende auch auf die niedern Volksklaſſen heilſam zurückwirken.

Die Amtspflichten eines Weltprieſters in Rußland ſind ſehr geſchäftsvoll. Der Gottesdienſt, der gewöhnlich drey Mal des Tags verrichtet werden muß, und der bey ſeiner ermüdenden Länge ſichtbarlich einen klöſterlichen Urſprung hat, und blos für Menſchen eingerichtet iſt, die ſich ganz von der Welt zurückgezogen haben, verbunden mit den vielfachen Ceremonien, aus welchen die Feyer der Taufe, die Trauung, ein Leichenbegängniß, ein Krankenbeſuch u. ſ. w. zuſammengeſetzt iſt, nehmen bey weitem den größten Theil ſeiner Zeit hinweg, und laſſen ihm nur wenige Augenblicke für Studien übrig. Dieſer Urſache ſcheint hauptſächlich der Mangel an Eifer und Thätigkeit für die Beförderung der Religioſität und Sittlichkeit zugeſchrieben werden zu müſſen, der unter der ruſſiſchen Geiſtlichkeit ſich auffallend darſtellt. Vielleicht auch der Umſtand, daß ſie eine ganz eigene für ſich beſtandene Kaſte bilden, trägt Vieles zu dieſer traurigen Erſcheinung bey; denn ſeit der Zeit Peter des Großen durfte keiner in den geiſtlichen Stand treten, außer die Söhne der Geiſtlichen. Eben daher ſind viele Tauſende im Prieſterorden nicht aus freyer Wahl, ſondern

Digitized by Google

aus Zwang. Indeß darf nicht unbemerkt bleiben, daß manche Weltprieſter gelehrte und würdige Männer ſind, welche die Pflichten ihres Amtes gewiſſenhaft verwalten, und dem geiſtlichen Wohlergehen der ihnen anvertrauten Heerde ihre ganze Zeit widmen. Eben ſo bemerkenswerth iſt es, daß alle Volksſtände Rußlands im Allgemeinen von dem heftigen Verfolgungsgeiſte gegen andere Religions-Partehen nichts wiſſen, der ſo oft Mitglieder anderer Kirchen-Gemeinſchaft herabwürdigt; und ob ſie gleich den Lehren und Ceremonien ihrer Kirche feſt anhangen, ſo ſind doch Geiſtliche und Layen weit entfernt von dem albernen Glauben, daß außer ihrer Kirche kein Heil zu finden ſey.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

An die zu Anfang des Jahrs von dem Zürcherſchen Profeſſor der Geſchichte, Hrn. Eſcher, ausgegebene gründliche Schrift: Die Jeſuiten im Verhältniß zu Staat und Kirche, reihen ſich die im gleichen Verlag (Orell, Füßli und Comp. in Zürich) gedruckten Briefe über den gefährlichen Einfluß der Jeſuiten auf die Erziehung und den öffentlichen Unterricht in höhern Lehranſtalten. Geſchrieben in den Jahren 1814 und 1815 von einem deutſchen Gelehrten. 636 S. 8. Schon die erſtere Schrift hatte aus dem Geiſt des Ordens die Natur und den Nachtheil ſeines Unterrichtsweſens einleitend dargeſtellt. „Die Neigung zum Prüfen und Forſchen (heißt es daſelbſt) wurde recht planmäßig unterdrückt, der Verſtand nicht entwickelt, und auf Koſten deſſelben Gedächtniß, Phantaſie und Witz ausſchließend beſchäftigt. Die Philoſophie der Jeſuiten beſtand in nichts anderm als in Polemik und in der dunkeln Scholaſtik, wodurch aller philoſophiſche Geiſt zerſtört wurde“ u. ſ. w. Die Briefe des deutſchen Profeſſors mögen als Commentar dieſer Behauptungen dienen; ſie muſtern den Orden nach allen Fächern des Wiſſens, um darzuthun, wie uſurpirt der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit in jedem derſelben geweſen iſt... Unter allen Jeſuiten (ſagt der Briefſteller u. a.) findet ſich ein einziger Mathematiker von hohem Verdienſt (Boscovich), und von dieſem iſt wahrſcheinlich, daß ihm die Ordensbrüder das Leben durch Gift verkürzt haben. In der Naturbeſchreibung haben die Jeſuiten eben ſo viel geleiſtet, als in der Naturlehre, d. h. wenn man ſich dieſen Orden in dem Alleinbeſitz des Unterrichts denkt, wie er es beynahe durch zwey Jahrhunderte war, ſo viel wie nichts. Bey Durchgehung der Sammlungen jeſuitiſcher Reiſebeſchreibungen kann man an dem erbaulichen Anblick von Abbildungen ſolcher Thiere und Pflanzen, die in der Natur gar nicht exiſtiren, und an Erzählungen der fabelhafteſten und abgeſchmackteſten Mährchen ſich im Glauben an die naturhiſtoriſche Weisheit ihrer Verfaſſer ſtärken: denn wirklich ſcheinen die Jeſuiten die wenigen naturhiſtoriſchen Werke und einzelnen Notizen, die ſie uns mittheilten, nur darum geſchrieben zu haben, um uns im Glauben zu ſtärken und zu üben... Der einzige Geſchichtſchreiber von einigem Range, den die Jeſuiten aufzuweiſen haben, iſt Mariana, und von dieſem wurden zwey Werke öffentlich verbrannt. Wenn man aber diejenigen große Geſchichtſchreiber nennen will, die mit meiſterhafter Kunſt allgemein bekannte Thatſachen unterdrücken oder läugnen, oder ſo entſtellen und verdrehen können, daß ſelbſt die Tugend zum Verbrechen, und das Laſter zur Heiligkeit wird, dann mag man die frommen Väter für große Künſtler in der Geſchichtſchreibung, oder richtiger in der Geſchichtentſtellung halten... Keine einzige vorzügliche Ausgabe eines griechiſchen Klaſſikers haben wir einem Jeſuiten zu verdanken; mehr Lärmens machten ſie in der leichteren lateiniſchen Philologie, ſo wie ſie dann überhaupt, als ein leichtes Freykorps, ſich im Fache der Literatur gewöhnlich nur auf das verlegten, was leicht zu erreichen, leicht mitzunehmen war, wie man zu ſagen pflegt. Sie beſorgten viele Ausgaben der lateiniſchen Klaſſiker, faſt alle aber kaſtrirt oder adulterirt; das Jeſuiten-Latein bedarf erſt der Uebertragung in lateiniſches Latein, welches letztere der einzige Balde unter ihnen zu ſchreiben verſtund. Unter den großen klaſſiſchen Dichtern aller Nationen befindet ſich kein einziger Jeſuite.

Auf die Bemerkung: man habe, bey Wiedereinführung der Jeſuiten, auf hundert Jahre wenigſtens nichts zu beſorgen, weil ſie erſtens kein Geld haben und zweytens von den Staaten beobachtet werden, antwortet der Briefſteller neben Anderm Folgendes: Es iſt Täuſchung, wenn man glaubt, die Jeſuiten hätten kein Geld, da ſie ja eigentlich nie aufgehört haben zu ſeyn, und nur ihre liegenden Gründe den Staaten heimfielen, ihr Peculium aber größtentheils für ſie gerettet ward. Wenn man den Jeſuiten ferner erlaubt, ſich der Erziehung, des Beichtſtuhls, des öffentlichen Gottesdienſtes wieder zu bemächtigen, ſo haben ſie in 20 Jahren ſo viel, als ſie bedürfen, um mit Ernſt und Erfolg ihre alten Plane durchzuführen und zu vollenden. Was dann aber die Beobachtung des Ordens betrifft, ſo weiß man, wie ſchwer es der alten königlichen, in manchen Stücken muſterhaften Polizey in Paris geworden iſt, die Jeſuitenväter zu beobachten. Gegen jeden Polizey-Beamten, den man mit vieler Mühe und Gefahr und nach langen Umwegen in irgend ein Jeſuitenhaus einzuſchwärzen endlich glücklich genug war, wußten die Jeſuiten mit leichter Mühe zwey Individuen aus ihrer Mitte bey der Polizey anſtellen zu machen, ſo daß ſie jedesmal die gegen ſie gerichteten Befehle noch früher kannten, als ſie ausgefertigt waren. Ich kann mich nicht überzeugen, daß man bey ruhiger Vergleichung der Vortheile und Nachtheile der theokratiſchen, monarchiſchen, republikaniſchen Verfaſſung, ſich für die erſtere ſollte erklären können, und kann daher auch nicht begreifen, wie man die ſchlauſten Parteygänger der Theocratie und Hierarchie in einem monarchiſchen Staate einführen, und ihnen die Erziehung der Jugend kann übertragen wollen.“

Die Reſtauration der Erziehungs-Anſtalten in Baſel geht auch dieß Jahr, wenn nicht raſchen, dagegen eines deſto zuverläſſigeren und folgerechteren Ganges vorwärts. Die manchen, an der Univerſität erledigten, Lehrſtellen werden nach und nach mit trefflichen Männern beſetzt, und dadurch die neue Blüthe dieſer höheren Lehranſtalt allmählig vorbereitet. Diejenige des Gymnaſiums entwickelt ſich mit jedem Jahr freudiger, unter der ſorgſamen Pflege des Hrn. Rektor Hanhart, von deſſen Geiſt und Eifer auch die bey der letzthin abgehaltenen Jahresfeyer der Anſtalten bekannt gewordenen Schulſchriften rühmliche Zeugniſſe ablegen. Sein dritter Bericht an das Publikum entwickelt lehrreich die Anordnung des arithmetiſchen Lehrenrſus durch beyde Klaſſen der Gemeinde-Schulen und die ſechs Klaſſen des Gymnaſiums. Die Elementarſchule befolgt in ihrer Rechnungs-Methode den von Peſtalozzi und Joſeph Schmid vorgezeichneten Gang, bey welchem durch die Erfahrung bewährt iſt, daß, ſo wie einerſeits die Individualität der Lehrer ſich völlig frey äußern mag, ſo hinwieder die Kinder, welche den naturgemäßen Unterricht erhielten, auch einem ihnen fremden Lehrer, der nach einer andern Manier, aber im Geiſte derſelben Methode unterrichtete, nur ſelten eine Frage unbeantwortet ließen: es offenbart ſich hierin unſtreitig denn alſo der beſte Beweis für die Zweckmäßigkeit der Methode, die dem Schüler durch Anſchauung zum deutlichen Bewußtſeyn ſeines Verfahrens beym Rechnen zu verhelfen ſucht.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 5. Auguſt 1819.

Das Kind der Zeit iſt, ſagt man, die Gerechtigkeit,
Die Jedem offenbaret, der gefrevelt hat.

Euripides.

Die Braut von Lammermoore.*)

Die Familie der Lord Ravenswood war während der unruhigen Zeiten, welche der Union (zwiſchen Schottland und England) vorhergingen, nach und nach in Verfall gerathen; der letzte Lord, Allan, ward als hoher Lehnsherr angeklagt, und von der Hinterliſt des Lords Siegelbewahrer Sir William Aſhton, welcher Ravenswood-Caſtle in Beſitz nahm, ſeiner Güter beraubt, indeß die geſtürzte Familie in Wolfscrag, einem kleinen Fort, das nicht weit von Berwick auf einem überhangenden Felſen am Meere liegt, ihre Zuflucht ſuchte. In dieſem Zeitpunkt fängt die Geſchichte an. Allan ſtirbt in den verfallnen Mauern von Wolfscrag und wird von ſeinem einigen Sohn, Edgar, den man aus Höflichkeit noch Herrn von Ravenswood nennt, ſo prächtig begraben, daß zwey Jahre ſeines kleinen Einkommens bey dieſem Gepränge verbraucht werden. Bey dieſem Begräbniß findet ein Vorfall ſtatt, welcher die Zwietracht zwiſchen den Aſhtons und Ravenswoods aufs Höchſte treibt; die römiſch-katholiſchen Gebräuche, welche dieſe letzten als Torys üben, werden von den Wighs, zu denen ihre Gegner gehören, vermöge eines obrigkeitlichen Befehls von Sir W. Aſhton, als nächſten königlichen Beamten, unterbrochen; das Trauergefolg widerſetzt ſich dem Befehl, der Leichnam wird, von einem Kreis gezogener Schwerter umringt, zur Erde beſtattet, und der junge Ravenswood legt laut das Gelübde ewigen Haſſes und Rache gegen die Räuber von ſeines Vaters Vermögen und die gottloſen Störer ſeiner Todesfeyer ab.

Sir Walter Aſhtons Familie beſteht aus Lady Aſhton, eine Duglas von ungeheuerm Ehrgeiz und heftiger Leidenſchaft, zwey Söhnen, Oberſt Aſhton und dem Knaben Henry, und der ſanften, ſchwärmenden Lucy, der Heldinn der Geſchichte. Edgar Ravenswood iſt im Begriff ſich zu der Familie Stuart nach St. Germain zu begeben, als er ſich von einigen ſeiner wilden Gefährten verleiten läßt, dem Lord Siegelbewahrer ſeinen perſönlichen Fluch zu hinterlaſſen. Doch die boshafte Abſicht jener Menſchen ſchlägt fehl; ſtatt die Aſhtons zu verfluchen, kommt Edgar in den Fall das Leben des Vaters und der Tochter von dem Angriff eines Stiers zu retten; dieſe Begebenheit veranlaſſt eine zärtliche Neigung zwiſchen den beyden jungen Leuten, und Sir W. Aſhton findet es vortheilhafter, ihre Liebe zu begünſtigen, als ſich ihr zu widerſetzen. Da ſeine ſtolze Gemahlinn abweſend iſt, gehen die Angelegenheiten, trotz Ahnungen und Prophezeihungen mehrerer halb myſtiſchen Charaktere, die mit Mac Merely im Aſtrologen verwandt ſind, und aus der Verbindung eines Ravenswood mit einer Aſhton lauter Schreckniſſe weiſſagen, recht gut. Dieſe Charaktere ſind vortrefflich gezeichnet. Neben ihnen ſteht auch Caleb, der alte Diener in Wolfskrag. Dieſer iſt, ſo oft Beſuche in dieſes Schloß kommen, über ſeinen gänzlich verfallenen Zuſtand ganz in Verzweiflung, und windet ſich durch ein Labyrinth der

*) Auszug aus der dritten Sammlung der Tales of my Landlord von dem Verfaſſer des Aſtrologen, Robert dem Rothen u. ſ. w.

Google

ſinnreichſten Lügen, um die Verarmung ſeiner angebeteten Herrſchaft den Gäſten zu verbergen. Seine Treue iſt ſo grenzenlos, wie ſeine Erfindungskraft zu dieſem ehrwürdigen Endzweck. Das Liebesglück des jungen Paares hört mit der Rückkehr der ſtolzen Lady Aſhton auf; ſie wendet alle erſinnliche Mittel an, ihre Tochter zum Treubruch zu bewegen, und zwingt ſie endlich dem jungen Lord Bucklaw ihre Hand zu geben. Doch am Abend der Hochzeit wird Lucy vom Wahnſinn ergriffen, ſie ermordet ihren Bräutigam und ſtirbt ſelbſt am zweyten Tage nach dieſer grauenvollen That. Edgar folgt uneingeladen ihrem Grabgepränge und fordert ihren Bruder, Oberſt Aſhton, zum Zweykampf; auf dem Wege dahin geräth er am Meeresſtrand in den gefährlichen Flugſand der Kelpie, von dem er ſammt ſeinem Roß, einer Prophezeihung gemäß, die eine jener Mac Merelys Schweſtern ausſprach, verſchlungen wird. Oberſt Aſhton fällt im flanderſchen Krieg, der ſchwer verwundete Bucklaw wird geheilt und bekehrt ſich, der von der Politik zu jedem Unrecht verleitete Vater Aſhton ſtirbt bald nachher, auch ſein Sohn Heinrich folgt ihm, ohne ein Ehebündniß geſchloſſen zu haben, ns Grab, ſo daß die ſelbſtſüchtige, grauſame Lady Aſhton einſam und verlaſſen ihr elendes Alter verlebt.

Dieſes iſt der ſehr eng zuſammen gerückte Gang der Erzählung. Das Publikum kennt die treue Wahrheit der Charaktere und die lebendigen Farben, mit denen unſer Autor ſie ausmahlt. Dieſe Vorzüge ſcheinen der Braut von Lammermoore nicht minder zu gehören, wie einer ſeiner frühern Erzählungen, deren beſondrer Werth wohl immer ein hiſtoriſcher ſeyn möchte, indem ihre ergreifendſten Auftritte nicht ſowol von der Einbildungskraft des Dichters erzeugt, als Ueberlieferungen ſeyn mögen, die ſich in den Hütten und zerſtörten Edelſitzen des ſo lange grauſam behandelten Schottlands erhalten haben.

Wir wollen nun durch einige vorzüglich gelungene Auftritte aus der Braut von Lammermoore unſer Urtheil zu beweiſen ſuchen. Zuerſt eine Probe von des ehrlichen Caleb Bemühen, die Verarmung des verödeten Wolfskrag durch liſtige Wendungen fremden Gäſten zu verbergen. Edgar Ravenswood trifft eines Abends mit einem Begleiter, Bucklaw, vor dem Schloß ein. Er klopft laut und anhaltend, ohne gehört zu werden, bis endlich Caleb mit zitternder Hand die Riegel zurück ſchiebt, die ſchweren Thore öffnet, und nun mit ſeinem dünnen grauen Haar und kahlen Stirne vor ihnen ſteht. Er hielt in einer Hand eine Lampe, deren flackerndes Licht ſeine ſcharfen Züge erhellte, indeß er ihre Flamme mit der andern Hand gegen den annähernden Sturm zu ſchützen ſuchte. Seyd Ihr es, herzlieber Herr! ſeyd Ihr es im Ernſte! rief der alte Diener, mir thuts in der Seele weh, daß ihr habt an eurer eignen Thüre warten müſſen; aber wer hätte ſich einfallen laſſen, euch noch ſo ſpät zu ſehen, und einen Herrn mit euch (hier that er ſeitwärts einen Ausruf und ſprach zu einer vertrauten Mitbedientinn vom Schloß), Miſye, Miſye, herziges Weib! um Gotteswillen! ſchür das Feuer; nimm den alten dreybeinigen Schemel, oder was du ſonſt findeſt, damit es eine Flamme gibt, — dann laut: ich fürchte, wir ſind nur ſchlecht verſorgt, da wir Euch vor ein Paar Monaten nicht erwarteten, ſonſt würdet Ihr ohne Zweifel Eurem Range gemäß empfangen werden. Dennoch .... Dennoch Caleb, unterbrach ihn ſein Herr, müſſen unſre Pferde unterkommen und wir ſelbſt auch, ſo gut ſichs thun läſſt. Ich hoffe doch, Ihr ſeyd nicht unzufrieden über meine frühzeitige Rückkehr? — Unzufrieden, Mylord! Sicher, Ihr werdet immer ſo wackre Leute um Euch haben, wie Eure edeln Vorfahren ſeit dreyhundert Jahren ſie hatten, ohne je einen Wigh um Erlaubniß zu bitten. Wie? Unzufrieden, wenn Lord Ravenswood in ſein Schloß zurückkehrt! (Jetzt ſprach er wieder ſeitwärts zu ſeiner unſichtbaren Begleiterinn: Miſye, dreh der Bruthenne den Hals ab, ohne an die Küchlein zu denken.) Man kann eben nicht ſagen, ſagte er dann zu Bucklaw gewendet, daß dieſes unſer beſter Wohnſitz ſey, aber es iſt gerade ein Sicherheitsplatz für Lord Ravenswood, wohin er entfliehen kann — — das heißt, nicht entfliehen, ſondern ſich zurückziehen in unruhigen Zeiten, wie die gegenwärtigen, wo es nicht zuträglich war einen ſeiner bequemern Familienſitze zu bewohnen; allein ſeines Alterthums wegen, meynen die mehrſten Leute, daß die Außenſeite von Wolfskrag der Betrachtung wohl werth ſey. Und Ihr ſcheint uns Zeit dazu laſſen zu wollen, ſagte Ravenswood, von der Liſt des alten Mannes beluſtigt, der ſeine Gäſte gewöhnlich vor dem Schloßthore aufhielt, um Miſye Zeit zu einigen nothwendigen Vorkehrungen zu verſchaffen. — O ſeyd über die Außenſeite des Hauſes ganz ruhig, lieber Freund, ſagte Bucklaw, laſſt uns nur die innere ſehen, und ſorgt für unſre Pferde. — Ey freylich Herr! freylich! mein Lord und ſeine verehrlichen Begleiter. . Nein, nein, unſre Pferde, lieber Freund, unſre Pferde! ſie gehen zu Grund, wenn ſie nach dem ſcharfen Ritt hier länger in der Kälte ſtehen. Das meine iſt zum Verderben zu gut, ſorgt alſo, daß ſie unterkommen, rief Bucklaw. — Ungeſäumt, ey ja doch, ungeſäumt! Ich will die Stallknechte rufen. He! John, William, Sounders! — Die Burſche ſchlafen, oder ſind ins Wirthshaus geſchlichen, ſetzte er nach einer Weile hinzu, während er auf eine Antwort gewartet hatte, obſchon er wohl wuſſte, daß keine lebendige Seele ihn zu hören vorhanden ſey. So gehts, wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe iſt! Aber ich will ſchon ſelbſt fürs Vieh ſorgen. — Das wird wohl das Beſte ſeyn, ſonſt möchte es gar nicht geſchehen, meinte Ravenswood. — Still, Mylord, ſtill! um Gotteswillen flüſterte Caleb bittend; wenn euch eure eigne Ehre nicht am Herzen liegt, ſo denkt an die meine. Es wird trotz aller meiner Lügen ſchwer genug halten, uns heute Nacht durchzuhelfen. — Laß gut ſeyn, ſagte ſein Herr, geh in den Stall. Heu und Hafer iſt doch da? — Ey! Haufen Heu und Ha-

ſer! rief Caled laut und keck, ſetzte aber leiſer hinzu: wie haben noch ein paar Handvoll Heidelorn und ein paar Heubündel, vom Begräbniß her. — Schon recht! unterbrach ihn Ravenswood und nahm ihm die Lampe aus ſeiner widerſtrebenden Hand, ich will dem Fremden leuchten. — Behüt Gott! Mylord! Möchtet ihr nur fünf Minuten warten, oder zehen, odee eine Viertelſtunde, und beym ſchönen Mondlicht, bis ich die Pferde abgeſchirrt habe, die Gegend beſehen, ſo würde ich euch hinauf führen, wie ſichs gebührt, und würde die ſilbernen Leuchter heraus nehmen, denn die Lampe ziemt ſich nicht.... Die reicht indeß ſchon aus, nahm Ravenswood das Wort, ihr könnt im Stall ohne Licht fertig werden, denn mir fällt bey, daß er nue ein halbes Dach hat. — Leider wohl, erwiederte der treue Diener, ſetzte aber verbeſſernd hinzu: während Ew. Gnaden Abweſenheit waren die faulen Dachdecker nicht zur Arbeit zu bringen.

Wenn ich über die Unglücksfälle meines Hauſes ſcherzen könnte, ſagte Ravenswood, indem er die Treppe hinauf leuchtete, bot mir der arme alte Caled Gelegenheit genug dar, u. ſ. w.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der ruſſiſche Clerus.

(Beſchluß.)

In den meiſten Kirchen, ſowol in Städten als Dörfern, wird nunmehr jeden Sonntag und an großen Feyertagen eine Predigt gehalten. Manche dieſer Vorträge, die ich in verſchiedenen Gegenden Rußlands gehört habe, zeichnen ſich durch eine klare, richtige und erbauliche Darſtellung der Hauptlehren des Evangeliums ſo ſehr aus, daß ſie einem proteſtantiſchen Geiſtlichen Ehre machen würden. In manchen andern Kirchen hörte ich auch den Prieſter eine Homilie aus einem Predigtbuche vorleſen, was in großen Gemeinden nicht ſelten geſchieht.

3.

Das ganze ruſſiſche Reich iſt in 36 Diözeſen oder Eparchieen eingetheilt. In dieſen befinden ſich 483 Kathedral- und 26,598 gewöhnliche Kirchen, die meiſt prachtvolle, von Stein aufgeführte Gebäude ſind. Beſonders fällt die Pracht dieſer Tempel einem Ausländer auf, wenn er ihre vergoldeten Spitzen über die niedern Hütten der Bauern emporragen ſieht. Die meiſten derſelben ſind in der Geſtalt eines Kreuzes gebaut, und haben fünf Dome mit vergoldeten Kreuzen. Die Kirche ſelbſt iſt in drey Theile getheilt, nämlich das Allerheiligſte, der Altar genannt, in das weibliche Perſonen nicht eintreten dürfen. Mitten im Altar ſteht der heilige Tiſch mit einem Kreuze und einem prachtvollen Exemplar der Evangelien. Dieſee Theil der Kirche ſteht immer öſtlich, ſo daß die Gemeinde ihr Geſicht jederzeit gegen die aufgehende Sonae wendet.

Der Altar iſt vom Schiff der Kirche durch eine hölzerne Wand getrennt, an welcher Bildniſſe des Erlöſers, der Heiligen u. ſ. w. ausgehängt ſind. In der Mitte der Wand befindet ſich das königliche Thor, vor welchem der meiſte Gottesdienſt verrichtet, und das während deſſelben von Zeit zu Zeit geöffnet wird. Im Schiff der Kirche befindet ſich die Gemeinde. In den ruſſiſchen Kirchen gibt es keine Sitze; auch gebrauchen die Zuhöeer kein Buch. Die Predigt wird gewöhnlich vor dem königlichen Thor auf einer Erhöhung hinter einem beweglichen Pulte gehalten.

Die dritte Abtheilung der Kirche iſt die Trapeza, welche eigentlich den äußern Vorhof bildet. Dieſer Platz iſt ſo geräumig, wie das Innere der Kirche, und an Feſttagen gewöhnlich mit Zuhörern angefüllt.

Die Kirchenagende iſt in mehr als 20 Foliobänden enthalten, welche in der alten ſlaviſchen Spcache geſchrieben ſind, die von dem größern Theile der Ruſſen nicht verſtanden wird. Zwölf dieſer Bände, und zwar füe jeden Monat ein Band, enthalten die beſondern Liturgieen und Lieder für die Feſte dee Heiligen, die ſo zahlreich im ruſſiſchen Kalender ſind, daß die Tage des Jahrs füe ſie nicht zureichen. Dieſe 12 Bände werden Minäon genannt.

Der Oktoechos beſteht aus zwey Bänden, und enthält acht Stimmen oder Töne, von denen jeder Lieder für die Wochentage in ſich faßt. Der Pſalter und die Horen machen einen andern Band aus. Der Pſalter iſt in 20 Abſchnitte getheilt, von denen immer ein Abſchnitt in jedem Gottesdienſte, und das Ganze in einer Woche verleſen wird. Nun folgen ein Gebet- und ein Faſtenbuch, die vier Evangelien, und endlich die kirchlichen Riten und Verordnungen in verſchiedenen Bänden. Auch die Lebensläufe der Heiligen faſſen mehrere Bände in ſich, welche jedoch jetzt nicht mehr in den Kirchen, ſondern nur in den Klöſtern vorgeleſen werden.

Die Ruſſen gebrauchen keine vollſtändigen Bibeln in ihren Kirchen, ſondern nur Auszüge aus derſelben; und ſelbſt viele Geiſtliche hatten bis jetzt keine eigene Bibel zu Hauſe.

Die Weisheit Peters des Großen iſt beſonders in den klugen Einrichtungen erſichtlich, die er den Klöſtern beyderley Geſchlechts in Rußland gab, ſo wie in den Beſchränkungen, die er dem Eintritt in das Kloſterleben auflegte. Dadurch wurde auf die wirkſamſte Weiſe den Unordnungen abgeholfen, welche vorher unter den Mönchen und Nonnen herrſchten, und arbeitsſcheue Landleute verhindert, aus dem geſchäftigen Leben heeauszutreten, — ein Nachtheil, der beſonders in Rußland ſehr fühlbar war, wo die Zahl der Einwohner zu dem unermeßlichen Länderumfang in keinem Verhältniß ſteht.

Durch dieſe Vorkehrungen wurde die Neigung zum Kloſterleben, welche zuvor in Rußland ſehr ſtark war, auf eine ſo kräftige Weiſe vermindert, daß gegenwärtig die Mönchs- und Nonnenklöſter, in Vergleichung mit dem, was ſie zu-

Digitized by Google

vor waren, im eigentlichen Sinne des Worts ausgeſtorben ſind; denn in 387 Kloſtern finden ſich nicht mehr als 4901 Mönche, und in 91 Nonnenklöſtern 1696 Nonnen. Das Kloſterweſen kann indeß unter den Ruſſen niemals ganz vertilgt werden, ohne in der kirchlichen Verfaſſung eine weſentliche Veränderung zu machen; denn die Mitglieder der höhern Geiſtlichkeit können nur aus den Mönchsorden gewählt weeden. Die Nonnenklöſter in Rußland ſind gegenwärtig nichts als Zufluchtsorte für bejahrte und unglückliche Frauenzimmer, die den Reſt ihrer Tage gern in ſtiller Zurückgezogenheit verleben möchten, und von denen ſich die Meiſten nützlich beſchäftigen; und es wäre falſch und ungerecht, wenn man ſie zu jenen Sitzen des Laſters und der Ausſchweifung rechnen wollte, die der Schleyer einer erheuchelten Andacht bedeckt, und von denen die Kirchengeſchichte ſo manche ſchauerliche Beyſpiele aufſtellt.

Bey der Einführung des Chriſtenthums in Rußland waren die erſten Vorſteher der Kirche die Metrapolitanen, welche von den Großfürſten und Biſchöfen gewählt, und von dem Patriarchen zu Konſtantinopel ordinirt wurden. Daher kam es früher, daß dieſer ohne Berathung der ruſſiſchen Regierung und Geiſtlichkeit aus eigener Wahl Metropoliten ins Land ſandte. Die Gewohnheit, die ruſſiſchen Metropoliten von dem Patriarchen der griechiſchen Kirche zu Konſtantinopel ordiniren zu laſſen, dauerte bis zu dem Jahr 1453, in welchem dieſe Stadt von den Türken erobert wurde. Auf dieſem Weg ward der Zuſammenhang zwiſchen dem Patriarchen und der ruſſiſchen Kirche abgeriſſen, und im Jahr 1588 ein eigener Patriarch für letztere eingeſetzt, dem die vier Patriarchen der orientaliſchen Kirche mit ihnen gleiche Vollmacht ertheilten. Peter der Große aber wurde durch die mancherley Uneinigkeiten, welche unter den vorherigen Regierungen zwiſchen der Regierung und den Patriarchen der ruſſiſchen Kirche ſtatt gefunden hatten, veranlaſſt, dieſe Würde abzuſchaffen, um ſeine Reformationsplane deſto beſſer durchſetzen zu können.

Als nämlich Peter den Thron beſtieg, war die Gewalt des Patriarchen faſt eben ſo groß wie die des Czars, nachdem er den erſten Sitz mit der erſten Stimme in allen bürgerlichen und geiſtlichen Angelegenheiten hatte. Ohne den Segen des Patriarchen durfte kein Krieg unternommen, und kein Friede geſchloſſen werden. Da ſein Einfluß noch durch ſeine großen Beſitzungen und mächtige Familienverbindungen vermehrt wurde, ſo geſchah es nicht ſelten, daß der Patriarch in wichtigen Staatsangelegenheiten ſeine Stimme gegen den Kaiſer ſelbſt und den Adel aus keinem andern Grund geltend zu machen ſuchte, als weil er nicht zu Rath gezogen war. Eben deßwegen ſchaffte Peter der Große im Jahr 1700 die Patriarchenwürde ab, und ſetzte dafür einen Eparchen mit beſchränkter Vollmacht ein, der ohne die Beyſtimmung der übrigen Biſchöfe nichts thun konnte, und alle Angelegenheiten von Bedeutung der Entſcheidung des Kaiſers vorlegen mußte.

Im Jahr 1721 wurde von Peter auch die Eparchie aufgehoben, und dafür die heilige geſetzgebende Synode eingeſetzt. Dieſe hat jetzt die Leitung aller Angelegenheiten der Kirche in ihren Händen, und unter ihr ſtehen ſämmtliche Klaſſen der Kirchendiener.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Aus der Schweiz.

(Beſchluß.)

Die Schulreden der Gymnaſiaſten haben, die deutſche, über einige öffentliche Anſtalten im athenienſiſchen Staate zur Unterſtützung der Bedürftigen, beſonders der Verwaiſeten, und die lateiniſche, in den Lehren und Beiſpielen der Großmuth gegen Feinde und Gegner, welche die griechiſche und römiſche Geſchichte darbieten (de amore erga inimicos ex Græcorum Romanorumque hominum præceptis atque exemplis), angemeſſene Vorwürfe erhalten... Die eigene Rede des Hrn. Hanhart endlich ſprach von der Belebung des fröhlichen Sinnes unter den Zöglingen einer Schulanſtalt, welche herrliche Wahrheiten enthielt. „Geſellt ſich (ſo drückt der achtungswerthe Redner ſich aus) bey einem geſunden, nicht ganz talentloſen Knaben zu regem Fleiße auch ein fröhlicher Sinn, ſo darf der Lehrer in jeder Hinſicht die angenehmſte Hoffnung faſſen. Noch nie fand ich mich getäuſcht, wenn ich auf die Wahrnehmung der Fröhlichkeit der Lernenden — die freylich mit Flüchtigkeit und Frechheit nicht im geringſten verwandt iſt — wenn ich darauf meine Hoffnung wegen ihres glücklichen Entfaltens gründete. Scheint doch ſelbſt das Sprichwort, welches der Morgenſtunde einen ſo hohen Werth beylegt, daher zu kommen, daß zu dieſer Tageszeit bey den meiſten Menſchen eine heitere Stimmung herrſcht, die auf ihre Thätigkeit belebend und ermunternd wirkt." — Als Quellen dieſer Fröhlichkeit werden umſtändlich erörtert: die Reinheit des Herzens und die Unſchuld des Lebens; die Erlernung der einträglichen und nicht ſchwierigen Kunſt, mit der Zeit hauszuhalten, und ängſtlich das zu ſparen, was ſo unwiederbringlich ſchnell entflieht... „Dem Knaben, der dieſe Kunſt gelernt hat, wird es nie an Muſe zur nöthigen Vorbereitung auf die Schule, nie an Willigkeit zur ernſten Ausrichtung ihres Lebensgeſchäftes, und auch niemals an der fröhlichen Stimmung fehlen, welche das Gelingen jedes Unternehmens bedingt." Weiterhin ſind es dann noch die Ruhe des Gemüthes und die Belebung des religiöſen Sinnes, welche als fruchtbare Mütter des Frohſinns gewürdigt werden. „Findet ihr aber (ſo fragt der Redner in Bezug auf die erſtere) dieſe Ruhe des Gemüths bey den Menſchen, welche in der Dienſtbarkeit eines Gewaltigen ſchmachten, der ſchon vor Jahrtauſenden ſo viele Burgen gebrochen, ſo viele Städte zerſtört, ſo viele blühende Länder verödet hat — ich meyne den Luxus, unter deſſen laſtendem Drucke alles ſeufzet, den Feind, gegen welchen ſich kaum einer noch waffnet, ſelbſt wenn die bitterſte Noth ihn bringt. — In ſeinen Feſſeln ſchmachtet auch unſer Vaterland; viele verlaſſen es, und entledigen ſich erſt auf der Flucht von dem immer wachſenden Heere neuer Bedürfniſſe, die der Luxus erzeugt, der ſchimpflichſten Knechtſchaft; ſie finden erſt in Nordamerika's Wäldern die wahre Freyheit durch Rückkehr zu der Lebensweiſe, bey welcher ſie freylich im Vaterlande daſſelbe Glück gefunden hätten. Wo der Luxus ſich unter alle Stände eines Volkes ſo ſehr verbreitet hat, und unter derjenigen Volksklaſſe aufs verderblichſte wüthet, welcher es an Mitteln zur Befriedigung ihrer Gelüſte am meiſten gebricht, da iſt das Gemüth in einer beſtändigen Unruhe; da theilt ſich die Verſtimmung der Eltern den Kindern mit, verſcheucht den Frohſinn aus ihrem Herzen, und macht es zum Tummelplatz der wildeſten Begierden, ſie ſelbſt aber zu unglücklichen Sclaven einer nie befriedigten Begehrlichkeit. Aber dieß iſt nicht das einzige Uebel. Im Gefolge des Luxus iſt Trägheit, iſt Schwäche, iſt Weichlichkeit. Zwar ſehe ich manchen unſrer Schüler beym Blick auf kräftigere, durch Luxus nicht entnervte Altersgenoſſen ſich aufraffen zur Nacheiferung; aber ſchnell ſinken ſie wieder, denn ihnen fehlen die Kräfte, die man nur durch Gewöhnung an eine einfache Lebensweiſe, und durch eine gute Hausordnung den Kindern verſchaffen kann. — Ach, ſie fühlen ihn, die Unglücklichen, ſie fühlen ihn nur zu ſehr, dieſen Mangel an Kraft zum ernſten Lebensgeſchäfte; und daher kömmt bey ſo manchen ihr Trübſinn, ihre Muthloſigkeit und ihre Unluſt zu jeder Art von Beſchäftigung."

Nro. 187.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 6. Auguſt 1819.

Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Menſch hofft immer Verbeſſerung.

Schiller.

Utrecht.*)

In dieſer Stadt, wie in Delft u. ſ. w., ſtellen ſich noch manche ganz beſondere Beweiſe dar von der ſo ſchwer zu verwindenden franzöſiſchen Unterjochung, von jeder ſo ſchmählich erduldeten Mißhandlung. Auch in den ſchönſten und keineswegs abgelegenen Straßen einer ſo bedeutenden Stadt, wie Utrecht, war man bey meiner Durchreiſe beſchäftigt, ſogar in der Mitte derſelben, zwiſchen den gleichmäßig und zierlich gefugten Pflaſterſteinen **), das überall hervorſprießende Gras ſorgfältig auszureuten. Dieſer Umſtand allein beweiſt, wie Bevölkerung und Verkehr in dieſer einſt ſo reichen Handelsſtadt abgenommen hat; aber leider drängt ſich dieſe Bemerkung dem Reiſenden nicht in Utrecht allein auf, er wird auch durch die Klagen der Einwohner ſtets auf ſie zurück geführt.

Auch in Utrecht behauptet der Holländer ſeine unzerſtörbare Liebe zur pünktlichſten Sorgfalt, Reinlichkeit und Ordnung; die Mittel hierzu darbt er ſich lieber an jedem andern Lebensgenuſſe ab, um ſeine Wohnung und ſeine nächſten Umgebungen wieder in gehörigen Stand zu ſetzen. Ue-

*) Fragment aus einer ungedruckten Reiſe durch Holland und Brabant.

**) Ich kann mir bey dieſer Gelegenheit die Bemerkung nicht verſagen, daß man doch endlich einmal auch in Deutſchland das Straßenpflaſter zweckmäßiger einrichten und behandeln möchte. In Paris beſteht es aus großen, breiten, oben etwas gewölbten, und rauh, aber ziemlich regelmäßig behauenen Steinen, welche man, ſo oft es nöthig iſt, einzeln herausnimmt, und mit andern vertauſcht; in Holland vollends, wo man keine Steinbrüche hat, und darum jene, auf der Maas, aus dem Lüttichiſchen herbey geſchafft werden, läßt man nur ſolche kommen, welche, zur Erleichterung der Fracht, ſchon an Ort und Stelle ihre kleinere viereckige Geſtalt erhalten. So bilden ſie das vortrefflichſte Pflaſter, welches ſich denken läßt, und wird ein einzelner Stein nur im mindeſten ſchadhaft, ſo wird er augenblicklich herausgehoben, und dafür ein guter eingeſetzt: jener würde ſonſt bald eine Lücke bilden, und dadurch ſeine Nachbarn entblößen, und zum Weichen zwingen. So aber bleibt es beſtändig in einem vollkommenen Zuſtand. Zwar hat es in ſeiner erſten Anlage mehr gekoſtet, die Unterhaltung iſt aber äuſſerſt leicht und wohlfeil. Bey uns hingegen geſchieht hierin alles mit höchſt unverſtändiger Sorgloſigkeit. Die Steine ſelbſt gebrauchet man, wie der Zufall ſie darbietet, groß, klein, hart, weich, rund, vieleckig, ſie fügen ſich nicht in einander, es gibt überall Lücken. Dieſe füllt der Pflaſterer mit kleinen Steinchen, und verſtreichet, zur Verlarvung ſolcher liederlichen Arbeit, das Ganze mit Sand. Allein dafür dauert denn auch die in ſich wichtige, koſtſpielige Sache nur wenige Wochen in ihrer nothwendigen Güte; die kleinen Zwiſchenſteine werden bald von der geringſten einſchneidenden Laſt ausgeriſſen, die großen folgen nun bald nach, und in verhältnißmäßig wenigen Jahren würden die Wagen in Gefahr ſtehen, umzuwerfen, und der Fußgänger, bey Nacht Hals und Bein zu brechen. Nur dem Pflaſterer bleibt überall die Freude, ſich dadurch öfter in Nahrung geſetzt zu haben, blos weil man bey der erſten Anlage allzuſehr ſparen wollte, und darum ein gewöhnlich von dem Wenigſtnehmenden gefertigtes, ſchlechtes, ſtets auszuflickendes, und nicht dauerhaftes Pflaſter deſto theurer bezahlt.

Digitized by Google

berall iſt man darum beſchäftigt, die Backſteine der Häuſer in ihren äußern Zuſammenfügungen wieder zierlich zu kitten, die hölzernen Bekleibungen ber Hausthüren u. ſ. w. mit friſcher Oelfarbe anzuſtreichen, die Garten wieder herzuſtellen. Auch bey dem ärmern Bürger wird man wenigſtens im Aeußern ſeiner Wohnung nicht das Maß großer Beſchränkung gewahr, das ihn noch immer drückt; nirgend ſieht man bie geringſte Spur von Schmutz, es fehlt kein Nagel, keine Scheibe; alle Fenſter ſind hell und klar wie Kriſtall. So ſucht er ſchon bald wieder alles in ſeinen vormaligen Zuſtand zurückzubringen; überall zeigt er ſich als den Sohn und Erhalter ſtrenger Häuslichkeit; ihn ſollten, belehrt und beſchämt, bie Deutſchen hierin nachahmen: denn mit peinlichem Gefühl ſieht man ſie, leider in oft widrigem Grade, gegen ihn zurückſtehen. Der Holländer bleibt in allem, was Ordnung und Reinlichkeit betrifft, noch lange unſer ſehr unerreichtes Vorbild, und wie in jedem Geſchäft, in jeder Angelegenheit des Lebens, durch Fleiß und Pünktlichkeit auch das Verworrenſte wieder zurecht gebracht werden kann, ſo darf auch er, der ſo rechtlich und beſonnen iſt, allerdings hoffen, daß, wirken nur nicht äußere Umſtände gar zu widerſtrebend und verderblich ein, er bald ſchon durch einen erneuerten Wohlſtand ſich belohnt ſehe, der einen wahrern und weſentlichern Werth hat, als aller Ueberreichthum.

Iſt es die Wirkung der franzöſiſchen Herrſchaft? Oder des Zeitgeiſtes? Oder der bloßen Mode? Genug, man bemerkt ſchon hier in ben Holländern eine große Veränderung, wenn nicht ſo ſehr in ben Sitten, doch in der Kleidung. Zwar haben die Landleute, haben bie Frauen der niedern Stände noch immer ihre alte Volkstracht; die meiſten Städter und Städterinnen hingegen gleichen, in dieſer Hinſicht, vollkommen den Deutſchen. Auffallend iſt dieſes an den Predigern, beſonders an den jungen. Wenige derſelben bedecken noch ihre Häupter mit den vormaligen ungeheuren Perrücken, wie mit ſchwerdrohenden ſchwarzen Wetterwolken; bie meiſten tragen nun ihr Haar rund geſchnitten, ſchlicht, ungepudert; in ihrem ganzen Aeußern unterſcheidet ſie nichts mehr auf den erſten Blick, als ihr kleiner, dreyeckiger, etwas loſegekrempter Hut. Zugleich beſteht in Holland, trotz der langen franzöſiſchen Herrſchaft, neben den, nach wie vor, noch oft allzuſchroffen Formen des alten kirchlichen Weſens, bie harmloſeſte gegenſeitige Duldung eines jeden Glaubens. Auch die katholiſchen Geiſtlichen theilen dort, aus langer Gewohnheit, die Meinung und bas Benehmen ihrer Beichtiger; ſie ſprechen ihren evangeliſchen Mitmenſchen nicht die Fähigkeit ab, recht gute, fromme Chriſten zu ſeyn, und die ewige Seligkeit mit ihnen hoffen zu dürfen. Es iſt überhaupt von dem Unterſchiede der Religion niemals die Rede, und unbekümmert gehen ſie neben einander hin, und mit einander um. Nur von den Janſeniſten — ſie betragen in Allem noch beyläufig ſiebenzehnhundert Seelen — halten ſich alle die katholiſchen Alt- und Rechtgläubigen ſorgfältig entfernt.

Uebrigens behaupten noch die Holländer fortdauernd ihre natürliche, wortloſe, wohlgemeinte Höflichkeit. Ihm fehlt es allerdings an Gewandtheit; aber er iſt doch beſcheiden in allen ſeinen Reden und Handlungen, und ſehr gefällig in jeder kleinern Dienſtleiſtung. Der biederherzige Holländer ſpricht wie er's denkt, und ſagt, was er meint; er will mich nicht im geringſten hintergehen, auch nicht einmal mit einer bloßen Artigkeitsformel, er erkennt dadurch meinen Werth an, wie ſeinen eignen. Und wodurch ehrt denn auch der Menſch den Menſchen in Sich und in Andern mehr, als durch Wahrheit und Wahrhaftigkeit?

Die Braut von Lammermoore.

(Fortſetzung.)

Ernſter iſt folgende Schilderung, welche in dem Augenblick ſtatt findet, wo Ravenswood von der ſtolzen Lady Aſton ſchimpflich aus ſeiner Voraltern altem Sitze getrieben, wüthend zu der Meerſeyen Quelle reitet, einem der Sage nach ſeiner Familie unheilbringenden Ort, wo er und Lucy ihre Gelübde beſchworen hatten. „Wie er ſich der Quelle nahte, ſagt die Erzählung, ward ſein Pferd, welches bisher einen ſichern raſchen Schritt gegangen war, plötzlich ſcheu, ſtieg auf, ſchnaubte und weigerte ſich den Spornen zum Trotz, weiter zu gehen, gleichſam als wäre es von einem ſchrecklichen Anblick gelähmt. Ravenswood ſah nach der Quelle hin und erblickte eine weibliche Geſtalt, in einem weiſſen, mehr graulichen Mantel gehüllt, die an eben dem Platze ſaß, wo Lucy ruhte, da ſie ſeine Schwüre vernahm. Anfangs meynte er, ſie habe ſeinen Weg errathen und ſey ihm an dieſem einſamen Platz entgegen gekommen, um ihrem Kummer in einem letzten Lebewohl Raum zu geben. In dieſer Meinung ſprang er vom Pferde, band den Zaum an einen Baum und ging haſtig zur Quelle, wobey er lebhaft und athemlos ſeiner Lucy Namen rief.“

„Die Geſtalt wendete ſich bey ſeiner Stimme zu ihm, und zeigte ihm nicht ſeiner Geliebten Züge, ſondern der alten blinden Alice Geſicht (einer der zauberiſchen Alten in dieſer Geſchichte). Die Sonderbarkeit ihres Anzugs, welcher mehr einem Todtenhemd, als der Kleidung eines lebenden Weibes glich, ihre, wie es ihm ſchien, ungewöhnliche Länge, vor allen die wunderbare Gegenwart eines blinden, kranken, gebrechlichen alten Weibes in ſolcher Entfernung von ihrer Wohnung, erregte ein ſo ſchaudervolles Erſtaunen in ihm, daß es faſt an Schrecken grenzte. Wie er auf ſie zuging, ſtand ſie auf und winkte ihm mit ihrer dürren Hand, nicht näher zu kommen, und ihre welken Lippen bewegten ſich ſchnell,

Digitized by Google

obſchon kein Laut von ihnen tönte. Ravenswood ſtand ſtill; wie er aber nach einer kleinen Weile wieder näher ging, glitt Alice, oder ihr Schatten ihn immer anſehend, rückwärts in den Wald, wo er ſich unter den Bäumen verlor. Beſtürzt über den Anblick eines Weſens, das ſicher nicht dieſer Welt angehörte, blieb Edgar auf dem Fleck, wo es ſeinen Blicken entſchwunden war, wie eingewurzelt ſtehen. Endlich ermannte er ſich und ging zu der Stelle, wo es geſeſſen hatte. Das weiche Gras zeigte nicht von dem geringſten Drucke, kein einziger Umſtand konnte ihm die Gegenwart eines körperlichen Weſens beweiſen.“

„Ganz mit dem Schauder beſchäftigt, den die Ahnung, mit übernatürlichem Weſen verkehrt zu haben, in uns hervorbringen muß, ging Ravenswood, nicht ohne noch oft rückwärts zu blicken, zu ſeinem Pferde zurück. Er nahm nichts mehr wahr. — Doch ſein Pferd war in einem ſo gewaltſamen Zuſtand von zitternder Furcht, daß er nicht zweifeln konnte, auch dieſes Thier habe die Gegenwart des geſpenſtiſchen Weſens empfunden.

Um die Unruhe, deren er ſich ſchämte, los zu werden, ritt er zu Aliceens Hütte. Ihre Bank unter den Birken — wie ſchön auch der Tag war, wie warm auch die Sonne — war leer. Er nahte ſich der Hütte, und hörte aus ihrem Innern das Weinen und Klagen einer weiblichen Stimme. Auf ſein Klopfen erfolgte keine Antwort, ſo daß er nach einigem Zögern die Schlinge niederdrückte und hinein trat. Das war wirklich ein Haus der Trauer und Oede! Auf dem ärmlichen Bett ruhte Alicens Leichnam, dem kaum der letzte Lebensodem entflohen war, ein kleines Mädchen, das ſie in ihren letzten Augenblicken gepflegt hatte, lag, händeringend und ſchluchzend in kindiſcher Furcht über ihn her.

„Mit Mühe gelang es Ravenswood, das arme Kind, das ſeine unerwartete Erſcheinung anfangs noch mehr erſchreckt als getröſtet hatte, zu beruhigen. So bald es ihm gelungen war, rief es: „er kām zu ſpät!“ Auf ſeine Fragen erfuhr er, daß die Verſtorbne bey dem erſten Anfall ihres Uebels einen Bauern abgeſchickt hatte, um den Lord von Ravenswood um einen Beſuch zu erſuchen. Mit der größten Ungeduld wartete ſie ſeiner Rückkehr, — doch die Boten der Armen ſind ſaumſelig und langſam; auch Alices Abgeſandter langte erſt nach des Lords Entfernung im Schloſſe an, und vertrieb ſich, ſtatt zurück in die Hütte zu eilen, die Zeit mit dem Geſinde der Gäſte. Die Angſt ihrer Seele ſchien indeß mit den Leiden ihres Körpers zu ſteigen, „und, wie ſich Babie, ihre einzige Wärterinn, ausdrückte, betete ſie mächtig, daß ſie ihres Herrn Sohn noch einmal ſehen, und ihre Warnung wiederholen möchte.“ Darauf ſtarb ſie, grade wie die Glocke im nahen Dorfe Eins ſchlug, und grade wie Edgars Pferd ſcheu ward, hatte er in dem ſtillen Wald die Dorf-Uhr Eins ſchlagen gehört. — Jetzt zweifelte er faſt nicht mehr, daß die geſpenſtige Geſtalt Alicens ſcheidender Geiſt war.“

Er ſchickt nun das junge Mädchen, Hülfe zum Begräbniß zu holen, in das nächſte Dorf; in deren Erwartung er Zeit hatte, manche ſchwermüthige Betrachtungen zu machen.

„Früher, als er es wegen der Entfernung der Hütte vom nächſten Dorfe und der Gebrechlichkeit der Ankommenden erwarten konnte, ward er in dieſen Betrachtungen geſtört. Es langten drey alte Frauen an, alle jenſeits der Achtzig, welche beſtimmt waren, auf gut militäriſch ſich bey der Todtenwache abzulöſen. Bey jeder andern Gelegenheit würden ſie dieſe Eile vermieden haben; allein die Todtenwache iſt beyden Schotten beyderley Geſchlechts ein Lieblings-Geſchäft — ich weiß nicht, ob es ihrer Gemüthsart zuzuſchreiben iſt, die ohne Zweifel einen ſtarken Zuſatz von Ernſt und Schwärmerey hat, oder ob es aus alten, katholiſchen Zeiten, wo die Begräbniſſe ſtets mit Feſtlichkeiten verbunden waren, ſich herſchreibt — welches auch noch durch Eſſen und Trinken, ſelbſt bis zum Uebermaß, bey althergebrachten ſchottiſchen Begräbnißfeyerlichkeiten der Fall iſt. Was das Begräbnißfeſt für die Männer war, gewährte das Geſchäft, den Todten zu putzen und in den Sarg zu legen, den Frauen. Sie ſtreckten die ſtarren Glieder auf einem, dieſem traurigen Gebrauche beſtimmten Bret aus, kleideten den Leichnam in reine Wäſche, hüllten das wollene Todtenhemd drüber — und dieſes Geſchaft war ſtets den älteſten Frauen des Dorfs zugetheilt, die es mit ſchwermüthigem Vergnügen vollbrachten.

Die drey Alten begrüßten Ravenswood mit einem gräßlichen Lächeln, das ihn an Macbeths Zuſammentreffen mit den Hexen auf der Forreslahler Heide erinnerte. Er gab ihnen etwas Geld und trug ihnen die Beſorgung der Leiche auf, die ſie willig übernahmen; wobey ſie ihn baten, die Hütte zu verlaſſen, damit ſie möchten ihre traurige Arbeit beginnen. Ravenswood war ſehr willig dazu; er fragte ſie nur noch, wo der Kirchendiener zu finden ſey, der den Dienſt des verfallnen Kirchhofs beſorgte, um ihn mit Aliceens Begräbniß zu beauftragen. Der wird leicht zu finden ſeyn, berichtete die älteſte der Weiber mit ihrem gräulichen Lächeln: der wohnt in dem Todtenloch, dem Wirthshaus neben dem Kirchhof. Da geht es wohl luſtig zu! denn Tod und Trinkgelag reichen ſich gern die Hände. — Das iſt einmal ſo! Gevatterinn, bemerkte eine der Andern, auf ihre Krücke ſich lehnend, denn wie der Vater des jungen Herrn von Ravenswood, der da vor uns ſteht, den jungen Blackhall wegen eines unrechten Wortes das er im Trunke geſprochen, mit ſeinem Dolche erſtach, da trat er ſo freudig hinein wie eine Lerche; und heraus kam er, als eilte der Tod hinter ihm drein. Ich war dabey, wie man die Leiche in den Sarg legte; und vom Blute geſäubert, war ſie ein ſo hübſches Mannsbild, wie eines auf der Welt.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

München, im Juli.

Wir ſind nicht ſo reich an dramatiſchen Meiſterwerken, daß uns irgend eine bedeutende Erſcheinung auf dieſem Gebiete der Literatur fremd bleiben oder gleichgültig laſſen dürfte. Es iſt deswegen zu wünſchen, daß das jüngſt dahier bey J. J. Lentner herausgekommene, gekrönte Preisſtück Heimeran, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorſpiele, das Heiligthum, von Andreas Erhard, Profeſſor, einer freundlichen Beachtung und gründlichen Beurtheilung von unſeren kritiſchen Inſtituten gewürdiget werden möge. Die gegenwärtige kurze Nachricht hat nur den Zweck, die Aufmerkſamkeit darauf zu lenken, welche einige zu frühzeitige und zu harte Aeußerungen von ihm abzuwenden zu haben ſcheinen. Der Inhalt des vorliegenden Trauerſpieles iſt die Darſtellung des durch Heimeran erzielten Ueberganges des baieriſchen Volkes vom Heidenthum zum Chriſtenthume; der Bau des Stückes folgender. Heimeran war ſchon drey Jahre lang bemüht, in Baiern das Licht des Evangeliums zu verbreiten. Seine erwählten Gehülfen wirkten eifrig dazu mit. Segen krönet ihr Thun; ſchon hier und da ſiegte des Heilandes Wort, und daneben ward unter den fleißigen Händen ſeiner Verbreiter das Land urbar, licht des Waldes Grauen, gebahnet ſichere Pfade, und bezwungen der wilde Strom. Herzog Theodo iſt der neuen Lehre geneigt und fördert willig das fromme Werk der unermüdlichen Bekenner. Aber zu keinem feſten Entſchluſſe kann er gelangen; der noch immer mächtige Einfluß, welchen der alte Glaube und ſeine Prieſter auf die Gemüther übt, die Widerſpenſtigkeit der Großen, denen Chriſtus arme Lehre viel zu niedrig und ſclaviſch eng erſcheint, und vor Allem die unbezwingliche Beharrlichkeit ſeines tapferen, heftigen Sohnes Lantpert an die Religion der Väter, bedrängen ihn, und ſo kommt es, daß der Fürſt im Innern Chriſt iſt, aber im Leben ſtets noch als ein Heide erſcheint. Lantperts Gemahlinn, die ſanfte Irmenhilde, iſt dem Chriſtenthume zwar innig zugethan; allein ſie vermag des Gatten unbeugſamen Sinn nicht zum Heile hinzuwenden. Bey dieſen Verhältniſſen, welche das vollkommene Gelingen ſeiner Sendung hinderten, hatte ſich Heimeran entſchloſſen, nach Rom zu dem Grabe der Apoſtel zu pilgern, um dort Kraft und des Himmels Hülfe zu erbitten. Den ſchon auf der Wanderung dahin Begriffenen, ziehen bange Ahnungen und die Sorge zurück, daß eben jetzt ſeine Gegenwart in Bojoarien am nöthigſten ſeyn dürfte. Mit ſeiner Wiederkunft beginnt das Stück. Gleich im Anfange treten ſich die beyden genannten Religionen in würdigem Kampfe einander gegenüber. Das Weſen einer jeden wird enthüllt, und der Charakter ihrer Coryphäen, nämlich Heimerans und Lantperts, entwickelt. Die Nachricht von einer gegen die Avaren verlorenen Schlacht beſchließt den erſten Aufzug. Dieſe Begebenheit, dem Zorne der alten Götter über die Verehrung eines neuen zugeſchrieben, verbreitet eine allgemeine Beſtürzung; in Aufruhr tobt das Heer, und verlangt die Verſöhnung der Götter durch die gewöhnlichen Opfer; Lantpert und die Großen des Reiches heiſchen das Gleiche, und endlich nach langem Widerſtreben bewilliget es der Herzog. Zu ſpät erſcheint jetzt Heimeran; ſeine Vorſtellungen, Bitten und Drohungen vermögen es nicht mehr über den Herzog, daß er das gegebene Fürſtenwort zurücknehme. Das Opfer bleibt beſchloſſen. Aller Menſchenhülfe beraubt, fleht nun Heimeran um Abwendung dieſes drohenden Uebels zu Gott. Sein Gebet endet den zweyten Akt. Wie in den Gemüthern der Menſchen ſich Licht und Finſterniß bekämpfen, ſo zeigen ſich Anfangs des folgenden Aktes die Elemente der Natur in ungeſtümen Streite. Es iſt die Zeit des vorgehabten Opfers. Die Scene ſtellt den Hofhalt des Herzogs an der Amper dar, längs welcher mehrere Gezelte aufgeſchlagen ſind. Der Herzog und die Fürſtinn harren auf des Opfers Ausgang — da zieht an der Amper Geſtade feyerlich langſam, bekränzt ein Barden Chor mit Harfengeſang herauf, und ſingt in Strophen, Gegenſtrophen und Epoden ein herrliches Klaglied über den Untergang der alten Götterwelt. Darauf erſcheint ein Druiden = Chor, und ruft den Herzog um Rache an wegen der Schmach, welche Heimeran den Göttern zufügte; denn als in Wodans Haine der Opferdienſt bereitet war, als ſchon der Weihegeſang der Söhne Bragis empor ſtieg, der Prieſter Reihen in langem Zuge verſammelt ſtanden, und Lantpert und die Edelſten des Reiches und das Volk in weitem Kreiſe ſtill, verſenkt in frommes Gebet auf der Erde ruhten, als ſchon die Prieſterinn den heiligen Stahl gezückt erhob, und des Opfers Gluthen den reinen Keſſel umſpielten — ſchritt Heimeran keck durch die Menge, und ergriff mit frevelnder Hand das geweihte Beil, und ſchlug es mächtigen Schwunges tief in Wodans dicht belaubten Sitz, daß die Eiche bis zum Wipfel aufſchütterte, worauf im Donner der Götter ſchwerer Fluch brüllte, und in des Blitzes Grimm verſengend niederfuhr. Das Volk entfloh, die Prieſterinn verſchwand, die Fürſten ſtarrten beſinnungslos dahin, und Heimeran ſtürzt den Altar Wodans um, und keiner wage ihm zu nahen, wie zurückgehalten von göttlicher Gewalt. Der Herzog gewahret in dieſen Zeichen nur der Götter Ohnmacht, und will ſeinen Arm nicht ihrer Rache weihen; der Druide droht ihm, daß noch heute Wodans Zorn ſein Haupt ereilen ſoll; Lantpert und die Gaugrafen nahen, und alle ſtimmen in das Geſchrey um Rache ein. Der Herzog ändert ſeinen Willen nicht. Immer heftiger entglüht jetzt Lantpert, und als nun Heimeran erſcheint, und Theodo ihn vor den Schwertern der ergrimmten Großen beſchützt, ruft er dieſe zum Abfall von dem Vater auf, welche jubelnd erklären, ihm folgen zu wollen. Heimeran hält ſie zurück, tritt mit hoher Würde unter ſie, und verkündet ihnen in prophetiſcher Rede, daß noch heute der Herr ſeine Macht offenbaren, und Baierns Feinde vernichten werde. Vor der Kraft ſeiner Worte verſtummen alle, die Grafen ſenken Schwerter und Blicke zur Erde, und hiermit endet der dritte Aufzug.

Es wird ſich nun zur nahen Schlacht gerüſtet, die Schaaren ziehen hin, nur Lantpert bleibt zurück, durch das Vorhergegangene trauergebeugt und unmuthsvoll. Der Gedanke, daß er in der nahenden Entſcheidungs = Schlacht, deren Erfolg nach des Herzoges Ausſpruch und gemäß den verſchiedenen Vorausſagungen Heimerans und des Druiden, darthun ſoll, auf welcher Seite ſich der wahre Gott befinde, — ſelbſt mit ſeinem tapferen Schwerte Heimerans Wort zu erwahren und den Glauben der Götter zu beſtreiten helfen müſſe, und die ſich ihm ſtets unabweisbarer aufdringende Pflicht, die Schmach Wodans zu rächen, entflammen ihn zu dem Entſchluſſe, Heimeran noch vor dem Beginne der Schlacht zu tödten. Er ſchwört dieß den Göttern mit furchtbarem Eide. Irmenhilde naht, ſie ahnet ſein Vorhaben, und ſucht ihn mit allem Zauber der Liebe und Milde davon abzuwenden; aber vergebens, er ſtürmet fort mit entblößtem Schwerte. Sie entdeckt ihre Beſorgniß hierauf dem Herzoge, und beyde eilen fort, die blutige That zu hindern. Heimeran, Willens ſeine vorgehabte Wallfahrt nach Rom nun, nach vollbrachtem Werke, das er, dem Herrn vertrauend, ſchon gänzlich für gelungen hält, anzutreten, nimmt von den Seinigen Abſchied; aber, im Vorgefühle ſeines nahen, ewigen Scheidens, für immer, und ſetzt Rupert zu ſeinem Nachfolger als Abt ein. Die rührende Scene ſchließt den vierten Akt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Auguſt 1819.

Selig, ſelig, himmelſelig
Iſt das hocherhabne Amt,
Auszuſpenden, gleich der Sonne,
Durch den großen Raum der Welten,
Ins Unendliche des Geiſtes
Lebensnahrung, Licht und Kraft!

Bürger.

Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. *)

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften feſſelt den Geiſt mit unnennbarem Reize. Des Denkens wunderbare Fortſchritte ſtellen ſich darin ſeinem beſtändigen Schwanken zur Seite. Die Irrthümer der Vorgänger leiten auf den ſichern Pfad der Erfahrung. Ohne die Ueberlieferung ihrer begangenen Fehler wie ihrer glücklichen Erfolge, wäre es ganz unmöglich, die Klippen und die Hinderniſſe zu meiden, welche ihnen aufſtießen, oder die Anſtrengungen nachzuahmen, die ihre Entdeckungen herbey geführt und das Verdienſt ihrer Arbeiten begründet haben. Es beſitzt aber das Studium der Geſchichte der Wiſſenſchaften hinwieder auch eine veredelnde und erhebende Kraft, indem es dem Menſchen den ganzen Umfang ſeiner Kräfte darthut und kundmacht. An den Forſchungen der Geſchichte übt und vervollkommnet ſich der Verſtand, der Geſchmack reinigt, die Phantaſie erweitert, das Genie entwickelt ſich, eine edle Ruhmgier entzündet und nährt ihre Flamme an dieſem heiligen Feuer. Das Nachdenken kräftigt ſich an dem Studium geſchichtlicher Thatſachen, die den Geiſt des Forſchers ſtets neu befruchten und nützliche Wahrheiten, auch mitten aus dichten Finſterniſſen, zu Tage fördern.

1.

Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts ging aus jener ſeines Vorgängers hervor. Viele der ſchönſten Wahrheiten waren im ſiebzehnten erkannt und bekräftiget worden. Sie wurden überallher zur Bildung eines Lehrſyſtems geſammelt. Die Maſſe des vorliegenden Stoffes ward verarbeitet; der Menſch prüfte ſeinen eignen Ideengang, er zählte ſeine Kenntniſſe auf, legte ſich über ſeine Fortſchritte genaue Rechnung ab, und maß ihren Umfang. Der Stammbaum menſchlicher Erkenntniß hob ſein Haupt empor und breitete ſeine Krone aus. Wie das ſiebenzehnte das Jahrhundert der Beobachtung und Erfahrung geweſen iſt, alſo ward das achtzehnte dasjenige der Vernunft und der Philoſophie. Durch das analytiſche Verfahren, durch Analogie, Induktion und mitunter auch durch Zufall ſind indeß immerhin noch mehrere wichtige und der Menſchheit wohlthätige Entdeckungen gemacht worden. Wem könnten die Wunder der Elektricität und des Galvanismus unbekannt geblieben ſeyn; wer kennt nicht die nützlichen Ergebniſſe, welche die Erforſchung des lymphatiſchen Gefäßſyſtemes gewährt hat; welch ein glorreicheres Ereigniß gäbe es, als die Wiedergeburt der Scheidekunſt; wo fände ſich ein glücklicheres Jahrhundert, als das iſt, welches mit der Wohlthat der Pockenimpfung anfängt und mit derjenigen der Schutzpocken endigt.

Aber die Schulen der Heilkunde aus dem Anfange des Jahrhunderts ſind es, die im unverwelklichſten Glanze ſtrahlen; ſie erinnern an die Großthaten Griechenlands und

*) Im Auszuge aus der Einleitung der Nosologie naturelle des Hrn. Alibert, einem Prachtwerke, dem noch kein ähnliches aus dieſem Fache zur Seite ſteht, und das den Luxus ſeiner Ausſtattung durch den innern Gehalt vollkommen rechtfertigen mag.

Digitized by Google

Arabiens. Drey ſeltene Männer treten als Mitbewerber um den Preis des Ruhmes auf, und wetteifern um den Zepter der Arzneywiſſenſchaft. Die wißbegierige Jugend ſtrömt von allen Seiten herbey, um ihren Unterricht zu genießen, und mit grenzenloſer Hingebung empfängt ſie ihre begeiſternden Lehren. Der beredſamſte unter den Dreymännern iſt unſtreitig Boerhaave. Er war der erſte, welcher ein alle Theile der Wiſſenſchaft umfaſſendes Syſtem ausgearbeitet, und mit gleichmäßigem Beyfall alle Zweige der ſchönſten und nützlichſten unter den Wiſſenſchaften gelehrt hat. Den Geſetzen des Denkens ſtrenge folgend, mit unermeſſlicher Gelehrſamkeit und glänzendem Vortrage ausgerüſtet, trat er als geſchickter, vielgeübter und gewandter Kämpfer auf, um ſich dauernden Ruhm zu erſtreiten. Ganz Europa ward nach ſeinen bewundernswerthen Vorträgen lüſtern. Niemand wuſſte ſcharfſinniger die Thatſachen zu zergliedern, Niemand trug ſie in reizvollerem Gewande vor. Das Talent der verführeriſchen und überzeugenden Sprache hatte die Natur ihm in ſeltener Fülle verliehen. Der klaren und hinreißenden Rede, die ſeinem Munde entfloß, mochte kein Zuhörer widerſtehen. Indeſſen beruhte der Vorzug dieſes außerordentlichen Mannes doch mehr auf dem Geiſt der Zuſammenſtellung und Vereinbarung, als auf einem ſchöpferiſchen und erfindenden Genie. Leicht möchte es für die Dauer ſeines Ruhmes nachtheilig geweſen ſeyn, daß er mit den Lehren der Meßkunſt und der Naturlehre allzuvertraut ward, noch ehe er zur Heilkunde überging; er wollte nun die lebendigen Kräfte des Hippokrates mit den chymiſchen Begriffen des Sylvius und mit Bellini's mechaniſcher Lehre vereinbaren; und in der Ausübung ſeiner Kunſt gerieth er öfters mit ſeinen eigenen Lehrſätzen in Widerſpruch. Zu dem ſehr ausgebreiteten Einfluſſe, den er ſein langes Leben durch beybehielt, trug die Aufmerkſamkeit, mit der er die herrſchenden Sekten zu gewinnen ſuchte, nicht wenig bey. Auch die ſorgſame Mühe ſeiner Schüler, die ihre Commentarien der Vorträge des Meiſters mit einem Luxus bisher unbekannter griechiſcher Gelehrſamkeit ausſtatteten, mochte beytragen, den Ruhm ſeiner Lehre zu verbreiten. Immerhin behält ſein Syſtem der Wiſſenſchaft für viele Leſer auch jetzt noch einen großen Reiz, weil die Anlage eben ſo umfaſſend als regelmäßig, und die Ausführung durch eine Menge nützlicher Zuthaten gehoben und verſchönert iſt. Nur ſehr wenige Lehrſyſteme können in Hinſicht auf den richtigen Zuſammenhang ihrer Theile, auf die Harmonie und Uebereinſtimmung des Ganzen, dem ſeinigen zur Seite ſtehen: darum iſt es doppelt Schade, daß die Grundgeſetze des thieriſchen Haushalts darin vielfältig mißkannt ſind!

Boerhaave war aber nichtsdeſtominder ein aufrichtiger Anhänger der Beobachtung, und ſeine Aphorismen werden der ſpäteſten Nachwelt kund thun, wie hoch er die Erfahrung geſchätzt hat. Er war auch der eigentliche Stifter der cliniſchen Arzneykunde. Beym Leſen ſeiner Vorſchriften des Heilverfahrens möchte man mitunter glauben, es ſey Hippokrates, der aus ſeinem Munde ſpricht. Das Verhältniß aber, wodurch er über alle ſeine Vorgänger emporragt, iſt dieſes, daß er von ſeinen Schülern über die Maßen hochgeachtet und verehrt ward, unter denen nicht wenige hinwieder auch ſelbſt zu den großen Männern des achtzehnten Jahrhunderts gehören. Sie waren es, durch die er in allen gelehrten Schulen neu aufgelebt und ſich gleichſam vervielfältigt hat. Hingegen iſt von ihm, man muß es wiederholen, keine neue Entdeckung und keine Beſchreibung bisher unbeſchriebner Dinge ausgegangen: eine ungemeine Wohlredenheit und der ſcharfſinnigſte Prüfungsgeiſt ſind es, die ihn berühmt machten. Die Zeit hat den Zauber aufgelöst, der ſeinen glänzenden Theorien über die Ableitung und den Zufluß der Säfte, ſeinen unhaltbaren Hypotheſen über Entzündung und Verſtopfung, ſeinen eingebildeten Behauptungen von laugenſalzigen und ſauerſalzigen Eigenſchaften der Säfte Eingang verſchafft hatte. Der ſchnelle Einſturz dieſes ſyſtematiſchen Gerüſtes mag dem menſchlichen Geiſte zur Warnung dienen. Man erſieht daraus, daß falſche und irrige Begriffe, in wie künſtliche Verbindung ſie auch gebracht und mit wie großem Talent ſie auch angeprieſen werden, dennoch im Reiche der Wiſſenſchaften keinen Beſtand haben, und früher oder ſpäter der Wahrheit weichen müſſen. Boerhaave war beynebens durch jene ſeltenen Tugenden ausgezeichnet, die dem Arzt zu vorzüglicher Ehre gereichen. „Die Armen, pflegte er zu ſagen, ſind meine beſten Kun„den, denn Gott iſt es, der mich für ſie lohnen wird.“ Frömmigkeit und Menſchenfreundlichkeit können ſich unmöglich rührender ausdrücken. Als ſeine Leichenrede gehalten ward, blieb kein Auge der Zuhörer trocken, und ſein Tod verſetzte die Stadt Leyden, deren Ruhm und Zierde er eine ſo lange Zeit geweſen war, in Beſtürzung und Trauer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Braut von Lammermoore.

(Beſchluß.)

Man kann ſich denken, daß dieſe ſchaudervolle Erzählung Ravenswoods Abſchied nicht verzögerte. Doch wie er ſein Pferd von dem Baum, wo er es befeſtigt hatte, losbinden wollte, verſchürzte ſich der Zügel, auch der Gurt gab ihm zu ſchaffen, und unwillkürlich muſſte er ein ihn betreffendes Geſpräch mit anhören, das zwey der alten Frauen zuſammen führten. Sie waren in den kleinen, zur Hütte gehörigen Garten geſchlichen, um Münze, Raute und Rosmarin, zum Schmuck der Leiche und zum Räuchern der Hütte zu ſuchen, indeß die Dritte bey der Leiche, Unholde und Hexen abzuwehren, zurück blieb. Das iſt ein ſchöner, rüſtiger Knabe, Annie Winnie, ſagte die Eine, aber über

Digitized by Google

ihn iſt mancher Kummer verhängt, wenn er kein beſſers Roß findet über Thal und Hügel durch Nebel und Mondlicht zu entfliehen, und erſt zu ruhen, wenn er in des fränkiſchen Königs Keller angelangt iſt. — Wohl, Gevatterinn! aber der Teufel iſt ſo hartherzig geworden, wie der Lord Siegelbewahrer, und die vornehmen Leute haben einen Buſen von Stein. Die quälen und hetzen und zwängen uns als Hexen, und ich mag mein Gebet zehnmal hinterſt zu vor ſagen, ſo weiß er es mir keinen Dank. — Habt ihr den böſen Feind je geſehn? fragte die Nachbarinn? — Nein! aber geträumt habe ich manchmal von ihm, und mir ahnet, der Tag wird kommen, wo man mich deßwegen verbrennen wird. Aber laſſt euch das nicht anfechten, Gevatterinn, wir haben da einen Thaler von dem jungen Lord, für den wollen wir Brod, Knoblauch, Tabak und einen Schluck Branntwein holen und ein bißchen Kandelzucker — mags dann einen Teufel geben oder keinen — die Nacht ſoll doch luſtig vergehen. — Hier brachen beyde alte Geſpenſter in ein krächzendes Gelächter aus, wie das Geſchrey der nächtlichen Eulen. Er iſt ein gerader Mann und ein freygebiger Mann, der junge Lord, fing Annie Winnie wieder an, und ein hübſcher Burſch; breite Schultern, ſchmal in den Hüften — das gibt 'mal eine hübſche Leiche! Ich möcht' ihn wohl ſtrecken und ankleiden. — Annie Winnie, ſagte die Andre, auf ſeiner Stirn ſteht geſchrieben, daß weder eines Mannes, noch eines Weibes Hand ihn ſtrecken ſoll. Kein Grabtuch wird ihn decken. Merkt euch das, ich habs von ſichrer Hand. — Soll er auf dem Schlachtfelde ſterben, Ailſie Gourlay? Soll er durch die Kugel oder durchs Schwert fallen? wirds bald oder in ſpäten Jahren geſchehen? — Fragt weiter nicht mehr. Er wird nicht gar weit gehn, antwortete die Prophetinn. — Ich ſehe wohl, ihr ſeyd klüger wie andre Leute, Ailſie Gourlay; doch wer ſagte euch das? — Zerbrecht euch darum nicht den Kopf. Ich habs von guter Hand. Horch, ich höre ſeines Pferdes Huf. Er klingt nicht, als trüg' es ihn zum Glücke.

Macht doch ein Ende, rief die dritte Alte aus dem Hüttenfenſter, laſſt uns thun, was recht, und ſprechen, was ziemlich iſt. Wenn wir den Leichnam nicht ſtrecken, wird er grinſen und zähnefletſchen, daß uns angſt und bange wird. —

Vielleicht haben wir Unrecht unſre Leſer mit Auszügen zu unterhalten, deren Inhalt grauſenvoll iſt und abergläubiſch geſcholten werden kann. Wir geben ſie aber als Belege der Gewandtheit, mit welcher der Verfaſſer die befremdlichſten Individualitäten darzuſtellen vermag. Zum Schluß finde die Kataſtrophe von Lucys Hochzeitabend noch hier Platz.

Lady Aſhton (die Mutter der Braut), die den erſten Tanz angeführt hatte, und ſich nun ausruhte, war nicht befremdet Lucy nicht mehr in dem Saale zu ſehen, ging ihr aber nach, eifrig jedem übeln Eindruck zuvorzukommen, welchen ein ſo ſonderbarer Umſtand, wie der geheimnißvolle Austauſch der Gemählde, hervorbringen konnte. Wahrſcheinlich fand ſie ihre Beſorgniß ungegründet, denn ſie kam nach einer Stunde anſcheinend ruhig zurück, und flüſterte dem Bräutigam einige Worte zu, der bald die Tänzerreihen verließ und ſich hinweg ſtahl. Nun ſpielten die Geigen und Hörner den lauteſten Reigen, die frohe Jugend überließ ſich mit ſorgloſem Uebermuth dem munterſten Tanz, als plötzlich ein ſo fürchterlicher, ſo durchdringender Schrey ertönte, daß die Muſik verſtummte, und die Tänzer erſtarrten. Alles ſtand bewegungslos da. Doch wie ein zweyter Schrey erſchallte, nahm Oberſt Aſhton eine Kerze vom Wandleuchter, forderte von Henry, da er ihm als Brautführer anvertraut war, den Schlüſſel des Brautgemachs, und eilte, von Sir William Lady Aſhton und ein Paar nahen Verwandten begleitet, darauf zu.

Der Oberſt klopfte vergeblich; ſtatt aller Antwort hörten ſie nur ein erſticktes Geächze. Nun ſäumte er nicht, die Thüre zu öffnen, fand aber ein Hinderniß, welches er nur mit Mühe hinwegſchob. Bey ſeinem Eintritt erblickte er den Bräutigam, der vor ihr in ſeinem Blute ſchwimmend am Boden lag. Ein Schrey des Entſetzens, der aus Aller Mund tönte, zog die übrige Geſellſchaft herbey. Oberſt Aſhton ſagte leiſe zur Mutter: „ſucht ſie, ſie hat ihn ermordet.“ Dann zog er ſein Schwert, trat damit vor den Eingang und ſchwor, daß Niemanden wie dem Geiſtlichen und dem Arzt Eingang geſtattet werden ſollte. Durch den Beyſtand dieſes letzten ward Bucklaw, der noch athmete, vom Boden aufgehoben und in einem andern Zimmer auf ein Bett gebracht, wo ſich ſeine Verwandten voll Verdacht und Unwillen um ihn verſammelten, um des Wundarztes Meinung zu erfragen.

Vater und Mutter ſuchten Lucy indeß vergeblich in dem Gemach und im Brautbett; das Zimmer hatte keinen andern Ausgang, es blieb demnach keine Vermuthung übrig, als daß ſie ſich aus dem Fenſter geſtürzt habe. Zufällig hielt aber jetzt einer der Suchenden ſeine Kerze tiefer wie die andern, und erblickte etwas Weiſſes in dem Winkel eines alten großen Kamins, wo ſie denn die Unglückliche in ſich ſelbſt zuſammen gekrümmt, wie ein ſcheues Wild hier verſteckt fanden. Ihr Haar hing verſtört um ſie her, ihr Nachtkleid war zerriſſen und mit Blut befleckt, ihr Blick wild und ihre ganze Geſtalt in gichteriſchem Zucken. Wie ſie ſich entdeckt ſah, ſprach ſie unverſtändliche Worte, zeigte mit blutigen Finger auf die Umſtehenden, und bewies in jeder Bewegung, daß ihr armes Gehirn der Zerſtörung unterlegen ſey. Man rief weiblichen Beyſtand herbey; die unglückliche Braut ward, nicht ganz ohne Gewaltthätigkeit, hinweggebracht; wie ſie über die Stelle geführt ward, wo die ſchreckliche Handlung wahrſcheinlich ſtatt gefunden hatte, blickte ſie auf den Fußboden und ſprach mit einer Art ſchadenfrohen Triumph: euern ſchönen Bräutigam habt ihr alſo fortgeſchafft? — Die einzigen deutlichen Worte, die man noch von ihr vernommen hat! — Ihre ſchaudernden Begleiterinnen führten ſie in ein entferntes Gemach, wo ſie ſorgfältig bedient, und, wie es ihr Zuſtand forderte, aufmerkſam bewacht ward. Der unausſprechliche Kummer der Eltern, der Abſcheu und die Verwirrung aller Bewohner des Schloſſes, die Wuth der kämpfenden Leidenſchaften zwiſchen den beyden Parteyen, welche vom vorhergegangnen Trinkgelage noch erhöht war, verſagen ſich jeder Beſchreibung. —

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

München, im Juli.

(Beſchluß.)

Anfangs des fünften Aufzuges kniet Heimeran in Pilgerkleidern am Fuße eines Hügels, auf dem ſich ein hohes, hölzernes Kreuz erhebt, im Gebete; er weihet ſich als Opfer für ſeines Bojoariens Heil dem Herrn, und vor dem Blicke des Verzückten geht in lichten Bildern Baierns Zukunft vorüber, welche er in begeiſterter Rede verkündet, worauf er in Folge ſeines eben erwähnten Entſchluſſes fortwandert. Lantpert tritt auf, er hat den Mann Gottes vergebens in ſeiner Hütte geſucht, wo es ihm eine zitternde Stimme verrieth, daß er gen Süden ſeinen Weg nahm; er verfolgt ihn auf dieſer Spur. Hinter der Scene fließt jetzt Heimerans Blut. Zu ſpät erſcheint nun der Herzog mit ſeinem Gefolge zur Rettung des Heiligen, deſſen Leichnam von den Seinigen gebracht wird. Die hierauf eintreffende Kunde von der Flucht des Bojenheeres, von Landperts rühmlichem Tode in der Schlacht rauben dem Herzoge nicht das Vertrauen auf Heimerans Wort; er will ſelbſt in den Kampf eilen, aber ein neuer Bote fliegt herbey, und verkündet der Bojen Sieg durch ein Wunder göttlicher Gewalt; denn Heimerans Geiſt, lichtumſtrahlet, ſtritt ſelbſt ſichtbar mit den Schaaren. Die Großen des Reiches, Volk und Heer, und an ihrer Spitze Theodo ſchwören ſofort dem Heidenthume ab. Chriſtus Lehre hat geſiegt, und der allgemeine Ruf: dem Chriſtengotte Heil! beſchließt das Stück. Als eine Probe der ſich durchaus gleichbleibenden Sprache und zugleich der Art und Weiſe, wie der Gegenſatz der beyden Religionen durchgeführt iſt, mögen folgende Stellen dienen.

Gleich Anfangs ſpricht Heimeran zu ſeinem Gehülfen Rupert, welcher nach einem thaten= und mühevolleren Leben fromm ſich ſehnet:

O Sohn! vor Allem lerne dich verſteh'n.
Verkenne nicht des Menſchen höchſten Werth.
Die Märtyrkrone iſt das höchſte nicht,
Was Menſchen würdigt in der Engel Reich.
Der Neigung ungebundne Willensmacht
Und der Gewalten Drängen in der Bruſt
Zu bänd'gen, unbedingt mit Kindesſinn
Sich treu vertrauend Gottes ew'gem Ruf
Und ſeinem Willen ſtets zu fügen; dieß,
Mein Sohn! dieß iſt das Erſte. Er ermißt
Der Geiſter Höh'n und ihren Sturz, er hört
Und zählt den leiſen Pulsſchlag der Natur,
Er kennt des Herzens ſehnendes Gefühl
Und lenkt nach ewigem Geſetz der Menſchen Thun.
Drum harre ſeiner Gnade ſtill, mein Sohn!
In des Gebetes, der Betrachtung Ruh'. u. ſ. w.

In der folgenden Scene erſcheinen Lantpert und ſein Freund, der Gaugraf Garibald.

Lantpert.

(Raſch hereintretend und ſich in der Gegend umſehend.)

Hier, ſagſt du, iſt der Ort?

Garibald.

Hier. Seht euch um;
Ihr ſeht die Hütten da vertheilt, und dort
Das ſteinerne Gebäud', das ihren Gott
Umſchließt.

Lantpert.

Die Elenden! iſt denn ihr Gott
So klein, daß dieſe Hütte ihn umfaßt?
Und ſcheut er Regen wohl und Hagelſturz
Und der Gewitterſtürme Rieſengang,
Der Fichtenwälder knickt, und Eichen ſtürzt,
Daß er in dieſe Höhle ſich verkriecht?

Garibald.

Des Himmels und der Erde Herrn, ſo hört
Ich oft ihn nennen.

Lantpert.

Dieſen Jammergott!
Was iſt er gegen Wodans Göttermacht,
Der auf der Stürme Flügeln fährt und brauſ't,
Der ſchwarze Wolken ballt mit mächt'ger Fauſt,
Und flammenrauſchend ſie zur Erde wirft;
Der durch der Wälder Nächte ſtarken Schrittes
Hinwandelt, göttlich an Geſtalt und Kraft,
Wenn er der Felſentrümmer ſtolzes Haupt
Zum Thale ſchleudert, daß der Erde Mark
Erbebt, und es der Abgrund wiederheult;
Und er, in dieſe Grube eingepreßt,
Verdrängte nie der Götter alte Macht,
Die tauſendjährig in den Wipfeln webt;
Und in der ganzen Schöpfung weitem Kreis
Hätt' ſonſt kein Gott, als er nur, Raum? u. ſ. w.

Möge durch die gegenwärtige Nachricht der obengehegte Wunſch: daß dieſes Trauerſpiel einer freundlichen Beachtung und gründlichen Beurtheilung gewürdiget werde, gerechtfertiget ſeyn! M.

Dreyſylbige Charade.

Tief zum dunklen Schooß der Erde,
Wo der erſten Urſprung wohnt,
Dringt der Menſch vom ſtillen Heerde,
Glaubt ſich hoch durch ſie belohnt;

Sucht ſie über Land und Meeren,
Sucht ſie in dem wilden Streit,
Die, wie Bettler, Fürſten ehren,
Die auf Erden ſtolz gebeut;

Der das Alter, wie die Jugend,
Selbſt der Weiſe Opfer bringt,
Der ſogar die ſtrengſte Tugend
Von dem Recht zu ziehn gelingt.

Geben kann ſie viel hienieden,
Doch das Höchſte gibt ſie nicht!
Raubt oft Herzen ihren Frieden,
Gibt ihm nie, was ihm gebricht.

Sie, die Völker nah verbindet,
Die durch Klang und Glanz entzückt,
Brauchet ſelten, wer ſie findet; —
Sie allein hat nie beglückt.

Dennoch droh'n ihr viel Gefahren,
Schützend ſind die Letzten gut,
Dieſes Kleinod zu bewahren,
Welches auch das Ganze thut.

Das nach alter, ſchöner Sitte,
Zarte Hände uns verleih'n;
Ihnen ſoll mit dieſer Bitte
Sich auch dieſes Räthſel weih'n.

Uſener.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 182.

Beſenſtiel.

Nro. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Auguſt 1819.

Sie heben den Menſchen zum Himmel empor,

Sie ziehen zur Erde den Himmel herab.

Dreydens Macht der Tonkunſt.

Die Sendung der Töne.

Als einſt aus ſeinen heil'gen Paradieſen
Die erſten Sünder Gott der Herr verwieſen,
Und, weil das Gut' und Böſe ſie erkannt,
Sie aus der Zahl der Seligen verbannt;
Da kam der Fluch aus ihres Schöpfers Munde
Schnell über ſie mit ſchreckenvoller Macht,
Der Fluch, der uns die allgemeine Kunde
Von Qual und Noth, von Grab und Tod gebracht.

Die Unſchuld war geflohn aus ihren Herzen,
Und eingeſtreut die bittre Saat der Schmerzen,
Die, Keime treibend in der Menſchenbruſt,
Schnell überwuchs die Blüthen ird'ſcher Luſt.
Gelagert war das bleiche Heer der Sorgen
Auf ihrem Pfad, umſtrickend ihren Fuß,
Der Abend wiegt's nicht ein, an jedem Morgen
Bekämpft es Hoffnung, Ruhe und Genuß.

Den trüben Blick, das Haupt geſenkt zur Erden
Steht Adam trauernd unter ſeinen Herden,
Baut mühevoll nach jenes Fluchs Geheiß,
Das Feld in ſeines Angeſichtes Schweiß;
Und ſeine Gattinn meidet er, die arme,
Nicht mit ihr theilend das geſell'ge Mahl,
Und ihre Schönheit bleicht in trübem Harme,
Sich ſtill verzehrend in der Reue Qual.

Und es erbarmet ſich ihr Schöpfer wieder,
Und ſprach zu ſeinen Engeln: Steiget nieder,
Schwingt durch die Himmel Euch von Raum zu Raum
Bis zu der Erde fernſten Wolkenſaum;
Dort laſſet eure Töne frey erklingen,
Daß weit umher ihr Klang erſchallen mag,
Dort hebet einen Hymnus an zu ſingen,
Wie ihr ihn ſangt am ſiebsten Schöpfungstag.

Alsbald die Engel ſich hernieder ſchwingen.
Die Harfen rauſchen, weiche Stimmen dringen
Durch ihre Bebung, und des Himmels Lied
Ertönet in dem irdiſchen Gebiet;
Bald leiſ' verhallend, bald erhaben prächtig
Lockt an und fliehet ſich die Melodie,
Bald ſüß bewegend, bald ergreifend mächtig
Ergeht im Wechſel ſich die Harmonie.

Bald ſtrömt es fort in ungehemmten Wellen,
Die ſiegesluſtig bis zum Himmel ſchwellen,
Und wird zum Sturm, der in des Waldes Nacht
Sich kühn ergeht, laut rufend in die Schlacht,
Bald wieder wie der Vögel Frühlingschöre
Den Dank dem Schöpfer weih'n, der ihm gebührt,
Und ſelig ſtiller ſtets, als ob man hörr
Den Weſt, der leicht der Bäume Wipfel rührt.

Da ſtanden ſie, entzückt von ſolcher Schöne
Der allgewalt'gen wundervollen Töne,
Die Sterblichen, und ſiehe! — die Natur
Wird ringsumher ſo ſchön wie Edens Flur.
Erfaßt von einem nie empfundnen Sehnen
Stehn lange ſie und horchen regungslos,
Bis daß ihr Auge, voll von ſüßen Thränen,
Zum erſtenmale ſelig überfloß.

Und plötzlich, wie in liebendem Verlangen
Umarmen, halten feſt ſie ſich umfangen,
Und wähnen mit der Töne leiſerm Wehn
In ſanftem Tode ſchmelzend zu vergehn;

Digitized by Google

Doch die verklangen ſchon in weiter Ferne,
Und ausgehallt verſtummen ſie jetzt ganz.
Da theilt der Himmel ſich, und durch die Sterne
Erſcheint der Herr in mildem Abendglanz.

Der ſprach zu ihnen: „daß auch etwas bliebe
Zum Zeichen meiner ew'gen Vaterliebe,
Zur Tröſtung auch für das verlorne Glück,
Laß ich das Reich der Töne euch zurück.
Wenn eure Seelen ird'ſche Wunden ſchmerzen,
Dann gießen Balſam ſie auf euern Schmerz,
Wenn nirgends Ruhe blüht für eure Herzen,
Dann führen ſie den Frieden euch in's Herz.“

Und ſingend ging nun Adam ans Geſchäfte,
Er ſchöpft im Strom der Töne neue Kräfte,
Wenn er, des Schickſals dunkler Pfeile Ziel,
Im ernſten Kampf ermattet niederfiel.
Und Eva freute ſich des Herren Erbarmen,
Deß Blick die Büß'rinn nicht mehr zürnend traf,
Und wiegte mit Geſang in ihren Armen
Die erſten Kindlein in den ſüßen Schlaf.

K. Breidenſtein.

Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

2.

Der berühmte Stahl iſt unter den Aerzten des achtzehnten Jahrhunderts derjenige, welcher die zahlreichſten, nützlichſten und größten Wahrheiten kund gemacht hat. Seine kräftige und gedrängte Schreibart hatte für gewöhnliche Leſer etwas Abſchreckendes, und ſein Ruhm war ſo populär nicht, wie Boerhaaven's Ruhm. Wer ſich indeß die Mühe nicht dauern läßt, ſeine tiefſinnigen Werke zu ſtudieren, der wird finden, daß Niemand gründlicher als er den Gang und das Verfahren der Natur erforſcht hat. Seine Lehre, die dem Arzt die Bemühungen der Natur auszumitteln und abzuwarten zur Pflicht macht, iſt einer der wohlthätigſten Begriffe der Kunſt. Stahl verdient unter den philoſophiſchen Aerzten den erſten Rang; ſeine ganze Heilkunſt beruht auf der Beobachtung. Nach dem Vorbilde des Hippokrates legt er auf die genaue Erforſchung des Einfluſſes der Temperamente, der Jahrzeiten und der Altersſtufen einen großen Werth. Seine Phyſiologie iſt die einzige, die ſich zum Verſtändniſſe der richtigen Lehrſätze der ausübenden Kunſt brauchbar erfunden hat, indem ſie uns mit der vorherrſchenden Stärke oder verhältnißmäßigen Schwäche der verſchiedenen Eingeweide während der Stufenfolge des Alters bekannt macht. Stahl iſt beynebens der Urheber der befriedigendſten unter den vorhandenen Theorien von den Blutflüſſen. Er kann Meiſter in dieſer Lehre genannt werden; Niemand hat ſo klar, wie er, den letzten wohlthätigen Zweck dieſer verſchiedenen Fluthen im thieriſchen Haushalte dargeſtellt; Niemand hat beſſer, wie er, die regelloſen und tumultuariſchen Bewegungen des Bluts und der davon herrührenden Störungen ausgemittelt; Niemand hat die ſchädlichen Wirkungen der Stockungen und des verlängerten Aufenthalts dieſer Flüſſigkeit in dem Syſtem der Pfortader beſſer gewürdigt, als er. Fragt man nach dem Geheimniß der Theorie ſeines Heilverfahrens, ſo beſteht daſſelbe in dem gewiſſenhaften Behorchen und Nachahmen der Natur, in Vermeidung alles deſſen, was ihre Ordnung und Geſetze ſtören könnte, in Mäßigung ihrer Thätigkeit, wo ſie zu heftig, in Unterſtützung derſelben, wo ſie zu ſchwach iſt. Liegt hierin nicht die Wiederherſtellung der vollendeten unſterblichen Lehre des Hippokrates, und verdient Stahl hinwieder nicht, dem vortrefflichen Sydenham zur Seite zu ſtehen, durch ſeine Geſchichte des Gliederreißens und der Gicht, die er in allen ihren Erſcheinungen ſo gründlich erforſcht hat?

Von den Verkleinerern der Theorien des großen Mannes ward mit Unrecht behauptet, die wichtige Rolle, welche er der Seele einräumt, könne den Fortſchritten der ausübenden Heilkunde Nachtheil bringen. Wenn hier die Rechtfertigung von Syſtemen an ihrer Stelle wäre, ſo ließe ſich vielmehr umgekehrt behaupten, dem Stahlſchen gebühre der Rang vor allen, die ſeit Entſtehung der Kunſt aufgeſtellt worden ſind; denn es umfaßt daſſelbe die Kenntniß des Menſchen in allen phyſiſchen und moraliſchen Beziehungen; alles geht darin von einer einzigen Thatſache aus, der Selbſtherrſchaft (Autocratie) oder der unbedingten Vorausſicht, eines immateriellen und höchſt verſtändigen Weſens, durch welches alle Verrichtungen unſers Daſeyns bewacht und regiert werden. Es erinnert uns dieſes Syſtem an die erhabenen und für göttlich geachteten Vorſtellungen der Philoſophen des alten Griechenlands. Nur gemeinen Geiſtern konnte daſſelbe mißfallen, deren Nachdenken eitel und unfruchtbar iſt, und die für alles, was außer dem beengten Kreis ihrer ärmlichen Faſſungskraft liegt, keine Empfänglichkeit beſitzen. Um Stahl's Anſprüche auf mehrfachen Ruhm vollſtändig aufzuzählen, darf endlich nicht unbemerkt gelaſſen werden, daß er es iſt, der die Heilkunſt von fremdartigen Dingen und von dem Plunder eines veralteten und unbrauchbaren Arzneyvorrathes gereinigt hat. Auch iſt er der Reformator der Scheidekunſt, und er hat ſich, als zwiefacher Sieger, in beyden von ihm bearbeiteten Wiſſenſchaften den Zepter errungen.

Wenn übrigens Stahl und Boerhaave in ihren Anſichten über die Lehrſätze der ausübenden Heilkunde abweichen, ſo treffen ſie dagegen beyde in der ſteten Verehrung für die Lehre des Hippokrates zuſammen; ſie vereinbaren ſich durch den Scharfſinn und die Tiefe des Geiſtes, womit ſie die allgemeinen Ergebniſſe aus den Einzelnheiten herausheben. Sie ſind einander nicht minder ähnlich, durch ihre umfaſſenden Einſichten, durch ihre ſorgſame Menſchenliebe durch ihre unermüdliche Thätigkeit, und durch unwandelbare Tugend. Der Name beyder flößt gleiche Ehrfurcht und Be-

wunderung ein, und ihr Andenken wird ſo lange auf der Erde geprieſen werden, als Menſchen auf ihr wohnen, die für den Werth großer Verdienſte und für die Ueberlegenheit außerordentlicher Fähigkeiten Gefühl beſitzen. Stahl hat für die Meiſter der Kunſt, Boerhaave für die Lernenden geſchrieben. Wer beyde ohne Vorliebe, mit Unbefangenheit und mit reiner Wahrheitsliebe beurtheilt, der dürfte vielleicht Stahl über Boerhaave empor ſetzen. Seine Lehrſätze erſcheinen als Eingebungen der Natur, während in Boerhaaven's Unterricht die mächtige Anſtrengung eines großen Geiſtes zu Tage liegt, welcher den Geſammtreichthum der Kunſt zu ſammeln und zu ordnen gewußt hat.

3.

Friedrich Hoffmann, welcher an Geiſt die zwey vorgenannten Heroen der Kunſt nicht erreicht hat, beſaß weder Boerhaaven's beredſame Klarheit, noch die kraftvolle und tiefſinnige Schreibart, welche Stahl's Werken eigenthümlich iſt. Sein Lehrvortrag iſt verſtändig und inhaltreich, aber ſeine Weitſchweifigkeit wirkt nachtheilig und zurückſchreckend. Die Lehre vom Krampf, welche Cullen in der gelehrten Schule von Edinburg ſpäter zu neuem Leben rief, ging von ihm aus. Man kann ihn überhaupt vollſtänger nennen, als ſeine Mitbewerber geweſen ſind; Fruchtbarkeit war der Stempel ſeines Charakters; ſeine Werke ſind im höchſten Grad lehrreich; ſie enthalten den vollſtändigen Abriß aller Kenntniß der Vorzeit. Hoffmann beſaß einen hellen, genau rechnenden Geiſt, welcher der Spekulation ſo zu ſagen überall nichts einräumte: dadurch unterſchied er ſich von Stahl und von Boerhaave. Er hatte eine ſeinen großen Talenten angemeſſene, für ihre Ausbildung wohlgeeignete Erziehung genoſſen. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften hatten auf die Richtung ſeines Geiſtes einen vorzüglichen Einfluß gehabt; ſie waren es, die ihn gegen die Vorliebe für nichtige Hypotheſen bewahrten und auf nützliche, ſtrenger Beweisführung fähige Vorwürfe hinführten. Seinen Schülern ſoll er das berühmte Schreiben des Hippokrates an den Theſſalus öfters in Erinnerung gebracht haben, worin es heißt: „Befleiße dich, mein lieber Sohn, des Studiums der Meßkunſt, denn nicht nur wird dir dieß rühmlich ſeyn und Anſehen verſchaffen, ſondern dein Geiſt wird dabey an Scharfſicht und Tiefſinn gewinnen; du wirſt insbeſondere dadurch in den Stand geſetzt werden, in der Heilkunde, was wahrhaft nützlich und brauchbar iſt, zu unterſcheiden; denn die Meßkunſt, die eigentlich eine Wiſſenſchaft der Beweisführung iſt, kann allein nur der ſichere Leitſtern auf dem ſchwierigen Pfade der Erfahrung ſeyn.

Ein eigenthümliches Verdienſt, wodurch Friedrich Hoffmanns Andenken ſich der Nachwelt empfehlen muß, beſteht darin, daß er zuerſt die Heilkräfte der Mineralwaſſer erforſcht, und durch nähere Angaben über ihre zweckmäßige Anwendung gegen einzelne Krankheiten den Arzneyvorrath weſentlich bereichert hat. Seine Reiſen nach Böhmen waren zunächſt der ſorgfältigen Prüfung der Heilquellen dieſes Landes gewidmet. Aus allen Gegenden Deutſchlands trafen Hülfeſuchende ein, um über ihren Gebrauch gegen langwierige und hartnäckige Uebel ſich von ihm Rath zu holen, und er war der Erſte, welcher das bis dahin nur empiriſch, öfters auch abergläubiſch benutzte kräftige Mittel dem Alter, dem Temperament und den eigenthümlichen Verhältniſſen der Einzelnen anzupaſſen gelehrt hat.

Friedrich Hoffmann legte bey ſeinem Unterricht einen großen Werth auf das Studium der Zergliederungskunde; eben ſo wies er auf die ſorgſame Erforſchung jener ewigen Geſetze hin, nach denen die Kräfte des lebenden Körpers ſich wirkſam zeigen; zur Ausmittlung von dieſen aber glaubte er, in den Verſuchen der Scheidekunſt und der Naturlehre die einzig zuverläſſige Bahn zu finden. Er hat mit beſonderer Vorliebe jene Abtheilungen der Arzneywiſſenſchaft bearbeitet, welche die Verhältniſſe der Atmoſphäre, der Jahrszeiten, der Klimate, des Waſſers, der Speiſen und Getränke, und der Lebens- und Berufsarten betreffen, indem er dafür hielt, es ſey die genauere Kenntniß dieſer Verhältniſſe, für die angemeſſene Behandlung der herrſchenden Krankheiten von entſcheidendem Gewicht. Die akademiſche Rede, womit Hoffmann ſeine Vorleſungen an der Univerſität Halle eröffnete, führt die Aufſchrift: De atheo ex artificiosissima corporis humani fabrica convincendo. Wenn der ungetheilte Beyfall der Zuhörer ihre freudige Ueberzeugung ausſprach, ſo gewährleiſtete derſelbe hinwieder auch den Ruhm der ſich eröffnenden Schule.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber einen gewöhnlichen Fehler der Biographen, Dichter und Geſchichtſchreiber.

Es iſt ein gewöhnlicher Fehler der Biographen, Dichter und Geſchichtſchreiber, daß ſie ihre Helden zu vollkommen ſchildern, und ſich nicht entſchließen können, die wirklichen Fehler und Mängel derſelben eben ſo offenherzig und bereitwillig, wie ihre Vorzüge und Tugenden, darzuſtellen. Erlaubt ihnen auch ihre Ehrlichkeit nicht, jene Fehler und Mängel ganz zu verſchweigen, ſo beſtreben ſie ſich doch auf jede Art, dieſelben ſo unſcheinbar und unbedeutend als möglich zu machen und nicht ſelten gar zu gezwungen zu entſchuldigen. Die Vollkommenheit iſt nicht in der Natur; ſelbſt die Kunſt läßt ſie nicht zu, weil ſie unwahrſcheinlich iſt. Ariſtoteles verlangte, daß der tragiſche Held immer wenigſtens einiges Unrecht haben ſoll; und in der That, wenn ein tragiſcher Dichter ſeinem Helden einen ganz vollkommenen Charakter gibt, ſo wird er gewiß, ſtatt das Intereſſe für ihn zu ſteigern, es nur ſchwächen. Steigen wir bis zum Roman herab, immer werden wir dieſes Geſetz wieder finden, daß jeder Menſch mehr oder weniger Menſch ſeyn muß; und wenn uns Grandiſſon ein wenig lange Weile macht, ſo kommt dieſes nur hauptſächlich daher, weil das ſchöne Ideal die Bewunderung ermüdet und kein Intereſſe erregt.

Duclos ſagt in dem Leben Ludwigs XI., daß der Hauptirrthum, in den man bey Schilderung der Menſchen falle, darin beſtehe, daß man ihnen einen feſten unbeweglichen Charakter zuſchreibe, während doch ihr ganzes Leben nur ein Gewebe von Widerſprüchen ſey. Es iſt vielleicht einige Uebertreibung und Dunkelheit in dieſem Urtheile des Hiſto-

riegraphen; allein, wenn wir in dem Falle ſind, zwiſchen der abſoluten Vollkommenheit und dem Gewebe von Widerſprüchen wählen zu müſſen, ſo werden wir wohl gezwungen ſeyn einzugeſtehen, daß Duclos ſich der Natur mehr genähert habe. Und ſo kann man es an Lally-Tollendal's Geſchichte des Grafen Strafford, Prinzipalminiſters Carl I., allerdings tadeln, daß er dieſem ſeinem Helden eine abſolute und unveränderliche Vollkommenheit beylegt, und auch nicht einen einzigen Fehler zugeſtehen will, womit ſeine glänzenden Eigenſchaften verdunkelt worden wären. Vitiis nemo sine nascitur; optimus ille est, qui minimis urgetur!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Juli.

Noch immer iſt die Rechtsſchule geſchloſſen, und wahrſcheinlich wird ſie bis nach erfolgtem Endurtheile über den Lehrer Bavour verſchloſſen bleiben. Man tadelt in mehrern Zeitungen die Kommiſſion des öffentlichen Unterrichts, daß ſie ſo ungeſchickt geweſen, und keinen andern Ausweg hat finden können, als denjenigen, eine Schule zu verſchließen, worin 2000 Studenten unterrichtet wurden, die mithin nunmehro müßig gehen, und in der verführeriſchen Hauptſtadt auf allerley Art ihre Zeit zubringen müſſen. Mehrere wichtige Fragen hat dieſer Vorfall überhaupt veranlaſſt, welche in den Zeitſchriften ſehr freymüthig erörtert werden. Die Hauptfrage iſt dieſe: Kann in einem freyen Staate eine Unterrichts-Kommiſſion beſtehen, welche eine Art von Lehrzunft ausmacht, da doch Zünfte aller Art völlig abgeſchafft ſind? und warum ſollte es einem Lehrer der Rechtswiſſenſchaft nicht eben ſo freyſtehen, ſein Gewerbe zu treiben, als dem Schuſter und dem Schneider, ohne deshalb die Erlaubniß irgend einer Obrigkeit zu bedürfen? Oder ſollten etwa die Handwerke in dieſer Hinſicht ein Vorrecht vor den edeln Künſten haben? Während der Revolution war das Lehren völlig frey; auch in den vereinigten Staaten übt jedweder das Lehramt nach Belieben, wie jedwedes andre Gewerbe. Die Regierung mag alſo immerhin eine Kommiſſion aufſtellen, um über die vom Staate abhängenden Inſtitute die Aufſicht zu halten; aber keineswegs darf ſie die deſpotiſche Maßregel der Bonaparte'ſchen Regierung beybehalten, zufolge welcher Niemand ohne Genehmigung und Patent der ſogenannten Univerſität öffentlichen Unterricht ertheilen kann; erſtlich weil dadurch das allgemeine Recht, frey ein Gewerbe zu treiben, geſchmälert wird, und zweytens, weil die Regierung dadurch ſehr unrechtmäßig in Stand geſetzt wird, nur ſolche Lehren verkündigen zu laſſen, die ihr anſtehen. Offenbar hatte Bonaparte in dieſem letztern Sinne das Monopolium des Unterrichts einer von ihm abhängenden Univerſität ertheilt, und die Folgen haben gelehrt, daß er die Mittel, zu ſeinem Zwecke zu gelangen, wohl berechnet hatte. Bey der jetzigen konſtitutionellen Regierung fällt dieß Gebrechen im Staate deutlich in die Augen, und wahrſcheinlich wird hierüber in der nächſten Seſſion der Deputirten-Kammer eine wichtige Veränderung vorgeſchlagen werden. Wäre dieſe Lehrfreyheit jetzt ſchon eingeführt, ſo würden ſich Lehrer genug finden, um die an der Rechtsſchule unterbrochenen Kurſus fortzuſetzen, und ſelbſt Bavour hätte in ſeinem Hauſe ſeine Vorleſungen halten können. Wie mangelhaft überhaupt die jetzige Einrichtung iſt, erhellt daraus, daß, indeß man die Schule des Hrn. Bavour verſchließt, weil er zu freymüthig tradirt hat, im Collége de France der berühmte Daunou ganz ungeſtört mit nicht minderer Freymüthigkeit Geſchichte tradirt, der Regierung manche harte Lehre ertheilt, und der Jugend den Hang zu einer edeln Freyheit einflößt. Dieß rührt daher, weil durch eine ſonderbare Verfügung das Collége de France von jeher ein von der Univerſität völlig abgeſondertes, und direkt vom Miniſterium des Innern abhängendes Inſtitut bildet. Freylich weiß ſich auch der gewandte Daunou geſchickter auszudrücken, als der Hr. Bavour, und fährt nie ſo plump heraus, als es dieſer gethan hat.. Eine andre Frage iſt dieſe: Iſt es räthlich, daß die Rechtsfakultät in der Hauptſtadt verbleibe, wo bey der jetzigen lebhaften Theilnahme der Bürger an den Staatsangelegenheiten die Studenten nothwendig ebenfalls und zwar unwillkührlich zur Theilnahme an denſelben erregt werden, und mit jugendlicher Wärme dieſe oder jene Partey ergreifen, ſich für dieſelbe ereifern und erhitzen, und zu unangenehmen Auftritten veranlaſſt werden? Iſt es ferner rathſam, eine ſo große Menge von Jünglingen (zweytauſend) auf einem einzigen Orte zu laſſen? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Einige halten dafür, daß in einer großen Stadt die Jünglinge ſich beſſer ausbilden und mit der Welt bekannt werden, anſtatt daß ſie in kleinen Städten ſtets unter ſich leben, und einen Studenten-Geiſt annehmen, der ihnen oft das ganze Leben hindurch anhaftet. Auch pflegen ſie in einer Hauptſtadt ihre Erholungs-Stunden beſſer zuzubringen, z. B. in Schauſpielen, literariſchen Sitzungen, Leſekabinetten, gebildeten Geſellſchaften, als in kleinen Orten, wo ihnen oft nur Geſellſchaften von Zechbrüdern offenſtehen. Dagegen meinen Andre, es ſtudiere ſich gründlicher und beſſer in kleinen Städten, wo ſich der Zerſtreuungen weniger anbieten. Letztere haben deshalb Orléans zum Sitze der Rechtsfakultät vorgeſchlagen, dagegen Erſtere ſich damit begnügen, eine Trennung der Fakultät in zwey Abtheilungen vorzuſchlagen, wovon die eine in der jetzigen Rechtsſchule bleiben, und die andre in das ehmahlige Sorbonne-Gebäude verlegt werden könnte. Dieſer Vorſchlag iſt ſehr vernünftig: auch iſt das geräumige Sorbonne-Gebäude ſchon längſt von der Regierung zu den Vorleſungen über Staatswirthſchaft beſtimmt worden, die ſie verordnet hat, und die unter einer konſtitutionellen Staatsverfaſſung der Jugend unentbehrlich werden. Wollte man aber die geſammte Rechtsfakultät von Paris verlegen, ſo wäre freylich die Stadt Orléans einer der beſten Oerter, um dieſelbe aufzunehmen. Man gewänne dadurch den Vortheil, daß man die Hauptſtadt in etwas der vielen öffentlichen Anſtalten entlüde, welche ſeit der Revolution in derſelben zuſammengedrängt worden ſind, und zwar zum großen Nachtheile der Provinzen, in welchen der Gemeingeiſt faſt gänzlich verloſch. Auch haben die letzten Kriege bewieſen, daß, wer Herr und Meiſter der Stadt Paris war, ganz Frankreich in Zaum hielt; ein wichtiger Umſtand, welcher nicht ſtatt gehabt hätte, wenn nicht alle Lebenskraft, aller Reichthum, alle Elemente des Daſeyns des Staates in der Hauptſtadt zuſammengezogen worden wären. Sogar nicht einmal eine öffentliche Meinung konnte in den Provinzen entſtehen, außer derjenigen, welche ſich von Paris aus in dieſelben verbreitete, da nach einem wahrlich türkiſchen Befehle Bonaparte's die Zeitungen in den Provinzen verpflichtet waren, blos Nachrichten und abhandelnde politiſche Artikel aus den bis auf vier beſchränkten und unter ſeiner Cenſur ſtehenden Pariſer Journalen mitzutheilen, wozu ſich dann noch die Cenſur der Präfekten geſellte, ſo daß es alſo dieſen kümmerlichen Zeitungen nicht vergönnt war, auch nur das geringſte freymüthige Wörtchen zu äußern, weshalb ſie dann auch in völlige Nichtigkeit verfallen waren, und recht gut vermittelſt einer Scheere abgefaſſt werden konnten. Eine andre wichtige Frage, welche auf die Rechtsgelehrtheit Bezug hat, iſt in dieſer Zeit, wo ſich die öffentliche Freyheit nach und nach zu einer ſchönen und hoffentlich dauerhaften Form geſtaltet, zur Sprache gekommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 14.

Digitized by Google

Nro. 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 10. Auguſt 1819.

Glühend webſt du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Iſt zuſammen geſtürzt
Dein Meiſterſtück,
O du Unſterblicher!

Goethe.

Die Kirche zu Weinsberg.

Kein ſüddeutſches Land hat ſo viele Ueberreſte aus dem Mittel-Alter aufzuweiſen, wie Schwaben, Allenthalben ſind zahlreiche, mit Wald oder Reben umwachſene und mit Burgen gekrönte Berge und Hügel zu treffen. Sie verleihen dem Lande einen ganz eigenthümlichen Charakter. Viele Gegenden ſind dabey hiſtoriſch merkwürdig und haben deßhalb noch einen ganz eigenthümlichen Reiz für den Forſcher. Unter dieſe gehört ganz vorzüglich das Städtchen Weinsberg und ſeine Umgebung. Wer die Ruinen des alten Schloſſes auf dem Berggipfel erblickt, erinnert ſich mit Vergnügen des ſchönen Auftrittes zwiſchen Kaiſer Conrad III. und Herzog Welf, und beklagt das unglückliche Schickſal des Grafen von Helfenſtein und ſeiner edeln Genoſſen, die hier durch eine Gaſſe von Spießen und Lanzen gejagt wurden. -- Eben ſo intereſſant, wir möchten ſagen, noch intereſſanter iſt die Kirche von Weinsberg, nicht weil ſie merkwürdige Männer in ihren Grüften birgt, ſondern blos ihrer Alterthümlichkeit wegen.

Sie iſt nicht ganz auf der Hälfte des Schloßberges gelegen; ſteinerne Stufen leiten die Höhe hinauf. Beym erſten Anblick zieht ſie die Aufmerkſamkeit des Reiſenden an ſich, denn es fällt ihm vor allen Dingen an der dem Markte zugekehrten Seite des Fries auf, welcher aus zahlreichen hin und wieder angebrachten Larven beſteht. Der Wanderer befindet ſich in einer nicht geringen Verlegenheit, an einem ganz einfach, aus gelblichem Sandſteine gebaueten Chriſtentempel die Attribute und das Symbol des Comus angebracht zu ſehen. Kleine, kaum zwey Fuß hohe und gewölbte Fenſter-Oeffnungen, die ſich nach Innen verengen, nehmen gleichfalls ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, denn bey allen gothiſchen Kirchen ſind die Fenſter weit geſprengt. Ein achteckiger, an Umfang nicht unbeträchtlicher Thurm erhebt ſich kaum über das Dach der Kirche und ſchließt das Gebäude an der Oſtſeite; ähnliche Fenſter, wie an der Kirche ſelbſt, ſind auch an ihm angebracht. — Alles dieſes verräth ſchon hohes Alter. Noch mehr fühlt man ſich aber befremdet, wenn man das Hauptportal, welches an ein kleines Gäßchen ſtößt, betrachtet. — Dieſes beſteht aus vier, auf niedrigem Sockel geſtellten und etwa 10 bis 12 Fuß hohen Säulen, die eine nähere Erwähnung verdienen. —

Der Säulenſchaft der erſten Säule rechter Hand beſteht aus ſich durchſchlingendem Ephenlaube: das Kapitäl ſtellt eine große Larve mit einigen Schnörkeln und Verzierungen dar. Der Schaft der zweyten Säule beſteht gleichfalls aus vielen in regelmäßiger Form ſich durchſchlingenden Epheu-Aeſten, Weinlaub und Ephenblätter bilden das Kapitäl. Die erſte Säule linker Hand zeigt auf ihrem Schafte lauter ſich durchſchlingende Rebenblätter, das Kapitäl bilden einige undeutliche Verzierungen, unter welchen aber zwey Bocksfüße als Haupttheile figuriren. Der Schaft der zweyten Säule iſt beynahe auf dieſelbe Art, wie der vorhergehende, geformt, nur bilden Trauben das Kapitäl. Am Frieſe des Giebels bemerkt man wieder eine Menge, bald hier bald dort,

Digitized by Google

höchſt unregelmäßig angebrachter Larven und einen ſehr gut ausgehauenen kleinen Bär.

Bey Betrachtung aller dieſer ſeltſamen Dinge, welche als die Attribute des Vaters Silen, des Bachus und Comus gelten, drängt ſich natürlicher Weiſe der Gedanke auf, die jetzige Kirche möge wohl urſprünglich kein Chriſtentempel geweſen, ſondern gröſſtentheils aus den Reſten eines alten Römertempels entſtanden ſeyn. Die Epoche dürſte vielleicht in die erſten Zeiten fallen, wo das Chriſtenthum ſich in Süd-Deutſchland ausbreitete, und wo das dort angeſiedelte Volk noch am Dienſte ſeiner alten Götter hing. Es iſt bekannt, daß die Römer in dieſen Gegenden allenthalben Kolonien angelegt hatten. Der Styl, worin dieſe Kirche erbauet iſt, unterſcheidet ſich zu ſehr von dem Gothiſchen, um ihn damit vermengen zu können, und ferner iſt er auch zu ſehr von dem Römiſchen verſchieden. Die jetzige Kirche ſcheint ein Gemiſch heidniſcher und der älteſten chriſtlichen Bauart zu ſeyn. Jene am Frieſe befindlichen Larven ſind ſo verwirrt unter einander angebracht, daß man glauben möchte, die Werkleute hätten dieſe Steinblöcke eingemauert, ſo wie ſie ihnen eben unter die Hände fielen. Hin und wieder trägt das Gebäude die ſichtbarſten Spuren des Mittelalters und der neuern Zeit. Unter die erſten iſt wohl die Kalkſteinplatte über dem Portale mit ihren zwey Kreuzen und die rechts und links des Eingangs eingemauerten Steine mit altgothiſcher Schrift zu zählen, welche Grabſteine zu ſeyn ſcheinen und vielleicht die Grabſtätte einiger Glieder der uralten gräflichen Familie Weinsberg bezeichnen. Der neuern Zeit gehören einige groſe viereckige Fenſter an, welche man in die Kirche hineingebrochen hat, um mehr Licht zu geben.

Dürfte man ſich kühnern Vermuthungen hingeben, ſo möchte man behaupten, daß der Name Weinsberg in engerm Verbande mit jenem, den Göttern des Weins und der Freude gewidmeten Tempel ſtehe. Kaiſer Probus war der erſte, der den Weinbau in den römiſchen Kolonien in Deutſchland einzuführen erlaubte. Vielleicht ſtammt die Benennung jenes noch immer mit Reben umkränzten Berges aus den frühern Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung. Statt Gewißheit können hier zwar nur Vermuthungen obwalten: ſie ſcheinen aber durch die Ueberreſte einer grauen Vorzeit eher beſtätigt als widerlegt zu werden.

Allwin.

Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

4.

Während die drey groſen Männer, von denen hier die Rede war, die Herrſchaft der Schulen durch Glanz und Reichthum ihres Unterrichts theilten, während die unwiderſtehliche Macht ihres Lehrvortrags allgemeine Huldigungen herbeyführte, während Boerhaave die Kunſt Krankheitsfälle zu unterſcheiden, Stahl diejenige der Heilanzeigen und Friedrich Hoffmann jene des Heilverfahrens vervollkommneten, ward durch viele nicht minder ruhmwerthe Arbeiten die Wiſſenſchaft auch von andern Seiten her bereichert. Zu den merkwürdigſten Erzeugniſſen jenes Zeitraums gehört die Monographie der bösartigen Fieber durch den modeneſiſchen Arzt Franz Torti, welchen Europa längſt den Wohlthätern der Menſchheit beyzählt. Dieſer groſe Mann hatte die Rechte ſtudiert, ehe er zur Arzneykunde überging. Ohne Lehrer oder Führer, ſchöpfte er anfänglich aus Büchern allein nur die Theorie einer Wiſſenſchaft, deren Reize ihn durch ihren Zauber angelockt hatten. Der Natur verdankte er ein ſo vortreffliches Gedächtniß und eine ſo richtige Beurtheilungskraft, daß er ſehr bald die gröſten Fortſchritte in der Beobachtung machte. Noch als Jüngling hatte er eine recht gute Abhandlung über die Bewegung des Queckſilbers im Barometer geſchrieben. Die mörderiſchen Fieber, welche in ſeiner Vaterſtadt Verderben ausbreiteten, entflammten ſeinen Kunſtſeifer. Als er ihre heimtückiſche Natur erkannt hatte, gerieth er auf den Gedanken, ſie durch hinlänglich ſtarke, dem Grade der Krankheit angepaſſte Gaben der peruvianiſchen Rinde zu bezwingen, und es gelang ihm, ausſchließlich durch die Anwendung dieſes Mittels, eine groſe Zahl ſeiner Mitbürger vom Tode zu retten. Das Werk, welches er über dieſen wichtigen Gegenſtand herausgab, machte ihn ſo berühmt, daß in Kurzem auf allen Univerſitäten Italiens ſeine Lehren angenommen und in den Hörſälen vorgetragen wurden. Wer mag berechnen, wie groß die Menge derer iſt, welche Torti, durch ſein verbeſſertes Heilverfahren gegen eine zu allen Zeiten und in allen Ländern vorkommende Seuche, gerettet hat, und wie vielen ſeiner Mitmenſchen er auch nach ſeinem Tode erſt und fürdauernd ein heilbringender Retter geworden iſt!

Den Arzneyſchulen Italiens gereicht es überhaupt zum eigenthümlichen Vorzuge, daß Sektengeiſt und Nachahmungsſucht ſie nie beherrſcht haben. Neapel war vormals berühmt für die Behandlung langwieriger Krankheitsformen, Modena für die der Seuchen; Bologna zeichnete ſich aus durch Verdienſte um die Naturlehre, Padua durch ſolche um die Zergliederungskunde und Naturbeſchreibung, Pavia durch die Kultur der Phyſiologie, Rom durch Kenntniß der Alten und einige praktiſche Aerzte von ſeltener Kunſt. Die gelehrten Männer des ſchönen italieniſchen Himmelsſtrichs haben ſich groſentheils von knechtiſcher Nachahmung frey behalten, und einen eigenthümlichen, unabhängigen Pfad eingeſchlagen; ſelbſt ſolche, die gemeinſame Lehrer hatten und am gleichen Orte wohnten, zeigen einen völlig verſchiedenen Charakter und Stempel; ſo erſcheint uns Torti ganz anders, als ſein Vorgänger Ramazzini.

Digitized by Google

Durch gleichmäßige Beſchäftigung und durch gleichartigen Ruhm ſtehen inzwiſchen neben einander Valſalva und ſein Schüler Morgagni, denen gemeinſam das große Verdienſt der Gründung der pathologiſchen Zergliederung zuſteht. Der erſte dieſer zwey großen Anatomen lebte ſo lange unter verweſenden Leichen, daß ſein Geruchs- und Geſchmacksſinn dabey großentheils zu Grunde gingen. In der Jugend wurden die Taſchen ſeines Kleides nicht ſelten die Behälter der heimlich entfremdeten Bruchſtücke von Leichen, die er auf ſeinem Zimmer genauer und bequemer unterſuchen wollte. Der Eifer des wißbegierigen Mannes führte ihn, in Ermanglung anderer Hülfsmittel, auch wohl nächtlicher Weile auf Friedhöfe und nach den Ruheſtätten der Todten, von denen er, was den Lebenden frommen könne, zu lernen verlangte. Seine wichtigen Arbeiten über das Gehör-Organ und andere Theile der Zergliederungskunde mehr ſind allbekannt. Auf Morgagni ging der jedes Hinderniß überwindende und durch keine Schwierigkeit abzuſchreckende Eifer ſeines Lehrers über; auch er beſuchte die Gräber der Hingeſchiedenen, um die Spuren der Leiden aufzufinden, denen ſie unterlagen, und um die Geheimniſſe ihrer Zerſtörung zu ergründen. Wie viele Irrthümer ſind auf dieſem Pfade aufgedeckt, wie viele Zweifel ſind gehoben, und wie mancher begangene Fehler iſt warnend und belehrend für die Zukunft erkannt worden! Der Lehrſtuhl von Padua war es vornehmlich, auf welchem Morgagni ſich einen unvergänglichen Ruhm erworben hat. Er iſt es, welcher der pathologiſchen Zergliederungskunde eine wahrhaft philoſophiſche Richtung ertheilt hat, indem er den feſten und unwandelbaren Gang der Natur in der Anſicht der Krankheitserſcheinungen entdeckte und nachwies. Es iſt ſein großes Verdienſt, eine Reihenfolge zuvor unbeachteter Thatſachen erkannt, und ihre nützliche Anwendung auf die Ausübung der Kunſt dargethan zu haben. Die Bahn, welche er öffnete, iſt ſeither nie wieder verlaſſen worden, und alle Fortſchritte, die dieſer geheimnißvolle Theil der Kunſt bis auf den heutigen Tag gemacht hat, gehen von jenen Arbeiten aus. Noch in den letzten Jahren ſeines langen Lebens ſammelten ſich um den verdienſtvollen Lehrer aus nahen und fernen Gegenden zahlreiche Zuhörer, und ehrfurchtsvoll beugte ſich, ſo oft er den Hörſaal betrat, vor ſeinem greiſen Haupte die Menge der Schüler. Es ſchien die Herrlichkeit der Wiſſenſchaft und des Alterthums Ernſt in den Furchen ſeiner Stirne zu thronen, wenn er, vor dem geöffneten Leichname ſtehend, in würdevollem Ausdruck und zierlicher Sprache alle Hörer zur Bewunderung hinriß. Man konnte einen Prieſter des alten Griechenlands zu ſehen glauben, der aus menſchlichen Eingeweiden Vorbedeutungen verkündigte. Aber ſeine Orakelſprüche waren die Ergebniſſe einer umſichtigen Beobachtung und einer langen Erfahrung, und was dieſe ihm eröffneten, das führte zur Kenntniß fruchtbarer Wahrheiten.

5.

Die Aufzählung aller in den verſchiedenen Zweigen der Heilkunde ausgezeichneten Männer, und die Darſtellung ihrer Verdienſte, ſo wie deſſen, was die Nachwelt ihnen ſchuldig iſt, kann hier unmöglich gegeben werden. Eine Menge ehrwürdiger Namen aus allen Völkern der geſittigten Welt müßte geſammelt, und in dem Familiengemählde der um die Wiſſenſchaft verdienten Aerzte vereinbart werden. Statt des Ganzen geben wir davon einige Andeutungen: der Italiener Lanciſi hat zuerſt die zerſtörenden Ausdünſtungen der Sumpfgegenden genauer unterſucht, und die Geſchichte der Pulsadergeſchwülſte ſowol als der plötzlichen Todesarten ſichern ſeinen Ruhm; preiswürdig hat Werlhof den durch Torti bezeichneten Pfad verfolgt; Albin iſt der glorreiche Nachfolger Euſtach's geweſen, Görter hat die Arbeiten des Sanctorius fortgeſetzt, und als hippokratiſcher Arzt die Schule Gröningen verherrlicht; ſein Landsmann Gaubius hat durch ſtrenge Ordnung und Methode, die ihm mehr als Syſteme galt, ſeiner Krankheitslehre eine von dieſen unabhängige Dauer geſichert, und ſein zweytes Verdienſt iſt, den Arzneyvorrath von den üblich gewordenen ungeheuern Formeln gereinigt zu haben; ſein Nachfolger Peter Camper hat als Zergliederer, Phyſiolog und Naturforſcher die äußern Geſtaltungen des Menſchen und der Thiere gründlich erforſcht, und aus der Thierheilkunde die Arzneykunde des Menſchen zu bereichern verſucht. Unter den Aerzten dieſes Zeitraums heben ſich glänzend aus, die Namen von Huxham, dem ungemein treuen Beobachter; von Richard Mead, den ſein höchſtedler Charakter noch liebenswürdiger machte, und an deſſen Gedächtniß ſich dasjenige des unglücklichen Freind knüpft, welchen er aus dem Gefängniſſe befreyt hat; von Pringle, dem geiſtreichen und gelehrten Manne, der die militäriſche Arzneykunſt ausbildete und der Schutzgeiſt der Kriegsheere geworden iſt; von Douglas, Monro, Fothergill, Johann Hunter und ſeinem Bruder Wilhelm, welcher die Entdeckungen vom Urſprung und Beſtimmung der Lymphgefäße weiter verfolgt hat; von dem Portugieſen Ribeiro-Sanchez, der zu vergleichenden Beobachtungen über den Krankheitsverlauf die nördlichen Länder bereiſt, und durch ſeltene Tugenden vor Ehrſucht und jeglicher Verkehrtheit in den Umgebungen des Hofes ſich bewahrt hat; von Andreas Piquerius, welcher in des alten Griechenlands Schule groß gezogen, Valencia's Lehrſtuhl berühmt gemacht, und mitten unter fanatiſchen und barbariſchen Inſtitutionen das heilige Feuer der Philoſophie treu bewahrt hat; von Bernard de Juſſieu, dem unſterblichen Gründer der in ihren Entwicklungen ſich immer fruchtbarer darſtellenden Lehre der natürlichen Pflanzenfamilien; von dem ehrwürdigen Aſtruc, dem liebenswürdigen Sylva, von Quesnay, einem der beredſamſten Sprecher der franzöſiſchen Akademie der Wundärzte; von Ferrein, dem geſchickten Zergliederer, und Goeſ-

frey, ſeinem Schüler, der mannigfaches Talent in ſich vereinbarend, wie Fracaſtorius, außer der Heilkunde auch der Dichtkunſt und Naturgeſchichte gehuldigt hat; von dem beſcheidenen Lieutaud, und von Senal, dem arbeitſamen Manne, deſſen Buch über die Bildung und die Krankheiten des Herzens dauernden Werth behält. Kurze Zeit vorher glänzte Johann Ludwig Petit, ein Schüler von Littre und Marechal, welcher der Sydenham der Wundärzte genannt werden dürfte, weil er an Treue, Aufrichtigkeit und Geiſt dieſem großen Vorbilde gleichkommt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Juli.

(Fortſetzung.)

Der Advokatenſtand war durch die Revolution völlig frey geworden, wie alle andere Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, und konnte von Jedermann ausgeübt werden, ſo bald man Neigung und Fähigkeit dazu hatte. Bonaparte, dem jeder Zwang der alten Zeit gelegen kam, um ſeinen neuen Deſpotismus zu gründen, ſtellte auch den ganzen Kram des vormaligen Advokatenweſens wieder her. Somit muſste zuerſt der Advokat die verſchiedenen akademiſchen Würden erlangen, dann ſich in das ſogenannte Pariſer Advokaten-Tableau einſchreiben laſſen, ferner drey Jahre lang gleichſam Geſelle bleiben, welches in der franzöſiſchen Rechtsſprache heißt, ſein Stage halten, und erſt nach Verlauf dieſer drey Jahre wurde er als Meiſter Maitre aufgenommen; denn dieſen Titel Maitre, in der Abkürzung M^e. führt in Frankreich jeder Advokat vor Gericht. Dieß war aber noch nicht alles. Auch der ſogenannte alte Zuchtrath, Conseil de discipline, wurde wieder hergeſtellt. Dieſer beſteht aus funfzehn ausgewählten Advokaten, deren Oberhaupt der Bâtonnier heißt und über die Zunft eine Art von väterlicher Aufſicht hat, und zwar ſo, daß er den Mitgliedern derſelben Verweiſe ertheilen, und ſie gar aus der Zunft verweiſen kann. Hier war alſo das leidige Zunftweſen in ſeinem völligen alten Glanze wieder hergeſtellt, und es fehlte damals nicht an Poſaunen, welche die Ordnungsliebe und väterliche Vorſicht Bonaparte's weit und breit verkündigten. Einſichtige Leute merkten aber wohl, daß es um die Unabhängigkeit des Advokatenſtandes geſchehen ſey. Denn einer deſpotiſchen Regierung iſt es ein Leichtes, einen ſolchen Zuchtrath zu gewinnen oder zu erſchrecken, und diejenigen Advokaten züchtigen zu laſſen, deren Talente ſie zu fürchten hat. Das neue Inſtitut verfehlte auch nicht ſeine Wirkung, und da es noch immer fortbeſteht, ſo hat es noch vor einigen Tagen einen Beweis ſeiner Schädlichkeit abgelegt. Ein gewiſſer Advokat Rey hatte, als Anwald der Ankläger des Generals Donadieu, in ſeiner Klagſchrift das Daſeyn des Staatsrathes als konſtitutionswidrig erklärt, wie es auch ſchon mehrmals in der Deputirten-Kammer geſchehen iſt. Ob er in ſeiner Anklage Recht oder Unrecht gehabt habe, iſt hier nicht zu erörtern. Daß er aber wider den Staatsrath habe ſchreiben können, ſcheint ausgemacht, da ja ſo manche Flugſchrift in demſelben Sinne geſchrieben worden iſt; und was ein Privatmann darf drucken laſſen, warum ſollte ein Advokat nicht ebenfalls berechtigt ſeyn, es zu drucken? Dennoch verſammelte ſich der Zuchtrath, und ſtrich den Herrn Rey aus der Liſte der Advokaten. Sogleich haben alle Oppoſitionsblätter ſeine Partey ergriffen, ſogar das halbminiſterielle Blatt, le Courier, hat ſich hier zur Meinung der Opponenten geſchlagen, und das Verfahren des Zuchtrathes als gar zu eigenmächtig dargeſtellt. Rey, welcher ein kühner, aber ſehr bedachtſamer Mann iſt, will, wie ich höre, verſuchen, ob er nicht noch als Advokat vor Gericht erſcheinen kann, und er hat ſchon in einem Journale zu beweiſen geſucht, daß ihm dieß Recht durch den Machtſpruch des Advokaten-Rathes nicht habe benommen werden können. Setzt er ſein Vorhaben ins Werk, ſo wird dadurch das Anſehen des Advokaten-Rathes niederſinken, warum ſich wohl Niemand betrüben würde, als etwa diejenigen Journaliſten, welche alle Inſtitute, die ſich aus der monarchiſchen Zeit herſchreiben, als Meiſterſtücke anpreiſen, und dieſelben daher bey jeder Gelegenheit unguibus et rostro vertheidigen, welches ſie auch aus Anlaß der Rey'ſchen Angelegenheit nicht ermangelt haben zu thun. — Nicht bey den Advokaten allein hat ſich ſeit der Revolution das alte Zunftweſen eingeſchlichen; auch bey einem andern Gewerbe, nämlich bey den Bäckern iſt ſo etwas Gildenmäßiges wieder zum Vorſchein gekommen. Die Pariſer Bäcker ſind wichtige Perſonen; von ihnen hängt in Zeiten der Theurung die öffentliche Ruhe der Hauptſtadt und zum Theil des ganzen Landes ab. Deshalb ſtehen ſie auch mit der Polizey und dem Miniſterium des Innern in unmittelbarer Verbindung. Die Regierung ſetzt den Preis des Brotes an, und zahlt ihnen Erſatz, wenn es nicht rathſam iſt, das Pariſer Volk durch Erhöhung des Preiſes unzufrieden zu machen. Da nun ſelbſt die untern Klaſſen in Paris feines Weißbrod eſſen, und überhaupt der Franzoſe eine große Menge Brotes verzehrt, ſo laufen zur Zeit der Theurung die Zuſchüſſe der Regierung zu ungeheuren Summen an. Dieſer Mißbrauch, zu welchem ſich ein in freyen Staaten unleidlicher Zwang geſellt, iſt ſchon in der Deputirten-Kammer lebhaft zur Sprache gekommen, weil doch die Nation zuletzt alle Ausgaben bezahlen muß; auch iſt ſchon an Mittel gedacht worden, demſelben abzuhelfen. Zu dieſem Zwecke hat der bekannte unternehmende Fabrikant Ternaux einen Plan entworfen und denſelben der Regierung vorgelegt, wie auch durch den Druck bekannt gemacht. Er wollte nämlich an der Spitze einer Handelsgeſellſchaft die geſammte Verproviantirung der Hauptſtadt leiten; die Regierung ſollte derſelben ihre Magazinhäuſer abtreten, und ihr die Erlaubniß verſtatten, eine beſondere Art von Bankzetteln in Umlauf zu ſetzen, welche das wirkliche Kapital der Geſellſchaft vorſtellen ſollten. Dafür machte ſich dieſe anheiſchig, ſtets ihre Magazine voll zu haben, und ſobald das Getreide zu einem beſtimmten hohen Preiſe gelangt ſey, an die Mehlhalle in Paris täglich die zum Bedarfe der Hauptſtadt erforderliche Menge Mehls zu liefern, wodurch alſo allem Mangel, und auch der Auftreibung der Preiſe würde vorgebeugt werden. Dieſes lautete nun freylich vortrefflich, und der berühmte Hr. Say hatte dem Projekte ſeine Billigung beygefügt. Allein genauer betrachtet, hat dieſes Projekt ſehr gefährlich geſchienen. Eine Volksmenge von mehr als 700.000 Seelen von den Spekulationen einer Proviant-Compagnie abhängen zu laſſen, iſt eine ſehr bedenkliche Sache; dieſer Compagnie würde es ein Leichtes ſeyn, das Getreide zu dem hohen Preiſe hinaufzutreiben, zu welchem ſie es abzuliefern berechtigt wäre; dann würde auch ihr Papiergeld im Staate eine neue Unordnung hervorbringen. Es iſt nicht leicht einzuſehen, wie ein ſo patriotiſch-denkender Spekulant als Ternaux iſt, ein ſolches Monopolium hat vorſchlagen, und wie ein Lehrer der Staatswirthſchaft, welcher allem Alleinhandel feind iſt, daſſelbe hat billigen können. Sollten etwa dieſe beyden Herren ſich von gierigen Spekulanten haben verleiten laſſen? Seitdem iſt ein Korngeſetz vorgeſchlagen und von den beyden Kammern angenommen worden. Hiemit iſt ſchon dem allgemeinen Bedürfniſſe einigermaßen abgeholfen. Indeſſen erfordert die Hauptſtadt doch noch beſondere Maßregeln; und mit dem Entwurfe derſelben ſoll man jetzt eben beſchäftigt ſeyn. —

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 24.

Nro. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Auguſt 1819.

. . . . Alles geht vorüber
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber,
Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
Geſammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
Und die Erinnerung, daß weder Luſt noch Schmerz
Euch zu vom treuen Hang an eure Pflicht geſchieden.

Wielands Oberon.

Sängers letztes Lied.

Einer Wallfahrt gleicht das Leben!
Unſer Zweck iſt Pilgers Streben,
Der nach einem fernen Lande,
Innerm Rufe treu, ſich wandte,
Hin zur heil'gen Stadt.

Frag' da Keiner, ob er weilen
Dürfe, ob er müſſe eilen,
Ob, in ſchöner, luſt'ger Aue
Er ſich eine Hütte baue,
Oder auch ſein Grab!

Nur nicht gar zu viel geſonnen; —
Raſch und heiter nur begonnen!
— Als den Pilger Sturm umſauste,
War ihm, ob ein Wetter brauste,
Ruhe Schirm und Dach. —

Sah' er ſeinen Pfad umnachtet,
Hat er auf den Stern geachtet,
Der, ſeit er im heil'gen Lande
Seinen Strahl als Führer ſandte,
Nie noch unterging.

Nicht auf Heeresweg der Menge,
Nicht im dichteſten Gedränge
Sucht der Sinnige zu wallen;
Dennoch, eignen Weg vor Allen
Hat er nie begehrt.

Leichte, ſüße Morgenträume,
Und am Mittag Schatten-Räume,
Und — vor allem, ein Gefährte,
Der mit Lieb' die Treu' bewahrte; —
Kürzer wird der Weg!

Beſſer iſts noch als ſelbander,
Zieht ein Häuflein mit einander
Unter fröhlichen Geſängen;
Horchend auch den leiſen Klängen
Aus dem fremden Land! —

Muthig aufwärts! riefen Stimmen,
Gilts, auf ſteiler Bahn zu klimmen,
Und die Reiſebürd' zu tragen;
Nur der Weichling mag verzagen
Ob des heißen Tags! —

Pilger, biſt noch nicht zu Hauſe,
Dein gehöret nicht die Klauſe,
Darfſt, wo's lieblich, drum nicht raſten;
Denk' an dein Gelübd, zu faſten
Je wohl einen Tag! —

— Endlich nahn wir doch dem Ziele;
Aus iſt's dann mit Müh', mit Spiele; —
Gram wie Luſt, und Wunſch und Schmerzen, —
Wie es wechſelte im Herzen,
Nur Erinn'rung hält's! —

Auch die Harfe wird verklingen,
Und der Mund bald nicht mehr ſingen,
Der oft innern Sturm beſchworen,
Oft die rief, die ſich verloren
Auf der Wanderſchaft! —

— Alſo ſang ein greiſer Sänger,
Und er wurde ſtiller, bänger,
Und er hob die matten Blicke,
Schien zu danken dem Geſchicke; —
— Nicht mehr ſchlug ſein Herz! —

L. Rd.

Digitized by Google

Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Beſchluß.)

Den bisher gedachten ſchlieſſen ſich noch manche andere Namen mehr an: der groſe Freund und Forſchee des Alterthums, Anton Cocchi, veeband mit umfaſſender Gelehrſamkeit die Uebanität und Grazie Athens. Anziehender hat ſchwerlich je ein anderer Philolog die Erinnerungen der Vorzeit dargeſtellt, als dieſer beredſame Mann in ſeinen akademiſchen Reden zu thun pflegte. Sein feiner, lebhafter, glänzender und dichteriſcher Geiſt haben ihn mit Fontenelle zu vergleichen Anlaß gegeben. Aehnliche Ansprüche auf bleibenden Ruhm hat ſich auch Johann Georg Zimmermann, einer der vorzüglichſten Schüler des unſterblichen Haller, erworben. Er eröffnete ſeine Bahn durch die gelehrte Probeſchrift zu Bewährung dee Lehre von der Reizbarkeit. Sein Werk über die Erfahrung mag ein Denkmal der beobachtenden Aeznepkunſt genennt werden; das Heilverfahren in dee Ruhr ward durch ſeine Bemühungen vervollkommnet. Philoſophiſche Gegenſtände, die eine ſehr allgemeine Theilnahme wecken, hat er mit ſeltener Kunſt behandelt. Sein Werk über die Einſamkeit, die Schrift über den Nationalſtolz und andere über verwandte Voewürfe mehr verkünden einen edeln und ſelbſtſtändigen Schriftſteller, der aus der Fülle des Herzens mit kräftiger Feder zu ſchreiben verſteht. Zimmeemann war der Freund Tiſſot's, des menſchenfreundlichen Arztes, den die vornehme Welt pries, während er die Behandlung der Krankheiten des Landmannes durch ſeine weiſen Rathſchläge zu verbeſſern bemüht war; er hat die Verbeeitung der verheeeenden Jugendpeſt heimlicher Sünde duech warnende Schreckbilder zu hemmen verſucht, und über die Krankheiten der Nerven, über eine Epidemie in Lauſanne und andeee Gegenſtände mehr, wichtige Werke hinterlaſſen. Franz Serrao bekämpfte mit gründlicher Gelehrſamkeit verderbliche Jrrthümer, den Glauben an die mährchenhafte Kraft der Tarantelſpinne, welchem Baglin's Zeugniß Eingang verſchafft hatte, und die paradore Behauptung Chicoyneau's und Chirac's von der Nichtanſteckung der Peſt. Neben ihm beſaß Neapel noch zwey andere, durch vielfältige Verdienſte um die Wiſſenſchaft und die Menſchheit ausgezeichnete Männer: Nicola Cirillo und ſein unglücklicher Neffe Dominic. Des Letztern klägliches Ende iſt noch in friſchem Gedächtniß: die Erzählung der Miſſethat ſoll hier keine Wunden aufreißen; das Heiligthum der Wiſſenſchaft muß politiſchen Zeewürfniſſen verſchloſſen bleiben. Dominic Cirillo lebt nicht mehr: ſein Verdienſt nur und ſeine Tugenden heiſchen unſere Huldigung. Eine der ſchönſten Landſchaften in der Gegend des Veſuvs war die Geburtsſtätte dieſes gelehrten Arztes; das vaterländiſche Klima wirkt nicht ſelten entſcheidend auf Genie und Charakter. Der imponieende Anblick eines ausgedehnten Meeres und ſeiner bezaubernden Ufer, das Gemählde eines mitten in der Zerſtörung und zwiſchen vulkaniſchen Verwüſtungen ſtets fruchtbaren Bodens ſcheinen gleichmäßig geeignet, den Charakter zu ſtählen und die Phantaſie zu erweitern. Die Sittenlehre, die Meßkunſt und die Naturlehre waeen die erſten Vorwürfe von Cirillo's Studien; ſpäterhin widmete er ſich der Arzneykunſt, und um dieß gründlicher zu thun, ließ er keine ihrer Hülfswiſſenſchaften unbegrüßt, und machte in der Naturgeſchichte insbeſondere groſe Foetſchritte. Die Zahl ſeinee Scheiſten über mancherley Gegenſtände iſt anſehnlich; vorzugsweiſe beſchäftigten ihn die Handbücher der Krankheitslehre und des Heilverfahrens; er iſt der Erfinder einer neuen Anwendungsart des Meekurs in ſiphilitiſchen Krankheiten; die allgemeinſte Theilnahme aber erweckt eine Reihe von Abhandlungen, die er in den ſeltenen Mußeſtunden, welche ſeine ausgedehnten cliniſchen Beſchäftigungen übrig lieſſen, niederſchrieb, und einem Freundekreiſe vorlas. Wie Zimmermann, ſo hat auch er die Vortheile der Einſamkeit geprieſen; gleich jenem hat er hinwieder über die Quellen des Lebens, über die Erſcheinungen der Reizbarkeit, und der phyſiſchen ſowol als moraliſchen Empfindlichkeit geſchrieben. Seine Forſchungen übee die letzten Erſcheinungen des Lebens und über die Gefühle der Sterbenden waeen beſtimmt, den hin und wieder noch herrſchenden Wahn von den Schmerzen des Todeskampfs, und von Qualen, unter denen das Leben ſich endigen ſollte, zu zerſtören. In beredſamen Vorträgen hat endlich Cirillo die Sorgfalt der Regierungen für die zweckmäßigſten Einrichtungen der Spitälee und Gefängniſſe in Anſpruch genommen, und alles, was von dem gefühlvollen Weiſen bekannt iſt, ſtellt ihn als einen treuen Freund der Armen und Unglücklichen dar.

6.

Schon vorhin ward der Name eines Mannes ausgeſprochen, deſſen uneemeßliche Arbeiten für ſich ſelbſt allein einen der wichtigſten Zeitpunkte der Geſchichte bezeichnen. Es iſt von Haller'n die Rede. Die Erſtlinge ſeines Talentes waren bekanntlich der Dichtkunſt gewidmet. Die Verſchiedenheit, die Mannigfaltigkeit und der Umfang ſeines Wiſſens ſind es, die ihn glänzend ausheben. Alte und neue Sprachen, Scheidekunſt, Erdkunde, Mineealogie, Botanik, Zoologie, Zergliederungskunde, die Wiſſenſchaft des thieriſchen Haushalts, die Krankheitslehre, die Heilkunde, überall war er vertraut und zu Hauſe. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit ſchritt er von einem Fache des Wiſſens zum andern über, und in jedem zeigte er ſich auch bald als Vertrauter und Meiſter. Die unermeßliche Gelehrſamkeit, welche er in ſo vielartigen und ſchwierigen Abtheilungen der Wiſſenſchaft zu Tage legte, hat ſich für die Zeitgenoſſen ausnehmend fruchtbar bewährt. Durch zahlreiche von ihm veranſtaltete neue Ausgaben hat er der Herſtellung und Verbreitung der ächten Lehee von Hippokrates, Aretäus und der übrigen Meiſter der Kunſt

Digitized by Google

einen kräftigen Antrieb ertheilt. Sein Hauptverdienſt beruht jedoch darauf, daß er mit einer vor ihm unbekannten Genauigkeit und durch Reihenfolgen der ſcharfſinnigſten Verſuche die Grundkräfte erforſcht hat, von denen die Bewegungen und Verrichtungen der lebendigen Körper ausgehen. Die Phyſiologie ermangelt bis auf Haller'n jeder feſten und ſicheren Stütze. Ihre Wahrheiten waren nur noch angedeutet oder geahnet werden; dieſem großen Manne aber kommt das Verdienſt zu, in den verwandten Erſcheinungen nachgewieſen und die Kettenreihe ihrer Verhältniſſe entwickelt zu haben. Das umfaſſende Genie, der fruchtbare Geiſt, der unerſchütterliche Muth, die ausharrende Geduld ſind Eigenſchaften, die ſich in ſeinem großen und glücklich zu Stande gebrachten Werke gleichmäßig und vereint zu Tage legen.

Man verdankt Hallern die wichtigen Unterſuchungen über den Blutumlauf im Herzen ſelbſt, über die Bewegungen, welche das Athemholen dem Gehirn-Organe mittheilt, und über tauſend andere Dinge mehr, die mit gleichem Scharfſinne keiner vor ihm erforſcht hatte. Eine vorzügliche Bewunderung verdienen ſeine Arbeiten über die Bildung der Knochen und des Beinhäutchens. Seinem prüfenden Auge entging unter allen Verrichtungen des thieriſchen Lebens keine, und von den Beobachtungen des Menſchen ging er wechſelnd zu denen der Thiere über. Bekanntlich hat er mit der größten Sorgfalt die Entwicklung des Hühnchens im Ey verfolgt, und die frühern Entdeckungen von Ariſtoteles, Aldrovandi, Harvei, Stenon und Malpighi über dieſen Vorwurf der Naturgeſchichte durch weſentliche Zuſätze bereichert. Nachdem er auf ſolche Weiſe die Geſetze, welche des Lebens wichtigſten Erſcheinungen zum Grunde liegen, nachgewieſen, und den Zuſammenhang der Verrichtungen des Organismus bezeichnet hatte, entwarf er den Plan der großen Arbeit, oder vielmehr des ſchönen Denkmals, das durch ihn der Lehre von der Natur des Menſchen iſt errichtet worden. Nichts blieb in dem bewunderungswerthen Werke außer Acht gelaſſen; die Thatſachen drängen ſich einander und nirgends will leere Spekulation ihre Stelle vertreten. Man hat Mühe zu begreifen, wie es möglich war, daß ein einzelner Menſch die Menge des Stoffes ſammeln und ordnen konnte; deſſungeachtet enthalten die zahlreichen Bände, in denen er jenen vereinbart hat, nur noch die kurz gefaßten Anfangsgründe der Wiſſenſchaft, die er uns lehren wollte. Welche Demüthigung unſerer Unwiſſenheit! Der Menſch ſtirbt, ohne je zu vollendeter Selbſtkenntniß gelangt zu ſeyn!

Anzeige, die Zuſammenfügung der deutſchen Doppel- oder Sammwörter betreffend.

(Von Jean Paul.)

Ich wäre vielleicht der einzige Grammatiker in der Welt, der unterlegen wäre und ſich ergeben hätte, wenn ich durch die Einwendungen, welche gegen meinen Aufſatz über die deutſchen Doppelwörter gemacht wurden, mich hätte widerlegen und überzeugen laſſen. Aber ich werde in der Oſtermeſſe 1820 zeigen, daß ichs nicht gethan, ſondern vielmehr die Gegner ſelber umzuwerfen und zu belehren ſuche.

Der im Morgenblatte 1818 in ſiebzehn Nummern zerſprengte Aufſatz über die deutſchen Sammwörter ſoll in gedachter Oſtermeſſe als ein beſondres Werkchen erſcheinen, mit Zuſätzen, Verbeſſerungen und Antworten. Da wol wenige arme deutſche Schul- und Sprachlehrer das ganze Morgenblatt ſelber auf dem Bücherbrette haben, und da überhaupt eine grammatiſche Kontroverspredigt wie meine, die vom erſten Auguſt bis vierzehnten September des Morgenblatts dauerte, ſchwer zuſammen zu faſſen und zu beurtheilen iſt: ſo tritt vielleicht, wenn ich dieſe auseinandergeſetzten Zwickſteine des Morgenblatts muſiviſch oder bauend zuſammen bringe, eher etwas Ganzes ins Geſicht, und mancher wird bekehrt.

Auch iſt es meine Pflicht, auf das, was Hr. Prof. Docen in der Eos, Hr. Prof. Grimm in dem Hermes, Hr. Prof. Thierſch in einem ungedruckten Briefe, und noch einige gegen meine Sätze eingewandt, öffentlich Rückſicht zu nehmen, und ſowol meine kleinen Belehrungen, als meinen alten geprüften Glauben, zu geſtehen. Vielleicht bloß der Leipziger Korreſpondent in der 151ſten Nummer des dießjährigen Morgenblattes hätte unter meinen Widerſachern, wenn nicht zu Hauſe, wenigſtens aus dem Morgenblatte bleiben können, weil er in der Nummer nichts Neues vorbringt, als den Satz, Hrn. Grimm hab' ihn mehr überzeugt, wie ich, und nichts Altes, als eben ein Paar ſchon abgedruckte Grimmiſche Einwendungen, ſo daß nach demſelben Muſter ein anderer Korreſpondent wieder den Leipziger durch den Brennkolben ziehen und die für eine dritte Zeitſchrift deſtillirten Gründe mit ſeiner eignen Ueberzeugung begleitet geben könnte; und dieß ſo immer fort. — Gott! wie nimmt das Lumpenpapier ab, und das Zeitſchreiben ſo zu! — Wie wird für die Tagblätter die fahrende Poſt mit Briefen über das Theater befrachtet und überpackt, welche durch Meßgelegenheit der Fuhrleute immer noch theuer und früh genug ankämen! Könnte man nicht wenigſtens für die Theater-Rezenſionen, da man ſie ohnehin ſchon überall mit kleinern Buchſtaben abdruckt, noch gar mikroſkopiſche Lettern erfinden, zur Erſparung theils des Papiers, theils des Leſens, ſo wie Swammerdamm für ſeine Inſektenzerlegungen die Meſſerchen unter dem Vergrößerglaſe ſchliff! —

Schließlich mag es als eine literariſche Merkwürdigkeit noch berührt werden, daß meine drey HH. Gegner ſämmtlich ſehr höflich gegen mich geſchrieben, wie ich gewiß zu ſeiner Zeit, nämlich in der Oſtermeſſe 1820, hinlänglich gegen ſie erwiedern werde. Sonſt leben, wie bekannt, Sprachforſcher mit Dichtern — denn bey Lichte beſehen, bin ich doch nichts weiter als eine Art Poet — in keinem ſonder-

lichen Vernehmen zuſammen, falls ſie nicht, wie Klopſtock oder Leſſing, beydes in Einer Perſon vorſtellen. Da beyde Gewerke einander nicht entbehren können, der Dichter nicht des Sprachforſchers Wörterbuch und Sprachlehre, und der Sprachforſcher nicht den Dichter, um die nöthigen Beyſpiele und Redearten aus ihm zu ziehen: ſo können ſie ſich nicht leiden. Adelung war ſehr verdrießlich über Goethe, weil dieſer ohne alle Sprachkenntniß des adelungſchen Wörterbuchs eine Menge neuer Wörter und Redeweiſen eingeführt, Adelung aber nicht einmal ſein friedliches ſtilles Wort „Gemüthsſtellung“ unter die Leute bringen konnte; ſo wie nach Leſſing nicht Gelehrte, ſondern Ungelehrte, eine neue Religion am leichteſten ſtiften und fortpflanzen. — Und auf der andern Seite ſchneiden wieder Poeten gegen Sprachforſcher — z. B. Klopſtock gegen Adelung, Wieland gegen Campe, Goethe gegen Kolbe — ſauere Geſichter, und ſind ihnen gram — wie das kanoniſche Recht, (c. 14. X. de testib.) bey den Laien Feindſchaft gegen die Prieſter vorausgeſetzt, und ſie daher zu keinen Zeugen gegen ſie zulaſſt —, weil die Grammatiker ſich für die Päpſte der Sprache anſehen, und die Poeten vor ihre Beicht- und Richterſtühle fodern. — So fechten Menſchen, leider Menſchen auf dem Schreib- und Druckpapier an, während ihres kurzen Lebens, ſowol auf als außer dem Papier!

Anekdote.

Man fragte den Herrn ***, einen bekannten Schmarotzer in Paris: ob er noch oft den Marquis von **, einen Erzultraroyaliſten, beſuche?

„Was denken Sie von mir,“ verſetzte er: „ich verlaſſe meine Freunde nicht, wenn ihre Angelegenheiten nicht am beſten ſtehen. Sonſt aß ich wöchentlich nur einmal bey ihm zu Mittag, jetzt geh' ich wöchentlich wohl dreymal zu ihm zum Diner.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Juli.

(Beſchluß.)

Noch habe ich von zwey merkwürdigen Kriminal-Prozeſſen zu reden, welche in den letzten Wochen hier geſchlichtet wurden. Der erſtere betraf Coignard, den abgefeimteſten Gauner, der wohl ſeit langer Zeit vor Gericht erſchienen iſt. Schon im vorigen Jahre war er gerichtet worden, und zwar blos ſeines Namens wegen. Es gehörte ziemlich viel Mühe dazu, ehe man beweiſen konnte, daß er nicht der Graf Pontis de Ste. Hélène war, wofür er ſich ausgab, ſondern ein von den Galeeren entwiſchten Gauner. Er hatte ſich, wie es ſcheint, mit einer, ſeiner würdigen, ehemaligen Geliebten des Grafen Pontis de Ste. Hélène, in vertraute Bekanntſchaft geſetzt, von derſelben die Papiere des Grafen, welcher in Spanien geſtorben iſt, erhalten, und vermittelſt derſelben ſich dreiſt für den Grafen ausgegeben. Mit dieſer geſchickt durchgeführten Dreiſtigkeit war es ihm gelungen ſich nicht allein in vornehme Geſellſchaften einführen zu laſſen, ſondern auch ſogar noch ein Ordenskreuz, und eine Stelle im Generalſtabe zu Paris zu erhalten. Allein eines Tages hatte der Zufall einen ehemaligen Kameraden von der Galeere ihm in den Weg geführt. Dieſer verrieth ſeinen wahren Stand, und zernichtete mit Einemmale ſein Glück. Der Aftergraf hatte jedoch zwey Gewerbe; als das eine nicht mehr fort wollte, trieb er wieder Gauner-Streiche, und ſtahl mit einer unerhörten Dreiſtigkeit. Einer ſeiner Streiche iſt folgender. Seine Geliebte, die vorgebliche Gräfinn Pontis de Ste. Hélène, fuhr in einer ſchönen Kutſche zu einem ſpaniſchen General, welcher ſich in Paris aufhielt. Coignard (ſo heißt der Gauner) ſtand als Bedienter in Livrey hinten auf, und blieb im Vorzimmer, während dieſes Weib ihre Rolle in dem Saale des ſpaniſchen Generals ſpielte. Dieſen Aufenthalt im Vorzimmer benutzte er dazu, daß er die Schlüſſel der Thüren in Wachs abdruckte. Einige Tage darauf ſchlich er ſich in dieſes Gemach ein, und ſtahl das Silberzeug. Die Polizey iſt dieſem Spitzbuben lange auf die Spur gegangen, und hat ihn nicht ohne Mühe erhaſcht. Einmal hatte er ſogar den Polizey-Kommiſſär, welcher in ſein Gemach getreten war, um ihn zu ergreifen, in eins ſeiner Zimmer eingeſchloſſen, und war darauf durch eine geheime Thür entwiſcht. Nachdem nun erſt entſchieden worden war, daß er wirklich von den Galeeren entflohen ſey, wurde er auch als Dieb gerichtet, und lebenslänglich zur Kettenſtrafe verurtheilt. Doch behauptet er noch gegenwärtig, er ſey der Graf Pontis de Ste. Hélène. — Ein Verbrecher anderer Art iſt der General Sarrazin, der ſo eben zu zehnjähriger Kettenſtrafe verdammt worden iſt. Dieſer Mann, welcher ſich im ſtrategiſchen Fache ſowol als Feldherr, wie auch als Schriftſteller ausgezeichnet hat, ſcheint von jeher einen Hang zu Abenteuern gehabt zu haben, und dieſer Hang führt ihn nun endlich auf die Galeeren. Er hat ſeit der Revolution mehrere Feldzüge unter den ausgezeichnetſten Anführern der franzöſiſchen Armee mitgemacht. Aber immer unzufrieden mit ſeiner Lage und mit ſeinen Umgebungen, hat er ſtets nach Aenderung geſtrebt, und ſich durch ſein unruhiges Betragen ſeine Mitgefährten zu Feinden gemacht. Im Jahr 1810 als Bonaparte noch mit ſeinem unſinnigen Projekte einer Landung in England beſchäftigt war, und eine Armee auf der Küſte unterhielt, wobey ſich auch der General Sarrazin befand, entfloh dieſer in einem Boote zur engliſchen Flotte, und verkaufte die Plane der Franzoſen an das engliſche Miniſterium; allein auch mit dieſem entzweyte er ſich der Belohnung halber, welche er außerordentlich hoch angeſetzt hatte. Unterdeſſen hatte ihn Bonaparte zum Tode verurtheilen laſſen. In England verheirathete ſich Sarrazin mit einer liebenswürdigen Miß, die er aber ſechs Wochen hernach wieder verließ. Er hatte dieſem unglücklichen Mädchen verhehlt, daß er ſchon in Frankreich eine Frau hatte. Nach dem Friedensſchluſſe kehrte er wieder nach Frankreich zurück, und gab dort ein Werk über die letzten Feldzüge heraus, die er mit vielem Scharfſinn beurtheilte. Nun verheirathete er ſich zum Drittenmal. Die unglückliche Miß aber, die er in England hatte ſitzen laſſen, kam nach Paris herüber, und klagte ihn an. Er wurde nun feſtgeſetzt, und, aller ſeiner nichtigen Einwürfe ungeachtet, gerichtet. Einer dieſer Einwürfe war, daß er im Jahr 1810 zum Tode verurtheilt worden wäre, und daß mithin die in der Folge von ihm unterzeichneten bürgerlichen Akte keine Gültigkeit haben könnten. Hierauf ſcheint das Gericht gar nicht geachtet zu haben. Er hat auch noch nach ſeiner Verurtheilung heilig und feſt betheuert, er habe nur eine einzige Heirath förmlich abgeſchloſſen; dawider aber zeugen die gerichtlichen Beweiſe. Miß Hutchinſon, ſeine zweyte Frau, erſchien vor Gericht in Trauerkleidern, und ſchien ſehr bewegt. Seine dritte Frau hat ſeinetwegen keinen Schritt gethan; auch würde ihr Erſcheinen vor Gericht ſeine Strafbarkeit, wie es ſcheint, wenig vermehrt haben. Traurig iſt, wenn ein Mann von ausgezeichnetem Talente, und aus der höhern Klaſſe, welcher die bürgerlichen Pflichten ſo geläufig ſeyn ſollen, in ſolche Verirrungen geräth, und ſeinem, in andrer Hinſicht nicht unrühmlichen, Namen einen ſolchen Schandfleck anhängt!

Da.

Digitized by Google

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 12. Auguſt 1819.

Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Geſetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche ſtill gemeſſen ſchreiten
Im melodiſchem Geſang.

Schiller.

Ueber das Verhältniß der Koloniſten am Vorgebirge der guten Hoffnung zu ihren Grenz-Nachbarn.

(Aus dem Tagebuche eines Deutſchen, der 17 Jahr am Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika lebte.)

Seit einiger Zeit wird in öffentlichen Blättern verſchiedentlich der Feindſeligkeiten gedacht, welche die Kaffern gegen die Koloniſten am Vorgebirge der guten Hoffnung unternehmen, ſo wie der ernſtlichen Maßregeln, welche die Regierung dagegen anzuwenden gezwungen worden iſt. Weil alſo das Cap noch immer auf einiges Intereſſe in Europa Anſpruch machen zu dürfen ſcheint, ſo werden vielleicht auch einige Nachrichten über das Verhältniß, in welchem die Koloniſten am Vorgebirge der guten Hoffnung zu ihren Grenz-Nachbaren ſtehen, nicht ohne alle Theilnahme geleſen werden.

Drey Völkerſchaften wohnen landwärtsein an den Grenzen der Kolonie, ſo weit dieſe geſetzlich beſtimmt ſind, nämlich an dem Oranje oder Großen-Fluß (Hottentotiſch 'Gariep) in Nordweſten, an dem großen Fiſchfluß in Oſten und Nord-Oſten, und jenſeits der Schnee- und Neu-Lands- (Nieuwveld) Berge in der Mitte. Dieß ſind die Namáqua-Hottentotten, die Kaffern, und die Buſchmänner. Von jeder dieſer Völkerſchaften alſo ein Wort insbeſondre.

An dem Oranje-Fluß und noch eine gute Strecke dieſſeits — denn der genannte Fluß iſt noch nicht ganz und beſtimmt als Grenze angenommen — wohnen die Namáqua-Hottentotten, und geben dem Landſtriche, der von Alters her ihr Eigenthum geweſen iſt, auch ihren Namen, es heißt das Namáqua-Land. Hier finden ſich wohl die einzigen noch unvermiſchten Ueberreſte der alten Ureinwohner an der Südſpitze von Afrika. Die Klein-Namáqua, wie eine Abtheilung dieſes Stammes heißt, haben ſich indeſſen auch ſchon beynahe unter den Koloniſten verloren und zum Theil mit ihnen vermiſcht, denn es haben ſich bis jenſeits des Kamis-Berges, welcher etwa in der Mitte zwiſchen dem Elephanten- und dem Oranje- oder Großen-Fluſſe liegt, Koloniſten im Lande der Klein-Namáqua angeſiedelt, und die Zahl dieſer Ureinwohner ſcheint nie beträchtlich geweſen zu ſeyn. Die Groß-Namáqua hingegen, welche nördlicher und an beyden Seiten des Unter-Oranjefluſſes wohnen, ſind zahlreicher, theilen ſich in mehrere von einander unabhängige Stämme, welche unter eignen Häuptlingen, gewöhnlich Kapitäns genannt, ſtehen, ihre eigenthümliche durch das ſonderbare Schnalzen ausgezeichnete Sprache reden, und zuſammengenommen ein völlig unabhängiges Nomaden-Völkchen bilden. Das Namáqua-Land iſt gebirgig, zum Theil ſandig, hat in den Sommer Monaten äußerſt heiße, in den Winter-Monaten aber ſehr kalte und ſcharfe Luft, und iſt außerordentlich arm an Waſſer — weßwegen die Einwohner von einer Gegend zur andern ziehen müſſen, und alſo ihre Wohnſitze immer nur für einige Zeit an einer Quelle, ſo lange dieſe Waſſer hält, oder an einem periodiſchen Fluß, oder wie Gewitterregen einen Diſtrikt befruchten,

Digitized by Google

in dieſem aufſchlagen. Während eines ſolchen Aufenthalts pflegen denn auch wohl einige Stämme, beſonders am Oranjefluß, etwas Gartenbau zu treiben, und namentlich etwas Taback anzupflauzen und zu erzielen. — Die Koloniſten ſtehen mit dieſem äußerſt gutmüthigen Volke in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und tauſchen zuweilen etwas Vieh von demſelben ein für Taback, Meſſer, Feuerzeuge, Hals- oder Kopftücher und auch für Branntwein. Die Namáqua-Hottentotten ſind nicht kriegeriſch und nicht diebiſch, können auch von ihren eignen Heerden, welche aus Schaf- und Hornvieh beſtehen, nothdürftig leben, und laſſen daher die Koloniſten in Ruhe. Dieſe aber können weder durch den Reichthum der Namáqua, noch auch durch die Beſchaffenheit ihres heißen waſſerarmen Vaterlandes gereizt werden, ſie zu beunruhigen. Es herrſcht alſo an dieſen Grenzen gewöhnlich Friede, welcher höchſtens einmal durch einen unruhigen oder habſüchtigen Kapitän geſtört werden kann, in welchem Fall ſich die Bedrängten wohl zu den Grenzkoloniſten flüchten, und durch dieſe auch, wenn es nöthig iſt, Hülfe erlangen.

Etwas anders verhält es ſich mit den Buſchmännern (boschjemans), welche einen weit ausgedehnten Landſtrich, etwa in der Mitte des den Europäern bekannten Dreyecks des ſüdlichen Afrika, bewohnen. Ueber die Abſtammung dieſer, vermuthlich auf der allerunterſten Stufe der Kultur ſtehenden Menſchenraſſe äußern bekanntlich die Reiſebeſchreiber verſchiedene Meinungen. Wenn aber einige behaupten, die Buſchmänner hätten urſprünglich mit den Hottentotten einerley Volk ausgemacht, und wären durch die Grauſamkeiten der Koloniſten in die wüſten Gegenden der Kolonie vertrieben worden, nnd ſo nach und nach gänzlich verwildert, ſo ſtehet dieſer Behauptung zuverläſſig ſehr vieles entgegen, und ſie iſt nach dem allgemeinen Urtheile der Capbewohner durchaus unſtatthaft. — Die Buſchmänner halten ſich immer in den dürreſten und ödeſten Gegenden auf, haben weder Heerden noch feſte Wohnſitze, ſondern nähren ſich von der Jagd, von Heuſchrecken, Ameiſenlarven nnd von wildwachſenden Pflanzen, unter welchen die Zwiebelgewächſe (zu den Gattungen Iris nnd Moræa gehörig) wohl die vorzüglichſten ſind. Sie theilen ſich in verſchiedene Stämme oder Haufen, die in Rückſicht auf Wildheit, Zähmbarkeit und beſondres Naturell von einander merklich abzuweichen ſcheinen, auch ſelbſt ungleichartige Dialekte reden ſollen, in ſo fern dieſen armen Menſchen eine Sprache als ein fixirtes Syſtem artikulirter Laute zugeſchrieben werden kann. Die Koloniſten an den Grenzen ziehen öftmals mit ihren Heerden in das Gebiet der Buſchmänner, und wiſſen ſich alsdann mit den Horden der Buſchmänner, die ſie etwa antreffen, durch ein Geſchenk an Schafen gütlich abzufinden und gegen Räubereyen zu ſichern. Eben ſo machen ſich die Koloniſten auf größern, doch jetzt immer ſeltner werdenden, Jagdzügen, durch Mittheilung von dem erlegten Wilde, die Buſchmänner zu Freunden, welche ſich denn, ſo lange die Jagd dauert, und großes, den Waffen der Buſchmänner überlegenes Wild geſchoſſen wird, an dem Abfall recht gütlich thun, und ſelbſt eine Art von Gewiſſenhaftigkeit gegen die, ihnen als Freunde entgegenkommenden, Koloniſten beweiſen. — Dennoch findet ein durch Gutmüthigkeit des Charakters, gegenſeitiges Intereſſe, oder dauerhafte Verträge geſichertes freundſchaftliches Verhältniß mit dieſen Grenz-Nachbarn nicht ſtatt. Sobald nämlich unfruchtbare d. h. trockne Jahre eintreten, und der verſengte ſteinige Boden, von welchem ſich bey anhaltender Dürre auch das Wild immer mehr entfernt, die Buſchmänner in große Noth bringt, ſind auch die Koloniſten an den Grenzen ihren Räubereyen unfehlbar ausgeſetzt. Da nun der trockenen Jahre mehrere auf einander folgen können, ſo hat es auch Zeiten gegeben, wo die Koloniſten in offnem Kriege gegen die Buſchmänner gelebt nnd empörende Grauſamkeiten gegen ganze Stämme oder Horden derſelben ausgeübt haben. Die Koloniſten fürchten ſich nicht eigentlich vor den Buſchmännern, denn ſie ſtehen in keiner Verbindung unter einander, können alſo nichts Planmäßiges unternehmen — und ſo tödtlich auch ihre vergifteten Pfeile ſind, ſo kann doch ein weiter Ueberrock von dickem groben Frieß, den der Koloniſt etwa vor ſich her tragen läſſt, gegen dieſe Pfeile ſchützen. Einem hinter dieſer Bruſtwehr gehenden gut bewaffneten und geübten Schützen, ſucht jeder Buſchmann, wo möglich, durch die Flucht zu entgehen. Die kleinen Buſchmänner wiſſen ſich aber hinter Büſchen und Steinen auf eine bewundernswürdige Weiſe ſo zu verſtecken, daß der gegen ſie anrückende Schütze ihrer nicht gewahr wird, und dann gebraucht der Buſchmann ſeinen Bogen oftmals nicht ohne Erfolg gegen den Koloniſten, wie aus einem Hinterhalt. Es findet alſo wohl keine erklärte Feindſchaft oder ein wirklicher Kriegsſtand zwiſchen den Koloniſten und den Buſchmännern ſtatt, ein tief eingewurzeltes gegenſeitiges Mißtrauen aber, ſo wie die ganze Lage und Beſchaffenheit der Buſchmänner machen, daß ſie als ſehr beſchwerliche Grenz-Nachbaren angeſehen werden, und man muß wünſchen, daß die Kultur doch endlich einmal einige Fortſchritte unter dieſem beynahe noch ganz thieriſchen Völkerſtamm machen möge.

(Der Beſchluß folgt.)

Drolliges Qui pro quo.

Der Marquis von P... in Paris, ein ſchon ziemlich bejahrter Mann, hatte ſeine junge hübſche Gemahlinn in dem Verdacht, daß ſie, da es ihr nicht an Anbetern fehlte, nicht gegen alle die Unerbittliche mache.

Vorzüglich hegte er großen Argwohn gegen den Chevalier von D..., einen hübſchen jungen Mann, der es ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, der Marquiſe den Hof zu machen.

Digitized by Google

Er überhäufte ſeine Gemahlinn eben nicht in den ſchönendſten Ausdrücken darüber oft mit Vorwürfen, die ſie, ihrer Unſchuld ſich bewuſſt, nur mit einem mitleidigen Lächeln und Achſelzucken beantwortete.

„Lache nur noch!“ pflegte er dann wohl zu ſagen; „beſtätigt ſich mein Verdacht, ſo kannſt du darauf rechnen, daß es Blut koſten ſoll!“;

Kurz nach ſolcher Eheſtandsſcene kam einſt der Marquis ſpät in der Nacht in ſeine Wohnung zurück. Seine Gemahlinn ſchlief ſchon längſt, wie ihm ſein Bedienter ſagte, und er ging nun in ſein Zimmer.

Eine Weile darauf hörte er ein leiſes Geräuſch in dem daran ſtoßenden Saale. Er öffnete die Thür, und ſah, daß Jemand im Begriff war, von dem Balkon deſſelben in die noch offene Thür mit Glasſcheiben, zu ſteigen. Wer konnte dieß anders ſeyn, als der gefürchtete Chevalier von D... Es war ſeine ganze Geſtalt.

Er hatte jedoch ſo viel Beſonnenheit, daß er es ſeiner Ehre wegen für rathſam hielt, keinen Lärm zu machen. Leiſe ſchlich er in ſein Zimmer zurück, nahm ein Piſtol in die Hand, und als der Eingeſtiegene eben durch die Glasthüre in den Saal trat, ging er ihm feſt entgegen, hielt ihm das Piſtol vor die Bruſt und ſagte mit ernſter Stimme:

„Herr Chevalier! Ich weiß, was Sie hierher führt: Ich könnte Sie auf der Stelle niederſchießen; ich ſollt' es vielleicht auch; aber ich will mich für den Schimpf, den Sie meiner Ehre anthun, auf eine edlere Art rächen. Gehen Sie!“

Der Eingeſtiegene wollte dieſe Erlaubniß benutzen und wieder auf den Balkon zurückgehn, und von dort, wie er hinaufgeklettert war, herunter ſteigen.

„Nein!“ rief der Marquis aus: „Sie könnten Schaden nehmen. Ich werde Ihnen die Thür öffnen. Gehn Sie, aber morgen Vormittag um neun Uhr erwarte ich Sie mit einem Paar geladenen Piſtolen unfehlbar im Gehölz von Boulogne. Dort wollen wir unſere Sache ausmachen, wie es ſich für Leute unſers Standes ſchickt.“

Ohne ein Wort zu antworten, entfernte ſich der Ueberraſchte, und der Marquis gab ihm noch das Geleit durch mehrere Zimmer, wo er im Finſtern herumtappte, damit er ſich nicht ſtoßen und kein Geräuſch machen möchte.

Am folgenden Morgen begab ſich der Marquis, ohne ſeiner Gemahlinn ein Wort von dem geſtrigen Vorfall zu ſagen, zur beſtimmten Stunde an den Ort des Zweykampfs. Ihm, als dem beleidigten Theil, ſtand der erſte Schuß zu, und, da er ein guter Schütze war, ſo zweifelte er nicht, daß er ſeinen Gegner, wo nicht auf der Stelle zu Boden ſtrecken, doch ſo verwunden würde, daß an keinen zweyten Schuß zu denken ſey. Dann erſt wollte er, mit dem Gefühl des Sieges und der befriedigten gerechten Rache, zu ſeiner Gemahlinn zurückkehren und ihr ankündigen, wie er ſeine Schmach mit Blut abgewaſchen, und ſie auffordern, ſich, ohne Aufſehn, von ihm zu trennen.

Voll von dieſem Gedanken kam er in dem Gehölz von Boulogne an; hier fand er aber Niemanden, und nachdem er einige Stunden auf ſeinen Gegner in der größten Ungeduld gewartet hatte, kehrte er äußerſt aufgebracht über die Feigheit und doppelte Nichtswürdigkeit des Chevalier von D... in ſeine Wohnung zurück.

Bey ſeinem Eintritt kam ihm die Marquiſe wehklagend entgegen, und erzählte ihm: wie einige Uhren, ſilberne Leuchter und dergleichen aus ihren Zimmern geſtohlen worden wären.

Der Marquis hatte dafür keine Ohren, zornig wies er ſie zurück, und fragte nur: ob nicht etwa ein Billet von dem Chevalier von D... an ihn abgegeben worden ſey? Als dieß verneint wurde, ſtürzte er wie ein Raſender zum Hauſe hinaus und eilte zu dem Chevalier. Zu ſeinem groſſen Erſtaunen erfuhr er in der Wohnung, daß er bereits ſeit zwey Tagen mit ſeiner Mutter, eine Erbſchaft zu erheben, verreiſt ſey. Er würde indeß auch an der Wahrheit dieſer Nachricht gezweifelt, und alles für Beſchönigungen des Chevalier gehalten haben, wäre nicht zufällig, eben als er wieder die Wohnung des Letztern verlaſſen wollte, der Kutſcher der Mutter des Chevalier mit dem leeren Wagen vorgefahren. Dieſen fragte er: woher er käme? und unbefangen erzählte er ihm, er hätte ſeine gnädige Herrſchaft und ihren Sohn den Chevalier vor drey Tagen nach Senlis gebracht, und käme jetzt zurück, weil ſie von dort mit der Schweſter der Marquiſe weiter nach Compiegne gereiſet wären, um gemeinſchaftlich eine Erbſchaft zu erheben.

Nun erſt fiel es ihm ein, daß er ſich in der Perſon geirret haben müſſte, aber neue Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, wer der unbekannte Räuber ſeiner Ehre geweſen ſeyn möchte.

Als er wieder zu ſeiner Gemahlinn zurückgekehrt war, überhäufte er ſie mit den bitterſten Vorwürfen; ſein Zorn ließ es aber nicht zu, ſich deutlich zu erklären, und er ſprach alſo lange in ſo räthſelhaften Ausrufungen, daß die Marquiſe glaubte, die Eiferſucht habe ihn um ſeinen Verſtand gebracht.

Mit Mühe gelang es ihr endlich, durch Fragen und freundliches Zureden den Zuſammenhang herauszubringen, und nun ward es ihr nicht ſchwer, zu errathen, wer der Dieb der vermiſſten Uhren und ſilbernen Leuchter geweſen war.

Zum Beweiſe ihrer Unſchuld beſtand ſie darauf, daß dieſer Diebſtahl nicht blos der Polizeybehörde ſogleich angezeigt, ſondern auch durch einen öffentlichen Anſchlag, demjenigen eine anſehnliche Belohnung verſprochen werden müſſte, der etwas von den geſtohlnen Sachen wieder nachweiſe. Dieß Letztere hatte die gute Wirkung, daß der Beſitzer einer der Uhren, als er ſie zum Verkauf ausbot, angehalten und verhaftet wurde.

Bey der Unterſuchung ergab es ſich, daß es ein gemei-

Digitized by Google

ner Dieb war. Er hatte die Balkonthüre in der Nacht noch offen geſehen; dieß ihn gereizt, einen Verſuch zu machen, hinaufzuklettern, um zu ſtehlen, und ſchlau genug das Mißverſtändniß des Marquis mit vieler Gegenwart des Geiſtes dazu benutzt, unentdeckt davon zu kommen. Um das mühſame Klettern und die Angſt doch nicht umſonſt gehabt zu haben, benutzte er die Zeit, wo der Marquis ihn in der Dunkelheit durch die Zimmer führte, was er beym Herumtappen erfaſſen konnte, mitzunehmen. K. M — r.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Auszug aus dem Briefe eines Deutſchen auf einer Reiſe in das innere Braſilien.

Arrayal do Rio dos Velhos, den 4. Nov. 1818.

Schon in meinem letzten Briefe, mein Freund, benachrichtigte ich Sie von dem Vorhaben einer größeren Reiſe in Geſellſchaft zweyer deutſchen Freunde, Herrn von Olfers und Sellow, die ſich aber ſo ſehr in Rio de Janeiro verſpäteten, daß wir erſt den 1. Oktober von Villa Rica abreiſen konnten, eine ſehr ungünſtige Jahreszeit zum Reiſen in dieſer Gegend, wegen vieler Regen und Gewitter, wodurch grundloſe Wege, reißende Ströme, und auch bösartige Fieber entſtehen, die der Bevölkerung entgegen ſind.

Da wir nur 30 Maulthiere mit uns führten, ſo ging die Reiſe außerordentlich langſam: denn ehe ſie auf den offenen Weiden des Morgens zuſammengetrieben wurden, (indem ſich einige immer verlaufen), ehe ſie den Milho (Mais) freſſen, geſattelt und beladen werden, geht ſchon ein großer Theil des Tages verloren. Auch iſt es nöthig, des Abends bey Zeiten im Nachtquartier anzulangen, um die Tragſättel, welche drücken, auszubeſſern, die Thiere zu beſchlagen, und die, welche krank ſind, zu heilen: ſo kommt man nur wenige Stunden des Tages vorwärts, zwey, drey, höchſtens vier Legoas, und immer in der Hitze. Bis zum Arrayal da Paranna, dem Grenzorte des Diamanten-Diſtrikts, blieben wir alle beyſammen. Mowe's Reiſebemerkungen, (da wir zufällig ſeine Reiſeroute verfolgten), gaben uns manchen Zeitvertreib. Nicht ein einziger Ort iſt darin richtig geſchrieben, die Namen der Orte und Flüſſe ſind verwechſelt, manche genannt, die gar nicht exiſtiren, andere weggelaſſen. Und doch iſt dieſes Werk, voll unzähliger Unrichtigkeiten, beynahe in allen Sprachen angeprieſen worden.

In Paranna der langſamen Fortſchritte müde, trennten wir uns von der ſchweren Bagage, um einen größeren Landesſtrich in Augenſchein zu nehmen. Freund Sellow, der ſich vorzüglich mit botaniſchen und zoologiſchen Sammlungen beſchäftigte, und daher langſam reiſen mußte, blieb bey dem Haupttrain, durchzog quer die Gebirge, und längs Rio dos Velhos hinunter, bis zu ſeiner Vereinigung mit dem großen San Francisco, woſelbſt wir wieder zuſammen treffen wollten. Olfers, mein Adjutant und ich, die wir uns vorzüglich mit mineralogiſchen und geographiſchen Gegenſtänden beſchäftigten, wandten uns mehr rechts, der großen Gebirgskette Sierra do Eſpinhaço entlang, welche ſich durch ganz Minos Geraes und einen Theil von Bahia und San Paulo erſtreckt, und die höchſten Berge Braſiliens in ſich faßt. Wir zogen links am Diamanten-Diſtrikte vorbey, (da neueren Befehlen zu Folge, kein Fremder mehr dieſen Diſtrikt beſuchen darf), und gingen nach Arrayal de Formigos, 40 Legoas weiter, um die großen, weitläufigen Salpeterhöhlen zu unterſuchen, worin Knochen von Rieſengeſchöpfen ſich befinden ſollen. Statt deſſen fanden wir die ſeltene Abänderung eines pechſchwarzen Kalkſpates. Die Höhlen ſind noch außerordentlich reich an Salpeter, der darin ſechs Fuß tief in einer leimigen Erde mit Geſchieben vorkömmt, und nur des Auslaugens und Abſiedens bedarf. Solches war vormals ein Nahrungszweig für viele hundert Menſchen, die ſich bey einem Tag Arbeit ihren Unterhalt auf die ganze Woche verdienten. Seitdem aber der Preis geringer wurde, ſo daß ſie drey Tage in der Woche hätten arbeiten müſſen, wollte ſich Niemand mehr mit dieſem Geſchäft befaſſen. Alle Sorgfalt wurde nun auf den Baumwollenbau verwendet, bey welchem der Pflanzer, der die Baumwolle roh verkauft, nur den vierten Theil des Jahrs beſchäftigt iſt, da er überflüſſigen Unterhalt dadurch gewinnt, und die übrige Zeit in Müßiggang zubringt. Wer keinen Begriff von Faulheit hat, muß nur in dieſe Artaes reiſen. Von Formigos wandten wir uns weſtlich über ein Hochland, nach den niedern Gegenden des San Francisco. Das Land iſt hier nur kümmerlich mit Gras bewachſen. Die Dürre war ſehr auffallend geweſen, ſo daß wir nur ſchlechte Weiden für das Vieh fanden. Das große Thal des Rio das Velhos, und San Francisco, ſo wie des kleinern Rio Joquetahi, prangen umſonſt mit den fruchtbarſten paradieſiſchen Gegenden. Hier und da, in meilenweiten Entfernungen, befinden ſich nur erbärmliche Hütten, welche Facendas oder Güter heißen, deren Eigenthümer viele Meilen Land beſitzen und Nichts zu eſſen haben. Hingeſtreckt in Hangematten liegen ſie da, und ihre Diener haben kaum ſo viel zu thun, daß ſie einen Ochſen ſchlachten, das Fleiſch davon trocknen, und Mandioca kochen, den ſie nur kümmerlich anpflanzen. Leicht können Sie ſich vorſtellen, daß der Reiſende in ſolchen Gegenden nicht das angenehmſte Leben führt.

Geſtern kamen wir nach einer 14tägigen Trennung von unſerer Bagage, nachdem wir jeden Tag fünf, acht, auch zehn Legoas zurückgelegt, an der Mündung des Rio dos Velhos, in der San Francisco an. Hier liegen zwey Dörfer oder Arrayoes, das eine dicht an der Mündung, (woſelbſt die Niederlage des in den Salzſteppen von San Francisco gewonnenen Salzes ſich befindet), es heißt Arrayal da Manga, hat einige 80 Häuſer, die aber wegen der ungeſunden Luft wenig bewohnt ſind. Das andere, Arrayal da Porterra, eine halbe Stunde davon entfernt, und von dem begüterten Theil Menſchen bewohnt. Ungefähr 14,000 Säcke mit Salz, aus rohen Häuten zuſammen genäht, ein jeder 24 Pfund enthaltend, werden jährlich hier verkauft zu 900 bis 2000 Reis, je nachdem der Preis ſteht, wodurch gegen 200,000 Cruzadoes in Umlauf kommen. Kaum iſt es zu glauben, daß man auf einem Boden, wo ſo vieles Geld umgeſetzt wird, ohne Ichtiophag zu ſeyn, Hunger leiden müßte: kein Fleiſch, keine Hülſenfrüchte, kein Gemüß, nicht einmal Mandioca iſt zu haben; an Mais für die Thiere nicht zu gedenken.

Den 8. November, am Cataracte des Pirapora.

Da unſere Bagage nebſt Herrn Sellow einige Tage ſpäter ankam, blieben wir noch an der Barra, (allgemeine Benennung von den Flußmündungen), um den Thieren Ruhe zu geben, und auch um die Sammlungen zu vermehren. Ungeachtet der Gewitter, die alle Nachmittag gegen drey Uhr aus S. W. das Thal herabgezogen kamen, und die Luft abkühlten, kam das Thermometer doch ſelten nur unter 80° zu ſtehen, und ſtieg bis zu 91 F. Das Waſſer des Rio dos Velhos zeigte an tiefen Stellen, ſogar 1 Fuß unter der Oberfläche, eine Temperatur von 85°. Nicht zu verwundern, daß die Einwohner bey dieſer Hitze ſich noch mehr der Faulheit ergeben; nur auf ihre Spielſucht ſcheint ſie keinen Einfluß zu haben, da ſie von Morgen bis in die Nacht ſpielen und nicht um Kleinigkeiten; 100,000 Reis gehen oft verloren.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. Auguſt 1819.

Selbſt die Liebe
Iſt halbes Glück nur ohne Freund.

Joh. Ad. Schlegel.

Die ſechs Türken.

Am Feſte San Carlos, in einem der letzten Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts, traf der Schweizer-Major Duk mit einem jungen Manne ſeiner Nation im Hafen von Barzelona ein, wo letzterer beſtimmt war, einige Zeit in einer dortigen Handlung zu verweilen.

Der Major war in ſeinem Vaterlande in Urlaub geweſen, der Jüngling ihm auf die Reiſe von Seiten ſeiner Familie unvertraut worden, und da ihre Ankunft eben am Namensfeſte des Königs fiel, ſo beſchloſſen beyde daſſelbe in dem Hafen zu feyern.

Die Schiffe, deren Maſte wie die Gipfel eines Waldes über das niedere wohlgebaute Barzelona hervoragten, waren mit den bunteſten Flaggen ihrer Nationen geziert. Dieſe flatterten über den Balkonen der verſchiedenen anweſenden Conſuln des geſammten Europas. Das feyerliche Läuten der Glocken von dem Donner der Kanonen des Monjuis und der Citatelle der Stadt begleitet, das Ernſte eines großen Volkes, durch die Emſigkeit der Catalaner gehoben, die öffentlichen Spiele und Tänze in den reinlichen Straßen, und auf den großen mit Paläſten gezierten Plätzen, die Eintracht, die hier zwiſchen Kunſtfleiß und Thätigkeit ihren Thron erbaut zu haben ſchien, dieſes alles verbunden mit dem glücklichen Klima jenes ſchönen Landes, brachte eine vortheilhafte Stimmung in dem Herzen der Reiſenden hervor.

Auf den Abend ſahen ſie das intereſſante Schauſpiel einer illuminirten Rhede, wo aus allen Fahrzeugen bunte Raketen in die Lüfte flogen, und die gewandten Matroſen, wie Eichhörner in den Maſten hängend, in den verſchiedenſten Sprachen Guitarren und Flöten begleiteten, die in den volkreichen Straßen der Vorſtadt in harmoniſchen Gruppen die Gefühle ſchmachtender Liebe und die Anhänglichkeit verriethen, die dieſe treue Volksmaſſe für einen guten König hegte. Es wurde Zeit zum Nachteſſen und beyde nahmen den Weg in die Stadt. Wie ſie auf den Platz kamen, der von dem Palaſte auf die Rambla führt, und den der Catalaner El Born heißt, bemerkten ſie, daß ihnen einige Türken auf dem Fuße nachfolgten, die ſtehen blieben, als unſere Freunde Halt machten. Der Major ging deßhalb auf ſie zu, und fragte auf Catalaniſch, ob ſie vielleicht etwas von ihnen verlangten? Ja, antwortete einer von den Türken in Schweizer-Dialekte, wenn Sie Duk heißen, und derſelbe ſind, der vor funfzehn Jahren als Fähndrich beym Regiment Betſchard ſtand, ſo wage ich die Bitte, daß Sie uns folgen möchten, und einen frohen Abend mit einem Manne feyern, der einſt Ihr Buſenfreund war. „Ums Himmelswillen“ Rolland, du hier, ſchrie Duk, und Beyde lagen einander in den Armen. Das neugierige Volk verweilte auf der Straße, bey dieſer ihm unbegreiflichen Scene, und man eilte das Hotel de Santa Maria zu erreichen, in welchem die Türken einige Zimmer bewohnten. Bey ihrem dortigen Eintritte trafen ſie, auf einem orientaliſchen Teppich, eine junge Dame von idealiſcher Schönheit. „Dieſe wird meine Gattinn, bevor ich Barzelona verlaſſe,“ begann Rolland zu

Digitized by Google

dem erſtaunten Major, der ihn jetzt um die Erzählung ſeiner Abenteuer ſeit ihrer Trennung bat. Du ſollſt Alles beym Nachteſſen erfahren, fuhr jener fort, indem er ihn wieder feurig umarmte, Alles, Freund, bis auf den heutigen glücklichen Tag. „Es lebe der König!“ rief der erfreute Major und ergriff das erſte Glas an der Tafel. „Es lebe der König!“ wiederholte die Geſellſchaft, zu den Pokalen langend, und jetzt erſt bemerkten unſere Reiſenden, daß die ſämmtlichen anweſenden Türken, noch fünf an der Zahl, Deutſche waren. — Bald darauf erfüllte Rolland das Verlangen des Majors in folgender Geſchichte.

Ich verließ, wie Du Dich noch erinnern wirſt, das Regiment in Madrit, als ich kommandirt wurde, einige Staats-Gefangenen dem Gouverneur von Zeuta zu überliefern, die ich aus den Händen der heiligen Hermandad empfing. Wir kamen wohlbehalten mit unſerm verſchloſſenen Wagen in Cadix an. Hier wurden wir nach Verlauf von drey Tagen auf die Brigantine Phönix gebracht, die uns glücklich in Zeuta abſetzte, wo ich meine Gefangenen dem dortigen Platz-Kommandanten überlieferte.

Am folgenden Tage kehrte ich mit meinen zehn Mann wieder auf dem Phönix zurück, der nach Valenzia ſegeln wollte, von wo aus wir unſere Reiſe zu Fuß in die Hauptſtadt zu machen geſonnen waren.

Der Himmel war heiter, und unſer Schiff flog mit geſpannten Segeln über die ſtillen Wogen des ruhigen Meeres dahin, als auf einmal ein Matroſe, der von dem Korbe aufs Verdeck kam, aus vollem Halſe „mal tiempo“ rief. Wir glaubten anfangs, er wäre betrunken. Der Kapitän ſtieg ſelbſt in die Höhe; und da ein warmer Wind von Mittag, der dabey ziemlich ſtark blies, uns, wie er hoffte, noch vor Ausbruch des Sturms an die Küſte, von Spanien bringen ſollte, ſo befahl er bey ſeinem Herabſteigen das große Segel aufzuziehen. Alles war bald in größter Thätigkeit. Schon behaupteten die Matroſen, das Kreuz der Domkirche von Carthagena zu ſehen, als ſich plötzlich das Meer mit wüthendem Toben hob. Zwey heftig auf einander folgende Stöße, die aus dem Abgrund der gräßlichen Tiefe wiederhallten, zerſplitterten den Maſtbaum, der jetzt von der Laſt der Segel gezogen, das Schiff auf eine Seite warf. Nun galts arbeiten für die allgemeine Rettung. Im Nu waren alle Taue zerhauen. Maſtbaum und Segel lagen im Meere, und unſer Schiff, ein Spiel der ſich thürmenden Wellen, verlor nun ſchnell wieder die Küſte aus den Augen.

Bald blieb uns nichts mehr übrig, als die Leitung unſers Schickſals dem blinden Ungefähr zu überlaſſen. Der erſte Anker, den man auswarf, wollte nicht faſſen, und bey näherer Unterſuchung zeigte es ſich, daß man den beyden andern Segelbäumen keine Segel anvertrauen konnte, da auch ſie morſch waren, und man von ihnen daſſelbe Unglück wie von dem Maſtbaum zu befürchten hatte. Doch der Sturm dauerte fort, ein Schlag drängte den andern. Wir wußten nicht mehr, wo wir waren, und unſer Schiff glich einem Ball, mit dem das erzürnte Element ſein Spiel zu haben ſchien; am folgenden Morgen hatte zwar der Sturm nachgelaſſen, aber unſere Lage war um ſo fürchterlicher, denn wir befanden uns auf einer Sandbank nahe den afrikaniſchen Raubſtaaten. In weniger als zwey Stunden kam ſchon ein Kaper mit vollen Segeln auf uns zu — hier wäre Vertheidigung Tollkühnheit geweſen. Es blieb uns nichts übrig, als uns den Barbaresken zu überlaſſen, die uns banden und nach Algier brachten, wo wir nach dortiger Landesſitte in den folgenden Tagen auf dem Markte zum Verkauf ausgeſtellt wurden.

Meine Kameraden, die du hier ſiehſt, und ich fielen in die Hände eines mauriſchen Gutsbeſitzers, Namens Almanzor, der außer ſeiner Geſtalt wenig von einem menſchlichen Weſen verrieth. Man brachte uns in ſeine Pflanzungen, nahe an der Stadt, wo wir bey der elendeſten Koſt, mit eiſernen Ringen an den Füßen, während zehn langer Jahre zu den härteſten Arbeiten angehalten wurden. Zur Flucht ſowol, als zu einem Gedanken von irgend einem wohlthätigen Weſen aus unſerer Gefangenſchaft befreyt zu werden, hatten wir auch nicht die entfernteſte Hoffnung. Bey Nachtzeit wurden wir in einem Hofe eingeſchloſſen, wo wir unter den mauriſchen Sklaven in einer Art niederer Ställe, die mit verfaultem Stroh, das von Ungeziefer aller Art wimmelte, und einigen elenden Teppichen verſehen waren, unſre Schlafſtätte fanden. Unter dieſen Leuten lernten wir mit der Zeit die Sprache des Landes. Etwas Leichtes wäre es uns dennoch geweſen, die niedern Mauern dieſes Hofes zu überſteigen; aber dieſes hätte uns nichts zu unſerer Freyheit nützen können, da uns die Sklavenkleidung allenthalben verrathen haben würde, wir, der Gegend unkundig, weit ſchwerer durchkommen konnten, als die gefangenen Eingebornen, und überdieß die Straſen ſo barbariſch waren, daß es wirklich unmöglich ſchien, wie Menſchen auf die Gedanken kommen konnten, ihre Brüder ſo grauſam zu behandeln. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber das Verhältniß der Koloniſten am Vorgebirge der guten Hoffnung zu ihren Grenz-Nachbarn.

(Beſchluß.)

An der öſtlichen und nordöſtlichen Grenze hat nun aber der Koloniſt die Kaffern zu Nachbarn. Der große Fiſchfluß ſcheidet die Kolonie anjetzt ſcharf und beſtimmt von dem Kafferlande, welches von einem zahlreichen, in Vergleichung mit den übrigen Nachbarn kriegeriſchen, durch eine Art von Staats-Verfaſſung mächtigen und durch den Beſitz zahlreicher Herden, blos von Hornvieh, bemittelten Völkerſtamm bewohnt wird. Erſt ſeit 30 bis 40 Jahren haben ſich die Koloniſten der Kaffergrenze mehr und mehr

Digitized by Google

geſchwächt, je mehr nämlich der Stamm der Gonaqua-Hottentotten, welcher ſonſt an der Kaffergrenze wohnte, ausſtarb, und ſich wie die übrigen Hottentottenſtämme unter den Koloniſten verlor. Schon in ältern Zeiten aber hat die Regierung zu vermeiden geſucht, mit den Kaffern in genauere Berührung zu kommen, und es war den Koloniſten verboten, ohne beſondre Erlaubniß ſich in das Kafferland zu begeben. Dennoch kamen immer viele Kaffern zu den Koloniſten herüber, begaben ſich ſelbſt bey dieſen in Dienſt, und beſuchten mitunter die Capſtadt, um da allerley einzutauſchen. Es fehlte aber nicht, daß hiedurch allerley Streitigkeiten und Klagen über ungerechte Behandlung entſtanden und ungeachtet wiederholt darauf gedrungen wurde, es ſollte jeder in ſeinem Lande bleiben, ſo entſtanden doch zuletzt offenbare Feindſeligkeiten, wozu wohl der ſtreitige Beſitz eines ſehr fruchtbaren Landſtriches diſſeits des großen Fiſchfluſſes (het zuureveld) die nächſte Veranlaſſung gab. Aus dieſem Landſtriche ſind nun endlich die Kaffern, vor etwa acht Jahren, durch einen förmlichen Angriff von Seiten der Kolonie, gänzlich vertrieben worden, und man hoffte damals, wo nicht ihre Macht bedeutend geſchwächt, doch für die Sicherheit der Kolonie zweckmäßig geſorgt zu haben; auch hat der Friede eine Zeitlang gedauert — immer aber muſſte die Grenze der Kolonie gegen das Kafferland durch Militär-Poſten geſchützt werden.

Die Kaffern ſcheinen den Krieg mit den Koloniſten nicht eigentlich zu wollen, aber ſie veranlaſſen ihn immer wieder aufs neue durch Räubereyen, durch Treuloſigkeit, auch wohl durch die Feindſchaften, welche ihre Oberhäupter gegen einander unterhalten. Es iſt aber den Kaffern theils wegen ihres Charakters, theils wegen ihrer Menge und der dadurch leicht begünſtigten Einbildung von ihrer Macht nicht recht zu trauen, und das Stehlen, d. h. das Wegnehmen des den Koloniſten zugehörigen Viehes, ſcheinen ſie gar nicht laſſen zu können. Denn wie oft auch Friedens-Verträge mit ihnen ſind geſchloſſen worden; wie oft ſie auch das geraubte Hornvieh, von der Ungerechtigkeit des Raubes überzeugt, wieder herausgegeben haben; wie ſehr man ihre Anführer, deren einer ſich König nennt, durch Geſchenke zu gewinnen geſucht und nach allem Anſchein wirklich gewonnen hat; wie imponirend man ſich ihnen auch durch überlegene Waffen und berittene Krieger zu zeigen bemüht geweſen iſt. — ſo iſt das freundſchaftliche Verhältniß doch immer wieder geſtört worden. Jede günſtige Gelegenheit, eine Anzahl Ochſen von der Weide eines Koloniſten wegzutreiben, oder den ſie bewachenden Hottentotten abzunehmen, ſcheint beynahe unüberwindliche Reize für den in ſein Hornvieh recht verliebten Kaffer zu haben. Aber der mit Feuergewehr bewaffnete Koloniſt läſſt ſich nicht leicht ungeſtraft berauben; er ſetzt den Räubern nach, ſucht ſein Vieh wieder zu erobern, nimmt dann auch wohl ein Paar Stück mehr, als ihm ſind geraubt worden, wenn er ſein Eigenthum ſchon mit dem Kafferſchen vermiſcht antrifft, und leicht büßt dabey einer oder der andre von den Schuldigen das Leben ein. Dieß verurſacht dann Klagen, und unterhält beſtändig eine gewiſſe Erbitterung gegen die Koloniſten, ſo daß vielleicht ſelbſt das Anſehen der Oberhäupter, wenn ſie die genannten Räubereyen auch mißbilligen, beſtrafen, vergüten, wie mehrmals geſchehen, nicht ſo viel vermag, denſelben auf die Dauer Einhalt zu thun. Ganz gewiß iſt ein Chef, der das Eigenthum der Koloniſten von ſeinen Untergebenen recht gewiſſenhaft reſpektiert haben will, minder populär als ein andrer, der dabey durch die Finger ſieht. — Die Capiſche Regierung hat kein Mittel unverſucht gelaſſen, auf einen feſten freundſchaftlichen Fuß mit dem Kaffervolke zu kommen; ſie hat durch ſehr ermunternde Vortheile Koloniſten an die Grenzen zu locken geſucht — weil dieß die beſte Vormauer gegen die Anfälle der Kaffern iſt, ſie hat einen militäriſchen Cordon an den Grenzen gezogen, und iſt gewiß auch dahin gelangt, daß nicht leicht von Seiten eines Koloniſten gegründete Urſache zu Beſchwerden oder Feindſeligkeiten gegeben werden kann — dennoch aber iſt zu fürchten, daß die öſtliche Grenze der Kolonie, welche gerade die fruchtbarſte und ſchönſte iſt, noch lange von treuloſen, diebiſchen und feindſeligen Nachbarn wird beunruhigt werden. Für die mehr bevölkerten, der Capſtadt und alſo auch den europäiſchen Vertheidigungs-Mitteln näher liegenden Diſtrikte iſt aber von dieſen überhaupt mehr beſchwerlichen als furchtbaren Kafferkriegen nichts von Bedeutung zu beſorgen — denn Schießgewehr haben die Kaffern nicht, und jede etwas ſtärkere Mauer iſt für ſie ein unüberwindliches Bollwerk. Indeſſen iſt doch, zur Unterhaltung des Grenzcordons, eine auf alle Einwohner der Colonie, unter der Benennung Kafferkommandogeld, repartirte jährliche Abgabe nothwendig geworden; auch veranlaſſt es ein Steigen in den Preiſen der Lebensmittel, beſonders des Fleiſches, wenn die dem Kafferlande nahe liegenden, an Vieh reichen Gegenden durch die Feindſeligkeiten der Nachbarn leiden.

F. H.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Auszug aus dem Briefe eines Deutſchen auf einer Reiſe in das innere Braſilien.

(Beſchluß.)

Eine beſondere Beſchreibung verdient der große Gebirgszug, den ich Espinhaço nenne, deſſen erhabenſte Theile aus Sandſtein mit Chloritſandſteinen und ihm untergeordneten Chloritſchieferlager beſtehen, die einen beſonderen Namen verdienen, da ſie ſo ganz abweichen von anderen Sandſteinbildungen, und eine eigene Stelle in der Uebergangsreihe einnehmen. Es iſt dieſes ein Uebergangsgebirge und gleichzeitig mit dem Thonſchiefer, da man ihn ſelbſt mit dieſem abwechſelnd findet, das ſich von 2 bis beynahe 6000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Nächſtens werde ich eine intereſſante Höhenkarte von beynahe 200 Barometer-Meſſungen bekannt machen, worauf ich auch die ver-

ſchiedenen Gebirgsarten angegeben habe. Den Tag vor unſerer Abreiſe lieſſen wir unſre Laſt-Thiere auf das linke Ufer des San Francisco überſetzen; indeß waren die Anſtalten ſo ſchlecht, daß wir uns genöthigt ſahen, ſie durch den Fluß ſchwimmen zu laſſen, wobey ein Maulthier ertrank, da ſie 15 Minuten damit zubringen mußten.

Am Tage unſerer Abreiſe verſpäteten wir uns ſo ſehr, daß wir gegen Mittag erſt aus der Stelle kamen. Die Sonne ſtand gerade über uns, alle Sträuche waren durch die Hitze verbrannt, nicht der geringſte Schatten, und die ſenkrechten Strahlen wirkten ſo ſehr gewaltig in dem Thale, daß ein deutſcher Pudelhund, den ich bey mir hatte, wie toll unter die dürren Sträuche kroch, und durch den Biß einer Klapperſchlange im Zeitraum einer halben Stunde ſeinen Tod fand. Noch denſelben Tag beſahen wir den groſſen Waſſerfall des Rio de San Francisco, Korveira da Pirapora genannt. Er ſtürzt zwiſchen und über groſſe Felſen, und horizontale Grauwacken-Bänke treppenartig ungefähr 25 Fuß hoch herunter, und iſt der Schiffahrt das größte Hinderniß, da alle Canoes hier ausgeladen, und ½ Stunde weit auf Karren müſſen transportirt werden. Mit geringen Koſten könnte hier ein Seiten-Canal angelegt, und dieſer groſſen Unbequemlichkeit abgeholfen werden, wodurch dem Land groſſe Vortheile entſtehen würden; doch an dergleichen denkt man hier noch nicht.

San Joaõ dos Saltas, den 11. Nov.

Von Pirapora bis hierher, in welchem Zwiſchenraume keine einzige Wohnung zu finden, rechnet man 10 Legoas. Das Uebelſte war, daß wir auch ſehr wenig Waſſer fanden, da wir das Hochland wieder beſtiegen hatten. Ungefähr auf der Hälfte des Weges, in einer ſchönen Gegend und prachtvollen Wieſe, in der üppig die ſchöne Fächerpalme (Mauritia) ſtand, ſchlugen wir unſer Nachtquartier auf. Bis Sonnen-Untergang beſchäftigten wir uns, Hütten zu bauen, wozu die Mauritia die vortrefflichſten Materialien lieferte. Ich ſchlug mein Zelt auf, und ein Jeder beſchäftigte ſich, mit Vorkehrungen gegen Regen. Indeß war die Nacht ſchön und hell. Alles war gut, nur die Küche ſchlecht beſtellt, da wir nichts hatten auftreiben können. Eine Schlange brachte uns, ehe wir uns zur Ruhe begaben, in Alarm, die Neger wollten ſie unter dem Gepäck geſehen haben; in der Dunkelheit war ſie aber nicht aufzufinden.

Bey Sonnenaufgang gab unſer Lager einen mahleriſchen Anblick, die vielen Hütten, (denn wir hatten 20 Leute bey uns), die Feuer, das Gepäck, die Geſchäftigkeit der Leute, indem einige Papier zu Pflanzen trockneten, andere Thiere ausſtopften, andere mit Flinten umher gingen, um zu ſchieſſen, oder die Thiere zuſammentrieben. Während letztere beladen wurden, frühſtückten wir unſeren Kaffee, mit dem wir immer verſehen waren, und da kam die Schlange zum Vorſchein, die mitten unter uns geſchlafen, und nun ergriffen wurde. Sie wird Jararaca genannt, iſt nicht ſehr groß, aber eine der giftigſten; da wir ſie einen Papagey in das Dickbein beiſſen lieſſen, verſchied dieſer in demſelben Augenblick ohne Verzuckung.

Quartel Geral de San Antonio, den 20. November.

Nicht noch einmal möchte ich dieſe Reiſe in einer ſo unbeſtimmten Jahreszeit unternehmen. Menſchenleere Gegenden, unzählige groſſe und kleine Bäche, die bey wenigem Regen ſehr anſchwellen, und durch Mangel an Brücken oder Fähren den Uebergang verwehren, Mangel an Lebensmitteln, könnten den Beherzteſten wohl in Verzweiflung bringen.

San Antonio, wo wir glücklich anlangten, iſt das Hauptquartier der Diamanten-Detachements des Rio do Sono, Rio San Antonio, Rio Paracatu, ꝛc. Ungefähr 30 Soldaten liegen zerſtreut in verſchiedenen Quartieren, um die Diamanten der benachbarten Flüſſe zu bewachen, die dennoch oft, und ſelbſt durch Vermittlung der Soldaten beraubt werden.

Leipzig, bis Mitte Juli.

Am 27. Mai, zu einer Zeit, wo das Beſuchen der Konzerte in der Stadt bey uns längſt aufgehört hat, gab noch Demoiſ. Sigl aus München ein Konzert im hieſigen Gewandhaus-Saale. Sie ſang zwey italieniſche Scenen und die beliebte Cavatine aus Tankred. Die friſche und wohlklingende Stimme derſelben verdient ſorgfältige Ausbildung, zumal da ihr Vortrag ſoviel natürliche Fähigkeit verräth. Man erkannte dieß auch von allen Seiten ermunternd an. Ihr ſechsjähriger Bruder ſpielte in beyden Theilen des Konzerts Variationen auf dem Violoncell (man ſagte, „es ſey dieß das Violoncell, auf welchem Mozart als Knabe geſpielt habe), ſo gut, als dieß ein Knabe in dieſen Jahren nur fähig iſt.

Am 3. Juni veranſtaltete der Organiſt und Muſikdirektor Friedr. Schneider für ſich und ſeine Freunde eine groſſe Privatprobe des von ihm komponirten, von dem erſtorbenen A. Apel gedichteten Oratoriums „das Weltgericht.“ Da Werke dieſer Art nicht täglich geſchrieben werden, da der Gebrauch derſelben jetzt größtentheils den Bemühungen der Komponiſten ſo wenig Lohn verſpricht, ſo verdient daſſelbe um ſo mehr größern Muſik-Orcheſtern empfohlen zu werden. Die Liebe und das Feuer, mit welchen es unternommen, und die tüchtige Kenntniß, mit der es ausgeführt iſt, wurden ſich bey dieſer Aufführung jedem aufmerkſamen Zuhörer offenbar. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen könnte, daß es an freundlichen Ruhepunkten fehle, und daß in dem gehäuften Maßen ſich die Wirkung oft zerſtreue, trifft mehr die Einrichtung des Gedichts, als den Komponiſten.

Der ſchöne Sommer hat viele Einwohner aufs Land und in die Bäder gelockt. In Gärten bietet man dem Publikum Konzerte und Beluſtigungen aller Art an. Erſtere ſind am Meiſten beſucht, und vor allen, von Einheimiſchen und Fremden, die Dienſtags- und Sonnabends-Konzerte in dem ſogenannten Boſenſchen Garten. Hier hört man ein ſehr eingeübtes Muſikchor (welches den Namen Buchheimiſcher Muſik-Verein führt) vollſtimmige Inſtrumentalſtücke (meiſtens Ouvertüren, Variationen, Märſche, ſogar arrangirte Opernfinales) mit einem ſehr ſtark beſetzten Orcheſter von Blasinſtrumenten ſehr genau und kräftig ausführen. Die Arrangements der Opernmuſik, wenn ſie auch, wie dieß hier der Fall iſt, größtentheils ſehr geſchickt gemacht ſind, ſollten, weil ſie der gröſſern Muſik ſchaden und ſie zu gewöhnlich machen, wohl überall wegfallen; dagegen Märſche, Variationen, Serenaten und andere Harmonien ganz in der Sphäre des hier zu Erwartenden liegen, und in ihrer Art vollendet gegeben werden können. Oder iſt es nicht eine Profanation gröſſerer Kunſtwerke, wenn das Bierglas oder die Theetaſſe dabey klirrt, und laute Geſpräche von allen Seiten, vermiſcht mit den einzeln und zerriſſen gehörten Muſikſätzen eines pathetiſchen Werks ſich in die Aufmerkſamkeit der zu leichterem Genuſſe geſtimmten Gäſte theilen? — Uebrigens iſt an andern Orten in der Umgegend der Stadt die Stellung des Orcheſters nicht ſo günſtig für Muſik angebracht, als an dem genannten. So wurde das Konzert, welches vor Kurzem der Stadtmuſikus Barth, im Lokale des Kuchengartens gab, dadurch verdorben, daß die Töne der Inſtrumente ſich in den Wipfeln der Bäume zerſtreuten, welche das Orcheſter umſchatten, und manches Solo konnte daher nur von den Allernächſtſtehenden gehört werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 30.

Nro. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Auguſt 1819.

Die Götter pflanzten Weisheit in des Menſchen Herz, der Schätze höchſter Schatz.

Sophokles.

Lady Ruſſel.*)

Lady Ruſſel erſcheint in dieſen Nachrichten und den ihnen angehängten Briefen als eine Frau von feſtem, ſtarkem Geiſt, fromm und pflichtergeben. Sie lebte in einer Zeit, die der unſern gleich; denn ein Menſchenleben ſahe damals, wie jetzt, ſo viele Begebenheiten an ſich vorüber gehen, daß der ernſte Beobachter ſeine Jahre mit ihrer ungeheuern Menge und Größe kaum zu vereinbaren wußte. Sie lebte unter Karl I. willkürlicher Regierung von 1636 bis unter der Regierung Wilhelms von Oranien. So ſahe ſie die Hinrichtung Karl I., Cromwells Protektorat, Karls Wiedereinſetzung, ſeinen thörichten Leichtſinn, ſeines Bruder Jakobs noch thörichtern Fanatismus, deſſen Verjagung und die Einſetzung eines Fürſten auf den engliſchen Thron, auf den die Legitimität nur in ſehr weitläuftigem Sinn anzuwenden war. Lady Ruſſel war in ihrer erſten Ehe mit Lord Vaughan verheirathet, und ward, nachdem ihr erſtes Kind kaum die Taufe überlebt hatte, Wittwe. Ihr zweyter Gatte war Lord Ruſſel, der unter Jakob II. ſein Haupt auf dem Blutgerüſte verlor. — Nach dem Zeugniß der Geſchichtſchreiber einer der edelſten Charaktere ſeiner Zeit. Sie ertrug ihr Schickſal mit chriſtlichem Heldenmuth. Die vor uns liegenden Briefe zeigen uns, mit welcher innigen Liebe und ernſten Bemühung zu ihrem Beſten, ſie ihre drey Kinder, einen Sohn und zwey Töchter, erzog; mit Theilnahme wird jede Mutter die Faſſung wahrnehmen, mit der ſie den Tod ihres einzigen Sohnes, des Herzogs von Bedfort, ertrug, der im ein und dreißigſten Jahre an den Kinderblattern ſtarb. Kaum hatte ſie ſich durch Gebet und Ergebung von dieſem harten Schlage erholt, als ſie ihre jüngſte Tochter, die Herzoginn von Rutland, eine Mutter von neun Kindern, im Kindbett verlor. Ihre älteſte Tochter, die Herzoginn von Devonſhire, befand ſich zu gleicher Zeit in eben der Lage, und Lady Ruſſel hatte, um ihre Geſundheit zu ſchonen, die Geiſtesſtärke, ihr den Tod ihrer Schweſter im Moment der Kataſtrophe zu verbergen. Auf die ängſtliche Nachfrage der beſorgten Schweſter, antwortete ſie: „ich habe ſie außer Bett geſehn;" und das war gegründet, denn ſie ha[illegible] ſie in den Sarg gelegt.

Die intereſſanteſten Notizen ſind in den beygefügten Briefen enthalten, und von dieſen wollen wir einige Auszüge geben, weil ſie die Sitten und Vorfälle ihrer Zeit ſchildern. Folgendes iſt ein Schreiben der jungen Lady Cavendiſh, Enkelinn der Lady Ruſſel, welche den 13. Februar 1689 bey der Verkündung des König Wilhelms und der Königinn Maria gegenwärtig war, den Tag nach ihrer Ankunft von Holland. Sie ſagt:

„Die Pairs-Kammer ſtimmte: daß Wilhelm und Maria König und Königinn werden ſollten, und es ging mit vielen Stimmen durch; denn Lord Nottingham und manche Andre traten über; Nottingham war ſchon früher dazu geneigt geweſen, hatte es aber nicht anzufangen gewußt. Das Unter-

*) Aus Some account of the Life of Rachel Wriothesley Lady Russel, London 1819.

Digitized by Google

hans kam überein, daß der Prinz und die Prinzeſſinn von Oranien ſollte König und Königinn werden, doch daß er die Verwaltung einzig in ſeinen Händen behalten, die Prinzeſſinn aber keine Unterthanin ſeyn ſollte, wie die Königinnen Katharina und Maria, ſondern regierende Königinn und ihr Name überall aufgeſtellt, dem König allein aber die Führung der Staats-Geſchäfte übertragen werden ſollte. Nachdem ſie ſich verabredet hatten, was für Gewalt dem König gelaſſen und welche ihm genommen werden ſollte, (wovon ich Ihnen nichts Näheres ſagen kann), begab ſich Mylord Halifax, welcher Oberkommiſſär war, zu dem Prinzen und der Prinzeſſinn, hielt eine kurze Rede und bat ſie im Namen aller Lords die Krone anzunehmen. Der Prinz antwortete ſehr kurz und die Prinzeſſin verneigte ſich. Man ſagt, bei Erwähnung von ihres Vaters Fehlern habe ſie gleichſam wie beſchämt die Augen niedergeſchlagen. Darauf zeigte Hr. Powle, der Sprecher der Gemeinen, den Prinzen die Punkte der Uebereinkunft, hielt aber keine Rede. Nach Beendigung dieſer Ceremonien rief man ſie als König und Königinn von England aus. Viele Geiſtliche wollten es dieſen Tag, weil es Aſchermittwoch war, nicht geſchehen laſſen. Ich war unter den Zuſchauern, und Sie können denken, ſehr vergnügt, Ormanſor und Phenirana*) ſtatt König Jakob, meines Großvaters Mörder, als König und Königinn von England ausrufen zu hören. Das Freudengeſchrey war ungeheuer, ſo daß ich mich, was es mir gleich angenehm, dennoch dafür fürchtete. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß es etwas Schreckliches ſey, in die Hände des Pöbels zu fallen — es iſt ein gar zu wunderliches Volk! Abends ging ich, mit Lady Devonſhire (ihrer Mutter) an den Hof, um dem König und der Königinn die Hand zu küſſen. Faſt alle Häuſer waren erleuchtet und überall waren Freudenfeuer; welches ſehr artig ausſah. Der König arbeitet eifrig, und wird ausnehmend bewundert wegen ſeiner großen Weisheit und der Klugheit in allen ſeinen Anordnungen. Er hat keine anſehnliche Geſtalt, ſondern ſieht beim erſten Anblick gemein aus; betrachtet man ihn aber länger, ſo hat er etwas Gutes und Weiſes in ſeinem Geſicht. Die Königinn hingegen iſt wirklich hübſch; ihre Züge ſind angenehm, ihre Geſtalt und Bewegung außerordentlich zierlich und zart. Sie iſt groß, doch nicht ſo groß, wie die letzte Königinn. Sie können ſich denken, daß ſich eine Menge Menſchen bey ihr verſammelt hatte.“

Ein Brief, von Lady Ruſſel an ihren Gemahl, vom 1672, giebt ein ſonderbares Beiſpiel der Art wie man dazumal den Damen den Hof machte. Sie ſchreibt:

„Des Herzogs von York (nachmaligen Jakob II.) Heirath iſt abgebrochen; dieſe oder eine andre Urſache macht ihn verdrießlicher, wie gewöhnlich; man ſagt, Sie ſey dem König von Spanien angeboten, und der Prinz ſolle die Elbeuf haben. Miſtreß Ogle ſoll Craven Howard, Tom Howards Sohn, heirathen und Tom Howard iſt einer andern Braut auf der Spur, Lady Rocheſters Enkelinn. [illegible] er kommt zu ſpät, um ſein Glück zu machen, und, obſchon die Großmutter ſeine ſehr gute Freundinn iſt, zweifelt man, ob die Heirath zu Stande kommen wird. Der junge Arundel, Lord Arundels von Trerice Sohn, iſt ausnehmend verliebt in die junge Dame. Letzthin reiſte er ausdrücklich zu ihr, erſpähte den Augenblick, wo ſie ſpazieren fuhr, und ritt zu ihr hin. Herr Warton war zu Pferd neben der Kutſche. Er ſtieß ihn zur Seite, ſteckte den Kopf in den Wagen, und ſagte: kein Menſch dürfe verſichern, ſie zu lieben, wie er thät. Herr Warton reichte, wie ein guter Chriſt, den andern Backen hin, denn er rügte den Vorfall nicht im Geringſten. Da Arundel aber gar weiter keine Gelegenheit fand mit der Dame zu ſprechen, mußte er wieder abreiſen.“

Dieſe Brutalität, die Lady Ruſſel nicht weiter beſonders zu empören ſcheint, fällt in den Zeitpunkt des Hofs Karls II., von welchem die Memoires des Grafen Grammont uns ein ſo lebendiges Gemählde entwerfen. Der engliſche Sammler gegenwärtiger Briefe, der die Einführung franzöſiſcher Verfeinerung in dieſem Zeitpunkt voll Bitterkeit erwähnt, kann in dieſer Art, einer Schönen den Hof zu machen, doch die Ueberzeugung finden, daß es damals noch hie und da unverfeinerte Engländer gegeben hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ſechs Türken.

(Fortſetzung.)

Vergangenen Frühling war es fünf Jahre, als man einen Jüngling zu uns geſellte, der, nach ſeiner feinen Haut zu ſchließen, aus keiner gemeinen Familie ſeyn mochte. Er ward übrigens in nichts beſſer behandelt als wir, und bekam oft, wenn er ſein Tagwerk nicht vollenden konnte, die empfindlichſten Strafen. Keiner ſeiner Landsleute, ſo viele ihrer auch da waren, half ihm im Geringſten ſeine harten Arbeiten erleichtern. Aber wir Europäer, unter einem mildern Himmelsſtriche geboren, edler zu denken gewohnt, verdoppelten nicht ſelten unſere Kräfte, um dieſem unglücklichen Knaben eine Viertelſtunde beyſtehen zu können, die uns zur Ruhe vergönnt war.

An einem Freitage, wo wir gewöhnlich die Erlaubniß hatten, uns baden zu dürfen, und eine Stunde darnach müßig im Freyen zu verweilen, legte ſich der Jüngling an meine Seite ins Gras, ſeufzte aus tiefer Bruſt, und fing an bitterlich zu weinen.

Meine eigne Lage war ſchrecklich genug; dennoch tröſtete ich ihn, ſo gut ich konnte, und bat ihn, mir ſein Herz zu öff-

*) Wahrſcheinlich Namen aus damals geleſenen Romanen, die man auf das königliche Paar angewendet hatte.

nen. Da erzählte er mir, daß er der Sohn Alborell's, eines reichen Mannes, ſey, der eine Meile von Algier auf ſeinem Landgute lebte — wie er glaubte, fünf lange Tagreiſen von uns entfernt. Es war mir unbegreiflich, wie Omar, (ſo hieß der Jüngling), auf dieſen Gedanken gekommen ſey (denn ich wuſſte wohl, daß wir kaum eine halbe Stunde in die Stadt hatten,) und ich machte ihm meine Bemerkung hierüber. Dieſe Aeußerungen befremdeten ihn aufs Aeußerſte. Nach ſeiner Erzählung hatte er nahe dem Landhauſe ſeines Vaters an dem Geſtade des Meeres geangelt, als er von hinten durch zwey ihm unbekannte Männer überfallen, mit verſtopftem Munde in einen kleinen wohlverſchloſſenen Wagen gebracht, und ſo die ganze Nacht hindurch gefahren wurde, bis man ihm erlaubt habe auszuſteigen, und ihm den Mund, doch mit der Drohung, geöffnet habe, ihm die Zunge abzuſchneiden, wenn er einen Laut von ſich gäbe; dagegen verband man ihm nun die Augen, und ſetzte den Weg auf dieſe Art fünf Tage lang fort, bis er eines Nachts hieher gekommen war.

Dieſes alles war mir nicht wenig auffallend, um ſo mehr, da der junge Menſch nicht einmal wuſſte, wie der Herr hieß, dem er diente. — Ich nannte ihm den Namen Alamanzor.

Jetzt veränderte Omar die Farbe, und fing an, am ganzen Leibe zu zittern. „Beym Propheten!“ rief er, „nun bin ich verloren.“ — Dann warf er ſich ins Gras, und ſchluchzte ſo laut, daß einer von den Aufſehern darüber aufmerkſam wurde, und fragte, was es hier gäbe.

Während Rolland ſo den Major mit der Erzählung ſeiner und fremder Begebenheiten unterhielt, war die Mitternachtſtunde herbeygerückt, wo das Frauenzimmer erſchien, und einige Worte ſagte, die Letzterer nicht verſtehen konnte. Hierauf verſprach jener die Fortſetzung auf Morgen. Man wünſchte ſich wechſelsweiſe eine gute Nacht, und der Major nahm mit ſeinem jungen Gefährten den Weg in die Fonda de oro, wo ſie logirten.

Dort auf der Ebene rechts am Montjuy, wo der unſterbliche Ritter von der Mancha und jener de la Blanca luna im fürchterlichen Zweykampfe vor dem Vicekönig ſich bis auf die ſpate Nachwelt verewigten, ſaßen die beyden Reiſenden am folgenden Morgen auf einem Hügel an der Straße, die längs dem Meere nach Villanova führt, in Erwartung der aufgehenden Sonne.

Schon ſpiegelten ſich ihre erſten Strahlen auf der ſtillen unüberſehbaren Fläche des mittelländiſchen Meeres, als beyde, verſunken in dieſem majeſtätiſchen Anblicke, nahe hinter ſich ſprechen hörten. Es war Rolland mit noch einem aus der geſtrigen Geſellſchaft, der auch dieſes erhabene Schauſpiel der Natur hier abwarten wollte. „Guten Morgen, Freund, ſey mir gegrüßt,“ rief der Major. „Du kommſt eben recht, uns die Fortſetzung der Geſchichte deiner Abenteuer zu liefern. Rolland ließ ſich nicht lange bitten, und nahm den Faden der Erzählung wieder auf.

Es war mir etwas Leichtes, begann er, den Aufſeher, der ohnehin gewohnt war, Omarn weinen zu ſehen, die wahre Urſache ſeines jetzigen Zuſtandes zu verheimlichen. Auf den Abend ſprach ich ihn wieder, wo ich erfuhr, daß Alamanzor und Alboreli Todfeinde wären, und daß Erſterm eine Tochter vergiftet worden ſey, weßwegen er ſeinen Vater im Verdacht hätte. — Einige Wochen ſpäter hörte ich in einer Nacht, wo ich eben nicht ſchlafen konnte, zwey Sklaven leiſe mit einander ſprechen, die ſich einen Plan zur Flucht mittheilten. Sie konnten aber nicht einig werden, da ſie immer das Wohin? als den wichtigſten Stein des Anſtoßes anſahen; fürs Entkommen hingegen ſchienen ſie weniger verlegen. Am nächſten Feiertage beſprach ich mich hierüber mit Omarn, und dann mit einem der beyden Sklaven, den ich für den Verwegenſten hielt, und wir kamen dahin überein, daß ſich dieſer einen Weg zu Omars Vater bahnen, und demſelben Nachricht von ſeinem Sohne bringen ſollte.

Die einbrechende Nacht wurde ſchon zur Ausführung unſeres Planes beſtimmt. Mit einem Steine zerſchlug ich ihm die Schlöſſer, womit ſeine beyden Füße an einer Kette befeſtigt waren, die ſie zuſammenhielt, und half ihm nach Mitternacht, als Jedermann ſchlief, eben als der Mond aufging, glücklich über die Mauer. Die Ketten, eiſernen Ringe und verbrochenen Schlöſſer verbarg ich im Schutte.

Unſre Aufſeher waren am folgenden Morgen viel weniger über ſeine Entweichung beſorgt, als beſchäftigt, die Art der Strafe zu erſinnen, mit der er bey ſeinem Einbringen, an dem ſie nicht zweifelten, belegt werden ſollte. Omar und ich waren in der bangſten Erwartung. — Doch als die Mittagsſtunde da, und der Sklave noch nicht zurück war, wards uns leichter um's Herz, und ein Strahl froher Hoffnung zuckte durchs Innere unſrer Bruſt. Ich ſah meinen Kameraden und mich bereits im Geiſte befreyt. Jetzt erſt wurden auch wir befragt, ob wir keine Kenntniß von ſeiner Flucht hätten. Da trat der andere Sklave auf, der mit dem Flüchtling fort wollte, und erklärte, daß er ſich ohnlängſt geäußert habe, er wolle ſich aufhängen; worauf dann der Oberaufſeher erwiederte: „So muß es auch ſeyn, ſonſt wär er ſicher ſchon längſt wieder hier; und als am Abend darauf Alamanzor im Garten erſchien, wurde ihm der Selbſtmord des Sklaven auf eine ſo zuverläſſige Art gemeldet, daß alle weitere Nachforſchungen aufhörten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, bis Mitte Juli.

(Beſchluß.)

Am verfloſſenen Johannisfeſte feyerte der Hofſchauſpieler **Chriſt** von Dresden in Leipzig unter rührenden Beweiſen von Achtung und Liebe ſein maureriſches Jubileum. Man erinnert ſich noch gern ſeiner Verdienſte als Darſteller in Rollen ernſter Alten.

Am 1. Juli hatte unſere Univerſität eine öffentliche Feyerlichkeit ſeltener Art. Hr. **Pet. Wilh. Graf** von Hohenthal beſchloß ſeinen auf unſerer Univerſität mit dem ausgezeichnetſten Beweiſe eines hohen Talents und Fleißes gemachten Studien-Curſus durch die Vertheidigung einer von ihm geſchriebenen Diſputation über die Entlaſſung der Gerichts-Verwalter von Seiten des Patrimonal-Gerichtsherrn. Sein würdiger Vater, der königlich-ſächſiſche Conferenzminiſter, welcher zu dieſer Feyerlichkeit nach Leipzig gekommen war, leitete dieſelbe ſelbſt durch eine lateiniſche Anrede an ſeinen Sohn ein, der mit ſeltener Gewandtheit im Gebrauch der fremden Sprache ſeine Anſicht vertheidigte, und für die große Anzahl der anweſenden Studierenden ein ermunterndes Muſter aufſtellte. Die meiſten Lehrer der hieſigen Univerſität waren dabey anweſend. —

Ueber das Theater habe ich nur Weniges zu ſagen, da ſeit der verfloſſenen Meſſe wenig oder nichts auf demſelben vorgekommen, was nicht anderwärts ſchon hinlänglich bekannt wäre. Die Anſtrengungen der Meſſe, während welcher täglich geſpielt wird, mögen für das Perſonal ziemlich groß ſeyn; deſſen ungeachtet wurde mehreres Neueinſtudierte gegeben, worunter die

Digitized by Google

Räuber, die Verwandtſchaften von Kotzebue, Moſes, die Oper Soliman der Zweyte ꝛc.; und ganz neu waren Ruth, die Aehrenleſerinn, ein bibliſches Idyll in zwey Aufzügen, Conteſſas Luſtſpiel: ich bin mein Bruder, und die weiſſe Frau, von Zahlhas. Nur das zweyte habe ich geſehen; das erſtere und letztere wurden bisher nicht wiederholt. Conteſſas Luſtſpiel bringt bey gewandtem Spiel eine recht heitere Wirkung hervor. Zu Moſes, von Klingemann, war viel aufgewendet worden; aber ich erinnere mich dieſes Stück von dem Dresdner Hoftheater um Vieles beſſer geſehen zu haben; ſchon das Perſonal will nicht recht zureichen.

In den Räubern gab zuerſt Hr. Gaßmann, vom Braunſchweiger Theater kommend, den Carl als Gaſtrolle. Derſelbe ſtellte auſſerdem noch den Spieler von Wallenfeld (in Ifflands Stücke), Czaar Peter, Hugo ꝛc. dar. Gute Routine und Haltung und ein verſtändiges Berückſichtigen der Perſonen, mit welchen er ſpielt, was auch bey uns nicht häufig iſt, ſind ſeinem Spiele eigen; die Auffaſſung iſt nicht tief, und darum iſt es wohl zuweilen überladen. Die Darſtellungen des Wallenfeld und Hugo halte ich für ſeine vorzüglichſten, ohne Herrn Löwe nachzuſtellen, der als Carl Moor weit vorzuziehen war.

Eine Vorſtellung von Eliſe Valberg war durch das Spiel von Demoiſ. Böhler (Fürſtinn) Hr. Löwe (Fürſt) und Mad. Wohlbrück (Oberhofmeiſterinn) ausgezeichnet. Das Uebrige bewegte ſich ſehr im Mittelmäßigen.

Während die HH. Klengel und Fürſt abweſend waren, kam die Oper Soliman von Süßmayer auf die Bühne; ohne Erfolg. Ueberhaupt mußte bey dem größtentheils ſchönen Wetter ſeit der letzten Meſſe das Theater faſt immer leer ſeyn.

Auf die überſpannteſte Hitze, welche nach dem Wahne des gemeinen Volks vom unangemeldeten Cometen herrührt, und, wenn ſie höher geſtiegen wäre, „das Waſſer in der Pleiße zuſammengekocht hätte mit allen ſeinen Gründlingen“, folgte der furchtbare Orkan am 9ten Nachts, der ſtarke Bäume entwurzelte, Linden zerſpaltete, und überhaupt in den Promenaden und nahen Holzungen viel Zerſtörung anrichtete. Hierauf iſt unfreundliches und kühleres Wetter eingetreten. Dieß wird das Schauſpiel wohl wieder füllen.

Ich füge noch hinzu, daß der bekannte Hr. Moltke vom Großherzoglich-Weimariſchen Theater ſeit einigen Tagen hier iſt, und als Belmonte in der Entführung und Murney im Opferfeſt geſungen hat. Seine Stimme hat reinen Klang und Geſchmeidigkeit, aber im Vortrag vermißten wir Bindung und Zuſammenhang. Vielleicht iſt dieſer Sänger in dieſen Fehler verfallen, indem er ſich Deutlichkeit der Ausſprache verſchaffen wollte, die er auch im vorzüglichſten Grade beſitzt. Allein das ſtarke Anſchlagen der Schlußſylben, macht den Geſang hart, und ſtört den natürlichen Schluß der Melodie, ſo wie auf der andern Seite das willkührliche Punktiren der Hauptworte, und zu häufiges Anbringen beſonderer Vorſchläge, Einförmigkeit erzeugen. Das Verdienſt dieſes Sängers iſt zu groß, und wird vom Ref. zu wahrhaft anerkannt, als daß er nicht Herrn Moltke auf dieſe Mängel aufmerkſam zu machen ſich hier verpflichtet gefühlt hätte. Sonſt war der Vortrag, wiewol nicht immer, der Original-Melodie getreu, doch nicht künſtlich überladen, ſondern ausdrucksvoll und bey der anſprechenden wohlklingenden Stimme auch von angenehmer Wirkung. In Hinſicht des Spiels hätten wir in der erſtern Rolle mehr jugendliches Feuer gewünſcht. A. W.

Rom, den 24. Juli.

Die Hitze treibt uns Nordländer theils nach Florenz, wo es aber noch wärmer ſeyn ſoll, als hier, theils auf das Gebirge, ſo weit die Räuber es geſtatten. Die Zahl der deutſchen Künſtler iſt demnach ungleich kleiner, als voriges Frühjahr. Doch ſind drey Architekten, zwey Darmſtädter und ein Baier, von einer achtmonatlichen Reiſe nach Griechenland und Conſtantinopel mit ſchöner Ausbeute zurückgekehrt. Während der Comet hier unendlich viel dummes Geſchwätz veranlaßte, hat der ſchnelle Wechſel der Witterung viele Krankheiten erzeugt, und dem Weine und Oehle geſchadet; auch hat das ſonſt ſo ruhige Mittelmeer mehrere Schiffe, worunter ſich eines mit einem ſizilianiſchen Biſchofe und ſeiner ganzen Verwandtſchaft und Dienerſchaft befand, verſchlungen. Auch laſſen ſich von Zeit zu Zeit kleine amerikaniſche Inſurgenten-Kaper an der Küſte blicken. Vielleicht ſuchen ſie die Koſtbarkeiten der ſpaniſchen Verlaſſenſchaft, welche von Gaëta nach Barcellona gehen ſollen, der neuen Welt zu gewinnen.

Daß gegenwärtig die Todzeit für die Fremden iſt, wiſſen Sie. Doch hat das diplomatiſche Corps an dem neuen portugieſiſchen Geſandten Mello, der mit Mohren und Braſilianern hier eingetroffen iſt, und an dem hannöveriſchen Freyh. v. Reden einen Zuwachs erhalten. Hr. v. Bartholdy iſt auf einige Zeit nach Neapel gereiſt. Auf den Herbſt hoffen wir den Kronprinzen von Preußen hier zu ſehen.

Kaum werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß die Regierung wegen der zunehmenden Räubereien befohlen hat, die Stadt Sonnino, aus 900 Häuſer mit mehreren Kirchen, Klöſtern und ſogar Paläſten beſtehend, zu ſchleifen. Wegen des Edikts beziehe ich mich auf die politiſchen Zeitungen. Es möchte einzig in der Chriſtenheit ſeyn, beſonders im tiefen Frieden, und nach zwey fruchtbaren Jahren. Aber dahin kömmt man durch gänzliche Vernachläſſigung der Volkserziehung! Ueberdieß muß ich an der Wirkſamkeit dieſes Befehls deshalb zweifeln, weil er zu frühe bekannt gemacht worden iſt; vielleicht daß aus den Räubern Inſurgenten werden! —

Die Ausgrabung der Tiber beginnt endlich kommende Woche. 40 Actien, welche für England beſtellt waren, ſind zurückgegeben worden, weil die verlangte Sicherheit nicht geleiſtet werden konnte. Bey S. Paolo wird angefangen. Mir ſcheint die Maſchine zu ſchwach, um ſehr große Laſten aufziehen zu können. Inzwiſchen iſt die Sache einen Verſuch werth, und dieſen zahlt ja das Ausland.

Der Kunſthändler Vescovali hat ein Haus auf dem ſpaniſchen Platze gekauft, richtet es zum Magazine ein, und läßt es von außen mit antiken Bruchſtücken geſchmackvoll verzieren. Es wird eine der Sehenswürdigkeiten Roms werden, da der Beſitzer bey weitem das Meiſte alles Aufgefundenen durch die Landleute erhält, und ſehr großen Vorrath, aber auch ewigen Streit wegen der Ausfuhr mit Fea und dem Kunſtkomité hat. Nächſtens werden bey ihm die in Tivoli aufgefundenen Statüen zu ſehen ſeyn.

Das Giornale Arcadico, Juni-Heft, enthält dießmal viel Antiquariſches, über die Eleuſiniſchen Geheimniſſe, die Inſchriften von Momentum, und Feas Werk. Ein Grundriß des von Nibby zur Basilica Constantini umgetauften Friedens-Tempels, mit Angabe der Richtung der alten Via Sacra, iſt beygefügt. Fea wird nun wahrſcheinlich antworten. Von Nibby wird in Kurzem ein Itinerarium für Sizilien erſcheinen. M.

Räthſel.

Das Erſte iſt nicht immer uns willkommen.
Das Zweyte ſchützt uns vor der Stürme Wuth.
Im Ganzen wird das Erſte aufgenommen.
Dem Herren deſſelben iſt es ſtets willkommen.
Und doch behandelt er es ſelten gut.

F. v. Maltitz.

Auflöſung der Charade in Nro. 181
Geldbrief

Nro 195.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 16. Auguſt 1819.

Steht, Ihr die ich an meiner Krippe aufgenährt!
Nicht mein Verderben ſeyd! O grauſer Vaterfluch!
Wer kömmt den unſchuldvollſten Mann zu rächen.

Der Hippolites des Euripides.

Aus der Phädra des Racine.

Theramen.

Sie waren aus dem Thor Trözene's kaum gezogen;
Er ſtand zu Wagen, hoch, und trüb' und ſtumm, wie Er,
Ging langſam ſeine Wacht geordnet um ihn her.
Der Straße nach Myzen folgt er tief-in-Gedanken;
Schlaff auf die Roſſe hin läſſt er die Zügel ſchwanken;
Ein ſtolzes Rennerpaar, das ſonſt mit ſchnellem Huf,
Mit edlem Feuermuth gehorchte ſeinem Ruf,
Schaut itzt, das Haupt gebeugt, mit halb-erſtorbnen Blicken,
In ſeine Traurigkeit ſich gleichſam einzuſchicken.
Plötzlich dröhnt durch die Luft, die ruhig uns umwallt,
Ein fürchterliches Schrey'n, das aus den Fluthen ſchallt,
Und aus der Erde Schoß ein ſchreckerregend Tönen
Antwortet dem Geſchrey mit grauſenvollem Stöhnen.
Das Blut in unſrer Bruſt, das innerſte, gefror;
Dem horchenden Geſpann ſträubt ſich die Mähn' empor;
Indeſſen hebt ſich hoch auf ebnem Meerkryſtalle
Ein fluthend feuchter Berg aus wildem Waſſerſchwalle.
Die Woge nah't und bricht und ſpey't mit Schaumgebrauſ'
Ein wüthig Ungethüm vor unſern Augen aus.
Zwey Hörner ſteh'n und dräu'n aus breiter Stirn entſproſſen;
Mit gelben Schuppen iſt ſein Leib wie übergoſſen;
Ein wild-unbänd'ger Stier, ein Drache heiß ergrimmt,
Deß Schlangenſchweif vielfach ſich krümmt und wieder krümmt,
Von ſeinem Heulen hallt der Meerſtrand zitternd wieder,
Der Himmel, abſcheuvoll, blickt auf das Unthier nieder,
Die Erde bebt, die Luft verpeſtet ſich ringsher,
Die Welle, die es trug, ſtürzt rückings ſcheu in's Meer.

Ein Jeder flieh't und ſucht — was konnte Muth hier nützen? —
Im nächſten Tempel ſich vor der Gefahr zu ſchützen.
Nur Hippolyt, dein Sohn, der Held, ſetzt ſich zur Wehr,
Die Roſſe hält er ein, ergreifet ſeinen Speer,
Stürmt an, und mit dem Spieß, geſchnellt mit ſichrer Kunde,
Schlägt in des Thieres Leib er eine weite Wunde.
Von Wuth, von Schmerz erfüllt bäumt ſich das Unthier auf,
Rollt vor die Pferde hin, hemmt brüllend ihren Lauf,
Indem es einen Schlund ihnen entgegen recket,
Der ſie mit Rauch und Blut und Feuer überdecket.
Das Schrecken reißt ſie fort, betäubt, beſinnungsleer
Erkennen ſie anjetzt nicht Ruf, nicht Zügel mehr.
Vergebens ſtrengt ihr Herr Kraft an und Muth und Eifer.
Sie röthen das Gebiß mit Schaum; mit blut'gem Geifer.
Es heißt ſelbſt, daß ein Gott im Drange der Gefahr
Den Staubbedeckten ſtets zur Seite ſtachelnd war.
Scheu über Felſen hin flieh'n ſie von Furcht gejaget;
Die Axe kreiſcht; ſie bricht; der Held ſteht unverzaget,
Schau't auf den Wagen feſt, wie er in Stücke ſpringt;
Doch in die Zügel jetzt verſtrickt er ſich ... er ſinkt ....
Verzeihe meinem Schmerz! Was drauf ſich zugefüget,
Bleibt mir ein Thränenquell, der nimmermehr verſieget.
Ich ſah', Herr, deinen Sohn, ihn, beſſern Schickſals werth,
Geſchleift von dem Geſpann, das ſeine Hand ernährt.
Er ruft es an: umſonſt. Es ſcheut vor ſeinem Munde;
Fort geht's; ſein ganzer Leib iſt bald nur Eine Wunde;
Von unſerm Angſtgeſchrey erſchallen Feld und Hain! —
Ihr Ungeſtüm läſſt nach, die Roſſe halten ein
Und ſtehen endlich ſtill, bey jenen Sarkophagen,
Die ſeines Königsſtamms entſeelte Reſte tragen.

Digitized by Google

Dort ſtieg' ich keuchend hin; die Wachten eilen mit,
Die Spuren ſeines Bluts, ſie leiten unſern Schritt.
Roth iſt der Fels; es trägt das Strauchwerk, das zerſtreu'te,
Rings ſeiner Locken Raub, wie eine blut'ge Beute.
An komm' ich, ruf ihn, er, der mit der Hand mich grüßt,
Oeffnet ein ſterbend Aug, das gleich er wieder ſchließt.
Der Himmel, ſpricht er, raubt mein ſchuldlos Seyn hienieden.
Arizia ſtehe bey, wann Hippolyt verſchieden.
O Freund! und wann dereinſt, von Wahn nicht mehr verführt,
Den Vater ſeines Sohns unglücklich Schickſal rührt;
Dann meinen bangen Geiſt, mein Blut dann zu verſöhnen,
Sey hold er, ſag' es ihm, hold der gefangnen Schönen.
Ihr Reich ... Bey dieſem Wort ließ der entſeelte Held
Uns eine Leich' im Arm, die ſchauderhaft entſtellt,
Vom Zorn der Götter zeugt dem armen Erdgeſchlechte,
Die ſelbſt dein Vaterblick nicht mehr erkennen möchte. —

Ludwig Robert.

Die ſechs Türken.

(Beſchluß.)

Doch mehr als drey Monate verſtrichen, und die ſehnlichſt erwartete Hülfe erfolgte nicht. Omar verlor den Muth, wurde tiefſinnig, und auch ich hatte alle meine ſüßen Hoffnungen wieder aufgegeben, als ich eines Morgens, wo ich außerhalb der Mauer des Parkes arbeiten mußte, (ein Geſchäft, wozu nur wir europäiſchen Sklaven verwendet wurden), einen jungen Mann mit einer Zitter wahrnahm, der mich ſehr aufmerkſam betrachtete. Endlich näherte er ſich mir, ließ einen Ring mit einem grünen Steine fallen, und verlor ſich darauf unter den Palmen. Ich hob den Ring auf und zeigte ihn Omarn noch in derſelben Nacht. „Der Fremde war mein Bruder," flüſterte er mir leiſe ins Ohr, nachdem er ihn aufmerkſam beym Mondſchein betrachtet hatte, „Hoffnung, unglücklicher Freund, jetzt iſt Hülfe nahe." — Ungefähr acht Tage ſpäter war ein fürchterlicher Sturm. Schrecklich brauste das Meer, und ein unaufhörliches Blitzen, von Donnerſchlägen begleitet, verſcheuchte den Schlaf von unſern müden Augen, als es auf einmal licht in dem Gefängniß wurde. Ein Haufen bewaffneter Muſelmänner drang herein und holte Omarn ab. Keiner der Sklaven durfte von ſeinem Platze weichen. Nur wir Europäer wurden von unſern Ketten befreyt, und mit Säbeln verſehen. So verließen wir dieſe Wohnungen des Elends, und ſprangen über mehrere an die Mauer gelehnte Leitern, in den Hof des angrenzenden Hauſes.

Omar, deſſen älterer Bruder Sahmir und ich ſtellten uns an die Spitze unſers kleinen Haufens. Wir erbrachen eine hintere Thür des Gebäudes, wo uns, aufgeweckt durch den Lärm, unſere Hüter entgegen kamen. Sie erſchraken, uns bewaffnet zu ſehen, und nahmen die Flucht. Jetzt erſchien Alamanzor mit Piſtolen bewaffnet auf der Treppe, da ſtreckte ihn ein Flintenſchuß Sahmirs in demſelben Augenblick zu Boden. Doch damit war die Rache der Brüder noch nicht befriedigt. Alle, die wir erreichen konnten, fielen unter den Hieben unſerer Säbel. Wir kamen in die obern Gemächer des Hauſes. Sahmir flog immer voran, Omar und ich folgten gleich ſchnell. Da ſtellte ſich unſern Augen ein Schauſpiel, würdig des tiefſten Mitleidens, dar. Ein ſchönes Geſchöpf von nicht gar vierzehn Jahren flehte auf den Knien um Erbarmen und Schonung für ihr junges Leben. Es war Alamanzors einzige Tochter — Zulima. — Aber der Türke, der kein Erbarmen kennt, wenn einmal die Rache in ſeinen Adern glüht, griff eben nach dem Dolche, ſie niederzuſtoßen; da faßte ich ſeinen Arm, das holde Mädchen zu retten.

Er überließ mir darauf die Bewachung derſelben, und eilte mit ſeinem Bruder in den andern Flügel des Palaſtes, wo ſich die Weiber des Ermordeten befanden.

Führe mich zu meinem Vater, Fremdling, bat das zitternde Mädchen. Ich entdeckte ihr, daß er von Sahmir's Hand gefallen ſey. Sie war untröſtlich, aber dennoch verlangte ſie ihn zu ſehen. Lange verweigerte ich ihr dieſe Bitte; doch als ſie, knieend vor mir, mich mit den dringendſten Ausdrücken beſchwor, ſo konnte ich ihr nicht widerſtehen, und führte ſie hin zu Alamanzor, der, mit dem Tode kämpfend, ſich in ſeinem Blute wälzte. „Rette Zulima, ſagte er mir, mit gebrochener Stimme. Ich ſchwur ihm, ihr Leben bis zu meinem Tode zu vertheidigen. Darauf bat er mich, ihm noch ein Kiſtchen zu holen, das ſich in einem verborgnen Winkel ſeines Zimmers befand; er gab es mir mit den Worten: „dieß iſt genug für ihren Unterhalt," ſegnete ſeine Tochter, und ſtarb. Ohne das Kiſtchen zu öffnen, ſteckte ich es zu mir, und eben wollte ich die halb ohnmächtige Zulima auf ihr Zimmer bringen, als uns Sahmir und Omar entgegen kamen, die jetzt das Zeichen zum Aufbruch gaben.

Wir nahmen Zulima mit uns, und noch wüthete das Gewitter, als wir die Pferde beſtiegen, die uns außerhalb des Landhauſes erwarteten. Sahmir verlangte das Mädchen zu ſich auf den Sattel, die ſich aber ſträubte, und feſt an mich anſchloß. Noch ehe die Sonne unſere blutigen Thaten beſcheinen konnte, kamen wir auf Alborelli's Landhauſe an, der, erfreut über das Wiederfinden ſeines Sohnes, uns Europäern die Freyheit ſchenkte, und dabey verſprach, uns mit dem erſten griechiſchen Schiffe in unſer Vaterland zurückzuſchicken. Bald darauf erhielten wir andere Kleider und beſſere Koſt. Meine Kameraden fuhren fort, ſich in Alborelli's Gärten zu beſchäftigen, und ich mußte Omarn die engliſche und ſpaniſche Sprache lehren, da er zur Handlung beſtimmt wurde. Dieſen Lektionen wohnte auch Zulima bey, der man eine Spanierinn, welche zu dem mahomedaniſchen Glauben übergegangen war, zur Bedienung gegeben hatte. Es war das Weib eines gefangenen Unteroffiziers, der unter den ſklaviſchen Arbeiten in Algier ſein

Digitized by Google

Leben geendet hatte. Doch mochte es dieſer mit ihrer Glaubens-Veränderung kein gänzlicher Craſt geweſen ſeyn, denn ſie hatte mittlerweile Zulima mit dem Glauben der katholiſchen Kirche bekannt gemacht, für welche meine ſchwärmeriſche Schülerinn eine ſolche Empfänglichkeit zeigte, daß ſie bald nur allein für die Hoffnung lebte, nach Europa zu fliehen und ſich taufen zu laſſen.

Zu jener Zeit war es, als, von ihrer Schönheit geblendet, ſie derſelbe Sahmir, der ihr als ein Opfer ſeiner Rache muthwillig den Dolch in die Bruſt ſtoßen wollte, der Mörder ihres Vaters, zur Gattin begehrte.

Da entdeckten ſich mir die beyden Weiber, und baten mich einen Weg für Zulima nach der Halbinſel zu öffnen.

Zu dieſem Endzwecke ſprach ich mit Omars Vater, für mich und meine Kameraden die längſt verſprochene Freyheit verlangend. Omar verband ſeine Bitten mit den meinigen, und auch Sahmir, der die geheime Neigung des Mädchens zu mir wahrgenommen haben mochte, drang eifrig in ſeinen Vater, unſere Wünſche ſo bald als möglich zu erfüllen. Alboreli gab uns einen Nachen mit einem Segel, und der folgende Tag wurde zur Abreiſe beſtimmt. Wir hatten am Abende den ſämmtlichen Bewohnern des Hauſes Lebewohl geſagt, und uns vorgenommen, die Nacht in einer Hütte am Geſtade zu verweilen, wo wir die Ankunft Zulima's mit der europäiſchen Sklavin nach Mitternacht, und dann den Aufgang der Sonne abwarten wollten, um unſere Reiſe zu beginnen. Da erſchien ein ſchmutzig gekleideter, ſchwarzgelber Knabe mit einem Bündel unter dem Arme und einem Brief von Zulima, worinn ſie mich benachrichtigte, daß ſie unſere Verabredung unmöglich halten könnte, da die Wachſamkeit Sahmir's ihr Vorhaben entdeckt habe, und mich dringend bat, weder Mühe noch Gefahr zu ſcheuen, ohne Zeitverluſt das Meer zu erreichen, und den jungen Zigeuner-Sklaven mit mir zu nehmen, deſſen Leben ſowohl, als das meinige, und ihr Glück von unſerer beſchleunigten Abreiſe abhinge.

Ich trug das Kiſtchen bey mir, das mir der ſterbende Alamanzor für ſeine Tochter im Tode übergeben hatte. — „Bringe erſt das zurücke, ſagte ich dem Jüngling, dann wollen wir reiſen.“ Nein, war die Antwort, die ich erhielt, Zulima wünſcht, daß du es behalteſt, denn ſie wird nachkommen, und dich in Molviedro bey Valenzia (dem Geburtsort jener Spanierin, die ſie bediente,) aufſuchen. Jetzt verloren wir keine Zeit mehr, uns mit unſerm kleinen Fahrzeug den Wellen zu vertrauen. — Mein Schutz-Engel wachte an meiner Seite, und ſelbſt die Elemente ſchienen unſere Reiſe zu begünſtigen. Wir hatten günſtigen Wind, und bekamen ſchon mit Ankunft des Tages den Neptun zu ſehen, der in jenen Gegenden kreutzte. Mit frohem Muthe ſegelten wir auf ihn zu. Der Capitain nahm uns mit Freuden am Bord, und noch waren wir keine Stunde in Sicherheit, als wir auch ſchon einen Kaper auf unſerer Spur erblickten, der aber keine große Luſt bezeigte, ſich mit einem Schiffe von vier und ſechzig Kanonen zu meſſen. —

Zwey Tage verweilten wir auf dem Neptun, und erreichten am dritten Valenzia. Noch denſelben Abend ging ich, mit der bangſten Sorge im Herzen, nur von meinem kleinen Sklaven begleitet, nach Mouviedro, wo ich die Nachrichten meiner geliebten Zulima abzuwarten gedachte. Von der frühen Morgenſtunde an ging ich an die Küſte des Meeres, um die verſchiedenen Segel zu zählen, von denen ich hoffen konnte, daß ſie mir den Abgott aller meiner Wünſche zuführen könnten. Doch immer fruchtlos war mein Hoffen. Wenn ich dann verdrießlich wieder nach Molviedro zurückkam, ſo hatte mein brauner Sklave gewöhnlich ſchon Sorge für's Frühſtück getragen, und ergötzte mich in ſeiner gebrochenen Mundart, mit Erzählungen von Zulima's gutem Herzen und ihrer ungeſchminkten Liebe zu mir. Ich hatte ihn lieb gewonnen, und erſchrak, als er mir eines Morgens nicht, wie gewöhnlich, entgegenkam. Beſorgt, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen ſey, eilte ich nach ſeiner kleinen Schlafſtätte. — Freund! da ſchien's mir als ob ich träumte — ſtatt ſeiner fand ich meine himmliſche Zulima ſchlafend im Bette. Sie war es ſelbſt geweſen, die mir als Sklave mit gemaltem Geſichte nach Europa gefolgt war. Ich kniete nieder vor dem göttlichen Mädchen, und ſchwur zu ihren Füßen ewige Liebe und Treue. Meine Freunde wollten in ihr Vaterland, nach Graubünden, zurück, und wir begleiteten ſie bis hieher nach Barzelona, wo wir erſt geſtern ankamen und uns ſo lange aufhalten müſſen, bis wir für andere Kleider geſorgt haben werden. — Hier beſchloß Rolland die Geſchichte ſeiner Begebenheiten, mit der Bitte, ihn jetzt in ſein Gaſthaus begleiten zu wollen.

Tags darauf war die Feyer der Taufe Zulima's, wozu der Major mit der Gemahlin des Gouverneurs der Citadelle als Zeugen geladen wurde, und welche den Namen Maria Dolores erhielt. Zwey Tage ſpäter ging das Poſtſchiff nach Majorka ab. Dieſe Gelegenheit benutzte Major Dul, um ſich wieder ſeinem Regimente, das in Palma in Garniſon lag, einzuverleiben. Rolland, Maria Dolores, der junge Landsmann, der in Barzelona blieb, und die übrigen fünf Ankömmlinge aus Afrika begleiteten ihn bis in den Hafen von Barzelona. Man wünſchte ſich fortdauernd glückliche Tage, verſprach ſich wechſelsweiſe einander Nachrichten zu geben, die Schiffleute lichteten die Anker, die Segel ſchwollen, von gutem Winde gehoben, auf; noch ein Lebewohl, und er hatte Rollanden und den Montjui, den Hafen und die getaufte Türkin im Rücken.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Gent, den 18. Juli.

Ich hatte vor bald zwey Jahren kaum einige Tage meine Wohnung an der Schelde bezogen, deren Grundmauer nebſt der Umfaſſungsmauer des dazu gehörigen Gartens von dieſem Fluſſe

ſo bedeckt wird, daß die vordere Ecke des Gartens einen Landungsplatz für die von der franzöſiſchen Grenze her die Schelde herabkommenden Schiffe bildet, deren manchen Tag über 300 hier einlaufen, als ich am Morgen eines Sonntags nach 9 Uhr ein wohlgebautes, mit einem hohen Maſte und einer ſchönen Flagge verſehenes Schiff an meinem Garten landen ſahe. Zwey junge Herren in feiner engliſcher Kleidung traten aus demſelben ans Land, gingen auf mein Gartenthor zu und zogen die Glocke an. Als mein Bedienter das Thor öffnete, traten ſie in den zu meiner Wohnung führenden Garten, und trugen dem Bedienten auf, mich zu fragen: „ob ich nicht erlauben wollte, daß die künftige Nacht mein Abtritt gefegt würde?“

Nachdem ich ihnen kurz hatte bedeuten laſſen, daß der Gehalt meines, erſt ſeit wenigen Tagen beſuchten Abtritts ihre Mühe noch nicht lohnen könnte, verlangte ich von meinem Bedienten eine Erklärung dieſer räthſelhaften Erſcheinung, der mir dann ſagte, daß dieſe fein geputzten jungen Herren Söhne eines reichen Vidanger der hieſigen Stadt wären, deren Geſchäfte ſich blos darauf beſchränkte, bey Tage ein Verzeichniß der Zahl und Lage der Abtritte aufzunehmen, deren Ausleerung ſie in der künftigen Nacht durch ihre Knechte zu veranſtalten hätten. Die Knechte ſchöpften dann in der Nacht ihre Beute in große Eimer, die ſie, zu zwey und zwey, an ſtarken Stangen nach dem ſchön gezierten Schiffe trugen, auf welchem die aus einer halben Straße gewonnene Maſſe geſammelt, mit Waſſer verdünnt, und dann auf das Land gefahren würde, um an die Bauern verkauft zu werden. Aber, erwiederte ich, warum fragten denn dieſe Leute um die Erlaubniß, eine ſo abſcheuliche Arbeit zu übernehmen? In andern Ländern muß man die Menſchen, die ſich dazu hergeben, theuer dafür bezahlen. Hier iſt das umgekehrt, war ſeine Antwort. Der Vidanger muß für jeden Abtritt eine Summe bezahlen, die ſich nach der Menge der Menſchen richtet, welche dazu ihre Beyträge liefern; ſo wie der Preis des Miſtes wieder nach ſeiner innern Güte beſtimmt wird. Was hat denn der Käufer für ein Probe-Mittel ſeiner „innern Güte“? fragte ich meinen Belgier ſpottend, und rechnete auf keine Antwort. — Seinen Gaumen, erwiederte er ſehr ernſthaft, und hätte mich damit faſt aufgebracht, denn ich hielt es für einen unanſtändigen Scherz. Die beſcheidene Ruhe des Menſchen vermochte mich aber zum weitern Nachfragen, wo ich denn erfuhr, daß der Käufer wirklich ein Trinkglas auf das Schiff mitbringt, es aus deſſen Mitte anfüllt, einen Schluck davon nimmt, ihn etlichemal im Munde herumſchwenkt, dann wegſpuckt, einen Schluck Genevre darauf ſetzt, und nun erſt den Kauf über eine gewiſſe Anzahl von Eimern abſchließt. *)

Dieſe unerwartete Beſchämung unſerer analytiſchen Chemie durch den Gaumen der belgiſchen Bauern ſetzte mich in nicht geringeres Erſtaunen, als die Beſtimmung eines ſo ſchönen Schiffes zu einem ſolchen Gefäße der Unehre.

Ich habe ſeitdem eine Menge ſolcher Schiffe, die freylich nicht alle ſo ſchön wie das erſte war, ankommen, laden und abfahren ſehen, und der Umſtand von der Gaumenprobe iſt mir durch die übereinſtimmenden Zeugniſſe mehrerer glaubwürdiger Perſonen außer Zweifel geſetzt worden.

So im Großen kann nun der Dunghandel nur von reichen, oder wenigſtens wohlhabenden Leuten getrieben werden, die im Stande ſind, mehrere Schiffe dazu auszurüſten und zu unterhalten, und die ich, weil ſie ihre Ankunft durch die übel berüchtigten Gasarien, womit ihre Fahrzeuge die Atmoſphäre weit und breit erfüllen, immer ſchon auf beträchtliche Entfernungen ankündigen, die belgiſchen Parfumeurs zu nennen pflege.

Außer und neben jenen Großhändlern wird aber das belgiſche Dunggewerbe auch im Kleinen durch mehrere verſchiedene Menſchenklaſſen und nach verſchiedenen Abſtufungen der Ausdehnung getrieben, ſo, daß jede Abtheilung der Klaſſe ihren beſtimmten Zweig übernimmt. Dieß alles geſchiehet, ohne jemandes Zuthun, mit ſolcher Ordnung, als ob es von der beſten Polizey organiſirt wäre. Und während in andern großen Städten die Regierung jährlich beträchtliche Summen auf die Straßen-Reinigung verwenden muß, darf ſie es hier nicht wagen, ſich auf irgend eine Weiſe in dieſe Angelegenheit zu miſchen, weil ſie dadurch Tauſende von Menſchen, die wie der Dermestes stercorarius vom Miſte leben, zur Empörung reizen würde. Auch in den größten und ſchönſten Straßen wird alles, was man in jedem Hauſe nicht haben will, ſo häßlich und ekelhaft es immer ſeyn mag, ſchlechthin in die Mitte der Straße geworfen, in der feſten Ueberzeugung, daß es vor Ablauf einer halben Stunde ſchon durch irgend einen Liebhaber abgeholt ſeyn werde. Daher fand man es hier eben ſo unbegreiflich, als unglaublich, da ich verſicherte, daß in Caſſel jeder in eine Polizey-Strafe von 1 Louisd'or verfallen ſey, dem man beweiſen könne, daß er auch nur ein Glas reines Quellwaſſer durch ein Fenſter auf die Straße gegoſſen habe.

Das Dunggewerbe wird hier durchgehends mit einer unbeſchreiblichen Thätigkeit und oft ſelbſt mit ſichtbarer Lebensgefahr betrieben. Wenn z. B. die Cavallerie auf dem Paradeplatz exercirt, ſo drängt ſich eine Menge von den Dung-Sammlern zwiſchen die Reihen hinein, um ſeinem Handwerk nachzugehen. Eben ſo ſieht man auf den großen Marktplätzen, beſonders auf dem Korn- und Kartoffel-Markte, Jungen von ſechs bis acht Jahren im dichteſten Gedränge unter die Pferde kriechen, und mit Sorgfalt den Boden unter ihnen zu Gunſten ihres Tragkorbs zu reinigen. Eben ſo eifrig machen ſie bey der Ankunft und dem Abladen jedes Frachtwagens auf jedes herabfallende Strohhälmchen Jagd, und ſuchen nicht ſelten ihre Beute durch Herabziehen auch deſſen, was nicht fällt, zu vergrößern. Von dem alſo geſammelten Unrathe werden in abgelegenen Gegenden in und außer der Stadt ganze Berge zuſammengefahren, von wo aus er dann, wenn er gehörig reif iſt, zu hohen Preiſen verkauft wird.

Von der großen Zahl der Menſchen, die dieſes Gewerbe beſchäftiget, werden Sie Sich eine Vorſtellung machen können, wenn ich Ihnen ſage, daß in den neueſten gedruckten Nachrichten von den Armenanſtalten der hieſigen Stadt nur allein 396 Ramasseurs de fumier, cendres etc etc. angeführt ſind, die aus dieſen Anſtalten Unterſtützungen beziehen.

Daß Belgien dieſem ſchmutzigen Gewerbe den hohen, ſelbſt in England bewunderten, aber noch nicht erreichten, Wohlſtand ſeiner Landes-Kultur großentheils verdanke, darüber iſt unter den Sachverſtändigen nur eine Stimme. In Holland begnügt man ſich zum Düngen faſt durchgehends mit den thieriſchen Abgängen, und die Abtritte menſchlicher Wohnungen gehen in mehreren Städten in der Regel in fließendes Waſſer, deſſen Bewohnern die ganze Ausbeute derſelben zum beliebigen Gebrauche überlaſſen wird.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Da uns dieſes Verfahren unbekannt war, und faſt den Leſern Aergerniß geben kann, ſtanden wir anfangs an, dieſe Stelle zu drucken; um die Sache zu ergründen, ſo daß ſie das Intereſſe zu zeigen, wie in gewiſſen Fällen der Zweck die Mittel heiligt (oder wohl erſt ...), iſt unſer Korreſpondent im Irrthum, ſo laſſe er ſich zurecht weiſen.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 25.

Nro. 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 17. Auguſt 1819.

Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüſten. Seine Schiffe liegen
In allen Häfen. —

Nathan der Weiſe von Leſſing.

Die indiſche Wallfahrts- und Handelsſtadt Herduar.*)

Die an ſich nicht ſehr bedeutende Stadt Herduar liegt unterm 29° 27′ nördlicher Breite und unterm 78° 8′ öſtlicher Länge von Greenwich. Aus einer einzigen, 50 Fuß breiten und 900 Fuß langen Straße beſtehend, iſt ſie gleichwol durch ihre Lage am linken Ufer des Ganges, gerade da, wo dieſer Strom aus den Gebirgen hervor tritt, um ſeine Gewäſſer über Hindoſtans weites Flachland zu verbreiten, ſehr berühmt geworden, und der Ort, wo ſie ſteht, für die Hindus eine geweihete Stätte. Die Oeffnung, durch welche der Fluß ſich aus den Gebirgen hervordrängt, befindet ſich am nördlichen Ende der Stadt und heißt Heri-ca-Pairi (Fuß des Heri oder Wiſchnu). Am Fuße des Gebirges, ganz nahe am Fluſſe, ſteht ein dem Gotte Wiſchnu geheiligter Tempel, von einfacher Bauart, über den ſich zwey Kuppeln erheben, von denen die eine Wiſchnus Statue in ſich ſchließt; und hier iſt es, wo die Pilgrimme ihre Abwaſchungen vornehmen. Jeder Hindus iſt nämlich durch ſeine Religion verpflichtet, alljährlich, zu Anfang der heißen Jahrszeit, eine Wallfahrt nach Herduar (auch Gangadoura, Pforte des Ganges, genannt) zu unternehmen. Um dieſe Zeit ſieht man aus allen Gegenden von Hindoſtan und Dekan Gläubige heran wandeln, um ihren unreinen Leib in die heiligen Fluthen zu tauchen. Die Ceremonie fällt in die erſten Tage des Aprils. Alle zwölf Jahre finden dabey außerordentliche Feſtlichkeiten ſtatt, und die Pilgerfahrt, in einem ſolchen zwölften Jahre gethan, wird für beſonders wirkſam und geſegnet gehalten. (Auch die Reiſenden, deren Berichte dieſe Nachrichten entnommen ſind, der Kapitän des Geniewesens, Hr. Webb, und die beyden Kapitäne im Dienſte der oſtindiſchen Kompagnie, Raper und Hearſey, welche im Jahr 1807 von der bengaliſchen Regierung den Auftrag erhalten hatten, den Lauf des Ganges von Herduar bis Gangantri zu unterſuchen, waren in einem ſolchen Jubeljahr, am 1. April 1808 zu Herduar angelangt, gerade dießmal hatte die Regierung von Bengalen, das Militär ungewöhnlich verſtärken laſſen, um den blutigen Folgen der Händel vorzubeugen, die unter den verſchiednen Bettelmönchen nichts Seltnes ſind.)

Was in den Tagen dieſes Reinigungsfeſtes eben ſo viele Menſchen nach Herduar hinzieht, als die religiöſen Beweggründe, iſt der Handel: denn der Hindus, auch wenn er ſich mit frommen Uebungen beſchäftigt, verliert dabey ſeinen zeitlichen Vortheil niemals aus dem Geſichte.

Es verſehn ſich demnach unabhängig von den Waaren, die durch Kaufleute aus den Landſchaften Pendjab, Kabul, Kaſchemir und von vielen andern Orten her nach Herduar gebracht werden, die meiſten Wallfahrenden ſelbſt mit Lebensmitteln oder Induſtrie-Produkten des Landes, aus welchem ſie herkommen: denn ſie ſind ſicher, alles Her-

*) Im Auszuge aus: Nouvelles Annales des Voyages etc. Tome 1. Paris 1819. 8.

Digitized by Google

gebrachte mit Vortheil abſetzen zu können. Dieſer Weg iſt es, auf welchem die vornehmſten Städte des (zwiſchen dem Dſchumah und Ganges gelegenen) Landes Duad und den Provinzen Delſi und Lukhnau, die Erzeugniſſe der weſtlich und nördlich von ihnen gelegenen Reiche erhalten. Um den unge[illegible]ern Verkehr, der in jenen Tagen zu Herduar Statt [illegible], zu erleichtern, ſchicken die großen Wechſelhäuſer ihre Geſchäftsführer dahin, welche die klingende Münze umſetzen, und nach allen Gegenden Indiens für jede verlangte, wenn auch noch ſo bedeutende Summe Wechſel ausſtellen. Da die Verkäuſer gewöhnlich in Papier ſaldirt werden und dieſe einen großen Disconto erleiden, ſo kann ein ſolches Gewerbe nicht anders als ſehr einträglich ſeyn.

Gleichwol würde man ſelbſt zur Zeit der Meſſe nicht glauben, daß zu Herduar ein ſo beträchtlicher Handel getrieben werde. Dieß rührt daher, weil für die Kaufleute zur Ausſtellung ihrer Waaren bloße dunkle Löcher vorhanden und dieſe noch dazu ſo enge ſind, daß ſich weder auspacken noch dem Publikum etwas zur Schau ſtellen läßt.

So muß manche zum Verkaufe günſtige Gelegenheit ungenützt bleiben; und wirklich ſieht man die vielen Käufer, nachdem ſie ſich mit Mühe durch die dichten Volkshaufen hindurch gearbeitet und durch zwey oder drey ſchwarze, enge und geräuſchvolle Durchgänge unnützer Weiſe einen Weg gebahnt haben, mit Widerwillen von dannen gehn. Eine breite Straße von bequemen Buden würde dieſer Unbequemlichkeit abhelfen, der für die Meſſezeit von denſelben zu entrichtende Miethzins die Koſten der Unternehmung decken und eine ſolche Maßregel, vielleicht noch mehr als die kürzlich bewerkſtelligte Verbeſſerung der Straßen, deren ſich die Reiſenden ungemein erfreuen und die nicht wenig zur Sicherheit der Verfaſſung beyträgt, zu größerer Handlungsthätigkeit mitwirken.

Die vornehmſten Artikel, welche nach Herduar zu Markte gebracht werden, ſind Pferde, Maulthiere, Kamele, eine Art Taback, Caccar genannt, Spießglas, Aſſa foetida, getrocknete Früchte, als Feigen, Pflaumen, Aprikoſen, Mandeln, Weintrauben, Piſtazien, Nüſſe und Granatäpfel aus Kabul, Kandahar, Multan und Pendjab; Shawls aus Kaſchemir, Wollenzeuge aus Amretſis, Tſchicar, oder buntſchäckige Turbans, Spiegel, Flitterkram nebſt allerley Holz- und Kupferwaaren aus Dſchayapur, Schilde aus Roſilkund, Lukhnau und Silhet, Bogen und Pfeile aus Multan und Duab, Steinſalz aus Lahor, Baſtas und andere Baumwollenzeuge aus Rahn, einer großen Stadt in Pendjab. Aus Marnar wurden Kamele in großer Anzahl und eine Art Flanell aus den Ländern, welche die oſtindiſche Kompagnie beſetzt hält, Mußlin und mancherley andre Baumwollen-Gewebe, Tuch und Cocosnüſſe hergeſandt. Die Kompagnie bringt ſelbſt etwas Tücher hin, die aber, mit Ausnahme der gröbſten, wenigen Abſatz finden.

Die Kaufleute, welche von Norden herkommen, machen die Reiſe nach Herduar in großen Geſellſchaften, Caſilahs genannt. Das zum Verbrauche beſtimmte Vieh wird zum Transporte der Waaren gebraucht. Wer weder Shawls, noch Stoffe, noch getrocknete Früchte herzubringen hat, verleiht ſein Vieh, um es koſtfrey an Ort und Stelle zu ſchaffen, an Pilger und andre Reiſende. Ein Mann, der auf dieſe Weiſe auf einem Kamele angekommen war, erzählte den Reiſenden, ſein Platz aus Marnar bis Herduar habe ihn neun Rupien gekoſtet. An jeder Seite eines ſolchen Kamels wird eine Art hölzernen, drey Fuß langen und zwey Fuß breiten Korbes, mit etwas vorſpringendem Rande und einem aus Stricken geflochtenen Boden befeſtigt. Die Caſilahs verſammeln ſich in der Regel gegen Ende Februars zu Amerkſir und durchziehen alsdann das Land der Seikhs. Zu Amertſir ſowol als in allen bedeutendern Städten des Landes Pendjab werden nicht blos auf den Kaufmannswaaren Zölle und Gebühren, ſondern auch von den Perſonen ein gewiſſes Kopfgeld bezogen. Auch ſind die Straßenräuber, die häufig in Truppen von 20 bis 30 Mann das Land zu Pferde durchſtreifen, um zu plündern, und denen es, wenn ſie ſich auch den Karavanen ſelbſt, ihrer Stärke wegen, nicht nähern dürften, doch nicht ſelten gelingt, die Nachzügler in ihre Gewalt zu bekommen, den Reiſenden auf ihrem Marſche oft ſehr hinderlich, und erſt von der Grenze von Serledi an läßt ſich die Reiſe bis Herduar mit Sicherheit fortſetzen.

(Der Beſchluß folgt.)

Lady Ruſſel.

(Fortſetzung.)

Im Jahr 1675 ſchreibt Lady Ruſſel: „Henry Saville iſt bey dem Herzog von York (nachmaliger Jakob II.) in eine Art Ungnade gefallen. Wie der König bey dem Herzog von Albemarle (ehemaliger General Monck) ſpeiſte, ſprach der Herzog nach Tiſch mit Saville und fragte ihn: ob er den König nicht auffordern wolle, ſein gewöhnliches Tagwerk zu treiben? Saville verſtand nicht was er meinte. Der Herzog ſagte: das brauche er auch nicht; er wiſſe wohl, daß er den König verleite, mehr zu trinken, wie Jemand, der es gut mit ihm meinte, thun würde. Saville leugnete das. Darauf befahl ihm der Herzog, ſich fort zu begeben. Saville that es. Den nächſten Tag machte der König Saville einen Vorwurf, nicht geblieben zu ſeyn — erfuhr die Urſache, und war nun ſehr zornig.“ Dieſer Ton zwiſchen dem Herzog von York und Saville beruhigt abermal über zu große Verfeinerung der Sitten.

Ein früherer Brief an Lady Ruſſel während ihrer erſten Ehe enthält einige Umſtände von General Moncks Zug nach England, welcher Richard Cromwells Protektorat ein Ende machte.

Digitized by Google

20. Jenner 1659. Der beſtändige Gegenſtand aller Geſpräche beruht auf den großen Erwartungen von Norden her. Damit Ihr Gnaden dieſe Begebenheit aber verſtehen, muß ich meinen Bericht da beginnen, wo ich in meinem letzten Brief rückſichtlich Moncks aufhörte. Schreiten ſie ſo wie bisher fort, ſo geben ſie Stoff zu ganzen Bänden, nicht nur zu Briefen. Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge war er letzten Mittwoch in Harborough, einem Ort, der meines Wiſſens nahe bey Leiceſter iſt. Der Tag ſeiner Hierherkunft iſt noch nicht beſtimmt. Sein Heer hat ſehr zugenommen und rückt langſam fort. Wie er Schottland verließ, hatte er im Ganzen nicht über 5000 Mann Reiter, und Fußvolk, vor acht Tagen muſterte er 15000 und es nimmt täglich zu. Die angeſehnſten Perſonen dringen in ihn, ein freyes Parlament auszubedingen. Er hat Befehl geſchickt, ihm ſeine alte Wohnung in Fleet street wieder zu miethen, obgleich große Zurüſtungen gemacht ſind, ihn in des Prinzen Wohnung (nachmaligen Karl II.) in Carletonhauſe zu empfangen. Die zwey Gegenſätze des höchſten Glückes oder des höchſten Elends dieſer ſchon höchſt unglücklichen Nation ruhen in ſeiner Bruſt. Der Streit zwiſchen der Stadt und dem Parlament dauert fort, und eben ſo die Feindſeligkeit zwiſchen dem Parlament und ſeinen ausgeſchloſſnen Mitgliedern. Jedes von dieſen ſchmeichelt Monck um ſeines eignen Vortheils willen. Das Parlament hat Scott und Robinſon mit einem Geſchenk an Geld zu ihm abgeſchickt (eine ſeltne Annehmlichkeit heut zu Tage!) und einer jährlichen Penſion von 1000 Pf. für ihn und alle ſeine Erben, und haben alle ſeine Handlungen vom Anfang dieſer Begebenheiten gut geheißen. Einige angeſehene Perſonen von den ausgeſchloſſnen Parlamentsgliedern, ſind zu ihm gegangen, um ſeine Vorſprache im Parlamente zu erhalten. Die Stadt hat einige der Vornehmſten des Gemeinderaths abgeſchickt, um ſeinen Beyſtand zu erbitten. Sie meinen, in ihm beruhe die beſte Bürgſchaft und die ſicherſte Zahlung.

Ich kann nicht umhin, einiger Zeilen zu erwähnen, die an die Thür des Parlamentshauſes ſollen angeſchlagen geweſen ſeyn.

> Till it be understood
> What's under Monck's hood,
> The Citizens pull in their horns.
> Till ten days be out,
> Old Will has the gout,
> And the Parliament sits upon thorns. *)

Doch thut Monck klug, wenn er darauf beſteht in Fleet street zu wohnen, um zwiſchen den beyden mächtigen Körperſchaften, der Stadt und dem Parlamente, Frieden zu erhalten.

Ueber die Schlacht an der Boyne 1690 giebt ein Brief von Lady Edward Ruſſel an Lady Ruſſel folgende intereſſante Umſtände.

„König Jakobs Heer iſt dergeſtalt zerſtreut, daß er es wohl unmöglich wieder ſammlen kann. Er ſelbſt floh nach Dublin, wo man ihn ſo unerwartet kalt empfing, daß er ſich ſeinen ehmaligen Freunden daſelbſt nicht anzuvertrauen wagte, ſondern ſogleich nach einem mir unbekannten Ort, in die Grafſchaft Connaught, eilte. Ich weiß nicht, wie groß ſein Verluſt iſt, halte ihn aber nicht für ſehr groß, denn ſie liefen ſo ſchnell, daß der Tod ſelbſt ſie nicht einholen konnte. Hamilton haben wir jedoch gefangen genommen, Lord Duncan und Lord Carlingford ſind todt. Von unſrer Seite iſt von den untern Offizieren nicht einmal ein Fähndrich geblieben; allein es hat Gott gefallen, daß eine Flintenkugel den großen, berühmten Schomberg traf. Er fiel nicht in der Schlacht, ſondern empfing die Wunde, wie er über eine Mauer herab, Befehle ertheilte. Der Herzog von Ormond ſchreibt: Schombergs Wunde würde, obſchon ſie die Kehle traf, nicht tödtlich geweſen ſeyn, er ſey vielmehr durch den Fall geſtorben, indem er grade auf den Kopf ſtürzte. Das ſey, wie ihm wolle, genug daß er todt iſt. Der König (Wilhelm) war der Gefahr einmal ſo nahe, daß eine Kugel ſeinen Stiefel ſtreifte. Er ſoll ſich bey dieſem Gefecht ſehr ausgeſetzt haben. Einmal wollte er mit einem ſehr kleinen Haufen ſeiner Garde den Feind angreifen; wie Lord Scarbrough dieſes wahrnahm, befahl er aufs ſtrengſte, daß kein Mann ihm folgen ſollte; ſeine Befehle wurden ſo gut befolgt, daß der König, nachdem er eine Strecke fortgeritten war, da er ſich umſah, keinen Mann hinter ſich erblickte, und alſo zu ſeinem Gefolg zurück zu kehren genöthigt war. Hr. Callimot iſt verwundet, hoffentlich nicht tödtlich. Wir haben dem Feind einige Feldſtücken genommen und bey Abgang des Kouriers ward ihm eifrig nachgeſetzt. Man denkt, der König Wilhelm werde nun in Dublin ſeyn, wo ihn viele arme Proteſtanten ſegnen würden, denn wie König Jakob in die Schlacht zog, ließ er ſie eingeſperrt in Kirchen und andre öffentliche Gebäude zurück. Was er ferner mit ihnen zu thun gedachte, hat Gott gnädig abgewendet. König Wilhelms Wunden heilen und ſind geſchloſſen, ſo daß er dieſer Gefahr ledig iſt und hoffentlich vor allen andern geſichert. Er iſt ſo beſchäftigt, als wär er ganz unverletzt, hält aber den Zaum in der rechten Hand und fechtet mit der linken. Er iſt ſo milde wie tapfer. Auf ſeinen Befehl muſſten Hamiltons Wunden verbunden werden, und er behandelt ihn mehr wie einen Freund, als einen Verräther und Rebellen."

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Ofen, den 14. Juli.

Vor einigen Wochen iſt der berühmte Chladni hier angekommen, um ſeine Vorleſungen über die Akuſtik und die vom Himmel gefallenen Maſſen zu geben. Er hat viele Zuhörer und einen allgemeinen Beyfall. — Hier iſt ein Brief, welchen er an

*) Bis der Bürger nicht weiß, was Monck im Schilde führt, zieht er die Hörner ein; aber ehe eine Woche vergeht, hat das alte Wilmchen die Gicht und das Parlament ſitzt auf Neſſeln.

den Profeſſor Littrow ſchrieb und der, da er ſeine Meinung über einen wichtigen und jezt allgemein beſprochenen Gegenſtand enthält, eine öffentliche Bekanntmachung verdient, zu welcher er mir ſelbſt die Erlaubniß gegeben hat. A. P. Z.

Verehrungswürdigſter Freund!

Da die bisherige Hitze mich ſeit einigen Tagen abgehalten hat, zu Ihnen zu kommen, ſo benutze ich die gegenwärtige Gelegenheit, um Ihnen ſchriftlich die Bemerkung mitzutheilen, daß ich zwiſchen Ihrem Blocksberge (der unter dieſer Benennung bekannter iſt, als unter dem Namen St. Gerardsberg) und deſſen Namensvetter auf dem Harze auffallende Aehnlichkeiten finde. Juvenal ſagt: Si natura negat, facit indignatio versum, und hier findet auch was Aehnliches ſtatt. So ſehr ich Ihnen für die Gefälligkeit danke, mit welcher Sie mir die Einrichtungen für Aſtronomie noch vor der (gerade zur Unzeit, weil ſich nun keine Kometen-Beobachtungen machen laſſen) geſchehenen Wegräumung gezeigt haben, ſo möchte ich doch faſt wünſchen, das unaufhaltbare Verderben der vortrefflichen Inſtrumente, und noch manches Andere, was dem Zwecke einer Sternwarte zuwider iſt, nicht geſehen zu haben, denn, wenn man die Wiſſenſchaft liebt, ſo muß man ſich darüber ärgern, und es iſt ſelbſt Pflicht, ſich über ſo etwas zu ärgern, eben ſo, wie ſich über Gutes aller Art zu freuen. Da es nun für die Geſundheit des Körpers und des Geiſtes zuträglicher iſt, wenn man ſeinen Unwillen ausläſſt, als wenn man ihn in ſich verbirgt, ſo konnte ich die Idee einer großen Aehnlichkeit beyder Blocksberge unmöglich unterdrücken, und muſſte ſie Ihnen vielmehr ſogleich mittheilen.

Die Haupt-Aehnlichkeit iſt unſtreitig die, daß auf beyden Blocksbergen der Kukuk und ſein Küſter ihr Weſen treiben. Auf dem Harzer Blocksberge, oder dem Brocken, von welchem Asmus ſagt, daß ſie dort der Kreuz und der Quer tanzen, geſchieht es nur einmal im Jahre, und zwar auf eine ganz unſchädliche Weiſe; ſie geben nämlich nach der bekannten Volksſage allemal in der Walpurgisnacht, vor dem 1. May, den Herren, die auf Ofengabeln, und den Damen, die auf Beſen zum Schornſtein hinaus (nachdem ſie die Fußſohlen mit Hexenſalbe beſtrichen und: oben hinaus und nirgends an, geſagt haben) in den Lüften dahinreiten, einen großen Ball, und da iſt es ihnen doch wohl zu gönnen, wenn ſie ſich einmal im Jahre recht luſtig machen, da manche von ihnen in ihren gewöhnlichen Wohnorten ſich wohl nicht immer ganz behaglich finden möchten. Auf dem Ofner Blocksberge wird aber nicht getanzt, ſondern es geht weit ſchlimmer her, und es treiben der Kukuk und ſein Küſter nicht etwa nur einmal im Jahre, ſondern unaufhörlich ihr Weſen, und zwar auf eine ſehr ſchädliche Art, durch Verderbung und zum Theil gänzliche Unbrauchbarmachung der Inſtrumente, welche, ohne ein ſolches Verderbniß und unter günſtigeren Umſtänden von Ihnen benuzt, der Wiſſenſchaft ſo viele Früchte bringen könnten, und ſogar auch durch Verderbung mancher Theile des Gebäudes ſelbſt. Ich bin feſt überzeugt, daß, wenn man auch auf die Ausbeſſerungen und Umänderungen eben ſo große Summen verwenden will, als man mit einer wirklich ſehr ruhmwürdigen Freygebigkeit ſchon auf den Bau und auf die Inſtrumente verwendet hat, doch das Uebel in wenigen Jahren wieder eben ſo groß ſeyn werde, als es jezt iſt, weil der Grund davon in dem Lokale ſelbſt liegt. Meines Erachtens würde keine andere Hülfe ſeyn, als, wenn man (es verſteht ſich mit den gehörigen Vorſichtsmaßregeln gegen alle Einwirkung des Kukuks und ſeines Küſters, von welchem Blumauer mit Recht ſagt: Er mengt ſich in alles keck — wie unter den Pfeffer der .....) die Sternwarte ganz an einen andern Ort verlegte, etwa auf eine trockene Gegend der Peſther Seite, wo ſie auch noch beſſer zum Unterricht der Studirenden benuzt werden könnte. Aus Liebe für die Wiſſenſchaft würde ich mich freuen, wenn von meinen Vermuthungen ſich durchaus nichts in der Folge beſtätigte; ich muß aber hier, wie Caſſandra, welcher man nicht glauben wollte, prophezeihen, daß alles, was man jezt thun will und thun kann, keine dauerhafte Hülfe gewähren wird.

Beyde Blocksberge können um ſo füglicher mit einander verglichen werden, da, ſo wie auf dem Ofner die Sternwarte, ſo auf dem Harze ganz oben das zur Aufnahme der Fremden beſtimmte Brockenhaus (auf Koſten des Grafen von Stollberg Wernigerode) erbaut iſt, wo ſich auch ein Teleſcop befindet, zwar nicht für aſtronomiſche, ſondern für irdiſche Gegenſtände, deren Lagen nebſt den Weltgegenden rings umher genau angegeben ſind.

Zu den nachtheiligen Aehnlichkeiten beyder Blocksberge, die eigentlich ſchon im Allgemeinen unter der zuerſt angegebenen mitbegriffen ſind, gehören noch folgende:

Beyde ſind im Winter faſt, oder bisweilen auch ganz unzugänglich, weshalb auch der Brockenmann (der im Brockenhauſe wohnt) im Winter nicht oben bleibt, welches bey Ihnen meines Wiſſens anders ſeyn ſoll.

Beyde ſind ſehr oft in Nebel gehüllt, der die Ausſicht verdirbt, und auf dem Brocken manchem Fremden den ganzen Zweck ſeines Beſuches, ſo wie Ihnen manche anzuſtellende Beobachtung vereitelt. Wenn ſich auf dem Brocken Wolken bilden, während es umher heiter iſt, ſagt man: Der Brocken brennt. Der Ofner Blocksberg ſcheint auch oft genug zu brennen.

Auf beyden Blocksbergen findet ſich im Boden ſelbſt viele Feuchtigkeit, aber nicht im trinkbaren Zuſtande, ſondern auf dem Brocken als Sumpfboden, in welchem man guten Torf graben könnte, und auf dem Ofner Blocksberge als Dunſt, der ſich in den meiſten Zimmern ſogleich durch einen dumpfigen Kellergeruch zu erkennen gibt und alle Bücher mit einem dicken Schimmel überzieht. Daß dieſer Dunſt nicht blos von der benachbarten Donau, ſondern weit mehr von dem das Innere des Berges durchdringenden warmen Quellen herrühren müſſe, iſt daraus zu ſchließen, weil durch deren ſalzige Beſtandtheile nicht nur der Stahl, ſondern ſelbſt das Meſſing der Inſtrumente oxydirt wird.

Beyde Blocksberge machen endlich Wind. Der Harzer wird deshalb von Asmus mit dem langen Herrn Philiſter Goliath verglichen; der Ofner Blocksberg macht, außer dem phyſiſchen Winde, den er mit allen Bergen gemein hat, auch noch in der Hinſicht Wind, daß er ſehr imponirt, denn wenn man ihn nebſt der darauf befindlichen Sternwarte von unten betrachtet, und die vielen darauf verwendeten Koſten in Anſchlag bringt, ſo ſollte man glauben, es müſſte die Sternwarte in jeder Hinſicht ganz vortrefflich beſchaffen ſeyn, und es müſſten ſich die herrlichſten Beobachtungen aller Art dort machen laſſen, welches ſich aber doch bey einer nähern Anſicht nicht ſo findet.

Das ſind ungefähr die Aehnlichkeiten, welche mir ſogleich eingefallen ſind; vielleicht lieſſen ſich noch mehrere finden. — Recht bald komme ich wieder zu Ihnen, und bin unveränderlich

Ihr

wahrer Freund, Chladni.

Berichtigung.

Nro. 188. S. 752. Sp. 2 Z. 19 v. o. lies mir ſtatt wir.

Nro. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Auguſt 1819.

..... Begreifſt du aber,
Wie viel andächtig ſchwärmen leichter, als
Gut handeln iſt? wie gern der ſchlaffſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur, iſt er zu Zeiten
Sich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewuſſt,
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Nathan der Weiſe.

Die indiſche Wallfahrts- und Handelsſtadt Herduar.

(Beſchluß.)

Unter allen Straßen, welche nach Herduar führen, wird keine ſo ſtark bereiſt, wie die, welche von Seheraupur, der Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens, im nördlichen Theile von Delhi, dahin geht. Von Mitte März an bis zu Ende des Jahrmarkts wimmelt dieſe Straße von Reiſenden, gegen Ende der Feſttage aber ſind auch alle andere Wege, ohne Ausnahme, von der ſich von allen Seiten herzu drängenden Menge eigentlich verrammelt. Pilger, welche blos ihee Waſchungen voenehmen wollen, treffen des Vormittags ein und begeben ſich, nachdem ſie ihr heiliges Werk verrichtet haben, ſchon des Abends oder gleich den andern Tag auf den Rückweg. So macht ununterbrochen ein Reiſender dem andern Platz, und alles iſt in einer ſtäten Bewegung, von deren Lebhaftigkeit man ſich keine Vorſtellung zu machen im Stande iſt. Eben ſo wenig dürfte ſich die Zahl der die Meſſe von Heeduae beſuchenden Menſchen, auch nue annäherungsweiſe, beſtimmen laſſen. Wer dieſelben jedoch auf 2,000,000 ſchätzen würde, dürfte eher zu wenig als zu viel gerathen haben. Ungleich leichter war es zur Zeit der Herrſchaft dee Maeatten über dieß Land eine ſolche Berechnung anzuſtellen: denn da muſſte, neben ſehr ſtarken Zöllen, die von dem Vieh und den Waaren enthoben wurden, jeder die Meſſe Beſuchende, ohne Ausnahme, eine Kopfſteuer bezahlen. Dieſes Unterdrückungs-Syſtem iſt nun abgeſchafft, und Jedermann, welches Standes und Gewerbes er ſey, kann frey ab- und zugehn, ohne daß irgend eine Abgabe von ihm gefordert wird.

Man ſollte denken, die Schwierigkeit, Lebensmittel für eine ſolche Menſchenmaſſe zuſammen zu bringen, müſſte eine Art von Hungersnoth veranlaſſen. Allein, ſo viel die Reiſenden bemerken konnten, wae bee Bazar immer reichlich mit Vorräthen verſehn; ſie ſelbſt müſſten in ihrem Lager die Portion Mehl von 24 und 25 Sevras (ungefähe 50 Pf.) mit 1 Rupie bezahlen. Wallfahrende, die nicht länger als einen Tag verweilen wollen, bringen ihren Proviant ſelbſt mit. Lebensmittel füv Andre werden auf kleinen Karren, die an Einem fort heran fahren, herbey geſchafft. Der Proviant kommt größtentheils aus dem Lande Duab, welches ſo überſchwengliche und reichliche Ernten liefert, daß es wohl noch einmal ſo viel Menſchen mit Lebensmitteln müſſte verſehen können. Auch venezianiſche und holländiſche Geldſorten ſieht man zu Herduar; nicht weniger werden daſelbſt kleinere europäiſche Fabrik-Artikel zum Verkaufe angeboten. Wohee dieſe Sachen alle ins Land hinein kommen, iſt ſchwee auszumachen; veemuthlich aber doch über Surate.

Pferde und andres Vieh gehn und ſtehn zerſtreut mitten auf dem Markte, welcher in dem Bette des, um dieſe Jahreszeit meiſt faſt ganz trockenen Fluſſes gehalten wird.

Vom 1. April an ſtrömen die Leute in ſolchee Menge herbey, daß es ſchwer hält, in dee Nähe des Marktplatzes Quartier zu bekommen; daher werden überall, ſelbſt auf

Digitized by Google

den benachbarten Anhöhen, Hütten aufgeführt. Es gewährt einen ganz eigenen Anblick, über eine unbewohnte Sandfläche ſich mit einmal eine ſo ungeheure Bevölkerung und ſo viel Leben verbreiten zu ſehn. Eben ſo ſonderbar zu ſchauen iſt die Verſchiedenheit der Phyſiognomien der an dieſer Stelle zuſammen kommenden Menſchen und der Kontraſt ihrer Geſtalten. Vorzüglich bemerkenswerth ſind die Fakire von verſchiedenen Sekten, unter denen die der Goſeyns die zahlreichſte iſt. Unter der Regierung der Maratten hatten ſich dieſe Leute ein ſolches Anſehn zu verſchaffen gewuſſt, daß ſie denſelben die oberſte Gewalt ſtreitig machten. Sie bezogen die Gebühren auf eigene Rechnung, und führten die Meſſe hindurch die polizeyliche Aufſicht. Gegenwärtig üben ſie zwar ſolchen Deſpotismus nicht mehr aus, doch werden auf dem Markte die beſten Plätze, nach wie vor, von ihnen beſetzt gehalten. Unter dieſen Goſeyns gibt es ſehr reiche Leute, die von Büßenden einzig die Kleidung an ſich tragen, ſich übrigens gütlich thun und der Annehmlichkeiten des Lebens genießen. Einige von ihnen verfolgen die militäriſche Laufbahn; die meiſten jedoch ſind Landbauer oder Kaufleute. Bey ſolchen Gelegenheiten, wie das Reinigungsfeſt zu Herduar, wo viel Volk zuſammen kommt, theilen ſie an die Armen ihrer Sekte reichliche Almoſen aus, und machen den Prieſtern oder Braminen, welche den verſchiedenen Andachtsörtern vorſtehn, anſehnliche Geſchenke. Eine ganz eigene Manier, Werke der Mildthätigkeit auszuüben, beſteht darin, daß ſie an verſchiedenen Stellen der Heerſtraße Leute hinſtellen, welche beauftragt ſind, Waſſer an die Reiſenden, welche der Durſt plagt, abzureichen; ein Geſchenk, das, ſo unbedeutend es an ſich ſeyn mag, ſehr wohlthätig iſt und vielfältig genoſſen wird.

Mit den Abwaſchungen oder dem geheiligten Bade ſind keine beſondere Gebräuche verbunden. Daſſelbe beſteht blos in einem Untertauchen. Leute, welche entweder mit beſonderer Strenge auf der Erfüllung ihrer Religionsgebräuche halten, oder auch ſich vor dem Untertauchen fürchten, laſſen ſich von zwey Braminen ins Bad hinein und aus demſelben wieder ans Ufer zurück führen. Doch bedient man ſich dieſer Aushülfe blos zur Seltenheit, und da die Tiefe des Waſſers nicht über vier Fuß beträgt, ſo wirft ſich in der Regel alles durch einander, ganz unbedenklich und ohne Unterſchied des Geſchlechtes, hinein. Nach beendigter Abwaſchung laſſen ſich die Wittwen und von den Männern diejenigen, welche ihre Väter verloren haben, die Haare abſchneiden, und werfen ſie dann gewöhnlich auf einen ſtark begangenen Fußſteig, um zu ſehn, was für ein Menſch oder Thier ſie zuerſt unter die Füße bekommen werde: woraus mancherley, günſtige ſowol als ungünſtige, Vorbedeutungen geſchöpft werden. Für die glücklichſte Vorbedeutung hält man es, wenn der zuerſt über ſolche Haarlocken Wegſchreitende ein Elephant iſt.

Unabhängig von Her-ca-Pairi finden ſich in der Nähe des Ganges noch mehrere Andachtsorter. Dahin gehören, neben andere, die weſtlich von Herduar zwiſchen zwey Bergen gelegenen, aus Einer Quelle entſpringenden fünf Teiche oder Baſſins, Pac-Tirta genannt. Das Waſſer dieſer Behälter, das mit mineraliſchen Theilen geſchwängert iſt, verbreitet einen angenehmen Geruch, iſt aber in Folge deſſen, daß es von den Badenden an einem fort aufgerührt wird, äuſerſt unrein und ſchmutzig.

Unten an dem Paſſe, der von Her-ca-Pairi herabführt, erblickt man den Sklavenmarkt. Die Sklaven werden aus den Hochlanden hergebracht, und jährlich mehrere Hunderte derſelben, beyderley Geſchlechts, von 3 bis 30 Jahrer, zum Verkauf ausſtellt. Sie gelten von 10 bis 150 Rupien.

Wegen des groſen, von der Kompagnie ſowol, als von Partikularen gemachten Ankaufes war das Vieh im Jahr 1808 auf dem Markte zu Herduar ſelten und ſehr theuer. Die Käufe werden hier zu Lande, wie im Orient, nicht durch laut ausgeſprochene Worte, ſondern durch Berührung mit den Fingern abgeſchloſſen. Es wird über die Hände des Käufers ſowol als des Verkaufers eine Decke geworfen, damit die Umſtehenden nicht ſehn können, was vorgeht, und gleich iſt der Handel geſchloſſen. Nur ſelten findet ein Mißverſtand oder eine Uebereilung ſtatt. Wer die Fingerſprache nicht verſteht, bedient ſich der Mäckler, die ſich in Menge auf der Meſſe einfinden, und für ihre Bemühung gewiſſe Procente erhalten, denen aber, da ſie in der Regel mit den Kaufleuten einverſtanden, auch wohl bey ihrem Verkehre ſelbſt intereſſirt ſind, wenig zu trauen iſt.

Am 10. April — erzählt Hr. Raper — als am letzten der Reinigungstage, Pourbi genannt, war der Zufluß von Menſchen unſäglich groß, und das Gedränge zum Erſticken. Von den Treppen, welche nach dem Fluſſe hinab führen, ergoß ſich fortwährend eine ſo ungeheure Menge von Wallfahrenden, die ſich beeilten, dieſen letzten Tag noch zu benutzen, daß die vorderſten Reihen der Gläubigen unwillkürlich in das Waſſer hinab gedrängt wurden. Inzwiſchen ging die Meſſe, zu groſer Freude derer, die ſonſt gewohnt geweſen waren, das Feſt, zumal im zwölften Jahre, mit Mordſcenen begleitet zu ſehn, ohne die mindeſte Unordnung zu Ende. Die Polizey hatte ſich hierbey beſonders thätig erzeigt. Ueber die ganze Meßzeit war es verboten geweſen, Waffen bey ſich zu führen: wer dergleichen bey ſich hatte, muſſte dieſelben gegen eine Nummer abgeben, auf deren Vorweiſen hin ſie ihm wieder zugeſtellt wurden.

Digitized by Google

Lady Ruſſel.

(Beſchluß.

Derſelbe Brief enthält in Verfolg noch nähere Umſtände von Schombergs Tod. „Dreyßig von König Jakobs Leuten vertheidigten ſich ſo tapfer, daß nur fünf übrig blieben; dieſe wollten ſich durchſchlagen, und wendeten ſich deßhalb gegen ein kleines Dorf, wo Schomberg Befehle austheilte; indem ſie durch dieſes Dorf entfliehen, machte ſie Schombergs blaues Band (der Hoſenbands-Orden) aufmerkſam, ſie feuerten auf ihn ab und er fiel. Ich muß meinen Ausſage: als hätten wir keinen Verluſt gehabt, widerſprechen; denn Graf Solms und mehrere Offiziere des blauen Regiments fielen bey dieſem Gefecht. Dieſes Regiment ging zuerſt über die Boyne und hielt, ohne durchbrochen zu werden, den Angriff der feindlichen Reuterey allein aus, ehe die Unſeigen ihm zu Hülfe kommen konnten. Die Inniskiller hielten ſich nicht ſo gut; anfangs griffen ſie raſch an, behaupteten aber ihren Boden ſo ſchlecht, daß ſie beym Zurückweichen die holländiſche Leibwache faſt in die größte Unordnung gebracht hätten. Ja wie hätten Alle darüber in Noth kommen können, denn einer von ihnen war im Begriff auf König Wilhelm zu feuern, dieſer rief aber: „Wie nun? unterſcheidet ihr nicht mehr Freund und Feind?“ wodurch er die Gefahr abwehrte. Man konnte den König nicht bewegen, ſeinen Orden zu verbergen, wodurch ſeine Gefahr vermehrt, aber der Inniskiller Dummheit auch noch ſträflicher wurde.“

Zum Schluß möge noch ein Brief der Lady Ruſſel an ihren Sohn Platz finden, deſſen Sinn jedes gute Mutterherz jedes Zeitalters anſprechen wird. Er iſt von 1706.

— Und nun bitte ich dich, mein theures Kind, nun beſchwör' ich Dich, mein geliebter Sohn, betrachte was es denn in dieſem Leben für eine Glückſeligkeit geben kann, welche die Gefahr, ein fortdauernd glückliches Daſeyn aufzuopfern, aufwägen könnte, und dann überlege, ob der Genuß und die Sättigungen einer müßigen, laſterhaften Lebensweiſe von der Art ſind, daß ein weiſer, denkender Menſch ſie wählen, oder ſich ihnen preißgeben möchte. Denke dir die höchſten dieſer Genüſſe, welche die Einbildungskraft nur immer erſinnen kann — und wie ſelten ſind ſie! und wie flüchtig! — mögen ſie dann aber auch dauern, ſo iſt das höchſtens ſechszig Jahr lang, und iſt denn das im Vergleich der Ewigkeit mehr, wie der ſchnellſte Gedanke? O mein Sohn, bedenke das Wort: Ewigkeit. Mit aller Stärke ſeiner Vernunft konnte der alte Hobbes nicht bey dieſem Gedanken aushalten, ſondern ſuchte ihm durch irgend einen elenden Zeitvertreib ſchnell zu entgehen. Ich erinnere mich, von einem Manne geleſen zu haben, der, in der Bibel leſend, etwas fand, das ihn ärgerte, weßhalb er ſie hinwarf, das Buch fiel offen auf den Boden, und ſeine Augen hefteten ſich auf das Wort: Ewigkeit; das ergriff ihn ſo, daß er aus einem Wüſtling ein frommer Mann ward. Gewiß, nur der Glaube von Lohn und Strafe kann uns hier und dort glücklich machen. Bewahre deine Unſchuld, achte auf das was recht iſt! denn das erhält uns Frieden bis ans Ende, Frieden an dem Abend jedes Tages, Frieden am Tage des Todes und nach dem Tode, Frieden.

Anekdote.

In Toulon trug ſich vor Kurzem ein Vorfall zu, der alle Armenpfleger von Neuem auffordert, die individuellen Verhältniſſe der ihnen zugetheilten Bedürftigen gewiſſenhaft kennen zu lernen. Eine Familien-Mutter, die erſt neulich durch Unglücksfälle ins tiefſte Elend geſtürzt ward, erhielt eine Vorladung vom Friedensrichter, um an die Zahlung ihres ſeit zwey Monaten ſchuldigen Miethzinſes gemahnt zu werden. Die Unglückliche war, wie ſie vor dem Richter erſchien, von ihrem Gefühl übermannt; wie ſie aber dieſer fragte, womit ſie ihren Unterhalt erwerbe, antwortete ſie unter konvulſiviſchem Zittern: „ich nähre meine Kinder mit Almoſen“ ſtürzte nieder und war todt! — Wahrſcheinlich brach ein Nervenſchlag das Herz, was Seelenſchmerz ſchon lange gepreßt haben mochte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt am Main, den 12. Auguſt.

Auch hier haben ähnliche Auftritte wie in Würzburg ſtatt gefunden. Am vorgeſtrigen Abende verſammelte ſich eine groſſe Menge Volks am Eingange der Judengaſſe und verübte dort, unter dem beſtändigen Rufe: „Hepp, hepp“! die gewaltthätigſten Exceſſe. Andere Haufen durchzogen die Straßen, in denen ſich, den früher beſtandenen chriſtlichen Rechten zuwider, Juden eingeſiedelt haben und Handelsgeſchäfte treiben. An dem Hauſe des Banquiers v. Rothſchild wurden die Fenſter zertrümmert und es würde der wüthenden Menge gelungen ſeyn, die Thüren zu erbrechen und die Zerſtörung in das Innere des Hauſes zu bringen, wenn nicht eine bewaffnete Abtheilung des ſtädtiſchen Militärs ſich ihrem Beginnen widerſetzt hätte. Viele Juden-Häuſer wurden beſchädigt, mehrere Menſchen von dem Militär verwundet; ein Schneidergeſelle erhielt von einem Juden, aus dem Fenſter herab, einen Schuß durch beyde Backen. Erſt gegen Mitternacht wurde durch getroffene ſtrengere Maßregeln der Tumult, der ſchon Abends acht Uhr angefangen hatte, geſtillt. Geſtern ſchwebte Alles in der Erwartung, daß am Abend die Scene des vorigen Tages wiederholt werden würde — auch mußte wirklich ein jüdiſcher Laden unter dem Angriffe einiger Betrunkenen leiden — allein das von dem Senat angeordnete Patrouilliren des aufgebotenen Landſturms zu Fuß und zu Pferd ließ es zu keiner Zuſammenrottirung der zahlreich herum ſchwärmenden Hepp-Männer kommen, und die Nacht verging in ziemlicher Ruhe. Uebrigens dauert die Gährung fort und mehrere jüdiſche Familien ſind geflüchtet. Auch heute wird der Landſturm ausrücken, um die öffentliche Ruhe zu wahren. An einigen Straßen-Ecken ſind Proclamationen gegen die Juden angeſchlagen gefunden. Auch in Aſchaffenburg und Offenbach ſind Unruhen gleicher Art ausgebrochen.

Die hieſige Bühne erhält ſich in fortwährender Bedeutungsloſigkeit. Gäſte wechſeln mit Gäſten, aber kein ausgezeichneter

fremder Künſtler ging in der letzten Zeit über die Breter. Ein Hr. Majetti, ein ſehr mittelmäßiger Schauſpieler, ſpielte den Jaromir in Grillparzers Ahnfrau, wurde von einigen Freunden auf der Gallerie hervorgerufen und dankte — in Verſen. Die Liebhaber der Tonkunſt fanden einigen Genuß in Boielbiens Rothkäppchen, welches am 31. Juli zum Erſtenmal aufgeführt wurde, allein der Verfaſſer der deutſchen Bearbeitung iſt nach dieſer Probe zu urtheilen, nicht zur Dichtkunſt berufen, denn ſie iſt ſo ſchlecht, und verräth eine ſo große Unkenntniß der dramatiſch-muſikaliſchen Verhältniſſe und des deutſchen Styls, daß diejenigen, welche nicht blos Ohren für die Töne mitgebracht hatten, wenig Vergnügen aus der Vorſtellung mit nach Hauſe nahmen. Die Macht der Verhältniſſe, von Robert, wurde von einem Theile des Publikums kalt und von dem andern ſogar mißfällig empfangen. Ich finde die Kritik dieſes Stücks, welche Sie in Ihrem Literatur-Blatte gegeben haben, ſehr richtig; die Motive, welche durchaus nur eine krampfhafte Wirkung hervorbringen können, werden dort mit vielem Scharfſinne bezeichnet und auseinander geſetzt. Die Heimkehr, von Houwald, erhält, beſonders durch das ausgezeichnete Spiel des Herrn Weidner, als Dürner, Beyfall. Abgegangen von hieſiger Bühne ſind die beyden Demoiſelles Campagnoli, zwey ſchätzbare junge Sängerinnen. Dagegen ſind Herr und Madame Dölle engagirt worden, er ein brauchbarer Tenoriſt, ſie eine bey weitem beſſere Sängerinn. — Der berühmte Klarinettiſt Bärmann aus München hat in dieſen Tagen Konzert gegeben, bey guter Einnahme und ausgezeichnetem Beyfalle.

Von den Direktoren des Muſeums wird eine Vorfeyer des Goethe'ſchen Geburtsfeſtes bereitet. Nach Allem, was man darüber hört, läßt ſich etwas Gediegenes erwarten. Die Direktion des Theaters weigert ſich bis jetzt noch immer ſtandhaft, dieſen Tag mit irgend einer Auszeichnung zu beehren, und meint, dergleichen ſey in Frankfurt nie Mode geweſen.

Im Ganzen genommen zeigt ſich im künſtleriſchen Treiben wenig Bedeutendes. Ein junger höchſt talentvoller Porträt- und Hiſtorienmahler, C. W. Tiſchbein aus Leipzig, erregt durch die charakteriſtiſche und edle Behandlung ſeiner Bilder bey den Kunſtfreunden Aufſehen und Bewunderung. Er kommt ſo eben, nach mehrjährigem Aufenthalte in Rom, aus dem Vaterlande der Raphael und Michael Angelo zurück, um dem Lande, das ihm das Leben gab, Rechenſchaft ſeines Fleißes und den Beweis abzulegen, daß er des Namens, der ſchon von andern Künſtlern mit Ruhm getragen, würdig ſey.

Dr. Börne hat die Redaktion der Zeitung für die freye Stadt Frankfurt niederlegen müſſen; ein gleiches Schickſal hat ihn bey der ſpäter übernommenen Redaktion der in Offenbach erſcheinenden Zeitſchwingen betroffen. Seit dem 1. Juli erſcheint hier ein neues belletriſtiſches Blatt, das Kaleidoſcop, redigirt von Dr. Döring. Es hat bereits einige intereſſante Erzählungen, gute Gedichte und beiſſende Theaterkritiken geliefert.

Paris, den 8. Auguſt.

Folgender Prozeß hat die Theilnahme eines Jeden erweckt, welchen der Zufall mit ihm bekannt gemacht hat:

Ein bürgerliches Eltern-Paar in Paris, Hr. Beaudry und ſeine Frau, verheiratheten ihre Tochter an einen Herrn Pianenot — man weiß nicht ob Liebe, Ueberredung, oder Uebereilung dieſe Ehe ſchloß; — nach funfzehn oder ſechszehn Monaten ſtarb die junge Frau. — Die Eltern waren während ihrer Krankheit ihre einzigen Pfleger; nach ihrem Tod erwarben ſie einen kleinen Fleck Erde auf dem öſtlichen Kirchhof, wohin ſie die Verlorene beſtatteten und ihr Grab mit einem Stein und folgender Inſchrift bezeichneten.

„Hier ruht unſer Euphemia, der einzige Schatz ihrer Eltern. Sie ward neunzehn Jahr alt und ſtarb als Opfer einer unglücklichen Ehe.“

Herr Pianenot behauptete, die letzten Worte dieſer Inſchrift ſchmähten ihn und lud ſeinen Schwiegervater vor das Zucht-polizey-Gericht. Vergeblich bot ihm dieſer an, die erwähnten Worte auszulöſchen. Hr. Pianenot will ihn durchaus als Verläumder verurtheilt wiſſen, und beſteht auf ſeiner Klage. Hr. Frémy iſt ſein Anwald; Hr. Target, der vor Kurzem das Andenken ſeines Vaters ſo edelmüthig vertheidigte, führt Hrn. Beaudrys Sache mit einem Talent, das ihr den Sieg zu verſprechen ſcheint.

Gent, den 18. Juli.

(Beſchluß.)

Was die Benutzung der Hausthiere betrifft, ſo wird dieſe nirgends ſo weit getrieben, wie in den Niederlanden. Man geht dabey von dem allgemeinen Grundſatze aus: Wer eſſen will, der muß auch arbeiten. Daher ſieht man hier nicht nur die ſonſt zum Ziehen und Tragen verwendeten Hausthiere, wie das Pferd, den Ochſen, den Eſel, ꝛc. ꝛc. eben dieſe Arbeiten verrichten, ſondern der Hund, der Bock, die Ziege und das Schaf müſſen ſich mit jenen darein theilen. Die Kinder begüterter Familien ſieht man häufig in den niedlichſten Phaetons und Cabriolets von Ziegen und Schafen gezogen *). Die Hunde, in deutſchem und franzöſiſchem Geſchirre, ziehen hier Laſten, die ins Unglaubliche gehen. Alles geſchlachtete Vieh wird in der Regel von ihnen gefahren, und man kann faſt im Durchſchnitte annehmen, daß zwey Hunde von mittlerer Gröſſe beynahe ſo ſchwer ziehen, als ein Eſel. Mehrmals ſahe ich einen ganzen Ochſen und ſechs Fleiſcherknechte auf einem langen Wagen von ſechs Hunden wegziehen, die nicht einmal alle von mittlerer Gröſſe waren. Ebenſo fahren ſie die Gemüſe und Früchte der Gärtner zu Markte, die Wäſche der Wäſcherinnen nach den Bleichplätzen, das Getreide und das Brot der Bäcker, u. d. m. Da ſich auch die Landboten zu ihrem Fuhrwerke häufig der Hunde bedienen, ſo ſehen Sie, daß es bey uns, in mehr als einem Sinne, wöchentlich mehrere Hundspoſttage gibt. Auch zur Bewegung von Maſchinen werden die Hunde häufig angewandt; ſie treiben Butterfäſſer, Blaſebälge, Räderwerke ꝛc. ꝛc. Und bey allen dieſen Arbeiten übertreffen ſie ſelbſt die Pferde an Feuer edelmüthiger Aufopferung.

Auch der ſchwachen Taube wird keine Ausnahme von dem allgemeinen Geſetze der Arbeitſamkeit geſtattet, ſondern ſie muß lernen, gewiſſe Dienſte zu leiſten und gewiſſe Kunſtfertigkeiten ſich eigen zu machen. Ja nicht einmal bey dem kleinſten Singvogel begnügt man ſich mit dem Gebrauche, den er von ſelbſt von ſeinen Naturanlagen macht, ſondern er wird durch kleine Jungen mit Mühe und Scharfſinn abgerichtet, nach einem bezeichneten Orte zu fliegen, einen beſtimmten Gegenſtand mit ſeinem Schnäbelchen zu faſſen und ſeinem Meiſter zu überbringen, und mehrere ähnliche beluſtigende Künſte zu üben.

*) Leider ſieht man das auch in Deutſchland, und dadurch den Geſichtspunkt dieſer Kinder über ihr Verhältniß zur Außenwelt noch mehr verrückt, indem man ihnen ſo früh lehrt, Geſchöpfe nach ihrer Willkür zu zwingen. Noch ſchlimmer zwar ſcheint uns der, an einigen Orten ſtatt findende Gebrauch ſechs-, achtjährige Kinder von Mädchen in ſolchen Wagen ziehen zu laſſen, indeß die kleinen Menſchen im halben Schlaf oder muthwilligen Antreiben die Natur ihres Geſpähes zu vergeſſen ſcheinen, ſo wie ſie ſolche nothwendig dadurch müſſen verkennen lernen. Sobald das Kind gehen kann, ſoll es den kleinen Wagen ſelbſt fahren, ſeine Kräfte auszuarbeiten, nicht aber hineingeſetzt werden, ſie zu ſparen.

Digitized by Google

Nro 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 19. Auguſt 1819.

Aber Rom in allem ſeinem Glanze
Iſt ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die friſche Pflanze,
Die die grüne Staude ſtreut.

Schiller.

Bemerkungen über die Tiber. *)

Die ſo viel beſprochene Abgrabung oder Ausfiſchung der Tiber, die jezt zum Volksgeſpräch geworden iſt, hat auch außerhalb Roms mancherley antik moderne Meinungen, und Vermuthungen veranlaſſt, welche die geſunde Vernunft, und die genauſten hiſtoriſchen und topographiſchen Nachweiſungen in einen andern Fluß, den Lethe, verſenken können, uub hoffentlich in ewige Vergeſſenheit.

Einer ſprichts dem andern nach, man habe zu den Zeiten der römiſchen Republik, oder noch früher, um den Ueberſchwemmungen der Tiber vorzubeugen, einen Kanal angelegt, welcher oberhalb Ponte molle anfing längs den flaminiſchen Weg durch den Corſo führte, und von da durch das Forum unterhalb dem Aventin wieder in das Bette der Tiber leitete.

Der hat je im Ernſte ſich ſo etwas denken können? Man hat niemals von Ponte molle bis zum Forum des Trajans irgend eine Spur von einem Kanal entdecken können. Da wo dieſes Forum jezt noch iſt, und wie es ſeit dem Jahr 116 nach Chriſti Geburt beſteht, war früher ein Hügel ſo hoch als die Säule, die jezt dort ſteht; dieſes bezeugt die Inſchrift am Eingang in die Säule, und Dio Caſſius. Die obere Hügelreihe des capitoliniſchen, quirinaliſchen, viminaliſchen und esquiliniſchen Hügels, konnte noch weniger einem Kanal Raum geben. Iſt es denn alſo nicht eine ohne alle Kenntniß der Lokalität vorgefaſſte Meinung, die ſich jezt wieder aufs Neue wiederholt?

Nicht blos Leute aus dem Volk, ſondern auch ſogenannte Gelehrte, und namentlich ein deutſches literariſches Journal, haben ſich nicht geſchämt, im ernſthafteſten Ton, und auf die bloße Autorität gewiſſer zelotiſcher Schriftſteller des 13. und 14. Jahrhunderts, zu ſagen: es hade der Papſt Gregor der Große die Statuen und andere Monumente heidniſcher Bildhauerey aus öffentlichen Gebäuden wegnehmen und in die Tiber werfen laſſen, um dieſe profane Gegenſtände den Augen der nach Rom wallfahrenden Pilger zu entziehen, und um ſich damit zu ehren, welches ganz im Widerſtreit damit wäre, daß er die Seele des Trajans aus dem Fegfeuer erlöſen ließ, weil er deſſen Forum ſo gar ſchön und wunderbar gefunden habe, und welches auch Petavius und viele Andere gehörig widerlegt haben.

Die unverſchämte Frechheit, die bübiſche Verläumdung gegen dieſen Papſt, die neuerer Zeit ausgemahlt und vermehrt worden iſt, ſollte glauben machen, daß dieſe Herren ſelbſt Augenzeugen jener großen Unternehmung geweſen wären: oder daß ſie wenigſtens ein authentiſches Dokument aus jener Zeit geleſen, oder gar aus der Tiber gefiſcht hätten. Aber wo, wie, woher? Wenn die gleichzeitigen Schriftſteller, wenn die Handlungen und Schriften dieſes Papſtes gerade das Gegentheil beweiſen; wenn wir das Gegentheil aus der Geſchichte der lezt verfloſſenen Jahrhunderte lernen; wenn

*) Eine Abhandlung, am 7ten Januar 1819 in der römiſchen Akademie der Alterthümer vorgeleſen vom Advokat Dr. Carl Fea, ordentl. Mitgl. d. Akad. d. Alterth.

Digitized by Google

wir mit unſern Augen bewundern, mit unſern Händen und Füßen die Monumente ſelbſt berühren, wie dann?

Um mit dieſem letzten Beweis anzufangen; mit der Geſchichte der Ausgrabungen der verfloſſenen Jahrhunderte und unſrer Zeit, innerhalb und außer den Mauern Roms, in den Villen, in den Häuſern der Stadt, auf den Plätzen, in den Termen, im Cirkus, im Amphitheater des Flavius, in dem unermeſſlichen Campo Marzo, vor dieſem einem allgemeinen Sammelplatz von Bildhauerwerken, in den Tempeln, in den Kaiſerpaläſten auf dem Palatin, die ſchon zu den Zeiten des Pier Damianus, wie dieſer meldet, in Ruinen lagen; überall finden ſich die Statuen noch an dem nämlichen Orte, wo ſie urſprünglich geſtanden hatten, unter Schutt begraben. Von da ſind ſie in unendlicher Zahl ans Tageslicht gebracht worden, haben Rom wieder belebt, Italien, und Europa.

Wann alſo ſollten Statuen von Gebäuden weggenommen worden ſeyn? Sehr viele Gebäude, die wir heute noch mit ihrer Skulptur bewundern, blieben unverſehrt, vorzüglich Triumphbogen und Tempel. Wir haben nicht wenige Nachrichten aus dem Mittelalter ſelbſt, und vorzüglich ein Werk von einem ungenannten Pilgrim aus der Schweiz, gegen Anfang des 9ten Jahrhunderts, von Mabillon herausgegeben, welcher nebſt den heiligen Orten, auch ſo viele profane und heidniſche Gebäude, nach den Straßen, die er durchwanderte, mit den Inſchriften beſchreibt. In den Geſchichten der Kreuzzüge leſen wir, daß die Pilgrime mit unausſprechlichem allgemeinem Vergnügen in Haufen herumgelaufen ſeyen, um die Ueberreſte der antiken Herrlichkeit zu ſehen; überdieß ſind dieſe Monumente von dem gelehrteſten Papſt Benedikt XIV. geprieſen worden. Wenn jener getäuſchte Lobredner des 13ten Jahrhunderts, Rom im 6ten Jahrhundert geſehen hätte, wo bis zu Anfang des 7ten Jahrhunderts, wie Gregor bezeugt, das Forum des Trajans noch ganz erhalten war, woſelbſt noch die Dichter ihre Werke rezitirten, wie dieß Venanzius Fortunatus von ſich ſelbſt bezeugt, wenn dieſer dazumal die unendliche Anzahl von Skulpturen jeder Art, religiöſe und profane Gegenſtände, in öffentlichen und Privat-Gebäuden, in der Stadt und auf dem Land berechnet, wenn er die unerſchwinglichen Koſten und die Schwierigkeit des Transports bis zur Tiber erwogen, wenn er den Raum des Tiberbettes in Anſchlag gebracht hätte; wenn er ſich als Römer die Unordnung gedacht hätte, die bey deſſen Ausfüllung die Folge ſeyn muſſte, ſo wäre er vor dem Gedanken eines ſo verhaſſten und unausführbaren Projekts erſchrocken. Noch weit mehr zeigt er aber ſeine Unwiſſenheit in der Geſchichte des Papſt Gregor und den traurigen Umſtänden ſeiner Zeit. Wie konnte der heilige Gregor, jener große und weiſe Mann, der in allen weltlichen und geiſtlichen Dingen ſo wohl erfahren war, nur im Schlafe ein ſolches übertriebenes Projekt faſſen. Aus einer der berühmteſten römiſchen Senatorsfamilien ſtammend, und durch Geburt und Geiſt ausgezeichnet, war er früher Prätor der Stadt, und dazumal noch hatte der Prätor das von Auguſt geſtiftete Amt zu beſorgen, dafür zu wachen, daß das Bette der Tiber gehörig rein und tief erhalten würde, um den großen Ueberſchwemmungen möglichſt vorzubeugen. Ferner: unter dem römiſchen Volk war zu allen Zeiten ein Geiſt, welcher an den großen Monumenten ſeiner Geſchichte und an der Erhaltung der Alterthümer und Kunſtwerke eifrig hing, wie dieß Theodoſius der Große und Prudentius bezeugen; wie konnte Gregor unter einem ſo jähzornigen Kaiſer wie Mauritius war, eine ſo durchgreifende Maßregel nehmen, ohne von dieſem Hinderniſſe zu erfahren? Ueberdieß hatte Gregor nicht als geiſtlicher Fürſt, ſondern als Vater, in den Zeiten der Hungersnoth ſeinem Volk Brod und andre Lebensmittel verſchafft, er hatte einen Theil der Stadtmauern wieder herzuſtellen, er hatte die Stadt ſechs Monate gegen die Longobarden zu vertheidigen; wie konnte er wohl unter ſolchen Umſtänden die Zeit und die Mittel finden, um an einen durchgreifenden Raub von Statuen zu denken, und die Barbarey, dieſelbe in die Tiber zu verſenken, in Ausführung bringen? Gregor, welcher im erſten Jahr ſeines päpſtlichen Amtes, im Jahr 590, die furchtbarſte Peſt erlebt hatte, von welchen unter Tauſenden ſein Vorfahr Pelagius ein Opfer geworden war, welcher des Jahrs zuvor im November eine der größten Ueberſchwemmungen, mit allen ihren traurigen Folgen erlebt hatte, ſollte dieſer ein Jahr nachher den Fluß mit Statuen vollpfropfen? Und wenn man die Statuen dem Anblick der Pilgrime entziehen wollte, gab es nicht andere Mittel, die weniger gefährlich, leichter ausführbar und weniger gehäſſig waren?

Und das römiſche Volk ſollte dumm, faul und ſchläfrig bey der Beſchimpfung und Entehrung ſeiner Monumente zugeſehen haben? Es ſollte ruhig zugeſehen haben, wie man das Flußbett ausfüllte; und die Stadt der Gefahr einer neuen Ueberſchwemmung Preis gab?

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszug aus des Grafen Forbin Reiſe in die Levante.

Wir haben in der 28ſten Nro. d. J. unſrer literariſchen Beylagen unſre Leſer auf des Grafen Forbin Werk aufmerkſam gemacht, und glauben ihren Dank zu verdienen, wenn wir ihnen nun etwas Ausführlichers darüber mittheilen.

Der Graf hatte das Unglück ſeine beyden gelehrten Reiſegefährten ſchon beym Anfang ſeiner Reiſe zu verlieren. Herr Cochereau ſtarb am Bord bey der Ueberfahrt von der afrikaniſchen Küſte nach Milo (eine Inſel im griechiſchen Archipel) an einem entzündlichen Fieber, und Hr. Huyot brach beym Ausgang eines Bergwerks auf dieſer Inſel das Bein;

er ward darauf nach Smyrna geſchafft, wo ihn im Verfolg ſeiner Reiſe Forbin noch ſehr leidend wiederſah. Wir heben hier die Beſchreibung des Eindrucks aus, welchen der Anblick Athens, wo er den vierten September 1817 auf der Brigg le Lezard mit ſeinem dritten Reiſegefährten, dem Abbé Janſon, ankam, auf unſern lebhaft empfindenden Reiſenden machte. „Wir eilten auf eine Höhe, von welcher wir Athen überſehen ſollten. Je näher der Augenblick kam, je heftiger ſchlug mein Herz. Endlich erblickte ich dieſe heilige Stadt, dieſen Tempel der Freyheit, des Ruhms, der Kunſt. Der Akropolis zeigte ſich auf dem Hintergrund einer dunkeln Wolke, die Sonne beſtrahlte ihre weiſſen Mauern, die mitten unter den Gebäuden barbariſcher Zeiten ihre reine Farbe erhalten haben. Dieſe alten Mauern, welche die Propyläen umgaben, ſcheinen ſich unter einander, zu vermengen, um den Glanz der wenigen Trümmer noch zu erhöhen, die von den Meiſterwerken des Iktinus, des Phidias übrig blieben. Jetzt erblickten wir den Theſeus-Tempel — weiter hin, rechts, erſchien der Pnyr, der Hügel des Muſeums, der Areopagus, das Denkmal Philopapas und zur Vollendung des Gemähldes, linker Hand der Berg Anchesme. Stumm und geſpannt ſuchten wir nun das neue Athen. Seine Minarets zeigten uns es an. Beſcheiden liegt es am Fuß der Akropolis, ſchweigend wie die Sklaverey, die ihrer Feſſeln und ihres Elends ſich ſchämt.“

Der Graf wohnte in Athen bey dem franzöſiſchen Konſul, Hrn. Fauvel, der ihn mit der größten Gaſtfreundſchaft empfing. Sein Haus liegt zwiſchen den Ruinen der Bibliothek der Ptolomäen und dem Theſeus-Tempel, von Trümmern umgeben; man ſitzt bey ihm auf Säulenreſten, Kapitälen von einem Obdach von tauſendjährigen Ziegeln beſchattet.

Nach einem Aufenthalt von neunzehn Tagen in Athen ſchiffte Forbin nach Konſtantinopel, wovon er wenig mehr als den Totaleindruck ſchildert. „Ich ſah in dieſer ſonderbaren Stadt Paläſte von der bewundrungswürdigſten Zierlichkeit, bezaubernde Springbrunnen, ſchmutzige, enge Gaſſen, armſelige Hütten und herrliche Bäume. Ueberall gab mir der Türke Rippenſtöße, der Jude beugte ſich in Demuth vor mir im Staub, der Grieche lächelte mich an, der Armenier ſuchte mich zu betrügen, die Hunde lieſen hinter mir her, die Turteltaube kam, ſich mir vertraulich auf die Schulter zu ſetzen, und rund um mich ſah ich tanzen und ſterben. Ich ſah die berühmteſten Moſcheen, ihre marmorne Bäder, ihre marmorne Porticos von einem Wald von Säulen getragen, von ſchäumenden Springbrunnen gekühlt. Einige geheimnißvolle Trümmer von der Stadt des groſſen Konſtantins noch übrig, von der Zeit gedunkelt, von Feuersbrünſten gefärbt, ſtecken zwiſchen buntſcheckig gemahlten oft halb verbrannten Häuſern. Geſichtszüge, Tracht, Gebräuche bieten allenthalben den mannigfaltigſten, mahleriſchſten Anblick dar. Hier iſt Tornus, hier Bagdad, hier der alte Marktplatz des Orients zu ſehen. — Sultan Mahmud von einem unermeſſlichen Gefolge begleitet, begibt ſich mitten durch dieſen bunten Haufen hin, zum Freytags-Gebet. Ich ſah ihn auf einem weiſſen Pferde reitend, welches mit einer aus Gold und Perlen gewobnen Decke behangen und mit einem reich mit Juwelen beſetzten Geſchirr geſchmückt war. Der Sultan ſchien gegen dreiſſig Jahr alt, er hat ein blaſſes, edles, regelmäſſiges Geſicht; mit groſſen, ſchwarzen Augen überblickte er ſein, in tiefes Schweigen gehülltes Volk. Schon war der Herrſcher weit entfernt, Freudenruf meldete ſeinen Eintritt in die Moſchee — und nun erſt wagten die Rechtgläubigen ihre Stirn aus dem Staube aufzurichten.“

Bey ſeiner Ankunft in Smyrna, das er den funfzehnten Oktober erreichte, fand Graf Forbin Hrn. Hupot noch immer ſehr leidend. Dieſer Künſtler war ſeit zwey Monaten bey den Miſſionären, welche ihn mit der ausnehmendſten Güte pflegten. Die Ruhe, welche dieſe guten Mönche genieſſen, iſt ein Beweis der Toleranz der Türken in Smyrna. Die katholiſche Kirche iſt ſehr geräumig, ſehr geſchmückt, die Thüren ſind ſtets offen, und die Rechtgläubigen der Bazaars hören ohne Unwillen die chriſtlichen Hymnen. „Oft, ſagt Graf Forbin, begegnet das Grabgeleit eines Chriſten, dem das Cruzifir vorgetragen wird, einem muſelmanniſchen Todtenzug; Taufen, Hochzeiten, der Lateiner und Griechen, kreuzen ſich mit einem Beſchneidungsgepräng, die goldne Inſul bleibt ohne verdrieſſliche Folgen an dem Turban eines Osmanli oder an dem Schleyer einer Türkinn hängen.“

Von Smyrna ging unſer Reiſende nach Neapolis, dann nach Epheſus, deſſen Trümmer er beſchreibt. Er meint, der berühmte Dianen-Tempel möge wohl in ſeinem ganzen Umfange die Größe des Louvre und der Tuillerien, die Gärten mit inbegriffen, gehabt haben. Das Grundgemäuer des Hauptgebäudes iſt noch vorhanden, aber keine Säule findet ſich nicht; dieſe ſind ehemals nach Konſtantinopel geführet worden. Ungern verläſſt der Reiſende dieſe erhabene Stätten, gern hätte er länger in Aſien verweilt, aber die Jahrszeit zwang ihn, ſich nach Paleſtina einzuſchiffen, wo er auch den ſechsten November in St. Jean d'Acre ans Land ſtieg.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, den 31. Juli.

Den 28. Juni wurde auf dem Theater an der Wien zum Erſtenmal das Roſenhütchen gegeben, eine groſe Zauberoper in drey Aufzügen. Die Muſik von Karl Blum; Der Text nach dem Franzöſiſchen des Baazies. Der Bearbeiter hat ſich nicht genannt. Es ſollen mehrere Hände und Köpfe dabey geſchäftig geweſen ſeyn. Eine groſe Oper kann das Roſenhütchen unmöglich heiſſen, mit genauer Noth eine kleine, denn es fehlt nur wenig, ſo iſt es ein Schauſpiel. Der Compoſiteur, Hr. Blum, gilt in Wien für einen Naturaliſten, der kein ſonderliches Talent zum Erfinden, ein deſto

größeres zum Kopiren hat. Er verſteht weder die Harmonie in dem Maße, wie es dem Künſtler ziemt, noch kennt er die Inſtrumente gehörig. Die Folge ſeiner Accorde iſt willkürlich und unerlaubt; in den Modulationen verfährt er faſt immer auf dieſelbe Weiſe. Der Baß hat einen Gang, wie der Baß eines Guitarreſpielers. Soviel im Allgemeinen. Das Beſondere rückſichtlich der großen Zauberoper ſtimmt damit zuſammen. Populäre, oft triviale Melodien, ein Tonſatz in der Weiſe des Wenzel Müller, ohne deſſen Originalität und Gemüthlichkeit. An der Partitur wurde bis auf den letzten Tag verbeſſert. Die Violoncells gehen häufig im Geſange mit dem Violino primo, nach Art der franzöſiſchen Balletmuſik, und die türkiſche Pfeife ſchmettert bey vielen Tonſtücken die Harmonie zu Boden. Der Kenner hört das Ganze mit Unwillen, weil ſich wirklich einige gute, ergreifende Melodien vorfinden, denen nur die richtige harmoniſche Begleitung abgeht. Hr. Blum hat bey ſchicklichen Gelegenheiten dem Hrn. Roſſini ſeine Verehrung in den eigenen Tönen dieſes Meiſters ausgedrückt. Da Hr. Roſſini ſich ſelbſt beſtiehlt, warum ſoll ein Anderer gewiſſenhafter gegen ihn ſeyn? Dieſe Oper hat trotz ihrer mannigfaltigen Schwächen gefallen und gefällt noch immer. Die Kenner meinen, Herr Blum ſolle hinfort nur fleißig den reinen Satz ſtudiren, ſo könne mit der Zeit etwas aus ihm werden. Dieſer Behauptung ſtellen wir folgende entgegen: Hr. Blum ſuche ſich nur recht im unreinen Satze zu vollenden und es wird noch beſſer gehen als bisher. Der Compoſiteur ſcheint das zu fühlen, ſogar zu wiſſen. Hr. Horſchelt, der das Ganze arrangirt hatte, wurde mehreremale gerufen. Ihm gebührt das Lob, daß er in der Perſon des Balletmeiſters oft ſehr glücklich die Stelle des Compoſiteurs zu erſetzen weiß, wie eben bey dieſer Gelegenheit. Auch die Dekorateurs zeigten ſich als talentvolle, denkende Künſtler, und trugen nicht wenig dazu bey, die Zufriedenheit des Publikums zu befördern.

Den 1. Juli zum Erſtenmal im Burgtheater: Der Liebe Zauberkünſte, ein romantiſches Luſtſpiel von Vogel, zum Benefize des Hrn. Krüger. Das Romantiſche, welches ſich ſonſt ſchwer genau erklären läßt, erlaubt hier eine ſehr treue Ueberſetzung durch das gleichgeltende Platte. Das Ganze des eben genannten Spektakelwerks dreht ſich um eine Mummerey, durch die ein Offizier, angeblich ein preußiſcher, verſchiedene Male von ſeiner Geliebten unter allerley Geſtalten bey der Naſe herumgeführt wird, bis ſich endlich der Zauber löſt, der Liebhaber in den Beſitz der Schönen und dadurch auch zu ſich ſelbſt kommt. Sämmtliche Damen ſpielten ſo gut, als das Machwerk erlaubte. Dem Verfaſſer ſtanden die beyden Herren Kettel und Töpfer würdig zur Seite, der erſte als Kapitän, der andere als Reitknecht. Hr. Kettel erſchien ohne alle militäriſche Haltung, ſtand geziert, ſchief, wo er anſtändig Front machen ſollte, und ſuchte dabey ſein Herz ſo lebhaft unter dem Rocke, als ſey es ihm durch den Teufelsſpuck weggekommen. Seine Deklamation läßt ſich leicht beſchreiben und noch leichter in Noten ſetzen. Erſt jagte er die Worte haſtig hinter einander her mit dem bekannten ſüßen Sprudeln, dann folgte eine Pauſe als Zeichen der Erholung, zugleich des Ueberganges und hierauf bäumte er ſich mit ſcheinbar ſteigendem Affekte in die Höhe, bis er aus Mangel an Athem wieder zum Anfange zurückkehrte, um denſelben Weg von vorn zu beginnen. Im letzten Akte begeiſterte ihn der Paradeaufzug zu einigen raſchen Wirbeln, wobey der Frack wetteifernd Räder ſchlug. Der Kapitän hatte wenig Pulver gerochen, er ſchien zu den unfreywilligen Freywilligen zu gehören, ſonſt hätte der Reitknecht, der ſich vor Geſpenſtern fürchtete und den Teufel mit lateiniſchem Zuſpruch vertreiben wollte, unmöglich in der Nähe ſeines Herrn ſo laut und ungezogen ſeyn dürfen. Herr Töpfer bewies in allen ſeinen Bewegungen, daß er das Reiten entweder auf dem Stocke oder auf ſeinem Herrn, dem Kapitän, gelernt habe. Dieſer Schauſpieler kann nie einen Soldaten darſtellen, ohne daß eine Karrikatur daraus wird. Er braucht einen tüchtigen Exerziermeiſter. So ſahen wir ihn einſt mit großem Vergnügen in den zwey Worten im Walde, wo er als Offizier ſo gewaltige Rieſenſtiefeln angezogen und dabey ein ſolches Gebirge von Wolle und Leinwand auf die Bruſt gewälzt hatte, daß er anfing ſich vor ſich ſelbſt zu fürchten und vor Beklemmung kaum wagte Hand oder Fuß zu rühren. Die Rolle des Reitknechts verdarb er beſonders dadurch, daß er aus einem Ueberfluſſe von Geiſt ſeine vorgegebene Furcht ſelbſt parodirte, wozu er auch das Mienenſpiel, vorzüglich die Augenbraunen mißbrauchte. Hr. Ochſenheimer ſtellte einen Liebhaber Braunſchweiger Mumme dar. Seine Geſtalt war bis zur unziemlichen Karrikatur herausgeputzt. Das Stück ſpielt in der Nähe von Berlin; man hätte alſo wohl, der Volksthümlichkeit wegen, ſtatt der Braunſchweiger Mumme, Zorbersdörfer Bier einſchenken ſollen, vielleicht wäre es dem Herrn Ochſenheimer auch lieber geweſen. Hr. Krüger, ein vielſeitiger, verdienſtvoller, denkender, allgemein anerkannter Schauſpieler trat erſt ſpät auf, und machte es ſich an ſeinem Ehrentage dießmal gar zu bequem. Was hatte z. B. der Oberſte verbrochen, daß er ihn durch das häufige, übelangebrachte, unedle Spielen mit dem Stocke ohne alle Zwiſchenſtufen bis zum Corporal herabſetzte? Ein Oberſter erſcheint immer beſſer ohne Stock, als mit demſelben. Der vorwitzige Zuſchauer kann leicht auf den Einfall gerathen, an dem Stocke des Oberſten den Zopf deſſelben meſſen zu wollen, um zu ſehen, ob er auch die Normallänge hat. Etwas anders iſt es, wenn ein Schauſpieler den Stock zur Krücke braucht, wie zuweilen auch wohl das Taſchentuch als Noth- und Rettungs-Fahne dienen muß. Doch Hr. Krüger bedarf ſolcher Hülfsmittel nicht.

Den 19. Juli am Theater an der Wien: Fauſt von Klingemann. Dieſes Trauerſpiel iſt der gründlichſte Beweis, daß der Teufel keine Gewalt mehr über uns hat, ſonſt wäre er dem Verfaſſer längſt erſchienen, um von ihm Genugthuung zu verlangen wegen gekränkter Ehre. Auch gegen den Teufel muß man gerecht ſeyn. Hat nicht Goethe ſogar zur allgemeinen Freude die Gerechtigkeit gegen ihn bis zur Artigkeit getrieben? Dagegen ſieht man in Klingemann's Fauſt überall den Pferdefuß.

Demoiſelle Schwarz trat als Fauſts Gattinn auf und entſprach auch in dieſer Rolle nicht dem ihr vorangegangenen Rufe aus der Ferne. Sie iſt noch immer nicht viel mehr als eine glückliche Anfängerinn, die nur dann etwas Beſſeres leiſten wird, wenn ſie vorſichtig genug iſt, die nothwendigen Lehrjahre nicht zu ſehr abzukürzen. Die Betonung der Beywörter iſt richtiger als ſonſt, aber noch immer nicht fehlerfrey. Bey einer Schülerinn von Madame Schröder fällt dieſer Uebelſtand auf. Die Scene, wo Käthe Fauſt wieder gewinnen und von dem Bilde der Nebenbuhlerinn wegreißen will, mißlang durchaus. Kätchen, das übermäßig faſt bis zur Einfalt naive Kathchen zerrt und reißt viel zu ſehr an dem goldenen Rittermantel herum. Warum läßt ſie den armen Sünder nicht fahren, um ſich wahr und ſchön im tiefen Schmerze zu zeigen? Warum macht ſie durch das leidenſchaftliche Feſthalten und Nachziehen die ganze Scene noch zurückſtoßender? Käthe liebt Fauſt allerdings, wenn ſie aber nicht ganz blind iſt, muß ſie etwas Unheimliches ahnen, der Anhauch des böſen Geiſtes muß aus jedem ſelbſt dem mildeſten Worte hervorbrechen, die ganze Geſtalt in allen ihren Bewegungen ſichtbar umwehen. Dieſe Aufgabe hat Demoiſelle Schwarz nicht beachtet, alſo auch nicht gelöſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 20. Auguſt 1819.

Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniſſ
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern!

Goethe.

Bemerkungen über die Tiber.

(Fortſetzung.)

Papſt Gregor predigte in St. Clemente: „Geliebte Rö„mer! ſeht, der kaiſerliche Hof iſt nicht mehr bey uns, dieſer „glänzende Senat, alle die Reichen der Stadt ſind nach „Konſtantinopel gegangen; wir ſind in Kummer verſetzt, „ſeht, wie die Stadt in Trümmer fällt, wie ſie zuſammen„ſchmilzt und vergeht.“ Wer zum Volk mit einer ſolchen Wärme ſpricht, wer mit ſolchen Worten die unvermeidliche Verwüſtung der Stadt ſchildert; ſollte der ſelbſt aus einem thörichten und unzeitigen Religions-Eifer den Ruin der Stadt beſchleunigt haben: und das Volk ſollte ruhig zugeſehen haben? Was endlich jenen Ungenannten aus dem 13ten Jahrhundert vollkommen widerlegen muß, iſt, daß von ſo vielen Römern und Griechen, welche das Leben und die Thaten dieſes Papſtes beſchrieben haben, daß auch die Geſchichtſchreiber jener Zeit keines Worts erwähnen, über eine öffentliche Handlung, die nothwendig in Rom, in Konſtantinopel, und im ganzen römiſchen Reich allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hätte.

Wir wollen jetzt die Tiber ſelbſt näher unterſuchen. Wenn die vielen Statuen hinein geworfen worden wären, ſo würden doch irgend einige davon gefunden oder unterm Waſſer geſehen worden ſeyn; da zu Ende des Sommers, und zu Anfang des Herbſts das Waſſer ſehr klein iſt, ſo hätten Fiſcher, Schiffer und Ingenieure wohl einige ſehen müſſen. Um jetzt einzeln die Operation des Hineinwerfens von Statuen zu unterſuchen, ſo wären ſie entweder in die Mitte des Fluſſes geworfen worden, mittelſt der Barken, oder von den Brücken herab, oder von dem linken Ufer gegen demjenigen Theil der Stadt, wo die vorzüglichſten Gebäude waren. An dem Ufer unmittelbar neben den antiken Tempeln waren keine Privatgebäude, dieſes war, wie uns Lucius Faunus berichtet, verboten; dieſes beweiſen auch die Grenzſteine, welche zu verſchiedenen Zeiten auf beyden Ufern gefunden worden ſind, deren Faunus, Panvinius, Gruter, Marini, und viele Andre erwähnen. Am Ufer von Traſtevere waren keine öffentliche Gebäude von Erheblichkeit. Auf der Seite der Stadt aber waren das Theater des Balbus, wo jetzt der Palaſt Cenci ſteht; das des Marcellus, welches noch zum Theil erhalten iſt, der Portikus der Octavia, die drey unbekannten Tempel, in welche gegenwärtig die Kirche St. Nicola in carcere hineingebaut iſt, der ſogenannte Tempel der Veſta, alle dieſe Gebäude ſtehen nicht weit von einander, ſind noch vorhanden, und ſind nie in den Fluß gefallen. Gegenwärtig ſind auf beyden Seiten des Fluſſes Privatgebäude, die, in verſchiedenen Jahrhunderten erbaut, ihre Fundamente alle im Fluß ſelbſt haben, wo man doch nothwendig hätte die vom Ufer herabgeworfene Statuen finden müſſen. In der Mitte des Stroms entdeckt man weder Unebenheiten, weder Wirbel noch Strömungen, auch ſpüren die Handelsſchiffe, welche den Fluß auf- und nieder-fahren niemals etwas der Art. Man weiß durchaus kein Beyſpiel, daß bey Zubereitung der Fundamente für die zahlreichen Mühlen in der Mitte des

Digitized by Google

Fluſſes oder auf den Seiten je etwas gefunden worden wäre.

Von den Ingenieuren Chieſa und Gambarini ſind auf Befehl des Papſtes Benedikt im Jahr 1744 die Ufer und die Mitte des Fluſſes von Ponte molle bis Marmorata in ihrer ganzen Ausdehnung und Tiefe gemeſſen und unterſucht worden, als ſie nämlich eine Karte der Tiber verfertigten, auf welcher alle Profile aufs ſorgfältigſte verzeichnet ſind, woraus ſich zwar eine Unebenheit des Tiberbetts ergibt, die aber in der Lokalität ihren Grund hat.

Vor ihnen haben Alterthumsforſcher und Ingenieure das Flußbett in allen ſeinen Theilen unterſucht, ich nenne hier nur Bacco, Steuch, Lombardo, Biscia, Modio, Martinelli, Muti, Caſtiglione, Bonini, Fontana, Meyer und Pascoli. Keiner von dieſen ſpricht von Statuen, die dort zu finden ſeyen, außer Pascoli, welcher immer exaltirt in ſeinen Ideen, ohne irgend einen Beweis ſagt, daß die antiken Marmor-Statuen und andere Koſtbarkeiten, die man bey Reinigung des Flußbetts finden könnte, zum Theil die Koſten decken würden. Bonini widerlegt das Projekt der Tiberfiſcherey; wenn er gleich annimmt, daß einige Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſey, daß die Römer zu gewiſſen Zeiten Schätze in die Tiber geworfen hätten, ſo ſchließt er doch ganz richtig, daß dieſe Schätze wegen der Heftigkeit, mit welcher die Tiber bey Ueberſchwemmungen ihr Bett durchwühlt, wohl ſchwerlich dort noch liegen würden. Alle aber ſind darin einig, daß große Bauſteine und Stücke von Mauern und zerſtörten Brücken in der Tiber liegen müſſen, namentlich von der Ponte Sublicio, die im 5ten Jahrhundert einſtürzte, und von der Ponte Trionfale, welche zum Theil erſt im Jahr 1812 eingeriſſen wurde.

Da der Fluß jetzt niedriger ſteht, als der antike Waſſerſtand war, und ſelbſt als der Sokel, bey der Ponte Fabrizio, Ceſtio und Elio, ſo kann man nicht annehmen, daß hier eine Verſperrung durch Statuen, oder andern groben Materien ſtatt finde. In der Nähe des Mauſoleums von Hadrian konnten die Statuen, von denen man glaubt, daß ſie die belagerte römiſch-griechiſche Beſatzung zu den Zeiten des Beliſärs gegen die Gothen geſchleudert habe, deßwegen nicht in den Fluß fallen, weil der Angriff von der entgegen geſetzten Seite geſchah, nämlich von der Seite der Wieſen, da gegen die Brücke hin das Mauſoleum mit einer hohen Mauer umgeben war, welche zu den Zeiten des Aurelianus noch ſtand. Wenn je auf dieſer Seite eine Statue herunter geſtürzt wäre, ſo wäre ſie damals wieder gefunden worden, als Pius IV. die jetzt noch beſtehenden Befeſtigungen anlegte, unter der Leitung des Pirrus Ligorius, welcher das Flußbette eindämmte, die Straße gegen die Brücke erweiterte, und den erſten Pfeiler ſchloß. Durch dieſes Unternehmen gingen viele Säulen und koſtbare Marmor zu Grunde; ſpäter unter Urban VI. belagerte das römiſche Volk das Kaſtell ſechs Monate lang, nahm es endlich, beraubte es vollends aller Marmor und verſetzte es in den Zuſtand, den wir jetzt bedauern; wie dieſes Theodorich von Niem erzählt.

(Der Beſchluß folgt.)

Auszug aus des Grafen Forbin Reiſe in die Levante.

(Fortſetzung.)

St. Jean d'Acre enthält ein wildes Gemeng gothiſcher und moderner Ruinen. Hier erblickt man eine ganz zerſtörte Kirche, dort ein Kloſter, einen Palaſt, ein Hoſpital in ähnlichem Zuſtande. Weiterhin eine neue, reiche, zierliche Moſchee. Minarets, die aus Trümmern empor ſteigen, endlich das Serail, welches auf Terraſſen gelegne Gärten von den Wällen trennen. Die Straßen ſind eng und ſchmutzig, und die Häuſer, von gehauenen Steinen gebaut, aber niedrig, mit flachen Dächern und kleinen Thüren, gleichen Gefängniſſen. Die Konſuln bewohnen Khans, welches große viereckte, einen Hof einſchließenden Gebäude ſind, die im Fall der Noth in Feſtungen verwandelt werden können; inwendig führt eine ſteile Treppe hinauf, die ſo eng iſt, daß kaum ein Mann ſich hinan drängen kann. Acht oder zehn tauſend Türken, Araber und Chriſten wandeln traurig und finſter unter dieſen Trümmer-Haufen umher. Alle Sinne leiden durch die ſcheuslichen Entſtellungen, welche man allenthalben erblickt. Geſtalten, wie dem Grabe entſtiegen, halb nackt, nur mit ſchmutzig weiſſen, ſchwarzgefleckten Decken umhangen, ſchlichen aus den elenden Gemäuern; den Kopf haben ſie, ſtatt einem Turban, in Lumpen gehüllt, und neben den zahlreichen Erblindeten, welche dieſer Gegend eigen ſind, begegnet man auf allen Wegen Opfer, von Gezzar Pachas Grauſamkeit, die man an ihren verſtümmelten Naſen und Ohren erkennt. Dieſer müſſige, elende, eckelhafte Haufen umlagert den ganzen Tag in der heißen Sonne die Mauern des Serails.

Den zwölften November verließ der Graf mit einer zahlreichen Karavane, der ſich einige Offiziere der Brigg Lezard zugeſellt hatten, St. Jean d'Acre, wo ihn der Abbé Janſon verließ, um den Libanon und die Klöſter von Seyde und Damaſcus zu beſuchen. Nachdem man Caifa durchzogen und am Fuß des Bergs Carmel vorbey iſt, findet man ein weiſſes ſandiges Geſtade und unangebaute Hügel längs des Meeres hin. Die Ruinen der letzten Veſte der Kreuzfahrer erheben ſich hier über Linſen- und Johannisbrod-Bäumen. Sie hieß Athlit, und ſchon lange ſind ihre Thürme verödet, ihr Hafen verſchwemmt, ihre Wälle, ſonſt die Zuflucht tapfrer Chriſtenritter, ihre Gärten, ſind verſunken und verſchlammt.

Den folgenden Tag langte der Reiſende in Ceſarea an. „Dieſe Stadt, ſagt er, iſt ganz verlaſſen, und die Erhaltung

ihrer Wälle, ihres Hafens, ihrer Denkmale, ſetzt ins äuſſerſte Erſtaunen. Man findet hier Straßen, öffentliche Plätze; wenn man die Thore der hohen ungeheuern Mauern wieder herſtellte, könnte man Ceſarea noch gegen einen Feind vertheidigen. Die Einwohner dieſer unglücklichen Stadt ſcheinen erſt vor Kurzem ausgeſtorben, fortgetrieben. An den Kirchenmauern erblickt man noch den Dampf des Weihrauchs der Chriſten, ja die Kanzel iſt noch vorhanden, auf der ſich ſo viele gelehrte, muthige Biſchöfe verherrlichten. Die Gräber ſind aufgewühlt, und nur die umhergeſtreuten Gebeine ſagen, daß in dieſer furchtbaren Einſamkeit Menſchen gewohnt haben. Nur die gleichförmig rauſchenden Wogen des Meers unterbrechen die Todtenſtille dieſes Orts; ſie ſcheinen zürnend einen Widerſtand zu finden, denen, die nicht mehr ſind, gehorchen zu müſſen, ſie peitſchen tobend die Strandmauer und bedecken das Hafen-Ufer mit Schaum. Ihre Gewalt hat endlich die ungeheuern Granit-Blöcke zum weichen gebracht, der Pharus iſt geborſten.“ — Dieſe Stadt beſitzt noch eine Menge prächtiger Säulen, von denen manche ganz unverſehrt iſt.

Den funfzehnten November traf der Graf in Jaffa ein, er begab ſich zu den Mönchen des heiligen Landes; anfangs empfingen ſie ihn mit einiger Kalte, die aber bald der zuvorkommendſten Gaſtfreundſchaft Platz machte. Ihr Hoſpizium iſt ſehr arm, die milden Gaben nehmen ab, die Wallfahrten ſind äußerſt beſchwerlich, und das Schickſal der Chriſten iſt in Syrien beklagenswürdiger wie je. Der Reiſende ſagt: „Schüchtern verſammeln ſie ſich, um die Meſſe zu hören, in einer kleinen gewölbten, unterirdiſchen, geheimnißvollen Kapelle, welche an den Gottesdienſt der erſten Chriſten in den Katakomben erinnert. Ohne Aufhören verfolgt, vergeſſen dieſe Unglücklichen am Fuß der Altäre ihre Aufopferung und ihr Elend.“

Von Jaffa begab ſich der Reiſende nach dem Kloſter Rama, einem groſen gewölbten Gebäude, das einer Feſtung gleicht. Um von hier nach Jeruſalem zu gelangen, durchwandert man drey Stunden lang eine ziemlich angebaute Ebne, wo ehemals Arimathia und Lydda lagen. Die Sonne ſank eben, als der Graf auf einem engen Wege, welchen zwey Mauern von ganz mit Steinen bedeckten Feldern trennten, endlich Wälle erblickte, Thürme, groſe Gebäude von einem dürren Boden und ſchwarzen, wie vom Blitzſtrahl geſengten Felszacken umgeben — das war Jeruſalem! — „Ergriffen von unwillkürlichem Entſetzen begrüßten wir die heilige Stadt, deren erſter Anblick ſo viel Wirkung auf die Sinne hervorbringt, wie die Zerſtreuung des jüdiſchen Volks auf den Geiſt. — Alles um ſie her iſt ſchweigend, alles ſtumm; der letzte Schmerzensruf des Gottmenſchen ſcheint der letzte Ton geweſen zu ſeyn, den Siloe und Gehenna wiederhallten. Von den Höhen von Abarim von Phasga von Achor, zeigt ſich uns die Natur, als ſey ſie noch erſtarrt von dem Schreckensſchauſpiel, was ſie erblickte. — Ich beklage den Reiſenden, der dieſe erhabnen Trümmer nur von Zweifel und Spott geleitet, beſucht; ich beneide hingegen den Glücklichen, der hier mit lebendig, vertrauendem Glauben umherwandelt. Welches aber die Glaubens-Anſichten ſeyn mögen, nur aus gänzlicher Geiſtesdumpfheit kann man Jeruſalem ohne Erſtaunen und Ehrfurcht erblicken.“ —

Der Graf verzweifelt nach Herrn Chateaubriant zu einer Beſchreibung von Jeruſalem fähig zu ſeyn. Folgendes Gemählde beweist, daß er ſich Unrecht thut: „Den Tag nach meiner Ankunft verſammelte ſich die ganze jüdiſche Bevölkerung von Jeruſalem in dem Thale Joſaphat, um auf eine Erlaubniß, die ſie vom Gouverneur gekauft hatte, das Feſt der Gräber zu feyern. Wie dieſe Gefangnen in finſterm Schweigen auf den Gräbern ihrer Väter umherſaßen, ſchien es, als wäre die Gerichtspoſaune erſchallt, als drängten ſich die vergangnen Geſchlechter an die Ufer des Cedron, als ſey das Wort der Freude und des Schreckens ſchon aus den Wolken herabgetönt.“

Das Judenquartier war das Erſte, was unſer Reiſende ſehen wollte. „Neun bis zehntauſend Söhne von Jeruſalems ehemaligen Herrn bewohnen noch dieſe zerſtörte Heimath. Kaum kann der enge, bergige, mit Unrath bedeckte Raum, welcher die halbverfallnen Häuſer des Judenviertels trennt, eine Straße genannt werden. Auf einer baufälligen Treppe in einen Keller gelangt, deſſen einſinkende Gewölbe auf ehemals geſchnitzten und vergoldeten Pfeilern ruhten, hörte ich zu meinem Erſtaunen, daß dieſes die große Synagoge ſey. Kinder in Lumpen gehüllt, lernten hier von einem blinden Greiſe die Geſchichte dieſer Stadt, wo ihre Väter den Gott Iſraels und Judas unter goldnen Hallen verehrten, und in Gewölben von den Cedern des Berges Libanon geſtützt, ſein Loblied erſchallte.“ —

Bey dem Anblick des heiligen Grabes ſagt der Reiſende: „Es iſt unmöglich, nicht von Ehrerbietung durchdrungen zu ſeyn, bey dem Anblick dieſes beſcheidnen Grabes, um deſſen Beſitz man ſich mehr als um den ſchönſten Erdenthron geſtritten hat, dieſes Grabes, deſſen Macht die Reiche überlebt, das ſo oft von Thränen der Reue, der Hoffnung benetzt ward, von dem täglich das innigſte Gebet zum Himmel empor ſteigt. Man ſteht vor dieſem geheimnißvollen Heiligthum, vor dieſem Altar des Weihrauchs, von dem man uns ſchon in unſrer Kindheit erzählte. Hier liegt der Eckſtein, den die Propheten verſprachen, den die Engel bewachten, vor dem ſich Konſtantins ſtolze Stirn und Tancreds Helden-Haupt gebeugt haben. Es däucht uns, des Ew'gen Blick müßte ſich ſchärfer auf dieſes Denkmal heften, das dem Heile der Menſchheit zum Bürgen ward.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Strom der Liebe.

Ewig quillt der Strom der Liebe
In dem Nachtigallenhain,
Wo dem Lobe ſüßer Triebe
Tauſend Kehlen froh ſich weih'n.

Wo in Amaranthenſträuchen
Sittſam ſtille Myrthen blüh'n,
Und an blauen Silberteichen
Junge Roſen duftend glüh'n.

Wo oft leiſe Geiſterchöre
Säuſelnd durch die Zweige weh'n,
Badend ſich im Liebesmeere,
Klagend um Erhörung fleh'n.

Digitized by Google

Laß uns ſtürzen in die Wellen,
Untertauchen in die Flut,
In den tiefverborg'nen Quellen
Kühlen unſrer Herzen Glut.

Von dem Göttertrank durchdrungen,
Schwören wir das Bundeswort;
Und ſo ſchwimmen wir verſchlungen,
Ewig liebend, ewig fort.

Korreſpondenz = Nachrichten.

München, Juli.

Was in der Literatur unſrer Umgebung ſeit mehr als einem halben Jahr die meiſten Federn beſchäftigt hat, bezieht ſich zunächſt auf die neue Verfaſſung und landſtändiſchen Angelegenheiten. Nur ſehr wenige dieſer Flugſchriften ſind auf höheren Befehl unterdrückt worden, namentlich die Bemerkungen über die Verhandlungen der baieriſchen Landſtände von Hrn. Franz v. Spaun, von dem ſchon mehrere kleine politiſche Schriften in polizeyliche Gewahrſam genommen worden ſind. Jene Unterdrückungen, ſeit 1819, wurden jedesmal im Polizeyblatt notifizirt.

In unſrer hiſtoriſchen Literatur iſt bisher wenig Neues erſchienen. Ein topographiſches Inventarium über ganz Baiern, eine mühſame Arbeit des fleißigen Prof. Eiſenmann, wird in wenigen Wochen fertig ſeyn. (b. Fleiſchmann). An Zſchokke's baieriſchen Geſchichten haben von Neuem ein Theſes- und ein Fragen = Schreiber ihren Aerger ausgelaſſen; von erſterem, der ſich Jerem. Schwarzrock nennt, wird in allem Ernſte geäußert, „eine derbe Zurechtweiſung verdiene P. P. Finauer d. j., der ſich als Landeseingeborener unterſtanden, das Zſchokke'ſche Schreibwerk in Schutz zu nehmen.“ Aus Anlaß der früheren Angriffe nämlich iſt dem Hrn. Zſchokke in dieſem ſich ſo nennenden Finauer ein eigner Vertheidiger zu Theil geworden, deſſen Schrift (Rückblicke auf die Geſchichtſchreibung von Baiern) manches Taugliche, nur mitunter in einem geſchraubten Styl, darbietet. Eine darin aus Joh. Müller's Werken (15, 368) angeführte Stelle, weshalb Ludwig XIV. Ordensleute von der franzöſiſchen Akademie ausgeſchloſſen habe, reizte den würdigen und gelehrten Fr. Paula v. Schrank zu einer eignen Widerlegung über dieſen Text. „Kann ein Religioſe Mitglied einer Akademie der Wiſſenſchaften ſeyn“? — Iſt es nicht gar ſeltſam, daß dieſe Frage in Baiern konnte beſprochen werden, wo ſo viele brave und wohlverdiente Kloſtergeiſtliche von ihren ſtillen Wohnungen aus die Abhandlungen der Münchener Akademie mit phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Forſchungen ſo reichlich ausgeſtattet haben? Den Ungrund der Anklage hat indeß auch Schrank überſehen; dieſer fällt blos Müller'n zur Laſt; der 12 Art. des Régiem. v. J. 1699 ſchließt jeden Kloſtergeiſtlichen (natürlich, wegen des Gelübdes der Armuth) von der Zahl der penſionirten Mitglieder aus, geſtattet ihnen aber ausdrücklich die Stelle der Ehrenmitglieder, die dort noch einige Auszeichnungen vor den wirklichen voraushaben. Was wäre auch das für eine Deutungsart, den Geiſtlichen, welche doch früher die Inhaber aller eigentlichen Gelehrſamkeit waren, die Ehre, einer größeren gelehrten Geſellſchaft anzugehören, nicht gönnen zu wollen? Ich dächte, daß würdigen und gelehrten Dienern der Kirche in jeder Confeſſion der Schluß eines Spruches von Fr. Schlegel zu gute käme:

Schöner doch wird nichts geſehn,
Als wenn die beyſammen gehn:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche ſtille Pflicht. —

(Der Beſchluß folgt.)

Wien, den 31. Juli.

(Beſchluß.)

Gegen Ende dieſes Monats hat das Theater an der Wien den traurigen Fritz gegeben. Die Werke dieſes Namens pflegen hier Glück zu machen. Der ſchwarze Fritz, von Frau v. Pichler ſetzte zuerſt das leſende Publikum in Flammen, griff mitten ins Herz hinein. Dann erſchien der luſtige Fritz der Leopoldſtädter Bühne, gefiel ebenfalls ungemein, ſo daß man im Vertrauen auf den Namen den beſagten traurigen Fritz nachſchleichen ließ. Traurig iſt er, denn er hat den Referenten ſo niedergeſchlagen, daß er gleich nach den erſten Scenen hinaus mußte, um ſich von dem Stücke zu erholen. Seitdem hat er nicht gewagt, ſich von Neuem auszuſetzen.

Mit dem Anfange des Juli iſt der Janus nach einem kurzen Krankenlager von neun Monaten verſchieden. Die ſauern Geſichter, welche er anfänglich und fortwährend ſchnitt, deuteten auf ein nahes Ende. Der Spectateur, drey Monate jünger, folgte dem Beyſpiele. Er genoß einer beſondern Auszeichnung, da er wegen ſeiner franzöſiſchen Zunge auch über das Theater reden durfte. Dieſes Vorrecht genießen ſonſt nur drey deutſche Blätter, nämlich die Wiener Zeitſchrift, der Sammler und die Theater=Zeitung. Man kann nicht läugnen, daß durch dieſe Beſchränkung eine gewiſſe wohlthätige Einheit in die hieſige Theater=Kritik kommt. — Die Subſcription zu Denkmalen für Haydn und Mozart hat einen erwünſchten Fortgang. Dem Herrn Muſikhändler Steiner gebührt der Ruhm, dieſe ſchöne viel zu lange vernachläſſigte Angelegenheit lebendig angeregt zu haben. — Hr. Hebenſtreit hat eine literariſche Reiſe unternommen. Einige in einem hieſigen Blatte mitgetheilte Reiſebemerkungen aus früherer Zeit haben nicht ſehr zu neuen Erwartungen ermuthigt. Im Felde der Theater=Kritik hat er hingegen mit großer Kraft und Gewandtheit geglänzt. Er hatte den Muth, die Wahrheit zu ſagen, wo er es nöthig fand. Seine Sprache und Darſtellung ſagten dem gebildeten Publikum überaus zu. Das Zurücktreten dieſes Kritikers iſt ein wahrer bis jetzt noch unerſetzter Verluſt. — In Sankt Veit hat eine fröhliche Geſellſchaft Wiener Bürger ein Turnier gehalten. Ein Mitglied verrenkte ſich dabey den Arm und mußte abtreten. Die Uebrigen tummelten ſich nach wie vor tüchtig herum, obgleich die Damen zuweilen um Erbarmen ſchrien, wenn dieſe Viſiere der ſieben Männer zerhauen wurden. Die Geſellſchaft beſtand aus Bürgern. Man ſieht daraus, wie nahe die Wiederkehr der Ritterzeit iſt. — Vor einigen Tagen iſt der fruchtbare, geiſtreiche däniſche Dichter Ingemann von ſeiner Reiſe nach Italien hier angekommen. Er verräth den Dichter auch in der edlen Einfachheit ſeiner heitern Natur. Ein früher entworfenes Trauerſpiel: die Befreyung Taſſo's, hat er in Italien vollendet. Bald mehr davon. — Die Verſchönerungen Wiens in der letzten Zeit fallen während der ſchönen Monate erſt recht in die Augen. Das Ganze wird nach einem ſo großen Maßſtabe behandelt, daß es unmöglich iſt, kurz und genugthuend davon zu reden. — Das hieſige Theater=Publikum iſt freudig geſpannt auf Hrn. Müllners Trauerſpiel: die Albaneſerinn. Wenn es wahr iſt, daß die Aufführung einige kräftige Helden verlangt, ſo ſind die Ausſichten von der Seite nicht die beſten. Unſere Schauſpieler haben Verdienſte mancher Art, nur fehlt unter ihnen ein echter Heros. Die Kenner verſprechen ſich viel von dem Verfaſſer der Schuld und glauben noch immer, daß er unter den Deutſchen derjenige ſey, von dem wir am erſten eine wahre Tragödie erwarten dürfen.

Beylage: Intelligenz=Blatt, Nro. 26.

Digitized by Google

Nro. 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Auguſt 1819.

Wenn ſich die Bürger ſelbſt befreyn,
Da kann die Wohlthat nicht gedeihn.

Schiller.

Die Geſchichten von Montroſe. *)

Die Einleitung tadelt in harten Ausdrücken die Schuld derer, die durch niedrige Kunſtgriffe Schottlands Hügel entvölkerten, ſeine Thäler verödeten, und ſo viele ſeiner edeln Söhne aus ihrem ſo innig geliebten Vaterland trieben, um unter einem fremden Himmelsſtrich eine freundloſe Heimat zu ſuchen. Ein ſchottiſcher Krieger: M'Alpin, deſſen Charakter vortrefflich gezeichnet iſt, verbindet dieſe Einleitung mit der Geſchichte. Er iſt in der Fremde geweſen, hat für alle Mächte gefochten, kehrt mit Wunden bedeckt zurück, und findet die Fluren ſeiner Kindheit verödet, ihre glücklichen Bewohner entflohen, und einen fremden Pachter, der mit einigen Miethlingen den Boden anbaut, der ſonſt ein Geſchlecht kräftiger, armer, aber zufriedener, unabhängiger Bergbewohner ernährte. Tief bekümmert beſchließt M'Alpin, ſich zu ſeinen Freunden jenſeits des Oceans zu begeben. Doch auf der Reiſe findet er in Ganderclengh dem Schauplaz der Geſchichte, eine tröſtliche Zuflucht, und der Schulmeiſter des Orts ſammelt die erzählten Begebenheiten aus ſeinem Munde.

Der Graf von Menteith bahnte ſich, von zwey Bedienten begleitet, ſeinen Weg durch ein rauhes Land, nordwärts von Perth, als er einem Mann begegnete, der ſein Glück im Krieg auf ſeine eigne Hand gemacht hatte, er hieß Hauptmann Dalgetty, kam vom Feſtland zurück, wo er der Hälfte aller europäiſchen Fürſten gedient hatte. Da er aber jetzt hörte, daß es in ſeinem ſchottiſchen Vaterlande Händel geben ſollte, begab er ſich dahin, um dem Beſtzahlenden zu dienen. Es gebrach der Reiterey, welche von den Jakobiten errichtet werden ſollte, an Unterricht. Menteith nahm alſo nach einigem Hin- und Herreden dieſen alten Reiterhauptmann, den nöthigen Unterricht zu ertheilen, in Sold, und ſetzte mit ihm ſeinen Weg nach Darlinvarach, dem Schloſſe der M'Aulays, fort. Hier läßt Allan M'Aulay, der jüngſte Bruder, ſeinem wilden, rachſüchtigen Charakter freyen Lauf; allein in den zügelloſeſten Anfällen ſeiner Leidenſchaft oder ſeines Enthuſiasmus beſänftigt ihn die Stimme und die Harfe von Annot Lyle, einer Waiſe, die allein dem allgemeinen Mord der Kinder des Nebels **) entging, wie ein rächender Ueberfall dieſen läſtigen Stamm zu vertilgen ſuchte. Menteith und Allan lieben beyde dieſes celtiſche Mädchen, das, wie es ſich endlich ausweist, eine Tochter Sir Duncan Campells von Ardenvohr iſt. Zu des finſtern Allan großem Verdruß ſind zwey Engländer nach Darlinvarach gekommen, um eine Wette zu entſcheiden, in die ſich Allans

*) Auszug aus der dritten Fortſetzung von the tales of my Landlord, wo der Titel: Legend of Montrose heißt; vom Verfaſſer des Aſtrologen u. ſ. w. Der Zeitpunkt der Geſchichte fällt vor 1650, wo Montroſe im Monat März hingerichtet ward.

**) Wie es ſcheint, beſtand dieſer Stamm in einem Verein von Flüchtlingen und Ueberläufern, mehr als in einer abgeſonderten Familie. Verfolgung und Elend verband ſie, Bedürfniß war ihr Antrieb und Rache ihr Führer. Sie ſcheinen faſt den Maronen-Negern vergleichbar geweſen zu ſeyn.

Digitized by Google

Brnder eitler Weiſe auf deren Landſitz in Cumberland einließ, wo er bey dem Anblick eines ihnen gehörigen ſilbernen Leuchters ſich rühmte, in ſeiner hochländiſchen Heimat viel koſtbares Geräth dieſer Art zu beſitzen. Nun fand ſichs, daß ein zinnerner Armleuchter bey Weitem das beſte dieſer Kleinode war, und er, ohne ein Wunder, die Wette mit 400 Mark verloren haben mußte. Dieſes Wunder brachte aber Allan zu Wege, denn er ſtellte acht tüchtige Stammglieder (Clansmen), jeder mit einer Kerze in der Hand rund um den Tiſch, und fragte ſpottend: ob ein lumpiger ſilberner Leuchter dieſe ſchönen Menſchen-Candelaber wohl aufwög? — Den folgenden Tag verſammeln ſich mehrere Stämme bey M'Aulay, um einen Aufſtand zu verabreden. Ihnen entdeckt ſich Anderſon, vorgeblich einer von Menteiths Dienern, Graf von Montroſe zu ſeyn, der mit einem, von Carl II. ausgefertigten Befehl Kriegshaufen zu werben, verſehen iſt. Indem ſie berathſchlagen, erſcheint Ardenvohr von Seiten der General-Staaten (unter Cromwells Herrſchaft) und ſucht ſie von ihrem Unternehmen abzulenken. Dieſes macht eine Gegengeſandtſchaft an Cromwells Statthalter, den Grafen von Argyle, nöthig, und Dalgetty wird zu dieſem gefährlichen Dienſte erſehen. Ardenvohre wird verhindert, ihn bis Inverary zu begleiten, wo der Geſandte aufs ſchlimmſte empfangen wird. Man wirft ihn in einen Kerker, er ſoll des nächſten Tages hingerichtet werden, entweder mit einigen ſeiner Vertrauten, oder doch ſo wie einige von ihnen, deren Leichen der tapfere Abgeſandte, da man ihn zu Argyles Zimmer hinein ſtieß, erblickt hatte. In dem Kerker findet er Ranald, den Aelteſten der Kinder des Nebels, deſſen drey Gefährten man aufgeknüpft hatte. Ihr Geſpräch wird von dem liſtigen Haupt der Campells (Argyle) behorcht, der in dieſer Abſicht einen geheimen Durchgang und Fallthür im Beſitz hatte. Dalgetty nimmt den Augenblick wahr, wirft ſich auf den Grafen und erdroſſelt ihn, bis er den geheimen Durchgang eröffnet. Durch dieſen entwiſchen die Gefangnen. Sie werden durch die Bergpäſſe von Argyle ſhire mit Spürhunden verfolgt; aber, obſchon Dalgetty in einem Gefechte hart verwundet wird, gelingt es ihnen doch, ſich zu retten. Der Bürgerkrieg bricht aus und Montroſens Feldzug macht den zuweilen langweiligen Inhalt der zunächſt folgenden Blätter. Montroſe bricht am Ende vom Jahr, von den Söhnen des Nebels geleitet, in die feſten Plätze von Argyle, und nimmt für die von den Campells verübten Grauſamkeiten eine ſchreckliche Rache. Dieſen Thaten folgt eine furchtbare Schlacht, in welcher Montroſe ſiegt. Ardinvohr (ein Campell) wird gefährlich, Ranald tödtlich verwundet. In dieſem Zuſtande entdeckt dieſer dem Erſten, daß Annot Lyle ſeine Tochter iſt. Bey den unſichern Zeitumſtänden willigt der Vater in ihre Heirath mit Menteith, und Montroſe entfernt Allan, deſſen Unwillen, da er das Mädchen gleichfalls geliebt hat, man fürchtet, um einem Zwieſpalte zuvor zu kommen, aus dem Lager. Doch der ſterbende Ranald, auf Rache beharrend, ſchickt ſeinen Sohn zu Allan, um ihn von dieſer Verbindung zu benachrichtigen; wobey er nicht allein von ſeiner wilden Gemüthsart getrieben iſt, ſondern auch auf gehabte Viſionen rechnet, daß er ein ſchreckliches Verbrechen werde begehen. Allan liebt Menteith herzlich, und ward oft von einem Geſicht gequält, das ihm denſelben darſtellte, wie er von einer Perſon ermordet ward, deren Geſicht er nicht konnte ſehen, von der er aber immer fürchtete, er ſey es ſelbſt. Dieſen Mord bringt Ralands Botſchaft nun wirklich zu Wege. Allan eilt bey der Nachricht von Annots Verbindung mit Menteith ins Lager zurück und ſtößt ihm ſeinen Dolch am Hochzeit-Morgen in die Bruſt. Glücklicher Weiſe iſt die Wunde, weil Menteith gepanzert war, nicht tödtlich; Allan ſtürzt fort und wird nie wieder erblickt, obſchon man vermuthet, daß er durch die Söhne des Nebels gefällt ward. Menteith und Annot werden verbunden, und die Erzählung iſt zu Ende.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bemerkungen über die Tiber.

(Beſchluß.)

Die zu den Zeiten der Gothen zerſtörte Ponte Siſto wurde im Jahr 1475 von Papſt Sixtus IV. wieder erbaut mit neuen Fundamenten, wie die Inſchrift ſagt, und mit einem viel höhern Sockel. Auf Befehl des Papſts Julius XIII. grub man im September des Jahrs 1549 neue Fundamente der Ponte Senatorio, nachher St. Maria. Dieſe fiel nachher zweymal wieder ein, nämlich am 8. September 1557, und im Dezember 1598, bey der größten Ueberſchwemmung, deren man ſich erinnert. In Folge dieſes dritten Einſturzes ſchrieb Peter Martir Felini: „Gegenwärtig erbaut Nicolo Galli die Fundamente mit der Brücke, und es „iſt zu hoffen, daß ſie jetzt den Ueberſchwemmungen widerſtehen wird.“

Ich muß es noch einmal wiederholen, keiner hat bey dieſen Unternehmen von Auffinden von Statuen, oder gearbeitetem Marmor geſprochen, ausgenommen Flaminius Flaccus, welcher in ſeinen Denkwürdigkeiten, die von mir neu aufgelegt ſind, in ſeinem gewöhnlichen Ton erzählt; „ich erinnere „mich eines gewiſſen Menſchen Namens Paul Bianchini, „welcher ſich ein Geſchäft daraus machte, Schiffe und andere verſunkene Laſten aus der Tiber wieder herauszufiſchen; dieſer tauchte einſtmals zwiſchen Porta del Popolo und „Ripetta unter Waſſer, und fand die Statue eines ſitzenden Konſuls, welcher eine Schrift in der Hand hält, aber „den Kopf verloren hatte: auch andere Marmer will er „noch in der Tiber geſehen haben, aber er wagte es nicht, „ſie ohne Erlaubniß heraus zu holen.“ Auf dieſe Erzählung hin ſagt Montfaucon in ſeiner italieniſchen Reiſe ohne

Digitized by Google

weitere Umſtände: „Nach der Ausſage Mehrerer liegen in „der Tiber nicht nur unzählige Statuen und andere Skulp„turen; ſondern es erzählen auch ſehr viele Römer, daß „man daſelbſt Schätze und Münzen aller Art finden „könne.“

Es iſt zuverläſſig wahr, daß im Jahr 1773 ein Block afrikaniſcher Marmor im Durchmeſſer von fünf Palmen und von 14 Palmen Länge, von ſehr ſchöner Farbe, mit andern Stücken weiſſem Marmor unterhalb des Priorathauſes aus der Tiber gezogen wurde; aber dieſes war ehmals der Platz, wo die Barken den Marmor ausgeladen haben, und es konnten wohl einige Blöcke ins Waſſer gefallen ſeyn. Ein Stück von drey Palmen im Quadrat von ſchwarzgranem Marmor, wurde im Jahr 1816 etwas weiter unten von Schiffern herausgeholt; dieſes beſitze ich ſelbſt.

Einige leichtgläubige Schriftſteller ſagen, der bekannte Kandelaber, welchen Titus im Tempel zu Jeruſalem eroberte, ſey bey den Einfällen der Barbaren in die Tiber geworfen worden. Die hebräiſchen Schriftſteller des Talmud ſagen, Auguſtus habe mit dem Tribut der Juden das ganze Tiberbett von Oſtia mit Metallen ausgelegt. Welche reiche und apetitliche Fiſcherey, wenn man nach dem tollen Projekt des Kardinals Polignac, den ganzen Fluß wegleitete, aber wie, und wohin? das weiß der Herr Kardinal nicht zu ſagen. Der Präſident Carl Broſſes ſchreibt in ſeinen Briefen über Italien, unter Benedikt XIV. „Die Juden hät„ten der Regierung vorgeſchlagen, das Tiberbett auf eigne „Koſten auszugraben, und zu reinigen, wenn alle Schätze, „die ſie finden würden, ihnen gehören ſollten: man hätte aber „den Vorſchlag nicht angenommen, weil man gefürchtet ha„be, der in Bewegung geſetzte Schlamm möchte in der „Stadt die Peſt verurſachen.“ Ohne Zweifel hat der Herr Präſident dieſe Neuigkeit von ſeinem Cicerone!

Wir wollen nun noch mit Genauigkeit, die uns bekannten hiſtoriſchen Notizen über den bekannten Kandalaber von Jeruſalem zuſammen ſtellen. Joſephus Flavius ſagt deutlich, der goldne Tiſch, die Poſaunen, und der Leuchter ſeyen vom Kaiſer Veſpaſian im Tempel des Friedens aufgehoben worden.

Nach der Erzählung des Herodians wäre bey der groſſen Feuersbrunſt unter Kaiſer Comodus, welcher den Friedenstempel zerſtörte, alles was darin war verbrannt, aber Reland in ſeinem Werk über den Titusbogen beweiſt durch undeſtreitbare Gründe, daß die jüdiſchen Trophäen gerettet worden ſind. Nach denſelben erzählt Procopius in ſeiner Geſchichte des gothiſchen Kriegs, Allarich, König der Gothen, habe bey der erſten Plünderung dieſe Trophäen nach Carcaſſona in Frankreich gebracht; dieſe fand nach Muratori im Jahr 410 ſtatt. Dann habe Genſerich im Jahr 455 dieſelben nach Carthago gebracht, worauf Beliſar, als er die Vandalen aus Carthago verjagt, dieſelben im königl. Schloß fand, im Triumph nach Konſtantinopel brachte, von wo ſie nach Jeruſalem zurück geſchickt worden ſeyen. Nach der Bemerkung des Reland ſtimmt mit dem Procop, Anaſtaſius der Bibliothekar überein, welcher in ſeiner Kirchengeſchichte davon handelt. Das Zeugniß des Procop aber iſt darum ſo wichtig, weil er Sekretär und Hiſtoriograph im Hauptquartier des Beliſar war.

Dieſes wären nun die hauptſächlichſten hiſtoriſchen und antiquariſchen Notizen, die mir bekannt ſind, und ich habe geglaubt, einen jetzt ſo viel beſprochenen Gegenſtand nicht unbeachtet laſſen zu dürfen. —

Auszug aus des Grafen Forbin Reiſe in die Levante.

(Fortſetzung.)

Von dieſer Kapelle aus beſuchte der Verfaſſer eine Stunde lang die verſchiedenen Stationen, deren Bedeutung ihm italieniſchen Mönche erklärten. Indem ſie durch gleichlaufende Kirchenſchiffe, unter hohen, von Säulen, die in gar keine bekannte Ordnung gehörten, getragenen Gewölben gingen, kamen ſie an halb geſchloſſne Arkaden, die bald von tauſend Lampen, bald von dem unſichern Licht der Fenſterſcheiben erleuchtet waren. „Hier zeigte man mir die verſchiedenen Leidensſtationen. Darauf ſtiegen wir auf einer Treppe, die ſich um einen dicken Pfeiler wandte, in eine andre Kirche, in welcher Jeder andächtig das Pflaſter küſſte. — Es war Golgatha. — Ein Mönch zeigte mir, während er fortwährend ſeine Gebete herſagte, die Spalte im Felſen, worin das Kreuz befeſtigt ward. Chriſten aus Coptos, aus Theben, aus Abyſſinien lagen hier mit andern aus Tobolsk, Nowogorod und Tifflis auf ihren Knieen. Vom heiligen Grabe wenden ſich die Pilger auf den Leidensweg nach dem Ort, den man Pilatus-Palaſt nennt. Dieſes iſt ein groſſes, von einem Thurm gekröntes Gebäude, das in ſeinem Ganzen und allen Theilen ſarazeniſchen Urſprungs iſt. Man erlaubte mir auf eine hohe Teraſſe zu ſteigen, von der ich den ungeheuern Raum überſah, den der Tempel Salomons ſoll eingenommen haben. Zwey ſeiner Seiten ſind von Gebäuden, die von Arkaden geſtützt ſind, eingefaſſt. Hier nahm ich meine Zeichnung auf, unter dem Murren der Umſtehenden, ob ich gleich von einigen Offiziers von des Gouverneurs Wache begleitet war. Allein dieſe Umſtehenden waren Pilger nach Mekka, welche ihren Eifer durch Tadel über des Gouverneurs Gefälligkeit an Tag legen wollten. Die Muſelmänner ſind ſo weit gegangen, daß ſie jeden fremden Religionsverwandten mißhandelten, der nur einen Blick in das Heiligthum zu werfen wagte; ſie rühmen ſich ſogar, daß ſie Sidney Smith nach ſeiner Vertheidigung von St. Jean d'Acre den Beſuch dieſer Denkmale verweigert haben.“

Von Jeruſalem aus machte Graf Fordin einen Ausflug nach Bethlehem, um die koſtbare Kirche zu ſehen, welche auf Befehl der heiligen Helene daſelbſt aufgeführt wurde.

Digitized by Google

Ihre Geſtalt erinnert an die Kirche St. Paul außer der Mauer zu Rom. Acht und vierzig roth marmorne Säulen tragen ein Gebälk von Cedernholz. Die Moſaiken, die Mahlereyen, welche die Mauer ſchmücken, tragen alle das Gepräg der Barbarey des Mittelalters. Die Mönche führten den Reiſenden mit Gepräng in die unterirdiſche Kirche und zeigten ihm den Platz, wo die Anbetung der Hirten ſtatt fand, und den, wo Chriſtus geboren ward. Alle dieſe Kapellen ſind mit Marmor, Jaſpis und vergoldeten Bronzen verziert, und von zahlloſen goldenen und ſilbernen Lampen beleuchtet. Das Kloſter iſt groß; von hohen Mauren umgeben, gleicht es einer Feſtung. Das Hauptthor iſt ſehr niedrig und eng, damit es den Arabern unmöglich gemacht wird, anders als ein Mann auf einmal einzudringen. Die Einwohner von Bethlehem haben keinen andern Unterhalt, als was ſie mit Verfertigung kleiner Kreuze und anderm frommen Spielwerk, das ſie den Pilgern verkaufen, gewinnen. Die Mädchen dieſer Stadt haben im Allgemeinen reizende, regelmäßige Züge, ein Schleyer bedeckt ihr Geſicht, ohne es zu verhüllen; ihre nackte Arme haben oft die ſchönſten Formen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

München, Juli.

(Beſchluß.)

Eine erfreulichere Erſcheinung iſt die ſo eben begonnene Herausgabe der ſämmtlichen Werke Anton Bucher's. Dieſer Mann, deſſen unvergleichliche groteske Gemählde des Aberglaubens und ehemaligen pfäffiſchen Unweſens in Baiern mir ſchon vor 15 Jahren, da ich ſie zuerſt kennen lernte, in ihrer Art klaſſiſch und einzig zu ſeyn ſchienen, iſt im übrigen Deutſchland ſo unbekannt geblieben, daß man ihn z. B. weder in Koch's Compendium noch in Jördens Lexikon der deutſchen Dichter und Proſaiſten erwähnt findet. Nach ſeinem Tode 1817 fand ſich eine bedeutende Menge ſeiner handſchriftlich zurückgelegten Arbeiten vor, wovon uns der erſte Band jener, durch Hrn. Joſ. v. Kleſſing beſorgten Ausgabe jezt die 24 Briefe über die Jeſuiten in Baiern vor und nach ihrer Aufhebung liefert. Als eigene Mittheilungen des Verf. (1800), tragen dieſe zwar nicht das Gepräge der um 1782 erſchienenen geiſtreichen Satyren Bucher's, in denen er objectiv das Thema ſich abſpielen läßt; man glaube aber deshalb nicht, daß ſie darum eine überflüſſige Zugabe zu den zahlloſen Schriften über jenen Orden ſeyen; durch die Aufſchlüſſe, die wir hier in ſo manchen einzelen Angaben erhalten, über die Umtriebe der Jeſuiten, wie ſie von den Landesfürſten begünſtigt wurden, über die Art von Thätigkeit, welche ſie im Unterricht der Jugend und durch die Stiftung ihrer marianiſchen Sodalitäten entwickelten ꝛc., durch dieſe Aufſchlüſſe lernt man erſt recht begreifen, wie dieſes ſeltſame Jeſuiten-Regiment faſt zwey Jahrhunderte lang die Vereinzelung Alt-Baierns von dem übrigen Deutſchland in Literatur und Bildung habe bewirken müſſen. In pädagogiſcher Hinſicht iſt dieſes Buch, worin man ſo manches über das vormalige hierländiſche Leben und Weſen antrifft, unſtreitig von großem Intereſſe; weniger leiſtet Bucher in pſychologiſcher Hinſicht, da er einmal Alles im nachtheiligſten Lichte zeigt, wie denn ſein Unwille ſich dann und wann ziemlich unfein äußert. So übel auch die Tendenz der ganzen Sippſchaft war, ſo wird man doch das Lobwürdige des Einzelen nicht verkennen wollen; unter den geiſtlichen Liederleyen z. B., die unter der Rubrik „Quodlibet von ſchönen Verehrungen der heiligen Jungfrau Maria“ hier S. 144 und 152 vorkommen, findet ſich neben manchen Albernheiten gewiß einiges ſehr zart und ſchön Empfundenes. Unter den lateiniſchen Gedichten der Jeſuiten Balde, Ge. Becan, Cera ꝛc. kennen wir mehreres, was durch Geiſt und Gemüth immer ehrenwerth geachtet werden muß. Mit der deutſchen Sprache haben ſie es freylich faſt immer verdorben, wie denn der um 1720 erſchienene „unsdeutſche Katholik“ zunächſt auf ihre Rechnung geht. Ein Pröbchen deutſcher Jeſuiten-Poeſie und des Reliquien-Unweſens (S. 87) möge hier eine Stelle finden; folgende Reimlein, die unſere poetiſchen Freundchen vielleicht anmuthen werden, wurden bey der Andacht zu den auf dem Altar aufgeſtellten „Haaren Mariä“ geſungen:

O Maria, deine Locken
Mich zu deiner Lieb anlocken;
Schönſte Jungfrau, deine Strähnen
Pfleg' ich allzeit anzuflehnen.

Wie im hohen Lied zu leſen,
Seynd der Braut Haar' Pfeil' geweſen;
Ich befihl mich deinen Haaren,
Die dem G'ſpons ſo ang'nehm waren.

Steh uns bey in all Gefahren,
Deck uns zu mit deinen Haaren;
Führe uns an deinen Locken
In die Statt, wo All' frohlocken. —

Auch über die Schauſpiele, welche die Geſellſchaft Jeſu aufführte, und die, wie ich irgendwo geleſen, ehedem eine Menge Proteſtanten von Augsburg und Nürnberg nach München hinlockten, kömmt ein eigener Brief vor, der indeß ſehr unbefriedigend iſt. — Uebrigens ſind Bucher's ſchönes Bildniß und ſeine Lebensbeſchreibung dieſem Bande beygefügt; ein Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften, welche dieſe Ausgabe enthalten oder nicht enthalten wird, vermißt man ungern. Daß die Jeſuitica voranſtehen (es folgt nun ein intereſſanter, perſonellerer, zweyter Theil), geſchah aus Rückſichten, die der Herausgeber umſtändlicher anführt, und die auch inſofern gelten können, weil eben aus dem Kampf, den der Pfarrer Bucher mit den Jeſuiten zu beſtehen hatte, am beſten ſeine früheren genialen Spottgemählde verſtanden werden mögen. —

Charade.

Meine erſte Sylb' beginnt und endet
Häufig mit Geſang und Jubelton;
Doch iſt dieſer oft noch nicht vollendet,
Dringt zu uns die Jammerklage ſchon.

Meine lezte Sylbe heiſcht und lohnet
Stets des arbeitſamen Landmanns Müh',
Und in ihr, wo heit'rer Frohſinn wohnet,
Sieht man ihn geſchäftig ſpät und früh.

Ihre Schönheit bringet dir Entzücken,
Prangt ſie in der ſüßen Hoffnung Kleid,
Wohlbehagen ſtrahlt aus deinen Blicken,
Wenn ſie ihre reichen Gaben beut.

Vielе gab das Ganze Ruhm und Krone,
Doch dem größten Theil, der darnach ſtrebt,
Ward ſtatt deſſen Untergang zum Lohne. —
Kaum der Nachwelt noch ihr Name lebt.

Uſener.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 194.

Gaſthaus.

Digitized by Google

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Auguſt 1819.

Zitternd wagen
Meine Lippen dieſes ſüße Wort.
Eilig ſoll ein Blatt es tragen
Durch die ungeſtümen Lüfte fort.
Mög' es raſch wie meine Liebe eilen,
Die der Sehnſucht kühne Flügel ſchlägt,
Immer fort und fort und ſonder Weilen,
Bis zu dir der Seele Hauch es trägt.

G. J. Bauer.

Liebesſehnſucht.

Im hohen Wellenmeer
Der brauſenden Liebe
Schwimm' ich, und ſchwimme hin und her,
Zu ſtillen der Sehnſucht Triebe;
Ich tauche wohl unter bis auf den Grund,
Es ſchlürfet die Welle der brennende Mund,
Doch durſtend kehret er immer,
Die Flamme, ſie löſchet ſich nimmer.

Ich wandl' im Blüthenhain
Der duftenden Liebe,
Ich athme den thauenden Balſam ein,
Zu ſtillen der Sehnſucht Triebe;
Aus der Myrthenſtaude, dem Roſenblatt,
Aus blauer Veilchen ſproſſender Saat
Saug' ich den Geiſt, doch ſie mögen
Des Herzensverlangen nicht legen.

Ich lauſch' im Flötenklang
Der liſpelnden Liebe
Der Nachtigallen Maigeſang,
Zu ſtillen der Sehnſucht Triebe;
Es füllen die Töne das trunkene Ohr,
Sie ziehen ein in des Herzens Thor,
Doch innen ſchnell ſie verhallen
In des Buſens ſtürmiſchem Wallen.

Es flieht mir ſtets zurück,
Das liebende Weſen;
An deſſen Silberblick
Ich Kranker könnte geneſen;
Die kühlende Welle, der Blütenhain,
Der goldenen Töne ſüßer Verein,
Sie mögen des Herzens Verlangen
Nicht ruhegebend umfangen.

Aus Hariris Makamat.

VII. Sitzung.

(S. Chrest. arab. v. Silvestre de Sacy.)

Zwiſchen den heitern Erzeugniſſen einer im Gebiete des Wunderbaren blos ſpielenden, oft ihr eignes Spiel ergötzlich wieder zerſtörenden Phantaſie, — den Mährchen der Morgenländer, und ihren mehr der Lehre ſich Zuwendenden, aber bey der Lehre die Blumen reicher Dichtung nicht verſchmähenden Erzählungen, Apologen und Fabeln, ſtehen die geiſtreichen Makamat Hariris als eine Mittelgattung inne, die von dem Boden der Wirklichkeit ausgehend als nationelle Charaktergemählde, oft anziehende Ryparographieen, den Schein des Wunderbaren, wenigſtens Befremdlichſeltſamen häufig annehmen, aber immer wieder alles natürlich auflöſen. Sie haben das Eigene, daß in den zahlreichen Stücken des Dichters (deſſen eigentlicher Name Abu Muſaund Al Kaſem Ibn Ali war, aus dem zwölften Jahrhundert) das beſtändige Thema eines liſtig betrügenden Abenteurers und betrogener Gutmüthiger ſtets nur auf mancherley Weiſe variirt wird.) *)

Folgendes erzählte Hareth, Ben-Hammam:

Ich war auf dem Punkte, von Barkaid **) abzureiſen; aber als ich die erſten Augenblicke der großen Feyerlich-

*) Mehreres Literariſche S. bey Herbelot Bibl. B. p. 430. und Schnurrers bibl. arab. p. 222.

**) Name einer alten Stadt neben Moſul.

keit *) herannahen ſah, war es mir nicht gelegen, dieſe Stadt zu verlaſſen, ohne den Tag des Feſtes dort zugebracht zu haben. Als dieſer große Tag angekommen war, mit ſeinen Gebräuchen und Ceremonien, wie das Geſetz ſie vorſchreibt oder Andacht ſie eingibt, nahm ich, der heiligen Ueberlieferung mich bequemend, neue Gewande und ſchloß mich an alle diejenigen an, die ihre Wohnungen verlieſſen, um Theil an dem Feſte zu nehmen.

Als alles auf der Moſallah **) verſammelt und gehörig geordnet war, ſo erſchien im Augenblicke, wo die Menge den Athem wieder ſammelte, ein Menſch, mit einem doppelten Mantel bekleidet, und deſſen beyde Augen ſo geſchloſſen waren, daß man den Augapfel nicht ſah. Er trug im Arme eine Art Beutel, und ließ ſich von einer alten Frau führen, die man für ein Geſpenſt hätte nehmen können. Dieſer Menſch ſtand hin, als wollte er eben den Geiſt aufgeben; er grüßte die Verſammlung mit einer geſenkten Stimme, und als er ſeine Begrüßungen und Wünſche geendet, ſteckte er die Hand in ſeinen Sack, und zog verſchiedne Papiere hervor, mit allen Arten von Farben beſchrieben, die er gemächlich eines nach dem andern der alten Frau zuſtellte, mit dem Auftrage, in der Verſammlung diejenigen, die ſie fähig glaubte, ſich zum Beſten haben zu laſſen, aufzuſuchen, und jedem von denen, deren Hände ihr mit den Handlungen der Wohlthätigkeit vertraut ſcheinen durften, eines zu überreichen.

Nun wollte das Geſchick, das ſo oft der Gegenſtand der Vorwürfe der Sterblichen iſt, daß auch mir eines dieſer Papiere zufiel, worauf folgende Verſe geſchrieben waren:

„Niedergedrückt unter den wiederholten Schlägen des Unglücks und der Widerwärtigkeiten, ein Opfer der Reihe nach der Stolzen, der Treuloſen und der Boshaften,

„Und der Untreue eines falſchen Bruders, der unter dem Scheine der Freundſchaft mich haſſte wegen meiner großen Armuth, und weil ſchlechte Leute boshaft ſich Mühe gaben, alle meine Handlungen zu verunſtalten und zu vergiften;

„Wie oft haben Haß, Elend und Erſchöpfung von Reiſen mich brennende Qualen erdulden machen! Wie oft wanderte ich mit Lumpen bedeckt, ohne daß ſich ein empfindſames Herz fand für mein Elend!

„Ach! gefiel es dem Himmel, daß das grauſame Geſchick, das mich zum Ziele ſeiner Streiche gewählt hat, mir meine Kinder genommen hätte! Wären ſie nicht meine Ketten, ſo wären ſie nicht meine Schmerzen.

„Gewiß, ich würde niemalen um die Wohlthaten der Großen und Mächtigen gefleht, noch meinen Mantel geſchleppt haben durch den Pfad der Unehre.

„Tauſendmal hätte ich den Aufenthalt meiner dunkeln Verborgenheit vorgezogen, und meine Lumpen hätten mir tauſendmal annehmlicher gedäucht.

„Wer iſt ſo großmüthig, daß er meine Qual tröſten wolle durch das Geſchenk eines Stück Geldes, und auslöſchen die verzehrenden Flammen meiner Bekümmerniſſe, einige Kleidung mir darbietend, daß ich meine Blöße damit decke!“

Jetzt nun, „fuhr Hareth Ben-Hammam fort,“ als ich das reiche Gewebe dieſes poetiſchen Zeuges hatte geprüft, empfand ich ein lebendiges Verlangen, denjenigen kennen zu lernen, der es angezettelt, und ſeine Kanten durchſtickt hatte. Ich dachte bey mir ſelber, dieſe Alte könnte allein mich einführen bey ihm, und ſagte mir: Wenn das Geſetz auch den Sold an Wahrſager verbeut, ſo verbietet es doch nicht denjenigen zu bezahlen, der uns über das unterrichtet, was wir nicht wiſſen.

Ich lauerte daher auf dieſe Frau, ſo lange ſie durch die ganze Verſammlung hin von einer Reihe zur andern ging, und damit beſchäftigt war, die Almoſen einzuſammeln, die von den Händen der Umſtehenden herabrollen konnten: Ihre Bemühungen hatten indeß keinen großen Erfolg; die Börſen öffneten ſich nicht für ſie.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichten von Montroſe.

(Fortſetzung.)

Nun noch einige Epiſoden zur Belebung dieſes dürftigen Auszugs einer Erzählung, welche in ſchrecklichen Zügen den geſellſchaftlichen Zuſtand ſchildert, wo kühne, böſe Menſchen ſtärker ſind, wie das Geſetz, wo die Befriedigung der grimmigſten Rachſucht für Tugend gilt, wo das Blut von Tauſenden jährlich durch innre Kriege, durch Familien-Zwiſte, oder ſchimpflich auf dem Blutgerüſte floß, und Entzweiung und Mord unter dieſe einſt geſegnete und ihren Segen dankbar genießende Völker wütheten.

Wir laſſen Lord Menteith, nach dem erſten Gefecht bey Darlinvarach, des, mit dem in Schottland ſo oft erwähnten Ahnungsvermögen begabten Allans, Geburt erzählen.

„Der Vater dieſer beyden Brüder, Angus und Allan M'Aulay, ſagte Lord Menteith, war ein Mann von Familie und Anſehn, das Haupt eines wackern, wenn gleich nicht zahlreichen hochländiſchen Stammes; ſeine Mutter eine Dame von Stande, wenn ich ſo ſagen darf, da ſie mir nahe verwandt war; John ihr Bruder, war ein braver Jüngling und von Jakob VI. mit Wald-Eigenthum und andern Vorrechten königlicher Jagd in der Nähe dieſes Schloſſes begabt worden, in deren Genuß und Vertheidigung er das Unglück hatte mit einer gewiſſen Verbrüderung unſrer Hochländiſchen Freybeuterer, die ſich den Namen der Söhne des Nebels erworben hat, in Streit zu gerathen. Dieſe Leute ſind ein kühnes, wildes Volk, heimathlos und meiſtens verfolgt in

---

*) Bairam.

**) Erhöhter Platz zum Gebet.

Digitized by Google

den Gebirgen umherirrend, jähzornig und rachſüchtig wie alle Menſchen, die nur den Zwang der geſellſchaftlichen Bande, nie aber ihre Wohlthaten geſpürt haben. Einige dieſer Menſchen lauerten dem unglücklichen John auf, überraſchten ihn, da er einſam auf der Jagd war, wo ſie ihn mit ſinnreicher Grauſamkeit erſchlugen. Sie ſchnitten ihm ſein Haupt ab, und beſchloſſen in unbarmherzigem Trotz, es ſelbſt auf ſeines Schwagers Schloß zu tragen. Der Lord war abweſend, ſeine Frau nahm Gäſte, den ſie vielleicht lieber ihre Thüre verſchloſſen hätte, ungern auf, dennoch ließ ſie ihnen Erfriſchungen reichen. „Die Unmenſchen nahmen ihrer Zeit wahr, zogen den Kopf des Erſchlagnen, den ſie in einen Plaid (ſchottiſchen Mantel) gewickelt hatten, hervor, ſetzten ihn auf den Tiſch, gaben ihm ein Stück Brod zwiſchen die lebloſen Zähne und geboten ihnen an dem Tiſch, wo ſie ſo manches gute Mahl genoſſen, jetzt ihre Pflicht zu thun. Die Lady, die wegen eines Hausgeſchäfts vom Tiſche entfernt geweſen war, kam jetzt zurück; bey dem Anblick von ihres Schwagers blutigen Haupt, floh ſie pfeilſchnell unter ſchrecklichem Geſchrey aus dem Zimmer, aus dem Schloß, in die Wälder. Die Mörder begaben ſich befriedigt hinweg. Sobald die Hausgenoſſen das erſte Entſetzen überwunden hatten, ſuchten ſie allenthalben ihre unglückliche Herrinn — ſie war nirgend zu finden. Der tief gebeugte Ehemann kam den folgenden Tag nach Hauſe, er unternahm, von ſeinen Stammleuten unterſtützt, eine noch ſorgfältigere, umfaſſendere Nachſuchung, doch mit eben ſo wenigem Erfolg. Man glaubte allgemein, die Lady habe ſich in dem Wahnſinn ihres Entſetzens in einem der da herum häufigen Abgründe, oder in einen nahe gelegnen tiefen See geſtürzt. Ihr Verluſt war um ſo beklagenswürdiger, da ſie ſechs Monate lang ſchwanger war, denn ihr älteſter Sohn, Angus, war vor achtzehn Monaten geboren.

„Alle Freyherrn der Gegend ſchwuren nun, das Verbrechen ſchrecklich zu rächen; ſie vereinigten ſich mit der Sippſchaft des Ermordeten, und die Kinder des Nebels wurden nun — wohl leider ſo unbarmherzig wie ſie ſelbſt gehandelt hatten! — allenthalben verfolgt. Siebenzehn abgehaune Köpfe, die Trophäen ihres Sieges, wurden unter die verbündeten Freyherrn vertheilt, und fütterten die Raben auf den Thoren ihrer Schlöſſer, die Ueberlebenden ſuchten in einer mehr entfernten Wildniß dem Verderben zu entgehn.“

„Der Landes-Sitte gemäß ſchickt man die Kühe in der Sommerszeit des friſchen Futters wegen auf die Hügel, wohin ſich die Mägde früh und Abends des Melkens wegen begeben. Bey dieſer Beſchäftigung ſahen ſich die Dienſtboten von M'Aulays Familie mehrmals von einer magern, langen, blaſſen Geſtalt beobachtet, die ihrer verſtorbnen Herrinn ähnlich zu ſehen ſchien, und alſobald von ihnen für ihr Geſpenſt gehalten ward. Wenn einige von ihnen ſich erkühnten, dieſem bleichen Schatten näher zu gehen, entfloh er mit ängſtlichem Geſchrey in das Dickicht. Wie der Lord dieſen Umſtand erfuhr, begab er ſich mit einiger Begleitung auf die Weide und nahm ſeine Maßregeln ſo gut, daß er die Flucht der armen Elenden verhinderte und in ihr wirklich ſeine unglückliche Gattinn, deren Verſtand gänzlich zerſtört war, wieder fand. Wie ſie ſich während ihres Umherirrens in den Wäldern ernähret hatte, konnte man nicht erfahren; wahrſcheinlich mit Wurzeln und wilden Beeren, von denen in dieſer Jahrszeit ein Ueberfluß vorhanden iſt; allein das Volk war geneigter zu glauben, ſie habe die Milch wilder Ziegen getrunken, oder ſey von den Feyen genährt. Ihre Wiedererſcheinung ließ ſich leichter erklären. Sie mochte von dem Dickicht aus die Beſchäftigung der Mägde mit dem Melken der Kühe wahrgenommen haben, und der Anblick eines Geſchäfts, dem unſre Hausfrauen mit ſo viel Vergnügen vorſtehen, hatte ſie wahrſcheinlich trotz ihres Wahnſinns herbeygezogen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Venedig, Juni.

Die lange erwartete Ausgabe der zwey Bücher der Chronik des Euſebius Pamphelius iſt endlich aus der Druckerey des armeniſchen Kloſters auf der hieſigen Inſel S. Lazaro in prachtvoller Geſtalt hervorgegangen. Der Subſcriptions-Preis, der für die Ausgabe in zwey Quartbänden auf 32½ Francs und für die mit noch größerem Fleiß durchgeſehene Folio-Ausgabe in einem Bande auf 44 Fr., im Verhältniß zu dem glänzenden Druck und Papier zu niedrig, nämlich der Bogen zu 30 Cent., angeſetzt war, iſt für die nicht Unterzeichneten auf 50, was die erſte, und auf 90 Fr., was die zweyte Ausgabe betrifft, erhöht worden. Den trefflichen Fund mit einem angemeſſenen ſchönen Gewand ausgeſtattet zu haben, gereicht zum Ruhme des gelehrten Kloſter-Vereins, der durch Leben, Miene, Bart und Kleidung ehrwürdigen Morgenländer, ausgezeichnet durch ihre liebreiche Menſchenfreundlichkeit, durch ihren thätigen Eifer für die Wiſſenſchaft, und durch ihre Anſtalt zur Erziehung junger Armenier, für welche ſie vermöge eines in Oſtindien gemachten Vermächtniſſes eine unentgeldliche Nebenanſtalt auf dem Feſtlande an einem noch zu beſtimmenden Orte errichten werden. Es mußte dieſe würdigen Männer ſchmerzen, Euſebs Chronik, worauf ſie alle mögliche Koſten und Mühe verwandt hatten, im vorigen Jahre zu Mailand unwürdig erſcheinen zu ſehen, und zwar durch die Untreue eines ihrer Kloſterbrüder, des Dr. Joh. Zohrab, der ohne ihr Vorwiſſen eine Handſchrift heimlich dahin gebracht hatt, und mit dem vermuthlich des Vorgangs unkundigen Angelo Mai daſelbſt in Verbindung trat. Damit nun Niemand durch den Namen des in anderem Betracht hochverdienten Mai berückt werde, ſo iſt es pflichtmäßig, die Sache ans Licht zu ziehen, und ſelbſt abgeſehen von dem Betrug, vor der Mailänder Ausgabe, die unter dem Namen des Mai und Zohrab in groß Quart erſchien, in Folge einer Vergleichung mit der hieſigen zu warnen; um ſo mehr, da erſtere nicht nur in dem Januar-Heft der Biblioteca Italiana, ſondern auch im fünften Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur von dieſem Jahre S. 195 und zu Anfang des Anzeigeblatts, als ein verdienſtliches Werk angeprieſen wurde. Nach der Erſcheinung der Original-Ausgabe aber kann die Würdigung beider keinem Zweifel unterliegen, man mag ſie in Anſehung ihrer Quellen, oder ihrer Bearbeitung vergleichen. Was die erſten anbelangt, ſo hat der vielverdiente Jo. Bapt. Aucher, dem das Kloſter die Herausgabe des Werkes übertrug, in der

Vorrede das Geſchichtliche des Fundes mit Genauigkeit aus einander geſezt. Die armeniſche Handſchrift kam im vorigen Jahrhundert von Jeruſalem in die Bibliothek des armeniſchen Seminariums zu Conſtantinopel, iſt auf Pergament, und aus dem 12ten Jahrhundert, wie aus den Schriftzügen und dem zur 152ſten Olympiade beygedruckten und in der hieſigen Ausgabe in Kupfer geſtochenen Siegel eines armeniſchen Patriarchen Gregor erhellet, ob es gleich mehrere dieſes Namens gab. Aus Auftrag des hieſigen Kloſter-Vereins fertigte der gelehrte Armenier Georg, Lector zu Conſtantinopel, eine Abſchrift, und ſandte ſie im Jahr 1790 hieher. Weil er ſich aber hierbey nach dem willkürlichen Verfahren, das Scaliger in Zuſammenſtellung der Chronik des Euſebius befolgte, fehlerhaft richtete, und die Vorſchrift darnach abänderte; ſo ſchrieb er das Werk auf Verlangen des beſagten Aucher noch einmal mit der größten Treue und Genauigkeit ab im Jahr 1794, und ſandte es durch jenen, gerade von Conſtantinopel zurückkehrenden Joh. Zohrab an den Aucher, der auch in der Vorrede den gepflogenen Briefwechſel mittheilt. Die Handſchrift iſt folglich Eigenthum des Kloſters, und eitel iſt der auch in die Wiener Jahrbücher aufgenommene Ruhm des Zohrab, er, der doch nur Briefträger war, habe ſie abſchreiben laſſen. Die Quelle aber, woraus ſeine Ausgabe floß, iſt die erſte interpolirte Handſchrift, die er nach der zweyten richtigen in Eile ein wenig verbeſſerte, und mit nach Mailand nahm. Wogegen der umſichtige Aucher während ſeines ſiebenjährigen Aufenthaltes zu Conſtantinopel die zweyte Abſchrift ſelbſt mit der Vorſchrift verglich und beyde vollkommen übereinſtimmend fand, mit Ausnahme weniger unbedeutender Schreibfehler, die er berichtigte.

Sind die Quellen der Mailänder Ausgabe, worauf doch alles ankommt, unrein und unzuverläſſig, ſo wird die Bearbeitung eben ſo wenig befriedigen. Der armeniſche Text, der wenigſtens in einer erſten Ausgabe nicht wohl fehlen durfte, iſt ausgelaſſen; hier iſt er in den zierlichſten Buchſtaben, die bey dem Werth der armeniſchen Literatur vielleicht in Zukunft auf deutſchen Univerſitäten nicht bloße Buchſtaben bleiben werden. Der des Armeniſchen unkundige Mai hat mit Beyhülfe des Zohrab ins Lateiniſche überſezt; hier aber hat ein und derſelbe beyder Sprachen mächtige Gelehrte, Joh. Bapt. Aucher, übertragen, und zwar, was vorzüglich zu beachten war, Wort für Wort, ſo daß auch an den Stellen, wo die entſprechenden griechiſchen Bruchſtücke erhalten ſind, die Verſchiedenheit der Lesarten ſichtlich iſt. Dort finden ſich wenige und unbedeutende, hier reichhaltige Anmerkungen nebſt einem guten Regiſter. Jenes iſt eine in Eile gefertigte Arbeit, dieſes ein lange vorbereitetes und mit Aufwand ausgeführtes Werk. Mit welcher Behutſamkeit Aucher zu Werke ging, beurkundet ſein Zögern mit der Herausgabe, weil er in der Hoffnung ſtand, aus dem Morgenlande noch eine andere Handſchrift dazu zu erhalten, obgleich das Werk ſchon im Jahr 1795 zum Drucke reif war, wie aus der in der Vorrede abgedruckten Erlaubniß der damaligen Cenſoren Riformatori dello Studio di Padova erhellet. Dann kamen die der Erſcheinung ähnlicher Werke ungünſtigen Kriegsunruhen und Umwälzungen dazwiſchen. Aucher ging als Miſſionär der Armenier nach Conſtantinopel, kam erſt im Jahr 1815 nach Italien zurück, und verweilte noch drey Jahre zu Rom. Nach ſeiner Rückkehr wurde die Herausgabe ſogleich angekündigt und begonnen; und nachdem er von der Mailänder Geſchichte in Kenntniß geſezt worden, ließ er ſich zu Anerbietungen einer gemeinſchaftichen Ausgabe herab, jedoch ohne Erfolg.

(Der Beſchluß folgt.)

Kopenhagen, den 9. Juni.

Die unter der Aufſicht der Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften ausgeſezte Prämie von 250 Rthlr. Spec. für die beſte Lobrede auf den däniſchen General Daniel Ranzau iſt dem Candidaten der Theologie P. Tetens zuerkannt worden. Den gleicher Weiſe ausgeſezten Preis für eine Biographie des gedachten Generals, deſſen Siege ſich in der ältern däniſchen Geſchichte ſehr hervorthun, gewann der Capitän J. A. Fibiger. Seine Schrift, welche noch nicht gedruckt iſt, ſoll beſonders in militäriſch-geographiſcher Rückſicht intereſſant und wohl geſchrieben ſeyn. — Um den von dem Officier-Corps des damaligen däniſchen Truppen-Contingents in Frankreich, für einen National-Geſang ausgeſezten Preis wetteiferten 59 bey der erwähnten Geſellſchaft eingekommenene Verſuche. Die Prämie ward dem Fräulein J. M. Jeſſen zuerkannt. —

Die Winter-Vorſtellungen unſers Theaters hörten mit dem vorigen Monat auf, und die Bühne wird dießmal bis zum Herbſt verſchloſſen ſeyn, da mehrere der Schauſpieler, zum Theil auf Koſten des Theaters, Reiſen ins Ausland angetreten haben. Unter dieſen, neulich nach Deutſchland abgegangenen, Reiſenden befinden ſich die Herren Inſtructeur Frydendahl und Dr. Rüge, ſo wie der Sänger Hr. Zink. —

Wir haben, ſeit etwa drey Wochen, auch hier ein in England gebautes Dampfſchiff, Caledonia (der alte Name Schottlands) genannt. Die Reiſe von London hierher hat die Caledonia in vierzehn Tagen zurückgelegt, wobey zu bemerken iſt, daß, da die Dampfſchiffe eigentlich nicht für große Fahrwaſſer paſſen, ſo hat man ſich auf dieſe Reiſe, welche die größte von einem ſolchen Schiffe in Europa vollendete iſt, ſo viel möglich in der Nähe der Küſten halten müſſen. Das Schiff, welches von däniſchen Seeleuten nach Dänemark geführt wurde, gehört zwey Privatmännern hieſelbſt, und iſt zu Reiſen mit Paſſagieren zwiſchen den däniſchen Inſeln, ſo wie von Kopenhagen nach Kiel beſtimmt. Auch Luſtreiſen von der Kopenhagener Rhede aus, längs den mit Wäldern umgebenen Küſten Seelands nach Helſingör und dem Sunde (die Meerenge zwiſchen Seeland und Schweden), werden an beſtimmten Tagen gethan und finden viele Liebhaber. Die Kajüt-Einrichtungen der Caledonia ſind ſehr ſchön und bequem; auch finden die Reiſenden daſelbſt, für Bezahlung, alle nöthige Eß- und Trink-Waaren zubereitet. —

— Ein im Morgenblatt eingerücktes Schreiben aus Kopenhagen klagt mich wegen vermeintlicher „Unrichtigkeiten“, ja ſogar wegen „Parteyſucht“, in Anſehung der Baggeſenſchen Streitigkeiten an. Die Beweiſe bleibt der Verfaſſer jedoch gänzlich ſchuldig, und geräth dagegen ſeinerſeits, aus freundlichem Eifer für den Angreifer Oehlenſchläger's in Dänemark und Goethe's in Deutſchland, ſelbſt in mehrere auffallende Unrichtigkeiten. So behauptet er, daß „das Latein in der Baggeſen zugeſtellten Ausforderung ſchlecht (!) geweſen“, ſo wie daß die jüngern däniſchen Werke Oehlenſchlägers, und namentlich Hroars Saga, weit unter ſeinen ältern im Werthe ſtehen!! Um jene Streitigkeiten, die nunmehr ſchon bald vergeſſen und an ſich gar unbedeutend ſind, hier nicht zu erneuern, ſende ich Ihnen blos zur Eigenen Beurtheilung beygelegt, die gedachte lateiniſche Ausforderung, ſo wie eine hieher gehörige Recenſion in der däniſchen Literatur-Zeitung. Das Urtheil des Verfaſſers des Schreibens, über Hroars Saga, würde, wenn Urtheile dieſer Art Aufmerkſamkeit erregen könnten, alle unparteyiſche Leſer und unbefangene Leſerinnen nicht nur „dieſer Nordſtadt“, ſondern des ganzen Scandinaviens, ſehr befremden. Deutſche Leſer kennen noch nicht dieß jüngere Werk des Dichters; ein darüber abgefertigter Machtſpruch aber, welcher, zumal da er völlig unmotivirt iſt, ſeine Ungereimtheit ſelbſt darlegt, werden gewiß auch dieſe Leſer nicht gelten laſſen.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 31.

Digitized by Google

Nro. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 24. Auguſt 1819.

Er ſtarret zum Himmel auf — auch der
Hat keinen Troſt, hat keinen Engel mehr!
Im Abgrund der Verzweiflung, wo er ſchwebet,
Steht noch der Tod allein, der ihn im ſinken hebet.
Mitleidig reicht er ihm die abgezehrte Hand,
Der letzte treuſte Freund der Leidenden! —

Wieland.

La Morgue in Paris.

Die Morgue gehört in den Kreis, unter welchem wir uns die Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe darſtellen können, zu dem Schlußgliede, wo die Verfeinerung in Barbarey übergegangen, ſich wieder an die Menſchlichkeit anſchließt. Die Morgue iſt der Platz in Paris, wo die Leichname Verunglückter während dreyer Tagen ausgeſtellt werden, damit Verwandte oder Bekannte ſie erkennen und ihnen eine Grabſtätte bereiten mögen. Oft finden dieſe ſchaudervollen Wiedererkennungen ſtatt, allein noch öfter ſtellt die Morgue die irdiſchen Hüllen Unglücklicher aus, die in Mitten ihrer Brüder einen gewaltſamen Tod ſuchten oder erlitten, ohne daß in dieſer unermeſſlichen Stadt ein Auge um ſie weint. Auf welche Weiſe kann wohl der Name dieſes ſchreckenvollen Aufenthalts mit dem Worte gleichlautend ſeyn, welches im Franzöſiſchen ein hochmüthiges auf Standesvorurtheile gegründetes Weſen bedeutet? (Morgue) dieſe zufällige Annäherung ſetzt unvermeidlich die Phantaſie in Bewegung; ſo wie auch die lokale Annäherung dieſes Platzes, Morgue genannt, mit dem Gréve-Platz, wo die Hinrichtungen ſtatt finden und dem Präfektur-Palaſt, wo die Urtheile geſprochen werden.

Laſſen wir dieß jetzt außer Acht und beſchäftigen uns mit der Morgue, wo die Leichname der Unſchuldigen wie der Verbrecher zur Schau ausgeſtellt werden.

Auf dem Wege dahin, gelangen wir am Pont-Neuf an. Ein plötzlicher Auflauf hemmt den Uebergang über denſelben: die Menge ſtürzt auf das Geländer der Brücke zu und auf die beyden Quais des Fluſſes. Der Tumult reißt auch uns mit fort. Alles treibt und drängt und ſtößt ſich in neugieriger Eile: Niemand hat Zeit, uns Auskunft über das Ereigniß zu geben. Ein junges Frauenzimmer, aus der mittlern Volksklaſſe, ſteht allein unbeweglich da, das Haupt auf die Hand und den Ellenbogen auf das Geländer geſtützt. Große Thränentropfen entfallen ihren Augen. Wir fragen ſie um die Urſach des Auflaufs: ſie antwortet faſt ſchluchzend: eine Unglückliche hat ſich ins Waſſer geſtürzt Wir blicken in das Waſſer: der rettende Kahn kämpft gegen die Wellen des hoch angeſchwellten Fluſſes. Eine lange Viertelſtunde vergeht unter vergeblichem Suchen. Endlich erſcheint ein weiſſer Gegenſtand auf der entfernten Oberfläche; der Kahn eilt hinzu: man zieht einen Leichnam aus dem Waſſer. Es ſcheint ein junges Mädchen von ſechszehn bis achtzehn Jahren zu ſeyn. Sie gibt kein Lebenszeichen mehr von ſich. Man bringt ſie in das, in der Nähe gelegene, zur Wiederbelebung ertrunkener Perſonen erbaute Häuschen. Der anweſende Phyſikus wendet alle Hülfsmittel ſeiner Kunſt an: vergebens! Der Ausſpruch: Todt, ertönt. Da nichts bey der Armen gefunden wird, was Auskunft über ihre Perſon geben kann; ſo erſcheint die traurige Bahre: ſie wird darauf gelegt und der Zug begibt ſich auf den Weg nach der Morgue.

Wir folgen. Der Weg führt über den Quai des Orfévres. Eine traurige, bizarre Zuſammenſtellung! Was der übermüthigſte Luxus an goldnen und ſilbernen Kunſtprodukten

erfinden kann, wirft hier, von der hellen Mittagsſonne beleuchtet, ſeinen üppighöhnenden Schein auf die graue Decke, unter welcher die Arme den langen Todesſchlaf ſchläft. Der tauſendſte Theil, der hier aufgehäuften Schätze, wäre vielleicht mehr als überflüſſig geweſen, die Unglückliche vor dem gethanen Schritte zu bewahren!

Im Fortſchreiten ſehen wir uns zur Seite um: das junge Frauenzimmer, welches uns auf dem Pont-Neuf Auskunft über das Ereigniß gegeben hat, geht ſchweigend, mit ſtarr auf die Bahre gehefteten Blicken und ſchluchzend neben uns. Wir fragen ſie, ob die Ertrunkene vielleicht eine Verwandte oder übrigens eine Bekannte von ihr ſey? Sie beantwortet dieß mit Nein, berichtet uns aber zugleich, daß ſie, bey'm Uebergange über die Brücke, von der Unglücklichen angeredet und von ihr mit einem Ringe beſchenkt worden, daß, während ſie, die Erzählerinn, von der Sonderbarkeit dieſes Betragens ergriffen, den Ring betrachtet habe, die Geberinn deſſelben mit Blitzesſchnelle auf das Geländer der Brücke geſprungen und dann in den Fluß geſtürzt ſey; auf dem Ringe fährt ſie fort, ſtänden die Worte: Charles à Marie eingegraben; ihr eigner Bräutigam heiße Charles und dieſer, wie ihr längſt bekannt geweſen, habe mit einer Geliebten, Namens Marie, brechen müſſen, weil ſeine wohlhabenden Eltern in eine Verbindung mit der armen Nähterinn nicht hätten willigen wollen. Das junge Frauenzimmer ſchließt mit den Worten: „Jetzt will ich gehen und meinem Bräutigam das Vermächtniß ſeiner vorigen Geliebten zeigen." Damit ſagt ſie uns Adieu und ſchlägt einen andern Weg ein.

Die Neugierigen haben ſich verlaufen, denn ein Transport nach der Morgue kann die Aufmerkſamkeit der Pariſer eben ſo wenig lange feſſeln, als ein Kanarienvogel, der ſeinem Käfig entflohen iſt und auf dem Dache ſitzend, ein Loblied auf die erhaltene Freyheit ſingt. Wir folgen dem Zuge, da es ohnehin unſere Abſicht iſt, dem beſagten Orte des Schauers einige Minuten Aufmerkſamkeit zu widmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus Hariris Makamat.

(Beſchluß.)

Als die Alte ſah, daß ihre Bitten fruchtlos waren und ſie nun müde war, von Reihe zu Reihe ſo umher zu gehen, ſo rief ſie in der gewöhnlichen Formel *) den göttlichen Schutz an, und begann, die Papiere zurück zu nehmen aus den Händen derjenigen, die ſie von ihr erhalten hatten.

Aber der Teufel wollte, daß ſie das meinige vergaß; ſie kam nicht auf den Platz, wo ich mich befand, und ging zurück, den Alten aufzuſuchen, bitterlich weinend über den ſchlechten Erfolg ihrer Bemühungen, und ihren Klagen gegen die Härte des Schickſals freyen Lauf laſſend.

Der Alte begnügte ſich zu ſagen:

„Wir ſind Gottes. Ich lege all mein Anliegen in ſeine Hände: In ihm allein iſt die Macht und die Stärke. Heut zu Tage iſt keine aufrichtige Seele mehr zu finden, kein ächter Freund mehr, noch ein Bach, deſſen Waſſer rein ſeyen, noch ein Beſchützer, auf den man könnte Verlaß haben."

Hierauf an die Alte ſich wendend, ſagte er zu ihr:

„Laß deine Seele eine beſſere Hoffnung ſchöpfen und beruhige ſie durch die Ausſicht auf eine glücklichere Zukunft. Ach!" ſagte ſie — „Ich habe ſie beym Zurücknehmen alle gezählt, und finde, ich habe mich verrechnet. Es fehlet uns Eines. Unglückliche, ſchrie der Greis! Daß alle Uebel auf dich fallen! Elende, was haſt du gethan? Vogel und Netz haſt du verloren; den Docht mit der Kohle, die zum Anzünden dienen ſollte! Ach! Wunde auf Wunde! Noth auf Noth!"

Bey dieſen Seufzern kehrte die Unglückliche um, das Papier zu ſuchen.

Als ſie nahe bey mir war, legte ich auf das Papier ein Stück Silber und eine kleine Münze.

Wenn du willſt, ſagte ich zu ihr, auf das Stück Silber deutend, daß ich dir dieſes glänzende, ſchön geprägte Stück ſchenke, ſo entdecke mir das Geheimniß, das mir verborgen iſt; willſt du meine Neugierde nicht befriedigen, ſo begnüge dich mit dieſer ſchlechten Münze und mache dich hinweg!

Da das große Stück, voll und blank wie das Geſtirn der Nächte, ihre Begierde aufregte, ſo wollte ſie es ohne weiteres haben. — Kein Streit! ſagte ſie zu mir, frage, was dich gut dünken mag!

Ich machte ſodann Fragen an ſie über dieſen Alten: woher er wäre, wollte ich wiſſen, und auch wer derjenige wäre, der den reichen Stoff der Verſe gewoben, die ich geleſen.

Der Greis, ſagte ſie mir, iſt aus Sarondi, und dieſe Stickerey iſt ſein Werk. Hierauf nahm ſie das Stück Silber, wie ein Sperber ſeine Beute faſſt, und verſchwand mit der Schnelligkeit eines Pfeils, der vom Bogen losgeſchnellt iſt.

Im Augenblicke kam mir der Gedanke, der Greis ſey kein anderer als Abou-Zeid, und ich fühlte ein heftiges Mitleiden über das Unglück, daß er das Geſicht verloren. Ich hätte ſogleich mich ihm nahern und mit ihm ſprechen mögen, um meine Muthmaßung zu beſtätigen, aber ich hätte nicht zu ihm vordringen können, ohne über die Leiber der Verſammlung hin, was das Geſetz nicht erlaubt.

Indem ich nun fürchtete, einen zu beſchädigen oder mir einen gerechten Vorwurf zuzuziehen, blieb ich auf meinem Platze, die Augen unverändert auf ihn geheftet, bis die

*) Wir ſind Gottes und werden zurückkehren zu ihm.

Digitized by Google

Khorda zu Ende war, und man nun weggehn durfte. Ich lief jetzt auf ihn zu, und da ich ihn an ſeinen breiten Augenbraunen erkannt hatte, überzeugte ich mich, ich hätte eben ſo wenig fehlgetroffen, als der Sohn Abbas,[1] und eben ſo genau geweiſſagt, als Eyyas.[2]

Ich gab mich daher ihm zu erkennen, ich bot ihm eines von meinen Kleidern an, und lud ihn ein, mein Mahl mit mir zu theilen.

Er war entzückt ſich von mir erkannt zu ſehn, wie von meinem verbindlichen Anerbieten und nahm meine Einladung an.

Wir reiſten auf der Stelle ab: Meine Hand diente ihm zum Führer, und mein Schatten zum Vorläufer. Bey uns war die Alte, ein läſtiges Drittelſtück, und wie eine unzertrennliche Gefährtinn, vor der man nichts verheimlichen kann.

Angekommen in meiner Wohnung, und als ich ihm in der Eil' ein meinen Umſtänden angemeſſenes Mahl hatte auftragen laſſen, ſagte er zu mir: „Hareth, iſt kein Dritter bey uns.“ Nein, antwortete ich, wenn es nicht die Alte iſt. „Für ſie, ſagte er zu mir, iſt kein Geheimniß zwiſchen uns, und zur nämlichen Zeit öffnete er die Augen und bewegte wieder frey die Augapfel.“

Die zwey Flammen ſeines Geſichts leuchteten wie zwey Geſtirne. Entzückt zu ſehen, daß er nicht, wie ich geglaubt, den Gebrauch ſeines Geſichts verloren hatte, aber aufs äuſſerſte überraſcht von ſeinem Benehmen, konnte ich mich nicht zurückhalten, und meiner Ungeduld nachgebend, ſagte ich zu ihm: Was hat dich angetrieben, den Blinden zu ſpielen, und ſo in den Einöden umher zu gehen, und durch die Wüſteneyen zu ziehen, und mit nackten Füſſen dich in gefahrvolle Pfade zu ſtürzen? — Er indeſſen that, als ob er nicht reden könnte, und beſchäftigte ſich mit nichts, als die Gerichte, die ich ihm hatte aufſtellen laſſen, eines um das andere, zu eſſen. Als ſein Bedürfniß befriedigt war, wandte er ſich gegen mich, und ſang folgende Verſe:

„Da das Glück, der Vater aller Menſchen, blind handelt, in allen ſeinen Irrgängen und ſeinem ganzen Verfahren, ſo habe ich es ihm nachgethan, indem ich mich blind ſtellte, damit man urtheilen möchte, ich ſey es in Wahrheit. Daß ein Kind handle, wie ſein Vater, iſt ja nichts ungewöhnliches.“

Hierauf ſetzte er hinzu: „Geh, thu deines Amtes und bring mir Aſche von Kali[3] die das Geſicht erfriſcht, die Hände reiniget, die Haut fein macht, den Athem durchbalſamt, durchdüftet, neu ſtärkt, das Zahnfleiſch ſtärkt, befeſtigt: die Aſche ſey in einem beſondern Gefäſſe, das einen beſondern Geruch habe, ſie ſey friſch zerrieben und zum feinſten Staube gemacht; daß man glaube, wenn man ſie anrührt, es ſey aromatiſches Pulver, und, wenn man daran riecht, ſie für Kampher halten kann: Nehme einen Zahnſtocher dazu, rein in ſeiner Wurzel, angenehm in ſeinem Gebrauche, von einer niedlichen Geſtalt, die zum Eſſen einlade, ſchmal, wie der, den die Liebe verzehrt, geſchliffen wie ein Dolch und wie ein Geräth der Schlachten, zart beym Anfühlen, wie ein zarter Zweig.“ Ich machte mich hurtig auf, und ging zu holen, was er verlangte, um den unangenehmen Speiſengeruch von ſeiner ganzen Perſon zu zerſtreuen. Ich war weit entfernt zu argwohnen, daß er mir, indem er mich mein Stundengebet verrichten hieß, einen Streich ſpielen wollte, und ich bildete mir nicht ein, daß er ſich über mich luſtig machte, indem er mich fortſandte, einen Zahnſtocher und Aſche von Kali zu holen: aber indem ich in weniger denn einem Augenwink zurückkam mit dem, was er verlangt hatte, fand ich die Stelle leer: Der Alte und ſeine Begleiterinn waren verſchwunden. Seine Schelmerey ſetzte mich in Zorn; ich folgte lange Zeit ſeinen Spuren; aber ich fand ihn ſo wenig, als wenn er ſich ins Waſſer geſtürzt, oder plötzlich in die Wolken hinauf hätte gehoben.

E.

---

[1] u. [2]) Beyde durch ihren ſcharfen Verſtand und ihre Weiſſagungsgabe berühmt.

[3]) Eine arabiſche Pflanze, aus deren Aſche Glas, Seife u. ſ. w. gemacht wird.

Anekdote.

Vor Kurzem ſah man in Paris einen jungen Menſchen an das Seine-Ufer treten, in der Abſicht, einen Hund, den er mit ſich führte, zu erſäufen. Er ruderte auf einem kleinen Kahn ins Fahrwaſſer und warf ihn hinein. Das arme Thier ſuchte an den Kahn hinan zu klettern, allein ſein grauſamer Herr ſtieß ihn ſtets mit dem Ruder zurück. Ueber dieſe Bemühung ſtürzte er ſelbſt ins Waſſer und würde ertrunken ſeyn, hätte ihn nicht der treue Hund, der, ſo bald er ihn im Strom ſah, den Kahn fortſchwimmen ließ, über Waſſer gehalten, bis man zu ſeiner Rettung herbey kam.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Venedig, Juni.

(Beſchluß.)

Die Wichtigkeit des Fundes, der hauptſächlich in der Geſchichte der Seleuciden und von Theſſalien neue Aufſchlüſſe gibt, bedarf nicht erſt von mir herausgehoben zu werden. Von Euſebs Werk war bisher das erſte geſchichtlich chronographiſche Buch, und der die Reiſe der alten Könige enthaltende erſte Theil des zweyten Buches oder des Canons verloren. Im übrigen zweyten Buch, das in einer Ueberſetzung vom heil. Hieronymus erhalten worden, laſſen ſich nun die Aenderungen, Auslaſſungen und Zuſätze, die ſich dieſer erlaubte, nachweiſen. Desgleichen wird die Verfahrungsart des Joſeph Scaliger, der in ſeinem Thesaurus temporum durch willkührliche Anordnung und Vermehrung der Bruchſtücke einen Euſebius machen wollte, in das gehörige Licht geſetzt. Die Schrift von den

Olympiaden, die Scaliger aus einer griechiſchen Handſchrift ohne Verfaſſer herausgegeben hatte, und die von vielen Gelehrten fälſchlich für untergeſchoben gehalten wurde, als hätte ſie Scaliger ſelbſt verfaſſt, iſt jezt als ein Beſtandtheil der Chronik des Euſebius erwieſen.

Aus demſelben Kloſter wird auch das blos in armeniſcher Ueberſezung erhaltene Werk des Alexandriner Juden Philo von der Zeit Chriſti über die Vorſehung in lateiniſcher Sprache hervorgehen. Es ſoll darin unter andern von der Thierſeele die Rede ſeyn.

Von dem achtungswerthen Geographen Hadrian Balbi, der vermöge ſeiner Sprachkenntniß auch die neueſten deutſchen Werke fleißig benuzt hat, iſt vor Kurzem dahier die zweyte vermehrte Ausgabe ſeines Compendio di Giografia universale nach den lezten politiſchen Veränderungen und den neueſten Entdeckungen erſchienen. Einen Beweis ſeines gründlichen und kritiſchen Verfahrens liefert die angehängte Abhandlung über den Flächen-Inhalt und die Bevölkerung der Länder, und die Einwohnerzahl der Städte, wo er die verſchiedenen Angaben von Büſching, Malte-Brun, Fabri, Lichtenſtern, Blumenbach, Mannert, Stein, Haſſel, Gaſpari, Cannabich, Gråberg u. A. zuſammen ſtellt, und Rechenſchaft von ſeiner Anſicht gibt. Zugleich weist er die Gründe der erheblichen Abweichungen in Beſtimmung der Volkszahl von Städten nach, weil die Geographen in Ermanglung von Volkszählungen blos aus dem Umfang einer Stadt, wie zum Theil in Aſien, Afrika und Neu-Holland, oder aus dem Verbrauch von Lebensmitteln, wie bey Conſtantinopel, Cairo und ſelbſt Paris, oder aus der Perſonal-Steuer, oder aus der Zahl der Feuerheerde, wie in Portugal, oder aus der Anzahl der Häuſer, oder der waffenfähigen Mannſchaft, wie in Amerika, oder aus dem Durchſchnitt der Gebornen und Geſtorbenen, muthmaßliche Schlüſſe zogen. Und wenn auch den Angaben der Erdbeſchreiber Volkszählungen zum Grunde liegen, ſo iſt nicht immer die nöthige Rückſicht genommen, ob der Wehrſtand, z. B. in Gibraltar, der Hof, die Beamten, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Juden, die Studenten auf den Hochſchulen, die Kurgäſte in den Badorten und ſonſtige Fremde mitgerechnet ſeyen, oder nicht, ob die umliegenden Ortſchaften dazu geſchlagen ſeyen, was beſonders bey der Bauart der italieniſchen Städte von Bedeutung iſt, ferner von welcher Jahrszeit die Rede ſey, und endlich in welchem Zeitraum die Zählung vorgenommen worden. Das alles erweist Balbi durch einzelne Beyſpiele, und namentlich den leztgenannten Punkt durch zwey Tabellen von vielen Städten, deren Volkszahl zu verſchiedenen Zeiten zu- oder abgenommen hat. Dieſes brauchbare Compendium iſt in den Schulen Italiens faſt allgemein eingeführt.

In der griechiſchen Sprache iſt man hier zu Lande, und ſelbſt in Padua, noch weit zurück. Eine Grammatik zu ihrer Erlernung kam in dieſem Jahre ohne Tonzeichen zu Mailand heraus, und iſt von Obrigkeits wegen dem öffentlichen Unterricht im Griechiſchen zum Grunde zu legen. Franz Fontanella, Lehrer der hebräiſchen und griechiſchen Sprache am patriarchaliſchen Seminarium dahier, hat einige Zuſäze auf 18 Seiten gemacht. Auch ſchrieb er kürzlich la Paleoortoepia dalla lettera greca H, nämlich ein ſpaßhaftes Geſpräch zwiſchen der alten Ausſprache und dem Buchſtaben H, deſſen Ergebniß zu Gunſten der Ausſprache Etha ausfällt. Man findet aber in dieſer Monographie nicht mehr als in der gewöhnlichſten griechiſchen Grammatik. Eben derſelbe verfaßte vier griechiſche Hexameter auf den Tod Morelli's nebſt gegenüber ſtehender lateiniſcher Ueberſezung. Denn nach hieſiger Sitte wird jeder Anlaß benuzt, um Gedichte in den Gaſſen anzuſchlagen, z. B. bey der Wahl eines neuen Pfarrers, nach Beendigung der Faſtenpredigten, bey beſondern Kirchenfeſten, bey Trauungen, Geneſungen, zu Gunſten beliebter Sänger und Sängerinnen u. ſ. w.

München, Auguſt.

Die Erweiterung und Verſchönerung Münchens geht in faſt ununterbrochener Thätigkeit fort; kömmt das Geſchäft auf einer Seite hin auch einmal zum Stillſtand, ſo geht es dagegen an mehrern andern raſch voran. Gegen die früheren zierlichen Wohnungen in Schönfeld, ſeitwärts dem engliſchen Garten, haben die neuen Anlagen alle einen größeren Charakter, auch bildet ihre Regelmäßigkeit und umgebende Geräumigkeit einen merklichen Contraſt mit der alten Bauart des Innern. Eine ſtattliche Allee (Kinder des Frankenlandes) gedeiht in unſerm erbarmen Boden auf der Südſeite; überall erheitert ſich die Anſicht der Häuſer durch den milden grünlichen Anſtrich, während nur bey den wenigſten Inwohnern der alte fromme Sinn noch fortwirkt, ein Heiligenbild, gemahlt oder aus Stein, oberhalb der Thüre anzubringen. Dagegen iſt das Pflaſter in München für uns noch immer der wahre Stein des Anſtoßes, dem doch gewiß, wenn man nur recht wollte, durch Herbeyſchaffung größerer Steine abzuhelfen wäre; jezt müſſen die Gaſſen immerdar von Neuem aufgeriſſen werden, die Steine werden faſt nur loſe neben einander gelegt (wie ſich aus den Unebenheiten ſelbſt an Stellen zeigt, wo gar nie gefahren wird), und die haltloſe Arbeit ſodann mit vielem Sande überdeckt. Was mir aber bey allen ſonſtigen Verſchönerungen der Stadt am meiſten zu beklagen ſcheint, iſt das bisherige Niederreißen ſo mancher hervorragender älterer Bauwerke, die man wol aller Orten als Zierden einer großen Stadt ehren und achten würde; und wo wäre hiezu wol eine größere Aufforderung, als in München, welches auf eine ſo platte, proſaiſche Fläche hingeſtellt iſt? Nicht blos ſind mehrere Stadtthürme (vorher deutſame Eintheilungs-Punkte und Abhaltungsmittel gegen Wind- und Schnee-Geſtöber) niedergeriſſen; dieſes Schickſal muſſte ſogar die kleine, vom Kaiſer Ludwig dem Baiern nach Ausweiſung einiger Kragſteine im Jahr 1323 erbaute Kirche in dem „alten Hofe“ (wo vordem die baieriſchen Herzoge reſidirten) treffen, welche Kirche mir durchreiſende Künſtler oft als das einzige hieſige bedeutende Denkmal gothiſcher Baukunſt gerühmt haben. Es iſt kürzlich ſogar die Rede gegangen, daß die, den Eingang der Stadt dort ſo wohl bezeichnenden beyden achteckigen Thürme vor dem Iſarthor ebenfalls niedergeriſſen werden ſollten; ſie erhalten jezt eine neue paſſende Herrichtung, nur hätte man die Dachung nicht mit den hölzernen umgebogenen, ſondern mit flachen, wohlgefügten Ziegeln belegen laſſen ſollen. An andern Orten werden oft einzele Denkmale der Baukunſt, die weit mindere Bedeutung haben, von den Künſtlern werth genug geachtet, um ſie für irgend eine mahleriſche Reiſe abzuzeichnen und in Kupfer zu bringen, nur hier in München ſoll jedes Denkmal voriger Zeiten einer willkürlichen Zerſtörung unterliegen. Auch von den enormen Planen nicht zu reden, worin zuweilen Projektanten ſich gegenſeitig überbieten, ſo ſind doch die Vortheile, die man durch ſolche Vernichtung vormaliger Bauwerke zu gewinnen meint, meiſt nur eingebildete und ganz entbehrliche; wir ebnen und werden einmal Aehnliches nicht wieder an die Stelle des Alten ſetzen, berauben alſo durch deſſen Wegräumung die Stadt um ein achtbares geſchichtliches Denkmal ihres früheren Daſeyns, und was zulezt äußerlich für die Gegenwart verloren worden, gewahrt man am beſten, wenn man von einer größeren Anhöhe aus die theilweiſe Oede und Leere überſieht, welche durch ſolches Niederreißen unter den aus dem kleineren Chaos hervorragenden Zierden einer großen Stadt bewirkt wird.—

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 32.

Digitized by Google

Nro. 203.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Auguſt 1819.

Liebe, du bildeſt Herzen von neuen,
Zärtliche Lieder will ich dir weihen.
Was ich je empfunden,
Das verdank' ich dir.
Und auch trübe Stunden,
Liebe, ſchenke mir!

Zachariä.

Die Liebe.

Die Roſe glüht,
Der Herbſtwind zieht,
Und ſtreift ſie ab,
Und ſinkt ins Grab;
So fallen die Blüthen der Liebe,
Der Himmel wird trübe.

Die Quelle rauſcht,
Das Mädchen lauſcht
Am Blumenrand;
Sie verliert ſich im Sand.
So verhallen die Töne der Liebe,
Der Buſen wird trübe.

Das holde Licht
Aus Oſten bricht;
Des Tages Pracht,
Sie verliert ſich in Nacht;
So erlöſcht das Feuer der Liebe,
Das Auge wird trübe.

Das Leben ſchäumt,
Die Zeit nicht ſäumt,
Der Hügel ſteigt,
Dein Haupt ſich neigt,
Nicht Schmerz, nicht Wonne der Liebe
Dir übrig bliebe.

Die Geſchichten von Montroſe.

(Fortſetzung.)

„Die unglückliche Frau gebar zur rechten Zeit einen Knaben, der unerachtet des furchtbaren Zuſtandes, in dem ſich ſeine Mutter befunden, mit ungemeiner Stärke und Geſundheit begabt ſchien. Lady M'Aulay ward nach ihrer Niederkunft von ihrem Wahnſinn verlaſſen; allein ihre Geſundheit, ihre Heiterkeit blieben zerſtört. Allan war ihre einzige Freude, ſie pflegte ihn unermüdlich und hat ohne Zweifel einen Theil der abergläubigen Begriffe in ihm entwickelt, für deren Annahme ſein finſterer, überſpannter Geiſt nur zu geneigt war. In ſeinem zehnten Jahre ſtarb ſie; ihre letzten Worte vernahm er ohne Zeugen, aber wahrſcheinlich mahnten ſie ihn zur Rache gegen die Kinder des Nebels — und dieſen Aufruf hat er ſeitdem heilig befolgt."

„Von dieſem Augenblick an ward Allan ein ganz anderer Menſch. Bisher war er ſeiner Mutter beſtändiger Gefährte geweſen; er hörte ihre Träume an, erzählte ihr die ſeinen, und nährte ſeine Phantaſie, welche durch die traurigen Umſtände, die ſeiner Geburt vorausgegangen waren, wohl von jeher zur Uebertreibung geneigt ſeyn mochte, mit allen Wunder- und Schreckens-Geſchichten der Bergbewohner, mit denen ſich ſeine arme Mutter ſeit ihres Bruders Tod nur zu gerne unterhielt. Zwar blieb er ſo gedankenvoll und ſchweigend wie ſonſt; allein von Zeit zu Zeit beſuchte er doch die Zuſammenkünfte der Jünglinge des Clans, die er ſonſt immer ſorgfältig vermieden; er theilte ihre Leibesübungen und wegen ſeiner ausnehmenden perſönlichen Stärke übertraf er in ihnen bald ſeinen Bruder und Andre, die ihm an Jahren bey weitem überlegen waren. Die ihn bisher verachtet hatten, fürchteten ihn nun, wenn ſie ihn nicht liebten, und ſtatt daß er bisher für einen träumeriſchen Knaben ge-

Digitized by Google

halten wurde, beklagte man ſich jetzt, daß er, vom Streit erhitzt, nur zu leicht aus Scherz Ernſt machte, und nur zu leicht vergäße, daß es nur um eine freundliche Uebung der Kräfte zu thun ſey.“

„Bis in ſein funfzehntes Jahr nahm Allan an Stärke und Thätigkeit zu, dann äußerte er aber einen Unabhängigkeits-Geiſt, der jedem Zwang widerſtrebte, und ſeinem überlebenden Vater ſehr viel Kummer verurſachte. Tage und Nächte lang blieb er, obſchon er nicht immer Wild heimbrachte, unter dem Vorwand der Jagd in den Wäldern. Sein Vater war um ſo beſorgter, da viele der Kinder des Nebels, von den zunehmenden Staats-Unruhen ermuthigt, in ihre alten Schlupfwinkel zurückzukehren wagten, wobey er dennoch nicht glaubte, den Angriff auf ſie erneuen zu ſollen. Die Gefahr, die Allan lief, bey ſeinen einſamen Wanderungen von dieſen rachſüchtigen Freybeutern angefallen zu werden, erhielt ihn in beſtändiger Unruhe.“

„Ich befand mich ſelbſt auf dem Schloſſe, wie dieſe Verhältniſſe ſich aufklärten. Allan war ſeit Tages-Anbruch in den Wäldern geweſen; vergebens hatte ich ihn daſelbſt aufgeſucht — nun war die Nacht finſter und ſtürmiſch, und er kam noch nicht zurück. Sein Vater ängſtigte ſich ſehr; er beſchloß, bey Tages-Anbruch Leute nach ihm auszuſenden, als die Thür, indeß wir beym Abendeſſen ſaßen, plötzlich aufging und Allan mit einem ſtolzen, feſten, zuverſichtlichen Ausdruck herein trat. Seine unbändige Gemüthsart ſowol wie ſeine Geiſtesverwirrung, hatten den Vater ſo ſchüchtern gemacht, daß er ſich nicht getraute, ihm Unwillen zu äußern; dieſer bemerkte nur, daß ich einen Rehbock erlegt hätte, indeß er, obgleich bis Mitternacht die Wälder durchſchweifend, wohl dennoch mit leeren Händen zurück käme. „Seyd ihr deſſen ſo ſicher, antwortete Allan ſehr ſtolz, da bring ich doch Etwas, das euch das Gegentheil beweiſen kann.“

„Jetzt nahmen wir wahr, daß ſeine Hände blutig waren, auch auf ſeinem Geſicht war ein Blutfleck. Ungeduldig erwarteten wir den Verfolg. Da entfaltete er plötzlich einen Zipfel ſeines Plaids, zog ein blutiges, friſch abgelöſtes Haupt heraus, warf es auf den Tiſch und ſagte: „Da ſtehe du, wo vor dir das Haupt eines beſſern Mannes geſtanden hat.“ An den wilden Zügen, verworrenen, rothen, halb altersgrauen Haar und Bart, erkannte ſein Vater und andre Anweſende das Haupt Hektors des Nebels, eines wohlbekannten Anführers der Geächteten, eines gewaltthätigen grauſamen Mannes, der ebenfalls bey Johns Mord thätig geweſen, und nur durch ſeine außerordentliche Behendigkeit der verfolgenden Rache, die ſo manchen der Seinen getroffen hatte, entkommen war. Wir waren Alle, wie leicht zu begreifen, von Erſtaunen gelähmt; Allan wollte aber unſre Neugier durchaus nicht befriedigen; ſo viel begriffen wir jedoch, daß er den Elenden erſt nach einem harten Kampfe überwältigt, denn er war an mehreren Stellen verwundet. Man nahm nun alle Maßregeln, ihn vor der Rache der Geächteten zu ſchützen; doch weder ſeine Wunden, noch der ausdrückliche Befehl ſeines Vaters, noch das Verſchließen der Schloßpforten und ſeines Zimmers waren hinreichend, ihn zu verhindern, daß er ſich nicht die ihm widrigen Gegner auserſah. Er entfloh durch das Fenſter, und ſeines Vaters eitler Sorge ſpottend, brachte er einſtmals das Haupt eines, ein andres Mal die Häupter zweyer Kinder des Nebels zurück. Endlich wurden dieſe Menſchen, trotz aller ihrer Unerſchrockenheit, über die Tollkühnheit und den unauslöſchlichen Rachedurſt, mit dem Allan ihre Schlupfwinkel aufſpürte, beſtürzt. Da er nie ihnen zu begegnen vermied, hielten ſie ihn durch einen Zauber für feſt gemacht, daß weder Dolch, noch Flinte, noch Jagdſpieß ihn zu verwunden vermöchte. Sie ſchrieben das den wunderbaren Umſtänden, unter denen er geboren war, zu, und endlich wären fünf oder ſechs der ſtärkſten Kriegsleute der Hochlande vor Allans Halloh oder dem Tone ſeines Hornes entflohn.“

(Die Fortſetzung folgt.)

La Morgue in Paris.

(Beſchluß.)

Wir langen an der Brücke St. Michel an, dem Ende des Quai des Orfèvres. Hier liegt die kleine, ſchmale, finſtere und ſchmutzige Rue du Marché neuf vor uns, und in ihr das traurige Ziel unſerer Wanderung. Wir treten ein; da ſtehen wir vor der Morgue.

Wir erblicken ein kleines, ſchmales, im Erdgeſchoſſe liegendes Gitter, welches die Einſicht in ein kaum zwölf bis ſechszehn Quadratfuß großes Gewölbe gewährt. Dieß iſt der Schauplatz, welcher Gegenſtände darbietet, deren Andenken die Einbildungskraft mit ſo viel Entſetzlichem, ſo viel Grauſenerregendem erfüllt!

Während die Ertrunkene, welche mit uns zugleich vor der Morgue angelangt iſt, durch den daneben liegenden Thorweg in das Innere des Gebäudes getragen wird, ſtellen wir uns in die Straße vor das beſagte Gitter. Hier erblicken wir, auf einer der Mauer entlang laufenden ſchräg liegenden Bank, den ſogenannten Britſchen in den Wachtſtuben ähnlich, etwa ein halbes Dutzend Leichname faſt gerade auf ſtehend, ausgeſtreckt liegen. Dem Zwecke des Orts zu Folge, ſind die Körper, um deſto leichter von ihren Angehörigen oder dem Publikum erkannt zu werden, gänzlich entkleidet und nur um die Mitte des Leibes mit einem dunkelgrauen Schurze umgeben. Ueber jedem dieſer Unglücklichen hat man die Kleider aufgehangen, welche er zur Zeit, wo man ihn todt gefunden, an ſich gehabt hat.

Der nächſte Leichnam nach der Straße zu, iſt ein abgelebter, ſiebenzig und mehrjähriger Greis. Bey'm Anblicke der tiefen, grauſigen Furchen ſeines Antlitzes bleibt man

über den Antheil zweifelhaft, den der Hunger oder der Tod des Elenden an denſelben haben möchte. Die Kleider zeigen ſeinen Stand an: es iſt ein Waſſerträger. So lange dieſe Leute jung oder bey Kräften ſind, nähren ſie ſich dürftig: ſie verkaufen oft vierzig und mehrere Eimer Waſſer täglich, und verdienen damit eben ſo viele Sous. Bey herannahendem Alter aber, wo ihnen kaum Kraft genug übrig bleibt, den vierten Theil der Eimer ſechs und mehrere Stock hinauf zu ſchleppen, ſterben dieſe Unglücklichen meiſtens vor Hunger. Demjenigen, welchen wir hier auf der Morgue ſehen, fehlt ſein Schild auf der Jacke: Es iſt ihm wahrſcheinlich von einem der Tauſend und einen Schnapphähne, die vor Tagesanbruch die Straßen durchziehen und alles Eigenthum, was ſich daſelbſt herrenlos vorfindet, als gute Beute mit ſich nehmen, abgeſchnitten worden. Das Schild kann einem Beutelſchneider zur Ausführung ſeiner Diebſtähle, einem Betrüger zur Täuſchung der Polizey behülflich werden.

Neben dem alten, abgelebten Waſſerträger, erblicken wir das grellſte Gegenſtück zu demſelben, den ſchönen Leichnam eines Jünglings, dem der Tod ſelbſt die blühenden Wangen noch nicht hat bleich färben konnen. Was die ſchwarze Binde um ſeinem lockigen Haupte bedeutet, fragt ihr mich? Sie ſoll die Todesart des Jünglings verbergen: er hat ſich, nachdem ihm die königlich privilegirte Spielbank bey Madame Dûnans eine Summe von dreyßig tauſend Franken abgewonnen, unter den Fenſtern der ehrenvollen Damen eine Kugel durch den Kopf gejagt. Heut iſt der dritte und letzte Tag ſeiner Ausſtellung und noch hat Niemand ſeinen Leichnam abgefordert. Er iſt alſo wahrſcheinlich ein Fremder.

Neben dem Jünglinge liegt ein Mann von mittlerm Alter. Seine Kleider zeigen einen Arbeitsmann an. Auch ihm iſt die Stirn, der rechte Oberarm und das linke Bein, ſo wie der ganze Unterleib mit Binden umwunden, ſein Geſicht bis zum Grauſen entſtellt. Ihr fragt mich, auf welche Art des Selbſtmordes eine ſolche ſchreckliche Verſtümmelung deute? Irrt euch nicht: der Mann iſt kein Selbſtmörder; er iſt vielmehr als Opfer der ſtrafbaren, laut und bitter zu rügenden Nachſicht gefallen, welche ſich die hieſige, ſonſt vortreffliche Polizey gegen den heilloſen Unfug, den die Fuhrwerke in den Straßen von Paris anrichten, zu Schulden kommen läßt: die glänzende Equipage einer jungen, ſchönen, reich gekleideten Dame iſt dem Unglücklichen über den Leib weggefahren! Die pfeilſchnellen Füße der Wallachen haben den Kutſcher der Verantwortung entzogen; die Dame iſt unbekannt geblieben, hat aber viertauſend Franken zur einſtweiligen Unterſtützung der hinterlaſſenen Familie überſchickt. Der Unglückliche iſt Vater und zwar Vater von mehrern, noch ſehr jungen Kindern, auch ſeine Frau lebt noch; wenigſtens deutet das Paquet kleiner Kinder- und zwey Paar Frauenſtrümpfe, welche neben dem Leichname ausgebreitet liegen, auf ein ſolches Familienverhältniß hin. Dergleichen Mordthaten ſollen häufig in Paris vorfallen, die Fälle nicht gerechnet, wo die Unglücklichen mit mehr oder minderer Leibesbeſchädigung davon kommen. Die Urheber werden freylich mit Geld- oder Gefängnißſtrafe belegt; auch iſt das Polizeygeſetz, daß Jedermann im Schritte fahren ſoll, allgemein bekannt. Nichts deſto weniger droht dem Fußgänger bey jedem Tritte und Schritte Gefahr: der betriebſame Bürger, der gezwungen iſt, ſich zum Gehen ſeiner eignen Füße zu bedienen, muß ſein Leben wagen, weil ein reicher Müſſiggänger vom Schickſale in den Stand geſetzt iſt, ihn ungeſtraft rädern zu dürfen! Könnte nicht ein ſolcher Mord wenigſtens ein mittelbar vorſetzlicher genannt werden, da Jedermann die Möglichkeit, durch zu raſches Fahren die Fußgänger zu tödten oder zu beſchädigen eingeſtehen muß? Hier wäre der Fall, wo ſelbſt der gefühlvollſte Menſchenfreund ein zweyter Drako werden und auf Blutgeſetze antragen könnte, um Mißbräuche abzuſchaffen, deren beweinungswürdige Folgen täglich, aber vergebens, die gewöhnlichen Polizeygeſetze um Rache anſchreyen.

Seht, da wird die Unglückliche, deren Todtenbahre wir vom Pont-Neuf bis auf die Morgue begleitet haben, herbey getragen und neben den übrigen Leichnamen zur Schau ausgelegt! Sie ſcheint zu ſchlummern; kein Todeszug hat noch die Reitze des jugendlich ſchönen Geſichts entſtellt, und ihr formenreicher Körper deutet auf die Ueppigkeit des Lebens hin, welches noch vor einer Stunde in demſelben vorhanden geweſen iſt! Der Kummer ſcheint von ihrer Stirn gewichen zu ſeyn und ſie ſelbſt der Ruhe zu genießen, die ihr fortan keine menſchliche Gewalt mehr zu rauben im Stande iſt.

Verlaſſen wir einen Ort, den kein menſchliches Gemüth unbewegt beſuchen kann, der in einem konzentrirten Gemählde einen unvermeidlichen Auswuchs des — ſo manche herrliche Blüthe hervorbringenden — Baumes der Kultur und aus ihr entſtehenden ungeheuern Menſchenvereins großer Städte, darbietet.

G. L. P. Sievers.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Juni.

Die 1813 geſtiftete philharmoniſche Geſellſchaft ſetzte auch dieß Jahr ihre Konzerte fort. In dem vierten, das am Montage den 19. April gegeben ward, dirigirte Weichſel wieder, der eine Reiſe nach dem Continente gemacht hat. In einem Quintett von Mozart ſpielte er die erſte Violin-Parthie, und begleitete Mrs. Salmon in einer glänzenden Arie von Guglielmi mit obligater Violine. Von einer alten Haydn'ſchen Symphonie gefiel insbeſondere das Andante ſo ſehr, daß es wiederholt werden mußte. Das Encora in Konzerten iſt überhaupt hier nicht ungewöhnlich. Vorzüglich gut wurden auch die Symphonie aus C von Mozart, Cherubini's Ouvertüre zum Waſſerträger und Beethovens Ouvertüre zum Coriolan ausgeführt. Eine Motette von Dr. Crotch (bekanntlich einem Mitgliede dieſes Vereins): Methinks I hear the full Celestial Choir, in dem modern religiöſen Stil geſchrieben; wurde von Mrs. Salmon und den Herren Welſh, Braham, Evans und Leete geſungen. Die Hauptparthie dieſer blos mit Blas-Inſtrumenten begleiteten Compoſition hat der Baß, und Mr. Welſh ſang denſelben mit Methode und Gefühl. Braham trug eine große Scene von Beethoven vor: Ah perfida, spergiura! Beethoven iſt eben ſo ſehr Brahams, wie des engliſchen Publikums Liebling. Es ſcheint, als wenn ſeine koloſſalen, originellen Erfindungen dem jetzigen poetiſchen Zeitgeiſte der engliſchen Nation ganz beſonders zuſagten: Bendley ſpielte

Digitized by Google

mit Welchſel und Eley ein neues Trio von eigener Compoſition für zwey Violoncells und eine Violine.

Booſey et Comp. haben einen räſonnirten Katalog auswärtiger neuer Muſikalien herausgegeben, und dadurch angefangen, auf den engliſchen Geſchmack vortheilhaft einzuwirken. Thomas Attwood, Komponiſt der königlichen Kapelle und Organiſt an der Paulskirche, hat ein Sanctus in E-dur für eine Stimme, an welche ſich ſpäter die drey andern anſchließen, componirt, das ſie Verdienſte eines ſoliden Styls haben ſoll. Wie früher Don Juan, ſo bietet jetzt der Figaro den Handwerks-Komponiſten reichlichen Stoff zu Divertimentos, Variationen, Potpourri's u. dgl. dar.

Ueber der italieniſchen Oper im Kings-theatre hat ſeither während der dießjährigen Seaſon (December bis Juli) ein Unſtern gewaltet. Der Seaſon begann mit Roſſini's L'Italiana in Algeri: ſie mißfiel. Es folgte Paeſiello's Modista Raggiratrice: das Haus blieb leer. Endlich wurde Paer's Camilla neu einſtudirt, und am dritten April gegeben. Sie hatte ſchon vor ſieben Jahren, der Bemühungen einer Catalani ungeachtet, ihr Glück nicht gemacht, dießmal wurde ſie ſogar völlig ausgeziſcht! Mit Recht fragt man, woher dieſe Unbill einer Oper, die ſich die Gunſt ganzer Nationen, und für den größten Theil der erſten zwey Acte die Auszeichnung der Kenner erwarb? Ein hieſiger Zeitungs-Kritiker meint, der muſikaliſche Geſchmack habe ſich in London ſeit jenen ſieben Jahren höchlichſt verbeſſert, und die Kenntniſſe in dieſer Kunſt ſich zu ſehr vervollkommnet, als daß man an einer Camilla Behagen finden könnte!! Die wahre Urſache des Mißfallens ſcheint aber in andern Umſtänden zu liegen. Das Süjet ſprach ſchon früher das engliſche Publikum durchaus nicht an. Jetzt iſt die Partitur vollends ſehr verſtümmelt, mehrere der beſten Arien ſind weggelaſſen, ſo daß das Ganze faſt in beſtändigen Recitativen fortgeht, die wichtigſten Partien ſind in den Händen von Sängern des zweyten und dritten Rangs, wie denn z. B. der Signor Deville den Duca hat, und endlich gingen die Chöre ganz erbärmlich. — Den 25. Mai wurde, zum Erſtenmal in London, Mozart's Zauberflöte gegeben. Die Oper iſt mit aller erdenklicher Pracht in Anzügen, Aufzügen und Vorhängen ausgeſtattet worden, und doch konnte das engliſche Publikum dem wunderlichen Süjet keinen Geſchmack abgewinnen. Ihm ſpielte das Stück auch viel zu lange, da es faſt vier Stunden dauerte. „Die Zuhörer, heißt es in einem hieſigen Blatte, regte aus ihrer Ermüdung nur der blendende Schimmer der letzten, das Innere des Sonnen-Tempels darſtellenden Dekoration auf.“ Man verſpricht der Oper nicht den Beyfall, den andere Mozart'ſche Muſikwerke hier gefunden haben, wiewohl Miß Corri ihre ſchwierige Parthie mit Anſtrengung und Beyfall vortrug. — Dagegen erhalten ſich Mozarts Don Giovanni, Figaro und Roſſini's il Barbiere di Seviglia noch immer in der öffentlichen Gunſt und auf dem Repertoire.

Im Drurylane-Theater ſind wieder ſtürmiſche Auftritte veranlaſſt worden. Eine Tragödie von Bucke: The Italians, hatte durch literariſche Fehden, ſchon ehe ſie zur Aufführung kam, die Aufmerkſamkeit des Publikums angezogen; als Gegner hatte ſich beſonders der Schauſpieler Kean aufgeworfen. Es war durch dieſe Streitigkeiten das Intereſſe an dieſem Stücke ſo groß geworden, daß bereits die fünfte Auflage gedruckt wurde, als es am 3. April aufgeführt werden ſollte. Das Haus, welches beynahe 3000 Zuſchauer faſſen kann, war überfüllt. Schon lange vor Eröffnung der Kaſſe hatte man ſich verſammelt, und harrte des Augenblicks, und im Nu war alles von unten bis oben beſetzt, ſobald die Pforten aufgeſchloſſen waren. Aber gleich anfangs ließ ſich einige Partheylichkeit erwarten; denn Kean's Anhänger waren eben ſo feſt entſchloſſen, deſſen Meinung geltend zu machen, als Bucke's Verehrer deſſen Dichterberuf. Der Vorhang ging auf, und das Trauerſpiel begann ohne Prolog oder Anrede an das Publikum, wie es die hieſigen Zuſchauer ſonſt allemal bey neuen vorzüglichen Stücken erwarten. Damit war denn auch das erſte Lärmſignal gegeben, und es muſſte ein Schauſpieler vortreten, und ſeinen Regiſſeur über das Wegbleiben des Prologs entſchuldigen, ehe an ein Weiterſpielen zu denken war. Die erſten beyden Acte gingen dann ſo ziemlich ohne Störung vor ſich, aber bey dem dritten hub der Sturm wieder an, und in den beyden letzten behielten Ziſcher und Pfeifer ſo ſehr die Ueberhand, daß ſich ſelbſt bey der Farce, die den Theater-Abend zu beſchließen pflegt, die Schreyer noch nicht zufrieden geben wollten, und mit Pfeifen, Schellen, Klappern, Schnurren und lärmenden Inſtrumenten aller Art zu erkennen gaben, daß ſie ſich jede Wiederholung verbäten. Wer das engliſche Schauſpielweſen nicht kennt, wird ſich gewiß wundern, daß nach ſolchen Vorgängen eine zweyte Aufführung verſucht worden iſt. Allein man hat es dem Verfaſſer ſehr verdacht, daß er auf ſolche gewaltthätige Weiſe ſein wirklich ungenießbares Produkt gewiſſermaßen aufdringen wollte, und der Zankapfel iſt zu Grabe getragen. Seitdem hat Mr. Bucke noch ein Gedicht, die Zeit überſchrieben, mit einigen Probeſcenen aus ungedruckten Dramen ebenfalls anonym herausgegeben. Ein Recenſent ſagt von jenen, Mr. Bucke ſchiene eben ſo unbekannt mit den erſten Erforderniſſen des Versbaues, als gewohnt, in der Lotterie der Literatur dramatiſche Nieten zu ziehen. Von den dramatiſchen Bruchſtücken meint der Rec., nur die durchgängige Armſeligkeit der neueſten engliſchen Bühne habe einen Augenblick zu dem Zweifel Anlaß geben können, ob man einen ſolchen Dramatiker gänzlich von der Bühne verbannen dürfe, und es ſey nur die Laune unerträglich, die willkürlich heute Bay beklatſche, und Mer morgen ausziſche. — Schon früher (den 15. Febr.) ſahen wir in Drurylane eine Tragödie: Switzerland, von der Feder der Miß Jane Porter. Die ſchöne Verfaſſerinn, deren Talent für Erzählung und Novelle iſt, hat durchaus keines für das Drama. Gänzlicher Mangel an Handlung hat vorzüglich das Stück fallen gemacht. — Den 17. April gab es hier ein neues Luſtſpiel: Honour oder Arrivals from Collage. Die Intrigue iſt unbedeutend. Edmund und Emmeline lieben ſich mit der Zuſtimmung von Edmunds Onkel, deſſen Pflegetochter Flora den Edmund auch liebt, aber aus Rache über die nicht erwiederte Neigung ihre Tugend einem modernen Stutzer, einem Dandy, aufopfert, und den Onkel glauben macht, Edmund ſey ihr Verführer. Der Onkel unterſagt dieſem das Haus, und hintertreibt die Heirath mit Emmelinen. Flora geſteht auf ihrem Todbette reuig ihr Unrecht, und die treuen Liebenden werden mit der Erfüllung ihrer Wünſche belohnt. Was dem fünf Acte hindurch geſponnenen Stücke den größten, eigenthümlichſten Reiz verleiht, iſt der Charakter des Dandy, und die Darſtellung deſſelben von Harley. Lobenswerth iſt die Anſicht des Verf. vom Duell. Dandy beleidigt Edmund; der aber ſich weigert, ihn herauszufordern, weil er dieß für unrecht hält, ihn dagegen mit ſeinem Leben vertheidigt, als Räuber ihn überfallen. Nur iſt das Duell noch zu tief in die Anſichten unſerer Zeit eingreifend, als daß ſolche vorübergehende Züge auf der Bühne von Wirkung ſeyn ſollten. Der erwähnte verfehlte dieſe ganz; denn das Gefühl, das ſich aller Zuſchauer faſt bemächtigte, war eine dem Stücke ſelbſt nachtheilige Verachtung gegen die Grundſätze des Verfaſſers. Auch ſchadet die Erinnerung an R. Steele, der bereits in ſeinem the Conscious Lovers dieſelbe Vertheidigung der geläuterten Begriffe von Ehre gegen das fauſtrechtliche Duell mit mehr Glück verſucht hat. (Die Fortſ. folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 27.

Digitized by Google

Nro. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 26. Auguſt 1819.

Denn auf dem brettérnen Gerüſt der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts ſey hier wahr und wirklich, als die Thräne;
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.
Aufrichtig iſt die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falſche ſtellt ſich wahr, um zu berücken.

Schiller.

Theaterkritiken von A. Müllner.

(Bey Gelegenheit des Gaſtſpieles der Mad. Schröder auf dem Stadttheater zu Leipzig im Jul. 1819.)

Wie im vorigen Sommer das Künſtlerpaar Wolf aus Berlin, ſo hat in dieſem die berühmte Schauſpielerinn aus Wien, Frau Sophie Schröder, mich vor die Bühne von Leipzig gelockt. Dieſelben Gründe, welche damals mich beſtimmten, über das Geſehene im Morgenblatt zu ſprechen, gelten auch hier. Ich finde mich ziemlich genau auf dem nämlichen Standpunkte wieder. Wenn es irgend einen Fall gibt, wo das Geſchäft der öffentlichen Theaterkritik mit Luſt, mit Hoffnung auf Nutzen, und ohne die Gefahr gewöhnlicher Anfeindung getrieben werden kann; ſo iſt es der, wo ein entſchiedenes und hervorragendes Talent dem Geſchmacksurtheile des Kunſtfreundes gegenüber ſteht. Mit Luſt: denn die Kritik ruft alsdann eine Menge genußreicher Augenblicke in unſer Gedächtniß zurück. Mit Hoffnung auf Nutzen: denn der G e g e n ſ t a n d der Beurtheilung erſetzt an Reiz für den Leſer, was vielleicht der Beurtheilung ſelbſt abgeht. Und ohne die Gefahr gewöhnlicher Anfeindung: denn das wahrhaft bedeutende, redlich ſtrebende Talent, wie empfindlich ihm auch Anfangs der Tadel ſeyn möge, wird im Gefühl ſeiner Sicherheit gegen die nachtheilige Wirkung u n g e r e c h t e r Rügen den gerechten bald Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und nach dem Maßſtabe, womit es ſeine Leiſtungen meſſen ſieht, die Achtung ermeſſen, die eben durch den Gebrauch dieſes Maßſtabes ihm dargebracht wird. Schon aus dem Sehrohr, durch welches der Beobachter ſchaut, läßt ſich abnehmen, ob er am Horizont' ein Pferd vom Eſel unterſcheiden, oder den Aufgang und den Lauf eines Geſtirns beobachten will.

I. M e r o p e.

Bis zur erſten Scene mit Aegiſth eine Kette ſchöner Momente; aber eine K e t t e, deren Glieder, ſammt ihrer abſichtlichen Zuſammenfügung, man noch deutlich unterſcheiden konnte. Vielleicht zum größten Theil Fehler der Mitſpielenden, die es an der Wechſelwirkung fehlen lieſſen. Mit der Erſcheinung Aegiſth's trat dieſe Wechſelwirkung ein, das treffliche Mienenſpiel fand Antwort, meiſt treffende Antwort, in Blick, Miene und Ton des Jünglings; die ſichtbare, mühſam gegliederte Kette verſchwand, und machte einem eng und zart gewebten B a n d e Platz, welches die beyden nahverwandten Herzen aneinander zog. Mit der falſchen Agnition (mit dem Irrthum, daß der Fremdling Aegiſth's Mörder ſey) wurde die Leidenſchaft der unglücklichen Mutter zum lebendigen S t r o m, welcher das Mitgefühl unwiderſtehlich ergriff, an der w a h r e n Agnition (der Entdeckung, daß der Gefangene Aegiſth ſelbſt ſey) gewaltſam gebrochen wurde, und in Wogenkampf mit ſich ſelbſt gerieth.

In der Schlußſcene entfaltete Merope die volle Gewalt ihrer, aus dem Innerſten hervordringenden Stimme, welche ſchier den Theater-Donner übertönte. Wenn dieſe Scene kalt ließ, ſo war es nicht ihre Schuld. Das Mitſprechen

Digitized by Google

der Statiſten ſtörte zu ſehe, und erregte im Publikum merkliche Anwandlung von Lachen.

II. Phädra.

Ein herrlicher Anfang! Als ich dieſe Geſtalt auf die Ruheſtätte ſinken ſah, und die Worte:

Wie dieſe ſchweren Hüllen auf mir laſten u. ſ. f. ſo ſprechen hörte; griff ich nach meinem ſchärfſten kritiſchen Sehrohre. Lag es am Objektivglaß oder am Objekt? ich glaubte ſehr bald einige Flecken auf dem Spiegel der Wahrheit zu ſehen. Nicht ernſtlich genug ſchien Phädra verbergen zu wollen, was die innere Glut, das mächtige Bedürfniß, mit der Vertrauten von dem Gegenſtande ihrer Liebe zu ſprechen, bey Racine und ſeinem genialen Ueberſetzer auf ihre Lippen drängt. In dem wilden Ausbruch „der ganze Wahnſinn (der Liebe) raſt in mir," geſteht ſie ihre Leidenſchaft. Jetzt gilt es, den Gegenſtand derſelben zu nennen. Sie wagt es nicht, ſie bezeichnet ihn blos: „Du kennſt ihn, den Jüngling, ihn" u. ſ. f. Mad. Schröder ſprach dieſe Stelle mit niedergeſchlagenen Augen, und genau ſo, als ob nur weibliche Schüchternheit, Scham, eine Schwachheit zu bekennen, ſie zögern lieſſe. Die, dünkt mich, muß ſchon früher, ſchon bey dem Geſtändniß einer ehebrecheriſchen Neigung überwunden ſeyn. Hier erwartete ich Phädra's Schauder vor ſich ſelbſt ausgedrückt zu ſehen, den ſie unmittelbar vorher angekündiget hat („Mir ſchaudert, es heraus zu ſagen,") und der ſie bey dem Bekenntniß einer blutſchänderiſchen Liebe nothwendig durchdringen muß.

Deſto gelungener ſchien mir das ſtumme Spiel, während Panope den Tod des Theſeus berichtete. Wie die matte Flamme eines eben neu getränkt werdenden Dochtes, flackerte die Hoffnung der unſeligen Liebe, die wiederkehrende Lebensluſt, in Phädra's Augen auf. Ein Kenner, vor dem ich ſonſt gern die Segel ſtreiche, tadelte das. Er wollte erſt den Schreck und den Schmerz über den Tod des Gatten dargeſtellt wiſſen, und dieſen Empfindungen ſollte während der Rede der Oenone nach Panope's Abgange jenes Erwachen der Lebensluſt langſam folgen. Ich kann ihm nicht beyſtimmen. In wem „der Liebe ganzer Wahnſinn raſt'," der, denk' ich, wird immer bey ſolcher Nachricht zuerſt dasjenige empfinden, was die Künſtlerinn hier zeigte.

Die Scene mit Hippolyt (II. 5.) war meiſterhaft. Ich las ſie nach der Vorſtellung wiederholt, nirgends konnte meine Phantaſie weiter hinaus, als die Künſtlerinn gegangen war; und nur an Einer Stelle ſträubte ſie ſich, ſo weit zu gehen. Es war der Vers am Schluſſe einer trefflichen Rede:

Mit dir war ich gerettet oder verloren!

In der extenſiven Kraft, der unmäſſig lauten Erhebung der Stimme, ging mir die intenſive, die in einem abandon absolu des Herzens endende Ausſchweifung der Phantaſie, verloren. Ein theatraliſcher Kraftſtreich rückte mir die Phädra, die ſich als Ariadnen und Hippolyt als Theſeus anſchaut, und ſo im Geiſt' ihr ganzes Weſen dem Geliebten in die Arme wirft, plötzlich aus den Augen, und ſchob ihr die laut nach lautem Beyfall ſtrebende Schauſpielerinn unter. Doch während er erſcholl, kehrte mir Phädra wieder, und ihr zögernder, rückblickender Abgang mit Hippolyt's Schwert entſprach ſo ganz den Worten Theramens:

> Flieht dort nicht Phädra, oder wird vielmehr
> Gewaltſam fortgezogen?

daß er in jedem beliebigen Momente der bildenden Kunſt zum Modell hätte dienen können.

Dagegen vermißt' ich in der Anrufung der Venus (III. 2.) ein Etwas, womit einige Jahre früher Eßlair als Theſeus in der Anrufung des Neptun auf denſelben Bretern mich hingeriſſen hatte. Ich meine diejenige Kraft der Phantaſie, welche aus dem Schauſpieler heraus Götter, an die wir nicht glauben, vor die Augen unſerer Phantaſie hinzaubert. Hier ſchlägt ein, was Iffland irgendwo von den Muſterſpielern ſeiner Bildungszeit ſagt: „die Herren täuſchten mich nie, wenn ſie nicht zuvor ſich ſelbſt getäuſcht hatten." Und das fand ich hier nicht heraus, am wenigſten bey den Worten:

Räche dich, Göttinn! Räche mich! Er liebe!

Die Weichheit, womit Mad. Schröder die letzten Worte ſprach, die Sehnſucht, das Schmachten nach Liebe, ſtörte mich. Die Künſtlerinn mahlte ihre Schwachheit ſtatt der Kraftäußerung der Rachſucht, die ihre Schadenfreude vorempfindet. Sie hatte hier es ſchon vergeſſen, daß ſie eben ihre Sache zur Sache der beleidigten Göttinn machen wollte, und alſo in dieſem Augenblicke Hippolyt's Liebe nicht begehren konnte, um ſie zu belohnen, ſondern um ſie dann ihrer Seits zu verſchmähen.

Aehnliche Abweichungen hinüber von der Bahn der Wahrheit über — den Rhein wurden mir auch mitten in der Trefflichkeit der folgenden Scenen des vierten Akts fühlbar. Einige falſche Betonungen fielen mir auf, z. B. IV. 6.:

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.

Auch einige falſche Tonmahlereyen. Dagegen war die Viſion des Minos, der die verbrecheriſche Tochter richtet, voll tiefer Wahrheit. Hier ſchien Phädra die Geſtalten des Orkus zu ſehen, und muſſte dem Anblick in Ohnmacht erliegen.

Eine andere Wahrheit hatte Akt V. ihr Tod. Der Kenner, deſſen ich oben gedachte, fand ihn zu materiell, zu leiblich wahr. In der That ſtarb Phädra die ganze Scene hindurch; der pathologiſchen Wahrheit war vielleicht zu viel, und einige Bewegungen und Streckungen ſchienen diejenigen Empfindungen ſympathetiſch mittheilen zu wollen, welche das Gift in den menſchlichen Eingeweiden erregt. Aber Ein Moment blendete mich ſo, daß ich für

Digitized by Google

dieſe Irrgänge der ſchönen Kunſt blind wurde. Es war das Geſicht Phädra's, womit ſie des genommenen Giftes gedachte.

Das einſt Medea nach Athen gebracht.

Die Furien hatten es gemiſcht; Medea's Schatten hatt' es ihr gereicht; die ganze Fabelwelt, auf deren Gebiet dieſe Tragödie ſpielt, lebte in mir auf bey'm Anblick dieſes Angeſichts der halbausgerichteten Sterbenden, und ſelbſt der ſtörende Ausruf (Schrey vielmehr) Panope's: „Ach, Herr, ſie ſtirbt!“ über welchen ein Theil des Publikums lachte, rief mich mit Mühe aus der alten griechiſchen Heldenzeit, wohin ich entrückt war. Mehrere Freunde haben mich mit dieſer Auslegung des Momentes ausgelacht. Sie wollten in dem Ausdruck des Wortes Medea nichts erblickt haben, als einen gewöhnlichen Fehler der Effeltmacherey, welche bey dem Worte Herz ſtets die Hand auf die Bruſt legen, und ein Wort wie Medea überall mit einem Gorgonenantlitz ausſprechen zu müſſen glaubt. Sie haben mich ungewiß gemacht über den Gedanken der Künſtlerinn; aber natürlich nicht über die Wirklichkeit meines Genuſſes. Genug, der Moment blendete mich, gleichviel ob mit einem Sonnenſtrahl oder mit einem optiſchen Selbſtbetrug.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichten von Montroſe.

(Beſchluß.)

Ralands Tod, des Sohns des Nebels, finde hier noch ſeinen Platz. Er lag ſterbend in Montroſens Lager, wie er die Nachricht von Annot Lyles Heirath mit Lord Mentieth erfuhr. Allan hatte ſie auch mit aller Heftigkeit ſeines wilden Gemüthes geliebt, darin ſah der alte Geächtete noch ein Mittel zur Rache. Er rief ſein Enkelkind an ſein Lager; „Kenneth, ſagte er, höre die letzten Worte deines ſterbenden Ahn. Ein Sachſenkrieger, Allan mit der blutigen Hand, hat vor wenigen Stunden dieſes Lager verlaſſen, um nach Caberfea zu gehen. Eile ihm nach wie der Jagdhund dem verwundeten Hirſch, ſchwimm durch die Seen, klettre über die Berge, ruhe nicht bis du ihn gefunden haſt.“ Während ſeines Großvaters Rede färbten ſich des Knaben Wangen immer höher, er legte die Hand an ein Meſſer, das in dem ledernen Riemen ſtack, der ſeinen ärmlichen Plaid zuſammen hielt. „Nein, ſagte der alte Mann, er ſoll nicht von deiner Hand fallen. Sie werden dich nach Neuigkeiten aus dem Lager fragen — ſag ihnen, es habe ſich entdeckt, daß Annot Lyle, das Mädchen der Harfe, die Tochter Duncans von Ardenvohre ſey, daß der Thane von Mentieth ſich ihr vor dem Prieſter vermähle, und du ausgeſandt ſeyſt, die Hochzeitgäſte zu laden. Erwarte nicht ihre Antwort; ſondern verſchwinde wie der Blitz aus dem finſtern Gewölk. Und nun geh, geliebter Sohn meiner Geliebteſten! Nimmermehr werde ich dein Angeſicht ſehen, noch hören den Schall deines leichten Fußtritts. Doch weile noch einen Augenblick und höre mein Vermächtniß. Gedenke des Schickſals deines Geſchlechts und melde nicht die Sitten der Kinder des Nebels: Wir ſind nur noch ein zerſtreutes Häuſchen, von dem Schwert der Menſchen aus allen Thälern vertrieben, die an eben den Orten herrſchen, wo ihre Voreltern Bäume fällten und unſern Vätern das Waſſer herbey trugen. Doch Kenneth, Erorchts Sohn, in dem Dickig der Wälder und im Nebel der Berge bewahre die Freyheit, die ich dir als Erbtheil hinterlaſſe, tauſche ſie nicht für das reiche Gewand, nicht für das ſteinerne Dach, nicht für den gedeckten Tiſch, noch das weiche Lager. — Auf dem Felſen oder im Thal, im Ueberfluß, oder darbend, im belaubten Sommer, oder ſtarrenden Winter — bleibe frey, Sohn des Nebels, wie deine Vorfahren es waren! Erkenne keinen Herrn, unterwirf dich keinem Geſetz; nimm keinen Sold, gib keinen Lohn, baue keine Hütte, hege kein Feld ein, ſäe kein Korn; die Rehe des Gebirgs ſeyn dir Herde und Nahrung; mangeln dir dieſe, ſo greife zu den Gütern unſrer Unterdrücker der Sachſen und derjenigen unter den Gaelen, welche Sachſen ſind in ihrem Herzen, die Rinder und Schafe höher ſchätzen, wie Ehre und Freyheit. Heil uns, daß ſie's thun, unſre Rache findet um ſo größern Spielraum. Gedenke derer, die unſerm Geſchlechte wohlthaten, und zahle ſie ihnen, wenn die Stunde es fordert, mit deinem Blut. Wenn ein Maclain zu dir käme mit dem Haupte des Königsſohns in ſeiner Hand, gied ihm Schutz und wenn das Heer ſeines Vaters ihm auf dem Fuße folgte; denn in Glencoe und Ardnamurchan haben wir in der Zeit der verfloſſnen Jahre in Frieden gelebt. Aber die Söhne von Diarmid, das Geſchlecht der Darlinvarach, der Reiter von Mentieth — fluch dir Kind des Nebels, wenn du in der Stunde, da du ſie vertilgen kannſt, einen von ihnen verſchonſt. Aber ſie werden heimgeſucht werden! Ihr eignes Schwert wird ſie freſſen, zerſtreut werden ſie zu den Nebeln fliehen, und die Kinder des Nebels werden ſie vernichten. Nun geh! Schüttle den Staub von deinen Füßen, wenn du die Wohnungen der Menſchen betrittſt, mögen ſie verſammelt ſeyn im Krieg oder Frieden. Geh, Geliebter! Mögeſt du ſterben gleich deinen Vätern, ehe Krankheit, Schwäche oder Alter deine Kräfte brechen. Geh! lebe frey, lohne Liebe, räche die Schmach deines Geſchlechts.“

Der junge Wilde weilte und küßte die Stirn ſeines ſterbenden Ahn. Aber von Jugend auf gewohnt, jedes äußere Zeichen des Gefühls zu unterdrücken, ſchied er ohne Thräne oder Abſchied und war bald jenſeits der Gränzen von Montroſens Lager.

Dalgetty, welcher Zeuge von dem letzten Augenblick dieſer Unterredung war, ſuchte durch chriſtliche und politiſche Gründe dem ſterbenden Greis ſein Unrecht fühlend zu machen; dieſer antwortete aber gar nichts, ſondern forderte aufgerichtet zu werden, um die Gegend zu überſehen. Der dichte Winternebel, welcher bisher auf den Höhen geruht

hatte, rollte nun durch alle Bergſpalten und Klüfte herab, ſo daß die felſigten Gipfel wie ſchwarze Inſeln hervorragten. „Geiſt des Nebels, rief Ranald Mac Eagh bey dieſem Anblick, du, den unſer Geſchlecht Vater und Erhalter benannte, empfange, wenn dieſe Todesſtunde vorüber iſt, den in das Heiligthum deiner Wolken, den du im Leben ſo oft beſchirmt haſt.“ Nach dieſen Worten ſank er in die Arme derer, die ihn unterſtützten, zurück und ſprach kein Wort, ſondern legte ſein Haupt eine Zeit lang zur Seite.

Ich fürchte, ſagte Dalgetty, mein Freund Ranald möchte in ſeinem Herzen nichts beſſer ſeyn als ein Heide; und er drang wieder in ihn, einen Geiſtlichen kommen zu laſſen, um das Wohl ſeiner Seele zu ſichern. Sachſe, nahm der Sterbende das Wort, ſprich mir nicht von deinem Prieſter, ich ſterbe zufrieden. Hatteſt du je einen Feind, gegen den Waffen nichts ausrichteten, den die Kugel verfehlte, der Pfeil nicht traf, deſſen Haut für Dolch und Schwert undurchdringlich war, wie das Geſchirr deines Roſſes — hatteſt du je ſo einen Feind? — Wohl oftmals! wie ich in Deutſchland diente war in Ingolſtadt ein Menſch, der war feſt gegen Schuß und Stich, die Soldaten ſchlugen ihn mit den Kolben todt. — Dieſer unverwundbare Feind, fuhr, ohne des Majors Unterbrechung zu achten, Ranald fort, hat ſeine Hände in das Blut meiner Geliebteſten getaucht, aber dieſen Mann habe ich nun Seelen-Angſt, Verzweiflung und Tod ausgeſprochen — denn ſolches Schickſal fällt Allan mit der Bluthand zu Theil, wenn er Annots Hochzeit mit Menteith erfährt; und ich fordre nichts mehr als die Gewißheit davon, um mein blutiges Ende durch ſeine Angſt zu verſüßen.“

Das ſey genug, um die Leſer in Stand zu ſetzen, über das Intereſſe dieſer neuen Dichtung eines — faſt zu fruchtbaren — Schriftſtellers urtheilen zu können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Juni.

(Fortſetzung.)

Im Coventgarden-Theater iſt wieder eine Tragödie von Maturin gegeben worden. Fredolfo, der Held des Stücks, iſt ein Schweizer Patriot, der, nachdem er in den Kriegen der Kantone mit glänzendem Erfolge mitgefochten, ſich ſammt ſeiner Tochter Urilda in ein Schloß auf dem St. Gotthardts Berge zurückgezogen hat. Das Gebirgsfräulein hat einen Geliebten, aber Adelmar wird von dem Vater gehaßt. Urilda härmt ſich ab, gehorcht jedoch der väterlichen Abmahnung. Zwiſchen Abgründen geräth ſie in Gefahr, aus der Adelmar ſie errettet; das neue Band der Dankbarkeit läßt ſie ihr Unglück tiefer empfinden. Sie wird von einem ungeſtalten Vaſallen ihres Vaters geliebt, den dieſer als den Theilnehmer an einer heimlichen That ſcheut. Aber Berthold's Stand nimmt ihm jede Hoffnung, und ſeine Liebe verkehrt ſich in Erbitterung: Wallenberg; Oeſtreichs tyranniſcher Statthalter in dem Kanton, iſt ebenfalls ihr Verehrer, und ihre Weigerung einer Verbindung mit ihm regt ſeine ganze Bosheit auf. Fredolfo wird von Berthold angeklagt, Wallenbergs Vater ermordet zu haben, und ergriffen. Urilda folgt ihm in ſeinen Kerker, die Veſte wird von Adelmar, der ſich an die Spitze von treuen Landsleuten ſtellt, erſtürmt; nach langen Prüfungen ihres Muthes und ihrer Liebe ſterben Adelmar und Urilda neben einander in dem Augenblick, da Fredolfo den Wallenberg ermordet. Der Hauptheld wird von Young, Urilda von Miß O'Neill gegeben. Wenn der Verfaſſer es über ſich gewinnen könnte, die Kataſtrophe des Stücks, die allgemein mißfiel, umzuändern, ſo würde ſein Beyfall noch entſchiedener ſeyn. Maturin's Manier ſcheint überhaupt, ſo eigenthümlich und, faſt möchte ich ſagen, ſo bizarre ſie auch iſt, viele Verehrer zu finden. — Sonſt iſt noch das neue Stück am 17. April zu bemerken. Nachdem die Romane Guy Mannering, Rob Roy etc. bereits ſämmtlich dramatiſirt worden ſind, hat man ſich hier auch an: the heart of Mid Lothian gemacht. Wenn der Dialog etwas mehr belebt und Abkürzungen angebracht würden, ſo kann ohne Frage das ſehr brav gegebene und an ſich ſehr intereſſante Stück (mit eingelegter Muſik) ſein Glück machen.

Noch habe ich Evadna nachzuholen, oder die Statue ein neues Trauerſpiel von Sheil, faſt nur moderniſirte, wiewol unkräftige Umarbeitung von Shirley's Verräther. Die brave Darſtellung (der Haupt-Charakter, Evadne, iſt in den Händen der Miß O'Neill) hob die Theilnahme des Publikums, und es iſt ſchon oft wiederholt worden.

So viel aus der Theater-Cronik der vier letzten Monate!

Am 1. Mai ward die 51ſte Ausſtellung der königlichen Akademie zu Somerſet-houſe eröffnet. Ihnen iſt das unermeßlich groſe, von Felſen erbaute Gebäude dieſes Namens dicht am Ufer der Themſe bekannt. Zu den Gemächern der königlichen Akademie führt eine Pforte, über welcher die Büſte Michael Angelo's angebracht iſt. Das Gewölbe des Bibliotheks-Saals haben Sir Joſhua Reynold's und Cipriani gemahlt. Von jenem rührt die Figur in der Mitte der Decke, die Theorie der Kunſt vorſtellend, in der einen Hand einen Kompaß, in der andern ein Blättchen mit der Aufſchrift: Theorie iſt die Kenntniß der wahren Natur. Die vier Abtheilungen in den Ecken der Kuppel ſind von Cipriani, und ſtellen Natur, Geſchichte, Allegorie und Fabel dar. Reicher verziert iſt das Deliberations-Zimmer; in den Mittelfeldern der Kuppel findet man hier fünf Gemählde von Weſt. Das mittelſte ſtellt die Grazien dar, die die Natur entſchleyern, die andern die vier Elemente, von denen die nachahmenden Künſte ihren Stoff entlehnen, unter dem Bilde von Genien begleiteter weiblicher Geſtalten mit Feuer, Waſſer, Erde und Luft, in verſchiedenen Formen und Symbolen ausgedrückt. Die groſen länglichrunden Gemählde an den beyden äußerſten Enden der Kuppel ſind von Angelica Kaufmann, Erfindung, Compoſition, Zeichnung und Farbenmiſchung verſinnlichend. Außer dieſen neun groſen Bildern ſind in den Winkeln in der Mitte vier kolorirte Medaillons, Apelles den Mahler, den Bildhauer Phidias, den Architekten Apollodor und den Mathematiker Archimedes vorſtellend. Rings um den groſen mittlern Kreis befinden ſich acht kleinere von Löwen getragene Medaillons, mit den Bildniſſen des Palladio, Bernini, Michael Angelo, Flamingo Raphael, Dominichino, Titian und Rubens in chiaro scuro, von Rebecca gemahlt. Die Akademie iſt im Jahre 1768 geſtiftet, und beſteht aus vierzig Mitgliedern, zwanzig Adjungirten und ſechs Kupferſtechern. Der erſte Präſident war Sir Joſhua Reynolds, der zweyte und gegenwärtige iſt Weſt. Fuſeli iſt Profeſſor der Mahlerey, Flaxman der Bildhauerkunſt, Soane der Baukunſt. Wer als Fremder die jährliche Ausſtellung beſuchen will, zahlt 1 Schill. Eintrittsgeld. Die Ausſtellung beſchränkt ſich auf die Talentproben vaterländiſcher Künſtler, und gewährt als ſolche einen unwiderſprechlichen Nutzen. An Menge gibt die dießjährige den frühern nichts nach, ſie zählt 1178 Gemählde und Zeichnungen und 70 Sculptur-Arbeiten. Jedoch erreichen die wenigſten eine beſondere Höhe, man vermißt Genialität und höhere Vollendung. Der größere Theil beſteht auch dießmal wieder aus Portraits, Landſchaften und Familienſtücken, wenige hiſtoriſche Werke ſind aufgeſtellt. Ich wüßte übrigens keins, das einer beſonderen Auszeichnung im Auslande verdiente.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 33.

Nro. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Auguſt 1819.

Der Schatten jedes verfloſſenen Tages ſchreitet umher, und
lächelt wie ein Engel, oder wie eine Furie droht er.

Youngs Nachtgedanken.

Das Bild der Erinnerung.

Durch der Erinn'rung dämmernde Gebüſche
Schwebt des Vergang'nen holdes Traumbild hin;
Ein Blüthenkelch voll unbefleckter Friſche,
Erglänzt es in der Wirklichkeit Ruin.

Aus ſeligen Gefilden ſcheint's zu kommen,
Doch war es uns im Leben einſt ſchon nah,
Ein Aetherſchein, dem ew'gen Licht entglommen,
Doch ſtand's ſchon hell vor unſern Sinnen da.

Mit Zauberklang bebt es durch unſre Seele,
Es wehet uns mit Liebesodem an;
Und daß es nie an ſüßem Troſt uns fehle,
Begleitet es uns auf des Lebens Bahn.

Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neuſten Zeit.

(Nach dem Engliſchen von D. W.)

Unlängſt verſtarb Miſtriß Brunton, die Verfaſſerinn zweyer beliebter und ausgezeichneter Romane Self-Control (Selbſtbeherrſchung) und Discipline (Welterziehung.) Ihr Gemahl Alexander Brunton, ein Prediger, beſchenkt nach ihrem Tode ihre zahlreichen Verehrer mit dem Bruchſtück eines von ihr angefangenen Romans: Emmeline, und begleitet dieſen Nachlaß mit einer Biographie, welche durch Benutzung mehrerer Briefe und Reiſetagbücher der Verſtorbenen ein echt anſchauliches und anziehendes Bild von dem Leben und Weſen einer Frau, die wirklich für ein Muſter der ſonſt für weniger liebenswürdig geachteten gelehrten Weiber gelten kann, aufſtellt. In folgenden Blättern finden unſre Leſer eine Zuſammenſtellung aus dieſen Hülfsquellen geſchöpft, die ihrer Theilnahme gewiß ſeyn kann.

Mary Balfour, die einzige Tochter in einer der angeſehenſten Familien der Grafſchaft Orkney, wurde auf der Inſel Burra am 1. November 1778 geboren. Sie genoß von einem talentvollen, geiſtreichen, aber ſich wenig mit ihr beſchäftigenden Vater, von einer mehr an das Geräuſch des Hofes als an häusliche Eingezogenheit gewöhnten Mutter keine planmäßige Erziehung. Muſik und die franzöſiſche und italieniſche Sprache wurden frühzeitig von ihr geübt, und die Gewandtheit und Richtigkeit ihres Ausdrucks in ſpätern Arbeiten verdankt ſie fleißigem Ueberſetzen in dieſer Periode. Den Mängeln ihrer erſten Erziehung wurde durch einen kurzen Aufenthalt auf einer Schule in Edinburg und durch die Sorgfalt der Schweſtern ihres Vaters abgeholfen. Früher ſchon ruhte auf ihr allein die Sorge des väterlichen Haushalts, und in Orkney iſt die Verwaltung deſſelben ſo kleinlich und umſtändlich, daß ihr von ihrem ſechszehnten bis ins zwanzigſte Jahr wenig Muße zu ihrer Ausbildung vergönnt war. Dann zog ſie dem geräuſchvollen und glänzenden Aufenthalt in London mit der Gräfinn Wentworth, ihrer Tante, das Stillleben eines ſchottiſchen Landpredigers vor, und vermählte ſich mit Brunton. Das junge Paar ſchlug in Bolton unweit Haddington ſeinen Wohnſitz auf.

Digitized by Google

Jetzt ſtand ihre Zeit ihr mehr zu Gebote, ihr Sinn für Lektüre erwachte, und bekam eine beſtimmtere Richtung. Einige Vormittagsſtunden widmete ſie dieſer Beſchäftigung ausſchließlich, und Abends las ihr Gatte ihr aus kritiſchen und belletriſtiſchen Werken vor. Ihr Lieblingsgegenſtand war die Philoſophie der menſchlichen Seele, und Dr. Raid's Werke las ſie mit beſonderm Vergnügen. Sie machte ſich mit den beſten engliſchen Hiſtorikern bekannt, beſonders gefiel ihrem Ohr die Harmonie in dem Style des Dr. Robertſon; ſie pflegte zu ſagen, daß ſie ſeine Beſchreibung von Kolumbus erſter Reiſe für die anziehendſte und vollendetſte Erzählung halte, die ihr je zu Geſichte gekommen. Auch ein wenig Deutſch lernte ſie. An Mathematik wagte ſie ſich mehrmals; jedoch nur wo ihr Verſtand rein und beſtimmt in Anſpruch genommen wurde, ließ ſie ſich von dieſer Wiſſenſchaft einnehmen; ein einziger Beweis durch die reductio ad absurdum oder die Zuſammenſtellung der Figuren, um ihre Congruenz zu zeigen, entfremdete ihr das Studium jedesmal.

Ihre Lektüre war ihr von weſentlichem Nutzen. Ihr ungeübtes Gedächtniß blieb freylich für Namen und Zahlen unempfänglich, und faſſte weniger die geleſenen Worte auf; aber das Geleſene gab ihr den Leitfaden in die Hand, den ſie ſich weiter ausſpann, das Licht, welches ihren Geiſt allmählig aufhellte.

So lange ſie in Eaſt-Lothian lebte, ſchrieb ſie außer gewöhnlichen Briefen nichts, und ſelbſt dieſe kamen ſparſam, denn Briefſchreiben als Beſchäftigung oder Erholung war ihr zuwider. Eaſt Lothian iſt nicht reich an mahleriſchen Parthien. Aber die Pfarre von Bolton liegt angenehm, die Ufer des bey ihr vorbeyfließenden Stroms enthalten manches hübſche Landſchaftsgemählde. Dieſe gedrängten und waldigen Ufer machten einen eigenen Kontraſt gegen die öde Fläche und die prächtigen Seeproſpekte auf Orkney, ein Kontraſt, der ihr lebendiger und nachdrücklicher das Eigenthümliche beyder Gegenden einprägte, und ſie für die Schönheiten und Abwechslungen der Natur empfänglicher machte. Sie fing an zu zeichnen, und brachte es ſo weit, die aufgefaſſten Gegenſtände leicht und richtig wieder zu geben.

Eine beſtimmte Zeiteintheilung, ſo weit eine Hausfrau über ihre Zeit gebieten kann, ſonderte und trennte ihre Beſchäftigungen. Zwey der Sorge ihres Mannes anvertraute Zöglinge aus Oſtindien vermehrten ihren häuslichen Kreis während ihres Aufenthalts in Eaſt Lothian, und ſie ſorgte wahrhaft mütterlich für ſie. Indem ſie den religiöſen Unterricht derſelben beſorgte, wurde ſie veranlaſſt, ihre eigenen Glaubensanſichten zu prüfen und zu berichtigen. So ward ihr die Religion ein thätiges Lebensprincip, das auf jede ihrer Handlungen einwirkte. Sie ſuchte jetzt Kenntniſſe nicht blos wegen des Behagens, das ſie gewähren, ſondern aus einem ſtrengen Pflichtgefühle. Sie liebte die Natur nicht mehr blos um ihrer Schönheit willen, ſondern wegen der beweiſe von der Weisheit und Güte ihres Schöpfers, an denen ſie ſo reich iſt. Ihr Glaube ſchweifte nicht im Düſtern, er verbreitete Tag und Frieden um ſie her, er erheiterte das Herz, welches er läuterte und erhob.

(Die Fortſetzung folgt.)

Theaterkritiken von A. Müllner.

(Fortſetzung.)

III. Sappho.

Es iſt nicht meine Art, von der Bühne laute Zeichen des Beyfalls zu geben; denn welche gäb' es wohl, die durch den Ungeſchmack und die Parteynahme nicht täglich entweiht würden? Ich laſſ' es gern darauf ankommen, daß die Darſteller mich dazu zwingen, und dieſen Zwang hat Mad. Schröder im erſten Akte zwey Mal an mir ausgeübt. Zuerſt riß mich die Stelle hin, wo ſie Melittens Wachsthum (Mannbarkeit) bemerkt (S. 23, Auflage 2), und dieſelbe mit den Worten küſſt:

Du ſüßes Weſen!
Du hatteſt Recht, die Lehre galt auch dir!

Es war hier über Melittens erfahrne mütterliche Herrin ein Zauber ausgegoſſen, der ſich nicht beſchreiben läſſt. Sodann der Vers S. 26 bey dem Spiel mit dem Dichterkranze:

Von Tauſenden geſucht und nicht errungen!

von Melitten leicht hingeworfen, von Sappho nachſprechend aufgehoben, und dann mit dem vollen Selbſtgefühl verdienten Sängerruhmes wiederholt. So tritt das Licht des Himmels aus einer Nebelwolke hervor, und ſäumt die irdiſchen Dünſte mit den Farben ihres lieblich gebrochenen Strahls. Aber bis zu dieſer Vollkommenheit gelang ihr kein anderer Moment, wohl aber ſind viel andere mir mißlungen erſchienen.

Im Allgemeinen bin ich nicht wenig erſtaunt, diejenigen Betonungsfehler, die ich in Phädra nur als ſeltene, einzelne Flecken bemerkte, in dem Vortrage dieſer Rolle ſo gehäuft zu finden, daß ich kaum begreiſe, wie ſie dem ſorgfältigen Kunſtrichter der Dresdener Bühne bey ſeiner jüngſten Beurtheilung derſelben Künſtlerinn und derſelben Rolle ſämmtlich haben entgehen können. Die reiche Diktion des Stücks iſt allerdings auch an Beywörtern ſehr reich; aber um ſo fehlerhafter nur iſt deren nichts (oder gar Falſches) ſagendes Herausheben vor den Hauptwörtern. Hier eine, unmittelbar nach der Vorſtellung, bey Durchleſung der Rolle gefertigte Liſte der unrichtigen Betonungen, welche mir in ſicherem Gedächtniſſe geblieben waren.

a) O laß mich's nie, Geliebter, nie erfahren,
Daß ich den vollen Buſen legte an den deinen,
Und fänd' ihn leer.

Der volle Buſen iſt ein ganz anders Ding, als der volle Buſen. Schon darum iſt es hier mißlich, die Betonung der Gegenſätze zu gleichen Theilen auf die beyden

Adjektiven voll und leer zu legen. Wohl mag in vielen Fällen durch die ſcharfe Betonung des Satzes die Aufmerkſamkeit für den Gegenſatz geweckt werden, welcher folgen ſoll; aber ſelten wird ſich das rechtfertigen laſſen, wo erſt der ſpätere Gegenſatz den zweydeutigen Sinn des Satzes feſtſtellt.

b) Was mein iſt, iſt auch dein. Wenn Du's gebrauchſt,
So machſt du erſt, daß der Beſitz mich freut.

Offenbar eine ſinnwidrige Pronominal-Betonung. Sappho will ja ſagen: Gebrauche meinen Reichthum, dann erſt wird ſein Beſitz mich freuen. Daß ſie es in Verſen ſagt, ändert nichts, und ſollte vielmehr den richtigen Vortrag erleichtern, da der Dichter ſehr glücklich mit den Zeitwörtern, welche den Hauptton verlangen, die Verſe geſchloſſen hat.

c) Da ich noch ſchon mit runden Kinderwangen —
Die neue Welt mit neuem Sinn begrüßte.

Nicht von der neuen Welt im Gegenſatz einer alten iſt die Rede; die Welt erſchien dem jungen Sinne jugendlich heiter.

d) Da Ahnung noch, kein quälendes Erkennen,
In meiner Leyer goldnen Saiten ſpielte.

e) Doch ſteht mir jenes tiefverhaßte Bild
Mit friſchen Farben vor der heißen Stirn.

f) Das ganze Leben als ein Edelſtein
Am Halſe hangt der neugebornen Liebe.

g) Wenn ich geglaubt, es könne niedre Falſchheit
Den Eingang finden in ſo reinen Tempel.

h) Doch nein, zu tief hab' ich ſein Herz erkannt.

i) Aganippa ſprach die Künſtlerinn S. 63 für Aganippe. Vielleicht nur ein Ungehorſam der Zunge.

k) Und leer der Buſen, deſſen arme Wellen
Nur Luſt zu ſpielen noch, und Furcht vor Strafe
Aus ihrer dumpfen Ruhe manchmal weckt.

l) Wer war's, der da die langen Nächte wachte.

Wollte Sappho durch das Dehnen des Beyworts die Länge der Nächte mahlen; um ſo ſchlimmer!

m) Und einſam, wie ein ſpät verirrter Fremdling,
Geht meines Weinens Stimme durch die Nacht.

n) Ich ſtand ſo ruhig in der Dichtung Auen
Mit meinem goldnen Saitenſpiel allein.
(Vergl. lit. d.)

o) Ich ſuchte dich, und habe mich gefunden.

Die Betonung der Gegenſätze iſt hier richtig, auch vom Dichter vorgeſchrieben; aber Sappho ſprach das mich mit dem Tone der Liebe, mit ſanft auf die Bruſt drückender Hand; mit dem Ausdruck einer Weichheit und Zärtlichkeit, worin ich weder den Sinn des Dichters, noch ſonſt etwas Paſſendes finden konnte.

p) Auf feſtern Grund muß meine Hoffnung fußen.
q) Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt.
r) Es tönt mein goldnes Lied von fremden Zungen.
(Vergl. lit. d und n.)

s) Kalliſto — Rhodope! Ihr weinet, Liebe?

In dieſem Verſe (S. 8) ſprach Mad. Schröder den Eigennamen Rhodope genau, wie der Franzos Merope betont: ∪ — ∪. Der Dichter hat ihn aber ſcandirt, wie Schiller in der Semele den Namen des thrakiſchen Gebirges Rhodope ſcandirte:

Und Helikon, und Kaukaſus und Cynthus,
Und Athos, Mycale, und Rhodope und Pindus.

„Kleinigkeiten!" wird man einwenden. Meinetwegen; aber es ſind Kleinigkeiten, deren Menge auf unſern Bühnen den Sinn der Reden verſchiebt, und die Kritik muß zu verhindern ſuchen, daß der Ruhm eines ausgezeichneten Talents die Mittelmäßigkeit nicht zur Nachahmung ſeiner Fehler anreize. Doch kommen wir zu wichtigeren Dingen.

Ich kam mit der Erwartung, daß die Künſtlerinn, bekannt mit den erheblichſten Ausſtellungen der Kritik gegen dieſe Rolle als Dichterwerk betrachtet, ſich bemühen würde, dieſelben möglichſt zu entkräften. Dieſen Anſpruch mußt' ich ſehr bald, mußt' ihn ſchon S. 18 aufgeben, wo ſie zu Phaon ſprach:

Des Leibes Schönheit iſt ein ſchönes Gut,
Und Lebensluſt ein köſtlicher Gewinn u. ſ. f.

Dieſe Worte ſcheinen Phaons Leib als Gegenſtand von Sappho's Liebe zu bezeichnen. Dieſer Schein wird lebendige Wahrheit, wenn Sappho hier in Phaons Auge blickt, ihm dabey den Arm weich auf die Schultern legt, und endlich den Vers:

Und leben iſt ja doch des Lebens höchſtes Ziel,

mit ſehnſüchtig hinſchmelzender Stimme ſpricht. So that Mad. Schröder. Anders, ganz unſchuldig vielleicht, hat der Verfaſſer dieſe Stelle gedacht, trotz aller Kritik. Phaon hat eben Sappho Hella's erſte Frau, und ſich Hella's letzten Jüngling genannt. Sie will ihn, der ſich ihrer unwürdig achtet, erheben, indem ſie ihm ſeine Vorzüge entgegen hält; ſie hebt von den, ihr zwar minder wichtigen, aber augenſcheinlichen an; geht nach deren leicht und ſententiös hingleitender Berührung mit lebendiger Theilnahme und entſchiedener Beziehung auf ſeine Perſon zu den beſſeren über: „Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke" u. ſ. f. und breitet nun die Arme gegen einen, nach ihrer Ueberzeugung würdigen, mit mehr als Leibesſchönheit geſchmückten Phaon aus. Bey dieſer Auffaſſung, und bey einer ihr entſprechenden Darſtellung gewinnen beyde Theile wieder, was ſie für den Leſer, vielleicht nur aus Mangel an moraliſcher Klarheit des dichteriſchen Ausdrucks, verloren haben können. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Juni.

(Beſchluß.)

Nachrichten aus Neapel zufolge iſt der berühmte Reiſende Belzoni, dem wir die intereſſanteſten Nachrichten über die ägyptiſchen Pyramiden verdanken, nicht todt. Seine Briefe von Thebe an Lord Belmore, vom 27. Oktober 1818, laſſen ihn in Aegypten ſich unabläſſig mit antiquariſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Nachforſchungen beſchäftigen.

Sir Humphry Davy hat einen Bericht über den Zuſtand der zu Herculanum gefundenen Papyrus-Mannſcripte herausgegeben. Er hält es für einen Irrthum, daß dieſe Rollen durch Feuer verkohlt ſind, ſondern ſchreibt ihre Beſchaffenheit der Feuchtigkeit zu, und unterſtützt ſeine Hypotheſe mit mancherley Gründen. Die Zahl der Handſchriften und Fragmente, die von Anfang her nach dem Muſeum von Portici gebracht ſind, beläuft ſich auf 1696. Von dieſen ſind 88 abgerollt, und in einem lesbaren Zuſtande, mit 319 hat man den Verſuch gemacht, ſie mehr oder weniger abgewickelt, aber unleſerlich gefunden, während 24 auswärtigen Mächten zum Geſchenk gemacht ſind. Von den übrigen 1265 beſteht der wei-

Digitized by Google

ten der größere Theil aus kleinen Bruchſtücken, verſtümmelten oder zerknitterten Handſchriften; nur von 88 bis 120 läſſt ſich hoffen, daß ihre chemiſche Behandlung glücken wird. Von den 88 lesbaren Handſchriften beſteht der größte Theil aus Werken griechiſcher Philoſophen oder Sophiſten, neun von Epicur, 32 von Philodemus, drey von Demetrius, und je eins von Colotes, Polyſtratus, Carneades und Chryſipp. Die abgehandelten Gegenſtände ſind von Natur- und Moral-Philoſophie, Medicin, Kritik, und allgemeine Betrachtungen über Kunſt, Leben und Sitte.

Der Verfaſſer der Gedichte: Das Gaſtmahl, der Nachtiſch ꝛc. iſt Hans Buſk Esq. Derſelbe hat ein neues humoriſtiſches Gedicht: The Vestriad oder die Oper, angekündigt.

Playfair ſchrieb während ſeines Aufenthalts in Frankreich eine Antwort auf das Werk der Lady Morgan über Frankreich, welche nächſtens im Druck erſcheinen wird.

Kapitän Sabine hat Bemerkungen bey Gelegenheit von Kapitän Roß Reiſebeſchreibung nach der Baffins-Bay drucken laſſen, und wird dadurch den Hrn. Roß zu einer Gegenerklärung nöthigen. Sobald ſich ein Reſultat ziehen läſſt, werde ich es Ihnen nicht vorenthalten.

Kapitän Webb hat die Gebirgswand Himálaya erſtiegen, und hatte eine Zuſammenkunft mit einem tartariſchen Fürſten. Der große in Europa mit dem Namen Tibet bezeichnete Landſtrich war jenem Oberhaupt unter ſolchem Namen unbekannt. Kapitän W. vermuthet, es komme von Teiba her, das in der Gurcali-Sprache blos hochgethürmte Gebirge bezeichnet, und was die alten Miſſionare in Tibet verwandelt haben mögen. Im Verlauf dieſer intereſſanten Entdeckungsreiſe gab Kapitän Webb ſich angelegentliche Mühe, durch alle Mittel, die gute Inſtrumente und trigonometriſche Beobachtungen an die Hand geben, die Höhe von nicht weniger als 27 Schneekoppen zu beſtimmen, von denen die höchſte auf 25,669 und die niedrigſte auf 15,733 Fuß über der Meeresfläche angegeben wird, ſo daß die erſtere alſo mehr als 5000 Fuß höher iſt, als der Pik des Chimboraſo, des höchſten von den Andes. Die beſtimmte Grenzſcheide des Gefeierpunktes in dieſen Gebirgen möchte, zu runden Zahlen angegeben, 13,000 Fuß über dem Meere in der Parallele von 31°, oder 13,500 in der von 30° ſeyn.

Der verſtorbene John Gifford hat einen Auszug aus Blackſtone's auch für Deutſchland ſo brauchbaren Commentaren zum Gebrauch für die obern Klaſſen öffentlicher Schulanſtalten und für Gelehrte überhaupt hinterlaſſen, an welchem bereits gedruckt wird.

Bey Gelegenheit einer neuen deutſchen Grammatik für Engländer bemerkt das Monthly Review Enlarged: „Die Wichtigkeit der deutſchen Sprache beſonders für die gelehrte Klaſſe mache jeden Verſuch, eine Kenntniß derſelben zu verbreiten, lobenswerth. Von allen europäiſchen Zungen enthalte ſie die größte Gabe geſunder Gelehrſamkeit, aber in der ſchönen Literatur habe ſie einen Ruf erhalten über Verdienſt. Wenn die Oden Klopſtocks, die Balladen Bürgers, die Mährchen Wielands und einige wenige Stücke von Schiller, Goethe und Kotzebue (?) auch den Rang europäiſcher Klaſſiker verdienten, ſo komme doch die Maſſe ſchöner und beredter Schöpfungen der der älteren Sprachen nicht gleich. Proſa gedeihe noch ſpärlicher als Poeſie, und die Deutſchen ſchienen ihre beſten Vorbilder, wie Leſſings Fabeln und Werthers Leiden, gegen einen morgenländiſchen myſtiſchen Styl zu vertauſchen, der der Gedankenklarheit und dem Verſtändniß der Ausländer gefährlich ſey.“ Sollte der Vorwurf ganz ungegründet ſeyn?

Können Sie ſich es vorſtellen? Das Monthly Magazine vom Mai 1819 pag. 325 nennt Kotzebue den philoſophiſchen Dramatiker und den Shakſpeare Deutſchlands!! Doch muß man bemerken zur Ehre des engliſchen Geſchmacks, daß dieß nur in der Ueberſchrift eines Aufſatzes geſchieht, der von geübterer Hand herrührt, und wenigſtens Kotzebue richtiger beurtheilt. Denn hier heißt es: „Wenn Kotzebue auch in Hinſicht auf Geiſteskraft und Vollendung des Styls nicht in die Klaſſe der erſten Schriftſteller gehört, ſo ſind doch wenige in ihrem Leben mehr gefeyert worden. Er beſaß die Kunſt, ſeine Gefühle mit großem Erfolg der allgemeinen Stimmung anzuſchmiegen, und wenn wir ihm auch das Verdienſt kühner Imagination oder tiefen Denkens abſprechen dürften, ſo müſſen wir doch einräumen, daß Talente nicht gewöhnlicher Art erfordert wurden, um den großen Ruhm zu erreichen, den ſeine Schriften unbezweifelt immer beſeſſen haben. Als dramatiſchen Schriftſteller würden wir ihn am liebſten Cumberland unter den Engländern und Goldoni unter den Italienern an die Seite ſtellen; vielleicht erreicht er Cumberland nicht, doch fällt uns dieſen Augenblick kein anderer unſerer Dramatiker ein, der die Natur durch das Mittel des Gefühls ſo tief auf gleiche Weiſe aufgefaßt hätte. Es liegt eine gewiſſe Albernheit (sillinefs) in den komiſchen Charakteren Beyder, und ein Uebermaß von Empfindung in ihren leidenſchaftlichſten Scenen, die häufiger in weibliche Kraftloſigkeit ausartet, als ſich zu männlicher Energie erhebt, ſelbſt wenn das Süjet heroiſch iſt. Durch dieſe Mängel aber greifen Kotzebue's Schriften nach unſeren Begriffen die Moralität mehr an, als durch die unmittelbare Tendenz der in ihnen aufgeſtellten Beyſpiele, die ſo viel Widerſpruch erfahren haben. Zuneigung (affection) iſt heiliger Art, ſo nahe mit vielen unſerer Gebrechen verknüpft, daß ſie ſchwerlich ſo offen zu allgemeiner Schau ausgeſtellt werden darf, als es von Schriftſtellern, wie Cumberland und Kotzebue geſchehen iſt, ohne die Gefahr, lächerlich zu werden. Und häusliche Empfindungen, die das Verband aller Geſelligkeit bilden, ins Lächerliche ziehen, iſt eben ſo ſchädlich, als Laſter verſchönern, indem man ihre Gemeinheit verſteckt. Allein beabſichtigt haben weder Kotzebue noch Cumberland dergleichen in ihren Schriften. Sie beſtrebten ſich die Theilnahme ihrer Zuhörer nach beſten Kräften zu feſſeln, und glaubten Beyde, Tugend einzuſchärfen, wenn ſie die unruhigen Gefühle (palpitations) der Liebe und Herzensgüte darſtellten, über welche die Erziehung den Schleyer des Zartgefühls zu werfen bemüht iſt. Ein großer Theil der Popularität, die ſie erlangten, muß daher der Neuheit ihres Verſuchs zugerechnet werden, und viel von der durch ſie erregten Theilnahme der Blöße, in der ſie die Gefühle des Publikums in Anſpruch nahmen. Aber es iſt nur eine Mode, die ſie hervorbrachten, und ſie iſt vorüber, dieſe unbezweifelt auf ſchlechten Geſchmack gegründete Mode. Denn wiewohl ihre Anſichten der menſchlichen Natur ausnehmend beſchönigend ſind, ſo ſind ſie doch nicht von der Art, daß die Welt ſie jenſeits des Kamins und der Schlafſtube lange erträglich finden könnte. Sieht man nun aber hinweg von dem Mißbehagen, das ſein falſcher Begriff von dem Natürlichen in der Kunſt erzeugt, ſo findet ſich, daß Kotzebue viel Vergnügen gewährt, nicht blos durch ſeine Gewandtheit in Erfindung ſeiner Fabeln, ſondern auch durch den großen Kreis und die Mannigfaltigkeit ſeiner Charaktere. Und wir ſollten bedenken, daß er ſchrieb, als es Mode war, den rohen Haufen für eben ſo reich an Einſicht wie die gebildeten Stände, und dieſen ſelbſt in den beſten Eigenſchaften des Menſchen für überlegen zu halten; als es für gut befunden wurde, die alten Heroen des Dramas, das Erhabene und das Edle, durch ſentimentale Dragoner und ſchwermüthige Concubinen abzulöſen. Indem wir uns folglich in den beſtimmteſten Ausdrücken gegen ſeine Darſtellung des Kindiſchen und Kraftloſen, ſo naturgemäß und einnehmend es ſeyn mag, erklären: ſo erkennen wir doch dankbar, daß er ſeinen Pinſel in Herzlichkeit tauchte, und ſeine Charaktere nicht von akademiſchen Formen, ſondern geradesweges aus der Natur entlehnte.“

Digitized by Google

Nro. 206.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Auguſt 1819.

Tröſtlich
Iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen.
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.

Goethe's Taſſo.

Klänge zu Goethe's 70ſter Geburtsfeyer in ſeiner Vaterſtadt. *)

Weihe.

Es ſchlägt aus goldnem Wolkenthor,
Ein heller Silberſaiten-Laut
Wie Donnereinklang mir ans Ohr! —

Getragen auf des Sturmes Flügel,
Brauſt er dahin in kühnem Drang.
Wild bricht die Woge ihren Zügel;
Der düſtre Forſt vom Felſenhügel
Brauſt tauſendſtimmig in den Sang!

Blick auf! was ſchifft in Wolkenwagen
Hoch durch der Lüfte blaues Meer? —
Hörſt du die gold'nen Saiten ſchlagen? —
Es wogt, vom Sturm dahin getragen
Ein ſilberlockigt Bardenheer,
Das Spiel im Arm, in weiter Bruſt
Der Weihe Gluth, und Sangesluſt! —

Horch! hörſt du wohl den mildern Ton
Süß hauchend, wie ein Veſperläuten
Vom hellgekränzten Felſenthron
Rings durch die Blüthenthäler gleiten? —
Blick auf! — die grauen Trümmerhallen
Erblühn im friſchen Rebenkleid,
Und tauſend Minnelieder ſchallen
Rings um in Luſt und ſüßem Leid.

Und in der Abendſonne Strahl
Ziehn holde Mägdlein durch das Thal,
Und brechen ſinnend von den Zweigen
Das Blüthengold. — Die Elfen ziehn
Hold um ſie her den luſt'gen Reigen.

Und wonnig tönts von jeder Leyer,
Und in der blauen Düfte Schleyer,
Da ſteht's in heller Züge Glanz:
„Dem Sangeskönig gilt die Feyer!
„Dem Sangeskönig rauſcht die Leyer:
„Ihm winden wir den Blüthenkranz! —

Chor der Knaben, mit dem Eichenkranze der Büſte des Sängers nahend.

König der Sänger! wir laden in Wonne
Auch zu dem fröhlichen Feſte uns ein.
Könnten wir ſtürmen ins Gluthmeer der Sonne,
Stürmen ins Silber der Sterne hinein,

*) Aus eigenem Antriebe und aufgefordert vom Vorſtande hieſigen Muſeums, dichtete ich jenen Feſtgeſang, der einen Theil der Feyerlichkeiten im Muſentempel ausmachen ſollte. Kaum war er vollendet, als derſelbe Vorſtand im Mangel an Sängern und Sängerinnen und in vielfachen andern Schwierigkeiten einen Grund ſah, den Feſtplan zu ändern, und ſo waren jene Strophen überflüſſig. — Als Huldigung eines Einzelnen und gewiß auch vieler freyer Mitbürger ſeines Sängerkönigs mögen ſie öffentlich werden! —

Digitized by Google

Kränze, gewunden in flammenden Hallen
Und aus ätheriſchen Strahlen gebaut
Schmückten die Stirn dir! — Nun laß dir gefallen,
Was nur die Thräne der Sterne bethaut. —

Chor der Mädchen, mit Blüthen und Eichengewinden.

König der Sänger! o ſiehe, wir ſagen
Auch zu dem lieblichen Feſte uns an.
Wollte ein freundliches Lüftchen uns tragen,
Tragen zu himmliſchen Auen hinan,
Siehe! wir wänden aus ſchöneren Gründen
Lichtere Blüthen und helleren Glanz,
Wänden dir Sterne zu Feuergewinden! —
Jetzt nur vergolde die Liebe den Kranz! —

Beyde Chöre vereint.

Doch deutſcher Barde, was wir bringen,
Wohl iſt es deiner Leyer werth.
Mag Roma dir den Lorbeer ſchlingen,
Ihn hat Homeros Stirn verklärt.

Doch Sängerkönig, ſieh! Wir reichen
Den höchſten Preis, der Barden Zier,
Den Kranz vom deutſchen Baume dir! —

Längſt hat dein Volk in ernſter Weihe
Ihn dir aufs Sängerhaupt gedrückt;
Die Freyſtadt hat ihn nun aufs Neue
Aus freyem Forſte dir gepflückt.
In ihr iſt deines Lebens Sonne
Friſch, frey und herrlich aufgeglüht;
Dir flicht ſie in die Sängerkrone
Das Schönſte heut', was ihr entblüht.

Frankfurt a. M. Auguſt 1819.

Friedr. Wilh. Krummacher.

Theaterkritiken von A. Müllner.

(Fortſetzung.)

Die Ueberſetzung der berühmten ſapphiſchen Ode am Schluſſe des erſten Akts trug Mad. Schröder an Geſang ſtreifend, und mit einer Phantaſieloſen Einfarbigkeit vor. Sappho dichtet (improviſirt) jetzt dieſe Ode, wenn ich anders den Dichter verſtehe. Sie iſt, nach wieder aufgeſetztem Lorbeerkranz (S. 26), nicht mehr in trüber, Zweifelumwölkter, ſondern in heiterer, erotiſch-poetiſcher Laune. Sie fühlt ſich der Liebesgöttinn dichteriſch vertraut; ruft ſie an, wie Dichter die Muſen anrufen; ſieht ſie (in poetiſcher Viſion) wie ehemals zu ſich niederfahren auf dem Spatzenbeſpannten Wagen; hört ſie wieder (wie in manchem früheren Gedichte) ſprechen, die Liebende tröſten, ſcherzen über den Flüchtigen, der jetzt zu verſchmähen ſcheint, was er bald erflehen wird; und mit dem Lächeln derjenigen Sehnſucht, die ſchon an ſich für eine dichteriſche Frauennatur ein Genuß iſt, ruft ſie nun die Göttinn an um ihren Beyſtand „im lieblichen Streite." Mad. Schröder ſchien nichts als Phaon vor dem Auge der Phantaſie zu haben, und tout de bon, in proſaiſcher Wahrheit, die Hülfe Aphroditens zu erflehen. Ich wünſchte, den widrigen Eindruck ihr beſchreiben zu können, den mir in dieſer Darſtellung des innern Zuſtandes der Vers machte:

Hilf mir erringen, nach was ich ringe!

Die, auch ohne dieß falſche, lang hinziehende Pronominal-Betonung forderte die Reflexion ordentlich heraus zu der Frage? Nach was denn? und gab zugleich eine höchſt unzarte Antwort darauf.

Die nächſten Scenen der Rolle, das Benehmen der Sappho, nachdem ſie den Phaon mit Melitten Mund auf Mund getroffen hat, löſchten dieſen Eindruck glücklich wieder aus. Die Herrſchaft über die aufglimmende Eiferſucht, die ſchonende Bedachtſamkeit, womit ſie ihr geſtörtes Verhältniß zu dem Geliebten wieder in Ordnung zu bringen trachtete, mahlte ein ſo edles als kluges Weib in unverkennbaren Zügen. Der Monolog Akt III. 1. vollendete das Bild; der Antheil, den in der Roſenſcene Melitte an ſich gezogen hatte, kehrte zu Sappho zurück, und das Gemüth des Zuſchauers litt mit ihr, als ſie der todtliche Strahl aus dem Traumhimmel des unwillkürlich ungetreuen Geliebten traf. Möchte nun immerhin im Folgenden die gekränkte Liebe in wilden Flammen der Eiferſucht auflodern, und die Schwachheit des Herzens mit der Geberde des aus dem Schlummer gerüttelten Stolzes ſich erheben! Aber Sappho ging weiter; ſie ſchweifte in der Mimik aus; ſie zeigte mehr als Einmal ein wahrhaftes Megärenantlitz, wie es auch die allerheftigſte Leidenſchaft eines edeln Gemüthes niemals hervorbringen kann. Mit dieſem mimiſchen Ausdruck, welchen überhaupt Mad. Schröder in ungewöhnlicher Stärke beſitzt, hatte Sappho meine Theilnahme verloren, und all ihr Schmerz gewann ſie nicht wieder.

Ihre Stellung S. 77, wo Phaon Melitten gegen ihren Dolch in Schutz nimmt, hätt' ich lieber abgewandt von dem Sprechenden geſehen. Scham darüber, die niedrigſte Seite ihrer Leidenſchaft vor Phaons Augen bloßgeſtellt zu haben, muß doch wohl hier mit dem entgeiſternden Schmerz ſich miſchen, von dem Geliebten im Angeſicht der Nebenbuhlerinn ſich verworfen zu ſehen; und Scham, denk' ich, fängt ihre Mimik gewöhnlich damit an, daß ſie das Angeſicht, den Spiegel der Seele, vor den Augen des Widerſachers möglichſt in Sicherheit bringt.

In der Art, wie Sappho dem Rhamnes zu Melittens Entführung Auftrag gab, ſah ich weniger den innern Kampf um den Entſchluß, wie ſie ihn gleich darauf in dem kurzen Monolog IV. 3., und hauptſächlich in den Worten:

Er geht! — Noch — Nein! — Ach die Gewohnheit iſt
Ein läſtig Ding, ſelbſt an Verhaſſtes feſſelt ſie!

ſelbſt motivirt, als vielmehr die Angſt, daß die Ausführung des unwürdigen Vorhabens mißlingen möchte. Mit ſo zitternder Heimlichkeit trägt man nur eine That auf, deren Schändlichkeit man ſelbſt im Augenblicke der Leidenſchaft ſich nicht verbergen kann. So kann es der Dichter mit dem Beyſeiteführen des Rhamnes unmöglich gemeint haben: oder man würde den weimariſchen Theater-Verbeſſerern beyfallen müſſen, welche dieſe Scene geſtrichen, und, um den Charakter der Sappho zu heben, den Entführungsplan der Dienſtbefliſſenheit des Rhamnes zugetheilt haben.

Bey dem Aufruf der Lesbier zur Verfolgung der Entflohenen ſtörte mich das Umherfahren unter ihnen, das Anfaſſen des Myron, Terrander, Lychas u. ſ. f., und vor allen Dingen der Gebrauch, den ſie in dieſem Aufrufe von ihrem Organ machte. Das war keine weibliche Stimme mehr. So kommandirt man zur Noth im Schlachtgetümmel ein Regiment. Das verletzt in einem kleinen, akuſtiſch glücklich gebauten Theater nicht nur den guten Geſchmack, ſondern greift ſelbſt das Trommelfell an. Solch Ungethüm von Redekraft vermag keine Leidenſchaft zu entſchuldigen; denn eine Leidenſchaft, welche ſchreit, iſt ſchon mit Einem Fuße über die Schranke des Menſchlichen, in das Gebiet der Thierheit getreten. Freylich wird ſo etwas meiſtens applaudirt, und in einem betäubenden Bravo-Gebeull ſteigern die Lungen der Menge den Genuß an der phyſiſchen Kraft, welche die Lunge der Künſtlerinn entfaltete. Aber wer möchte um ſolchen Beyfall werben?

Der ſtumme Abgang S. 128. fing trefflich an, beſſer in Wahrheit, als der Dichter ihn beſchrieben hat. Bey Phaons Worten: „Bedenke, was du thuſt, und wer du biſt,“ fuhr ſie nicht empor; ſie erwachte langſam aus einer Betäubung, und Theilnahme belebte die Augen, welche ſie auf die Knieenden richtete. Aber mit einem Dolchblick auf Phaon wandte ſie ſich und ging. Was ſie hier dachte, entweder es war nicht das Rechte, oder ich hab' ihre Mimik nicht verſtanden.

Die Schlußſcenen ließen mich völlig kalt; das Hervorrufen nach dem Takte, und das wohlgeordnete Vivat im Parterre mit eingeſchloſſen; obwol ich es ſehr zweckmäßig finde, daß dergleichen Muſik durch einen Kommandoſtab (gleichſam durch einen tambour major) in Ordnung gehalten werde. Hoffentlich hat ſich die Künſtlerinn durch die Stille des Parterre nach Merope und Phädra würdiger belohnt gefunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Kirche zu Weinsberg.

(Zur Berichtigung des Aufſatzes in Nro. 190 über denſelben Gegenſtand.)

Mit Recht bezeichnet ein Aufſatz in Nro. 190 dieſer Blätter die Kirche zu Weinsberg als merkwürdig und das Hauptportal derſelben als einen Ueberreſt grauen Alterthums. Römiſchen Urſprunges aber iſt dieſes Portal ſo wenig, als die am Frieſe des Giebels zu ſehenden Köpfe und Bilder. Es iſt dieſes Portal aber auch allerdings nicht gothiſchen, ſondern bizantiniſchen Styls, und die Köpfe und Bilder des Frieſes, ſind nichts weniger als Masken und Symbole des Silens, Comus und Bacchus, ſondern theils unbeſtimmte, groteske Bilder aus der Kindheit deutſcher Steinhauerkunſt, theils wirkliche Symbole der chriſtlichen Kirche, Köpfe mit Biſchofsmützen, Drachengeſtalten, Lilien, Kreuze u. ſ. w., wie ſich derley Bilder auch an vielen andern chriſtlichen Kirchen der älteſten Zeit, und namentlich an der aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert ſtammenden Johanniskirche zu Gmünd, in Menge vorfinden.

Die erſte Säule linker Hand des Portals zeigt auf ihrem Schaft wohl Greifenfüße, aber keine Bocksfüße. Weinlaub und Trauben ſind an den Säulen des Portals allerdings angebracht, möchten dieſe aber wohl gerade nicht als Ueberreſte eines Bacchustempels bezeichnen.

Die Kirche ſelbſt trägt neben den Kennzeichen bizantiniſcher Baukunſt, (wozu mit dieſen Säulen, auch noch der achteckige mit ſäulenartigen Verzierungen verſehene Thurm und mehrere theils ganz runde, theils gewölbte Fenſteröffnungen zu rechnen ſind,) auch noch Kennzeichen der ſpätern gothiſchen Baukunſt und der Baukunſt der neueſten Zeit an ſich. Das Alter des Weinbaus in dieſen Gegenden wird wohl nicht ſowol durch jene mit Trauben gezierten alten Säulen, als noch lebendiger dadurch beſtätigt: daß man in dieſen Gegenden hie und da in Wäldern Eichen findet, um die ſich die Weinrebe traulich ſchlingt, auf einem Boden, der einſt ihr ganz angehörte, der aber nun von hochſtämmigen Eichen und Buchen überſchattet wird.

Weinsberg.

Juſtinus Kerner.

Deutſche Kunſt auf engliſchem Boden.

Der unermüdlich thätige Kunſthändler Ackermann hat ſo eben die Herausgabe eines neuen, beſonders für Deutſche intereſſanten Kunſtwerks angekündigt, nämlich eine hiſtoriſche und charakteriſtiſche Rheinreiſe von Mainz bis Cöln, in ſechs monatlichen Lieferungen; jede Lieferung, beſtehend in vier ſchön illuminirten Kupfern, deren Zeichnungen von Schütz, nebſt einer Beſchreibung derſelben, und der damit in Verbindung ſtehenden Geſchichte älterer und neuerer Zeiten von Baron von Gerning, in engliſcher Spra-

ſe. Die erſte Lieferung erſcheint im September dieſes Jahrs. Der Subſcriptionspreis für eine jede derſelben für die erſten 500 Subſcribenten iſt 14 Schilling und für die übrigen 250, 16 Schilling auf großem Elephantenpapier; funfzig Exemplare auf Atlaspapier, werden zu 21 Sch. die Lieferung zu haben ſeyn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 13. Auguſt.

Die Ankündigung in Betreff einiger aus Nordamerika angekommenen Wilden lockte mich neulich zu dem kleinen Theater des Taſchenſpielers Comte hin, wo dieſelben ſeit dem erſten Auguſt täglich auf der Bühne erſcheinen. Eine wilde Familie in Gegenwart eines gebildeten Pariſer Publikums, welcher Kontraſt! Schon dieſes grellen Abſtiches halber wünſchte ich einer dieſer Vorſtellungen beyzuwohnen, wenn auch der ungewohnte Anblick von Leuten von dem Oneida-Stamm, wovon wahrſcheinlich noch Einer je den Boden Frankreichs betreten hat, wohl die Neugierde gereizt hätte. Außer den Wilden ſollten noch zu ſchauen ſeyn die Zwerginn Bébé, und l'homme mouche, wiederum etwas für die Neugierde! In einer Jahrmarkts-Bude hatte man dieſe lebendige Weſen gerade ſo wie die ſonderbaren Thiere gezeigt; allein hier, auf Comte's kleiner Bühne, war das Vorzeigen dramatiſirt. Es wurden nämlich drey kleine Stücke dargeſtellt, in welchen die angekündigten Menſchen ganz natürlich eingeführt wurden. Die Aufführung begann mit der Zwerginn Bébé. Ein Tauſendkünſtler, welcher ſeinem Bedienten, einem wahren Einfaltspinſel, zuweilen luſtige Streiche ſpielt, verſpricht dieſem er wolle ihn mit einem niedlichen Mädchen verheirathen, und ihm hundert Thaler zu ſeiner Hochzeit ſchenken. Der Bediente fragt, wo das Mädchen ſey; der Tauſendkünſtler antwortet, er, der Bediente, müſſe es wiſſen, daß er ſie eben von der Poſt geholt habe. Der Bediente erwiedert, er habe ja nur einen kleinen Reiſekoffer geholt. Dieſer wird geöffnet, und es tritt ein altes Mütterchen heraus. Es folgt nun eine komiſche Ziererey des Bedienten, welcher nicht mehr freyen will, aber endlich, der hundert Thaler wegen, in den ſauren Apfel beißt. Es wird eine große Paſtete zur Hochzeit beſtellt, und auf die Tafel gebracht. Dieſe Paſtete wird aufgethan, und es tritt ein noch viel kleineres Mütterchen heraus. Dieß iſt die Zwerginn Bébé, eine Schweſter des vorigen Mütterchens. Dieſe beyden kleinen Geſchöpfe ſind wirklich ſonderbare Geſtalten: Die größere ſoll 74 Jahre, und die kleinere 64 Jahre alt ſeyn. Sie kommen aus einem lothringiſchen Dorfe, haben noch ihre Bauern-Tracht, und die Ausſprache der lothringiſchen Landbewohner. Die kleinere ſoll 33 Zoll hoch ſeyn. Daß ſie einſt mit dem Zwerge des Königs von Pohlen, Bébé, verlobt geweſen ſeyn ſoll, iſt wohl nur eine Aufſchneiderey. Sie iſt nicht übel geſtaltet, und hat in ihren ſchon veralteten Geſichtszügen etwas Kindiſches behalten. Nach der Aufführung ſtieg ſie von der Bühne ins Orcheſter hinab, und wurde von da ins Parterre und vom Parterre wie eine Puppe in die Logen hinaufgehoben. Wenn ſie am Tage in große Häuſer gerufen wird, ſo trägt man ſie dorthin in einem hölzernen Häuschen, wovor die Inſchrift ſteht Hôtel Bébé, mit dem Zeichen der Aſſekuranz-Geſellſchaft. Während der Aufführung auf Comte's Bühne wird auch ein drolliges Atteſtat des Dorfmaire verleſen, worin bezeugt wird, daß die beyden Weiberchen ſtets einen unbeſcholtenen Ruf gehabt haben, woran auch Niemand zweifelt. Indeſſen gewährt es doch eine unangenehme Empfindung, wenn man dieſe alten Mütterchen wie Kinder behandeln und herumhudeln ſieht. Die acht-jährige deutſche Zwerginn, welche im vorigen Jahr bey Franconi zu ſehen war, erweckte, eben weil ſie nur ein Kind war, dieſe widerliche Empfindung nicht. Die beyden alten Weiberchen ſcheinen ſelbſt an den kindiſchen Poſſen, die man mit ihnen treibt, kein Behagen zu finden, und wahrſcheinlich zwingt ſie nur die Armuth, ſich hier zur Schau zu ſtellen, und ſich wie Puppen wenden und drehen zu laſſen. Andere Empfindungen erregt l'homme mouche. Ich muß geſtehen, die Ankündigung von einem Menſchen, der wie eine Fliege am Plafond ſpazieren geht, ſchien mir ſehr verdächtig, da es der Aufſchneidereyen und Marktſchreyereyen ſehr viele in Paris gibt. Allerdings läuft hier etwas Betrug mitunter; dem ungeachtet ſind die halsbrechenden Künſte dieſes Menſchen außerordentlich. Er erſcheint ohne alle Hülfswerkzeuge vorn auf der Bühne, ſpringt dann zur rechten Seite an der Wand mit Hülfe eines angehefteten Strickes heran, wendet die Füße gen Himmel, läßt den Kopf frey gegen den Boden zu hängen, und ſchreitet nun langſam längs des Vorhanges bis zur entgegengeſetzten Seite hin. Dieſer Gang ſcheint nun ſchon wunderbar; aber in einem zweyten Gange treibt er es noch weit wunderbarer. Er läßt ſich eine Trommel reichen, und trommelt; dann exerzirt er mit einem Gewehre, und zuletzt gibt er ein ſo ſonderbares Kunſtſtück zum Beſten, daß man es wirklich muß geſehen haben, um es zu glauben. Während er nämlich oben am Plafond ſpaziert, wird eine gedeckte Tafel unter ihn geſtellt, ſo daß er ſie mit den Händen bequem erreichen kann. Auf dieſer Tafel ſteht alles was zum Zurichten des Salats erforderlich iſt, wie auch Brot und Wein. Der Menſch bleibt nun eine Viertelſtunde lang über dieſem Tiſche ſchweben, richtet mit den Händen ganz gemächlich ſeinen Salat zu, iſſt Brot, und trinkt Wein dazu, und erſt nachdem er ſeine Mahlzeit ganz vollendet hat, richtet er den Kopf, der bisher immer zur Tafel hinabhing, etwas auf, vermuthlich um das Eſſen niederſinken zu laſſen. Wie dieſer Menſch während der Mahlzeit, die ſeiner ſonderbaren Lage halber wirklich etwas Schauderhaftes hat, nicht erſtickt, iſt mir unbegreiflich. Ueberhaupt muß er anders organiſirt ſeyn, wie andere Menſchen, denn ſonſt wäre ja ſolch ein Kunſtſtück nicht möglich. Er behält ſeine gewöhnliche, weder bleiche noch rothe Geſichtsfarbe bey; nur zuweilen wird ſein Geſicht etwas roth; doch kann dieſes eben ſo wohl von ſeiner Anſtrengung herrühren, als davon daß ſein Kopf herabhängt. Was an ſeinen Kunſtſtücken am mindeſten bemerkt zu werden verdient, iſt wohl das Spazieren am Plafond; denn dieſes iſt offenbares Blendwerk. Da ſeine Füße unter dem aufgerollten Vorhange fortſchreiten, ſo ſieht man nicht, wie die Sache zugeht; aber unfehlbar muß er ſie irgendwo einhängen, entweder in den Sproſſen einer liegenden Leiter, oder in Stricken, die von Leuten gehalten werden. Letzteres ſcheint mir das Wahrſcheinlichſte, da er ſich mehrmal wie ein hängendes Gewicht umdreht, und alſo wohl ſelbſt an einem Stricke hängen muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

Ich beſchützte vor den grauſen Wunden
Einſt der Krieger Bruſt im blut'gen Streit;
Doch in dieſem Sinn bin ich verſchwunden
Und verwandelt bin ich wie die Zeit;
Denn im andern Sinn wirſt du mich finden,
Schlechten Wein dir prahlend zu verkünden.

F. v. Maltitz.

Auflöſung der Charade in Nro. 200.

Schlachtfeld.

Nro. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Auguſt 1819.

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geiſt gewaltig zwingt den Geiſt.

Schiller.

Wiederfinden. *)

Iſt es möglich? Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach! was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz.
Ja du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhabner Schöpfungsluſt,
Und er ſprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All, mit Machtgebärde,
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht! ſich trennte
Scheu die Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Raſch, in wilden wüſten Träumen,
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeſſnen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſtenmal!
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erſt auseinander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich, was ſich angehört,
Und zu ungemeſſnem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, ſey es Raffen,
Wenn es nur ſich faſſt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.
Beyde ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud und Qual,
Und ein zweytes Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweytenmal.

*) Aus: „Der Divan. von Goethe," das ſo eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen iſt.

Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neuſten Zeit.

(Fortſetzung.)

Nach einem ſechsjährigen, glücklichen Aufenthalte in Eaſt Lothian folgte ſie im Herbſte 1803 ihrem, einen größern Wirkungskreis ſuchenden, Gatten nach Edinburg, nicht ohne wehmüthige Rückerinnerung an Bolton.

Digitized by Google

Bis dahin war ſie in dem kleinen Kreiſe ihrer Bekanntſchaft nur als das junge Weib erſchienen, das heiter die kleinen Unbequemlichkeiten eines kärglichen Einkommens erträgt und verſteckt, das durch Geiſt und Geſchmack ihren beſcheidenen Haushalt zu verſchönern verſteht. Gelehrter Umgang war wenig in ihren Bereich gekommen. Nur mit ihrem Gatten hatte ſie ihre Gedanken über das Geleſene ausgetauſcht, und ſich, wie er ſich ausdrückt, mehr als billig daran gewöhnt, mit ihm als Schülerinn zu reden. — Anders wurde es jetzt in Edinburg. Ihr Umgang erweiterte ſich, ſie trat denen näher, deren Talenten und Kenntniſſen ſie bisher nur von Ferne gehuldigt hatte. Sie fand ſich fähig, in ihre Geſpräche ſich einzumiſchen, und wiewol von Ziererey und Schulweisheit ſehr entfernt, fing ſie doch an, die Meinungen Anderer zu prüfen und die ihrigen zu vertheidigen. Ihre friſche, eigenthümliche Unterhaltungsweiſe, ihr ſpielender Witz, der Reichthum ihrer Anſichten, Beſtimmtheit in ihren Argumenten machten ihren Umgang ſelbſt für den Verwöhntern anziehend. Wenn ihr Raſonnement nicht überzeugte, befriedigte ihre Unbefangenheit, ihre Geradheit ohne Anmaßung.

Aber ein Umſtand, der mehr als all dieſer Verkehr ihre Einſichten entwickelte, und ihrer Denkweiſe eine beſtimmte und gefällige Richtung gab, war die innige Freundſchaft, die ſich zwiſchen ihr und einer ihr nahe wohnenden Freundin entſpann. Ihre Nachbarſchaft machte es ihnen möglich, miteinander zu leſen, zu arbeiten, zu ſprechen, und mit zutraulicher Offenheit ihre Meinungen von den geringfügigſten und den wichtigſten Gegenſtänden auszuwechſeln. Ihre Hauptanſichten des menſchlichen Lebens und der menſchlichen Pflichten waren im vollkommenſten Einklange. Wo ſie ſonſt übereinſtimmten oder verſchieden dachten, nützten ſie einander weſentlich; denn entweder ſie beſtärkten ſich in der Wahrheit oder leiteten ſich gegenſeitig zur Erkennung derſelben.

Sechs Jahre dauerte dieſer Umgang; ein fleißiger Briefwechſel muſſte ihnen Erſatz geben, als Miſtriß Izett Edinburg darauf verließ. Die Lücken ihres literariſchen Betriebs und die Stunden freyer Muße füllte Miſtriß Brunton mit ihrer erſten ſchriftſtelleriſchen Arbeit aus. Anfangs war es ihre Abſicht gar nicht, ihren Roman, Selbſtbeherrſchung, den Blicken des Publikums Preis zu geben. Doch als ihr Manuſcript anwuchs, wirkte, ihr halb unbewuſſt, dieſe Abſicht auf ihre Arbeit ein. Folgender Vorfall kam dazu. Ein Freund, den ſie aufforderte, ein Werk ihres Mannes heraus zu geben, äußerte, ein Buch von ihrer Feder würde ihm dazu wenigſtens eben ſo willkommen ſeyn. Der Gedanke dieſer Möglichkeit, der ihr bisher gar nicht in den Sinn gekommen war, ſchien ſie zu überraſchen; ſie fragte wiederholt, ob es ihm damit wirklich Ernſt ſey. Ihr Gatte ſah den von ihr begonnenen Roman erſt, als bereits ein beträchtliches Stück des erſten Theils vollendet war; er geſteht, wie ſehr der ſchöne, korrekte Styl die ſcharfſinnigen Urtheile, die innigen Gefühle ſelbſt ſeine Erwartung übertroffen haben. Er munterte ſie auf, und von der Zeit an förderte ſie täglich das Werk. Jeden Abend las ſie das im Lauf des Tags Geſchriebene ihrem Gatten vor; willig beherzigte ſie ſeine Bemerkungen in Allem, was ſie eben erſt niedergeſchrieben, doch zu Aenderungen in den frühern Parthien der Geſchichte konnte ſie ſich nie entſchließen. Es war mehr aus Furcht vor der Mühe, die es koſten würde, dieſe Aenderungen mit dem Reſt der Erzählung in Uebereinſtimmung zu bringen, als aus Ueberzeugung, daß der Plan ihrer Geſchichte makellos ſey.

Dieſe Arbeit wurde im Herbſt 1809 durch eine kleine Reiſe nach Harrogate unterbrochen, die ihr Geſundheitszuſtand nothwendig machte. Ihre Briefe an ihre Verwandten in Orkney ſchildern lebendig ihre Gefühle auf dieſer Fahrt. „Sahſt du jemals Kirkby Lonsdale? ſchreibt ſie in einem Briefe an ihre Mutter. Ein ländlicheres, freundlicheres, anziehenderes Plätzchen läſſt ſich nicht denken. Es iſt ein recht engliſches Dorf — engliſch in ſeiner Nettigkeit, engliſch in der Freundlichkeit ſeiner Wohnungen (die ſchottiſchen freundlichen Häuſer werden ſelten in Dörfern gebaut) — und engliſch vor allem in ſeinem Kirchhofe, weich wie Sammt, grün wie Smaragd, ſauber und rein bis auf das abgefallene Blatt von den umherſtehenden langen Bäumen! Von dieſem Kirchhofe ab, der an einem hoch über den Fluß Loen herhängenden Ufer liegt, haſt du die reizendſte Anſicht von Lonsdale, das ſich in ſanften Lagen da und dort aus der Ebene erhebt, mit heitern Gehölzen und Villen. Der Fluß iſt nicht ſehr engliſch, denn er iſt ein reißender, lebendiger, durchſichtiger Strom, nicht träg durch üppige Wieſen ſich hinſchleppend, ſondern fröhlich zur Sonne emportanzend oder gegen winzige Klippchen in Duodezwellchen anſchäumend.“ — —

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Inſel Ithaka.

(Aus Dodswell's eben erſchienenen Reiſen in Griechenland.)

Dieſe Inſel iſt vom Norden nach Süden ungefähr 17 engl. Meilen lang; ihre größte Breite beträgt keine 4 Meilen. Es läſſt ſich keine genauere Beſchreibung von dem Zutritte zu Ithaka, und von deſſen großem Hafen geben, als diejenige, welche Homer davon liefert; da faſt jedes Wort des Dichters beſchreibend iſt, ſo führen wir hier ſeine Worte an, nicht in der Pope'ſchen Ueberſetzung, wie unſer engliſcher Autor, ſondern nach unſers Voßens vortrefflicher Verdeutſchung. Der Dichter kömmt von Phocäa, und ſagt dann:

Eine Bucht iſt Forkys geweiht, dem Greiſe des Meeres,
Gegen der Ithaker Stadt; und zwey vorragende Spitzen
Laufen mit zackigem Fels, zur Mündung der Bucht ſich
ſenkend:

Dieſe hemmen die Fluth, die der Sturm lautbrauſend heranwälzt,
Drauſſen zurück; inwendig auch frey der Feſſel verweilen
Schön geborbete Schiffe, nachdem ſie den Hafen erreicht.

Das erſte, was unſere Neugierde auf Ithaka anzog, waren die Ueberbleibſel eines Schloſſes und einer Stadt aus dem höchſten Alterthum, welche auf der felſigten Seite eines ſich weſtwärts der Bucht Aitos ziemlich ſchroff erhebenden Berges liegen. Um dieſelben zu unterſuchen, nahmen wir ein Boot zu Bathy und ſchifften vor der Lazaret-Inſel vorbey, einem mahleriſch gelegenen Felſen im groſſen Hafen, deſſen Eingang durch zwey gegenüber ſtehende Vorgebirge der Inſel beengt wird. Neben dem Eingange des Hafens liegt noch eine Felſeninſel, Namens Aſkurbo; gegenüber liegt das hohe und felſigte Neritos, deſſen dürrer und kahler Boden nichts als Immergrün und aromatiſche Pflanzen hervorbringt. An der Spitze liegt das Kloſter Kathara, welches man von Bathy aus erblickt. Dieß iſt der höchſte Berg der Inſel, und verdient den ihr von Virgil gegebenen Beynamen; aber die von Homer erwähnten Wälder ſind zu bloſſem Buſchwerk herabgeſunken. Jetzt heißt der Berg Anoi, d. i. erhaben. Neion, wovon Homer ſpricht, war vermuthlich ein anderer Berg Ithakas; ſeine Lage iſt nicht genau bekannt, vielleicht iſt es der Bergrücken, welcher heut zu Tage Stephano Bouno heißt, Neritos gegenüber, nordwarts der Bucht Aitos liegt, und ſich an die Anhöhe kettet, worauf die Ruinen der alten Stadt liegen. Stephanus nennt dieſe Gebirge Neion und Hyponeion.

Wir landeten am Fuße des Hügels Aitos, gingen durch einige Weinberge, durchſchnitten einige Bäche, und nachdem wir eine halbe Stunde lang rauhen, kreuz und quer gehenden Fußpfaden gefolgt waren, gelangten wir auf die Spitze. Hier genoſſen wir eine jener überraſchenden Ausſichten, welche dieſe Inſelgegend mit ihren Gebirgen, Vorgebirgen und Häfen zu gewähren pflegt.

Die Bewirthung, welche uns in dem Hauſe unſers freundſchaftlichen Wirthes zu Theil wurde, verſchaffte uns alle mögliche Bequemlichkeit. Allein ein groſſer Theil unſerer Zeit ging durch Zeremonien-Beſuche verloren, da der Senat und alle vornehmen Bewohner der Inſel uns mit ihrer Geſellſchaft beehrten.

Eines Tags wurden wir nicht wenig überraſcht, als der Bediente des Hauſes erſchien, um uns den Räuber-Hauptmann mit ſeinen Leuten anzumelden, welche unſre Bekanntſchaft zu machen wünſchten. Die Thüre öffnete ſich, und es traten ein Dutzend Albaneſer mit der wildeſten trotzigſten Miene herein; ſie waren in Sammt und Gold gekleidet, und bewaffnet, als ob ſie ins Feld ziehen wollten. Sie begrüßten uns mit einer leichten Verbeugung des Hauptes, mit der linken Hand auf der Bruſt, und mit den gewöhnlichen Floskeln: ihr Diener, Gott gebe Ihnen ein langes Leben! Darauf ſetzten ſie ſich, und begannen ohne weiteres ihre Pfeife zu rauchen. Nach einigen Minuten allgemeinen Stillſchweigens und wechſelſeitigen Anſchauens fing der Hauptmann die Unterhaltung an. Er ſagte uns; er käme zuerſt, um den Milordoi ſeinen Reſpekt zu melden, und demnächſt, um ihnen ſeine und einiger hundert braven Kameraden Dienſte anzubieten; ſie ſtänden alle unter ſeinem Kommando, und wären bereit uns zu folgen, wohin wir ſie auch führen möchten, da ſie gegenwärtig müſſig und ohne Beſchäftigung wären; ſie hätten neulich die Türken auf der gegenüber liegenden Küſte ausgeplündert, und alles mit ſich herübergenommen, was nur einigen Werth hatte. Wir bezeugten dem Hauptmann unſere ſchuldige Erkenntlichkeit für ſein Anerbieten, und bedauerten, daß wir keinen Gebrauch davon machen könnten.

Dieſe Räuber ſind albaneſiſche Chriſten, welche lange ihr Räuber-Gewerbe auf dem Gebiete des Paſchas von Joannina getrieben haben, aber wegen der Wachſamkeit ſeiner Polizey haben ſie ſich auf die benachbarten Inſeln flüchten müſſen. Hier haben ſie unter dem Schutze der Republik der Sieben Inſeln eine Freyſtätte gefunden. Sie behaupten, daß ſie nur die Mahomedaner ausplündern, denen ſie einen ewigen und ſo zu ſagen religiöſen Krieg erklärt haben, nach Art der mächtigern Ritterorden; ſie geben ſich auch mit Seeräuberey ab, und zu Ithaka iſt jetzt die Niederlage ihrer Beute. Hauptmann Jano, ihr Anführer, iſt ein Akarmanier; er hat einen Bruder, welcher Oberhaupt einer andern Bande, und ein eben ſo groſſer Räuber, als er iſt.

Man muß wiſſen, daß in Griechenland mit dem Namen Dieb oder Räuber kein entehrender Begriff verbunden wird, wenn dieſes Handwerk in Groſſem getrieben wird, und man an der Spitze verzweifelter Kerle ſteht, welche öffentlich auf den Straßen rauben, die Leute gefangen nehmen um Löſegeld zu erhalten, in den Dörfern Kontributionen erheben und der Regierung Trotz bieten. Werden ſie von einer überlegenen Macht angegriffen, ſo entwiſchen ſie auf die Inſeln, und ſchärfen ihre Waffen zu fernern Räubereyen.

Da wir den Hauptmann Jano als keinen gewöhnlichen Dieb betrachten durften, und wohl bey ihm zu ſtehen wünſchten, ſo erwiederten wir ſeinen Beſuch. Er empfing uns höflich und herzlich, und ließ uns prächtig gezierte Pfeiſen reichen, und Kaffee in goldenen Taſſen, wie auch den wohlſchmeckendſten Moſoli, einſchenken. Dieß waren Früchte ſeiner Räubererndte; wir wurden von Unterräubern bedient. Da wir den Reichthum und die Pracht ſeines Anzuges bewunderten, ſo erlaubte er dem mich begleitenden Künſtler, ſein Porträt zu zeichnen, und ſchickte ſeine Kleidung und Waffen nach unſerm Hauſe, damit wir dieſelben mit Muſe und groſſer Genauigkeit abzeichnen könnten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 13. Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Oneida-Wilden wurden endlich in einem 3ten Stücke aufgeführt. Die Art, wie ihr Erſcheinen eingekleidet ward, war ganz natürlich. Ein franzöſiſcher Schiffskapitän hat mit ſeinem

Digitized by Google

Bedienten ſich aus dem Schiffbruche auf eine unbekannte Inſel gerettet. Indeß der Herr mit ſeiner Flinte auf Kundſchaft ausgeht, lieſt der am ganzen Leibe zitternde Bediente in einem aus dem Sturme geretteten Bande der Reiſebeſchreibungen von den Gebräuchen der Wilden, und indem er auf die Stelle ſtößt, wo von den Menſchenfreſſern die Rede iſt, hört man einen Schuß, worauf der Bediente vor Schrecken zu Boden fällt. Dieſe Poſſe iſt einer Farce auf Brunets Theater nachgeahmt, worin ebenfalls ein Herr und ein Bedienter vorkommen, die ſich auf der Reiſe, und zwar im Innern Frankreichs verirrt haben; der Herr geht aus, um ſich nach dem Wege zu erkundigen; der Bediente, der nur ungern allein bleibt, lieſt in einer Reiſebeſchreibung eines wilden Landes, und indeß ihm vor Grauſen die Haare zu Berge ſtehen, erſcheinen Schäfer des Landes bey Bordeaux auf ihrer gewöhnlichen Weiſe, das heißt, auf hohen Stelzen umherſchreitend, bey deren Anblick der Bediente natürlich nicht mehr zweifelt, daß er ſich in einem Rieſenlande befinde. In dem kleinen Stücke auf Comtes Bühne iſt der Schrecken des Bedienten nicht ſo komiſch, aber natürlicher, denn gleich darauf erſcheinen wahre Wilde. Es ſind ihrer viere. Cornelius Sakayonta, welcher als das Oberhaupt des Oneida-Stammes ausgegeben wird, Aeron und Sakanta, ſeine beyden Söhne, und Sowatis-Canada, ſein Eidam, alſo ſämmtlich zu der Familie des Oberhauptes gehörend. Cornelius Sakayonta ſoll über 80 Jahre alt ſeyn, und hat ein ehrwürdiges Anſehen. Die drey andern ſind rüſtige ſtarke Leute, alle haben eine ſchwarzbraune Haut. Das Oberhaupt iſt mit einer Menge von Kleidern umhangen, die ihm eine außerordentliche Breite geben. Auch die drey andern ſind ſehr mit Kleidungsſtücken geziert, haben aber keine Beinbedeckung. Uebrigens kommen dieſe Kleidungen wahrſcheinlich wohl nicht aus der Oneida-Gegend, ſondern vielmehr aus dem Laden eines Theater-Koſtümhändlers; denn ſie ſehen ſo ziemlich den Kleidungen ähnlich, worin man die Wilden auf der Opern-Bühne und auf andern Theatern zu erblicken pflegt. Der Alte ſetzt ſich mitten auf dem Theater; die drey andern nebſt einem engliſchen oder amerikaniſchen Dollmetſcher ſtellen ſich um ihn her, und ſie ſingen, Gott weiß in welcher Sprache, ein Lied, deſſen Melodie nicht übel lautet, zumal da der Dollmetſcher den Baß dazu ſingt. Auch zweifle ich ſehr, ob dieſes Lied ein National-Lied der Wilden iſt. Vermuthlich rührt das Lied, falls es die Oneidas wirklich ſingen, von den Nord-Amerikanern her, und ſtammt vielleicht gar aus England. Eben ſo mag es ſich mit einem zweyten Liede, im Molltone, verhalten, welches die Wilden und ihr Dollmetſcher ſangen. In einem folgenden Auftritte wurden ihre Tänze dargeſtellt. Cornelius Sakayenta ſetzte ſich zur Seite und nahm eine kleine Trommel. Indeß er nun in dem Andante-Takte darauf ſchlug und dazu ſang, tanzten ſeine beyden Söhne und ſein Eidam, wobey ſie heftig mit den Füßen ſtampften, dann im Kreiſe umhergingen, dann ſich gegen einander neigten und bewegten. Von Zeit zu Zeit ſtießen ſie eine Art von Juchhey oder eigentlich Geheul aus. Jedweder ihrer Tänze, z. B. der Siegestanz, der Hochzeitstanz u. ſ. w., wurde beſonders dargeſtellt; doch fand ich keinen großen Unterſchied zwiſchen denſelben, und im Allgemeinen hatte dieſes Tanzen nichts Merkwürdiges. Auch hatten es die Zuſchauer bald ſatt, und da es ihnen zu lange währte, wurde genug! genug gerufen, worauf die Wilden abziehen mußten. Die Pariſer ſehen gern fremdartige Erſcheinungen; allein es muß in denſelben etwas Originelles liegen, ſonſt macht es ihnen bald Langeweile. Ferner hat man ſie ſo oft mit Vorzeigung vorgeblicher Wilden angeführt, daß ſie auch hier einigen Betrug wittern wollen; ich hörte laut um mich her ſagen: der Taſchenſpieler Comte habe dieſe Wilden vermuthlich zum Behufe ſeiner kleinen Bühne zubereiten laſſen. Auch kommt es wirklich unwahrſcheinlich vor, daß das Oberhaupt eines Stammes aus Nordamerika nach Frankreich gekommen ſeyn ſoll, um ſich den Franzoſen für Geld ſehen zu laſſen. Auch ſcheinen dieſe an theatraliſche Darſtellungen völlig gewöhnt zu ſeyn, und zeigen in ihrer ganzen Haltung nicht das mindeſte Wilde. Nun wäre es freylich ſpaßhaft, wenn dieſe vorgeblichen Wilden blos angefärbte engliſche oder nordamerikaniſche Matroſen wären, welche den Franzoſen etwa ein ſchottiſches oder irländiſches Lied zum Beſten gäben, und einige ſelbſt erfundene oder etwa den Negern nachgeahmte Sprünge für wilde Tänze ausgäben. Jedoch hat der Beſuch von Wilden aus dem Oneida-Stamme nichts Unwahrſcheinliches. Bekanntlich gehört ihr Gebiet jetzt zum New-Yorker Staate, welcher ihnen jährlich eine Summe Geldes zum Erſatz für ihr abgetretenes Landeigenthum verabfolgen läſſt. Der ganze Stamm ſoll nur noch aus 1000 Köpfen beſtehen; alſo iſt ein Oberhaupt eines ſolchen Volkes nicht viel mehr wie etwa bey uns ein Dorfſchulze. Die Luſt, die Welt zu ſehen, und fremde Sitten kennen zu lernen, ſoll ihn mit ſeinen Söhnen nach Frankreich geführt haben. Dieſe Luſt iſt ihm freylich etwas ſpät angekommen; indeß iſt es doch leicht möglich, daß ſie ihm durch ſeinen Verkehr mit New-York, und vielleicht durch Ueberdruß mit dem Betragen ſeiner Landsleute eingeflößt worden iſt. Daß er wirklich zu Bordeaux gelandet, iſt gewiß. Der Präfekt des Gironde-Departements ſoll ſogar, da ſich das Gerücht verbreitet hatte, ein König eines unabhängigen Staates in Nord-Amerika ſey ans Land geſtiegen, eine Weile angeſtanden haben, ob er dem fremden Gaſte nicht königliche Ehre erweiſen müſſe. Da er ſich jedoch beſonnen, daß er hiezu keine Weiſung erhalten habe, ſo ſoll er ſich nicht weiter um den König des unabhängigen Staates bekümmert haben. Weder zu Bordeaux noch in den andern Städten, wodurch der alte Cornelius gekommen iſt, hat er ſich vor Geld ſehen laſſen; nur in Paris hat ihn, wie es ſcheint, das Zureden und Anerbieten des Taſchenſpielers Comte dazu bewogen. Vielleicht hat man ihm die Meinung beygebracht, es gehöre zu den Beweiſen der Höflichkeit, die man von ihm erwarte, daß er zeige, wie man bey den Oneidas tanzt und ſingt. Uebrigens ließen ſich auch voriges Jahr auf einer Londner Bühne nordamerikaniſche Wilde ſehen, und kein Engländer hegte den Zweifel über ihre Aechtheit. Doch ſollen ſie auch ein weit wilderes Anſehen gehabt haben, als die hieſigen. Beſonders als ſie den Waffentanz ausführten, ſoll mancher Zuſchauer bey dem Anblicke ihrer grinzenden Angeſichter in die Furcht gerathen ſeyn, dieſe Waldmänner möchten in ihrem Kriegseifer das Parterre für einen Haufen von Feinden anſehen, und daſſelbe wie ein ihnen gegenüberſtehendes Kriegsheer behandeln. Die hieſigen Wilden ſehen dagegen als die gutmüthigſten Leute von der Welt aus, und ſicher haben dieſe noch keinen Feind ſkalpirt. Wie arg zuweilen aber die Pariſer durch Fremde angeführt worden ſind, davon zeugt folgendes Beyſpiel. Vor ungefähr 10 Jahren erſchien in Paris ein Morgenländer, welcher ſich für den Kronprinzen von Perſien ausgab, und als ſolcher Zugang in mehreren großen Häuſern fand. Er machte beträchtlichen Aufwand, und ſpielte ſeine Rolle nicht übel. Die Gedichte Hafiz's und Sadi's wußte er auswendig, und ſagte ſie mit vielem Nachdruck her. Wenn man ihn aber bat, Perſiſch zu leſen, antwortete er ſcheinheilig: Vor einem Giaour (Ungläubigen) zu leſen, dafür behüte mich Allah! Seinen Gaſtwirth hatte er durch ſeine Reden ſo eingenommen, daß dieſer ihm nicht allein kein Geld abforderte, ſondern ihm noch ſogar vorſtreckte; dafür hatte der vorgebliche Kronprinz ihm auch verſprochen, ihn in Perſien zu ſeinem Schatzmeiſter zu erheben, und deſſen Tochter in ſeinem Harem als erſte Sultaninn zu verſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 31. Auguſt 1819.

Ich bin gefangen geweſen und ihr ſeyd zu mir gekommen.

Worte der Schrift.

Auch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängnißanſtalten.

Homo sum, nihil humani a me alienum puto.

Ter.

In einer bekannten, ſchätzbaren Zeitſchrift *) wird der Gefängnißanſtalt zu Philadelphia mit gebührendem Lobe erwähnt, jedoch mit der am Ende hinzugefügten Bemerkung, was dort ausführbar geweſen ſey, dürfte es in Europa, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen, keineswegs ſeyn. Einſender dieſes kann darin dem Verfaſſer jenes Aufſatzes nicht beyſtimmen, und iſt vielmehr der Meinung, öffentliche Einrichtungen, die ſich in einem Land als höchſt vortheilhaft in ökonomiſcher, ſittlicher und bürgerlicher Beziehung erwieſen haben, müſſen, wenn ſie nicht auf beſondere Lokalverhältniſſe gegründet ſind, überall anwendbar bleiben, und ſich in jedem Lande, das auf einer ähnlichen Stufe bürgerlicher Ausbildung ſteht, als nützlich und heilſam bewähren. Schwierigkeiten finden ſich bey jeder groſſen und wichtigen Unternehmung. Wie in Amerika würde man auch in jedem europäiſchen Staat bey der erſten Einrichtung mit mancherley Hinderniſſen zu kämpfen haben. Auch könnte der Zweck nie — wenigſtens nie vollſtändig — erreicht werden, wenn man in der Verwaltung nach andern Grundſätzen, als den dort angenommenen, verfahren wollte. Folgende Nachrichten, welche aus einer andern, aber eben ſo ſichern Quelle, als die vorhin genannte, geſchöpft ſind, werden jeden Leſer in den Stand ſetzen, die Sache unpartheyiſch zu beurtheilen. Der eigentliche Stifter dieſer Anſtalt, ein Quäker, Caleb Lownes, war die Seele einer Geſellſchaft, welche ſich im Jahr 1790 vereinigte, um das Elend der Gefängniſſe zu erleichtern. Sie zeigte der Regierung die Mißbräuche an, welche ausgerottet, die Verbeſſerungen, welche gemacht werden müſſten. Der Eifer, die Aufopferung, die Uneigennützigkeit dieſer Bürger vollendeten, was die Ueberzeugung von den Mängeln der bisherigen Einrichtungen angefangen hatte, und triumphirten über die Vorurtheile. Die Regierung autoriſirte endlich den Verſuch zu einer verbeſſerten Anſtalt, ohne an ſeinen glücklichen Erfolg zu glauben, und ernannte eine eigene Kommiſſion, die neuen Einrichtungen zu treffen, welche, als ein bloſſer Verſuch, nur auf fünf Jahre gültig ſeyn und geſetzliche Kraft haben ſollten. Vorzüglich in den Sitzungen dieſer Kommiſſion hatte Lownes Einwendungen zu bekämpfen, welche auf Erfahrung gegründet ſchienen. Man widerſetzte ſich einem Verſuch, den man, in Rückſicht auf den gewöhnlichen Charakter der Verbrecher, wenigſtens für unnütz hielt; man behandelte die gemachten Vorſchläge als philanthropiſche Träume, welche nie zur Wirklichkeit gelangen könnten; wozu dann noch der Widerſtand derjenigen kam, welche aus den herrſchenden Mißbräuchen Nutzen zogen. Aber nichts vermochte jene edlen Männer zurück zu ſchrecken; und die feſte Ueberzeugung, daß es ihnen doch zuletzt gelingen werde, alle Hinderniſſe zu beſeitigen,

*) Hartleben Juſtiz-Kameral- und Polizey-Fama, 1819. S. 89 ff.

Digitized by Google

half ihnen dieſelben wirklich überwinden. Folgende zuſammengedrängte Darſtellung der unter ihrer Aufſicht beſtehenden Anſtalt wird zeigen, wie gut es ihnen damit gelang.

Die ganze Verwaltung ſteht unter zwölf Aufſehern, welche ſich wöchentlich einmal verſammeln, und von denen zwey der Reihe nach die ſpeciellere Aufſicht führen. Indeſſen finden ſich die meiſten täglich dort ein. Sie gehören faſt alle zu der wohlthätigen Sekte der Quäker, und ihren menſchenfreundlichen Bemühungen hat man unſtreitig den glücklichen Fortgang größtentheils zu verdanken. Der Maire und die oberſten Juſtizbehörden, welche die ſchon erwähnte Kommiſſion bilden, haben die Oberaufſicht, und müſſen die Anſtalt wenigſtens viermal des Jahrs beſuchen. Die gleiche Verpflichtung haben auch der Gouverneur, die Geſchwornen und die Beyſitzer aller Tribunale der Stadt und der Grafſchaft. Dieſe Beſuche, welche die Regierung weislich angeordnet hat, um ſich von dem Gang der Anſtalt zu unterrichten, müſſen die Beharrlichkeit und den Eifer der Aufſeher anſpornen, wenn je eine Erſchlaffung deſſelben zu beſorgen wäre.

Todeswürdige Verbrecher ſchließt man immer auf eine Zeitlang in einſame Zellen ein. Dieſe Zeit darf nicht über die Hälfte und nicht weniger als den zwölften Theil der ganzen Dauer der Gefangenſchaft, welche der Urtheilsſpruch zuerkannte, ausmachen. Die Vertheilung derſelben hängt von den Aufſehern ab. Gewöhnlich, und mit Recht, wird der größte Theil der für engeren Verhaft beſtimmten Zeit auf den Anfang der Gefangenſchaft verlegt. Denn, von allen lebendigen Weſen getrennt, iſt der Verbrecher beynahe gezwungen in ſich ſelbſt zu gehen, über ſich ſelbſt, und über die Verbrechen nachzudenken, deren Strafe er leidet; während zugleich die gänzliche Veränderung der Lebensart und Nahrung ſein Geblüt erneuert, und ihn der beſſern Gemüthsſtimmung empfänglich macht, ohne welche keine Reue ſtatt finden kann. Jede dieſer einſamen Zellen iſt 8 Fuß lang, 6 Fuß breit und 9 Fuß hoch. Sie wird vermittelſt eines in dem anſtoßenden Gang angebrachten Ofens hinreichend erwärmt, und theils von oben durch ein wohl verwahrtes Fenſter, theils von dem Gang her, erleuchtet. Der Gefangene liegt auf einer Matratze und hat ſeine Decke. Hier, in tiefſter Einſamkeit, dem Nachdenken und ſeinen Gewiſſensbiſſen überlaſſen, ſieht er nur einmal des Tages den Schließer, der ihm ſeine Nahrung bringt. Dieſe iſt einfach und geſund. Nach einiger Zeit bekommt er Erlaubniß zu leſen, wenn er es verlangt, oder Arbeiten zu verrichten, welche der Raum ſeines Gefängniſſes geſtattet. Er verläßt daſſelbe nie, (außer wegen Krankheit), ehe die beſtimmte Zeit verfloſſen iſt.

Diejenigen Gefangenen, deren Urtheil nicht gänzliche Abſonderung fordert, werden ſogleich zu andern gebracht. Man gibt ihnen die im Hauſe eingeführte Kleidung, unterrichtet ſie von der zu beobachtenden Lebensordnung, und fragt nach der Art von Beſchäftigung, welche ſie zu haben wünſchen. Der Gerichtsdiener, welcher den Verurtheilten hergeführt hat, überbringt zugleich einen umſtändlichen Bericht über ſein Vergehen, über die mildernden oder erſchwerenden Umſtände deſſelben, über früher begangene Verbrechen, und über den Ruf, in welchem er vor ſeiner Verurtheilung ſtand. Dieſer Bericht des Gerichtshofs, von welchem das Urtheil geſprochen worden, gibt den Aufſehern eine Idee von dem Charakter des Ankömmlings, und von dem Grad der Aufſicht, deren er bedarf. Die ihm angewieſene Arbeit iſt ſeinen Kräften und Fähigkeiten angemeſſen. Man findet in dem Haus alles Handwerksgeräthe für Weber, Schreiner, Schuſter und Schneider. Wer keine von dieſen Arbeiten verſteht, muß Marmor ſägen oder poliren, Spähne von Cedernholz ſchneiden, Gips mahlen, Wolle kratzen, Hanf klopfen. Eine ſpäter mit der Anſtalt verbundene Nagelfabrik kann eine große Anzahl Menſchen beſchäftigen, und gewährt dem Hauſe große Vortheile. Die Schwächſten und Ungeſchickteſten zupfen Wolle, Pferdehaar und Werg. Jeder wird nach Verhältniß ſeiner Arbeit bezahlt, und der Handel darüber zwiſchen dem Kerkermeiſter und den verſchiedenen Fabrikanten der Stadt, in Gegenwart des Gefangenen ſelbſt, geſchloſſen. Aus dem Erwerb werden die Unkoſten des täglichen Unterhalts, der Anſchaffung und des Gebrauchs der Werkzeuge, die Prozeßkoſten und die auferlegten Geldſtrafen bezahlt; auch der Werth der geſtohlenen Sachen wird daraus vergütet. Und wenn je zuweilen in Anſehung der dem öffentlichen Schatz zuflieſſenden Geldſtrafen ein Nachlaß ſtatt findet, ſo geſchieht doch dieſes niemals in Anſehung der Prozeßkoſten und des Erſatzes für geſtohlene Sachen. Das Koſtgeld iſt dem jedesmaligen Preis der Lebensmittel angemeſſen, und wird von den Inſpektoren vierteljährlich mit Genauigkeit feſtgeſetzt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neuſten Zeit.

(Fortſetzung.)

„Da ſind wir denn in Harrogate,“ fährt Miſtriß Brunton in dem Briefe an ihre Mutter fort; „ich glaube in Britannien iſt kein Platz, wohin du uns lieber begleiten würdeſt. Einhundert vierzig Perſonen eſſen täglich mit uns, alle aufgeputzt wie Punchens Weib in der Puppenbude. Stelle dir den Lärm von ſo viel Zungen — das Drängen, Poltern und Jagen von achtzig Aufwärtern — den Duft von Speiſen vor, hinlänglich und mehr als hinlänglich für 140 Vieleſſer — und alles das in den Hundstagen!“

„Harrogate ſelbſt iſt eine weitausgedehnte Ortſchaft auf einer häßlichen, ſandigen Gemeindeweide gebaut, umgeben

von verkrüppelten, ſchwarzen, ſchottiſchen Tannen — das einzige Geſträuch oder Baumwerk, das keinem Orte zur Zierde dienen kann. Man hat vor einem Hügel oberhalb Harrogate eine wundervoll weite Ausſicht über die reichſte und ausgedehnteſte Ebene, die ich jemals geſehen habe. York, das 22 Meilen entfernt iſt, kommt einem näher vor, als die Mitte der Landſchaft. Mrs. J., eine Engländerinn, war vor Entzücken außer ſich. Ich muß aber geſtehen, ein Bischen erhabener Grund oder ſelbſt ein Berg ſchickt ſich für eine Landſchaft nicht ſchlimm. Eine Scene ohne Hügel kommt mir ungefähr eben ſo intereſſant vor, wie ein Geſicht ohne Naſe!"

„Wie Du näher nach der Grenze kommſt, behält der ſchottiſche Ackerbau die Oberhand. Große Felder mit Rüben und Klee — wenig Hecken — Bäume nur in Klumpen gepflanzt, wo ſonſt nichts wachſen will. Die Gegend auf der engliſchen Seite iſt weit entfernt für hübſch zu gelten, und doch auf welchem Wege Du auch von Schottland aus hineinkommſt, ſie gewinnt im Vergleich. Wir paſſirten die Tweed über die ſchöne Brücke von Coldſtream, und die Wahrheit zu geſtehen, mein Herz hüpfte auf vor Freude, als ich die Luft meines Vaterlandes einathmete. Wir Schotten ſchüttelten uns von Herzen die Hände, und bekannten, daß wir in England keinen ſolchen Fluß geſehen hatten, und kein Thal, wie das vor uns, indem das Gewäſſer hell zur Sonne aufglänzte. Eine engliſche Freundinn wandte einen wehmüthigen Blick nach ihrem Vaterlande, aber zu Kelſo, wo wir zuerſt abſtiegen, mußte ſie doch ſelbſt geſtehen, daß keine engliſche Stadt eine hübſchere Lage habe."

„Der Weg nach Edinburg führt durch eine Hügelkette von Lammermuir. Meilenweit ſtößt das Auge nur auf Heide. Zuletzt, wenn Du den Bergrücken von Soutra erreichſt, ſpringt unerwartet das ganze reiche Lothians Dir ins Auge, wie eine Landkarte zu Deinen Füßen ausgebreitet! Edinburgs Thürme mit ſeinen Felſen in der Mitte ſteigen aus der Ebene empor, und das majeſtätiſche Fort ſtreckt ſich gemächlich in die See hinaus. Schon oft habe ich hier geſtanden und geſtaunt, und doch überraſcht mich jedesmal die Ausſicht wieder als die herrlichſte, die ich je ſah. Mögen engere Plätzchen anziehender ſeyn, dieſe Scene, bin ich überzeugt, kann Niemand ohne Entzücken anſehen."

„Aber kein Entzücken, das blos die Schönheit gewährt, gleich dem, welches ich bey dieſem erſten fernen Wiederſehen meiner Heimat empfand, meiner Heimat, in die ich, wohin ich auch reiſe, ſtets zurückkehre, wie in die Arme einer Freundinn! Haben wir nicht Urſache, die Güte zu preiſen, die es ſo fügte, daß manche Heimat, die ſonſt reizlos iſt, uns reizt, eben weil es unſere Heimat iſt? Aber die meinige hat viele, viele Vorzüge. Könnte ich ſie mit Dir und zwey oder drey mir theuern Weſen theilen, es würde zu ihrer Vollkommenheit keiner fehlen. Es kann nicht ſeyn! Aber ich vertraue darauf, wir kommen in einer Heimat zuſammen, die uns Allen gefallen wird, und wer weiß, ob das Heimweh, das uns an einen beſtimmten Ort feſſelt, nicht ein Mittel ſeyn wird, uns jene beſſere Heimat der Ewigkeit werther und theurer zu machen!" —

Im September 1810 mußte nothwendig zum Druck des Romans geſchritten werden, ſollte er in der nächſten Seaſon zur rechten Zeit erſcheinen. Noch war ein großer Theil unbeendigt, dennoch erlaubte die Verfaſſerinn den Anfang des Drucks; die Nothwendigkeit, ihr Werk in einer beſtimmten Zeit zu vollenden, belebte ihren Eifer mehr, als ſie ſie beunruhigte, und wenigſtens iſt, mag ſonſt auch das Urtheil ausfallen wie es will, die Sprache dieſes Schluſſes unbezweifelt ſchön.

Folgende Stellen aus ihrem Briefwechſel fallen in dieſe Periode: Ihrer Freundinn Izett ſchreibt ſie von dem neuen Werke einer Dame: „Es reizt mich nicht zur nähern Bekanntſchaft, ich mag hiſtoriſche Romane nicht. Dichtung verkleidet die Einfachheit und zerſtort den Nutzen der wirklichen Geſchichte. Die Erinnerung an dieſe wahre Geſchichte ſchwächt jede Theilnahme an der Dichtung. Ueberdieß müſſen die Damen mir verzeihen, wenn ich glaube, Frauenzimmer können ihren Werken eher durch gut erſonnenen Plan als durch muſterhafte Charakterzeichnung Intereſſe geben. Es iſt Frauen wohl gelungen, das wirkliche Leben abzuſchildern, wiewol ſehr wenigen, und dann allemal eher in Sitten- als Charakter-Gemählden."

„Wir ältern Frauen ſtiften langſamer unſre Freundſchaften — ſo langſam, daß ich glaube, das Leben wird zu kurz ſeyn, um mir noch eine Freundinn, wie Du mir biſt, zu ſchenken; dennoch weiß ich Deine Freundſchaft aber auch zu ſchätzen. Ich hoffe, wir werden in einer andern Welt nahe Nachbarinnen, oder wenn Du vielleicht höher zu ſtehen kommſt als ich, es Dir unbenommen ſeyn, auch die kleinern Wohnungen unſers Vaterhauſes zu beſuchen."

„Ich weiß beſtimmt, kein Theil, auch nicht der kleinſte, wird meiner Glückſeligkeit daraus erwachſen, daß mein Buch recht beliebt wird, mehr aber, wenn ich glaube, es werde nützlich ſeyn. Ich möchte lieber, wie Du ſelbſt weißt, unbekannt durch die Welt hinſchleichen, als einen Ruhm, ſo glänzend er auch ſey, haben (genießen will ich nicht ſagen). Mit Fingern bezeichnet — bemerkt und beurtheilt — ſchriftſtelleriſcher Eigenheiten verdächtig — von den Anſpruchloſern meines Geſchlechts, wie das mit gelehrten Weibern der Fall iſt, vermieden — von den Anmaßendern des andern verabſcheut zu werden, wie gelehrte Weiber es ſind! — Meine Freundinn, eher möchte ich mich zur Seiltänzerinn hergeben, lieber möchte ich meinen beſtändigen Aufenthalt an dem einſamen Weiher am Hügel nehmen, wohin J. meinen Mann einſt hinzog, als die Mücken ihm ſo arg mitſpielten. — Darum bitte ich Dich, nimm an einer andern Seite meines Looſes lieber Antheil, als gerade an dieſer. Freue

Digitized by Google

Dich mit mir, daß meine Erbſen, mein Blumenkohl die beſten in Schottland ſind, und noch lieber, daß ich den ſchönſten Aepfelbaum habe, den man ſehen kann.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Dresden, am 3. Auguſt.

Böttigers Vorleſungen, welche mit dem Anfang Juli wieder begonnen haben, ſind jetzt ungemein beſucht, und gewähren Fremden und Einheimiſchen eine der geiſtreichſten Unterhaltungen. Er betrachtet dießmal den Cyclus des Lebens nach den Gebilden antiker Basreliefs verglichen mit neuern Bildungen in dieſer Beziehung. Die Vorleſungen werden, wie bekannt, jedesmal im Sommer = Vierteljahr unentgeldlich in der Vorhalle der Antiken-Sammlung, des wahren Auguſteums, gehalten, das nachher den Beſchauenden, oft zu eigner Anſicht deſſen, worauf ſich der Lehrende berief, um ſo liberaler geöffnet wird.

Eine ſeltene Feyerlichkeit fand im Laufe dieſes Monats in der römiſch = katholiſchen Kirche ſtatt. Es war die Conſecration des Biſchofs Mauermann, neu ernannten Biſchofs von Peſſen (in Thrazien), welche durch den Biſchof von Budiſſin erfolgte. Die anerkannte Trefflichkeit des neuen Biſchofs, als Geiſtlicher wie als Menſch, welche er in ſeinen frühern Verhältniſſen in Leipzig und ſeit ſeiner Verſetzung nach Dresden als Beichtvater des Königs bewieſen hatte, machten die heilige Handlung nur um ſo feyerlicher.

Heute iſt die Kunſtausſtellung wie gewöhnlich wieder eröffnet worden. Sie iſt ſehr zahlreich, ob eben ſo gut? darüber wird Ihnen wohl Ihr artiſtiſcher Berichts-Erſtatter einen ausführlichern Bericht geben. Ich bekenne, daß ich zu wenig Kenner bin, um mich dieſem Geſchäft unterziehen zu wollen. Nur als Profaner mußte es mir ſehr auffallen, daß ſo viele Gemählde im Katalog als vorhanden aufgeführt, und doch nicht wirklich vorhanden waren. Uns Einheimiſchen kann das ziemlich gleichgültig ſeyn, aber Fremden, die vielleicht ihre Durchreiſe durch Dresden gerade zu dieſer Ausſtellung beſtimmen, und nun nicht warten können, müſſen dadurch ſehr unangenehm getäuſcht werden. Namentlich fehlten noch faſt alle Bilder der bey der Kunſt-Akademie ſelbſt angeſtellten Profeſſoren, auf welche doch jeder Beſchauer beſondern Werth legt.

Der Volksfeſte hats wieder viele im Juli gegeben. Zuerſt das Königsſchießen, oder Bürger = Scheibenſchießen, welches in einer der hieſigen Vorſtädte gehalten wird, und wobey Spiel-Glücks = und Wurſtbuden nicht fehlen. Dann fand auf Reiſewitzens, einem herrlich am Plauenſchen Grunde gelegenen Garten, ein Stoppeltanzen ſtatt. Seit vorgeſtern iſt dann nun das große Vogelſchießen angegangen, wozu der Himmel mit dem ſchönſten Wetter hernieder leuchtet. Vielleicht ein Paar Scenen daraus in meinem nächſten.

Im Theater leuchtete in dieſem Monate nicht ein Komet, ſondern ein ächter und gerechter Stern. Die treffliche Sophie Schröder erfreute uns mit vier Gaſtrollen, der Phädra, Iſabella, Eliſabeth und Sappho. Es war nur Eine Stimme über die Vollendung ihres Spiels. Böttiger hat die allgemeine Meinung in der Abend = Zeitung, nur etwas zu wortreich, ausgeſprochen; wir wünſchten, er ſchriebe lieber ein eigenes kleines Werk darüber, wie er es einmal früher bey Iffland gethan hat. Sie hat mir zwar am vorzüglichſten in heftig leidenſchaftlichen Stellen geſchienen, aber daß auch Milde und Innigkeit ihr zu Gebote ſtehe, zeigte ſie beſonders als Sappho, welche Rolle ich doch als ihre vorzüglich auszeichnen möchte. Wäre es möglich, auf Einer Bühne ähnliche Talente ſo zu vereinen, daß ein ganzes Stück aus dieſem Guſſe rein und unverſtellt hervorgehen könnte, welcher unendliche Genuß müßte das ſeyn! Und es wäre möglich, wenn nicht unſere Theater = Unternehmungen alles leiſten müßten, Schauſpiel, Oper und Ballet, wenn nicht auf die letzten beyden immer mehr verwendet würde, als auf das erſtere, wenn ausgezeichnete Talente auch noch mehr äußere Auszeichnung genößen, und unſere meiſten Dichter nicht eine ganze Schaar von Perſonen und Dekorationen brauchten, um ihre Arbeiten damit auszurüſten. Einzeln ſtehend wirkt ein ſo eminentes Talent dann manchmal faſt ſtörend, und wenn es vielleicht auf der einen Seite einen oder den andern Künſtler ſich nahe hebt, drückt es auf der andern oft um ſo ſichtlicher herab. Ich bin jedoch überzeugt, daß die Schröder mit der Unterſtützung, die ſie auf der hieſigen Bühne fand, zufrieden ſeyn wird.

Neu war 1) der Waſſerträger. Wir haben ihn ſchon früher ſehr oft geſehen, er machte alſo doch nicht die Wirkung, die man erwarten konnte. Hr. Hellwig gab ihn brav im Spiel, weniger im Geſang, doch iſt ja dieß letztere gerade in dieſer Rolle nicht die Hauptſache. Mad. Sandrini hörte man den ausländiſchen Dialekt etwas an, ſie war aber recht innig, und ſang brav. Eben ſo Hr. Bergmann. 2) Der Mann im Feuer, Luſtſpiel von L. Schmidt, wollte das Publikum nicht in Feuer bringen. Die Darſtellung ging auch ziemlich auseinander. Hr. Werdy, als General, polterte wohl hie und da ein wenig zu ſehr, ſo gut er in andern Scenen ſpielte, und Hr. Pauli, als Sergeant, deklamirte dann und wann gewaltig. Fräul. Tilly war recht liebenswürdig, nur nicht naiv genug, Hr. Julius aber, als Graf Orſi, offenbar zu männlich, und, weil er das wohl ſelbſt fühlte, verlegen. 3) Lully und Quinault, Luſtſpiel in 1 Akt nach Bouteuil von Caſtelli. Ein artiges Ding, recht artig gegeben. Die Hauptrolle hatte Hr. Hellwig, dem wir jedoch noch mehr ächt-franzöſiſche Leichtigkeit gewünſcht hätten; es war für das wahrhaft nationell franzöſiſche Stück doch noch alles zu deutſch. Caſtelli's Bearbeitung iſt nicht mißlungen, mit der Reinheit des Reims hat er ſichs aber doch etwas zu leicht gemacht. Hr. Pauli, als Sanſonnet, hat mir recht gefallen, von der Frau Drewitz als de la Bouquiniere darf ich nicht daſſelbe ſagen. Die jungen Damen hatten gar zu wenig darin zu thun, eben ſo Hr. Kanow, als Quinault. 4) Der kleine Matroſe. Auch an andern Bühnen längſt bekannt, aber recht gut gegeben. In Männer = Rollen nimmt ſich Frau Miksch durch ihre ſchöne Geſtalt recht vortheilhaft aus. Hätten aber die beyden Fräulein Zucker nicht mit ihren Rollen gerade wechſeln ſollen? Hr. Bergmann war ein wohlklingender Baſil. Von Hrn. Mayer hätte ich als Sabord mehr Spiel erwartet. Seine Stimme iſt kräftig und durchgreifend.

Bald hätte ich einen Hrn. Fink aus Stuttgart vergeſſen, der in der Braut von Meſſina als Don Ceſar bey uns einſtog, dem wir aber gleich nach dieſer Vorſtellung den Vogelkäfig wieder öffneten, damit er anderswo ſein uns durchaus ſehr mißbehagendes Liedchen pfeifen könne. Vielleicht mag er im Komiſchen nicht ohne Talent ſeyn, aber im Tragiſchen, und neben der Schröder und in einer Rolle wie Don Ceſar aufzutreten, mag er um des Himmelswillen nicht, wenigſtens in Dresden nicht, wieder verſuchen. Noch muß ich bey Gelegenheit der Braut von Meſſina bemerken, daß die beyden Chorführer, Hr. Kanow und Hr. Pauli, trefflich ſprachen.

In der italieniſchen Oper nichts Neues, aber zweymal Roſſini's Gazza ladra bey vollem Hauſe und mit enthuſiaſtiſchem Beyfall.

Digitized by Google

Nro. 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 1. September 1819.

O dreymal ſelig der, dem zum Geſchäfte,
In deſſen Joch des Schickſals Phantaſie
Ihn ſpannte, Vater Zeus das volle Maß der Kräfte,
Und Luſt, die alles überſteigt, verlieh!

Gotter.

Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neuſten Zeit.

(Fortſetzung.)

Später ſchreibt Miſtriß Brunton derſelben Freundinn: „Heute ſchreibe ich nicht, weil ich in Deiner Schuld bin, denn ich habe bey Dir einen Brief, ſo groß wie Du ſelbſt, zu Gute, ſondern rein darum, Dir zu ſagen, daß Du in den drey nächſten Monaten nichts von mir erwarten darfſt. Erſtaune, wenn es beliebt, aber mein Ausſpruch iſt unwiderruflich; denn wiſſe, ich bin eine von der Gelehrten-Republik. Die Leute thun ſich gewöhnlich auf ihre neuen Würden am meiſten zu Gute, und die meinige iſt mir wahrhaftig neu genug. Dieſes iſt der erſte Tag meines Amtes, heute ward der erſte Aushängebogen meinen Augen vorgelegt, und ſie werden für die drey oder vier kommenden Monate mit vier Bogen wöchentlich regalirt werden.

„Du weißt, meine theure Freundinn, was allein die ſchwächſten Unternehmungen gelingen macht. Vereinige Dich mit mir, für alle meine Plane um den Segen zu bitten, der in ſich der einzige wahre Reichthum iſt, und der keine Sorge mit ſich führt. Wenn zwey von uns zuſammen um eine Sache bitten, ſo haben wir das Verſprechen, es ſolle gewährt werden. Bitte mit mir denn, daß der Herr dieß mein kleines Werk zum Werkzeuge ſeines Ruhms erſehe, indem es die Tugend fördere, ſey es auch nur in einem einzigen Herzen. Bitte auch für mich, daß die Sünden, die bey ſeiner Entſtehung begangen ſind, mir vergeben, und ich weder durch ſeinen Erfolg hochmüthig, noch durch ſeinen Fall verzagt werden möge!

„Seinen Fall! — Schon der Gedanke macht mich zittern! Ich kann es Dir gar nicht ſagen, was für ein Mitleid ich jetzt gegen die Unglücklichen empfinde, über deren Werke der Stab gebrochen wird. Nun nun, es ſey gewagt! — Ende Februar oder Anfangs Marz wird mein Rang auf der Stufe literariſcher Weſen durch einen Spruch beſtimmt werden, von dem kein höherer iſt.“

Der Miß Joanna Baillie ward das Werk anonym zugeeignet. Sie dankte verbindlichſt in einem Schreiben an die Verleger. Miſtriß Brunton antwortete in eignem Namen, und legte die Veranlaſſung und die Weiſe, wie das Werk zu Stande gekommen, unverholen dar. „Ich möchte, ſchrieb ſie unter Anderm, um keinen Preis die Fehler meines Buchs entſchuldigen, und doch könnte ich, wenn Sie mit ſo viel Egoismus Nachſicht haben wollten, es natürlich genug. Als ich dieſen Roman anfing, hatte ich nie in meinem Leben das Mindeſte außer einem Briefe und ein Paar hundert ſchlechten Reimen, die ich ſchon mit dem Verſtande eines funfzehnjährigen Mädchens verwarf, geſchrieben; ich war alſo mit der Kunſt, zu der ich mich verſtieg, ſo unbekannt, daß ich kaum einen Plan zu meiner Erzählung vorher entwarf. Meine Abſicht war blos, die Gewalt des religiöſen Prinzips über unſer Herz zu ſchildern, und einen ſo unſittlichen wie unzarten Grundſatz zu bekämpfen, als ob ein bekehrter Wüſtling den beſten Ehemann abgebe. Uebrigens hing ich ganz meiner augenblicklichen Laune nach;

Digitized by Google

die einzelnen Umſtände fügten ſich zuſammen, wie ſie mir in die Gedanken kamen.

Daß ſie die Verfaſſerinn ſey, blieb eine kurze Zeit Geheimniß, und ſo hörte ſie häufig ganz unbeſtochene Urtheile über ihr Werk. Tadel kam ihr ſelten ungelegen, nur ungemäßigtes Lob reizte bisweilen ihre Ungeduld.

Der Roman war noch keinen Monat erſchienen, als eine zweyte Ausgabe nothwendig ward. Die ihr gewordenen Bemerkungen Anderer veranlaßten ſie zu neuer Prüfung und Verbeſſerung. Vorher ſchrieb ſie an ihre Jzett:

„Es iſt heraus, der Böſe weiß wie, daß ich die Verfaſſerinn von Selbſtbeherrſchung bin. Allenthalben muß ich es ſeitdem hören. Das Gute in dem Buche wird nun meinem Mann zugeſchrieben, nur die Fehler kommen auf meine Rechnung. Das ſind meine böſen Neuigkeiten. Aendern kann ich das nun einmal nicht, ich muß nur ein Bischen enger in mein Häuschen zuſammenkriechen, und mich, wo möglich, dem öffentlichen Blick noch mehr entziehen. Jetzt meine guten Neuigkeiten. Mein hochgeſchätzter, trefflicher Freund R., williger, betriebſamer und glücklicher Jünger des Meiſters, deſſen unwürdige Magd ich bin, gibt dem Buche ſeinen ganzen Beyfall, und, was ich tauſendmal höher ſchätze, als alles Schmeichelhafte, was von Styl und Phantaſie deſſelben geſagt wird oder werden kann, er meint, es werde nützlich ſeyn.

„Sodann ſagt Herr Miller mir, der Abſatz ſey hier beyſpiellos. In fünf Tagen wären 240 Exemplare verkauft worden. Der Reſt der Auflage iſt nach London geſchickt. Was es dort macht, müſſen wir erwarten. Hier verdankt es viel von ſeinem Erfolg der Aufmerkſamkeit und Freundſchaft der Verleger.“

Nachdem das Buch ſeine zweyte und dritte Auflage erlebt hatte, beſuchte unſere Mistriß mit ihrem Gatten England. Zum Erſtenmale ſah ſie London. Den Eindruck, den dieſe Welt im Kleinen auf ſie machte, beſchreibt ſie in einem Tagebuche, das ſie flüchtig aufzeichnete, manchmal im Wirthszimmer und des Nachts nach einer beſchwerlichen Tagreiſe, blos um einſt daran ihre Erinnerungen zu knüpfen. Hier ſind einige Auszüge daraus:

„Auf gutem Wege kamen wir durch Stamford nach Burleigh der Prächtigen! Eine edle, ehrwürdige Pracht! herrliche Gemählde! Eine Magdalene von Carlo Maratti; Domenichino's Gattinn, von ihm ſelbſt; das Bild der Liebenswürdigkeit! — Vor allen der *Salvator mundi*! Die Züge ſind genommen nach dem Briefe des Publius, der die Perſon Chriſti beſchreibt — das gekräuſelte, dunkelbraune Haar ſcheitelt ſich vor der Stirn, und wallt die Schultern herab! Die ſchwarzen Augen erheben ſich im Segen, den die Lippen auszuſprechen ſich öffnen; eine Hand hält das geweihte Brod, die andere ſtreckt ſich empor in der Stellung der Andacht. Auf dem Tiſche ſteht die metallene Schüſſel, von der das Brod abgenommen iſt, und ein Becher, gefüllt mit Feſtwein. Dieß ſind die wenigen einfachen Gegenſtände, die das Gemählde darſtellt. Aber der bezaubernde Ausdruck im Geſichte, die unnachahmliche Ausführung im Einzelnen! So viel Wohlwollen, Gefühl — ſo gottähnlich, ſo rührend kann nicht gedacht werden ohne die Seele eines Carlo Dolce! Wie ſelig muß das Geſchöpf geweſen ſeyn, deſſen Phantaſie von ſolchen Bildern lebte!“

„Wir haben Wilkin's Ausſtellung beſucht! Es iſt für mich der Schilling von allen, die ich in London ausgab, am beſten verwendet! Gemählde einer kranken Frau: herrliches Kolorit. Eine Gruppe Spieler, vortrefflich. Der blinde Muſikant. Ein vorzüglicher Zahlungstag. Eine von den Figuren lehnt ſich quer über den Tiſch, und ſcheint dem Zahlmeiſter zu ſagen: Ich will Euch das Ding ganz klar machen! Der Zahlmeiſter runzelt die Stirn, als wenn er ſagen wolle: Es iſt noch nicht recht klar. Einer ſitzt und käut auf ſeinem Spazierſtock. Ein Anderer rechnet für ſich an den Fingern. Eine Gruppe iſt mit ihren Rechnungen fertig, und ſammelt ſich um einen Nebentiſch.“

„Das Opernhaus ſcheint mir nicht ſo prächtig, als Coventgarden. Catalani ſang wundervoll, und Tramezzani iſt ein vorzüglicher Schauſpieler. Der Tanz gefällt mehr wegen ſeiner Gewandtheit als Grazie. Doch ich genieße alle die Freuden jetzt nur halb; ſeit meiner Unpäßlichkeit kommt mir all die Herrlichkeit und das Neue dieſer Welt voll Wunder wie die Schatten vor, die längs den Mauern eines Gefängniſſes hinfliehn.“

„Cariton iſt ſchön; es iſt faſt romantiſch. Das Haus iſt ſehr geſchmackvoll; von einer ſchönen Reihe Zimmer gehen die Fenſter auf eine allerliebſte, kleine Wieſe, abgerundet wie grüner Sammt, und im Vorgrunde von einem jähen buſchigen Abhange begrenzt, welcher die Seite einer tiefen und waldigen Schlucht bildet. Den Hintergrund macht überallhin Gehölz der verſchiedenſten Art, durch welches Spaziergänge geſchnitten ſind, eben ſo heimlich, wie in den Thälern der Hochlande; dabey gewährt jede Oeffnung einen Blick auf den Fluß, der mit Schiffen unabläſſig belebt iſt von der winzigen Gondel bis zum Oſtindienfahrer. Blos als Platz betrachtet iſt Cariton von allen Plätzen, die ich ſah, derjenige, wo ich Hütten bauen möchte.“

„Heute verſammelten ſich die Armenkinder, ſiebentauſend an der Zahl, in der Paulskirche. Alle waren in der Uniform ihrer beſondern Schulen, und ihr Anzug war ganz neu und rein. Sie ſaßen auf Bänken, die ſich kreisförmig eine über die andere bis unter den Dom hinaufzogen. Der Platz mitten in dieſem Zirkel und das ganze Schiff der Kirche waren mit Zuſchauern angefüllt. Wir hatten einen vollen Ueberblick über ſie, und ich habe in ganz London keinen ſo genußreichen Anblick wieder gehabt, als dieſer von ſiebentauſend unſterblichen Weſen, durch die Barmherzigkeit ihrer Mitbrüder von Unwiſſenheit und Elend erlöſt, noch eine ſo erhabene Muſik gehört, als das Hervorbrechen ihrer kleinen

Digitized by Google

Stimmen, beym Geſang des hundertſten Pſalms in dem mächtigen Gewölbe der Paulskirche. Auch ſangen ſie den Hallelujah-Chor blos mit Begleitung der Orgel.“

„Wir fuhren nach Vaurhall. Keine offentliche Luſtbarkeit in London hat mich ſo ſehr ergötzt — vermuthlich weil dieſe mir ganz neu war. Der Mond ſchien nicht; aus völligem Dunkel traten wir auf einmal in einen Säulengang, der buchſtäblich von tauſend buntfarbigen Lampen ſchimmerte, die in Geſtalt von Kränzen, Sternen, Kronen und allerley andern gefälligen und künſtlichen Formen aufgehängt waren. Einige Promenaden waren ganz finſter. Andere empfingen ihr Licht von einem Pavillon, einer Pagode oder einem Lampentempel, auf den die Allee die Ausſicht gewährte. Mehrere Abtheilungen und Colonnaden enthielten Logen, die ſich hinter einer Reihe kleiner mit Lampenkränzen umwundener Pfeiler verſteckten. In jeder Loge ſtand ein kleiner Eßtiſch. Orcheſter waren in verſchiedenen Theilen des Gartens angebracht; und engliſche, iriſche, ſchottiſche, deutſche und türkiſche Lieder wurden von Muſikanten allemal in der eigenthümlichen Nationaltracht abgeſpielt. Viel tauſend geputzte Menſchen hatten ſich an dieſem Luſtorte zuſammengedrängt. Mit einem Worte, Vaurhall iſt der luſtigſte Raritätenkaſten und kein ſchlechtes Muſter von Vergnügungen ſolcher Art — ſchimmernd und ſcheinend genug, wenn man es nicht zu nahe betrachtet, aber bey Tage beſehen geringfügig, gehaltlos und unweſentlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängnißanſtalten.

(Fortſetzung.)

Der Kerkermeiſter iſt hier nicht, wie anderwärts nur gar zu oft, ein Erpreſſer, der die Gefangenen auf alle Weiſe in Kontribution ſetzt. Man weiß hier nichts von Eintritts- oder Abſchiedsgeldern, nichts von Belohnungen für dieſe oder jene zugeſtandene Vergünſtigung. An Orten, wo ſich der Verwalter wegen ſeiner geringen Beſoldung zu anderweitiger Entſchädigung berechtigt glauben muß, iſt es kaum anders möglich, als daß der Oberaufſeher, wohl wiſſend, daß das Amt in der That ſeinen Mann nicht nährt, bisweilen die Augen gegen Mißbräuche verſchließe. So verwandeln ſich dieſe erſt in Gebräuche und dann in Rechte, und der ſtrengſte, redlichſte Aufſeher iſt nicht mehr im Stande, ſie auszurotten. Hier hingegen ſind die Einkünfte eines Kerkermeiſters beträchtlich; und da keiner der Gefangenen in Ketten geſchlagen wird; da allen, welche ſie umgeben, Schläge, Mißhandlungen, ja ſelbſt Drohungen und Vorwürfe unterſagt ſind; da die ganze Lebensordnung des Hauſes darauf abzweckt, bey denen, welche ihr unterworfen ſind, eine Art von Wiedergeburt zu bewirken, ſo kann dieſe Stelle einem rechtſchaffenen und zartfühlenden Manne nicht zuwider ſeyn. Auch die Beſoldung ſeiner Untergebenen iſt zu einem anſtändigen Unterhalt hinreichend. Die tägliche Aufſicht der Vorſteher macht überdieß jeden Unterſchleif ſchon an ſich unmöglich.

Für jeden Gefangenen hält man ein Buch; in welches der Ertrag ſeiner Arbeiten, ſo wie ſeine Schulden für Unterhalt, zerbrochene Werkzeuge u. a. eingeſchrieben werden. Vierteljährlich wird die Rechnung in Gegenwart der Aufſeher abgeſchloſſen und in das Hauptbuch eingetragen. Iſt ein Ueberſchuß vorhanden, ſo fließt derſelbe in die Kaſſe des Schatzmeiſters der Provinz, zu welcher der Gefangene gehört, nie in die Hände des Kerkermeiſters, um ſelbſt dem leiſeſten Verdacht gegen ihn vorzubeugen. Er iſt nur Agent zwiſchen dem Arbeiter und dem Abnehmer. Der dem Gefangenen bezahlte Arbeitslohn iſt eben der, welchen andere Arbeiter in dem gleichen Fach erhalten. Dieſer Lohn iſt bekannt, und der Inſpektor kann die Richtigkeit deſſelben leicht beurtheilen. Der Einkauf der Lebensmittel geſchieht unter den Augen der Inſpektion. Die Rationen ſind beſtimmt und werden jedem in Gegenwart des Kochs, der ſelbſt ein Züchtling iſt, vorgewogen. Alle dieſe Einrichtungen, mit der ſorgfältigſten Aufſicht verbunden, werden noch durch die ganze Kraft der öffentlichen Meinung unterſtützt. Die menſchenfreundliche Geſinnung der Aufſeher iſt ſo bekannt, ihre Genauigkeit ſo ſtreng, ihr Wille ſo beſtimmt ausgeſprochen; ihre Sorgfalt, daß immer der höchſte Grad von Unparteylichkeit gegen jeden Gefangenen beobachtet werde, bleibt ſich immer ſo durchaus gleich, daß ihre Umgebungen den kleinſten Betrug gegen ſie für ein größeres Verbrechen halten würden, als jeden andern Raub.

Ueberall herrſcht die größte Reinlichkeit. Des Morgens, ehe er an die Arbeit geht, iſt jeder Gefangene verpflichtet, ſich Hände und Geſicht zu waſchen. Im Sommer badet er zweymal monatlich in einem eigens dazu beſtimmten Waſſerbecken. Seine Wäſche wird zweymal in der Woche gewechſelt, und ihm eben ſo oft der Bart abgenommen. Die Schlafkammern ſind in dem erſten Stockwerk. Jede enthält 10 — 12 mit Matrazen, Leintüchern und Decken verſehene Betten. Jeder hat ſein eigenes Bett. Die Kammer iſt ſehr hell und wohl durchlüftet. Mit Anbruch des Tages wird dieſelbe verlaſſen, und erſt des Nachts wieder betreten. Die Züchtlinge werden ohne Licht eingeſchloſſen. Bey großer Kälte macht man ihnen ein wenig Feuer. Das ganze Gebäude iſt gewölbt und keine Feuersgefahr möglich. Wollten die Gefangenen ihre Betten verbrennen, ſo würden ſie durch den Rauch erſtickt werden, und die, welche entkämen, müßten den Schaden erſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, den 23. Auguſt.

(Fortſetzung.)

Der leichtgläubige Wirth träumte nun beſtändig von der ihm bevorſtehenden Erhebung, welche die Verbindung ſeiner Tochter mit einem perſiſchen Kronprinzen ihm bringen ſollte, als dieſer Prinz, deſſen Schliche die Polizey erfahren hatte, genöthigt wurde, Paris zu verlaſſen. Er nahm mit vornehmer Miene von ſeinem Wirthe Abſchied, dem er 20,000 Franken ſchuldig war, und führte deſſen Tochter mit ſich nach Perſien, wo ſie ihres Vaters Wohnung einrichten ſollte. Einige Zeit nachher kam der Wirth zu Hrn. Langles, dem Profeſſor der perſiſchen Sprache, und fragte ihn, ob er noch keine Nachricht von Sr. Durchlaucht dem Kronprinzen von Perſien bekommen habe. Hr. Langlès belehrte nun den armen Schankwirth, welchen ſaubern Geſellen er zum Gaſte gehabt habe, worauf der Wirth wie aus den Wolken gefallen, ſteif ſtehen blieb. Kurz darauf kam ein Brief von ſeiner Tochter an, welche ihm meldete, der undankbare Prinz habe ſie in Venedig ſtecken laſſen; ſie erſuche alſo ihren Vater, ſie von da abzuholen, weil ſie kein Geld habe, um die Reiſe nach Frankreich anzutreten. Seine Durchlaucht waren indeſſen nach Indien geflohen; dort trieb er neue Betrügereyen, mußte Madras verlaſſen, und begab ſich von da nach Isle de France. Hier wurde er, ich weiß nicht welches Verbrechens wegen, ergriffen und gehängt. Es ergab ſich nun, daß der vorgebliche Perſiſche Prinz ein Jude aus einer morgenländiſchen Gegend war. — Unter den Perſonen, die ſich für Geld ſehen laſſen, hätte ich auch die berüchtigte Mad. Manſon anführen ſollen, welche bekanntlich aus dem mittäglichen Frankreich nach Paris gekommen iſt, um dort ihre Bekenntniſſe zu verkaufen. Wäre ſie ein Jahr früher nach der Hauptſtadt gekommen, zu der Zeit nämlich als noch der Fualdezſche Prozeß ganz Frankreich beſchäftigte, ſo hätte ſie gewiß reich werden können, und wenn auch der Beſchauungs=Preis ſo hoch geweſen wäre, als der Eintritts=Preis für ein Konzert der Mad. Catalani, ich bin überzeugt, es würde lange ein großer Zulauf geweſen ſeyn. Damals ging alles reißend ab, was dazu beytrug, die abentheuerliche Frau kennen zu lernen, Porträte, Briefe von Reiſenden, wahre und falſche Geſtändniſſe. Welchen ſchnellen Abſatz ihre Selbſtbekenntniſſe gehabt haben, obſchon ſie das kitzelichſte nicht bekennt, weiß man ſchon. Eine Perſon, die mit ihr in jenen Prozeß verwickelt worden war, die Roſe Pierret, vermochte es, faſt ganz Paris zum Beaujon=Garten hinzuziehen. Mehrmals haben ſich zu der Zeit junge Spaßvögel damit beluſtigt, daß ſie ſich im Tuilerien=Garten neben irgend eine Dame ſtellten, ſich halb laut zuflüſterten, dieß ſey Mad. Manſon, und dadurch in wenigen Minuten eine ungeheure Volksmenge um die verlegene Dame verſammelten, ein Spaß, welcher, im Vorbeygehen geſagt, nicht zu den edelmüthigen gehört. Allein ſeitdem haben manche andere Begebenheiten die öffentliche Aufmerkſamkeit zerſtreuet; zudem hat man aus dem Gange des Prozeſſes beſſer noch, als aus Mad. Manſons Selbſtbekenntniſſen, die Wahrheit erkannt, daß nämlich die Abentheurerinn wegen eines geheimen Liebeshandels in das berüchtigte Bancalſche Haus zu Rhodez gerathen war, zu eben der Zeit, als Fualdez dort ermordet wurde, und ſie daher auch ermordet worden wäre, wenn ſie den Mördern nicht geſchworen hätte, ſie nicht zu verrathen. Somit iſt die lebhafte Neugierde der Pariſer geſtillt werden, und Mad. Manſon konnte von nun an wohl noch immer intereſſant für ſie bleiben, aber aus dieſem Intereſſe ließ ſich kein ſo beträchtlicher Gewinnſt ziehen, wie es mit jener außerordentlichen Neugierde der Fall war. Die ſonderbare Frau hatte ſich alſo zu ſpät entſchloſſen, die Theilnahme der Pariſer zu ihrem Privat=Vortheil zu benutzen. Sie langte vor ungefähr zwey Monaten in Paris an, ließ hier ſogleich neue Selbſtbekenntniſſe drucken, und begann nun die ſonderbare Spekulation, daß ſie dieſelben in einem kleinen ſchön gezierten Gemache eigenhändig gegen Erlegung von 10 Franken austheilte. Die vorgeblichen neuen Selbſtbekenntniſſe geſtehen aber nichts weiter, als was ſie in den frühern hatte geſtehen wollen, und machen ein dünnes Bändchen aus, welches höchſtens $2\frac{1}{2}$ Franken werth iſt; ſomit koſtete das Anſchauen ihrer Perſönlichkeit $7\frac{1}{2}$ Franken. Dieß fand man ziemlich theuer, und es erſchienen der Käufer nur wenige. Auch konnte ſich Mad. Manſon nicht lange in ihrer glänzenden Umgebung erhalten, und nahm ein beſcheidener geziertes Gemach in einem höhern Stockwerk ein; und da ſie zu befürchten hatte, die Auflage ihrer Selbſtbekenntniſſe behalten zu müſſen, ſo ließ ſie einen Theil derſelben von einem Buchhändler, das Exemplar zu $2\frac{1}{2}$ Franken, verabfolgen. Doch wird wahrſcheinlich manches Exemplar den Laden hüten müſſen. Da nun alſo dieſe Spekulation zu Waſſer geworden iſt, ſo ſoll die ſonderbare Frau jetzt auf Anerbieten eines Kapitaliſten ein Kaffeehaus halten wollen. Da mag ſie denn wieder einiges Aufſehen machen, und anfangs manche Kunden anziehen, doch wird dieß ſchwerlich lange dauern. Wenn ſie ſchön wäre, wie die bekannte Belle Limonadière im Palais=Royal, ſo wäre es etwas anders; aber die Schönheit gehört nicht zu den Gaben, welche ihr die Natur verliehen hat; und wenn man keinen wichtigern Anſpruch auf die öffentliche Theilnahme hat, außer daß man vor zwey Jahren in einen weltberüchtigten Kriminal=Prozeß verwickelt worden iſt, ſo hat man freylich kein Recht, vom Publikum viel zu erwarten. —

Die Pariſer Schauſpiele haben in den letzten Wochen nichts Bemerkenswerthes dargeboten, außer daß die italieniſche Aufführung von Paer's Agneſe alle Muſik=Liebhaber herbeyzieht. Pellegrini zeigt ſich in der Rolle des Grafen Uberto, welcher durch die Entführung ſeiner Tochter wahnſinnig geworden iſt, nicht allein als vollkommenen Sänger, ſondern auch als vollendeter Schauſpieler: zwey Eigenſchaften, die man bey den italieniſchen Opernſängern ſelten beyſammen findet. Freylich geben auch die abgeſchmackten italieniſchen Opern=Texte dem Schauſpieler ſelten Anlaß, ſein Talent zu zeigen und zu entwickeln. Bey Paer's Agneſe iſt glücklicherweiſe eine äußerſt gelungene Muſik einem pathetiſchen, überaus intereſſanten Stoffe untergelegt. Welcher Stoff hätte auch wohl dem Tonkünſtler mehr Gelegenheit verſchaffen können, ſeine Energie wie ſeine Harmonie anzubringen, und die Leidenſchaften zu ſchildern, als die Geſchichte eines alten Vaters, welcher über den Leichtſinn ſeiner Tochter in tiefe Schwermuth verfallen iſt, und glaubt, ſie ſey todt; welcher deshalb in ſeinem Wahnſinn ihr Grab ſucht, ſeine Tochter, als ſie ſich mit ihrem Gatten ihm darſtellt, anfangs nicht wieder erkennt, und erſt nach und nach wieder zur Beſinnung kommt, und aus ſeiner Schwermuth erwacht? Paer hat dieſen Text vortrefflich bearbeitet. Im erſten Aufzuge herrſcht ein äußerſt kunſtreicher Kontraſt zwiſchen der Schwermuth und dem Wahnſinn des alten Vaters, und dem reuigen Schmerze der Tochter. Der zweyte Aufzug iſt ein ganz anderes Gemählde. Heiterkeit und fröhliche Ruhe ſind an die Stelle der heftigen Gemüths=Bewegungen getreten, und in der Muſik, wie in der Lage der handelnden Perſonen, iſt eine gänzliche Umwandlung vorgegangen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Monats=Regiſter, Auguſt.

Nro. 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. September 1819.

Nimm mir die Liebe, was bin ich? der Aermſte unter den Armen!
Laß mir die Liebe — und ich bin reicher wie Könige ſind.

Kretſchmann.

Suleika.*)

In tauſend Formen magſt du dich verſtecken,
Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich dich,
Du magſt mit Zauberſchleyern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Cypreſſe reinſtem, jungen Streben,
Allſchöngewachsne, gleich erkenn' ich dich,
In des Kanales reinem Wellenleben,
Allſchmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn ſteigend ſich der Waſſerſtrahl entfaltet,
Allſpielende, wie froh erkenn' ich dich.
Wenn Wolke ſich geſtaltend umgeſtaltet,
Allmannigfaltige, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleyers Wieſenteppich,
Allbuntbeſternte, ſchön erkenn' ich dich.
Und greift umher ein tauſendarmger Eppich,
O! Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen ſich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein ſich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich.
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

*) Aus: „Der Divan, von Goethe," das ſo eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen iſt.

Leben der Miſtriß Brunton, einer ſcholtiſchen Schriftſtellerinn der neuſten Zeit.

(Fortſetzung.)

Miſtriß Brunton beſuchte ſpäter, 1815, London noch einmal. Sie ſchreibt davon: „Ich verließ London, ich glaubte auf ewig. Was verlaſſe ich in London ungern? Nichts, Niemand. Und doch iſt es nicht angenehm, auch dem gleichgültigſten Dinge das letzte Lebewohl zu ſagen. Lebe wohl auf ewig! hebt alle Beleidigungen, alle Mißverhältniſſe auf. — Warum ſollte ich London je wieder heimſuchen? Gewiß nicht, um meine Kunſt zu ſtudieren. Die Züge des Charakters wie des Geſichts ſcheinen hier weniger ſcharf bezeichnet, als unter uns. Ohne Zweifel finden ſich auch hier Originale, doch ſind ſie für mich unzugänglich. Ich ſehe die Menſchen nur in Gallazimmern, und ein Gallazimmer wie ein Grab löſcht jeden Unterſchied aus. Es ſcheint ihr Geſpräch eine feſtgeſetzte Reihe von Redensarten zu ſeyn, von der keiner abweichen darf, der auf Bildung Anſpruch machen will. Alle merken auf denſelben Gegenſtand, und alle nehmen dieſelbe Anſicht davon, oder wenigſtens bequemen die Leute ihre Anſichten nach denen ihrer beſondern Klaſſe oder Kaſte, und wenn man jemandes Geburt, Geſchäft und Ort der Verehrung kennt, ſo kann man im Allgemeinen ſeine moraliſchen, religiöſen und politiſchen Meinungen am Schnürchen herſagen. Mögen Maler und Muſiker nach London gehen; aber was habe ich da zu thun?"

Digitized by Google

„Die Gegend um London iſt auf allen Seiten ſchön, aber nirgends intereſſant. Die Landhäuſer ſind niedlich und mit ſchlanken Akazien und grünen Wieſen artig aufgeputzt, allein ſie haben nichts Anziehendes, nichts Eigenthümliches.“

„Wales mag für einen Landſchaftsmaler eine unerſchöpfliche Fundgrube ſeyn, mit ſeinen unendlichen Felſen, Ruinen und Hügeln, die er in eine große Anſicht erweitert, um die Phantaſie mit etwas zu erfüllen. Allein mir ſagt das waldige, bedeckte Land mehr zu, wo bey jedem Blick eine Thurmſpitze, ein Rauch, das Krähen eines Hahns, das Schreien eines Huhns die Einbildungskraft in ein halbes Dutzend unregelmäßiger Hütten verſetzt, die auf ein kleines grünes Plätzchen wie ausgegoſſen ſind, und aus ihren Weinranken und Roſenbüſchen hervorgucken. O England, der bloße Anblick deiner ſüßen Weiler erquickt das Herz!“

„Lebt wohl, ihr grünen Felder und ländlichen Dörfer — Lebt wohl, ihr wogenden Hecken, ihr lichten Gehölze und blumigen Hütten! — Aber willkommen, du mein eignes, rauhes Schottland! wo, obſchon alles bleß und nackend iſt, alles Veredlung, Betriebſamkeit und Einſicht bezeugt, Unabhängigkeit bey den Armen und Unternehmungsgeiſt bei den Reichen. Die engliſchen Villen ruhen auf ſammtnen Wieſenmatten, welche die rieſige Eiche und der üppige Kaſtanienbaum mit ihren breiten Schatten behängen. Die unſern ſtehen eckig und unzierlich auf regelloſen Feldern, eingeſchloſſen von in langen Reihen neben einander gepflanzten Tannen. Aber unſere Landhäuſer werden von ihren Eignern verwaltet, und die beſten Gefühle und die beſten Grundſätze der menſchlichen Natur werden dort geübt, während die Villen in England entweder alleſammt verlaſſen ſind, oder von Geſinde und Verwaltern bewohnt werden. Unſere Fluren können ſich auf ihre Schönheit nichts zu Gute thun, ſo wenig der Geſtalt als der Farbe nach, aber ſie ſind zugleich mäßig und freygebig bebaut, und jedes Jahr macht neue Eingriffe in die Unfruchtbarkeit der Natur. Unſere Hütten reihen ſich unordentlich an einander. Ferkelſtälle zur Seite, Düngerhaufen vorn, aber unſere Hüttenbewohner haben Bibeln und können ſie leſen; ſie ſind arm, aber ſie ſind nicht armſelig. In einigen von den ackerbautreibenden Sprengeln Englands findet man mehr als die Hälfte der Bevölkerung von der übrigen kleinern Hälfte durch milde Gaben unterſtützt. Jede Meile in Schottland zeigt neue Häuſer, neue Aecker, neue Anpflanzungen. In England iſt alles alt, und darin beſteht ein großer Theil ſeiner Schönheit. — Bäume, Gräſer, Hütten, alles ſteht ſo zu ſagen in der Reife, wenn nicht im Verfall. Der erſte junge Anwachs von einigen Umfange, der mir in England in die Augen fiel, war an der Gränze des New Forest (Neuwaldes), und in den ſüdlichern Grafſchaften ſah ich kaum eine neue Hütte, außer der Nachbarſchaft großer Städte.“

„Die Landſtraße nach Edinburg iſt recht ſchottiſch; wiewol kahl und traurig, iſt ſie geſchickt angelegt und gut unterhalten. Aber ach! es iſt gar nicht zu ſagen, wie ſchrecklich öde dieſes Land ausſieht nach einer viermonatlichen Bekanntſchaft mit dem fröhlichen England! Ich ſeufze über die Gedanken, die ein Engländer bey dem Eindruck haben muß, wenn er Mutter Schottland beſucht. Kein Wunder, wenn wir ein vernünftiges, nüchternes Volk ſind! Die frohen Bilder des Frühlings und die Ueppigkeit des Sommers werden uns mit ihren Freude und Ueberfluß bringenden Gaben nie läſtig! Kein Wunder, wenn wir gaſtfrei ſind! Hier, wo ein ewiger Winter uns unabläſſig ermahnt, uns zuſammenzuziehen und geſellig zu ſeyn!“

Bey ihrer Zurückkunft nach Edinburg ſann Miſtriß Brunton wieder auf literariſche Beſchäftigung. Sie konnte über den Stoff lange nicht mit ſich einig werden. Mehrere Aufgaben boten ſich dar, wurden aber wieder verworfen, bis ihr Gatte ihr vorſchlug, den Plan ihres erſten Romans fortzuſpinnen, und zu zeigen, wie, wenn Selbſtbeherrſchung verſäumt worden, das Gemüth erſt durch Leiden geläutert weeden müſſe, ehe es der Welt nützlich und wahrer Freude theilhaftig werden kann.

Um das Ende des Jahres 1812 ward nach dieſem Plan Welterziehung — Discipline — begonnen, und dazu entwarf ſie vorher eine ordentliche Skizze.

Wie das erſte, wurde auch dieß Werk nach ihrer erſten Abſchrift gedruckt, und dieſe hatte jezt noch weniger Abänderungen und durchſtrichene Stellen, wie das Manuſcript von Selbſtbeherrſchung. Doch ging die Arbeit, wegen vieler weiblicher Beſchäftigungen, langſam von Statten. Beym Nähen oder Stricken überlegte ſie erſt reiflich bey ſich den Gang der Gedanken und den Styl, ehe ſie in mäßigen Zwiſchenaugenblicken das Gedachte niederſchrieb.

Mit beſonderem Behagen verweilte ſie bey der Schilderung hochländiſcher Sitten im dritten Bande. Die Zeichnungen des iriſchen Charakters von der geſchickten Hand der Miß Edgeworth hatten ſie ſehr ergötzt. Indeß überzeugte ſie das Wenige, was ſie von den Hochlanden geſehen, daß zu einem ähnlichen, nicht weniger intereſſanten Verſuche Stoff genug vorhanden war. Wie ſorgſam ſie auf einer kleinen Reiſe in dieſe Gegenden Landſchaft, Sitten und Charakter betrachtete, ſieht man aus einem ihrer Briefe an Miß Johanna Baillie.

„Ich brachte einen Theil dieſes Sommers in Perthſhire zu, und legte manchen angenehmen Spaziergang zurück. Einer führte nach Killivrochan, der wildeſten aller menſchlichen Wohnſtätten. Sie ſteht auf dem Ufer der Tummel, etwa zwey Meilen über den Paß von Killincraukie. Haben Sie je die Tummel geſehen? Das iſt ein Strom, wie ich ihn liebe! Von allen Flüſſen iſt er am wahrſten hochländiſch; ein ungeſtümer, melancholiſcher, romantiſcher Strom, ſchäumend zwiſchen Bruchſtücken, herabgefallen von Bergen, die zu ſeinem Bette geſpalten zu ſeyn ſcheinen!“

„Killivrochan hat keine Wieſen- oder Garten-Anlagen;

Digitized by Google

kein zerbrechliches Werk menſchlicher Erfindung, die Majeſtät der Natur zu zerſplittern. Glücklicher Weiſe iſt zu ſolchen Entſtellungen kein Platz, denn das Haus füllt den einzigen ebenen Fleck aus, zwiſchen einem ſenkrecht ſich herablehnenden Berge und dem Fluſſe. Die Wege ſind in maſſiven Felſen gehauen, und nähern ſich bisweilen ſo dicht an den Rand des Abgrundes, daß man die Tummel in weiter Tiefe unter ſich ſchäumen ſieht. Bisweilen ſteigen ſie bis an das Flußbette ſelbſt herab, winden ſich dann wieder an ſeinem ſenkrechten Ufer hinauf, wo ſich der erhabenſte Bergproſpekt, der gedacht werden kann, den Augen darbietet. Aber noch iſt alles tiefe Oede! Keine Spur eines lebenden Weſens iſt ſichtbar, außer hie und da ein Reh, das ſcheu aus einem Dickigt hervorſpringt, oder ein Adler, der in die Kluft hinabſchießt.“

„Indeß nicht blos die Landſchaft zog mich an in Perthſhire; die Einwohner ſelbſt haben für mich in ganz anderer Art etwas Anziehendes. Ich habe mich ſo lange unter dem beſchränkten, ſchwerfälligen Marſchländern aufgehalten, daß mich jetzt die vielen kleinen Celticismen, welche vor zwölf Jahren mir ganz entgangen ſeyn würden, höchlich überraſchten. Haben Sie wohl bemerkt, mit welcher zuverſichtlichen Beſtimmtheit ein Hochländer über den Namen die Natur und Heilart jeder möglichen Krankheit abſpricht? Nichts iſt eigner, als die Art, wie ein Hochländer ſein Uebelbefinden beſchreibt. Er iſt ſo umſtändlich, und doch hat er eine Menge von Entſchuldigungen gegen das Zartgefühl des Zuhörers.“

(Der Beſchluß folgt.)

Auch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängnißanſtalten.

(Fortſetzung.)

Die Werkſtätten für gröbere Arbeiten ſind in dem Hof; die übrigen in dem gleichen Stockwerk, wie die Schlafkammern, aber in einer andern Abtheilung. Die Arbeiter ſind dort nicht eingeſchloſſen, und nur 5 bis 6 in einer Werkſtatt. Die vier Schließer müſſen beſtändig in den Höfen, in den Gängen und unter den Gefangenen ſeyn. Dieſen iſt nicht erlaubt, Geſpräche untereinander zu führen. Keiner darf dem andern etwas ſagen, als was ſich auf die gegenſeitigen Bedürfniſſe ihrer Handarbeit bezieht; keiner darf dem andern laut zurufen; keiner von den Urſachen ſeiner Gefangenſchaft ſprechen, oder dem andern darüber Vorwürfe machen. Dieſes Stillſchweigen herrſcht bey ihren Mahlzeiten. Die Nahrung, welche ſie zu ſich nehmen, iſt hinreichend, ihre Kräfte zu unterhalten, beſchränkt ſich aber durchaus nur auf das Nothwendige. Sie trinken nichts als Waſſer. Hitzige Getränke oder auch Bier ins Haus zu bringen iſt ſtrenge verboten. Sie würden das Blut der Gefangenen erhitzen, und die gute Wirkung der eingeführten Lebensordnung hindern. Zu lachen, zu ſchreyen, zu ſingen iſt ihnen nicht nur deßwegen verboten, weil es einem büßenden Miſſethäter nicht geziemt, ſondern auch weil es ſeine Organe in Erſchütterung ſetzen, und jene ſtille Ruhe ſtören würde, in welcher man ihn zu erhalten ſucht, um gleichſam ein neues Weſen aus ihm zu machen.

Wenn ein Züchtling ſich gegen die Regel des Hauſes verfehlt, ſo wird er zuerſt gewarnt; beym zweyten Mal in engen, einſamen Verhaft gebracht. Der Kerkermeiſter hat das Recht, ihn dazu zu verurtheilen, doch unter der Verpflichtung, es ſogleich dem Oberaufſeher anzuzeigen. Die gleiche Strafe trifft den, der nicht arbeiten will, und ſie muß ihm deſto ſtrenger ſcheinen, da die Gefängnißkoſten immer fortlaufen, und er alſo immer tiefer in Schulden geräth. Während der Nacht gehen zwey Schließer beſtändig in den Gängen hin und her. Bey dem geringſten ungewöhnlichen Geräuſch wecken ſie den Kerkermeiſter und verſammeln ſich. Jener unterſucht die Sache und führt den, welcher das Geräuſch veranlaßte, in eine einſame Zelle. Solche Vorfälle ſind aber ſehr ſelten. Dieſe Strafe iſt die einzige, deren man ſich bedient. Der Kerkermeiſter und die Schließer haben keine Hunde, keine Waffen, ja es iſt ihnen ſogar verboten einen Stock zu tragen, aus Furcht, ſie möchten in einem Augenblick des Unmuths in Verſuchung gerathen, einen Gefangenen damit zu ſchlagen, welches jenem Syſtem der ſtrengſten Gerechtigkeit und ruhiger Haltung, von dem man ſich ſoviel Gutes verſprechen darf, entgegen wäre. Ein Schließer, der ſich berauſchte, oder einen Gefangenen hart behandelte, würde ſogleich ſeiner Stelle verluſtig. Die Aufſeher betragen ſich gütig gegen die Gefangenen, ſuchen ihren Charakter kennen zu lernen, tröſten ſie und geben ſich alle Mühe, ſie mit ſich ſelbſt auszuſöhnen. Solche Unterredungen finden aber nicht häufig ſtatt, damit nicht die Wirkung derſelben geſchwächt werde. Sie zeigen immer die gleiche mit Ernſt verbundene Heiterkeit. Die Miene der Gefangenen hat nicht das freche oder düſtre Weſen, welches man ſo oft in gewöhnlichen Gefängniſſen auf den Geſichtern bemerkt; ſie iſt ehrerbietig, ernſt und ruhig. Des Sonntags hören ſie zwey Mal Predigten oder moraliſche Vorleſungen von Geiſtlichen an, welche ihr Eifer in das Gefängniß führt. Nur die in engerm Verhaft befindlichen bleiben von dieſen Uebungen ausgeſchloſſen. Man gibt ihnen, wenn ſie es verlangen, Bücher, und ſorgt für die zweckmäßigſte Auswahl derſelben.

Die Aufſeher können von der Regierung die Begnadigung eines Gefangenen begehren, und ſie thun es zuweilen wirklich, wenn ſie ſeiner Beſſerung verſichert ſind. Nie verweigert man ihre Bitte; ſelbſt der Mörder kann Begnadigung hoffen, aber nur, wenn die Petition von den Anverwandten und Freunden des Ermordeten unterzeichnet iſt. Die Aufſeher machen aber faſt nie für Verhaftete aus dieſer Klaſſe von ihrem Vorrecht Gebrauch; ſelbſt für die übrigen bedienen ſie ſich deſſelben nur ſelten; aber jeder Gefangene ſieht doch die Möglichkeit der Begnadigung vor ſich, und dieſe Hoffnung iſt hinreichend, ihn in dem Beſtreben, ein beſſerer Menſch zu werden, ſtandhaft zu erhalten.

Züchtlinge, welche das Gefängniß verlaſſen, empfangen den Ueberſchuß ihres Arbeitlohns an Geld, wenn die Inſpektoren Urſache haben zu glauben, daß ſie davon einen guten Gebrauch machen werden; ſonſt aber gibt man ihnen den Werth deſſelben in Kleidungsſtücken.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, den 13. Auguſt.

(Beſchluß.)

Wie ſehr iſt es nicht zu bedauern, daß die ältern Tonkünſtler Italiens nicht oft ähnliche dramatiſche Gemählde zu behandeln gehabt haben, wie der von Paers „Agneſe" und ſtatt deſſen ihr ausgezeichnetes Talent an läppiſchen Texten haben verſchwenden müſſen! Am Théâtre français war ſeit Kurzem große Spaltung zwiſchen den Schauſpielern, die bekanntlich ihre Bühne ſelbſt verwalten, und blos unter der Aufſicht eines Kammerherren ſtehen. Im vorigen Winter wollte Talma nicht mehr ſpielen, weil man ſich weigerte, die ſehr beträchtlichen Forderungen zuzugeſtehen, die er an ſeine Kameraden machte. Da ihnen indeſſen an Talma's Beybehaltung unendlich gelegen war, und der König einen bedeutenden Zuſchuß verſprach, ſo wurden die Bedingungen eingegangen. Nun fing auch Mlle. Mars an, ihre Forderungen zu erheben, und da ſie nicht weniger zur Einnahme des Theaters beyträgt, als Talma, ſo durfte man auch ſie nicht fahren laſſen, und ließ ſich daher auch ihre Bedingungen gefallen. Kaum war dieſes Geſchäft beſeitiget, als auch Mlle. Duchesnois ihre Forderungen in die Höhe ſchrob, und wie Talma und Mlle. Mars behandelt zu werden verlangte. Auch ſie iſt dem Theater unentbehrlich, daher ihre Kameraden ſich, wie es ſcheint, zu ihrer Befriedigung verſtanden haben. Zu bemerken iſt es, daß mit jedweder der Unterhandlungen einige Monate verſtrichen ſind, während welcher ſich der fordernde Schauſpieler oder die fordernde Schauſpielerinn von der Bühne entfernt hielt, wie Achilles von dem Kampfe mit den Trojanern. Man hat nun zu erwarten, daß andere Schauſpieler und Schauſpielerinnen deſſelben Theaters auch ihre Forderungen erheben, und ſich in Erwartung der Befriedigung ihres Verlangens vom Spielen enthalten werden. Zwar hat das Théâtre français Reglemente genug, welche den Schauſpielern ihren Gewinnſt beſtimmt zutheilen; allein die großen Schauſpieler kehren ſich oft ſo wenig an die Reglemente, als die großen Herrſcher an die Geſetze, und leider iſt man oft unvermögend, beyde zum Gehorſam zu zwingen. Vor der Revolution hatten die Kammerherrn, welchen die Aufſicht über Schauſpiele anvertrauet war, das Recht, einen widerſpenſtigen Schauſpieler ohne weiteres in Verhaft ſetzen zu laſſen. Das Fort l'évêque war in Paris das gewöhnliche Verbeſſerungs=Haus des Schauſpiel=Perſonals; weder Genie noch Schönheit konnte es im Falle der Widerſetzlichkeit dagegen ſchützen. Dieß geht aber nicht mehr ſo. Ein Kammerherr hat kein Recht mehr über die perſönliche Freyheit eines Individuums im Staate. Auch leuchtet es nicht mehr ein, wozu die Aufſicht eines Kammerherrn dient. Man hat daher ſchon vorgeſchlagen, dem Théâtre français ſtatt eines unnützen Hofherrn lieber einen Direktor zu geben, welcher beſſere Zucht halten, und überhaupt die ſämmtliche Verwaltung übernehmen könnte. Wollte man die republikaniſche Verfaſſung, welche jetzt am Théâtre français herrſcht, in etwas beybehalten, ſo könnte man ja dieſem Direktor, anſtatt ihm die Alleinherrſchaft zu geſtatten, einen zu wählenden Ausſchuß des Theater=Perſonals zugeſellen, und demſelben das Recht des Sitzes und der Stimme im Verwaltungsrathe ertheilen. Uebrigens wird das Théâtre français wahrſcheinlich ſeine Wichtigkeit verlieren, ſobald als das Odeon=Theater, welches wieder aufgebauet worden iſt, und bekanntlich den Titel: zweytes Théâtre français, durch eine königliche Verordnung erhalten hat, wird eröffnet ſeyn. Denn alsdann werden die Trauerſpiele, welche bisher nur erſteres aufführen konnte, auch auf letzterm geſpielt werden, und daher ein heilſamer Wetteifer zwiſchen beyden entſtehen müſſen. Auch iſt außer den ſchon vorhandenen Bühnen noch die Errichtung einer neuen verſtattet worden, worauf nur angehende dramatiſche Künſtler auftreten ſollen, und welche daher zu einer Pflanzſchule der gewöhnlichen Bühnen dienen ſoll. Man hofft, daß dieſe praktiſche Schule beſſere Schüler bilden wird, als die Deklamations=Schule, woraus bisher noch kein ausgezeichneter Schauſpieler hervorgegangen iſt. Man meint hier, die dramatiſche Kunſt laſſe ſich nicht lehren; auch haben wirklich die großen franzöſiſchen Tragiker, als Lekain, Molé, Talma nie einen Schüler gebildet; in dieſer Kunſt komme es auf lange Uebung auf der Bühne an, vorausgeſetzt, daß man alle zu einem guten Schauſpieler erforderlichen Anlagen beſitzt. Ich muß geſtehen, daß mir dieſe Behauptungen, die ich von ſehr erfahrnen und denkenden Männern anführen höre, nicht einleuchten. Daß eine große Vertrautheit mit der Bühne eine Hauptſache iſt, gebe ich gern zu; daß aber der theoretiſche Unterricht großer Schauſpieler nicht ebenfalls nothwendig ſeyn ſolle, das kann ich ſchwerlich annehmen. Sollte z. B. nicht Talma, wenn er dieſe Mühe nehmen wollte, einen jungen Künſtler manches lehren können, was dieſer nie lernen würde durch das bloße Spielen oder Anſchauen des Spielens guter Künſtler? Und warum ſollte es mit der Schauſpielkunſt anders beſchaffen ſeyn, als mit jeder andern Kunſt, z. B. der Mahlerey oder der Tonkunſt? Während der Revolution waren in Paris drey bis vier ſolcher Bühnen für junge Schauſpieler entſtanden, wie nun eine gebildet werden ſoll. Ein Machtſtreich der kaiſerlichen Regierung hatte ſie mit mehrern andern Bühnen auf einmal zernichtet. Es waren mehrere gute Schauſpieler daraus hervorgegangen, die ſich noch jetzt auf den verſchiedenen Pariſer Bühnen auszeichnen. Dieſelbe Wirkung läßt ſich auch von der neuen erwarten, wofern ſie gut geleitet wird, und den Zuſpruch des Publikums bekömmt. —

An Tagesbegebenheiten der letzten Wochen waren beſonders merkwürdig die gerichtliche Losſprechung des Profeſſors Bavoux. Sein Advokat, der gewandte Dupin, hatte zuvor eine Flugſchrift drucken laſſen, worin er zeigt, daß die größten Juriſten Frankreichs ſowol vor als nach der Revolution die Unvollkommenheiten der Geſetzgebung ſcharf gerügt haben, daß mithin ein Profeſſor nicht ſtrafbar ſey, wenn auch er in ſeinen Vorleſungen die Mängel der Geſetze angebe, die er zu erklären und kommentiren habe. Bey den gerichtlichen Verhandlungen drang eben dieſer Advokat unaufhörlich darauf, die Studenten ſollten blos gefragt werden, ob er ſie zur Widerſetzlichkeit gegen die Geſetze angereizt habe, denn darauf beruhe der ganze Prozeß. Dieß ließen ſich auch die Richter gefallen, und da Niemand die Frage bejahend beantwortete, ſo wurde der Profeſſor losgeſprochen. Die liberalen Zeitungen waren einige Tage lang unerſchöpflich an Witz über den Doyen Delvincourt, welcher in dem Verhöre geſtand, er habe den Vorleſungen an einem verborgenen Orte zugehorcht, und ſeine Magd und Köchinn zuhorchen laſſen, welche ebenfalls verhört wurden. Die Magd nannte dieſen verborgenen Ort eine tribune aux écouter, und die Köchinn nannte ihn, nach einem Volksausdruck, einen Judas. Ein gravitätiſcher Doyen, welcher mit ſeiner Magd und Köchinn durch einen heimlichen Judas den Vorleſungen eines Profeſſors zuhorchet, hat wirklich etwas ſo Komiſches, daß es nicht begreiflich wird, wie die Zeitungen ſo lange und ſo oft darüber haben ſpotten können. Die Losſprechung Bavoux's läßt nun keinen Zweifel darüber, daß ein Lehrer an der Pariſer Rechtsfakultät die Geſetzgebung auf das ſchärfſte rügen kann; wenigſtens hat er deshalb von den Gerichten nichts mehr zu befürchten. Nur bleibt er noch der Kommiſſion des öffentlichen Unterrichts unterworfen. Indeſſen ſoll auch dieſer Zwang in folgenden Jahren gehoben werden, weil der Unterricht eben der Freyheit bedarf, wie das bürgerliche Leben.

Da.

Digitized by Google

Nro. 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. September 1819.

Zu Schranken laufe wer zum Ziele will.

G. C. Braun.

Theaterkritiken von A. Müllner.

(Bey Gelegenheit des Gaſtſpiels der Mad. Schröder in Leipzig.)

(Fortſetzung.)

IV.

Johanna von Montfaucon.

Warum dieſe Rolle? — So fragt' ich mich vor der Darſtellung, und erhielt durch dieſelbe keine befriedigende Antwort darauf.

Mad. Schröder ſcheint ſo an den Cothurn gewöhnt, daß es mir Anfangs ſchwer wurde, Kotzebue's einfache, treu liebende Hausfrau in ihr zu erkennen.

In ihrer Antwort auf Adalberts Aeußerung, daß die Zurückgabe des ungerechten Gutes an Granſon ihn zum unbemittelten Ritter machen würde, betonte ſie unter andern ſo: „Des Gatten frohen Muth erkauft die Gattinn nie zu theuer. — Mir bleibt noch eine feſte Burg: häuslicher Friede! Mir lacht noch eine reizende Flur: deine Zärtlichkeit! Mich ſchmückt noch ein koſtbarer Diamant: „mein Kind.“ Ueberhaupt hatten die Hauptwörter oft Urſach, auf die Beywörter eiferſüchtig zu werden.

Während des Geſprächs zwiſchen Adalbert und Philipp, I. 8., hörte ſie muſterhaft zu, was ſo wenige Darſteller verſtehen. Ihr Blick hing ununterbrochen an ihrem Gatten, und das ruhige, innige Vergnügen, welches ſie bey der, handelnd ſich entwickelnden, edlen Sinnesart des geliebten Mannes empfand, mahlte ſich auf ihrem Angeſicht. Aber nicht muſterhaft hatte ſie ihren Platz gewählt. Sie ſtand dem Proſcenium näher, als Adalbert, den ſie anſah, und während ich, glücklicher Weiſe auf der rechten Seite des Saales ſitzend, mit Genuß den ſchönen und paſſenden Ausdruck ihrer Miene betrachtete, that es mir leid, daß er für zwey Drittheile der Zuſchauer theils halb, theils ganz verloren ging.

Ihre Pantomime, womit der zweyte Akt beginnt, war außer dem Style des Stücks, viel zu antik, zu großartig für die Angſt der häuslichen Bewohnerinn einer beſtürmten Ritterburg. Man hätte glauben können, eine zweyte Hendel gäbe hier ein mimiſch-plaſtiſches Zwiſchenſpiel, um dem kunſtſinnigen Theile der Zuſchauer die Richtigkeit von Schlegels Urtheil über dieſes Produkt zu beſtätigen: Traun, mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabey.

Das Spiel in der Hauptſcene des fünften Aktes war dagegen von tiefergreifender, naturmäßiger Wahrheit. Nur da ging Johanna zu weit, als ſie, von der Todesangſt um den von ihr geriſſenen Knaben niedergeworfen, auf den Knieen hin und her rutſchte, um bald dem Sohne wieder nah zu kommen, bald von dem eingewurzelten Laſarra Schonung zu erflehen. Das war etwas Anderes, aber nichts Beſſeres, als die oft beſpöttelte Vorſchrift des Verfaſſers: „ſinnlos zu Boden zu ſchlagen und ſich das Haar zu zerraufen.“ Der Oberleib allein muß, wenn Johanna einmal vor dem Wüthrich auf die Knie gefallen iſt, durch ſeine Wendungen den Seelenkampf mahlen, welcher ihr die Worte diktirt: „Ich — halt! — ich will — Gott! —

Adalbert! — ich muß — halt! Laſarra, ich folge dir zum Altare."

Möglich mag es in ſolchem Augenblicke ſeyn, daß der Schreck die Muskelkraft der Kniegelenke gänzlich lähme, und die Mutterangſt die Unzweckmäßigkeit jenes Rutſchens überſehe; aber dieſes bleibt immer ein widerlicher Anblick, der uns auf der Bühne erſpart werden muß, wo er zu Erreichung täuſchender Wahrheit nicht nothwendig iſt. Hier that die Künſtlerinn, unbedacht vielleicht, hingeriſſen von der gewaltigen Gemüthsbewegung, in welche ſie durch die Kraft der Phantaſie ſich verſetzt hatte, offenbar zuviel. Dagegen war in dem Todesſtreiche, den ſie endlich auf Laſarra führte, der Täuſchung zu wenig. Der Feind ſchien von der Berührung mit einem Zauberſtabe zu fallen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Leben der Miſtriß Brunton, einer ſchottiſchen Schriftſtellerinn der neuſten Zeit.

(Beſchluß.)

Als dieſer Theil des Buchs unſerer Miſtriß beendigt war, erſchien Waverley. Dieß Buch riß ſie ſo hin, daß ſie nicht davon wegkommen konnte, bis ſie es ganz durchgeleſen hatte. Sie fühlte ſich bey ihrer Beſcheidenheit ſo tief unter dieſen Schilderungen, daß ſie die ganze hochländiſche Parthie aus ihrer Geſchichte wegzuſtreichen entſchloſſen war. Nur umſtändliche Vorſtellungen ihres Gatten überredeten ſie, dieß Opfer nicht zu bringen; ſie ging wieder an ihr Werk, aber andächtig und zögernd.

Die Handſchrift dieſes Romans war durchaus fertig, ehe ſie in die Preſſe kam. Er erſchien im December 1814. Sie ſchreibt in dieſer Zeit an Miſtriß Izett. „Dir die Wahrheit zu geſtehen, ich fühle jetzt, daß mein Geiſt, ſo viel an ihm ſeyn mag, nicht mein eigen iſt, ſondern unter der Herrſchaft und Leitung einer höhern Gewalt ſteht, die ſagen kann: Geh, und er geht, oder: Komm, und er iſt da. Du wirſt fragen, ob ich nicht längſt daran dachte? Ja, geglaubt habe ich es ſchon lange, aber jetzt fühle ich es. Siehſt du den Unterſchied? Entweder durch ſeine eigenen Einwirkungen auf die Seele, oder durch ſeine Vorſehung, die die Dinge vorher ordnete, über welche wir nicht zu gebieten haben ſollten, lenkt er unſern Verſtand, unſern Willen, unſer Gewiſſen, unſern Glauben. O wie müſſen wir darum bemüht ſeyn, ihn um Beyſtand anzuflehen, der ihn auf ſo verſchiedenen Wegen zu verleihen vermag, und der durch eigene Vermittlung Umſtände, welche uns ſo geringfügig erſcheinen, wie die Scherze eines Schmetterlings, dahin wirken läßt, ſeine Verheißung zu vollenden, daß alles zum Guten ſich denen wenden werde, die ihn lieben."

„Du ſiehſt alſo, wem ich den Erfolg von Selbſtbeherrſchung verdanke. Möge er auch mein jetziges Werk ſegnen! Jenes alte war ſo kleinlich, ſo nutzlos, ſo ungeregelt, daß ich gar nicht um Segen für daſſelbe bitten konnte. Es wurde als bloßer Zeitvertreib angefangen. Das jetzige war Arbeit von Beginn an."

„Es iſt ſchlimm, ſchreibt ſie ein Paar Jahre ſpäter an Mrs. Craigie, es iſt ſchlimm, daß Selbſterziehung nach Waverley erſcheint, bey weitem dem beſten Kunſtwerk der Art, das ſeit den Tagen Fieldings und Smolletts erſchienen iſt. Es ſcheint nicht zu bezweifeln, daß es von Scotts Feder kommt. ‚Welch ein Wettkämpfer für mich arme Kleine! Das Schlimmſte von Allem iſt, daß ich ohne Arg auf denſelben Boden wie Waverley gerathen bin, indem ich meine Heldinn nach den Hochlanden verſetzte."

„Da iſt nun keine Hülfe mehr. In der Schriftſtellerey muß der Zufall vieles thun. Selbſtbeherrſchung hatte mehr Glück, als manches beſſere Buch. Das jetzige mag weniger glücklich ſeyn, ohne es darum minder zu verdienen. Nun nun! So weit meine Beweggründe gut geweſen ſind, bleibt mir der Lohn der guten Abſicht nicht aus. Ich bin überzeugt, kein Buch der Art kann wichtigere Lehren geben. Ob ſie gut oder ſchlecht eingekleidet ſind, das iſt eine andere Sache, die ich nicht beurtheilen kann."

Die Aufnahme dieſes Buchs gleich bey ſeinem erſten Erſcheinen überſtieg die Erwartung der Verfaſſerinn, doch war ihre Freude darüber nicht ſo groß, als das erſte Mal. Sie war als Verfaſſerinn gleich anfangs bekannt, und daher der unparteyiſchen Beurtheilung und der Aechtheit der Lobſprüche nicht ſo gewiß. Doch betrübte ſie das darüber in kritiſchen Journalen beobachtete Stillſchweigen.

Von einer zweyten Reiſe nach England zurückgekehrt, fand ſie zu neuen Arbeiten wenig Antrieb. Sie traute ihrer Kraft nicht mehr zu, eine lang ausgeſponnene Erzählung zu erfinden, und doch wollte ſie nicht in den Vorſchlag ihres Gatten eingehen, eine Reihe Verſuche in der Art ihres Lieblings Cowper zu ſchreiben. „Ich brauche nicht, ſchreibt ſie an ihren Bruder, um Brot zu ſchriftſtellern, und nicht einen Band würde ich ſchreiben, blos um den Ruhm eines Homer zu erlangen. Ein moraliſcher Gegenſtand iſt mir alſo Noth; aber woher einen nehmen, auf den man eine lesbare Erzählung gründen könnte, das iſt die Frage. Eine erhabene Moral iſt überdieß meiner Denk- und Schreibart nothwendig, und wirklich iſt es nicht leicht, eine ſolche einer Geſchichte, die Romanleſer feſthalten ſoll, zum Grunde zu legen."

„Einen Vortheil habe ich bey dem allen — der Weg, den ich eingeſchlagen habe, iſt faſt ausſchließlich mein eigener. Die wenigen Sittenlehren, die unſere engliſchen Dichtungen aufſtellen, ſind von der niedrigſten Gattung. Selbſt der Genius der Miß Edgeworth hat ſich herabgelaſſen, bloße weltliche Weisheit zu lehren. „Geduld iſt ein Heilmittel für alle Wunden." „Redlichkeit iſt die beſte Politik." „Ein Pfennig geſpart iſt ein Pfennig gewonnen!" Das ſind die

Texte, die ſie allein mit ihren feinen Bemerkungen und Charaktergemählden zu würzen verſteht."

Unter beſtändigen Verſuchen fing ſie denn die Emmeline an, deren Tendenz zeigen ſollte, wie wenig Ausſicht zum glücklichen Leben da iſt, wenn ein geſchiedenes Weib ihren Verführer heirathet.

Während dieſes Winters verſchaffte ein Freund ihr den Genuß, Auszüge aus Guy Mannering, an dem gerade gedruckt wurde, zu hören. Die Freude, die ſie bey dieſem Lieblingswerke ihres liebſten Novelliſten empfand, machte die Abende, wo ſie dieſe vorleſen hörte, zu den glücklichſten ihres Lebens. Ihr Enthuſiasmus für dieſe Werke erkaltete nicht, ungeachtet ihr Verfaſſer eine öffentliche Erwähnung ihrer mehr als billig vermied. Mehrere ihrer Briefe ſchildern ihre Vorliebe, und die Gründe ihrer Bewunderung.

Ihre Zeit war jetzt in Edinburg ſehr zerriſſen, ſie erhielt viele Beſuche, ſie nahm an der Verwaltung einiger öffentlicher mildthätiger Anſtalten thätigen Antheil, und beſonders der Entſchluß, den ſie frühzeitig gefaßt hatte, jeden Fall von Hülfsbedürftigen, die ihre Rettung in Anſpruch nahmen, perſönlich zu unterſuchen, gab ihr ausgebreitete Beſchäftigung. Während des Winters hatte Emmeline daher einen ſehr langſamen Fortgang.

Als ſie im Juni auf einige Monate aufs Land zog, befiel ſie ein Fieber, das ſie mehr wie je niedergeſchlagen und traurig ſtimmte. Der Tod einer jungen Freundinn, deren Talente und Grundſätze die größten Hoffnungen rechtfertigten, und zu der ſie ſich ſehr hingezogen fühlte, verleidete ihr jede ernſtere Arbeit. Eine Lieblingsidee war das erſte, was ihre Theilnahme wieder anregte; ſie widmete ihre Mußeſtunden mehre Monate lang der Erlernung des Gäliſchen. Das Sprachſtudium liebte ſie überhaupt ſehr. Ihre Anſichten darüber ſpricht ſie in einem Briefe an eine Verwandtinn ſo aus:

„17. Jan. 1818. Es freut mich, daß Du Mary Latein lehrſt. Mir ſcheint es, als habe die Natur ſelbſt die Frauen hingewieſen, Sprachen zu lernen, durch die Leichtigkeit, mit der es ihnen insgemein gelingt. Ich habe kein Mädchen gekannt, das im Erlernen der todten Sprachen nicht die Knaben in derſelben Klaſſe übertroffen hätte; auch ſah ich niemals, daß dieſe Beſchäftigung weibliche Pedanten hervorbrachte. Lernen aller Art iſt überhaupt jetzt ja zu gewöhnlich unter Mädchen, um länger ein Kain-Zeichen zu ſeyn, das die Gezeichnete von allem menſchlichen Verkehr ausſchloſſe. Ich kenne ein Frauenzimmer, das vor zwey Jahren, ich glaube in Oxford, einen mathematiſchen Preis gewann, und zwar vollkommen ungeſtraft; denn noch überall hieß man ſie wegen ihres angenehmen weiblichen Weſens willkommen."

„Uebrigens bin ich nicht dafür, daß Frauen ſich Kenntniſſe verſchaffen, die durchaus nicht in der Geſellſchaft ausgeſtellt werden können, und dahin gehören bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſelligkeit klaſſiſche Gelehrſamkeit und mathematiſche Wiſſenſchaften. — Dieſe harten Zeiten zwingen ſo manche Frauen zum ledigen Stande, daß ich es für kein übles Unternehmen halte, einige zu ehrwürdigen alten Jungfern zu erziehen, beſonders ſolche, die ein Gemüth beſitzen, welches ſtark genug iſt, allein zu ſtehen, und romantiſch genug, nicht heirathen zu mögen, blos um verheirathet zu ſeyn."

„Mag deine Mary heirathen oder nicht, ich hoffe, ſie wird aufwachſen mit einem kräftigen Geiſte und glücklich in ihren eigenen Mitteln; geleitet wie ein Weſen ſeyn muß, das bald ſeine Verbindung mit allem Materiellen abwerfen, und ſein einziges Glück in dem Wachsthum an Kenntniß und Tugend finden ſoll."

„Die Knaben wird die Welt erziehen, trotz deiner Pflege. Du magſt pflanzen und begießen, aber der rauhe Wind wird den Sprößlingen bald ihre eigene Richtung geben, ſie können ſich nicht, ſo wie unſer glücklicheres Geſchlecht, vor ihrem Einfluß bewahren. Lektüre, Nachdenken und Rath bilden den weiblichen Charakter ſehr. Männer ſind Geſchöpfe der Umſtände und des Beyſpiels; ein halbes Dutzend geiſtreicher Wüſtlinge jagen zwölfjährige Grundſätze in einem Nachmittage in die Flucht. Aber wie das alte Sprichwort ſagt: wen Gott bewahrt, iſt wohl bewahrt, und Einige werden wunderbar bewahrt — Einige wunderbar bekehrt."

Der Sommer 1818 ging vorüber. Sie glaubte feſt das Herannahen ihres Todes. Es war kein bloßes dumpfes Vorgefühl, ſondern durch Gründe unterſtützt, die ihr Gatte vergebens zu bekämpfen verſuchte. In dieſem Glauben traf ſie jede kleinſte Vorbereitung zu dem großen Umzuge mit derſelben Ruhe, als hätte ſie blos zu den kurzen Reiſen, die ihr das Haus immer nur noch theurer machten, ſich einzurichten. Sie wählte ſelbſt die Kleider aus, in denen ſie ins Grab gelegt ward, ſie ſuchte ſelbſt einige Erinnerungen für ihre vertrauteren Freundinnen zuſammen. Doch erſchütterten dieſe Beſchäftigungen weder ihre Standhaftigkeit, noch verringerten ſie ihre Heiterkeit. Der Wunſch zu leben blieb gleich lebhaft, und ſie ſchickte ſich mit gleicher Ausdauer zu allen den Pflichten an, die ihrer bey wiederkehrender Geſundheit warteten. Ihr Eifer, das Wohl ihrer Mitgeſchöpfe zu befördern, verdoppelte ſich.

„Das Leben, ſchrieb ſie in einem ihrer letzten Briefe, das Leben iſt zu kurz und ungewiß, als daß wir auch den kleinſten Anlaß, Gutes zu thun, ungenützt vertändeln ſollten. Die Blume des Feldes muß heute ihren Duft verbreiten, morgen wird ſie nicht mehr ſeyn."

Von ihren Vorahnungen ſprach ſie nicht gerne, weil ſie wußte, wie ſchmerzlich Andern dieß Geſpräch war. Aus gleichem Grunde enthalten ihre Briefe auch nichts davon. Der letzte Brief, den ſie an eine Verwandtinn ſchrieb, iſt vom 22ſten Oktober 1818.

„Wenn es dem Allmächtigen gefällt, meines Kindes Leben und das meinige zu erhalten — ich glaube mich von feſterem Stoffe gemacht, um vor einigen Stunden eines Schmerzes, den die Natur beſtehen kann, zu zittern. Ich rechne, die Prüfung iſt in drey Wochen überſtanden. Ich hoffe, nicht eher, denn ſelbſt dann werde ich kaum fertig ſeyn. Fertig, ſage ich! Wie viel Zeit würde nothwendig ſeyn, um mich für den Wechſel vorzubereiten, den ich dann wahrſcheinlich beſtehen muß! Aber da iſt Einer, vor dem tauſend Jahre ſind wie ein Tag! Wenn ich von Vorbereitung ſprach, ſo meinte ich damit blos, daß ich mein Haus noch nicht in Ordnung habe."

Digitized by Google

„Ich wünſche, liebe Mary, daß eine von Euch mir recht umſtändlich von Tante Craigie ſchreibt, und zwar bald, ſonſt möchte für mich der Brief zu ſpät kommen. Wenn ich ſcheiden ſollte, ſo kann ich es ja dann nicht mehr bedauern, daß ſie mir ſobald nachfolgt. Aber welch ein Verluſt wird ſie für euch alle ſeyn! Wo iſt ein Weſen in ihrem Wirkungskreiſe, dem ſie nicht mehrere Beweiſe ihrer Güte gab? Empfiehl mich dieſer guten Tante, die die erſte Liebe meines Herzens war — die das erſte Weſen war, von dem ich mich erinnere, daß es mir Güte erwies — und die ſeit der Zeit, da ich mich beſinne, daß ſie mich in den Schlaf ſang, bis dieſen Augenblick, wo ich ihr meinen Segen und mein Lebewohl ſende, nie aufgehört hat, mir lieb und theuer zu ſeyn.“

Die gute Tante ſtarb; nach einer ſpäten Entbindung folgte ihr die Nichte in die Wohnungen des Himmels, am Sonnabend Morgen den 19. December 1818.

Ihr Andenken lebt in ihren Schriften, und in der Erinnerung ihrer zahlreichen Verehrer, an ihrem Grabe weint ihr Gatte.

Korreſpondenz = Nachrichten.

München, Auguſt.

Unſer Theater ſcheint an eigenen Mitteln gegenwärtig ſo ſehr verarmt zu ſeyn, daß eine Folge von Darſtellungen bedeutender dramatiſcher Werke faſt nur durch den Beytritt auswärtiger Gäſte erwirklicht werden mag. Einer ſolchen Vermittlung zuſolge haben wir denn unlängſt bey der Anweſenheit der Mad. Miedke von Stuttgart und des Hrn. Stein von Leipzig eine Reihe ausgezeichneter Schauſpiele, meiſt in dem neuen großen Schauſpielhauſe und durchgängig zur Zufriedenheit des Publikums, aufführen ſehen. Mad. Miedke hat mir am meiſten in der Maria Stuart genügt, in welcher rührenden Rolle ſie durch ein ſehr edles Spiel und angemeſſene Deklamation ſich Aller Beyfall erwarb; in der Jungfrau von Orleans ſchien ſie mir dagegen zu ernſt und kalt, und zu wenig der Begeiſterung und dem poetiſchen Schwunge angemeſſen, die dieſe Rolle beſeelen müſſen. (Die Jungfrau iſt neulich mit aller Pracht wieder aufgeführt worden; Demoiſ. Charl. Pfeifer hat in mehreren Stellen ſich vortheilhaft darin ausgezeichnet.) Von Hrn. Stein iſt wegen ſeiner vernehmlichen Stimme und wegen der Lebhaftigkeit, womit er ſeine Rollen handhabt, alles Gute zu ſagen; ſeine Deklamation übrigens hat zu wenig Gleichmäßigkeit, ſie eilt durchgängig zu ſchnell voran, dabey kann das Hinaufwenden des Kopfes keineswegs als eine ſchöne Haltung empfohlen werden. — Unter den dramatiſchen Preisſtücken wäre nun noch des Herzogs Arnulph, von dem Hauptmann Grbtſch aus Ansbach, zu erwähnen. Die Wahl des Stoffes iſt unſtreitig ſehr zu loben; ein hochherziger Fürſt, der früher das Land von dem Tribut an die Hunnen befreyt, jetzt verbannt und in den Salzburgiſchen Gebirgen verborgen, während des Kaiſers Bruder, der Franke Eberhard, als Statthalter das baieriſche Land deſpotiſch bedrückt; jener, da der Sohn in des Tyrannen Hände gerathen, eilt mit ſeinen Getreuen vor Regensburg, und nimmt den Feind gefangen; jetzt, da ein neuer Krieg zwiſchen dem neuen deutſchen Kaiſer Heinrich und Arnulph beginnt, folgt beyderſeitige Ausſöhnung, Arnulph erkennt den Kaiſer an, und herrſcht als ſelbſtverwaltender Fürſt in ſeinem Erblande. In der Hauptſache iſt der Verfaſſer ganz der Geſchichte treu geblieben, was freylich immer nur in ſo fern zu rühmen iſt, als dieſes mit den Forderungen der dramatiſchen Kunſt ſich vertragen mag. Es wäre vielleicht beſſer, wenn der Dichter den Tod des Königs Conrad ſchon zu Ende des erſten Aktes hätte erfolgen laſſen, ſo daß Heinrich der Finkler ſchon jetzt als mithandelnd erſchienen wäre, und der Krieg ſich nun unter beyden entſponnen hätte. Arnulph ſelbſt erſchien mir objektiv zu wenig als die bewegende Kraft in dem Stücke; vieles iſt unnöthig auf den tyranniſchen Statthalter gewendet; ſo war es z. B. genug, wenn der Herzog, als er ſeiner habhaft geworden, ihn mit der Beſtimmung: ihm ſolle nach ſeinen Thaten Recht widerfahren, hätte entfernen laſſen, oder beſſer noch, daß Eberhard im Kampf mit einem der Getreuen Arnulph's gefallen wäre. Was die als Epiſode durchgehende Liebe zwiſchen des Herzogs Tochter Jutta und dem unerkannt bey ihnen weilenden Heinrich aus Sachſen, (des neuen Kaiſers Sohn) betrifft: ſo iſt dieſe wol zu wenig mit der eigentlichen Handlung verwebt, und hat, weil ſie ohne Gefahr und Kampf iſt, vielmehr einem Familienſtück ſich eignet, kein hinlängliches Intereſſe. Beym Schluß des dritten Aktes, wo der Statthalter beſiegt iſt, glaubten Viele, hier möchte das Stück zu Ende ſeyn; dem hätte der Dichter ſehr wohl vorbeugen können, wenn Arnulph hier zuletzt an die übrigen deutſchen Fürſten Bothſchafter abgeordnet hätte, um ſeine Rechte zu wahren ꝛc.; dadurch müßte in dem Zuſchauer die Erwartung des weiteren Erfolgs erregt worden ſeyn. An einem andern Orte, wo Graf Eberhard durch den Caſtellan aus ſeinem Zimmer ſich in den baieriſchen Helbenſaal führen läßt, und von dem, was er und wir dort erfahren, dann gleich an ſeinen vorigen Platz zurückkommt, iſt gegen eine einfache Theater-Regel verſtoßen, die einen ſolchen Scenen-Wechſel nur allenfalls in einem Luſtſpiel verſtatten möchte. Von dieſen Einzelheiten jedoch abgeſehen, iſt dieſer erſte dramatiſche Verſuch unſers durch ſeinen Zug der Normannen bekannten Dichters in ſehr reinen Jamben geſchrieben, und, was das beſte Lob hier begründet, voll edler Geſinnungen. Mehrere, die das Stück früher geleſen hatten, haben über den Werth deſſelben im Gegenſatz zu der mangelhaften Aufführung ſich geäußert, über welchen Punkt ich, hinſichtlich des neuen Münchener Theaters, zu dem neulich Bemerkten nichts hinzuzuſetzen habe. Verſtändige Leſer haben mir (bis auf den Einfall über den Verſuch einer vorgängigen Aufführung auf dem alten Hoftheater) in Allem völligen Beyfall gegeben. Wenn es um die Darſtellung ſich handelt, ſo iſt mit der gangbaren Terminologie allgemeinen Lobes oder Tadels nichts Erſprießliches gewonnen; ich habe deshalb immer etwas Beſtimmtes hervorzuheben geſucht, welches dem Schauſpieler oder Direktor zu Gute kommen, etwa auch zur Ergänzung der Schriften über die theatraliſche Kunſt dienen möchte; dafür glaube ich bey billigen Leſern einigen Dank zu verdienen, und werde mich von jener Maxime durch den wortreichen Unwillen eines aufgereizten Gegners nicht im mindeſten abwendig machen laſſen. —

Die Bekanntmachung des Hieronymus v. Stauf, v. Fouqué, hat uns von Neuem bewieſen, daß die Münchener Preis-Aufgabe für die Bereicherung unſerer Literatur an dramatiſchen Kunſtwerken von einem kaum gehofften Erfolg geweſen. Jenes Schauſpiel hat hier die Liebe und Zuneigung Aller, die es geleſen, gewonnen. Es fehlt an dieſem Werke, wie mir ſcheint, nichts, als was darin fehlt; wir ſehen den Helden ſelbſt im Lande zu wenig die Gewalt ausüben, die ſeinen Untergang herbeyführt. Es wird hiebey nicht überflüßig ſeyn, zum Schluß noch zu erwähnen, daß einer der damaligen Preisrichter, Herr Profeſſor Seudtner, als die Reihe zu ſtimmen an ihn kam, das Schauſpiel „Ludwig der Baier“ (von Uhland) für das beſte, und das obengenannte Fouqué'ſche Trauerſpiel für das nächſtbeſte erklärt habe, wie er dieſes ſelbſt in einem ſchon vor acht Monaten erſchienenen Schriftchen berichtet hat. D.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 34.

Digitized by Google

Nro. 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. September 1819.

Freund, es iſt ein Sinnbild aller Zeiten,
Daß im Schauſpiel, das wir ſelbſt bereiten,
Freud' und Luſt uns, Schmerz und Wehmuth rührt.
Und ſo iſt, im Süden wie im Norden,
Ein Symbol des Lebens das geworden,
Was das Leben ſelbſt herbeygeführt.

Arthur vom Nordſtern.

Theaterkritiken von A. Müllner.

(Fortſetzung.)

V.

Eliſabeth in Maria Stuart.

Ich ſah dieſe Rolle voriges Jahr auf demſelben Theater, in denſelben Umgebungen, von Mad. Wolf in großer Vollkommenheit. Die fand ich hier wieder. Wenn ich beyde Leiſtungen mir vergegenwärtige, und Moment für Moment gegen einander auf die Wage lege; ſo bewegt ſich zwar die Wage, aber beym Auflegen der letzten Gewichte ſteht die Zunge ziemlich inne. Die Eliſabeth von Berlin hat den Vortheil der Geſtalt (taille) und der zwangloſen Würde in Haltung und Bewegung. Die von Wien wiegt ihn auf mit dem Umfang und der Biegſamkeit der Stimme, mit der größern Deutlichkeit (ich möchte ſagen Leſerlichkeit) ihrer Mienen. Doch dieſe Gaben gibt oder verſagt die blinde Neigung der Mutter Natur; hier ſey nur von der Kunſt die Rede.

Mad. Schröder ſprach S. 62. Z. 1. (Schillers Werke bey Cotta B. 10. 1818.):

Wenn es ſeyn muß — wenn ich's nicht ändern kann.

Die Betonung des muß iſt vorgeſchrieben; die des nicht iſt — tragiſch im urſprünglichen Sinne des Wortes, wo τραγος einen Bock bedeutet. „Wenn ich's nicht ändern kann," will die Natur der Sache. Mad. Schröder ſprach ferner ebendaſ. Z. 8. v. unten:

Bringt ſeiner Hoheit dieß Geſchenk (den Ring). Es iſt
Noch keine Kette, bindet mich noch nicht.

Die erſtbemerkte Betonung iſt wiederum vorgeſchrieben; die zweyte aber gehört auf bindet. Hätte Schiller im zweyten Halbverſe das nämliche Wort (noch) betont wiſſen wollen; ſo würd' er unfehlbar geſchrieben haben: „bindet noch mich nicht," um die Betonung mit der Scanſion möglichſt in Uebereinſtimmung zu bringen. Mad. Schröder ſprach endlich S. 71. Z. 6.:

Das müſſen Reize ſondergleichen ſeyn.

Ungefähr eben ſo richtig, als wenn jemand ſagen wollte: das geht mir über alles, ſtatt: über alles.

Verſtöße dieſer Art hab' ich bey der Berliner Eliſabeth, der geiſtreichen Schülerinn Goethe's und Schiller's, nie bemerkt, und in Hinſicht der Korrektheit des Vortrags ſteht die Vergleichung unbedingt zu ihrem Vortheil.

Im Morgenblatt 1818 Nro. 246. S. 982. hab ich die Verſtellungskunſt der Berliner Eliſabeth gerühmt, und deren Werth hauptſächlich in den Umſtand geſetzt, daß man als Zuſchauer der ſchlauen Königinn nicht glauben konnte, aber doch die Gefahr fühlte, ihr zu glauben, ſobald man ſich in die Lage der Perſonen verſetzte, welche ſie täuſchen wollte. Die Königinn trug vor ihren Lords eine feine Wachslarve, hinter welche die Schauſpielerinn ſehr geſchickt und zu rechter Zeit den Zuſchauer blicken ließ. Mad. Schröder hielt ihrem Hof eine ſtark bemahlte Redoutenlarve entgegen; die fromm zurecht ſich legende Miene, die zu dem Ausdruck chriſtlicher Demuth ſich heu=

Digitized by Google

gende Haltung ſprach die Heucheley bis zu einem Grade von Deutlichkeit aus, wo ſie Hofleute zu täuſchen nicht mehr ſonderlich geeignet iſt; und dennoch verſäumte die Künſtlerinn auf der andern Seite, den Zuſchauer zu rechter Zeit hell in ihr Innerſtes blicken zu laſſen.

Es kömmt nämlich für die Wirkung der ganzen Dichtung nicht wenig darauf an, daß Eliſabeth ſo bald als möglich uns ihren geheimen Wunſch verrathe, das Todesurtheil an Marien vollſtreckt zu ſehen: denn dieſer Wunſch, nicht das anfechtbare Urtheil, iſt es, was uns fortdauernd für die Stuart zittern macht, indem wir ihn mit der Klugheit und mit der Scheu vor dem Urtheil der Welt kämpfen, ſich im Park zu Fotheringhay zum Blutdurſt entzünden, und ſo endlich zu der ſchweren That, zu dem gräßlichen Schweſtermorde werden ſehen, welcher den Hauptgegenſtand dieſer Tragödie ausmacht. Die Gelegenheit hierzu hat der Dichter im Anfange der dritten Scene Akt II. geboten. Eliſabeth hat in der Verlobungsſcene, S. 64. Frankreichs Verwendung für die Stuart mit Würde abgelehnt. Jetzt ſitzt ſie im Staatsrath unter ihren Lords, und Burleigh ſpricht von einem Opfer, das alle Stimmen fordern. „Was wünſcht mein Volk noch? Sprecht, Mylord.“ Burleigh antwortet: „Es fordert das Haupt der Stuart.“ Darauf eben hat ſie gewartet, das war ihr geheimes Begehren. Läſſt ſie das ſtille Entzücken darüber in ihren Augen aufblitzen, die nur dem Zuſchauer, nicht den zu beyden Seiten ihres Seſſels und natürlich etwas zurück ſtehenden Lords ſichtbar ſind; ſo iſt jener Zweck erreicht, der Zuſchauer weiß klar, woran er mit ihr iſt, und ſie kann nun gegen die Lords ihre Rolle um ſo feiner ſpielen. Mad. Schröder ließ ſich dieſe Gelegenheit entſchlüpfen. Mad. Wolf, wenn mein Gedächtniß mir treu iſt, hat ſie benutzt, und dieſer Moment zieht ihre Schaale nieder.

In der folgenden Scene fand Mad. Schröder eine unerwünſchte Gelegenheit, als Schauſpielerinn die höchſte Gegenwart des Geiſtes zu zeigen. Sir Paulet hatte den Brief der Stuart (S. 76.) vergeſſen. Es entſtand eine gefährliche Stockung, vielleicht von 30 Sekunden. Eliſabeth ſchien ruhig mit einem der Lords, mit Leſter denk' ich, über die eben erfolgten Aeußerungen Mortimers zu ſprechen, und wer Sir Paulets Noth nicht ſah, merkte die Gefahr nicht, welche der Scene drohte. Endlich war dieſer eines Blättchens mächtig worden, welches er überreichen konnte; aber es war — eine Viſitenkarte, die ſich nicht öffnen ließ, wie ein Brief. Die Königinn wußt' auch dieſes Gebrechen zu verbergen, ſie *ſchien*, einen Brief aus dem Umſchlag zu ziehen, vor ſich auf den Tiſch zu breiten, und anſtändig darüber hingebeugt zu leſen.

Die Scene mit Mortimer war ein Meiſterſtück. Das gräuliche Licht, in welches Eliſabeths Charakter durch den Auftrag des Meuchelmords ſich ſtellt, wurde dadurch gemildert, daß in ihrem ganzen Weſen die gegründete, alte, und durch gefährliche Erfahrungen tief eingewurzelte Furcht vor der Stuart, vor ihrem Einfluß auf den Schwärmereifer und vor den Ränken ihres Anhanges, mit den lebendigſten Farben ſich mahlte. Dieß erhöht den Antheil, welchen dieſe Scene erregt, ungemein; ſie war mir in dieſer Vollendung völlig neu, und hier ſchwankte die Schaale meiner vergleichenden Kritik auf die Seite der Mad. Schröder.

Dieſer Akt ſchließt mit einer Attitude der Zärtlichkeit zwiſchen Eliſabeth und Leiceſter, er ſtürzt vor ihr auf ein Knie, und drückt ihre Hand an die Lippen. Mad. Schröder machte hier (wie es die Theaterleute nennen) tableau, und hielt die Stellung unbeweglich, Statuenartig, während des ſehr langſamen Gardinenfalles. Mad. Wolf, bey deren erwähnter Darſtellung der Vorhang ebenfalls ſehr langſam ſank, *ſpielte fort*, entzog ſanft die geküßte Hand dem Günſtling, und verließ ihn eben mit der Geberde der Zärtlichkeit, als die Gardine den Schauplatz deckte. Beydes war durchaus *ſchön* anzuſehen; aber *Wahrheit*, dünkt mich, hatte nur das zweyte.

Die Scene mit Maria, dann mit Burleigh (IV. 5) und mit dem gewaltſam eindringenden Leiceſter, geben auf meiner Wage durchaus keinen merklichen Ausſchlag. Nicht ſo das Unterſchreiben des Todesurtheils und der vorangehende Monolog. Hier ſank die *Wiener* Schaale, beſonders von den Worten an:

Ein Baſtard bin ich dir? Unglückliche!
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt u. ſ. f.

Mad. Schröder ſprach hier nicht von einer *abweſenden* Maria; ſie ſprach zu einer Maria, die ſie leibhaftig vor ſich ſah; ſie war *noch jetzt* mit ihr im Geſpräch, wurde *jetzt* von ihr tödtlich beſchimpft; ihr Federzug war ein blutiger Streich des ſchwergereizten Zornes auf das Haupt der, ihrer Phantaſie *gegenwärtigen* Beleidigerinn; und phyſiſch erſchöpft, wie nach einer mit höchſter Anſtrengung vollbrachten Mordthat, ſank ſie in den Seſſel zurück. Eine Minutenlange Todtenſtille war im Haus. Allmählig ſchien die Täuſchung der erhitzten Einbildungskraft zu ſchwinden, die Seele zu dem Bewußtſeyn, daß die That *noch nicht* gethan ſey, zu erwachen, und der Verſtand die Mittel zu ihrer noch immer bedenklichen Vollziehung aufzuſuchen. Nun erſt erhob ſie ſich, und zog die Klingel. Ich ſah nie ein vollendeteres Spiel von *innen* heraus; ich kann mir für dieſe Kataſtrophe der Rolle kein eindringlicheres denken; und Schiller ſelbſt muß es ſo nicht im Geiſte ausgeführt haben, denn wie könnte ſonſt ſeine Anmerkung ſo trocken und froſtig daſtehen: „Sie läßt die Feder fallen, und tritt mit einem Ausdruck des Schreckens zurück. Nach einer Pauſe klingelt ſie.“

Genug davon! Ein entzückter Kunſtrichter ſpielt vor Leſern, die nicht ſelbſt ſahen, eine alberne Figur. Die bekannten Schlußſcenen waren gelungen. Wer von der einen oder von der andern, von der ſüdlichen oder von der nördli-

Digitized by Google

chen Eliſabeth ſie geſehen hat, der wird Schillern Recht geben müſſen gegen diejenigen Kunſtrichter, welche ſie überley finden: Daß man ſie wegläſſt, wo man keine Eliſabeth hat, welche ſie zu ſpielen weiß — nun, das mag als theatraliſche Handwerksmaxime gelten.

(Der Beſchluß folgt.)

Noch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängnißanſtalten.

(Beſchluß.)

Die Erfahrung hat bewieſen, daß der Einfluß der gemäßigten Anſtrengung, der einfachen Koſt und der regelmäßigen Lebensweiſe auf die Geſundheit der Gefangenen ſehr merklich iſt. In einem Zeitraum von vier Jahren ſtarben nur zwey Züchtlinge und beyde an den Pocken. Noch erfreulicher ſind die moraliſchen Reſultate der gegenwärtigen Einrichtung. Sie ergeben ſich zum Theil ſchon aus folgender Vergleichung der vier letzten Jahre vor derſelben mit den vier erſten der neuen Verwaltung. Die 22 Grafſchaften von Penſylvanien lieferten ſeitdem nicht mehr als 243 Verbrecher; in den vier vorhergehenden Jahren hatte die Grafſchaft und die Stadt Philadelphia deren allein 594. In jenem frühern Zeitraum wurden 9 Mordthaten begangen; ſeit der neuen Einrichtung nicht eine einzige. Während einem Jahr fiel im ganzen Staat nur ein Straßenraub vor; vorher gab es in der Grafſchaft Philadelphia allein 13. Ehemals wurden der Todesſtrafe entgangene Verbrecher meiſtens nur aus dem Kerker entlaſſen, um die Ruhe und Sicherheit der Geſellſchaft aufs neue zu gefährden und noch größere Verbrechen zu verüben. Jetzt kehren die Entlaſſenen an Arbeitſamkeit, Ordnung und Friede gewöhnt in die bürgerliche Geſellſchaft zurück.

Seitdem mit der neuen Anſtalt eine Nägelfabrik verbunden wurde, koſtet ſie dem Staat nichts, vorher beliefen ſich die Unkoſten ungefähr auf tauſend Piaſter. Freylich wurde dort die Sache durch den hohen Arbeitslohn erleichtert, aber auch wo dieſes nicht der Fall iſt, würden dennoch die Schwierigkeiten nicht unüberſteiglich ſeyn. Wie beträchtlich ſind nicht in manchen kleinen Staaten die Unkoſten der jetzt beſtehenden Gefängnißanſtalten, ohne daß irgend einer der beabſichtigten Zwecke dadurch erreicht wird. Sie ſind, ſtatt Beſſerungsanſtalten, vielmehr oft Pflanzſchulen des Verbrechens, aus denen die Beſtraften zehnmal ſchlimmer und verdorbener herauskommen, als ſie hineintraten. Wollte man nur die nun ganz verlornen Unkoſten jener Einrichtungen zu dem, wenn auch noch ſo mäßigen, Ertrag der Arbeit der Gefangenen ſchlagen, ſo müßten ſie gewiß, unter Vorausſetzung einer zwar geſunden und nährenden, aber einfachen, Koſt, zur Errichtung und Unterhaltung einer beſſern Anſtalt mehr als hinreichend ſeyn. Selbſt an Orten, wo Aufführung ganz neuer Gebäude zu ſolchem Zweck erforderlich wäre, könnte die Vereinigung mehrerer kleiner Staaten das ſonſt unmöglich Scheinende leicht in Wirklichkeit ſetzen. Und die mancherley Arten von wohlthätigen Geſellſchaften, welche ſich in den letzten Jahren überall gebildet haben, würde es nirgends an Männern fehlen laſſen, welche eben ſo geeignet, als bereitwillig wären, die Aufſicht unentgeldlich zu übernehmen; womit dann zugleich eine der ſtärkſten Quellen der Mißbräuche und Verderbniſſe verſtopft würde. Es iſt übrigens gewiß ohne Grund, wenn man behauptet, dergleichen Einrichtungen würden ſtatt abzuſchrecken, vielmehr etwas Anziehendes haben, und manche ſie eher für eine Verſorgungs- als für eine Straf-Anſtalt anſehen. Möchte es nur gelingen, irgend eine liberale Regierung für dieſes Syſtem zu gewinnen, und ſie zu einem, in gleichem Sinn und Geiſt wie in Philadelphia unternommenen, Verſuch zu vermögen, ſo dürfte man in dieſer Rückſicht ganz unbeſorgt ſeyn. Der Müſſiggänger, der Vagabunde würde (wie dort bereits die Erfahrung gelehrt hat) einen ſolchen Aufenthalt mehr als die härteſte Gefangenſchaft, ja mehr als den Tod ſelbſt, ſcheuen. Denn die — wenn gleich mit Humanität verbundene — Weiſe und unerbittliche Strenge, die unausweichliche Verpflichtung zu anhaltender Arbeit, die Unmöglichkeit irgend einer Leidenſchaft freyen Lauf zu laſſen, das klöſterliche Schweigen u. ſ. w. würden jedem Verbrecher, in unſerm Welttheil ſo gut, als in Amerika, eine ſolche Lebensart furchtbarer machen, als die ungewiſſe Ausſicht auf den Strang oder das Schwert, denen er immer noch durch Liſt und Gewandtheit zu entkommen hofft. Und wie viel doch auch ſelbſt auf dieſe, freylich verworfene, aber zugleich durchaus vernachläſſigte Klaſſe von Menſchen gewirkt werden könne, beweiſet der glückliche Erfolg der menſchenfreundlichen Verſuche, welche einige Frauenzimmer in England unter dem Auswurf der Menſchheit, den Bewohnern von Newgate, machten. Möchte in einem Zeitalter, wo ſo viel von Humanität und religiöſen Gefühlen geſprochen wird, während man oft die erſten Pflichten derſelben auf die auffallendſte Weiſe beyſeite ſetzt, in dieſer Beziehung auch unter uns ein Beyſpiel aufgeſtellt werden, welches dem Staat, der es wagen wollte, daſſelbe zuerſt zu geben nicht weniger zur Ehre als zu bleibendem Nutzen gereichen würde.

M. A. B.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 16. Auguſt.

Eine viel gefährlichere Erſcheinung, als die politiſchen Umtriebe, von welchen die Zeitblätter jetzt voll ſind, iſt das immer größere Ermatten in den Handels-Geſchäften und der Induſtrie der Länder; dieſer richte ſich die Aufmerkſamkeit der Behörden. Ein gegründeter Anlaß zu einer Klage Vieler iſt wichtiger, als das Gelärm einiger Schreyer, die in ihrer Armuth ſchon deshalb bald zu ſchreyen aufhören, weil ſie merken werden, daß es die Verdauung, für die ſie nur ſchwer hinlänglichen Stoff zu bezahlen im Stande ſind, befördert. Aber die ſtille Klage bey den Gebeugten zwiſchen den vier Wänden, unter hungernden Kindern, die ſoll man hören und ſtillen mit Allem, was einer Regierung zu Gebote ſteht. — Man wird, auch aus hieſiger Gegend, bald von unerwarteten Einſchränkungen und Bankerotten ſolcher Häuſer hören, von denen man glaubt: ſie wären nicht zu erdrücken durch Ereig-

niſſe der Zeit. Der Luxus, mit dem hier und dort noch Manches verdeckt wird, darf jetzt nicht mehr täuſchen; die Wandelbarkeit des Beſitzes und der Güter iſt ſeit ein Paar Dezennien ſo im Großen gelehrt worden, daß dadurch der Leichtſinn ins Unbegränzte ſtieg, ſtatt daß man mehr zu innerer Betrachtung hätte kommen ſollen.

Eßlair iſt hier und ſchon in mehreren Gaſtrollen auf der Bühne erſchienen, auch von den Verſammelten freudig empfangen und mit fortwährendem Beyfall in ſeinen Leiſtungen bey Kraft erhalten worden. Die Anerkennung iſt nun einmal das Element, in welchem der Künſtler allein leicht und frey athmen und ſich bewegen kann, doch — wie ſie früh das Selbſtvertrauen nicht zu ſchnell ſoll erwachſen laſſen, eben ſo darf auch ſpäter ſie nicht als Privilegium dienen für Alles, was ein Geſchätzter thut. Nach dieſem Grundſatze ſcheint man in unſrer kritiſchen Stadt (!) auch mit Eßlair verfahren zu wollen, denn er darf ſich der Milde nicht rühmen, vielmehr haben unſre Zeitungs-Rezenſenten ihn recht ſcharf im Auge, wobey die alte Erfahrung: daß zweyerley Augen nicht gleich ſehen, ſich wieder beſtätigt. Nach Beendigung ſämmtlicher Gaſtſpiele werde ich meine Anſicht in Kürze mittheilen. — Demoiſ. Wranitzky vom Hoftheater zu Wien hat auch ſchon in mehreren Opern erfreuliche Talente dargethan. Eine ſehr hübſche Geſtalt, eine Stimme, welche bey fortgeſetzter Ausbildung vorzüglich werden könnte und jetzt ſchon viel Löbliches leiſtet, ferner eine nicht unbedeutende Anlage zur Schauſpielerinn, das iſt doch gewiß ungewöhnlich viel für — achtzehn Jahre, welche die Künſtlerinn zählt. Beſonders angenehm erſcheint ſie in Charakteren, welche Unſchuld, Unbefangenheit und überhaupt eine gutmüthige Natürlichkeit erfordern; für die höheren Anſtandsrollen iſt freylich das Studium noch etwas nöthig, aber man traut es der jungen Künſtlerinn zu, daß ſie ohne große Schwierigkeiten auch hier ſich bald heimiſch machen könnte. — Unſern jungen männlichen Theatergängern wird, was ich hier ſagte, noch lange nicht genug ſeyn zum Lobe der — Schönen! — Da aber die Kritik ſich nicht verlieben und nicht außer ſich gerathen darf, ſo mein' ich: es ſey von mir ein wahrhafter, in den kleinen angedeuteten Rügen auch nicht im geringſten übertriebener Ausſpruch geſchehen. — Neuigkeiten waren: „Die beyden Gutsherrn" Luſtſpiel in fünf Akten, von Julius v. Voß und „die Zeche" kleines Luſtſpiel von Caſtelli. Im erſten Stück iſt der Contraſt der Charaktere verdienſtlich, beſonders weil ſie ſich in den Gebrechen der Zeit zeigen und ihr Gegenbild doch auch in einer biedern Ausſtellung aus älteren Tagen finden. Ein Paar Scenen ſind vortrefflich, einige andere mindeſtens aus der Natur gegriffen und Vieles mit geſundem Witz geſchmückt. Die erſten Akte blieben jedoch — wie es ſcheint durch ein Streichen, welches ins Leben ging — etwas ſehr fragmentariſch und der Verfaſſer ſollte verſuchen: ob er nicht einige Scenen ganz wegnehmen könnte, ſtatt durch Kommen und Gehen der Geſtalten, das Intereſſe ſelbſt unſtät zu machen. — Die „Zeche" iſt im Anfange recht launig, aber in der zweyten Hälfte ſchleppend. Es fehlt indeſſen nicht an einigen luſtigen Einfällen, durch welche für den Augenblick Leute, die leicht lachen, für die Neuigkeit gewonnen werden könnten. Die Aufnahme beyder Stücke war anfangs nicht die beſte, doch hat man bey ſpäteren Vorſtellungen ſich anders beſonnen. — Die Aufführungen boten nichts Auffallendes, weder im Guten noch im Schlimmen. Das geringe Lob und die unbedeutenden Rügen gehören alſo dießmal nur in hieſige Blätter.

Ein, eben im Druck (Maurerſche Buchh.) erſchienenes Schauſpiel: „die Gleichen" von Ludwig Achim v. Arnim hat ſehr geiſtreiche Epiſoden. — Das in meinem vorigen Berichte erwähnte neue Werk von Grävell (Fortſetzung ſeines viel geleſenen Buches: der Menſch), betitelt „der Bürger" hat nun das Imprimatur erhalten." Gy.

Rom, den 7. Auguſt.

Die Nova febrium cohors, welche ſchon Horaz verwünſcht, hat dieſes Jahr beſonders unſer deutſches Häuflein angefallen. Doch ſind keine Opfer gefallen, und ſelbſt die gefährlich Kranken in der Beſſerung. Die Verhaftungen im deutſchen Vaterlande, und die Beurtheilung der Kunſtausſtellung in der Allg. Zeit. haben begreiflich viel Aufſehen erregt.

Seit zwey Monaten das zweyte Mal hat die geiſtliche Behörde zum Hohne aller Geſetze, heimliche Heirathen wider den Willen der Eltern begünſtigt. Da dieſesmal das Anſehen eines mächtig katholiſchen Hofes kompromittirt iſt, ſo dürfte dem Unweſen bald geſteuert werden.

Aus dem Fluſſe iſt noch nichts erfiſcht worden. Eine Marmortreppe, auf welche man in ziemlicher Tiefe geſtoßen iſt, gibt ein ſchlimmes Zeichen, wie ſehr ſich das Bette erhöht hat.

Aus Aegypten ſind mehrere uralte Statuen von Syenit Granit und Baſalt hier angekommen. Der bekannte Belzoni hat ſie gefunden. Noch weiß ich nicht, ob ſie nach England gehen, oder hier verſteigert werden.

Fea ſchreibt wider Nibby einen Brief, worin er dem Friedenstempel ſeine jetzige Benennung vindicirt. Wir wollen hoffen, daß die Ruhe der Welt durch dieſen Streit nicht gefährdet werde.

Die Räuber werden von den Neapolitanern immermehr in den Kirchenſtaat getrieben. Dieſe Woche ſind wieder einige grauenvolle Mordthaten verübt worden.

Wir mußten für die Geſundheit des Cardinals Conſalvi fürchten. Er war mehrere Tage ziemlich ernſthaft krank, iſt aber nun vollkommen wieder hergeſtellt. Es wäre nicht zu berechnen, welchen Einfluß ſein Abtreten von der Bühne auf das Leben von Rom haben würde.

Es kommen keine Fremde an, die Zurückgebliebenen ſind auf dem Lande, beſonders in Albano. In der Kunſt iſt wenig Leben. Die Theater werden morgen geſchloſſen. Ein Spektakelſtück, Prometheus, ſchließt die Reihe ziemlich magerer Darſtellungen. Auf den Winter wird wohl die Geſellſchaft von Bazzi wieder hieherkommen.

Der königlich-preußiſche Kammerherr, Freyh. Strick van Lindſchoten iſt zu Bologna am Nervenfieber geſtorben. Er war ein vielſeitig gebildeter Mann, und noch in ſeinen beſten Jahren.

Die Hitze, mit Gewittern, welche ſonſt um dieſe Jahrszeit hier ſelten ſind, macht uns mehr leiden, als eine Kälte von 18° in Deutſchland. Es wird guten Wein geben, aber wenig!

M.

Charade.

Ich ſah nach der Erſten mit finſterm Geſicht,
Die Schnecke, ſonſt Schnelle, erſchien mir noch nicht.
Jetzt drohte, vom eilenden Thiere getragen,
Die Zweyte, ſo ſpitzig, mir furchtbare Plagen.
Die Straße durchtönten der fliehenden Klagen.
Ein Sprung in die Hausthür verſchaffte mir Rettung
Da hört' ich — Wie ſeltſam der Dinge Verkettung! —
Von fernher des Ganzen erfreuenden Klang.
Es raſſelt; ich ſchaute — die erſte! Ha Dank! —
Eliſe! Du biſt es? Ich nicht mehr allein?
„Ich bin es, Geliebter, auf ewig nun Dein!"

K. St.

Auflöſung der Charade in Nro. 206.

Das Schild.

Nro. 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. September 1819.

Virgilen hör' ich ſagen:
„Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freuden, da ſie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebend'gen ihren Theil.
Mein Marmorbild iſt ſchon bekränzt genug.
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.“

Goethe's Taſſo.

Ueber die Feyer des ſiebenzigſten Geburtsfeſtes Goethe's,

in ſeiner Vaterſtadt, Frankfurt am Main.

Wohl in vielen Gauen Deutſchlands hat feſtlicher Klang der Becher, des Geſanges und der anmuthigen Rede, den Tag verherrlicht, deſſen Sonne über dem Wiegenfeſte unſers größeſten vaterländiſchen Dichters leuchtete. Auswärtigen Verehrern Goethe's kann es nur wünſchenswerth ſeyn, zu erfahren, was die Stadt, welche ſich geehrt fühlt, Goethe's Vaterſtadt zu ſeyn, bey dieſer Gelegenheit zu ſeiner Verherrlichung gethan hat. — Die Vorfeyer des Tages hielt das Muſeum am 27ſten des Abends. Goethe's Büſte, geſchmückt mit einem Lorberkranze, ſtand vor der Tribune, dem Standpunkte der Vortragenden, aus Mangel an Platz den Zuhörern viel zu nahe, und auf einem gar zu unſchönen Fußgeſtelle. Herr Göntgen trug eine Charakterſchilderung Goethe's vor, und entſchuldigte — was er nicht zu entſchuldigen brauchte — den Umſtand, daß ſein Aufſatz nur eine Zuſammentragung aus „Dichtung und Wahrheit“ ſey, damit, daß Niemand ſich unterſtehen dürfe, Goethe zu ſchildern, als Goethe ſelbſt. Der Vortrag war mit einem klaren Ueberblicke ausgearbeitet, belehrend, und reich an Reſultaten. Am Ende fuhr der Herr Verfaſſer die „philiſtriſchen Freyſtädtler“ etwas ungeberdig an, darum, daß ſie Goethe'n „das frankfurtiſche Bürgerrecht, wo nicht hätten aufgeben machen, doch aufgeben laſſen.“ — In wiefern dieſer Vorwurf gerecht oder ungerecht iſt, kann Ref. aus Mangel an Sachkunde nicht beurtheilen, aber das weiß er, daß Frankfurt, als Goethe ſein Bürgerrecht aufgeben wollte, um ſich eines Goethe würdig zu zeigen, nichts Geringeres — und iſt das etwas Großes? — hätte thun dürfen, als den einzigen Mann freundlich erſuchen, ihr Bürgerrecht als ein Geſchenk der freyen Huldigung, und zur Ehre der Stadt, annehmen zu wollen. Ob ſich übrigens Goethe des, von dem Hrn. Verf. in ſeiner altdeutſchen Begeiſterung ihm geſpendeten, epitheton ornans eines „poetiſchen Vorturners“ abſonderlich erfreuen werde, müſſen wir billig dieſem großen „Schriftner“ ſelbſt überlaſſen. Auf Hrn. Göntgens Vortrag folgt eine Ouverture von dem großen Tonmeiſter Spohr — für Frankfuet vermuthlich ſein Schwanenſang — deſſen Trennung von uns wir billig ſo ſehr beklagen. Das Tonſtück hat viel Treffliches, Gedachtes, und iſt unſchätzbar einem Ohre, welches gewandt und geübt genug iſt, dieſe Fülle und Regelrichtigkeit der harmoniſchen Kunſt herauszuhören und zu würdigen. Daß dieſer Meiſter den Zauber der Melodie verſchmähet, wie ein Richter von Ehre und Würde die Beſtechung, iſt eine Ungerechtigkeit, die ſeine Verehrer in ſofern beklagen dürfen, als ihnen eben dadurch Gelegenheit entzogen wird, ihn kennen zu lernen in ſeiner ganzen Größe. Daß übrigens die Ausführung ſeines Meiſterſtücks nicht eben gelungen war, konnte, wer es nicht hörte, ſehen — auf Spohrs Geſichte. Herr Heigel, Schauſpieler, deklamirte ein nicht gehaltreiches, allegoriſches Weihegedicht. Ach! dieſe Deklamation! Wie

Digitized by Google

wenig paſſte dieſer smorzando-Ton, dieſes Hinſchmachten und Hinſterben, dieſes Seufzen und Luſtpumpen zu dem Tone des Ganzen! Daß dieſer leidige Theaterſchlendrian, dieſes naturloſe Hinbeten, welches auf jedes Wort, entweder einen Zentnerſtein oder einen Zephyrsflügel legen zu müſſen meint, auf unſerer Bühne ſo jämmerlich arg daheim iſt: das iſt es, was unſern Aufführungen ihre Monotonie, Gehalt- und Haltungsloſigkeit zu Wege bringt: was unſere Anfänger verdirbt, und unſere aufkeimenden Talente in den Schlamm des Schlendrians unrettbar hinſudelt! Vor einer ſolchen Jüngerſchaft mag ſich auch Fräulein Urſpruch hüten, welche den Monolog aus Iphigenia ſprach, und Goethen, den ſie ehren ſollte, ſchwer beleidigte. Als eine ganz junge Anfängerinn, der noch Beſcheidenheit ziemt, wird ſie es nicht übel nehmen, wenn man ihr ſagt, daß Studium der Natur, des menſchlichen Herzens und eine Lektüre ſolcher klaſſiſchen Meiſterwerke, welche uns die Leidenſchaft in ihren feinſten Nüancen, in ihren bizarrſten Uebergängen, Sprüngen und Adwechſelungen, in ihrer, nur für den feinen Pſychologen regelmäßigen, Regelwidrigkeit darſtellen, beſſere Bildungsmittel ſind, als der Tagesgeſchmack ſie aufſtellt, und daß künſtleriſches Streben einen dauernderen und ehrenvolleren Beyfall ſichere, als eine anmuthige Geſtalt. Referent, der das Frankfurter Theater nicht beſucht, weil es für ihn viel zu gut iſt, hat Fräulein Urſpruch noch nie gehört, als bey dieſer Gelegenheit, aber er erröthet im Namen jener Lobredner, welche dieſes junge Talent, von welchem man bis jetzt höchſtens einen künſtleriſchen Inſtinkt rühmen kann, als vollendete Darſtellerinn in hieſigen und auswärtigen Blättern preiſen, und einem ſechszehen- und ſiebenzehnjährigen Mädchen jenen gefährlichen Dünkel einzuflößen ſuchen, der, ein verderbender Wurm, ſchon tauſend goldene Hoffnungen der Kunſt zu Schande gemacht hat. Muß der darſtellende Künſtler nicht das ganze Dichtwerk begreiſen und im Geiſt umfaſſen; muß er nicht in objektiver Sicherheit übee ihm ſtehen und ſeinen Stoff beherrſchen, wenn er eine conſequente, gehaltvolle, kunſtgerechte Darſtellung liefern will? und kann ein Vernünftiger dergleichen Anſprüche machen bey — Kindern? Referent iſt überzeugt, daß die wahre, künſtleriſche Deklamation auf den Theatern ihrem Ausſterben nahe iſt, und daß ſie in ihrer völligen Reinheit nur noch gefunden wird bey guten Predigern, im edeln Kanzelſtyle. — Der Eifer für das Haus Thaliens führt mich allzuweit, darum kehre ich, das Morgenblatt und meine Leſer um Verzeihung bittend, zu der Beſchreidung der Muſeumsfeyer zurück. Eine Ouvertüre von Beethoven war die Krone der heutigen Leiſtungen. Eine Gediegenheit und Vollendung, einen Einklang und eine Tonfülle, wie das alles in dieſer Aufführung zu hören war, findet man in Deutſchland vielleicht ſelten mehr; das ſagen wir mit vielem Stolze, und wir Frankfurter dürfen froh ſeyn, rückſichtlich der Künſte einmal etwas mit Stolze von uns ſagen zu können. Aber auch welch eine Muſik! Welch ein Stürmen und Brauſen, welch ein Donnern und Dröhnen, und über all den Lärm, welch ein ſicherer, ordnender Geiſt; welch eine ſüße Melodie, geiſterhaſt zwiſchen dem Donnerwetter hin und her tönend. Wie muß es ausſehen in einem Gemüthe, welches ſolche Gebilde ſchaffen kann! — Herr Clemens ſprach über Goethen, als Schriftſteller, und deklamirte den König von Thule, und den Anfang des Fauſt. Zuletzt folgte das Tedeum von Jomelli, in welchem beſſer geſpielt, als geſungen wurde.

Geſtern, am Geburtstage Goethe's ſelbſt, verſammelten ſich ſeine zahlreichen Verehrer zu einem glänzenden Gaſtmahl in dem ſchönen Saal des Weidenbuſches. — Goethe's Büſte prangte im Saale, gekrönt mit einem goldenen, mit Smaragden köſtlich gezierten Lordeerkranze, der über 1500 Gulden gekoſtet haben ſoll, und gleich nach aufgehobener Tafel an den Dichter abgeſendet wurde. Der Betrag iſt auf dem Wege der Subſcription zuſammengebracht worden. Erfreulich wie dieſer Kranz war der freye Erguß eines dichteriſchen Gemüthes in ſchönen Worten der Weihe. Der rühmlichſt bekannte Sänger des Luther, Herr Friederich, verherrlichte das Mahl durch ein liedliches Gedicht, welches ich den Leſern des Morgenblattes nicht vorenthalten darf.

Des Meiſters Kronen.

Melod. Kennſt du das Land ꝛc.

Drey Blüthen nenn' ich Euch; im Jugendglanz
Flocht ſie der Meiſter ſich zum Siegeskranz;
Was duftend Ihr im Frühlingsthal geſeh'n,
Strahlt jetzt in Sternenpracht auf lichten Höh'n;
Kennt Ihr ſie wohl?
Wie hell und kühn
Sie funkelnd an dem reichen Himmel glüh'n!

Was hat mit Flammen einſt das Herz erregt,
Des Jünglings Bruſt in Wehmuth tief bewegt,
Der Jungfrau Sinn mit Sehnſucht bang erfüllt?
Des Wahnes und der Liebe düſt'res Bild!
Kennt Ihr es wohl?
So ernſt und ſchön
Saht ihr die Wahrheit nie im Bild erhöh'n!

Blickt auf zur ritterlichen Kraftgeſtalt!
Es klirrt der Panzer und die Stimme ſchallt:
„Licht, Freyheit!“ daß der Enkel noch es hört
Und Deutſchlands Hochſinn in den Ahnen ehrt;
Kennt ihr ſie wohl?
Die Eiſenhand
War einſt der Schwachen Schirm im Vaterland.

Doch hat er der Vollendung Kranz erſiegt,
Als Er zum Eichenzweig die Myrthe fügt,
Mit deutſchem Ernſt des Südens Gluth vereint,
Ein Proteus, würdig ſtets und neu erſcheint;
Horcht Mignon's Lied!
Vom Lorbeerhain
Hesperiens klingt es zum deutſchen Rhein.

Digitized by Google

Heil, Heil dem Meiſter, ſeinem Lebensfeſt!
Das uns in Ihm ſo Hohes feyern läſſt;
Die Stadt, die einſt den Trefflichen gebar,
Ihm Wiege erſt, dann Lehrlingsſtufe war,
Sie huldigt Ihm!
Vom Heimatsland
Tönt unſer Jubel zu der Ilme Strand!

Im Theater, — und das iſt zu loben — gab man am Sonnabend (den 27.) den Taſſo, mit der ausdrücklichen Ankündigung auf dem Zettel, daß dieß zu Ehren des Dichters geſchehe. Auch die Schauſpieler ſchienen von dieſer Erinnerung ergriffen zu ſeyn, und lieferten eine ſo vollendete Darſtellung, wie ſie ſelten von unſerer Bühne gerühmt werden kann.

Theaterkritiken von A. Müllner.

(Beſchluß.)

VI.

Lady Macbeth.

Auch hier kann meine Kritik nicht füglich anders, als vergleichend ſeyn; denn ich habe in dieſer Rolle Friederiken Bethmann geſehen. Es mag leicht zehn Jahre her ſeyn; aber das Bild jener Erſcheinung lebt noch in meinem Gedächtniß unverwiſcht und unvermiſcht, denn ich ſah in dieſem ganzen Zeitraume keine andere Lady Macbeth. Hier eine Skizze dieſes Bildes.

Gleich bey Leſung des Briefes, wo von dem dritten Gruße der Hexen, von dem „Heil dir, König dereinſt!“ die Red’ iſt, ſtand in Friederiken Bethmann ein Weib vor meinen Augen, das von dem Gedanken an die künftige Krone trunken war; und wie ſie den Brief bey Seite legte, ſchien ſie aus einem wollüſtigen Traume zur unbezwinglichen Begierde nach ſeiner Verwirklichung zu erwachen. „Nur bald, bald!“ ſagten ihre Augen, ihre ungeduldigen Schritte durch das Zimmer. Die Botſchaft von der Ankunft des Königs erſchütterte ſie heftig. Das war ihr zu bald, die Gelegenheit zur That überraſchte ſie unvorbereitet, ſchien ſie ſelbſt zur Vollbringung des Mordes zu rufen, und im Gefühl der Schwäche (ich möchte ſagen der Nervenſchwäche) ihres Geſchlechts beſchwor ſie die Geiſter der Nacht, ſie zu entweiben. Dieſe beyden Elemente, Begierde nach dem höchſten irdiſchen Rang’, und Gefühl der, dem blutigen Mittel nicht gewachſenen Weiblichkeit, gaben der Rolle eine Wahrheit, eine Natur, ein Leben, eine Wärme, die ſelbſt dieſer teufliſchen Gemüthsart Antheil verſchaffte, weil man ſie in einem Kampfe menſchlicher Beſchränkung erblickte. So wälzte ſie nun mehr inſtinktmäßig, als liſtig, die Laſt der gräßlichen Vollziehung auf den ſtärkeren Mann, und fachte in ihm einen Muth an, der ihr fehlte.

Die That war gethan. Macbeth hatte durch das blutige Werk alle Faſſung verloren. Sie hatte ſich fern gehalten, um ſie zu bewahren. Aber jener hatte das verabredete Verfahren mit den Dolchen und den Kämmerern vergeſſen. Aufgebracht darüber entriß ſie ihm jene, und eilte hinein, die Schlafenden mit dem Blute des Leichnams zu färben. Die Vorſtellung dieſes entſetzlichen Geſchäftes empörte mein Innerſtes gegen ſie. Aber wie kam ſie zurück? Im Fieber. Die Knie trugen ſie kaum, der Buſen athmete kurz und heftig, ſie fiel in den Seſſel, und der über den Tiſch hinaus geſtreckte Arm zitterte und zuckte noch convulſiviſch. Der Kampf, welchen um das für nothwendig Erkannte der ſtarke Wille mit der natürlichen menſchlichen Blut- und Leichen-Scheu gekämpft hatte, wogte noch in ihren Adern. Aber der Geiſt, welcher die widerſtrebenden Nerven bezwungen hatte, blitzte aus den Augen; froh, daß der vernichtet daſtehende Macbeth ihren Fieberanfall nicht bemerkt hatte, raffte ſie ſich auf, zwang ihre Stimme zum Ausdruck der Ruhe, und ſchien beſonnen zu werden durch die gewaltſame Anſtrengung, es zu ſcheinen. Die Ueberlegenheit, welche ſie hier über Macbeth fühlte, waltete fort in der Tafelſcene und bis zum Schluſſe des dritten Akts. Im letzten ſehen wir ſie wieder, ein Bild der Nichtigkeit menſchlicher Geiſtes- und Willensſtärke im Böſen. Des Gewiſſens Allgewalt hat den, in der Buhlerey mit der Leidenſchaft geſchändeten Verſtand zerſtört; ſie iſt wahnſinnig; die Zurechnung ſchweigt vor der Stimme des Mitleids, und das Oh! ihres Schmerzes ſchneidet uns in die tiefſte Seele. „Was für ein Seufzer war das!“ ſagt der Arzt. Bey Friederike Bethmann war es ein Geſtöhn der in Selbſtqual zergehenden Seele, die bald darauf der wiederkehrende Wahn noch einmal wohlthätig (auch für den Zuſchauer wohlthätig) mit der Verwechſelung von Gegenwart und Vergangenheit täuſchte. So ging ſie mit dem erträumten Mordgenoſſen ab, um außerhalb unſerer Blicke der verrathnen ſittlichen Natur durch einen gräßlichen leiblichen Tod die letzte, irdiſche Genugthuung zu geben.

Wenn Mad. Schröder dieſe matte Beſchreibung der Leiſtung ihrer verewigten Vorgängerinn lieſt; ſo wird ſie fühlen, daß die ihrige nicht im Stand’ iſt, die volle Wagſchale auch nur merklich emporzuziehen, geſchweige denn in die Horizontallinie des Gleichgewichts zu ſetzen. Statt Leidenſchaft und Willensſtärke, die mit widerſtrebender Menſchlichkeit ſiegreich ringt, gab ſie eingefleiſchte, weibliche Bosheit, von hämiſch kalter, teufliſcher Argliſt bedient. Die berühmte Stelle: „Hätt’ er, wie er ſo da lag, meinem Vater nicht geähnelt,“ trug ſie vor, daß ich nicht recht wußte, was ich daraus machen ſollte. Es war, als ſchauderte ihr vor dem Bild’ ihres Vaters, und zugleich war eine gedehnte Weinerlichkeit in der Stimme, für die ich keine Bedeutung finde. Vom Blutgeſchäft kam ſie keck zurück, wie ſie gegangen war. Ihr Wahnſinn hatte im Plaſtiſchen große, künſtleriſche Vollendung. In Hinſicht der redneriſchen Aufgabe gelang der Wahn; aber der Schmerz

Digitized by Google

erreichte mein Mitgefühl nicht. Die Stelle: „Wer dacht' es aber, daß der alte Mann noch ſo viel Blut in Adern hätte!“ wurde nicht mit Aengſtlichkeit, ſondern weinerlich, faſt wie die ebenangeführte von Dunkans Aehnlichkeit mit dem Vater, geſprochen. In der frühern Tafelſcene war ſie untadelhaft; doch ſtörte mich, und wahrſcheinlich auch ſie und ihr Spiel, ein unglücklicher Theatercoup des ſonſt ſehr verdienſtlichen Macbeth. Als er, den Becher in der Hand, zum Zweytenmale Banquo's Geiſt erblickte, warf er nicht nur den Becher, ſondern auch ſich ſelbſt zu Boden. Darauf hat weder Shakſpeare noch Schiller (nach deſſen Bearbeitung man das Stück ſpielte) den Dialog berechnet. Was ſoll die Lady, was die Gäſte thun, wenn der König an die Erde ſtürzt? Die Gäſte blieben ſitzen, und die Lady ließ ihn liegen und wieder aufſtehen. Ich hätte gewünſcht, jene wären aufgefahren von den Sitzen, dieſe hätte durch Geberde ſie gefeſſelt dem Gemahl auf die Beine geholfen, und dann die erſchrocknen Thans mit Worten beruhiget. Zur Entſchuldigung dieſes Anſtoßes, der überhaupt der fremden Künſtlerinn nicht zur Laſt fallen könnte, gereicht der Umſtand, daß dieſe Aufführung des Macbeth für dieß Theater eine erſte war.

Die Herenſcenen gab man nach Bürger, und zwar wurden ſie geſungen, mit Muſik im Orcheſter. Rühr=Ey! würde der Berliner Kurze ſagen. Bürger wollte keinen Geſang, ſondern recitativähnliche (alſo vollkommen verſtändliche) Deklamation. (S. Macbeth, Göttingen 1783. S. 8.) Wenn die Heren einmal Opermäßig ſingen; ſo möcht' ich lieber, die ganze Handlung würde getanzt.

*

Nach dieſem ſechsten Gaſtſpiel bin ich abgereiſt, und Mad. Schröder hat, ſo viel ich weiß, mit einer Wiederholung dieſer Rolle die Reihe ihrer dießmaligen Leiſtungen beſchloſſen. So weit ich unſern ſchauſpielkünſtleriſchen Horizont kenne, gehört ſie nach meiner Ueberzeugung unter die Sterne erſter Größe. Daß ſie dem Dienſt der tragiſchen Muſe ſich ausſchließlich weiht, (die Johanna von Montfaucon iſt eine Art von Sonntagstragödie) acht' ich für ein Verdienſt, welches ſie in dem vielſeitigen Deutſchland meines Wiſſens mit Niemand theilt, wenn nicht etwa neuerlich mit Eßlair. Ich hab' übrigens mit dieſen Aufſätzen der Kunſt nach Gelegenheit und Kräften nützlich ſeyn, nicht der ungemeſſenen Huldigung anderer Theaterrecenſenten ein Maß aufdringen wollen.

Müllner.

Korreſpondenz=Nachrichten.

Straßburg, den 16. Auguſt.

Den 25ſten dieſes, am Ludwigs=Feſte, feyerte die hieſige Bibel=Geſellſchaft ihre dritte allgemeine Verſammlung. Die Verwaltungs=Commiſſion derſelben ſtellte dabey 100 ſchön gebundene Bibeln der neuen, ſo eben in der Dambachiſchen Offizin vollendeten Ausgabe auf, welche ſie nach der Sitzung unter Arme verſchenkte. Dieſe Ausgabe zeichnet ſich vor allen deutſchen Bibeln nicht nur durch Schönheit und Korrektheit des Druckes, ſondern auch durch verhältnißmäßige Wohlfeilheit aus. Sie koſtet roh nur 3 Franken. Für das Publikum iſt ſie überdieß durch einen kleinen Streit, den ſie veranlaßte, merkwürdig. Der gelehrte und geiſtreiche Dr. Haffner hatte nämlich zu dieſer Ausgabe eine nichts weniger als heterodoxe, 37 Seiten lange Einleitung über den Inhalt und das Verſtehen der Bibel geſchrieben und drucken laſſen. Allein da es angenommener Grundſatz aller Bibel=Geſellſchaften iſt, die Bibeln ohne Noten und Commentar auszugeben, und jene Einleitung einige erklärende Beiſpiele enthielt, ſo erhoben ſich ſogleich einige Parteygeiſter gegen dieſes Unterfangen Dr. Haffners, und die Verwaltungs=Commiſſion ſah ſich um des Friedens willen genöthigt, dieſe Einleitung von der neuen Bibel=Ausgabe abzuſondern, und ſie dem Buchhandel als ein beſonderes Werkchen zu überlaſſen, das aber jetzt nur um ſo viel mehrere wißbegierige Leſer finden wird. Nicht genug. Ein gewiſſer unbekannter Pfarrer Boſt, ein herumziehender Chriſten=Bekehrer aus Genf, erlaubte ſich eine ganz im jeſuitiſchen Sinne verfaßte, mit altem dogmatiſchem Sauerteig angefüllte Schmähſchrift gegen jene Einleitung und ihren Verfaſſer am Tage vor der Verſammlung zu verbreiten. Ihre Erbärmlichkeit erregte allgemeinen Unwillen und tiefe Verachtung gegen ihren anmaßungsvollen, verdammenden Urheber, und machte die Verſammlung am folgenden Tage nur deſto intereſſanter. Dr. Haffner eröffnete ſie mit einer Rede voll Feuer und Geiſt, die ihrer Länge ungeachtet mit äußerſter Stille und Aufmerkſamkeit von dem gebildeten Publikum angehört wurde. Die Freunde wahrer Aufklärung erwarten mit Sehnſucht den gedruckten Bericht über dieſe für die Geſchichte der Bibel=Geſellſchaften nicht unwichtige Sitzung. —

Verona, den 5. Juni.

Aus dem Briefe eines Reiſenden durch Italien an ſeinen Freund in Paris.

Unſere Reiſe hat ſich bis Päſtum erſtreckt, deſſen Achtung gebietende Tempel jetzt reſtaurirt ſind. Ein neuer Anblick für mich waren die Nachgrabungen zu Pompeji. Ein Mahler aus Zürich, Namens Huber, gibt illuminirte, ſehr getreue Anſichten von Pompeji heraus: acht derſelben ſind bereits erſchienen; zwölf andere ſollen nachfolgen. Mit Wonne habe ich die beyden Theater, das Amphitheater, das Forum und mehrere Tempel und Grabmähler betrachtet. Sehr erfreulich iſt es, daß man das Muſeum von Portici nach den Studi hin verſetzt hat. Auch den prächtigen Fußboden von Florentiniſchem Moſaik ſollte man dahin transportiren, der auf der Inſel Capri, in Tibers Zimmer, ſo zu ſagen unverſehrt iſt aufgefunden worden. Mir war, als ich ihn unter meinen Füßen hatte, als hörte ich den Sejan ſich mit ſeinem Gebieter über die Mittel unterhalten, die Stimme der Liberalen im Senate zu erſticken.

Sehr glücklich ging unſere Bergfahrt auf den Veſuv von Statten. Wir wagten uns bis an den Rand ſeiner drey Schlünde, die ſich gerade alle in Thätigkeit befanden. Aus einem derſelben erfolgten, indeß wir ihn betrachteten, in einer Entfernung von fünfzig Fuß, acht Ausbrüche. Das Schauſpiel war prachtvoll und machte uns die Gefahr ſo gänzlich vergeſſen, daß wir dieſer beynahe zum Opfer geworden wären. Denn kaum eine halbe Stunde, nachdem wir den Rand des Kraters verlaſſen hatten, trieb ein neuer furchtbarer Ausbruch einen Hagel von feurigen Steinen hervor, der den Platz, wo wir geſtanden hatten, überdeckte. Es hatte uns zwar unſer Führer verſichert, der Vulkan zeige nie ſeine Launen, und wir waren treuherzig genug geweſen, ſeinen Worten Glauben beyzumeſſen. Von dieſem Augenblick an iſt die Umgegend des Kraters unzugänglich geworden, und alles ſchien auf den verheerenden Ausbruch, von dem man jetzt Kunde erhält, hinzudeuten.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 7. September 1819.

Einen Helden mit Luſt preiſen und nennen,
Wird jeder, der ſelbſt als kühner ſtritt.
Des Menſchen Werth kann Niemand erkennen,
Der nicht ſelbſt Hitze und Kälte litt.

Goethe.

Berechtigte Männer.*)

Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel.

Mahomet ſpricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:
Denn ſie liegen ohne Wiederkehren;
Unſre Brüder ſollt ihr nicht bedauern:
Denn ſie wandeln über jenen Sphäeen.

Die Planeten haben alle ſieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und ſchon klopfen die verklärten Lieben
Paradieſes Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypreſſeragend
Heben Aepfel goldner Zierd empor,
Lebensbäume breite Schatten ſchlagend
Decken Blumenſitz und Kräuter-Flor.

Und nun bringt ein ſüßer Wind von Oſten
Hergeführt die Himmels-Mädchen-Schar;
Mit den Augen fängſt du an zu koſten,
Schon der Anblick ſättigt ganz und gar.

Forſchend ſtehn ſie: was du unternahmeſt?
Große Plane? fährlich blutigen Straus?
Daß du Held ſeyſt ſehn ſie, weil du kameſt;
Welch ein Held du ſeyſt? ſie forſchen's aus.

Und ſie ſehn es bald an deinen Wunden,
Die ſich ſelbſt ein Ehrendenkmal ſchreibt.
Glück und Hoheit alles iſt verſchwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgeſtein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden ſie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling biſt willkommen!
Alle ſind wie alle licht und klar;
Haſt du Eine die an's Herz genommen;
Herrinn, Freundinn iſt ſie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichſte gefällt ſich
Keineswegs in ſolchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannigfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führet dich zu der andern Schmauſe,
Den ſich jede äußerſt ausſinnt.
Viele Frauen haſt' und Ruh im Hauſe,
Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und ſo ſchicke dich in dieſen Frieden:
Denn du kannſt ihn weiter nicht vertauſchen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauſchen.

Und ſo war das Wenige zu melden
Wie der ſel'ge Muſulman ſich brüſtet.
Paradies der Männer Glaubenshelden
Iſt hiemit vollkommen ausgerüſtet.

---

*) Aus: „Der Divan, von Goethe." das ſo eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen iſt.

Digitized by Google

Der Abbé Morellet.

Was am Grabe des ehrwürdigen Aelteſten unter den Pariſer Gelehrten, des am 12. Jenner (1819) im zwey und neunzigſten Altersjahre verſtorbenen Abbé Morellet, durch zwey ſeiner Amtsgenoſſen in der franzöſiſchen Akademie geſprochen ward, iſt weder Lob noch Schmeichelrede, ſondern Zeugniß der Wahrheit, wie es die Nachwelt beſtätigen wird, und verdient daher auch in dieſen Blättern aufbewahrt zu werden. Zuerſt trat Hr. Campenon auf, und ſprach: Wie vorbereitet wir auch immerhin, meine Herren! durch den natürlichen Gang menſchlicher Dinge, auf den Verluſt ſeyn mußten, den wir erlitten haben, ſo war er darum nicht minder einer der empfindlichſten Schläge, welche die Akademie treffen konnten.

Die Aelteſten unter uns fanden bey ihrem Eintritt in dieſen Verein den Hrn. Morellet im Beſitz der ungetheilten Achtung einer Geſchlechtsfolge, die beynahe ganz ſchon verſchwunden iſt; die jüngſten von uns betrachteten ihn mit einer Art Ehrfurcht, wie jene Denkmäler einer frühern Zeit, die durch ihre Feſtigkeit und durch ihre Dauer ſelbſt, gegen die Zerſtörung geſichert ſcheinen können; gemeinſamer Schmerz vereint jetzt die einen und die andern um ſein Grab.

Während eines langen Lebens, wie es nur ſelten dem Menſchen zu Theil wird, hat Hr. Morellet ſich durch Rechtſchaffenheit und Freymüthigkeit dermaßen ausgezeichnet, daß er billig den Schriftſtellern aller Zeiten und Länder zum Vorbild aufgeſtellt werden darf. Er hat dieſen Charakter im Umgang der Welt, in unſern Vereinen, wie in den zahlreichen Geſellſchaften, in denen er gerne lebte, zu Tage gelegt; er iſt ihm treu geblieben im Privatleben, in Familien- und Freundſchafts-Verhältniſſen; er hat ihn vollends auch geoffenbaret in ſeinen gelehrten und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten.

Es war dieſe Rechtſchaffenheit bey ihm keine jener müſſigen Tugenden, die durch ein vorwurffreyes Gewiſſen beruhigt, in ſchwierigen Zeiten ſtille ſchweigen und unthätig bleiben. Die Rechtſchaffenheit des Hrn. Morellet flößte ihm Muth und Kühnheit ein, allenthalben wo er ein großes Unrecht verüben, das Gemeinwohl gekränkt, die öffentliche Sittlichkeit bedroht ſah; und er hat leider! ſo traurige Vorfälle auf ſeiner langen Bahn nur allzuviele erlebt. Er ſah ſich alsdann als Krieger an, den die beleidigte Gerechtigkeit, das gefährdete Gemeinwohl und die bedrohte Sittlichkeit zum Kampfe aufrufen; er griff zu den Waffen, und ſollte er auch ohne Gehülfen den Angriff beſtehen, ſo legte er ſie dennoch eher nicht nieder, bis ſeine ganze Kraft in Bekämpfung des Feindes erſchöpft war. So ſahen ſie ihn, meine Herren, noch in jenem vorgerückten Alter, dem die Ruhe mit Recht als ein vorzügliches Gut erſcheinen darf, zu zweyen Malen auf dieß erwünſchte Gut verzichten, um mit Aufwand aller Kraft ſeines Gemüthes und Geiſtes, die Angelegenheit dreyer Geſchlechtsfolgen zu vertheidigen, welche durch Geſetze, die alle geſellſchaftlichen Bande auflösten, ihres rechtmäßigen Eigenthums beraubt wurden; jener Kinder der unglücklichen Verurtheilten nämlich, und jener Eltern oder Großältern der außer Frankreich ſich aufhaltenden Franzoſen.

Die gleiche Rechtſchaffenheit leuchtete hinwieder allen ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten vor. Es war das nämliche Gefühl, welches ihn bewog, die Rechte der Vernunft oder die Grundſätze des guten Geſchmacks, ſo oft er dieſelben gekränkt glaubte, zu vertheidigen, ohne Rückſicht auf den Beyfall, der dem von ihm angegriffenen Buche zu Theil geworden war, oder auf das Talent des Verfaſſers, den er zu widerlegen ſich vornahm. Mehreren ſeiner rein literariſchen Arbeiten lag dieſe Abſicht zum Grund, und gleichen Zweck hatten auch verſchiedene ſeiner Schriften über Gegenſtände der Verwaltung, des Handels und der Staatswirthſchaft; ſchwierige und mühſame Arbeiten, deren Verdienſt um ſo größer iſt, weil nur die Hoffnung Nutzen zu ſtiften den Verfaſſer dazu aufmuntern konnte, weil ihr Erfolg faſt immer glanzlos iſt, und weil auch der wohlwollendſte Leſer ſelten etwas anders daran zu rühmen findet, als den Muth des Unternehmens und die Geduld des Vollbringens.

Faſt alle Schriften des Hrn. Morellet können den Beweis leiſten, daß die Beförderung des Gemeinwohls das große Ziel, ich möchte ſagen die Leidenſchaft ſeines Lebens war, und wenn er darin öfters, mitunter gleichſam abſichtlich, die Künſte des Styls und die Beyhülfe der Phantaſie vernachläſſigt hat, ſo geſchah dieß darum, weil er in den Beweisgründen des richtigen Denkens ſeine ſicherſte Stütze fand, und der Täuſchung eben ſo wenig ſich ſelbſt Preis geben, als ſie gegen Andere anwenden wollte. Ueberzeugung hervorzubringen war ſein einziger Zweck, und vielfältig hat er auch darin ſein Glück und den erwünſchten Sieg gefunden.

Dieſe Stimmung ſeines Geiſtes war hinwieder auch in ſeiner Unterhaltung vorherrſchend. Die lebendige und leidenſchaftliche Wärme ſeines Geſpräches ging immer aus der innern Ueberzeugung hervor, und es wich dieſe bey ihm auch gewiß nie einem andern Anſehen, außer dem der Vernunft. Dennoch hat niemand mehr, wie er, die Grenze gekannt und geehrt, welche die freye Unterſuchung vom bittern Streite unterſcheidet. Niemand beſaß mehr Nachſicht und Herzensgüte! Sein aufrichtiger und redlicher Sinn mochte nur mühſam und ungern an ſchlimme Abſichten oder an ſchlechte Handlungen glauben. Alles Schlechte hielt er für ungereimt und das Ungereimte faſt für unmöglich.

Denen, die ihn lieb hatten, zum Troſt, und denen, die ihm nachahmen möchten, zur Aufmunterung, dürfen wir es

ausſprechen: das lange Leben des Hrn. Morellet war auch ein glückliches Leben. Er verdankte dieß Glück, ſeinem eigenthümlichen Charakter, ſeiner regelmäßigen Arbeitsgewöhnungen, den achtungswerthen Freundſchaften, welche die Vorzüge ſeines Geiſtes ihm erwarben und treue Anhänglichkeit feſthielt, der zärtlichen und herzlichen Pflege endlich, die eine ſeiner würdige Familie ihm bis an ſein Lebensende erwieſen hat.

Vor vier Jahren hatte ein ſehr unglücklicher Zufall ſein Leben bedroht, und ihn zu einer Art unheilbarer Unbeweglichkeit verurtheilt. Dieß Unglück trübte ſeine gewohnte Heiterkeit keineswegs, und unterbrach ſelbſt ſeine Arbeiten nicht. Als aber nun auch das Greiſenalter, welches ihn bisdahin vergeſſen zu haben ſchien, ſeine traurigſten Plagen über ihn ausgoß; als das beynahe ganz erloſchene Licht ſeiner Augen ihm den Umgang ſeiner geliebten Bücher gänzlich entzog; als ſein Gehörorgan ihm die Stimmen der Verwandten und der Freunde nicht mehr zuführte, da umwölkte herbe Traurigkeit ſein Gemüth. Er war nun ſchon geſtorben; denn als er außer dem Leben nichts mehr zu verlieren hatte, konnte dieſes auch keinen Werth mehr für ihn haben.

Guter und redlicher Mann, der unſrer Klage ſo werth iſt, empfange denn hier an deiner Grabſtätte unſer letztes Lebewohl, und es möge die Stimme der Wahrheit, die dir jederzeit vor Allem theuer geweſen iſt, in dem Ausdruck unſers Schmerzes, noch bis zu dir hinreichen!

Nach Hr. Campenon trat Hr. Lapa auf und drückte ſich alſo aus:

Wir haben, meine Herren! in der Perſon unſers ehrwürdigen Aelteſten, einen unſerer treueſten Freunde und einen unſerer vertrauenswertheſten Führer verloren. In ihm waren gleichſam alle Erfahrungen jenes achtzehnten Jahrhunderts vereinbart, das, wie Alles, was großen Glanz verbreitet, Freunde und Gegner, Verehrer und Verläumder hatte: Hr. Morellet konnte für ſein lebendes Bild gelten. Es war der Zeitgenoſſe aller berühmten Männer dieſes Jahrhunderts geweſen; durch ihren Geiſt genährt und gebildet, legte er dieſen in ſeinen Unterhaltungen und in ſeinen Arbeiten wieder neu zu Tage; mit ihren Grundſätzen vertraut, hat er dieſelben mit der Vorſicht des Weiſen bekannt, der da ſtille ſteht, wo der Mißbrauch anfängt, und ſich nirgendwo ein Uebermaß erlaubt, es wäre denn in großmüthigen Handlungen.

Freylich iſt ein ſolcher Enthuſiasmus mitunter von eigenthümlichen Nachtheilen begleitet. Das für große und nützliche Dinge leidenſchaftlich ſchlagende Herz möchte das Ziel ſeiner Wünſche oft allzuſchnell erreichen, und es geſchieht alsdann bisweilen, daß man ſich eben um der allzugroßen Eile willen, von jenem vielmehr entfernt. Auch der ſtrengſte und übelwollendſte Richter dürfte in Hr. Morellets ganzem Leben kaum einen andern Stoff, als vielleicht etliche ſolcher achtungswerther Irrthümer, für ſeine Rügen finden. Glückliche Fehler! und wie glücklich iſt der, welcher am Schluß ſeines Lebens zu ſich ſelbſt ſagen kann: „In allem was ich dachte und that, habe ich meines Landes Woh „beabſichtigt. Als Staatsbürger habe ich die wahren Quel„len des Gemeinwohls erforſcht, um ſie zu reinigen und zu „erweitern; als Philoſoph habe ich die höchſten Grundpfei„ler der Moral und ihre wohlthätigſten Anwendungen aus„zumitteln verſucht; als Schriftſteller ſollte meine Feder „den Bedrückten allezeit gegen den Bedrücker vertheidigen; „als Privatmann endlich hielt ich mich verpflichtet, meine „Umgebungen ſo glücklich zu machen, wie ich ſelbſt zu ſeyn „wünſchte."

Alle Beſtrebungen des ehrwürdigen Amtsgenoſſen, deſſen Verluſt wir betrauren, waren auf die angedeuteten Zwecke gerichtet, und in drey Worten läſſt ſich ſein ganzes Leben umfaſſen. Das Studium der Menſchen beſchäftigte ihn, um ſie glücklicher zu machen und jenes ihrer Inſtitutionen, um dieſelben zu vervollkommnen. Der Erreichung dieſes Zieles waren ſeine Tagesarbeit und ſeine Nachtwachen gewidmet.

Wie die Zahl ſeiner Jahre groß geweſen iſt, ſo war es auch die ſeiner Arbeiten; Niemand mochte beſſer, wie er, die gute Benutzung der Zeit verſtehen, und Niemand hat wohl auch das Bedürfniß der Studien unwiderſtehlicher gefühlt, wie er. Es iſt dieß Bedürfniß ein Geſchenk des Himmels zu nennen, wenn der, dem es zu Theil ward, wie Herr Morellet, daſſelbe einzig nur zum Nutzen ſeiner Mitmenſchen, öfters auch wohl mit eigner Gefahr, anzuwenden bedacht iſt. Dieß hat Hr. Morellet gethan, als er, empört über eine grauſame Geſetzgebung, ſein durch Studien ausgebildetes Talent, der eigenen Lebensgefahr nicht achtend, großen Ungerechtigkeiten Einhalt zu thun, verwandte. Wie viele Haushaltungen finden ſich in Frankreich, die er vom Sturz in den Abgrund des Elends und des Unglücks gerettet hat! Gewiß ſchallt auch noch jetzt in ihren Herzen jener kühne Ruf *) wieder, den er zu ihren Gunſten vor Män-

*) Le Cri des familles, en faveur des parens des condamnés, heißt die verdienſtvolle Gelegenheits-Schrift des Hrn. Morellet, von der hier die Rede iſt. Die Beſcheidenheit des trefflichen Mannes mag es allein erklären, warum ſie nicht in die köſtliche Sammlung ſeiner kleinen Schriften aufgenommen ward, die vor einem Jahr unter dem Titel: Melanges de Littérature et de Philosophie du 18. Siecle, par Mr. l'Abbé Morellet, de l'Academie francaise, in vier Bänden (Paris, chez Lepetit) erſchienen iſt. Hoffentlich wird ein baldiger Nachtrag dieſe und andere darin noch fehlende Arbeiten des

Digitized by Google

nern erhoben hat, die nach ihrem Beſitzthume lüſtern, ſich deſſen zu bemächtigen bereits im Begriff ſtunden! Es iſt dieſer Ruf bis an die Grenzen des Königreichs gehört worden, und wer möchte zweifeln, daß er auch droben im Himmel vernommen ward, wo der höchſte Richter der Menſchen wohl bereits ſchon die heilige Schuld der dankbaren Geretteten gelöst und die rührende Hingebung belohnt hat!

Verewigten, mit der Schilderung ſeines Lebens und Charakters der Zeitgenoſſen und der Nachwelt übergeben. Männer, wie Hr. Morellet, ſind es, die durch ihr Leben und durch ihre Schriften am beſten und ſiegreichſten die Ankläger und Verläumder des achtzehnten Jahrhunderts widerlegen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Verona, den 5. Juni.

(Beſchluß.)

Das Muſeum der Studj iſt ein ſchönes den Künſten und der Alterthumskunde errichtetes Denkmal. Wäre es zu Paris, ſo müſſte durch daſſelbe die Wiſſenſchaft ohne Zweifel gefördert werden; denn die Nachgrabungen zu Pompeji haben eine unvergleichliche Ausbeute geliefert. — Mit Vergnügen habe ich auch zwey Schulen des gegenſeitigen Unterrichts in Thätigkeit geſehen, aus denen man hier zu Lande viel Weſens macht. Die eine findet ſich in der ſchönen Anſtalt „die Herberge der Armen" oder „das Arbeitshaus" genannt, (Alberga de' poveri oder Casa di lavoro), die zweyte in dem „königlichen Erziehungshauſe für Töchter von guter Herkunft" (la real casa di educazione delle donzelle ben nate), über welche der Herzog von Sangro oder vielmehr ſeine Gemahlinn die Aufſicht führt. In dem Verwaltungsrathe der Anſtalt haben zwey der Schülerinnen Sitz und Stimme. Die Beſorgung der häuslichen Oekonomie iſt ebenfalls den Töchtern anvertraut, welche in eigener Perſon die Einkäufe beſorgen und über Einnahmen und Ausgaben eine fortlaufende Rechnung führen, ſo daß in dieſer Erziehungs-Anſtalt Hausmütter gebildet werden, die nicht allein wohl unterrichtet, ſondern auch gewohnt ſind, ihrem Haushalte ſelbſt vorzuſtehn. — Kaum läſſt ſich etwas Imposanteres denken, als die neue, nach Neapel führende, fortwährend den dortigen Golf und ſeine Umgegend beherrſchende Straße. Der Weg links von der Grotte längs der Küſte von Poſilippo, iſt der einzige, mit dem ſie ſich vergleichen läſſt...

Sehr zu bedauern iſt es, daß man, um von Neapel nach Rom und von Neapel nach Aquapendente oder Tolentino zu gelangen, Gefahr läuft, ſelbſt bey hellem Tage, ausgeplündert zu werden, was wirklich während meiner Anweſenheit Reiſenden auf ihrem Rückwege von Tivoli und Fraſcati begegnet iſt. — Das Muſeum im Vatikan läſſt ſich kaum mit etwas Anderm in der Welt vergleichen. Es iſt in ſeiner Art eben das, was das Innere der St. Peterskirche, incommenſurabel. Auch der Anblick der nunmehr ganz freyſtehenden Trajaniſchen Säule gewährte mir großes Vergnügen. Es iſt Schade, daß man nicht Zeit gehabt hat, das Forum ſeiner ganzen Größe nach aufzudecken; doch läſſt ſich aus dem, was geſchehen iſt, abnehmen, wie daſſelbe beſchaffen geweſen ſeyn müſſe. Die Franzoſen ſollen ſich mit dem Plane getragen haben, den Campo Vaccino in einen unermeſſlichen Garten zu verwandeln, deſſen Thore den Triumphbogen des Septimius Severus und Conſtantin hätten werden ſollen. Auch den Palatiniſchen Hügel, den Friedens-Tempel, das Coloſſäum wollte man mit in der Anlage begreifen. Boskets von in- und ausländiſchen Bäumen ſollten die Denkmale der Vorzeit beſſer herausheben und von einander abſondern u. ſ. w. Ein auf dem Pincio wohl angebrachter Garten, der den Volksplatz vortrefflich dekorirt, iſt ebenfalls ein Werk der Franzoſen. — Zu Tivoli hat man die Neptunsgrotte zugänglicher gemacht, und vermittelſt eines neu angelegten Fußſteiges, läſſt es ſich jetzt ohne die mindeſte Schwierigkeit mitten durch den feuchten, den Zugang ſonſt ſo gefährlich machenden Nebel hindurch kommen. — Von Fraſcati aus beſuchten wir die Ruffinella, welche der Prinz Canino eine geraume Zeit bewohnt hat, ſo wie auch die von ihm unternommenen intereſſanten Nachgrabungen in dem Lokal des alten Tuſculums. Der Prinz hat daſelbſt mehrere koſtbare Stücke hervorgefunden. Auch erblickt man daſelbſt die Via Tuſculana, die Stufenſitze zweyer Theater, Ruinen von einer Piſcina, antike Stadtmauern u. a. m. Auch die verſchütteten Gallerien des Tuſculanums ſind geſäubert worden, ſo daß man noch jetzt darin luſtwandeln kann. — Zu Florenz wohnte ich der Vorſtellung eines improviſirten Dramas bey, das von Hrn. Sgricci erfunden war und durch ihn geſpielt wurde, nachdem man ihm zehn Minuten vorher das Thema dazu aufgegeben hatte. Dieſes Thema war Bianca Capello. Dieſe Art zu improviſiren hat auf mich einen lebhaften Eindruck gemacht. — Zu Bologna lernte ich ebenfalls einen außerordentlichen Mann kennen, dem Hrn. Mezzofante, Profeſſor der griechiſchen und morgenländiſchen Sprachen und Univerſitäts-Bibliothekar. Dieſer Mann redet oder verſteht drey und dreyßig Sprachen. Ich ſelbſt habe ihn Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, Ruſſiſch, Polniſch, u. ſ. w. ſprechen gehört. — Auch San Marino, wovon eine von dem Ritter Delfico geſchriebene Geſchichte vorhanden iſt, lieſſen wir nicht unbeſucht. Die Lage dieſer kleinen Republick, mitten zwiſchen Engpäſſen und auf einem ſteilen Berge, macht es zum Theil begreiflich, wie ſie unverwüſtet hat bleiben können. Wohl ſeit zehn Jahrhunderten hat ſie ihre Erhaltung ihrer Mäßigung und ihrer Kleinheit zu verdanken gehabt. Auch die von dem Eroberer Italiens ihr angebotene Vergrößerung ihres Gebiets, hatten ihre Regenten von der Hand gewieſen.

Venedig befindet ſich im tiefſten Verfalle. Gefühllos wandeln die Abkömmlinge ſeiner vormahligen großen Männer einher unter den Denkmälern ihrer Vorväter. Es iſt, als ob dieſe Denkmale ihnen nicht mehr angehörten. Der Schlüſſel zu ihrem Charakter findet ſich in den Zimmern der Zehn, in den ſcheußlichen Verbindungsgängen, die von denſelben nach den „Pozzi" und „Piombi" führten, in dem Gemache, wo man in Geheim erwürgte, und in dem Fenſter, oder der eiſernen Thüre, durch welche die Leichname der Schlachtopfer der Tyranney nächtlicher Weiſe in den Kanal hinunter geworfen wurden. — Zu Ferrara ſah ich die Original-Handſchriften des Arioſt und Taſſo, das Grab des erſtern, ſeinen Stuhl, ſeinen Schreibzeug und ſein beſcheidenes Kämmerchen. Auch die ſchauerlichen Wände, zwiſchen denen Taſſo eingeſperrt war, habe ich, das Herz voll Ingrimm, betrachtet. Dieſer Aufenthalt des Genies gleicht dem Behälter eines wilden Thieres.

Sagen Sie Hrn. Lanjuinais, daß ich das Verdammungsurtheil über ſein Werk, von den Concordaten an den Säulen von Sankt-Peter zu Rom geleſen habe.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 29.

Digitized by Google

Nro. 215.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 8. September 1819.

> Aber auf treuem Pfad der Gefühle,
> Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
> Das ſie ſtill, doch gewiſſer erringt.
>
> Schiller.

Sophie Charlotte, Königinn von England.

Sophie Charlotte, Prinzeſſinn von Meklenburg Strelitz, war den 19. Mai 1744 geboren. Sie hatte ihren Vater, Herzog Karl Ludwig, früh verloren, *) und von deſſen Sitz, der ehemaligen Johanniterburg Mirow, ſich bey dem gleichzeitigen Tode ihres Oheims an den Hof ſeines Nachfolgers, ihres älteſten Bruders, nach Strelitz mit ihrer Mutter **) und übrigen vier Geſchwiſtern begeben. Hier fand ſie zwar nicht den Reichthum, aber die Bildung der großen Welt, und den äußern Aufwand mit innerer Wirthſchaftlichkeit verbunden. Die Liebe zur Tonkunſt hatte ſie vielleicht von mütterlicher Seite als eine Thüringſche Erbſchaft bekommen, und ihre Hofmeiſterinn, Frau v. Grabow, war ſelbſt Künſtlerinn. Die norddeutſchen Höfe nahmen damals den Preußiſchen zum Muſter: da Friedrich II. die Tonkunſt hoch begünſtigte, ſo ward bey ihnen der Geſchmack daran vorherrſchend, und führte weiter befördernd zur Kenntniß der italieniſchen Sprache; da auch Friedrich II. mit Niemanden Deutſch ſprach, dem er ſich einigermaßen im Franzöſiſchen verſtändlich machen konnte, ſo ward die tägliche Unterhaltung bey ihnen Franzöſiſch, ſo gut es gehen wollte, geführt. In beyden Sprachen gelangte die junge Fürſtinn zur Fertigkeit, und in ihrer Mutterſprache zu der Kunſt, die Worte mit ihren Empfindungen in gefälliges Ebenmaß zu bringen. Ein armer, kränklicher Mann, Lehrer zu Leipzig, Friedrich des Großen Zeitgenoſſe, Gellert, hatte durch die einfachen Worte, worin er ſeinen ſeelenvollen Empfindungen von der Gewalt der ſittlichen Kraft, und von ihrer Weihe für ein fromm werkthätiges Leben ausſprach, die jungen Gemüther in Deutſchland ergriffen, und zu dem regen Streben nach nützlichem Schaffen und wohlthätigem Walten aufgeſchwungen. Seine Worte, ſeine Lehren, von dem mündlichen Unterricht ihres trefflichen Erziehers Genzmer unterſtützt, begeiſterten die ſechszehnjährige Fürſtinn ſo, daß ſie öffentlich das Wort nahm, um ihr Vaterland von dem ſchweren Unglück des Krieges zu befreyen. Als Friedrich II. bey Torgau geſiegt hatte, *) ſandte ſie ihm ein Schreiben mit ſteudigen Glückwünſchen über den neuen Glanz ſeines Ruhms und zugleich mit ſchauderhaften Klagen über die Verödung von Meklenburg.

Dieſes Schreiben hat in dem damaligen Kriegszuſtande nichts geändert, und doch die wichtigſten Folgen für die Staatsverhältniſſe gehabt. Es erſchien, als ſo eben Georg III., ein 23jähriger Jüngling, die Huldigung ſeiner brittiſchen Reiche nnd deutſchen Staaten empfing, *) und nun im Geheimenrath die Berathſchlagungen, welche ihn ſelbſt betrafen, leitete, wobey er bisher nur eine verneinende Stimme geltend gemacht hatte. Indeß rückte dennoch die Be-

*) 1751.
**) Albertine Eliſabeth, Tochter des Herzogs Ernſt Friedrich von Sachſen-Hildburghauſen.

*) 4. Nov. 1760.
**) Geb. 4. Juni 1738, König 25. Okt. 1760.

Digitized by Google

rathſchlagung, wobey eine wohlgewählte Gemähldereihe der reizendſten Fürſtentöchter zu beurtheilen war, und woran die Mutter des Königs den lebhafteſten Antheil nahm, nicht vorwärts; deſto beſtimmter ward ſie plötzlich entſchieden. Jenes kräftige, mannhafte Schreiben von der zarten jungfräulichen Hand der Prinzeſſinn Charlotte verbreitete ſich in vielfacher Abſchrift ſchnell über Deutſchland, ging hinüber nach London, und kam in des Königs Hand. Er las, und wandte ſich an Lord Harcourt mit den Worten: „Nun habe ich die Gefährtinn gefunden, mit der ich hoffe mein Lebelang glücklich zu ſeyn.“

Die Herzoginn Charlotte mochte bey ihrem emſigen Leſen und Schreiben, Zeichnen und Spielen an jenen Brief wohl nicht mehr denken, und noch weniger ahnen, daß er die erſte Veranlaſſung zu den häufigen Vorſtellungen engliſcher und hannöveriſcher Herren an dem Hofe ihres Bruders war, bis ſeine zauberartige Wirkung ihr durch die täglich vermehrten Aufmerkſamkeiten der Fremden für ſie, durch die leiſe Einleitung und durch die ſchnellfolgende, feyerliche Bewerbung um ihre Hand für König Georg III. verrathen wurde. Dieſer verſammelte ſeinerſeits am 8. Juli 1761 den Geheimenrath, und erklärte ſeine bevorſtehende Vermählung demſelben, welcher ſie noch des Abends durch die Zeitungen bekannt machen ließ.

Durch den plötzlichen Tod der verwittweten Herzoginn ward die Trauung durch Abgeordnete, aufgeſchoben, und eine unvermeidliche Folge dieſer Zögerung, daß die Ueberfahrt der Königsbraut in die Zeit der Herbſtſtürme fiel, daß ſie durch alle Kunſt und Kraft der Seeleute auf dem unruhig wogenden Meer nicht beſchleunigt werden konnte, und daß die Landung erſt nach zehn ängſtlichen Tagen zu Harwich geſchah, wo nichts zu dem Empfang der Königsbraut vorbereitet war.

Sie hatte auf der See kaum eine halbe Stunde gekränkelt, und betrat in blühender Geſundheit den engliſchen Boden in Begleitung der Herzoginnen von Ancaſter *) und Hamilton. Eine zierliche, einnehmende Geſtalt, mit geiſtvollem Auge, und feinen, wenn auch nicht ſchönen Geſichtszügen, woraus Lebhaftigkeit, Bedachtſamkeit und Fertigkeit ſprach. Auf der glücklichen Inſel wogte ihr das Volk in ſtürmiſcher Freude entgegen, und geleitete ſie in wachſenden Mengen nach St. James, an deſſen Eingang ſie von dem Herzog von York empfangen und zum Könige, ihrem Gemahl, geführt wurde. **) Der König war damals ein geſunder, wohlgeſtalteter Jüngling. Freudig und herzlich küßte und umarmte er die Gemahlinn, als ſie vor ihm das Knie beugen wollte, ſtellte ſie den Seinigen vor, und über Beyder Gelübde ſprach dann der Erzbiſchof den Segen.

*) Der letzte Erbe dieſes Hauſes iſt vor Kurzem im Kirchenſtaat durch Raubmörder umgekommen.

**) 8. Sept. 1761.

Die ſtillen häuslichen Freuden der Neuvermählten unterbrach der Krönungstag *) welcher glänzender als je gefeyert wurde. Selbſt das kunſtvolle, ſilberne Tafelzeug von Heinrichs VIII Zeiten kam aus den Gewölben des Tower zum Vorſchein; und ſo groß war die Schauluſt, daß ein paar Fenſterſitze, um den Feyerzug bequem mit Frau und Töchtern zu ſehen, mit 140 Guineen bezahlt wurden. Auch war bald darauf nach altem Brauch dem Lord Mayor von London ein Beſuch abzuſtatten, und der Alderman Samuel Fludyer ließ als ſolcher ſich den Imbiß 60,000 Rthlr. koſten, und alles bey dem Beſuch nach hergebrachter Gewohnheit halten, indeß der Quaker Barclay das Königspaar, welches bey ihm unterweges eingekehrt, nach ſeiner Weiſe begrüßt und empfangen hatte. Die Königinn benahm ſich überall, ſowol vor dem Volke als vor dem verſammelten Hofe, mit Würde und mit Anmuth, ſie führte mit gleicher Leichtigkeit die abgemeſſene Hofunterredung und die freye geſellſchaftliche Unterhaltung, ſie ward allgemein geehrt, und konnte ſelbſt von denen nicht getadelt werden, welche ſie um die Hoffnung betrog, daß an ihrem Hofe ein ewiger Freudentag von Spielen und Tänzen, von Putz und Wohlgenuß, von Luſtfahrten und Abenteuern ſeyn werde.

Von allem dem geſchah das Gegentheil. Die Königinn war zu Strelitz nicht fleißiger und häuslicher geweſen, als ſie jetzt war. Vormittags lernte ſie emſig Engliſch, ihr Gemahl half ihr darin fort, und ſie ſprach es bald nicht blos geläufig, ſondern fing auch an, darin zu ſchreiben, auch ſelbſt zu dichten, und ſoll Einiges davon namenlos haben drucken laſſen; dann beſchäftigte ſie ſich mit weiblicher Arbeit, und ritt oder ging darauf mit dem König eine Weile vor Tafel. Nach derſelben ſpielte ſie, wenn man allein war, auf der Harfe, mit Begleitung ihres angenehmen und gebildeten Geſanges. Am Abend nahm ſie gewöhnlich eine Karte, und erlaubte ſich ſelten zu tanzen, ſo ſehr ſie es liebte, um nicht den theuerſten Hoffnungen zu ſchaden. Kaum waren zehn Monate nach ihrer Vermählung verfloſſen, ſo gab ſie dem entzückten König und ſeinem hoch aufjubelnden Volk den Thronerben, und im folgenden Jahr gebar ſie wiederum einen Sohn, und faſt ohne Unterbrechung hatte ſie zwanzig Jahr hindurch den ſchwerſten weiblichen Beruf zu erfüllen. Ihre Kinder waren ſchön, blühten unter dem wachſamen Mutterauge herrlich auf, und welch ein Anblick! wenn ſie vor dem Bauerhauſe zu Kew um die königlichen Eltern ſpielten, die man nach ihrer einfachen Tracht wohl für die bloßen Beſitzer dieſes Hüttchens halten konnte. Es war nach der eigenen Angabe der Königinn, wie überhaupt alle neuen An-

*) 22. Sept. 1761.

Digitized by Google

lagen, in dem Garten von Kew eingerichtet, den ihre Liebe zur Gewächskunde mit dem reichſten Blumen- und Kräuterſchmuck ausſtattete, wozu die Eilande in der Südſee und die Eisklippen von Grönland, die Weſtküſte von Amerika, und die Thäler von Japan Beyträge lieferten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miszellen aus Frankreich.

Ein Bürger in Commercy erhielt neulich die Nachricht, daß ſein Sohn, ehemaliger Soldat der eilften Halbbrigade, die im Jahr 1801 einen Theil des unſeligen Unternehmens nach St. Domingo ausmachte, nicht, wie er ſeit achtzehn Jahr wähnte, mit ihm zu Grunde gegangen ſey. Charles Perrot fand Mittel ſich nach Luiſiana zu retten, wo er einige Felder erwarb und jetzt die Rückkehr eines Landsmanns nach Frankreich benutzte, um ſeinem Vater 500 Fr., die Frucht ſeiner Erſparniſſe, zu ſenden. Welche Freude nach achtzehn Jahren ſein Kind wieder zu finden, und in ihm einen liebenden Sohn und wackern Bürger.

*

Bey der am Ludwigstage ſtatt gehabten Ernennung von vier neuen Herzögen, war man in Louvre über drey Namen gewiß, ſtatt dem vierten, General Belliard, nannte man aber den General-Inſpektor Bellart. Die alten Krieger wunderten ſich, die Hofleute beeilten ſich den neuen Herzog zu beglückwünſchen, als Belliards Ernennung bekannt ward. Dieſe Begebenheit mag die Karrikatur veranlaſſt haben, welche neuerdings verkauft werden ſoll. Sie ſtellt eine, mit einer Herzogskrone gezierte Wage vor. Auf einer der Schalen ſtehen folgende Worte: „Schlachten in Egypten, in Italien, bey Helder, Siege in Rußland, Wunden in Gefechten empfangen, für das Vaterland vergoſſnes Blut, Rekrutirungs-Geſetz, Reorganiſation des Heers u. ſ. w.“ Auf der andern Schale lieſt man: „Alte Pergamente, Hofwürden, Haushofmeiſter, Oberſchenk, Maltheſerkreuz und Prälaturen, zwey hundert tauſend Fr. Renten.“ Beyde Schalen ſtehen gleich. Dieſe Karrikatur führ die Aufſchrift: Verdienſtes-Wage, als Fortſetzung des Schaukelſyſtems.

*

In der ſiebenten Nummer der Revue encyclopédique finden ſich einige intereſſante Anzeigen über die Literatur in Haiti. Mit Erſtaunen würden manche gelehrte Männer, die mit ihrem Syſtem über die Menſchen-Racen und deren Eigenheiten ganz im Reinen waren, die ungemeinen Fortſchritte der Schwarzen bemerken. Mögen ſie von den Staatskünſtlern nicht unbeachtet bleiben, die den Gedanken hegen dürfen, als ſolle man St. Domingue von Neuem unterjochen, ſtatt ihm die Wohlthat höherer Bildung zukommen zu laſſen.

*

Herr Guerle, Eigenthümer in Amiens, in der Minimen-Straße Nr. 1., hat der franzöſiſchen Zeitung: le Constitutionel folgenden Brief zum Einrücken überſandt. Er will durch ihn dem Urtheil der öffentlichen Meinung eine Gewaltthat vortragen, wegen der er ſich an die Gerichtshöfe gewendet haben würde, wenn er von ihnen die Beſtrafung des Schuldigen hätte hoffen können. Die Unterzeichnung des Namens und Wohnorts bieten dem Publikum Mittel dar, die Wahrheit der Thatſache zu erhärten.

„Ich hatte meinen Sohn in eine der Amiener Erziehungs-Anſtalten gethan, welche man die chriſtlichen Schulen nennt (écoles chrétiennes). Strenge, wiederholte Züchtigungen, die nach dem Urtheil der Lehrer mein Sohn nöthig haben ſollte, flößten ihm Abneigung ein, und man ſchickte ihn mir zurück. Sein Großvater, ein Greis von zwey und achtzig Jahren, von Geburt an taubſtumm, erfuhr den Vorgang durch Zeichen, und drückte eben ſo einem vor dem Hauſe vorübergehenden zu der Lehranſtalt gehörenden Unwiſſenheits-Bruder (frère ignorantin) ſeinen Unwillen darüber aus. Ein Bruder Inſpektor, Namens Abdias, der davon unterrichtet ward, beklagte ſich bey dem Polizey-Kommiſſär Bülemy, welcher meinen Schwiegervater kommen ließ und ihm einen Verweis gab. Ich verſprach, daß weiter keine Urſache zur Klage gegeben werden ſollte, und glaubte nun die Sache beendigt, als ſich den 13. Auguſt der Polizey-Kommiſſär bey mir einſtellt, und meinem Schwiegervater durch Zeichen ihm zu folgen befiehlt. Der achtzigjährige Greis gehorcht, man führt ihn zu den frères ignorantins, wo man ihn ohne Rückſicht auf ſein Alter, ohne Mitleid mit ſeinem Gebrechen, zwingt, knieend mit gefalteten Händen, in Gegenwart aller Schüler Abbitte zu thun. Die Thränen des Greiſes laſſen ungerührt, und er muß dieſe Büßung für das, was ſie einem Gottesdiener angethane Schmach nennen, in einer andern Klaſſe wiederholen!.. Der ehrwürdige Greis kommt zitternd, von Schmerz und Entſetzen überwältigt, nach Hauſe, wo ein fünf Tage anhaltender Blutverluſt ſeine Kräfte erſchöpft. Was wird man dieſer hier von mir erzählten ſchmerzvollen Thatſache entgegenſetzen wollen? — Lügen! — Aber eine Menge Schüler ſind Zeugen davon geweſen, und es wird doch nicht zu dem Erziehungsſyſtem gehören, ihnen Verhehlen der Wahrheit zu lehren.“

*

In einer der letzten Sitzungen hörte die Ackerbau-Geſellſchaft von Bourges einen ſehr intereſſanten Bericht über die Tuchmanufaktur der Gebrüder Tourangin. Wir werden darin erinnert, daß die Provinz Berry die Wiege aller äh-

Digitized by Google

chen Fabriken in Gallien und Deutſchland war. Schon die römiſchen Kaiſer erhielten von daher ihre ſchönſten Gewande, und im funfzehnten Jahrhundert ward in den Ehekontrakten ſtipulirt, daß die Hochzeitkleider von feinem Tuch mit Berrver Stempel ſeyn ſollten. Unter Karl VII. hatte Jakob Coeur in Bourges den Sitz dieſes ungeheuern Handels gegründet; er ging zu Grunde, und ſein Sturz zog den Verfall ſeiner Manufakturen nach. Ludwig IX. hatte nicht Zeit ſie wieder herzuſtellen, und Colberts Plane, der in dieſer Provinz große Güter gekauft hatte, blieben unausgeführt. Dennoch gründete die Regierung 1700 daſelbſt eine Manufaktur, die bis 1757 blühte, nachher vermochten ſehr fehlerhafte Anſichten ſie in eine Kattunfabrik zu verwandeln. So verhielten ſich die Dinge, als die Gebrüder Tourangin ihr Unternehmen begannen. Sie haben der dießjährigen Ausſtellung im Louvre zwey Stücke blaues Tuch zugeſchickt, welche die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft erregt haben. Nach des Berichterſtatters, Doktor Bertholets Bemerkung, ſoll das Waſſer der Yèvrette, deſſen dieſe Manufaktur ſich bedient, der Färbung und Walke vorzüglich günſtig ſeyn.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Hamburg.

Aus den Zeitungen haben Sie erfahren, daß Mad. Catalani uns wieder mit ihrer Gegenwart erfreuet hat. Wahrſcheinlich iſt ihre jetzige Kunſtreiſe die letzte, die ſie macht, da der Zweck derſelben, ihr Vermögen noch mit anderthalb Millionen zu vermehren, um jede ihrer Töchter mit einer Million ausſteuern zu können, gewiß erreicht werden wird. Ueber ihr Talent, ihre Stimme und ihre Kunſtleiſtung ſage ich Ihnen nichts, da darüber ſchon bis zum Langweilen viel geſprochen und geſchrieben iſt; lieber möchte ich Ihnen von der perſönlichen Liebenswürdigkeit der Künſtlerinn erzählen. Herzensgüte und Wohlthätigkeit ſind zwey hellſchimmernde Züge ihres Charakters; allein haſtig und leidenſchaftlich aufbrauſend iſt ſie in einem für uns Nordländer höchſt auffallenden Grad. Auch iſt es Allen, die hier um ſie waren und ſie ſchon früher kannten, aufgefallen, wie ihre angeborne Liberalität von dem Streben, die gewünſchte Summe vollzählig zu machen, unterdrückt wurde. Sie hat z. B. von dem Gelde, das bey dem von ihr zum Beſten der Armen gegebenen Konzert einkam, 200 Louisd'or für ſich behalten, da ſie doch einmals bey ſolchen Gelegenheiten den Armen den Ertrag unverkümmert ließ. Von ihrem Talent hat ſie eine ſehr hohe Meinung und eine eigenthümliche Anſicht, die ſie mit einer ihr ſehr wohl ſtehenden Naivetät ausſpricht. Sie erinnern Sich vielleicht, daß der hieſige Muſik-Direktor Schwenke, als ſie vor drey Jahren zum Erſtenmal hier in Hamburg war, öffentlich als ihr Gegner auftrat, und ihren Geſang mit kunſtrichterlicher Strenge beurtheilte. Als ſie nun während ihres jetzigen Hierſeyns von ihm ſprach, nannte ſie ihn deshalb einen Gotteslaſterer (un impie), denn, wenn Gott einem Menſchen ein ſo einziges Talent gegeben habe, wie das Ihrige, ſo müſſe man es als ein Wunder ehren und loben, und Sünde, ſey es eine ſolche Himmelsgabe zu läſtern. — Ihr Aufwand iſt fürſtlich und auch ihr Schmuck und ihre Kleidung. Hübſch iſt ſie nicht mehr; allein ihr herrlicher Anſtand, die Regelmäßigkeit ihrer römiſch geformten Züge, ihre dunklen Augen und der geiſtreiche Ausdruck ihres Geſichts geben ihr auch, nach verſchwundener Jugend, doch noch immer Anſpruch auf den Namen einer ſchönen Frau. Ihre Stimme hat verloren; ſie ſchreibt dieſes dem Gebrauch der Karlsbader Heilquellen zu, da ſie ſeit ihrem Aufenthalt daſelbſt leicht und häufig heiſer wird, und die Sicherheit verloren hat, mit der ſie ſonſt gewiß war leiſten zu können, was ſie leiſten wollte; allein ſie hofft von dem Seebade, zu deſſen Gebrauch ſie von hier über Lübeck und Schwerin, wo ſie Konzert gab, nach Doberan gegangen iſt, viel Gutes für ſich und ihre Stimme. Möge dieſe Hoffnung erfüllt werden, denn wahrlich ſie hat Recht, ſich als eine hochbegünſtigte Lieblinginn der Götter zu achten, da ihre Stimme in mehr denn einer Hinſicht einzig iſt. Keine andere Sängerinn vermag auf ihre Zuhörer den Eindruck zu machen, den ſie macht. Nicht die ihres Talents wahrlich unwürdigen Künſteleyen, zu denen ſie ihre Stimme benutzt, ſind es, die den Eindruck hervorbringen, der unvergänglich in unſerm Herzen bleibt, wenn ſie in erhabener Einfachheit nur durch die Kraft und den himmliſchen Wohllaut ihres Tones Tauſende begeiſtert. Ich gedenke noch immer mit Entzücken des feyerlichen Augenblickes, wo ich ſie vor Jahren zum Erſtenmal God save the King ſingen hörte. Unwillkürlich erhoben ſich Tauſende von Zuſchauern und ſtimmten ein, und über dieß tauſendſtimmige Chor hin ſchwebte ihr Ton, mächtig wie ein Adler, und übertönte ihn, wie Wellenſchlag des Meeres Quellengerieſel. — Auf ihren früheren Reiſen ſang ſie faſt nie in Privatgeſellſchaften, allein dießmal erfreuete ſie die Zirkel derſelben oft und gerne mit ihrem unvergleichlichen ſchönen Geſang.

Die Direktoren des hieſigen Stadttheaters haben dem Magiſtrat eine Berechnung überreicht, nach der ſie in den letzten acht Monaten einen ſehr beträchtlichen Verluſt erlitten haben, und auf die ſie die Bitte gründeten, ihnen die Abgabe, die ſie von jeder Vorſtellung geben müſſen, zu erlaſſen, welche ihnen aber abgeſchlagen iſt. Gaſtſpieler auf unſerer Bühne waren in den letztverfloſſenen Wochen, Herr und Mad. Devrient aus Berlin und Herr und Mad. Unzelmann vom Weimarſchen Theater. Mad. Unzelmann hat nicht gefallen, obgleich das Urtheil der Kunſtrichter ſie in Schutz nahm; Hr. Unzelmann dagegen ſehr in einigen Rollen, z. B. als Truffaldino in dem Goldoniſchen Luſtſpiel: der Diener zweyer Herren, und als junger Klingsberg in dem Kotzebueſchen Luſtſpiel. Den Karl Ruf in der Schachmaſchine gab er als einen burſchikoſen neudeutſchen Altling. Das war gewiß ein Fehlgriff. Ein andrer Fehlgriff war es, daß Hr. Unzelmann als Don Juan auftrat. An dieſem unter unſern Schauſpielern immer herrſchender werdenden Streben nach Vielſeitigkeit geht manches ſchöne Talent unter; Hr. Unzelmann iſt aber ein ſo denkender und talentvoller Künſtler, daß er es ſich und ſeiner Kunſt wahrlich ſchuldig iſt, ſich auf das Fach zu begränzen, in dem er mit allgemeiner dankbarer Anerkennung Ausgezeichnetes zu leiſten vermag.

Was kann ich Ihnen aber über Devrient, den großen, alle ſeine Gebilde mit dem reichſten und wahrſten poetiſchen Leben ausſtattenden Künſtler ſagen? Der einfachſte Ausdruck der Bewunderung, die jeder Menſch von Geiſt und Herz ihm zollen muß, kann leicht übertrieben erſcheinen, und ſo beſchränke ich mich, daß es über ihn hier nur eine Stimme, die der enthuſiaſtiſchen Anerkennung ſeiner Kunſtgröße, gibt. Auf ſeiner Rückreiſe von Doberan, wohin er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit gegangen iſt, werden wir ihn hier noch in 18 Rollen ſehen, und dann mehr über ihn und ſeine Darſtellungen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 9. September 1819.

Der iſt am glücklichſten, er ſey
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt.

Goethe.

Sophie Charlotte, Königinn von England.

(Fortſetzung.)

So verfloſſen zehn Jahre, wie ein heiterer Frühlingstag, da ſchreckte die Königinn aus der Ruhe und dem Glück die finſtere Botſchaft auf von den Schreckniſſen, welche die Schweſter ihres Gemahls, die Königinn von Dänemark, umgaben; bald darauf ängſtigte der Krieg mit Nordamerika und Frankreich durch ſeine neue, geheimnißvolle Geſtalt und Bewegung; dann aber als die tiefſte Ruhe zu herrſchen ſchien, ſchwankte und brach zunächſt bey England und ganz Europa erſchütternd der franzöſiſche Thron zuſammen, und zugleich ward das geheiligte Haupt ihres Gemahls von Wahnſinn getroffen. Sein Leidenszuſtand zerriß das Herz. Männer, welche die Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge und den Jammer des Lebens aus langer Erfahrung kannten, weinten öffentlich. Die Staatsverwaltung ſtockte, jeder für ſich und das ganze Reich war durch Furcht und Hoffnung bewegt, und fragte: wer ſoll den König vertreten? Die Entſcheidung litt keinen Aufſchub, und vergeblich ſuchte man ſich darüber zu vereinigen. Pitt ſtand mit Stärke und mit Glück an der Spitze der Verwaltung, er beſaß das Vertrauen der Königinn und machte im Geheimenrath die Meinung geltend: daß die Entſcheidung vom Parlament ausgehen, und in demſelben vorgeſchlagen werden müſſe: der Königinn die Fürſorge für ihren Gemahl und die Verwaltung über den Hofſtaat, unter Zuordnung eines Rathes, dem Thronerben aber die Ausübung der königlichen Rechte unter mehreren Beſchränkungen zu übertragen. Der Thronerbe behauptete dagegen mit ſeinen Brüdern: die Entſcheidung gebühre dem Parlament nicht, ſondern ſey durch die Verfaſſung von dem Geſetz der Natur abhängig gemacht. Das Recht der Thronfolge ſey mit ſeiner Geburt verbunden, und es trete vom dem Augenblick in Kraft, worin das väterliche außer Kraft trete. So wenig auch darauf in dem vorliegenden Fall gedrungen werden ſolle, um die anſtößige und bedenkliche Unterſuchung darüber zu vermeiden, eben ſo wenig dürfe das Recht verläugnet werden, und es müſſe daher die Theilnahme des Thronerben an einer gemeinſchaftlichen Ausübung der königlichen Rechte verweigert werden. Dieſe Meinung theilten, verfochten und verbreiteten die beliebteſten Redner, die geiſtvollſten Gegner Pitt's, von denen Fox in 10 Tagen aus Italien nach London zurückeilend, mit ihnen die mächtigſten und reichſten Herren, und alle, welche von dem liebenswürdigen, freygebigen, kunſtſinnigen, aufgeklärten Fürſten erwarteten, daß er von dem brittiſchen Thronen herab die Fülle der Gaben und Spenden für ein behagliches und glänzendes, ein geſchmackvolles und gedankenreiches Leben verleihen werde. Für Pitt's Meinung waren alle, welche ihre Stellen bey ſeinem Sturz zu verlieren fürchteten, und überhaupt die älteren, bedächtlichen Leute. Die junge Welt ſtritt wider die alte; und Beyde hatten die Fahnen und Farben vertauſcht: jene vertheidigte die Königsrechte, dieſe die Volksrechte, jene die nothwendige Stetigkeit, dieſe die nothwendige Wandelbarkeit der öffentlichen Ordnung. Darüber waren Beyde einig, daß die Stimmenmehrheit

Digitized by Google

entſcheiden müſſe, und dieſe konnte nur im Parlament ſich ergeben; worin es aber ſogleich zur Unterſuchung der Rechte des Thronerben kam, obgleich man von beyden Seiten dadurch in groſse Verlegenheit gerieth. Fox verwahrte ſich ausdrücklich dagegen, daß er nicht die längſt verlachte Lehre von dem göttlichen Urſprung des Königsrechts vertheidigen wolle, wenn er behauptete, daß der Thronerbe verfaſſungsmäßig und kraft ſeines angeborenen Rechts ohne Weiteres den König vertreten könne, der für das Reich wie todt ſey. Pitt berief ſich auf Blackſtone's Erläuterungen über die Engliſchen Geſetze, wonach nur der für bürgerlich todt erachtet werde, welcher aus dem Reich vertrieben, oder Mönch geworden ſey, und verpflichtete ſich zu beweiſen: „daß der Prinz von Wales nicht mehr Recht auf die Regentſchaft, als irgend ein Mann im Königreich habe.“ Nicht blos im Unterhauſe, ſondern auch im Oberhauſe, und hier am heftigſten von dem Lord Abington und Landsdown, hörte man: „daß nur die Völker und nicht die Fürſten Rechte haben;“ obgleich Niemand berechtigt ſeyn kann, ohne zugleich verpflichtet zu ſeyn.

Doch um dieſe Rednerey bekümmerten ſich diejenigen, deren Stimme eigentlich entſcheidet, wenig; ein groſser Theil der Mitglieder beyder Häuſer hatte, während der Verhandlungen, zu Haus ſeine Geſchäfte in gewohnter Tagsordnung beſorgt, auch wohl die Jagd nicht vernachläſſigt, und kam erſt wieder zur Stadt *), um ſeine Stimme für die Meinung abzugeben, welche dem hausväterlichen Sinn am meiſten zuſprach, und dem ſchlichten Verſtande als das beſte Mittel erſchien, alles ſoviel nur möglich in ſeiner Ordnung zu erhalten. Pitt hatte die Genugthuung, daß ſeine Meinung im Engliſchen Parlament ſiegte, aber zugleich den Verdruß, daß ſich Fox darin als ſeinen Nachfolger ankündigte, und den Kummer, daß ſich das Irländiſche Parlament für die entgegengeſetzte Meinung erklärte, und dadurch bewies, daß mit ihr von Anfang an leichter und ohne Aergerniß durchzukommen geweſen ſey. Es iſt vielleicht nicht zu viel geſagt, daß ein Glücksfall damals über Pitt's Ruhm entſchieden habe.

Die Königinn hatte ihren Gemahl nicht verlaſſen, bis ihre Kräfte unter der Laſt dieſes Pflegamtes, unter dem Seelenſchmerz des zärtlichen Mitleids, und unter den Beſorgniſſen einer dunkeln Zukunft erlagen, und ſie durfte ſich nachher den wehmüthigen Troſt nur ſelten erlauben, ihren Gemahl zu ſehen, weil er dann die Trennung von ihr deſto ſchmerzlicher empfand, welche der Arzt Willis zu ſeiner Geneſung auch wegen der Härte der Heilmittel für nothwendig erklärte. Die übrigen Aerzte zuckten die Achſeln, wenn auch nur von einer leiſen Hoffnung zur Geneſung die Rede war, und nun denke man ſich das Entzücken der Königinn, als ihr faſt gleichzeitig mit der Botſchaft des Parlaments wegen der Krankenpflege des Königs ſeine völlige Herſtellung verkündet wurde, als er ſie zu Kew wie nach der Rückkehr von einer fernen Reiſe empfing, und eigenhändig an Pitt wegen des Geſchäftsanfanges ſchrieb, ſeine Dienerſchaft wieder verſammelte, und den Gartenarbeitern zu Kew ein fröhliches Mahl und den Lohn für die unterbrochene Arbeitszeit geben ließ. Die unbeſchreibliche Freude im Königshauſe wäre beynahe durch einen Trauerfall getrübt. Der Herzog von York beſtand noch wegen jenes Meinungsſtreites, der nun nach den herzlichſten Wünſchen aller Glieder des k. Hauſes auf das Glücklichſte geendigt war, einen Zweykampf, worin die Kugel ſeines Gegners ihm die Haarlocke ſtreifte und er ſelbſt nicht ſchoß.

Der ſtille Wunſch der Königinn, ihr liebes Vaterland wieder zu ſehen, ſchien jetzt erfüllt werden zu ſollen, da dem König das Reiſen zur Stärkung ſeiner Geſundheit empfohlen wurde. Man traf die Vorbereitungen und ſetzte den Tag zur Abreiſe feſt, aber ſie unterblieb dennoch, und ſtatt Deutſchland ward das weſtliche England beſucht. Dort hätte die Königinn durch die Zärtlichkeit ihrer Verwandten, und durch Jugend-Erinnerungen nicht glücklicher ſeyn können, als ſie hier durch die Volksliebe und den Herzens-Erguß war, womit der König überall in Städten und Dörfern empfangen und ſie für ihre Sorgfalt um ihn geſegnet wurde. Die Freudensbezeigungen hatten bey Hohen und Niedern eine Innigkeit, als ſähen ſie alle ihren beweinten und nun geretteten Vater wieder.

(Der Beſchluß folgt.)

An Esmarch. *)

Neapel, den 23. u. 24. Dec. 1780.

Ich fange, ſeit ich hier bin, an, mit meinem Zuſtande unzufrieden zu werden, ich wünſche mir eine andre Laufbahn und ſchäme mich doch heimlich, mir ſelbſt das zu geſtehen. Es wird Dich befremden, wenn ich Dir ſage, wie ich oft wünſche, daß dieſe meine Wanderſchaft geendet, und ich wiederum zurück wäre in mein Vaterland, für das ich ſonſt ſo wenig parteyiſch bin. Man entbehrt auf Reiſen erſtaunlich viel, und was man genießt, iſt meiſt halb, ſo unſättigend, ſo vorüber fliehend wie ein Traum; ehe wir recht erkennen, was um uns iſt, erwachen wir. Ich ſollte zufrieden ſeyn, daß ich erlangt habe, was ich lange wünſchte, ihr möchts als Wankelſinn auslegen, als innere Unbehaglichkeit, wenn ich es nicht bin. Aber die Art, wie ich es erlangt habe, die Bedingung und Verbindung iſt von einer ſo unvortheilhaften Natur, ich bin eingeengt und gebunden von

*) Es geſchieht auf Rundſchreiben des Sprechers, welcher benachrichtigt, daß die Abſtimmung bevorſtehe.

*) Aus der von Hrn. Prof. Welcker in Göttingen bearbeiteten Biographie Georg Zoega's.

allen Seiten, und weil meine Feſſeln mein eigen Werk ſind, kann ich nicht einmal mit Ehren in ſie beißen. Ich habe keinen anzuklagen als mich ſelbſt, und mein eigenſinniges Schickſal, das, indem es mich im Großen zu begünſtigen ſchien, mich mit ſo vielen kleinen Hinderniſſen behängte, daß ſeine Gunſt mir nur halb zu ſtatten kommt. Ich ſehe tauſend Dinge um mich, die ich benutzen könnte; aber die Mittel fehlen mir ſie mir zu Nutze zu machen, und einen großen Theil meiner Zeit muß ich verſchlafen, weil mir Beſchäftigung mangelt, während daß der größte Theil desjenigen ungethan bleibt, was ich mir zu thun vorgeſetzt hatte. Mir fällt oft die Fabel vom Tantalus ein und möchte ungeduldig werden. Mein Herr von Heinen iſt überhaupt ein ganz guter Mann, aber ſo ſehr von der Alltagsart, ſo ſehr Kammerjunker und dabey ſo ſehr klug, daß wir Beyde wenig Freude an einander haben können. Wohl iſt mirs gelungen, ihn guten theils mißtrauiſch zu machen gegen ſich ſelbſt, und abzubringen von vielen ſeiner Poſitivitäten; aber dieſer Einfluß iſt doch ſo geringe, und ſo erbettelt, daß ich gar nichts darauf rechne und immer mich ſelbſt an ſeiner Seite als ein überflüſſig Geſchöpf betrachte, das, indem es weder Nutzen noch Zeitvertreib bringt, auch zu keinen Forderungen berechtigt iſt. Dieß macht denn, daß ich mir vieles gefallen laſſe, was ich nicht brauchte, weil ich nicht das Herz habe einen Mann zu genieren, dem ich wenig nütze, und in deſſen Betragen ich dennoch mehr Freundſchaftlichkeit finde, als das Verhältniß unſerer beyden Charaktere gegen einander mich erwarten ließ. Und aus dieſem allen erwächst eine Verbindung, nach deren Ende ich mich nothwendigerweiſe oftmals ſehnen muß, ſo wenig ich eben Urſache habe, mir von dem zunächſt darauf folgenden Zuſtand eine ſehr ſchmeichelhafte Vorſtellung zu machen. Meine Wünſche für die Zukunft ſind ſo unbeſtimmt, als meine Ausſichten. Unterdeſſen nehmen meine Jahre zu, ich fühle, daß es Zeit wäre zurück zu kommen von den geſpannten Ideen und weit ausſehenden Entwürfen, nicht mehr ſich ſelbſt zu berechnen nach metaphyſiſcher Kraft, die vielleicht in allen Menſchen gleich iſt, ſondern nach dem Verhältniß der Dinge unter einander, die uns umgeben und beſtimmen, und in denen die Urſache liegt, warum jeder Menſch nur juſt er ſelbſt iſt und kein andrer. Und dennoch bin ich noch nicht vernünftig genug, um meine Plane aufzugeben, mir mit einem Philiſterleben genügen zu laſſen, und irgend ein Amt zu ambiren, wo man Staat und Vaterland dienen kann, wie die Redensart iſt. Du erinnerſt Dich noch, daß ich nach Zurücklegung dieſer Reiſe eine zweyte ähnliche zu machen vorhatte. Ich denke auch, daß die Gelegenheit, ſie auf eine ſolche Art zu machen, nicht ſehr ſchwer zu finden ſeyn würde. Aber die Bedingungen müſſten ſehr vortheilhaft ſeyn, ſehr viel mehr, als ſie dießmal geweſen: denn unter mittelmäßigen Bedingungen mit einem jungen Herrn zu reiſen iſt ein Ding, das ich mir ſelbſt und allen andern aufs ernſtlichſte abrathen muß. Und wiederum eben die Mittelmäßigkeit meiner jetzigen Lage wird mich, wenn ich einmal zurück ſeyn werde und meine Geſundheit es erlaubt, doppelt begierig machen, wiederum in die Welt zu gehen, um das Viele, das ich unbenutzt laſſen muſſte, zu benutzen, ſo manche Quelle, die ich neben mir ſprudeln hörte und doch nicht erreichen konnte, zu koſten, aus mancher andern, die ich nur im Vorübereilen koſtete, mich nach Luſt zu letzen. Ich ſtudiere oft darauf, dieß auf eine andere Weiſe möglich zu machen, mache darüber allerley Spekulationen; aber allemal braucht man Gunſt dazu, und allemal fehlen mir die Eigenſchaften, durch die man Andre ſchnell für ſich einnimmt oder überhaupt ein thätiges Wohlwollen erweckt. Ein bleibender Aufenthalt in Italien, in Rom oder in der Nähe dieſer Stadt, iſt noch immer einer von den Lieblingen meiner Wünſche, ich mahle ihn mir oft ſehr reizend aus, finde da ſo alles, was ich bedürfte, um glücklich, ſo manche Ausſicht, um thätig, um nützlich zu ſeyn. Allein die Hinderniſſe, die überwunden werden müſſen, ſind ſo groß, ſo ſchreckend, daß ich oft an der Möglichkeit verzweifle, und ſuche mir dann die Gründe hervor, wie ich ohne das eben ſo glücklich, vielleicht glücklicher ſeyn könnte. Ich wünſche mir alsdann in meinem Vaterlande irgend auf dem Lande ein mäßiges Auskommen, in einer Gegend, die mir gefiele, und ohne zu viel Geſchäfte, um neben her für mich thätig ſeyn zu können, um manchen Wegen, die ich dunklich offen ſehe, nachzuſpüren, manches, das unreif in mir verborgen liegt, zur Reife und ans Tageslicht zu bringen. Ich denke oft dieſem Dinge nach, bis es mir lieb wird, und fahre dann plötzlich auf und ſehe, daß auch dieß nur ein Schattenbild iſt, ohne Subſtanz oder Bleiben, um es zu haſchen. Ich wickle mich in mein Kopfkiſſen, und murre, daß wir Menſchen geſchaffen ſind zum Denken, und doch über das, was vor allen Dingen uns wichtig iſt, Beſtimmung und Zukunft, nicht denken dürfen, uns befriedigen müſſen mit dumpfer Reſignation und trägen Wünſchen. — Du haſt Deine Wünſche verändert, ich ſage nichts dazu; bin ich doch ſelbſt einer von den unſtäteſten unter den Sterblichen, und hab's dabey ungerne, wenn Andre viel vorbringen wollen, zum Lob oder Tadel meiner Plane. Dein letztes Schreiben erhielt ich noch in Rom, nachdem es fünf Wochen unterwegs geweſen. Ich hatte lange darnach ausgeſehen, und nun ward mirs doppelt theuer, weil ich es zu einer Zeit erhielt, da mein Herz ſchon unruhig und offen war, unſre Abreiſe über wenig Tage beſtimmt, meine gewöhnlichen Beſchäftigungen aufgegeben, da ich mitten unter den Pfaden meiner Liebe ſie ſchon als verlaſſen, verödet betrachtete, und die Gegenwart um mich mir ſchon Vergangenheit ſchien. Ich wollte Dir damals gleich antworten, aber meine Seele war zu voll und meine Empfindungen zu unſtät, wie's einem immer iſt, wenn man einen Ort verlaſſen ſoll, mit dem man ſchon vertraut geworden, und mir zwiefach, weils eben der Ort war, den ich

Digitized by Google

vor allen andern liebe. Dieß machte nun zugleich, daß der Inhalt Deines Briefes mich ſehr afficirte. Ich dachte mir alles gegenwärtig, mahlte mir alle die Scenen aus, die Du nur mit einem Winke angibſt, und nie habe ich ſo ein Verlangen geſpürt, zurück zu ſeyn in Kopenhagen, bey euch zu ſeyn, mit euch zu theilen, was theilbar iſt. Wir erwachten auch viele Stunden der Vergangenheit, die ſich ſonſt eine ſo lange Zeit in meiner Seele wach erhalten hatten, und die jetzt eingeſchlummert, ſo gut als erſtarrt waren. Ich mochte den ganzen Tag weiter nichts thun, und habe ihn meiſt zugebracht zwiſchen den dunkeln Cypreſſen der halb verödeten Villa Montalto. Ich möchte Dir weislich und wohlbedächtig herſingen, wie's dem Herzen gut ſey Beſchäftigung zu haben, und wie zwiſchen Wunſch und Erreichung die Seele wächst, ungefähr wie durch Fruchtbringen ein Acker fetter wird, und wiederum und dagegen wie's ein gefährlich Ding ſey ums Liebgewinnen, wie ſie alle ihre Freude haben, einen armen Jungen am Seil herumzuführen, und dann los laſſen, eben wenn wir am feſteſten gehalten ſeyn wollten ꝛc. Aber Du biſt alt und verſtändig genug, um all das ohne mein Zuthun zu wiſſen, und hoffe ich, weder alt noch verſtändig genug, um ſonderlich viel darauf zu geben. Viel Ehre habe ich nun nicht zu predigen, — und weil Du doch meiner ſchon gegen ſie erwähnt haſt, magſt Du ſie grüßen und ihr ſagen, daß ich eben wenig geneigt ſey viel Guts zu denken vom ſämmtlichen Geſchlecht, und dabey ein Knabe von allerley Erfahrungen, auf deſſen Bedünken immer etwas zu rechnen ſtehe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Holſtein.

Die Aufführung der Schöpfung von Haydn in Eutin bewog mich zu einem Ausflug nach dem reizenden Holſtein, deſſen liebliche Gegenden einen eigenthümlichen idylliſchen Reiz haben, der mich, je öfter ich ſie ſehe, je mächtiger in ſeinem ſtillen Zauber anzieht. Auch dießmal habe ich wieder einige unvergeßlich ſchöne Tage in dem glücklichen, von Gott geſegneten Ländchen zugebracht. Die in Eutin verſammelten Muſikfreunde leiſteten bey der Aufführung von Haydns Meiſterwerk mehr, als man an einem ſo kleinen Ort zu erwarten berechtigt war. Vorzüglich zeichnete ſich der Tenoriſt, Hr. Apel aus Itzehoe, aus, deſſen reine und kräftige Bruſtſtimme eine der ſchönſten iſt, die ich je gehört habe. Auch Fräulein Lange aus Lübeck erwarb ſich durch ihren Geſang gerechte Anſprüche auf den Dank aller Zuhörer. Die erſte Violine ſpielte ein zehnjähriger Knabe, ein Pflegeſohn des Hrn. Kammerherrn Fabrizius in Plöen, der ein wahres muſikaliſches Wunderkind iſt. Ich hatte Gelegenheit, ihn auch noch auf dem Flügel eine Sonate von ſeiner eigenen Compoſition ſpielen zu hören, die mich durch die Genialität der Gedanken eben ſo überraſchte, als mich der glänzende und doch auch wieder ſehr zarte Vortrag derſelben entzückte.

Von Eutin ging ich nach Kiel, wo mich die ſchöne Gegend, intereſſante Menſchen und die Gemählde-Sammlung des Herrn Advokaten Schmidt mehrere Tage feſſelten. Es iſt im Werke, nahe vor der Stadt, auf dem Wege nach Düſterbrok, eine Badeanſtalt anzulegen. 20,000 Rthlr. ſind ſchon durch Aktien dazu zuſammengebracht, und viele Umſtände vereinigen ſich, dem entworfenen Plan günſtiges Gedeihen zu verſprechen.

Die Schleswig-Holſteiniſche patriotiſche Geſellſchaft, überzeugt von dem Nutzen ſpecieller jährlichen Chroniken, ſowol für die Landesgeſchichte als für die Bildung des Volkes, hat für das Jahr 1820 einen Preis von 24 Dukaten auf die beſte, durch zweckmäßige Auswahl und Zuſammenſtellung der Thatſachen, ſo wie durch angemeſſene Einfachheit der Sprache ſich vorzüglich auszeichnende Chronik einer Stadt- oder Landgemeinde, ſo wie ein Acceßit von 16 Dukaten auf die nächſtbeſte, ausgeſetzt.

Von dem für die Sicherheit der Seefahrt ſehr thätigen Direktor des königlich-däniſchen Seekarten-Archivs, dem Contre-Admiral de Löwenörn, ſind, außer zwey großen Blättern von einer Karte der Küſten von Spanien und Portugall, den Baleariſchen Inſeln und der Nordküſte von Afrika, vom Cap Eſpartel bis Bugia, auch ein Atlas von 19 Blättern Special-Karten von 70 Häfen, Bayen, Buchten und Ankerplätzen nebſt Landkennungen, Seezeichen und Küſtenanſichten, ſo wie eine Beſchreibung und Erklärung dieſer Karten zur Erleichterung ihres Gebrauchs, erſchienen. Das königl. däniſche Seekarten-Archiv hat nun faſt für die ganze europäiſche Küſte am atlantiſchen Meer gute Karten mit deutlichen Seebüchern geliefert, die faſt alle auf trigonometriſche Meſſungen der Küſten unter Leitung geſchickter Aſtronomen, oder auf aſtronomiſche Beſtimmungen der Länge und der Breite gegründet ſind. Dieſe ſind auch das einzige zuverläſſige Mittel, gute Seekarten zu erhalten, da die älteren hydrographiſchen Methoden, mittelſt Kompaß und Log die Küſten aufzunehmen, durchaus keine Genauigkeit verſtatten.

Hamburg.

(Beſchluß.)

Unſer Kühne iſt von einer Reiſe nach Riga zurückgekommen, wo er mit dem ausgezeichneten Beifall, den er verdient, einigemal auf dem Theater dieſer ſeiner Vaterſtadt aufgetreten iſt. Am 15. Auguſt trat er wieder als Paul in dem Stück Peter und Paul hier auf, und wurde vom Publikum mit dem rauſchendſten Beyfall bewillkommt. Neuigkeiten von Bedeutung gab es in dieſer Zeit nicht auf unſerer Bühne. Der ſchwarze Wenzel oder die Mühle im Thale, ein Schwank in einem Aufzug, gefiel. Nach einer Abweſenheit von mehreren Wochen ſind die königlich-ſchwediſchen Balletttänzer wieder zu uns zurückgekehrt; aber der Reiz der Neuheit iſt erſchöpft, und ſie machen kein volles Haus mehr. Dagegen wandern täglich Tauſende nach dem Hamburger Berg, um die Frankoniſche Reitergeſellſchaft zu ſehen, die dort ihre wirklich ſehenswürdigen Vorſtellungen gibt.

Die Bäder in der hieſigen Gegend ſind dieß Jahr zum Theil ſehr zahlreich beſucht. In Cuxhaven iſt es leer, in Travemünde voll, in Doberan glänzender und lebhafter, denn je, ſo daß man des Morgens am Bade häufig 4 — 500 Equipagen zählt. Die Luſtfahrt der Mad. Reichard, die von dem Großherzog eingeladen, dort die ſchmeichelhafteſte Aufnahme fand, wurde von der Witterung begünſtigt, und war eine der ſchönſten, die man ſehen kann. Die Konzerte der Mad. Catalani ſo wie Devrients Anweſenheit locken auch viele Fremde herbey, und am 26. Auguſt wird ſich der Cyclus der dießjährigen Feſte mit der Aufſtellung des in Erz gegoſſenen Standbildes Blüchers, auf einem der ſchönſten Plätze ſeiner Vaterſtadt Roſtock, und mit der Aufführung des Händelſchen Oratoriums Samſon ſchließen.

Digitized by Google

Nro. 217.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 10. September 1819.

Ueber deine Trümmer ſchwinget
Die Vergeſſenheit den Stab.

La Roche.

Alterthümer im ſteinigen Arabien. *)

Die Beſchreibung der Ruinen von Palmyra von Wood und Dawkins wurden bey ihrem erſten Erſcheinen vom Publikum als eine wunderbare Entdeckung aufgenommen; ſo wenig waren die weſtlichen Gegenden von Aſien nach den Zeiten der Kreuzzüge von den Europäern beſucht worden. Seitdem jene unternehmenden Künſtler ihr Werk herausgegeben, haben wir kaum eine einzige wichtige Nachricht dazu erhalten: denn die Reiſen des Dr. Clarke ſind zu ſehr mit ſpekulativen Betrachtungen vermiſcht, als daß man ihnen wohl überall Glauben beymeſſen könnte; auch verließ er die Karavanenſtraße zu wenig, um daß er im Stande ſeyn ſollte unſere Kenntniß bedeutend zu erweitern, ſelbſt wenn ihm ſeine hypothetiſchen Vorausſetzungen dazu das Vermögen gelaſſen hätten. Wir haben aber jezt Urſache zu der Erwartung, daß die Welt bald mit noch bewundernswürdigeren Beſchreibungen anderer und prächtigerer Alterthümer werde beſchenkt werden, als diejenigen ſind, die ſie Wood und Dawkins verdankt.

Herr Banks, welcher mehrere der berühmteſten Gegenden Arabiens beſucht hat, iſt, wie wir vernehmen, willens, bey ſeiner Rückkehr nach England eine Beſchreibung ſeiner Wanderſchaft nach Wadi Mooſa (das Thal Moſis) mit Stichen von den Zeichnungen, die er von den bisher unbeſchriebenen dort befindlichen ausgehöhlten Tempeln genommen, herauszugeben; desgleichen von den Ruinen von Jeraſch, welche ſogar die von Palmyra und Balbeck an erhabener Schönheit übertreffen.

In der Geſellſchaft einiger anderer engliſchen Reiſenden ging er von Jeruſalem nach Hebron ab, wo ſie die über Abrahams Grabmal errichtete Moſchee beſahen, ein Gebäude, deſſen unterer Theil aus ſolchen ungeheueren Steinmaſſen beſtehet, (einige davon ſind über zwanzig Fuß lang.) daß man es nur als das Produkt jener entfernten Zeiten anſehen kann, in welchen bey der Errichtung der zu Denkmälern beſtimmten Gebäude die Dauerhaftigkeit als das erſte und Haupterforderniß betrachtet wurde.

Von da begaben ſie ſich nach Karrac, durch ein Land, das in Hügeln und Felſenſpitzen von den ſonderbarſten Geſtalten zerriſſen, und längs dem Fuße eines Berges, wo Stücke Steinſalz den natürlichen Urſprung jenes Salzwaſſers, deſſen Stärke ſich beſonders in dem benachbarten todten Meere zeigt, verriethen.

Karrac iſt eine auf der Spitze eines Hügels gelegene Feſtung. Ein in den harten Felſen gehauener ſchneckenförmiger Gang bildet den Eingang dazu. Wie alle andere im Beſitze der Mahomedaner befindlichen feſten Schlöſſer, läßt es ſich am beſten mit einer Maſſe von Ruinen vergleichen. In dieſem Zuſtand befindet ſich die Moſchee, und nicht beſſer iſt das Anſehen einer dortigen Kirche und der alten Citadelle. In der Nachbarſchaft derſelben ſahen die Reiſenden mehrere in den Felſen gehauene Gräber, und die Bewohner des Ortes fanden ſie aus einer Miſchung von Mahomedanern und

*) Aus dem Monthly Magazin vom July dieſes Jahrs.

Chriſten beſtehend, welche für ihre Gaſtfreyheit merkwürdig ſind und auf einem weit geſellſchaftlicheren Fuße miteinander leben, als zu Jeruſalem. Die Weiber gehen unverſchleyert, und ſcheinen keiner Art des Zwanges unterworfen zu ſeyn.

Nachdem die Geſellſchaft Karrac verlaſſen, brachten ſie eine kurze Zeit unter einer Horde beduiniſcher Araber zu, von welchen ſie mit in Milch gekochtem Hammelfleiſch traktirt wurden; ein Umſtand, welcher den Leſer an das Verbot im 2. B. Moſes, C. 23 v. 19: „Du ſollſt kein Böcklein in ſeiner Mutter Milch kochen,“ erinnern wird. Wir müſſen uns indeſſen hier nicht bey bibliſchen Alterthümern aufhalten.

Von den Zeiten der Beduinen begaben ſie ſich nun in das Thal Ellaſar, wo ſie einige Ueberbleibſel des Alterthums bemerkten, die ſie für römiſchen Urſprungs hielten. Auch hier ruheten ſie ſich bey Arabern aus. Den nächſten Tag verfolgten ſie ihre Reiſe, zum Theil auf einer mit Lava gepflaſterten Straße, die ſich offenbar als die Arbeit der Römer verkündigte, und hielten des Abends in Shubac (Schubac), einer auf einem herrſchenden Punkt gelegenen Feſtung, an, die aber wegen ihres verfallenen Zuſtandes gegen europäiſche Kriegskunſt nicht lange würde aushalten können.

In der Nachbarſchaft dieſes Ortes fanden ſie einige Schwierigkeit bey den Arabern, welche ſie aber durch ihren Muth und ihre Feſtigkeit überwanden, und ungehindert ihren Weg fortſetzten, bis ſie ein Zelt eines Emirs, Namens Edn Raſchid, erreichten, der ſie unter ſeinen Schutz nahm. Dieſes Lager befand ſich am Rande einer Felſenwand, von wo aus ſie die herrlichſte Anſicht des Gebel-Nebe-Haroun (Berg des Propheten Aaron Hor) genoſſen, und in der Ferne wurde ihnen der Gebel-Tour (Berg Sinai) gezeigt. Im Vordergrunde, in der unter ihnen gelegenen Ebene ſahen ſie die feindſeligen Araber, welche entſchloſſen waren, ihnen den Zutritt nach Wadi Mooſa, wovon die Ruinen auch ſichtbar waren, zu verwehren.

Da ſie ihren Weg wirklich verſperrt ſahen, ſandten ſie einen Boten an den Emir, und baten um den Durchzug, worauf er die Antwort ertheilte: ſie ſollten weder durch ſein Land gehen, noch ſein Waſſer ſchmecken. Sie befanden ſich wirklich im Lande Edom, an deſſen König ehemalen Moſes Abgeordnete von Kadiſch aus mit einem gleichen Geſuch ſchickte. — Indeſſen gelang es den Reiſenden doch endlich nach einer ärgerlichen Unterhandlung, die Erlaubniß durchzugehen zu erhalten, aber ohne ſein Waſſer zu trinken. An dieſe Klauſul hielten ſie ſich indeſſen nicht ſehr getreulich; denn als ſie an das Ufer eines klaren, ſprudelnden Baches gekommen waren, welcher ſo viele Streitigkeiten verurſacht hatte, wollten ihre Pferde deſſen erfriſchende Kühle genießen, und Edn Raſchid ihr Beſchützer beſtand auch darauf, daß die Pferde befriedigt werden ſollten. Als ſie dieſen Bach überſchritten, eröffneten ſich die Wunder des Wadi Mooſa vor ihren Blicken.

Der erſte Gegenſtand, welcher ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war ein Mauſoleum, an deſſen Eingang zwey koloſſaliſche Thiere ſtanden; ob aber Löwen oder Sphinxen, deß konnten ſie nicht gewiß werden, indem ſie ſehr zerſtoßen und verſtümmelt waren. Als ſie hierauf gegen die vorzüglicheren Ruinen hingingen, gelangten ſie zu einem Hohlwege, deſſen Breite zwiſchen funfzehn und zwanzig Fuß ab- und zunahm, und über welchen auf beyden Seiten Felſenwände von der allgemeinen Höhe von zweyhundert Fuß, zuweilen bis an fünfhundert ſich erhoben, und durch hervorſpringende Blöcke den Steig verdunkelten. In dieſer ungeheuern Halle waren an einigen Stellen Niſchen eingehauen, und hier und da ſprangen rauhe Maſſen hervor, welche auf eine entfernte und geheimnißvolle Art den Formen lebender Geſchöpfe glichen, über die aber die Zeit und Vergeſſenheit einen undurchdringlichen und ewigen Schleyer geworfen hätten. Ungefähr eine Meile innerhalb dieſes Hohlweges ritten ſie unter einem Bogen vielleicht von einer Waſſerleitung hinweg, welcher die beyden Seiten mit einander verband, und nahmen verſchiedener thönernen Röhren wahr, durch die ehemals Waſſer vertheilt wurde. Nachdem ſie den dunkeln Windungen dieſes großen Ganges zwey Meilen weit gefolgt, fiel ihnen plötzlich die vordere Seite eines prächtigen Tempels in die Augen. Eine Bildſäule des Sieges mit Flügeln nahm den Mittelpunkt einer Oeffnung im obern Theile ein, und Gruppen koloſſaliſcher Bilder, die einen Centaur und einen jungen Mann vorſtellten, ſtanden auf beyden Seiten des hohen Portals. Dieſes herrliche Werk iſt ganz im feſten Felſen gehauen, und gegen die Verwüſtungen des Wetters durch die überhangenden Felſenwände geſchützt. Ungefähr dreyhundert Ellen unterhalb dieſes Tempels fanden ſie noch andere bewundernswürdige Höhlungen, und als ſie das Ende des Felſen zur Linken erreicht hatten, zeigte ſich ihnen ein Amphitheater, welches mit der Ausnahme des Proſcenium gleichfalls aus dem Felſen gehauen war: und dieſes letztere lag in Schutt. Auf allen Seiten waren unzählbare Kammern und Grabmäler in die Felſen gehauen, und die Fläche, zu welcher der Hohlweg führte, war mit den lautloſen Ruinen verödeter Paläſte und den Ueberreſten anderer Gebände überſäet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sophie Charlotte, Königinn von England.

(Beſchluß.)

Das Gemüth des Königs erheiterte ſich, und beſonders erfreuete ſein Herz die Ordnungsliebe, der Verbeſſerungsſinn und die Zufriedenheit, welche er im Stillen beobachtete. Er entzog ſich gern dem Prachtaufwande und glänzendem Gewimmel auf den Edelhöfen, ging einſam und unerkannt

in ihren Umgebungen, und ſah, daß die Anlagen mit Wirthſchaftlichkeit und Geſchmack eingerichtet waren, und daß in ihnen die Zierlichkeit und Reinlichkeit zur Tages-Ordnung gehörten; er ſprach mit den Bauern, und hörte, daß ihre Gutsherren mit einander wetteiferten, um hübſche Dörfer und reiche Bauern zu haben. *) Eben ſo gefiel er ſich unter ſeinen rüſtigen, wohlgemutheten Seeleuten zu Weymouth und Plymouth, und die Königinn ließ ſich eine Schüſſel gewöhnlicher Schiffskoſt mit ihren Töchtern ſo wohl ſchmecken, daß nichts übrig blieb. Ihr dritter Sohn war bey dieſer Koſt auferzogen, und erſt vor Kurzem aus Weſtindien zurückgekommen und zum Herzog von Clarence ernannt. Sein rühmlicher, aber gefahrvoller Seedienſt machte ihr nun auch keine Sorgen mehr, die Geſundheit ihres Gemahls war durch die Seebäder geſtärkt, und ſo kehrte denn bey ihrer Zurückkunft nach Windſor Alles in die alte glückliche Ordnung zurück.

Je näher vor ihren Augen die ſchrecklichen Folgen der Verläugnung deſſen ſtanden, was die Königinnen ſich ſelbſt und ihren Kronen ſchuldig ſind, deſto ſtrenger erfüllte ſie ihren Beruf als Sittenrichterinn. Vergeblich bat eine Gräfinn um den Zutritt ihrer geſchiedenen Schweſter bey Hof; die Königinn ſchwieg anfänglich, und antwortete endlich der Flehenden: „Sagen Sie Ihrer Schweſter, daß Sie nicht gewagt hätten, mich um eine ſolche Gunſtverwilligung zu bitten.“ Die Antwort ward dadurch noch zurückweiſender, daß die Königinn ſonſt mit den Frauenzimmern, die ſie kannte, ſehr freundlich und ſelbſt vertraulich ſprach und umging. Doch beſchränkte ſich dieſes auf einen engen Kreis, da eigentlich nur an wenigen Tagen Hof gehalten wird. Die Einrichtung hat zugleich den Vortheil, daß die geheimen Umtriebe erſchwert werden, wodurch Mißvergnügen, Entfernung und Zwieſpalt dort, wo ſie am verderblichſten wirken, entſtehen, und wozu die Verſuchung früher nicht gefehlt hatte, und bey der franzöſiſchen Revolution noch mehr Anreiz erhielt.

Indeß erblickte England von der Erſchütterung der Welt unter dem europäiſchen Waffendrange nur die Flüchtlinge, die zu ihm, als dem Lande des ſteten Friedens, von allen Seiten hereilten; und in glücklicher Sicherheit waltete die Königinn an der Seite ihres Gemahls noch zwanzig Jahr, und ſah unter ihrer zärtlichen Sorgfalt die einzige Enkelinn *) zu den theuerſten Hoffnungen der brittiſchen Reiche aufblühen. Doch leider ſollte ſie nur zu bald der liebenswürdigen Fürſtinn nachweinen, und noch früher über ihren Gemahl trauren, der abgeſchieden von der Welt, wie in den Hallen des Todes lebte. Seine Seele zog ſich, wie zu ſtiller Andacht, in ſich ſelbſt zurück, als rings um ſie die letzte Hoffnung des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung zu verſchwinden ſchien. Eine Aenderung dieſes Seelen-Zuſtandes war, nach dem Bericht, welchen das Parlament am 18. Dec. 1810 hörte, nicht zu erwarten, und die Königinn übernahm von Neuem die leidenvolle Fürſorge für ihren Gemahl. Wöchentlich kam ſie zu ihm nach Windſor, wo die Stille des Grabes herrſchte, um ſeine Ruhe nicht zu ſtören. Der Fußboden ward mit Kork getäfelt, um das Ausgleiten zu verhüten, die gepolſterten Wände machten Verletzung durch Anſtoß unmöglich, die Sitze wurden in Niſchen angebracht, und ſo auch die Klaviere. Von allen Aufheiterungen blieb das Klavierſpiel die einzige, welche der königliche Greis in ſeiner Blindheit und ſeinem Seelenſchlummer ſich noch zu geben vermochte. Jede Erleichterung, welche Kunſt, Aufmerkſamkeit und Liebe ihm gewähren konnte, erhielt er auf das Vollkommenſte, und beſtändig war einer von ſeinen drey Aerzten **) um ihn. Für Freude und Schmerz blieb er empfänglich. Als die Zeit verfloſſen war, zu welcher die Königinn ihn zu beſuchen pflegte, die ihre zerſtörte Geſundheit zu Bath herſtellen ſollte, trauerte er tief, und als die treuen Diener nach der Urſache ſeines Kummers fragten, wandte er die thränenvollen, lichtloſen Augen, wie forſchend nach ihnen, und antwortete: „ich glaube, die Königinn iſt geſtorben, weil ſie mich nicht beſucht hat.“ Ihre Geſundheit ward zu Bath nicht hergeſtellt, ſondern noch tiefer durch die plötzliche und erſchütternde Nachricht von dem Tode der Herzoginn von Coburg zerſtört. Die Königinn, welche ſich wieder zu erholen ſchien, erlitt auf einer ihrer Trauerfahrten nach Windſor den erſten Anfall von der Bruſtwaſſerſucht mit ſolcher Gewalt, daß ſie zu Kew bleiben mußte. Ein zweyter Anfall mit noch näherer Todesgefahr traf ſie in einer Geſellſchaft bey dem Herzog von York, und ſeitdem vermochte ſie nicht mehr zu gehen. Das New Monthly Magazine ſchreibt dieſen Anfall dem übeln Empfang zu, welchen ſie kurz vorher in der City erfahren hatte. Sie wollte die Schulen des gegenſeitigen Unterrichts beſuchen, und ließ die Zeit ihrer Ankunft auf dem Stadthauſe im Voraus melden; fand aber weder bey ihrem Eintritt in die City die übliche Begleitung, noch auf dem Stadthauſe und in der Wohnung des Lord Mayor Vorbereitungen zu ihrem Em-

*) Ein großer Theil der engliſchen Bauern hat, ſeines wahlherrlichen Stimmrechts für Parlamentsglieder unbeſchadet, nach deutſchen Rechtsbegriffen nicht den mindeſten Antheil am Grundeigenthum. Gehört dem Gutsherrn das Haus und Land und ſelbſt auch das Vieh, und hat der Bauer daran nur ein Pachtrecht auf Lebzeit; ſo gilt und zählt dieſer doch für einen freyen Höfner (freeholder) und ſichert in der Mehrzahl ſeinem Gutsherrn den Sitz im Parlament. Uebrigens ſind durch die engliſchen Geſetze die Bauern ſo wenig begünſtigt, daß ſie zum Theil jährlich fortgeſagt werden können; und ſie ſind eigentlich nur dadurch begünſtigt, daß ſie ſeit Menſchengedenken keinen Feind geſehen haben, und daß ihre Gutsherren nicht die mindeſte Furcht haben, ihn je zu ſehen. S. Aufſatz über die engliſche Bauernwirthſchaft im Kronos von 1817.

*) Charlotte, Prinzeſſinn von Wales. S. Zeitgenoſſen 10. Heft.

**) Ihr Jahrgehalt beträgt 58.000 Pf. Sterl. Allg. Zeit. Stück 68. von 1819 in der Beylage.

Digitized by Google

pfang, ſondern hatte vielmehr, als ſie durch Poultry fuhr, ſolche Frechheiten von dem Pöbel auszuſtehen, daß ſie bey aller Herrſchaft über ſich das Zittern nicht unterdrücken konnte, nachdem ſie ausgeſtiegen war.

Die Anfälle der Todeskrankheit wurden häufiger und heftiger; die Königinn fühlte, daß die Kunſt der Aerzte vergeblich dieſelben zu überwältigen ſuchte, und wünſchte nach Windſor gebracht zu werden, wo ihr Gemahl unter den Lebendigen als ein Todter lebt. Ihr Wunſch konnte nicht mehr erfüllt werden, und in den Armen ihrer Söhne, ihre Töchter zur Seite knieend, hauchte ſie den letzten Athem aus. *)

Am Tage zuvor hatte ſie ihren letzten Willen unterzeichnet, wonach die Prinzeſſinn Auguſte, Frogmore, die Prinzeſſinn Sophie Low-Lodon erhält, und der übrige Nachlaß ſich unter ihre Töchter vertheilt, mit Ausſchluß der Königinn von Würtemberg wegen ihrer großen Ausſteuer. Der Brautſchmuck, welchen die vollendete Königinn von ihrem Gemahl erhalten, bleibt als Kronſchmuck bey dem Königreich Hannover. So hatte ſie das Letzte geordnet, und dann das müde Haupt niedergelegt, um von dem langen, mühſeligen und angſtvoll bewegten Leben auszuruhen, worin ſie als Königinn das Vorbild der Hausfrauen und als Hausfrau das Vorbild der Königinnen geweſen war.

*) 17. Nov. 1818 im Alter von 75 Jahren und als Königinn von 57 Jahren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Peſth, den 17. Juli.

Unſer National-Muſeum nimmt beynahe täglich an Vollkommenheit zu. Der erlauchte Gründer und Beſchützer deſſelben, der Erzherzog Palatin, hört auch im Auslande nicht auf, väterlich dafür zu ſorgen. Schon im verfloſſenen Jahre verlangte er von den Vorſtehern des Muſeums eine Anzeige der Bedürfniſſe, die ſich vorzüglich in Italien befriedigen laſſen, beſonders in hiſtoriſcher Rückſicht, deren bekanntlich nicht wenige ſind, da Ungarn einen großen Theil ſeiner früheren Kultur aus Italien gezogen hat. Viele der in dieſer Anzeige enthaltenen Wünſche hat der edle unermüdete Fürſt ſchon erfüllt. So erhielt das Muſeum einen Band äußerſt ſchätzbarer Urkunden, die ſächſiſche Nation betreffend. Bekanntlich rühmen ſich viele der erſten Geſchlechter der Piemonteſen einer ſächſiſchen Abkunft, und nehmen jeden reiſenden Sachſen mit zuvorkommender Gaſtfreundſchaft als Compatriotto auf. Ferner ſchickte er aus Florenz zwölf Briefe, des Laurentius Medici an den König Wladislaus den Zweyten; über die Bibel, welche der König Matthias Corvinus für 1400 Dukaten kaufte; über das Brevier, welches derſelbe in Florenz abſchreiben und mahlen ließ ꝛc. Auch kaufte er für das Muſeum die ſchätzbaren Manuſcripte in 42 Bänden des im verfloſſenen Jahre verſtorbenen, allgemein bekannten Botanikers Kitaibel. Dieſes edle Beyſpiel munterte andere zur Nachfolge auf. So gab Graf A. A. von Barkotzy dem Muſeum eine venetianiſche Auflage des Apulejus aus dem 15ten Jahrhundert, mit des Beroaldus Zueignungsſchrift an den Erzbiſchof Peter zu Colocza. Graf Aſpermont brachte acht Foliobände, welche die ſehr ſchön geſchriebene Sammlung der Schriften des Prinzen Eugen enthalten u. dgl.

Eine andere, beſonders in antiquariſcher Rückſicht wichtige Bereicherung wird dieſes Muſeum aus dem alten römiſchen Begräbnißplatze ziehen, der durch einen Zufall von einem Landmanne bey Stein am Anger entdeckt worden iſt. Dieſe Stadt war der Hauptort der Kolonie der Römer in Pannonien, vom Kaiſer Claudius angelegt. Noch trägt ſie ihren alten Namen Sabaria. Unſer kürzlich verſtorbener Bibliothekar, Abbt Schönwiſner, hat ſchon im Jahre 1791 ein vortreffliches Werkchen über die dort gefundenen Denkmäler und Münzen herausgegeben: Antiquitates et historia Sabariensis. Aber jener erſt vor einigen Monaten aufgefundene Begräbnißort wird eine viel beträchtlichere Ausbeute geben, als alles bisher Entdeckte. Schon hat man über hundert Grabmäler aufgedeckt, und in ihnen ſteinerne Särge mit Dolchen, Urnen, Lampen, Ringen, Pfeilen, Perlen, Goldketten u. dgl. gefunden. Nächſtens wird man eine nähere Anzeige davon bekannt machen.

Unſere Sternwarte, die bereits über eine halbe Million gekoſtet hat, wird großentheils niedergeriſſen, um nach einem beſſeren Plane wieder aufgebaut zu werden. Schon das ganze vorige Jahr brachte man damit zu, eines der beyden beweglichen Dächer abzutragen, und durch ein neues zu erſetzen. Jetzt ſoll daſſelbe mit dem zweyten dieſer Dächer geſchehen; ferner ſoll das große Dach ſammt dem in fünf Jahren erneuerten Dachſtuhle abgeriſſen werden. Blos das Kupfer zu dem neuen Dache koſtet 10,000 fl., nämlich 50 Centner zu 200 Gulden. Die innere Mauerbekleidung wird ganz abgeſchlagen und durch einen künſtlichen Mörtel erſetzt; die äußere Mauerbekleidung wird ebenfalls weggeriſſen, um einer beſſeren Platz zu machen; der ganze Plafond wird zerſtört, um einen neuen an deſſen Stelle zu bringen; ſelbſt von den Hauptmauern werden mehrere Schuhe abgetragen, weil ſie vom Regen durchweicht ſind; alle inneren Wände und die Decke werden mit Holz ausgetäfelt; der marmorne Fußboden wird vernichtet und durch einen doppelten hölzernen erſetzt; die zehn großen Thore, die ſchon zweymal recht gut verſchloſſen ſind, werden noch eine dritte Thüre erhalten; das Pflaſter aus Quadern, welches rings um die Sternwarte läuft, und ſchon zum Zweytenmal gemacht wurde, wird aufgeriſſen und zum Drittenmal gemacht, und was dergleichen abenteuerliche Dinge mehr ſind, mit denen man der Feuchtigkeit begegnen will, die bereits ſo große Verheerungen an der Sternwarte und den Inſtrumenten angeſtellt hat, und von der Pasquich behauptet, daß ſie von außen von der äußeren Luft komme. Nach der Meinung der Verſtändigen aber kommt ſie nicht von außen, ſondern von unten, nämlich von den großen und häufigen heißen Quellen, welche aus dieſem Berge, auf dem die Sternwarte ſteht, entſpringen. Es iſt derſelbe Fall, als wenn die Sternwarte, die ihrer Beſtimmung nach nicht geheizt werden kann, über einem Zimmer erbaut wäre, in welchem man Tag und Nacht heizt. Bey dem erſten Eintritte des Winters würden in einer ſolchen Sternwarte alle Wände, Pfeiler, Inſtrumente von ſelbſt naß werden, und dieſer Niederſchlag der aus dem geheizten Zimmer herausdringenden Dünſte würde, wie die Kälte ſich vermehrt, als Kryſtalliſation von Schnee oder Eis ſich zeigen, gerade wie auf dieſer Sternwarte, wo die Natur unten wacker einheizt, und wo jeden Winter die unglücklichen Inſtrumente mit Schnee und dicken Eisrinden überzogen werden, wodurch ſie vor der Zeit auf die elendeſte Art zu Grunde gehen müſſen. Jene Projecte treffen die wahre Quelle des Uebels nicht, und werden alſo auch, ob ſie gleich Hunderttauſende koſteten, zu keinem erfreulichen Reſultate führen. Auffallend iſt es, daß die ſonderbare Verbeſſerung der begangenen Fehler wieder dem überlaſſen worden iſt, der alle dieſe in der That ſehr groben Fehler begangen hat, und zwar ihm allein mit gänzlicher Ausſchließung der beyden übrigen Aſtronomen, die hier ebenfalls angeſtellt ſind. Auffallend iſt es ferner, daß dieſe Projecte, deren koſtbare Ausführung aus dem Univerſitäts-Fond beſtritten wird, ohne weiteres hier wenigſtens genehmigt wurden, da doch eben dieſer Fond der reichſten Univerſität des Continents kein Geld mehr haben ſoll, die Beſoldungen der Profeſſoren zu bezahlen, die jetzt ſämmtlich einen Abzug des fünften Theiles ihres Gehaltes leiden müſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. September 1819.

Der wahre Bettler
Iſt doch einzig und allein der wahre König.

Nathan der Weiſe von Leſſing.

Die goldne Kette.

Erzählung.

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!" Mit bedenklichem Kopfſchütteln las Chriſtine dieſen Ausruf froher Genügſamkeit, der ihr in's Auge fiel, als ſie gerade beſchäftigt war, unter den Muſikalien ihres Vaters einige leichte Sachen für ihre kleinen Schülerinnen auszuwählen. Das weiß der Himmel! rief ſie endlich, wenn ich das als meines eignen Herzens Meinung ſagte, ſo ſprach' ich ein traurig unwahres Wort. „Erſt muß ich haben Geld und Gut, eh' ich zufrieden bin!" ſo könnt' es eher bey mir heißen. — So lautete Chriſtinens Selbſtgeſpräch, und freilich! wenigen möchte auch wohl eine gefüllte Börſe in dieſem Augenblick nützlicher geweſen ſeyn als ihr. Ihrem armen Vater war ſchon ſeit acht Wochen die Hand von Gicht gelähmt: ſein Erwerb hörte auf, und was ſeine Tochter verdiente, reichte kaum zum dürftigen Leben hin; zu ſeiner Erquickung blieb gar nichts übrig. Und nun war geſtern auch die Hauswirthinn da geweſen, die Miethe zu fordern, die freylich ſchon vor mehreren Wochen hätte bezahlt werden ſollen. Heut' am Abend wollte ſie wiederkommen, ſie abzuholen; noch hatte Chriſtine keinen Heller dazu im Hauſe! Sonſt ging ſie zum Vater, wenn ſie in Geldverlegenheit war, und ob die guten Menſchen gleich niemals viel hatten, ſo wußt' er doch immer Hülfe zu ſchaffen. Jetzt aber wär' es ja vergeblich geweſen, ihn auch zu beunruhigen; er konnte doch nicht mehr, wie vormals, mit ſeiner freundlichen Stimme den Troſt geben: „ſey nur ruhig, Chriſtine! ich will ſchon dazu Anſtalt machen." Nun ſo will ich denn zu dir kommen, lieber gütiger Vater im Himmel! rief nach dieſer traurigen Gedankenreihe das betrübte Mädchen. Sieh, ich bin in dieſer großen Noth! o laß ſie vorübergehen, ohne Verdruß für den armen Leidenden, der ja ohnehin ſo viel zu ertragen hat! Gern will ich vieles entbehren: erhalt' uns nur ein friedliches, von harten, feindlichen Worten unangefochtnes Leben! Dir iſt es ja leicht, mir zu helfen: ach, laß Hülfe für mich kommen vor dem Abend! —

Sie fühlte ſich beruhigt durch dieſe kindliche Bitte, rollte ſchnell ihre Noten zuſammen, und — da ſchlug ſchon die erſte Stadtuhr Neun. Nun war kein Augenblick mehr übrig, um noch zu rechter Zeit das Haus des reichen Kaufmanns Weiſing zu erreichen, deſſen Tochter bey ihr Muſikſtunden hatte; und ohne auch nur dem Vater ein Abſchiedswörtchen zu ſagen, mußte ſie fort. —

Es mochte doch wohl, ihr unbewußt, in ihrem Geſicht noch eine kleine Spur der trüben Gedanken zurück geblieben ſeyn, mit denen ſie in der Frühe des Morgens gekämpft hatte; denn kaum war ſie zu ihrer kleinen Schülerinn in's Zimmer getreten, als ihr dieſe mit angelegentlicher Frage entgegen kam: was ihr fehle, und warum ſie denn ſo traurig ausſehe? — „Was mir fehlt? antwortete Chriſtine mit einem wehmüthigen Lächeln; ach, liebe Luiſe! mir fehlt etwas, deſſen Mangel du nicht kennſt, und wohl nie in deinem Leben kennen lernen wirſt. Ich bin ſehr arm, und in deinem Hauſe iſt ja des Goldes die Fülle." — „Ach, mir

gibt der Vater darum doch keins!“ rief die Kleine mißmuthig — und ſie mochte wohl ziemlich buchſtäblich die Wahrheit ſagen; denn ökonomiſcher konnte man nicht ſeyn, als Herr Welſing ungeachtet aller ſeiner Reichthümer es war. — „Aber, fuhr die kleine Plauderinn fort, indem ſie ſchmeichelnd das blonde Köpfchen an Chriſtinens Schulter lehnte — „ein ſchönes Zweythalerſtück habe ich doch. Ich hab' es mir einmal ſtatt andrer Gaben zum Weihnachtsgeſchenk erbeten, und wie gern ſollt' es dein ſeyn, wenn dir damit geholfen wäre und du es nur nicht verſchmähteſt!“ — „Liebes, liebes Mädchen! antwortete Chriſtine gerührt, ihr die blühende Wange ſtreichelnd — ich nähme dein Geſchenk, ich nähme es auch gern, denn man ſoll ja gern vom dem nehmen, der ſo gern und freundlich gibt wie du. Aber ach! ich brauche mehr, liebe Luiſe! Deine gutgemeinte Gabe würde nicht ausreichen. Indeſſen — ſetzte ſie im innern Kampf zögernd hinzu, wenn du deinen Vater bitten wollteſt, mir unſre Stunden auf zwey Monate voraus zu bezahlen: dann könnteſt du mir doch vielleicht helfen, und brauchteſt deinen kleinen Schatz nicht einzubüßen.“ — „Acht Thaler auf zwey Monate, lachte die Kleine; wie viel Zinſen macht das? O, wenn ich gut rechnen kann, ſo iſt das ja ſehr wenig! nun da denk' ich, wird es der Vater wohl thun. Ausgeben muß er das Geld ja doch einmal! Laß mich nur jetzt geſchwind hinausgehn; mich dünkt, ich hör' ihn noch auf ſeiner Stube. Da bring' ich dir vielleicht ſchon gleich die blanken Dukaten mit.“ — So ſprechend, hüpfte ſie voll Hoffnung und Fröhlichkeit aus dem Zimmer.

Bald aber kam ſie traurigen Blicks mit der Antwort zurück: der Vater habe erklärt, er bezahle pünktlich, ſobald der Monat zu Ende ſey, eher aber auch um keine einzige Stunde. So ſey es in der Ordnung, und Ordnung ſey in allen Dingen das Beſte. — „Er ſah ſo finſter dabey aus, klagte ſie, und war ſo kurz angebunden, daß ich gar nicht wagte, noch etwas darüber zu ſagen.“ — „Es iſt ſchon gut, Liebe; ich danke dir! antwortete Chriſtine abbrechend. Ich will mir ſchon auf andere Weiſe zu helfen ſuchen. Komm jetzt nur an dein Klavier! Du haſt ſchon viel Zeit um meinetwillen verloren.“

Bis nach der Stunde gewann die Kleine es über ſich, ruhig zu bleiben; dann aber konnte ſie ſich nicht enthalten, noch einmal auf die Verlegenheit der Lehrerinn zurück zu kommen, an welcher ſie ſo treuherzigen Antheil nahm. Am Mittag bey Tiſche, meinte ſie, ſey der Vater oft weit beſſer gelaunt; und verlangte dringend, daß ihr vergönnt ſeyn möge, dann noch einmal ihr Glück bey ihm zu verſuchen. Doch Chriſtine erwiederte: ſie wolle noch vor zwey Uhr wieder kommen, ſie darum zu bitten, wenn ſich ihr bis dahin kein anderer Ausweg zeige; ſo lange aber möge ſie, wenn ſie ihr gut ſey, der Sache nicht weiter erwähnen. — Sie dachte mit widerſtrebendem Herzen an jenen zweyten Verſuch; und überhaupt ſchien es ihr in dieſem Augenblicke leichter, von andern, als gerade von ihrer Schülerinnen, zu borgen. Um eine ſolche Anleihe bey andern Bekannten wollte ſie ſich nun noch in der Zwiſchenzeit bis Mittag bemühen; doch überredete ſie ſich, daß es am beſten ſey, dieß erſt ſpät zu thun, um, wenn es mißlinge, ſich dann gleich zum Zweytenmale an Luiſen zu wenden. Und gern wollen wir ihr den kleinen Selbſtbetrug gönnen, mit welchem ſie ſich ſo, wenigſtens noch auf einige Stunden, von dem ihr ſo peinlichen und drückenden Geſchäft des Borgens befreyte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Alterthümer im ſteinigten Arabien.

(Fortſetzung.)

Dieſe Ruinen, welche von einem nahe gelegenen Dorfe den Namen Wadi Mooſa erlangt haben, ſind die Ueberreſte der Stadt Petra, welche zur Zeit des Auguſtus Cäſar der Sitz eines Monarchen, und die Hauptſtadt des ſteinigten Arabiens war. Das Land ward durch Trajan erobert, und von ihm mit der Provinz Paläſtina vereinigt. In neuern Zeiten, wie Balduin I., König von Jeruſalem, ſich auch der Stadt Petra bemächtigte, gab er ihr den Namen des königlichen Berges.

Unſere Reiſenden ergötzten ſich an dem Anblick dieſer erſtaunlichen Werke, und gingen dann weiter zum Berge Hor, den ſie erſtiegen, und auf der Spitze deſſelben ein Gebäude ſahen, welches das Grab Aarons, ein einfaches ſteinernes Denkmal, enthält, das ein alter Arabee den Pilgern zeigt. Nachdem ſie die Nacht auf dieſem durch ſo großes Alterthum geheiligten Fleck zugebracht hatten, gingen ſie am nächſten Morgen zurück, und unterſuchten einige andere Theile von Petra, alsdann kehrten ſie nach Karrac zurück. Hierauf richteten ſie ihre Aufmerkſamkeit auf andere unbeſchriebene Ruinen, über welche ſie von den Arabern einige Nachrichten erhalten hatten, und gingen zuletzt zur Beſichtigung derer von Jeraſch, welche die von Palmira bey weitem an Größe und Schönheit übertreffen.

Ein großer Säulengang läuft von den öſtlichen nach den weſtlichen Thoren der Stadt, gebildet aus zwey Reihen marmorner Säulen von corinthiſcher Ordnung, der in einem aus ſechszig Pfeilern von joniſcher Ordnung beſtehenden Halbzirkel ausläuft, und durch einen andern nach Norden und Süden laufenden Säulengang durchſchnitten wird. Am weſtlichen Ende befindet ſich ein Theater, deſſen Proſcenium ſo wenig gelitten, daß es ſich beynahe in ſeiner vollkommenen ehemaligen Schönheit beſchreiben läßt. Zwey prachtvolle Amphitheater, drey erhabene Tempel und die Trümmer mehrerer herrlichen Paläſte, nebſt den Bruchſtücken von Grabmälern und Inſchriften bilden einen Anblick von ehe-

maliger Größe, welcher alles, was das Papſtthum noch von römiſcher Pracht erhalten, übertrifft.

Von derſelben Quelle, von welcher wir dieſe kurzen Notizen geſprächsweiſe erhalten, bekamen wir auch eine wörtliche Ueberſetzung eines Beduiniſchen Liedesliedes, welches ſogar dem eleganten Verfaſſer des Gedichtes Lalla Rookh Vergnügen gewähren muſſte.

Beduiniſches Liebeslied.

„Der Morgenſtern ſtieg noch nicht empor, auch ſind die Strahlen des Mondes noch nicht erloſchen; noch hat ſich der Thau nicht von der Ebene erhoben, aber mein Herz ahnet die Geliebte. In Gewändern, weiſſer als der Jasmin, kömmt ſie heran, ihr Odem iſt ſüßer als friſche Milch, und ihre Augen glänzen wie die der Gazelle am ſinkenden Tag. Wie träge iſt die Zeit, ehe ſie kommt! Ihre zögernden Schritte füllen meinen Buſen mit Angſt. Komm, ſchönſte der Schönen, komm! iſt mein Ruf, bis ſie erſcheinet.“

Wir hoffen, daß die Erzählung dieſer kühnen und abenteuerlichen Nachforſchungen ſich nicht blos auf die Beſchreibung der Ueberreſte des Alterthums beſchränken werde; Gegenſtände, welchen die meiſten reiſenden Engländer nur zu geneigt ſind, ihre ausſchließliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken: denn obgleich durch die Mitglieder der römiſchen Propaganda, ſowol als durch die Miſſionarien der Jeſuiten vieles Licht über die Sitten der Araber verbreitet worden iſt, ſo fehlt es uns doch noch ſehr an einer unparteyiſchen Nachricht über die Geiſtesbeſchaffenheit dieſes Volkes. Die arabiſchen Erzählungen ſind wohl allen Leſern als die unterhaltendſten Dichtungen, die je hervorgebracht worden ſind, bekannt; und die Entdeckungen der Araber in den Wiſſenſchaften ſind auch bewundernswürdige Beweiſe von Geiſtesſchärfe. Es iſt daher eine ſehr wünſchenswerthe Sache, daß man uns etwas weiter über ihre Denkungsart und Meinungen auch in Hinſicht auf andere Dinge, als ihre religiöſen Glaubenslehren und ihre Kriegsgebräuche, unterrichte.

Die Aufmerkſamkeit des Publikums iſt ſeit einiger Zeit in einem ungewöhnlichen Grade auf die Geheimniſſe Egyptens hingezogen worden, und zwar durch den Erfolg, welche Belzonis unternehmungsvolle und unermüdliche Nachforſchungen gehabt haben. Eine umſtändliche Erzählung, wie weit ſeine Entdeckungen gehen, und einige merkwürdige Nachrichten über verſchiedene der dortigen Kaſten *) iſt indeſſen immer noch nicht zu uns gelangt. Aus derſelben Quelle, die uns die obigen intereſſanten Nachrichten über die Arabiſchen Alterthümer geliefert, haben wir auch die Thatſachen gezogen, welche den folgenden Bemerkungen zum Grunde liegen.

*) Wir gebrauchen das Wort in ſeiner eigentlichſten orientaliſchen Bedeutung.

Zwiſchen dem erſten und zweyten Fall des Nils hat man unter den Bewohnern eine Kaſte entdeckt, welche ſich nicht als die Urbewohner des Landes betrachten. Sie ſind im Anſehen von den übrigen Bewohnern verſchieden, und beſitzen nicht allein viele ihnen eigenthümliche Gebräuche, ſondern reden ſogar eine Mundart, die mit dem Arabiſchen nichts gemein hat; welche Sprache ſie zwar auch, aber in einem gebrochenen und rauhen Dialekt ſprechen. Dieſe Völkerſchaft erhält eine Sage unter ſich, daß ihre Vorfahren von einem großen Könige aus ihrer Heimath geführt worden wären, unter welchem ſie dieſes Land erobert hätten, und dann zurückgelaſſen worden wären, um es im Beſitz zu behalten; und ſie ſehen noch immer der Ankunft ihres angeſtammten Königs entgegen, damit er ſeine Herrſchaft wieder antrete.

Der klaſſiſche Leſer muß ſich beym erſten Blick geneigt fühlen, dieſe Leute für die Abkömmlinge der Krieger des Cambyſes zu halten; aber ihr Anſehen iſt weder das der Perſer noch das irgend einer andern Aſiatiſchen Nation. Nach der Beſchreibung, welche wir erhalten, gleichen ſie mehr den Kaffern, oder jenem götzendieneriſchen Geſchlecht, welches den größten Theil des ſüdlichen Afrikas inne hat; welches, obgleich von den Mahomedanern unter dieſem Namen begriffen, eigentlich in einer großen Menge verſchiedener Völker beſteht, von denen einige eine beträchtliche Macht beſitzen. Wir ſind daher zu glauben geneigt, daß dieſes unbekannte Geſchlecht Aethiopiſchen Urſprunges ſey; zu gleicher Zeit muß man indeſſen zugeben, daß die glaubwürdige Geſchichte auf die Zeit, in welche es ſeine Ankunft in Egypten feſtgeſetzt, ſehr wenig Licht wirft.

(Der Beſchluß folgt.)

Miszellen aus Frankreich.

Der Miniſter des Innern hat ein Kreisſchreiben an die Präfekten ergehen laſſen, in welcher er den zahlreichen beſtehenden Zeichenſchulen ſeinen Beyfall bezeigt, dann aber bemerkt, daß in ihnen allen die Linéar-Zeichnung, welche doch der Grundſtein aller mechaniſchen Künſte ſey, ohne welche auch faſt alle Handwerke nicht beſtehen könnten, nicht gelehrt würde. Dieſe Lücke ſchien ihm ſo auffallend, daß er den Auftrag zur Verfaſſung eines Buches ertheilte, welches durch den Unterricht einer einfachen Methode dieſem Mangel abhelfen ſoll. Dieſer Unterricht ſoll den neu eingerichteten Schulen, deren glücklicher Fortgang allgemein iſt, von der erſten Klaſſe an, zugefügt werden. Dieſem Kreisſchreiben legt der Miniſter das erwähnte Buch bey; es iſt von Profeſſor Francoeur, von der Fakultät der Künſte, redigirt, und enthält die nöthigen Zeichnungen und Erklärun-

Digitized by Google

gen zur Organiſation eines Unterrichts in den Elementen des Zeichnens (élémens de dessin).

*

Herr Girardin bedient ſich ſeit fünf und zwanzig Jahren der Elektrizität als Heilmittel verſchiedener chroniſcher Krankheiten. Seit 1805 hat die Regierung Kommiſſarien ernannt, welche ſein Verfahren beobachteten, und deſſen Gelingen bezeugten; vor Kurzem hat die königliche Societät der ſchönen Wiſſenſchaften ſeiner auf das ehrenvollſte erwähnt, und ihn zur Fortſetzung ſeiner Bemühungen ermuthigt. Jetzt hat ſich nun ſo eben in Niort ein Vorfall zugetragen, welcher die Kraft ſeines Heilmittels auf eine höchſt merkwürdige Art beweiſt. Ein Herr N. litt ſeit mehreren Jahren auf das allerſchmerzhafteſte an einem Rheumatismus im linken Arm. Wie er bey einem Gewitter mit der linken Seite an einem offenen Fenſter ſaß, ſchlug es nahe bey ihm ein. Die Erſchütterung warf ihn vom Stuhl, und indem er ſich aufzuhelfen ſtrebte, nahm er zu ſeiner ungemeinen Freude wahr, daß ſein Arm geheilt ſey. Da dieſe furchtbare Naturkraft durch Herrn Girardins geſchickten Gebrauch vortrefflicher Elektrometer zweckmäßig geleitet wird, dürfen Leidende die ſicherſte Heilung von ihr hoffen.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Peſth, den 17. Juli.

(Beſchluß.)

Seine Majeſtät, der Kaiſer von Oeſterreich, hat auf ſeiner vorjährigen Reiſe im Banate das Mineralbad in Topuszka, welches früher vortheilhaft bekannt und jetzt ganz verfallen war, wieder in Aufnahme gebracht, indem er ein eigenes bequemes Haus anbauen ließ, und dadurch jenen Gegenden, beſonders aber dem dortigen Granzmilitär, eine große Wohlthat erwies.

Das auch im Auslande bekannte Werk: Coſtüme von Ungarn und Croatien, iſt vor Kurzem vollendet. Es enthält 72 Kupfertafeln, beynahe ohne Ausnahme muſterhaft, und getreu nach der Natur gezeichnet. Wenige andere Nationen können ſich eines ſolchen, ſo gut ausgeführten Werkes rühmen. Die braven Zeichner ſind Blaſchke, Ponheimer und Bitteſſy.

Die Bewohner der Umgegenden der beyden Hauptſtädte Ungarns ſind voll Beſorgniß, wegen der Wiederkunft eines Uebels, welches ſchon oft für ſie eine große Landplage geweſen iſt. In mehreren Gegenden des Peſther Comitats zeigt ſich nämlich eine ungemeine Menge von Heuſchrecken von einer ungewöhnlich großen Art. Die Gerichte ſind bereits herausgeeilt, dem Unheile zu begegnen. Auch nach Riga ſoll in der Mitte des Junius ein heftiger Wind eine Menge Raupen gebracht haben, die dort alles Gras bis auf die Wurzeln abgefreſſen haben. Nach einigen Tagen verkrochen ſie ſich in die Erde, und verpuppten ſich, ſo daß man befürchtet, ſie bald als Schmetterlinge wieder zu ſehen. Eben ſo ſoll in der Provinz Uppland in Schweden der dort ſogenannte ſchwarze Wurm ungeheuren Schaden unter den Feldfrüchten angerichtet haben.

In der Mitte des Junius gab die Stuhlweiſſenburger Ungariſche Schauſpieler=Geſellſchaft die letzte Vorſtellung, Ilka, vagy Nandor-Fehervar Bevetele, ein Trauerſpiel von unſerem braven K. v. Kiſfaludy. Alle Einwohner ſehen ihre Entfernung mit Bedauern, und erwarten mit Sehnſucht ihre Wiederkunft im folgenden Frühlinge.

Der Profeſſor der Staats=Rechnungs=Wiſſenſchaft an der Univerſität zu Peſth, Joſeph Szarka, deſſen Lehrbuch dieſer Wiſſenſchaft unter den eingelaufenen fünf Preisſchriften einſtimmig für das Beſte gehalten wurde, hat von Seiner Majeſtät das ſchon früher dafür ausgeſetzte Prämium von 2000 fl. erhalten, zur Freude aller ſeiner Collegen, die an ihm ſchon lange einen eben ſo gelehrten, als biederen Mann verehren.

Von dem Cometen ſind nun alle öffentlichen Blätter voll, auch unſere ſonſt recht gute Ofner Zeitung, die aber ihre Nachrichten nicht von unſerer Sternwarte, wo es ausſieht, als ob die Türken oder die Vandalen da geweſen wären, und wo die Inſtrumente alle eingepackt ſind, ſondern von Fremden nehmen muß. Es heißt darin, daß der Schweif deſſelben mehrere Fuß betrage: das heißt doch wohl ſo viel als nichts, da die Diſtanz nicht hinzugeſetzt wird, in welcher man dieſe mehrere Fuß betrachten ſoll. Ferner heißt es auf einer andern Seite: die Länge ſeines Schweifes beträgt nach einigen Fernröhren zwey, nach andern fünf Grade. Mir ſcheint, bloß die Deutlichkeit, aber nicht die Größe, hängt von dem Fernrohre ab, und die Sonne hat z. B. in allen Fernröhren nahe 32 Minuten im Durchmeſſer. Noch wird hinzugeſetzt, daß man bereits von mehr als 70 Cometen die Zeit ihrer Wiedererſcheinung berechnet habe, was wohl auch nicht richtig iſt. Es iſt ein wahres Wunder, daß man nicht dieſem Cometen die ungemein häufigen und großen Feuersbrünſte zuſchreibt, welche dieſes Jahr Ungarn verheeren. Wir zählen ihrer ſchon über zwanzig. Das letzte Feuer war in dem Marktflecken Devecſer bey Weſprim, welches in anderthalb Stunden 148 Häuſer, oder beynahe den ganzen Ort in Aſche verwandelte. Einige Wochen darauf ſtürzte auf das unglückliche Städtchen ein fürchterlicher Hagelregen herab, der alle ihre Feldfrüchte gänzlich zerſchlug. So ſind die armen, ſonſt betriebſamen und wohlhabenden Menſchen ohne Wohnung und ohne Nahrung, und irren am Bettelſtabe im Lande herum.

R. P. Z.

Charade.

Das Erſte, es wird hier im deutſchen Land
Gar oft gegen Diebe zu Felde geſandt;
Das Zweyte ſteht von St. Helena
Euch als bekannte Bewohnerinn da;
Nur nennet die beyden euch fremder Laut.
Doch — wenn ob der Fremdheit verdrießlich ihr ſchaut —
Die letzte Sylb', auch als Buchſtab' euch kund,
Iſt völlig mundrecht dem deutſchen Mund.

Das Ganze — ei nun! ihr habet es nah;
Es ſteht ſogar dicht vor den Augen euch da.
Es hat euch alle wohl oft ſchon geneckt
Mit ſeinem Treiben, gar ſchlau und verſteckt;
Doch glaub' ich, findet ihr's heute nicht,
So habt ihr wohl allzunahe das Licht.

Auflöſung der Charade in Nro. 222.

Poſthorn.

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 15.

Digitized by Google

Nro. 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. September 1819.

Die Thräne, die du weinteſt,
Iſt oft, eh du verneinteſt,
Vom Auge dir gewiſcht. —

Aus dem Altengliſchen von Moritz.

Die goldne Kette.

(Fortſetzung.)

Als die junge, freundliche Lehrerinn — ſo ward Chriſtine vorzugsweiſe von der muſikübenden Jugend ihrer Vaterſtadt genannt — raſchen Schrittes ihre Wohnung wieder erreicht hatte, da fanden ſich dort für ſie der kleinen häuslichen Beſchäftigungen ſo viele, daß die Zeit ihr dadurch über ihre Erwartung, und auch ſehr über ihre Wünſche ſchnell verging. Zu ihrem Schrecken ertönte von der Thurmuhr ſchon der Glockenſchlag Zwölf, als ſie ihn noch weit, weit entfernt glaubte. Sie fing jetzt an, ſich darein zu ergeben, daß der Gang, welchen ſie ſo ſehr ſcheute, wohl nicht mehr zu vermeiden ſey; und ſuchte ſich Muth einzuſprechen durch den Gedanken, daß es ihr vielleicht gelinge, dadurch viel Unangenehmes abzuwenden. Allein ſtatt des Muthes kam immer nur Wehmuth in ihre Seele; traurig lehnte ſie ſich aus dem Fenſter ihres Stübchens hinaus in den Garten voll heitern Sonnenlichts, als wolle ſie in der ſtärkenden Lenzluft auch Stärkung ſuchen für ihr zagendes Herz. „Ach, wer jetzt ſchenken könnte, ſtatt zu borgen!“ ſo ſeufzte ſie leiſe, und blickte mit einer Thräne im Auge auf den grünen Raſen hinab. Siehe! da kam von der untern Pforte des Gartens ein Wandrer herauf, der, wie es ſchien, etwas zu verkaufen anbot. Wenigſtens trug er unter dem Arm ein in Wachsleinwand gehülltes Paket, welches er von Zeit zu Zeit gegen ſie empor hob, und dabey einige Worte ſprach, die ihr aber, der zu großen Entfernung wegen, noch unverſtändlich waren. Schnell eilte ſie hinab an die Thür, welche zum Garten führte, um zu ſehen, was der Fremde, der auf ſo ungewohntem Wege in's Haus kam, denn eigentlich bringe. Als ſie ſie erreicht hatte, war jener auch ſchon nahe, und redete ſie höflich an: „ach, nehmt mir's nicht übel! ich komme wohl von der unrechten Seite in eure Wohnung. Seht! hier habe ich ein ſchönes Stück Leinwand zu verkaufen; und da ich nun unten von der Pforte aus eine feine Jungfrau am Fenſter ſah, ſo dacht' ich, es wäre vielleicht mit ihr ein Handel für mich zu machen.“ — Ach, guter Freund, da habt ihr euch ſehr geirrt! antwortete Chriſtine ein wenig zurücktretend. Ich habe gar kein Geld zu irgend einem Einkauf übrig, und möchte weit lieber ſelbſt etwas verkaufen. — O ſchaut nur das Gewebe einmal an! rief jener, die ſchwarze Hülle von dem Paket ablöſend; es iſt wirklich ſehr fein und ſchön. Ich habe die Waare ſpottwohlfeil von einem vorüberziehenden Huſaren gekauft, der ſie, wie er ſagte, irgendwo hatte mitgehn heißen; und ſo will ich ſie auch um ein Billiges wieder weggeben, denn mich lange damit herumzutragen wird mir beſchwerlich. Hört einen vernünftigen Vorſchlag! Dort unten hat mir ein kleiner Knabe geſagt, der Vater des ſchönen Mägdleins am Fenſter ſey ein Muſikus; das bin ich gerade auch, aber leider! für jetzt nur ein wandernder. Nun habe ich eben einige Muſikalien ſehr nöthig, und meine Kaſſe iſt ſchlecht beſtellt. Wenn ihr mir daher etwas von der Art für die Leinwand überlaſſen könntet, ſo würden wir vielleicht auch ohne Geld noch des Handels einig.

Digitized by Google

Der Vorſchlag dünkte Chriſtinen doch gar zu anlockend. Schnell eilte ſie zu ihrem Vater, um deſſen Meinung darüber zu hören; und dieſer, der troz ſeinem Schmerz über die ächte Mädchen-Freude an der ſchönen Leinwand lächeln muſſte, erlaubte ihr, einige ihm entbehrliche Noten dafür hinzugeben. Sehr vergnügt brachte ſie ſie herbey; der Fremde durchblätterte ſie, war mit ihnen zufrieden, und reichte Chriſtinen die Leinwand dafür zum Tauſche hin. „Ihr bekommt ſie eigentlich zu wohlfeil, ſagte er; doch ich denke, einer ſchmucken Jungfrau gegenüber muß man es ſo genau nicht nehmen. Eins aber will ich mir doch noch ausbedingen. In etwa drey Wochen komm' ich wieder; dann müſſt ihr mir noch ein Frühſtück in den Kauf geben, und ein feines Tuch von der Leinwand, das ihr ſelber genäht habt.“ — Ihr ſcherzt wohl? antwortete das Mädchen lächelnd. Doch meinethalben! wenn es auch euer Ernſt wäre. Ihr ſollt das Frühſtück haben und das Tuch dazu.“ — „Ja! ja! es iſt auch mein Ernſt, darauf könnt ihr euch verlaſſen! erwiederte jener. In drey Wochen bin ich wieder hier. Gehabt euch wohl indeß! Mich freut's, wenn euch die Leinwand eine vergnügte Stunde macht.“ — So ſprechend ging er mit freundlichem Gruß des nämlichen Weges wieder zurück, auf welchem er gekommen war.

Langſamen Schrittes trug Chriſtine das ziemlich ſchwere Paket die Treppe hinan in ihr Stübchen; doch kaum hatte ſie ſich dort von der Laſt befreit, als ſie deſto raſcher und fröhlicher an den Schrank eilte, die nun ſchon lange ungebrauchte Elle herbey zu holen, um den eigentlichen Werth ihres Einkaufs zu ermeſſen. So viel hatte ſie indeſſen ſchon ohne weitere Berechnung blos an der Güte der Leinwand erkannt, daß dieſer Werth vollkommen hinreichend ſey, die für den Abend gefürchtete Mahnerinn, als Unterpfand künftiger Bezahlung, zufrieden zu ſtellen. Für dießmal alſo war ſie noch durch ein freundlich Geſchick von dem verhaſſten Borgen freygeſprochen, wozu ſie freylich auch weder Leichtſinn noch Dreiſtigkeit genug hatte; und ſo blieb ihr ja vor Tiſche noch Zeit genug übrig, den ſo zur guten Stunde gekommenen Schatz nach Herzensluſt auszumeſſen.

Das that ſie denn auch mit emſigem Fleiße, weiter und weiter rollend, bis ſich ein hoher Leinwandhaufen in ihrem Stübchen aufthürmte, und dagegen das anſehnliche Paket beynahe völlig verſchwunden war. Jetzt wollte ſie noch den letzten Reſt auseinander wickeln, doch plötzlich fühlte ſie ſich durch etwas gehemmt. Sie hob die ſchmale, noch übrige Rolle vom Boden in die Höhe, und ſiehe! ein kleines goldenes Häkchen ſchimmerte daraus hervor, und hatte die Stockung verurſacht. Verwundert ſchob ſie es zurück, lös'te dann vorſichtig mit der Hand den Reſt der Leinwand auseinander, und — wie groß war ihr freudiges Erſtaunen, als jetzt der letzte Zipfel ſich öffnete, und eine zierliche goldne Kette hell und glänzend vor ihren Augen da lag. —

Noch beäugelte ſie aufmerkſam und ſorgfältig die reiche Zierde, die, wie ſie vermuthete, wohl in einer ſchlimmen Stunde vor der Raubluſt goldgieriger Soldaten in der Leinwand verſteckt ſeyn mochte, und doch dem ihr beſtimmten Looſe nicht hatte entgehen können: als eine alte, ſehr wortreiche Verwandtinn zu ihr in's Zimmer trat, welche ſich von Zeit zu Zeit nach ihres Vaters Befinden zu erkundigen pflegte. Mit weit offenen Augen und über einander geſchlagenen Armen blieb ſie einen Augenblick in ſprachloſer Verwunderung an der Thür ſtehen, als ſie das glänzende Kleinod in Chriſtinens Hand erblickte; doch bald gewann die gewohnte Weiſe wieder ihr Recht, und mit beredten Fragen und Ausrufungen begehrte ſie Aufſchluß, auf welche Weiſe denn dieſer Schatz hier unter dieß demüthige Dach gekommen ſey? — Das durch ihren Beſuch ſelten ſehr erfreute Mühmchen erzählte ihr nun ſo kurz als möglich, was vorgefallen war; worauf ſie denn im eigentlichſten Verſtande redſelig ſich über alle Vortheile des glücklichen Ereigniſſes verbreitete, eifrig berechnend, was alles für den Ertrag der Kette angeſchafft, verbeſſert, und wieder in Stand geſetzt werden könne. Dieſer anziehende Stoff würde ſie wahrſcheinlich ſehr lange beſchäftigt haben, wenn nicht, zum Glück für Chriſtinen, der Gedanke ihr noch anziehender geweſen wäre, zuerſt die merkwürdige Nachricht einigen Bekannten und Freundinnen mitzutheilen. Jetzt, dieß als den höhern Genuß erkennend, nahm ſie doch ziemlich bald wieder Abſchied, und eilte, den Herrn Vetter und die Erkundigung nach ſeinem Befinden für den Augenblick völlig vergeſſend, ſo ſchnell ſie konnte, an das ihrer wartende angenehme Geſchäft.

„Alſo für unſer entſchiedenes, rechtmäßiges Eigenthum hält ſie die Kette? ſo überlegte Chriſtine, als ſie wieder Ruhe zur ungeſtörten Ueberlegung hatte. Aber iſt ſie denn das auch wirklich? Gehört ſie nicht eigentlich dem, der mir die Leinwand verkaufte? Er kennt den rechtmäßigen Eigenthümer nicht, und kann ſie alſo nicht zurückgeben; ich aber weiß, wem ſie vor mir gehörte. Alles, was wir hoffen können, iſt doch wohl, daß, wenn er billig iſt, er uns vielleicht einen Theil des Gewinns zukommen läſſt? — Der Vater muß darüber entſcheiden! rief ſie aus, und wollte ſchon eilen ihn zu Rathe zu ziehen: doch plötzlich beſann ſie ſich, daß Kranke es gern ſehen, wenn man das raſche Leben der Außenwelt, in welchem ſie nicht mehr heimiſch ſind, in etwas gemilderten Farben vor ihnen erſcheinen läſſt. So trug ſie denn ſtill geſchäftig den Tiſch mit dem dürftigen Mittagsbrot an des Leidenden Ruhebett, und erzählte nun während der Mahlzeit ruhig und heiter, was ſich zugetragen hatte.

Ohne Zögern erklärte der Vater, ganz ihrer Meinung beyſtimmend, daß die Kette dem Fremden von dieſem Morgen gehöre; und entſchied, daß ſie in dem Schranke, welcher ſeine liebſten Muſikalien und ſeine ächte Cremoneſer-Geige — ſeine einzigen Schätze — enthielt, bis zu deſſen Rückkehr aufbewahrt werden ſolle. —

Digitized by Google

Jetzt, da Chriſtine dem Uebel abzuhelfen wuſſte, erzählte ſie auch, daß die Hauswirthinn ſie gemahnt habe, und bat, daß ihr möge vergönnt ſeyn, die Leinwand zum Bürgen der Bezahlung bey der Ungeduldigen zu machen. Ein freundliches Nicken des Vaters war ſeine Antwort, und — ſchon wieder von den Nachmittagsſtunden abgerufen — eilte nun die beruhigte Tochter geflügelten Schrittes die Treppe hinab.

O wie viel leichteren Herzens ging ſie jetzt an ihr ermüdendes Geſchäft als am Morgen! Mit wie heiterm, neugeſtärktem Vertrauen blickte ſie zum Himmel empor! des feſten Vorſatzes, nie wieder den Muth zu verlieren, und, in jedem Augenblick der Sorge, des heutigen Tages zu gedenken. — Und als ſie nun in der Abenddämmerung heimkehrte, und jetzt auch die gefürchtete Feindinn befriedigt hatte, da ward bey ihr das Sprichwort wahr, daß ein Glück, wie ein Unglück, ſelten allein kommt; denn der Arzt, welcher ſeit mehrern Tagen ausgeblieben war, erſchien wieder, fand ihren Vater um vieles beſſer, und gab Ausſicht, daß er nun mit dem nahenden Sommer Kraft und Geſundheit wieder erlangen werde.

Fröhlicher Hoffnungen voll, wie ſie es lange nicht geweſen war, brachte nun Chriſtine den übrigen Abend hin. Ihre leicht angeregte Phantaſie reihte ein heitres Gebilde nach dem andern für die Zukunft zuſammen; und das nämliche Auge, welches heute erwachend mit Thränen ſchmerzlicher Wehmuth den wolkigen Morgen begrüßte, ſchlummerte nun, noch feucht von Thau reiner kindlicher Freude, im ſanften Mondenlicht ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Alterthümer im ſteinigten Arabien.

(Beſchluß.)

Der letzte große Einfall in Egypten vom ſüdlichen Afrika her ereignete ſich im Jahre Roms 725, als Aelius Gallus den größten Theil der Römiſchen Streitkräfte aus jener Provinz gezogen hatte, um damit in Arabien einzudringen; damals überſchwemmte Candace, Königinn von Aethiopien, die Thebaide mit einem großen Heere, nach Dio ihre Truppen in eigener Perſon anführend. Sie verwüſtete das ganze Land, nahm Syene und die Inſeln des Nils, Elephantina und Philae, und machte drey Römiſche Cohorten zu Gefangenen. Hierauf zog ſie ſich nach ihren eigenen Staaten zurück, wohin ihr aber Petronius, der Römiſche Statthalter, nachfolgte, und eine große Niederlage beybrachte. Es konnte demnach nicht zu jener Zeit geſchehen ſeyn, daß ſich dieſe Fremdlinge in Egypten niedergelaſſen; deßwegen muß ihr Urſprung einem viel höhern Alterthume zugeſchrieben werden.

Nebſt dem großen ausgehauenen Tempel zu Yſambul, welchen Belzoni aufgedeckt hat, hat man auch noch vier aus dem benachbarten Felſen gehauene, rieſenhafte ſitzende Bildſäulen, von der ungeheuern Höhe von mehr als hundert Fuß entdeckt. — Auf der Inſel Philae befinden ſich die unvollendeten Ueberbleibſel eines Tempels, welche dazu dienen, auf die Art, wie die alten Egypter ihren Göttern jene ewigdauernden Gebäude, bey welchen der gute Geſchmack ſo wenig Einfluß hatte, errichteten, ein bedeutendes Licht zu werfen. Es ſcheint, daß ihre Baumeiſter zuerſt nur vier Seiten jener ungeheuern Steinblöcke, deren ſie ſich bedienten, glätteten; und erſt, nachdem ſie ſolche zuſammengefügt, und auf dieſe Art das Gebäude im Rauhen, wie man es füglich nennen kann, vollendet hatten, glätteten ſie die Oberflächen der Mauern, und hieben ſie dann aus. Die Franzoſen befolgten dieſelbe Methode bey dem Bilderwerk zu Verſailles.

In den Egyptiſchen Denkmälern laſſen ſich drey verſchiedene Klaſſen der Baukunſt deutlich unterſcheiden; denn unter dieſer Benennung können auch die Nubiſchen Alterthümer mitbegriffen werden. Die plumpeſten, größeſten, und deßwegen vielleicht die älteſten ſind die Gebäude — in Unter-Egypten — die Gefährten und Zeitgenoſſen der Pyramiden. Die in Ober-Egypten und in der Nähe des erſten Nilfalles ſind Werke von größerer Geſchicklichkeit, und die obgleich eben ſo ſtark und kühn in ihrer Geſtalt doch ein jüngeres Anſehen haben. Die Ruinen in Nubia ſind noch von einer eleganteren Art, indem ſie mit denſelben Eigenſchaften im Vergleich mit der männlichen Derbheit der Egyptiſchen Baukunſt ein weibliches Anſehen verbinden.

Wir müſſen hier nicht zu erwähnen vergeſſen, daß der ſogenannte Memnons-Kopf, welcher ſich in dieſem Augenblick im brittiſchen Muſeum befindet, nicht zu jener berühmten Bildſäule gehörte. Der wahre Kopf des Memnon iſt ſo zerſtoßen, daß es nicht der Mühe verlohnen würde, ihn nach Hauſe zu ſchicken, geſetzt auch, daß ſolches ſich leicht thun ließe, denn ſein Gewicht wird auf ungefähr 900,000 Pf. (450 Tonnen) geſchätzt. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß wir bald das Vergnügen haben werden, den Fuß des Memnon, welcher ungefähr 6 Fuß (2 Yarden) lang iſt, zu beſitzen; auch vernehmen wir, daß der ganze Arm und die Hand, wovon ſich die rieſenhafte Fauſt ſchon in dem Muſeum befindet, in kurzer Zeit in England zu erwarten ſey.

Ungefähr zwey Tagreiſen oberhalb Cairo iſt ein hoher, einzeln ſtehender Fels, auf deſſen Spitze ſich ein koptiſches Kloſter befindet. Dieſe außerordentliche Maſſe, welche den wunderwirkenden Egyptiſchen Steinhauern auf eine ſonderbare Art entgangen zu ſeyn ſcheint, heißt Gibraltar, eine Name, den er von der Menge des ihn umſchwebenden Geflügels erhalten hat, indem das Wort auf Arabiſch der Vogelberg bedeutet; und es iſt auch dieſelbe Urſache, welcher die brittiſche Feſtung dieſes Namens beym Eingang ins mittelländiſche Meer ihre Benennung zu verdanken hat.

Was wir aber als eine der merkwürdigſten von allen dieſen Entdeckungen anſehen, iſt der Erfolg eines neulichen Beſuches auf der heiligen Blumen-Inſel, deren koptiſchen Namen wir uns nicht erinnern; die Inſel aber befindet ſich auf dem Nil zwiſchen Philea und Elephantina. Kein Fremder darf dieſen ſtillen Ort betreten, es ſey denn, er komme als Pilgrim; und die Mahomedaner ſind nicht häufig der Neugierde ſo ſehr unterworfen, als daß ſie einen religiöſen Vorwand zur Befriedigung derſelben ſuchen ſollten. Hier iſt noch eine Anzahl unbegrabener Mumien zu ſehen, ohne Särge und nur in ihre Wachsbänder gewickelt, als wären ihnen die Begräbniß-Ceremonien verweigert. Wir vermuthen daher, daß die Fabel von Charon und der Ueberfahrt über den Styx von dem Gebrauch, die Guten auf dieſer Inſel zu begraben, ihren Urſprung nahm. Bisher

Digitized by Google

hat man geglaubt, ſie bezöge ſich auf eine Inſel im See Mareotes; indeſſen macht, unſerer Meinung nach, der Umſtand, daß die Ueberfahrt über einen Fluß ging, und der Ruf der Heiligkeit, welchen die Blumen-Inſel allzeit genoſſen, es wahrſcheinlicher, daß dieſe der gemeinte Ort war. Auch ſcheinen die unbegrabenenen Mumien ohne Särge ein Gericht über die Verdienſte der Perſonen, das nach dem Ableben derſelben gehalten wurde, anzuzeigen, und daß für dieſe insbeſondere das Urtheil nicht günſtig geweſen ſey.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. Auguſt.

Ihre Leſer werden jetzt in franzöſiſchen Blättern ſo Manches von der Ausſtellung des Gewerbfleißes in dem Louvre leſen, daß es ihnen intereſſant ſeyn muß, etwas über die frühern Schickſale dieſes Pallaſtes zu hören, der ſeit Franz I. Regierung auf manchem Blatt der Geſchichte von Frankreich genannt wird.

Der Bau des erſten Louvre ward ſchon 1214 am Ende der Regierung Philipp Auguſts unternommen; zu Franz I. Zeit war das alte Louvre eingefallen, und er baute auf deſſen Trümmer einen Pallaſt, der ſich nur von dem Eck-Pavillon der Infantinn bis zu dem der Stunden-Uhr erſtrecken ſollte. — Ohne Rückſicht auf das von ihr begonnene Gebäude der Tuillerien, ließ Catharine von Medicis die Gebäude errichten, welche den Flügel vor dem Garten der Infantinn bilden, ſo wie die Gallerie längs des Fluſſes, bis zum Münzpförtchen. — Heinrich IV. baute den Eingang zum Muſeum, wohin er ſeine Wohnzimmer verlegte. Er beendete die unter den vorigen Regierungen angefangene Gallerie, längs des Seine-Ufers, um Modelle und die Plane der vornehmſten franzöſiſchen Städte daſelbſt aufzubewahren. — Unter Ludwig XIII. ward nach Lemerciers Zeichnung der viereckte Hof ausgebaut; derſelbe Baumeiſter vollendete den Pavillon der Stundenuhr (horloge) zur Rechten, er fing die beyden Pavillons gegen Nord und Oſt an, und verlängerte den nach Süden ſchon angefangenen. Unter Ludwigs XIV. Minderjährigkeit ließ der Cardinal Mazarin unter Levaus Anführung die Façade rechts vom Fluſſe bauen; allein nach dieſes Miniſters Tod forderte Colbert, dem Levaus Arbeit nicht gefiel, die geſchickteſten Baumeiſter der Zeit auf, Plane zur Vollendung des Louvre einzuſenden. — Damals übergab Claude Perrault, den Boileau in ſeiner: Kunſt des Dichters (l'art poëtique) als Arzt verſpottet, und als Baukünſtler verläumdet, den ſchönen Entwurf, der ihm Unſterblichkeit erwarb. Ehe der König aber zur Ausführung ſchritt, zog er die größten italieniſchen Künſtler zu Rath; Raynaldy, Pietro von Cortone, und Bernini machten unter Pouſſins Augen verſchiedene Riſſe; Ludwig XIV. entſchied für Bernini, der mit vielen Ehrenbezeigungen nach Paris gerufen ward. Bernini's Talent ward aber bald durch Neid und Ränkeſucht in Zweifel gezogen, ſeine unermeſſliche Eitelkeit und ultramontaniſchen Vorurtheile brachten die Höflinge gegen ihn auf; mehr bedurfte es nicht, um ſeine Talente zu leugnen, — er ging von der Freygebigkeit des Königs mit Geſchenken überhäuft nach Italien zurück, und Perraults Plan ward angenommen. Doch die Koſten des Verſailler Baues, der zugleich unternommen ward, und noch mehr die, welche der Krieg erforderte, zwangen die Arbeiten am Louvre zu verſchieben. — Ludwig XV. nahm ſie wieder vor, die Architekten Gabriel und Soufflot erhielten den Auftrag, ſie nach Perraults Plan anzuleiten; man baute die innere öſtliche Façade, die Vorderſeite des Hofes nach Süd und Nord, und das Veſtibüle der rue du Coq. Doch bald wurde die Arbeit unterbrochen, die Bequemlichkeit einiger im Louvre wohnenden königlichen Günſtlinge behielt den Vorzug, und dieſer Pallaſt, an dem zehn Könige gebaut, blieb eine formloſe Maſſe von Bruchſtücken. — Ludwig XVI. ſetzte die Abräumungen ſeines Vorgängers fort, und ließ einige Gebäude im Innern abtragen, welche das große Gebäude entſtellten; doch vollendet ward nichts. — Ludwig XVIII. war es aufbehalten, dieſe langwierige Arbeit von Fontaine und Percier beenden zu laſſen. Die großen Hinderniſſe, welche dieſe Künſtler zu überwinden hatten, ſichern ihnen den Dank der Nation zu.

Noch iſt dieſes ungeheure Gebäude nicht ganz ausgeſchmückt, allein die Verzierungen ſind überall ſo angedeutet, daß man von ihrer Wirkung ſchon urtheilen kann; die vollendeten herrlichen Böden, die durchaus mit geſchliffenen Glaſe verſehenen Fenſter geben den Sälen, die zur Ausſtellung beſtimmt ſind, das herrlichſte Anſehen. Bis jetzt ſind erſt die hauptſächlichſten Gegenſtände des Erwerbs vertheilt. Man ſagt, die Gewebe ſollen auf der Seite der Colonnade ausgeſtellt werden, die reichen Stoffe im Thronſaal, der Saal der königlichen Sitzungen wird den Porzelain- und Töpfer-Arbeiten, ſo wie den Gobelin-Tapeten, angewieſen werden. Die Säle gegen die Pont aux arts zu ſind für Criſtallgläſer, Spiegel und Hausgeräth beſtimmt. Das Ordnen dieſer Gegenſtände iſt einer Jury ſachverſtändiger Männer übertragen. Dieſe Art, einen königlichen Pallaſt einzuweihen, iſt wohl die würdigſte, die das Haupt eines großen Volkes wählen kann, und Heinrichs freundlicher Schatten wird mit Wohlgefallen die Schätze des Kunſtfleißes ſeines Volkes in dem Pallaſt ſeines Enkels umſchweben.

Von dieſen Ausſtellungs-Sälen geht man in die Gallerie des Apollo, wo die Ausſtellung der Gemählde ſtatt findet, von da in die große Gemählde-Gallerie; in dem Veſtibule unter der Colonnade finden die Werke der Bildhauerkunſt ihren Platz.

Wir laſen vor Kurzem in den deutſchen Blättern, daß der Leuchtthurm von Trieſt (?) mit Gas erleuchtet würde. Eine ähnliche Anſtalt iſt bey Havre mit den beyden Leuchtthürmen von La Hève getroffen. Dieſes neue Licht ſoll bis auf ſechs Myriameter von der Küſte ſichtbar ſeyn. — Doch nicht in dieſer wichtigen Verbeſſerung allein werden Ihre Landsleute ſich rühmen, den Franzoſen vorausgetreten zu ſeyn; auch in einem viel mühſeligern Verſuch, wenn gleich von weniger wichtiger Wirkung iſt das der Fall geweſen. Ich meine in der Arbeit des Perlenſtrickens, welche mir, bey meiner letzten Anweſenheit in Deutſchland, wie eine Seuche unter Ihren Damen verbreitet ſchien. Dieſe unendlich peinliche Arbeit, welche ſchon vor mehr denn hundert Jahren Frau v. Aulnoy in ihren Mährchen den verwünſchten Prinzeſſinnen zutheilte — das Zählen der Perlen wenigſtens, was, wie mich Kunſtverſtändige verſichern, die Hauptſache bey dieſer Beſchäfftigung iſt — wird nun auch von Franzöſinnen getrieben. Mlle. Cochet in Lüttich hat ein furchtbar ſchönes Gemählde zuſammengeſtrickt, in dem ſie mit Millionen Perlen die Zuſammenkunft des Kaiſers Alexander mit Napoleon auf dem Niemen bey Tilſit darſtellte. Dieſes Wunderwerk iſt zwey Ellen lang und anderthalb hoch. Einer Ihrer alten Dichter ſang einſtmals: „Perlen bedeuten Thränen.“ und das iſt der Schickſals-Spruch über dieſe, wirklich bewunderungswürdige Curioſität. — Es koſtete Thränen den Moment herbeyzuführen, er hat Thränen fließen machen, er mag die ſchönen Augen der Demoiſ. Cochet während der Arbeit thränen gemacht haben, und ſie könnte mir Thränen entlocken, wenn ich Geſchicklichkeit und Beharrlichkeit ſo unzweckmäßig vergeuden ſehe. Es iſt nur ein Gebrauch, für welchen dieſe Arbeit ſich eignen möchte. Das wären Kirchen-Ornate. Dort würde die gothiſche Schwerfälligkeit des Stoffes bey angemeſſener Zeichnung nicht ſchaden, die Entfernung, in der ſie immer vom Beſchauer bleibt, ihr vortheilhaft, ihre bey Modegeräth Verzweiflung erregende Dauer höchſt erfreulich ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 14. September 1819.

Erhabner Geiſt — — — —
— — — — Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet,
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. —

Goethe's Fauſt.

Eine Woche am Meere.

Von K. B. Trinius.

Montag.

Badegaſt tritt mit dem Alten über die Dünen.

Badegaſt.

Das iſt es alſo! ſo bin ich ihm nah!
Wie fremd ſah ich's mit tauſend Bildern!
Viel Waſſer war wohl immer da,
Doch nie konnt' ich das Meer mir ſchildern.

Der Alte.

Wer wollt' auch wohl ein Bild bezahlen
So leer, wie Ihr's da vor Euch ſeht?

Badegaſt.

Und wer kann dieſe Leere mahlen?
Und wer den Geiſt der drüber weht?

Die andre, geheimnißvolle
Hemiſphäre der Welt
Wölbt ſich's umher!

Hebſt Du ſo klar an, Tiefe,
Die dort, unergründlich,
Wunder deckt?

So ſanft herplätſchern dieſe Wellchen
Die dort, bergehoch,
Schiffestrümmer ſchleudern?

Der Alte.

So hebt's mit aller Tiefe an.
Denn zum Kalkül der Höh'n und Fernen
Müßt Ihr das Einmal Eins erſt lernen;
Zuletzt ermeßt Ihr die Planetenbahn.

Badegaſt.

Verzeiht! ich habe jetzt nicht Ohren,
Nur Auge bin ich ganz und gar.
Nichts auf dem Unermeſslichen erblick ich zwar;
Und fühl ich gleich mich drin verloren,
So dünkt mich doch ich ſehe klar.
Kein Gegenſtand hält meinen freyen Blick.
Das Schiff das dort die ſtolzen Segel breitet,
Es ruft umſonſt ihn aus dem Raum zurück,
Der meine Seele mächtig weitet.
Hinaus ſchau ich! das iſt genug.
Auf Strahlen flieh ich fort und finde Frieden —
O ſeht! dort glüht es ja in goldner Ferne Trug
Das Zauberland der Heſperiden!

Der Alte.

Doch iſt's ein Schiff, das, abendlich beſonnt,
Am Saum der letzten Ferne gleitet;
Sonſt ſuchtet Ihr umſonſt, wo ſich der Horizont
Vom Himmel ſelber unterſcheidet.

Badegaſt.

Gleichviel. Laſſt mir den holden Wahn!
Iſt alles doch nur Traum von Glück und Frieden!
Und wo ich ihn am tiefſten träumen kann,
Bin ich auf einen Schlummer lang, zufrieden.

Der Alte.

So ſeyd Ihr weit vom Land der Heſperiden
Und werdet wohl umſonſt nach ihren Aepfeln haſchen.
Doch was verſchlägt's? Ihr kaut ja hier nur an
Euch Eure Haut geſund zu waſchen.

Badegaſt.

Ihr ſeyd ein wunderlicher Mann!

Digitized by Google

Ihr liebt, Euch ſchroff und ſchneidend auszudrücken —
Ich hör' Euch gern; doch ſprecht Ihr ſchwer.

Der Alte.

Ich ſchein' Euch dunkel, wie das Meer.
Ihr meſſt es wohl mit trunknen Blicken
Und ſehnt die goldne Ferne her;
Nur Hier und Dort will ſich nicht ſchicken. —
Ihr ſeht's zum erſtenmal: Ihr ſeyd noch Enthuſiaſt;
Wohlan! nur nicht im Sehn und Wiederſehn ermüden,
Was ſich nicht gleich beym erſten Blicke faſſt,
Wird ſich am Sehn zur Reife brüten.

Badegaſt.

Was iſt es denn, das glückliche Gefühl,
In das mich dieſe Fluthen tauchen?
Iſt's mehr als Traum? als Phantaſienſpiel?

Der Alte.

Nein; ſo gewiß verſchloſſne Augen
Zum Träumen, nur zum Sehn nicht taugen.
Doch Ihr verſichertet: Ihr ſäh't?
Was iſt's denn nun, das Euch zum Traum verblindet? —
Es iſt des All's, des Ganzen Majeſtät,
In der das Einzelne verſchwindet.

Nur muthig! Immer bleibt das Meer
Die beſte Schule dem, der Sehn will lernen.
Sein Augenmerk ſind Näh' und Fernen,
Allein ihr Zwiſchenraum iſt leer.
Er kann nicht an Objekten ſchweifen,
Die hie und da als Meilenzeiger ſtehn:
Und will er Etwas, will er wirklich ſehn,
So muß er ungetheilt das All ergreifen.

Badegaſt.

Ich ahne, was Ihr von mir wollt.

Der Alte.

So thut vor Allem was Ihr ſollt.
Ihr kamt hieher geſund zu werden —
Zuerſt, was Euch die Aerzte lehrten:
Gehorſam! Zweymal fünf Minuten,
Nicht länger, täglich in den Fluthen,
Daß, wenn Ihr in der Doſis irrt,
Das Meer nicht pures Waſſer wird.
Und wenn nun Haut und Mark und Augen
Das Salz der Wellen Euch umſchließt,
Laſſt ſamt dem Leib zugleich den Geiſt
Sich in den heil'gen Abgrund tauchen. —
Stellt ihn Euch vor wie Federflaum;
So lang Ihr ihn im Päcklein haltet,
Gewahrt Ihr ſeines Daſeyns kaum;
Doch gebt ihn frey, und elaſtiſch entfaltet,
Entſchwillt er mächtig in den Raum.

So laſſt ihn in den Raum ſich ſtürzen,
Und, bis er ganz ſich vollgeſaugt,
Sich innig mit Geſundheit zu durchwürzen,
Gebt acht! wie viel er Raum verbraucht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die goldne Kette.

(Fortſetzung.)

Der Arzt hatte nicht zu viel geſagt. Noch ehe drey Wochen vergingen, war Chriſtinens Vater beynahe völlig wieder hergeſtellt, und mit um ſo lebhafterer Erwartung ſahen nun beyde der Zurückkunft des Fremden entgegen. Manches Bedürfniß war indeſſen noch für den Geneſenden herbey zu ſchaffen geweſen, manche kleine Verlegenheit war noch wieder gekommen, in welcher ſie gern die Kette zu Hülfe genommen hätten, hätte es ſich nur mit Recht und Pflicht vereinen laſſen. Allein da dieß nun einmal nicht der Fall war, ſo verſtand es ſich auch bey ihnen ſchon völlig von ſelbſt, daß ſie ganz ruhig und unberührt in dem kleinen Wandſchranke liegen blieb.

Die Zeit, die der Fremde zu ſeiner Rückkehr beſtimmt hatte, war ſchon vorüber, und noch immer ließ er ſich nicht wieder blicken, ſo daß Chriſtinens Vater, welchem gerade jetzt ſehr zu gelegener Zeit eine kleine Summe für muſikaliſche Arbeiten einging, im Scherz von der Tochter begehrte: ſie ſolle am nächſten Tage nur einmal ein Frühſtück, wie man es Gäſten vorſetzen könne, für den Erwarteten bereiten; dann werde er zum Dank für die Aufmerkſamkeit wohl erſcheinen. Lachend verhieß ſie den Verſuch; und ſiehe! der Zufall wollte, daß gerade am folgenden Morgen — es war ein ſchöner, heiterer Sonntag — als ſie eben unten im Hauſe beſchäftigt war, der Fremde wirklich, wie gerufen, von der Straße zu ihr hereintrat.

Er war heute weit beſſer und ſorgfältiger gekleidet, als das Erſtemal; und faſt ſchien es dem etwas verlegenen Mädchen, als habe ſie ihn damals wohl zu nachläſſig behandelt. Höflich führte ſie ihn jetzt ſogleich zu ihrem Vater in den Garten, den er, auf die Erlaubniß der Eigenthümerinn, zu ſeiner Erholung benutzte; und erzählte ihm ſchon im Gehen von der ſo ſeltſamer Weiſe gefundenen Kette. Doch der Fremde wollte ihr nicht glauben, und erwiederte lachend: ſie wolle nur ihren Scherz mit ihm treiben: er ſey aber ſehr zweifelmüthigen Sinnes, und werde ſich hier wohl ſchwerlich eher überzeugen, als bis er ſelbſt ſehe. — „Das ſollt ihr auch! erwiederte Chriſtine. Ich gehe doch gleich wieder in's Haus, dann will ich die Kette mitbringen.“ — Indeſſen hatten ſie die ſchattige Laube im Garten erreicht; freundlich ward der Fremde dem Vater vorgeſtellt, von ihm als ein Kunſtgenoß mit Gruß und Handdruck empfangen, und nun ging Chriſtine, die Kette zu holen. Als ſie ſie wirklich brachte, war des Fremden Erſtaunen beynahe eben ſo groß, als anfangs das ihrige; doch erklärte er ſogleich auf's Beſtimmteſte: der Werth des Fundes müſſe getheilt werden, und die Hälfte gehöre der Jungfrau. Ihr Vater, der, nach Künſtlerweiſe, das Geld gering achtete, ſobald er es nur nicht gerade für den Augenblick entbehrte, machte zwar einige Einwendungen dagegen, und behauptete ſcherzend: er wiſſe aus Erfahrung, daß es in der Jugend den Künſtlern oft weit leichter werde, Geld auszugeben, als welches zu erwerben; der Fremde möge für eine mögliche Ebbe in der Kaſſe lieber den größern Theil des Gewinns behalten. Doch ſein Rath fand wenig Eingang; und mit einem leichten Er-

Digitized by Google

röthen, das ihn in Chriſtinens Augen ſehr verſchönerte, erwiederte der neue Bekannte: ach! was meine Künſtlerſchaft betriffe, ſo habe ich auch noch etwas zu geſtehen. Ein redlich Wort iſt des andern werth, und ihr geht in jeder Rückſicht ſo gerade und offen mit mir um, daß es mir unmöglich iſt, auch länger, ſey es auch nur in einer Kleinigkeit, zu hintergehen. Ich bin gar kein Muſikus, wie ich der holden Jungfrau hier ſagte, ſondern ein Kaufmann aus D., der ſich erſt kürzlich in hieſiger Stadt niedergelaſſen hat. Zufällich war ich gerade eines Geſchäfts wegen bey Herrn Welſing, als deſſen Tochter zu ihm kam, um eine kleine Anleihe für ihre Lehrerinn zu bitten, die ſie ſo liebenswürdig und ihre Verlegenheit ſo groß ſchilderte, daß meine wärmſte Theilnahme rege ward. Der alte Herr ſchlug trocken den gewünſchten Vorſchuß ab; und bitter verdrießlich darüber, ſann ich hin und her, wie ich, ohne ſeinen gefüllten Beutel, und ohne das Recht, euch auf irgend eine Weiſe etwas anzubieten, Hülfe ſchaffen möchte. Als ich wegging, begegnete mir unten im Hauſe die kleine Zurückgewieſene; ſorgfältig erkundigte ich mich noch bey ihr nach dem Namen und der Wohnung ihrer Lehrerinn, und nun war mein Plan bald gemacht. Ich hatte wirklich, ſo wie ich's euch, liebe Jungfrau, erzählte, um ſehr geringen Preis von einem Soldaten ein Stück gar feiner Leinwand gekauft, und da ſie, eben ihrer Güte wegen, nicht ganz werthlos war, ſo kam ich auf den Einfall, ſie euch in die Hände zu ſpielen, indem ich ſie ſelbſt auf wenig beachteten Wegen in euer Haus trüge, und mich als einen durchreiſenden Künſtler bey euch einführte, der ſie gern für einige Muſikalien umtauſchen wolle. Es ging nach Wunſch, und wenn ſie euch zu Statten gekommen iſt, ſo ſoll die kleine Lüge mich nicht gereuen. Doch jetzt darf ich auch die Wahrheit offen ſagen, die euch doch ſehr leicht durch irgend einen Zufall verrathen werden konnte; denn, ſolltet ihr es durchaus verſchmähen, die Kleinigkeit, die ich kaum zu benutzen weiß, von mir anzunehmen, ſo können wir ja bey unſerer Abrechnung das mit in Anſchlag bringen, was ich für die Leinwand bezahlte. — Aber nun, liebe Jungfrau! daß ich, als ich euch einmal geſehen hatte, lebhaft wünſchte, euch öfter zu ſehen; daß ich begierig ward, auch euern Vater kennen zu lernen, und mir, um wieder kommen zu dürfen, einen kleinen Nachtrag zu meiner Bezahlung bey euch einbedingte — werdet ihr das auch wohl dem Unbekannten verzeihen? Ich bin hier noch ziemlich fremd, und ſehnte mich, guten Menſchen näher zu treten. Auch würde ich wohl ſchwerlich meine Zurückkunft ſo weit hinausgeſchoben haben, hätte ich nicht gewußt, daß ich indeß eine kleine Reiſe machen müſſe. Allein jetzt — wollt ihr mir denn jetzt auch halten, was ihr verſpracht? Soll denn das von euch ſelbſt genähte Tuch nun mein ſeyn, und ein freundlich gegebenes Frühſtück dazu? — Lächelnd reichte ihm Chriſtine das Tuch, und da gerade das bereitete Frühſtück noch in der Küche harrte, weil der Vater, dem es ſchon hatte gebracht werden ſollen, damit zu warten begehrte, bis er's im Garten verzehren könne: ſo konnte ſie auch den zweyten Theil ihres Verſprechens ohne alle Schwierigkeit erfüllen.

Zwey volle Stunden brachte nun Hochfeld, (ſo hieß der junge Kaufmann) mit den heitern, einfachen Menſchen, die er hier gefunden hatte, in zutraulichem Geſpräche hin, denn es erging ihm, wie es wohl öfter etwas verſchloſſenen Gemüthern zu gehen pflegt: wenn er einmal jemanden traf, dem ſich zu nähern ihm leicht ward, dann war es ihm auch, als würden alle hemmende Riegel ſeiner Bruſt mit einem Male zurückgeſchoben. — Endlich mahnte ihn die hoch über ſeinem Haupte ſtehende Sonne, daß es Zeit ſey nach Hauſe zu gehen, und faſt mißmuthig darüber rief er: ach, wer nur öfter hier im Freyen einen ſchönen Morgen mit euch zu bringen dürfte, um ſich vom Rechnen und Zählen der Woche zu erholen! Würdet ihr mir wohl vergönnen, am nächſten Sonntag wieder zu kommen? Ich blaſe ziemlich leidlich die Flöte, und wenn es euch nicht zuwider wäre, könnten wir dann mit einander ein wenig Muſik machen.

Die Bitte ward ihm gern gewährt, und ſehr vergnügt darüber, trat er nun auch noch mit der zweyten hervor: daß die Kette nicht in Gold umgeſetzt, ſondern ihm als Eigenthum erhalten werden möge. Ein Sachverſtändiger ſolle ihren Werth beſtimmen, und er denke in kurzer Zeit die Hälfte deſſelben als ein ſolider Kaufmann auf das Pünktlichſte und Ordentlichſte abzutragen. — Auch das ward ihm willig zugeſtanden, und nun trennten ſich die ſchnell bekannt Gewordenen, von beyden Seiten ſehr wohl mit einander zufrieden.

(Der Beſchluß folgt.)

Einzug der brittiſchen Geſandtſchaft in Commaſſie, der Hauptſtadt der Aſhantéer, im April 1817.

Die Veranlaſſung zu der Reiſe, von welcher hier ein kleines Bruchſtück geliefert wird (Mission from Cape-Coast-Castle to the Ashantees etc. d. i. Geſandtſchaftsreiſe vom Fort Cape-Coaſt nach dem Lande der Aſhantéer, nebſt einer ſtatiſtiſchen Beſchreibung dieſes Königreichs und geographiſchen Notizen über das Innere von Afrika, von T. E. Bowdich, Anführer der Geſandtſchaft, London 1819) war von politiſcher Natur. Die Hauptniederlaſſung der Engländer an der Goldküſte, Cape-Coaſt-Caſtle, hatte eine benachbarte, längs der Ufer des Meeres wohnende Völkerſchaft, die Fantéer, unter ihren beſondern Schutz genommen. Ein mächtiger König aus dem Innern des Landes, der Beherrſcher der Aſhantéer, entweder durch jene Völkerſchaft beleidigt, oder durch eine mit England an jenen Küſten rivaliſirende Europäiſche Macht gegen dieſelbe aufgehetzt, erklärte den

Digitized by Google

Fantéern den Krieg, fiel feindſelig in ihr Land ein, legte ihre Dörfer in Aſche, und richtete unter den Einwohnern ein großes Blutvergießen an. Schon ſah ſich die brittiſche Niederlaſſung ſelbſt blokirt und in die augenſcheinlichſte Gefahr verſetzt, als der König der Aſhantéer Halt machte, ſeine Angriffe einſtellte, und zu Unterhandlungen mit den Engländern Hand bot. Dieſen Anlaß nun ergriff man, um eine feyerliche Geſandtſchaft an ihn abgehen zu laſſen. Sie beſtand aus dem Gouverneur von Acra, einem Manne von reiferm Alter, der durch einen langen Aufenthalt in Afrika zur Ausführung einer ſo ſchwierigen Unternehmung vorzüglich geeignet ſchien; aus Hrn. Bowdich, der ſeiner brennenden Wißbegierde nach Afrika gefolgt war, einem jungen Wundarzte Hrn. Tedlie, und Hrn. Hutchiſon, der, auf den Fall eines mit dem Könige der Aſhantéer geſchloſſenen Bündniſſes, als Reſident bey demſelben verbleiben ſollte. Die Unternehmung war eben ſo wichtig als gefährlich; denn bis jetzt war das Mißtrauen der Eingebornen ſo gewaltig groß geweſen, daß wenn ein engliſcher Offizier es nur gewagt hätte, dem Cape-Coaſt aus dem Geſichte und etwas weiter ins Land hinein zu gehen, er Gefahr gelaufen hätte, ſo zu ſagen, unfehlbar ermordet zu werden. Die Geſandtſchaft verließ Cape-Coaſt-Caſtle am 22. April 1817. Anfänglich ging ihr Weg der Küſte nach bis Annabamoo, wo die Engländer ebenfalls eine Militär-Niederlaſſung haben. Was Hr. Bowdich von der Schönheit des Landes ſowol, als in Betreff der Kraft und des Reichthums des Pflanzenwuchſes meldet, ſetzt in Erſtaunen. Ein fruchtbarer Boden, bedeckt mit Yamswurzeln, Ananas und Aloen, nährt auch Piſang- und Palmbäume von rieſenmäßigen Verhältniſſen, zwiſchen denen der Palmbaum ſich zu einer Höhe von mehr als 140 Fuß emporhebt. Allein im ſtärkſten Gegenſatze mit einer ſolchen Ueppigkeit und Verſchwendung der Natur bietet die armſelige dieß Land bewohnende Menſchen-Race ein Schauſpiel des Aberglaubens, der Trägheit und Dürftigkeit dar. Nicht ohne tiefen Schrecken wagten es die Fantéer, welche die Geſandtſchaft begleiten und ſie bis nach Commaſſia, der Hauptſtadt des Reiches der Aſhantéer, führen ſollten, die Wälder des Innern zu betreten, und verſuchten es, durch ein den Waldgeiſtern dargebrachtes Opfer ſich dieſe weniger furchtbar zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. Auguſt.

(Beſchluß.)

Der grauſame Tod der Mad. Blanchard hat die Polizey genöthigt, über die Luftfahrten insgeſammt einige Verordnungen zu machen. Schon früher hatte der Miniſter des Innern die Präfekten angewieſen, in ihren Departements keine ſogenannte Montgolfiéren, oder überhaupt nicht ſolche Luftbälle zu geſtatten, die ſich vermöge irgend eines entzündlichen Mittels in der Luft hielten: Dieſe Verſuche ſetzten die Fruchtfelder beſtändig in Gefahr. Aus ähnlicher Vorſicht verbietet ſo eben der Polizey-Präfekt in dem ganzen Seine-Departement dieſe Montgolfiéren; ſowol die frey aufſteigenden, als die geleiteten; auch ſoll kein anderer Luftball ohne Fallſchirm aufſteigen. In jedem Fall ſoll aber keiner ſpäter als eine Stunde vor Sonnen-Untergang gezeigt werden, wodurch das Abbrennen von Feuerwerken von demſelben an und für ſich aufhört. Auch ſind die Ausflüge bis nach der Ernte verboten, weil die nacheilende und neugierige Menge die Getreide-Felder nicht hinlänglich ſchont. — Ein kleines ſehr mittelmäßiges Stück aux Variétés erhält ſich ſeines allgemeinen Charakters wegen länger, als der Augenblick, der ihm ſein Daſeyn gab. Es heißt: le Roi du Village, welches wir vielleicht „der Bauren-König“ überſetzen dürften, ſo wie die Schottländer ihren Jakob V. einſt den König der Gemeinen nannten. Dieſe Kleinigkeit bietet abermals Heinrich IV. als den geliebteſten und Beyſpiel eines Königs, wie er ſeyn ſoll, dar. Beſonders hört ihn das Pariſer Publikum im Roi du Village gern ſingen:

> Si j'etois Roi,
> Des flatteurs les chants merceneires
> Ne me seduiroient point je crois;
> Mais je voudrois eu bruit des verres,
> Etre chanté dans les chaumieres,
> Si j'etois Roi.

Noch lieber hört das Publikum den geliebten Béarner, wie man ihm die Verhaftung eines Liguiſten ankündigt, der zur Hinrichtung verurtheilt werden ſoll, mit einer ſchnellen Bewegung, die zwiſchen Zorn und Schmerz auflodert, die Losſprechung dieſes Unglücklichen befehlen. Dann kehrt ſeine Heiterkeit augenblicklich zurück und er ſetzt hinzu:

> Faut-il qu'un chatiment sévère
> Punisse l'erreur d'un moment?
> Au coupable montrant un père,
> Dissipons son aveuglement.
> Loin de vouloir qu'il me redoute,
> Je dois s'il s'égare en chemin,
> Doucement lui tendre la main
> Pour le remettre sur sa route.

Da nichts in der Welt ohne Folgen iſt, hoff' ich, dieſe vielfältig geſagte und unter den vielfältigſten Geſtalten dargeſtellte Wahrheiten werden, auch nicht ohne Folgen ſeyn.

Sie werden mir vergönnen, meine Nachrichten, wenn mir etwas unſre Nationalität karakteriſirendes aufſtößt, nicht auf Paris allein zu beſchränken. Dahin gehört ein Zug, welcher bey Gelegenheit einer Kunſtausſtellung in Douai ſtatt fand. Dieſer Ort iſt anſehnlich genug, um die Künſte zu pflegen, und war dem Sitze derſelben in früheren Zeiten näher, wie mancher andere. Der verſammelte Jury ertheilte den Preis in der Bildhauerkunſt einem gebornen Einwohner von Douai, Hrn. Bra; er beſtand in einer goldenen Medaille, die bey der perſönlichen Abweſenheit des jungen Künſtlers, ſeinem ſiebenzigjährigen Großvater überreicht ward. Der ehrwürdige Greis vergoß Freuden-Thränen, und dieſe Rührung ward von der lebendigen Theilnahme der zahlreichen Verſammlung noch vermehrt. Ich glaube mich zu erinnern, daß ein ſolcher Auftritt, der faſt einer Familien-Scene zu gleichen begann, bey einer deutſchen Ausſtellung nie ſtatt finden könnte, indem die Gewohnheit Ihres Volkes, ſein Leben vor aller Oeffentlichkeit zu hüten, dieſe leicht anzuregende Theilnahme ſeiner weſtlichen Nachbarn, als ein gefühlvolles Schauſpiel verwerfen würde. Bey unſrer Nationalität iſt es natürliches Gefühl, welches den Leſer in gewiſſem Maße ſo lebendig ergreift, wie der Zuſchauer jenes Auftritts davon hingeriſſen worden iſt.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 36.

Nro. 221.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 15. September 1819.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Goethe.

Eine Woche am Meere.

(Fortſetzung.)

Dienſtag.

Geſellſchaft vor einem Badehäuschen.

Gräfinn.

Herr Doktor, ſeht, es ſchärft den Appetit.
Wie herrlich ſchmeckt nach einem friſchen Bade
Der Thee!

Hofmeiſter.

Der Punſch!

Gouvernante.

Die Limonade!

Gräfinn.

Indeß man froh das Spiel der Fluthen ſieht.

Der Alte.

Das Spiel der Fluth, die auch in dieſen Wellen
Die Eure Hand mit China's Blumen würzt,
Verſüßt aus unterird'ſchen Quellen
In unſre Schalen wieder ſtürzt.

Gräfinn.

Es iſt ein herrliches, ſeliges Element! —
Dem tücht'gen Mann vergleich' ich es im Bilde,
Der markvoll, ritterlich, und doch galant und milde,
Für ſeine Kraft ſtets Ort und Maas erkennt.

Gouvernante (leiſe zur Gräfinn.)

Fi done Comtesse! (laut) venez mon cœur,
Wir gehen Ambre mit Louiſe ſuchen;
Adieu Maman!

Louiſe.

Allein, ma chére, der Kuchen!

Gouvernante.

Allons toujours. Portez nous en, Docteur!

Gräfinn.

O lauft nicht fort! — Doch, geht nur hin. —
Wo wieder fehlt's in Sylben und Geberden?
Kann mir's auch hier ſo gut nicht werden,
Daß ich einmal vergnügt mit meinem Hauſe bin?

Der Alte.

Ihr ſeyd vergnügt — wohl Euch! bey ſolchem Glück
Läſſt ſich nicht jed' und jeder conſerviren.
Was Haus und Tiſch und Thee zuſammenführen,
Strebt einzeln doch in ſeine Art zurück.

Gräfinn.

O fühltet Ihr nur billig meine Klage!
Was hat die Frau denn endlich, als ihr Haus?
In meinem Alter, meiner Lage
Läuft's doch auf weiter nichts hinaus,
Verzichtet auf das Glück, will man's im Kinde wiſſen;
Und fühlt das Kind, was ſag' ich! Jedermann
Nicht wie wir ſelbſt; ſagt, wer ſich wundern kann,
Wenn wir es ſchmerzlich überall vermiſſen?

Knabe (herbeyſpringend.)

O ſeht, Mama,
Herr Doktor, ſchaut,
Wie [illegible] dieſem Steine
Wächſt, welch ein Kraut!

Gräfinn.

Wie ſonderbar!

Digitized by Google

Hausarzt.

Ein Fucus nach Linné.
Die Alten pflegten ſich damit zu ſchminken.

Der Alte.

So wenig braucht's zum Leben in der See;
Ein Stein zum Haus, und friſche Fluth zum Trinken.

Gräfinn.

Beneidenswerthes Kraut! Haucht einen Geiſt hinein,
Was fehlt ihm dann? ſollt es nicht glücklich ſeyn?

Der Alte.

O Gräfinn!

Gräfinn.

Still! — was ſprach man da von ſchminken?
Mich dünkt, dieß Kraut hat dieſe Tugend noch;
Fühl ich doch ſelbſt ſich meine Wangen röthen!

Hausarzt.

Seht, welche Reizbarkeit! Iſt ſolch Geſpräch vonnöthen?
Hier braucht's Regime, ſo obſervirt es doch!

Gräfinn.

Ach ja! — doch ſeht, ſo ſind hier die Naturen;
Was man von Euch erſt in Mixtur genießt,
Das wirkt hier roh wie Pillen und Mixturen.

Hausarzt.

O ſpottet nur! Geduld! — Hab Ich es Euch gerathen,
Indeß der Bach vor unſerm Fenſter fließt,
Euch hundert Meilen weit zu baden?
Solch Bad, es iſt und bleibt, mit Eurer Gnaden Gunſt,
Ein grobes, rohes, ungekochtes Mittel,
Behandelt Ihr die Nerven mit dem Knittel,
Was bleibt, bey ſolcher Crudität, der Kunſt?
Ich weiß es wohl, man ſagt nach der Natur;
Wer unterwände ſich, ſolch Trumpfwort anzufechten!
Nun, ſucht Ihr ſie recht unbeſchreiblich pur,
Beym Himmel denn! hier habt Ihr von der ächten.
Lied ich ſie etwa nicht? ich, täglich in der Luft,
Auf Berge klimmend, in dem Grün der Auen,
In Thal und Feld, in Wald und Felſenſchluft
Die Pflanzenwelt, die liebliche, zu ſchauen?
Und Ihr! ſo voll Gefühl für aller Schönheit Blüthen,
Was ſucht Ihr hier für Körper und Gemüth,
Indeß der Quellen Heil im ſchönen Süden,
Umſonſt für Euch, in frohe Becher ſprüht?
Dort, dort, Frau Gräfinn! ſucht Natur.
Und, habt Ihr ſie aus tauſend Balſamkelchen
Voll aufgeſaugt; ſo thaut der Abend nur,
Um in dem Schooß der Kunſt, der Litt'ratur
Mit deſto ſüßerem Genuß zu ſchwelgen.
Hier kann ſich nur die Reizbarkeit vermehren.
Bald werdet Ihr Alraun und Rubezahl
Aus allem Seemiſt*) ſprechen hören.

Doch, 's iſt umſonſt! Ihr glaubt es nun einmal
Den Becher Eures Heil's im Ocean zu ſchöpfen —
Verzeiht, das kommt mir vor, als wer, um ſich mit Golde
Für ſeine Wirthſchaft zu verſehn,
Statt dem Erwerbe nachzugehn,
Ins Erdreich kroch, und Bergmann werden wollte! —

*) Gewöhnlicher Name am Strande für ausgeworfene Tange und andere Seepflanzen.

Und hieltet Ihr's zuletzt doch ohne Meer nicht aus,
Und wenn's durchaus nun Seebad heißen ſollte;
So hätt' ich Euch, bequem, im Boudoir, zu Haus,
Aus Boysalz, Mittelſalz, und etwas Sulfer
Ein Wäſſerchen gebraut, trotz Weldons Badepulver.
(Entfernt ſich mit Kuchen für die Gouvernante.)

Gräfinn.

Und doch — nicht ohne Grund iſt völlig, was er ſpricht.
Zum drittenmal beſuch ich dieß Geſtade,
Und kommt ich auch erfriſchter aus dem Bade,
Bis in den Winter hält es nicht.

Der Alte.

Und wird es warm, ſo kommt Ihr immer wieder?

Gräfinn.

— Die blühende Natur! — und warum dieſe?
So arm, ſo nackt, ſo menſchenleer —
Und doch ſo geiſtig-ſtill, gleich einem Paradieſe —
Ich bitt Euch, ſprecht, was iſt das Meer?

Hofmeiſter.

Es iſt ein Reſt der alten Solution,
Woraus allmählig ſich der Niederſchläge jeder,
Granit und Porphyr, Kalk und Thon —

Der Alte.

So iſt, ganz recht, die Lehre der Katheder.
Doch hier, beym Thee, am Strande — Ihro Gnaden
Verſteh ich recht, begnügten ſich wohl ſchon
An der Idee, worin Sie baden.
Man könnt's in einem Mährchen lehren
Nach einer alten Tradition.

Gräfinn.

Kommt, gehen wir entlang; laßt mich es hören.

Der Alte.

Schon längſt erfreuten ſich am ſüßen Leben
Am Daſeyn nicht, dem fröhlichen, die Menſchen mehr.
Zu einem leeren, eiteln Streben
Erſchöpfte ſich ihr Herz, dem Stolz ergeben,
Gelüſtevoll und freudenleer.
Kein Lobgeſang, nicht die Muſik der Luſt
Von ſeiner Kinder fröhlichem Gewimmel
Ergötzte mehr des Gottes Bruſt;
Mit Bitten nur beſtürmte man den Himmel. —
Ich ſehe wohl, ſprach Zeus, die Abſicht iſt verfehlt.
Das Glück, das ich vor ſeine Füße ſtreute,
Sucht dieß Geſchlecht, das ſich mit Wünſchen quält,
Nun einmal unaufhörlich in der Weite.
Woher es ſtammt, wohin es ſtrebt, dem Nichts
Geb ich's zurück!

Der Donner ſpricht's,
Und aus den Wolken bricht's,
Aus Berg und Feldern ſpringen Quellen.
Der Bach entſchwillt, reißt in den Wellen
Schnellwachſend, Hütten fort; der Fluß umbrauſt die Stadt,
Umwühlt den Markt, wiegt aus der Erde Veſte
Hervor den Grundſtein der Paläſte;
Verſchießt der Zinnen Pracht! und nimmer ſatt
Klimmt, Menſchen ſuchend, Berg' empor die Fluth,
Umkreiſt des Aetna Rand, begräbt des Libans Wipfel,
Bis endlich, ob des Atlas Gipfel
Die ſchreckliche von ihrem Tagwerk ruht. —

Vertilgt iſt alle Menſchenſpur; und ſtill und leer
Herrſcht rings und wälzt die breiten Wellen
Ein Meer.

Nur gräßliche Geſtalten ſchwellen
Auf einſt des Pilger's Pfad; verſchlämmte Säulen
Umſtrickt mit bläulich kalten Knäulen
Jetzt der Polyp. — Gerächt ergeht der Gott
Sich auf der Waſſer tiefem Schweigen,
Aus deren Grab... kein Lerchenlied,
Allein auch nicht Verbrechen ſteigen.

Doch ſieh! aus feuchtem Dunkel glüht,
(Wo Phocis einſt gegrünt in Hellas Reichen)
Ein Gypfel noch! ein Heerd! und eine Flamme blüht
Hervor aus grünen Lorbeerſträuchen. —
Wie? (ruft ergrimmend Zeus) noch Menſchenſpur,
Die meine Strafen nicht erreichen?
— Es iſt Parnaſſus, ſpricht Merkur,
Zu dem ja nie der Erde Wechſel ſteigen! —
Sie ſtürmen hin.

Ein ſtilles Paar
Umwallt die Glut der heil'gen Flammen,
Und trägt geſchäftig dem Altar
Der Ceder duft'ges Holz zuſammen.
Und als beſorgt die Flamme war,
Wirft betend vor dem Opferheerde
Deucalion und Pyrrha ſich zur Erde
Und netzt mit Thränen ſie, und ſpricht:
Die Ihr gewollt, daß unſre Mutter falle,
Zeus Rächer! und Ihr Götter alle!
Verſchmäht der Armuth Opfer nicht!
Gefallen iſt der Thiere Schaar;
Kein Stier, kein Lamm iſt uns geblieben —
Die Thräne bringen wir der lieben,
Euch dieſe reine Flamme dar!

Ich kenne dich, ſpricht Zeus (der aus der Wolke tritt),
Du frommes Paar! Du haſt dein Herz behütet.
Und was die Welt für das Verbrechen litt,
Sey für die Tugend ihr vergütet.
Verjüngt erſtehe ſie! und Schmerz und Glück
Geb ich, mit ſeiner Freyheit Rechte,
Deß Ahnherrn ich dich weihe; dem Geſchlechte
Deucalions gerollt zurück.
Aus flüß'gem Thon iſt bald gegoſſen,
Was einer Welt an Händen braucht;
Doch was aus Eurem Bund entſproſſen,
Sey Geiſt von Meinem Geiſt durchhaucht.

Und wieder durch die Wolken bricht
Der Sonne allbelebend Licht,
Und farbig durch den Himmel ſpannt
Sich der Verheißung Bundesbogen.
Gebrochen iſt die Macht der Wogen;
Hervorblüht ringsum junges Land;
Kurz, wie Ihr's ſeht. Allmählig nun bezogen
Sein Ufer Euer Bach, das Meer den alten Strand.

Hofmeiſter.

— Nun?

Der Alte.

Hier iſt's aus.

Hofmeiſter.

Was iſt denn nun das Meer?
Ein Reſt der alten Solution!

Der Alte.

Ein Reſt der alten Tradition.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einzug der brittiſchen Geſandtſchaft in Commaſſie, der Hauptſtadt der Aſhantéer, im April 1817.

(Fortſetzung.)

Nach einem achttägigen, höchſt beſchwerlichen Marſche langte die Karavane in Commaſſia an. Bey ihrem Eintritte in dieſelbe wurde ſie von einem Haufen von mehr als fünftauſend Menſchen, größtentheils Kriegern, auf eine höchſt lärmende und tumultuariſche Weiſe empfangen. Das wilde Geſchrey dieſer Leute vermiſchte ſich mit den ſchrecklichen Tönen ihrer kriegeriſchen Muſik und mit Musketen-Salven, die in einer ſolchen Nähe der Reiſenden ſtatt fanden, daß ſich dieſe in eine Wolke von Rauch eingehüllt ſahen. Alles, was die Aſhantéer vornahmen, begleiteten ſie mit kriegeriſchen Geberden und Tänzen, deren Lebhaftigkeit bis an Wahnſinn gränzte. Eine volle halbe Stunde wurde die Geſandtſchaft von dieſem Volkshaufen hingehalten, und erſt dann war es ihr vergönnt, ihren Weg durch die Stadt weiter fortzuſetzen. Dabey ging es, vermöge der ſie umzingelnden Krieger und übrigen Menge, ſo langſam vorwärts, als bewegte ſich der Zug durch eine der volkreichſten Straßen von London. Unterwegs zog ein unmenſchliches Schauſpiel, welchem der Pöbel mit blödſinniger Aufmerkſamkeit zuſah, die Blicke der Geſandten, wider Willen, einige Augenblicke auf ſich. Es war dieß ein armer Unglücklicher, der geopfert werden ſollte, und vorher noch von Henkersknechten, welche die Köpfe in ungeheuer große ſchwarze, langhaarige Mützen geſteckt hatten, auf eine jedes menſchliche Gefühl empörende Weiſe gepeinigt wurde. Endlich erhielten die Reiſenden die Freyheit, ſich dem Orte zu nähern, wo der König poſtirt war. Obgleich durch das, was ſie bis jetzt an Waffen und Bevölkerung geſehen hatten, ihre Erwartung bey weitem war übertroffen worden, ſo waren ſie gleichwol nichts weniger als vorbereitet auf das Schauſpiel, welches ſich jetzt vor ihren Augen entfaltete. Ein Flächenraum von etwa einer Meile im Umkreiſe war mit einer zahlloſen Menge eben ſo koſtbar als ſonderbar ausſtaffirter Menſchen überdeckt. In einiger Entfernung erblickte man den König mit ſeinen Zinspflichtigen, Hauptleuten und einem eben ſo zahlreichen als bunten Gefolge. Von den Engländern war er durch eine eng geſchloſſene Maſſe von Kriegern getrennt, welche jenen jede Art von Annäherung unmöglich zu machen ſchienen. Nach allen Seiten hin ſtrahlte die Sonne auf eine ſolche Menge goldener Zierathen, daß der Wiederſchein davon faſt eben ſo unerträglich war, als die Hitze der Luft. Bey der Ankunft der Engländer ſpielten mehr als hundert

Banden Muſikanten, alle auf einmal, die Trompeten ihrer Häuptlinge. Die lärmende Muſik einer unzähligen Menge von Hörnern, Trommeln und metallenen Inſtrumenten hörte nur darum von Zeit zu Zeit auf, damit man auf ihre männlichern Töne die weichern Melodien langer, wirklich nicht unharmoniſcher Flöten könne folgen laſſen. Mittlerweile ſah man ſeidene Sonnenſchirme ohne Zahl und von allen Farben ſich in der Luft umher bewegen. Sie hatten eine ſolche Breite, daß jeder derſelben über dreyßig Perſonen bedecken konnte. Unter dieſen Schirmen, von welchen Halbmonde, Pelikane, Elephanten, Wappen und andre Zierathen von plattirtem Golde hernieder glänzten, trug man die Plankine der Häuptlinge. Dieſe waren mit weichgepolſterten, mit ſcharlach-rothem Tafft überzogenen Kiſſen ausgelegt, von deren Saume die reichſten Draperien herab flatterten. Ueber alle Maßen prächtig waren die Kleidungen der vornehmſten Häuptlinge und ihres Gefolges; auch konnten dieſe Kleider, wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit ausländiſcher Seide, welche mußte abgeſponnen werden, damit man ſie weben konnte, nicht anders als ungeheuer koſtbar ſeyn. An dieſe Kleider waren an Halsbändern von maſſivem Golde mauriſche, theuer erkaufte, und in Gold koſtbar gefaßte Amulette befeſtigt. Andre goldene Zierathen ohne Zahl waren an der ganzen übrigen Ausſtaffirung jener Häuptlinge angebracht. Ihre Sandalen waren von weißem Felle und ſehr fein gearbeitet. Von ihren linken Handgelenken hingen goldene Armbänder und rohe Maſſen gediegenen Goldes von ſolchem Gewichte herab, daß man ſie, um den Tragenden Erleichterung zu verſchaffen, auf Köpfen kleiner Kinder ruhn laſſen mußte. Von allen Seiten ſchimmerten goldene und ſilberne Tabackspfeifen. An den Griffen der Degen, die jeder der Häuptlinge in großer Anzahl um ſich her tragen ließ, waren goldene Widder- und Wolfsköpfe von natürlicher Größe befeſtigt. Die Scheiden dieſer Schwerter waren von Leopardenhaut oder auch von einer Art Muſchelſchalen mit chagrin-artiger Außenſeite verfertigt; die Klingen platt, roſtig von Blut und gegen das Ende wellenförmig zugeſpitzt. Auch der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Geräthſchaften des Krieges ſtand mit dieſer Pracht im Verhältniſſe.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, im Auguſt.

Ich ſehe aus mehreren Nummern Ihres Blattes, daß ſie ſe zuweilen Ihre Leſer mit mehr oder weniger wichtigen Prozeſſen unterhalten; da dieſe Vorgänge die Nationalitäten mehr bezeichnen, als eine Menge Raiſonnements, ſo erzähle ich Ihnen in Folgendem eine Begebenheit, welche Volksſitten, Charakter und Gerichtsverfahren dieſes Landes wohl darſtellt.

Zu Pimlico, einer der vielen Vorſtädte, welche London umgeben, lebte ſeit mehreren Jahren ein Fleiſcher, mit Namen Heinrich Stent, in glücklicher Ehe mit Marien, ſeinem Weibe. Er liebte ſie aufs zärtlichſte, und that alles, was er vermochte, um ſie zu beglücken, wobey ihm der gute Erfolg ſeines Gewerbes, welches ſie in eine Art von Wohlſtand verſetzte, ſehr zu Statten kam. Er hatte allgemein den Ruf eines gutherzigen, menſchenfreundlichen Mannes, welche Eigenſchaften ihm die Achtung und die Liebe aller ſeiner Bekannten zu wege brachten. Unter ſeine vertrauteſten Freunde gehörte Swentin, ein Trödler, und einer ſeiner nächſten Nachbaren. Dieſer war auch verheirathet, und hatte mehrere Kinder; aber da er kein ſehr guter Haushälter war, ſo hatte Stent mehreremal Gelegenheit gehabt, ihn mit Geld zu unterſtützen, und ihn aus mancher Verlegenheit zu reißen. Indeſſen lebten beyde Familien auf dem vertraulichſten Fuße mit einander, und es war nichts ungewöhnliches, daß die eine den Abend bey einer Taſſe Thee in dem Hauſe der andern zubrachte. Maria, Stent's Frau, war zu der Zeit, von welcher wir reden, kaum 23 Jahre alt, guten Ausſehens und von Geſundheit ſtrotzend, und demnach ganz geeignet, die Begierden des liederlichen Swentin aufzuregen. Die Vertraulichkeit, welche zwiſchen den beyden Familien herrſchte, machte es ihm leicht, ſie mit ſeinen frevelhaften Wünſchen bekannt zu machen; über anderthalb Jahre widerſtand ſie denſelben, aber der heimtückiſche Verführer wußte das thörichte Weib durch die herzbrechendſten Beſchreibungen ſeiner heißen, unbezwingbaren Liebe endlich zu bereden, daß ſie ihn anhörte; und es wird allgemein geglaubt, daß nur die Drohung ſich zu ermorden, wenn ſie ihm kein Gehör gebe, wozu er auch wirklich zwey ſcheinbare Verſuche gemacht haben ſoll, ſie endlich in ſeine Arme geworfen habe. Sie fiel. Wie lange ihr heimliches Verſtändniß eigentlich gedauert, iſt nicht bekannt; ſie hatten es ſo ſchlau einzurichten gewußt, daß kein Dritter eher etwas davon merken konnte, bis ſie ihr Verbrechen und ihre Schande durch eine gemeinſame Flucht verkündigt hatten. Der Tag, welchen ſie hiezu anberaumt, war der ſechste Auguſt vorigen Jahrs. Den Abend vorher war Stent mit ſeiner Familie zu Swentin's zum Thee eingeladen. Nachdem dieſer getrunken, gab Maria vor, etwas Nothwendiges zu Hauſe zu thun zu haben, während deſſen Stent von Swentin durch ein Spielchen, welches ihm dieſer vorgeſchlagen, zurückgehalten wurde. Sie verweilte indeſſen nicht beſonders lange, ſondern kam bald zu Swentin's zurück, wo der übrige Theil des Abends in der unbefangenſten Munterkeit zugebracht ward. Zur gewöhnlichen Zeit begaben ſich beyde Familien zur Ruhe, und am nächſten Morgen waren Maria und ihr Verführer verſchwunden. Lange konnte der betrogene Gatte nicht an die Möglichkeit dieſer Schandthat glauben; ſelbſt liebend und treu, war ihm nie ein Zweifel an die Treue ſeiner Gattinn in den Sinn gekommen; aber bald überzeugte ihn die Beraubung ſeines Geldes und ſeiner beſten Habſeligkeiten, welches alles das Weib den Abend vorher eingepackt hatte, und noch mehr die Ausſage der gleichfalls verlaſſenen Miſtreß Swentin, und der Nachbarn, welche die Flüchtlinge zuſammen geſehen hatten, von der ganzen Größe ſeines erlittenen Schimpfes. Ungeachtet ſeines heftigen und tiefen Schmerzes ſetzte er ſein Geſchäft mit Eifer fort, und dieſe äußere Bemeiſterung ſeiner Empfindung mochte die Schuld ſeiner treuloſen Frau und ſeine Berechtigung zur Rache um ſo mehr bey ihm zu fixer Idee machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 16.

Nro. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 16. September 1819.

Aus dem Meer der Götterfreuden,
Ward ein Tropfe dir geſchenkt.
Ward gemiſcht mit manchem Leiden,
Banger Ahnung, falſchen Freuden,
Ward im Nebelmeer verſenkt.

Aber auch im Nebelmeere,
Iſt der Tropfen Seligkeit!
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und verſinken,
Iſt Genuß für Ewigkeit.

Herder.

Eine Woche am Meere.

(Fortſetzung.)

Mittwoch.

Fiſchermädchen.

Horch, es brauſt in ſeiner Tiefe,
Sturmgeiſt wandelt über dem Meer.
Fröhlich mit den Waſſern gezogen
Kommt Ihr Fiſch'gen, und ſpielt in Wogen
Bald nicht mehr!

Auch die Möwe ſeh ich fliegen;
Alles rührt ſich, was lange geruht.
Heute noch im reichen Netze
Ziehn ſie die ſilbernen hüpfenden Schätze
Aus der Fluth.

Alles freut ſich! Alle hoffen!
Ach! mir kann es ſo wohl nicht ſeyn.
Möcht' ich hinaus, ich darf's nicht wagen —
Immer bleib ich mit meinen Klagen
Ganz allein.

Wie ſich herüber die graue Ferne,
Wie ſich hinüber mein Buſen dehnt!
Weithin gehn die Schiffe vorüber,
Ihm bringt keines von dort herüber,
Was er ſehnt.

In des Mondes ſeel'ger Stille
Schien es mir doch ſo nah, ſo nah!
Aber ſie kommen, die Tage, die Nächte,
Nimmer iſt, was ich mir Liebſtes dächte,
Nimmer da!

Donnerſtag.

Strandherr.

Es könnte wohl ein Stürmchen geben,
Ein Havariechen — es grau't mir ſo.
Man ſoll niemanden was böſes gönnen.
Doch, wenn ſie einmal nicht anders können,
Wär's beſſer hier, als anderswo.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die goldne Kette.

(Beſchluß.)

Als Hochfeld nach acht Tagen wiederkam, und nun wirklich ſeine Flöte mitbrachte, die er vorzüglich gut blies: da verging ihm die Zeit noch weit ſchneller als das erſte Mal. Die freundlich heitre Umgebung, das offene, unbefangene Wohlwollen, mit welchem er hier aufgenommen ward, und Chriſtinens ſeelenvoller Geſang, den er mit ſeinem Inſtrument begleiten durfte — das alles erfreute und belebte ihn ſo, daß dem Glücklichen keine Stunde ſchlug. Der Mittag kam heran, ohne daß er die geringſte Miene zum Aufbruch machte, bis endlich der Vater lächelnd geſtand: ſo lieb ihm Muſik und auch des neuen Freundes Geſellſchaft ſey, ſo komme ihm, dem kaum Geneſenen, für den Augenblick doch ein ſtärkendes Mittagsmahl faſt noch wünſchenswerther vor; wenn aber jener mit ſeiner einfachen Koſt vorlieb nehmen wolle, ſo ſolle er ihm als Gaſt von ganzem Herzen dabey

Digitized by Google

willkommen ſeyn. — Zu ſeinem großen Verdruß muſſte Hochfeld dieß ablehnen, da er ſchon von andern Bekannten gebeten war; doch fügte er gleich hinzu: er hoffe ſchon in acht Tagen ſeine Kette einlöſen zu können, und wenn er dann wieder kommen, und auch zu Mittag bleiben dürfe, ſo werde er ſich wohl hüten, eine andre Einladung anzunehmen. — Ein Wort, ein Mann! wir erwarten euch! rief der Vater mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit; und nun brach jener auch ohne Säumen auf, damit der noch ſehr Angegriffene volle Freyheit erhalte, der müden körperlichen Hülle zu pflegen. — —

Vielleicht könnte es von manchem ernſtern Gemüthe etwas voreilig gefunden werden, daß der Vater dem von ihm noch ſo wenig Gekannten ſchon den Freundesnamen verſchwendete; und doch ſchien er ihn wirklich mit einigem Recht zu erhalten. Denn ſo ſehr hätte der Umgang, das heitre, anſpruchlos verſtändige Geſpräch des jungen Mannes den täglichen Bewohnern der ſchattigen Laube gefallen, daß ihnen die Zeit beynahe lang dünkte, bis zu den Stunden, die er wieder mit ihnen dort zubringen ſollte. Und als nun die Woche zu Ende war, und die Sonne ſo mild und freundlich den Morgen des ſtillen Feſttags begrüßte, da ward es auch Chriſtinen recht froh und feſtlich zu Muthe. Mit munterer Geſchäftigkeit ordnete ſie in der Küche ein kleines, etwas beſſer als gewöhnlich bereitetes Mahl, trug dann das Frühſtück in den Garten, und ging gerade zurück, noch eine vergeſſene Kleinigkeit nachzuholen, als ihr Hochfeld ſchon auf halbem Wege begegnete.

Mit einem leiſen Zuge von Freundlichkeit, der ſeinem, heute beſonders ernſten und nachdenklichen Geſicht etwas ſehr Angenehmes gab, reichte er ihr die Hand zum Gruß. Wie ſeine Miene, ſo ſchien auch ſein Weſen dießmal weniger fröhlich als bisher, und in ſeinem Auge lag etwas Unruhiges und Zerſtreutes. Indeſſen hoffte Chriſtine, der ſchöne Morgen werde ihn wohl erheitern, und bat, daß er nur hinabgehn möge in die Laube, wo der Vater ihn ſchon erwarte. Doch als ſie nun auch zurückkam, da ward ſie bald gewahr, daß ihre Hoffnung ſie dießmal getäuſcht habe; denn Hochfeld blieb ſtill und einſylbig, und erſt, als der Vater verſuchen wollte, durch Muſik ſeine frühere Stimmung zurückzurufen, ſagte er ſchnell und mit ſichtbarer Verlegenheit: Habt Geduld mit mir, lieber Freund! und laſſt uns noch einige Augenblicke warten. Ich kann es euch nicht länger verhehlen: mir liegt etwas ſchwer und beunruhigend auf dem Herzen, und erſt muß ich es herabwälzen, ehe ich, ſelbſt hier mit euch, des ſchönen Tages froh werden kann. — Es betrifft ſo halb und halb noch unſre Kette! ſetzte er dann lächelnd hinzu, und es war, als ob er mit dieſem Worte wieder Muth fände für das, was er zu ſagen hatte. Ihr wiſſt, daß wir anfangs verabredeten ſie zu theilen, und es ſchien mir auch damals ſo am Beſten; doch jetzt — wenn es euch nur nicht mißfiele — jetzt würde es mir weit lieber ſeyn, wenn keine Theilung unter uns Statt fände. Etwas verwundert zwar blickten der Vater und Chriſtine zu ihm auf; doch weit entfernt, ihm das abdringen zu wollen, was ja nur auf ſein wiederholtes Verlangen angenommen war, erwiederte der Erſte ſogleich: „verfahrt darin ganz nach euerm Gefallen und laſſt es euch keinen Augenblick Unruhe machen. Für jetzt braucht ja Chriſtine noch gar nichts von dem Gelde; und nur, wenn wir einmal wieder in Verlegenheit kommen ſollten, erlaubt ihr uns wohl, einer kleinen Anleihe wegen uns an euch zu wenden.“ — „Was fällt euch ein? erwiederte jener faſt unmuthig, ſolltet ihr im Ernſt glauben, daß das meine Meinung geweſen ſey? und könnte denn gar kein anderer Sinn in meinen Worten liegen?“ Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſprach er mit etwas ungewiſſer Stimme weiter: wenn Chriſtine, meine ich, ſich entſchließen könnte, ihr Eigenthum und meines künftig als daſſelbe anzuſehen — nicht wahr, dann hieße ja nicht getheilt, was ihr und mir zu Theil wird? — Und ich muß es euch nur geſtehen, daß ich blos deßwegen ſo ſehr wünſchte, mir den Beſitz der Kette zu erhalten, weil ich ſchon damals eine leiſe Hoffnung nährte, ſie werde ſie vielleicht noch einmal als ein Brautgeſchenk von meiner Hand nicht verſchmähen.“ — „Ja ſo, das iſt etwas Anderes! erwiederte der Vater lachend. Den Handel müſſt ihr mit dem Mädchen allein ausmachen! Oder was meinſt du, Chriſtine? ſoll auf ſolche Weiſe der gefundene Schatz ungetheilt bleiben?“

Sanft erröthend ſenkte die Jungfrau das ſchöne dunkle Auge zur Erde; doch bald hob ſie es wieder klar und freundlich zu dem Bewerber empor, und ſprach mit einem feinen, ganz leiſe den Mund umſchwebendem Lächeln: „Da der Vater, wenn wir uns allein und vertraulich beſprechen, mir doch gewiß ſeinen Rath nicht verſagen wird, wenn er auch gleich jetzt nichts davon gewahr werden läſſt, ſo hoff' ich, ihr vergönnt mir wohl einige Tage Zeit, euern Vorſchlag mit ihm zu überlegen.“

Dagegen konnte nun freylich Hochfeld nichts einwenden, und eine fröhliche Ahnung flüſterte ihm zu, daß die eigne Stimme der Geliebten ihm nicht ganz ungünſtig ſey. Er bat ſie alſo nur noch mit herzlichen Worten, ihn nicht zu lange ihrer Entſcheidung harren zu laſſen, da es ihr doch gewiß das Herz bald ſage, ob ſie ſeine Wünſche erfüllen könne, oder nicht; und dann war er es gern zufrieden, als der Vater ſein Inſtrument ergriff, und es verſuchte, durch den zarten melodiſchen Klang ſeiner Saiten die aufgeregten Gefühle der beyden jugendlichen Herzen leiſ' und milde in ein ruhigeres Gleis zurück zu führen.

Wirklich gelang es nach einiger Zeit dem mächtigen Zauber der Muſik, der Sehnſucht und Ueberraſchung hochfluthende Wogen zu beſänftigen, und Spannung und Verlegenheit aus dem kleinen Kreiſe zu verbannen. Auf des Vaters Wunſch ſangen Chriſtine und Hochfeld einige Lieder, die jener mit ſeiner trauten Cremoneſerinn begleitete; und ſo

Digitized by Google

lieblich und harmoniſch tönte der Geſang dieſer Beyden, daß es dem Vater war, als ſähe er ſie ſchon jetzt auf dem ſtillen Pfade des häuslichen Lebens froh und friedlich neben einander wandeln. Immer heitrer und heitrer ward ihm bey dieſer Vorſtellung zu Muthe, und da er ſchon früher mit einigen Bekannten über Hochfeld geſprochen, und von mehrern Seiten ſein wärmſtes und aufrichtigſtes Lob vernommen hatte, ſo ſehnte er ſich, ſein Verhältniß zu Chriſtinen beſtimmt zu ſehen. Als dieſe daher gegen Mittag in's Haus ging, um noch dieß und jenes zu beſorgen, folgte er ihr auf einige Augenblicke nach, und ſprach mit freundlichem Ernſte: „ſag mir, liebes Mädchen! wenn unſeres jungen Freundes Antrag dir nicht mißfällt — und wäre das Gegentheil, ſo müßte alles mich trügen — warum willſt du es denn lange verzögern, ihm die Antwort zu geben, welche er mit ungeduldiger Liebe von dir hofft? Sieh es iſt heute der erſte Tag, an welchem ich mich völlig wohl und frey von Schmerzen fühle; wenn es dir um's Herz iſt, ſo laß mich an dem Tage dich als Braut ſehen. Ich könnte nicht mehr geſtimmt ſeyn, mich zu freuen, und mit Freude und Hoffnung auf das Glück deiner Zukunft zu bauen, als eben jetzt!"

Da drückte das Mädchen ſanft des früheſten Freundes Hand an ihr feuchtwerdendes Auge, und rief mit weicher, bewegter Stimme: o lieber, guter Vater! wenn ihr es auch wünſcht, wenn es euch auch erfreut — nun ſo ſagt ihm, daß ich gern meines Lebens Glück in ſeine Hand lege, daß ich ihm gut bin, wie er mir, und — — Allein der Vater hörte nicht mehr, was er noch weiter ſagen ſollte; denn mit einem heitern: „Ja, die Botſchaft muß wohl eilig beſtellt werden!" wandte er ſich ſchon wieder zurück nach der Thür.

Aber nun ward es Chriſtinen auch im Hauſe zu eng. Tiefathmend ſetzte ſie ſich auf die Raſenbank unter der ſchattigen Linde an der Gartenthür; zerpflückte träumend die duftigen Blüthen, welche der Weſtwind ihr in den Schoß warf, und war ſo einzig verloren in die ſchnelle Entſcheidung ihres überraſchten Herzens, daß ganz unbemerkt der Vater und Hochfeld dicht neben ihr ſtanden, und jener mit einem neckenden: nun, da bring' ich den Bräutigam! ſie aus ihrer Zerſtreuung erweckte. — Mit ſanfter Gewalt zog der vor allen Erwählte das aufgeſchreckte, erröthende Mädchen wieder neben ſich auf die Raſenbank, und bald weihte des Vaters freudiger Segen den Bund der beyden liebenden, in jedem ſchönen und edeln Gefühl einander nahe verwandten Herzen. —

Ein kleines, einfaches Feſt, bey welchem Luiſe, die kindlich anhängliche Schülerinn, nicht fehlen durfte, feyerte nach wenigen Wochen geräuſchlos Chriſtinens Hochzeit. Mit heitrer Anmuth hatte ſie ſich an dem Tage, dem Geliebten zur Freude, zierlich und ſorgſam geputzt, und nur den Wunſch, ſie nun auch noch mit der reichen Kette geſchmückt zu ſehen, ſchlug ſie ihm ſanft, mit freundlicher Weigerung ab. „Es ſchicke ſich nicht für ſie! war ihre Meinung; wenn es aber beſtimmt ſein Wille ſey, ſie ihr unbedingt und zu freyem Gebrauch zu verehren, ſo wolle ſie ſich ſchon einmal auf andere Weiſe, und gewiß recht von Herzen, dadurch erfreuen."

Die Gelegenheit fand ſich bald. Ein wilder Krieg hatte das angrenzende Land verheert, und Chriſtine, die nun als Gattinn eines fleißigen, betriebſamen Bürgers keinen Mangel mehr kannte, deren Vater in heitrer Sorgenfreyheit unter ihrem Dache lebte, ſandte mit freudigem Sinn ihr glänzendes Kleinod zur Unterſtützung der armen Beraubten und Geplünderten ein. —

Wohl mochten denn auch die Segenswünſche aus jener freyen Gegend, ſo wie die des nähern Kreiſes um ſie her, dem ſie wohlthat, wo ſie nur konnte, heilbringend auf ihr ſtilles Leben einwirken; denn es war heiter und glücklich, wie man es ſelten in dieſem Pilgerlande findet. Und als die Jugend der äußern Hülle ſchon lange für ſie verſchwunden war, da — von Liebe und Wohllaut erhalten — blüht ihr noch hell und unwandelbar friſch die ſchönere Jugend der Seele.

Karoline Still.

Einzug der brittiſchen Geſandtſchaft in Commaſſie, der Hauptſtadt der Aſhantéer, im April 1817.

(Beſchluß.)

In nicht geringe Beſtürzung gerieth die Geſandtſchaft, als ſie mitten unter dieſem ſchwarzen Hofſtaate mit einmal eine Anzahl Mauren erblickte, deren Gegenwart ihr nicht weniger auffiel als ihre Kleidung. Es waren ihrer ſiebzehn; insgeſammt Häuptlinge, in lange, reich geſtickte Röcke von weiſſem Atlaß gekleidet, mit ſeidenen Hemden und Pantalons, und großen mit Edelſteinen beſetzten Turbanen von weiſſem Mußlin. Ihr Gefolge trug lange weiſſe Hemden und rothe, die vom niedrigern Range blaue Turbane. Jetzt ließen die Trompeten ſich lauter vernehmen, und die Reihen der Krieger ſchloſſen ſich enger aneinander. Alles kündete den Reiſenden an, daß ſie ſich in unmittelbarer Nähe des Königs befänden. Wirklich fiengen ſie jetzt bereits an, zwiſchen den Hausbeamten Sr. Majeſtät hindurch zu paſſiren. Umgeben von einem Gefolge, das auf ihre Würden und die Wichtigkeit ihrer Aemter und Bedienungen hinwies, ſaßen da: der Kammerherr, das goldene Groß-Jagdhorn, der Chef der Staatsboten, der Chef der königlichen Executionen, der Aufſeher über den öffentlichen Markt, der Gouverneur der königlichen Begräbniſſe, und der Muſikdirektor. Hinter dem Haushofmeiſter (wörtlich Koch) glänzten eine Menge

kleiner mit Leoparden-Fellen bedeckter Tafel-Service-Stücke, und vor ihm war eine groſſe Anzahl Stücke maſſiven Silbergeſchirres, Waſſerkannen, Siedekeſſel, Punſchbowlen, Kaffeekannen, nebſt einem groſſen, ebenfalls ſilbernen, mit gewichtigen Henkeln verſehenen, vermuthlich zum Verbrennen von Rauchwerk beſtimmten Gefäße zur Schau ausgelegt. Alle dieſe Stücke ſchienen von Portugieſiſcher Fabrik zu ſeyn. Auch der Scharfrichter, ein Mann von rieſenhafter Statur, welcher bey allen Feſten und Präſentationen am Aſhantéiſchen Hofe eine Hauptperſon ausmacht, fehlte nicht. Auf der Bruſt trug er ein kleines Beil von gediegenem Golde. Vor ihm her trug man den mit Klümpchen Blutes gefärbten und zum Theil mit einer Decke von Menſchenfett überzogenen Todesblock. Die vier Dolmetſcher des Königs, ſo reich als immer einer der Häuptlinge gekleidet, unterſchieden ſich durch goldene Ruthen, welche, als Zeichen ihres Amtes und in Bündel zuſammen gebunden, neben und hinter und vor ihnen her getragen wurden. Der Schatzmeiſter verband mit ſeiner eigenen Pracht diejenige, welche ihm der Reichthum ſeines Gebieters verlieh, und prangte mit maſſiv goldenen Büchſen, Maaßen und Gewichten. Die Total-Summe der bey dieſer Ceremonie paradirenden Krieger belief ſich über dreyßig tauſend.

Inzwiſchen hatte ſich Se. königliche Aſhantéiſche Majeſtät .... Doch über den Empfang der Geſandtſchaft ſelbſt will Referent, ſeine Leſer, in Betrachtung, daß er nichts weiter als den Einzug der brittiſchen Geſandtſchaft in Commaſſia hat beſchreiben wollen, auf das intereſſante Reiſewerk, dem dieſe Notizen enthoben ſind, ſelbſt verweiſen.

H.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, im Auguſt.

(Beſchluß.)

Drey Wochen waren auf dieſe Art dahingegangen, ohne daß man hätte erfahren können, was aus dem flüchtigen Paar geworden; als Swenlin einſt um Mitternacht nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, um noch größeres Wehe dort zu verbreiten. Laut an die Thür ſeines Hauſes pochend, begehrte er mit gebieteriſcher Stimme von ſeinem zitternden Weibe Einlaß. Sie öffnete, er drang hinein, und verlangte, daß ſie ihm alles Geld, welches ſie in ihrem Beſitz hatte, geben ſollte. Die Unglückliche, mit dem verſchwenderiſchen Hang ihres Gatten bekannt, hatte, da ſie ſich ſchwanger fühlte, ſo viel Geld erſparet, als ſie nur gekonnt. Dieß wußte der Unmenſch, und zwang ſie unter den fürchterlichſten Flüchen und Drohungen ſich zu entkleiden, und ungeachtet aller Bitten und Thränen, und der Vorſtellungen ihrer bevorſtehenden Niederkunft, ſchnitt er ihre ganze Habe, welche in ſechszig Pfund Sterling beſtand, aus ihrer Schnürbruſt, in welche ſie dieſelbe aus Vorſorge eingenähet hatte, nahm ſolche, und ging lachend davon. Schrecken und Jammer führten nun eine zu frühe Entbindung herbey, in deren Verfolg ſie in Wahnwitz gerieth und ſtarb. Steut beſuchte ſie in dieſem ſchrecklichen Zuſtande, nahm ſich ihrer Pflege an, und ſorgte nach ihrem Tode für das Unterkommen ihrer verwaisten Kinder. Dieſe ſchrecklichen Folgen von ſeines Weibes Vergehen konnten nur die Bitterkeit ſeines Gemüthes vermehren. In dieſer Lage der Dinge waren wieder beynahe eilf Monden dahin gegangen, als er am fünften Auguſt dieſes Jahres folgenden Brief erhielt:

„Heinrich! — Ohne Zweifel wirſt du dich dadurch beleidigt fühlen, daß ich, die ich dich ſo ſehr mißhandelt habe, an dich „ſchreibe; aber glaube mir, ich fühle mein Verbrechen, und will „wo möglich bereuen. O Heinrich! ich habe mehr gelitten, „als ich dir ſagen kann. Als ich das Meer durchſchiffte, erfuhr „ich nichts als Stürme und Unruhe, und das Schiff ſcheiterte; „aber vielleicht weißt du ſchon, daß ich Gott meine Sicherheit „anvertraut, und daſſelbe aufs neue durchſchnitten habe, und „daß ich wieder unbeſchädigt in England angekommen bin, um „mich dir zu Füßen zu werfen, und dein Mitleid anzuflehen. „Kannſt du mir nicht vergeben — aber ach! halte doch einen „Augenblick inne, ehe du mein Schickſal entſcheideſt; ich fühle „in der That wahrhafte Reue und Herzeleid, ſeitdem ich mein „Verbrechen begangen, und hoffe, du wolleſt mein Gebet um „Barmherzigkeit anhören, ſo wie es der Gott gethan, den ich beleidiget. Würde dir meine Geſchichte von Jemand anders erzählt „werden — du würdeſt finden, welch ein Schurke mein Verführer „war. Findeſt du, daß du mir nicht vergeben kannſt — aber der „Gedanke daran macht mich beben — ſo laß es meine Eltern „nicht erfahren, daß du von mir gehört haſt, denn dieſes würde „ihren Schmerz aufs neue erregen, nämlich wenn ſie noch am „Leben ſind, und ich hoffe, ich werde nicht auch das zu verantworten haben. Alles, was ich wünſche, iſt, meine Tage in „Dunkelheit zu verleben, oder ſie, wenn du es wünſcheſt, in einem Armenhauſe, oder an irgend einem andern Orte zuzubringen. Verlaſſe mich nur nicht! ums Himmels willen, thue „nur das nicht! Ich bin von Amerika gekommen, und am „Dienſtag Morgen in Liverpool gelandet. Ich verließ jene Stadt „an demſelben Morgen, und kam dieſen Morgen im „Saracenenkopf“ in Snow-Hill (einem bekannten Gaſthofe in London) an, „wo ich deiner Antwort in der höchſten Unruhe entgegenſehe. „Würde es dir wohl gefällig ſeyn mir einige meiner zurückgelaſſenen Kleidungsſtücke zu ſchicken, da ich beynahe ganz „ohne ein Kleid, das ich anziehen könnte, angekommen bin. „O Heinrich! bedenke dich wohl, ehe du mein Schickſal entſcheideſt. Ich wünſche nur, daß du, da du nun von mir gehöret haſt, Niemand ſageſt, daß ich mich in England befinde; „und bedenke nur, welch' eine Reiſe für ein einzelnes Frauenzimmer ich unternommen. Ich weiß nicht, wenn du Gegenwärtiges erhalten wirſt; wenn du aber kannſt, ſo laß mich „dieſen Abend noch erfahren, weſſen ich mich zu verſehen habe. „Wahrlich, ich kann mit Brot und Waſſer mich befriedigen, „wenn du mir nur vergeben willſt. O Heinrich! überlaſſe „mich der Zerſtörung nicht! Ich weiß, es iſt ein Verbrechen, „von welchem ich dich oft ſagen hörte, daß du es nie vergeben „würdeſt. Ich weiß, daß ich alles verdiene, was du nur ſagen „kannſt; wenn du mir aber nicht vergeben willſt, ſo laß nur keinen meiner Freunde wiſſen, daß ich an dich geſchrieben habe. „Bewillige mir nur dieſe Bitte, wenn du mir nicht mehr gewähren willſt; aber laß mich's bald erfahren; denn ich hatte „nicht mehr als 2 Pf. 5 Sh., womit ich nach London gereiſet. Ein „Uhr, den 5. Auguſt 1819.“

„Maria Steut.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 37.

Digitized by Google

Nro. 223.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 17. September 1819.

> Vermeſſen fragt der Menſch nach jedes Zufalls Grunde:
> Was unſer Schöpfer will, iſt gut.
>
> Uz.

Eine Woche am Meere.

(Fortſetzung.)

Freitag.

(Stürmiſche See.)

Badegaſt (badend.)

„Es ſiedet und wallt und brauſt und ziſcht“ —
Wie „der Taucher“ hier ſteh ich
„Allein in der ſchrecklichen Einſamkeit“ —
Und doch ſo feſt, ſo ohne Furcht
Auf dir, du mütterlich treuer Boden!
Und Euer Brauſen iſt nur Harmonie,
Geſang der Wogen ſelbſt, nicht der Tritonen,
Die nur die Geiſternacht der Phantaſie,
Nicht dieſe klare Fluth bewohnen.

Tauche, tief! —
Umſtürze mich, Woge des All's,
Ganz! und umſchwelle dieſe Bruſt,
Daß ich, rein wie der Schwan,
Stumm wie der Schwan,
Aber voll Melodien,
Wiege und ruhe in deiner Luſt.

Seliges Element,
Ich muß dich laſſen!
Ach, ſoll Minuten nur
Dich umfaſſen —
Genug! genug!
„Gehorſam iſt des Ritters Pflicht!“
(Er ſteigt an den Strand.)

Zitternd ſteh ich,
Glühend, lächelnd,
Eben geboren
Ein Kind der Kraft. —
O bleibe ſo in deinen Schoß verloren
Mein Leid, auf immer entrafft!

Wie friſch und fröhlich,
Los meiner Banden,
Bin ich erſtanden! —
Und immer, immer ſchwellen
Heran die Wellen?
Immer, immer
Streckt ihr der ſchlanken
Arme Schimmer?
Unendlich Wallen!
Rings der Erde Kranken
Wallſt du, hülfreich, allen!

Und ich allein an Deinem Saum?
Bin ich allein bedürftig dieſer Wellen?
Wie öd um mich der menſchenleere Raum!
Sie ziehen hin an blühendere Quellen.
Hier ſchlüge ſie des alten Gottes Laſt.
Dort dient um ſie im lauen Bade,
Das flach ein Marmorbecken faßt,
Mit Alabaſterhändchen die Najade.
Durchduftet, weicher noch die Lilienhaut,
Erwärmt zu ihrem zärtlichen Berufe,
Euch allen, Römer, eine junge Braut
Steigt Meſſalina aus der Salbenkufe.

— O ich! es ſteht mir an zu ſchmähen!
Bey Weichlichkeit und leck'rem Gaum
Sich vor dem Publikum zu blähen
Weicht ſolchem Buhlerleben kaum.
Um wieder bey Egyptens Töpfen
Nach alter Fröhne üppig auszuruhn —
Was will ich hier, als neue Kräfte ſchöpfen

Zum alten Leben? alten Thun?
Hat mich mein Herz hieher getragen?
Für dieſes Schauſpiel ein geweihter Sinn?
Zerrüttet, elend wie ich bin,
Hat mich die Noth hieher verſchlagen!

Doch ſieh, ich wähne
Leben dort auf der Höh.
Fiſcherkähne
Schaukelt die See.
Weht der Wind vom Lande,
Treibt er die Waſſer, leer
Hinaus ins Meer;
Jetzt zum Strande
Herauf zum Flachen
Wimmeln des Meeres Schätze;
Und vom Ufer bricht's
Rings in Nachen,
Und füllt fröhlich die Netze.
Denn aus der Tiefe ziehn ſie nichts. —
Kein Netz ertaucht, und keiner Angel Schnur
Das unergründliche; und wer's ertauchte,
Er zöge Schrecken und Entſetzen nur,
Nicht was er juſt für ſeine Küche brauchte.
So warten wir, bis aus des Abgrunds Schweigen
Genießbar, fiſchbar deine Gaben ſteigen,
Du unerforſchliche Natur!

Geduldig trägſt du, ewges Meer,
Auf dem geſchmiegten Rücken deiner Wellen
Der Schiffe Laſten hin und her,
Verſorgſt das dürre Land mit Quellen,
Mit Speiſe unſere Heerd, und läſſ'ſt, wenn gutes Glück
Den wirren trocknen Lebensfaden
In deine Wellen taucht, auf einen Augenblick
Uns jugendlich und glücklich baden —
Das iſts, was du uns biſt; was wir von dir beſitzen!
Ein Speicher dieſes All! ein Fahrweg dieſe Flächen!
Und dieſe Wogen, die gen Himmel ſprützen,
Ein Sturzbad gegen Nervenſchwächen! —
Du, um die Welt geſchlungen, Rieſenſchlange,
Die, zweymal nur in Nacht und Tag erathmend,
Sechs Stunden, ſchwellend, Luft des Raumes ſaugt,
Sechs Stunden, ſchwindend, von ſich haucht,
Du auch des Menſchen Hausthier nur,
Das ſich zu ſeinen Füßen windet?
Das er mit Stromes Silberſchnur
An ſeines Stalles Schwelle bindet?
Das für den Muthwill ſeiner Fluthen
Sein perſiſcher Tyrann mit Ruthen,
Mit Ketten ſtraft? dir dienend? — mir,
Der arm an deinem Rande ſteht,
Und um ein Tröpſchen Kraft zu dir
Aus deiner ew'gen Fülle fleht? —
O Schöpfung! wunderbarer Ring,
Wo ſcheiden ſich in deinem Kreisgeflechte
Anfang und Ende, feſtverwoben, ab?
Von einem Beſſern ſich das Schlechte?
Von einem Erſten ſich ein Zweytes? — Letztes?
Wo ſich ein Herr — ein Gott — von ſeinem Knechte?

Wie in dem wallenden Wogenſchall
Mir die Stimme verhallt, verfliegt!
Ewig neu ergießen
Ueber des Abgrunds Dunkel gewiegt,
Welle der Welle Widerhall
Steigend jetzt und wieder geſchmiegt
Sich die Waſſer, und zerfließen
All' in ſich, und all' im All.
— Dieſe wird ſiegen!
Herrſchend krauſet ſie den ſchaumigen Kamm,
Hochgewölbt, und höher...
Siehe! ſie ſtürzt —
Stürzte — und verſchwamm.
Denn eine ewge Kraft hält ſie zuſammen;
In jedem Tropfen wohnt der alte Gott der Meere,
Die Schwere,
Und jeder Tropfen iſt in ihm.
— Und dennoch ruht ihr nicht?
Was iſts, das euren Frieden bricht?
Daß windend wie ein Rieſenwurm,
Der wunde Glieder reckt und ballt,
Das Meer in Bergeswogen wallt?
Es iſt der Sturm,
Der feindlich her vom Abend bricht,
Und mit der fremden Elemente Streite,
Auch dieſer Fluthen ſtilles Gleichgewicht
Zum Kampf mit ſeinem Gott entzweyte.
Jede will herrſchen,
Mehr ſeyn und Meer ſeyn;
Kämpft gegen die an,
Käm es auf ſie an,
Würd' es bald leer ſeyn,
Land Meer, Meer Land;
So anſtürmen, bergegroß,
Alle den Rand,
Zu entfliehen —
— Doch alle wieder, alle ziehen
Zurück in ſeinen Mutterſchoß!

Zurück in ſeinen Mutterſchoß —
Zurück! — wo ging Ich aus? wo kam Ich her?
Verloren, einſam, losgeriſſen,
Krank, Thränen nur und namenloſes Sehnen!
Wohin zurück, von allem, was ich liebe
Und das mir doch nicht meinen Himmel gibt?
In dich zurück? mit euch in ſeinen Schoos?
In Deinen Frieden, furchtbar Schlafgemach? —
Ach! da nur fänd ich ihn, in Lethe's Reiche,
Nicht unter meinem Wirthshausdach,
Wohin ich doch und doch zurücke ſchleiche.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Schlöſſer von Cheiſtophoro Colombo, Franceſko Petrarca und Judas Iſchariotes. *)

Ein gelehrter Franzoſe, Hr. C. C. Robin, gab im Jahr 1807 zu Paris in drey Bänden, die Beſchreibung einer Reiſe heraus, welche er in den Jahren 1802 bis 1806, in's Innere von Louiſiana, Weſtflorida und nach den Inſeln Martinique und St. Domingo gemacht hatte. Auf der letzteren Inſel befand er ſich im Brachmonat 1802; er ſah dort ein zerſtörtes, verlaſſnes, mit Trümmern, Strauchwerk, Dornenbüſchen, Neſſeln u. ſ. w. umgebnes Schloß. Während er in den Ruinen deſſelben ausruhte, ermangelte er

*) Correſpondance du Baron de Zach.

nicht, über den Werth und die Vergänglichkeit menſchlicher Dinge ſehr philoſophiſche Betrachtungen anzuſtellen. Inniges Mitleid ergriff ihn, beym Nachdenken über die Schickſale großer Männer, und ſein Unwille ergoß ſich in heftigen Worten über den Undank und die Ungerechtigkeit der Menſchen.. Was war es denn aber für ein Schloß, das ſein ſo ehrenwerthes Nachdenken veranlaſſt hat? Ach! (antwortet Hr. Robin erſeufzend) es war Chriſtophoro Colombo's Wohnung!

Man will den gelehrten Geſchichtſchreibern des großen und unglücklichen Eroberers der neuen Welt die Beurtheilung und Entſcheidung der Frage überlaſſen, ob derſelbe in der That je Luſt und Muße zur Erbauung ſpaniſcher Schlöſſer auf St. Domingo gehabt hat? Zur Zeit ſeiner erſten Reiſe hat er ein kleines hölzernes Fort errichtet, auf der zweyten Reiſe ſah er daſſelbe eingeäſchert, von den zerſtümmelten Leichen ſeiner 38 darin zurückgelaſſenen Unglücksgefährten umgeben. Zur Zeit ſeiner dritten Reiſe fand er die Kolonie in einem Zuſtande von Verwirrung, Aufſtand und wirklichem Aufruhr; er hatte damals mit ſcheußlicher Verfolgungswuth zu kämpfen. Auf der vierten Reiſe ward Colombo durch die Verräther Ovando und Barros mit treuloſer Argliſt empfangen, er ſah ſich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, und den einſtigen Schauplatz ſeines Ruhmes, jetzt ſeines Unglücks und ſeiner Erniedrigung, ſo ſchnell wie möglich zu verlaſſen. Wer auch nur eine oberflächliche Kenntniß von der denkwürdigen Geſchichte der Entdeckung von Amerika hat, müſſte alſo wohl ſehr in Verlegenheit ſeyn, wenn er ſagen ſollte, in welcher Zeit denn Colombo jenes herrliche Schloß, das mitten in einem freundlichen und friedlichen Thalgrund liegt, bewohnt habe? — Allein die Einwohner von St. Domingo *) haben den Hrn. Robin einſtimmig verſichert, es habe das Schloßgebäude dem Chriſtophoro Colombo angehört. Sollte ſich's mit dieſem Schloß nicht etwa eben ſo verhalten, wie mit Franceſco Petrarca's Schloß in Vaucluſe, das die Bewohner dieſes reizenden Thales hinwieder auch allen Reiſenden zu zeigen nicht unterlaſſen? Petrarca hat aber zu Vaucluſe ſo wenig in einem Schloſſe gewohnt, als Colombo auf der Inſel St. Domingo. Das Schloßgebäude, welches auf einem hohen Felſen als der Wohnſitz des unſterblichen Sängers der Laura gezeigt wird, war ein den Biſchöffen von Cavaillon und Herren von Vaucluſe angehöriges Schloß. Die beſcheidene Wohnung des Schwanes der Sorgue hingegen, war ein einfaches Bauernhaus, das er ein wenig hatte ausbeſſern laſſen, um es etwas bewohnbarer zu machen. Dieſem Haus iſt gleiches Schickſal wiederfahren, wie dem kleinen Fort des Colombo auf St. Domingo. Am Weihnachtstag 1335 ward daſſelbe durch eine Räuberbande, die ſeit einiger Zeit in der Umgegend von Vaucluſe ihr Weſen trieb, zuerſt geplündert und hernach angezündet. Es iſt davon keine Spur weiter übrig, weil die Steine von den Thalbewohnern anderweitig gebraucht wurden. Von hundert Wallern inzwiſchen, die in Vaucluſe **) Petrarca's und Laura's Andenken feyern, ſind wohl neun und neunzig, die glauben, des großen philoſophiſchen Dichters Wohnung geſehen zu haben, ſo wie Robin glaubte, jene des cosmographiſchen Seefahrers geſehen zu haben. Von Petrarca's Wohnungen iſt einzig nur ſein Haus in Arqua, bey Padua übrig, und dieß kann zuverläſſig nicht für ein Schloß gelten.

Ein franzöſiſches Sprichwort ſagt: a beau mentir qui vient de loin, zu deutſch: „wenn einer eine Reiſe macht, ſo kann er was erzählen (lügen).“ — Die Reiſe darf nicht immer weit gehen. In Corfu zeigt man ganz unbedenklich das Haus, worin Judas Iſchariotes gewohnt hat. Man meldet dabey, daß die Steine dieſes Hauſes niemals zerſtreut werden können, da, wenn einer auch hundert Stunden weit fortgetragen wird, derſelbe doch bald wieder an ſeine alte Stelle zurückkehrt. Somit hat denn dieſe Wohnung das Schickſal von Petrarca's Haus in Vaucluſe nicht zu beſorgen! Wer zweifeln wollte, käme bey den Erzählern übel an. Doch ſollen neuerlich brittiſche Reiſende dem Burgvogt des Judas-Schloſſes, das andern Berichten zufolge wie ein Stall ausſieht, etwas abweichende Begriffe beygebracht haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Gegenſeitiger Unterricht in Griechenland.

Herr Dodwell, deſſen zweyte, ſehr intereſſante 1805 gemachte Reiſe durch Griechenland, vor Kurzem in England erſchien, war ſehr erſtaunt, in Meſaloggio eine Schule gegenſeitigen Unterrichts zu finden. Ihr ward von einem Lehrer Namens Gregorio Palama vorgeſtanden, und ſie war ſchon ſeit vielen Jahren in ſeiner Familie ein Monopol. Sein Vater Panagoti hielt ſie vor ihm, und mancher reiche Grieche in Konſtantinopel ſchickte ihm ſeine Kinder zu erziehen. Auch der Bruder des Gregorio iſt ein gelehrter Mann und in dieſem Augenblick der berühmteſte Schulmeiſter in Athen.

---

*) Die Stadt St. Domingo ward im Jahr 1494 durch Bartholomä Colombo, Chriſtophs Bruder, erbaut; allein es iſt nicht mehr dieſe nämliche Stadt, worin Herr Robin wanderte. Die alte von Bartholomä gegründete Stadt, iſt im Heumonat 1502 durch einen der ſchrecklichſten Orkane gänzlich zerſtört worden. Die nunmehrige Stadt iſt auf dem weſtlichen Ufer des Ozama-Stroms erbaut, während die frühere am öſtlichen Ufer ſtand.

**) Vallis-Clausa, sic enim vocant incolae, sic vocari voluit natura, ſagt Petrarca, de rebus famil. Epist.

Digitized by Google

Nach ſeiner Abreiſe aus Griechenland bedauerte Dodwell, die Art des Unterrichts nicht unterſucht zu haben. Zufolge Guatieris, der 1669 in dieſem Lande reiſte, ward die Methode des gegenſeitigen Unterrichts, die wir jetzt unter dem Namen der Lancaſter'ſchen als etwas ganz Neues bewundern, zur Zeit ſeiner Reiſe in Athen ſchon geübt. Da dieſes eine intereſſante Beſchreibung iſt, geben wir ſie hier wörtlich. „Wir fanden gegen dreyßig Knaben auf Bänken ſitzen, ihren Lehrer an ihrer Spitze, der ſie leſen lehrte. Seine Methode war ſehr ſinnreich und beſſer wie die unſere. Der Lehrer ließ die ganze Klaſſe zugleich und ohne Verwirrung leſen, wobey jeder Knabe auf ſeinen Nachbar aufmerken mußte. Jeder hatte denſelben Autor in der Hand. Z. B. hatte er dreyßig Schüler, ſo ſuchte er einen Satz aus, und gab ihnen davon nur dreyßig Worte zu leſen; der erſte Knabe las das erſte Wort, der zweyte das zweyte, der dritte das dritte und ſo fort. Laſen ſie dieſelben geläufig und richtig, ſo gab er ihnen dreyßig andre; war aber einer der Knaben zerſtreut oder las unrecht, ſo wurde er von ſeinem Nachbar, der genau auf ihn acht gab, zurecht gewieſen; ſo machte er es mit ſeinem Nachbar, bis alle Worte geleſen waren; ſo daß die dreyßig Schüler, die alle aufpaßten, bereit, jeden Fehler zu rügen, vom Ehrgeiz ſehr lebhaft angetrieben wurden. Jedes Einzelnen Aufgabe war die Aufgabe aller, und der dünkte ſich glücklich, der am beſten beſtehen konnte. Um die Schüler zu verhindern, daß ſie nicht einer den andern vorbereiten konnten, ward die Ordnung im Sitzen immer verändert, und der zu oberſt ſaß, kam in der nächſten Stunde weit von da hinweg zu ſitzen. So reichte eine Lection für eine ganze Klaſſe hin, wie zahlreich ſie ſeyn mochte; und was dem Schulmeiſter ſehr bequem war: die Knaben brauchten nicht jeder einzeln vor ihn hinzutreten, da immer einer des andern Lehrmeiſter war.“ Dieſer Bericht beweist uns wieder, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 16. Auguſt.

Einen reichhaltigen Stoff für den unerſchöpflichen Witz der Römer gewährt die Ausgrabung der Tiber, von welcher ich bereits mehreremal Ihnen Nachricht ertheilt habe. Das Schiff iſt nämlich ſo winzig ausgefallen, daß die Räder nicht die Kräfte von zwey Pferden haben, und die, welche den Haſpel in der Mitte drehen, beynahe am Bord anſtoßen. Gefunden wurde bis jetzt noch nichts, als ein am Ufer liegender Cippus sepulcralis, welchen Fea gerade wollte in den Vatikan bringen laſſen. Nun will Fea die Unternehmer peinlich verklagen, das Publikum ergetzt ſich am Streite, und an der Verlegenheit der HH. Naro, Ré und Comp. und die ganze Sache wird ſich wohl bald zu geringer Satisfaction der ultramariner und ultramontaner Theilnehmer auflöſen.

Die Nachgrabungen bey Tivoli werden nächſtens wieder beginnen. Bis jetzt haben ſie eine ſehr ſchön drapirte ſitzende weibliche Geſtalt mit aufgeſetztem antikem Kopfe, — ich halte ſie für eine Muſe — die Fragmente von drey Fechtern, und eine kleinere Statue unter Lebensgröße, einen ſtehenden Jüngling, geliefert. Die Ausfuhr dieſer Stücke iſt bereits abgeſchlagen worden; dieß mag gut ſeyn für Rom, aber, bey dem Mangel an inländiſchen Käufern und an Geld in der Staatskaſſe, iſt es für die Finder wirklich ein Unglück, daß die Statüen nicht etwas ſchlecht ſind.

Die vielen Kranken unter der deutſchen Landsmannſchaft ſind alle wieder hergeſtellt, oder geneſend. Nächſtens werden mehrere der bedeutendſten der neu-alten Schule, Cornelius, Eberhard, Mosler u. A. nach Deutſchland zurückkehren; andere ſind nach Florenz gegangen, welches bey ihnen für die eigentliche Hauptſtadt der Kunſt gilt. Die kräftige Beurtheilung in der Beylage der Allgemeinen Zeitung, in welcher das wahre Weſen dieſer Schule mit ſcharfer Lauge begoſſen wird, hat unglaublichen Lärm verurſacht, und, wie ich höre, auch eine Antwort, welcher ich größere Mäßigung und beſſere Gründe anwünſche, als die mündlichen Aeußerungen darlegten, deren Leidenſchaftlichkeit zum Glauben hätte verführen können, daß dieſe Beurtheilung wirklich den rechten Fleck getroffen habe.

Die Räuber werden immer zahlreicher und frecher. Das Edikt, vermöge welches Sonnino geſchleift werden ſoll, iſt noch immer nicht ausgeführt, und wird auch wohl nie ausgeführt werden. Das Militär leidet an Wechſelfiebern, und beynahe die ganze Beſatzung von Rom iſt geſtern ſüdwärts abmarſchirt.

Die Geſellſchaft von Bazzi, welche ſchon 1815 hier ſpielte, löst die von Veſtris im Theater Valle ab. Ob ſie ſie erſetzen wird, wage ich nicht voraus zu beſtimmen. Das Ballonſpiel hat aufgehört, dagegen haben die edeln Thierhetzen wieder angefangen. Jenes fand im verwöhnten Rom dieſes Jahr geringe Unterſtützung, dagegen die Provinzſtädte, Imola, Fano, Rimini, die erſten Spieler Italiens durch den Fanatismus des Publikums und die ſtarken Wetten an ſich ziehen.

In dem neueſten (Julius-)Heft des Giornale arcadico befindet ſich ein intereſſanter Aufſatz über drey Favissæ, welche bey Ebnung des Bodens vor dem Dome vom Architekten Joſeph del Roſſo gefunden und erläutert wurden. Der Ort enthielt einſt zugleich den Tempel und die Citadelle des alten Fæsulæ. Vor dem Tempel waren drey runde, nach oben ſich verengende Gruben angebracht, in welchen alles den Göttern geweihete, aber zu fernerem Dienſte unbrauchbare geworfen, und dem menſchlichen Gebrauche entzogen wurde. Dieſe geheiligten Düngergruben wurden Favissæ oder Flavissæ genannt, und Martianus ſagt uns, daß auch am Tempel des capitoliniſchen Jupiters welche waren. Die von Fieſole waren mit Unrath gefüllt, unter welchen ſich Scherben uralter Gefäße, Ziegenhörner, Wolfszähne u. dgl. befanden. Ein Kupferblättchen gibt uns eine Anſchauung von Grundriß und Durchſchnitt dieſer Stelle, wo man den Felſen künſtlich geebnet, und nebenan alte chriſtliche Gräber fand. Es iſt merkwürdig, daß auch die deutſche Vorzeit die Plätze um die Gotteshäuſer als Feſtungen anlegte und benutzte! Del Roſſo behauptet, daß dieſe, bereits wieder verſchüttete, Entdeckung bis jetzt die einzige ihrer Art ſey.

Literariſche Neuigkeiten weiß ich Ihnen ſonſt keine zu melden. Auch Fremde von Bedeutung, welche hier angekommen wären, wüßte ich nicht zu nennen.

M.

Nro. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. September 1819.

Hoch über der Zeit und dem Raume ſchwebt
Lebendig der höchſte Gedanke.

Schiller.

Eine Woche am Meere.

(Fortſetzung.)

Sonnabend.

(Nacht.)

Emma.

Entronnen bin ich ihrer Wacht.
Ich fürchte nicht die Grau'n der Nacht.
Sie liegen tief im Schlaf; allein
Will ich mit meiner Sehnſucht ſeyn.

Jetzt, du Geliebter mir ſo fern,
Dieß iſt die Stund' und dieß der Stern.
O Liebesallmacht, gib mir nun
Einmal an ſeiner Bruſt zu ruhn!
O werde wahr in ſchönſter Kraft
Der Zauber alter Wiſſenſchaft!
Jetzt, Ariel und Gnom' und Elf,
Die Nacht iſt ſtill, die Glock iſt zwölf.

Dünen-Hölen mit buſchigen Brau'n,
Ufers Augen die dunkel ſchaun,
Fernher kommende Welle,
Allbeleuchtende Sterne,
Zaubert mich in ſeine Ferne
Oder ihn an dieſe Stelle! —

Wie ſchaurig iſt die Nacht und ſtill!
Ich kann nicht fühlen wie ich will.
Von Meer und Dünen eingeengt,
Steh' ich auf dieſen Weg gezwängt —
Wie wenn — wer weiß wohin er geht —
Mir gräßlich was entgegenträt?
Nun fällt's mich mit Entſetzen an;
Es war nicht recht, was ich gethan!
Zurück! zurück!

Ach, ſchon zurück?
War das der Geiſterſtunde Glück?
Wo eine goldne Stunde lang
Schläft irdiſche Gewalt und Zwang?
Wo ſelig ſich und leis und leicht
Verbotnes zu einander ſchleicht,
Wo, was getrennt in Schmerzen irrt,
Wähnt' ich, ein Weilchen glücklich wird?

Zurück! Umſonſt verſuchſt du, thöricht Herz,
Das Weſenloſe zu ergreifen.
Vergebens läß'ſt du himmelwärts
Die ruheloſen Blicke ſchweifen.
Hat es auch Seele, was dort blickt?
Sind's Stimmen, die von dorther ſäuſeln?
's iſt Widerſchein, was matten Glanz verſchickt,
Und Wellen ſind es, die ſich kräuſeln.
Mag ſolcher Tod lebendig werden?
Zurück mein Herz! Ihn haſt du nicht;
Der Schmerz allein iſt wahr auf Erden.

Stimme.

In Klang allein ein ſüßes Daſeyn weiden,
Die Namen ſelbſt von Bräutigam und Braut,
Die Harmonie allein, kein Altar traut,
In das Geheimniß holden Klang's verkleiden;

In Wollaut aufgelöst des Buſens Leiden,
Der Welle Nachbar, die melodiſch thaut,
Und „Laura“ in der Luft, der Wonnelaut,
Und „Laura“ Widerhall der gold'nen Saiten —

„Sie lebt.“ — Sie lebt? ich ſelber weiß es nicht;
Ich lauſche nur, was dieſe Stimmen ſagen,
Der Antwort nur, die dieſe Echo gibt. —

Digitized by Google

Und durch die Wipfel rinnt's, die Welle ſpricht,
Und durch die Lüfte wird der Gruß getragen,
Und durch die Saiten rauſcht's: Sie lebt, und liebt!

Emma.

Welch ſüßes Lied ſchwamm durch die ſtille Luft!
Woher? von wem? Rings aus belebten Räumen
Umhaucht's mich mit melod'ſchem Duft,
Untaſtbar, ortlos, wie in ſel'gen Träumen.

Sie liebt! Ich ruf es nach. O daß ein Traum,
Daß dir's ein Lüftchen zuzutragen wüſſte! —
O daß, wie dieſer Fluthen Saum
Zugleich beſpült der beyden Welten Küſte,
Mein Weſen, aufgelöst im Raum,
Sich nie und nirgend von dir ſcheiden müſſte!

— Weh mir, was wallte
So nah die Fluth? —

Es iſt der Alte!
Ich faſſe Muth.

Der Alte.

Wie wohl thut Ihr! Nie hat in ſolcher Nacht
Ein rein Gemüth ſich ohne Troſt ergangen.
Reich iſt der Tag; allein er nimmt mit Macht
Am Einzelnen den ſtarren Blick gefangen,
Der, aufgelöst in maſſenvoller Nacht,
Betrachtung wird, und ſüßeres Verlangen.

Emma.

Seyd mir gegrüßt, daß lieblicher Geſang
So hold zu meinem Ohr gedrungen!

Der Alte.

Was täuſcht Ihr Euch? Heil! wem der Fernen Klang
In ſolcher Nacht vergebens nicht erklungen.

Emma.

Der Ferne? wie? Ihr war't es nicht?
Was konnt es ſeyn?

Der Alte.

Der Zauberſtimmen eine,
Wie ſie die Fluth bey günſtiger Sterne Scheine
Aus jenem Eiland ſanft herüberbricht.

Emma.

Mit ſüßem Graun erfüllt mich, was ich höre!
Ein Eiland? wo?

Der Alte.

Ich weiß es nicht;
Und doch allgegenwärtig iſt es da!
Fern oder nah im wunderbaren Meere
Schwimmt irgendwo Ogygia. —
Mögt Ihr in Glauben Euer Herz bereiten,
So kommt und hört; indeß Ihr mir erlaubt
Zu Eurem Haus Euch zu begleiten.
Wer hat die Wahrheit, der nicht glaubt?

Irgendwo in blauen Meeresweiten
Schwimmt ein Inſelchen in linder Luft.
Dort, allein mit ihres Herzens Freuden
Wohnt Calypſo in kryſtallner Kluft.
Weit umher auf ödem Meer verbreiten
Zauberblumen einen Balſamduft,
Und Geſanges wunderbare Weiſen
Hören, die vorüberreiſen.

Einſam ſitzt ſie dort die ſtillen Stunden
Webend ihr ambroſiſches Gewand,
Selig; denn ſie hat ein Glück empfunden,
Das der Himmliſchen noch keine fand.
Einen, den ſie liebt, hat ſie gefunden!
Eine Seele, die für ſie empfand!
Und wie viel den Göttern höh'res bliebe,
Was iſt ſeliger als Liebe?

Staunend ſieht ſie einſt den Schwimmer landen,
Sieht den Kühnen, wie er vor ihr ſteht,
Der wie einer, dem nichts mehr vorhanden,
Um die Gaben heilgen Gaſtrechts fleht.
Gern gewährt ſie ihm, der holden Banden
Dankbar, unbewuſſt, entgegen geht;
Denn ſie fühlt mit wunderbarem Triebe
Die Gewalt der erſten Liebe.

Einen Sterblichen? — wo ſind die Maaſe,
Wie du einſt ſie im Olymp gekannt?
Wo Apollons Wuchs und Stirn und Naſe,
Wo Hermeias Fuß, und Liders Hand,
Ihm, der narbenvoll des Lebens Straße
Wehvoll, duldend ſich hinunter wand?
Wo die Allmacht, die um Götter wehet? —
Und der Nackte hier, der flehet?

Aber dieſer Augen ſtolzes Brennen!
Dieſes Willens unbezwungner Muth,
Würdiger als das bequeme Können,
Das im Schoos der trägen Götter ruht; —
Und der Kampf, ſich ſelbſt nicht zu bekennen,
Was ſich mahlt in ſeiner Wangen Gluth —
Holdes Spiel von Wollen und von Müſſen,
Lieblich iſt es, dich zu küſſen!

Denn ſie ſchwelgen dort und blühn, und glühen
Dann nur, wann der Trieb ſie überfällt,
Und, geſättigt die Begier, entfliehen
Sie der Göttinn, die die Laſt behält.
Dieſes Herz will ich mir ſelbſt erziehen;
Sein Bedürfniß ſey mir meine Welt.
Mögt ihr hoch ob Erd und Himmel walten!
Laſſt mich mein Geſchöpf behalten.

Wie die Mutter ſich ihr Kind bewahret,
Liebevoll, doch ſtrenge von Geſtalt,
Daß der Schwäche nicht der Sohn gewahret
Und entwächst der zärtlichen Gewalt;
Wachſam ſtets, daß ihn kein Leid befahret,
Bald mit Küſſen und mit Ernſte bald;
So Calypſo wacht mit Zauberbanne
Ob dem holden wilden Manne.

Denn wie ſelig er die ſüßen Freuden
Trauter Nacht in ihren Armen theilt,
Muß ſie ſtets zur Morgenröthe leiden,
Daß er fort zum Meeresſtrande eilt.
Oft auch ſieht ſie Thränen ihm entgleiten,
Unruhvolle, die kein Küſſen heilt;
Denn, von Macht gehalten und getrieben,
Möcht er fliehn, und ach! muß lieben.

Wie ein Löwe, den aus Lyb'ſchen Auen
Zahm ein Mann in ferne Länder bringt,
Sehnſuchtvoll den alten Wald zu ſchauen
Unvergnügt die fremde Koſt verſchlingt;

Digitized by Google

Herrlich iſt zu ſehn, und doch mit Grauen,
Wie er raſtlos auf und nieder ringt;
So gedenk der alten Tag' und Lande
Schweiſt Ulyß am Meeresſtrande.

Aber ſie in ſtets erneuter Schöne
Steht vor ihm, wann er am trübſten iſt.
Jetzt bezwingt ſein Leid die Macht der Töne,
Jetzt, noch ſüßer, wird es weggeküſſt.
Weiſe braucht ſie, bis er ſich gewöhne,
Nun der Anmuth Zauber, nun der Liſt;
Aber ſtets der Kunſt, mit holdem Geizen
Nimmer ſättigend zu reizen.

Und, auf daß ſie jedem Unheil wehre,
Sich zu nahn der Liebe ſelgem Schoß,
Löſet ſie von ſeiner Banden Schwere
Tief im Meeresgrund das Eiland los.
Leiſe ſchwimmt's dahin im blauen Meere
Hin und wieder in der Lüſtchen Stoß;
Und wie viel im Meer ſich Schiffe zeigen,
Keiner mag es je erreichen. —

Trauter, ſpricht ſie, wohl hab ich errathen,
Welcher Wunſch dein ſterblich Herz bedrückt.
Wie ſie ſich den ew'gen Göttern nah'ten
Hat von je die Irdiſchen gedrückt;
Und ſie ringen, eitler Wahn! mit Thaten
Nach der Herrlichkeit, die Götter ſchmückt;
Doch umſonſt! Dir aber will ichs geben:
Sieh! unſterblich ſollſt Du leben! —

Wiſſe, ſpricht er, unſerm Loos, dem herben,
Seinen Lohn auch gönnte das Geſchick.
Muß ein Mann gleich blutig kämpfend werben,
Iſt die That doch ſeines Buſens Glück.
Ohne Murren will ich heiter ſterben,
Aber gib die Freyheit mir zurück!
Meine Waffen! laß mich und die Auen
Meiner Heimat wieder ſchauen!

Denn ein heil'ges Band, das uns umwindet,
Ihr Unſterblichen, ihr kennt es nicht.
Was ein Mann auch Hold' und Liebes findet,
Ueber Alles doch geht ihm die Pflicht!
Wohl iſt nur dem Treuen, den ſie bindet —
Alſo ſpricht er; ach! und wie er ſpricht,
Steht ſie da in neuer Schönheit Fülle,
Und dahin iſt Kraft und Wille.

Hier zu ſiegen, muß ein Gott ſich zeigen!
Und dem Willigen erſcheint er bald.
Sieh, er naht. Aus dunkeln Lorbeerzweigen
Steigt herab die heilige Gewalt.
Jene ſieht ihn, ſchauernd; ihresgleichen,
Aber wie viel höher an Geſtalt! —
Würdig, doch mit innerlichem Bangen,
Wird der hohe Gaſt empfangen.

Niederruhend Der, auf goldnem Throne,
Nektar koſtend und Ambroſia,
Schaut, wie wonniglich die Nymphe wohne
Staunenvoll, ſo lieblich iſt es da.
Göttinn, ſpricht er, Heil dem Erdenſohne,
Der ſo Köſtliches mit Augen ſah;
Denn, wie viel er ſehn mag und erfahren,
Das wird ſtets ſein Herz bewahren!

Doch nur ſo geſchieht der Götter Wille,
Daß nichts länger dieſen Mann hier weilt.
Nicht Genieſſen ward ihm, nicht die Stille,
Sondern Kampf und Dulden zugetheilt.
Darum, daß er ſein Geſchick erfülle,
Laß ihn jetzt, daß er von hinnen eilt,
Und nach mancher Noth, Gefahr und Wehe
Endlich ſeine Heimat ſehe.

Schweigend hört, mit hingeſenktem Haupte,
Alles ſie, die endlich alſo ſpricht:
Wunderbar! als ich dem Meer ihn raubte,
Kannt' ich ſelbſt der Wonnen höchſte nicht!
Ach! und nun, da ich mich glücklich glaubte,
Iſt er mein nicht, und gehört der Pflicht! —
Spricht's und eilt, und birgt in ſtiller Grotte
Ihre Thränen vor dem Gotte.

Doch nach einer kleinen ſtillen Weile
Tritt ſie ruhig, herrlicher, heraus.
Selbſt ſie führt nun in geſchäft'ger Eile
Den Erſtaunten ans Geſtad hinaus;
Sucht ihm ſelbſt mit ſcharfer Axt und Beile
Aller Stämm' umher die beſten aus,
Und beſorgt Geräth und Trank und Speiſe
Emſig, freundlich, für die Reiſe.

Und wie alles nun zuletzt vollendet,
Schon das Segel bläht am hohen Maſt
Vom gelinden Fahrwind, den ſie ſendet,
Treibt ſie fort den heißgeliebten Gaſt;
Der wie träumend geht, und oft ſich wendet,
Zaudernd, ungewiß, unwillig faſt;
Aber fort rafft ihn des Windes Wehen;
Und der Gott taucht in die Höhen. —

Einſam jetzt in Meeres blauen Weiten
Lebt die Göttinn, ſelig! unbekannt!
Jener Tage ſüßgenoſſ'ne Freuden
Schuf unſterblich ihre Götterhand.
Traun! es müſſt ein Gott den Raum durchſchreiten,
Zu erſchaun das wunderbare Land;
Denn wie viel im Meer ſich Schiffe zeigen,
Keines mag es je erreichen.

(Der Beſchluß folgt.)

A n e k d o t e.

Ein reicher Hageſtolz, der vor Kurzem in Paris ſtarb, befahl in ſeinem letzten Willen, daß man ihn in ſeinem Geburtsort begraben ſollte. Ein ſchöner Todtenwagen führte ihn dahin ab. Seine Erben, die an eben dieſem Orte lebten, muſſten der Verlaſſenſchaft wegen nach Paris reiſen; um ſparſamer zu verfahren, ſchien ihnen der rückkehrende Todtenwagen eine ſehr zweckmäßige Gelegenheit. Vier rüſtige Vettern ſetzten ſich kecklich unter den ſchwarzen Traghimmel, deſſen lange Franzen ihre vergnügten Geſichter umhingen, und kamen ſehr zufrieden über das Gelingen ihres Finanzplans, zum großen Gelächter der ganzen Wachtſtube, an der Barierre an.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, im Auguſt.

(Fortſezung.)

Anfangs war Stent beym Empfang des Briefs ſeiner treuloſen Gattinn, der ſie nach langem vergeblichen Nachſuchen in ſeine Hände führte, ganz betäubt. Seine erſte Beſtürzung machte dem furchtbarſten — wahrſcheinlich ſchon lange gefaßten und in verſchloſſenem Buſen genährten — Entſchluß Plaz. Mit einem gewöhnlichen Schlächtermeſſer, das er in der Eile ergriffen, in der Taſche, fliegt er zu dem Gaſthof, wo ſeine ſtrafbare Gattinn in Angſt und Verzweiflung ſeiner harret, (es war Abends ſechs Uhr). Haſtig fragt er, ob mit dem Liverpooler Poſtwagen ein Frauenzimmer angekommen, und wo ſie wäre. Ein Aufwärter führt ihn nach ihrem Zimmer, und nachdem er ihn hineingelaſſen, macht er die Thür hinter ihm zu, und entfernt ſich. Aber kaum iſt er wieder zu ſeinen Beſchäftigungen zurückgekehrt, als man auch ſchon das Hülfsgeſchrey der Frau vernimmt; eilig fliehen die Diener des Hauſes hinzu, und finden bey Eröffnung des Zimmers dieſelbe auf dem Boden liegend, und Stent mit einem blutigen Meſſer in der Hand auf ihr knieend. „Ach, er wird mich ermorden“, ſtöhnt die Unglückliche, die ſchon an zwey Stellen im Unterleibe verwundet iſt. Und ehe die erſchrockenen Leute ihr zu Hülfe kommen können, hat der ſeine Schande rächende Gatte ihr noch einen Stich in den Hals verſezt. Wahrſcheinlich hielt er ihn für den Todesſtoß, denn ſobald ſtehet er auf, läßt das Meſſer fallen, und ſagt: ich habe gethan, was ich gewollt; ſie war ein niederträchtiges Weib — und ich bin bereit mich den Gerichten zu übergeben. „Ja, rief die Verwundete ſogleich, tief ächzend, ich bin ein ſchändliches Weib; aber du warſt der beſte Gatte; wenn dir nur nichts Leids geſchieht — ich habe verdient, was mir widerfahren. Komm“, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, während man ſie vom Boden aufgenommen, und nun durch eilige Verbände das Blut zu ſtillen ſuchte, „komm, Heinrich, und küſſe mich!“ — Er kniete nieder, und küßte ſie; ſie gab ihm den Kuß zurück, wobey ſie immer fortfuhr ſich ſelbſt anzuklagen. Indeſſen hatte man eine Bahre herbeygebracht, worauf man die Verwundete legte, um ſie in das nahe gelegene St. Bartholomäus-Hoſpital zu ſchaffen. Das Zimmer hatte ſich mit Neugierigen angefüllt; und da man nicht ſogleich einen Gerichtsdiener auffinden konnte, hätte Stent leicht entfliehen können; aber er machte auch nicht den geringſten Verſuch dazu, ſondern ſah gelaſſen die Bahre mit ſeinem todtenblaſſen Weibe davon tragen, und harrete ruhig des Ausganges. Als endlich ein Gerichtsdiener kam, ließ er ſich ohne den geringſten Widerſtand zu leiſten, von ihm feſſeln, und ſchweigend folgte er ihm ins Gefängniß. Als er dort angekommen war, ſchrieb er folgendes Billet an ſeine Schweſter:

„Meine liebe Eliza. — Ich bin im Saracenenkopf „geweſen, und habe Marien geſehen. In Folge deſſen, „was zwiſchen uns vorgefallen, befinde ich mich im Gefängniß „in Giltſpur-Straſſe. Ich muß es dir überlaſſen, wie du „unſern Eltern die Nachricht beybringen willſt. Ich verbleibe „dein liebender Bruder

Heinrich Stent.“

Auf der andern Seite des Papiers befanden ſich folgende Worte: — „Ich habe ſie verwundet — ich erwähnte dieſes nicht „auf der andern Seite, damit es dich nicht zu ſehr überraſchte, „bis du mehr darauf vorbereitet ſeyn würdeſt. Es wird unnüz ſeyn, heute zu mir zu kommen, da man vor Morgen „früh um neun Uhr Niemand einläßt.“ — Nachdem er dieſes Billet abgeſchickt, war er ganz ruhig; ſeine That ſchien ihn, da ſie einmal geſchehen, nicht zu reuen, und er wünſchte nur, daß, wenn ſeine Frau an ihren Wunden ſterben müßte, ſie wenigſtens nicht lange leiden möchte.

Unterdeſſen war dieſe ins Hoſpital gebracht worden, wo ihre Wunden unterſucht und gehörig verbunden wurden; es war aber nicht möglich, an jenem Abend über die Natur derſelben etwas Beſtimmtes zu ſagen. Auf dem Wege dahin entſchlüpfte der Leidenden nicht eine einzige Klage, ſie fuhr vielmehr fort, die Gerechtigkeit ihrer Strafe anzuerkennen, und zu wünſchen, daß ihr Mann nicht beſtraft werden möchte. Sie hielt ihre Hand ausgeſtreckt, und rief ihn öfters bey ſeinem Namen; und als ihr einer aus der Menge die Hand drückte, dankte ſie ihm, indem ſie ihn für ihren Gatten hielt, und dieſen Händedruck als ein Zeichen ſeiner Vergebung anſah, aufs zärtlichſte, indem ſie ausrief: — „nun werde ich glücklich ſterben, Heinrich, da du mir verziehen haſt!“ In dieſen Geſinnungen hat ſie bis zu dieſem Augenblicke, wo ſie ſich beynahe hergeſtellt fühlet, beharret, und ſich ſogar nicht geſcheuet, es gegen ihre Mutter und Schweſtern, die ſie ſeitdem im Hoſpital, wo ſie ſich noch befindet, beſucht, zu erklären, daß ſie ihren Gatten, welcher der beſte Mann in der Welt wäre, aufs ſchändlichſte mißhandelt, daß ſie die Gerechtigkeit ſeiner Rache anerkenne, und nur wünſche, daß ihm deswegen kein Uebels widerfahre. Alles dieſes zeigt von einer wahren Reue, und läßt uns ſchließen, daß, obgleich fähig, ihre Pflichten, die heiligſten auf Erden, für einen Augenblick zu verlezen, die Tugend doch nie ganz aus ihrem Herzen gewichen war; und dieſes muß uns einigermaßen mit ihr ausſöhnen. — Man erfuhr auch nun, daß ſie ſich mit Swentin (wahrſcheinlich nach ſeinem lezten Beſuch bey ſeinem unglücklichen Weibe) nach Amerika eingeſchifft; daß, als ſie kaum den Hafen verlaſſen, einer der wüthendſten Stürme ſie ergriffen habe, wodurch endlich das Schiff an der Küſte jenes Landes geſcheitert ſey. Beyde wurden indeſſen gerettet, aber Maria ſah das Toben der Elemente als eine Verkündigung des Zornes der Gottheit, die ſie beleidigt, an; ihr eingeſchläfertes Gewiſſen erwachte, und ſie trennte ſich von ihrem Verführer; das Weitere erhellt aus ihrem eigenen Briefe.

Kehren wir nun zu Stent zurück; wir verlieſſen ihn im Gefängniſſe, ruhig in der Erwartung des ſchrecklichſten aller Schickſale, — des Todes von Henkershand. — Am nächſten Morgen ward er nach Guildhall vors Polizeygericht gebracht. Die Sache war ſchon bekannt geworden, und eine große Volksmenge war verſammelt, um ihn zu ſehen. Er erſchien in ſeinem geſtrigen Anzuge, einem anſtändigen ſchwarzen Kleide; auf ſeinem Geſichte lag ernſte Faſſung, aber kein Troz. — Mehrere Zeugen wurden in ſeiner Gegenwart verhört; und als einer derſelben die rührenden Reden Mariens nach der Verwundung erwähnte, da ward ſein Gleichmuth doch erſchüttert, und große Thränentropfen entſtürzten ſeinem Auge; bald aber erlangte er ſeine vorige Faſſung wieder. Auf die Frage des Alderman, ob er etwas zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen hätte, ſagte er, nein; und er ward wieder ins Gefängniß zurückgeführt, bis ſeine Frau im Stande ſeyn würde, ihr Zeugniß abzulegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Man kann mich vor- und rückwärts leſen,
Und nur ein Hauch verbindet mich,
In mir vereinigen zwey Weſen
Der Regel nach auf immer ſich.
Der Himmel kann ich dir auf Erden,
Bisweilen auch die Hölle werden.

Heinrich S.

Auflöſung der Charade in Nro. 213.

Charade. (Chat-rat-de.)

Digitized by Google

Nro. 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. September 1819.

Steig auf der Geſchöpfe Leiter
Bis zum Seraph — ſteige weiter,
Seele, Gott ſey dein Geſang.

Rammler.

Eine Woche am Meere.

(Beſchluß.)

Sonntag.

Die See iſt ſtill und klar; die Luft iſt rein.
Wär ihrer Höh nur irgendwo ein Ziel,
Du ſchauteſt es durch die ſapphirne Luft.

Du blickſt hinaus; des Meeres Bogenrand
Suchſt Du umſonſt im goldnen Morgenduft,
Der Welt und Himmel blau in blau verſchmelzt.

Der Fiſcher geht in ſeinem Feyerkleid.
Sein Netz, ſein Nachen, die am Lande ruhn,
Er prüft ſie ſtill, und freut ſich; ſie ſind gut.

Hier ſteht er ſtill und ſchaut, und ſchauet lang.
Sieh! er entblößt ſein Haupt; du ahn'ſt wozu —
Hier iſt ſein Tempel, ſein Altar iſt hier.

Und auf der Höh am braunen Fichtenſtamm,
Der über ihm die lock'ren Zweige webt,
Verſunknen Blicks ausſchauend, ſitzt ein Mann.

Zu mahlen dir, zu ſagen, was er ſchaut?
Papier und Griffel ruhn in ſeinem Schoß.
Du harrſt umſonſt; er mahlt und ſagt es nicht.

So eint die Farben Iris Ring; ſo löst
Der Sonntag dir der Woche Räthſel auf. —
Still feyert ſein Geheimniß das Gemüth.

Maurice und Berghetta oder der Pfarrer von Rahery. *)

Die engliſchen Blätter haben ſich über dieſen Roman ſehr verdrießlich vernehmen laſſen, weil die Nationalität, die er darſtellt, ſie faſt läſtiger an gewiſſe Unbilden erinnert, als der beyden Scotts zahlreiche Dichtungen, die den mit Schottland vorgenommenen gewaltſamen Amalgamations-prozeß oft mit etwas ſtarken Farben darſtellen. Der Pfarrer von Rahery mahlt den Zuſtand Irlands und die Wirkung der brittiſchen Oberherrſchaft auf eine Weiſe, die ihm von den engliſchen Kritikern den Vorwurf der Partheylichkeit zuzieht. Dieſer wurde auch Lady Morgan, damaliger Miß Ownſon, für ihre Glorwina gemacht, und ihm wird wohl Keiner entgehen, der Irlands Schickſal nach andern Anſichten beurtheilt, als die, welche bürgerliche Rechte und Freyheit wie ein Domſtiftskapitel behandeln, zu dem Religion und Ahnen allein Zutritt geſtatten. Dieſe Kritiker nennen vorliegenden Roman a political Novel, und verwerfen ihn ſchon deßhalb, noch mehr aber, weil er „der katholiſchen Klerisei“ in Irland gewidmet iſt, von welcher der proteſtantiſche Verfaſſer ſagt: ſie könne ihrer innern Verfaſſung nach eine weit frömmere Korporation bilden, wie die proteſtantiſche, und nun bemerkt der Eine dieſer ſträflichen Herren: wenn die katholiſche Kirche die frömmſte wäre, welche der Verfaſſer kennte, ſo würde er ohne Zweifel, wenn

*) Auszug aus einem engliſchen Roman gleiches Namens, der 1819 in London erſchienen iſt.

Digitized by Google

ſolches ſeinem Parlaments-Eid nicht entgegen wäre, ſogleich den Proteſtantismus abſchwören. Mit dieſer Schlußfolge ſcheint uns nun beſagter Rezenſent einen gewaltigen Sprung zu machen, weil ein frommer Menſch der Kirche ſeiner Väter in feſter Treu verbleiben kann, ohne deßhalb die einzelnen Vorzüge einer andern verkennen zu müſſen.

Wir haben mit dieſen Glaubens-Anſichten nichts zu thun, weil bey uns die Kirche keine bürgerliche Rechte gibt noch nimmt. Der Verfaſſer ſelbſt ſagt: „ſeine Abſicht ſey es nicht, einen Roman zu ſchreiben, ſondern ſeine Beobachtungen über die Sitten und den Charakter des iriſchen Landvolks in eine angenehmere Geſtalt einzukleiden, als die einer trocknen Abhandlung darbietet.“

In dieſer Abſicht ſtellt der Pfarrer von Rahery ſeiner Gemeine das Beyſpiel von Moriertagh, oder Maurice O Neal und Berghetta Tual, ſeiner Frau, auf; der Erſte iſt ein Landmann, obſchon aus dem Blut iriſcher Könige entſproſſen, ſeine Gattinn ein Muſter ehelicher Liebe, und eben ſo aus einer guten, wenn gleich weniger herabgekommnen Familie. Die andern Charaktere ſind, außer dem Prieſter, Una, Maurícens Schweſter, Sullivan Vere, der unzufriedne, zur Empörung bereite Repräſentant eines durch ſeine brittiſchen Unterdrücker herabgewürdigten Geſchlechts; Roſe M'Cormik, eine abergläubige Alte; und ihr Sohn, Merrit M'Cormik, ein nichtswürdiger Schurke. Die Charaktere ſind ſehr wahr und lebendig gezeichnet, die Begebenheiten ſehr willkürlich aneinander gereiht und für eine Dichtung zu abenteuerlich. In der Wirklichkeit ſehen wir oft das Unglaublichſte und Abgeſchmackteſte vorgehen, weil uns die höhere Vernunft im Zuſammenhang der Begebenheiten oftmals entgeht; allein der Dichter, der ſelbſt die höhere Vernunft ſeiner Schöpfung iſt, ſoll ſtreng bey der Wahrſcheinlichkeit bleiben.

Stellen wir nun unſern Leſern einige Gruppen aus dieſem reichhaltigen Gemählde vor Augen. Maurice beſucht England und iſt über das Pachtungs-Syſtem entzückt, welches er von Headkroſt, einem Landmann, ſeinem Freund, ausüben ſieht. Er ſchreibt ſeinem Pfarrer in Rahery:

„O welch einen Anblick bot mir ein engliſcher Pachthof mit ſeinem Wohnhauſe dar! Alles darin und daran ſo reinlich, luſtig, hell und geordnet; die Höfe geputzt, die Gärten und Gemüßbeete ſo nett, die Männer ſo anſtändig, die Mädchen ſo behende, das Land ſo gut beſtellt, kein Unkraut, kein Steinchen — jedes Feld hat ſein Heckethor, ſeine Hecke, und die ſind alle beſchnitten; und ſolche Wagen und Karren! und in ſolcher Menge! und für alle die gehörigen Schoppen, ſie vor Sonne und Regen zu bewahren! Aber die Pferde! O die Pferde! In meinem Leben vergeſſ' ichs nicht, wie ich das Erſtemal einen Wagen ſah und die acht edlen Thiere, die ihn zogen! — Ich hätte auf die Knie fallen können, wie ſie dahin trabten — ja wie ich ſo in dem Pachthofe umher ging und alles beſah, war ich ſo froh wie das Sonnenlicht; wenn ich dann aber Abends ins Haus kam, und keine Unterhaltung fand, die, ſo wie die Ihre, theurer Herr, den Menſchen über ſich ſelbſt empor hebt, dachte ich unſrer elenden Karren, unſrer dürren Roſſe, unſrer nackten Felder und aller Aermlichkeit des hohen Bengorlandes, und ward ſo traurig, daß, wenn ich mit dem jungen John Headkroſt allein blieb, meine Thränen ſolchergeſtalt häufig floſſen, daß ich ſie nicht bergen konnte. Er ſah mich verwundert an, und dachte, ich weinte, weil ich mich fremd fühlte am neuen Ort, und ſagte: er wäre mir ja nun ſchon wie ein alter Bekannter, und ſein Vater und alle die Andern würden es in wenigen Tagen auch ſeyn. Ich antwortete ihm: der Pachthof wäre ein herzliebes Fleckchen, und ich dankte ihm ſehr, mich hierher gebracht zu haben; wie ich ihm aber erklärte, was mir durch den Kopf gegangen, ſagte er: „iſts das, lieber Knabe, ſo laß dichs nichts kümmern! Ich bringe Vaters Wagen und Geſpann hinüber und ſetze alles in Stand.“ Und es war ihm ganz Ernſt; aber da ich unſre übermüthigen Burſche wohl kenne, die ſich gegen alles Neue auflehnen, ſchüttelte ich den Kopf und konnte nicht umhin, ihm von Sir Phelimy French zu erzählen, der auch einen engliſchen Wagen nebſt Pferden herüber gebracht, aber den Fuhrmann vergeſſen hatte; wie er nun anſpannen ließ, kam er mit acht Führern gefahren, auf jedem Pferde einen, und die Pferde, die nicht wußten, was Hott und Hiſt bedeutete, noch die Führer, das was ſie des Wagens Flanſen (wunderliche Einfälle) nannten, begreifen konnten, warfen im Ha ha (der trockne flache Graben mit einem bloßen Rechen eingefaßt, der die engliſchen Beſitzungen ſtatt Mauer und Hecke umgibt) um; das Unternehmen ward für eine Thorheit gehalten und der Wagen, für den kein Schoppen groß genug war, lag da und verfaulte. — John Headkroſt lachte unmäßig über dieſe Geſchichte, ſagte aber, er wolle doch das Fuhrwerk hinüber bringen, wolle ſeinen Rauche-Kittel anziehen und ſelber kutſchieren.“

Eine andre Charakterzeichnung macht uns mit Merrit M'Cormik bekannt. Der Pfarrer von Rahery ſagt von ihm:

„Er war ſtark betrunken, als ich ihm begegnete — der arme Burſche, noch nicht ein und zwanzig Jahre alt! — Aber anſtatt mich zu vermeiden, torkelte er keck auf mich zu. „Schämt ihr euch nicht, ſagte ich zu ihm, euch ſo zum Thier zu erniedrigen?“ — Ey, ſagt mir doch Vater, antwortete er, was wäre denn Gutes am Branntwein, wenn er keine Wirkung im Menſchen hervor brächte? — Merrit war der ärgſte Lügner, den ich je kannte, denn ſein ganzes Angeſicht log ſowol wie ſeine Zunge: er konnte ihm den Ausdruck der größten Einfalt und Redlichkeit geben. Ich fragte ihn einmal, warum er denn lieber löge, ſelbſt da, wo kein Vortheil dabey zu finden ſey? — Aus Vorſicht, Vater, ſagte er, wenn ihr eine Lüge ſchädlich findet, könnt ihr ſie zurück nehmen, aber die Wahrheit niemals, ſie mag noch ſo unpaſſend

Digitized by Google

ſeyn. Lügen ſind wie Schneckenhörner, ihr ſtreckt eins oder zwey heraus und verſucht, ob der Weg ſicher iſt; ſeyd ihr dann im Reinen, ſo tretet ihr kecklich hervor. — Dieſe hölliſchen Sätze konnte er mit ſo unglaublicher Unbefangenheit vorbringen, daß man, wäre ſein Seelenwohl nicht dabey im Spiel geweſen, darüber hätte lachen müſſen.“

Die Heirathsgeſchichte dieſes Menſchen iſt eine der traurigſten Karakteriſtiken dieſer Erzählung.

Ein Dutzend von Merrits Geſellen, alles Burſche, welche der Hang zu Raufereyen, zu allem Unfug geneigt machte, kommen, weil ſie eben keine Aufwiegeley in der Arbeit hatten, auf den Einfall, ein großes handfeſtes Mädchen mit hochrothem Angeſicht, die, weil ſie bey dem Land-Tanzen recht tüchtig umher ſtampfte, den Namen einer hübſchen Dirne erworben hatte, zu entführen. Sie hieß Katty Conghar. An dem beſtimmten Morgen ward ihres Vaters Haus von Lärm und Geſchrey umgeben, doch obgleich Vater und Mutter einigen Widerſtand leiſteten, war das Mädchen, wie ſein rother Bänder-Putz bewies, in keinem großen Jammer. Dieſe Burſche trugen ſie auf den Schultern davon ins Feld hinaus, wo ſie die Beute des Siegers werden ſollte. Die zügelloſen Leute waren alle in weiſſen Hemdärmeln mit Bändern aufgebunden, und begannen das Gebalge. Wäre es zu einem lobenswerthen Zweck geſchehen, ſo müſſte man in Wahrheit ſagen, die homeriſchen Kämpfe könnten kaum mit dieſem hier verglichen werden. Merrit M'Cormik trug durchaus den Sieg davon. Er war ein rühriger, wohlgewachſner Jüngling, dem nach drey Stunden Wettkampf das Mädchen zugeſprochen wurde. Ruhmglänzend und ſiegglühend küſſte er die gewonnene Braut, die ihn außerdem gar nicht anzog, und eilte, unter Lärm und Geſchrey, ſich mit ihr trauen zu laſſen. Ein geſchäftiger Nachbar war indeß hingelaufen, der Mutter M'Cormik die Neuigkeit zu bringen, und dieſe brach in Wehklagen, Fluchen und Beten aus; denn ſie hatte die beſte Heirath auf der ganzen Inſel für ihren Sohn im Auge, und da ſie eine verſchlagne Frau war, hätte ſie ſolche auch wohl zu Stande gebracht. Dieſe Katty Conghar war von ganz gemeinem Volke und arm wie Hiob, Frau M'Cormik hingegen von Mileſiſcher Abkunft, wenn auch hie und da eine kleine Lücke darin zu entdecken seyn mochte. Sie riß ihre Haube ab, raufte ihr Haar, rang ihre Hände, lief auf den Socken aus der Hütte, und betrug ſich ganz wie eine Verrückte. Doch behielt ſie noch Beſinnung genug, und mochte gedemüthigt genug ſeyn, denn ſonſt hätte ſie es nie gethan, um ſich mit Maurice berathen zu wollen. Ihr Sohn borgte von der Magd eine Haube für ſie und ein paar Schuhe, ſetzte ſie hinter ſich aufs Pferd und ritt zu des künftigen Schwiegervaters Haus, wohin ich indeß ſchon, die Trauung zu verrichten, beſchieden worden war. Ich zögerte, ſo lange es anſtändiger Weiſe nur möglich war; aber ſo bald Frau M'Cormik erſchien, ſchrie die Verſammlung ſo ungeheuer, daß ſie ſich gar nicht Gehör verſchaffen konnte; Merrit war auch durch lange Nachſicht ſo hartnäckig geworden, daß er gar wenig auf ſie achtete; die ſie beſſer kannten, ſetzten ihr mit Getränk zu; ſo fand ſie den Widerſtand unnütz, gab ihre Einwilligung, und ſetzte ſich mit dem ganzen Haufen zu Tiſche.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Schlöſſer von Chriſtophoro Colombo, Franceſko Petrarca und Judas Iſcharioteſ.

(Beſchluß.)

Den Mährchen, wovon bisher die Rede war, mögen nun noch ein Paar kleinfügige wahre Dinge über Chriſtophoro Colombo folgen.

Die im dritten Band der Memorie dell' Accademia delle Scienze, Lettere ed Arti di Genova nel 1814 befindliche Abhandlung von Gerolamo Serra, Franceſco Carrega und Domenico Piaggio läßt über das eigentliche Vaterland von Chriſtophoro Colombo keinen Zweifel weiter übrig. Die Darſtellung dieſer angeſehenen Akademiker iſt durchaus befriedigend, und nach ſo überzeugenden Beweisgründen ſcheinen fernere überflüſſig. Inzwiſchen iſt ein bisher unbekannt gebliebener zu Tage gefördert worden, und das eben erſt ausgegebene Werk, worin dieß geſchieht, dürfte außer Italien noch eine Zeitlang großentheils hinwieder auch unbekannt bleiben.

Hr. A. Bianchi meldet in ſeinem Werke, — Osservazioni sul clima, sul territorio, e sulle acque della Liguria marittima, di un coltivatore di Diano. Genova, 1817 — 1818, 2 Bände in 8. (B. I. 3. 143): es befinde ſich in den Notariatsarchiven der Stadt Savona die teſtamentliche Verordnung eines gewiſſen Niccolo di Monleone S. Giovanni, welche am 20. März 1472 bey dem Notar Luigi Moreno depouirt ward, worin Chriſtophoro Colomb, Sohn des Dominico, unter den Zeugen, die bey der Verhandlung zugegen waren, aufgezählt und als ein Genueſer genannt wird (vi è qualificato per genovese). Chriſtophoro Colomb war im Jahr 1445 geboren und damals 27 Jahre alt. Es kann dieſes Teſtament vielleicht dazu beytragen, einige Lebensumſtände Colombo's befriedigend aufzuklären, zumal da gerade von jenem Zeitpunkt ſeine Biographen nur mangelhafte Nachrichten beſitzen. Chriſtophoro machte ſeine erſte Seereiſe als funfzehnjähriger Jüngling, mit einer nach Neapel beſtimmten Expedition, im Jahr 1460; von da an verliert man ihn aus dem Geſicht, und man weiß nur ſo viel, daß er Schiffskapitän ward, die nördlichen Meere bereiste, verſchiedenen Seetreffen beywohnte, und ſich durch Schwimmen nach Liſſabon rettete, wo man ihn im Jahr 1474 wieder findet, und woher er den ſehr bekannten Brief an Paolo Toſcanelli in Florenz ſchrieb. Dieß geſchah alſo zwey Jahr nach Monleone's Teſtament. Im Jahr 1475 beunruhigte ein Ey-

lombo das mittelländiſche und das adriatiſche Meer mit einer Flotte. Sabellico nennt ihn Archipirata illustris; man weiß aber nicht eigentlich, von welchem Colombo hier die Rede iſt, weil vor Chriſtophoro ſchon zwey andere Colombo's als Admirale bekannt waren. Wir wollen indeß hierbey nicht weiter verweilen, da uns einzig nur darum zu thun war, einerſeits einen neuen Beweis für Chriſtophoro's genueſiſche Herkunft zu liefern, und anderſeits darzuthun, daß er am 20. März 1472 ſich in Savona und nicht auf der See befand; vielleicht gelingt es Andern, die Angabe noch weiter zu benutzen.

Es ſind ſo eben zwey Admirale, die den Namen Colombo trugen, erwähnt worden, deren einer des andern Neffe war, und die früher, als Chriſtophoro ſich berühmt machte, bekannt waren. Es iſt aber auch noch ein dritter vorhanden, der weder Genueſer, noch Piemonteſer, noch Parmeſaner, noch überall Italiener, ſondern Franzoſe war. Dieſer Colombo iſt unter Ludwig XI. Vice-Admiral in Frankreich geweſen, und der nämliche, welcher im Jahr 1479 achtzig holländiſche Fahrzeuge wegnahm und ſie in die Häfen der Normandie führte. Der berühmte, gelehrte und ſcharfſinnige Leibnitz verfiel ſeinethalben in einen vorübergehenden Irrthum, indem er ihn in ſeinem Codex juris gentium diplomaticus mit unſerm Chriſtophoro Colomb verwechſelte. Später hat er den Irrthum in dem 1700 unter dem Titel Mantissa Codicis juris gentium diplomatici erſchienenen Supplement des Werks berichtigt, — nachdem Nicolas Thoynard, ſein Zeitgenoſſe und Korreſpondent, ein im Jahr 1706 verſterbener, gelehrter franzöſiſcher Sprachforſcher, Alterthumskenner und Geſchichtſchreiber ihm den Mißgriff bemerkt hatte.

Der wahre Name des franzöſiſchen Viceadmirals, welcher bald Coulomb, bald Coulomp, bisweilen auch Coulon geſchrieben wird, iſt eigentlich Guillaume de Caſeneuve. Sein Zu- oder Beyname Colombo war vielleicht nur ein damals gebräuchlicher Kriegsname, den er etwa annahm, um ſeinem furchtbaren Collegen im Mittelmeer, dem Archipirata illustris, ſich auch hierin gleich zu ſtellen. Der Name pirata galt damals für keine Schande; Latrocinium maris illis temporibus gloriæ habebatur, ſagt Justin. hist. lib. 43. l. 3.; und verhält es ſich nicht auch noch heutzutag ungefähr eben ſo, hinſichtlich auf die gleichartige Meinung, von dem Ruhme glücklicher Eroberer?

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, im Auguſt.

(Beſchluß.)

Am 11ten ward Stent wieder vor den Alderman gebracht. Da aber kein weiteres Zeugniß gegen ihn vorhanden war, und die Frau, obgleich aus aller Gefahr, doch noch nicht erſcheinen konnte, ſo ward er wieder zurückgeſchickt, bis dieß dieſes geſchehen könnte. Als ihn ſeine Freunde indeſſen wegen der Zukunft tröſten wollten, ſagte er: er bedürfe keines Troſtes, er ſey aufs ſchlimmſte gefaßt — ſeit der ſchändlichen Flucht ſeiner Frau habe er kein Glück mehr gekannt, und der Tod von des Henkers Hand *) würde ihm daher willkommen ſeyn. Es ſchien ihn zu freuen, als er von der Beſſerung ſeines Weibes hörte; als man aber von der Möglichkeit einer vollkommenen Ausſöhnung zwiſchen beyden ſprach, ward er ganz entrüſtet: „Nie, nie“, rief er aus, „kann ich ihr vergeben! und wenn ich ja freykommen ſollte, werde ich dieſes Land verlaſſen.“ Maria drang indeſſen ſehr darauf, vor Gericht gelaſſen zu werden; welches ihr der Arzt endlich geſtattete. Endlich erſchien ſie auch wirklich vor dem Alderman, wohin auch ihr Gatte gebracht wurde; welcher aber ſeine Stellung ſo nahm, daß er ſie nicht ſehen konnte. Auf die Frage, was zwiſchen ihr und Stent vorgefallen, nachdem er im Gaſthof zu ihr ins Zimmer gelaſſen worden, erklärte ſie, ihre Seele ſey bey ſeinem Anblick ſo in Verwirrung gerathen, daß ſie ſich gar nichts mehr davon erinnere; und es ſey nur im Hoſpital, wo ſie ihre Beſinnung wieder erhalten, und ſich verwundet gefühlt hätte. Auf dieſer Ausſage beharrte ſie, und erklärte ferner, daß ſie ihren Gatten nicht gerichtlich verfolgen würde. Auch ihr Vater verweigerte ſich deſſen auf ihre ernſtliche Bitte; worauf der Alderman ſein Leidweſen darüber bezeugte, daß ihn die Geſetze dennoch zwängen, ihn vor Gericht zu bringen, und daß er ihn deswegen bis zur nächſten Sitzung (im November) in gefänglicher Haft halten müßte. Hierauf wurde der Gerichtsdiener, welcher ihn in Verhaft genommen, als nomineller Ankläger eingeſchworen, und Maria und die übrigen Zeugen verpflichtet, zu erſcheinen, wenn ſie gefordert werden würden. Maria bat dann um die Erlaubniß, ihren Heinrich im Gefängniß beſuchen zu dürfen, welches ihr geſtattet wurde; und noch an demſelben Abend fuhr ſie dahin. Anfangs wollte er ſie nicht ſehen, endlich aber ließ er ſich doch dazu bereden, es in der Gegenwart ſeiner Freunde zu thun. Als er ins Zimmer trat, wo ſie ſeiner wartete, lief ſie ihm mit Thränen in den Augen, entgegen, ergriff ſeine Hand, und küßte ihn; er ließ es geſchehen, that aber nichts, welches eine rückkehrende Zärtlichkeit hätte andeuten können; aber ſein Geſicht verrieth den innern Kampf ſeiner Seele. Sie that mehrere Fragen, ſeine gegenwärtige Lage betreffend, an ihn, welche er alle freundlich beantwortete. Keinem von beyden entfiel indeſſen etwas über die Urſachen, die ſie im Kerker zuſammen gebracht. Sie trennten ſich bald; und da er zu ihren ferneren Beſuchen ſeine Einwilligung gegeben, kam ſie am nächſten Tag wieder, wobey ſie ihm ſagte, daß ſie ihren Aufenthalt im Hoſpital verlaſſen, und zu ihren Eltern zurückkehren wollte, welches er billigte.

Die ſeltſame Lage des armen Mannes hatte indeſſen allenthalben das ſtärkſte Mitgefühl und die aufrichtigſte Theilnahme erregt; und es bildete ſich ſchnell ein kleiner Verein von angeſehenen Leuten in der Stadt, die einen aus ihrer Mitte an ihn abſchickten und ihm ihren Beyſtand anbieten ließen, auch ſogar Kaution für ihn leiſten wollten, welches aber nicht angenommen werden konnte. Auch haben alle ſeine Kunden ſich vereinigt, wenn ihm ſein Prozeß gemacht werden würde, freywillig zu erſcheinen, um ſeinen guten Charakter zu bezeugen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es kaum wahrſcheinlich, daß ſich eine Jury finden werde, die ihn verdammen könnte; und ſollte es auch geſchehen, ſo iſt ihm doch die Begnadigung des Prinzen gewiß.

Wir werden unſern Leſern den Ausgang dieſes traurigen Rechtſtreites mittheilen, ſo bald er geendigt iſt.

*) Die engliſchen Geſetze erkennen die Todesſtrafe gegen den, welcher einen in der Abſicht verwundet, um ihn zu tödten.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 30.

Nro. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 21. September 1819.

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

Goethe.

Zwey Sonette, auf einer Rheinfahrt gedichtet.

April 1819.

1.

Und wie wir hier am guten Tag verbunden,
Zuſammen uns im engen Raum vertrugen;
Ob unſanft oft die Wellen um uns ſchlugen
Und rauher Wind auch oft ſich eingefunden.

Froh denken laſſt uns ſtets der ſchönen Stunden,
Die uns vorbey ſo manche Stelle trugen,
Wo in den Glanz altritterlicher Kunden
Ins Land hinein die hehren Trümmer lugen.

Viel Müh' und Luſt die guten alten Recken,
Die hier gehauſt, wohl haben ſie erfahren;
Auch ihnen blieb der Glückswind nicht beſtändig.

Iſts doch umſonſt, verlebte Zeit zu wecken;
Neu bildet ſich das Leben mit den Jahren;
Treib's jeder nur nach ſeiner Zeit verſtändig.

2.

Sehnſucht.

Dem Himmel halb, der Erde halb entflammet,
Das Götterkind, und wie es ſich vereinet
Des Menſchen Bruſt, iſts wunderbar entflammet
Von Wohl und Weh, das lieblich oft ſich einet.

Zwey Angeſichte hat es. In die Ferne
Späht es ſo gern nach dort geahnten Wonnen,
Und kränzt ſie mit dem holden Licht der Sterne,
Wie es hier unten Karger's hat gewonnen.

Oft nach Vergangnem will der Blick es tragen;
Da weilt es über alter Luſt Ruinen;
Zertrümmert Glück möcht' es jetzt ſchöner bauen.

Entrafftes Gut aus alten frohen Tagen,
Sieht es aufs neu in goldnem Lichte grünen.
Wer möchte nicht der Sehnſucht gern vertrauen!

E.

Maurice und Berghetta oder der Pfarrer von Rahery.

(Fortſetzung.)

Der arme Pfarrer ſchildert die Folge dieſes unſeligen Hausſtandes, wo Völlerey und Muthloſigkeit ſich die Hand zum Verderben geboten hatten, ſo wie er ihn als Beichtvater bey einem ſpätern Beſuche wieder fand.

„Das Gehäg vor der Thür war eingefallen, und der Boden von dem Wühlen der Ferkel und einer benachbarten wilden Quelle zum Sumpf geworden. Um dem abzuhelfen, waren hie und da Steine gelegt, über welche man ſich hinüber helfen mußte; den Tag meines Beſuchs ging aber ein ſtarker Wind und Katty hatte einen Stein weggenommen, um ihn auf das zerfetzte Strohdach zu legen, das der Sturm mit ſich fortzunehmen drohte. Bis ſie ihn wieder an ſeinen Platz brachte, hatte ich Zeit die Umgebungen in Augenſchein zu nehmen. Dieſe Erdhütte ſtand nackt und baar, das einzige Geſträuch in ihrer Nähe war ein windbrochner Dornbuſch, auf dem Katty ihren Sonntagsſtaat zu trocknen pflegte.

Digitized by Google

woraus ſich ſeine vielen Riſſe erklären ließen. Auf dem Dache wuchſen hie und da wilde Haberbüſchel zwiſchen den neuen Strohwiſchen, mit denen man die Löcher kunſtlos zugeſtopft hatte; da das aber nicht früh genug geſchehen, war die Erdmauer aufgeweicht und vorgetreten; um ſie vor Einfallen zu ſchützen, hatte man Balken dagegen geſtemmt, die mehr gekoſtet haben muſſten, wie eine neue Hütte gethan hätte. Urſprünglich hatte ſie zwey Fenſter gehabt mit runden Scheiben, die wir Katzenköpfe nennen, jetzt war aber von den ſieben in ihnen befindlichen Glasſcheiben nur noch eine übrig, die Lücken der andern waren mit alten Hutböden, rothen Unterrocksfetzen und Stroh ausgefüllt; ſo daß, außer durch die Thür, wenig Licht hinein fiel, und dieſes ſtritt am Eingang mit dem von Innen herausſtrömenden Rauch. Das Dunglager, oder vielmehr die Miſtgrube, lag neben der Thür, und Merrit beſtand darauf, ſie an dieſem Platz zu laſſen, weil da ſeit den iriſchen Kriegen eine Miſtgrube gelegen hatte; er wuſſte auch, daß es zu nichts dienen würde ſie zu verlegen, denn ſeine Frau würde keinen Schritt weiter gehen ihr Geſchirr auszuleeren und den Kehricht wegzuwerfen. Das Innre des Hauſes war nicht ſchlimmer wie anderwärts. Wenig Helle und viel Rauch, der geſchlagne Lehmboden der Flur war voller Löcher, die einen unvertilgbaren Staub verbreiteten; Katty konnte das Kehren alſo mit gutem Gewiſſen unterlaſſen, um ſo mehr, da die Ratten, die ungeſtört im Dachſtuhl niſteten, durch die löcherige Decke unaufhörlich Spreu und Unrath herunter warfen.“

„Wie ich eintreten wollte hörte ich Katty rufen: Huſch-huſch Sütje!*) und jagte ein Mutterſchwein mit ſeinen Ferkeln vor ſich her. Ich machte ihnen Platz; ein Schwarm Hühner, Wälſche und Gänſe folgten ihnen, den Zug ſchloſſen drey Hunde und ein lahmer Gänſerich. „Kann ich nun herein Frau M'Cormik?“ fragte ich vorſichtig. — Herr Gott ja! und herzlich willkommen, Ihr Hochwürden! Das iſt eine betrübte Hütte, um Sie darin zu empfangen! Mir wärs beſſer, ich hätte ſie nie betreten; aber junge Dirnen denken immer mit dem Heirathen ſey alles gewonnen, aber dann geht die Plage erſt recht an. Nichts wie Mühe und Noth bey einem betrunkenen Mann und unartigen Kindern, daß einem faſt das Herz bricht … aber lauf, Judith, unterbrach ſie ſich, zu einem ſchmutzigen, verlumpten Mädchen gewendet, hol das Kind, ich hab' es im Waſſertrog ſitzen laſſen. Ach das iſt eine elende Wirthſchaft! Ich habe Ihr Hochwürden gar nichts anzubieten, als einen Trunk friſches Waſſer; Merrit trinkt immer außer dem Hauſe, und die Mutter macht vor unſerm Abzug einen Beſuch. — „Nun, es freut mich, Frau M'Cormik, ſagte ich, daß ihr das häßliche, unweibliche Laſter des Trinkens vermeidet.“ — Ja, das thue ich, und ſeufze oft danach, denn es gibt doch nichts, was das Herz ſo erfreut.“ — Weil ich wohl wuſſte, daß da nicht mehr zu helfen ſey, zuckte ich ſchweigend die Achſeln, und fragte dann nach Merrit. Sie ſagte leiſe: er verſteckt ſich vor Euch; er kam heute früh halb todtgeſchlagen vom Roſinalliſer Markte nach Haus. — „Kommt heraus, Merrit! rief ich; wer ſich der Sünde nicht ſchämt, braucht nicht die Narben zu verbergen.“ — Er kam aus der Kammer mit einem blutigen Schnupftuch um den Kopf und den einen Arm in der Schlinge. Seit einiger Zeit war Geſundheit und Jugend von ſeinem Antlitz verſchwunden, und obgleich er ſich noch immer zu ſpannen ſuchte, ſo war doch kein Leben mehr in ihm, ſondern er verſank in den gewöhnlichen Zuſtand der Trunkenbolde, in Schmutz, Dumpfſinn und Unmuth. Sein Zuſtand ſchien ihm ſelbſt keiner Verbeſſerung mehr fähig und dieſe Ueberzeugung raubte ihm ſogar den Willen, eine ſolche zu verſuchen.“

Sollen wir uns entſchuldigen, daß wir dieſem engliſchen Roman ſo traurige Gemählde abborgen, da wir deren Urbilder gar nicht ſo weit, gar nicht in Irland zu ſuchen brauchen? Doch deßhalb thun wirs vielleicht, wir hoffen, daß ein Gemählde in einem Roman Theilnahme erregen ſoll, vor dem wir im Leben vielleicht, ohne es zu bemerken, vorüber gehen. Wenn es uns erſt lebhafter auffällt, daß es in unſrer Nähe auch ähnlichen Jammer gibt, werden manche unter uns ſeine Quelle zu verſtopfen, nicht nur ſeine Verwüſtungen zu vermindern, bemüht ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Es iſt wohl ganz gleichgültig, welchen Provinzialiſmus wir an die Stelle des iriſchen ſetzen. „Sütje“ iſt der Liebesausdruck mit dem die Grubenhagner Bäuerinnen ihre Ferkel anreden.

Die brittiſchen Religionsgeſellſchaften im Jahr 1819.

Es haben im verwichenen Maimonat, ſowol die große Londner Miſſions- die Traktaten- und die Hiberniſche Geſellſchaft, als die Bibel- die biſchöflichen Miſſions- und jüdiſchen Bekehrungs-Vereine ihre Jahresfeſte begangen; was wir hier davon melden, iſt den umſtändlichen Berichten enthoben, welche Hr. Doktor Steinkopf aus London an die Töchtervereine in Deutſchland und in der Schweiz überſchrieben hat.

Die engliſch-biſchöfliche Miſſions-Geſellſchaft (Church Missionary Society), deren Theilnehmer der größte Saal Londons kaum faſſen kann, vernahm aus dem Jahresbericht ihrer Verwalter, daß ſich die Einkünfte des Vereins im letzten Jahr auf 28000 Pf. Sterl. vermehrt hatten. Anfangs ſchränkte ſich ihre Wirkſamkeit nur auf Afrika und Oſtindien ein, nun hat ſie ſich auch über Neu-Seeland zu verbreiten angefangen. Am meiſten Schwierigkeiten hat ſie in Sierra-Leone und den in der Nachbarſchaft angelegten Pflanzſtädten erfahren; mehrere ihrer eifrigſten und geſchickteſten Miſſionarien ſind ihr durch das ungeſunde Klima weggerafft worden. Der Sklavenhandel hat

Digitized by Google

noch nicht ganz in jenen Gegenden aufgehört, und furchtbar iſt der Widerſtand, welchen die friedlichen Boten des Evangeliums von jenen Menſchenverkäufern erfahren; ſie haben zum Theil ihre Wohnungen in Brand geſteckt, und ſie von ihren Friedensſtätten vertrieben; aber mitten unter den Hinderniſſen ſchreitet dennoch die gute Sache vorwärts; Hunderte von Negerſklaven, die freygegeben ſind, hören nun mit Freuden die Stimme des Evangeliums in Sierra Leone und Regentstown; ſiebenzehnhundert Kinder genieſſen regelmäßigen Unterricht; ein Miſſionar taufte im letzten Jahr 43 geweſene Heiden, und 120 ſchwarze Brüder und Schweſtern ſtellten ſich beym Genuſſe des Abendmahls ein. Zwey junge Neu-Seeländer, die ſich einige Zeit in England aufhielten, um in der Sprache, mechaniſchen Arbeiten, Künſten und im Chriſtenthum unterrichtet zu werden, haben beträchtliche Fortſchritte gemacht, und ſind mit der günſtigſten Stimmung nach ihrem Vaterlande zurück gekehrt. Zu Benares in Oſtindien ſchenkte ein Hindu der Miſſionsgeſellſchaft ein Haus, das 3000 Pf. Sterl. werth iſt, und beſtimmte jährlich 300 Pf. Sterl. zu ſeiner Unterhaltung.

Die Verſammlung der brittiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft beehrte der Herzog von Gloneeſter mit ſeiner Gegenwart und mit der öffentlichen Erklärung, daß er die Grundſätze der Anſtalt billige und ihre Fortſchritte bewundere. Eine Menge Lords, Baronen, Parlamentsglieder, Land- und See-Offiziere verherrlichten die Sitzung. Den Jahresbericht erſtattete, mit ſeltener Fülle und Kraft der Beredſamkeit, der königliche Staatsſekretär in Irland, Hr. Grant. Aus Paris war der Profeſſor Kiefer zugegen, welcher der Geſellſchaft Abdrücke der von ihm beſorgten Ausgabe des neuen Teſtaments in türkiſcher Sprache überreichte, und ihr zugleich die günſtige Stimmung der königl. franzöſiſchen Regierung für die neugeſtiftete proteſtantiſche Bibelgeſellſchaft in Paris bezengte.

Vom 31. März 1818 bis dahin 1819 hatte die brittiſche und ausländiſche Bibelgeſellſchaft nicht weniger als 123,247 Exemplare Bibeln, und 136,784 Exemplare des neuen Teſtaments aus ihren Niederlagen verſandt, und zwar meiſt dieſelben in wohlfeilen Preiſen verkauft, ſo daß ſie aus dem Verkaufe 27000 Pf. Sterl. erlöste. Im vorletzten Jahr hatte ſie 86000 Pf. Sterl., im letzten aber 94000 Pf. Sterl. geſammelt, alſo 8000 Pf. Sterl. mehr als im vorigen.

Die Juden-Bekehrungs-Geſellſchaft hatte mit eigenthümlichen und größern Schwierigkeiten zu kämpfen, als die übrigen Miſſionsvereine, aber durch Geduld und Beharrlichkeit hat ſie auch ſchon vieles überwunden. Manche Proſelyten haben ihre ſchönſten Hoffnungen getäuſcht; einige haben bald die Heuchlerlarve abgeriſſen, und ſich als Betrüger gezeigt, aber es hat ihr auf der andern Seite auch nicht an Männern gefehlt, die aus redlichen Abſichten zum Chriſtenthums übergetreten ſind. Unter den Juden überhaupt ſcheint in unſern Tagen eine Regung zu ſeyn, wie wenn ſich das Wehen des lebendig machenden Geiſtes unter dieſen Todtengebeinen von Ferne vernehmen lieſſe. Ein reicher Engländer, Namens Ludwig Way, hat auf ſeine eigene Koſten eine Reiſe nach Holland, Deutſchland, Preußen, Polen, das ruſſiſche Reich und Frankreich gemacht, auf welcher er ſich mit dem jetzigen Geiſt und Zuſtand, der in jenen Ländern zerſtreuten Iſraeliten bekannt gemacht, viele merkwürdige Beobachtungen angeſtellt, wichtige Geſpräche mit Gelehrten und Ungelehrten gehalten, und überzeugt iſt, daß große Veränderungen ſich unter dem jüdiſchen Volke vorbereiten.

(Der Beſchluß folgt.)

Anekdote.

Der Doktor C... in Paris verſicherte im Jahr 1815: die fremden Mächte hätten noch nicht aufgehört, Frankreich zu bekriegen. „Paris wimmelt,“ ſagte er: „von ruſ„ſiſchen, engliſchen, deutſchen, ſpaniſchen, italieniſchen und „däniſchen Aerzten, die eben ſo thätig als unwiſſend ſind. „Sie haben kein Recht zu prakticiren, und doch bringen „ſie täglich wenigſtens zwanzig Franzoſen um, ohne die „geſchickten franzöſiſchen Aerzte in Rechnung zu bringen, „die jetzt Hungers ſterben müſſen.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

Dienſtag den 7. September wurde, in dem königlichen Redouten-Saale, ein Oratorium, der Tod Abels, nach Geßner, bearbeitet von Krebs, in Muſik geſezt von Conrad Kocher, zum Benefiz des Leztern, vor einem zahlreichen Auditorium, gegeben. Oratorien ſind gewöhnlich nicht die Lieblings-Muſik aller Muſikfreunde. Es iſt hier von keinen allmählig ſich entwickelnden Handlungen, mit Anſchlägen, Intriken, und durcheinanderlaufenden Unternehmungen, wie in dem für das Schauſpiel und die Oper verfertigten Drama, die Rede. Ein Oratorium iſt ein mit Muſik aufgeführtes geiſtliches, aber durchaus lyriſches und kurzes Drama, zum gottesdienſtlichen Gebrauche, in hohen Feyertagen, beſtimmt. Das Oratorium ſezt verſchiedene Perſonen voraus, die von einem erhabenen Gegenſtande der Religion ſtark gerührt werden, und ihre Empfindungen darüber, bald einzeln, bald vereinigt, mit Nachdruck äußern. Weil der Stoff des Oratoriums ſtets eine ſehr bekannte Thatſache iſt, ſo kann er auch eben deswegen durchaus lyriſch behandelt werden; denn es ſind hier weder Dialog, noch Erzählungen, noch Nachrichten von dem, was vorgeht, nöthig. Die Muſik ſoll, bey einem Oratorium, in ihrer vollen Pracht, aber ohne Prunk und ohne alle geſuchte Zierlichkeit erſcheinen; es iſt nicht genug, daß ſie ſchön und angenehm iſt, ſie ſoll rührend, durchdringend und erhaben ſeyn. Dieß iſt wenigſtens der Lehrſaz der ältern ſtrengern Muſikſchule, von dem man aber ſpäter, und beſonders in unſern Tagen, gar häufig wieder abgegangen iſt, wahrſcheinlich, weil es eine allzuſchwere Aufgabe für die

Digitized by Google

meiſten Komponiſten iſt, zwey Stunden hindurch lauter Geſänge hören zu laſſen, die nicht nur ſchön und angenehm, ſondern auch rührend und erhaben ſind. Wenn viele andere Theoretiker in einem Oratorium nur künſtliche Modulationen hören, aus der Harmonie die Hauptſache machen wollen, und zwiſchen Kirchen- und Theater-Muſik keinen andern Unterſchied kennen, als daß ſie aus jener alle Anmuth und Eleganz verbannen, und einen ſteifen und pedantiſchen Styl darin herrſchen laſſen wollen; ſo iſt dieß zwar ein grober und unverzeihlicher Irrthum; allein man muß zugleich geſtehen, daß eine Menge Oratorien nach dieſem falſchen Grundſatze wirklich komponirt worden ſind, die übrigens, einige wenige Männer vom Fache ausgenommen, die in jeder Kompoſition weiter Nichts, als die ſtrenge Beobachtung der Regeln des Satzes und einen Reichthum von Harmonie zu ſchätzen wiſſen, in dem größern Publikum, für das doch dieſe Art von Muſik nicht weniger als die Theater-Muſik beſtimmt iſt, angenehme und erhabene Empfindungen hervorzubringen nie im Stande waren, noch je im Stande ſeyn werden. Der Kirchen-Styl ſoll ſich von dem Theater-Style durch Nichts, als durch große und erhabene Simplicität, und durch kraftvolle harmoniſche Chöre unterſcheiden, nicht aber durch Mangel an aller Schönheit und Anmuth der Melodie, die vielmehr, nach dem Zwecke aller Muſik, in keiner Gattung derſelben, alſo auch in Oratorien und andern Kirchenmuſiken nicht, fehlen ſollen. Von Paiſiello, Cimaroſa, Sarti, Sacchini, Salieri und andern großen Meiſtern wird es mit Recht als ein ſeltner und außerordentlicher Vorzug angerühmt, daß ſie in allen Gattungen von Muſik, im Komiſchen, im Naiven, im Ernſthaften, Pathetiſchen, Grandioſen und ſelbſt im Schrecklichen der Anmuth und Eleganz nie untreu wurden, von denen ſie ſich gar nicht trennen zu können ſchienen, was ſie auch nur immer komponiren mochten. Und in Wahrheit wer Sacchini's Eſther, San Philippo, Jephta, und die Hochzeit Ruths; Sarti's Miſerere, Salieri's Passione di Gesù Cristo nostro Signore, Meſſen von Paiſiello, Guglielmi's Tod des Olofernes und Debora, Zingarelli's Zerſtörung Jeruſalems und Davids Triumph gehört hat, muß es unbegreiflich finden, wie man noch glauben kann, daß nur gelehrte Modulationen und unförmliche Maſſen von Harmonie die Schönheit eines Oratoriums oder einer andern Kirchenmuſik ausmachen. Wir können dergleichen Kompoſitionen, wenn ſie nicht von dem Aether des Genie's, das ſchöne Melodieen ſchafft, angehaucht ſind, fromme, andächtige und erhabene Empfindungen in der Seele des fühlenden Zuhörers hervorbringen? Aber man geht nicht ſelten ſogar ſo weit, daß man behauptet, die italieniſchen Meiſter verſtehen ſich nicht auf gelehrte Modulationen und reiche Harmonie, und deswegen müſſen ſie aus der Melodie die Hauptſache machen. Wäre die Sache auch richtig, ſo könnten die italieniſchen Meiſter mit ihrem Erbtheile recht ſehr zufrieden ſeyn; denn ſchöne Melodien ſchafft nur das Genie; Modulationen und Harmonie lernt auch der mittelmäßige Kopf mit Fleiß und Studium. Aber die Sache iſt nicht einmal wahr; Allegri und Benedetto Marcello ſind noch von keinem andern Komponiſten erreicht, viel weniger übertroffen worden; und auch die genannten andern großen italieniſchen Meiſter verſtanden das Moduliren und die Harmonie ſo gut als irgend ein anderer Komponiſt; wenn man dieſe Dinge aber in ihren Werken nicht ſo zur Schau ausgeſtellt findet, wie in andern Kompoſitionen, ſo iſt der Grund hievon durchaus kein anderer als der, weil ſie es nicht wollten, und weil nach ihren Grundſätzen das Genie der Gelehrſamkeit und die Erfindung der Nachahmung nicht aufgeopfert werden ſoll. Als Sacchini einſt zu London bey Hrn. Lebrun, dem berühmten Hoboiſten, zu Mittag ſpeiste, wiederholte man auch in ſeiner Gegenwart die Beſchuldigung, die gewöhnlich in Deutſchland und Frankreich gegen die italieniſchen Komponiſten vorgebracht wird, daß ſie nicht genug moduliren. Sacchini ergriff plötzlich die Feder und ſchrieb auf der Stelle eine Menuet von 16 Takten, in welcher er, ohne Verletzung einer Regel, ſechszehnmal aus der Tonart wich. Jedermann bewunderte ſie. Spielt ſie, ſagte Sacchini, ihr werdet ſie abſcheulich finden. Moduliren, Harmoniemaſſen auf einander häufen und Diſſonanzen — Affektation ſind wahrlich keine ſchwierige Sachen; es gehört nur Routine dazu, wie zu Allem, was Sache des Metier iſt. Die enharmoniſchen Modulationen, die den Idioten der Gipfel der Kunſt zu ſeyn ſcheinen, ſind nur Spiele der Schüler. Bey der Harmonie iſt es viel ſchwerer zu wiſſen, was nicht, als was nur allein darin aufgenommen werden ſoll. Einen Ton ſogleich wieder verlaſſen, nachdem man kaum in ihn eingetreten iſt; ſich ohne allen Grund auf Abwege verirren, fortſchreiten und Sprünge machen, nur um ſich zu bewegen und die Stelle zu verändern, weil man ſich da, wo man iſt, nicht zu halten weiß; kurz moduliren um zu moduliren heißt eben ſo viel, als klar beweiſen, daß man den Zweck der Kunſt eben ſo wenig begreift, als die Grundſätze derſelben; heißt eben ſo viel, als einen Ueberfluß von Einbildungskraft und Kenntniſſen affektiren, um — den Mangel an Beyden zu verbergen. Die vielen falſchen Nachahmer Mozarts wiſſen nicht, daß nicht ſeine Wiſſenſchaft, ſondern ſein Genie, nicht die Anwendung der beſtimmten Regeln der Kunſt, die Jeder lernen kann, ſondern ſein Erfindungs-Talent, nicht ſein Reichthum an Kunſt, ſondern an Gedanken, nicht die Lehrſätze der Schule, ſondern ſeine Originalität, nicht die Pracht ſeiner Begleitung, ſondern die ſeiner Gedanken, nicht ſein Moduliren und ſeine Diſſonanzen, ſondern ſeine hohe Kunſt, jeder ſeiner Kompoſitionen einen ſchönen Geſang einzuhauchen, nicht ſeine Kunſt der Harmonie, ſondern die der Melodie, endlich nicht ſein Studium, ſondern ſeine Inſpiration den großen Mann unſterblich gemacht haben. So groß und achtungswerth auch Mozarts Kunſt der Harmonie war, ſo gewiß iſt es doch, daß, wenn dieſe nicht auf die herrlichſten Melodien verwendet worden wäre, die ſein ſchöpferiſches Genie nach Gefallen ſchaffte, er nie der große und erſte Meiſter der deutſchen Schule geworden wäre. Hätte er ſeine ganze Kunſt und Pracht der Harmonie auf minder ſinnreiche, oder gar auf fade und triviale Melodien angewendet, er würde eben ſo wenig Aufſehen gemacht haben, als alle ſeine falſchen Nachahmer, die ihn in allem Andern, nur in ſeinem Genie und in dem großen Talent, vortreffliche Melodien zu erfinden, nicht nachahmen können. Eine Pracht von Harmonie, auf gemeine Melodien verſchwendet, wird abgeſchmackt und lächerlich. Die Melodie iſt das Dichteriſche der Tonkunſt; und, ſo wenig irgend ein Menſch, dem das Dichter-Talent nicht angeboren iſt, ein Dichter werden kann, wenn er ſich auch darüber faſt zu Tode ſtudiren ſollte; eben ſo wenig kann irgend ein Menſch, dem die Natur bey ſeiner Geburt das Talent, Melodien zu erfinden, nicht verlieh, ein ächter Tonſetzer werden; er wird höchſtens Noten ſetzen, nach allen Regeln des Satzes und der Harmonie, ſo wie der unberufene Dichter höchſtens regelmäßige Verſe und Reime machen wird; aber es wird kein belebender Geiſt in dieſen kalten Noten ſeyn, der Aether des Genie's wird ſie nicht umwehen, ſchwer und mühſelig kamen ſie aus dem Schoße des kalten Studiums zur Geburt, kalt und todt betäuben ſie nun die Ohren der Zuhörer, ohne ſich einen Eingang in ihre Herzen verſchaffen zu können; was doch der Hauptzweck aller Muſik iſt und ſeyn ſoll.

Non satis est pulchra esse poëmata: dulcia sunto,
Et quocunque volent, animum auditoris agunto.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 38.

Nro. 227.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Mittwoch, 22. September 1819.

Es werden einſtens Sonnen nicht mehr ſchimmern,
Und es verliſcht der Sterne ſanfter Chor.
Dann ſchwebt noch von der Welten dunkeln Trümmern
Die Liebe zu des Lichtes Reich empor.

Ungenannter.

Auf dem Burgberge bey Harzburg, wo ehemals der Altar des Krodo ſtand, am Vorderharz.

Hier, wo der Vorzeit Schauer mich umwehen,
Hier rauchte einſt dem Götzen der Altar,
Zu dem mit ihres Herzens rauhem Flehen
Voll Ehrfurcht trat Teutonia's Schaar.

Der nie gebebt in Krieg und Tod zu gehen,
Dem Kampfgewühl der Tage Leben war,
Er hört es brauſen in den heil'gen Höhen,
Und ſeine Opfer bringt dem Gott er dar.

Drum nieder ſink' an dieſer heil'gen Stelle,
Hat auch dem Götzen hier gekniet der Wahn.
Vor deines Geiſtes Blicke ward es helle!
Wo vor der Macht erzitterte der Ahn,
Da trittſt du an der Liebe heilge Schwelle
Und ohne Furcht darfſt du dem Donner nah'n.

Maurice und Berghetta oder der Pfarrer von Rahery.

(Beſchluß.)

In dem Gang der Geſchichte läſſt ſich der edle Hi Sullivan und der gute, wackre Maurice, durch lange Bedrückungen aufs Aeußerſte getrieben, zu einer Empörung hinreißen. Die Ränke engliſcher Rechtsſprüche haben den erſten ſeines väterlichen Erbes beraubt; er erfährt das Schickſal ſo vieler Wackerer, die ſich mit der Hoffnung täuſchten, mit ſchlechten Werkzeugen Gutes zu bewerkſtelligen. Ein Hanfe der Verſchwornen legt, von Rache getrieben, Feuer an die Wohnung der engliſchen Familie, die ſich in Beſitz von Sullivans Eigenthum geſetzt hat. Der Pfarrer erzählt: „es war nun offenbar, daß die Balken des Gebäudes Feuer gefangen hatten, denn der Horizont auf der Seite des Schloſſes war flammenroth. Von fern ſah ich ſchon die Lohe aus allen Fenſtern heraus ſchlagen, und indem ich anlangte, ſtürzte das ganze Dach unter einem Geſchrey ein, das um ſo fürchterlicher tönte, da der ganze Clan um die Brandſtätte verſammelt war. So ſehr Maurice auch eilte, kam er doch zu ſpät. Merrit war der Dämon, welcher die Rache anführte. Es war ihm ein Leichtes geweſen, das Kohlenweib zum Feuer anlegen, in verſchiednen Theilen des Schloſſes zu bereden, danebſt hatte er die Clansleute verſammelt und ihre Seele von Rachedurſt entflammt, worauf ſie ſich um das Schloß drängten und alle Ausgänge mit Balken und Steinen feſt verſperrten. Das Schrecklichſte ſchien ſchon gelungen und die unglücklichen Schloßeinwohner alle umgekommen. Doch Maurice's aufmerkſamer Blick entdeckte bald ein Frauenzimmer mit einem Knaben an dem Fenſter eines Thurms; dieſe wenigſtens zu retten, war alles was ihm übrig blieb. Der ſtarke Epheu, der die Mauer umrankte, bot ihm Mittel in dem Winkel, welchen der Thurm mit ihr machte, hinanzuklimmen. Indem er ſeinen Rücken feſt an den Thurm lehnte, und auf den Epheu, oder in den Mauerſpalten Fuß faſſte, gelang es ihm, langſam empor zu klimmen. Der Haufen, der ſich bisher nur der Verwüſtung befliſſen hatte, ward von dem Edelmuth dieſes Unterneh-

Digitized by Google

meus gerührt, ein Jeder drängte ſich ihm zu helfen: man ſtemmte Balken empor, um ihm einen feſten Stand zu verſchaffen; er rief nach einem Seil, welches ihm auch ſogleich gereicht ward, und wohl geübt ſeine heimatlichen Felſen zu erklettern, hatte er bald die Mauerhöhe erreicht. Er vermuthete, daß vom Parapet eine Thür in den Thurm führen würde. So war es, allein eine dichte Rauchwolke quoll daraus hervor und hätte auch den Kühnſten mögen zurück ſchrecken. Dennoch eilte er die enge Treppe hinan, öffnete haſtig die Thür und erblickte eine Frau mit allem Ausdruck der Verzweiflung, die einen von Schrecken ſtarren Knaben in den Armen hielt. Maurice nahm augenblicklich den Knaben auf ſeine Schultern, gebot ihn ſich feſt an ſeinen Kopf zu halten, knüpfte das Seil an eine ſchwere Bettſtatt und ließ ſich an ihm glücklich zum Boden hinab. Freudengeſchrey empfing ihn, und jetzt eilten mehrere junge Männer, ſich des Seils zu bemächtigen, um das Frauenzimmer zu retten. Alle wichen aber zurück, wie Maurice ſich anſchickte, auch dieſes zu verſuchen; allein noch war er nicht zwanzig Fuß hinauf, ſo hörte man ein großes Gekrach, und das fürchterliche Jammergeſchrey einer weiblichen Stimme, ſo wie die Feuerſtröme, welche ſich jetzt aus dem Fenſter ergoſſen, lieſſen keinen Zweifel über das Schickſal der Unglücklichen übrig. In demſelben Augenblick zerriß das Seil und Maurice ſtürzte mit zerbrochnem Arm und vielen Quetſchungen herab.“

Der elende Merrit beſchuldigt Hn Sullivan dieſer ſchändlichen That des Brandſtiftens, obſchon dieſer eine Stunde bevor ſein irregeleiteter Clan ſie vollbrachte, ſeinem ganzen aufrühreriſchen Unternehmen entſagt hatte. Ein parteyiſches Gericht verurtheilt ihn zum Tode, den er auch, nach einem vergeblichen Verſuche zur Flucht, endlich erleidet.

„Wie wir bey dem Richtplatz, zu welchem man die Brandſtätte erwählt hatte, ankamen, erzählt der Pfarrer, betrachtete er den Galgen, ohne ſeine Faſſung zu verändern; da aber der Haufen Platz machte, erblickte er Una, die ſchwarz gekleidet dort kniete und das Todesholz umfaſſt hielt. — „Ja, das iſt Todespein! rief er erbleichend, ich muß noch einen Verſuch bey dieſen Barbaren wagen.“ Darauf bat er den Hauptmann des befehligten Kriegshaufens, indem er auf Una zeigte, man möchte ihn niederſchießen; erhielt aber nur eine verächtliche Weigerung. „Nun ſo verzeihe mir Gott! rief er darauf, daß ich mich vor den Unterdrückern meines Vaterlandes gedemüthigt! Lebe wohl, theurer Maurice, fuhr er fort, und lehnte ſein Antlitz einen Moment an das ſeines Freundes, liebe mein Andenken!“ In dieſem Augenblick ſprang er auf und ehe man ſichs verſah, ſetzte er ein kleines Fläſchchen mit Gift an ſeine Lippen und leerte es ſo aus, daß ihn zu verhindern nicht möglich war. Sein Tod erfolgte augenblicklich. Der befehlhabende Offizier ward wüthend ſich ſeine Beute entzogen zu ſehen und befahl den Soldaten, den mit dem Tod Ringenden aufzuknüpfen. „Vater der Barmherzigkeit! rief ich, er liegt noch im Todeskampf; ehrt doch den Uebergang ſeiner Seele in die Ewigkeit! — Aber ich ſprach zu dem Sturmwind, ſprach zu einem Felsblock.“ — —

„Nachher erfuhr ich, daß Hn Sullivan, wie er erfahren, daß ihm nicht geſtattet werden ſollte, eines Kriegers Tod zu ſterben, die alte Frau M'Cormik aufgefordert hatte, ihm einen Gifttrank zu bereiten, welcher Dienſt alles Uebel aufwiegen konnte, das er von ihrem Sohn erlitten habe. Sie meinte in ihrem böſen Sinn, er wollte ihn gegen ſeine Feinde brauchen und miſchte Waſſerſchierling und Kirſchlorbeer in verdicktem Einſud, ſo daß nach ihrer Verſicherung ein Tropfen ſo ſchnell wie ein Meſſerſtich den Tod brachte.

„Den folgenden Tag ließ ich Sullivan anſtändig zur Erde beſtatten; er, der Letzte eines mächtigen Geſchlechts, ward ohne eines Verwandten Geleit zu Grabe gebracht. Wir legten ihn in den Kirchhof von Kilbride, den älteſten, heiligſten Begräbnißplatz der ganzen Gegend. Lebe wohl, theurer, edler Sullivan! rief ich. Das dem Elende gewidmete Land, das dich gebahr, veranlaſſte deine Fehler und dein Unglück. Wir brauchen nicht um dich zu weinen — die Erde iſt dein Ruhebett, nicht dein Grab.“

Aus dieſen Bruchſtücken werden unſre Leſer ſehen, daß bey den vorwaltenden Verhältniſſen in dem Inſel-Königreich dieſes Buch viele Leſer anziehen und vielen Leſern ein Stein des Anſtoßes ſeyn müſſte.

Die brittiſchen Religonsgeſellſchaften im Jahr 1819.

(Beſchluß.)

Die Feyerlichkeiten der großen Londner Miſſionsgeſellſchaft begannen mit einer ſalbungsvollen Predigt, die von Hr. James aus Birmingham mit Begeiſterung vorgetragen ward. „Ich überreiche, ſprach er am Schluſſe derſelben, dieſer verſammelten Gemeinde eine Bittſchrift: zuerſt, im Namen von fünf bis ſechshundert Millionen Heiden, die mit vereinter Stimme ihren mit Chriſti Evangelio und Erkenntniß begnadigten Brüdern zuzurufen ſcheinen: kommt herüber und helfet uns; zweytens, im Namen der ſchon unter heidniſchen Nationen arbeitenden Miſſionarien, die neue Gehülfen für ihre ſich ſtets vermehrenden Arbeiten dringend erbitten; drittens, im Namen der Direktoren der Miſſionsgeſellſchaft, die im letzten Jahr mehr als 23000 Pf. Sterl. ſammelte, aber mehr als 28000 Pf. Sterl. auslegte, welche alſo neuer kräftiger Unterſtützung vom chriſtlichen Publikum bedarf; viertens, im Namen der ſeligen Bewohner des Himmels, die durch den treuen Dienſt rechtſchaffener Miſſionarien zur lebendigen Erkenntniß des allein wahren Gottes und deſſen, den Er geſandt hat, Jeſu Chriſti, hienieden gebracht worden ſind, ihren irdiſchen Beruf glücklich vollendet haben, und ſich nun im Vollgenuſſe namenloſer Seligkeiten des Himmels befinden. Bey dieſer

Digitized by Google

Fülle unſers Glücks — ſcheinen ſie laut auszurufen — beſchwören wir euch, unſere chriſtlichen Mitbrüder auf Erden, ſendet auch unſern noch unbekehrten Verwandten und Freunden den unbezahlbaren Schatz des Evangeliums, womit ihr uns ſo überſchwenglich beglückt habt. Ja — ſetzte er fünftens hinzu, ſogar von den unſeligen Bewohnern der Hölle ſcheint mir die jammernde Stimme des Flehens entgegen zu ſchallen: O ſendet ſchnell, unverzüglich, unſern Vätern, Müttern, Geſchwiſtern, Kindern das Evangelium, daß ſie nicht auch kommen an dieſen Ort der Qual.“

Der Jahresbericht dieſer Miſſionsgeſellſchaft ward in der den weslenſchen Methodiſten zugehörigen großen Kapelle in Great Queensſtreet öffentlich vorgeleſen. Zum erſtenmal erſchien der berühmte Parlamentsredner Wilberforce im Kreiſe dieſes Vereines, und erklärte: was ihn bewogen habe, in ihrer Mitte perſönlich ſich einzufinden, ſey der ausgezeichnete Segen, womit der Allmächtige ihre Bemühungen in den fernen Inſeln der Südſee nach tauſend überſtandenen Schwierigkeiten gekrönt habe. „Wenn ich im Geiſte, ſprach er, ſtatt der heidniſchen Götzentempel in Eumeo und Otaheiti hundert chriſtliche Tempel erblicke, wenn ich den chriſtlichen Sabbath unter dieſen neubekehrten Chriſten ſo ſtill und andachtsvoll gefeyert ſehe, und hören darf, daß ſie ihre ehemaligen Götzenbilder, welchen ſie ſo manche blutige Menſchenopfer darbrachten, entweder verbrannt oder als Trophäen des Chriſtenthums nach London geſandt haben, ſo wird meine ganze Seele mit heiliger Wonne erfüllt, und mein Dank ſteigt vereint mit der Gemeine himmelwärts, daß Er ſolche Wunder der Macht und Gnade bewieſen hat.“

Aus dem Bericht dieſer Geſellſchaft erhellet, daß ihre Miſſionarien nicht nur in Süd- ſondern auch in Oſt- und Weſtindien, ſo wie in Afrika, mit ſichtbarem Segen arbeiten, daß ſie im Laufe des letzten Jahres mehrere Tauſende von Heiden durch die Taufe in den Schoß der chriſtlichen Kirche aufgenommen haben, daß viele der neubekehrten Heidenchriſten einen dem Evangelio würdigen Wandel führen, daß in den verſchiedenen Miſſions-Kolonien auch die Civiliſation Fortſchritte macht, indem Felder angebaut, Gärten gepflanzt, Häuſer errichtet, Handwerke getrieben, Schulen angelegt werden. Und daß alſo nicht nur für das geiſtliche und ewige, ſondern auch für das leibliche und zeitliche Wohl und Glück von Indianern, Hottentotten, Kaffern, Namaquas, Kamingas und anderer heidniſchen Völkerſtämme geſorgt wird.

Aus dem der allgemeinen Zuſammenkunft der **religiöſen Traktatgeſellſchaft** vorgelegten Berichte ergab ſich, daß die Geſellſchaft im letzten Jahr vier Millionen, und 43,921 religiöſe Traktätchen, und in 20 Jahren 30 Millionen, in verſchiedenen europäiſchen und orientaliſchen Sprachen in Umlauf gebracht hat. Ein Seeoffizier, der viele ſolche kleine Schriften unter Seeleute ausgetheilt hat, erzählte ein merkwürdiges Beyſpiel von einem andern Offizier, welcher durch das Leſen derſelben vom Rande des zeitlichen und ewigen Verderbens auf den Pfad der Wahrheit und der Tugend zurück gebracht wurde. Und Hr. Ligh Richmond, der auch im Ausland durch ſeine beliebten kleinen Schriften, beſonders durch das **Milchmädchen** und den **Negerſklaven** bekannt iſt, erzählte eine höchſt rührende Geſchichte von 75 Bergleuten, welche durch den Einſturz einer Mine vierzehn Tage lang in den Eingeweiden der Erde begraben waren, und endlich alle ohne Ausnahme des furchtbaren Hungertodes ſtarben. Nie würde man etwas von dieſen Unglücklichen erfahren haben, wenn man nicht beym Nachgraben ein einem jungen Mann zugehöriges zinnernes Feuerzeug entdeckt hätte. Auf dieß hatte er mit einem eiſernen Griffel folgende Abſchiedsworte an ſeine Mutter, deren Stütze er war, eingegraben: „Theure Mutter! Grame dich nicht. Wir ſangen, ſo lange wir konnten, und lobten Gott. Mutter! diene Gott treuer, als ich je Ihm gedient hatte.“ Noch fügte er folgende Zeilen an einen jungen Verwandten bey, der ſeiner Mutter manchen Kummer verurſacht hatte: „ſey ein guter Knabe, folge Gott und deiner Mutter.“ Hr. Richmond zeigte der Verſammlung das zinnerne Gefäß, worauf dieſe Worte eingegraben waren. Viele Schillinge und halbe Kronen wurden dem edeln Richmond in die Hände gedrückt, um ſie der hülfloſen Mutter zuzuſtellen. Etwa 100 bis 150 Gulden waren auf dieſe Art in wenigen Minuten geſammelt.

Im ruſſiſchen Reiche ſind ſeit wenigen Jahren hauptſächlich durch die thätige Dazwiſchenkunft einer chriſtlichen Prinzeſſinn 300,000 ſolche kleine Schriften vertheilt worden; in Preußen hat die Traktatgeſellſchaft eben ſo viele in wenigen Jahren verbreitet; und in Schweden hat die evangeliſche Geſellſchaft zu Stockholm, über eine Million in der ſchwediſchen, finniſchen und lappländiſchen Sprache wohlfeil verkauft und verſchenkt. Es gibt Bürger in den Städten und Bauern in den Dörfern, Gelehrte und Ungelehrte, Soldaten und Matroſen, Eltern und Kinder, Herrſchaften und Dienſtboten, welche dieſen kleinen Schriften ihre erſten religiöſen Eindrücke verdanken.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

(Beſchluß.)

Es wäre weit beſſer, wenn **Mozarts** falſche Nachahmer in ihrer eigenen Sphäre blieben, und in dieſer ſich, mit ſteter Berückſichtigung ihrer Individualität, aus der kein Menſch ungeſtraft heraustritt, auszuzeichnen und Verdienſte zu erwerben ſuchten, als vergebens und lächerlich dem Giganten gleich zu werden ſich bemüheten, den Pygmäen nie erreichen können; und ſie ſollten alle wohl bedenken, daß zu **Scanderbegs** Säbel auch **Scanderbegs** Arm gehört.

> Sumite materiam, vestrie, qui scribitis, æquam
> Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
> Quid valeant humeri!

Dieſes vorausgeſchickt, muß man Herrn **Kocher** die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er, in ſeinem Oratorium, weder dem falſchen Grundſatze gehuldiget habe, daß nur gelehrte und trockene Modulationen, und große Maſſen von Harmonie die Schönheit einer Kirchenmuſik ausmachen, noch in Diſſonanzen-Affektation verfallen ſey, noch die Zahl der falſchen Nachahmer **Mozarts** vermehrt habe. Herr **Kocher**, durchdrungen und ausgehend von dem Grundſatze, daß die Melodie die Hauptſache in jedem muſikaliſchen Werke ſey, war, in ſeinem Oratorium, ſtets darauf bedacht, dieſe vorherrſchen zu laſſen und der Harmonie nicht aufzuopfern. Der Gang ſeiner Muſik iſt einfach und natürlich; nie wird das Ohr durch widerwärtige

Digitized by Google

Diſſonanzen und ewige Ausweichungen beleidiget. Dabey iſt ſeine Harmonie lebendig, reich und von Wirkung; und aus mehreren Stellen kann man leicht bemerken, daß, wenn er gewollt hätte, es ihm ein Leichtes geweſen wäre, ſie noch mehr zu verſtärken und üppiger zu machen. Wir glauben aber, daß er Recht hatte, es nicht zu thun; weil ein Oratorium kein Konzert iſt, und die wahre muſikaliſche Wirkung durchaus nicht aus einer Ueberfülle von Harmonie hervorgehen kann. Soviel Harmonie verwenden, um den für jede Gattung von Muſik gehörigen Effekt hervorbringen, iſt der einzig richtige Maßſtaab, der einzig richtige Grundſatz. — Die Introduktion des erſten Theils iſt paſſend, würdig und lebendig. Der auf dieſe folgende Chor der Kinder Adams iſt melodiſch und feyerlich. In Kains erſtem Recitativ kommt ein ſchönes Adagio vor, das rührt. Die darauf folgende Arie: Ich elend ꝛc. verbindet Kraft und Anmuth. Adams Arie: Ja Kain ꝛc. iſt fließend und ſchön. Das Duett: O Hochgefühl ꝛc. das Kain und Adam ſingen, iſt gefällig und feurig, ſcheint aber eher für das Theater, als die Kirche zu paſſen. Die Scene und Arie Abels: Ach ſieh vor dir ꝛc. iſt lang, aber abwechſelnd und gefällig. Der Chor der Kinder Adams: O Gott barmherzig ꝛc. iſt ſchön und kräftig. Das Terzett: Fromm iſt Abel ꝛc. gefiel ſehr und wurde beklatſcht. Der Schlußchor des erſten Theils hat einzelne gute Stellen; doch hätten wir noch mehr Klarheit darin gewünſcht. Im zweyten Theile zeichnen ſich aus, die Arie der Eva mit Chor: O gieße Gott ꝛc. der Canon: Schön war Abel der Hirt ꝛc. der Chor: Er wird bereuen ꝛc. und beſonders Kains Recitativ: Kain wo iſt dein Bruder? ꝛc. Die Schlußfuge iſt künſtlich und kräftig: aber auch hier hätten wir noch mehr Beſtimmtheit gewünſcht. Das Hauptverdienſt der Fugen beſteht darin, das Ohr immer auf den Hauptgeſang zu fixiren, den man deswegen von einem Theile zum andern und von Modulation zu Modulation ſtets fortſchreiten läſſt. Daher muß der Komponiſt äußerſt bemüht ſeyn, dieſen Geſang ſtets recht deutlich zu machen, und zu verhindern, daß er nicht erſtickt werde, oder unter den übrigen Parthien ſich verliere. Dafür gibt es zwey Mittel; das eine beſteht in dem Contraſte der Bewegung, ſo, daß wenn der Gang der Fuge raſch iſt, die andern Parthien nur in langen Noten fortſchreiten; und umgekehrt, wenn die Fuge langſam geht, die Begleitungen ſtärker arbeiten müſſen. Das zweyte Mittel beſteht darin, die Harmonie daraus zu entfernen, aus Furcht, daß nicht die andern Parthien, bey ihrer zu ſtarken Annäherung an die Hauptparthie, mit dieſer ſich vermiſchen und ſie verhindern, ſich deutlich hören zu laſſen; ſo, daß, was ſonſt überall ein Fehler wäre, hier eine Schönheit wird. Die Fugen überhaupt machen eine Muſik mehr lärmend als angenehm; daher ſchicken ſie ſich auch am Beſten für Chöre. Die Vermiſchung der Melodie mit der Modulation iſt bey ihnen das, was am Meiſten zu fürchten und am Schwerſten zu vermeiden iſt. Das Vergnügen, welches die Fugen gewähren, iſt eben deswegen meiſtens ſehr mittelmäßig; denn Fugen mit anziehender Melodie, Schwung im Thema, Anordnung der Harmonie zu demſelben auf eine Art, daß es bey allen möglichen Nachahmungen, Veränderungen, Umkehrungen und canoniſchen Behandlungen immer ſangbar bleibe, mit richtiger Wahl des Gegenſatzes, ſo daß dieſer auf der einen Seite nicht ganz trockene Behandlung ſey, auf der andern aber auch dem Thema nicht vorgreife, mit gehörigem Eintritte der Stimmen und gehörigem Verhältniſſe derſelben bey ihren Verwechſelungen gegen das Thema, und einer Begleitung, bey der die Hauptſtimme immer gehörig hervorſticht. Fugen dieſer Art ſind und waren allezeit ſeltene Meteore am muſikaliſchen Himmel; und nur den erſten Männern in ihrem Fache war es gegeben, dergleichen zu machen.

Um unſer Urtheil über Herrn Kochers Oratorium ins Kurze zu faſſen, müſſen wir ſagen, daß ſie einem Manne, der die Kompoſition für ſich ſelbſt ſtudirte, alle Ehre um ſo mehr mache, als er nicht nur ſo manche gefährliche Klippen, wie die Ueberfülle von Harmonie, die Diſſonanzenjagd, Geräuſch und Lärmen ohne Melodie glücklich vermied, ſondern auch eine einfache, natürliche und klare Faktur ſich zum Grundgeſetze machte, wodurch er den Zuhörern nicht nur nie widerwärtig, ſondern meiſtens angenehm und gefällig wird. In dieſer Hinſicht hat Herr Kocher einen richtigern Kalkul, als viele ſeiner Mitbrüder gezogen, die nur durch große Harmoniemaſſen und gelehrte Künſteleyen vergebens Wirkung zu machen ſich beſtreben. Wir können nicht ſagen, daß in ſeinem Oratorium jene ausgezeichneten Gedanken, jene reizenden Motive, die gleich mit den erſten Takten das Genie des Kompoſiteurs ankündigen, den Zuhörern allen einen hohen Schwung geben und ſie unaufhaltſam mit ſich fortreißen, oder jene geiſtreichen Entwickelungen eines einzigen Gedankens zu finden ſind, wo die Steigerung und Progreſſion der Empfindung die Wirkung auf den höchſten Punkt gewaltſam treibt. Aber es wäre auch unbillig, an Herrn Kocher Forderungen zu machen, die höchſtens nur an diejenigen ſeltenen Genie's gemacht werden können, welche die gütige Natur mit allen ihren Gaben ausgeſtattet und nur von Zeit zu Zeit als Muſter aufgeſtellt hat, um ſie von der Mit- und Nachwelt bewundern zu laſſen. Und wo ſind denn jetzt ſonſt viele ſolche ausgezeichnete Meiſter zu finden, an die man ſo große Forderungen machen könnte? Wir räumen auch gern ein, daß Herr Kocher noch Vieles zu hören, zu lernen und zu erfahren hat, um nur den Grad der Ausbildung zu erreichen, deſſen ſeine Individualität fähig iſt. Wir glauben auch, daß die Rezitative der ſchwächſte Theil ſeines Oratoriums ſind, und daß er beſonders in dieſem ſchwierigen Punkte der muſikaliſchen Deklamation noch Vieles zu lernen hat. Allein dafür iſt er auch Anfänger in der Kompoſition, und für einen ſolchen ſind ſeine Oper: Der Elfenkönig, und ſein Oratorium unbezweifelt ſchöne Proben. Fehlt auch dieſen beyden Werken die pikante Originalität der großen Meiſter, ſo ſind ſie doch keine Compilation fremder Gedanken, und ſeine Faktur iſt einfach, natürlich und gefällig. Ob er ſich zum Pikanten und Originellen noch wird erheben können, muß die Zukunft lehren. Abſprechen möchten wir es ihm noch nicht. Pietro Guglielmi machte ſeine ſchönſten Opern, als er fünfzig Jahre alt war; Herr Kocher zählt drey und dreyßig, hatte aber immer mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und muſſte die Zeit, die er dem Studium der Kompoſition widmete, nur andern Arbeiten abſtehlen, von denen er lebte. Er iſt nun, unterſtützt von der liberalen Gefälligkeit eines Mannes, dem er ewig dankbar ſeyn wird, nach Italien gereiſt, um ſeine muſikaliſche Bildung zu vollenden. Was Fleiß und Studium vermögen, wird er auf jeden Fall dort lernen und ſich eigen machen; an anhaltendes Nachdenken gewöhnt, hat er einen eiſernen Willen. Sollte er auch das Pikant-Originelle, das den genialen Tonſetzer auszeichnet, und das man nur von der Natur haben muß und nicht erlernen kann, nie erreichen können: ſo wird er doch immer ein angenehmer Tonſetzer in der dritten oder vierten Linie werden, und ſeine Kompoſitionen werden dem Publikum mehr Vergnügen machen, als die der falſchen Nachahmer Mozarts, die durch Harmonie den Mangel des Genie's erſetzen wollen, das ihrem großen Vorbilde ſeine reizenden Melodien eingab. Denn das große Publikum wird immer mehr erfreut werden, von angenehmen, wenn auch nicht hinreißenden Melodien, als von Kompoſitionen, in denen der ganze Effekt nur von harmoniſchen Künſteleyen erwartet wird, oder in denen eine Sucht nach Originalität, die man nicht hat, ſichtbar, oder in denen ſogar wirklich eine Originalität, aber keine ſchöne, ſondern eine verzerrte, herrſchend iſt.

Digitized by Google

Nro. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 23. September 1819.

Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel ſchon,
Die böſe Hoffnung, unter ihrem Herzen.

N. N.

Der Brunnen der Liebenden. *)

Die Podinbrads — und Zapolyas! — welcher Gegenſatz? — Georg Podinbrad durch feſten Vorſatz, kühne That und vielſeitige Liſt, endlich der Erſte in ſeinem Vaterlande, hat unſer liebevolles Verzeihen für die Art, mit der er die höchſte Gewalt an ſich riß, durch die Art, wie Er von ihr ſchied. — Er verſchmäht ſterbend ſeiner Getreuen Eifer, die durchaus keinen Fremden, ſondern in ſeinen Söhnen wieder einer einheimiſchen Dynaſtie gehorchen wollten. Er begehrt lieber ſelbſt den Sohn ſeines feindlichen Nebenbuhlers zum Thronfolger, läßt lieber ſein Geſchlecht in die Dunkelheit des Privatſtandes zurücktreten, als er es um den Preis neuer Bürgerkriege in einer langen Herrſcherreihe verherrlicht ſehen will! — Dagegen die Zapolyas, Emerich und Stephan, nicht von glänzender, ja nicht einmal von altungariſcher Abkunft, ſchwingen ſich, die ganze Rüſtkammer der Liſt und Gewalt umſtürzend, jener zum Ban und Oberſten Kammergrafen, dieſer zum Weywoden Siebenbürgens, zum Statthalter in Schleſien, in einem Theile Mährens, in Wien; — beyde nacheinander zu Erbgrafen in der Zips und zur Palatinswürde. — Vermählungen mit den ſchleſiſchen Herzogs-Familien, ja mit dem in Polen und Lithauen, in Ungarn und Böhmen herrſchenden Königsgeſchlechte der Jagellonen, ſteigerten in der Folge den Glanz, die Mittel, die verwegenen Hoffnungen dieſes Hauſes. — Mathias Corvin, Podinbrads Schwiegerſohn und Erzfeind, und ſein Nachfolger Wladislaw, machten durch reiche Schenkungen und nutzreiche Gelegenheiten, gar bald der Zapolyas mittelmäßige Glücksumſtände höchſt bedeutend. — Die Schlöſſer, die Güter, das Geſchmeide, Gold und Silber, das Mathias, der Treue Stephan Zapolya's vertraut, behielt dieſer nach ſeines königlichen Freundes Tode, für ſich. So wenig Aengſtlichkeit lieſſen ſich die Zapolyas zu Schulden kommen, daß Stephans Sohn Johann, als nachmaliger Afterkönig, ſich nicht im mindeſten dadurch beirrt fand, daß auf ſeinem Königsſchmuck und Tafelaufſatz überall der hunyadiſche Rabe, jeden Augenblick des unrechtmäßigen Erwerbes mahnte. — Um des Reiches Noth und dadurch ſeine eigene Unentbehrlichkeit zu mehren, ſetzte er ſogar ſeinen Waffenruhm, durch voreilige Flucht aus Siebenbürgen aufs Spiel, verließ bey Mohacz ſeinen König, erſchlich wider Oeſtreichs Erbrecht die heilige Krone, rief die Türken ins Reich und vor Wien, brachte auf mehr als anderthalb Jahrhunderte das osmaniſche Joch über ſein Vaterland, und ſtarb endlich an Ferdinand treulos und dem Padiſchach Suleymann höchſt verdächtig, eines zweydeutigen Todes!!

Wenn der gedankenvolle Wanderer, durch das Wagthal eilet, und auf einmal, wo die Berge dem ungeduldigen Fluß, nur ungern einen engen Durchzug erlauben, unter dem Rauſchen des Stromes, und unter dem wunderli-

*) Aus dem, für künftiges Jahr zu erſcheinenden „Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, herausgegeben durch die Freyherrn von Hormayr und Mednyanſky.

chen Brauſen der windbewegten Bäume, die gewaltigen Trümmer der Burg Trentſin, dieſer ehrwürdigen Spindel, an der ſich Jahrhundert vor Jahrhundert Ungarns Begegniſſe gleichſam abwinden, im blanken Vollmondſchein gegen das unermeſſliche Himmelsgewölbe empor ſtreben ſieht, wird er in mächtige Erinnerungen verſunken gerührt ſtille ſtehn. — Er wird ernſt und weich darüber hinbrüten, was der alte Wald, mit ſeinem Rauſchen, und was die Wag, manchmal lauter gegen ihre Ufer klatſchend, und was die tauſendjährige Burg, gleich greiſen Schulgenoſſen und Jugendgeſpielen, kein Ende findend einander erzählen, was ſie geſehen, von Zeiten und von Männern, die drinnen ſtanden, und den Zeiten (doch nur augenblicklich) das Gepräge ihrer großen Perſönlichkeit aufdrückten, und von hier vollbrachten Thaten, welche noch leben und leben werden, über die engen Gränzen des Raumes und der Zeiten hinaus. — Wie iſt vom großen Marhanenkönig Swatopluk bis auf den Tököly und ſeit dem Tököly, doch Alles neu und Alles anders geworden? — Nur die Wag und die Karpathen und ihr Schnee, ſind die Alten geblieben.

Des nordweſtlichen Ungarns Schlüſſel, war Trentſin von höchſter Wichtigkeit für des Königs Mathias Heeresfahrten gegen Mähren und Schleſien, über denen Er (wie über den Kriegen perſönlicher Erbittrung gegen den Kaiſer Friedrich) den ſchönſten vom großen Vater ererbten, ihm gleichſam vorzugsweiſe aufgeſparten Ruhm in den Wind ſchlug, der mehr und mehr geängſtigten Chriſtenheit Retter wider ihren Erbfeind zu ſeyn. — Mathias glaubte Trentſin der kräftigſten Hut, er glaubte es den beſten Händen zu übergeben, indem er es an Stephan Zapolya gab. — Stephan erkohr ſo fort Trentſin zu ſeinem Hauptſitz. So wie er es fand, ſchien es ihm hiefür zu gering. Des geübten Kriegsmannes Falkenauge vermiſſte manches in der Feſtigkeit, der Stolz des Emporkömmlinges aber noch weit mehr an äußerer Pracht. — Wäre jene rauhe Zeit ſchon ſo überfein und dünn wie die unſrige geweſen, hätte auch ſie ſchon, den beweglichen Reichthum ſo ſtarr dem unbeweglichen vorgezogen und ſich wie dieſe (jede Leiſtung durch Hand und Sache verketzernd) vor dem Götzenbilde des alleinſeligmachenden Goldes niedergeworfen, dieſes Trentſin wäre niemals erbaut.

Durch rieſenhafte Arbeitskräfte thürmte ſich der Bau unglaublich ſchnell. Geſchickte Werkmeiſter und Künſtler wurden berufen, und auch hier blieb der Adlerſchwung nicht ohne ſichtbare Rückwirkung, womit Mathias, ſeinen Bücherſchatz und ſeine Univerſität in Ofen, als wahre National-Inſtitute gründete, beſtändig über dreyhundert Copiſten, der eben wiedergefundenen ewigen Werke der Alten ausgeſendet hielt, womit er nicht nur Gelehrte, Mahler, Bildner, Buchdrucker, ſondern auch Baumeiſter, Handwerker und Landwirthe aus Italien und Deutſchland, aus der Provence, und vom burgundiſchen Hofe, um ſich und um ſeine Lieblinge verſammelte. — Dicke Mauern, durch tiefe und breite, hier und da dem Felſen ſelber enthauene Wälle beſchützt, wehrten den Zugang von der einzig erſteiglichen Oſtſeite. Feſte Thürme ſpotteten jedes Sturmes. Ungeheure Gewölbe ſicherten die Vorräthe, dreyfache Thore mit Zugbrücken und Fallgittern, die Eingänge; doch was half das alles, ſo lange eines fehlte: Waſſer. — Menſchen und Thiere, ſo zahlreich in der weiten Burg, konnten für den Fall einer langen Belagerung nicht aushalten, mit dem ungewiſſem ſeuchenerregenden Hülfsmittel zweyer Ciſternen. Vergebens erſchöpften der ungeſtüme Zapolya und ſeine Baumeiſter ihre Erfindungsgabe, den Fels bis zu der, wo man meinte, in hundert Klafter Tiefe vorüberſtrömenden Wag hinunter zu durchbohren. Nur wagerecht mit ihr, durfte man hoffen, Quellen zu finden. Die Natur ſchien hier menſchlichen Scharfſinns und menſchlicher Kühnheit, die das neu erhobene Trentſin ſonſt mit allen ihren Gaben verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, als eines dunkelhaften Aberwitzes zu ſpotten, indem ſie gerade jenes Einzige mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu weigern ſchien, was allen übrigen erſt dauernden Werth beylegte, und wirkliche Vollendung gab.

Der ſtolze Bau war eben im eifrigſten Betriebe, als dem Grafen Stephan ſeines Königs Ruf erſcholl, zur Heeresfolge wider die Türken. Mit einem ganzen Banner ſtieß der Mächtige zu ſeines Königs ſieggewohnten Fahnen, ſtreifte bis tief in die Moldau, und erhielt das Köſtlichſte aus der Beute, erhielt die angeſehenſten, reiches Löſegeld gar wohl vermögenden Gefangenen. — Heimkehrend ſendete er Eilboten voraus an ſeine Gemahlinn Hedwig, geborne Herzoginn von Teſchen, eine Frau von ſtolzer, unerquicklicher Schönheit und von ſtrengem Gemüth, den Wunſch und den Befehl ihr zu verkünden, er gedenke die vielen Gefangenen in fremder Tracht, mit Mohren und Kamelen, die reiche Beute, die bekränzten Banner, die ſiegjubelnden Waffenbrüder, die kampfbewährten, mit des Königs „ſchwarzen Banden“ wetteifernden Reiſigen, auf ihren, ſtolzer und ungebehrdiger als beym Ausmarſche, wiehernden Roſſen, unter kriegeriſchem Schall, in feſtlichem Triumphzug in Trentſin einzuführen, den neugegründeten Sitz, ſeiner waldſtromähnlichen Macht und der Ewigkeit ſeines Namens, und von den wimmelnden Wällen und Thurm-Zinnen empfangen zu werden, mit fliegenden Fahnen und hellem Zujauchzen, mit Geſchützesdonner, mit den gleich dem Schlachtungeſtüm ſchmetternden Trommeten, mit dem, gleich der Hoffarth ſelber, dumpf und dunkel auswirbelnden Heerpauken. — Halb Ungarn wogte wie ein neigend und nickendes Aehrenmeer um Trentſin her, zu dem ſeltenen Anblick.

Unter den Gefangenen war dieſes Siegeszuges Perle die Tochter eines vornehmen Türken, eine hohe ſchlanke Geſtalt, in erſter Jugendblüthe, nur um ſo reizender in ihrer

verſteinerten Trauer. Das milde Feuer der Augenſterne, von einer Fülle dunkler Locken beſchattet, ſchien an die Erde feſtgeheftet, um ein theures Geab zu erwärmen, um es mit wenigen ſchweren Thränentropfen aus den langen Wimpern zu erfriſchen. Die Roſenknoſpe des zartverſchloſſenen Mundes that ſich nur ſelten zum Aushauch tiefer Seufzer auf. Ein ängſtliches Erkundigen nach der Herrinn dieſer ſtolzen Burg, bey ihren Mitgefangenen, die ihr mit großer Ehrfurcht begegneten, und die mit ſchüchterner Heftigkeit ausgeſtoßene Bitte, unter ihre Sklavinnen, wie im Vaterland, eingeſchloſſen zu bleiben, war beynahe der einzige Laut, der auf der ganzen Reiſe den ſchönen Lippen entfloß. Ihre Bitte wurde ohne Hinderniſſe gewährt, ja der Herzoginn eigenſinnige Gunſt ihr zugewendet. Menſchen ohne eigenthümlichen, innern Liebesfunken, erzeugen durch ihre Gunſt mehr Unluſt und Qual, als durch ihren Haß. — Die Zärtlichkeit des Affen, der das geliebte Kind aus der Wiege nimmt, und genau mit allen Geberden der Wärterinn, koſend umher trägt, wird die Mutter ſchwerlich erfreuen!!

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die dießjährige Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte, im Pariſer Louvre.

(Aus dem Franzöſiſchen des J. B. Say, im Censeur Européen.)

Wir haben oft über die Gewiſſenhaftigkeit zu ſeufzen gehabt, womit man die illiberalen Geſetze und Gebräuche der kaiſerlichen Regierung befolgte; heut aber ſchätzen wir uns glücklich, daß wir die Regierung loben können; weil ſie den glücklichen Gedanken gehabt hat, eine Einrichtung zu erneuern und zu vervollkommnen, welche den beſten Einfluß auf den Kunſtfleiß und Reichthum der Nation haben muß. Zwar haben die induſtriellen Künſte im Allgemeinen zu ihrer Vervollkommnung den Einfluß der Regierung nicht nöthig; ſie verlangen von derſelben nur Sicherheit und Freyheit; allein dieſe Sicherheit, dieſe Freyheit hängt gewiſſermaßen von der Achtung ab, deren man ſie genießen läßt. Auch iſt der ungeheure Zufluß von Einheimiſchen und Fremden, welchen die Regierung in dieſer ſo bequem gelegenen Hauptſtadt und in dem geräumigſten und ſchönſten Gebäude von Europa bewerkſtelligen kann, ein keineswegs zu verachtender Vortheil. In dieſer Rückſicht haben die franzöſiſchen Künſtler nichts zu wünſchen. Das Louvre, ein Unternehmen von neun Königen, an welchem Perrault ſein Genie bewieſen, welches unſre berühmteſten Mahler und Bildhauer verſchönert haben, und welches die Sorgloſigkeit der alten Regierung ſeit 140 Jahren verfallen ließ, hat ihnen ſeine ganze Herrlichkeit dargeboten. So wie es wieder hergeſtellt iſt, zeigt es den Blicken des Publikums eine eben ſo merkwürdige Ausſtellung, als die Kunſtprodukte, welche es aufgenommen hat. Man tritt unter der Säulenordnung zu beyden Seiten ein. Am Ende einfach ſchön gezierter Säle gelangt man vermittelſt zweyer Treppen im ſchönſten Style, welche in den beyderſeitigen Pavillons angebracht ſind, zum erſten Stockwerke. Mehrere mit Bögen duechbrochene Mauern trennen dort die Säle von einander. Für die jetzige Ausſtellung ſind die Säle außerdem ihrer Länge nach durch acht Schuh hohe leichte Wände in zwey Theile getrennt, gegen welche die Kunſtprodukte ausgeſtellt ſind. Ein hölzernes Geländer läuft mit dieſen Wänden parallel, und hält das Publikum in einer kleinen Entfernung von den ausgeſtellten Sachen. Der Niedrigkeit der Zwiſchenwände halber kann man die geſammten Säle mit einem Blicke überſchauen. Durch die großen Fenſter hat man einerſeits die Ausſicht auf den viereckigen innern Hof des Louvre, und andererſeits auf den Kay längs der Seine. Vermittelſt Glasthüren gelangt man auch auf den Säulengang, deſſen Boden wie mit einer ſchönen Moſaik aus Marmor belegt iſt, und von wo aus man die Stadt, die Seine, das Münzhotel, den Pontneuf und die Bildſäule Heinrich IV. unter einem neuen Geſichtspunkte erblickt.

Schon bey dem bloßen Ueberblicke der jetzigen Ausſtellung erkennt man, daß ſie alle vorhergehenden weit übertrifft; daß ſie eine Verſchiedenheit und einen Reichthum darbietet, welchen krine Nation in Europa ſcheint erreichen zu können, und daß, während mehrere Produkte durch ihre Pracht auffallen, die ſie den mittelmäßig begüterten unerreichbar macht, viele andre ſich allen Klaſſen von Verbrauchenden anſchließen können. Man wird über die Wichtigkeit der Fabrik-Anſtalten erſtaunen, welche ſo mannigfaltige Gegenſtände hervor gebracht haben. Die bloßen Muſter der Ternaux'ſchen Manufakturen nehmen den ganzen Mittelpavillon des Säulenganges ein. Die Muſter des Hrn. Oberkampf zu Jouy, diejenigen der Herren Gros-Davillier und Komp. zu Weſſerling reichen hin, um ganze Säle auszuſchmücken. Die Fußteppiche und Papiertapeten bieten weit und breit die Früchte eines Kunſtfleißes dar, den noch keine fremde Nation hat erreichen können, indeß eine Menge von Kriſtallwaaren, feiner und gemeiner Töpferey, Meubeln, erzener Waaren, und minder glänzender, aber nützlicherer Produkte ſich überall dem Auge des Zuſchauers darſtellen. Ja, wir behaupten es kühn; dieſe Ausſtellung wird in den Jahrbüchern unſers Kunſtfleißes Aufſehen erregen, und wir erwarten von der Einſicht und der Vaterlandsliebe der Regierung, daß ſie dieſelbe periodiſch erneuern wird. Sollte die Ausſtellung der bildenden Künſte alle zwey Jahre ſtatt haben, ſo könnte die Ausſtellung der Induſtrieprodukte in die Zwiſchenjahre fallen. Alle Vaterlandsfreunde würden dieſer Einrichtung ihren Beyfall zollen.

Die Zufriedenheit, die man bey der Ueberſicht dieſer Ausſtellung empfindet, erhält ſich, wenn man ins einzelne geht. Faſt in allen Arten unſerer Induſtrieprodukte bemerkt man Vervollkommnungen, die ſich erſt von ein paar

Digitized by Google

Jahren Verſchreiben, obſchon es ſchwer iſt, die Epoche genau zu beſtimmen. In dieſer Hinſicht läſſt der gedruckte Katalog etwas zu begehren übrig. Wir hätten gewünſcht, der Fabrikant hätte nach der Nummer und der Anzeige der Waare beygefügt, was ſie bemerkenswerthes hat, die Vervollkommnung, welche ſie auszeichnet, und das Jahr, wo dieſe Art von Fabrikat begonnen hat. Die Jury und das Publikum würden dadurch in ihrem Urtheile aufgeklärt worden ſeyn, und das Verzeichniß würde ein wahrer Beytrag zur Geſchichte der induſtriellen Künſte geworden ſeyn. Es würde zu weitläufig werden, wird man erwiedern. Vielleicht aber nicht. Die Nothwendigkeit der Angabe desjenigen, was ein Fabrikat empfehlenswerth macht, würde vermuthlich eine Menge Fabrikanten abgehalten haben, etwas auszuſtellen, und unter denjenigen, welche ſich dargeſtellt haben würden, wären mehrere von der Aufnahme-Jury zurückgewieſen worden, welche geurtheilt haben würde, ob die Waare die Ausſage des Fabrikanten rechtfertige, oder ob die angebliche Vervollkommnung wichtig genug ſey, um die Aufmerkſamkeit des Publikums und der Regierung zu verdienen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, den 3. September.

Mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten und Volksbeluſtigungen ward das dießjährige Ludwigsfeſt wieder begangen, allein einige Umſtände machten auch hier den Geiſt der Zeit kennbar. Erſtlich wurden die Pariſer nicht mehr eingeladen, und noch weniger aufgefordert, wie unter Bonaparte's Regierung, ihre Häuſer zu illuminiren. In den Provinzſtädten hatten noch einige Maires die alte Formel beybehalten; dafür ſind ſie auch in den liberalen Zeitungen ſcharf mitgenommen worden, daß ſie den Bürgern einen Zwang aufgelegt hätten, welcher ſich mit einer freyen Regierung ſchlecht vertrage. Das Illuminiren ſey ein ganz freywilliger Beweis von Achtung oder Zuneigung, den der Staat von Niemand fordern könne; ſogar eine bloße Einladung von Seiten der Obrigkeit ſey eine Ueberſchreitung ihrer konſtitutionellen Gewalt, weil man wohl wiſſe, was eine obrigkeitliche Einladung bedeute u. ſ. w. Auch die ſo häufigen Gensdarmen und Polizeydiener, die ſich ſonſt unter das Volk zu miſchen pflegten, und nur allzuſehr an die Macht der Polizey erinnerten, waren dießmal weggelaſſen; wenigſtens erblickte man deren nur wenige; eine heilſame Folge der Preßfreyheit, denn ſeitdem dieſe beſteht, iſt in den Zeitungen ſo oft und ſo nachdrücklich gegen das Einmiſchen der Militär- und Polizey-Gewalt in die Volksverſammlungen geeifert worden, daß die Regierung es auch hier für gut befunden hat, der öffentlichen Meinung nachzugeben. Doch ſcheint es, als ob ſie es derſelben noch nicht nach Wunſche gemacht habe; denn nach dem Feſte klagten einige Zeitungen, es ſeyen noch zu viel Gensdarmen auf den Beinen geweſen, und beſſer wäre es, ſie ließen das Volk ſich ganz ungeſtört beluſtigen. Auch gegen die Volksfeſte ſelbſt, oder eigentlich gegen die Art der Volksfeſte in Frankreich ſind einige kräftige Stimmen laut geworden. Bekanntlich beluſtigt man hier und in allen Städten Frankreichs an großen Feſten das Volk damit, daß man Lebensmittel unter daſſelbe an öffentlichen Orten austheilt, es um Uhren, Schnallen und andere koſtbare Dinge klettern läſſt, u. ſ. w. Das Drängen, Raufen und Schlagen um die Lebensmittel, und das Klettern auf geglätteten Maſtbäumen iſt nun freylich für die Zuſchauer ein kurzweiliges Ding, weil die Zuſchauer meiſtens aus derſelben Klaſſe ſind, als diejenigen, welche ſich zur Schau ſtellen. Aber wer die Würde der Menſchheit fühlt, kann es nicht ohne Unwillen ſehen, wie ſich zerlumpte Menſchen, den Hunden gleich, um Fleiſch und Brot raufen, ſich dieſe Lebensmittel gierig entreißen, und eben ſo gierig verſchlingen. Die Wein-Vertheilung bietet ein noch entehrenderes Schauſpiel dar. Dieſelben Armen drängen ſich mit allerhand ſchmutzigen Gefäßen, ſogar mit Eimern und Waſchbecken um die hölzernen Beſchläge, worin die Fäſſer offen liegen; hier wird ihnen, wenn ſie dazu gelangen können, ihr Gefäß ganz oder zum Theil gefüllt, und mit dieſem Vorrath entfernt ſich nun der Arme, und leert allein oder mit ſeiner Familie das Gefäß in wenig Minuten aus, und fällt dann ohne Beſinnung unter einen Baum nieder, oder taumelt die Volksmenge hindurch, zankt, und balget ſich mit andern berauſchten — und die Balgerey und Söfferey heißt nun eine Volksbeluſtigung! Alſo das arme Volk muß in ſeinem niedrigſten Zuſtande den andern zum Schauſpiel dienen, etwa wie die griechiſchen Iloten. Eben ſo ſoll das Klettern den Armen nach einem an der Spitze eines mit Seife beſtrichenen Maſtes hangenden Paar ſilbernen Schnallen, oder einer Uhr, oder einem Becher nicht ſo ſehr dem Kletternden, als vielleicht den Zuſchauenden zur Beluſtigung dienen, für welche die in ihm erweckte heiße Begierde ſich der ſilbernen Uhr zu bemächtigen, ein Schauſpiel werden ſoll, wie man in den Marktbuden Affen an Stangen herausklettern ſieht. Wie kann das Volk einen Begriff von dem edeln Standpunkte bekommen, den es in einem freyen Staate einnehmen ſoll, wenn es ſo herabgewürdigt wird? Noch vor wenig Jahren hatte man hievon ſo unrichtige Begriffe, daß Zeitungen nimmer ermangelten, die ſogenannten Luſtbarkeiten dieſes Tages als eine überaus ſchöne Erfindung zu preiſen, und nur der Preßfreyheit verdankt man die beſſern Anſichten, welche dieſes Jahr darüber in Umlauf gekommen ſind. In einer Provinzſtadt ſollen ſie ſchon das Gute bewirkt haben, daß dießmal Niemand den Mat de Cocagne hat hinaufklettern wollen, um eine Uhr oder einen ſilbernen Becher zu holen. Iſt es nicht ſchön, daß das Volk lieber auf eine glänzende Gabe hat Verzicht leiſten wollen, als ſeinen Mitbürgern dadurch zur Beluſtigung und zum Gelächter zu dienen?

Eine würdigere Feyer des Tages war die Loslaſſung einiger hundert Gefangenen, wovon ein großer Theil wegen politiſcher Vergehen, die nach einer Staatsumwälzung ſo häufig vorfallen, und im Grunde doch unbedeutend ſind, Strafe litten. Einer ſchönen Maßregel der königlichen Regierung zufolge wird jährlich ein Bericht über die Aufführung der Delinquenten in den Gefängniſſen erſtattet, und denjenigen, die ſich durch gutes Betragen ausgezeichnet haben, wird die Strafe abgekürzt. Da die Delinquenten nun einmal wiſſen, daß dieſes regelmäßig alle Jahre ſtatt hat, ſo hängt es alſo nur von ihnen ab, ihre Strafzeit zu verkürzen. Obſchon dieſe Anordnung erſt einige Jahre beſteht, ſo hat ſie doch ſchon ſehr heilſame Folgen hervorgebracht; zugleich aber hat ſich auch ſchon ein Mißbrauch eingeſchlichen, deſſen Entdeckung man ebenfalls der Preßfreyheit verdankt, daß nämlich abgefeimte Gauner in den Gefängniſſen ſich durch Scheinheiligkeit in die Gunſt der Geiſtlichen einzuſchleichen wiſſen, welchen das Seelſorgeramt daſelbſt aufliegt, und ſo ein leichtes Mittel erwerben, bald wieder in der bürgerlichen Geſellſchaft ihre entehrende Handthierung zu treiben. Dieß könnte natürlich einen ſehr ſchädlichen Einfluß haben, und es iſt daher ſehr gut, daß die Zeitungen die Regierung darauf aufmerkſam gemacht haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 31.

Digitized by Google

Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. September 1819.

Groß kann man ſich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Schiller.

Der Brunnen der Liebenden.

(Fortſetzung.)

Mehrere Monate verfloſſen. Zapolya war eben in der Beſichtigung der beynahe vollendeten Werke, wie immer, ſo auch heute, jenen einzigen Mangel des Waſſers in mürriſchem Unmuth beklagend, als ihm die Ankunft türkiſcher Kaufleute mit einem anſehnlichen Gefolge und mit der Friedensfahne gemeldet ward. Ihr Haupt begehrte dringend ihn zu ſprechen. Er ließ ſie kommen, und der Anführer der Karavane, (die Sage legt ihm den Namen Omar bey) wendete ſich mit edlem Anſtand an den Grafen, ihm eröffnend: „von mächtigen Geſchlechtern abgeſendet, ſey er ſchon an des Königs Hoflager und an mehrern Burgen vorübergezogen, um gegen reiches Löſegeld ihre gefangenen Angehörigen, der Sclavenfeſſeln entlediget, in den Schoß ihrer trauernden Familien zu führen.“ — Zapolya, ſelbſt ein gefürchteter Krieger und darum wenigſtens kriegeriſchen Tugenden nicht fremd, erkannte in dem angeblichen Kaufmann, auf den erſten Blick, die Haltung des Befehlens, das Feuer, das den Ehrgeiz zur Tugend adelt, und eine Milde, die er nicht begriff. — Weniger rauh als gewöhnlich zeigte ſich Graf Stephan gegen Omars Antrag: „Würden ſie des Löſegeldes einig, ſo möge der Muſelmann alle Gefangenen frey der Heimat zuführen, nur die nicht, die der Graf ſeinen Vaſallen und Hofleuten bereits zu eigen geſchenkt, über welche zu verfügen alſo nicht mehr in ſeiner Macht ſtehe. Derſelbe Fall ſey auch, jedoch nur mit einer einzigen Sklavinn, die ſich die Herzoginn ſtatt alles andern Antheiles an der reichen Beute auserkohren, und von der ſie unzertrennlich ſey. — Ihm ſey übrigens recht gerne vergönnt, ſeine gefangenen Landsleute, alle ohne Ausnahme, zu ſehen und zu ſprechen.“ — Omar befiel ein inneres Beben, kaum vermochte er nach dem Namen der Gefangenen zu fragen. — Fatme heißt ſie nach der mündlichen Ueberlieferung. (So nennt die Sage auch die Sultans-Tochter aus dem Morgenlande, die dem deutſchen Grafen Ernſt von Gleichen die Ketten vom Halſe geſchloſſen, ſein gewartet, mit ihm geflohen, die mit ihm und ſeiner erſten Gemahlinn Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab ſelig umfaßte.) — Der Name fiel ſchwer auf Omars vom innern Weh der Trennung zerriſſenes Herz. — Eines der vornehmſten Paſchen Sohn, und ſelbſt mit reichen Kränzen des Ruhmes geſchmückt, hatte er Fatmen bey jenem Sturme verloren, wo die tapfern Magyaren, im verwirrenden Dunkel der Nacht, ſchon mitten in die Stadt gedrungen waren, zahlloſe Gefangene weggeführt, weit leuchtendes Feuer hineingeworfen hatten, und doch von ihm, dem zehn Geiſter in der Fauſt, und zehn im Buſen raſten, wieder hinaus geſchlagen worden. — Nicht ſeiner mehr mächtig, nicht irgend eines Gebotes der Klugheit, warf er für dieſe Sklavinn gleich ein ungeheures Anbot hin. „Heyde, du biſt nicht klug, (entgegnete Zapolya), ſprichſt du mit einem Mäckler? Fatme gehört der Herzoginn. Sie will ſie nie mehr laſſen.“ Er drehte ihm den Rücken, und ſendete ihm die Gefangenen. — Es kamen

Männer, die mit Omar ſo manche Stunde heiß ausgefochten, für welche er und die für ihn geblutet hatten, mit Ketten belaſtet, gebeugt, vom Heimweh, vom Grame verzehrt. Er ſah nicht, hörte nicht, unverwandt die Augen, nach der obern Thüre gewendet, — und ſie kam, — ſie war's, — die er beſeſſen und verloren, — die ihn beſeſſen und verloren, und für todt geachtet! — Wer ſetzt das Uebrige hinzu? —

Die jedes Herz ergreifende Kunde dieſes unausgeſprochenen und unausſprechlichen Wiederfindens war auch zu Zapolya's Ohren gedrungen. Er ward aufmerkſam. Noch hatte er die, nach ihrer Landes-Sitte, ſtets verſchleyerte Fatme kaum geſehen, und ſich weit weniger um ſie bekümmert, als um die bunten Papageyen, und um den weiſſen Zelter der Herzoginn. Er eilte hinab, und lächelnde, — dann überraſcht ſtockende, — zuletzt brennende Blicke fielen auf die ſchöne Ungläubige. — In nimmerſattem Ehrgeiz ganz ertrunken, war zwar ſeine Bruſt zeitlebens mit dreyfachem Erz wider die Liebe gegürtet; aber der Mann hielt ſeinen Willen für das Geſetz der Schwere, und ſeine Wallungen für das einzige Geſetz, das ſeine Welt bewegen ſollte!! Er war recht ernſtlich froh, daß ihn noch niemals eine Luſt befallen, einen Stern an ſeinen Reigerbuſch zu heften, denn hinaufzugreifen hätte er doch nicht vermocht, und der Bruch in ſeinem Willen hätte ihn wahrſcheinlich wahnwitzig gemacht. — Omar verfolgte alle ſeine Blicke und Bewegungen, wie einſt auf pfeilſchnellem Roſſe den hierhin und dorthin ſich in wilde Flucht werfenden Feind; —

Denn es ſind Dinge, leichter als die Luſt,
Für Furcht und Argwohn ſtärkere Beweiſe,
Als Bibelſprüche! — — —
Wer möcht' nicht lieber eine Kröte ſeyn
Und von den Dünſten eines Kerkers leben,
Als wo er liebt, auch einen Winkel nur
Für Andre laſſen?! —

(Othello.)

In ſeinem Geheimniſſe durch Schmerz und Freude, durch Gunſt und Ungunſt des Zufalles voreilig verrathen, der quälendſten Unruhe preisgegeben, that Omar, was er am mindeſten ſollte. Er drang immer lebhafter in Zapolya, und ſtieg von einem Anbot zum andern. Ungeduldig ſtieß endlich der Graf den Fuß wider die Erde: „Sie iſt mir „und der Herzoginn um keinen Preis feil, und kein Gott iſt „ſtark genug, ſie euch wieder zu geben!“ — Ganz außer ſich, fiel Omar Zapolya zu Füßen. — Der wies Fatmen mit rauher Stimme hinweg ins Frauengemach, und: — „Entlocke Waſſer dieſem Felſen: nicht früher lockſt du in dieſe Augen des Mitleids thörichtes Waſſer!“ donnerte er dem Muſelmann entgegen. „Verſuch es, mache Wachs aus dieſen Steinen, und ich gebe Fatmen, mit allen übrigen Gefangenen, ohne Löſegeld frey!“ — Ein ſchallendes Gelächter von den höhniſch verzogenen Lippen beſchloß die harte Rede. Raſch trat Omar auf den forteilenden Grafen zu und forderte ſeine Rechte: „wenn ich dir eine Quelle aus „dieſem Felſen ſchaffe, verwandelſt du den harten Spott in „biedern Ernſt?“ — Ungläubigen Erſtaunens und hochmuthsvoll, warf ihm der Graf die Hand entgegen, zum Wahrzeichen des Wortes, „das er nie dem Freund und auch dem Feinde nie gebrochen habe!“

Welche Wunder die Osmanen damals im Minenkriege gethan, zeigt jedes Blatt der Geſchichte ihres Angriffes oder Widerſtandes in feſten Plätzen.

Feyerlich die Hände wider die Bruſt, ſchwur nun Omar von dannen nicht zu weichen, bis er Fatmen erlöſt, oder hier ſein Leben gelaſſen. Das Gefolge, wie die Gefangenen, drängten ſich zu dieſem Rieſenwerke für der Güter höchſte, Freyheit und Vaterland, mit Omar, dem Stolz, der Hoffnung, der Drohung ſeiner Orta, mit ihm, deſſen Geſtalt und Sinn und Sitte längſt ſich Alle neigten, Hände und Herzen ihm entgegen trugen, der mit gleichem Ebenmaße und Sicherheit in Freud und Leid daſtand, als hätte er ein Unterpfand vom Glück, und wüßte voraus die geheimen Federn des Leichteſten und Schwerſten, das er im Leben, im Rath, in Schlachten löſen ſollte! — Viele Wochen und Monate lang hielt Omar der Gefährten muthigen Eifer aufrecht, durch Wort und Beyſpiel, Verheißung und Lohn. — Der Fels blieb immer gleich widerſtrebend, und ſeine theuerſte und einzige Hoffnung blieb im Verhältniß der Anſtrengung immer noch ohne nennenswerthen Erfolg.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die dießjährige Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte, im Pariſer Louvre.

(Fortſetzung.)

Warum findet man z. B. in dem Katalog 50 Baumwollenſpinnereyen angeführt, wovon nicht eine einzige ein Geſpinnſt geliefert hat, welches einen Vorzug vor den ſeit 15 — 20 Jahren gelieferten hat! Ich berufe mich auf die Ausſage der Fabrikanten von Tarare, welche jetzt noch in die Nothwendigkeit verſetzt ſind, ſich Baumwollengarn durch Contrebande zu verſchaffen. Nur diejenigen Spinnereyen, deren Produkte mit denjenigen des Auslandes um die Wette ſtreiten, nur unſere Fabrikanten zu Tarare und St. Quentin verdienen einen Platz bey der Ausſtellung, und können ſich rühmen, daß ſie einen wirklichen Einfluß auf den Nationalreichthum haben. Laſſt uns einige Produkte ausſuchen, welche in dieſer Hinſicht einen wahren Dienſt geleiſtet haben.

Die Tuchſcheer-Maſchine der HH. Collier und Neuflize gehört gewiß zu dieſer Anzahl. Vermittelſt ſcharfer Klingen, welche um einen Cylinder angebracht ſind, und gegen eine feſte Klinge anarbeiten, werden die Tücher durch eine fortdauernde Bewegung vollkommen und wohlfeiler ge-

Digitized by Google

ſhoren, als vermittelſt des alten Verfahrens. Dieſe Maſchine, welche ſich in allen unſern Tuchfabriken verbreitet, hat ſchon den Beyfall der Erfahrung erhalten, welcher gewiß mehr Werth hat, als der Beyfall der Regierung; indeß kann letzterer zur Ehre und zum Ruſe der Erſinder beytragen.

Unſre Stoff-Druckereyen zeichnen ſich ebenfalls unter den neuern Erfindungen aus. Noch vor wenig Jahren konnten unſre Fabriken gedruckter Zeuge weder in Hinſicht der vollendeten Zeichnung, noch in Betracht der Schönheit der Farben den engliſchen beykommen. Jetzt aber müſſen die Engländer die unſrigen nachahmen, wenn ſie auf den Hauptmärkten Europas Abſatz finden wollen, und dieſe Nachahmung geräth zuweilen nicht wohl. Außer der Manufaktur zu Jouy, können diejenigen der HH. Köchlin, Dolfies und Mieg zu Mühlhauſen, der HH. Gros-Davilliee und Roman zu Weſſerling, der HH. Hausmann zu Kolmar, des Hrn. Schlumberger zu Lutterbach, nicht allein als die Hauptmanufakturen dieſer Art in Europa angeſehen weeden, ſondern ſie gehoeen auch zu den größten Fabrikanſtalten der Welt. Einige zeichnen ſich durch die Anmuth und Mannigfaltigkeit der Zeichnung aus, z. B. diejenigen der HH. Gros-Davillier und Roman; andre durch die Neuheit, Glanz und Feſtigkeit der Farben, z. B. diejenige der HH. Köchlin. Erſt ſeit Kurzem iſt es gelungen, auf baumwollene Zeuge die ſchönen rothen-, blauen und grünen Faeben auszudeucken, welche unſern Kattunzeugen ein von den ehemaligen ſo verſchiedenes Auſehen geben. Noch neuer iſt das Gelingen des Verfahrens, wodurch man nicht allein den ganzen Stoff bedeuckt, ſondern auch die Garnituren und die Volants, welche ſelbſt nicht unſre eleganteſten Damen zu tragen verſchmähen. Die HH. Oberkampf und Widmer zeichnen ſich durch ihre ſchönen baumwollnen Ueberzüge zu Möbeln aus. Die Einfaſſung und die Süjets ſind für die Möbeln beſonders verfertigt, und können mit den Ueberzügen von Kaſimir und Seide um den Rang ſtreiten.

Letzteres Haus hat außerdem baumwollene und damaſtene Tiſchzeuge von der größten Schönheit ausgeſtellt. Es iſt Schade, daß dieſes den Engländern nachgeahmte Fabrikat noch ſo theuer iſt; bey induſtriellen Gegenſtänden iſt eine Vervollkommnung ohne die Wohlſeilheit nichts. Ein Fabrikat iſt nur dann ein Reichthum, wenn es ſich abſetzen läſſt; und dieſes kann es nur dann, wenn man es wenigſtens zu demſelben Preiſe lieſern kann, wie andre Kaufleute.

Was aus der Anwendung der Lithographie auf den Kattundruck werden kann, weiß man noch nicht. Die Süjets der Laune oder Zeitumſtände weeden vergehen; aber die Erfindung dee Anwendung des Steindrucks auf die Darſtellung ſeiner Verzierungen wird ſich verbreiten, falls ſie nicht zu koſtſpielig wird, und eben ſo wenig vergehen, als das Drucken vermittelſt des Cylinders. Schon erblickt man bey der Ausſtellung lithographiſche Abdrücke auf baumwollenen, ſeidenen und ſogar wolleuen Zeugen. Es muß daraus eine große Maunigfaltigkeit in unſern Shawls und Möbeln hervorgehen, und folglich eine Vermehrung unſrer Ausfuhr.

Die Erfindung, die Steine zum Lithographieen durch Pappe-Blätter, die mit einer Steinkompoſition überzogen werden, zu erſetzen, wird ohne Zweifel ebenfalls zur Verbreitung dieſer Kunſt beytragen.

Hr. Donault-Wieland hat künſtliche Edelgeſteine ausgeſtellt, die einen großen Glanz von ſich werfen. Man verſichert, daß manche große Damen dergleichen in ihrem Diamantſchmucke brauchen, ohne daß es Jemand bemerkt. Der ſchönſte Diamant hat zwey Fehler. Erſtlich ſchmeichelt er der menſchlichen Eitelkeit, einem ſchon allzu gemeinen Laſter, und verſühet uns zu allerhand Thorheiten; zweytens iſt er ein allzu koſtbarer Schmuck. Der Preis deſſelben iſt kein blos eingebildeter, wie man glauben könnte. Man verkauft ihn theuer, weil er theuer zu ſtehen kommt. Sonſt wüeden alle diejenigen, die ſich mit dem Aufſuchen der Diamanten beſchäftigen, reich werden, welches bey dieſer Handtieeung eben ſo wenig eintrifft, als bey irgend einer andeen. Nun bemerke man, daß die Vervollkommnung der künſtlichen Edelgeſteine dazu geeignet iſt, dieſe beyden Hauptfehler zu verbeſſern. Man wird auf das Tragen der Diamanten nicht mehr eitel ſeyn können, da es Jedermann erlaubt ſeyn wird, voraus zu ſetzen, daß man dieſelben ohne große Koſten ſich angeſchafft habe; und liebt man dieſe Aet von Schmuck, ſo wird man dieſer Luſt Genüge leiſten können, ohne die Geſetze einer weiſen Sparſamkeit zu veeletzen. Sollte jemals der Luxus der Edelgeſteine niederfallen, ſo wird man es den falſchen Steinen zu danken haben.

Einer unſerer Hauptfabrikanten mathematiſcher und See-Inſtrumente, Hr. Jecker, hat eine Menge Inſtrumente ausgeſtellt; als wahrer Kaufmann verſteht er es, deren zu allen Peeiſen zu verfertigen, um allen Klaſſen Genüge zu leiſten. Er hat Ferngläſer ausgeſtellt zum Preiſe von 30 Sous an für unſre kleinen Schauſpiele, bis zu 30 Louisd'or für unſre größten Sternwarten. Manche Optiker verſehen ſich mit Waare bey ihm; doch verkauft er ſie auch dem Privatmann zum Fabrikpreiſe.

Wir haben die Porzellangefäße des Hrn. Naſt bemerkt, nicht als ob ſie in Hinſicht der Pracht, der Verzierungen und der Mahlereyen denjenigen der königl. Sèvres-Fabrik gleich kämen, ſondern weil man ſich dieſelben doch anſchaffen kann, ohne eben ein Prinz oder ein Potentat zu ſeyn. Sie ſind dem Vermögen eines jedweden angemeſſen, und dennoch ſchön; man erblickt daran Verzierungen à la molette, wovon Wedgewood in England einen ſo großen Gebrauch bey der Fayence zu machen gewußt hat, aber die man noch nicht hatte auf Porzellan anbringen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Rom, den 4. September.

Das ſchöne Crucifix in San Lorenzo in Lucina, welches für einen Guido gehalten wird, iſt von Camuccini geputzt und erneuert wieder an ſeiner alten Stelle zu ſchauen, und nimmt ſich ganz herrlich aus. Auch die Perle unſerer deutſchen Kirche S. Maria dell Anima, die heil. Familie von J. Romanus, wird nächſtens wieder ſichtbar ſeyn. Ein durch Ueberſchwemmung, Uebermahlung, Kerzendampf und Schmutz verunſtaltetes Bild wiederherzuſtellen, darf nur Palmaroli wagen. Ich höre allgemein, daß es ſehr gut wieder hergeſtellt ſey.

Die Sammlung ägyptiſcher Alterthümer, von welcher ich neulich Ihnen ſchrieb, iſt nun für den Vatican um 2000 Louisd'ors erworben worden. Noch weiß man nicht, wo ſie aufgeſtellt wird. Sie verdiente mit den ägyptiſchen im Capitol und der Zeladaſchen Sammlung eine abgeſonderte Aufſtellung.

In der Anlage ſende ich Ihnen einen Scherz, welcher über die Tiber-Ausgrabung handſchriftlich umläuft, in Ueberſetzung. Sie ſehen, wie man die Sache hier anſieht, und wie man hier ſpottet. Nächſtens werden die Puppentheater die Ausgrabung auf ihre Bretter bringen.

Hier iſt ein ſchönes Relief von Paris, über 40 Fuß im Umkreiſe, zu ſehen. Ich fand es mehr treu als elegant. Die 20 Bajocchi, welche als Eintrittsgeld gefordert werden, ſind aber den Römern, welche an ſehr wohlfeile Schauſpiele gewöhnt ſind, zu theuer.

Fürſt Borgheſe hat einige gute alte Bilder für ſeine Gallerie, aber leider noch keine Statue zu Erſetzung der Lücken in ſeiner Villa erworben.

Hier wird ſehr viel gebaut, die Kirche des engliſchen Collegiums wird von Grund auf neu gebaut, die Arragoniſche S Maria del Monserrato zum Gebrauche wiederhergeſtellt.

Verzeichniß

deſſen, was in der Tiber gefunden worden iſt.

1) Eine Statüe der Dankbarkeit kaum aus dem Rohen gearbeitet und unvollendet. Man hält ſie für ſehr alt, aus den Zeiten des Urſprungs der ſchöner Künſte. Hat keinen Käuſer gefunden, und iſt daher wieder ins Waſſer geworfen worden.

2) Dagegen iſt die Statüe der Armuth von ſehr neuer Arbeit; Niemand fand ſich, der ſie aufſtellen wollte, daher hat die Adminiſtration ſie den Actionnären mit vollem Eigenthume abgetreten.

3) Endlich fand man die Büſte der Keuſchheit. Ungeachtet dieſe Tugend ihrer Natur nach verſteinernd iſt, ſo ſind dennoch ihre Statüen ſehr ſelten, und ſeit langer Zeit findet man nur Büſten von ihr.

4) Außer dieſem wurde noch ein großer eherner Schild gefunden, auf welchem Fides zu leſen iſt. Die Alterthumskenner halten ihn für denſelben, welcher zu Numa's Zeit vom Himmel fiel. Da er das Emblem aller Religionen iſt, ſo wird er, wie man glaubt, in der St. Peterskirche ganz oben in der Kuppel aufgehangen werden, wo man ihn nicht wird ſehen können. Auch wurde eine Krone gefunden, von welcher man nicht weiß, wem ſie angehörte; endlich fiſchte man einige dicke Schlüſſel herauf, welche nach der Innſchrift zum Tempel des Kriegs gehörten. Man verſichert, daß man ſie wieder ins Waſſer werfen werde.

Es war demnach höchſt voreilig, wenn behauptet werden wollte, es ſey unmöglich etwas im Tiber zu finden. Auch haben dieſe bösartigen Gerüchte auf den Unternehmer keinen Eindruck gemacht. Was bis jetzt gefunden wurde, beweist, daß man zu jeder Zeit dergleichen Gegenſtände hineingeworfen habe, und immer hineinwerfe. Der Unternehmer überzeuge lieber durch Thaten als durch Worte, und zum Beweiſe, wie ſehr ihm das Gelingen der Unternehmung am Herzen liege, und wie ſicher er des Erfolgs ſey, hat er auch den Ungläubigſten den Mund geſchloſſen, indem er ihnen bewieſen hat, daß es ein ſichteres Mittel gebe, immer etwas in der Tiber zu finden: Man legt es vorher hinein.

Paris, den 3. September.

(Fortſetzung.)

Uebrigens wird jetzt ſchon viel in den Gefängniſſen gethan zur wahren Beſſerung der Beſtraften, wie man aus einer eben erſchienenen Beantwortung der Graf Laborde'ſchen Bemerkungen über die Pariſer Gefängniſſe, vom Polizey-Präfekten, Hrn. Anglès, erſehen kann. Zuvor würde es vielleicht ein Polizey-Präfekt unter ſeiner Würde, oder gar der Politik zuwider gehalten haben, das Publikum von dem Zuſtande der Gefängniſſe genau zu unterrichten. Jetzt aber, da ein Polizey-Präfekt ſo gut als ſein Pedell von dem Erſten Beſten kann vor den Richterſtuhl des Publikums gezogen werden, ſo muß er ſich wohl vertheidigen, wenn er den Eindruck vertilgen will, den die Anklage gemacht hat. Hier war die Verpflichtung deſto größer, da Graf Laborde's Schrift großes Aufſehen erregt hatte, weil es die erſte kritiſche Schrift war, welche ein Privatmann und Augenzeuge über den mangelhaften Zuſtand der Pariſer Gefängniſſe herausgegeben hatte, und da ſchon der Name des Verfaſſers ſeinen Behauptungen Anſehen verſchaffte. In mehrern Stücken ſcheint Gr. Laborde allerdings unrichtig bemerkt oder geurtheilt zu haben; in andern gibt ihm der Polizey-Präfekt ſtillſchweigend Recht. Der Moniteur hat aus den beyden Werken eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der Pariſer Gefängniſſe gezogen. Aus dieſer erhellt, daß ſich in den ſämmtlichen Civil- und Militär-Gefängniſſen der Hauptſtadt am 14. Juli dieſes Jahres 4500 Gefangene befanden, daß die Zahl der bey der Polizey eingeſchriebenen Stadtweiber (Women of the town, wie die Engländer ſagen, und was mir anſtändiger ſcheint, als unſer Ausdruck) ſich auf 2550 beläuft, daß im Bicêtre, welches große Gefängniß oder eigentlich Schloß 4 — 5000 Einwohner zählt, gewöhnlich 800 Gefangene ſitzen, wovon 300 in den daſelbſt angelegten Werkſtätten arbeiten; daß dieſe Werkſtätten jährlich Fabrikate von mehr als 20,000 Franken an Werth liefern, daß endlich die Geſammtzahl derjenigen, welche während des Jahres 1818 im ſogenannten Polizey-Depot geweſen ſind, ſich auf 14,547 Menſchen beläuft. Dieſe ungeheure Zahl wird dadurch erklärlich, daß man alle diejenigen, welche man in den verſchiedenen Quartieren der Stadt als beſchuldigt aufrafft, in dieſes Depôt bringt, woraus ſie dann freylich oft nach Verlauf von 24 Stunden wieder entlaſſen werden. So war neulich mehrere Abende hintereinander ein gewiſſer Auflauf in einer der volkreichſten Stadtgegenden, wo es hieß, es regne Geld. Dieſer Auflauf nahm mit jedem Abende zu. Die Taſchendiebe, welche ihn vermuthlich veranlaſſt hatten, trieben in dem Gedränge ihr Spiel mit der größten Thätigkeit. Nun wuſſte ſich die Polizey nicht anders zu helfen, als dadurch, daß ſie hier 60 — 80 Menſchen wegnahm, und einſtweilen ins Depôt bringen ließ, ungefähr wie man auf's Gerathewol das Fiſchernetz auswirft, und Alles herauszieht, was ſich in daſſelbe verwickelt hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 32.

Nro. 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. September 1819.

> Die hohe Kraft
> Der Wiſſenſchaft,
> Der ganzen Welt verborgen!
> Und wer nicht denkt,
> Dem wird ſie geſchenkt,
> Er hat ſie ohne Sorgen.
>
> Goethe's Fauſt.

Das Medizinalweſen in Konſtantinopel.

(Auszug eines im dritten Band von Trommsdorfs neuem Journal der Pharmacie (1819) abgedruckten Schreibens des Hrn. Doktor Kranichfeld, kuſ. öſter. Geſandtſchafts-Arztes in Konſtantinopel.)

Ein ausübender Arzt hat hier mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, zu denen vorzüglich eine unglaubliche Menge Vorurtheile des Volks, eine ungeheure Anzahl Quakſalber und Charlatans, mit denen man in Berührung kommt, und endlich der höchſt erbärmliche Zuſtand der Apotheken gehören. Die Arzneykunſt und ſomit auch die Apothekerkunſt ſteht hier auf dem Grade der Bildung, auf welchem ſie in Deutſchland etwa vor dreyhundert Jahren mag geſtanden haben. Es gibt hier viele tauſend Aerzte und gegen fünfhundert Apotheken. Alles ſchlechte Geſindel, das in ſeinem Vaterlande nicht mehr gut thun will, oder von demſelben ausgeſtoßen worden iſt, kommt hieher, um ſein Glück zu machen; dahin gehören beſonders eine Menge Franzoſen und Italiener; an dieſe ſchließen ſich Griechen, Armenier, Juden und Türken an. Alle kennen kein höheres Ziel, als: Gewinnen!

Die Apotheker ſind gewöhnlich auch Aerzte; dieſe, nebſt den Dollmetſchern und Bedienten älterer Aerzte, bilden die Maſſe der Diener Aesculaps. Mit ſolchen Menſchen in Conſilien zuſammen zu kommen, iſt nichts ſeltenes. Weil es indeß meiſt nur in ſehr zweifelhaften Fällen geſchieht, ſo befolgen dieſelben doch alsdann ſehr pünktlich die Verordnung des conſultirten Arztes, bringen ihm Nachricht vom Verlaufe der Krankheit und werden dann gleichſam Diener des wiſſenſchaftlichen Arztes. Es gibt hier ſehr viele Aerzte, die nicht ſchreiben können! Sie gehen in die erſte beſte Apotheke, laſſen ſich Arzneyen bereiten und tragen ſie zu dem Kranken hin. So kam neulich in eine der hieſigen beſſern Apotheken ein Arzt, beſah die Gefäße, und ſagte dann zu dem Apotheker, er ſolle von dieſem und dieſem ſo viel und ſo viel nehmen, und es in ein Glas miſchen. Als der Apotheker ſein Erſtaunen über die große Doſis Opiumtinktur äußerte und meinte, daß ſie den Patienten leicht tödten könne, zeigte der Arzt auf ein anderes Glas, und befahl ihm, davon zu nehmen. In dieſem Glas war Spießglasbutter. — Das iſt ja Gift, erwiederte der Apotheker! Nun ſo möge er nur irgend ein anderes unſchuldiges Mittel nehmen, ſagte hierauf der Arzt! Solche Geſchichten fallen täglich vor.

Für jede beſondere Krankheit gibt es hier auch beſondere Aerzte; ſo ſtehen die Perſer im Ruf, Beinbrüche und Verrenkungen einzig und allein heilen zu können. Andere heilen das Rheuma, wieder andere Kopfſchmerzen u. ſ. w.

Alle dieſe Unannehmlichkeiten wären noch zu ertragen, wenn nur der Zuſtand der Apotheken einigermaßen beſſer wäre, die ſo oft das Bemühen des wirklichen Arztes zu Schanden machen. Ich vermag kaum den elenden Zuſtand derſelben zu ſchildern. Die beſte darunter iſt gewiß noch unendlich ſchlechter, als in meinem Vaterlande die ſchlechteſte. Die Apotheker ſelbſt haben gar keinen Begriff von der

Digitized by Google

Würde und der Wichtigkeit ihrer Kunſt; eben ſo wenig als von Chemie, Botanik, Waarenkunde, Naturgeſchichte u. ſ. w. Die türkiſche Regierung hat auch gar keine Medicinalgeſetze; es kann ſich daher zum Arzt und Apotheker aufwerfen, wer nur irgend will.

Man beurtheilt hier die Güte der Apotheke nach der Anzahl und Größe der in der Offizin ſtehenden Gefäße. Von dieſen paradiren gewöhnlich die mit der Aufſchrift: Theriak des Andromachus, des Hippocrates, des Dioscorides, des Mithridates u. ſ. w. in der Nähe der Fenſter, wo man auch oft Bündel von Kräutern, Wurzeln, Blumen, Thiere und andere Raritäten aufgehangen ſieht. Man hat Apotheken von dreyßig, vierzig, funſzig, hundert u. ſ. w. Gefäßen. Neben der Offizin ſelbſt befindet ſich auch gewöhnlich ein kleines Gemach mit einigen Windofen und einer Deſtillirblaſe, welche das Laboratorium vorſtellt. Die Gläſer werden nicht mit Kork, ſondern mit Baumwolle verſtopft, wenn der Arzt Flüſſigkeiten verordnet, was nicht nur wegen der Peſtanſteckung, ſondern auch wegen der ſich an die Mündung des Glaſes hängenden Baumwolle gefährlich und höchſt unanſtändig iſt.

Es empfahlen ſich mir, als ich kaum hier angekommen war, mehrere Apotheker, die ſich zu den beſten rechneten. Ich beſuchte ihre Offizinen ſelbſt, um mich von der Beſchaffenheit der Mittel zu überzeugen. In vielen Gefäßen war gar nichts enthalten, in vielen verderbene Arzneyen, und in vielen ganz andere Dinge, als die Aufſchrift beſagte. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, antwortete man mir, es habe dieß nichts auf ſich, man wiſſe bey dem Bereiten der Recepte ſchon die Arzneyen zu finden.

Bruchſtücke über Chili. *)

Reiſemethode über die Pampas.

Die Reiſe von Buones-Ayres nach Mendoza, eine am Fuße der Cordilleras gelegene Stadt, wird in ungefähr zwey und zwanzig Tagen zurück gelegt; der Weg führt meiſtens über eine ungeheuere gröſtentheils unbewohnte Fläche, die Pampas genannt. Der Reiſende ſitzt in einem großen hochräderigen von Ochſen gezogenen Karren oder Wagen, über welche auf eine ſaubere Art Kuhhäute über Reiſe geſpannt ſind, ſo daß der heftigſte Regen auch nicht hindurchzudringen vermag; auf jeder Seite derſelben iſt eine Thüre, ſo wie auch Fenſter, um der Luft einen freyen Durchzug zu gewähren. Auf dem Boden liegen Matratzen, Kiſſen und Decken ausgebreitet, worauf es ſich aufs bequemſte ſchlafen läſſt. Die Reiſe geſchieht meiſtens bey Nacht, da die Hitze in den Pampas im Sommer ganz unerträglich iſt. Die gewöhnlichen Ruhepunkte ſind bey irgend einem Waſſer, wenn man ſo glücklich iſt, welches anzutreffen; denn das einzige, welches dem Reiſenden innerhalb drey oder vier Tagreiſen und zuweilen in einer Woche aufſtößt, findet ſich in aus plötzlichen Regengüſſen entſtandenen Pfützen; indem die wenigen kleinen Flüſſe und Bäche, die es in der Gegend gibt, ſo weit auseinander liegen, daß man in beſondern Karren Waſſer für ſich ſelbſt und das Vieh mitnehmen muß. Auch iſt es nothwendig, daß man Lebensmittel für die ganze Reiſe mitnehme; dieſe beſtehen aus einer beſonders zu dieſem Zweck aus Mais und Weizen gemachten Art Brod, aus Wein und Früchten; auch muß man Holz zur Feuerung bey ſich haben. Die große Hitze verurſachet die heftigſte Ausdünſtung und den größten Durſt, welchen das von Buones-Ayres mitgenommene Waſſer, welches, aller Sorgfalt ungeachtet, bald faul wird, nicht zu löſchen vermag. Unſer Reiſender fand Thee und Kaffee am geſchickteſten dafür. Oft muſſte ſeine Geſellſchaft drey oder vier Stunden weiter fahren als gewöhnlich, um beſonders für die lechzenden Thiere friſches Waſſer zu finden. Es iſt wunderbar, ſagt er, aus welcher großen Entfernung dieſelben ſolches ſpüren, welches man daran merkt, daß ſie plötzlich die Köpfe in die Höhe werfen, die Luft einſchnupfen, und ihre Schritte ſo ſehr verdoppeln, daß es den Negern oder

*) In Kurzem wird bey Hrn. Ackermann in London folgendes Werk erſcheinen: History of Chili, in letters by the Author of the Letter from Paraguay 1. Vol. 8. 323 S. m. K., aus welchem wir hier unſern Leſern einige Auszüge mittheilen. Der Verfaſſer iſt ein Engländer, welcher im Jahr 1797 auf einer Reiſe nach Botany Bay in den Hafen von Monte Video verſchlagen und wegen einer heftigen Krankheit dort zurückgelaſſen wurde. In einem Kloſter zu Buones-Ayres erhielt er nachher ſeine völlige Heilung, und begab ſich ſodann ins Innere des Landes nach Paraguay und Aragay als Miſſionär; zu welcher Zeit er ſeine im Titelblatt erwähnten Briefe ſchrieb, welche im Jahr 1808 in London herauskamen, und hauptſächlich die engliſche Expedition nach Buones-Ayres veranlaſſten, welcher jene geſegneten Länder ihre Unabhängigkeit vom franzöſiſchen und hoffentlich auch endlich vom ſpaniſchen Joche zu verdanken haben. Mehrere Jahre, nachdem die Engländer Buones-Ayres wieder verlaſſen, begab er ſich durch Umſtände, die er nicht zu erklären wagt, nothgedrungen in der Geſellſchaft einiger Mönche über die Cordilleras nach Chili. Dieſe Reiſe, nebſt der Beſchreibung des innern Zuſtandes des Landes zur Zeit ſeines Aufenthaltes in demſelben, machen einen Theil dieſes Buches aus, das Intereſſanteſte aber in demſelben iſt die Ueberſetzung einer handſchriftlichen Geſchichte, die er in einem Kloſter zu St. Jego vorfand, und welche uns ein ſchönes Bild von jenem herrlichen Lande und ſeinen kräftigen Urbewohnern darſtellt, und eine ausführliche Beſchreibung von der Eroberung deſſelben unter Baldivia gibt. Die Nachrichten unſers Reiſenden gehen indeſſen bis auf den 2ten Juni 1814, wo er auf dem Punkt, von der Stadt Conception nach Valdivia abzureiſen, plötzlich abbricht. Es werden indeß noch fernere Nachrichten von ihm erwartet, die über die Begebenheiten der neuern Zeiten ein großes Licht werfen müſſen, beſonders da bey dem jetzigen Zuſtand der Dinge der Zwang, welcher in dieſem Werke ſeine Feder zu beherrſchen ſcheint, wahrſcheinlich verſchwinden würde.

Digitized by Google

Indianern ſchwer wird, gleichen Schritt mit ihnen zu halten, um ſie daran zu verhindern, daß ſie nicht ins Waſſer rennen, ehe ſie ausgejocht ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Brunnen der Liebenden.

(Beſchluß.)

Drey ewig lange Jahre waren unter den Bemühungen Waſſer zu finden verfloſſen. Vergeblich rieſen des Vaters und des Großherrn Bitte, Befehle und Drohungen, Omarn zurück. Schon war der Unverzagte in eine unglaubliche Tieſe durchgedrungen, und noch immer kein Waſſer! — Muth, Ausdauer und Kräfte ſeiner Gefährten ſchwanden täglich mehr. Nur er war das ſtraffe, ſtrenge Band, das dieſes loſe Ruthenbündel noch zuſammen hielt. Allein von ruhmvollen Wunden, von Hoffnung und Sorge, und übermenſchlicher Anſtrengung hart angegriffen, ſchien der Körper auch ihm jeden Dienſt allmählig aufzukünden. Die ſtolze Schönheit verzehrte ſich, der Augen Blitze erloſchen, das Leben ſchlich, ſich ſelbſt zuwider, nur träge und verdroſſen, als nahen Abſchieds gewiß, durch ſeine Adern. Dem Kühnen blieb nur mehr die todte Aſche eines längſt verglommenen Glücks.

Schläge eines feindſeligen Verhältniſſes haben faſt immer ihr Heilkraut, und ſelbſt der Tod, ein Gegengift im Nachruhm für dieſſeits und für jenſeits, im Glauben. — Aber Wunden, die das Herz ſich ſelber, die von zwey eng verwachſenen Herzen eines dem andern ſchlägt ſind unheilbar, und der Getroffene verſchmäht ſelbſt, Erſatz und Troſt und Rettung. — So hatte denn auch Omar ein Meer von Liebe, unermüdet, in ein verfängliches Sieb der Hoffnung ergoſſen. — Jetzt ſchien ihm nichts zu bleiben, als dieſes unbezwingliche Lieben und ein unerträgliches Leiden.

Von Erſchöpfung und Schmerz endlich auf das Siechbette niedergeworfen, rief er ſeine Gefährten, bey dem Gott ihrer Väter und bey Mahoms Verheißungen zur Standhaftigkeit ermahnend, auch nach ſeinem Tode. — Fatmens zärtliche Pflege, durch Zapolya auf keine Weiſe erſchwert, friſtete noch mühſam, die kleine, flatternde Kerze dieſes theuern Lebens.

„Wer nicht will die tauſendfachen Begierden des Eigennutzes, noch die niedrigen Winkelzüge der Furcht, noch die tauſenderley Ausflüchte der Trägheit, ſondern nur Eines, ſein Größtes, ſein Nöthigſtes, dem wird es gelingen!!" — Dieſe goldenen Worte ſeines Propheten flüſterte Omar ſich ſelber zu, kaum hörbar athmend, geſchloſſenen Auges, — als plötzlich ein heftiger Freudenlärm ihn aufſchreckte: „Der Herr iſt groß! — Waſſer, Waſſer, Herr! Allah ſey gelobt!" — Wie ein Lauffeuer tobte es durch die ganze Burg. — Das Unmögliche war geſchehen — In einer Tiefe von mehr als 76 Klaftern Waſſer gefunden, Zapolyas heißer Wunſch erfüllt, und ſein Trentſin nun unüberwindlich!

Von dieſer und von allen ſeinen Burgen ließ er nun alle türkiſchen Gefangenen durch Eilboten und Wägen raſch verſammeln, bewirthete ſie königlich, führte Fatme ſelber in Omars Arme, mit einer ſeines Hochmuths und ſeiner Prachtliebe würdigen Ausſtattung. — Es mag, (wie dem Tyrannen von Syrakus) „ein menſchliches Rühren" ſeine Bruſt bewegt haben: Die Liebe, „ſie ſey doch kein leerer Wahn," und es ſey eine ſtolze „Bitte, in ſolchem Bunde der Dritte zu ſeyn!"

Halb Ungarn ergriff die kaum glaubliche Kunde. — Es ſah dieſen Auszug wohl noch freudiger, als jenes Einzugs prahlendes Siegesgepränge. Sie haben ritterliche Herzen, die Ungarn und von Savolta und der heiligen Eliſabeth, bis auf Sophia Bathory und Maria Szetſi, zählen ſie viele herrliche Frauen! —

Und dennoch, dieſer Muſelmann, wer wäre ſein Meiſter im Lieben? — Seine Weiber leben ja vom Leben geſondert, ſie ſind werth als liebliches Spielwerk und köſtlicher Hausrath, als Sachen, faſt niemals durch eine theure Perſönlichkeit — kein ſüßes Erſtaunen, kein zauberiſches Verſinken der Dinge ringsum — kein ewiges Binden, nicht jener himmliſche Wettſtreit ungleicher Waffen, eines des andern Geiſt und Herz, mit ſich, für ſich, von hinnen zu reißen, — ſelbſt in ſeinem Paradieſe nur Wechſel und Vollgenuß ewig entzündbarer Sinnen! — Durch den Glanz der osmaniſchen Waffen kein Fremdling mehr in des Abendlandes Begriffen und Gefühlen, vereinet uns Omar des Ritterthums markige, ſaftvolle Blumen mit dem farbenprächtigen Gluthhauch des Aufgangs!

Auf dem ſteilen Gipfel des Hügels bey Ronen, den Enguerrand von Coucy, Gabrielen Albrets ſüße Laſt, eines Laufes hinantrug, ſie durch dieß Probeſtück gewann, und mit ihr erlag, ſteht das „Kloſter der Liebenden."

In den Felſenſchluchten der Burg Trentſin wölbt ſich, wie wir eben vernommen, „der Brunnen der Liebenden." Der Türke iſt des Ritters nicht unwerth!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, im Auguſt.

Die Klagen über die Wirthe in Italien ſind übertrieben. In Mailand, Parma, Florenz und Rom fanden wir ſo gute Wirthshäuſer, wie nur irgendwo in Deutſchland, und wenn der Fremde die Vorſicht hat, ſeine Bedingungen mit dem Wirthe zu verabreden, ſo wird er auch billiger wie in Deutſchland behandelt. Cerny, der hier auf dem ſpaniſchen Platz einen Gaſthof hält, befriedigt gewiß jedes Fremden Erwartung; der Tiſch iſt vortrefflich, die Betten ſehr gut, die Zimmer bequem und elegant, dabey der Preis ſehr billig. Der Wirth iſt ein Franzoſe, ſeine Frau eine wackere Römerinn, die ihren Haushalt rüſtig beſorgt, acht Kinder gut erzieht, und ſehr auf Reinlichkeit hält. Dieſe Leute ſind in Rom ſehr geachtet und werden reich, weil ſie ordentlich und redlich ſind. Außer Cerny ſind noch zwey andere, ſehr geſchätzte Gaſthöfe hier. In Florenz wird man im Hotel de la Nouvelle York nahe an der Cathedrale gut be-

Digitized by Google

handelt. Die Oſteria's auf dem Lande ſind nicht ſonderlich, aber doch eben nicht viel ſchlechter wie die Wirthshäuſer in den kleinen Städten an den Chauſſeen in Deutſchland. In Bavenna im Lago maggiore nahe bey den Borromäiſchen Inſeln wird man zwar etwas theuer, aber ſogar vortreflich bedient. In Arona waren wir auch nicht ſchlecht, ſo wie nachher auch in Spoleto, in Terni und zu Civita Caſtellana. Der Weg über die Appenninen von Bologna nach Florenz iſt nicht allein wegen des Steigens, als auch wegen des ſchlechten Nachtquartiers bey Pietra Mala zu Conegliano ſchlecht zu nennen, wenn gleich die ſchöne Chauſſee, ungeachtet der Höhe der Gebirge, an keine Gefahr denken läſſt. Eigentlich rauh ſind die Appenninen nirgends, ihre Umriſſe ſind wellenförmig ſanft. So groß die Felſen auch ſeyn mögen, ſo haben ſie nirgends den Karakter von Größe, den die Gebirge der Schweiz uns in ihren Felſenzacken allenthalben zur Schau ſtellen. Bey Pietra Mala, der höchſten Spitze der Apenninen, iſt keine üppige Vegetation; das ſtruppige Geſträuch nimmt die Stelle der bis dahin in groſſer Menge ſelbſt auf den hohen Bergen wachſenden ſchönen Kaſtanien-Bäume ein, aber nirgends fühlt man das Schauderhafte, was den Reiſenden auf der Höhe des Simplon, des Bernhard ꝛc. ergreift. Die öde Gegend der Pietra Mala, die nur durch einige Ziegen-Heerden belebt wird, iſt auch nicht einladend, zumal wenn man die Hirten in ihren rothen Mänteln erblickt, die, wenn ſich eine Gelegenheit darbietet, gerne den Fremden zu berauben auch wohl zu ermorden trachten. Dieſe Gegend ſteht beſonders in ſchlechtem Rufe. Aber ſehr bald verläſſt man ſie und ſchon bey dem ſchönen Wirthshauſe delle Maſchiere eröffnen ſich wieder die herrlichen Gefilde Italiens, und die vielen Cypreſſen und Lorbeeren überzeugen den Reiſenden, daß er ſich den Gefilden Heſperiens nahet. Die Menge der Oelbäume bey Florenz, der Granatbaum, der ſpaniſche Jasmin überraſchte uns von Fonte buono aus, wie wir die Apenninen herabfuhren, dermaßen, daß wir einen Augenblick wirklich wie in einer Verzückung waren. Von Toscana ſage ich Ihnen nichts, als daß es ein ſchönes gut angebautes Land iſt, in welchem Ordnung und Sitte herrſchet. Fleiß und Induſtrie kann man den Einwohnern nicht abſprechen, ſo daß ihr Wohlſtand unverkennbar iſt. Letzterer iſt überhaupt in Italien weit größer, wie wir in Deutſchland wähnen. Mehrere geſchätzte Banquiers haben mich verſichert, daß mehr baares Geld in Italien, wie in irgend einem andern Lande Europa's vorhanden ſey. In den erſten Jahren der Revolution, vorzüglich zu den Zeiten der römiſchen und parthenopäiſchen Republiken haben die Franzoſen viel Geld weggeſchleppt. Großentheils ſind aber die Kirchenſchätze und das herrliche Silberzeug der Großen verwendet worden, ihre Forderungen zu befriedigen; auch ward ihnen manches in Statüen und Gemählden bezahlt, welches von ihnen an Engländer verkauft worden iſt. Kirchen-Silber ſieht man ſelbſt in Rom nicht mehr und ſtatt der ſilbernen Bildſäule des heil. Ignatius, der ſilbernen Lampen am Grabe der Apoſtel Peter und Paulus, der großen ſilbernen Candelabern und Paramente der Altäre, erblickt man Lampen und Candelabern von Erz, Kupfer, verſilbertem Blech und Statuen, und Paramente von verſilbertem Holze. Der Ausfall, den die nachfolgenden Erpreſſungen der Franzoſen in baarer Münze veranlaſſt, ſoll theils durch hohe Kornpreiſe in einigen der letzten Jahre, wo die Ausfuhr des Korns beträchtlich war, theils durch die außerordentlich große Zahl von reiſenden Fremden wieder erſetzt ſeyn. So behauptet man, daß in dieſem letzten Winter, Rom allein durch den Aufenthalt von mehr als 30,000 Fremden, wenigſtens 6 Millionen Scudi gewonnen habe. Der Zuſtand, in dem ich den Kirchenſtaat gefunden, iſt von der Schilderung, welche die meiſten Reiſeſchreiber von ihm machen, ganz außerordentlich verſchieden. Von keinem Lande haben unſre Statiſtiker und Geographen uns falſchere Nachrichten aufgetiſcht wie von dieſem Lande, welches denn auch Stoff zu vielen Declamationen über das Gouvernement darbot. So gab Büſching und Grellet noch im Jahre 1780 die Volksmenge nur zu 1,000,000 Seelen an, da ſie doch mehr wie das Doppelte beträgt; doch iſt er noch ſo billig anzuführen, daß man über die jetzige Anzahl keine zuverläſſige Nachrichten habe. (Erdbeſchreibung Th. 4. S. 315.) Aber nicht einmal die Hälfte anzugeben, iſt doch zu arg! Die Zahl der Mönche und Nonnen können nicht an dieſem vermeintlichen Mangel der Bevölkerung Schuld ſeyn, da Frankreich vor der Revolution ſogar verhältnißmäßig mehr Mönche und Nonnen hatte, wie ſelbſt Spanien, wie Laborde gut bewieſen hat. Aber dieſer Mangel an Bevölkerung findet auch wirklich nicht ſtatt; denn in der That iſt der Kirchenſtaat für einen blos ackerbautreibenden Staat, der keine Fabrik-Anſtalten, keinen activen Seehandel hat, gut bevölkert. Jetzt wiſſen wir nach dem Wiener Congreſſe und nach Menſels neueſtem Lehrbuche der Statiſtik von 1817, daß der Kirchenſtaat auf 715 geographiſchen Quadrat-Meilen eine Population von 2,354,700 Menſchen zählet, alſo 3292 Menſchen auf einer Quadrat-Meile; wahrlich keine geringe Bevölkerung für einen Ackerſtaat. Ich ward auch nicht wenig überraſcht, wie ich auf dem ganzen Wege von der toskaniſchen Grenze an, über Perugio, Spoleto, Terni, Narni bis Otricoli an der Tiber, ein reiches, gut angebautes, wohl bevölkertes Land fand. Von da geht die Campagna di Roma an, die allerdings öder iſt, wenig Bevölkerung hat, indeſſen doch viel Korn liefert und ſtarke Herden von allerhand Vieh nährt. Bey dieſen Bemerkungen muſſte es mir auffallen, daß Büſching den Zuſtand des Ackerbaues ſo ſchlecht ſchildert, daß er behauptet: der Kirchenſtaat baue bey weitem nicht ſo viel Korn, wie er für ſeine Volksmenge bedürfe, ja daß Meuſel dieſes noch in ſeinem Lehrbuche von 1817 wiederholt. Und doch iſt gerade das Gegentheil wahr. Der Kirchenſtaat führt Korn aus, vorzüglich Ancona, und von Civita Vecchia geht Korn ins Genueſiſche. Im vorigen Jahre hat der Kirchenſtaat mehr als 6 Millionen aus dem Korn gelöſet, und weil die Oel-Ernte gut ausgefallen war, wohl für eine Million Scudi an Oel, das aber lange nicht ſo gut iſt, wie das genueſiſche. Damit wird aber nicht behauptet, daß der Ackerbau hieſelbſt die Höhe erreicht hat, die er haben ſollte. Hiebey muß man aber nicht vergeſſen, daß die Hinderniſſe, die ſich einem beſſern Anbau in der Campagna di Roma entgegenſetzen, nicht ſo leicht zu heben ſind, wie man glaubt.

Charade.

Bald ſchmückt dein Grab im Halmenmeer
Mit meiner erſten ſich,
Dann fürchteſt du das Schlangenheer
Der Welt und ihren Schmerz nicht mehr,
Als der zwey letzten Stich,
Und über das bethaute Grün
Von deinem ſtillen Hügel
Schwebt wohl das Ganze leicht dahin
Auf zartem Sommerflügel,

F. v. Mattis.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 224.

Ehe.

Digitized by Google

Nro. 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. September 1819.

Hier in Felſen verborgen tränkt die Nymphe des Heilquells.
Lern, o Menſch! ſo geben, und ſo den Geber verbergen.

Haug.

Bruchſtücke über Chili.

(Beſchluß.)

Außerordentliche Naturerſcheinung bey Mendoza.

Der Fluß dieſes Namens, und von welchem die Stadt den ihrigen hat, entſpringt in den öſtlichen Cordilleras. Die Heftigkeit, mit welcher er ſich von dieſem Gebirge herabſtürzt, hat ihm die Gewalt gegeben, ſich durch einen Kreidberg einen ungefähr ſechszehn Fuß breiten, gewölbten Weg zu bahnen, deſſen Dach eine ungefähr eben ſo breite Brücke bildet. Gerade unter der Brücke, an zwanzig Fuß von dem Gewölbe in einer geraden Fläche, erheben ſich aus einem glatten Felſen fünf verſchiedene Quellen ſehr heißen Waſſers, welches ein Heilmittel gegen mancherley Krankheiten gewährt. Dieſes Waſſer ſpringt bis an das Gewölbe, und vermiſcht ſich in ſeinem Falle wieder mit dem Fluſſe, aus dem es ſo eben hervorgegangen zu ſeyn ſchien. Der Kampf der aus dieſen verſchiedenartigen Waſſern in der obern Luft entſtehenden Feuchtigkeit erzeugt die ſchönſten und mannigfaltigſten Kryſtalliſirungen an dem Gewölbe, wovon beſtändig kleinere Stücke herabfallend ſich auf der Stelle auf dem untern Felſen verſteinern, und die wunderbarſten Geſtalten annehmen; einige erſcheinen als die regelmäßigſten Pyramiden vom reinſten Weiß, andere in verſchiedener Geſtalt mit allen Farben des Regenbogens geziert, wieder andere, um die Mündungen der Springquelle her, haben die Farbe des ſchönſten Smaragds. — Wunderbare Erſcheinungen dieſer Art finden ſich indeſſen zu hunderten in dieſem mächtigen Urgebirge.

Beſchreibung eines Damen-Anzugs zu St. Jago in Chili.

Da alle Theile des Anzugs ſichtbar waren, ſo fängt unſer Verfaſſer beym Hemde an; dieſes, ſagt er, war vom feinſten Kammertuch (cambric), unten mit ſehr breiten Kanten von ungefähr zwanzig Guineen die Elle beſetzt — das Kammertuch reichte indeſſen nicht weiter als bis oberhalb der Knie; ſeidene Strümpfe von einer blaſſen Roſenfarbe, mit kleinen ſilbernen Roſenknoſpen geſtickt; die Pantoffeln oder vielmehr Sandalen waren aus mit rothen Roſenknoſpen geſticktem Silberbrokat verfertiget, und über den Spann und Knöchel nach indiſcher Art umwunden, nur mit dem Unterſchiede, daß die Bänder mit Perlen und Smaragd überdeckt waren; die Strümpfe waren oben mit den berühmten indiſchen Strumpfbändern befeſtiget, welche einen Talisman enthielten, deſſen Werth ſehr hoch angerechnet wird, da man in dem Glauben ſtehet, er benachrichtige die Trägerinn von jedwedem Guten oder Böſen, das ſie befallen ſoll, und man verſicherte mich, daß kein Frauenzimmer von Stande ſich ohne ſolche Strumpfbänder ſehen laſſen kann, indem dieſelben als der wichtigſte Theil ihres Anzugs angeſehen werden. Dieſe Bänder mögen aber auch um die Arme getragen werden, ſind indeſſen immer von derſelben Geſtalt, nämlich ein flaches elaſtiſches Band, aber nach dem Reichthum oder der Laune der Dame aufs reichſte überzogen iſt. Die, welche die

Digitized by Google

hier erwähnte Dame trug, waren es mit Seide und auf den Seiten mit Perlen und Smaragd beſetzt, und in der Mitte eines jeden Bandes war eine kleine viereckige Oeffnung, in welcher ſich der Talisman befand. Dieſer war in gleicher koſtbaren Faſſung und auf der äußern Seite des Beines mit einem Schloſſe von Smaragd befeſtigt, von welchem zwey Quaſten von morgenländiſchen Perlen herabhingen. An eine eng anſchließende Weſte von Silberbrokat war eine aus Kanten beſtehende Draperie mit Perlen befeſtiget, die eben ſo weit als das Hemd hinabhing; um den Rand derſelben hing eine drey Zoll tiefe, gleichfalls aus Perlen und Smaragd beſtehende Franze. Der Hals, Buſen und Arme waren auf dieſelbe Art mit Perlen geziert; hatten aber keine andere Bedeckung als einen aus feinen Kanten beſtehenden, von den Hemdärmeln herabhängenden Draperie. Das Haar, deſſen die dortigen Frauenzimmer einen großen Ueberfluß haben, war mit Perlen umwunden und befeſtiget, und hatte auf der einen Seite einen großen Strauß aus Perlen verfertigter weiſſer Roſen, deren Blätter aus Smaragd beſtanden.

Ungeachtet dieſer Feenpracht, welche man in Europa als das ne plus ultra des Reichthums und der Eleganz anſehen würde, verſichert der Verfaſſer, daß ſolche bey öffentlichen Gelegenheiten, z. B. einem Stiergefecht oder einer Prozeſſion, noch viel weiter getrieben werde. Die Damen werden dann gewöhnlich von drey oder mehreren Bedienten in den reichſten Livreyen begleitet, wovon der eine einen großen Blumenſtrauß, der andere eine geſticktes Taſchentuch, ein dritter den Sonnenſchirm u. ſ. w., jeder etwas anderes trägt: dieſer letzte Gegenſtand macht hier eines der koſtbarſten Stücke im Anzuge aus, denn nicht ſelten hat man ſie aus den feinſten und theuerſten Brabänter Kanten, mit Seide gefüttert und mit einer äußerſt tiefen goldenen oder ſilbernen Franze beſetzt, den Stock aus Elfenbein mit Gold oder Silber beſchlagen, und die Rippen nicht ſelten mit Juwelen beſetzt.

Jedes neue Schiff indeſſen, welches aus Spanien ankommt, bringt eine Veränderung in der Mode hervor, welche ſich ſchnell von der Hauptſtadt in die Provinzen verbreitet; ſo daß die alten Trachten der verſchiedenen Staaten ſich nur höchſtens noch beym gemeinen Volke erhalten haben. *)

*) Die Trachten der unbezwungenen Indianer ſind durchaus unverändert geblieben.

Ueber die dießjährige Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte, im Pariſer Louvre.

(Fortſetzung.)

Die Mahagoni-Möbeln und die vergoldeten Erzarbeiten ſind eine Hauptzierde der Ausſtellung. Eine Menge Fabrikanten wetteifern in dieſem Fache. Man müſſte eine Liſte niederſchreiben, wenn man ſie alle nennen wollte; und einen von ihnen zu übergehen, würde ungerecht ſeyn. Wir wollen uns aber erlauben, eine allgemeine Bemerkung über die Möbeln von plattirtem Mahagony zu machen; dieſe nämlich, daß man das Fabriciren derſelben ſo weit getrieben hat, daß die Dauerhaftigkeit darüber vergeſſen worden iſt, und daß, wenn die Ausländer anfangs durch die Schönheit des Aeußern angelockt worden ſind, die verſteckte Unvollkommenheit der Verarbeitung ſie hernach zum Unwillen gereizt hat. Wozu nützt es, daß man ein Mahagony-Bret von 1 Zoll Dicke in 12 bis 15 Scheiben ſchneiden kann, um es auf ganz gemeines Holz zu leimen, ſo daß es nur wie eine auf die Möbeln aufgetragene Mahagonyfarbe iſt, welche zum Ausreißen geneigt iſt, und nicht den geringſten Angriff vertragen kann? Die Ausfuhr unſrer plattirten Möbeln in heiße Länder hat faſt ganz aufgehört, weil die Hitze ſchon vor der Ablieferung der Waaren den Leim aufgelöſt hatte, und dadurch das Mahagony, welches gar keinen Beſtand hatte, ſchollenweiſe abfiel. Auch ſieht man ungern, daß die gewöhnlich verborgenen Theile, z. B. das hintere der Kommoden, der Boden der Schubladen ſo vernachläſſigt iſt. Gewiß ſind ſie es nicht ſo in den beſtellten und mit beſonderer Sorgfalt verfertigten Möbeln; allein ſolche ausgeſuchte Muſter machen nicht den Handel und den Reichthum aus. Man iſt nur dann ein wahrhaft induſtriöſes Volk, wenn man diejenigen Waaren, die fabrikmäßig verfertigt werden, wohl oder doch ziemlich wohl, und wohlfeil ausarbeitet. Dieſer doppelten Eigenſchaft iſt der unermeſſliche Abſatz der Feilen, Sicheln, Zangen u. ſ. w. aus Deutſchland und der ganzen Welt zuzuſchreiben. Dieſer Fabrikate wird man nimmer durch den Gebrauch überdrüßig, und man trifft ſie deßhalb in allen Haushaltungen an.

Man kann jedoch nicht von Möbeln ſprechen, ohne der prachtvollen Wiege Erwahnung zu thun, welche die HH. Deinières und Mathelin für den Herzog von Berri verfertigt haben, und welche in dem Saale aufgeſtellt iſt, der Heinrich IV. zum Schlafzimmer diente. Es läſſt ſich nichts Prächtigeres und Geſchmackvolleres denken. Die Wiege ſtellt einen Nachen dar, und iſt aus Stücken einheimiſcher Hölzer zuſammengeſetzt. Ueber dem Hintertheil erhebt ſich ein Laubwerk mit Nymphen aus vergoldetem Erze und von der ſchönſten Arbeit, welche die Vorhänge halten. Nur fragt ſich, ob die Nation beſſer regiert wird, wenn die kleinen Prinzen in ſo ſchönen Betten ſchlafen. Heinrich IV. ſchlief auf dem Boden: ſeine Erziehung hatte ihm nicht die Luſt zur Pracht und die Gewohnheiten des Stolzes eingeflößt. Einfaches Leben, Tapferkeit und Gerechtigkeit, dieſe ſind die Eigenſchaften, deren die Völker bedürfen.

Ehemals wurden die inwendigen Mauern unſrer Gemächer mit Kalk übertüncht. In den Schlöſſern und bey der üppigen Bürgerſchaft waren ſie zuweilen mit ſchwerfälli-

gem Schnitzwerke oder mit Tapeten en point d'Hongrie bedeckt, eine der häßlichſten Moden, welche man jemals erfunden hat. Heutzutage wird alles durch Papiertapeten erſetzt, die man zu allen Preiſen, die Rolle von 15 Sous bis zu 50 Franken verkauft. Somit kann auch die geringſte Haushaltung einige Eleganz in ihrer Wohnung haben, und das Auge an angenehmen Zeichnungen und lebhaften Farben ergötzen. Die Wohlfeilheit dieſes Fabrikats, und der gute Geſchmack, den die Franzoſen in der Ausführung beweiſen, haben den Gebrauch derſelben außerordentlich begünſtigt. Es gibt jetzt in Frankreich, beſonders in Paris, Tapetenfabriken, welche in Rückſicht auf die Anzahl der in denſelben beſchäftigten Arbeiter, und auf die Wichtigkeit ihrer Verſendungen in Frankreich ſowol, als nach dem Auslande, mit den größten Fabrik-Anſtalten Europa's wetteifern. Die Ausſtellung zeigt die Produkte der meiſten dieſer Art Manufakturen, wie z. B. diejenigen der HH. Velai, Jacquemart, Simon, Gohin, Dufour, Zuber zu Rixheim (Oberrheindepartement). Alle zeichnen ſich durch ein beſonderes Verdienſt aus. So müſſen wir Hrn. Simon wegen der Pracht und Verſchiedenheit ſeiner Verzierungen, Hrn. Gohin wegen des Glanzes ſeiner Farben, Hrn. Dufour wegen der Zuſammenſetzung ſeiner Sujets loben. Letzterer hat zuerſt die Landſchaften auf Papiertapeten angebracht. Er hat eine Landſchaft in grauer Farbe geliefert, welche ein griechiſches Feſt darſtellt; und zwey farbige Landſchaften, wovon die eine Telemach, wie er der Calypſo ſeine Abenteuer erzählt, und die andre das Sonnenfeſt, nach der Beſchreibung in den Incas, darſtellt. Was aber vorzüglich die Aufmerkſamkeit in dieſer Art anzieht, iſt die Geſchichte Pſyches, die im Großen behandelt worden iſt, und worin das Ueppige keineswegs das Zarte ausſchließt.

Manche andre Tapeten ahmen Vorhänge von Sammet, Seide u. ſ. w. täuſchend nach. Vielleicht ſteht dieſe Verzierungsart den Gemächern noch beſſer an als Landſchaften. Eine Tapete, die eine Draperie von einer harmoniſchen Farbe darſtellt, die hie und dort aufgehängt zu ſeyn ſcheint, nach Art der Alten, iſt vielleicht die vernünftigſte, und geſchmackvollſte Weiſe, die man noch erfunden hat, um die Nacktheit der Mauern zu bekleiden. Nichts geht über die vollkommene Nachahmung einer Draperie dieſer Art, als die Draperie ſelbſt, ſo wie man ſie von Caſimir in dem Saale des Hrn. Ternaux erblickt. Dieſe Caſimire mit en relief gedruckten Rändern aus der Manufaktur zu St. Ouen, welche die ſchönſten Stickereyen nachahmen, ſind eins der merkwürdigſten Produkte des neuern Kunſtfleißes, aber nur den Vermögenden erreichbar.

Ehe ich die Ueberſicht der Tapeten ſchließe, muß ich noch der ſogenannten Papiers de fantaisie des Hrn. Augrane erwähnen. Es ſind ſehr feine, mit den ſchönſten Farben, worunter auch Gold und Silber gemengt iſt, bedeckte, und gewaffelte Papiere, wovon man hauptſächlich beym Buchbinden und zum Bedecken jener mannigfaltigen Pappeſchachteln Gebrauch machte, die man heutzutage in einer ſo großen Vollkommenheit verfertigt, und welche in den Läden unſrer Papierhändler die Augen der Vorübergehenden anziehen.

Eine ähnliche, und noch wichtigere Vervollkommnung iſt diejenige unſrer Buchbinderey. Die Fortſchritte, welche dieſe Kunſt ſeit einigen Jahren gemacht hat, ſind erſtaunlich. Die vollkommenſten engliſchen Bände werden jetzt von denjenigen der HH. Thouvenin, Simier, Lunier-Bellier zu Tours übertroffen. Nicht allein wird der Rücken der Bücher in unübertreffbarer Vollendung verfertigt; nicht allein laſſen ſich die Umſchläge aus holzharter Pappe, die mit dem ſchönſten Leder bezogen werden, leicht und genau öffnen, ſondern die eben ſo prächtigen als geſchmackvollen, zum Theile gewaffelten goldnen Verzierungen verſchönern noch die Meiſterwerke unſrer Literatur. Dieſe Vervollkommnung verdankt man zum Theile den großen Fortſchritten, welche bey uns die Zubereitung des feinen Leders gemacht hat, und wovon das Louvre uns ſehr ſchöne Muſter vorzeigt, wie auch der Kunſt, die Pappe zu plätten, wodurch ſie zu gleicher Zeit dünn, ſtark und platt wird.

(Der Beſchluß folgt.)

D i ſt i ch o n.

Freundſchaft.

In des Freundes Empfindung und Geiſt begegnen die deinen
Oft dir, ein Spiegel ſtrahlt ſchön dann das eigene Bild
Dort dir zurück, mit Schauer erfüllt der Fund dich, mit ſüßem,
Und der Glauben an dich waffnet aufs neu dich mit Muth.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Königsberg in Preußen.

Unſer Handel iſt ſeit geraumer Zeit beynahe ganz ins Stocken gerathen. Hauptveranlaſſung iſt zunächſt in der Theilung Polens zu ſuchen. Vermöge der Mündungen der Weichſel, der Oder und Memel erhielt Preußen Polen in ſteter finanzieller Abhängigkeit, und beherrſchte daſſelbe durch ſeine glückliche Vorlage. Jetzt iſt dieſes Reich in den Händen Rußlands, welches durch den ſtrengen Druck ſeines Zollſyſtems jeden Handel mit den preußiſchen Häfen erſtickt. Königsberg ſtand aber nicht nur mit dieſem Reiche in Verbindung, ſondern auch mit Weiß- und Roth-Reuſſen, ſelbſt mit Volhynien und der Ukraine und bis zum Jahre 1772 lieferte es den curländiſchen Städten Libau und Winden ihren Bedarf an Manufaktur-, Colonial- und inländiſchen Fabrikwaaren und See-Salz. Bis zu jenem Jahre veräußerte Königsberg nur an letzterm Artikel etwa 6000 Laſt jährlich. Das iſt nun alles dahin, und Königsberg allein auf den Oſtſee-Handel angewieſen. Seine Hauptartikel auf dieſem Wege beſtanden in Getreide, Flachs, Hanf, Leinſaat, Wolle u. m. a. Theils aber bezieht jetzt England dieſe Produkte von Amerika.

Digitized by Google

theils machen die übertriebenen engliſchen Zölle die Einfuhr von hier unmöglich. Vormals beſuch Königsberg jährlich mehr denn 1000 Schiffe; dieſe Zahl iſt weit unter die Hälfte geſunken; ſeine ehemaligen anſehnlichen Rhedereyen ſind durch Krieg, Beraubung zur See und Mangel an Staatsvorſchuß gänzlich vernichtet worden. Königsbergs hauptſächliche, aber auch unverwüſtbare Erwerbquelle iſt nunmehr der Wechſelverkehr, der zum Theil für die großen ruſſiſchen Handlungsplätze hier beſorgt wird, wenn die Operationen wegen der Entfernung Hamburgs und Berlins Schnelle erfordern. Der ſo faſt ganz vernichtete Handelsverkehr, mehrere bedeutende Brände, inſonderheit die im Jahre 1811, demnächſt die 1807 ausgeſchriebene Kriegskontribution, wozu das Königreich Preußen allein 3 Mill. Thaler hergeben mußte, wovon der Staat bis jetzt noch keine Zinſen (die ſich bereits auf mehr als 1 Million belaufen) gezahlt hat, haben hier in dieſer Zeit einen ſo auffallend großen Geldmangel herbeygeführt, daß öfters zweymonatliche Tratten auf Berlin mit 3 — 4 pCt. Damno abgegeben werden, ein Zinſenverluſt von 18 — 24 pCt. jährlich; daß ferner große Fabrik-Anlagen, namentlich die durch Friedrich den Großen hier errichteten Zuckerſiedereyen, nicht erhalten werden können.

Der Verfall des hier ſonſt ſo blühenden Handels in Vereinigung mit den Folgen der neuern Kriege haben hier ihren Einfluß auf das öffentliche Leben ſehr ſichtbar geäußert. Mit Nahrungsloſigkeit, die ſich in Folge der Gewerbefreyheit, welche ohne alle Modifikationen wenigſtens in den erſten Dezennien ihres Beſtehens drückend ſeyn muß, auch auf den Handwerker ausgedehnt hat, liegt die Sucht, dem Luxus zu huldigen, in einem traurigen Kampfe. Wie jene, ſo iſt auch dieſer die Folge jener unglücklichen Kriegsjahre geweſen. Durch einen ſchnellen Glückswechſel, augenblicklichen Gewinn, an Befriedigung großer Bedürfniſſe gewöhnt — eine ſchwer zu beſiegende Gewohnheit: — hat man den Sinn für unſchuldige Vergnügungen verloren; das Streben, es einander in Putz, Aufwand u. ſ. w. zuvorzuthun, und der damit eng verknüpfte kleinſtädtiſche Krittler-Geiſt treibt hier die Menſchen auseinander, ſtatt daß man früher ſich nur zu einem Zwecke, dem gemeinſchaftlicher Freude, verſammelte. Jedem Unbefangenen, der nur einen Augenblick an unſern Luſtörtern beobachtend verweilt, muß ſich dieſe Bemerkung von ſelbſt aufdringen. Man ſchränkt ſich ganz auf einen engern häuslichen Kreis ein und ſpart hier für glänzende Schmauſereyen zuſammen, deren man doch einige des Jahres zu geben verpflichtet zu ſeyn glaubt, und die denn bey der großen Zahl der Gäſte und der nicht ſelten mit dem Vermögen des Gebers unverhältnißmäßigen Koſtenaufwande, füglich einer General-Abſpeiſung ähnlich ſehen. Nicht minder nachtheilig für das Geſammtleben in Königsberg iſt das daſelbſt überhand genommene Reſſourcenweſen. Jeder Theil der Stadt hat mehrere ſolcher geſchloſſenen Zirkel aufzuweiſen, in denen, wenn ſie auch nicht ausſchließlich auf einen Stand beſchränkt ſind, doch meiſtentheils einer vorherrſchend iſt. Da ſind Abend-Vereine, deutſche Militär-, Kaufmanns- und vielleicht auch Schneider- und Schuſter-Reſſourcen! Und was treibt man hier? Kartenſpiel und immer Kartenſpiel — und zwar ein hohes, wie man es aus guten Gründen im Kreiſe ſeiner Familie vermeidet. — Das iſt der alleinige Zweck des Zuſammenkommens, die Loſung aller hieſigen Reſſourcen, ſo daß derjenige, welcher kein Spieler iſt, ſich in dieſen Geſellſchaften rein verloren ſieht. Mehrmalige Verſuche, welche Männer, denen das Beſſere am Herzen lag, zur mehr geiſtige Unterhaltung bezweckenden Umgeſtaltung jener Clubbs machten, ſind dermaßen verunglückt, daß daran wol nicht wieder zu denken iſt.

Tröſtenderes kann ich Ihnen von unſerer Univerſität melden. Sie hat in der neueſten Zeit mehrere tüchtige Lehrer gewonnen. Dieſe ſind der Hiſtoriker Voigt, zugleich Vorſteher des hieſigen geheimen Archivs; Drumann für Geſchichte und Alterthumswiſſenſchaft; Lachmann für Poeſie und altdeutſche Literatur; v. Baer als Lehrer der Anatomie; Dirkſen und Mühlenbruch für die juriſtiſche Fakultät. Die theologiſche Fakultät hat durch den Abgang des Conſiſtorialraths und erſten Predigers an der hieſigen Löbenichtſchen Pfarrkirche Dr. Krauſe als General-Superintendent und Hofprediger nach Weimar einen großen Verluſt erlitten. Seine Stelle iſt noch nicht beſetzt. — Was nun das geſellige und wiſſenſchaftliche Leben der hieſigen Studierenden betrifft, deren Zahl ſich zur Zeit nur auf 200 beläuft: ſo berechtigt dieſes zu den beſten Erwartungen. Durch des Medizinalraths Dr. Burdachs Bemühungen bildete ſich vor einiger Zeit ein Verein von Profeſſoren und Studierenden, Studentenmuſſe genannt, in welchem zweymal monatlich Vorträge, meiſtentheils das akademiſche Leben betreffend, von Profeſſoren und Studenten gehalten wurden; an dieſe ſchloſſen ſich muſikaliſche Unterhaltungen an, unter Leitung des in der Tonkunſt ſehr erfahrnen Prof. Mühlenbruchs. Dergleichen Einrichtungen zur gegenſeitigen Annäherung der Lehrer und Lernenden und zu gemeinſchaftlicher, zweckfördernder Thätigkeit kann nicht anders, als von dem wohlthätigſten Einfluſſe auf das akademiſche Leben ſeyn.

Eben ſo ſind auch unſere Gelehrten- und Bürger-Schulen mit Recht unter die erſten und vorzüglichſten Preußens zu zählen.

Als Beweis, wie lebhaft hier die allgemeine Theilnahme ſich ausſpricht, erwähne ich die Feyerlichkeit, welche im vorigen Frühjahr beym Amtsjubiläum des würdigen Freyherrn von Schrötter, Canzlers des Königreichs Preußens, u. ſ. w. ſtatt hatte. In gleichem Grade Pfleger des Rechtes, als Verehrer und Beſchützer der Kunſt und Wiſſenſchaft, gebührte ihm, der ungeachtet ſo mannigfacher zerſtörender Angriffe der Zeit in ſeinem heilbringenden Wirken für das allgemeine Beſte nicht ermüdete, öffentliche dankbare Anerkennung ſo hoher Verdienſte. Die Mitglieder der ihm untergeordneten Collegien und anderweitige Beamte hatten ſich hier zur Feyer dieſes Tages vereinigt. Auch der König hatte ſeine Theilnahme durch Ueberſendung eines eigenhändigen Schreibens und ſeines Bruſtbildes bezeigt. Von einigen Mitgliedern der hieſigen königlich deutſchen Geſellſchaft, deren Beſchützer der Jubelgreis iſt, waren ihm beſondere Schriften gewidmet worden, unter andern vom Profeſſor Vater: „Kirchen- und Staatsrechtliche Erörterung des Verhältniſſes akatholiſcher Landesherren zu dem Papſte“; vom Director des Stadtgymnaſiums, Dr. Struve: „Ueber die Ungewißheit der alten Geſchichte.“ „Als Friedrich der Große — hebt die erſtere Schrift an — den ehrwürdigen Greis, welchem dieſe Blätter gewidmet ſind, zum Erſtenmal als Präſidenten des oberſten Gerichtshofes von Weſtpreußen vor ſich ſahe, äußerte er ſich im Verlauf der Unterredung alſo:

„Weiß Er, wer ich bin, und wer Er iſt? — Ich will es „Ihm ſagen: Ich bin der erſte Juſtitiarius über mein „Land, und muß Gott dermaleinſt Rechenſchaft geben, daß „die Juſtiz darin gehörig verwaltet wird. Weil ich nun „aber allein dieſes nicht bewirken kann: ſo habe ich Ihn zu „meinem Juſtitiarius dieſer Provinz ernannt. Er hat nun „nicht nur eine gleiche Pflicht gegen Gott zu beobachten, „ſondern iſt hier auf Erden auch mir deshalb reſponſabel, „daß ein Gleiches von jedem Juſtizbedienten der Provinz „beobachtet werde.“

Dieſe einfachen und kräftigen Worte des großen Friedrichs haben unſern verehrten Jubelgreis, nach ſeiner eigenen Verſicherung, durch ſein ganzes für Preußen ſo wohlthätig gewordenes Leben geleitet:

Digitized by Google

Nro. 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 28. September 1819.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebähren.

Schillers Wallenſtein.

Eudoxia Feodorawna, Kaiſerinn von Rußland.

Alexiej Michailowitſch, der Nachfolger des großen Michael Romanow, auf dem Thron der ruſſiſchen Zaare, war Vater von drey Söhnen, deren jüngſter, Peter, ſich ſchon in ſeiner Kindheit durch Geiſteskraft und kühnen Muth ſo vortheilhaft auszeichnete, daß ſein Vater ihn den beyden ältern Brüder, Feodor Alexjewitſch und Iwan, vorzuziehen und ihn zu ſeinem Thronfolger zu ernennen wünſchte. Allein die Mutter dieſes Sohnes, Natalia Kirilblowna Nariſchkin, wurde von der Prinzeſſinn Sophie, eine Tochter des Zaars Alexiej Michailowitſch aus der erſten Ehe und Schweſter der Prinzen Feodor und Iwan, nicht nur brennend gehaßt, ſondern auch gefürchtet, da Nataliens hoher Geiſt der Herrſchſucht der Prinzeſſinn nicht die Hoffnung vergönnte, mit Peter den Thron zu theilen, wie ſie dieß mit ihren rechten Brüdern thun zu können hoffte. Sophie war eine der ſchönſten und geiſtreichſten Prinzeſſinnen ihrer Zeit. Sie liebte Künſte und Wiſſenſchaften, ſie war ſelbſt Dichterinn und ihr Wunſch war es, der ihren Vater bewog, ſchon damals eine Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler und Muſiker nach Rußland zu berufen; allein der Glanz ihrer Talente und ihrer Geiſtesgaben wurde durch einen ſchrankenloſen Ehrgeiz verdunkelt, der kein Verbrechen ſcheuete, wenn es den Beſitz einer Krone galt. Angebetet von ihrem Vater, der Gegenſtand vergötternder Huldigungen für Rußlands Jünglinge und Männer glückte es ihr, Feodor Alexjewitſch zum Nachfolger ihres Vaters ernennen zu laſſen. Feodor rechtfertigte als Regent und Feldherr die Wahl ſeines Vaters. Er iſt es, von dem die Jahrbücher der ruſſiſchen Geſchichte den ſchönen Zug bewahren, daß er die Roßrödsbücher (Stammbäume) ſeiner Großen, die dieſen bis dahin ein ausſchließliches Recht auf die erſten Bedienungen im Reiche gaben, verbrennen ließ, weil, wie er ſagte, eine vornehme Geburt ferner keinen Anſpruch auf Stellen und Vorzüge geben ſolle, die nur dem Verdienſt zu erhalten gebührten. Doch nur ſechs Jahre trug er Rußlands Herrſcherkrone; dann ſank er ins Grab, ohne ſeinen Nachfolger ernannt zu haben.

Die Reichsbeamten und die Befehlshaber des Heers verſammelten ſich in dem Kreml, um zur Wahl eines neuen Zaars zu ſchreiten. Iwan war ſchwach an Geiſt und Körper, blöde, kurzſichtig und ſtammelnd, Peter ein blühender, kräftiger Knabe, deſſen heller Feuerblick die Heldengröße verkündigte, zu der er vom Schickſal die Weihe erhalten hatte. Auch ſiegte er durch ſeine Erſcheinung über alle von Sophien gegen ihn angeſponnene Intriguen; nicht einſtimmig, aber doch von einer bedeutenden Mehrzahl ward er zum Zaar ernannt, und die mächtigen Strelitzen, dieſe furchtbare von ihren Beherrſchern ſelbſt gefürchtete Leibwache, ſchwuren ihm den Eid der Treue. Seine Mutter, die verwittwete Kaiſerinn Natalia Kirilblowna, wurde während ſeiner Minderjährigkeit zur Regentinn des Reichs ernannt.

Nataliens große Seele kannte keine Rache und wähnte Sophie durch Edelmuth entwaffnen zu können. Doch dieſe vermochte den verlornen Einfluß nicht zu verſchmerzen und

Digitized by Google

ihrem Geiſt, ihrer Schönheit und den Schätzen, die ſie freygebig ſpendete, gelang es, die Strelitzen zur Empörung zu bereden. Die beyden oberſten Befehlshaber derſelben, von Sophie gewonnen, verſammelten das ganze Korps der Strelitzen und wiegelten ſie durch das Vorgeben, die Kaiſerinn habe, auf Anſtiſten der Nariſchkins, ihren Verwandten, den jungen Zaar Iwan ermorden laſſen, zur Blutrache für dieſe Frevelthat auf. Die Verſchwornen lieſſen ſich in einer Kirche zu ihrem Unternehmen einſegnen und zogen dann in voller Kriegsrüſtung und mit Kanonen, Prieſter mit den heiligen Schaalen geweihten Waſſers und einem Marienbilde voraus, gegen den Kreml an. Natalia ſandte ihnen den Bojaren Mathwech, einen der angeſehenſten Männer des Reichs, entgegen; doch ohne ihn anzuhören, wurde er von den Empörern niedergehauen. Eben ſo fruchtlos blieb der Verſuch der Kaiſerinn, ſich ihnen mit dem Zaarewitſch Iwan, den ſie getödtet glaubten, zu zeigen. Durch Matwech's Ermordung zu blinder Wuth entflammt, drangen ſie unaufhaltſam in den Kreml ein, und alle dort anweſenden Glieder der Familie Nariſchkin, wurden vor Nataliens Augen ermordet, deren flehentliche Bitten ihnen nicht das Leben zu retten vermochte. Iwan wurde zum Zaar ausgerufen; der gutmüthige, von Natalia und Peter ſtets liebevoll behandelte Jüngling bat, man ſolle ihm ſeinen Bruder Peter zum Mitregenten geben, und Sophie muſſte geſchehen laſſen, was ſie, da die Strelitzen es billigten, nicht verhindern konnte. Herrſchte ſie doch von dieſem Tage an unter Iwans Namen unbeſchränkt! Allein es entging ihr nicht, wie gefahrdrohend ihr ſelbſt der durch dieſen Vorfall neu erweckte und genährte Uebermuth der Strelitzen zu werden vermochte, und ſie beſchloß, dieſen zu dämpfen und ſie allmählig aus der Nähe des Throns zu entfernen. Sie ſchickte einige Regimenter der Strelitzen in die entlegenſten Provinzen des Reichs und ließ dafür anders Kriegsvolk nach Moskau kommen. Auch fing ſie an, um die beyden jungen Zaare einen Kreis junger Edelleute zu verſammeln, und dieſen die Bewachung derſelben anzuvertrauen. Die Unzufriedenheit der Strelitzen mit dieſen Neuerungen brach bald in Murren und Drohungen aus; Sophie glaubte ſie durch einen Gewaltſchritt einſchüchtern zu können, und ließ den Oberſten derſelben, ſammt ſeinem Sohn, als Anſtifter ihrer unruhigen Bewegungen, hinrichten; allein dieſes Mittel brachte die Flamme der Empörung zum vollen Ausbruch, und Sophie ſah ſich gezwungen, mit ihren Brüdern nach dem Kloſter Troitzkoy zu fliehen. Kaum aber war den Strelitzen dieſe Flucht bekannt geworden, als ſie ſchon gegen das Kloſter anrückten, um es zu erſtürmen. Natalia flüchtete ſich mit Petern in die Kirche; doch auch in dieſe geheiligte Freyſtatt drang ein Haufen der Empörer ein. Die Kaiſerinn knicte vor dem Altar, den geliebten Sohn mit ihren Armen deckend, aber ſchon ſchwebte der gezückte Dolch der Mörder über ihr, als plötzlich eine mächtige Donnerſtimme rief: Ehret den Altar und den, dem er Schutz verleiht! Die Empörer glaubten die Stimme des Heiligen ſelbſt zu hören; bebend eilten ſie aus der Kirche und der Eindruck ihres Schreckens ging ſo erſchütternd von ihnen auf alle über, daß ſie die Waffen niederlegten und die Anſtifter des Aufruhrs auslieferten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die dießjährige Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte, im Pariſer Louvre.

(Beſchluß.)

Ich muß bey dieſer Gelegenheit bemerken, daß während manche Induſtriezweige ſeit zwey Jahren in Stocken gerathen ſind, die Buchdruckerey, der Buchhandel und die Buchbinderey kaum allen an ſie gemachten Beſtellungen haben Genüge leiſten können. Ohne Zweifel muß man dieß dem langen Kriege zuſchreiben, welcher ſeit manchen Jahren die Leſer in der Fremde verhinderte, ſich mit Leichtigkeit unſre guten franzöſiſchen Werke zu verſchaffen. Sobald als die Verbindungen wieder hergeſtellt worden ſind, hat man unſre Bändereichſten Schriftſteller, beſonders diejenigen des 18ten Jahrhunderts, Voltaire, Montesquieu, Buffon, Rouſſeau, Marmontel, Thomas, zu allen Preiſen wieder abgedruckt; ſie ſind in übergroßer Menge nach unſern Provinzen und in die Fremde verſandt worden, zum großen Bedauern der edeln Vertheidiger der Barbarey des Mittelalters. Wenn nun auch nur der zehnte Theil jener Menge von Bänden die Ehre des Einbindens erhalten hätte, ſo wäre es ſchon mehr als hinreichend geweſen, um die zahlreichen Buchbinder zu beſchäftigen, die in Paris überall hervor ſchieſſen, und die ſich alle, ſogar die ſchlechteſten vervollkommnet haben.

Ein neuer Induſtrie-Artikel iſt die runde Strickmaſchine. Dieſe Erfindung, welche mehrere Künſtler ſich zuſchreiben, iſt, wie es zu geſchehen pflegt, von jedwedem vervollkommnet worden. Wenn ſie ihre höchſte Vollendung wird erreicht haben, wird ſie eine der wunderbarſten Webearten darbieten, welche die Menſchen je erfunden haben. Eine Maſche, die mit Schnelle rund um ein zirkelrundes Werkzeug läuft, bringt ein Gewebe hervor, welches, immer rund, von dem Werkzeuge hinunter geht, und zuletzt einen Zeugcylinder bildet, den man hernach der Länge nach aufſchneidet, um ein viereckiges Stück vor ſich zu haben. Eine leichte Zubereitung reicht hin, um die zerſchnittenen Maſchen zu verhindern, daß ſie ſich auflöſen. Die Ausſtellung liefert mehrere Produkte dieſer ſchnell arbeitenden Maſchine, namentlich Fußteppiche von gemeiner Wolle, welche die Fabrikanten zu ſehr mäßigen Preiſen abgeben können. Die HH. Merron und Delambert kündigen an, daß ſie Fußteppiche von aller Größe, den Quadratſchuh zu 1½ Franken liefern.

Digitized by Google

Dieß iſt kein hoher Preis, und ich zweifle nicht, daß ſie es dahin bringen werden, ihn noch niedriger anſetzen zu können, wenn es ihnen gelingen wird, den Stoff zu erſparen, der bey einer ſo thätigen Maſchine theurer zu ſtehen kommt, als die Verarbeitung. Es iſt zu wünſchen, daß ſich der Gebrauch der Fußteppiche verbreite; zu dem Endzwecke muß der Preis ſo niedrig ſeyn, daß die mittelmäßigen Haushaltungen, welche die zahlreichſten ſind, erreichen können. Man bedient ſich derſelben allgemein in England, in den vereinigten Staaten, in Holland und in mehreren Gegenden Deutſchlands, kurz überall, wo man am meiſten auf die Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens hält. Noch nothwendiger wäre der Gebrauch der Fußteppiche in den $\frac{9}{10}$ der franzöſiſchen Gemächer, die ſtatt aller Bodenbedeckung platte ziemlich grobe Backſteine haben, welche mit einer häßlichen Farbe überzogen, und ſo mit Wachs beſtrichen werden, daß man nicht ohne Gefahr darauf gehen kann. Hätte man Teppiche für alle Vermögensumſtände, und würden ſie fabrikmäßig verfertigt, ſo würden ſie ohne Zweifel ein Hauptartikel der Ausfuhr in diejenigen Länder werden, wo man ſich derſelben allgemein zu bedienen pflegt. Der Abſatz unſerer Papiertapeten zeigt uns, was aus dem Fabriziren eines Artikels werden konnte, wozu die Franzoſen ſchönere und dauerhaftere Farben, und geſchmackvollere Muſter als irgend eine andere Nation hergeben würden. Jene koſtbare Aubuſſon-Tapeten, welche im Louvre ausgehängt ſind, finden nur bey den Großen ihr Unterkommen. Wozu dienen ſie denjenigen, welche die Großen nicht beſuchen? Was für Freude macht es uns, zu erfahren, daß dieſer oder jener Prinz auf einem Teppich von 30,000 Franken einhertritt? So etwas macht die Ausſtellung nicht intereſſant.

Der König hat ſich auf einem Rollſeſſel durch alle Säle ſchieben laſſen, und mit eignen Augen ſehen können, was eine Regierung wahrhaft achtungswerth macht, eine blühende Induſtrie, die einerſeits ein beträchtliches Hervorbringen von Nationalreichthum, und andrerſeits die vielſeitigen Genüſſe aller Klaſſen der Geſellſchaft ankündigt. Wir wollen hier nicht die verbindlichen Worte wiederholen, die Se. Maj. mehreren Künſtlern geſagt hat; ſie beweiſen viel mehr das Wohlwollen des Königs, als das Talent des Fabrikanten.

*

Anmerkung. Zwey Stellen in dieſem Aufſatze, der aus dem Censeur Européen entlehnt iſt, haben eine Berichtigung nach ſich gezogen, vom Hrn. Feray, Mitglied des Ober-Manufakturrathes, ſie iſt in daſſelbe Journal eingerückt. Das weſentliche daraus folgt: „Sie behaupten unter 50 Baumwollenſpinnereyen, welche ihre Produkte ausgeſtellt haben, gebe es nicht eine, welche beſſere Geſpinnſte liefere, als ſeit 15 — 20 Jahren. Dieß iſt ein großer Irrthum, vor 20 Jahren ſpann man in Frankreich nur Fernambucker-Baumwolle, und das Nr. 60 wurde als der Gipfel der franzöſiſchen Spinnerey angeſehen. Seitdem aber hat der wohlfeile Preis, wozu der Handel die nordamerikaniſche und oſtindiſche Baumwolle geliefert hat, den franzöſiſchen Fabriken einen Antrieb mitgetheilt. Die Ausſtellung liefert uns Beweiſe ihres glücklichen Erfolges. Hr. Lehoult hat Surate-Baumwolle zu Nro. 100 geſponnen. Dolfus, Mieg und Comp. haben geſponnene Louiſiana zu Nr. 120 ausgeſtellt, Deltuf georgiſche zu Nr. 150, Duvillier-Lombard und Comp. zu 220 u. ſ. w. Die Regierung verſtatte der rohen Baumwolle freyen Eintritt und freye Ausfuhr, laſſe die Steinkohlen frey durchgehen, und verſchaffe uns das Gußeiſen zu mäßigen Preiſen, ſo werden Sie bey der nächſten Ausſtellung das Geſpinnſt zu Nr. 300 hinaufſteigen ſehen, alsdann werden wir die Konkurrenz der Engländer nicht mehr zu befürchten haben. Ihr anderer Irrthum betrifft das damaſſirte Tiſchzeug aus den Werkſtätten des Hrn. Oberkampf zu Eſſone. Sie geſtehen die Schönheit dieſer Zeuge ein, betrachten ſie aber als eine Nachahmung der Engländer, und finden ſie zu theuer. Die Engländer haben uns in dieſer Hinſicht nichts gelehrt. Wenn ſie unſre Meiſter in der Mechanik und im Spinnen ſind, ſo haben wir ihnen andrerſeits auch Vortheile entgegen zuſetzen, und die Induſtrie des Webens iſt auf dem Kontinente weiter vorgerückt, als bey ihnen. Sachſen war ſeit lange in der Gewohnheit, Frankreich das leinene damaſſirte Tiſchzeug zu liefern. Die Mahlerey, die ſie dazu braucht, iſt koſtbarer als die Baumwolle, eben dafür iſt das Tiſchzeug auch theuer, und man findet im Handel kein ſchönes Sächſiſches damaſſirtes Tiſchzeug für 20 Gedecke, unter dem Preiſe von 25 Louisd'or. Diejenigen des Hrn. Oberkampf zu Eſſone, des Hrn. Pelletier zu St. Quentin, des Hrn. Koréhon zu Vaugirard koſten nur 10 Louisdor.

D — g.

Neue Erfindung.

Ein Herr Gateau, Straße St. Victor in Paris, hat eine Waſſermaſchine erfunden, vermöge welcher das Waſſer viel leichter aus den Brunnen gehoben werden ſoll, als durch Pumpen und die archimediſche Schraube. Dieſe Maſchine hebt das Waſſer zu jeder beliebigen Höhe, und mit eben dem Maaß bewegender Kraft gibt ſie doppelt ſo viel Waſſer, wie die Pumpe, obgleich ihre Verfertigung viel weniger koſtet und ſie viel leichter im Stand zu erhalten iſt. Sie kann ſowol mit Menſchenhänden als mit Pferden in Bewegung geſetzt werden. Bey der Nothwendigkeit, manche Städte oder Theile von Städten durch Pumpbrunnen mit Waſſer zu verſehen, und der Unvollkommenheit der gewöhnlichen Pumpbrunnen, könnte es wohl der Mühe lohnen, ſich näher nach dieſer neuen Erfindung zu erkundigen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 3. September.

(Fortſetzung.)

Unter den vielen Verhafteten; die man (wie unſre Leſer in Nro. 229. ſahen) bey Gelegenheit des Auflaufs, in der Straße wo es Geld geregnet haben ſollte, feſtſetzte, befanden ſich freylich mehrere Diebe, aber auch viele unſchuldige Bürger darunter, welche die bloße Neugierde herbeygezogen hatte, und welche die Nacht hindurch in dieſer ſchlechten Geſellſchaft volle Muße hatten, darüber nachzudenken, daß man die Neugierde zuweilen etwas theuer bezahlen müſſe. Am folgenden Tage wurden ſie

natürlich gleich entlaſſen. Einige derſelben haben ſich in den Zeitungen über die ſchlechte Behandlung beklagt, die ihnen in jenem Depôt zu Theil geworden iſt, wo ſie in einem ſchmuzigen, dumpfigen Saale mit Miſſethätern aller Art ſind vermengt worden. Die Reinlichkeit hängt nun freylich von dem Polizey-Präfekten ab; das Uebrige aber iſt ein Gebrechen der franzöſiſchen Geſezgebung. Warum gibt es in Frankreich keine Polizey-Richter, wie in England, die beſtändig Gericht halten, und warum beſonders iſt man in Frankreich mit dem Einſperren ſo behende, da ja bey kleinen Vergehen eine Bürgſchaft genügen ſollte, wie nach der vortrefflichen engliſchen Einrichtung? Doch wird auch dieſe Verbeſſerung wol noch kommen, wie denn Frankreich überhaupt in dem konſtitutionellen Gebiete täglich weiter ſich ausdehnt. Hievon hat der Prozeß der Marſchallinn Brûne wider Martainville einen deutlichen Beweis geliefert. Martainville iſt ein heftiger Journaliſt, welcher ſtürmend im Geiſt der Ultra-Royaliſten ſchreibt, und ſich eben nicht viele Freunde erworben hat, wiewol man ihm ſein populares Talent nicht abſprechen kann. Dann denke man ſich die faſt abgöttiſche Hochachtung, die man allgemein in Frankreich ſeit der Revolution vor den Generalen der großen Armee hat; man wird es alsdann leicht begreifen, daß die öffentliche Meinung erwartete, Martainville werde in der Anklage, als habe er den Marſchall verläumdet, unterliegen müſſen. Dennoch hat ihn das Gericht freygeſprochen, weil er ſowol als ſeine Advokaten und einige Journaliſten deutlich dargethan hatten, daß in Hinſicht der Todten die Geſchichte ihren Anfang nehmen müſſe, und daher die Schriftſteller in einem freyen Staate ſich auch frey ausdrücken könnten, zumal, wenn das Betragen des Verſtorbenen zu gerechtem Tadel Anlaß gebe. Dieſer Grundſaz wurde angenommen, und nach demſelben wurde Martainville losgeſprochen. Die Marſchallinn Brûne kam bey dieſem Prozeſſe übel zurechte. Denn anſtatt den Widerruf der von Martainville angeführten Beſchuldigungen zu erhalten, mußte ſie zulaſſen, daß noch weit Aergeres vor Gericht geſagt wurde, und daß Martainville noch dazu triumphirend von dannen ging. Der Angeklagte hat ſich in ſeiner Vertheidigungsrede eines ſehr ſchlauen Raiſonnements bedient. „Wenn nämlich, ſagte er, die Verwandten jedweden verſtorbenen Mannes, welcher eine öffentliche Rolle geſpielt hat, befugt wären, die Beurtheiler ſeiner Handlungen vor Gericht zu ziehen, ſo könnten ja auch heute oder morgen, die Verwandten Robespierres oder Marats, alle diejenigen, welche von dieſen beyden Männern übel ſprechen, der Verläumdung beſchuldigen. Vergebens würde man einwenden, daß jedweder die Beyden als Böſewichter betrachte; die Verwandten könnten ja behaupten, Robespierre und Marat wären ehrliche Männer geweſen, und alle diejenigen, welche das Gegentheil ausſagten, wären Uebelgeſinnte.“ Das Journal der ſogenannten Doctrinairs urtheilte über die Entſcheidung dieſes Prozeſſes folgendermaßen: Es möchte um alles in der Welt nicht gegen den verſtorbenen Marſchall Brûne geſchrieben haben, wie Martainville gethan hat. Aber um die Preßfreyheit würde es in Frankreich übel beſtellt ſeyn, wenn man ihn beſtraft hätte. Dieß iſt auch die Meinung aller Freyſinnigen. Für diejenigen, welche politiſcher Vergehungen wegen zum Gefängniß verurtheilt werden, bereitet man jezt ein beſonderes Hôtel zu, weil man eingeſehen hat, daß man dieſelben doch nicht ſchicklich mit Taſchendieben und Räubern vermengen kann. Da man auf die innere Einrichtung des Hôtels manche Sorgfalt zu verwenden ſcheint, ſo ſpaßen die Journaliſten darüber, daß man ſo wohl dafür ſorgt, ſie in künftigen Nothfällen zu beherbergen.

An dem St. Ludwigsfeſte begann auch die längſt angekündigte und ſehnlichſt erwartete öffentliche Ausſtellung der Induſtrie- und Kunſt-Produkte. Sie nehmen einen groſen Theil des weitläufigen Louvre ein; es gehört eine halbe Stunde dazu, um alle die Säle langſam zu durchgehen. Zum Beſchauen aber iſt hier Stoff für einen ganzen Monat. Da durch eine wohl überlegte Einrichtung die Induſtrie-Säle mit den Bilder-Sälen verbunden ſind, ſo kann hier ein Fremder in einem einzigen Gange ein beynahe vollſtändiges Gemählde des jezigen Zuſtandes des franzöſiſchen Kunſtfleißes und Genies in den bildenden Künſten vor Augen bekommen. Er kann mit der Betrachtung der einfachſten Dinge zum allgemeinen Hausbedarf, z. B. Erdäpfelmehl, Leinwand, Handmühlen anfangen, allmählig zu künſtlicheren Dingen übergehen, als z. B. gedruckte baumwollene Zeuge, gefärbtes und gemahltes Leder, Maſchinen zum Baumwollenſpinnen, feine Tücher, Moſaikſteine zum Belegen der Fußböden, Lampen, Uhren, Eiſen- und Stahlwaaren u. ſ. w., und ſich zulezt in dem zum Ausſtellen der Luxus-Produkte beſtimmten Saale beym Anſchauen der geſchmackvollen Vaſen, Criſtallarbeiten, koſtbare Meubles, vergoldeten Candelabern im antiken Style, gewirkten Teppich-Gemählden, typographiſchen Prachtwerken, u. ſ. w. der Bewunderung überlaſſen. In dieſen Sälen erblickt man unter andern eine Tafel von Kriſtall mit vergoldeten Verzierungen; eine Vaſe von Malachit, welche der ruſſiſche Graf Demidoff in Paris hat verarbeiten laſſen, um dem Kaiſer von Rußland ein Geſchenk damit zu machen, und die mit dem Fußgeſtell 7 — 8 Schuh hoch iſt, Tuch, welches aus der glänzenden Pinna marina verfertigt iſt, u. ſ. w. Der Gegenſtände gibt es ſo viele und ſo mannigfaltige, und die Zeitungen haben ſo viel darüber geſprochen, daß es unnöthig ſeyn würde, ſie in einer kurzgefaßten Korreſpondenz beſchreiben zu wollen. Das beſte Urtheil über dieſen Gegenſtand befindet ſich in dem Censeur Européen *), einem Tagesblatte, das in Deutſchland nicht genug bekannt iſt, und bey dem allgemeinen Trieb und Bedürfniß nach Verbeſſerungen doch ein groſes Publikum haben ſollte. Beſagter Aufſaz über die Ausſtellung hat Hrn. Say, ein in der Staatswirthſchaft ſehr bewanderten Mann, zum Verfaſſer. — Was die Gemählde-Ausſtellung betrifft, ſo wird Ihnen gewiß ein Künſtler oder Kunſtverſtändiger darüber in ihrem Kunſtblatte eine ausführliche Notiz mittheilen. Im Allgemeinen lobt man das Colorit der jezigen franzöſiſchen Schule ſehr, und findet darinn eine glückliche Nachahmung der beſten italieniſchen Meiſter; die Zeichnung hält man aber allgemein für inkorrekt. Auch iſt die Veränderung, die mit der Wahl des Stoffes vorangegangen iſt, auffallend. Unter Bonaparte's Regierung bot die Ausſtellung immer eine übergroße Menge von Schlachtſtücken dar. Bey der dießmaligen Ausſtellung ſind die Hauptgemählde größtentheils Bibel- und Legendenſtücken, die oben in gothiſchen Bogen ſpiz zulaufen, um als Altarblätter zu dienen. Der Künſtler giebt es ſo viele, daß ſie Mühe haben alle fortzukommen, und daher diejenigen Süjets vorzugsweiſe darſtellen müſſen, welche am beſten bezahlt werden. Zuvor brachten die Schlachtſtücke viel ein; der Geſchmack an denſelben iſt glücklicherweiſe vorübergegangen. Nunmehro, da man wieder an die Ausſtattung der Kirchen denkt, gehen die geiſtlichen Gemählde gut ab. Ob aber dieſe Süjets auf die Kunſt vortheilhaft wirken, iſt eine andere Frage. Es muß in denſelben immer etwas ſteif ſymmetriſches herrſchen, welches auf die Dauer das Genie des Künſtlers verderben muß. Auch iſt der Glaube an die Legenden dergeſtalt verloſchen, daß kein Enthuſiasmus mehr den Mahler beſeelen kann, wie dieß bey den groſen italieniſchen Meiſtern der Fall geweſen ſeyn muß. Doch ſind bey weitem nicht alle Stücke bey der jezigen Ausſtellung von dieſer Art.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Es iſt derſelbe, deſſen Beſchluß ſich in dieſer Nummer befindet.

Nro. 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. September 1819.

Nichts iſt auf der ſtillen Haide.
Nichts iſt in den Lüften wach.
Blumen ſchließen ſich und athmen
Den entſchlafnen Menſchen nach;
Selbſt das wilde Meer entſchlummert
Und der kleine Schmerlenbach.

Von einem ältern Dichter.

Am Abend.

Wie mir hoch die Bruſt erſchwillet
In der Kühle Feyerruh,
Und aus blauem Himmel quillet
Sehnſucht mir und Tröſtung zu!

Wie vom nahen Dorf erſchallet
Hehr und heilig Glockenklang,
Um die müden Augen wallet
Ton um Ton wie Schlafgeſang.

„Ruhe fließt in meinem Wiegen,“ —
Liſpelt's aus dem ſtillen Teich, —
„Fiſchlein auf dem Boden liegen,
„Ruhn im Waſſer ſanft und weich.“

„Schlummre!“ — ruft im Niedergehen
Dort der Abendſonne Gold, —
„Und in deinen Buſen weben
„Träum' und Bilder, lieb und hold.“

„Friede ſey mit dir, o Erde!“ —
Singt der erſten Sterne Pracht, —
„Und dem müden Dulder werde
„Aus der Höh' er dargebracht!“

Flüſternd ſich die Bäume neigen:
„Oben ſchweigt es feyerlich,
„Vöglein ruhn in unſern Zweigen,
„Blicken fromm und lieben ſich.“

Feucht vom Abendthaue wehen
Blumen ſüße Düfte her:
„Wollen auch nun ſchlafen gehen,
„Sehn das Licht nun doch nicht mehr.“

Wenn ſie alle alle ſterben,
Nacht umſchlevert Wald und Flur,
Mög' ich Frieden mir erwerben,
Sterben dann wie du, Natur!

Karl Breidenſtein.

Eudoria Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland.

(Fortſetzung.)

Auf den ſanften, furchtſamen Jwan machten dieſe ſtürmiſchen, blutigen Auftritte einen ſo tiefen Eindruck, daß er von dieſer Zeit an wiederholt erklärte, er fühle ſich nicht geſchaffen zum Regenten, und wolle daher, ſobald er nur das gehörige Alter erreicht habe, ſeinem Bruder den Thron ganz abtreten. Die Ankündigung dieſes Entſchluſſes erweckte von Neuem den Geiſt der Jntrigue. Natalia Kirillowna glaubte ihrem Sohn die Krone ſichern zu müſſen, die er zu tragen beſtimmt war; Sophie dagegen bot alle Hülfsmittel ihres Geiſtes und ihrer Macht auf, ſich die Fortdauer einer Herrſchaft zu ſichern, die ſie nur mit ihrem Leben aufzugeben entſchloſſen war. Um die Ruſſen daran zu gewöhnen, ſie als ihre Monarchinn zu ehren, ſetzte ſie in den Ukaſen ihren Namen neben dem ihrer Brüder, und ließ auch auf den Münzen ihr Bildniß neben dem der beyden Zaare prägen.

Fern vom Hofe, in der Einſamkeit des Dorfes Preobraſchenskoe, entfaltete ſich in dieſem Zeitpunkt Peters Herrſchergeiſt. Er bildete ſich aus den edelſten Jünglingen des Reichs

Digitized by Google

eine Kompagnie von 50 Soldaten, bey der, ohne Anſehen der Perſon, nur perſönliches Verdienſt Anſpruch auf Beförderung gab, und in der er ſeine eigne kriegeriſche Laufbahn als Trommelſchläger begann. Er trug mit ſeinen Kameraden gleiche Uniform, ſtand mit ihnen, allem Ungemach der Witterung trotzend, Wache, theilte mit ihnen Tiſch und Lager. Sophie freuete ſich dieſer Kriegsübungen, in denen ſie nur ein gefahrloſes Kinderſpiel ſah, geeignet, Peter von der Theilnahme an ernſten Staatsgeſchäften abzuhalten. Aber Peter, dieſer gigantiſche Barbar, der in ſeiner erhabenen Rohheit alle Laſter und alle Tugenden eines großen Menſchengemüthes in ſich vereinigte, trug ſchon damals in ſeiner Seele den Plan, ſeinem halbwilden und in der Wagſchale der europäiſchen Staatskunſt noch ganz unbedeutenden Volke, einen Ehrenplatz unter den erſten Mächten unſers Welttheils zu verſchaffen. Sobald ihm ſein Alter das Recht gab, an den Geſchäften des geheimen Raths Theil zu nehmen, erſchien er unerwartet in demſelben mit ſo ehrfurchtgebietender Würde, daß ſich Sophien als unausweichbare Nothwendigkeit und als Schickſalsſchluß ſein Beruf zum Selbſtherrſcher offenbarte. Sie fühlte in ſich nicht die Kraft, mit dieſem gewaltigen Genius um die Krone Rußlands kämpfen zu können, und ihre Schwäche ſuchte bey der feigen Hinterliſt, bey Mord und Verrath, Schutz. Peter verweigerte es ihr, bey einem öffentlichen Feſte als Mitregentinn mit ihm und Iwan zu erſcheinen, und beſtimmte ſie dadurch, den Tag der Feyer deſſelben zur Ausführung ihres Racheplanes zu wählen. Peter, ſeine Schweſter Maria Alexewna und ſeine Mutter Natalia, ſollten an dieſem Tage ermordet, und Sophie zur Zaarinn ausgerufen werden, allein zwey von den Verſchwornen verriethen dieſen Anſchlag. Peter flüchtete abermals in das Kloſter Troitzkoi, und dieſe Begebenheit war für ihn und ſein Reich von den wichtigſten Folgen, denn Lefort, dieſer in der Geſchichte Rußlands unſterblich lebende Freund und Bildner Peters, war es, der mit einer Kompagnie Reiter herbeyeilte und den Zaar gegen die Verſchwornen heldenmüthig vertheidigte, bis der General Gordon die Petern treu gebliebenen regulairen Truppen herbeyzuführen vermochte, durch welche That Lefort des Zaaren Herz gewann.

Peters Sieg über die Verſchwörer war von dem Augenblick an entſchieden, wo die regulairen Truppen ſich für ihn erklärten. Sophie wurde in ein Kloſter geſchickt, ihr Günſtling und Rathgeber Galitſchin wurde nach Puſtuſaro, einem kleinen, nah am Eismeere liegenden Flecken verbannt, und nur der Oberſte der Strelitzen büßte mit dem Leben ſeine Empörung.

Die in dem jungen Kaiſer bis jetzt unterdrückte Kraftfülle brach, nun in der vollen Freyheit unbeſchränkter Herrſchaft, in ungeſtüme Leidenſchaftlichkeit aus, die ihn, umgeben von Günſtlingen, die dieſer zu ſchmeicheln, nicht ſie zu zügeln ſuchten, zu wilden Ausſchweifungen hinriß. Seine edle Mutter trauerte darüber, und glaubte, einer geliebten Gattinn werde es am Erſten gelingen, ihn von dieſen Ausſchweifungen zurück zu führen, und dem verderblich lodernden Jugendfeuer eine Richtung auf würdigere Gegenſtände, als niedern Sinnengenuß zu geben. Nach alter ruſſiſcher Sitte erging daher an alle Bojaren und Kneſen des Reichs die Aufforderung, die ſchönſten und edelſten Jungfrauen des Landes nach Moskau zu führen, damit der junge Zaar ſich aus ihnen eine Gemahlinn erwähle.

Die Thore des hohen Kremls öffneten ſich an dem zur Wahl beſtimmten Tage, und dreyhundert blühend ſchöne Jungfrauen erſchienen vor dem Thron ihres Kaiſers. Als die Schönſte unter den Schönen trat Eudoria Feodorowna Lapuchnin ein. Ihr Vater, Feodor Abramowitſch, war das Haupt einer Familie, die von jeher unter die Erſten und Mächtigſten des Reichs gerechnet worden war. Natur und Zufall hatten ihm eine ſeinem Zeitalter voreilende Geiſtesbildung gegeben; er war edel genug in einem Weibe das höchſte Glück ſeines Lebens finden zu können, Liebe und Treue zu verdienen und zu erwiedern. Doch die Blüthe ſeines ſchönen Glückes war nicht im Lauf der Zeit zur Frucht ſtillen häuslichen Friedens und leidenſchaftloſer Innigkeit gereift; ſchon im zweyten Jahr ſeiner Ehe hatte er ſeine angebetete Gattinn verloren, und nur ihr Ebenbild blieb ihm in dem einzigen Kinde, welches ſie ihm hinterließ. Auf ſeinen Beſitzungen im Großfürſtenthum Nowogorod, fern vom Hofe, erblühete Eudoria im Element der zärtlichſten Vaterliebe und einer bis zur Anbetung gehenden Vergötterung Aller, die ſie umgaben, zur herrlichen Jungfrau. Eine eben ſo gefühlvolle als tiefglühende Seele, ein hoher kühner Geiſt war das Erbtheil ihrer Eltern, deſſen Werth durch den Zauber einer ſeltnen Schönheit noch erhöht ward.

Sie that Allen wohl, die ſie umgaben, allein ſie war auch ſeit ihrer früheſten Kindheit ſo unbedingt daran gewöhnt, über Alle zu herrſchen, daß ihr nie die Möglichkeit erſchienen war, irgend einem andern Bewegungsgrund als dem ihrer eignen beſſern Einſicht einen Wunſch, einen gefaßten Vorſatz aufzuopfern. Gehorchen, dulden und ſchweigen erſchien ihr nicht als allgemeine, auf dem Thron wie in der Hütte geltende Frauenpflicht, ſondern ſie ſah darin nur Zeichen niedern Sklavenſinns. Die zarte, tiefe Empfindung ihres Herzens, das Bedürfniß ſich von Allen geliebt zu fühlen, die in ihrer Nähe lebten, bewahrte ſie allein, trotz des vollen kühnen Bewußtſeyns ihres Werthes und ihrer Reize, vor Uebermuth. Viele der reichſten und vornehmſten Männer Rußlands warben um ihre Hand; bey keinem von ihnen fand ſie die Großheit des Sinnes und der That, die ſie von ihrem künftigen Gatten forderte. Noch immer lebte in der Seele ihres Vaters das Bild ihrer verſtorbenen Muttee in vollem Zauberglanz der erſten, nicht durch Zeit und Beſitz entweiheten Jugendliebe. Eudoria fühlte es in den Thränen, mit denen er das Andenken der Geliebten

feyerte, in dem Entzücken, mit dem er ihr ſo oft erzählte, wie er ſie gefunden, geliebt, gewonnen hatte, daß nur Liebe das höchſte Glück des Lebens ſey; allein ſie erfuhr nichts von der Vergänglichkeit der Liebe, nichts von der Unzuverläſſigkeit des menſchlichen Herzens und des menſchlichen Glücks. Treue, unwandelbare, heilige, nie verletzte Treue war ihr Geiſt und Seele der Liebe, unumgängliches Bedingniß jedes von der Liebe geſchloſſenen Bündniſſes, und ſie lernte nicht ahnen, wie viel oft ſelbſt ein geliebtes Weib verzeihen muß, nicht begreifen, daß es, auch nach verletztem Treueſchwur des Gatten, noch bindende Pflichten für die Gattinn gibt. —

Wie des Adlers Blick zur Sonne, ſo flog auch Eudoriens Auge unter den Männerkreis empor, der ſie umgab, zu der Höhe der Menſchheit, wo der Thron des Helden und des Herrſchers ſich erhebt. Alles, was ſie von dem jungen Zaar hörte, begeiſterte ſie für ſeinen Ruhm, für die künftige Heldengröße, die ſolche Jugendthat verbürgte. Sie achtete es für das höchſte Glück, was hienieden einem ſterblichen Weibe zu Theil werden könne, die Gattinn eines ſolchen Herrſchers zu werden, und kühn in den Glanz eines ſolchen Daſeyns blickend, verkannte ſie das himmliſch ſchöne Glück, was ſich ihr in der reinen wahren Liebe bot, die ſtärker als Leben und Tod für ſie in Stephan Gleba's Herzen glühte. Gleba war keiner der Mächtigen des ruſſiſchen Reichs, doch an Heldenmuth, an Treue, an Adel der Geſtalt und der Sitte übertraf ihn kein anderer Jüngling ſeines Vaterlandes. Die Mittelmäßigkeit ſeiner Vermögensumſtände verſagte es ihm, um des mächtigen Lapuchnins Tochter werden zu dürfen; ſeine Liebe zu Eudorien erwuchs ohne Hoffnung, aber eben daher war ſie in dem treuen Heldenherzen mächtiger denn Leben und Tod. Eudoria hatte zu viel Sinn für Seelenhoheit und Mannerwerth, um Stephan Gleba zu überſehen; ſie zeichnete ihn achtungsvoll aus, und oft war, wenn ſie mit ihm ſprach, ihr Lächeln ſo ſüß, ihr Ton ſo melodienreich, daß die ſeligſte aller Ahnungen durch das Herz des liebenden Jünglings wie der Engelsgruß einer himmliſchen Verkündigung zog, wenn er ſie ſo in all der unausſprechlichen Holdſeligkeit ihres Liebreizes vor ſich ſah, und auch Eudoria begann zu ahnen, wie die wahre Liebe keines Glanzes irdiſcher Hoheit bedürfe, um das Herz mit der reinſten Seligkeit zu füllen: da erging des Kaiſers Aufforderung auch an Lapuchnin, ſeine Tochter zur Brautwahl nach Moskau zu führen, und Gleba fühlte von dieſem Augenblick an ſein Schickſal entſchieden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die philanthropiſche Colonialgeſellſchaft von Senegambia.

Das Morgenblatt hat im verfloſſnen Jahr die Jammergeſchichte eines durch die Verheißungen dieſer Geſellſchaft getäuſchten, nach Afrika übergeſiedelten und hier dem größten Elend preisgegebenen Franzoſen mitgetheilt. Verſchiedene ſeiner auf gleiche Art betrogenen Unglücksgefährten haben nun ſeither die Unternehmer gerichtlich verfolgt, und der Prozeß iſt am 20. Februar dieſes Jahrs vor dem königlichen Appellationsgericht (cour royale) von Paris beendigt worden. Die nachſtehenden hiſtoriſchen Angaben ſind dem Schlußvortrage des Generaladvokaten, Hrn. von Marchangy, enthoben.

„Während der Kindheit der Völker (ſo drückt er ſich gleich im Anfang ſeiner Rede aus), wo ſich die freyen und kraftvollen Stämme auf den ihnen von der Natur angewieſenen Wohnſtätten ſchnell vermehren, iſt es häufig der Fall, daß die überzählige Bevölkerung in kühnen Schwärmen auszieht, um in entfernten Landſchaften blühende Kolonien zu gründen. Dieſem Urſprung verdanken die meiſten der neuern Völker ihr Daſeyn. Dieſe Auswanderungen glückten, weil damals die Menſchen nur einfache Bedürfniſſe kannten und einem natürlichen Triebe folgten. Anders verhält es ſich nur allzuoft mit den Kolonien, die von beklommnen Gemüthern im Schooße einer bis zum Uebermaß der Civiliſirung gediehenen Staatsgeſellſchaft ausgehend, die Ergebniſſe einer aufgeregten und leidenden Phantaſie ſind, die ihre unruhigen Wünſche, ihre Leidenſchaften und Begehrlichkeiten, mit einem Wort, den ganzen Zunder ihrer zehrenden Krankheit mit ſich trägt. Gewöhnt, den Träumen und Neuerungen ein williges Ohr zu leihen, nach Wechſel und unruhiger Bewegung ſtrebend, mögen ſolche Menſchen eine leichte Beute der Abenteurer oder liſtiger Spekulanten werden, die ſie nach einer andern Halbkugel hinlocken, wo ſie unter fremdem Himmel ihren beklagenswerthen Irrthum allzuſpät erkennen und ſchmerzlich büßen.“

Eine ſolche Verirrung war es, die den Prozeß veranlaſſt hat, der weſentlich die nachſtehenden Thatſachen darbietet. Bereits im Jahr 1815 ward von mehrern Perſonen ein Verein geſchloſſen, welcher ſich die philanthropiſche Kolonial-Geſellſchaft von Senegambia nannte, und auf der Weſtküſte des afrikaniſchen Feſtlandes, in der Gegend des grünen Vorgebirges, eine landwirthſchaftliche und kaufmänniſche Niederlaſſung zu gründen zur Abſicht hatte. Dieſer Verein ließ in den Jahren 1815, 1816 und 1817 eine Menge Kundmachungen und Denkſchriften drucken, worin die großen Vortheile dargeſtellt wurden, welche die Kolonie gewähren würde: jedem Aktionair ward, für die einſtmalige Zahlung von eintauſend Franken, ein Landſtück von 300 Morgen, freye Ueberfahrt auf den Schiffen der Geſellſchaft, die benöthigten Lebensmittel für ein Jahr vom Tag der Einſchiffung gerechnet, eine auf Koſten des Vereins erbaute Wohnung, ein Negerknecht für drey Jahre, die nöthigen Ackergeräthſchaften, und darüberdin noch vollends ein Theiler (dividende) des Gewinns verheißen, den die auf gemeinſame Koſten der Geſellſchaft zu betreibenden landwirthſchaftlichen und Handelsunternehmungen abwerfen würden. So reiche Verheißungen konnten allerdings leichtgläubige Seelen verführen, die man noch vollends durch Erzählungen von den Wundererzeugniſſen des grünen Vorgebirges, von den Goldminen des Landes Bambuk, und von den Handelsreichthümern, welche die dereinſtigen Häfen des atlantiſchen Meeres den Koloniſten bringen müßten, zu blenden verſtund.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 3. September.

(Beſchluß.)

Auch unter den großen Gemählden gibt es mehrere rein hiſtoriſche; das vorzüglichſte oder eins der vorzüglichſten unter dieſen iſt wohl das Gemählde von Hrn. Gros, die Einſchiffung der Herzoginn von Angoulème darſtellend. Als im Jahre 1815 Bonaparte ſchon Meiſter der Stadt Paris geworden war, ſuchte die Herzoginn mit einem ungemeinem Muthe die Stadt Bordeaux noch in der Treue gegen die königliche Familie aufrecht zu halten, und erſt als ſie ſich mit eigenen Augen in den Kaſernen von den aufrühreriſchen Geſinnungen der Garniſon überzeugt hatte, gab ſie die Hoffnung auf, die Ufer der Gironde dem Könige zu erhalten, und ſchiffte ſich ein, nachdem ſie noch unter die getreuen ſie begleitenden Anhänger der Bourbons ihre Schleiſen und Hutfedern als Andenken vertheilt hatte. Dieſen intereſſanten Moment hat der Mahler ſehr ſchön dargeſtellt. Ein anderes Gemählde, von Dufan, ſtellt Guſtaf Waſa vor, in dem Augenblicke, da er auf einem Dorfkirchhofe die Dalekarls zu ſeinem Beyſtande aufmuntert. Ein drittes hiſtoriſches Gemählde, vom General Lejeune, hat eine Szene aus dem ſpaniſchen Kriege zum Gegenſtande. Ein franzöſiſcher Transport wird in den Gebirgen von Minas Freyſchützen angegriffen. Ob es aber hiſtoriſch ſey, daß Weiber und Trommelſchläger, und ſogar gefangene Engländer in dieſem Angriffe ſich gegen Mina wunderſam vertheidigt haben, wie Lejeune in der Beſchreibung ſeines Gemähldes ankündigt, daran möchte ich zweifeln. Aber in Frankreich wird kein Zug aus den letzten Feldzügen angeführt, ohne darin die Franzoſen die Siegesrolle ſpielen zu laſſen, und ſogar von der ſo entſcheidenden Schlacht bey Waterloo, die doch keine günſtige Deutung zuläßt, wird behauptet, es habe nur ein Haarbreit gefehlt, ſo habe Bonaparte ſie gewonnen. Solche verſchiedene Anſichten einerley Begebenheit ſtellte die Geſchichte oft auf. Aber daran muß man ſich in Frankreich gewöhnen, denn ſonſt hätte man alle Augenblicke Einwendungen zu machen, da Bücher, Bilder, Lieder, Schauſpielſtücke u. ſ. w. voll dergleichen Widerſprüche ſind. Uebrigens iſt jenes Gemählde des Generals Lejeune ein ſehr intereſſantes Lokalſtück, und zieht die Zuſchauer in Menge an. Die Hauptgemählde der jetzigen Ausſtellung ſind von der Regierung beſtellt und bezahlt worden; mehrere vom Miniſterium des Innern, andere vom Miniſterium des königlichen Hauſes, noch andere vom Präfekten des Seine-Departements. Mehrere ſind vom Herzog von Orléans für ſeine Privatgallerie gemahlt worden, unter andern eins, welches den Herzog in der unglücklichen Zeit darſtellt, da er nicht ſo ſehr um ſeinen Unterhalt zu verdienen, als um Verfolgungen zu entgehen, in der Schweiz der Jugend Unterricht gab. Ohne alle dieſe beträchtlichen Beſtellungen würde es wahrſcheinlich bey den hieſigen Kunſtausſtellungen ziemlich leer ausſehen. Es iſt gewiß ſehr erfreulich zu ſehen, wie ſo manche Talente der Kunſt huldigen; aber wenn man weiter ſchauet, und ſieht, wie die meiſten jungen und ältern Künſtler ſich auf die Regierung verlaſſen müſſen, um ihr Daſeyn zu friſten, und wie ſo wenige ihrem Talent ein unabhängiges Leben verdanken, ſo ſollte man es faſt bedauern, daß die Zahl der Künſtler ſo groß iſt. Eine ganze Legion derſelben liegt der Regierung, oder, mit andern Worten, dem Staate zur Laſt, und muß von demſelben ernährt werden. Es iſt ihnen hier ein ſehr weitläufiges Gebäude, die ehemalige Sorbonne, zu ihrer Wohnung angewieſen; und auch in dieſer freyen Wohnung würden ſie hungern, wenn die Obrigkeit nicht beſtändig Beſtellungen bey ihnen machte, die ihnen ſehr gut bezahlt werden, und deren ſie ſich ganz nach ihrer Bequemlichkeit entledigen können. Dafür ſtehen aber auch alle dieſe Künſtler ſtets bereit der vorhandenen Regierung ihre Talente zu widmen. So verfuhren ſie gegen Bonaparte, ſo verfahren ſie jetzt, ſo würden ſie gegen jedwede andre Regierung verfahren, welche den Thron Frankreichs einnehmen würde. In einem freyen Staate ſollte der Künſtlerſtand eigentlich der unabhängigſte von allen ſeyn. Allein wenn die Regierung in Frankreich ihre Hand von den Künſtlern abzöge, wie ſollten ſie dann fortkommen? In England leben die Künſtler größtentheils von den reichen Lords, die alle große Schlöſſer beſitzen mit Bildergallerien. In Frankreich aber ſind die Schlöſſer meiſtens umgeriſſen, und noch täglich werden deren einige zerſtört, aus Spekulationsſucht der Aufkäufer; neue werden nicht mehr errichtet, da die Ländereyen jetzt weit mehr vertheilt ſind, als ſonſt, und man daher nur Wohnhäuſer, nicht aber Schlöſſer erbauet. In den Städten wohnt man eng zuſammen, und hat keine große Gallerien. Auch ſind die Emporgekommenen nicht mit dem Sinne für die bildenden Künſte erwachſen, und kaufen daher wenig an. Vielleicht auch ſchadet den jetzigen Künſtlern der Umſtand, daß ſeit der Revolution faſt alle alten Gallerien verkauft und in beſtändigen Umlauf gekommen ſind, wozu noch in den letzten Jahren die häufigen Glückswechſel gerechnet werden müſſen, die manchen gezwungen haben, ſeine Kunſtwerke zu veräußern. Die Bildhauerkunſt hat bey der dießjährigen Ausſtellung wenig Gutes geliefert. Dieſe Kunſt befindet ſich in einer beſondern Lage. Der koſtbaren Materialien halber, die ſie braucht, und ihrer ſeltenen Beſchäftigung wegen zum Privatgebrauch, hängt ſie faſt gänzlich von den Großen, beſonders von den Regierungen ab, und kann nur von wenigen gepflegt werden; daher Mangel an Wetteifer und an hinreichender Uebung; ein geſchickter Bildhauer iſt deßhalb auch eine ſeltene Erſcheinung. In den katholiſchen Ländern gewähren ihnen freylich die Kirchen manche Beſchäftigung. Aber da in Frankreich die Kirchen ſeit der Revolution verarmt ſind, ſo iſt auch dieſe Quelle für die franzöſiſchen Bildhauer meiſtens verſiegt. Dagegen iſt man auf die Wiederaufrichtung der vor-revolutionären Denkmäler bedacht, und dieſes kann denn noch einige Bildhauer eine Zeit ihres Lebens beſchäftigen. Da jedoch unſer eng angelegtes Koſtüm dabey muß beobachtet werden, ſo läßt ſich daran zweifeln, ob das Studium des Antiken unſern neuen Bildhauern von großer Anwendbarkeit ſeyn kann. Vor ungefähr 10 Jahren wurde auf dem hieſigen Victoireplatze ein koloſſaliſcher in Erz gegoſſener Deſaix aufgeſtellt, zum Andenken an die Schlacht bey Marengo. Der Künſtler hatte es recht zu machen geglaubt, daß er den General wie einen griechiſchen Herkules faſt ohne alle Bedeckung dargeſtellt hatte. Es war aber des Geſpöttes ſo viel, und es ſollen von den Gaſſen her, denen der koloſſaliſche Deſaix den nackten Rücken zuwandte, ſo viele Gegenvorſtellungen eingekommen ſeyn, daß man es für rathſam hielt, die Bildſäule ganz zu bedecken, und ſie zuletzt herabzunehmen und zu ſchmelzen, nachdem man eine ungeheure Summe auf dieſes Denkmal verwendet hatte. Der Büſten werden viele nicht allein von der Regierung, ſondern auch von Privatperſonen beſtellt, und dieſe machen bey den Bildhauern, wie die Porträte bey den Mahlern, einen Hauptzweig der Nahrung mancher Künſtler aus. Die Kupferſtecherkunſt erhält ſich, bey der jetzigen Ausſtellung, auf einem hohen Grad von Vollkommenheit. Auch der Zeichnungen gibt es viele ſchätzbare. Die Lithographie hat ebenfalls ſehr viel zur Bereicherung dieſer Ausſtellung beygetragen. Dieſe neue Kunſt wird mit außerordentlichem Eifer in Frankreich betrieben; es ſteht zu befürchten, daß ſie dazu beytragen wird, in der Folge die Kupferſtecherkunſt etwas in Verfall zu bringen. Wenigſtens wird die Uebung im Kupferſtechen nicht mehr ſo groß ſeyn, da ſo manche Kupferſtiche durch lithographiſche Zeichnungen können erſetzt werden. Dg.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 33.

Digitized by Google

Nro. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 30. September 1819.

Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tauſend wird, ein Halt; —

Schiller.

Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtatt. *)

Dieſes Denkmal, welches am 26. Auguſt dieſes Jahres unter großen Feyerlichkeiten in Roſtock aufgeſtellt worden iſt, verdankt die Kunſt dem höchſtverdienten Bildhauer Schadow; eine nähere Andeutung deſſelben wird unſern Leſern lieb ſeyn, da es das Verdienſt eines unſrer ſchätzbaren Künſtler verewigen zu helfen beytragen ſoll, und zur Verherrlichung eines um Deutſchland verdienten Kriegers beſtimmt iſt.

Der Plan zu dieſem Kunſtwerk ward, wie eine bey Gelegenheit der öffentlichen Aufrichtung gedruckte, ſehr leſenswerthe kleine Schrift **) des würdigen Künſtlers das Publikum belehrt, zwiſchen ihm und unſerm Muſen-Führer und Dichter-Vater, Goethe, verabredet. Bey dem Feſte der Errichtung bemühten ſich Fürſten, Krieger und Volk, das Andenken eines Mannes zu ehren, der ſeinem Vaterlande zum Ruhm gereicht, und zu deſſen Ruhm ſeine Mitbürger mit Gut und Blut beygetragen hatten.

Das Denkmal von Eiſen gegoſſen, ſtellt den Fürſten vor, wie er mit dem rechten Fuß vorſchreitend, den Kommando-Stab in der Rechten, mit der Linken den Säbelknopf niederdrückend, ſeine Haufen anzuführen ſcheint. Man gab ihm eine heroiſch dichteriſche Bekleidung, eine Löwenhaut über die Schulter geworfen, deren Kopf die Bruſt ziert, und lange Beinkleider, welche die Geſchichte den Germanen der Vorzeit zuſchreibt. Das Fußgeſtell, ein mächtiger Granitblock, iſt auf zwey ſeiner Seiten mit Basreliefs, auf den zwey andern mit Inſchriften geziert. Die erſte Seite iſt dem Moment des 16. Jun. 1815 gewidmet, wo des tapfern Kriegers Leben gefährlich bedroht war. Oben im Hintergrunde ſieht man die franzöſiſchen Küraſſiere das preußiſche Heer verfolgen. Ein franzöſiſcher Trompeter bläst herbey; ein preußiſcher Offizier befiehlt den Rückzug; ein Uhlane iſt getroffen, die andern fechten rücklings mit den Piken. Ein Offizier iſt im Begriff ſein Piſtol abzuſchießen. Im Vordergrunde ſieht man unter erſchoſſnen Pferden den Fürſten mit der Linken drohend, mit der Rechten den Säbel ſchwingend; Germaniens Schutzgeiſt, in Geſtalt eines geflügelten Jünglings, eilt mit dem Pferde herbey, welches in jenem gefährlichen Augenblick den Helden rettete.

Auf der gegenüberſtehenden Seite ſtellt der 18. Juni 1815 zwey Tage ſpäter, den Fürſten als Sieger dar — er hält ſich zu Pferd am Rand des Abgrundes wo ſich die feindſeligen Kräfte welche der Tag brach, in ſinnbildlichen Geſtalten hinabſtürzen. Der gehörnte Tieger iſt der Chimäre nachgeahmt, welche Bellerophon überwand, und mit ihr bezeichnet der Künſtler den niedergeſchmetterten Feind.

*) Dieſes Denkmal hat durch den kürzlich erfolgten Tod des wackern Heerführers einen verdoppelten Werth gewonnen. Die Kunde der bey ſeiner Errichtung ſtatt gehabten Feyer war ein ſchöner Abendſchimmer nach den langen, arbeitvollen Tagen des ſcheidenden Helden.

**) Ueber das Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtatt, als es am 26. Auguſt 1819 zu Roſtock feyerlich aufgeſtellt wurde vom Bildhauer Schadow 1819.

Digitized by Google

Das mit Vampyren-Flügeln und dem Dolche fliehende Weſen ſoll, Schadows Erklärung nach, das Böſe vorſtellen; die Siegesgöttinn krönt den Fürſten, und höher hinauf geben ſich zwey geflügelte Jünglinge, der eine durch das hölzerne Kreuz, der andre durch den Dreyzack im Siegspanier, als Preußens und Englands Schutzgeiſter zu erkennen, wodurch alſo dieſen beyden Völkern der Sieg zugeſchrieben wird.

Die Metalltafel der Vorderſeite hat das Wappen des Fürſten mit den Worten, durch welche ſeine Landsleute, die Meckelnburger, den Urſprung des Denkmals ſchön und rechtmäßig beurkunden: dem Fürſten Blücher von Wahlſtatt, die Seinigen. Auf der Metalltafel der Rückſeite liest man Goethe's Worte:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewuſſt und groß,
So riß er uns
Von Feinden los.

Sehr intereſſant ſcheint uns der Bericht über die mechaniſche Behandlung bey dieſem Kunſtwerk, von welchem wir aus Hrn. Schadows vorerwähnter Schrift einiges ausheben. Da man in Frankreich ſehr wichtige neue Vortheile bey den Metallarbeiten entdeckt hat, ſo ward es nöthig zur Errichtung dieſes deutſchen National-Denkmals einige franzöſiſche Künſtler kommen zu laſſen; Hrn. Lequiné und Hrn. Coué waren deutſche Unterarbeiter zugegeben.

Bey aller Gewandtheit, welche den Franzoſen eigen iſt, ſagt Hr. Schadow, waren Verſuche zu machen, um die Körper kennen zu lernen, welche die Formmaſſe bilden, und die in jedem Lande einige Verſchiedenheiten haben. Hiezu war in der Werkſtatt des Künſtlers eine Feuer-Anſtalt eingerichtet; die Feurung zum Metallſchmelzen iſt aber dermaßen heftig, daß bey einer gegenwärtigen und arbeitenden Feuerſpritze doch die Balken in Brand geriethen; weßhald denn der Künſtler auch, der Große der Stücke halber, die Benutzung der königl. Kanonen-Gießerey erbat. Dieſe verſchaffte den Vortheil einer vortrefflichen und ſichern Einrichtung, des Beyſtandes geübter Gehülfen bey Leitung des Feuers, und der Erfahrung des rechten Zeitpunkts fürs Abſtechen, (nämlich des Einlaufens in die Form), kundiger Männer.

Diejenige Metalltafel, welche den Helden triumphirend über die Ungeheuer zeigt, hatte die mehreſten Schwierigkeiten.

Den 13. Jannar 1818 wurde ſie zum Erſtenmale gegoſſen. Das Metall erkaltete, bevor es den oberſten Rand der Tafel erreicht hatte, und es fehlte ein Viertheil der Höhe. Da der übrige Theil gut gerathen war, wurde vorgeſchlagen, das Fehlende anzuſetzen. Dem Meiſter und dem Gießer genügte dieſe Abhülfe aber nicht; das Formen wurde daher wiederholt, und es wurde dann dieſe Tafel zugleich mit der andern, den Sturz des Helden vorſtellend, in einer Grube, den 14. März 1818 gegoſſen. Es waren 23 Menſchen zugegen; das Metall floß ruhig ein; doch hörte man bald ein ſtarkes Sauſen, dann einen unterirdiſchen Donner; man floh zurück, die Arme über den Kopf. In demſelben Augenblick fuhr das Metall in einem dicken Feuerſtrahl gegen das Gewölbe der Gießerey, und von da zurückprallend, in Körnern, auf die Gegenwärtigen, die faſt alle mehr oder minder beſchädigt wurden. Die beyden Formen waren in der Grube nicht dicht genug eingedämmt worden; das einſtürzende Metall trieb Form und Kern auseinander, drang durch bis in die Tiefe, wo Feuchtigkeit und einklemmendes Holzwerk war; die eingepreßten Dämpfe, die augenblicklich entſtanden, verſchafften ſich Luft. Beyde Tafeln waren mißrathen! Endlich, den 23. April 1818, wo ſie zum drittenmale gegoſſen wurden, gelang es vollkommen, wie der Augenſchein zeigt.

Den 21. Auguſt 1818, Abends 6 Uhr, wurde zu dem Guß des Standbildes dem Ofen Feuer gegeben. Einhundert vier Centner Metall waren eingeſetzt worden. Hievon bleibt ein großer Theil aber über der Form ſtehen, um durch ſeine Laſt dem untern Theile Dichtheit zu geben. Den 28. deſſelben Monats hatte man von außen die Form bis herunter losgehauen, und man überzeugte ſich von Dichtheit und Reinheit des Guſſes. Noch war die Oberfläche ſo warm, daß man nur wenige Sekunden die Hand darauf legen konnte.

Der Guß geſchah den 22. des Morgens, um 4 Uhr. Die Arbeiten waren dadurch manchen Neugierigen entgangen, die zugegen ſeyn wollten. Das Metall floß ruhig ein, ſetzte ſich wagerecht in den Luftröhren und Windpfeifen. Die Gießer frohlockten, und die Enthüllung der Form beſtätigte vollkommen ihre Vermuthungen. Bey dergleichen Güſſen geſchieht es wohl, daß Stellen porös, gleich dem Bimsſtein ausfallen, andere, wenn auch dicht, mit der Formmaſſe gemiſcht ſind, welches alles hier der Fall nicht war.

Man iſt, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedächtigkeit und Einſicht des franzöſiſchen Formers und Gießers, ſo wie der Erfahrung und willigen Theilnahme der Königl. Beamten, ſchuldig, ohne welches Einverſtändniß man nicht ſicher gearbeitet und einen ſo wichtigen Zweck ſchwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die ſonderbare Eigenſchaft, daß man den Augenblick der höchſten Flüſſigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbey iſt, man durch das ſtärkſte Feuer nicht wieder zurückbringt, man müſſte denn von vorn kalt wieder anfangen. Dieſen Augenblick zu erkennen, haben unſere Kanonengießer die größte Fertigkeit.

Eine ſolche Form beſteht aus horizontalen Schichten, und wie gut das Metall muß gefloſſen ſeyn, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derſelben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen iſt.

Nun hatten wir den Kern herauszuſchaffen, welches eine ſchwierige Arbeit war, da uns nur drey Oeffnungen zu Gebot ſtanden, nämlich unten durch die beyden Fußſohlen, in-

Digitized by Google

wendig der Plinte, und oben am Halſe. Um den Mantel ſchwebend zu erhalten, waren künſtliche Vorrichtungen angebracht; metallne Stäbe nämlich, welche anfänglich noch aus dem Gewande hervorſtanden, und nachher zugleich mit der Oberfläche verarbeitet worden ſind.

Was Jemanden, der in Rußland gießen ſah, neu war, iſt die hier angewendete geringe Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort ſah man vier Statuen in der Grube dermaßen damit umgeben, daß ſie einem Ballen von Wurzeln glichen. Man iſt in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch ſo viele Veräſtungen gleichſam abgefangen wird, und das Metall hie und da außen bleibt.

Sehr wichtig iſt auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches ſonſt die Dicke des Metalles beſtimmte, entbehren kann. Jetzo, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und dieſe wieder abgenommen iſt, wird die ganze Oberfläche beſchabt, und zwar um ſo viel, als die Metalldicke künftighin betragen ſoll. In dieſem Zuſtande gab unſere Statue einen ſonderbaren Anblick, die Figur ſchien ſehr lang und dünn, und daher außer aller Proportion.

Die Arbeiten des Fuß-Geſtelles, im felſenharten Granit und im Glanze, konnten nur in Mecklenburg ſo ausgeführt werden, wo man ſchon ſeit längerer Zeit darauf eingeübt iſt. Die letzte Ausführung hievon geſchah in Roſtock durch den, in dieſem Fache wohlerfahrnen Herrn Inſpekter Wangel. Auch dieſe Arbeiten erlitten beym Beginnen mancherley Unfälle, theils durch die Natur des Geſteins, theils durch unzuverläſſige Arbeiter.

Die philanthropiſche Kolonialgeſellſchaft von Senegambia.

(Beſchluß.)

Im Anfang des Jahrs 1816 ward von der Geſellſchaft ein Fahrzeug in Havre de Grace gemiethet, um zwey Koloniſten und Actionairs nach Afrika überzuſetzen. Eine zweyte Sendung ward vorbereitet, und ſollte im Frühling 1817 abgehen. Inzwiſchen aber hatte die Regierung, von welcher die Geſellſchaft noch gar nicht anerkannt war, und der die vormundſchaftliche Oberaufſicht ſolcher das öffentliche Zutrauen in Anſpruch nehmender Anſtalten zuſteht und Pflicht iſt, über die eigentlichen Verhältniſſe des Kolonialvereins genaue Erkundigungen eingezogen, und ſich überzeugt, daß ſeine Unternehmer die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen völlig außer Stand wären, demnach dann die Senegambiſche Niederlaſſung als eine trügeriſche Schlinge, in der ſich redliche Actionärs fangen ſollten, zum Vorſchein kam, und die Abfahrt der zweyten Sendung unterſagt ward. Um das Verbot zu umgehen, wurden die Actien-Inhaber aus Havre de Grace einzeln nach Oſtende gewieſen, wo ein Schiff zu ihrer Aufnahme bereit ſeyn ſollte. Nach der Ankunft in dieſem fremden Seeplatze, blieben ſie dritthalb Monate, ohne irgend etwas von der verheißenen Unterſtützung zu erhalten, ſo daß ſie ſich endlich gezwungen ſahen, um nicht Hungers zu ſterben, von allem entblößt, nach Frankreich zurückzukehren. Mehrere derſelben, namentlich die Herren Kachoffer und Alliot, zogen nun die Herren Sevigny, Landolphe, Boſc und Scellier vor Gericht, und belangten ſie für Rückzahlung ihres bezahlten Geldes ſowol, als für Zinſe und Schadloshaltung. Von dem Handelsgericht zu Paris, wo die Klage geführt ward, wurden die Herrn Sevigny und Landolph zur Zahlung verurtheilt, die Herrn Boſc und Scellier hingegen frey geſprochen, weil dieſe letztern nur als Rathgeber und Ehrenmitglieder des Vereins betrachtet wurden. Der General-Advokat vor dem Appellationsgericht fand nun zwar, daß die zwey letztgenannten, gleich den beyden erſten, Direktoren der Geſellſchaft waren; er trug aber dennoch hinwieder auch auf ihre Freyſprechung darum an, weil kraft der Handelsgeſetze jeder Direktor nur für das ihm beſonders anvertraute Fach verantwortlich iſt, und Hr. Boſc die Leitung der Landeskultur, ſo wie Hr. Scellier jene des Bauweſens der Kolonie, übernommen hatte: die vorliegenden Klagpunkte betrafen aber keines dieſer zwey Geſchäfte.

Der Name des Hrn. Boſc, welcher Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts, ein ſehr geachteter Mann und ein berühmter Schriftſteller iſt *), verlieh dieſem Prozeß ein noch weiteres Intereſſe, und die ihn betreffende Stelle im Vortrag des Hrn. von Marchangy ward mit vieler Theilnahme angehört. „Wenn einige Prozeßakten (ſo drückte ſich der General-Advokat aus) den Hrn. Boſc insbeſondere anklagen, ſo wird dieſer ſich gegen die Folgerungen, welche man daraus ziehen möchte, nicht nur durch den beſtimmten Vorbehalt in dem Geſellſchaftsvertrag, welchen der 32 Art. des Handelsgeſetzbuchs bekräftigt, vertheidigen, ſondern es kommt ihm auch ein ungetheilter Ruf der Redlichkeit zu gut, welcher ihn gegen jeden beleidigenden Verdacht ſchützen muß.

*) Hr. Boſc iſt ein trefflicher Naturforſcher und Agronom, der beynebens vormals in der Poſtverwaltung angeſtellt war, ſeine Stelle aber mit dem Sturz der Girondiſten verlor; dieſen hing er treu an, und Roland's Gattinn hat er, als ein edler Freund, bis ans Schaffot begleitet. Während der Schreckenszeit hielt er ſich lange im Wald von Montmorency verborgen, mit naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt. Das Directorium ſandte ihn im Jahr 1796 nach den vereinten Staaten als Konſul, wo ſeine Anerkennung Schwierigkeiten fand; er benutzte die Reiſe für naturhiſtoriſche Sammlungen, und kam mit zoologiſchen und botaniſchen Schätzen nach Paris zurück. Er war nun eine Zeitlang Mitglied der Verwaltung der Pariſer Spitäler u. ſ. w. Seit bald vierzig Jahren hat er in den franzöſiſchen Zeitſchriften ſeines Faches eine Menge Aufſätze geliefert, der landwirthſchaftliche Theil der Encyclopédie methodique iſt großentheils von ihm bearbeitet; er hat vielen Antheil an dem Deterville'ſchen Nouveau dictionnaire d'histoire naturelle und für die Fortſetzung der Buffon'ſchen Naturgeſchichte hat er die Bearbeitung der Würmer und Schaalthiere gefertigt.

Digitized by Google

Ein Gefühl dee Billigkeit wird ſeine Richter überzeugen, daß, wenn er an einem ſchwindlichten Unternehmen Antheil hatte, ihn dazu nicht eigennützige Abſichten, ſondern vielmehr der ſchuldloſe Wunſch verleitet hat, auf dem noch unverſuchten Boden eines gelobten Landes, die landwirthſchaftlichen Theorien anzuwenden, welche ſein Lieblingsſtudium ausmachen. Von einem ſo löblichen Eifer belebt, ließ er ſich durch den philantheopiſchen Namen täuſchen, den man dem träumeriſchen Plane gegeben hatte. Was untee den Täuſchungen deſſelben Beyfall verdienen kann, gehört dem Hrn. Boſe an; die Gewinnſucht, der Geldverkehr und das Materielle des ganzen Getriebes ſind ſeinem ruhigen, dem Dienſt der Wiſſenſchaften gewidmeten Arbeitszimmer durchaus fremd geblieben."

Das Urtheil des Gerichtshofs war mit den Schlüſſen des Hrn. von Marchangy zuſammentreffend.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Vevay im Auguſt.

Endlich erſchien der 5. Auguſt, der langerſehnte Tag des Winzerfeſtes, Abbaye des vignerons genannt, aber nicht im feſtlichen Gewande. Der Himmel war bewölkt, und es regnete ſogar ein wenig. Daher zogen erſt um 8 Uhr die verſchiedenen Abtheilungen nach dem Hauptplaye zur Krönung der Winzer. Hier waren drey Schaugerüſte errichtet, von denen das größte zugleich die Bühne der Krönung miteinfaſſte. Von hier ging, als jene angekommen waren, ein Zug von 4 Schäfern, 2 Gärtnern, 2 Mähern, 4 Schnittern, 10 jungen Winzern, 2 Fahnenträgern, 4 Faunen und 4 Winzern mit ihren Hacken, von der Muſik des Bacchos und einer Bedeckung von alten Schweizern begleitet, den Abt nebſt den übrigen Mitgliedern der Geſellſchaft zu holen. Bey ihrer Rückkehr empfing ſie die Muſik der Pales, der Ceres, und der Hochzeit. Hierauf wurden von 12 Winzern die zwey zu krönenden Winzer geholt, bey ihrer Ankunft von 2 Räthen empfangen und an der Hand auf die Krönungsbühne geführt. Gleich nachher kamen: der Hohepriester des Bacchos, die Prieſterinnen der Ceres, der Pales und vier Kanephoren von jeder Abtheilung. Hierauf hielt der Abt an die beyden Winzer eine paſſende Rede, ſetzte ihnen die Krone auf, und ſchmückte ſie mit der großen Schaumünze und den übrigen Ehrenzeichen. Am Ende erſchollen 12 Trompeten, und dann begann der Hohepriester des Bacchos zu ſingen:

Le Grand Prêtre.

Cultivateurs de nos vignes fertiles,
Nous bénissons vos paisibles travaux,
Et nous offrons a vos efforts utiles
Ce noble prix et ces honneurs nouveaux.

Chœur.

Gloire à l'art qui de la Nature
Sait multiplier les bienfaits!
Chantons, chantons l'agriculture;
Célébrons ses heureux succes.

Sur nos côteaux le riante Espérance
Vous suit toujours, applaudit à vos vœux;
Et sur ses pas, bientot vient l'abondance,
Pour couronner vos soins industrieux.

Chœur.

Gloire à l'art etc.

Nach dieſer Hymne ertönte die Arie: Où peut on être mieux u. ſ. w. — Dann ſtiegen der Hohepriester und die Prieſterinnen mit ihrem Gefolge herab, und die übrigen Winzer empfingen die Preiſe. Hierauf traten ſie zuſammen, und Einer von ihnen ſang abwechſelnd mit dem Chore. Gleich nachher begann die Muſik die Arie: O mein Vaterland! O mein Glück! u. ſ. w. Sobald Alle ihre beſtimmten Pläye wieder eingenommen hatten, begannen die verſchiedenen Abtheilungen ihre Tänze und Geſänge. Dieß dauerte ungefähr zwey Stunden. Während dieſer Zeit ſchien ſich der Himmel aufklären zu wollen; allein plötzlich umzog er ſich wieder, und man war noch nicht ganz fertig, als es wieder anfing zu regnen, wodurch der Umzug durch die Stadt mit Tanz und Geſang unterbrochen wurde. Gegen Mittag indeſſen, als der Regen vorüber war, hielt man noch den Umzug, und verſchob zur großen Freude aller Anweſenden, den Tanz und Geſang auf den folgenden Tag. Der Zug ging in folgender Ordnung in acht Abtheilungen.

Erſte Abth. Der Rath, Schäfer und Gärtner. Trommler und Pfeifer. Muſikbande. Offiziere und Soldaten. Ein Polizeydiener der Geſellſchaft. Die gekrönten Winzer, von zwey jungen Winzern begleitet, welche einen Schirmreiſen über ihren Köpfen hielten. Der Herr Abt; der Rath; der Sekretär und der Konſtabel der Geſellſchaft; die Adjutanten; der Garten der blauen Schäferinnen, von 10 Schäfern fortgezogen; 3 Muſikanten; der Anführer der Schäfer; 9 Schäferinnen mit Blumenwinden; der Träger des Strauſes; 10 Schäfer mit ihren Schäferinnen; 2 Schäfer, welche vier Widder führten; 6 Gärtner mit eben ſo viel Gärtnerinnen, ihre Farben waren weiß und grün, mit weiſſen Strohhüten.

Zweyte Abth. Die Göttinn Pales mit ihrem Gefolge, blau und weiß; Muſikbande; Anführer der Abtheilung; 10 Kanephoren mit Rauchfäſſern, mit Blumenkörbchen und dem Altare; Prieſterinn der Pales; 2 Kanephoren mit Weihrauch; die Göttinn Pales von 4 Frauen unter einem blauſeidenen mit ſilbergeſtickten Thronhimmel getragen; 12 Schnitter mit ihren Sicheln; 12 Heumacher mit ihren Rechen; ein Heuwagen mit zwey Heumacherinnen.

Dritte Abth. Die Kuhhirten; 4 Kühe, von ihren Hirten geführt; 6 Kuhhirten; 1 Wagen mit den Geräthſchaften einer Sennenhütte.

Vierte Abth. Ceres mit ihrem Gefolge, roth, gelb und weiß; Muſikbande; Anführer der Abtheilung; der Pflug; die Säemänner; Gräberinnen; Kanephoren mit Rauchfäſſern, Opfergaben für den Altar; die Prieſterinn der Ceres; 2 Kanephoren mit Weihrauch; die Göttinn Ceres, wie Pales von 4 Frauen getragen; 12 Schnitter; 12 Aehrenleſerinnen; 1 Erntewagen; 2 Kornſchwinger.

Fünfte Abth. Winzer des Frühlings. Trommler; Anführer der Abtheilung; 12 Winzer mit Preiſen; große Fahne der Geſellſchaft; eine Abtheilung Winzer mit ihren Hacken; Rebenentlauberinnen; eine zweyte Abtheilung Winzer; eine Schmiede mit ihren Schmiedegeſellen; 2 Schleifer.

Sechste Abth. Bacchos mit ſeinem Gefolge. Vierzig junge Leute, welche die Attribute trugen, und eine Fahne und einen Anführer hatten; Muſikbande; Anführer der Abtheilung; Kanephoren mit Rauchgefäßen, Opfergaben und dem Altare; die Opferer mit dem Bocke; der Hohepriester des Bacchos. Kanephoren mit Weihrauch; Bacchos auf einem Faſſe, von Mohren getragen, war ein lieber, kleiner Knabe; 12 Bacchanten mit Trommeln; Silen auf einem Eſel, von Mohren gehalten. 12 Faune mit ihren Thyrſusſtäben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Monats-Regiſter, September.

Nro. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. Oktober 1819.

Allein des Ritters Pflicht, ſo viel ichs lernte,
Iſt Selbſtaufopfrung, auf dem Weg der Ehre.

Oehlenſchläger, im Hugo von Rheinberg.

Serlo.

Hiſtoriſche Romanze. *)

Einſt Taulerias die Veſte
Nah' an Frankreichs Gränze wurde
Hart belagert von dem Grafen
Robert, Grafen der Normannen.
Sie ſich eigen zu gewinnen,
Oder ſie zu brechen nieder,
In den Staub die Troz'ge werfend,
Hatt' er beym gebenedeyten
Leib der Hoſtie geſchworen.
Wacker fochten da die Recken,
Seine kühnen Norderhelden,
Wacker fochten auch die Feinde,
Die Bedrängten in der Feſte.
Kam ein Franke vor das Lager,
Kühn und ungeheu'rer Stärke,
Auf zum Kampfe jedes Tages
Einen der Normannen fodernd.
Keiner konnte ſeiner Lanze
Würfen, keiner ſeines Schwertes
Sicherm Schwunge widerſtehen.
Viele waren ſchon gefallen;
Blüthe tapfrer Helden welkte.
Und ihr Muth begann zu ſinken,
Und der Franken Stolz zu ſchwellen.

Als der Graf des Heeres Schaden
Traurig ſo vernahm, verkünden
Ließ er durch des Heeres Haufen:
„Wenn der Waghals wieder dräuet,
„Keiner wag' es ihm zu bieten
„Seiner Lanze freche Spitze,
„Bey Gefahr des Lebens, keiner!
„Klugheit hat oft mehr als tolles
„Wagen Kriegesſpiel gefördert!
„Haltet ruhig aus, und weicht nicht,
„Wie ein Wild in ſeinem Dickicht
„Stets die Eingeſchloſſnen drängend.
„Mit Baliſten, Katapulten,
„Pfeilgeſchoſſen ſchwer ſie neckend!
„Noch iſt aller Tage Abend
„Nicht erloſchen; alles wendet!
„Endlich muß ihr Troz ſich wenden.“

Traurig höreten die Krieger
Solche Mahnung, mit verhaltnem
Unwill' folgend; doch ſie ehrten
Ihres edlen Führers Strenge.
Als die Schmach in Trau'r ſie hüllte,
Die Gebundnen des Gebotes,
Fern ein Bruder der Normannen,
Serlo, hört die Schmach; ein Aechter
Schweiſt' er in des Elends Irre,
Weil, ob eines Edlen Morde,
Der ihn frech gehöhnet, Roger
Dem verſuchten Tapfern grollte.

Auf der Zehe ſtand der Morgen
Eben, zweifelhaft hernieder
Und erröthend in das Thal jetzt
Blickend: — Nah' der Feſte Pforte
Schnaubt ein Roß, und auf dem Roſſe
Lehnt ſich auf die ungeheure
Lanz' ein ſchlachtenkühner Reiter.
Und er donnert durch des Gradens
Wölbung, vor des Thores Thürmen,

*) Nach einer Erzählung Gottfrieds Mala de la terra. S. Canus. res. gest. Sicul. l. p. 175.

Digitized by Google

An des Thorvogts Ohr hinüber:
— Wo der Kühne, der es wagte,
Meinen Brüdern Kampf zu bieten?
Hier iſt Einer, den kein ſtrenges
Heermanns-Aufgebot mag binden!
Ruf' ihn, deinen ſtolzen Recken,
Thürmer! wenns ihn lüſtet, ſeinen
Uebermuth zu büßen, komm' er!

Und nicht lange ſäumt der Recke,
Und er kommt herangeſprenget,
Und er ruft mit Hohn vom Roſſe:
„Iſt ſo jach dir? Haſt du Eile
Den Vorangegangnen deiner
Brüder Botſchaft zu beſtellen?
Wohl denn. Laß uns Kundſchaft machen!“

Und ſie rennen an, und heiß wirds
Mann und Roß; die Bügel klirren,
Schilde krachen, Splitter fliegen
Da und dorthin, unterm ſchweren
Wucht der Panzer, von den ſchweren
Stößen tief erſchüttert ſchäumen
Wild die Roſſe, zweifelhaft lang
Scheint der Kampf, es blutet Serlo,
Seine Lanze fällt zerſplittert;
Doch er faſſt ſich; greift zum Schwerte,
Sprenget an und holet weit aus
Und mit Einem Hieb vom Rumpfe,
Spaltet er das Haupt dem Recken.
Und er faſſt es auf vom Boden,
Steckt es auf den Reſt der Lanze,
Hoch empor es haltend reitet
Still er, ohn' ein Wort zu reden,
Als die Sonn' aufging, durchs Lager.
Die es ſahen, alle ſtaunten:
„Wer hat unſre Schmach getilget?
Iſt das nicht das Haupt des Rieſen?
Wer der Fremde? — Als die Kunde
Hört der Graf, Eilboten ſchickt er
Nach der Spur des Abenteurers.
Und ſie brachten ihm die Antwort:
Und man nannt' ihm Serlo's Namen,
Serlo's, Sohn vom edeln Tankred,
Der freywillig ſich verbannte,
Vor dem Groll des Grafen Roger:
Und die Schmach nicht überleben
Wollte ſeiner Brüder, lieber
Leib und Leben wagen, und jetzt,
Nach getilgter Schmach, freywillig
Wieder kehren in die Bannacht.

— Und der Graf, gerührt von ſolches
Hohen Opfers hohem Geiſte,
Bey der Freude ſüßer Regung
Kann der Freundſchaft mildem Thaue,
Der durchs Herz ihm, der durchs Auge
Schon ihm ſchleicht, nicht widerſtehen.
Alle Grolleswogen ſanken,
Jede Unmuthsfalte wich ihm
Von der neuverklärten Stirne,
Ob dem hohen Muth des Helden,
Und er läſſt ihn ſchnell ſich nahen,
Und in einem langen heißen
Kuſſe drückt er ihm ſein neues
Umgewandtes Herz, und ſeines

Dankes Segen auf die Lippen!
„Laß uns Freunde ſeyn auf ewig!
Strenge Zeit bedarf der Freundſchaft!
Alles Alte ſey vergeſſen! —
Beyd' uns laß uns voll verzeihen!
Deine Haabe ſey dir doppelt
Mit dem Weibe deiner Jugend
Mit den Kindern, die wir treu dir
Hüteten nach Pflicht, erſtattet!“

Und Ein Herz und Eine Seele
Wurden jetzt die beyden Helden:
— Nach entſchwundnen wen'gen Tagen
Ward Taulerias erobert.

E.

Eudoxia Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland.

(Fortſetzung.)

Einfach gekleidet trat die blühend ſchöne 19jährige Eudoxia an der Hand ihres Vaters in den Saal, wo Peter auf ſeinem Thron der Jungfrauen harrte, die von ihren Vätern oder Brüdern geführt, ſich demſelben näherten und ihre Knie vor dem Zaar beugend, dem Blick entgegen zitterten, der über eine Krone entſcheiden ſollte. Viele erſchienen verlegen, Alle bewegt, Eudoxia allein trat in ruhiger Hoheit vor, und näherte ſich in der ihr eigenen majeſtätiſchen Haltung dem Thron; doch als ſie jetzt ihr Auge hob und auf Peters Feuerblick traf, der mit heiß aufflammender Leidenſchaft ihrem Auge begegnete, erröthete ſie ſanft und beugte ehrfurchtsvoll und demüthig das Knie, um ihrem Kaiſer und Herrn zu huldigen. Ja, ſo wie dieſer Blick ihn ihr zeigte, war er ihr in ihren Träumen erſchienen — in dieſer kräftigen Jugendfülle, mit dieſem Herrſcherſiegel der Hoheit auf der Stirn, mit dieſem ſtrahlenden Feuerblick, der in des Herzens geheimſte Falte drang — nicht vor dem Fürſten, nein vor dem von der Natur ſelbſt zum Herrſcher über Millionen geweihten Manne ſenkte ſie ſo ehrfurchtsvoll das ſchöne Haupt, und fühlte an den bangen Schlägen ihres Herzens, daß ihr erſter Blick auf ihn, ihn auch zum Herrn ihres Geſchicks gemacht habe. Eben ſo mächtig war der Eindruck, den ſie auf Petern machte. Seine Wahl war in dem Augenblick entſchieden, wo er ſie erblickte, und fand bey ſeinem Volk allgemeinen Beyfall. Vorzüglich glücklich fühlte ſich die Zaarinn Natalie, die durch Eudoxiens Geiſt und Bildung alle ihre Forderungen an die Gemahlinn ihres Sohnes noch übertroffen fand.

Die Vermählung wurde im Januar 1689 mit großer Pracht gefeyert. Doch als nach vollzogener Trauung Eudoxia die Huldigung des verſammelten Adels empfing, trat vor dem Thron, auf dem ſie im kaiſerlichen Schmuck an Peters Seite ſaß, auch eine bleiche kummervolle Geſtalt, die ſie vor wenig Monaten noch in voller blühender Jugendſchönheit geſehen hatte, und ein dunkles erloſchenes Auge hob ſich zu

Digitized by Google

ihr empor, und in dem Auge glänzte eine Thräne. Eudoria war ſelig im Vollgenuß des Glückes der erſten, von allem Zauberglanz irdiſcher Hoheit verſchönerten Liebe, aber nie konnte ſie Gleba's bleiches Geſicht, nie dieſen Thränenblick vergeſſen.

Zwey Jahre flogen jetzt im Freudenrauſche ſchnell für Eudoria dahin. Vermiſſte ſie auch bey ihrem Gemahl jene Innigkeit ſeelenvoller Herzlichkeit, die ſie aus den Erzählungen ihres Vaters als die Blüthe des Liebesglückes kennen gelernt hatte, ſo fühlte ſie ſich doch leidenſchaftlich geliebt, und war ſelbſt zu jung und ohne Erfahrung, um es einzuſehen, daß es nur Sinnenzauber war, der Peter ſo gewaltig an das ſchönſte Weib ſeines ungeheuern Reiches feſſelte. Sie gab ſich in der Begeiſterung ihrer Feuerſeele allen Täuſchungen der Liebe und des eignen Heezens hin, und ſchmückte den geliebten Gemahl mit all den Tugenden und Geſinnungen, an die ſie bey ihm glaubte, weil ſie ihr ſelbſt eigen waren. Am Ende des erſten Jahres ihrer Verbindung ward ſie Mutter eines Sohnes, der den Namen Alexej Petrowitſch erhielt, und dem ſie im folgenden Jahre einen Bruder, Alexander genannt, gab.

Jetzt aber begann die Sonne ihres Glückes zu ſinken. Peters Leichtſinn in Hinſicht ſeiner Verhältniſſe mit dem weiblichen Geſchlecht hätte ſeine Gattinn ſchon ſeit den erſten Monaten ihrer Ehe betrüben können; allein Eudoriens himmliſch reiner Glaube an Treue hielt jeden Verdacht von ihrem Herzen fern. In ihrem Sinn löſete Untreue das Band der Ehe ganz unbedingt für beyde Gatten, und ſie fühlte ſich, ſeitdem ſie Mutter war, unauflöslicher denn je mit ihrem Gemahl verbunden. Peter, der ohne Rückſicht auf Stand und Geburt den Umgang mit den Ausländern liebte, die ſich in ſeinem Reich angeſiedelt hatten, kam oft in das Haus eines jungen Franzoſen, Mons de la Croix, deſſen zwey Schweſtern ſich durch Schönheit und Liebenswürdigkeit auszeichneten. Die älteſte von beyden zog zuerſt Peters Blicke auf ſich, und flößte ihm bald eine zu heftige Leidenſchaft ein, als daß ſie Eudorien verborgen bleiben konnte, die in ihr nicht eine Verirrung der Sinne, ſondern den unwiederbringlichen Verluſt des Herzens ihres Gemahls ſah. Zu ſtolz ſich eine Klage oder einen Vorwurf zu erlauben, verſchloß ſie den Gram ihrer Liebe tief in ihre Seele, und zeigte Petern von dem Augenblick an, wo ſie ſeine Leidenſchaft für eine andre entdeckte, eine kalte Gleichgültigkeit, die ſich als Geringſchätzung ausſprach, als er Rechte geltend zu machen ſuchte, die Eudoria nur der Liebe allein zugeſtehen konnte. Noch liebte Peter ſie; noch war er von jeder Verirrung zu ihr zurückgekommen, und ſuchte ſeine Untreue vor ihr zu verbergen; als Eudoria aber ſelbſt den Schleyer zerriß, in den er dieſe zu hüllen ſuchte, und es nun für ihn nichts mehr zu ſcheuen, nichts mehr zu fürchten gab, fällte ſie ſich ſelbſt ihr Urtheil, und furchtbar rächte ihr Geſchick und Peters Charakter dieſen Mangel an Sanftmuth und Klugheit an der edelſtolzen und makellos reinen Frau. Peter wurde erſt empfindlich, dann zornig, endlich gleichgültig gegen ſie. Die Erinnerungen der Liebe konnten über das Herz eines Mannes wie er, der durch die Regelloſigkeit eines unbeſchränkten Deſpotismus verhärtet war, keine Gewalt üben, und vielleicht wäre ſchon damals Eudoria das Schlachtopfer ihres Zeitalters und ihres Schickſals geworden, wenn ihr nicht in der Mutter des Zaars, der edlen, milden, gefühlvollen Natalie Kirildlowna, ein Schutzengel zur Seite geſtanden hätte. Die Scheu vor dieſer erhielt den Zaar, ſo lange ſie lebte, in den Schranken des äußern Anſtandes; allein im fünften Jahr ſeiner Ehe ſtarb Natalie, und in ihrem Grabe verſank Eudoriens Glücksſtern in eine Nacht düſtrer Hoffnungsloſigkeit.

Die bekannte Empörung der Strelitzen, die Peter von ſeiner erſten Reiſe ins Ausland zurückrief, bot ihm den Vorwand zu Eudoriens Verurtheilung, obgleich alle Stimmen ihrer Mitwelt und der Geſchichte ſich vereinen, ſie von jeder Theilnahme daran frey zu ſprechen. Keine Vertheidigung ward ihr erlaubt. Der Mann ihrer Liebe, ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder, war ihr Ankläger, ihr Richter und ihr Henker. Leforts Bitten und Flehen retteten ihr das Leben, allein die blühend ſchöne, edle, hochſinnige Eudoria, die Mutter des Thronfolgers, muſſte im 28ſten Jahr ihres Lebens das Diadem niederlegen, und im Prokowsloy-Kloſter zu Susdel unter dem Namen Helene den Schleyer nehmen.

Eudoriens Seele konnte ſich über den Verluſt des Throns, über den eitlen Glanz aller irdiſchen Hoheit im Gefühl ihres Adels und ihrer Unſchuld erheben; aber ſie war Mutter, und man entriß ſie ihrem Sohn, ihrem Alexej, und troſtloſer als auf das Grab, das ſeit wenig Monden den Liebling ihres Herzens, ihren jüngſten Sohn Alexander, deckte, ſah ſie auf Alexej, den ſie in den Händen des Haſſes und der ſchreckendſten ſittlichen Verdorbenheit ſchutzlos zurück laſſen muſſte.

Die Liebe ihres Volkes, die innigſte Theilnahme aller Edlen folgte ihr; aber vor allen ſchlug ein Herz für ſie, wie es nie treuer in einer Männerbruſt geſchlagen hat. Fern an der türkiſchen Gränze ſtand Stephan Gleba mit dem Heer, deſſen Oberbefehl ihm die bewundernswerthe Tapferkeit, mit der er bey der Erſtürmung Aſſow's gefochten hatte, erwarb. In jener Stunde, wo er Eudoria in aller Freudentrunkenheit des tiefgefühlteſten Liebesglücks, im ſtralendſten Zauberglanz ihrer Schönheit und des reichen Kaiſerſchmucks auf dem Thron der Zaare, an der Seite ihres Gemahls erblickt hatte, verließ er Moskau, und eilte zu dem Heer, das Peter beſtimmt hatte von den krimmiſchen Tataren den Ausfluß des Dons in das ſchwarze Meer zu erkämpfen. Eudoria Lapuchnins Freund muſſte für die Zaarin in den Kreis ihrer Unterthanen zurücktreten, und nur eine große That, nur Heldenruhm und Heldenglanz konnten ihm

Digitized by Google

das Recht erwerben, daß aus der Menge von Millionen, alle dem Thron gleich fern und gleich nahe, ſein Name zu ihr drang. Und wohl hatte ihn Eudoria gehört! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, den 15. September.

Wenn faſt alle Schauſpieler Kunſtreiſen unternehmen, ſo kann auch ein Recenſent Ehrenhalber nicht immer zu Hauſe bleiben. Die Kritik verlangt auch Bewegung. Wir unterdrücken für jetzt unſere Reiſebemerkungen, ſo ſchwer es uns auch ankommt, und da wir wegen unſerer öftern Abweſenheit nicht alle Lücken der Korreſpondenz ausfüllen können, auch der Monat Auguſt für das Theater höchſt unergiebig war, ſo fangen wir lieber gleich mit dem September an, der ein neues Leben verſpricht.

Den erſten September im Theater nächſt der Burg: Der Ring, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Schröder. Der darin herrſchende Ton iſt oft mehr als zweydeutig, zuweilen unſittlich bis zum Widrigen. Ein neueres Werk ähnlichen Inhalts dürfte jetzt bey der wachſamen Cenſur ſchwerlich unverbeſſert durchkommen. Luſtig iſt dieſes Luſtſpiel eben nicht. Demoiſ. Hruſchka erſchien als Baroninn Schönhelm vom Parterre aus faſt während der ganzen Vorſtellung in einem unvortheilhaften Anzuge. Ihre angenehme Geſtalt verſchwand in dem ſteifen Kleide, das ſo ziemlich wie ein in die Breite gezogener Reifrock ausſah, da das Auge nur den obern Beſatz wahrnahm und dieſer den Fluß der Falten zu hindern ſchien. Den Bewegungen fehlte es an Freyheit; beſonders fiel der hängende Arm unangenehm auf, weil er ſich mehr einem Haken, als einer geraden Linie näherte. Auf dem Sopha zeigte die Frau Baroninn, erwärmt vom Geſpräche mit den beyden andern Damen, eine unſchickliche Lebhaftigkeit, als würde ſie plötzlich von elaſtiſchen Federn in die Höhe geſchnellt. Demoiſ. Kroſeck trug als Wittwe des Oberſten Darring einen verwegenen, martialiſchen Hut. Er ſchien ein Andenken vom Seligen zu ſeyn. Der Kopfputz der Demoiſ. Weber, Henriette von Darring, paßte nicht zu ihrer jugendlichen Naivetät. Bey dem Sturme auf ihre Tugend hätte ſie ſich auch nicht trippelnd, ſondern entweder über Hals und Kopf oder mit gemeſſenem Schritte zurückziehen ſollen. Das Trippeln veranlaßt den Schein, als habe die fliehende Tugend heimlich Luſt ſich umzuſehen, ob auch der Verfolger nicht ausbleibe. Hr. Koberwein erſetzte als Graf Klingsberg den verſtorbenen Rooſe in dieſer Rolle auf keine Weiſe. Die Darſtellung war kein Ganzes, wie es denn Hrn. Koberwein meiſtens an richtiger Auffaſſung der Charaktere fehlt. In dem gegenwärtigen Falle gibt es jedoch für ihn Entſchuldigung. Denn fühlt ein Deutſcher, wie Graf Klingsberg, daß er ein Bär iſt, und entſchließt er ſich deßhalb, ein franzöſiſcher Affe zu werden, ſo läſſt ſich dem Schauſpieler in einer ſolchen Rolle kaum recht beykommen, wenn er hier den Affen und dort den Bären zu ſehr herauskehrt. Jede dieſe nationale Narrheit hat etwas Gränzenloſes. Im erſten Akte läſſt der Dichter den Grafen viel von Paris reden, ſpäter ſinkt er immer mehr auf deutſches Pflaſter nieder. Hr. Koberwein iſt wohl dadurch auf einige Abwege gerathen. Gleich im Anfange ſpielt er den Perſonen, mit welchen er redet, viel zu ſehr mit dem Stocke unter der Naſe herum. Oder ſoll das etwa ein Germanismus ſeyn neben der Gallomanie? Allein ſolches Zielen nach dem Geſichte iſt überall unerlaubt, vorzüglich einem ſeynwollenden Weltmanne. Mit jedem folgenden Akt vergiſſt der Graf immer mehr den Pariſer Unterricht. So ſperrte er zuweilen im ſüßen Selbſtgefühle die Füße ſo weit auseinander, als ſollte die Geſellſchaft dazwiſchen durchlaufen. Die Geſtalt des Hrn. Koberwein verlor dadurch ſehr von ihrem natürlich ſchönen Eindrucke. Auch charakteriſirte er auf dieſe derbe Weiſe den vornehmen Uebermuth nur ſchwach; denn erſt der ſchneidende Gegenſatz zwiſchen vollendeter Abgeſchliffenheit des Aeußern und empörenden Rohheit des Innern mahlt ganz jene Unverſchämtheit, die vorzugsweiſe die hohe heißen kann. Zuweilen trat der Graf ſo gewaltig auf, daß der Boden ſeufzete, womit wieder die kleinen Schritte von Zeit zu Zeit auffallend contraſtirten. Dabey zeigte die mächtig gebogene Wade, zuweilen neben der unſchönen Form, eine übermäßige Anſtrengung. Der feine Mann offenbart ſeine Seele nur ſelten im Geſichte und nie in den Füßen, ausgenommen wenn er Luſt hat, auf den Nacken eines Andern zu treten. Der Ton der Stimme war oft zu rauh, die Rede glich mitunter dem Geſchrey. Das wohllautende Beywort „balſamiſch" wurde z. B. ſo unſanft hingeſchleudert, wie es nur Stinkkraut verdient. Das Lachen gelang trefflich, nur mit einiger Uebertreibung. Sehr glücklich drückte der Graf ſeinen Abſcheu vor dem Heirathen aus. Der höchſt treffende Ton war die vollkommenſte Auslegung des bekannten Spruches: Heirathen, Kind, iſt wunderlich Wort, s'iſt mir, als müſſte ich gleich wieder fort.

Herr Lembert war kein rechter Hauptmann, ob er es gleich nicht an rühmlichem Beſtreben fehlen ließ. Der Schauſpieler thue überhaupt in der Rolle der Officiere lieber zu wenig als zu viel. Herr Lembert vergiſſt oft über den mahleriſchen Stellungen das Beſte, den Ausdruck einer bewegten Seele. Oft ſtand der Hauptmann zu ſchlaff mit abgeſpannten, zu ſehr ſeitwärts oder vorwärts ſtrebenden Knien. Die nächſt folgenden Bewegungen konnte man nach dem Tone der Stimme vorherſagen; es lag etwas Menuettenmäßiges in dem Wegſchreiten und Zurückgehen. Die Ausſprache mancher Buchſtaben, beſonders das ſ im Anfange, iſt noch immer fehlerhaft. Herr Lembert ſchärft es, wie ein Engländer. Auch verdient es Tadel, daß er die erſten Töne zu ſehr anſchlägt, und nach dieſem die folgenden in ſeelenloſer Monotonie abſpinnt, höchſtens in der Mitte ſich auf irgend ein Wort wirft, um von dieſem den Faden bis ans Ende zu ziehen. Irren wir uns nicht, ſo ſprach derſelbe den Aufruf: zur Sache! vollkommen ſo aus, als ſollte aus der Sache nichts werden, indem das Vorwort die beſte Kraft verzehrte. Hr. Wothe, der einen jungen Tartüffe, Louis von Holm, darſtellen ſollte, war ohne alle Beſtimmtheit, der Charakter litt an Verdünſtung. Wenn übrigens Hr. Wothe ſchlechterdings weiſſe Beinkleider anziehen muſſte, um zugleich auf die herrſchende Mode und auf die vorgebliche Unſchuld ſeiner Seele anzuſpielen: warum knöpfte er denn wenigſtens den Ueberrock nicht zu? Ein gebildeter Mann thut es, nach unſerer Meinung, wenigſtens auf dem Theater vor einem gebildeten Publikum. Das Gegentheil gehört zu den Kunſtgriffen unmännlicher Koketterie. Eine beſondere Fertigkeit zeigte Herr Wothe darin, mit einer einzigen Bewegung den Ueberrock zuzuknöpfen und wieder aufzuſchlagen. Jedem Verdienſte ſeine Krone. Herrn Krüger gebührte in der Rolle des reichen Banquiers der Preis des Tages, obwohl nicht er, ſondern Herr Koberwein gerufen wurde. Wir behalten uns vor, Herrn Krüger, dieſen vorzüglichen Künſtler, bei einer wichtigeren Veranlaſſung genauer zu charakteriſiren, und ſind in dieſer Anzeige etwas umſtändlich geweſen, um gleich mit einem Male mehrere Mitglieder der Hofbühne den Leſern vorzuführen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Oktober 1819.

Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach.

Herder.

Eudoria Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland.

(Fortſetzung.)

Jede Siegesnachricht von der Armee nannte lobpreiſend Glebas Namen, nicht blos die Ebenen Aſiens, auch die Wellen ſeiner Ströme und Meere muſſten ihn verherrlichen, denn Gleba war es, der unter des Venetianers Lima Oberbefehl den Türken an der Mündung des Don's die erſte, je von den Ruſſen gekämpfte Seeſchlacht lieferte, ihre Flotte ſchlug, und dadurch den Weg zur Eroberung Aſſow's bahnte, deſſen Beſitz Petern zur Ausführung ſeiner Plane unentbehrlich war. Peter beſaß die für einen Monarchen unſchätzbare Gabe, das Verdienſt ausgezeichneter Männer zu erkennen, und in ſeiner eignen wilden Größe über jede kleinliche Regung eiferſüchtigen Neides erhoben, es großſinnig zu belohnen, und dem Genius die Bahn frey zu machen, auf der er kräftig ſeine Flügel zu entfalten vermochte. Auch Gleba ſtieg von Stufe zu Stufe, und kühn durfte er nach jedem Lorber ſtreben, den unter einem ſolchen Monarchen Heldenſinn und Ehrgeiz zu gewinnen wünſchen konnten. Da, auf der Mitte ſeiner glorreichen Bahn, drang die Nachricht von Eudoriens Schickſal zu ihm. Ohne Schwanken, ohne Zögern opferte er den Ruhm der Liebe und dem Beruf, der Schutzengel gekränkter Unſchuld zu ſeyn; er forderte und erhielt ſeine Entlaſſung vom Heer, und eilte, um ſich in der Nähe von Susdal anzuſiedeln, um ſein ganzes Leben der unüberwindlichen Treue zu weihen, mit der er nur für die Milderung von Eudoriens Schickſal zu leben, Kraft und Willen in ſich fand.

Die perſönliche Ehrfurcht für Eudoriens Tugend, ihr Liebreiz, ihre Güte und die Gewalt über Menſchenherzen, die die Natur ihr gegeben hatte, beſiegten bey den Nonnen und den geiſtlichen Vorſtehern des Kloſters die Furcht vor den ſtrengen Befehlen des Zaars, und Eudoria erfuhr, wie viel ſichrer und gewaltiger es iſt, über Herzen als über Sklaven zu herrſchen. Ihr erhabner Stand ſicherte ihr im Kloſter immer noch einige Freyheit, deßhalb ward es Stephan Gleba leicht, ſich Zutritt zu ihr zu verſchaffen. Mit ihm kehrten ihr wehmuthsvoll und doch tröſtend die Bilder ihrer ſchönen Jugendtage zurück, und die unbedingte Hingebung an den Beruf ſeiner Liebe nur für ſie zu leben, die die noch immer durch Kirche und Geſetz gefeſſelte Gattinn eines Andern an einem fremden Mann ſonſt vielleicht nicht hätte gut heißen dürfen, konnte die Zaarin ohne Bedenken als Huldigung der Treue von ihrem Unterthan annehmen. In jener Zeit war die Abgeſchiedenheit eines Kloſters noch zugleich Abgeſchiedenheit von der Welt, und Eudoria bedurfte eines Vermittlers, wie Gleba, um dem Herzen ihres Sohnes, der Theilnahme ihrer Freunde und Verwandten nicht im Lauf der Jahre abzuſterben. Mit der Begeiſterung der Liebe ſorgte Gleba dafür, daß ihr Andenken gleich dem einer Märtyrerinn heilig gehalten wurde. Unter mannigfachen Verkleidungen wußte er ſich Zutritt zu dem Zaarewitſch zu verſchaffen, und einen Briefwechſel zwiſchen ihm und ſeiner Mutter einzuleiten und zu befördern. Jede Milderung, deren

Digitized by Google

Eudoriens Lage fähig war, verſchaffte er ihr, doch höheren Troſt, als ihr irgend eine Erleichterung ihres äuſſern Schickſals zu gewähren vermochte, ſchöpfte Eudoriens Seele aus der Zuverſicht des Glaubens an reinen Menſchenwerth, an wahre Liebe und uneigennützige Treue, die ihr aus dem Erkennen von Gleba's Sinn und Gemüth aufging. O mit welchem Unglück vermöchte die Gewißheit der Treue nicht zu verſöhnen! — ſie iſt die ſeltenſte, aber auch die ſchönſte Himmelsblüthe, die in dieſem armen Leben aufzuſprieſſen vermag! —

Machtlos über den innern Frieden einer ſchönen Seele wären in der Einſamkeit ihres Kloſters die Jahre an Eudorien vorübergegangen, wenn nicht ihrem Herzen immer neue Wunden wären geſchlagen worden. Peters Liebe zu der älteſten Mons de la Croix hatte bald einer noch viel ernſteren Leidenſchaft für ihre jüngere Schweſter Platz gemacht, die, nach dem Urtheil aller ihrer Zeitgenoſſen, ein Muſter weiblicher Liebenswürdigkeit war, und mit der Schönheit, die alle Geſchwiſter Mons auszeichnete, einen hellen, ſehr gebildeten Verſtand, vortreffliche Grundſätze und ein edles Herz verband. Es ſtand in ihrer Macht den Thron Rußlands zu beſteigen; allein ſie zog dem falſchen Schimmer dieſes glänzenden Elends das Glück einer reinen edlen Liebe vor, und blieb ihrem Geliebten, dem preußiſchen Geſandten Kaiſerling, treu. Der Zaar überließ ſich, als er durch einen aufgefangnen, von ihr an Kaiſerling geſchriebenen Brief die Urſache ihres Widerſtandes erfuhr, den gewaltthätigſten Ausbrüchen ſeines Zornes, und mißhandelte ſie perſönlich öffentlich auf einem Balle. Kaiſerling beſchloß jetzt, ſich unverzüglich mit ihr zu vermählen, um ſie als ſeine Gemahlinn vor ähnlichen empörenden Auftritten zu ſchützen; allein der blühend geſunde Mann wurde plötzlich der Raub einer tödtlichen Krankheit, und die Stunde ſeiner Trauung war zugleich ſeine Sterbeſtunde. Seine troſtloſe Wittwe floh in die tiefſte Einſamkeit, und alle Verſuche, ſie an den Hof zurückzuführen, blieben vergeblich. Nach wenigen von ihr verweinten Jahren folgte ſie ihrem Geliebten in das Grab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bergſpalten in Maſſa Lubrenſe, einem Thale am Vorgebirge der Minerva an der ſüdlichſten Spitze der Golfs von Neapel.

Die Nachricht, daß ſich Ende Aprils dieſes Jahrs in Maſſa Lubrenſe, nahe bey Punte della Campanella, ein neuer Vulkan geöffnet hat, verurſachte einiges Schrecken, um ſo mehr, da das Journal du Royame de deux Siciles ſich ängſtigend darüber ausdrückte, und ſeine verſprochene Erläuterungen ausblieben. Herr Gimbernat befand ſich damals zu Caſtelamare, wo er ſo eben ſeine Entdeckung über das Daſeyn einer thieriſchen Subſtanz in den daſigen Mineralquellen beſtätigt hatte; Wißbegierde und Theilnahme an der allgemeinen Beſorgniß vermochte ihn, in Geſellſchaft Hrn. Nightingales, eines unterrichteten Engländers, zur Berichtigung der Thatſache und Beruhigung der Gemüther, eine Reiſe an Ort und Stelle zu machen. Wir laſſen ihn ſelbſt ſprechen:

Wir ſchifften uns nach Maſſa ein, welches nur neun engliſche Meilen von Caſtelamare entfernt iſt; der Wind war uns widrig, dennoch nahm unſer Weg nur drey Stunden hin. Da wir hörten, daß das Ziel unſrer Reiſe in den Bergen von Medillano viertehalb Meilen weiter war, begaben wir uns nach Termini, das auf einer Höhe des Minervenvorgebirgs liegt; die Gegend iſt bergig, höchſt fruchtbar und durch die Ausſicht auf die beyden Meerbuſen von Neapel und Salern ſo reich und romantiſch wie möglich! Der Theil dieſes Vorgebirgs, der ſich von Maſſa an bis Termini erhebt, beſteht aus Grauwacke mit Schiefer wechſelnd, beydes Uebergangsgebirgsarten; es iſt von Süd und Weſt mit Kalk zweyter Formation bedeckt, aus welchem dieſer ſich bis in die ſüdliche, Punto della Campanella genannte, Spitze des Meerbuſens erſtreckende Zweig der Appenninen, ſo wie die drey Stunden weit entlegne Inſel Capri, beſteht.

Von Termini bis zu dem Ort, den wir ſuchten, iſt nur eine Viertelſtunde Wegs. Gottardo Turris begleitete uns dahin, der Eigenthümer des einzigen hier gelegnen Hauſes, und einziger Augenzeuge des erwähnten Vorgangs. Er führte uns in das Thal Rivo de Medillano, welches ſich ziemlich abhängig gegen zwey Meilen weit von dem Berg St. Maria Medillano bis ans Meer in die Bucht von Rivo, Capri gegenüber, erſtreckt. Dieſes Thal iſt von Kalkbergen umgeben und im Hintergrunde ſo eng, daß ſich ſeine Wände faſt berühren; und ganz mit einer tiefen aus Schiefermergel beſtehenden Anſchwemmung angefüllt, die ſich bis weit an ſeine Abhänge hinauf erſtreckt, und zahlloſe, von den umliegenden Bergeshöhen herabgeſchwemmte, Kalkfelſenſtücke verbirgt. In dem obern Theil dieſes, in ein Kalkgebirg gegrabenen, Thales und in einer Anſchwemmung von Schiefermergel fand der Vorfall ſtatt, welchen die Zeitung von Neapel als ein vulkaniſches Ereigniß bekannt gemacht hat.

Der Bauer Turris, deſſen Haus mitten in den Erdſpalten ſtand, erzählte uns: den 21. April Abends gegen neun Uhr ſey, obſchon ohne allen Sturm, auf dem Berg Medillano und grade über ſeinem Hauſe, das beym Eingang der Bergſchlucht liegt, ein ſtarkes Gewitter ausgebrochen. Es regnete wenig, aber unter beſtändigem Donner und Blitz fielen viele große Schloſſen; während das Gewitter am ſtärkſten war, empfand er unter ſeinen Füßen eine heftige Erſchütterung, zugleich gewahrte er einen hellen Blitz, und ſah die Wände ſeines Zimmers wanken. Er eilte, ſeinen Bruder zu wecken, indem er ihm zurief: retten wir uns! das Haus ſtürzt ein. — Da aber dieſer Zufall nicht wieder kehrte, legten ſich beyde Brüder wieder nieder, und ſpürten keine andre Beun-

ruhigungen, auſſer dem fortdauernden Donner. Den andern Morgen war das Gewitter vorüber, der Himmel klar, und die beyden Brüder wollten an ihre Arbeit gehen, als ſie zu ihrem Erſtaunen ihr Feld von groſſen Spalten durchſchnitten ſahen, groſſe, vorher nie von ihnen wahrgenommne Steine lagen in den Spalten, viele Bäume waren geſpalten, ohne entwurzelt zu ſeyn, und eine Art Stall von Mauerwerk war zum Theil umgeworfen, und das Dach weit hinweg geſchleudert. Die Spalten ſind nur am Abhang von Nord nach Oſt entſtanden, keine einzige auf der andern Seite; ſie erſtrecken ſich etwa auf 500 Fuß längs des Thales, und gehen meiſtens der Länge nach, obgleich deren einige auch in der Quere die erſten durchſchneiden. Ihre Breite iſt von ſechs bis zehn Fuß, ihre Tiefe war nicht genau zu erforſchen, weil ihre ungleichen Wände und ihre zunehmende Verengerung die Unterſuchung verhinderten; dennoch kann ich verſichern, ſie betrug bey einigen mehr wie fünf und zwanzig Fuß, und bey andern war ſie noch viel anſehnlicher. Der Rand der Spalte iſt wenig verändert, ſo daß ſie ſich im Ganzen auf derſelben Fläche befinden; nur bey einer bemerkte man eine Tiefe von mehreren Fuß, welche durch den Einſturz einer ihrer Wände hervorgebracht zu ſeyn ſchien.

Alle dieſe Spalten befanden ſich in dem Mergelboden des Thalgrundes; in den groſſern erblickt man groſſe Kalkſteine, die ehedem in dieſem Boden verborgen waren, nun aber zu Tag gelegt ſind. Der unerwartete Anblick dieſer Steine nach der geſpürten Erſchütterung muſſte die Bauern glauben machen, ſie ſeyen aus dem Schoos der Erde dahin geworfen, worin ſie denn die calcinirte Oberfläche derſelben noch beſtärkte, und zugleich auch die Sage veranlaſſte, es habe ſich bey Maſſa ein Feuerſchlund eröffnet. Glücklicher Weiſe iſt dem aber keineswegs alſo, und die wahrſcheinlichen Urſachen des Vorganges würden wir in Folgendem ſuchen. Es ging ihm weder eine beſondre Trockne, noch beſondere Näſſe vorher; keine dieſer beyden Urſachen hat ihn alſo veranlaſſt. Obſchon dieſe Spalten in einem ſehr abhängigen weichen Erdreich entſtanden ſind, das dem Rutſchen unterworfen iſt, ſo hat es doch im Grunde des Thals keinen Bergſchlipf gegeben; die geſpaltne Maſſe iſt im Ganzen an ihrer Stelle geblieben, es fand alſo kein Einſturz ſtatt. — Eben ſo wenig war ein unterirdiſcher Einſturz ſchuld, weil ſich auf der Oberfläche der Spalten gar keine, ihrer Ausdehnung angemeſſene Unebenheit findet; die einzige, welche ich an dem Rande der größten wahrnahm, ſchien, wie ich ſchon geſagt habe, von dem Einſturz einer ihrer Wände herzurühren. Da die allgemeine Fläche des Bodens ſich gar nicht verrückt hat, iſt kein Anſchein von Einſturz unterirdiſcher Höhlen vorhanden.

Mir ſcheint am wahrſcheinlichſten, daß dieſe Spalten durch ein Erdbeben veranlaſſt worden. Zwar hat das Thal Medillano nichts davon geſpürt; allein die Wahrnehmung des Bauern: daß der Boden zitterte, zeugt für eine örtliche Erſchütterung, die hinreichend war, die Erdſpalten, die ohne Erdſchlipf und Erdſturz entſtanden ſind, zu verurſachen. Iſt es vergönnt über eine ſo ganz örtliche Bewegung eine Vermuthung zu wagen, ſo würde ich ſie einem elektriſchen Ausbruch zuſchreiben; das heißt, einem heftigen Durchgang poſitiver Elektrizität, der ſich, durch eine Wolke im negativen Zuſtand angezogen, aus der Erde ergoſſen hat. Dieſe Hypotheſe gründet ſich auf zwey ſehr bemerkenswerthe Umſtände. Einmal hatte die von Turris empfundene Erſchütterung bey einem von Hagel, Blitz und Donner begleiteten Gewitter ſtatt, ein Umſtand, der über die wichtige Einwirkung der Elektrizität keinen Zweifel läſſt; zweytens ſind die Olivenbäume, welche ſich in der Richtung der Spalten finden, von der Wurzel zum Stamm hinaufwärts geſpalten. Sie ſind weder entwurzelt noch umgeworfen, ſondern an ihrem Platz und aufrecht wie vorher; der Riß läuft nicht mit ihrer Achſe parallel, ſondern drey oder vier Fuß vom Boden quer durch. Die getrennten Theile ſind nicht auf einander liegen geblieben, ſondern klaffen 10 — 12 Zoll von einander, ohne daß von ihrer Maſſe etwas abgeriſſen wäre. Alle dieſe Umſtände ſcheinen von einem aufſteigenden Blitzſtrahl zu zeugen. Man kann mir einwerfen, daß ein Blitzſtrahl die Bäume der Länge nach durchlaufen hätte, von der Wurzel zu den äußerſten Zweigen, und nicht auf einer Seite des Stammes, ihn quer durchſchneidend, herausgefahren; auch daß der aufſteigende Blitz Löcher würde eröffnet haben, und nicht 500 Fuß lange Spalten. Wirklich kann ich dieſe Einwürfe nicht anders beantworten, als mit der Bemerkung, daß die Natur nach allgemeinen Regeln wirkt, die aber in unzählige Formen abgeändert erſcheinen; uns reicht es hin, daß Urſache und Wirkung nicht unvertragſam ſeyn; dieſes ſcheint mir hier der Fall. Der aufſteigende Blitz iſt außerdem gar keine ſehr ſeltne Erſcheinung; ich ſahe ihn im Monat Julius dieſes Jahrs zweymal in den Appenninen, und glaube, daß dieſe elektriſchen Ausbrüche die Erde öfter erſchüttern, als die vulkaniſchen es thun, die viel ſeltner und ſtets lokal ſind.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Vevay im Auguſt.

(Beſchluß.)

Siebente Abth. Winzer des Herbſtes. Vier Herren; die kananitiſche Weintraube, von zwey Winzern getragen; Anführer der Abtheilung; eine Fahne; 8 Weinleſer und eben ſo viel Weinleſerinnen; ein Weinleſewagen, von 2 Winzern begleitet; 4 Böttcher mit einem groſſen Weinfaſſe; die Arche Noahs.

Achte Abth. Die Dorfhochzeit; Muſikbande; Anführer der Abtheilung; die Köche; der Baron und die Baroninn; ein Bedienter; der Notar; Braut und Bräutigam; drey Greiſe mit ihren Frauen; Freunde und Freundinnen der Brautleute; junge Leute aus dem Dorfe; der Wagen mit der Ausſteuer; den Schluß des Zuges machte eine Abtheilung alter

Schweizer. — Das Ganze war einfach, glänzend und geſchmackvoll; Geſang und Tanz waren angemeſſen und wurden ſehr gut ausgeführt. — Daß weder Unruhe, noch ein Unglück den Genuß dieſer beyden Tage ſtörte, obgleich eine ziemliche große Menge Menſchen aus allen Ständen und Gegenden verſammelt waren, zeugt eben ſowol von der Vortrefflichkeit der Maßregeln, welche man zur Verhütung jeder Unordnung genommen hatte, als von dem ſtillen, ruhigen Volkskarakter, der ſich nur der allgemeinen Freude hingab. So wurden die Erwartungen der Fremden nicht nur befriedigt, ſondern weit übertroffen. Das Ganze erhob in der That das Gemüth, und war eine ſchöne, lebendige Vergegenwärtigung der alten, griechiſchen Volksfeſte. Daraus läßt ſich auch der Eindruck erklären, welchen das Ganze auf Perſonen machte, die auf den erſten Bühnen Europa's die ſchönſten Darſtellungen geſehen hatten. Ein Theateraufzug, ſo glänzend und koſtbar er auch ſeyn mag, iſt immer kein Volksfeſt. Aus demſelben Grunde hörte man ſelbſt Aeußerungen über den Vorzug der heidniſchen Religion in ihren Gebräuchen und Feſten vor der chriſtlichen, wie man ſie manchmal ſelbſt von ſogenannten gebildeten Perſonen hört, welche die Religion der Alten nicht von ihrer Mythologie zu unterſcheiden wiſſen. Indeſſen iſt es gar nicht zu läugnen, daß die Religionsfeſte der Alten auch in religiöſer Hinſicht auf das Volk wohlthätig wirkten, wie wir noch aus ihren alten Hymnen ſehen können. Und vielleicht iſt es wahr, was Schiller ſagt: „Als die Götter menſchlicher noch waren, waren Menſchen göttlicher.“ — Die Vermiſchung des griechiſchen Alterthums mit dem bibliſchen lag hier näher, und war deßhalb weniger auffallend als in Dante's göttlicher Komedie und in andern Dichtungen.

Wien, den 15. September.

(Fortſetzung.)

Den dritten September im Theater nächſt der Burg: Johanna von Montfaucon. In dieſem Schauſpiele trat Madame Schröder unter dem herzlichen Willkommen eines dankbaren Publikums zum Erſtenmale ſeit ihrer Rückkehr auf. Wir freuen uns aufrichtig ihres wohlerworbenen, weit verbreiteten Ruhms, und wiſſen die lobpreiſenden Stimmen des entzückten Auslandes eben ſo ſehr zu ſchätzen, als wir die ſeltene, in Deutſchland vielleicht jetzt einzige Größe dieſer Künſtlerinn ganz zu empfinden meinen. Doch die Kunſt ſteht höher als irgend ein Künſtler, und außerordentliche Erſcheinungen ehrt man am beſten durch freyes Urtheil und immer höher geſteigerte Forderungen. Es iſt zu unangenehm, nur immer an der Mittelmäßigkeit ſich müde zu rütteln, die doch nie wahrhaft über ſich ſelbſt erwacht. Die Rolle der Johanna iſt keine von denen, worin Mad. Schröder ihre reiche und erſchütternde Kraft vollſtändig entwickeln kann. Der Dichter hat mehr den Knalleffekt, als die Natur, beabſichtigt, wie es ſeine Sitte und ſein Glück mit ſich brachte. Erſt zeigt ſich Johanna von oben dem zärtlich bekümmerten Volke, als kaum geneſen von einer ſchweren Krankheit, dann kommt ſie auf Bitten der Verſammlung herab, und gleichſam, als habe die Anſtrengung ſie geſtärkt, verſchwand im Spiel der Mad. Schröder faſt jede Spur der Krankheit, ſo ſicher war die Bewegung, ſo feſt die Sprache. Die Frauen pflegen ſonſt gern einigen erlaubten Vortheil von den Reizen zu ziehen, welche die allmählige Geneſung ihnen verleiht, ſo daß dieſe vollkommene, urplötzliche Wiederherſtellung faſt einer Wunderkur gleicht. Freylich muß Johanna ihren armen Ritter und Gemahl, weil er vom Kopf bis zu dem Fuß etwas ſchwach iſt, im letzten Akte vom Tode retten, aber bis dahin war noch lange Zeit. Umgekehrt kränkelte Johanna im erſten Geſpräche mit ihrem Herrn viel zu ſehr, verfiel oft in einen ſüßlichen, ſentimentalen Ton, der im Munde einer edlen ritterlichen Frau nicht anklingen will. Der Zuſchauer denkt ſich nun einmal die Stimme einer ſolchen Zauberinn zugleich zart und kräftig, weich und beſtimmt, eben ſo ergreifend in der Ruhe, als in der Bewegung. Die Klippe der meiſten Schauſpielerinnen iſt das falſche Liebliche, das Gezierte im Naiven, das Weinerliche im Schmerze; ſelbſt Mad. Schröder nähert ſich zuweilen im Ausdrucke zu ſehr dem Süßlichen, wenn ſie auch nicht ſo ſtarke Portionen Zuckerwaſſer vertheilt, als einige ihrer Kunſtgenoſſen. Dieſe Unnatur finden wir beſonders in der viel zu ſehr bewunderten Rolle der Sappho, wo jene verbotene Neigung zur falſchen Empfindſamkeit durch den völlig modernen Geiſt des Dichters ins klarſte Licht tritt. Eben weil ſich ſo viele Zuſchauer in dieſen Charakter ſelbſt finden, macht er ſo großes Glück, wird aber dadurch weder tragiſch gut, noch poetiſch ſchön, bleibt immer nur ein Fragment aus Florians, höchſtens aus Geßners Schäferwelt. Es war alſo keine verlorene Mühe, daß Hr. Müllner beſonders in dieſer Rolle der Mad. Schröder mehrere unrichtige Betonungen nachwies. Wo kein richtiges Gefühl vorherrſcht, wird es auch ſchwer richtig zu ſprechen. Wir kehren zu unſerm Schauſpiele zurück. Die bekannten Bravour-Scenen erſchütterten durch hervorſtechende Momente. Bey mehreren Stellen, wo der Schmerz die vollſten Ladungen abſetzt, kam es uns indeſſen vor, als ſchweiften die Töne zuweilen über die Gränzen des ſchönen menſchlichen Gefühls hinaus, es war etwas Rohes, Gemüthloſes darin. Dagegen lag eine himmliſche Gewalt in dem nie genug zu preiſenden Vortrage der Worte: „Das liebende Weib war ſtark; die bebende Mutter ſchwach.“ Das Publikum ſtrömte bey dieſer Stelle vom lauteſten Beyfall über. Wiederum ſchien es uns, Mad. Schröder erhebe ſich nicht würdig genug zu Gott empor in ihren Gebeten, der Ausdruck war zu ſinnlich. Freylich iſt es auch natürlicher mit Shakeſpeare zu fluchen, als mit Kotzebue zu beten. Von verſchiedenen Fehlern gegen die Betonung ſey blos dieſer erwähnt: „Gott, wie konnte ich auch nur einen Augenblick an deiner Gerechtigkeit verzweifeln.“ Mad. Schröder kann ſich losmachen von der falſchen Empfindſamkeit, denn oft ſteht ihr der einfachſte und zugleich rührendſte Ausdruck zu Gebote, ſie wage es alſo auch geraden Fluges der Höhe zuzueilen, welche ihr die Natur beſtimmt hat, ohne vor dem Ziele wieder zu ſinken, betäubt vom Qualme leicht verdampfenden Weihrauchs. Neben dieſer Künſtlerinn wird Kürze oder auch Schweigen über die andern Rollen erlaubt ſeyn. Hr. Schwarz verdiente als Burgvogt Lob. Erſchien der Burgvogt auch nicht ganz, wie er ſeyn ſoll, ſo zeigte ſich in dem Spiele doch ein gewiſſer Zuſammenhang. Einzelne Scenen der Freundſchaft gelangen Hrn. Wothe, dem Sohne des Burgvogts, ſehr gut. In der Liebe gegen Hildegard war er unglücklich, doch rächte ſich die Schöne auf der Stelle, denn beyde Liebende ſchüttelten ihre Sentenzen wie Obſt von den Bäumen. Der Ritter Laſarra, Hr. Ochſenheimer, wurde, ganz gegen ſeine Sitte, ſo warm, daß er Gefahr lief, den Bart zu verlieren. Zum Glück merkte er noch zur rechten Zeit den Abgang von Kraft, und beugte dem gänzlichen Verluſte geſchickt vor.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

Gern ertrag' ich vom Erſten, gibſt du mir, Geliebte, das Zweyte.
Gabſt du das Ganze mir doch, als ich das Erſte dir bot.

Auflöſung der Charade in Nro. 230.

Grasmücke.

Digitized by Google

Nro. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Oktober 1819.

Du wendeſt ſchaudernd dein Geſicht? —
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg,
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleiſe. —

Goethe's Iphigenia.

Eudoria Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland.

(Fortſetzung.)

Der Unmuth dieſer verſchmäheten Liebe rächte gewiſſermaßen Eudoriens Schickſal an ihrem Gemahl, aber er führte ihn nicht zu ihr zurück. Es gelang jetzt Katharinen, Petern nicht blos zu erobern, ſondern auch zu feſſeln, und Eudoria erlitt den Schmerz, daß ihr Sohn auf des Vaters Befehl bey Katharinen Pathenſtelle vertreten, und ihr den Namen Alexiewna geben muſſte, als ſie zur griechiſchen Kirche übertrat. Bald erfuhr ſie nun auch die ihr nach den Geſetzen der griechiſchen Religion unglaublich dünkende Nachricht, Katharine ſey dem Zaar heimlich angetraut, ja ſie muſſte die Kränkung erleben, daß dieſe Verbindung vier Jahre ſpäter erklärt, und das Vermählungsfeſt öffentlich, mit allem Gepränge kaiſerlicher Pracht gefeyert wurde.

Dieſer Schritt Peters vermehrte die Unzufriedenheit der Geiſtlichkeit, die ſchon ſeit Eudoriens Verbannung heimlich und auch laut das Betragen des Zaars gegen ſeine edle Gemahlinn gemißbilligt hatte. Der Erzbiſchof von Raſtow, Doſſifej, entwarf den Plan zu einer Verſchwörung, die die Verſtoßung Katharinens und die Verſöhnung Eudoriens mit dem Kaiſer bewirken ſollte; doch lag der eigentliche Zweck derſelben tiefer, da die Prieſter, voll Abſcheu gegen Peters Neuerungen und voll Furcht vor den Folgen derſelben, den Zaarewitſch Alexej Petrowitſch, je eher je lieber, auf dem Thron ſeines Vaters zu ſehen wünſchten; allein Eudoriens Schickſal bot dem Plan der Geiſtlichkeit einen höchſt willkommnen Vorwand, die edelſten und mächtigſten Männer des Reichs in ihr Intereſſe zu ziehen. Selbſt Peters Schweſter, die Zaarewna Maria, mit Eudorien durch das Band der zärtlichſten, unter den Augen und dem Segen Nataliens Kirilblowna's aufgeblüheten Freundſchaft verbunden, ließ ſich von der Hoffnung blenden, ſie der Welt und dem Thron durch eine Verſöhnung mit dem Gatten zurückgegeben zu ſehen. Sie wechſelte durch Gleba's Vermittelung Briefe mit ihr, ſandte ihr weltliche Kleider und erhielt es von Eudorien, daß dieſe ihren Kloſternamen und ihre Kloſtertracht ablegte. Eudoria hatte für ſich alle Hoffnungen auf Glück aufgegeben, allein ſie war Mutter und konnte in Katharinen nur die Feindinn ihres Sohnes ſehen, deſſen Untergang allein Katharinens Kinder die Thronfolge zu ſichern vermochte. Am glühendſten ergriff Gleba den Plan des Erzbiſchofs, mit dem er ſich bald ganz verſtändigte, da er das Glück der Zaarinn nicht durch eine Verſöhnung mit ihrem Gemahl geſichert halten konnte, ſondern nur dann, wenn Alexej den Thron beſtieg und ſeine Mutter aus ihrer Zelle hervor führte, um mit ihm zu herrſchen. Und des Zaarewitſch, durch das Unglück ſeiner Mutter tief gekränktes Herz, ſein durch Katharinens Erhebung empörter Geiſt, die Furcht vor ſeiner Zukunft — wer kann den Jüngling unbedingt verdammen, wenn unter dieſen Umſtänden die Beredſamkeit des Erzbiſchofs, wenn Gleba's Glut der Liebe und des Haſſes, wenn ſeine eigne gemißhandelte Jugend in ihm als Flamme der Empörung aufloderte?

Ohne um dieſe Verſchwörung zu wiſſen, hielt ſich doch

Digitized by Google

Peter überzeugt, daß Alexej nicht der Mann ſey, das von ihm ſelbſt begonnene Werk der Umſchaffung ſeines Reichs im Geiſt des Vaters weiter zu fördern, wenn er den Thron beſteige, und dieß reichte hin, den Entſchluß in ihm zu erzeugen, Alexej zur Verzichtleiſtung auf die Erbfolge zu zwingen. Der Zaarewitſch fühlte, welche Gefahr ihm drohe, wenn er ſich weigre, dem Befehl ſeines Vaters zu gehorchen, er ſah für ſich nur ein Rettungsmittel: Flucht. Zu dieſer riethen alle ſeine Freunde, zu dieſer ſeine Mutter. Er floh nach Wien und von dort nach Neapel, aber dem Henkerſchwert ſeines Vaters konnte er nicht entgehen; er wurde ausgeliefert und gefangen nach Rußland zurück gebracht.

Es wird dem Gefühl reiner Menſchlichkeit ſchwer, Peter als Richter ſeines Sohnes unparteyiſch in dem Verhältniß aufzufaſſen, in dem er, in ſeiner Bildung und Entwickelung, ſeinem Wollen und ſeinem Thun, ſeiner Größe und ſeiner Barbarey, zu ſeiner Zeit und zu ſeinem Volke ſtand. Alexej weigerte ſich, den Giftbecher zu leeren, den ihm ſein Vater, begleitet von dem General Weide, in das Gefängniß brachte; — da riß man die Dielen des Fußbodens auf, um das Blut in die Oeffnung ſtrömen zu laſſen, und hieb dann dem durch häufige Ohnmachten und ſtrenges Faſten ermatteten Prinzen den Kopf ab. — — Der Zaar holte darauf ſelbſt aus dem von ihm bewohnten Palaſt die erſte Kammerfrau der Kaiſerinn Katharina, Anna Kramer, die den Kopf an den Rumpf feſtnähen und den Leichnam des unglücklichen Prinzen ankleiden muſſte, der einige Tage in der Feſtungskirche zur Schau ausgeſtellt und dann in derſelben beygeſetzt wurde. —

Alle, die je nur in der entfernteſten Verbindung mit dem Zaarewitſch geſtanden hatten, wurden gefänglich eingezogen, und durch die ſchaudervollſten Folterqualen ſuchte man von ihnen die Geſtändniſſe zu erpreſſen, deren man bedurfte, um ſie ſchuldig finden zu können. Die Zaarewna Maria und Eudoria, der Erzbiſchof Daſſifej, Gleba, alle Verwandte Eudoriens, ihr Beichtvater und unzählige andre wurden gefangen nach Moskau geſchleppt. Vorzüglich wünſchte man Eudoria ſchuldig zu finden. Sie ſchrieb an den Kaiſer, um von ihm das Leben ihres Sohnes zu erflehen; auch geſtand ſie es, Briefe mit dieſem und mit Maria gewechſelt zu haben; allein wegen aller übrigen gegen ſie erhobenen Anklagen berief ſie ſich auf des Kaiſers eigne Ueberzeugung ihrer Schuldloſigkeit, und ſie durfte das, denn alle von ihr geſchriebene, zum Theil aufgefangene, zum Theil bey den Verſchwornen gefundene Briefe bezeugten ihr Nichtwiſſen um irgend einen Plan zur Empörung, und athmeten den Engelsfrieden einer reinen Seele, die Milde und Weisheit wahrer Frömmigkeit. Nichts deſtoweniger wurde ihr der Prozeß gemacht, und da jeder andre Grund zur Anklage wegfiel, beſchuldigte man ſie eines ſtrafbaren Liebesverſtändniſſes mit Gleba. In ihrer Gegenwart legte man dieſen auf die Folter, um das Geſtändniß deſſelben von ihm zu erzwingen, allein troß der erfinderiſchen Grauſamkeit ſeiner Henker, blieb jedes ſeiner Worte ein Zeugniß für Eudoriens makelloſe Reinheit. Er, der Held, litt für ſie, für die Geliebte ſeiner Jugend, ſeine Kaiſerinn, für das Weſen, das er mit der reinſten, feurigſten Begeiſterung vergötterte, für das ſterben zu dürfen er ſich in den Weiheſtunden ſeines Lebens oft als das ſchönſte Loos gewünſcht hatte. Er litt in ihrer Gegenwart, und jede ſeiner Qualen muſſte bey ihr zur Zeuginn ſeiner Liebe und ſeiner Treue werden — aber wer vermag Eudoriens Seelenfolter in dieſer furchtbaren Schreckensſtunde mitzufühlen, ohne zu erſtarren vor dem Gedanken, daß ſolche Qual für ein ſchuldloſes Menſchenherz nicht blos im Reich der Möglichkeit, ſondern der Erfahrung und der Wirklichkeit liegt! —

Sollte Gleba's Leben nicht das augenblickliche Opfer der gegen ihn verübten Grauſamkeit werden, ſo muſſte man ſeine Qualen enden. Bleich und kalt, an allen Gliedern zerſchmettert, hob man ihn von der Folterbank — ſein brechendes Auge ſuchte Eudoria. Sie eilte zu ihm; ſtumm drückte ſie ſeine Hände an ihr Herz und dann ihre Lippen zu einem langen Kuſſe auf die ſeinigen, die ihren Namen nicht mehr hörbar zu ſtammeln vermochten. Dann erhob ſie ſich ruhig und groß gegen ſeine Richter. Ihr habt ihn gemordet, ſagte ſie dumpf und ernſt, er iſt ein Martyrer der Wahrheit und ihr Opfer geworden; jetzt ſollt ihr aber mein Geſtändniß hören: ich liebe ihn. Ja, Gleba, fuhr ſie fort, erfahre es in dieſer Stunde hier vor Gott und deinen Richtern, mein Herz iſt in unausſprechlicher Liebe dein, und bitter nagt die Reue daran, deinen Werth und deine Liebe nicht zu der Zeit erkannt zu haben, wo ich durch ſie eben ſo glücklich zu werden vermochte, als mich jetzt die Barbarey meines grauſamen Gatten elend macht. Für dieſe Welt trennt uns dieſe Stunde; aber nur, um uns für jene beſſre unauflöslicher zu vereinen. — Thut jetzt eure Pflicht, Richter, ich, die einzige rechtmäßige Gemahlinn Eures Monarchen, bekenne hier freywillig, daß ich dieſen Mann liebe und den Tod für und mit ihm jedem andern Erdenlooſe vorziehe.

Kein weltlicher Richterſtuhl konnte ſich befugt halten, über ein ſolches Geſtändniß zu richten. Eudoria ward einem geiſtlichen Gericht übergeben, dem der Kaiſer ausdrücklich befahl, ihr Vergehen nach aller Schärfe des geiſtlichen Geſetzes und der Kirchenſatzung zu richten. Allein nur Ein Geiſt beſeelte die aus den Erzbiſchöfen, Archimandriten und mehrern andern der angeſehenſten Geiſtlichen des Reichs zuſammengeſetzte Verſammlung, der des innigſten Mitleidens mit Eudorien und der Bewunderung ihrer Seelengröße. Gott hat uns kein andres Schwert als das ſeines Wortes anvertraut, ſo ſprachen ſie, nicht den Tod des Sünders, ſondern ſeine Bekehrung wünſchen wir. Es gelang ihnen, Eudoriens Leben zu retten, aber o Gott! welch ein Leben wurde ihr erhalten! Das Haupt ihres Sohnes war von der Hand ſeines Vaters gefallen! — Die Schweſter ihres Her-

zens, die Zaarewna Maria, verurtheilt, ihre Tage in den Gefängniſſen Schlüſſelburgs zu vertrauern — Eudoriens Verwandte und Freunde waren theils zu Tode geknutet, theils gerädert oder auch ins Elend verwieſen — Gleba lebendig geſpießt!

Gegen den Seelenſchmerz ſolcher Erlebniſſe erſcheint es faſt unbedeutend, daß Eudoria ſelbſt zur Kloſterzüchtigung verdammt, und nachdem ſie dieſe, im Beyſeyn des ganzen Nonnen-Convents, von zwey Schweſtern erhalten hatte, nach Neu-Ladoga geführt, und dort in eine enge, vom Tageslicht nur matt erleuchtete Zelle geſperrt wurde, wo ſie nur Brod, Gemüſe und Waſſer zu ihrer Nahrung erhielt.

Hier lebte ſie ſechs Jahre, abgeſchieden von aller menſchlichen Geſellſchaft, in der tiefſten Einſamkeit, allein mit Gott und mit dem eignen blutenden Herzen, in deſſen Wunden kein irdiſcher Troſt lindernden Balſam zu träufeln vermocht hätte. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Erzählung eines chineſiſchen mythologiſchen Schriftſtellers von Chriſtus.

In einer chineſiſchen Mythologie, die ein Arzneykundiger, Namens Tien, nebſt einem gewiſſen Ching, compilirte, findet ſich folgende Stelle, worin Jeſus unter die Zahl der Götter gerechnet wird; wir geben ſie nach der engliſchen Ueberſetzung, die der Indo-Chinese gleaner enthält. Beſagte Mythologie erſchien unter der Regierung Kang-he's, mit Genehmigung Chang-ke-tſung's, damaligem Primas der Sekte Taou. Sie iſt Shin-ſeen-t'ung-keen, d. h. mythologiſche Geſchichte betitelt, füllt 22 dünne Oktavbände, und enthält viele Bilder, deren eines Jeſus als einen kleinen Knaben mit chineſiſcher Kleidung und ſolchem Hut darſtellt; und ſeinen Vater als einen vom Alter zuſammengeſchrumpften, runzlichten Mann, wie er ſeine Hand auf des Erſtern Haupt legt.

„Die Nationen des äußerſten Weſtens,“ erzählt der Mythologe, „ſagen, daß in der Entfernung von 97,000 Lee von China, einer Reiſe von drey Jahren, die Gränze von See-keang anhebe. In dieſem Lande lebte ehemals eine Jungfrau Namens Ma-le-a. Im erſten Jahr Yuen-chee's, in der Dynaſtie Han, verkündete ihr ein himmliſcher Gott*), Namens Kea-pe-gee-urh, ehrfurchtsvoll dieſe Botſchaft: T'heen-chu, der Herr des Himmels, hat dich erkohren ſeine Mutter zu ſeyn.“ Nachdem er ſeine Rede geendiget, ward ſie ſchwanger, und gebar in der Folge einen Sohn. Die Mutter, von Freude und Ehrfurcht erfüllet, hüllete ihn in ein gemeines Tuch und legte ihn in eine Pferdekrippe. Eine Herde himmliſcher Götter ſang im leeren Raum (nämlich dem Firmament). Vierzig Tage nachher brachte ſie ihn vor den heiligen Lehrer Pa-ti-leh, und nannte ihn Yay-ſoo. Im zwölften Jahr ſeines Alters, folgte er ſeiner Mutter in den heiligen Palaſt anzubeten. Auf dem Heimweg verloren ſie einander. Der Mutter Herz war ſchmerzlich betrübt. Nach dreytägigem Suchen, da ſie in den Palaſt kam, ſah ſie Ya-ſoo, auf einem ehrenvollen Sitze, ſich mit den alten und gelehrten Doktoren über die Werke und Lehren des Herrn des Himmels unterredend. Wie er ſeine Mutter erblickte, war er froh, kehrte mit ihr zurück, und diente ihr mit größter kindlicher Ehrfurcht. In ſeinem dreyßigſten Jahr verließ er Mutter und Lehrer, reiſte nach dem Land Yu-ta-ſze und lehrte die Menſchen Gutes thun. Die heiligen Wunder, die er that, waren ſehr zahlreich. Die vornehmſten Familien, und die Beamten in dieſem Lande, äußerſt ſtolz und böſe, beneideten ihn wegen der Menge, die ſich zu ihm geſellte, und trachteten ihn zu tödten. Unter den zwölf Schülern Yayſoo's befand ſich ein habſüchtiger, Yu-ta-ſzee genannt. Die Wünſche des Mehrtheils ſeiner Landsleute gewährend, und einen angebotenen Gewinn ergreifend, führte er eine große Menge um Mitternacht herbey, die Yay-ſoo ergriff, band, und vor A-nah-ſze ins Gerichtshaus Pe-la-to's brachte. Sie entriſſen ihm ſeine Kleider, banden ihn an einen ſteinernen Pfeiler, und gaben ihm über fünf tauſend vier hundert Streiche, bis ſein ganzer Körper wund und zerfetzt war, und immerfort blieb er ſtill, und wie ein Lamm that er keine Einrede. Die boshafte Rotte nahm eine aus ſtechendem Dorn gemachte Mütze, und drückte ſie ihm gewaltſam auf die Schläfe. Sie hingen einen ſchlechten, rothen Mantel über ſeinen Körper, und beugten ſich heuchleriſch vor ihm als vor einem König. Sie machten eine große und ſchwere Maſchine aus Holz, in Geſtalt des Buchſtabens Shih (Zehn), die ſie ihn auf der Schulter zu tragen zwangen. Den ganzen Weg drückte ſie ihn ſchmerzlich nieder, ſo daß er eins ums andre ging und wieder fiel. Seine Hände und Füße wurden an das Holz genagelt; und da ihn dürſtete, reichte man ihm ein herbes Wermuthgetränke dar. Wie er ſtarb, verfinſterte ſich der Himmel, die Erde erbebte, die Felſen ſchlugen an einander und zerbrachen in kleine Stücke. Er war damals drey und dreyßig Jahre alt. Den dritten Tag nach ſeinem Tod, kehrte er wieder ins Leben zurück, und ſein Körper ward glänzend und voll Schönheit. Er erſchien zuerſt ſeiner Mutter, ihren Kummer zu verſcheuchen. Vierzig Tage darauf, im Begriff ſich in den Himmel zu erheben, befahl er ſeinen Schülern, in allem Hundert und Zwey, ſich zu vertheilen und überall unter dem Himmel umher zu gehen, zu lehren und ein heiliges Waſſer zu ertheilen (adminiſtriren), die Sünden aller derjenigen abzuwaſchen, die zu ihrer Sekte treten würden. Nachdem er ſeine Befehle beendiget, folgte ihm ein Haufen alter Heiligen hinauf in das himmliſche Königreich. Zehn

*) Weniger buchſtäblich „ein Engel.“

Digitized by Google

Tage nachher ſtieg ein himmliſcher Gott herab ſeine Mutter zu empfangen, die gleichfalls in die Hohe hinaufſtieg. Oberhalb der Neun Ordnungen geſetzt, ward ſie zur Kaiſerinn des Himmels und der Erde, und zur Beſchützerinn der menſchlichen Weſen. Die Menge der Schüler verbreitete ſich umher, und ging die Menſchen zu belehren und zu erneuen.

Der engliſche Ueberſetzer fügt die Bemerkung bey, daß man anfänglich zu glauben geneigt ſeyn dürfte, dieſe Erzählung ſtamme von den Neſtorianiſchen Chriſten, allein daß man bey näherer Betrachtung ſich bald überzeuge, daß ſie aus Schriften oder mündlichen Mittheilungen der Katholiken entnommen ſey, da letztere ſich derſelben chineſiſchen Benennungen für die verſchiedenen Perſonen der Geſchichte von Chriſtus bedienen; ſo wie auch die Himmelfahrt der Maria und die ihr beygelegten Zunamen, wie z. B. Shing-moo, heilige Mutter, auf dieſe Quelle hindeuten. Uebrigens hätten ſich in der Regierungszeit Kaiſer Kang-he's viele Katholiken in China befunden, während die Einführung und Dauer des Neſtorianismus noch keine hiſtoriſche Evidenz habe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, den 15. September.

(Fortſetzung.)

Den 6. September im Theater nächſt der Burg: Correggio von Oehlenſchläger. Es iſt ſchwer, dem Dinge einen Namen zu geben. Nennen wir es ein Gemählde, da es von Mahlern handelt. Man hat nämlich dieſes Trauerſpiel durch ſogenannte Abänderungen zu dem bekannten und beliebten Rührſpiel entſtellt, wofür ſich Gellert einſt zum Doktor hinaufdiſputirte (pro comoedia commovente). Correggio iſt, ein zu lieber Narr, *) als daß er ſterben dürfte, wenn auch die Ahnungen ſeiner Frau darüber im erſten Akte zu Waſſer werden. Den Dichter in ſeinem Werke umbringen und den Helden am Leben laſſen, der doch viel leichter von den Todten auferſteht, als jener, das iſt mitunter unſere luſtig grauſame Weiſe. Wir hätten uns ſchon längſt das Fleiſcheſſen abgewöhnt, dächten wir im Augenblicke des Hungers an die Tropfen Blut, welche es koſtet ihn zu ſtillen. Es muß etwas von den Lehrſätzen der Pythagoräer in uns ſtecken, das ſich jedoch, ſtatt auf den Magen, aufs Herz geworfen hat. Nachdem ſo mancherley hat gerügt werden müſſen, iſt es eine große Freude, Hrn. Korn als Giulio Romano ohne Einſchränkung loben zu können. Wie dieſer Mahler gewiſſermaßen zwiſchen Raphael und Michel Angelo in der Mitte ſteht, von jenem die Milde, von dieſem das Feuer in ſeiner Natur vereinigte, und dieſe Verbindung ſchmückte mit dem ſtolzen Selbſtgefühle des Römers: ſo gab ihn Hr. Korn wieder, unübertrefflich in würdevoller Grazie, geiſtreicher Leidenſchaftlichkeit, ſicherer Bewegung, und einem bis ins Feinſte richtigen Vortrage. Es iſt zu beklagen, daß die Kritik für das Lob weniger Worte hat, als für den Tadel. Bemerkt muß jedoch werden, daß Hr. Korn in der Stelle, wo er als Giulio Romano den Becher niederſetzt, das männliche Geſchlecht des Weines verletzte, indem er ſagte: Das — iſt gut. Hr. Korn zieht wahrſcheinlich das Bier dem Weine vor, wenn er ſich nicht etwa, wie wir, der Geſundheit wegen, gar des Waſſers befleißiget. Wegen des obigen Fehlers wird er zu der Strafe verurtheilt, dem Bacchus, als dem alten Schutzgotte der Tragödie, dem Vorſteher trunkener Begeiſterung ſobald als möglich zur Sühne einen Bock zu opfern. Hr. Coſtenoble iſt als Michel Angelo in ähnlicher, noch größerer Schuld, denn er erhob den Becher zu kraftlos, nippte zu furchtſam und machte zu große Pauſen; denn in Hinſicht des Weintrinkens kann man ſich Michel Angelo doch wohl als a presto denken. Zum Glück hat er nichts davon geſehen. Hr. Coſtenoble zeigte mehr den heftigen Polterer, als den leidenſchaftlichen und dabey doch tiefen Mann. Dem Dichter iſt nach unſerer Meinung der Charakter des Michel Angelo nicht recht gelungen, der wirkliche ſtand höher, als dieſer nachgebildete. Das Organ des Hrn. Coſtenoble iſt der Darſtellung hoher Kraft nicht günſtig, es eignet ſich mehr für das Luſtſpiel. Das Erſtaunen, mit welchem er beym erſten Anblick von Correggios Werk ausruft: welch Farbenſpiel! gränzte mehr an Schrecken, als an Bewunderung, drückte ſtatt der geiſtigen Regung eine phyſiſche aus. Warum wirft Hr. Coſtenoble zuletzt vor Unwillen die Peitſche hinter dem unverſchämten Gaſtwirth her? Dadurch erſcheint ja Michel Angelo ſchwach, gereizt wie ein Kind. Ueberhaupt gefällt uns die Peitſche als Attribut der Kraft nicht. Michel Angelo tritt faſt wie ein Fuhrmann auf. Hr. Koberwein befriedigt durchaus nicht, als Correggio. Er macht zuweilen einen Gimpel aus ihm. Wenn aber ein Pinſel den andern führen ſoll, ſieht es ſchlecht aus. Die Stellung mit den ſchlotternden Knien iſt eines dummen, faulen Bauernbuben, nicht eines edlen genialen Künſtlers würdig. Von der Art war auch nur allzuoft der Vortrag. Einige Momente, wie die, wo Correggio ſich ermannt in Beziehung auf Michel Angelo, glänzten deſto mehr hervor. Das Mahlen ging ſchlecht, der Rücken ſtand perpendiculär; er ſagte ſich los, wie es ſchien, von dem Werke der Hände. Mad. Koberwein, Correggios Gattinn, verfehlte die Rolle gänzlich. Sie verkünſtelt die Sprache zu einem ſo zarten, einförmigen Säuſeln, daß dieſelbe in der That eben ſo honigſüß wird, wie der Mund ihres Bildes nach Michel Angelo's tadelnder Bemerkung. „Das Naive iſt nur naiv, wenn es ſich ohne Abſicht äußert. Ich merke Abſicht und ich bin verſtimmt.“ Das turteltaubenmäßige Umlegen des Kopfes mit dem wolbſeligen Lächeln, ſelbſt im tiefſten Schmerze, wirkte unangenehm. Hr. Kettel ſah als vornehmer Italiener recht ſtattlich aus, nur ſchnaubete er durch die Haltung des emporſtrebenden Kopfes zu ſehr nach Aether, bewegte als Mann von Rang auch für einen Italiener die Hände zu ſehr im Geſpräch mit dem Dorfwirth, und ging endlich für den geſchmackvollen Beſitzer eines Bilderſaals zu paradirend mit dem Mantel einher und beſonders ab. Wie Hr. Kettel gehen nur Leute mit dem Mantel, wenn ſie ihn zum Gepränge für ein Paar Stunden gemiethet haben. Was beyläufig von der Kunſt in dem Stücke geſagt wird, mit den bekannten Wendungen der Technik, kam ſehr unpoetiſch heraus. Der Dichter hätte tiefer in das Gemüth der Künſtler eingehen ſollen, ſo hätten wir wohl mehr als die Ausrufungen gehört, von denen jetzt jede Bildergallerie wiederhallt. Es that uns recht leid, daß wir gar nichts von den beliebten Tinten zu hören bekamen, die im Geſpräch ſich ſo gut ausnehmen. Doch in dieſem Punkte iſt Leſſing in der Emilia Galotti nicht glücklicher geweſen. Ein Gemählde poetiſch mahlen iſt etwas ſchwer.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Man überſehe unſerm Correſpondenten dieſen kleinen Wienerianismus; offenbar heißt es: ein gewinnender Menſch, ein Menſch, den man lieb haben muß.

Nro. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 5. Oktober 1819.

> Eines mag nicht ganz verhallen,
> Was auf Erden man beginnt:
> Frommer Sehnſucht Lieder ſchallen,
> Die geſtellt aufs Ew'ge ſind.
>
> La Motte Fouqué.

Die hohe Dreyfaltigkeit.

Vom Himmel herab, aus ewigem Licht,
  Entquillt dreyeiniger Schimmer.
Und faſſt der Sterblichen enges Geſicht
  Die reinen Strahlen auch nimmer,
Doch iſt aus Graus und aus Todesnacht
Die dämmernde Erde durch ſie nur erwacht.

Die Wahrheit entſchwebet dem Himmel nur,
  Die irrende Erde mag irren.
Erforſche, was Gottes — die göttliche Spur
  Wird ſchimmernde Täuſchung entwirren.
Doch mild hat das heilige Iſisbild
Mit dem Schleyer die tödtende Gottheit umhüllt.

Aus Eden entwallet ein Roſenglanz,
  Und röthet die irdiſchen Dunkel;
Er ſtrahlt in der weinenden Blumen Kranz,
  Und brennt in der Sterne Gefunkel,
Der Glanz iſt die Schönheit, iſt heilig und rein,
Vom göttlichen Glanze der Wiederſchein.

Und über den Sternen nur rein entblüht
  Das Gute, da ganz ſich geſtaltet;
Wo der Sturm nicht wüthet, die Sonne nicht glüht,
  Sich die Blume vollkommen entfaltet;
Und ſendet hinab manch goldenen Strahl
Von oben ins dämmernde Erdenthal.

Das iſt die hohe Dreyfaltigkeit
  Des Wahren und Schönen und Guten,
Sie ſind keine Wellen der fluthenden Zeit,
  In der Ewigkeit Schoße ſie ruhten;
Und dieſe heilgen Drey ſind Eins
Im Allverein des göttlichen Seyns.

Eudoria Feodorowna, Kaiſerinn von Rußland.

(Beſchluß.)

Die unerbittliche Nemeſis traf Peter nach Verlauf dieſer Zeit. Katharina die Erſte beſtieg den Thron, und ſie benutzte die neugewonnene Macht gleich in den erſten Tagen ihrer Regierung, Eudoriens Schickſal noch zu erſchweren und das Werk ihrer Grauſamkeit zu vollenden, indem ſie die hohe Dulderinn nach Schlüſſelburg, in einen dunkeln, unterirdiſchen, von zahlloſen Ratzen und Mäuſen bewohnten Kerker, ſchleppen ließ. Vor dieſem Gefängniß war ein kleiner Hof von wenigen Schritten Umfang; die hohe Mauer, die ihn einſchloß, wurde mit Soldaten beſetzt, die, ſo oft ſie abgelöſt wurden, ſich ganz entkleiden muſſten, um die Möglichkeit zu verhüten, daß durch ſie ein Brief von Eudoria beſorgt werden konnte. Hier in dem engen Umkreis dieſer Mauern allein durfte die Kaiſerinn Luft ſchöpfen und ſich des Tageslichts erfreuen, von dem kein Strahl in ihren dumpfen Kerker drang. Zu ihrer Bedienung gab man ihr eine mißgeſtaltete, kränkliche alte Zwergin, die zur Friſtung ihres Lebens von Eudorien die Pflege und Aufwartung forderte, die ſie eigentlich beſtimmt war, dieſer zu gewähren. Selbſt die Erlaubniß zu beichten ward der Kaiſerinn verſagt, kein Prieſter durfte ihren Kerker betreten. Mit glaubensvoller Seelenſtärke ertrug ſie ihr Schickſal — das Leben ſchien keine Gewalt mehr über ſie zu haben; die Ewigkeit lag vor ihr und vor dem lichten Himmelsglanz der Siegeskrone, die ſie ihr verhieß, wurde

Digitized by Google

aller Jammer des Erdendaſeyns zum dunkeln Traum einer Minute, deren Schmerz eine Unſterbliche nicht zu beachten würdigte. Allein mit zu feſten Banden ſind wir an die Erde gebunden, um uns, ſo lange wir das irdiſche Licht ſchauen, in unbedingter Freyheit aus ihnen losreißen zu können; auch Eudoriens Leben war noch nicht geendet, ihr Prüfungslauf nicht vollendet.

Zwey Jahre hatte ſie in ihrem grauſigen Schlüſſelburger Kerker verlebt, da öffneten ſich unerwartet und zur ungewöhnlichen Stunde die Thüren deſſelben — ein glänzendes Gefolge erfüllt den Gang, der zu ihm führt — heller Fackelglanz blendet Eudoriens, durch die Entziehung des Tageslichts, getrübte Augen — aber ſie hört den Laut einer ihr bekannten Stimme, ſie ſieht ſich von reichgekleideten Männern umgeben, die ihre Knie mit Thränen umfaſſen, ſie erkennt in dem einen derſelben den liebſten ihrer noch lebenden Verwandten, Alexander Lapuchnin; zu erſchüttert um reden zu können, bietet ihr ſeine zitternde Hand einen Brief dar. Katharina war todt, und Eudoriens Enkel, der zwölfjährige Sohn des Alexey, hatte unter dem Namen Peter II. den Thron beſtiegen; der erſte von ihm ertheilte Befehl, betraf Eudoriens Befreyung. Hofdamen und Edelleute, Equipagen, Livreediener, Silbergeſchirr für ihre Tafel, 10,000 Rubel baares Geld, Diamanten, koſtbare Kleider, alles ſandte er ihr nach Schlüſſelburg, wo der Kommandant der Feſtung den Befehl erhielt, ihr ſeine Wohnung einzuräumen, bis ſie über die Wahl ihres Aufenthalts entſchieden habe, und ſich ſtark genug fühle, Schlüſſelburg verlaſſen zu können.

Welch ein Wechſel des Schickſals! Ach es war nicht der Glanz der Hoheit, nicht die wiedererhaltene Freyheit, die Eudoriens Herz mit ſo reinem Wonnegefühl füllte! Wer, wie ſie, Schmerz, Haß und Verzweiflung zu beſiegen gelernt hat, den beſiegt kein äußrer Schickſalswechſel mehr, aber ſie war noch Mutter! Das Band der allermächtigſten und reinſten Liebe knüpfte ſie noch einmal neu an das Leben. Sie ſollte die Kinder ihres unglücklichen, von ihr mit ſo unverſiegbaren Jammerthränen beweinten Sohnes an ihr Herz drücken, ſie ſegnen, ſich ihrer Schöne, ihrer Tugenden erfreuen, und dieſen zarten Blüthen ſchirmend zur Seite ſtehen! Der Brief des jungen Kaiſers an die geliebte Großmutter zeugte von eben ſo viel Geiſt als Güte. „Es ſoll, ſchrieb er ihr am Tage der Thronbeſteigung, meine vornehmſte Sorge ſeyn, gleich Veſpaſian, Niemand im Lauf meiner Regierung traurig von mir zu laſſen," und Alles, was Eudoria von ihm hörte, berechtigte ſie zu der Hoffnung, dieſe Verheißung erfüllt zu ſehen.

Der Kaiſer hatte es ihr zur Entſcheidung überlaſſen, ob ſie gleich zu ihm nach Petersburg kommen, oder von Schlüſſelburg nach Moskau gehen wolle, wohin er ſich in kurzer Zeit begeben mußte, um ſich krönen zu laſſen. Eudoria wählte das Letzte, und reiſete mit all der Pracht, die ihrem Range gebührte, nach der Hauptſtadt der alten ruſſiſchen Zaare, wo ſie in einem adelichen Jungfrauenkloſter ihre Wohnung nahm, und von dem Volk mit laut jubelndem Entzücken, von dem hohen Adel der Stadt und der ganzen Umgegend mit huldigender Ehrfurcht und tiefer Rührung empfangen wurde. Hier ſammelten ſich auch die geächteten, zerſtreuten Glieder ihrer Familie um ſie, denen Peter der Zweyte ihre Güter, Beſitzungen und Ehrenſtellen zurückgegeben hatte. Eudoria empfing alle ihr dargebrachten Huldigungen mit Dank und liebevollem Wohlwollen, aber auch mit ſtillem wehmuthsvollem Ernſt. Sie fühlte ſich wahrhaft geliebt, und von dem Volk, deſſen Kaiſerinn ſie einſt war, ſo wenig vergeſſen als verkannt, da die Verläumdung nie Gewalt über das Andenken ihrer Tugend und ihrer Güte bey demſelben zu gewinnen vermocht hatte; allein in ihr konnte keine Zuverſicht irdiſchen Glücks mehr wurzeln.

Einige Wochen nach ihrer Ankunft in Moskau kam auch der junge Kaiſer mit ſeiner Schweſter Natalie dorthin. Beyde erſchienen in der unausſprechlichen Liebenswürdigkeit reiner ſchöner Jugendblüthe, voll Geiſt und Anmuth, voll Liebe und Ehrfurcht, tiefbewegt vor der hohen, ernſtgeprüften Großmutter, die beyde mit einem für das Leben zu mächtigen Gefühl an ihr Herz drückte. Zum Erſtenmal entfloſſen Eudoriens Augen, die ſich blind geweint hatten, Thränen der Wonne; doch auch dieſe vermochten nicht die volle Seele zu entladen, und, überwältigt von der Macht ihrer Empfindung, ſank ſie in eine ſo tiefe Ohnmacht, daß man mehrere Stunden lang daran zweifelte, ſie wieder erwachen zu ſehen, und dieſe Heldenſeele, die allen Schrecken des Todes, allem Jammer der Hoffnungsloſigkeit und an der Richtſtätte ihres ermordeten Geliebten die Verzweiflung ſelbſt zu beſiegen vermocht hatte, verlor nun an der Freudenwonne dieſes Augenblicks ſo die Sprache, daß ſie, nach dem Erwachen aus dieſer Ohnmacht, noch mehrere Stunden ſtumm blieb.

Jetzt erblüheten für Eudoria Tage ſtiller Ruhe und ſchöner Hoffnungen. Mit unausſprechlicher Liebe hing ſie an ihren holden Enkelkindern, und beyde vergalten und erwiederten dieſe Liebe auf das Innigſte. Der Kaiſer wünſchte, die geliebte Großmutter, deren Weisheit und Erfahrung er als die Schutzgeiſter ſeiner Jugend achtete, möchte ihn nach Petersburg zurückbegleiten, allein Eudoria, an mehr als 30jährige Einſamkeit gewöhnt, und von der Nichtigkeit alles irdiſchen Glanzes tief durchdrungen, ſcheute den Aufenthalt in Petersburg, und wünſchte ihr Leben in dem Kloſter zu beſchließen, das ſie bey ihrer Ankunft in Moskau bezogen hatte, und Peter entſchloß ſich daher, um ſich nicht von ihr trennen zu müſſen, dieſe Stadt zu ſeiner beſtändigen Reſidenz zu wählen. Dieſer Entſchluß machte Eudoriens Glück vollkommen, und in ungetrübter Heiterkeit wohnte ſie den Krönungsfeyerlichkeiten ihres Enkels bey, und

Digitized by Google

legte für die dazu beſtimmten Tage die Nonnentracht, die ſie beybehalten hatte, ab, um in der ſchwarzen, reich mit Zobel verbrämten altruſſiſchen Tracht der Zaarinnen den ihr gebührenden erſten Platz unter den Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes öffentlich wieder einzunehmen.

In ganz Rußland gab es über den jungen Kaiſer nur Eine Stimme der Liebe und der Bewunderung; trotz ſeiner Jugend rechtfertigte er ſchon durch jegliche Tugend die Hoffnungen, die man von ihm gefaſſt hatte, und noch jetzt nennen die Ruſſen die Zeit ſeiner Regierung eine goldene Zeit. Der Himmel ſchien aber ſein reiches, tiefes Gemüth nicht nur durch Glanz und Macht, auch durch Schmerz und Leid prüfen und läutern zu wollen; ſeine blühende, von ihm über alles geliebte Schweſter, Natalie Alexiewna, ſank in ihrem 15ten Jahr in das Grab. Als ernſte, unwillkommene Mahnung an ihre Menſchlichkeit, tritt der Tod gewöhnlich in den Kreis der Herrſcher und Mächtigen; doch Peter gewann an Nataliens Grabe, an dem Eudoria in der erhabnen Glaubensfreudigkeit einer in der ſchwerſten Prüfung bewährt erfundenen chriſtlichen Heldinn ſtand, eine viel tiefere und höhere Anſicht des Todes, wie ihn jene Mahnung zu geben vermag. Nur noch ein irdiſcher Wunſch wohnte jetzt in Eudoriens Seele, der, ihren Enkel vermählt zu ſehen, und ſeine Verlobung mit der ſanften, geiſtreichen Katharina Dolgorucki verhieß ihr alle die Sicherheit für ſein Glück und ſeinen Werth, die irdiſche Verhältniſſe für beyde zu gewähren vermögen. Doch als am Verlobungstage, wo die Braut mit größter Pracht in einem kaiſerlichen Wagen, auf deſſen Imperiale die Zaarenkrone lag, aus dem Palaſt ihres Vaters abgeholt wurde, und bey der Einfahrt in den Kreml dieſe Krone, wie von unſichtbarer Hand fortgeſchleudert, weit hinweg flog, und vor der Kirche, die die Grabſtätte der Herrſcher in ſich ſchloß, niederfiel, erblaſſte Eudoria, und die Vorahnung eines düſtern, über dieſe Verbindung waltenden Geſchickes zog in ihr Herz, und verließ es nicht wieder. Auch ward dieſe nur zu bald erfüllt, denn acht Wochen nach ſeiner Verlobung ſank der Kaiſer auf ſein Sterbebett, an dem Eudoria, in Thränen zerfließend, betend auf ihren Knien lag. Der Senat, die Feldmarſchalle und der Erzbiſchof von Nowgorod verſammelten ſich, und trugen Eudorien die Krone an. Mich hat, antwortete ſie ihnen, Gott vor Tauſenden erleſen, Euch zu lehren, das zu würdigen, was die Welt Glanz und Größe nennt. Wählt Euch eine andre Herrſcherinn, und laſſt mich mit meinem Enkel ſterben! —

Peter athmete ſeinen letzten Seufzer in ihren Armen aus. Ohnmächtig ſank ſie neben ſeiner Leiche nieder, ihr Herz war gebrochen, ihr Leben mit den beyden geliebten Enkeln in die Gruft verſenkt. Sie ſtarb noch in demſelben Jahr; doch unter der goldnen Kuppel, unter der in Petersburg in der Feſtungskirche Rußlands Zaare und Zaarinnen ſchlummern, ſucht man Eudoriens Sarg vergebens. Nur Katharina ruht dort an Peters Seite, nicht die edle ſchuldloſe Eudoria.

Fanny Tarnow.

Beyſpiel eines muthigen Schwimmers.*)

Wie wir im Orinoko einſegelten, erzählt Kapitän Hippeley, neben der Krabben-Inſel, die Piloten-Inſel zur rechten Hand — fiel ein Trompeter, der ſich unvorſichtig auf einen Kanonen-Lucken-Laden geſetzt hatte, ins Waſſer. Von allen Seiten rief man: Spears iſt über Bord gefallen! Der Schoner ſteuerte ſchnell vorwärts, und der Burſch ward vom Strome heftig herabwärts geriſſen. Glücklicherweiſe war es ein guter Schwimmer und ein entſchloſſner Menſch. Wie er fühlte, daß er dem Strom nicht entgegen arbeiten konnte, ließ er ſich von ihm tragen, und arbeitete nur querüber rechter Hand, das Land zu erreichen. Wie dieſes geſchah, war das Schiff faſt mitten im Fahrwaſſer, und der Fluß drey Meilen breit. Der Schoner legte alſo vor dem Winde um, und verſuchte lavirend den Platz zu erreichen, wo der Arme mit den Wellen kämpfte. Wirklich gelang das auch ſo gut, daß wir ihm nah genug kamen, um ihm einen meiner Kajüten-Stühle zuwerfen zu können; wir nahmen zu unſerm Vergnügen wahr, daß ihn der Burſche erblickte, und ſich ihm zu nähern trachtete; endlich erreichte er ihn, und da der Stuhl leicht genug war ihn über Waſſer zu halten, ſo ward ihm doch die Bemühung des Schwimmens erleichtert. Bey der nächſten Wendung des Schiffs kamen wir ihm ſo nah, daß wir ihm zurufen konnten: er ſolle Muth behalten, bey der nächſten Wendung des Schiffs würden wir ihn an Bord nehmen können. Er antwortete mit dem kälteſten Blut: „ſchon recht! ich bin ein bischen müde, aber nicht furchtſam;“ und wir ſahen, daß er ſehr beſonnen ſeinen einen Fuß auf den Stuhl herauf zog, um ſein Schuhband zu knüpfen.

Unſre größte Furcht war nun, er möchte bey der Mündung des Fluſſes über einen Theil der Sandbank getrieben werden, wo der Tiger (der Name des Schoners) nicht Tiefe genug gefunden hätte. Wir hatten gar kein Boot an Bord; das einzige, was wir gehabt hatten, war bey St. Lucia verloren gegangen. Kapitän Hill hatte aber eine ganz verſchiedene Beſorgniß, die er mir allein entdeckte — er fürchtete, Spears möchte von den Alligatoren angefallen werden, die auf den Sandbänken häufig ſind. Ein Matroſe und ein Trompeterknabe rüſteten ſich jetzt mit einem Seil zu dem Stuhle zu ſchwimmen; ich hielt den Mann, damit er nicht über Bord käme, doch ehe ich gemeſſnen Befehl geben konnte, daß Niemand dieſes unternehmen ſolle, war der Cornet Collins und jener Trompeter-Knabe ſchon über Bord geſprungen; der erſte hielt ein kleines Tau, welches man ihm

*) Aus Hippely's Narrative of the Expedition to the Ri Orinoco and Apure in 1817. London 1819

Digitized by Google

zugeworfen hatte, das er aber, ehe er den Stuhl erreichte, fahren laſſen muſſte, weil es ihm zu ſchwer ward. Nun hatte ich den Schmerz, drey meiner Leute im Waſſer zu ſehen, ohne einige Sicherheit, ſie zu retten; denn der Stuhl war nicht ſtark genug, ſie alle Drey flott zu erhalten. Wenn ich aber gleich ihre Unvorſichtigkeit tadelte und ihr wahrſcheinliches Schickſal beklagte, muſſte ich doch ihrer Menſchenliebe Beyfall geben. Cornet Collins fühlte bald, daß ihn ſeine Kräfte verlieſſen, doch der Knabe war ſo kräftig wie Spears, der nun eine Stunde im Waſſer geweſen war. Alle Hoffnung ſie zu erreichen und an Bord zu nehmen, hing nun von der nächſten Wendung ab. Alles war ſtill, Hoffnung und Furcht wechſelten ab; jetzt kam der Moment — Seile mit Schlingen waren bey der Hand, und ein Jeder zur Hülfe bereit. Noch ein Augenblick, und ſie waren alle Drey, obſchon ſehr erſchöpft, auf das Verdeck gebracht. Ein Jeder erhielt ein Glas alten Rum, und Spears ſagte, offenbar freudiger darüber, als über ſeine Rettung: daß er mich ſehr um Verzeihung bäte über Bord gefallen zu ſeyn, „aber ich hoffe, Ihr Gnaden werdens mir zu gut halten, da ich doch meine neuen Schuhe gerettet habe.“

D i ſt i ch o n.

L i e b e.

Was uns den eigenen Mangel ergänzt, die Fülle des eignen
Weſens voller noch macht, Welt uns und Leben erklärt,
Und erklärend verklärt mit verſchönenden himmliſchen Farben,
Selige, das biſt du, Liebe! wo du dich uns nahſt,
In dem morgenröthlichen Glanz von der heiligen Ahnung
Balſamdüften umwebt, unter dem perlenden Thau,
Noch von gemeiner'm Sinn und gemeiner'm Bedarf nicht beflecket:
Nein! kein eitles Gebild biſt du, kein Schemen der Luft.
Licht und Leben entflammet dir ja und herrliche Kraft und
Jedes Guten Beginn, jegliches Schönen Verein.

Cz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, den 15. September.

(Beſchluß.)

(Theater an der Wien). Den 9. September zum Zweytenmale das Trauerſpiel: die Braut von Meſſina. Ein kühnes Unternehmen, welches für die Kühnheit auch unglücklich genug ablief. Nur Weniges um Weniges. Mad. Gottdank war keine Fürſtinn und keine Mutter. Die Eröffnungsrede ſprach ſie wie einen Zeitungs-Bericht, und begleitete die Worte allzufleißig mit dem halben Monde ihrer Arme. Als der Verſuch der Verſöhnung mißlingt, entflieht ſie gleich einer Medea, es fehlte nur noch ein Wagen mit Drachen beſpannt. Dieſer Moment zerriß, ſtatt des Herzens, die Ohren. Es iſt unbegreiflich, wie Mad. Gottdank ſo gänzlich aus dem Charakter der Rolle fallen konnte, der auch in der Leidenſchaft noch edle Faſſung verlangt. Die ſchönen Worte: „ach meine Mutterliebe iſt nur eine, doch eure Herzen waren ewig zwey.“ klangen trotz des richtig angebrachten Gegenſatzes nicht viel beſſer, als das Herſagen des Einmal Eins. Der Gegenſatz allein hilft nicht, die Seele muß jeden Laut vom Anfange bis zu Ende gleichſam allgegenwärtig durchdringen, und ihm einen Geſammt-Eindruck geben, indem ſie bey dem Einzelnen ſich ſelbſt zu vergeſſen ſcheint unter der drückenden Fülle. Dieſe Seele — wir geſtehen es freymüthig — begegnet uns auf den Bretern, welche die Welt bedeuten ſollen, ſehr ſelten, und wir finden bey dem geſpannteſten Hinhorchen nichts als — Holz. Die Kunſt ſchön zu empfinden — ja wer dieſe lehren könnte! Demoiſ. Schwarz war unter dem ſämmtlichen Perſonale noch die erfreulichſte Erſcheinung, ob ſie gleich noch nicht gelernt hat, ihre Stimme mit Freyheit zu beherrſchen und deßhalb die ſchroffeſten Ungleichheiten zeigt. Zuweilen erhebt ſich der Ton mit einem faſt männlichen Andrang, dann ſinkt er wieder zu jenem Gemiſch herab, wie es ſich findet auf der Gränze zwiſchen dem Kinde und der Jungfrau, beſonders im Ausdrucke des Schmerzes, wenn etwa das Kleid nicht iſt zur rechten Zeit fertig geworden, oder wenn die gehoffte Luſtfahrt wegen des Regens unterbleiben muß. Nicht des Scherzes, ſondern der Wahrheit wegen, wählt der Referent dieſe Beyſpiele, denn ſie laſſen ganz die Art und Weiſe begreifen, wie Demoiſ. Schwarz oft die Betrübniß darſtellt. Will das Organ der Empfindung nicht gehorchen, oder fehlt es an der Empfindung ſelbſt, — wir wiſſen es nicht. Uebrigens ſchwingt dieſe Künſtlerinn nicht blos den Dolch der Melpomene, ſondern miſcht ſich auch ſeit einiger Zeit, wie in der Oper Sclanire, in die Chöre, welche Polyhymnia anführt. So viele Kühnheit hat auch uns als Recenſenten einigen Muth gemacht, da wir ſonſt über junge Künſtlerinn nicht gern abſprechen weder im Lobe noch im Tadel, denn jenes läßt ſie oft nicht einmal zur Mittelmäßigkeit kommen, und dieſer ſchadet oft den Beſten am meiſten, weil tieffühlende Naturen ſich oft im ſchönen Bewuſſtſeyn des Unzulänglichen mit einer Ungeſchicklichkeit zu äußern pflegen, die ſpäter völlig verſchwindet. Die Verſöhnungs-Scene der beyden Brüder wurde lächerlich durch die gedankenloſe Schnelligkeit, mit der ſie ſich gleich anfänglich antworteten, anſtatt durch ſchickliche Pauſen den innern fortgehenden Kampf anzudeuten, und das geflügelte Wort bis auf den nahenden Sieg der Natur, auf das durchbrechende Gefühl zu erſparen. Hr. Heurteur reichte als Don Ceſar dem Bruder die Hand, indem er dabey ganz ungebührlich theatraliſch vorſchritt. Die Einförmigkeit ſeiner Bewegungen iſt bekannt. Dem Hrn. Demmer mißlang als Don Manuel der Ausdruck des Entzückens vollkommen. Auch in dieſem Punkte, in der Darſtellung freudiger Begeiſterung, ſüßer Schwärmerey, laſſen unſere Schauſpieler viel zu wünſchen übrig, und faſt ſteht hier Hr. Korn ganz einzig da. Die Chorführer überlegten nicht, daß ſie eine Mehrheit von Perſonen vertreten ſollen, alſo auch der Rede und ſelbſt der Geſticulation den Anſtrich des Individuellen nehmen muſſten. Man vermiſſte durchgreifende Würde, verbindende Ruhe, geiſtige Erhebung. Hr. Küſtner, der ſonſt nicht ohne Verdienſte iſt, hatte gar keines, als Führer des ältern Chors. Bey ſeiner groſſen Liebe zum Studium der Charaktere erregt es Verwunderung, daß er ſich ſo wenig darum bekümmert hat, was ſeines Amts war. In der Geſticulation herrſchte zu viel Leidenſchaftlichkeit, eben ſo im Vortrage. Vieles ſprach er ganz falſch, wie die Stelle: Ja, ich muß es geſtehen ꝛc. Die Worte wurden faſt gar nicht hervorgehoben, da doch die Reflexion mit ihnen und nicht nach ihnen vollkräftig eingreift. Herr Palmer verdient als Führer des jüngern Chors keine Erwähnung. Alle Erzählungen, womit das Trauerſpiel leider überfüllt iſt, wurden unrichtig vorgetragen. Der Ton derſelben erfordert Adel für das Ganze, und zugleich auch das Durchſcheinen des Affekts; er ſoll, möchten wir ſagen, epiſch lyriſch ſeyn. Höchſt unangemeſſen wurde beſonders die Anordnung des Brautſchmucks vorgetragen, bey welcher auch, wie bekannt, der Dichter Maß und Gränze überſchritten hat. Doch es iſt des Unerquicklichen zu viel für die Nachleſe der Kritik, und man hat mehr aus Ehrfurcht für Schillers Genius, als aus Aufmerkſamkeit für das Tagſtück einer ſolchen Aufführung, einige Worte geſagt.

Digitized by Google

Nro. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Oktober 1819.

Die Wahrheit trügt uns nie. Wir ſinds, die uns betrügen.

Leſſing.

Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland.

— — Anders reiſet, anders ſieht und ſcheidt ein Mann, der in der Abſicht ausgeht, Bemerkungen zu machen, ja der eben dafür beſoldet wird; anders wieder der, der unbefangen in andern Geſchäften das Land durchzieht; und mitnimmt, was ihm eben begegnet. Einer macht den andern nicht überflüſſig, ſo wie überhaupt der Gegenſtand der Art iſt, daß er ſobald nicht erſchöpft werden wird. Der Leſer wird ſelbſt am beſten den Werth beurtheilen, welcher den folgenden Fragmenten aus dem Tagebuch eines Mannes zukommt, der ſich zehn Jahre in dem Lande aufgehalten hat, welches noch täglich ſeine deutſchen Brüder aufnimmt, und dieſe ſind es vorzüglich, denen er durch ſeine Bemerkungen nützlich ſeyn will.

Art zu reiſen.

Die bequemſte, ſchnellſte und ſelbſt wohlfeilſte Art zu reiſen, iſt die auf der Poſt. Schon darin unterſcheidet ſich Rußland von unſern Gegenden, wo die Poſt nur von Wohlhabenden gebraucht werden kann. Nicht jeder, der zahlen kann, darf auf der Poſt fahren, wie dieß bey uns der Fall iſt, aber jeder erhält ohne Schwierigkeit die Erlaubniß dazu von dem Gouverneur eines jeden Diſtrikts, indem er eine von der Regierung beſtimmte ſehr mäßige Summe entrichtet, und dafür einen Poſtbrief (Podoroschne) erhält, den er auf jeder Poſt vorzeigt, und mit dem er, wenn er darnach geſtellt iſt, ungehindert von einer Grenze des unermeßlichen Reichs zur andern reiſen kann. Auf jeder Poſtſtation wird eine in der That ſehr kleine Summe entrichtet, für vier bis fünf deutſche Meilen 40 bis 50 Kopecken Conv. Andere Ausgaben, Trink- und Schmier-Gelder, und wie die Plagen alle heißen, ſind dort unbekannt, höchſtens gibt man dem Kutſcher, wenn man mit ihm zufrieden iſt, ein kleines Geſchenk von 5 oder 10 Kopecken Kupfer, das mit dem Papiergelde in gleichem Werthe ſteht, alſo von 1 oder 2 Kopeken Conv., doch wird dieß immer als ein freywilliges Geſchenk angeſehen, und daher nie gefodert. Die Bedienung iſt im allgemeinen ſehr gut; ſo wie man vor dem Poſthauſe ankommt, werden die neuen Pferde, die ſchon zu dieſer Abſicht bereit ſtehen, vorgeführt und angeſpannt, das Einſchreiben der Podoroschne und die geringe Bezahlung ſind in einigen Minuten abgethan, und ehe man es ſich verſieht, iſt man wieder auf der freyen Straße. Zuweilen ſtößt man, wie überall, auf ſtörrige oder eigenſinnige Poſtſchreiber. Oft fehlt es ihnen in der That an bereitſtehenden Pferden, beſonders wenn die Straße ſtark befahren wird, wie dieß in Kriegs- oder Marktzeiten der Fall iſt; oft iſt auch nur ihr Eigennutz im Spiele, wo ſie nur für das doppelte oder dreyfache Progon (Poſtgeld) Pferde liefern. In dem letzten Falle gibt es ein kräftiges Mittel, ſich Gerechtigkeit und Ruhe zu verſchaffen. Man fodert nämlich, indem man ſich in Anſehen wirft, mit trotziger Stimme Kniga (das Buch), und dann verwandelt ſich oft plötzlich die größte Störrigkeit in die nachgebendſte Gefälligkeit. Dieß Buch iſt nämlich jedem Poſtſchreiber von dem Gouvernement zugeſchickt, die Blätter ſind mit ſeidenen Schnüren auf eine eigene Art durchzogen

Digitized by Google

und überdieß gezählt, und ihre Anzahl am Ende gerichtlich bemerkt, ſo daß kein Ausreißen oder Verwechſeln derſelben ſtatt haben kann, und in demſelben kann jeder Reiſende ſeine Klagen über den Poſtmeiſter einſchreiben. Am Ende des Jahres werden dieſe Bücher dem Gouvernement zur Reviſion zugeſchickt, und ſehr ſtrenge unterſucht. Sollte der Poſtmeiſter das verlangte Buch verweigern, ſo trägt man ſeine Beſchwerde ſammt ſeiner Weigerung auf dem nächſtfolgenden Poſtamte ein, und die Strafe des erſten wird dadurch um ſo viel härter. Dieſes Mittel iſt vortrefflich, ſich und ſeiner Sache auf der Stelle Recht zu verſchaffen, und es verdiente allgemeine Nachahmung.

Eine Hauptbedingung alles guten Fortkommens in Rußland, beſonders auf Reiſen, iſt der Tſchin (Rangklaſſe). Bekanntlich werden alle Staatsbeamte in 14 Klaſſen eingetheilt, die man auch durch Abzeichen an ihrer Kleidung erkennt. Wer nicht zu einer dieſer Klaſſen gehört, iſt ohne Anſehen, und wird dieſen Mangel ſelbſt durch Geld und Aufwand nicht erſetzen. Wer einen Rang hat, wird daher am beſten in einer Reiſeuniform, die ſehr bequem eingerichtet werden kann, fortkommen. Wer ihn nicht hat, mag an ſeinen Kleidern, ſeinem Hut u. dgl. eine erlaubte Aenderung vornehmen, die z. B. der militäriſchen Einrichtung dieſes Kleidungsſtückes nahe kömmt, etwa ſtatt dem gewöhnlichen runden nackten Hut einen dreyeckigen mit Treſſen, und er wird dabey ſehr wohl fahren. Für ſolche iſt es aber am beſten, die öffentliche Poſt gar nicht zu benützen, ſondern ſogenannte Wolni Loſchadi (freye Pferde) zu miethen, das heißt, Fuhrleute aufzunehmen, deren es überall gibt, die für einen bedungenen Lohn den Reiſenden 50, 100 und mehrere 100 Werſte weiter bringen, eine Art von Briefpoſt, da dieſe Leute nach jeden 30 oder 40 Werſten ihre Bekannte haben, die die Pferde wechſeln. Man reiſet damit weder ſo ſchnell, noch ſo wohlfeil, als auf der öffentlichen Poſt, aber immer noch beſſer, als mit irgend einer andern Gelegenheit im Auslande. Um ſich das Anſehen und die damit verbundenen Vortheile der öffentlichen Poſt zu geben, kauft man eine Glocke, die einem dieſer Pferde angebunden wird, welches ſonſt nur das Abzeichen der öffentlichen Poſt iſt. In Städten muß man dieſe Glocke abnehmen, auf dem Lande aber ſchafft man ſich durch ſie manche Unannehmlichkeit vom Halſe, ja man reiſet damit ſelbſt ſicherer, da Beyſpiele einer auf der Straße angegriffenen öffentlichen Poſt zu den größten Seltenheiten gehören.

Das ſicherſte Mittel, gut fortzukommen, iſt die Begleitung eines Soldaten. Es wird nicht ſchwer, ihn von dem Gouverneur zu erhalten, wenn man ſich die Vergütung ſeiner Rückreiſe gefallen läßt, die täglich 12 bis 15 Kopeken beträgt. Unter einer ſolchen Aegide reiſet man ſo ſchnell, ſo bequem, ſo ſicher, daß nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt. Nicht nur, daß die Schwierigkeiten überall ſich ſogleich vermindern, wo man den Soldaten erblickt; die noch zurückbleibenden werden ſogleich durch ihn ſelbſt auf eine eben ſo kurze, als nachdrückliche Weiſe abgemacht, ohne daß der Reiſende ſich mit dergleichen Dingen befaſſen darf.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ernſt Berchthold oder der neue Oedipus.

Engliſche Blätter ſagen, daß eine Geſellſchaft engliſcher Reiſenden, die ſich in Genf mit Lord Byron zuſammen fand, ſich gegenſeitig das Verſprechen gab, drey Erzählungen zu dichten, welche Aberglauben zum Gegenſtande hätten. Von der erſten dieſer Produkte gaben wir unſern Leſern in der abenteuerlichen und ganz geſchmackswidrigen Geſchichte Frankenbergs einen Auszug. (Monat Nov. v. J.) Leider erfahren wir jetzt, daß dieſe Geſchichte von einem Frauenzimmer herrührt. Dieſes Geſchlecht ſollte lebhafter fühlen, daß die Phantaſie, ſo bald ſie gewiſſe Bedingungen der Anmuth überſchreitet, unmoraliſch wird. — Wir erzählten damals dieſen Auszug nicht ohne eine ſittliche Abneigung. Der Vampyr war die zweyte, das gegebene Verſprechen löſende Dichtung. Eine andre deutſche Zeitſchrift gab einen Auszug davon, und die Ueberſetzung des Ganzen iſt erſchienen. Von ihm gilt alles, was wir von Frankenberg ſagten, obgleich man dieſem einen höhern myſtiſchen Sinn unterlegen könnte. Beyde Dichtungen hatten Verdienſte im Vortrag und in poetiſchen Beſchreibungen, und das dritte Erzeugniß jenes Wettſtreits, der vor uns liegende „Ernſt Berchthold," welcher den Doktor G. W. Polidori, einen in Lord Byrons Geſellſchaft reiſenden Arzt, zum Verfaſſer hat, ſcheint der erwähnten Vorzüge nicht zu ermangeln und ihre Schuld vollkommen zu theilen; außerdem iſt die Erfindung nicht neu; der Held iſt von der Sippſchaft der Fäuſte, und ſpinnt alſo ähnliche Schickſale, wie jene große Vetterſchaft, ab, die in unſrer heutigen Leſewelt eine Art Nepotismus behauptet; doch müſſen wir der Erzählung immer noch einen logiſchern Zuſammenhang zugeſtehen, als der größte Theil deutſcher Schaudergeſchichten hat. Viele unſrer Landsleute geben ſich nicht die Mühe, wunderlichen Begebenheiten in ihren Erzählungen Platz zu machen, ſondern füllen einen großen Theil derſelben mit den Fieber-, Wahnſinns- und Schlafes-Träumen ihrer Helden aus, redlich bemüht, ſie in ihrem wachenden Leben jenen Fieberbildern ähnlich zu machen.

Der Schauplatz der Erzählung iſt Anfangs in die Schweizer-Alpen verſetzt. Ein verwundeter alter Mann und ein junges Frauenzimmer kamen auf einen Wagen in dem Dorfe Beatenburg an, und wurden von dem guten Pfarrer gaſtfreundlich aufgenommen. Der Mann ſtarb; das Frauenzimmer folgte ihm, nachdem ſie vorher von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen, entbunden worden, bald

Digitized by Google

ins Grab nach. Während der, dieſe traurige Auftritte begleitenden, Verwirrung machte ſich ihr Diener mit allen ihren Habſeligkeiten aus dem Staube, ſo daß die Zwillings-Waiſen gänzlich entblößt und ohne alle Familien-Nachrichten zurückblieben. Der Pfarrer nahm ſie an Kindesſtatt an, taufte ſie Ernſt und Julie, und erzog ſie bis zur reifen Jugend. Beyden war durch die häufigen Geſpenſtergeſchichtchen, mit welchen ſie die Schweſter des Pfarrers unterhielt, eine große Neigung zum Aberglauben eigen geworden; ſie haben höchſt wunderbare Geſichte, in denen ſie mit ihrer verſtorbnen Mutter verkehren, und endlich trifft Ernſt bey einer einſamen Gemſenjagd ein junges italieniſches Mädchen, von dem man anfangs nicht weiß, ob es eine Alpenfeye oder eine Sterbliche iſt, für die er die heftigſte Leidenſchaft faßt. Ihre Worte entzünden die höchſte Gluth der Vaterlands-Liebe in ihm, er eilt, ſich mit den Schweizer-Haufen zu verbinden, die ſich dem erſten Eindruch des franzöſiſchen Heers, bey ſeinem Verſuch einer revolutionären Verbrüderung mit Helvetien, zu widerſetzen unternahmen. Während des Feldzuges zeichnet er ſich aus, und rettet Olivieri, einem andern Jüngling, der eben ſo heldenmäßig iſt wie er ſelbſt, das Leben. Die endliche Unterjochung der Schweiz bringt Ernſt in einen Kerker, die ſchöne Unbekannte verſchafft ihm Mittel zur Flucht, er rettet ſich nach Mailand, wo er entdeckt, daß ſie Luiſe Doni iſt, Olivieris Schweſter und die Tochter des Grafen Doni, eines geheimnißvollen Menſchen, der im Beſitz der Goldmacher-Kunſt iſt. Hierher kommt auch ſeine Schweſter, und das heiterſte Glück lacht den verſammelten Freunden. Allein Olivieri iſt ein gottloſer Menſch; es kränkt ihn, ſich Ernſt ſtets als Beyſpiel in allem Guten vorgeſtellt zu ſehen, und er verführt ihn zu Spiel, Ausſchweifung und Unrecht. Die Entdeckung dieſes Verraths bricht faſt Luiſens Herz, allein ein edelmüthiger Entſchluß gibt ihren Liebhaber der Tugend zurück. Olivieri gelingt es indeß, Julien zu verführen und beyde entfliehen. Er kommt an der Spitze einer Räuberbande in Deutſchland um, und ſie ſtirbt im tiefſten Elend, nachdem ſie in einer elenden Scheune, von aller Hülfe entblößt, einen Knaben zur Welt gebracht. Auch der Pfarrer Berchthold ſtirbt; allein Ernſt und Luiſe werden vereinigt, und ſie, nebſt den übrigen dramatiſchen Perſonen der Geſchichte, ſehen einer frohen Zukunft entgegen. — Doch eine neue Erſcheinung des Goldmachers zerſtört die beglückende Ausſicht. Ernſt und Luiſe, um ihrem Vater, dem Grafen Doni, eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten, laſſen insgeheim ſein Bild verfertigen, und auch das von Ernſts Mutter, nach einem Miniaturbild gemahlt — dem einzigen Beſitzthum, welches Ernſt der bey ſeiner Geburt ihn beraubende und entfliehende Diener zurückließ. Wie Graf Doni dieſes letztere erblickt, fällt er in Ohnmacht, raſt und ſtirbt, nachdem er ſeinen Kindern die ſchreckliche Entdeckung mittheilt, daß nicht allein Olivieri und Luiſe, ſondern auch Ernſt und Julie ſeine Kinder ſind, und daß er ſeiner eignen Gattinn Vater getödtet habe. Dieſer Vater war es, mit welchen ſich Ernſtens Mutter nach Beatenburg rettete, und dem ſie gleich darauf ins Grab folgte. Luiſe erliegt unter ſo viel Unglück und Gräueln, und Ernſt bleibt, ein einſamer Unglücklicher, ſolche zu beweinen, zurück.

(Der Beſchluß folgt.)

Miszellen.

Die Art wie kürzlich die Mörder des Pfarrers von Lunar entdeckt wurden, erinnert uns an Schillers

. . . . „Unſichtbare Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Und unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knäuel flicht.“ —

Dieſer wackre Pfarrer ward in ſeinem Bette ermordet gefunden, ohne daß es möglich war, nur eine Vermuthung über die Mörder zu faſſen. Endlich bemerkte man, daß der Bart des gänzlich entſtellten Leichnams nicht ganz abgenommen ſey — das führte den Gedanken des Bartputzers im Dorfe herbey, der einen ſehr ſchlechten Ruf hatte, und erinnerte an einen ſeiner Spieß-Geſellen. — Bey dieſem letzten fand man nun blutbefleckte Kleidungsſtücke, und ein paar nägelbeſchlagne Schuhe, die ganz genau in die Spuren paßten, die man von dem Pfarrhaus bis zu der Wohnung dieſes Geſellen wahrnahm. Auf dieſe Weiſe wurden die Mörder entdeckt.

*

Ein gewiſſer Honnoré Cogorban, ein herumziehender Taſchenſpieler, wollte, nach Art ſeiner indiſchen Collegen, eine Klinge von eilf Zoll Länge die Kehle herabbringen. Ein Schrecken, den ihm einer der Zuſchauer verurſachte, ließ ihn eine ungeſchickte Bewegung machen, durch die er das Eiſen verſchlang. Dieſem Zufall folgten heftige Schmerzen in mehrern Theilen des Bauchs, doch ohne die Geſundheit des Mannes merklich anzugreifen. So dauerte es vier bis fünf Monate, als Geſchwüre in der rechten Weiche die Gegenwart des Meſſers anzuzeigen ſchienen. Der Kranke entſchloß ſich, in dem Hoſpital der medizíniſchen Fakultät zu Paris Hülfe zu ſuchen, und der Profeſſor Dubois hatte das Glück, mit Hülfe ſeines geſchickten Sohnes, nach einigen Tagen die ganze Klinge herauszuziehen, und durch dieſe ſchwierige, aber gänzlich gelungene Operation der Natur in einer Arbeit beyzuſtehen, die ſie allein wohl nur mit vieler Anſtrengung würde vollbracht haben können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Venedig, Auguſt.

Am 13. Juli um fünf Uhr Nachmittag ereignete ſich eine furchtbare Naturerſcheinung, wie ſie ſeit Menſchen-Gedenken hier nicht erhört iſt. Den Anfang machte ſie damit, daß die Wolken mit gewaltiger Schnelligkeit an einander ſtießen, und mit Brauſen ſich bekämpften. Daraus entwickelte ſich eine erſchreckliche Windsbraut, die in den benachbarten Inſeln Murano und S. Michael zerſtörend hauste. Eine große Säule am Eingang von Murano wurde in den Kanal geworfen, ein Pallaſt beynahe in einen Steinhaufen verwandelt, eine große Gartenmauer umgeriſſen, eine Glasfabrik zerſtört, und viele Häuſer beſchädiget. Ein ehemaliges Kloſter auf S. Michael wurde abgedeckt, und eine dortige Hütte, die ſonſt den bedrängten Schiffern Zuflucht gewährte, fiel gänzlich zuſammen. Jedoch blieben die daſelbſt feſtſitzenden Carbonari unverſehrt. Ein großes Fiſchernetz von 50 Centnern, das durch acht Kähne in derſelben Gegend ausgebreitet und befeſtiget war, wurde im Nu zerſtreut, und ſechs Fiſcher ertranken in weiter Entfernung. Im Ganzen verloren ungefähr zwölf Menſchen das Leben. In Venedig ſelbſt war der Schaden unbedeutend. Es fielen dabey Hagelſteine, zum Theil von der Größe einer Fauſt.

In einem Dorfe unweit Padua geriethen die Leute neulich in nicht geringe Beſtürzung, als ſie auf der Polenta, d. i. der gewöhnlichen aus Welſchkorn bereiteten Speiſe der Volksklaſſe, wenn man dieſelbe einen oder zwey Tage lang aufbewahrte, rothe Streifen wie von Blut entdeckten. Es wurde eine Commiſſion von Padua dahin geſchickt, und auch ein Stückchen von dieſer Polenta an die Sanität zu Venedig verſandt; man fand das Papier, worein ſie gewickelt war, ganz roth gefärbt. Seitdem hörte man von andern Seiten her über dieſelbe ungewohnte Erſcheinung klagen. Sie gab den Chymikern Anlaß, durch angeſtellte Verſuche die natürliche Urſache auszumitteln, und der Apotheker Galvani fand ſie in einem mit Phosphortheilchen geſchwängerten ſchwefelſauren Waſſerſtoffgas, wie es ſich in der Nähe von Abtritten zu entwickeln pflegt. In dieſem Monate mochte ſich dieſes Gas in der Atmoſphäre ſelbſt hie und da erzeugen, und daher die beſondere Art von Schimmel gekommen ſeyn, die ſonſt nie wahrgenommen worden, und die in der Folge vielleicht als Färbeſtoff benutzt werden könnte. Wichtige Erfindungen haben oft zufälligen Erfahrungen das Daſeyn zu danken.

Das erſte Bändchen Saggio di Poesie, von dem den Leſern des Morgenblatts nicht unbekannten Arminio-Luigi Carrer iſt, mit dem Bildniß des Verfaſſers ausgeſtattet, ſo eben erſchienen. Voran ſteht eine Epiſtel des wackern Dichters von hier, Luigi Pezzoli, worin er den jugendlichen Verfaſſer von 18 Jahren von der neu betretenen Laufbahn dadurch abmahnt, daß er ihm der Welt Undank vorhält, und durch Beiſpiele eines Orpheus, Torquato und Gozzi belegt. Dieſer aber, ſeines Dichterberufes eingedenk, den er beſonders in ſeinen Oden, Sonetten und Idyllen durch Kraft, Anmuth, hohe und neue Gedanken beurkundet, iſt keineswegs geſonnen, ſich von ſeinem Gönner und Vorbilde abſchrecken zu laſſen, ſondern, „wenn er die Augen zum Himmelsgewölbe richtet, ſo fließet ein ſo ungewohnter Freudentaumel in ihn, daß des Poles Schranken ſeinem Fluge enge ſcheinen" (S. 157). Allenthalben blickt ein mehr als pindariſches Selbſtgefühl hervor, er will, während der gemeine Haufe afterredet, die Fittiche heben, um mit ſeinem Geſang den Flaccus und Sophocles zu beſiegen. Wie aber verhält ſich dieſes hochfahrende Feuer, womit man begeiſterte lyriſche Lieder dichten kann, zu ſeinem Trauerſpiel la Morte d'Agag? Hier gilt es nicht allein dichteriſchen Schwung, der die handelnden Perſonen auf den Kothurn hebt, er muß auch gemildert ſeyn durch eine ruhige Beſonnenheit, die einen tief durchdachten Plan entwirft und ſo ausführt, daß alle Theile zum ſchönen Ganzen ſich fügen. Wenn man nun das Gewand jenes Trauerſpieles durchblickt, und ſeine Bedeutung rein auffaſſt, ſo erſcheint das Ganze ungeachtet der einzelnen Schönheiten als eine jugendliche Arbeit. Der ſonſt noch nie bearbeitete Stoff iſt aus 1 Samuel. 15 entlehnt, nach welcher Stelle Gott dem König Saul befahl, die Amalekiter aus dem Grund zu verderben. Saul aber ſchonte des Königs Agag, und Samuel zerhieb darauf dieſen in Stücken. Jedermann ſiehet, wie mißlich es iſt, ein Trauerſpiel daraus zu machen, und das Mitleid gegen ein von Gott gefordertes Opfer zu erregen. Der Verfaſſer ſtellt den Agag ſammt ſeiner Gattin edel und ſchuldlos dar. Saul iſt ein entſchloſſener und heftiger Vertheidiger der Unſchuld, aber gegen wen? gegen einen Samuel, der, des Gottes voll, jenem ſeinen Fall und Selbſtmord und Davids Thronbeſteigung weiſſagt. Das nenne ich ein großes dramatiſches Verbrechen, die gute Sache im Kampf mit Gott, dem höchſten Gute, darzuſtellen. Aus jenem Samuel, dem Gottesmanne, wird man nicht recht klug, denn im dritten Aufzug fordert er von Saul Agags Blut mit einem ungemeſſnen Stolz und Trotz, und führt hoffährtigere Reden als ein Hildebrand: „Wir langen mit der Rechten zu dem Stand, blaſen drein, und machen einen König." Dieſes und anderes (insbeſondere der zweyte Aufzug) ſcheinen Sauls harten Vorwurf zu rechtfertigen, daß der Prieſter den Mordbefehl als von Gott ausgegangen erlüge; und wenn wir ſo auf der einen Seite ausgeſöhnt würden, daß die gute Sache nicht Gott, ſondern einem falſchen Prieſter unterliege, ſo würde es uns andererſeits wehe thun, daß der ehrwürdige Samuel ſo vernichtet wäre, der auch im Trauerſpiel ſelbſt als wahrer Prophet erſcheint, und nach den Noten des Verfaſſers nicht anders erſcheinen ſoll. Die Kataſtrophe, um die das ganze Stück ſich handelt, hat keinen nothwendigen Grund. Denn der alte Samuel ſchleppt den rüſtigen Agag an den Haaren auf die Bühne, mit dem Schwert in der andern Hand, vor den Augen Sauls, der oft erklärte, daß eher Samuel als Agag ſterben ſolle, und kurz zuvor den ihn umgebenden Kriegsknechten gebot, die Rotte der Leviten niederzumachen. Agag ſelbſt ruft vergebens um Hülfe, faſſt dann Samuels Hand, und ſtatt ſich von ihm loszuwinden, durchſticht er ſich ſelbſt mit deſſen Schwert, und Prieſter tragen das blutige Menſchenopfer an den heiligen Altar.

Die in franzöſiſcher Sprache kürzlich erſchienene venetianiſche Geſchichte von Daru, dem während ſeines hieſigen Aufenthaltes die geheimen Archive offen ſtanden, und der die Wahrheit ſchreiben konnte und durfte, machte dahier großes Aufſehen. In zwey verſchiedenen Ueberſetzungen ſollte das Werk zu gleicher Zeit erſcheinen, aber beyde unterdrückte der Preßzwang. Nur die teufliſchen Statuten der Staatsinquiſitoren, bey denen Machiavelli hätte in die Schule gehen können, durften nach der urſprünglichen venetianiſchen Mundart in öffentlichen Blättern daraus mitgetheilt werden. — Der Abt Torres hat zwey Folianten Antiquitates Cretenses angekündigt, wobey drey ungedruckte Inſchriften von Creta. — Santini, Profeſſor der Aſtronomie zu Padua, gibt im daſigen Seminarium zwey Bände über die Aſtronomie heraus, die allgemeine Anerkennung verdienen möchten.

Zur Abhülfe eines ſchon längſt ſchmerzlich gefühlten Bedürfniſſes hat der Buchhändler Volke von Wien eine verdienſtliche Reiſe nach Italien unternommen, um mit den hierländiſchen Buchhändlern in Verbindung zu treten, und gegen italieniſche Werke und das ſchönere und wohlfeilere italieniſche Papier deutſche Literatur umzuſetzen. Bey ihm wird auch der Euſebius von S. Lazaro zu haben ſeyn. Endlich wird die Klage aufhören, daß der geiſtige Verkehr durch die Alpen abgeſchnitten werde.

Digitized by Google

Nro. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 7. Oktober 1819.

Unterſuche ihren Geiſt, durchdringe ihre Gedanken, und erkenne was ſie wünſchen und fürchten.

Marc Aurel.

Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland.

(Fortſetzung.)

Wenn es ferner in allen Ländern gut und vortheilhaft iſt, die Sprache deſſelben zu kennen, in welchem man reiſet, ſo iſt dieß in Rußland beynahe *unumgänglich nothwendig*. Der Ruſſe auf dem platten Lande iſt wahrhaft gutmüthig und zuvorkommend gaſtfreundlich, aber nur gegen die, die ſeine Sprache reden; die andern ſcheinen ihm Weſen unter der menſchlichen Natur, eine Art von Thieren, gegen die alles erlaubt iſt. Einem ſolchen will ich herzlich rathen, ſich nie durch Schwierigkeiten äußerlich aufbringen zu laſſen, oder gar, wie man nur zu oft bey den Eingebornen ſieht, zu gewaltſamen Maßregeln ſeine Zuflucht zu nehmen. Denn, wenn er vorhin nur wie ein Thier behandelt wurde, das nicht einmal reden kann, das man höchſtens mitleidig belächelt, ſo wird er nun wie ein ungezogenes, bösartiges Thier behandelt, und der Plackereyen und des Elends iſt kein Ende. Der Ruſſe hat viel Sinn für Gerechtigkeit, und wenn man ſeine natürliche Einfalt, ſeine derbe Redlichkeit nur in Anſpruch zu nehmen weiß, ſo kann man eines guten Erfolges beynahe immer ſicher ſeyn. Die Klagen, die man von Ausländern über ſie ſo häufig hört, kommen größtentheils von der Unkunde der Landesſprache, und ſie hören auf, ſie gehen in Wohlwollen, ſelbſt in Lobeserhebungen über, wie ſich jene Unkunde nach und nach verliert. Eine Kleinigkeit, eine verſagte Bitte um einige Kopeken für Branntwein, die nicht verſtanden, die unrecht ausgelegt wird, iſt oft die Urſache von einer ganzen Reihe von Unannehmlichkeiten, die bey der erſten Erklärung, wenn ſie unter Leuten, die ſich nicht verſtehen, möglich wäre, ſogleich wegfallen würden. Auch ich ſtürzte mich, nach dem Beyſpiele ſo vieler meiner Landsleute, auf Gerathewohl, in dieſer Hinſicht wenigſtens, in dieſes Land, und zwar von der weſtlichſten Gränze ſogleich über ſechstauſend Werſte einwärts; vier Monate brachte ich mit dieſer Reiſe zu, und litt auf ihr, was Menſchen leiden können. Ich verwünſchte dieſes Volk, das mir alles, wie es mir ſchien, zum Poſſen that, das ich weder mit Geld, noch mit guten (deutſchen) Worten, noch (am wenigſten) mit Gewalt zu irgend etwas bringen konnte. Und als ich nach zehn Jahren, mit der Landesſprache vertraut, denſelben Weg wieder zurück in mein Vaterland nahm, wie ſo ganz verändert fand ich dieſe Menſchen, die mir ehedem als rauhe, gefühlloſe, eigennützige Böſewichter erſchienen, und die mir nun auf das erſte freundliche Wort in Liebe und Gaſtfreundlichkeit entgegen kamen, ſo daß ich, überall durch ſie ſelbſt über meine Wünſche unterſtützt, dieſelbe Reiſe auf das vergnügteſte in nicht ganz drey Wochen endigte, zu der ich früher vier Monate, von denen mir jeder ein Jahrhundert ſchien, auf die elendeſte Weiſe zubrachte. *Hin* verreiste ich 250 Dukaten, und lebte wie eine Kirchenmaus, nur daß ich nicht gerade hungerte, alles muſſte ich dieſen abſcheulichen Poſtſchreibern, dieſen gottloſen Jemſtſchiks (Poſtillonen) an den Hals werfen, und alles war vergebens — *zurück* lebte ich mit meiner Familie gut und vergnügt, und ließ es mir an nichts fehlen, und ver-

Digitized by Google

brauchte 62 Dukaten, alſo nur den vierten Theil meiner erſten Ausgabe, obſchon ich jetzt in einer viel theurern Zeit und der ganzen Länge nach durch die Gegenden reiste, welche vor zwey Jahren von der franzöſiſchen Armee verwüſtet, und ſelbſt zum Theil demoraliſirt worden waren. Finden meine Landsleute, die ſo gerne alles Ausländiſche bewundern und nachahmen, es der Mühe werth, die franzöſiſche, die italieniſche und andere Sprachen zu lernen, ſelbſt wenn ſie voraus ſehen, daß ſie nie die Gegenden ſehen werden, wo dieſe Sprachen geſprochen werden, warum wollen ſie nicht auch ſich mit der ruſſiſchen Sprache bekannter machen, ſelbſt wenn ſie in dem Lande reiſen, in dem Lande durch mehrere Jahre leben wollen? Ich habe dieſe mir unerklärbare Sonderbarkeit beſonders bey den Gelehrten angetroffen, deren Rußland ſo viele an ſeine Univerſitäten gezogen, und ſie da mit Vorrechten und Auszeichnungen überhäuft hat, daß allein die Dankbarkeit für dieſe gute Aufnahme ſie bewegen ſollte, die Sprache des Volkes kennen zu lernen, das ſie mit ſo viel Freundſchaft behandelt, während die deutſchen Künſtler und Handwerker blos durch die Noth dazu gezwungen werden, die bey jenen im Grunde nicht kleiner iſt, wenn ſie nicht auf allen geſelligen Umgang Verzicht leiſten wollen. Ich ſpreche hier — und dieſe Bemerkung gilt auch für alles folgende — nicht von den deutſchen Provinzen Rußlands, nicht von ſeiner neuen Hauptſtadt, wo man mit der deutſchen Sprache ſo gut als in Wien oder Berlin ausreicht, ſondern von dem eigentlichen Altrußland, und insbeſondere von den Gegenden zwiſchen Kiew, Moskau, Kaſan und Tobolsk, die ich allein näher kenne. Jene Männer gehen als Lehrer der Nation hin, und ſie haben kein Mittel, ſich ihren Schülern verſtändlich zu machen; wie ſollen ſie ſie lehren? Welcher Nutzen läſſt ſich da erwarten? Ich wohnte in der Univerſität in Kaſan einer mathematiſchen Vorleſung bey. Der Profeſſor, ein Hannoveraner, der bald darauf ſtarb, hatte drey Schüler, der eine radebrechte etwas Deutſch, der andere verſtand zur äußerſten Noth etwas Franzöſiſch und der dritte wußte nichts als Ruſſiſch. Der Lehrer trug einen Satz dem erſten deutſch, dem zweyten franzöſiſch vor, dann mußten dieſe dem dritten das kaum Gehörte und nur halb Begriffene ruſſiſch überſetzen. Und dieſer Profeſſor, der wegen ſeines vortrefflichen Gedächtniſſes bekannt war, ſprach Deutſch, Latein, Franzöſiſch, Italieniſch, Engliſch, und lernte eben von einem in dem letzten Kriege gefangenen ſpaniſchen Offizier die ſpaniſche Sprache, in welcher er täglich zwey Stunden nahm, während er, obſchon er bereits ſieben Jahre in Rußland lebte, auch nicht das Geringſte in der Sprache dieſes Landes ausdrücken konnte, das er zu belehren und zu erleuchten gekommen war. Wenn dieſe Leute, wie es zuweilen heißt, glauben, daß ſie durch die ruſſiſche Sprache und die Schriftſteller, die in ihr geſchrieben haben, nichts lernen können, was ſehr unrichtig iſt und nur ihre grobe Unwiſſenheit verräth, ſo ſollten ſie doch bedenken, daß ſie nicht des Lernens, ſondern des Lehrens wegen gekommen ſind, und daß der ganze Zweck verloren geht, wenn ſie ſich des einzigen Mittels, dazu zu gelangen, ſelbſt berauben. Die ruſſiſche Sprache hat, anderer Vorzüge hier nicht zu erwähnen, drey ausgezeichnete Eigenſchaften, die ſie jedem wahrhaft allgemein, nicht einſeitig Gebildeten ſehr merkwürdig machen. Erſtlich kommt ſie in ihrer Conſtruktion, im Gebrauch vieler Participien, und in der gedrängten Kürze des Ausdrucks den alten Sprachen, beſonders der lateiniſchen und griechiſchen, näher, als irgend eine neuere, die ſämmtlich durch ihre Artikel, durch ihre Hülfszeitwörter und dergleichen Nothbehelfen, mit welchen ſie ihren Mangel an Endungen, Zeiten und andern jeder Sprache unentbehrlichen Dingen mühſam erſetzen, breit und ſchleppend werden. Zweytens hat ſie, weſſen ſich keine der andern bekannten Sprachen rühmen kann, einen nie verſiegenden Schatz in der alten ſlavoniſchen Sprache, die lange die gelehrte und jetzt noch die Kirchenſprache des Landes iſt, und aus welcher man, dem Genius des neuen Ruſſiſchen ganz angemeſſen, mit einer geringen Aenderung, mit einer leichten Biegung für jeden neuen Begriff, der ſich bey der fortſchreitenden Kultur des Volkes, beſonders in den daſſelbe bildenden Schriftſtellern, eine angemeſſene Bezeichnung nehmen kann, die, obſchon das erſtemal gebraucht, nicht auffällt, ſogleich von Jedermann verſtanden und allgemein angenommen wird. Welcher Vortheil wäre es z. B. für unſere deutſche Sprache, wenn ihre Mutter, in der etwa die alten Barden dichteten, und die für uns gänzlich verloren gegangen iſt, durch alle Jahrhunderte von den beſten Köpfen der Nation fortgebildet und durch religiöſe Einrichtungen geheiligt und erhalten worden wäre, und wenn endlich die gegenwärtige lebende deutſche Sprache mit Leichtigkeit und allgemeiner Verſtändlichkeit nur aus jener, zwar nicht mehr geſprochenen, aber doch noch lebenden Sprache, aus einer Sprache, die nach unſerer nationellen Einrichtung kein nur etwas Gebildeter nicht miſſen darf, für jeden neuen Begriff auch eine zwar neue, aber doch angemeſſene, und ſogleich Jedem deutliche Bezeichnung ſchöpfen konnte, während z. B. jetzt unſere Philoſophen alle ihre a priori ſchen und a posterioriſchen Raritäten, ihre Quantitäten, Qualitäten, Relationen und Modalitäten, ihre Identitäten und Cauſabilitäten, und wie die Dinge alle heißen, aus einer uns ganz fremden Sprache weit und mühſam herholen müſſen, und oft noch dem Gelehrten von Profeſſion nicht einmal verſtändlich werden. Welcher eigenen, nicht fremden, nicht von außen angekünſtelten Bildung, welches inneren Reichthumes iſt eben aus dieſer Urſache die ruſſiſche Sprache fähig, die ſich jenes Vortheiles in einem ſo hohen Grade erfreut. Drittens endlich iſt ſie, ſo weit Menſchengeſchichte reicht, bey weitem die ausgebreitetſte aller Sprachen. Die griechiſche zur Zeit ihrer weiteſten Ausdehnung, öſtlich nach Kleinaſien und weſtlich nach Großgriechenland; die römiſche, die beynahe in der ganzen damals

Digitized by Google

bekannten und unterdrückten Welt geſprochen oder doch verſtanden wurde; die arabiſche, die ſich während der Blüthe des Kalifats wie ein reißender Strom unter den unwiderſtehlichen Waſſen der Moslemin vom Tigris und Euphrat bis nach Gebel Tarif (Gibraltar) verbreitete — was ſind ſie gegen die ruſſiſche Sprache, die nicht blos durch günſtige Umſtände augenblicklich gehoben, ſondern in ruhiger Sicherheit ſeit undenklichen Zeiten mit allen ihren Kindern einen Raum der Erdoberfläche überzogen hat, in welchem die Sonne nicht untergeht. Von der öſtlichen Gränze Bayerns bis nach Kamtſchatka, bis an die weſtlichen Ufer Nordameeikas wird ſie, nicht blos verſtanden, ſondern geſprochen, und dieſe Zone, die mehr als die Hälfte des Umkreiſes der ganzen Erde umfaſſt, hat eine Breite von viel hundert deutſchen Meilen. Wie armſelig erſcheint dagegen z. B. die franzöſiſche Sprache, welche der Zufall zu der allgemeinſten Speache gemacht, obſchon keine ſich weniger dazu paſſt. — (Wir drängen hier die Meinung des Verfaſſers über den Unwerth der franzöſiſchen Sprache in die Kürze, weil er vergißt, daß dieſe Sprache nicht um ihres Werthes willen allgemein ward, ſondern durch Verhältniſſe der Kultur und Politik, aus welchen einſt eben ſo die griechiſche, ſpäterhin einmal die lateiniſche u. ſ. w. die der gebildeten Klaſſe wurden. Wir können, was unſer Verfaſſer von der ruſſiſchen Sprache ſagt, beherzigen, ohne ſie einer andern entgegen zu ſetzen.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Ernſt Berchthold oder der neue Oedipus.

(Beſchluß.)

Dieſes iſt der gedrängte Inhalt des Romans, in deſſen Einzelnheiten wir an manche vorhergehende, auch an den unſchuldigen Ur-Ahn dieſes ſchuldigen Geſchlechts, an Schillers Geiſterſeher, erinnert werden. Lord Byron beſchäftigt die engliſche Romanen-Welt dergeſtalt, daß wir ſchon eine ganze Reihe Erzählungen herrechnen könnten, die man beſchuldigt, ihre Böſewichte nach ſeinem Bilde geſchaffen zu haben. Auch Dr. Polidori ſoll ſeinen Gönner und Freund in folgendem Bilde darſtellen wollen — welches unſern Leſern zugleich einen Begriff vom Vortrage der Erzählung gibt.

Ernſt, welcher Luiſe Doni leidenſchaftlich liebt, iſt ſich der Hinderniſſe, welche Stand und Glücksgüter ihm entgegenſetzen, bewuſſt, und kämpft gegen ſeine Liebe. Der Moment iſt der, wo er in einer glänzenden Abendgeſellſchaft einen Mitbewerber zu finden erwartet. „Die Zimmer waren erleuchtet, die Geſellſchaft zahlreicher als jemals. Alſo iſt mein Nebenbuhler ſo anziehend? fragte ich mich ſelbſt. Niemand nahm meinen Eintritt wahr, Alles drängte ſich um einen Mann, den ich ſogleich für meinen Nebenbuhler erkannte. Nie ſah ich eine ſonderbarere Geſtalt! Sein Kopf, ſeine Büſte ſind angenehm und zeugen von Kraft; er hatte ſchwarzes, gelocktes Haar, und ſeine blaſſe, ins Bläuliche überziehende Geſichtsfarbe machte ſeine ohnehin lichten Augen noch lichter erſcheinen. Er hielt ſeine Hände gefaltet und zugleich mit ihrer innern Fläche wagrecht über den Boden; ſeine Augenlieder bedeckten faſt das ganze Auge, welches den Boden ſuchte, und ſeiner Haltung bey aufgerichtetem Haupte doch einen Ausdruck von Verachtung verlieh. Er ſprach mit Wohlredenheit von dem geſunknen Glanz einiger Nationen. Wie er geendet hatte und das Geſpräch allgemein geworden war, hob er den Blick und ſchien beſchämt, die Aufmerkſamkeit ſo vieler auf ſich gezogen zu haben, doch erröthete er nicht; die Farbe ſeines Geſichts ſchien unveränderlich! — Er zog ſich in die, durch das Zuſammendrängen der Geſellſchaft um ihn her leergewordne, Ecke des Zimmers zurück, und ſaß mit geſenktem Haupt wie tief in Gedanken verloren, doch unter den Augenbraunen hervorlauſchend, gab er auf die Wirkung acht, die er in der Geſellſchaft hervorgebracht hatte. Bald ſammelte ſich hier wieder ein Kreis um ihn her; er ward abermals von der Gewalt ſeines Geiſtes hingeriſſen, irgend einen Gegenſtand zu behandeln, bis er ſich wieder aus der Menge zurückzog. Ich war dieſer künſtlichen Ausſtellung müde, und ſah mich nach meiner Schweſter um, (der Julia, Olivieris Geliebte). So eben trat ſie ein, ſprach einige Worte mit Doni, der erſchrocken ſchien und ſich ſogleich entfernte. Luiſe war krank und konnte nicht erſcheinen. Julia ſah mich an, als wüßte ſie, daß meine Gegenwart ihre Freundinn ſo angegriffen hätte; ich konnte dieſen Blick nicht ertragen! „Mache mir keinen Vorwurf, ſagte ich, ich fühle das ganze Gewicht meines Unrechts.“ — Du ſpotteſt, erwiederte ſie, mir kommt es auch zu, Vorwürfe zu machen! und damit wendete ſie ſich ab. Ich verſtand ſie nicht und fragte: warum ſie auf das Wort: „mir“ ſo viel Nachdruck legte? — „O, frage nicht, rief ſie, meine Schande darf nicht ausgeſprochen werden.“ — Der edle Fremde unterbrach, ſich uns nahend, unſer Geſpräch, und fragte nach Luiſen. Es war mir unmöglich in ſeiner Nähe zu bleiben, ich trat zu einigen Bekannten, allein wenn es mir gleich das Herz brach, beſchloß ich doch den Saal nicht zu verlaſſen, ſondern jede Bewegung meines eingebildeten Nebenbuhlers zu bewachen.

Ich fing ein Geſpräch an und zwang mich, nach dem Fremden, der die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, mich zu erkundigen. Er hüllte ſich in eine Art Geheimniß, welches Alle anreizte, ihn aufzuſuchen, um etwas von ihm zu erfahren. Ich fand Jemand, der ihn in ſeinem Vaterland gekannt hatte und mir mehrere Züge ſeines Charakters mittheilte. Er ſcheint ſeiner Talente wegen, unter ſeinen Landsleuten, den Deutſchen, in Anſehn zu ſtehen; man hält ihn allgemein für einen Verächter der Welteitelkeit, dennoch bringt er mehrere Stunden an ſeinem Nachttiſche zu; man glaubt, eine unglückliche Liebe habe ſein Herz gebrochen, aber

Digitized by Google

wirklich ſey er, von einer Selbſtſucht beſeſſen, die alles was ihn umgibt der Laune des Augenblicks zu opfern bereit iſt, gar der Liebe nicht fähig. Man hält ihn für unwiderſtehlich, und kein Weib kann ſich gegen den Zauber ſeiner Rede entwaffnen; dennoch hat er nie gewagt, eine Frau in Verſuchung zu führen, deren Charakter nicht ſchon aufgegeben iſt, und ſelbſt bey dieſen drängt er ſich nicht mit Kühnheit zu, ſondern verleitet ſie, ſich durch irgend eine Thorheit um ſeinetwillen im Publikum bloßzuſtellen, ehe er ihr irgend eine Aufm[illegible]ſamkeit erzeigt. Genau betrachtet ſey er alſo wirklich feige gegen das Geſchlecht. In Geſellſchaft ſpielt er ſtets den Beſcheidnen, Zurückhaltenden, obgleich er es darauf anlegt, ſich bemerken zu machen. — Allein bey allem dieſem war er angenehm, reich und von edler Geburt, ich eine Waiſe und arm! — Er war überall mit Achtung empfangen, und am meiſten in Donis Palaſt." —

Da der Verfaſſer Lord Byrons Freund und Reiſegefährte iſt, wie die engliſchen Blätter erzählen, da die Verfaſſer mehrere Romane, in deren Helden man den Lord zu erkennen glaubt, von Glanarvon an, der ihn zuerſt geſchildert haben ſoll, in näherem Verhältniß mit dieſem genialiſchen Manne ſtehen ſollen, ſo ſcheint er ſich mit irgend einer Art Ueberlegenheit darein ergeben zu haben, als ein Lovelaer ſeiner Zeit dargeſtellt zu werden.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Berlin, den 6. Sept.

Die Theater=Kritik in den hieſigen Zeitungen hat in den letzten Wochen manches Gerede veranlaſſt, vielleicht ſogar manchen Verſuch, ihr ein Papageno=Schloß anzulegen, (als ſolcher wird unter andern auch ein anonymer Brief betrachtet, der Hrn. Eßlair auf dem Theater gegeben wurde); ich meine aber, es wird damit nicht ſonderlich gehen. Wohl iſt es wahr, daß ein Einzelner zuweilen vergiſſt, wie die Mehrheit es gar leicht falſch verſteht, wenn man einen Künſtler — der oft, bey vielen Fehlern, doch mehr innern Werth hat, als Hunderte aus der Menge, die nach einem Theater=Beſuch achtungslos über ihn radotiren — ſeine Mängel ſo ausſpriche, wie es etwa der Meiſter zu dem Schüler thut. Da nun die Meiſterſchaft und der Glaube daran ſchwer und ſelten zu erreichen iſt, ſo handelte man am beſten, wenn man ſich gegenſeitig achtete, durch eine höfliche Art, mit welcher Anſicht und Einſicht ausgetauſcht wird; es ſchadet ſich der am meiſten, welcher ſich für Alles und alle Uebrige für nichts hält. Hat man bey beſonnenem Wirken nicht den Kitzel, an jedem Zeitungstage die von ſich reden zu laſſen, die eine Stunde darauf ſchon nicht mehr wiſſen, was ſie geredet haben, ſo verſammelt man dagegen allmählig die Beſſeren um ſich, und ſelbſt ſolche Schauſpieler, die nicht blos mehr Gehalt auf den Etat, ſondern auch im Inneren haben wollen, überwinden zuletzt die angeſtammte Neigung: lieber etwas wiederholt unrichtig zu geben, als Rath anzunehmen von denen, die man zu haſſen gewohnt iſt.

Hr. Eßlair hat uns im Auguſt=Monate zu ſehr genußreichen Stunden nach dem Theater gelockt. Ich ſah ihn als „Hugo" in Müllners „Schuld"; „Dallner" in Ifflands „Dienſtpflicht"; als Müllners „Yngurd" und „Wallenſtein in Wallenſteins Tod." — Es iſt ſo wenig wahrhaft Bedeutſames in der Bühnen=Welt zu ſchauen, daß es dem Theater=Publikum nicht als groſſes Vergehen anzurechnen iſt, wenn es erkennen läſſt: der Maßſtaab ſey verloren gegangen. Um ſo erfreulicher iſt es aber auch, wenn nun Jemand kommt, der zum muſterhaften Vergleich dient, und zu den Wenigen, welche dazu berufen ſind, gehört Eßlair. — Dieß mit Dankgefühl anerkennend, auch davon durchdrungen, daß bey dem vielen Kleinlichen das Emporgeſchoſſene mit Verehrung zu begrüßen ſey, hat die Kritik — und namentlich die ſogenannte Orts=Kritik — doch einen, nicht ganz verwerflichen Grund, die etwaigen zu bemerkenden Mängel am wenigſten unverheimlicht zu laſſen. Denn da, wo unter dem ſtets Vorhandenen das Mittelmäßige am meiſten ſchreit, wenn ihm einmal wahr geſagt wird, will ſich der Beurtheiler auch bey Fremden vor der Unterthänigkeit hüten, und bey dem Berühmten, durch gegründete Rügen, ſich einen Schild gegen die zu verſchaffen ſuchen, welche ſelten zu einer Dank=, öfter zu einer Denk=Adreſſe kommen und die letztere gar zu gern mit Proteſt von ſich abweiſen. In ſolcher Anſicht ſcheint man hier mit Eßlair geiſtig umgegangen zu ſeyn, wobey es auch unleugbar an Wahrheit nicht fehlte. Eßlair mag die kleine Märtyrerſchaft, die ihm auf jene Weiſe zugetheilt war, etwas übel genommen haben, doch mit Unrecht; in ſeinem begründeten Ruf kann er es am leichteſten ertragen, daß er, nächſt einem Vorbilde, auch Schild und Schirm ſey, obwol man danach nicht ſuchen, ſondern allezeit ſich von Nebenbegriffen frey erhalten ſollte. — Nach meiner Anſicht ſtrebt Eßlair danach, die deutſche Richtung zur Wahrheit und Natur mit dem Geregelten der Franzoſen zu verbinden, und dieß ſcheint auch wohl der einzige Weg, um den Deutſchen endlich eine geeignete Theorie der Schauſpielkunſt — an der es uns, trotz mannigfacher Vorarbeiten, doch im Ganzen noch fehlt — zu erſchaffen. Jene Vereinigung iſt jedoch dem geſchätzten Künſtler bisher nicht ganz gelungen, ihm nicht überall — um mich eines Volks=Ausdrucks zu bedienen — zur zweyten Natur geworden, und ſo iſt zuweilen die Deklamation franzöſiſch, die Geſtikulation und Mimik deutſch und umgekehrt. So geſchieht es, daß man ihn jetzt nur für einen ausgezeichneten Redner, dann aber wieder mehr nur für einen durch Routine merkwürdigen Schauſpieler halten möchte. Dieſer oft ſichtliche Kampf zweyer Syſteme ſtört den Total=Eindruck, macht aber Einzelheiten nicht blos vorzüglich, ſondern zuweilen wahrhaft groß. Abſtoßend iſt es z. B., wenn Eßlair als „Hugo" — nachdem er zu Jerta ſagte: ſie ſey nicht ſeine Schweſter, und dieſe dem Andrange heftiger Empfindungen faſt unterliegt — ſeine gleich folgende erklärende Erzählung ganz kalt anlegt, um ſie mit bequemer Sicherheit nuanziren und ſteigern zu können; groß ſind dagegen die Momente, wo er durch Bekenntniß ſchon freyer, durch den richtenden Tod ſich völlig frey machen will. Er hat es hier nur mit ſeinem Ich zu thun, dort aber gibt es eine zweyte Berührung, die der Künſtler offenbar zu wenig beachtete. Der Betrachtende fühlt mit Jerta, und Hugo reißt ſich plötzlich aus dem Zuſammenhange des Gefühls, um — rhetoriſcher Zergliederungskunſt zu folgen, und dieß geſchieht ihm öfter. „Hugo" iſt überhaupt nicht ſeine beſte tragiſche Leiſtung; ein faſt nicht endendes Wogen der Leidenſchaftlichkeit ſoll hier das Ganze motiviren und tragen, und ſelbſt die Ruhepunkte dürfen nur Verkündigungen der Stürme ſeyn; Eßlair aber gönnt ſich zuweilen wirkliche Ruhe, und es wird dann ein Vorbereiten ſtatt eines Verkündens deutlich, das glühende Umfaſſen hat Lücken, und nur einzelne jugendliche Momente ſtehen zwiſchen künſtlicher Gemeſſenheit und dem zu unbewachten Streben nach ſchneller Wirkung. —

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenz=Blatt, Nro. 34.

Digitized by Google

Nro. 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Oktober 1819.

Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen; nur das Leben lehrt jeden, was er ſey.

Goethe.

Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland.

(Fortſetzung.)

Nach dieſer Digreſſion kehre ich wieder zu meinem Gegenſtande zurück, und trage noch einige Bemerkungen nach, die künftigen Reiſenden in Rußland nützlich ſeyn können.

Jeder Reiſende verſehe ſich mit einem eigenen Wagen. Zwar erhält man auch, wie auf unſern Poſten, auf jeder Station einen von dem Poſtmeiſter, allein erſtens ſind ſie beynahe ohne Ausnahme ſehr ſchlecht, und dann erzeugt der Mangel eines eigenen Wagens bey den Ruſſen die Idee von Armuth und Dürftigkeit, der man weniger Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubt. Wer ſich, wie es bey uns öfters der Fall iſt, einfallen laſſen wollte, zu ſeinem Vergnügen oder zu ſeiner Belehrung eine Fußreiſe durch das Land zu machen, würde überall als ein Bettler behandelt werden, da jeder Bauer, wenn er nicht ſchon in jene Categorie gehören ſoll, wenigſtens ein Paar Pferde hat, deren eines im Kaufe 20 bis 25 Rubel Papier koſtet, ſo wie ſein jährlicher Unterhalt beynahe dieſelbe Summe beträgt. In den Gegenden des Kaſaniſchen, Bätkiſchen, Orenburgiſchen Gouvernements, und in den weiter öſtlichen ſind Fußreiſen ſelbſt bey der ärmern Klaſſe etwas ſo Ungewöhnliches, daß man, ſchon in ächt orientaliſcher Sitte, ſelbſt ſeine kleinſten Spazierwege in einem Wagen ſitzend zurücklegt. Daher der gänzliche Mangel an Gärten und andern ähnlichen Erhohlungsörtern in jenen Gegenden: daher das mitleidige Belächeln der Ausländer, wenn ſie, wie ſie es in ihrem Vaterlande gewohnt waren, mit ihren Familien vor die Stadt ſpazieren gehen. Ein in ihrer Meinung zweckloſes Gehen, blos um zu gehen, ſcheint ihnen eben ſo lächerlich, als uns etwa ein immerwährendes, angeſtrengtes Laufen aller Leute auf der Gaſſe ſcheinen würde. Wenn ſie geſchäftslos ſind und ſich einmal was rechts zu gute thun wollen, ſo ſitzen oder liegen ſie auf ihren Betten, wie der Türke oder der Araber auf ſeinem Teppich.

Dieſer eigene Wagen muß aber leicht und zugleich feſt ſeyn. Da die ruſſiſchen Wagen ſehr leicht ſind, ſo iſt, wenn ein ausländiſcher am Poſthauſe erſcheint, das Erſte, daß man ihn von allen Seiten unterſucht und aufhebt. Findet man ihn ſchwer, ſo iſt der Bedenklichkeiten kein Ende. Iſt er aber nicht feſt, ſo kann man voraus verſichert ſeyn, daß er nicht weit führen wird. Es iſt nämlich für die, die an unſere ſchwerfällige Pferdeart gewohnt ſind, beynahe unglaublich, wie ſchnell die ruſſiſchen Pferde ſeyn können. Elende, kleine, hagere Thierchen, die aber nur ſtehen und laufen können, vom gehen ſcheinen ſie nichts zu wiſſen. Wenn man unſere trägen Poſtillone ſtets bitten muß, mit ihren noch trägern Pferden doch nur etwas von der Stelle zu rücken, ſo muß man im Gegentheile den ruſſiſchen Poſtbauern nur bitten, doch endlich einmal etwas langſamer zu fahren. Verſpricht man ihm ein gutes Trinkgeld, wenn er langſam fährt, ſo legt er gutmüthig lächelnd ſeine Peitſche, oft nur einen Ellenlangen Strick ohne Stiel, unter ſeinen Sitz, und ſetzt ſich in die Attitude eines Schlafenden. Aber bald ſcheinen ſeine Pferde, die ihren Treiber vermiſſen, auch

Digitized by Google

eingeſchlafen, oder der ungeduldige Fuhrmann fängt an, ſich zum Zeitvertreibe ein Liedchen zu ſingen, oder auch nur, halb im Traume, mit den Fingern zu ſchnalzen oder ſeinen Körper in eine andere, bequemere Lage zu rücken — Grund genug für ſeine Pferde, ſich ohne weiteres wieder in Lauf zu ſetzen, und nun geht es wieder über Stock und Stein ohne alle Rückſicht weiter. Es iſt etwas ganz Gewöhnliches, in zwölf Stunden 20 bis 25 deutſche Meilen, oder 140 bis 175 Werſte zurück zu legen, und unzählige Male habe ich den Verſuch gemacht, die Uhr in der Hand, die Zeit zu meſſen, in welcher man den Zwiſchenraum von zwey nächſten Werſtrouten zurücklegt, die ich nie über 3 oder 3½ Minute gefunden habe, wenn ſonſt der Weg gut war. Daher kommt es unter andern, daß ſelbſt groſe Reiſen von 100 und mehr deutſchen Meilen in Rußland zu den bloßen Kleinigkeiten gehören, und während man bey uns, wenn man auch nur eine Reiſe von 10 oder 20 Meilen unternimmt, von allen ſeinen Verwandten und Bekannten Abſchied nimmt, als ginge es in den Tod, findet der Ruſſe kaum der Mühe werth, etwa in Moskau davon zu ſprechen, daß er in Kiew, in Irkutzk, in Ochozk geweſen ſey. Als ich bey dem Antritt meiner Reiſe an der Grenze den Deutſchen auf ihre Fragen antwortete, daß ich nach Orenburg reiſe, etwa 350 deutſche Meilen, konnten ſie ſich nicht ſatt genug wundern, wie ich mich zu ſo einer weiten Reiſe entſchließen konnte. Ueber der Grenze hörten die Ruſſen daſſelbe ganz gleichgültig an, und wenn ich mich in weitere Geſpräche darüber einließ, erzählten ſie mir eben ſo gleichgültig, daß ſie die Katakomben in der heiligen Stadt beſucht, daß ſie in Perſien als Soldaten gedient, daß ſie bey der amerikaniſchen Kompagnie als Schreiber u. dgl. gedient, daß ſie bey Zürch gefangen und nach Spanien geſchleppt wurden, und daß ſie ſo eben in Geſchäften eines Kaufmanns von Archangel oder von Aſtrachan kämen, und dieß alles, wie wir von einer Excurſion in die Umgegenden unſerer Vaterſtadt zu ſprechen pflegen. Als ich nach Moskau kam, ſtieg beynahe zugleich mit mir ein begüterter Landmann, Gureef, aus Tobolsk, im Gaſthauſe ab, der jährlich mit allen ſeinen zahlreichen Verwandten das Carnaval (den Fasching) in Moskau beſucht, ſich da erluſtigt, und wohlgemuth wieder nach Hauſe zieht. Er hatte die Reiſe von Tobolsk nach Moskau, 2330 Werſte, in acht Tagen zurückgelegt. Der Direktor des Irkuzkiſchen Gymnaſiums machte in 19 Tagen eine Familienreiſe von Irkuzk nach Kaſan, 5070 Werſte, um einen ſeiner alten Freunde zu ſehen, der in der letzten Stadt als Profeſſor angeſtellt war.

Eine andere nöthige Vorſichtsmaßregel iſt, ſeinen Wagen ſo wenig als möglich mit Gepäck zu beladen. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß der Ruſſe auf der Poſt, wo ihm Schnelligkeit über alles geht, nichts dulden will, was ſich nicht ſchnell fortſchaffen läßt. Es iſt daher beſſer und ſelbſt wohlfeiler, ſein für die Reiſe ſelbſt entbehrlichſtes Gepäck in Kiſten den Kaufleuten zu übergeben, die es auf der Axe oder zu Waſſer eben ſo bequem als ſicher an den Ort ſeiner Beſtimmung bringen laſſen, und dafür in ſeinem Wagen nur das Nöthigſte mitzunehmen. Darin fehlen vorzüglich die deutſchen Koloniſten, die, wenn ſie nach Rußland ziehen, nicht viel genug mitnehmen konnen. Es iſt ein Jammer zu ſehen, wie dieſe Leute ihre Wagen bepackt haben, und mit welchen Dingen. Tiſche, Stühle, ſelbſt ausgehobene Fenſter, Hühnerſteigen, auch die Hühner und die Nachtgeſchirre, alles muß mit, als ob dort nicht auch dergleichen Dinge wären. So überladen ermatten ſie vor der Zeit, kommen nicht von der Stelle, finden überall nichts als Schwierigkeiten, und verwünſchen den Entſchluß, in ein Land gezogen zu ſeyn, in welchem ſie in der That glücklich leben könnten, wenn ſie es darnach anfangen wollten. Voll Unmuth kommen ſie dann an dem Orte ihrer Beſtimmung an, alles, was Ruſſiſch iſt, iſt ihnen zuwider, ſie ſondern ſich ab, halten an einander feſt und unzertrennlich, wie es im Unglücke, im wahren oder vermeinten, zu gehen pflegt, bequemen ſich nicht weder der Sprache, noch den Sitten der Ureinwohner, wünſchen ſich immer wieder zurück, je mehr ſie hier meiſtens durch ihre eigene Schuld leiden müſſen, und ſterben endlich vor der Zeit in ihrem Grame hin, nachdem ſie zuerſt ihren Kindern alle die Abneigung gegen ihr neues Vaterland eingeflößt haben, die ſie ſelbſt ſo unglücklich gemacht hat.

Auch darin verſehen es viele Ausländer, daß ſie ſich in ihrem Poſtbriefe gleich anfangs ein oder ein Paar Pferde mehr einſchreiben laſſen, als ſie in der That bedürfen, wodurch ſie künftigen Unannehmlichkeiten in Gebirgen oder bey ſchlechten Wegen zuvorkommen wollen. Die Folge davon iſt, daß ſie dieſe nur für einige ſeltene Fälle beſtimmten Pferde durch die ganze Reiſe zahlen müſſen, auch wenn weniger vorgeſpannt werden. Das entgegengeſetzte Verfahren iſt vortheilhafter, denn wenn die eingeſchriebene Anzahl der Pferde nicht hinlänglich iſt, und der Reiſende ſich anbietet, noch eines oder ein Paar wenigſtens zur Hälfte zu bezahlen, ſo wird dieſe Erleichterung mit Wohlwollen und Dank angenommen; auch wird häufig in pferdereichen Gegenden die Anzahl derſelben auch ohne Verlangen vermehrt, und nichts dafür gefordert, weil die Bauern ihre Pferde ſchonen wollen, und auch deſto länger frey ſind, je mehr ſie geliefert haben. Ueberhaupt empfehle ich Wohlwollen und Freundlichkeit gegen dieſe armen Leute, denen es ſo noth thut, mit Güte behandelt zu werden, und die, nach allen meinen Erfahrungen, um ſo bereitwilliger und gefälliger werden, je ſeltner ihnen eine gute Behandlung widerfährt. Es iſt ein abſcheuliches Vorurtheil ſo vieler In- und Ausländer, daß dieſe Menſchen nur durch Gewalt, nur durch rohe Behandlung geleitet werden können. Ich habe ſo manches Volk kennen gelernt, und unter dieſen noch kein gutmüthigeres, kein durch Gutmüthigkeit lenkbareres gefunden, als eben dieſes. Ich ſpreche hier nicht von den Bewohnern groſer Städte,

die im Durchſchnitte, mit ihrer Erlaubniß ſey es geſagt, überall, alſo auch in Rußland, innen rohe und außen geſchliffene Egoiſten ſind, ſondern von dem, der ferne von dieſen anſteckenden Orten, ferne von den Hauptſtraßen, im tiefen Lande wohnt; und wer je unter ihnen gelebt hat, wird geſtehen, daß dieſe die beſten, die gutartigſten, die kindlichſten Menſchen ſind, die man nur wünſchen kann. Die vielleicht ehemals mächtigen, nicht unberühmten Völkerſchaften in der Umgebung von Kaſan, die Wotjoken und Tſcheremiſſen, deren Sprache von allen andern ſo gänzlich verſchieden iſt, und die jetzt, ihrem Nationaltode nahe, nur noch einige kleine Dörfer bewohnen, ſind ungeachtet der Nähe einer großen Stadt die einfachſten Menſchen, harm- und argloſe Kinder der Natur, bey denen man mit Luſt und Liebe verweilt, in deren Mitte man ſich in die edle Einfalt der patriarchaliſchen Vorzeit verſetzt glaubt, die für die ſogenannten gebildeten Staaten leider nur mehr in den erkünſtelten Geſängen ihrer Dichter lebt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris.

Nicht vergeblich ſieht der Pariſer Bürger täglich und ſtündlich vor ſeinen Augen den Luxus aller fünf Welttheile ſich entfalten; iſt er Zeuge von der üppigſten Schwelgerey, ſieht ſeinen vormaligen armen Schulkameraden als jetzigen Millionär in einer vergoldeten Equipage vorüberrollen, geht täglich vor der Börſe vorbey, um das Steigen oder Fallen der Staats-Renten mit eignen Augen und Ohren zu vernehmen; das Anſchauen aller dieſer Lüſte hat er nicht anders als mit dem Verlangen erkaufen können, dieſe Lüſte ſelbſt zu genießen. Daher ſein Streben nach Wohlſtand, nach Reichthum, daher der Wunſch, Staats- oder Leibrenten zu beſitzen, ein Wunſch, der ſich ſelbſt im Schuhflicker und Laſtträger offenbart.

Aber der Pariſer Bürger, durch Nationalbildung und Erziehung allem Streben nach Phantaſterey abhold, iſt zu verſtändig, als daß er den Reichthum anderswo, als in ſeiner eigentlichſten, wahrſten Quelle, nämlich in der Arbeit und Genügſamkeit, ſuchen ſollte. Daher gleicht er der Ameiſe, die keinen Schritt thut, der nicht auf Thätigkeit abzweckt, und iſt mäßig bis zur wirklichen Entſagung.

Seine unermüdliche Thätigkeit muß dem ungeübteſten Auge deutlich werden, während vielleicht nur der Denker die Zweckmäßigkeit ſeiner Handgriffe, und den bewundrungswürdigen Mechanismus, der alle ſeine Bewegungen aneinanderreiht und jede zeittödtende Unterbrechung aus derſelben verbannt, aufzufaſſen im Stande iſt. Seht da in jeden Schneiderladen: der Geſell ſetzt ſich zum Nähen; ſeine Beine überſchlagen, mit der linken Hand den Zeug ergreifen und mit der rechten die Nadel hineinſtecken, iſt eine einzige, in demſelben Augenblicke verrichtete Handlung. Der bloße Mechanismus, die Handgriffe der Arbeit ſind bey den Pariſern ſo wahrhaft künſtlich ausgebildet, daß ſie der Gegenſtand der Bewunderung aller Fremden, Ausländer ſowol als Franzoſen, werden. Ein Handſchuhmacher im Palais-Royal gibt in dieſem Augenblick einen Beweis davon: er entwickelt bey dem Zuſchneiden ſeiner Handſchuhe, bey'm Abſchaben der letzten rauhen Hülle von der Kehrſeite des feinen Kalbleders, beſonders aber in der Art und Weiſe, wie er durch Ziehen des Leders in die Länge und die Breite demſelben die nöthige Größe zu geben weiß, eine ſolche blitzſchnelle Gewandtheit, eine ſolche graciöſe Sauberkeit in der Befaſſung des leicht ſchmutzig werdenden Felles, daß die Menge der Zuſchauer, welche die Geſchicklichkeit dieſes Mannes vor ſeine Boutique feſſelt, nicht ſelten den Durchgang durch die Gallerie hemmen. Mehr oder minder beſitzen alle hieſigen Handwerker denſelben künſtlichen Mechanismus bey Handhabung ihrer Arbeit. Ueberhaupt müſſen die Franzoſen, beſonders die Pariſer, zur Ausbildung der Handgriffe geſchickt ſeyn, weil bey ihnen kein Hang zu innerer Betrachtung die Aufmerkſamkeit auf ihre äußere Beſchäftigung ſtört. Je feuriger, je anhaltender die Arbeitſamkeit des Pariſer Bürgers iſt, einen deſto lebendigern, extenſiveren Charakter nimmt bey ihm die Ruhe an. Daher gewährt der Sonn- und Feſttag im Leben des Pariſers ein Schauſpiel, welches, glaube ich, an Beweglichkeit, Heiterkeit und Hintanſetzung aller außerweſentlichen Rückſichten auf der kultivirten Erde ſeinesgleichen nicht hat.

Der Sonn- und Feſttag des Pariſer Handwerkers beginnt nicht erſt am Tage ſelbſt; es gibt auch einen heiligen Abend (veille) dieſer Ruhetage für ihn. Schon der Sonnabend nimmt bey ihm den Charakter einer beſondern Lebendigkeit an. Der größte Theil der arbeitenden Klaſſe genießt ihn nicht allein in der Hoffnung, ſondern zugleich in der Wirklichkeit, ſo wie in der Vorbereitung auf den folgenden Sonntag; mit dem Schlage fünf wird Feyerabend gemacht, der Rock angezogen und der Weg nach der Barriere angetreten. Hier werden dann die Vergnügungspläne für den morgenden Tag entworfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 6. Sept.

(Beſchluß.)

Wenn es, nach dem Geſagten, dem Hugo, wie Hr. Eßlair ihn auffaßt, ſchädlich iſt, daß er dem Jugendlichen zu fern gehalten wird, ſo thut dagegen ein noch zu weniges Entfernen davon dem „Wallenſtein" einigen Schaden. Es entſteht dadurch eine Art von wahrem Vertrauen, eine Gleichſtellung mit denen, welche ihm dienen, da ihm doch Menſchen und Begebenheiten nur Werkzeuge ſeyn ſollen (Piccolomini Akt II. Scene V.) Nach meinem Wiſſen — ich habe etwa acht verſchiedene Schauſpieler als „Wallenſtein" geſehen, den verewigten Fleck aber nicht — iſt Eßlair jedoch

Digitized by Google

der Künſtler, welcher das beſte Bild von dieſem Charakter in allen Theilen zu geben vermag, nur gehört es mit zu den erſten Grundzügen, daß er einen Kreis zwiſchen ſich und den Andern frey zu erhalten wiſſe; ſeinem eigenen Glauben für ſeine angeborene Hoheit muß ſich die Umgebung gar nicht entziehen können. Die ſchönſten Momente in ſeiner Darſtellung waren das herzliche Rechten mit Max und das Hineintreten in ſein Schlafkabinett, beyde ſolche, wo der Menſch allein zu wirken hat, wo jedes andere Verhältniß ſchweigt. Daß gerade hier die Menge ſich am meiſten zum Beyfall angeregt fühlte, ſcheint für meine Anſicht zu ſprechen, nach welcher er den Umkreis des Charakteriſtiſch-Conventionellen hier noch nicht beſtimmt gezeichnet hat. Eßlair wird aber auch dieß erreichen, und dann gewiß als Muſterbild für den „Wallenſtein“ daſtehen. In dieſer Darſtellung wurde es übrigens auch beſonders deutlich, daß er in ſeinen Vorträgen allerdings die Perioden oft ein wenig unnatürlich zerreißt und nicht immer richtig betont; doch meine ich, beydes entſteht, weil dem Künſtler ſein Gedächtniß nicht immer treu iſt. In der Erzählung des Traumes (die er ſpricht, ohne von der Erinnerung ſelbſt mit ergriffen zu ſeyn, alſo ganz nach der auch in dem Bericht des „Hugo“ angewandten, die Wirkung ſchmälernden Theorie) hätte er z. B. nicht zu ſagen: „in der Nacht, die vor der Lützner Aktion vorher ging“ — oder: „und ſetzen, wie auf eine große Nummer“ u. ſ. w. — denn die Schwere ruht dort wohl auf der und hier auf große. Daß aber Sünden des Gedächtniſſes mit im Spiele ſind, bewies ſich durch Auslaſſungen u. ſ. w. in dieſer Erzählung und an vielen Stellen, ſelbſt bey dem Gebete des „Yngurd“ verſchoben ſich die Verſe etwas ſehr! — Den Ruf Wallenſteins „Hinweg, zu lange ſchon hab' ich gezaudert“ u. ſ. w., gibt Hr. Eßlair in eintönigem, alle Bruſtkräfte verbrauchenden Geſchrey. Es iſt aber noch ungemein viel Reflexion da, mit welcher er auch auf die ihm jetzt zunächſt Stehenden wirken will, und ſelbſt die höchſte Leidenſchaftlichkeit gibt ſich hier in Nuanzen, und die Höhe der Anſtrengung, der eine geringe Pauſe nachher wohl thun würde, ruht auf dem „gebt acht“ — welches Eßlair aber, als ob Schiller ein gewöhnliches Flickwort zur Berichtigung des Jambus eingefügt hätte, eilend fallen ließ. Er hält es aus, die ganze Stelle ſtürmend daher brauſen zu laſſen, der Dichter hat dieß aber Keinem zugemuthet. — Ueber die Selbſt-Entwaffnung bey der Stelle: „Es braucht der Waffen nicht!“ — iſt man einig, daß ſie unterbleiben muß. — Die beſte tragiſche Darſtellung Eßlairs war „Yngurd“; hier, wo noch Vieles ihm mit der Umgebung vermiſcht, wo nicht die klare Hoheit begehrt iſt, tobende Gluth und Manneskraft wechſelſeitig ſich unterſtützen, war der Künſtler herrlich und ſo weit über alle Erwartung, daß ihm für dieſe Leiſtung ein hoher Preis zuerkannt werden müßte. Die letzten dem Darſteller gar ſehr ſchwierig gemachten Akte gab er mit erhellenden Motiven, und die minder ſchwere erſte Hälfte des Stückes unbeſchreiblich ergreifend. Ueber das Gebet allein erhob ſich ein Streiten im Geſpräch; er ſprach es, wie den Ruf an den Satan, mit voller Kraft; doch mit Recht wünſcht man, daß ſich hier ein Unterſchied merklich mache. Welches aber mit halber Stimme zu ſprechen ſey? Ich meinte (nicht ohne Widerſpruch in geſellſchaftlicher Unterhaltung) das Gebet. Ein Heer, wie es Yngurd hat, könnt es wohl wiſſen: daß der Krieger ſich nur in halber Verzweiflung an Gott wendet, und es möchte auf die den Yngurd umſtehende Schaar einen minder lähmenden Eindruck machen, wenn er den Teufel zur Hülfe nimmt; auch iſt die Innigkeit — welche hier doch gedacht werden muß — der Regel nach, gedämpft im Ausdruck. Was an Eßlairs „Yngurd“ zu rügen wäre, bleibt übrigens ſo gering, daß ich nur zu wiederholen habe: er wußte etwas von ihm wahrhaft gut Durchdachtes, mit hoher Vorzüglichkeit auszuführen. — Eine völlig makelloſe Aufſtellung iſt Eßlairs „Dallner“; die Wahrheit wurde mit der Theorie hier ſo verbunden, daß ſich kein Moment von der Vortrefflichkeit trennte. Möge der Ruhmwerthe noch lange eine Stütze ſeyn im Kunſtgebiete des Wahren und Schönen, das immer mehr zu vereinſamen droht, und mir meine Anmerkungen — die nicht mehr als eine Stimme ſeyn wollen — nicht übel deuten. — Ein kleines Luſtſpiel, „Blind und Lahm“, war hier neu und hat gefallen. Der Stoff iſt nur dadurch in ungewöhnlicher Wendung, daß zwey Perſonen, die ſich gegenſeitig täuſchen durch erdichtete Gebrechen, wiſſen, der Andere täuſcht ihn; ſie geſtehen es aber bey der Verſöhnung nicht: daß ſie es gewußt haben, die Beſetzung war ſehr günſtig. Herr und Mad. Stich (die Liebenden) und Hr. Beſchort (vertrauter Oheim) erfüllten alle Anforderungen. — Der Buchhändler Hr. Kummer in Leipzig hat bekannt gemacht, die faſt in allen Zeitungen verbreitete Nachricht: daß er einen Brief der Frau Etatsräthinn von Kotzebue hieher mittheilte, ſey grundlos. Dieß glaubt man ſeiner Verſicherung; wenn er aber dabey — folgend einer Gewohnheit, die bequem iſt, ob auch ſonſt weiter nichts — auf die Correſpondenten ſchalt, ſo that er unrecht. — In Berlin iſt jene Angabe überall geſagt, überall gedruckt, und die Behörde hat nicht widerſprochen; auch mußte die Beſtimmung der Einnahme für die Familie, bey der bekannten Todtenfeyer, doch einen Grund haben. Gz.

Rom, den 18. September.

Die neapolitaniſchen Penſionairs haben wieder eine Ausſtellung im farneſiſchen Palaſte, wie im vergangenen Jahre und ungefähr von demſelben Verdienſte. Fünf Mahler haben jeder ein Bild von 9 — 7 Palmen geliefert. Bey mancher techniſchen Fertigkeit ſcheint auch keine entfernte Spur von Poeſie den Verfertigern inzuwohnen. Drey Statüen, von welchen eine Pſyche von Gaitano Roberti die beſte iſt, in Gyps, und ein im Catalog nicht angezeigter Kopf in Marmor ſind von den neapolitaniſchen Bildhauern geliefert worden. Die Baumeiſter haben den Plan, Aufriß, Durchſchnitt und Details der neuen Kirche S. Francesco di Paola, eine ganz tolle Idee zu einem Palaſte, welcher wenigſtens 100,000 Säulen enthalten, und gegen den Aranjuez, Eſcurial und Caſerta zuſammen eine Kleinigkeit ſeyn würden, mehrere Ideen zu Kirchen, Bibliotheken, auch einige Details vom Marcells-Theater ausgeſtellt, welche ſehr ſauber gezeichnet ſind. Sie ſehen, wie wenig die reichliche Unterſtützung der Regierungen verfängt, wenn nicht entweder ſehr klug gewählt, oder ſehr ernſt auf den Römerzug vorbereitet wird.

Die Geſellſchaft Bazzi, welche vor drey Jahren hier geſpielt hat, iſt zurückgekehrt, und ſpielt in Valle mit ſehr wenig Beyfall. Auf den Winter wird eine gute Truppe für den Geſang angekündigt.

Die Bronzearbeiter aus Berlin, Hopffgart und Jollage haben die von Thorwaldſen geformte Coloſſalbüſte Maitlands für Corfu gegoſſen. Sie iſt ſehr gelungen, und wird in Kurzem die letzte Feile erhalten.

Die famöſe Tiber-Unternehmung geht ſehr ſchlecht, und ich bedaure die, welche ihr Geld dieſem Schifflein anvertrauten.

Das Lokale, in welchem Venanzi ſeine verkäuflichen Antiken aufſtellt, würde jeder Stadt als Muſeum zur Ehre gereichen. Ueber 50 Statüen, darunter viele wirklich von Werth, ſehr ſchöne Basreliefs, Büſten und nun vollends die Vaſen, die Stücke in gebrannter Erde! —

Der ſchöne G. Romano der Kirche dell' Anima iſt wie ein Edelſtein aus Palmarolis Händen gekommen, welches geſchickte Reſtauriren wir dem Schmutze in D. und den gottesvergeſſenen Ergänzungen in M. von ganzem Herzen anwünſchen. M.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 40.

Nro. 242.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Oktober 1819.

Und Gott ſahe an Alles was er gemacht hatte, und ſiehe
es war ſehr gut.

Geneſis.

Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland.

(Fortſetzung.)

Ueber den ruſſiſchen Nationalcharakter.

Seit Langem hat Rußland die Aufmerkſamkeit des beſonders weſtlichen Auslandes auf ſich gezogen; die letzten Jahre haben uns dieſe Bewohner des Nordens näher gebracht; unſere eigenen Landsleute, beſonders die aus Oberdeutſchland, haben ſeit Langem die Gewohnheit, wenn es ihnen im eigenen Vaterlande zu enge wird, bey den Ruſſen ein neues aufzuſuchen; die ruſſiſchen Univerſitäten ſind größtentheils mit deutſchen Gelehrten beſetzt, die da Stoff genug haben, auf eine leichte Art und ohne viele Koſten Bemerkungen zu machen, und ihre ſie auch im Tode nicht leicht verlaſſende Schreibſeligkeit zu befriedigen — und dieſem allem ungeachtet ſcheint mir doch der ruſſiſche Nationalcharakter im Auslande noch äuſerſt wenig bekannt. Zwar haben ſich ſeit Langem einige Ideen darüber feſtgeſetzt, wie etwa über die Völker, die am Ohio, im Staatenlande oder in Neuholland ihr Weſen treiben, von denen die Nachrichten der erſten Reiſenden lange als wahr angenommen und ſelbſt in die Lehrbücher für die Jugend aufgenommen wurden und noch werden, ohne etwas anderes, als eine Erzählung ohne allen Grund und die Feſtigkeit für ſich zu haben, mit welcher die erſten Eindrücke zu haften pflegen, und endlich die Gewohnheit, ſo lange ſich ruhig mit dem zu begnügen, was man hat, ohne ſich viel um die innern Gründe deſſelben, oder um das zu bemühen, was man ſo leicht nicht erhalten kann. Wie wäre es auch möglich, den Charakter einer Nation wahrhaft kennen zu lernen, wenn man die Sprache derſelben nicht kennt. Ein Aufenthalt von einigen Monaten in der Reſidenz, wo der Reiſende nur mit ſeinen Landsleuten oder mit den höhern Klaſſen Umgang pflegt, kann ihm ſo wenig eine richtige Anſicht der Nation und deſſen, was ſie vor andern auszeichnet, geben, als eine Kurierreiſe im Innern des Landes, wo er es nur mit Poſthaltern und Fuhrleuten zu thun hat, denen er ſich eben ſo wenig, als ſie ihm ſich verſtändlich machen können. Dazu kommt noch, daß der Reiſende, ſo wie überall, gewöhnlich auch hier, die Hauptſtraßen hält, wo durch ſeine Vorgänger, durch die leidige Gewinnſucht, durch die vielen Verſuchungen zu Bevortheilungen aller Art, der Charakter der Einwohner oft gänzlich entſtellt iſt. Wer von Tula nach Moskwa, und von da auf der großen Straße nach Wolodimir gereist iſt, wird es vielleicht mehr als irgendwo anders erfahren, daß große Städte das platte Land weit um ſich her vergiften, aber er würde ſich ſehr irren, wenn er die Verſchlagenheit, die oft weit gehende Verſchmitztheit, deren Raub er hier ſo oft geworden iſt, in ſeinem Unmuthe auch auf andere Gegenden übertragen wollte, da er, um ſich vom Gegentheile zu überzeugen, nur nöthig hätte, einige Meilen ſeitwärts der Heerſtraße einzubiegen. Diejenigen Ausländer endlich, die als Handwerker und Künſtler, mit der gemeinen Klaſſe in Rußland Umgang haben, kommen ſelten dazu, viele Bemerkungen zu machen, und noch weniger, ſie andern öffentlich mitzutheilen; die andern aber, die meiſtens unter der

Digitized by Google

ſogenannten gebildeten Klaſſe bleiben, finden hier nur wenig Stoff zu auffallenden Bemerkungen, da die gebildeten Klaſſen aller Nationen, wenigſtens der europäiſchen, ſich im Allgemeinen zu ähnlich ſind, und da der Menſch mit der Verfeinerung zugleich das von der Natur erhaltene ihm eigenthümliche Gepräge verliert, und mit den rauhen Ecken, die durch Bildung, Erziehung und Umgang abgerieben werden, zugleich die hervorſtechenden Züge des Charakters verſchwinden. Das beſte Mittel für den Ausländer, den Charakter einer Nation kennen zu lernen, iſt eine lange Bekanntſchaft mit den mittlern und geringern Volksklaſſen, oder wo ihm dieſer Umgang unzugänglich iſt, ächte *Volksromane*, in welchen das ganze Weſen und Treiben dieſer Klaſſen nach der Natur geſchildert wird. Allein an ſolchen fehlt es den Ruſſen beynahe gänzlich, einige Nationalkomödien ausgenommen, die aber außer dem Theater ſelbſt in Rußland noch ſehr wenig bekannt ſind.

So wie es Menſchen gibt, die gar keinen Charakter haben, ſo gibt es leider auch, vielleicht ganz in unſerer Nähe, Nationen, die keinen eigenthümlichen Charakter haben, oder von denen man keinen andern hervorſtechenden Zug angeben kann, als gänzliche Charakterloſigkeit. Der einzelne Menſch erhält ſein urſprüngliches Gepräge von der Natur, auf welcher dann Sprache, Umgang, Erziehung mannigfaltig bald befördernd, bald hindernd, bald völlig zerſtörend einwirken. Das Reſultat aller dieſer oft entgegengeſetzten Einwirkungen bildet endlich das in ihm, was ihn von ſeinesgleichen unterſcheidet, ſeinen Charakter. So wie Menſchen, die zu lange am Gängelbande geführt werden, immer Kinder bleiben; ſo wie aus denen, an welchen man mit allen möglichen Erziehungsſyſtemen von Locke, Rouſſeau, Baſedow, Salzman, Campe, Peſtalozzi, und wie dieſe Pädagogen alle heißen, Experimente gemacht hat, endlich ein Stück Wachs wird, aus dem man alles, nur nichts feſtes, machen kann: ſo wie endlich Menſchen, die das Unglück unabläſſig verfolgt, endlich abgeſtumpft, und zu allem, nur zu nichts Großem, fähig werden; ſo verlieren auch ſonſt achtungswürdige Völker, wenn ihnen eine nachbarliche, aber doch fremde Kultur bis zum Erdrücken in Maſſe zugeführt wird; wenn ihnen, um auf äußere Schätzung Anſpruch zu machen, nichts übrig iſt, als aus ſich ſelbſt herauszugehen und nachzuahmen; wenn einzelne Laſten die Bildung derſelben ausſchließend handhaben, und wie gewöhnlich dieß Monopol zu ihren eigennützigen Abſichten mißbrauchen; oder wenn es ihnen nicht einmal gegönnt iſt, in und durch ihre eigene Sprache ſich ſelbſt weiter zu bringen; oder wenn ein Zeitpunkt unglücklicher Kriege eintritt, in denen ein Gut nach dem andern, eine National-Eigenthümlichkeit nach der andern aufgeopfert werden muß, um ſich nur vor noch ſchrecklichern Opfern zu retten — und ſo endlich lange Leiden ſie um Kraft und Muth, um Entſchluß und Widerſtand bringt, und nun ihr unerbittliches Schickſal ſie ſchonungslos von einem Abgrunde zu dem andern führt — ſo, ſage ich, verlieren auch endlich ganze Völkerſchaften alle Energie, und eine gänzliche Charakterloſigkeit bereitet ihre nahe Auflöſung. Wenn aber die Nation Kraft und Glück genug gehabt hat, ſich aus dem Getümmel der Schickſale und Revolutionen herauszuarbeiten und ſich einen ruhigen und unabhängigen Zuſtand zu ſichern, ſo erhält ſie auch einen feſten Charakter! Daß Rußland ſich in dieſem letzten Fall befindet, wird jeder wiſſen, der die Geſchichte dieſes Landes auch nur oberflächlich kennt. Dieſe Feſtigkeit und Gleichförmigkeit des Charakters durch das ganze ungeheuere Reich iſt vielleicht eine Erſcheinung, die bey keinem andern Volke der alten und neuen Zeit in demſelben Grade angetroffen wird. Von Archangel bis Cherſon und Ekpatoria, von Wilna und Kiew bis Ochotsk und Niſchnikamtſchatk herrſcht *eine* Sprache, beynahe ohne alle Verſchiedenheit der Dialekte, herrſcht *eine* Religion, *einerley* Gebräuche und Sitten, *einerley* Erziehung und Nahrung, *einerley* Kleidung, *einerley* Nationalſpiele.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris.

(*Fortſetzung.*)

Es iſt Sonntags Nachmittags zwiſchen zwey und vier Uhr. Wollt ihr von der Bevölkerung von Paris einen entſprechenden Begriff bekommen, ſo durchſtreift mit mir nicht allein den Mittelpunkt der Stadt (denn hier iſt das Gewühl jeden Tag und zu jeder Stunde des Tages gleich erdrückend), ſondern auch die blos von Handwerkern bewohnten Vorſtädte. Ein Bienenkorb, der geöffnet wird, iſt nur ein ſchwacher Vergleich mit dem Schauſpiele, welches ſich jetzt dem Beobachter in den Gaſſen von Paris darbietet; die Millionen von Füßen und Hunderttauſende von Köpfen *), welche die Straſſen der Stadt füllen, ſcheinen nur zwey Füße und nur einen Kopf zu haben, ſo einheitsvollen, beſtimmten und alles andere von ſich ausſchließenden Willens, eilt alles in beſchleunigter Haſt vor die Barrieren der Stadt.

Aber um fünf Uhr hat ſich die Scene geändert: an die Stelle des ſinnverwirrenden, nicht zu beſchreibenden Tumults iſt eine Grabesſtille getreten. Alle Boutiquen ſind geſchloſſen, kein Wagen rollt, keine Ausruferkehle ſchreyt, ja ſogar die Kaffehäuſer ſind leer! Wer Paris um dieſe Zeit zum erſten Male ſähe, der müßte glauben, die Leute daſelbſt wären ausgeſtorben. Folgen wir der Menge vor die

*) Dieß iſt keine Uebertreibung. Ich bin überzeugt, daß von den achthunderttauſend Einwohnern, welche Paris mit Einſchluß der Fremden zählt, an Sonntagen bey günſtigem Wetter fünfhundert Tauſend vor die Barrieren von Paris gehen, um ſich daſelbſt zu beluſtigen.

Digitized by Google

Barrieren. Hier iſt dem Streben ins Freye des Pariſer Bürgers das Ziel geſteckt: über die Barrieren hinaus hält er die Welt mit Brettern vernagelt. Und das mit Recht! Denn iſt nicht Paris eine Welt, und wer dieſe kennt, hat der nöthig, ſich nach einer andern zu ſehnen? Ueberdem hat derjenige, der vor den Barrieren angelangt iſt, mehr oder weniger ſchon eine kleine Reiſe gemacht, und es ſteht ihm nicht zu verdenken, daß er, ohne weiter zu wollen, hier ſogleich ſeine Ruheſtätte aufſchlägt. Aus dieſem Grunde liegen alle Beluſtigungsplätze des Pariſer Volks unmittelbar vor den Barrieren der Stadt.

Wie in allen andern Bedürfniſſen iſt der Pariſer Bürger auch mäßig in ſeinen Anſprüchen an den Luxus der Plätze, wo er ſich Sonntags im Freyen vergnügen will: Akazienbäume dienen ihm zum Dache und eine hölzerne Bank, die ſelten mehr wie zwey Beine hat, zum Fache. Von einem Hauſe iſt daſelbſt weiter nichts vorhanden, als die Küche, wo die Wirthinn das Eſſen, und der Keller, wo der Wirth den Wein macht. Fängt es zufällig an zu regnen, ſo entſteht eine babyloniſche Verwirrung, wo einige unter den Bäumen und längs des Hauſes nothdürftigen Schutz finden, der größte Theil aber bis auf die Haut durchnäſſt wird. Trotz dem gehen die Pariſer Bürger vor wie nach vor die Barriere; Trotz dem vertauſcht der Marchand de vins nur erſt nach acht oder zehn Jahren, das heißt, nachdem ihn ſeine Küche und ſein Keller, ſeine Akazienbäume und ſeine wandelbaren Bänke zum reichen Mann gemacht haben, ſeine kleine Mauſefalle gegen ein Haus in Paris.

In der ganzen weiten Welt gehört das weibliche Geſchlecht zu dem männlichen; doch nirgends ſo ſehr, wie in Frankreich und beſonders in Paris. Ein Pariſer Bürger, beſonders ein ſolcher, der ſilberne Schuh- und Beinſchnallen trägt und ſein gepudertes Haar in Taubenflügel (ailes de pigeon) und Zopf verarbeiten läſſt, würde ſich nur halb beluſtigen, wenn er es ohne ſeine Ehehälfte thun müſſte. Dieſe muß ihn begleiten und ihm den Arm reichen. Ein Kinderfreund iſt er ebenfalls, wie Jedermann weiß. Was Wunder alſo, daß er zwey Töchter an der linken Hand führt, während die älteſte ſo unmittelbar vor ihm herſchreiten muß, daß er in deren Fußſtapfen treten kann. Der Sohn, ein halbgewachſener Burſche, ſollte, wenn es ſtets nach ſeinem Wunſche ginge, nie die rechte Hand der Mutter loslaſſen. Von dieſer Regel aber wird eine Ausnahme gemacht, ſo oft die Mutter ihr Kleid aufnehmen, ihren Shawl drappiren, den Vorderrand ihres großen italieniſchen Strohhuts auf die Naſe niederklappen oder eine Priſe nehmen muß, welches alles ziemlich häufig geſchieht. Den Säugling trägt die Amme, in ihren Armen liegend, hinten nach, und der Hund beſchließt den Zug. Da unſer Mann, der Sicherheit wegen, auch ſein Gold und ſeine Bankſcheine in die Taſche zu ſtecken pflegt, die Frau ebenfalls mit ihren ſämmtlichen Pretioſen geſchmückt iſt; ſo kann man mit Recht ſagen, der Pariſer führt Weib, Kind, Magd, Vieh und alles, was ſein iſt, vor die Barriere.

Aber nicht alle Pariſer Bürger ſind verheirathet. Der Ledige hat gewöhnlich eine bonne amie, und dieſe muß er Sonntags vor die Barriere führen, bey Strafe, daß ihm am Montage in aller Frühe der Handel aufgekündigt werde. Denn in der gegenſeitigen Uebereinkunft hat er ſich zuerſt zur Barriere und dann zur Treue verſtanden: ein Umgehen der letztern würde ihm vielleicht eher verziehen werden, als der erſtern.

Es trifft ſich auch wohl, daß er keine eigene bonne amie hat. In dieſem Falle geht er, wie alle übrigen, hinaus auf die Straße, und ſieht ſich um unter den Töchtern des Landes, deren immer eine große Menge vorhanden ſind. Hat er eine gefunden, die ſeinen Augen wohl gefällt; ſo tritt er zu ihr, nimmt ſeinen Hut ab und ſpricht: Mademoiselle, puis-je avoir l'honneur de vous offrir le bras pour vous mener hors des barrières? Das läſſt ſich die Mademoiſelle nicht zweymal fragen: ſogleich nimmt ſie ſeinen Arm und antwortet: Monsieur, il est impossible d'être plus honnête que vous. Damit iſt der Handel geſchloſſen, und beyde thun ſo bekannt mit einander, als wäre, was heut geſchieht, bereits vor vielen Jahren geſchehen. Der junge Mann hat nun eine Dame; jetzt iſt es ihm darum zu thun, daß andere auch eine bekommen. Und das ſteht jetzt in ſeiner Macht. Denn ich habe vergeſſen zu ſagen, daß eine Pariſer Mademoiſelle Sonntags keinen Schritt gehen kann, ohne noch ein halbes Dutzend andere um und neben ſich zu haben. Bey ſo wechſelſeitigen Wünſchen müſſte nun beſagtes halbes Dutzend Mademoiſelles ganz beſonders häßlicher Natur ſeyn, wenn ſie nicht noch innerhalb der Stadt ſämmtlich an Mann gebracht ſeyn ſollten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Sie haben ihren Leſern vor einiger Zeit von dem Denkmal erzählt, welches Hr. Baudry ſeiner, nach einer kurzen Ehe in der erſten Jugend an einer Zehrkrankheit verſtorbenen Tochter, Agathe Euphemie, hatte ſetzen laſſen. Sie ſagten damals, daß ihr Wittwer, Hr. Piquenot, eine Injurien-Klage gegen ſeinen Schwiegervater erhoben, wegen der, dem Namen der Verewigten hinzugefügten, Worte: „das Opfer einer unglücklichen Ehe." Der Gerichtshof hat nun über dieſe Sache geſprochen: rückſichtlich der Hrn. Piquenot gebührenden Eigenſchaft des Gatten, und mildernder Umſtände, wird Hr. Baudry zu drey Franks Strafe und Unkoſten verurtheilt, und ihm befohlen die Worte: „Das Opfer einer unglücklichen Ehe" auszulöſchen, an deren Stelle aber den Namen des Gatten zu ſetzen. Das Tribunal kann recht haben, allein ohne den allgemeinen Leichtſinn beym Abſchluß von Heirathen, ſollte man glauben Hr. Piquenot möchte nicht leicht eine zweyte Gattinn finden, und der armen, früh verblühten Euphemie Schatten möchte durch den Richterſpruch nicht verſöhnt ſeyn. — Es kann nicht fehlen, daß der lange Aufenthalt unſrer Krieger in Deutſchland manch einen, während langen Quartierliegen, oder anderweitiger zufälliger Gelegenheit, in Stand ſetzte, Vergleiche zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Verhältniſſen anzuſtellen. So hörte ich dieſer Tage in einem öffentlichen Garten ein Geſpräch zwiſchen ein Paar Kriegern, deren einer lange in Berlin, der andere oftmals in Heidelberg geweſen war, welche die jetzigen Vorfälle in einigen Schulen unſerer Hauptſtadt, mit den Beobachtungen, die ſie auf jenen hohen Schulen machten, zuſammenſtellten. Natürlich fiel der Vergleich ihrer Meinung nach, zum

Vortheil unſrer jungen Landsleute aus. Allein mit großer Achtung gedachten ſie der Wiſſenſchaft Ihrer Lehrer, und der Leichtigkeit zu lernen, welche Ihren Schülern angeboten iſt. Als einen Beweis, daß auch die Pariſer Schulen das Studium der klaſſiſchen Sprachen mit Eifer betreiben, führte einer von dieſen beyden Herrn die Preis-Vertheilung des Collège Bourbon an. Es krönte unter andern das Gedicht eines Jünglings mit Namen Silon, der in zierlichen lateiniſchen Verſen: Abſchied an die Schule betitelt, (mes adieus au Collège) ſeine Kenntniß, ſo wie ſein dichteriſches Genie dargethan hat; der Andere bewies, daß mehrere deutſche hohe Schulen ſolche Preis-Vertheilungen hätten; nun ſetzte ihm der Erſte die edle Theilnahme der ehemaligen Zöglinge der polytechniſchen Schule vor Augen, die größtentheils durch einen ſtrengen Richterſpruch aus ihrem Vaterland verbannt, ſo eben von Amerika aus eine anſehnliche Summe zu dem Denkmale unterſchrieben haben, welches die polytechniſche Schule einen ihrer Begründer, dem großen Mathematiker: Monge zu errichten geſonnen iſt. „Sehen Sie hier, rief der Redende begeiſtert, Männer, die aus unſern Schulen ausgegangen, überall wo Kenntniſſe geſucht werden, offene Thore finden“ — und ſo wenig der wackere Krieger damit für die gute Einrichtung unſrer Lehranſtalten bewies, hatte er doch einen Funken in einen Brennſtoff geworfen, von dem jedes Franzoſen Bruſt angefüllt iſt: Kriegsruhm und National-Eitelkeit — denn ſtatt weiter zu ſtreiten „kämpften ſie nun,“ wie der Britten unſterblicher Dichter ſagt, „alle ihre Schlachten noch einmal durch“ und nach einer Viertelſtunde begegnete ich den beyden Männern, wie jeder einzeln mit flammendem Geſicht und tiefem Ernſt einen ſchnellen Gang durch die Alleen machte.

Die Miſſionarien, welche der Sache Gottes ſchon manchmal Schaden gethan haben mögen, werden jetzt fleißig beſchuldigt, auch der Sache der Wahlen üble Dienſte zu leiſten. Der Spott bemächtigt ſich jeder Gelegenheit, dieſe oft aus Unwiſſenheit ſchädlichen Menſchen zu geiſſeln. Unter die weniger geringfügigen Züge der Art gehört folgender, in der Nähe von Baume les Dames ſtattgehabte Auftritt. Ein ſolcher wandernder Miſſionar beſuchte in dieſer Gegend das Haus eines wohlhabenden Landmanns, der nicht ohne Einfluß in ſeiner Umgegend iſt. Die Familie nahm ihn gaſtfrey auf, zog ihn an ihren Tiſch, man trank ein gutes Glas Arbois-Wein und ſchwatzte arglos über allerley gleichgültige Dinge. Der fromme Bruder ſcheint von Dankbarkeit durchdrungen, theilt Geſchenke aus; der Frau einen geweihten Roſenkranz, der Tochter ein heiliges Thereſen-Bild, und dem kleinen Knaben, der ihn mit großen Augen anſieht, die Geſchichte eines kürzlich vorgefallenen Wunders. Endlich rückt er heraus: Ohne Zweifel ſeyd ihr Wahlmann, geht nach Beſançon? — Ja, mein Herr. — Das iſt recht! die rechtlichen Leute müſſen ſich vereinen; man braucht rechtliche Leute. — Das verſteht ſich! ich denke die werden in der Wahl-Verſammlung nicht fehlen. — Die Revolutionairs werden ſchon angeführt werden! — Die Revolutionairs? — Das heißt die, welche eine Revolution wollen? — Ja, Revolution, die Revolution, die moraliſchen Intereſſen der Revolution, die Jakobiner, die Atheiſten, die ſo von keiner Religion, keiner Moral hören wollen, die ſich der Wiedereinſetzung der Geiſtlichkeit und der großen Beſitzthümer widerſetzen; dieſe meine ich, ſollen ſchon angeführt werden. — So? aber ich kenne in meinem Bezirk weder Jakobiner noch Atheiſten, und verſtehe nicht, wie man Leute anführen kann, die gar nicht vorhanden ſind. — Ei geht doch! Ihr wollt ſcherzen! Habt Ihr nicht Männer aus den Hunderttagen, Beamte, die wegen ihrer Unterſchrift zu dem Acte additional abgeſetzt wurden? — Ja! — Das ſind eben die Jakobiner. Kennt Ihr keine Beſitzer geiſtlicher oder adelicher Güter? — Ja! — Das ſind Revolutionairs. Nicht Elende, die ſich nicht den Miſſionen zugeſellen wollen? — Ja! — Das ſind Jakobiner und Atheiſten. Die werden ſich wundern, wenn man ihnen den guten, rechtlichen, wohlgeſinnten Herrn *** zum Deputirten. . . Ehrwürdiger Vater, unterbrach ihn der Wahlmann, ich glaube Ihr rechnet vergeblich auf dieſe Verwunderung. — Wie das? — Weil dergleichen Menſchen, wie Ihr da nennt, ſehr zahlreich ſind, und die Ehrennamen, die Ihr ihnen gebt, wohl ablehnen möchten. Ich, zum Beyſpiel, habe ein Nationalgut aus der fünften Hand gekauft, und bin kein Revolutionair; ich habe den Acte additionel unterzeichnet, und bin kein Jakobiner; weder ich noch eines der Meinigen laufen hinter den Miſſionen her, und wir ſind keine Atheiſten; ich werde Herrn *** meine Stimme nicht geben und bin doch ein redlicher Mann. Laſſen wir das und trinken noch ein Glas Arbois! Das iſt der Wein, den unſer guter König Heinrich trank, wenn er Melonen gegeſſen. Die ſoll er herrlich verdauen machen. — Der Miſſionair ſoll ſein Glas unberührt haben ſtehen laſſen und davon gezogen ſeyn, und wird, wie weit er gehe, noch manchen Franche-Comtéer dieſer Denkart gefunden haben. — Es ſcheint, als wenn die neu erfundenen Poſtchaiſen mancherley Art zu ſchnell eingeführt worden wären, ehe man ihre Sicherheit hinlänglich geprüft. Man lieſt in den Provinzial-Blättern alle Augenblick von umgeworfenen Poſtchaiſen und verunglückten Paſſagiers. Vielleicht würden die alten Diligencen, in denen unſere Großeltern ſo ungefährdet von ihrem Landſtädtchen nach Paris reiſten, und unterwegs doch auch Zeit zu einem kleinen Abentheuer behielten, den jetzigen Zauberfuhrwerken doch vorzuziehen ſeyn.

Räthſel.

Ein alter Stamm mit tauſend Aeſten,
  Die Wurzeln in der Ewigkeit,
Neigt ſich von Oſten hin nach Weſten
  In mancher Bildung weit und breit.
Kein Baum kann blüthenreicher werden,
  Und keines Frucht kann ſüßer ſeyn,
Doch auch das bitterſte auf Erden,
  Es reift auf ſeinem Zweig allein.

Er ſchlägt mit jedem jungen Jahre
  In Millionen Blüthen aus;
Heut iſt er Wiege, morgen Bahre,
  So gleicht er Tod und Leben aus.
Es reift der größten Thaten Samen,
  Des Welteroberers kühner Plan,
Auf dieſem Stammbaum großer Namen,
  Und rankt zu ſeinem Ziel hinan.

Er deckt mit ſeinen breiten Aeſten
  Der Erde Herrlichkeiten zu,
Das Grab der Weiſeſten und Beſten,
  Und Nationen gehn zur Ruh.
Dann tritt die Nachwelt auf und ſchlichtet
  Der Meinung Streit, der Handlung Lauf,
Und auf dem Grab des Irrthums richtet,
  Sie ihren neuen Irrthum auf.

Geburt und Grab ſind leere Worte,
  Ein ewig Werden ſchließt ſie ein,
Und nur durch der Erſcheinung Pforte
  Zieht Schmerz und Freud ins Leben ein.
In jener Welt iſt alles ſtille,
  Da iſt kein Vorrang, iſt kein Streit,
Nothwendigkeit iſt freyer Wille
  Im Reich der Lieb' und Einigkeit.

Heinrich S.

Auflöſung der Charade in Nro. 236.
Handſchlag.

Nro. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Oktober 1819.

Der Wandrer, der in meiner Zier,
In meiner Schönheit Schimmer
Mich ſchaute, kommt und forſcht nach mir
Und ſieht mich nimmer, nimmer!

Koſegarten.

Die Blumen von Ihr.

1. Das roſenfarbene Vergißmeinnicht.

Freundlich brachte mir dich, da ich bat, die Schönſte der Jungfraun,
Theures Vergißmeinnicht! O da vergaß ſie mein nicht.
Seit die niedliche Hand der Geliebten aus zierlichem Körbchen
Mir dich zuwarf, ein Pfand, pfleg' ich dich, Blümchen, mit Luſt.
Längſt ſchon wärſt du zerſtäubt, wenn nicht das Mädchen, ein Engel,
Dich den Geſchwiſtern entnahm, mir zur Erinnerung geweiht.
Aber dein roſiger Schmuck — er verblich! Doch lange noch prange
Jener roſige Schmuck, welcher die Freundinn umblüht!

2. Die weiß und rothe Wickenblüthe.

Liebere Blüthen erkor wohl nicht die Schönſte der Jungfraun.
Euer Innres iſt weiß, roſig das wehende Blatt.
Bild der Geberinn, tragt ihr die Farben der Unſchuld und Liebe,
Rein im Herzen wie ſie, ſanft von Liebe umſchwebt.
Ach, ſie reichte mir euch beym Scheiden, und ſollt' ich nicht fühlen,
Was ihr bedeutet? was ſie meinte mit dieſem Geſchenk?
Schon iſt die Weiſſe dahin, nicht hell mehr die ſanfteſte Röthe;
Doch nie ſchwinde bey ihr Reinheit und liebender Sinn!

3. Der Goldlack.

Feuerfarbener Zweig, dich entwandt' ich der Schönſten der Jungfraun,
Sprich, warum pflückte ſie dich? Scherzend zur Beute für mich?
Ach, ſo lange mit dir noch die Hand des lieblichſten Mädchens
Spielte, blühteſt du friſch; aber nun welkeſt du hin.
Doch nicht, Blume, für dich nur waren es ſchönre Minuten:
O ſie waren auch mir ſüßer als tauſende ſind.
Feuerfarbener Zweig, bewahre die Farbe der Flammen!
Nimmer verlöſch' auch in dir, feuriges Mädchen, die Glut!

— ſch —.

Der neueſte Ausbruch des Aetna.

(Aus einem im Juliusheft der Bibliothèque universelle abgedruckten Schreiben des Hrn. Stephano Moricand, an den Profeſſor Jurine in Genf, am 12. Juni 1819 aus Meſſina erlaſſen.)

Ihre mir bekannte Theilnahme an meiner Reiſe durch Sicilien kann es Ihnen nicht gleichgültig ſeyn laſſen zu wiſſen, daß mir das Vergnügen zu Theil geworden iſt, einen Ausbruch des Aetna zu ſehen; man darf von Glück ſprechen, wenn man gerade den Augenblick eines ſo ſelten ſich ereignenden Schauſpieles trifft, das mir um ſo erwünſchter ſeyn muſſte, als ich, wie Sie wiſſen, Augenzeuge mehrerer Ausbrüche des Veſuvs geweſen bin; wenn gleich beyde im Grund die nämliche Erſcheinung darſtellen, ſo ertheilt

Digitized by Google

dieſer doch die gewaltige Maſſe des ſicilianiſchen Vulkans, ein viel impoſanteres Ausſehen.

Seit ſeinem letzten Ausbruche im Weinmonat 1811 war der Aetna vollkommen ruhig geblieben; der Feuerſchlund, welcher ſich damals geöffnet hatte, war wieder völlig erloſchen, und nur weniger Rauch ſtieg daraus empor, wie aus dem groſſen Krater. Dieſer Rauch des obern Kraters iſt, im Vorbeygehn geſagt, der Barometer der Bewohner des Berges, und ſein Ausſehen verkündet ihnen, ihrer Behauptung nach, mit Zuverläſſigkeit die jedesmalige Witterung des kommenden Tages. Es iſt allerdings wohl möglich, daß je nach Beſchaffenheit der Atmoſphäre ſich dieſer Rauch mehr oder weniger erhebt, mehr oder minder dicht erſcheint; wenn er jedoch den Regen ankündigt, ſo iſt er hingegen kein Verkündiger der Ausbrüche des Vulkans; denn am nämlichen Tage, von dem ich hier ſprechen will, hatten mehrere Perſonen (unter andern Hr. Lucas aus Paris) den Gipfel des Berges erſtiegen, und keine hatte irgend eine Anzeige bemerkt, welche die unmittelbar darauf folgende Erſcheinung vermuthen laſſen konnte; vom Krater ſtieg nicht einmal Rauch auf.

Der Himmel war den Monat Mai hindurch, bald hell und bald bedeckt geweſen, aber nie hatte es geregnet; vom 18. bis zum 22. war es hell, vom 23. zum 24. etwas bedeckt, vom 25. bewölkter Himmel, am 26. einiger Regen, am 27. am Morgen hell, den Tag über wolkigt, mit Regen unter heftigem Weſtwind. Gegen Mitternacht vom 27. auf den 28. verſpürte man in Niccoloſi einige ſchwache Erſchütterungen, wovon Thüren und Fenſter bewegt wurden; nach Mitternacht bemerkte man auf dem Berge ein kleines Licht; um ein Uhr erfolgte unter heftigem Knalle der Ausbruch; drey Schlünde öffneten ſich gleichzeitig, ungefähr zwölfhundert Fuß unterhalb der Spitze des Berges, am Abhang, der jetzt mit Schnee bedeckten ſandigen Fläche, die ſich unter dem großen Krater ausdehnt; ununterbrochen und unter heftigen Knällen, wurden glühende Steine ausgeſchleudert, welche gleichſam drey Feuerſäulen bildeten und in eine ungeheure Wolke gehüllt waren, die aus ſchwarzen, leichten, verglaſten, zerbrochenen und gleichſam zerriebenen Schlacken beſtund, die vom Wind oſtwärts getrieben, gleich einem Regen um den Vulkan herniederfielen. Ich beobachtete dieſelben zuerſt auf der Seite von Aci, und ich habe viel davon auf der Cyclopeninſel geſammelt; am Fuße des Vulkans bis nach Maſcali und dem Meer entlang bis eine Stunde jenſeits Taormina, hinter den erſten Kalkbergen in einer Entfernung von etwa zehn Lieuen vom Mittelpunkt des Ausbruches, fand ich alle Straßen mit jenen Schlacken überdeckt; ſie wurden auch bis nach Meſſina geſchleudert. Noch in der gleichen Nacht öffnete ſich ein anderer Schlund im obern Theil des Thals von Trifoglietto oder del Bue, denn beyde Thäler hängen miteinander zuſammen;

der Lavaſtrom, welcher ſich daraus ergoß, nachdem er in den erſten acht und vierzig Stunden einen Raum von vier Millen durchlaufen hatte, bewegte ſich alsdann langſamer, ſo daß die Lava während der ſechs folgenden Tage nur um eine Drittheils-Mille vorrückte, ſich hingegen aber auch auf zwölfhundert Fuß in der Breite ausdehnte; der Strom nahm ſeine Richtung gegen das Dorf Zafferana, das nur vier Millen entfernt liegt. Die Auswürfe der Schlünde dauerten drey bis vier Tage mit gleicher Heftigkeit fort; alsdann verminderten ſie ſich; die Lava ſchien zum Stillſtande gelangt, als ſie am ſechsten und ſiebenten Tag, da ich von Catania nach Niccoloſi reiste, wieder in neue Bewegung verſetzt ward; die Spitze des Aetna war von Wolken bedeckt, welche ſich mit dem Rauch vermengten; die Exploſionen wurden ſeltner und minder ſtark gehört. Nachdem ich die, durch den Ausbruch von 1669 gebildeten Montiroſſi und einige Lavaſtröme beſichtigt hatte, machte ich mich nach zehn Uhr Abends auf den Weg, um die feuerſpeyenden Schlünde vor Tagesanbruch zu erreichen: der Himmel war hell, der Gipfel des Berges von Wolken frey; und allein nur mit dem durch die Reverberation der Lava roth gefärbten Rauch überzogen. Als ich die Waldregion erreicht hatte, verkündigten, theils ein Aſchenregen, den ich in der Dunkelheit nicht zu unterſcheiden vermochte, der aber durch ſein Eindringen in Augen und Mund ſehr läſtig ward, theils die, ſo wie ich höher anſtieg an Stärke und Zahl wieder zunehmenden Detonationen, die neuerdings verſtärkte Thätigkeit des Vulkans. Wie ſehr ich nun auch ſeit geraumer Zeit gewohnt war, Ausbrüche in der Nähe zu ſehen, und wie vertraut mir Erſcheinungen waren, die ich am Veſuv vielfältig beobachten konnte, indem ich deſſen Krater, von Rauch umhüllt und während Steine um mich her niederfielen, mehrmals durchwandert habe, ſo konnte ich mich dennoch einer gewiſſen ſchauerlichen Regung beym Anſteigen des furchtbaren Aetna nicht enthalten; ſeine Höhe, die ſchlimmen Wege und die Unerfahrenheit, welche ich an meinen Führern wahrnahm, erregten mir Beſorgniſſe. Als ich die Schneeregion erreicht hatte, fand ſich ihr Boden hart und mit kleinen Schlackenſtücken überdeckt, die das Gehen ſicher und leicht machten; ich hatte meine Maulthiere unten gelaſſen; dieſe armen Thiere waren an die dünne Luft dieſer höhern Regionen nicht gewöhnt, das Athemholen fiel ihnen ſchwer, und ſie ſtunden je zu zwanzig bis dreyßig Schritten ſtill, nicht aus Ermüdung, ſondern um Luft zu ſchöpfen; ihr Leiden war unverkennbar; *) ich hingegen ſpürte keine Beſchwerde, ſondern fühlte mich vielmehr leichter, wie in der Luft unſerer Alpen. Noch ehe ich den Schlund erreichte,

*) Schon Sauſſure hat die Bemerkung gemacht, daß die Maulthiere, gleich den meiſten Menſchen, durch die Dünne der Luft auf den höhern Bergen angegriffen werden.

der die Lava ausgoß, bemerkte ich einen andern, der, wo ich nicht irre, von dem Ausbruch des Jahres 1780 herrühret, und woraus Rauch hervortrat. Um drey Uhr Morgens endlich ward mir die Befriedigung zu Theil, mich nur noch in der Entfernung weniger Schritte von der Lava zu befinden; ihr Schlund öffnete ſich in der beynahe ſenkrechten Wand eines Abgrunds, es warf derſelbe wagerecht, aber in kleinen Strahlen und ohne Knall, glühende Schlacken aus; es war ein beſtändiges Gemurmel, ein Ziſchen, ungefähr wie wenn glühendes Eiſen mit Waſſer in Berührung kommt; die Lava ergoß ſich wie ein Bach von geſchmolzenem Eiſen, und gerade ſo wie dieſes dem Schmelzofen entrinnt. Ihre Breite betrug höchſtens drey bis vier Fuß; die, von der Senkung des Bodens begünſtigte Bewegung war ſchnell, obgleich ich ihrer lebhaften und gleichartigen Farbe wegen, ſie geraume Zeit nicht zu unterſcheiden vermochte; die Lava bewegte ſich, in gleicher Breite ungefähr, eine Mille weit vorwärts; der Rauch und vorſtehende Felſen geſtatteten mir alsdann nicht, ſie noch weiter zu verfolgen. Einen beſondern Geruch nahm ich nicht wahr; ich befand mich aber auch allerdings hinter dem Winde. Die Geſtalt des Bodens machte es unmöglich, ſich der Lava, da wo ſie vollkommen flüſſig war, zu nähern, allein Hr. Gemmelaro aus Niccoloſi, von dem ich einige der obſtehenden Angaben mitgetheilt erhielt, und der öfters verſucht hat, glühende Lavaſtücke zu erhalten, konnte niemals Formen darein abdrucken, wie man ſie bekanntlich der Lava des Veſuvs eindrückt, und nur mit großer Mühe gelang es ihm, das Ende einer langen Eiſenzange einzuſtoßen, und damit unförmliche Stücke zu erhalten, ſtatt jener regelmäßigen Platten, die man auf dieſe Weiſe am Veſuv erhält; man könnte hieraus ſchließen, daß die Lava dieſes letztern Vulkanes im Zuſtande ihrer Weichheit flüſſiger und minder zähe iſt als diejenige des Aetna. Steine, welche mit Gewalt auf dieſe letztere geworfen wurden, ſprangen, ohne den mindeſten Eindruck zu machen, wieder davon ab.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris.

(Fortſetzung.)

So gelangt man Karavanenweiſe draußen vor den Barrieren an. Wie die Heuſchrecken über ein Land, werfen ſich die Schaaren über die Marchands de vins, Traiteurs her. Zuerſt wird in dem Garten deſſelben eine der Geſellſchaft paßliche Stelle geſucht, dann ein Ausſchuß aus derſelben gewählt und dieſer in die Küche geſchickt. Hier iſt zur Schau ausgeſtellt, alles was der Garkoch für den Tag zum Beſten zu geben denkt. Ein öffentlicher meiſtbietender Verkauf beginnt: ein Ey wird eben ſo gut geſteigert, als ein zwanzigpfündiger Schöpſenbraten. Wer einen Sous mehr bietet, dem wird zugeſchlagen. Daß dieſe Viktualien-Auktion ohne allen Zank abgehen ſollte, will ich keinesweges behaupten, ja, man hat der Fälle erlebt, daß die gebratenen Tauben den Leuten im eigentlichen Verſtande in den Mund geflogen ſind, denn hungrige Mägen ſind noch leichter in Wuth zu bringen, als lebhafte Köpfe. Dann aber ſtellt der Marchand de vins den Frieden mit einem Witze her, etwa (wie ich davon meiſtens ſelbſt Ohrenzeuge geweſen bin) mit folgendem: Allons, Messieurs, courage! Gâtez, gâchez, fouillez aux pieds, tant qu'il vous plaira! Alors vous mourrez de faim, comme nos braves à Moscou. Das Wort: Hungerſterben, bringt einen paniſchen Schrecken hervor, und die Auktion geht mit mehr Ruhe von Statten.

Hat das Ausſchußmitglied erſtanden, was es nothwendig dünkt, ſo ſtellt es ſich als Hüter neben Caſſerole und Bratſpieß, denn die meiſten Speiſen ſind roh zum Verkaufe ausgeſetzt und werden erſt nach dem Verkaufe im Geſchmacke des Käufers zubereitet. Vor den Augen deſſelben wird nun geſotten, gebraten und ſervirt. Dann fängt die Geſellſchaft an zu ſpeiſen; der junge vorjährige Wein (von deſſen beſtem ein litre *) in dieſem Augenblicke, Ende Juli's, außerhalb der Barriere funfzehn Sous koſtet) gleicht nach und nach die verſchiedenen Differenzen aus, welche bis dahin im Wege der allgemeinen menſchlichen Schwäche, die ſogar den Pariſer Handwerker vor die Barriere begleitet, obgewaltet haben. Und warum auch nicht? Sind alle Schwals in der Welt von demſelben Werthe, iſt der eine Ohrring nicht theurer, als der andere, aber insbeſondere, kann nicht Mademoiſelle Karoline häßlicher ſeyn, als Mademoiſelle Aimée, und iſt es deßhalb ſchon erlaubt, daß Monſieur Thomas, der bon ami von Mademoiſelle Karoline, es ſich erlaubt, hinter der Serviette weg nach Mademoiſelle Aimée zu ſchielen, ja ſogar zu Monſieur Pierre, dem bon ami der Mademoiſelle Aimée zu ſagen: Que vous êtes heureux, Monsieur Pierre, d'être le Cavalier d'une aussi jolie personne que Mademoiselle Aimée! Alle dieſe Wölkchen am Freudenhimmel der Barriere verſchwinden, ſobald die Sonne des Rebenſafts ſich auf den Geſichtern der Geſellſchaft zu ſpiegeln beginnt. Dann hören die Perſönlichkeiten auf, angewandt behandelt zu werden; der formelle Witz tritt an die Stelle materieller Discuſſionen; Calembourgs werden gemacht, wie etwa folgender: Quel étoit celui des Empereurs romains qui avoit le nez le moins pointu? C'étoit Néron (nez rond).

Nachdem ſich jedermann geſpeißt und getränkt fühlt, wird der Tag auf eine von den zwey folgenden Weiſen geſchloſſen: man geht entweder Spazieren oder zum Tanzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Ein litre, das jetzige allgemeine Maas für flüſſige, ſo wie für die meiſten trocknen Waaren, iſt nach dem Decimalſyſteme der zehnte Cubiktheil eines mètre und dieſer der zehnmillionſte Theil eines Erd-Meridianbogens, zwiſchen dem Aequator und dem Nordpole gemeſſen, oder etwa 3 Fuß 11¼ Linien.

Digitized by Google

Türkiſcher Aberglaube. *)

„Indem ich, nahe bey Athen, die Anſicht einer altgriechiſchen Todtenkammer zeichnete, naheten ſich zwey türkiſche Weiber, die von meiner Gegenwart ſehr beläſtigt ſchienen. Nach einigem Nachſinnen und Berathen, baten ſie mich fortzugehen, weil ſie ein wichtiges Geſchäft in dem Keller zu verrichten hätten, bey dem ſie nicht unterbrochen ſeyn wollten. Wie ich mich ihnen zu willfahren weigerte, ſchimpften ſie mich Hund und Ungläubiger. Eines der Weiber ſtellte ſich darauf, indeß die andre hinein ging, an den Eingang, aus Furcht ich möchte mich eindrängen; nach einigen Minuten begaben ſie ſich beyde hinweg, wobey ſie mich auf meine Gefahr warnten, nicht in das Gewölbe zu gehn. Mein griechiſcher Führer meinte, ſie hätten gewiß abergläubiſche Gebräuche begangen, indem dieſe Höle von den Moiren oder Schickſalsgöttinnen bewohnt ſey, und daß er um alles in der Welt nicht hinein gehen möchte. Wie ich mich dahin zu gehen anſchickte, bat er mich knieend den furchtbaren Schweſtern nicht Trotz zu bieten; denn ſicher letzten dieſe ſich jetzt mit dem Mahle, das ihnen die türkiſchen Weiber gebracht. Ich fand in dem innern Gemach ein kleines Gaſtmahl aus einer Schale voll Honig, weiſſen Mandeln und einem kleinen Kuchen beſtehend; es war, nebſt einem Kohlen-Gefäß, auf welchen wohlriechende Kräuter einen angenehmen Duft verbreiteten, auf einem weiſſen Tuch geordnet. Dieſe Opfergabe ſtand auf einem flachen Stein, der wohl ein Opfertiſch oder Altar geweſen ſeyn mochte, auf welchem ehemals die jährlichen Todtenopfer dargebracht wurden.“ Der griechiſche Führer ward ſehr beſtürzt, wie Herr Dodwell den Opferkuchen dem Eſel zu freſſen gab, welcher ſein Gepäck trug, und hielt die Halsſtarrigkeit dieſes Thiers, welches im Nachhauſegehen ſich ſträubte, und des Reiſenden Camera obscura zerbrach, für eine Folge jener entweihenden Handlung. Dieſer Meinung können wir nicht beypflichten; aber wie können wir von einem Reiſebeſchreiber ein geſundes Urtheil über ein von ihm beſuchtes Volk erwarten, wenn er fähig iſt, daſſelbe mit rohem Leichtſinn in ſeinen heiligſten Gefühlen zu ſtören, und ſeine fromme Anſichten zu höhnen?

*) Aus Dodwells Reiſe durch Griechenland.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, im September.

Innig theilnehmend an den Freuden wie an den Schmerzen der hohen Familie, deren älteſter Zweig unſern Königsthron ſchmückt, hat die Vermählung und Abreiſe der jüngſten Tochter des Prinzen Maximilian, der nunmehrigen Königinn Maria Joſepha von Spanien, uns von Mitte bis Ende Auguſts mannigfach ergriffen und beſchäftigt. Rührend war es zu ſehn, wie überall ſich das Mitgefühl ausſprach, das bald froh zu dem Throne blickte, auf welchen die geiſtreiche und liebenswürdige Prinzeſſinn berufen war, bald wieder bey der großen Jugend derſelben — ſie iſt noch kaum über funfzehn Jahr — und der weiten Entfernung in fremdes Land und langen Trennung von Vater, Verwandten und Geſchwiſtern, trübe Bilder ſich mahlte. Die feyerliche Auffahrt des ſpaniſchen Abgeordneten Ceralba, eines der erſten dortigen Granden, geſchah mit aller Auszeichnung und allem Glanz, der ähnlichen Feſtlichkeiten eigen iſt, nur ſtörte der Himmel die Freude der zahlreich zuſchauenden Frauen und Mädchen, durch den ſtärkſten Platzregen, der lange über Dresden ſich ergoß, und manche kleine Erkältung mag bey den nymphenhaft bekleideten Schönen die böſe Folge, manche artige Bekanntſchaft unter angebotenen Regenſchirmen wohl auch die angenehme davon geweſen ſeyn. Vor der Vermählung der Prinzeſſinn, welche in den Audienz-Sälen des Schloſſes erfolgte, und nur den Hoffähigen zugänglich war, ward in dem Garten des Vaters derſelben am 26. Auguſt ein ſchönes Familienfeſt gegeben, das in Anordnung und Ausführung zart gedacht und vollendet war, und wobey die angeſtammte Milde des königlichen Hauſes ſelbſt einer Anzahl Zuſchauender den Eintritt zu dem gleichſam gefeyerten Gartenraume nicht verſagte. Die Abendzeitung hat als Beylage zum 210. Stücke d. J. die Dichtung von R. Roos gegeben, welche dabey von dem hoffnungsvollen zehnjährigen Sohne unſerer braven Schirmer, die ihr herrliches Kunſttalent auf ihn fortgeerbt zu haben ſcheint, geſprochen wurde, gegeben, und ich kann von der Ausführung nur ſagen, daß ſie trefflich war und eine ſchöne wohlthätige Rührung hervorbrachte, wie nur beſſere Seelen, denen Häuslichkeit und Innigkeit zum Roſenſchmuck auf ihren Lebensweg gegeben iſt, ſie empfinden können. Dieſes Feſt war zugleich auch das der Freude über die Ankunft der edlen Schweſter der Braut, der Erbgroßherzoginn von Toscana, mit ihrem Gatten, dem Erbgroßherzog Leopold, die nun auch die Hochzeitsfeyer ihrer Schweſter, wie, dem allgemeinen ſchönen Gerücht nach, auch ihres Bruders, des Prinzen Friedrich, im nächſten Oktober mitfeyern wollte, und als ein holder Engel, mit dem erhöhten Liebreiz des Weibes geſchmückt, nun in den Kreis dieſer wahrhaft fürſtlichen Familie trat, der ſie einen theuern Bruder zuführte, aus deſſen Namen ſchon ſeine Tugenden hervorſtrahlen.

Am Tage nach der Vermählung ward in dem prachtvoll erleuchteten großen Opernhauſe, einem der erſten Säle Deutſchlands an Größe und Schmuck, von der königlich-muſikaliſchen Kapelle, in Gegenwart des Hofs und mehrerer Tauſende der Einwohner und Fremden, eine vom Prediger Stöckhardt zu Budiſſin italieniſch gedichtete Cantate aufgeführt. Der Titel derſelben war: Albino und Tajo, und das Ganze eine Unterredung dieſer beyden Flußgötter nebſt ihren Oreaden und Najaden, wobey Merkur ins Mittel trat. Wem ſolche Allegorien gefallen, der konnte auch hier befriedigt ſeyn. Höhere Poeſie oder innigeres Gefühl war aber nicht zu erwarten. Wir wiſſen nicht, wer die deutſche Ueberſetzung gemacht hat, aber ſie ſcheint uns etwas ungelenk gerathen; eben ſo war auch die Compoſition vom Kapellmeiſter Morlacchi nicht die vorzüglichſte, obgleich in einzelnen Parthien ſich einiges Gute fand, wohin man vorzüglich den guten Gedanken rechnen kann, eine Eſpagnole anzubringen. Die Damen Sandrini und Funk, der Sopran Saſſaroli, und die Männer Benincaſa und Cantu ſangen alle brav; ganz vortrefflich aber führte das große, im weiten Raume faſt allzuausgedehnte Orcheſter aus. Auch die Chöre waren recht taktfeſt und kräftig, was ihnen nicht jedesmal nachzuſagen iſt. Nach dieſer Cantate war Ball beym ſpaniſchen Geſandten, dem auch die hohen Herrſchaften beywohnten. Das Publikum ergetzte ſich unten auf der Straße an dem mit Fackeln erleuchteten Pallaſte.

Die Abreiſe der Königinn erfolgte am 31. Auguſt unter Kanonenſchall und Glockengeläut. Zahlreiche Volkshaufen ſahen ihr nach, und die Wünſche aller Herzen waren mit auf ihrem Wege. Durch ganz Sachſen waren ihr in den meiſten Dörfern und allen Städten, durch die ſie zog, freywillig Ehrenpforten erbaut worden. Die ſächſiſchen ihr mitgegebenen Begleiter führen ſie bis nach St. Jean de Luz an die Pyrenäen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 35.

Digitized by Google

Nro. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 12. Oktober 1819.

> Dort hinan, wo ſichs ergießt,
> Wo der Strom in Wolken fließt,
> Da weint man nicht der Lebens-Zeit —
> Zum Strom der Unvergeſſenheit
> Kann nichts hinüber.
>
> Herder.

Lord Ruſſel.

Wir haben unſre Leſer in Nro. 194. einige Züge von der Gattinn Lord Ruſſels mitgetheilt, und erwähnten dieſes Mannes damals mit der ihm gebührenden Ehrerbietung. Jetzt liegt eine Lebensbeſchreibung von ihm vor uns, die ſo eben einer ſeiner Enkel durch den Druck bekannt machte, *) aus welcher wir nur die Vorgänge ſeiner letzten Tage ausheben wollen. Sie ſchildern die moraliſche Kraft, mit welcher er ſein unverdientes Schickſal ertrug, zugleich aber auch die Seelenſtärke ſeiner Frau, die ein ſolches Schickſal lange überlebte, und, in ihrem langen Leben in treuer Pflichterfüllung nie läſſig, die edle Denkart ihres Gatten auch auf ſeine Kinder zu verpflanzen bemüht war.

„Nachdem Lord Ruſſels Todes-Urtheil geſprochen war, ließ ihm Sir James Forbes ſagen, er wolle die Kleider mit ihm umtauſchen und ſo, indeß er an ſeiner Stelle im Gefängniß zurück blieb, ſeine Flucht bewerkſtelligen. Ruſſel dankte aber lächelnd, mit der Verſicherung: daß er von keiner Flucht wiſſen wolle. Wahrſcheinlich meinte er, daß Flucht einem Geſtändniß von Schuld gleichen, ſeinen Verbündeten ſchädlich ſeyn, und der großen Sache, der er ſein Leben geweiht hatte, nachtheilig werden möchte. Er ſagte, daß er froh wäre, nicht ſchon früher entflohen zu ſeyn, denn er könne, von ſeinem Weibe, ſeinen Kindern und Freunden getrennt, nicht leben. Dahingegen bezeigte er ſeine Freude, daß Andre, unter denen er wohl Lord Gray verſtehen mochte, welche nicht zum Sterben geſchickt geweſen ſeyn würden, entkommen wären. Von Lord Eſſer, welcher ſich an dem Morgen vor Lord Ruſſels Hinrichtung ſelbſt entleibte, ſagte er: es ſey der würdigſte, gerechteſte, für das Wohl ſeines Landes aufs Innigſte beſorgte Mann, den er je gekannt hätte. Er ſchrieb den unſeligen Entſchluß zu ſeinem gewaltſamen Tode hauptſächlich ſeinem Schmerz zu, ihn mit Lord Howard bekannt gemacht zu haben. Wenn er ſeiner Gattinn erwähnte, traten Thränen in ſeine Augen, und er änderte das Geſpräch. Einmal ſagte er: er wünſche, ſie möge aufhören wegen ſeiner Rettung an alle Thüren zu klopfen; wenn er dann aber bedachte, daß es ihr einſt zur Beruhigung gereichen würde, keinen Verſuch zu ſeiner Erhaltung verſäumt zu haben, war er damit zufrieden. Ihr Muth, ihre Seelengröße gab ihm hohe Freude, und er ſagte wiederholt: der Abſchied von ihr ſey das Schwerſte, was ihm bevorſtehe — denn er fürchtete doch, ſie würde ihn nicht ertragen. Jetzt, meinte er, füllte noch das Beſtreben nach ſeiner Rettung ihre Seele, wenn aber von dieſer Seite nichts mehr zu hoffen ſey, würde ihr lebhafter Geiſt ſie verzehren. Er ſelbſt blieb ununterbrochen heiter. Einer der Sheriffs war Rich, der auch abtrünnig geworden war, denn er hatte ehemals in der Kammer der Gemeinen für die Ausſchließungs-Bill geſtimmt. Wie er mit den andern Sheriffs den Befehl zur Hinrichtung überbrachte, ſagte Ruſſel zu Burnet: es ſey nicht anſtändig, bey ſo einem Gegenſtande zu ſcherzen, ſonſt möchte er wohl dem Rich ſagen, daß ſie fortan

*) The life of William Lord Russel with some Account of the Times in which he lived. By Lord John Russel. London 1819.

Digitized by Google

nimmermehr mit einander für die Ausſchließungs-Bill ſtimmen würden. Zu einer Mrs. Treſſam, die ihn nach ſeiner Verurtheilung beſuchte, ſagte er: „Sie haben mich überall ausfindig zu machen gewußt.“

„So heiter brachte Lord Ruſſel ſeine Zeit bis den Tag vor ſeiner Hinrichtung zu. Während ſeiner Mahlzeiten ſprach er von Tages Neuigkeiten und politiſchen Gegenſtänden, wie er es immer gewohnt war. Da er aber willens war, den Freitag das Abendmahl zu nehmen, beſchloß er, den Tag ſo zuzubringen, wie er den Sonntag gethan, hätte er ihn noch erlebt. Das Abendmahl empfing er mit ſeinem Diener zugleich am frühen Morgen aus Tillotſons Händen, brachte den ganzen Tag in geiſtlichen Uebungen zu, und drückte ſeine Geſinnungen in der kirchlichen Form mit Herzlichkeit und Freymüthigkeit aus. Er geſtand, nicht die Freudigkeit und Sehnſucht nach dem Tode zu fühlen, die ihm Dr. Burnet verſprochen, noch welcher Hr. Hampden genoſſen, allein er ſey voll Heiterkeit in Gottes Fügung ergeben. Hr. Hampden, ein von ihm ſehr geliebter und geehrter Freund, hatte ihm wenige Tage zuvor Baxters Werk: Todes Gedanken, gegeben; und dieſes gewährte ihm vielen Troſt. Die Wolke, welche über ſeinem Vaterlande ſchwebte, machte ihn ſehr beſorgt, allein er hoffte, ſein Tod ſollte ihm mehr nutzen, als ſein Leben es würde gekonnt haben. Nach ſeinem Mittagseſſen unterzeichnete er ſeine Papiere und bat, daß man ſie zum Druck abſenden möchte; darauf empfing er den Beſuch von mehrern ſeiner Freunde und nahm den letzten Abſchied von ſeinen Kindern. Selbſt bey dieſem Auftritt gelang es ihm, ſich von ſeiner väterlichen Zärtlichkeit nicht um ſeine Faſſung bringen zu laſſen. Kurz, ehe er zum Abendeſſen ging, ſagte er zu ſeiner Gattinn: „bleib bey mir! laß uns das letzte Erdenmahl zuſammen genießen.“ Während dieſes Mahls ſprach er von verſchiednen Gegenſtänden, beſonders über ſeine beyden Töchter. Er führte verſchiedne Reden Sterbender mit vieler Geiſtesheiterkeit an; und wie ſeiner Gattinn ein Billet eingehändigt ward, das einen neuen Anſchlag zu ſeiner Rettung enthielt, machte er ſich auf eine Weiſe darüber luſtig, welche die Umſtehenden, die in Schmerz verſunken waren, in Verwundrung ſetzte. Sie konnten nicht begreifen, wie ſein, ſonſt ſo gefühlvolles Herz ihren Kummer zu ertragen vermöchte. Wie er den Tag über aus der Naſe blutete, ſagte er: „eines Aderlaſſes bedarf ich nicht, das wird ſchon morgen geſchehen:“ und wie es die Nacht durch ſtark regnete, bemerkte er: „ſolch ein Regen würde morgen das Schauſpiel verderben — bey ſolchem Wetter nähme ſichs ſchlecht aus.“

Ehe ſeine Gattinn ihn verließ, faßte er ihre Hand und ſprach: „das Fleiſch, welches Du jetzt berührſt, wird in wenigen Stunden erkalten.“ Um zehn Uhr ging ſie von ihm, er küßte ſie vier, fünf Mal, und ſie bemeiſterte ihren Schmerz ſolchergeſtalt, daß ſein Anblick ſeinen Kummer nicht vermehren konnte. So ſchieden ſie. Nicht mit Schluchzen und Thränen, aber in gefaßtem Stillſchweigen; ſie wollte ihn ſchonen, und er ihr Schmerz erſparen, und ſo verſchloſſen ſie beyde einen Jammer, der zu ſchwer war, ihm Ausdruck zu geben.“

„Wie ſie fort war, ſagte er: „nun iſt die Bitterkeit des Todes vorüber!“ und darauf ſprach er lange von ihr, welchen Segen er in ihr beſeſſen, und wie elend er geworden, hätte ſie nicht mit ihrer innigen Liebe die Seelengröße verbunden, nie von ihm zu verlangen, daß er zur Rettung ſeines Lebens etwas Niederträchtiges begehe. Wie furchtbar er dieſe letzten Tage würde gelitten haben, hätte ſie ihn zu bereden geſucht, gleich Lord Howard zum Angeber zu werden.“

„Er ſprach auch viel von ſeiner eignen Stimmung, von der Veränderung, welche der Tod hervorbringen werde, und wie erſtaunt die Seele bey den neuen Auftritten ſeyn müſſe. Er hatte von dem Erſtaunen Blindgeborner gehört, welche nach gelungener Operation das Licht erblickten, „und doch, ſagte er, was kann das ſeyn gegen den Anfgang jener Sonne!“ —

„Am Morgen ſeiner Hinrichtung begab er ſich nach einem ſehr ruhigen Schlaf, von den beyden Geiſtlichen Tillotſon und Burnet begleitet, auf ſeinen letzten Weg. Beym Fortgehen blickte er um ſich und erkannte viele Perſonen. Er ſagte: manche ſähen ſehr vergnügt aus, das bewege ihn aber nicht ſo ſehr wie die Thränen, die er andre vergießen ſehe. Unterwegs ſang er leiſe vor ſich hin. Dr. Burnet fragte ihn: was er ſänge? er antwortete: „den 119 Pſalm; bald aber werde er lieblicher ſingen.“ Wie er bey der kleinen Queens-Street um die Ecke biegen ſollte, ſah er die entgegengeſetzte Straße hinab, wo ſein Haus ſtand, und ſagte: „dorthin nahm ich oft mit frohem Herzen meinen Weg, aber nun führt mich dieſer noch zu größern Freuden;“ dabey rannen aber Thränen aus ſeinen Augen. Wie ſie in Lincoln's Inn Fields anlangten, ſagte er: „Auf dieſem Platz habe ich einſt geſungen, nun hat ihn Gott zu meinem Richtplatz auserſehn.“ Er wunderte ſich, trotz des Regenwetters, eine ſo große Menge von Menſchen verſammelt zu ſehen, und erinnerte ſeine Gefährten, ſich zur Vermeidung von Erkältung den Kopf zu bedecken. Dann kniete er nieder und betete drey oder vier Minuten in der Stille, worauf er ſeinen Rock und Weſte ablegte; eine weiſſe Nachtmütze hatte er, aus Beſorgniß, ſein Bedienter möchte ſie vergeſſen, in der Taſche ſelbſt mitgebracht. Er kleidete ſich, ohne den geringſten Wechſel auf ſeinem Geſicht, ſelbſt aus. Eben wie er den Kopf auf den Block legen wollte, rief Jemand: man ſolle Raum machen, damit der Herzog von Albemarle ſehen könne. Lord Ruſſel ſah mit feſtem Blick auf dieſe Seite hin. Dr. Burnet ermahnte ihn, den Kopf, wenn er einmal auf dem Block liege, nicht mehr zu bewegen, und dem Nachrichter kein Zeichen zu geben. Dieſer Anweiweiſung folgte er aufs Pünktlichſte. „Wie er ſich nieder-

gelegt hatte, erzählte Dr. Burnet, blickte ich ihn noch einmal an, und nahm auch nicht die geringſte Veränderung in ſeinen Zügen wahr, und obſchon er ſeine Hände noch immer zum Gebet erhoben hielt, ſah man ſie nicht zittern, wenn gleich in demſelben Augenblick, wo ich ihn anſah, der Nachrichter das Beil auf ſeinen Hals ſenkte, um ſein Ziel zu nehmen. Mir dünkt, er berührte ihn, allein er achtete es nicht.“ — Heil der Verfaſſung eines Landes, für welches ſo edles Blut floß!“ —

Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris.

(Fortſetzung.)

Der Spaziergang beſchränkt ſich auf die kürzere oder längere Gaſſe, oder auf die unmittelbar neben der Stadtmauer fortlaufende Allee, in welcher die Marchands de vins Traiteurs wohnen. Hier iſt die Menſchenmenge freylich ſo erdrückend, daß die Spaziergänger wie die Schnecken kriechen oder wie die Krebſe gar rückwärts gehen müſſen; hier iſt der Staub freylich ſo ungeheuer, daß man im eigentlichen Verſtande nicht aus den Augen ſehen kann; hier iſt endlich, mehr wie in Paris ſelbſt, die Freyheit, ſich nicht um den andern zu geniren, ſo groß, daß, wenn es dem Vordermanne einfällt, anzuhalten, und mit ſeiner Geſellſchaft im Stehen zu ſchwatzen, alle folgenden Spaziergänger ebenfalls gezwungen werden, Halt zu machen, bis es endlich dem Vormanne beliebt, ſeinen Weg weiter fort zu ſetzen. Alle dieſe Uebelſtände könnten gehoben werden, wenn die Leute noch ein paar Schritte weiter gehen und ſich auf den koſtbaren Chauſſeen, oder in den reizenden Feldwegen vereinzeln wollten. Aber nein! Der Franzoſe, und ganz insbeſondere der Pariſer Bürger, liebt Geſellſchaftlichkeit; er muß unter Menſchen ſeyn, um ſich zu gefallen, denn er liebt die Menſchen. Dieſe Spaziergänge ſind daher auch weniger Leibesbewegungen, als vielmehr öffentliche Unterhaltungen, an denen alle Antheil nehmen, die ſich mit Geſicht und Stimme abreichen können. Hier ereignet es ſich, daß rechts geantwortet wird, wenn man nach links zu gefragt hat; da hilft Einer das Wort finden, was ein Anderer vergebens ſucht; ein Dritter miſcht ſich geradezu in eine fremde Unterhaltung und erklärt, modificirt oder amplificirt den Witz, den der Vierte an ſeine eigene Geſellſchaft richtet; dem Fünften fällt es ein, der Dame des Sechsten mit dem bekannten Sprichworte: Ce qui se ressemble, s'assemble (gleich und gleich geſellt ſich gern) eine Roſenknoſpe vor den Buſen zu ſtecken; der Siebente hält dem Achten, den er Miene machen ſieht, Feuer anzuſchlagen, ſeinen brennenden Cigarro hin; der Neunte reicht dem Zehnten eine Bonbonnière und bittet ihn, ſie ſeiner Dame zu präſentiren, u. ſ. w. Mit einem Worte, alle ſcheinen zu einer einzigen Geſellſchaft zu gehören; keiner erzürnt ſich, weil alle ſich unter einander zu lieben ſcheinen. Aber auch hier geht es, wie überall in der Welt; es iſt immer Einer vorhanden, der über Alle den Meiſter ſpielen, oder ſo zu ſagen, der Hahn im Korbe ſeyn will. Dieſen Charakter in der Geſellſchaft, benennen die Franzoſen mit dem Ausdrucke Coq du village, der feinere Pariſer ſagt dafür Coqueluche. Eine ſolche Coqueluche iſt ein Mann, der, auf ſeine äußern Vorzüge fußend, an die Stelle der innern, die ihm fehlen, eine gewiſſe liebenswürdige Unverſchämtheit ſetzt, immer zuerſt und am lauteſten ſpricht, alle Weiber mit Gleichgültigkeit behandelt, weil er weiß, daß ihm keins zu widerſtehen vermag, übrigens aber eine ehrliche Haut iſt, Niemanden etwas zu Leide thut, ja ſogar, im Nothfalle, ſeine eigne Dame ſeinem Freunde mit folgenden Worten zur Geſellſchafterinn anbietet: Va, va, mon ami, j'en puis avoir d'autres quand je veux. Ein ſolcher Mann findet ſich in allen Geſellſchaften vor den Barrieren: ohne ihn ſcheint keine Freude daſelbſt beſtehen zu können. Seine Rolle iſt nicht allein die ſchwerſte, ſondern auch (wenn man auf den gegenwärtigen Augenblick ſieht) die undankbarſte unter der ganzen Geſellſchaft. Er muß ſtets le mot pour rire in Bereitſchaft haben, allen Damen Schmeicheleyen ſagen, aber keiner den Vorzug geben, die entſtandenen Streitigkeiten mit einer witzigen Wendung ſchlichten, allenthalben der Erſte und der Letzte ſeyn, immer reden und nie zuhören, endlich ehrenhalber den Großmüthigen ſpielen, das heißt, den Damen Plaisirs *) und Macaronen verehren. Für ihn iſt der Sonntag ein Arbeitstag, dagegen aber kann er ſich bey den Damen, in deren Geſellſchaft er vor der Barriere geweſen iſt, alle Wochentage zu Feſttagen machen. Nicht ſelten ereignet es ſich, daß, wie wol vormals zwey ſtreitende Armeen ihre Sache von zwey aus ihrer Mitte gewählte Kämpen entſcheiden lieſſen, die Coqueluches der verſchiedenen Geſellſchaften im Vorübergehen ſich einander angreifen, ſich gegenſeitig herausfordern und einen Gang mit einander machen. Dann ſchließen die Spaziergänger einen Kreis um die Streitenden; man äußert Zeichen der Mißbilligung, wenn der Kämpe Blößen gibt, man applaudirt, wenn er ſich geſchickt vertheidigt. Doch iſt das Publikum ſo unparteyiſch, daß ſelbſt die feindliche Zunge, wenn ihr der Sieg geworden, mit den lauteſten Bravo's begrüßt wird. Was die beſiegte Coqueluche anbetrifft; ſo iſt dieß der Zeitpunkt, wo ſie von einem Prätendenten leicht aus dem Sattel gehoben werden kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Ein ganz dünnes, zuſammengerolltes Zuckergebackenes, welches gegen Abend friſch in allen Gaſſen zum Verkaufe ausgeſchrieen wird.

Digitized by Google

Miſzellen.

Die Nachrichten über die Induſtrie-Ausſtellung in Paris erinnern uns, daß die Verfertigung des Rübenzuckers in Frankreich fortgeſetzt wird, und verſichert, daß mehr wie ein Drittel des Rums, den man in dieſem Lande trinkt, von Rüben gemacht ſey. Man bemerkt zugleich, daß ihn die Kaufleute ſehr gut zu zwey Franken die Bouteille geben könnten, wenn nicht die Sucht Jamaika-Rum haben zu wollen, dazu nöthigte, vier Franken zu fordern, damit man ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Die Ausſtellung zeigte den kriſtalliſirten Rüben-Zucker in der höchſten Vollkommenheit. Bey dieſer Gelegenheit verſichert ein franzöſiſcher Zeitungsartikel, daß England während der Occupation Kommiſſare umher ſchickte, um alle Zucker-Fabriken zu zerſtören, und alle Maſchinen und Werkzeuge zu Grunde zu richten. Die Ueberzeugung des Vortheils, den die Zukunft verſpricht und deſſen, der wirklich ſchon jetzt aus der Fabrikation des Rübenzuckers entſteht, hat aber die Unternehmer ſchon wieder ermuthigt, ihre Arbeiten zu erneuern.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, im September.

(Beſchluß.)

Das Vogelſchießen der Bürgerſchaft endete Anfang Auguſts; in der Mitte des Monats gab der Wirth des Bades unweit Dresden ein eigenes, wohin auch zwey Tag lang zahlreiche Geſellſchaften ſtrömten, und die Elbe war während dieſer Tage mit Gondeln bedeckt. Mehrere Muſikchöre führen dann ſehr brav große Ouvertüren und Simphonieen auf, wo dann die aus der diebiſchen Elſter jedesmal mit lautem Beyfallsgeklatſch aufgenommen wird. Ueberhaupt gehts mit Feſten in den öffentlichen Gärten jetzt luſtig bey uns zu. Die Thore ſind mit Anſchlagezetteln dieſer Art tapeziert, und wir leſen da zugleich angekündigt, ein Ernteſeſt, ein Pflaumenfeſt, ein Tobaksfeſt u. ſ. w.

Ich komme auf unſere Bühne. Mein Bericht von ihr wird diesesmal ſehr kurz ſeyn. Trotz des Wunſches der vielen Fremden, welche im Auguſt Dresden beſuchten, ſpielte die italieniſche Oper nur zweymal. Daß es eben die Gazza ladra war, war den meiſten ſehr recht, den die Virtuoſität der königlichen Kapelle darin iſt ausgezeichnet. Die Oper ward auch beydemale mit rauſchendem Beyfall aufgenommen. Beym deutſchen Theater habe ich bis geſtern den 3. September warten müſſen, um für meinen Bericht etwas Neues zu haben, es iſt dieſes aber auch dafür ein Meiſterſtück, — nämlich des Maſchinenmeiſters. Die Teufelsmühle am Wienerberge heißt dieſe noch etwas ſchlechter, als er ſelbſt, gewachſene Schweſter des vielgegebenen Teufelsſteins; es ſcheint aber, als ob auch ſie mit ihren tauſend Verwandlungen und Verkleidungen, Flugwerken und bengaliſchem Feuer ſich eben ſo wie er den Beyfall des lach- und ſchauluſtigen Publikums erwerben werde. Verdienſt hat darin der Autor am wenigſten, der Tonſetzer Wenzel Müller nicht viel, dagegen ſehr großes, wie erwähnt, der Maſchiniſt, und die Schauſpielerinn, die gefällig genug iſt, ſich zu allen dem Verkleiden und Fliegen herzugeben. Ich nenne als ſolche Frau Hartwig, um zugleich zu verſichern, daß ſie alles dieſes mit Anſtand und Gewandheit thut. Auch der kleine Pipi-Jeriel, Klara Wagner, iſt allerliebſt, und ſingt und ſpielt über alle Erwartung. Hr. Geiling iſt als Knappe bey recht erheiternder Laune.

Neben dieſer Poſſe das Gaſtſpiel der trefflichen Schröder, in fünf Rollen, nämlich: Brunhilde in Ygurd, Johanna von Montfaucon, Sappho, Lady Macbeth und Orſina, zu zergliedern, wäre eben ſo wenig paſſend, als überflüſſig, da jeder Kenner der Bühne ſchon überzeugt ſeyn muß, daß in allen dieſen Rollen Meiſterſtücke geliefert wurden. Der lauteſte Beyfall, durch mehrmaliges Herausrufen beurkundet, ward dafür der Künſtlerinn zu Theil. Sie gab uns die Hoffnung, uns bald wieder dieſen Genuß zu gewähren, bringe ihn auch erſt das künftige Jahr.

Noch gab ein Hr. Pellet den Philipp in der Montfaucon, den Guſtav in Tony und Staar in den Vertrauten als Gaſtrolle. Feuer war in ihm nicht zu verkennen, doch ein ſich meiſt ſelbſt überloderndes, ſo wie er in der letztern Rolle das Komiſche übertreibt. Es heißt, er werde bey der hieſigen Bühne angeſtellt werden, dann künftig mehr über ihn.

Frau Schirmer war uns wieder zurückgekehrt, und wurde in der Emilia Gallotti, die ſie mit hoher Vollendung gab, rauſchend empfangen.

Schweiz, September.

Der vortreffliche Landſchafts-Mahler König von Bern, der im Jahr 1815 mehrere der angeſehenſten Städte Deutſchlands mit ſeinem ſchönen Transparent-Kabinet beſuchte, wird ſeine Zuſage erfüllen und zu Ende des Oktobers dieſes Jahrs eine neue Kunſtreiſe durch Deutſchland antreten. Das Publikum darf auf einen noch höheren Kunſtgenuß, wie bey der erſten Ausſtellung rechnen, da Hr. König unabläſſig an der Vervollkommnung ſeines Kabinets gearbeitet hat. Von den früher gezeigten Gemählden behielt der Künſtler nur die liebliche Gruppe: die Andacht an der Kapelle bey, alle übrigen ſind entweder verbeſſerte Kopieen, oder ganz neu gefertigte Stücke. Unter dieſen werden von den Kunſtfreunden die Teufelsbrücke, die Gemſenjagd auf dem oberen Grindewald-Gletſcher, die Wintertreue und Tells Kapelle am Vierwaldſtätter-See beſonders bewundert. Die ſchönen Schweizermädchen, welche die Zwiſchenräume beym Umwechſeln ausfüllen, gefallen um ſo mehr, da ſie alle dem Leben treu nachgebildet ſind. —

Neben dieſen Kunſtfortſchritten hat Hrn. Königs Kabinet durch eine kräftigere Beleuchtung, ſchönere Licht- und Schattenmaſſen, und größere Täuſchung, ſowol in der Haltung, als auch in den verſchiedenen Tönen, bedeutend an innrem Gehalt gewonnen. Man darf daher auf vollkommene Befriedigung aller Kunſtfreunde zählen und dagegen erwarten, daß der höchſt ſchätzbare Künſtler überall die gleiche freundliche Aufnahme und Unterſtützung finden werde, wie bey dem erſten Aufenthalte in unſerm Vaterlande. Die Reiſe des Hrn. Königs gehet über Strasburg, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Darmſtadt, Mainz, Würzburg, Bamberg, Coburg, Kaſſel, Weimar, Leipzig und Dresden. —

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 17.

Digitized by Google

Nro. 245.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Oktober 1819.

Stumme Hüter todter Schätze ſind nicht reich:
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich ſcherzt und ſingt und lachet,
Iſt kein karger König gleich.

Hagedorn.

Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland.

(Fortſetzung.)

Wenn der Holländer im Allgemeinen phlegmatiſch, der Engländer choleriſch, der Spanier melancholiſch heißen ſoll, ſo muß man den Ruſſen ſanguiniſch nennen. Dieſem Temperamente, welches vielleicht das glücklichſte iſt, das der Himmel den Menſchen geben kann, verdankt der Ruſſe den größten Theil der Vorzüge, die ihn vor andern Nationen auszeichnen, und vielleicht in der Zukunft auf eine Höhe führen werden, die noch von keiner erreicht wurde.

Daraus erklärt ſich ſeine beynahe unzerſtörbare Fröhlichkeit. Mit einer Gewandtheit ohne Gleichen weiß er jeden kleinen Umſtand zu benutzen, um daraus die Maſſe ſeiner fröhlichen Genüſſe zu bereichern. Ein allgemeines Mittel, Alles, ſelbſt Arbeit und Beſchwerde, zu verſüßen, iſt der Geſang. Dem ungewohnten Ohre des Ausländers ſcheint die Nationalmelodie, an der man alle ihre Geſänge ſchon bey den erſten Tönen erkennt, traurig und klagend, aber dem Ruſſen ſelbſt ſind dieſe ſchmelzenden halben Töne eine ſanfte Rührung. Nirgends, auch in Italien während der Weinleſe nicht, habe ich ſo viel auf offenem Felde ſingen hören, als in Rußland. In jedem Dorfe ſammelt ſich an den herrlichen, langen Sommerabenden die muntere Jugend in einem Kreiſe, und die Luft ertönt von den reinſten Kehlen, von den lieblichſten Melodien, deren Inhalt oft in ſeiner Einfachheit ſo bezaubernd ſchön iſt, daß, wenn ſie von den Griechen zu uns gekommen wären, keiner unſerer ekeln Kritiker Anſtand nehmen würde, ſie einer Sappho oder einem Anakreon zuzuſchreiben. Selbſt im Winter, wenn die geſiederten Sänger der Lüfte längſt alle verſtummten, und oft von Froſt erſtarrt todt zur Erde fallen, hört man von Ferne ſchon auf den Straßen das Glockengeläute der Schlittenpferde und die ſie überſtimmenden muntern Geſänge ihres Führers. Wenn der weichliche Ausländer in ſieben Pelze gehüllt, eilend aus der Poſtſtube in den Schlitten läuft, und darin mit Kiſſen und Decken ein Bollwerk gegen die grimmige Kälte um ſich errichtet, ſpringt der muntere Kutſcher in ſeinem kurzen Pelze ohne Halstuch mit weit geöffneter bloßer Bruſt, mit der Leichtigkeit eines franzöſiſchen Tänzers, auf das offene Schlittenbrett, das ihm zum Sitze dient, und indem die Pferde pfeilſchnell über den Schnee dahin fliegen, hebt jener ſein hellgellendes Lied an. Stürmende Winde zerſchneiden ihm das Geſicht, ſeine Haare ſtrotzen vom Reif, ſein ſtruppiger Bart, vom nahen Munde behaucht, friert zu einem Eisſtücke, dichte, große Schneeflocken bedecken ihm die nackte Bruſt und fliegen ihm in den geöffneten Mund — thut nichts, er ſingt luſtig fort, bis er zur nächſten Poſt kommt, dann eilt er in die warme Stube, bleibt an der Thüre ſtehen, löſet ſich die Eisrinden ab, die ſein Geſicht überzogen, ſchlägt ſein Kreuz dort vor dem beräucherten Heiligenbild in der Ecke, grüßt alles freundlich als Matuſchka und Batuſchka, denn ihm iſt alles Väterchen und Mütterchen, was ihm begegnet, holt ſein Glas Branntwein, und eilt wieder heraus, um wieder unter munterm Geſange ſeine breiten Pferde nach ſeiner Hei-

mat zu führen. Ueberhaupt ſpielt der Geſang in Rußland ſelbſt bey ernſten Geſchäften eine große Rolle. Wenn z. B. irgend etwas ſchweres von mehrern Menſchen übereinſtimmend ausgerichtet werden ſoll, wenn ein Schiff durch eine Brandung, oder ſonſt durch eine gefährliche Stelle gezogen, wenn bey einem Baue große Laſten ruckweiſe gehoben werden ſollen u. dgl., ſo ſtimmen ſie einen eigenen Geſang an, bey deſſen Schlagworten immer die erneuerte gemeinſchaftliche Anſtrengung erfolgt. Selbſt bey Feuersbrünſten, die dort leider zu den faſt alltäglichen Ereigniſſen gehören, iſt der Geſang eines der vorzüglichſten Löſchmittel. Während meines Aufenthaltes in Ufa, im Gouvernement Orenburg, kam bey dem Nachbar der Apotheke Feuer aus, welche mit ſeinem Hauſe durch eine ſehr ſolide und hohe hölzerne Gartenwand in Verbindung ſtand, die niedergeriſſen werden mußte, wenn die Apotheke gerettet werden ſollte. Da Beile nur in geringer Anzahl da waren, ſo formte ſich, beynahe ohne alle vorhergehende Verabredung, ſogleich eine Reihe von etwa 20 bis 30 Menſchen, die ſich zwey Schritte von der Mauer ins Glied ſtellten, den Feuergeſang begannen, und bey jedem Haupttone nach dem Takte mit vorgehaltenen Armen zugleich anſtürmten — nach wenigen Stößen lag die Mauer auf dem Boden, und nun war es leicht, ſie theilweiſe fortzuſchaffen. Man erlaube mir hier zum Dank für einen unbekannten, edeln, ruſſiſchen Bauern zu erzählen, wie es mir bey dieſer Breterwand ging. Ich war mit einigen der ſogenannten Vornehmern denſelben Tag zu einem Gaſtmahle geladen. Als die Nachricht von dem Feuer in der Nachbarſchaft erſcholl, verlieſſen wir alle, mehr aus Neugierde, glaube ich, als in der Abſicht zu helfen, den Tiſch, und die ganze Geſellſchaft eilte der Brandſtätte zu. Da ſtanden wir, in unſere Pelze eingehüllt, in demſelben Garten, der das brennende Haus von der Apotheke trennte, müßig und gaffend, während die Bauern wie Ameiſen auf dem brennenden Dache herumliefen. Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft einer Anwandlung von Schaam, aber die Bequemlichkeit oder die Gefahr hielt mich zurück, auch Hand anzulegen. Als ich aber jene Reihe an der Mauer ſich bilden ſah, wobey keine Gefahr zu beſorgen war, überwand mich mein Gefühl, ich ſtellte mich in die Reihe, und ſang und tanzte mit. Allein ſchon bey den erſten Stößen riß ſich der oberſte Balken auf der einen Seite loß, und fiel mir auf den Kopf. Ich ſank zu Boden, und alles, deſſen ich mich noch erinnere, ſind die Worte: Was iſt euch denn, Väterchen? Einer von den Mittänzern, ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Wlagoweſchenskoi hob mich auf, trug mich auf einen ſichern Platz, wuſch mir den verwundeten Theil mit Brauntwein, und zeigte eine herzliche Freude, als er mich wieder zur Beſinnung kommen ſah. Meine Gäſte, die ſich, wieder die Hände in der Taſche, denn es war kalt und ſie zum Helfen zu vornehm, um mich verſammelt hatten, erzählten mir, mit welcher freundlichen Beſorgniß der Bauer um mich beſchäftigt war, bis mich der Apotheker in ſeine Wohnung aufgenommen hatte. Als ich mich von ihm trennte, wollte ich ihn für ſeine Mühe belohnen, allein er nahm durchaus nichts an, als die Erlaubniß, künftig ſeine Pferde, wenn er wieder in die Stadt komme, bey mir unter Dach zu ſtellen. Er herzte und küſſte mich nach ihrer guten Art, indem er immer die Worte: Gott ſey Dank, Gott ſey Dank, wiederholte. Ich fragte ihn ſpäter, warum ſein Dorf Wlagoweſchenskoi (der glücklichen Weiber Dorf) heiße. Er wuſſte es nicht. Vielleicht, weil dort die Mütter ſolche Söhne zeugen.

Ein zweyter Hauptzug des ruſſiſchen Nationalcharakters iſt die immer fertige Gewandtheit, beſonders in allen eigentlich mechaniſchen Arbeiten. Der Ausländer erſtaunt über die einfachen Mittel, wodurch ohne künſtliche Maſchinen die größten Laſten gehoben werden; die in der That ſchönen hölzernen Häuſer der Bemittelten, die nur aus einem Stücke zu beſtehen ſcheinen, verfertigt der Ruſſe blos mit einem einzigen Werkzeuge, dem Beile, welches ihm zugleich Säge, Hobel und Senkbley iſt. Die Finger oder Zähne ſind die Zange, womit der Schmidt oder Schloſſer einen Nagel auszieht, oder der Glaſer die Fenſterſcheiben bricht, und die halsbrechendſten Arbeiten werden ohne ſonderliche Anſtalten oder Zubereitungen glücklich ausgeführt. Der rohe Rekrute wird wenige Wochen nach ſeiner Ankunft beym Regimente, nachdem es dem Obriſten gefällt, ein brauchbarer Soldat, ein Schuſter oder ein Schneider, oder endlich auch ein Muſiker, und nichts beweist vielleicht die mechaniſche Fertigkeit des Ruſſen, und was Diſciplin aus ihm machen kann, mehr, als die auch im Auslande gerühmte Hörnermuſik, die ſich in der Entfernung, beſonders zur Nachtzeit, ſo bezaubernd lieblich ausnimmt, und wo jeder ſein ganzes Leben durch nur einen einzigen Ton bläst, und dennoch die ſchwerſten Paſſagen, Triller u. dgl. zum Erſtaunen ausgeführt werden. Schwerlich lieſſe ſich eine andere Nation zu dieſer ächt nationalen und originellen Muſik abrichten. Es iſt wahr, daß zu einem ſolchen Konzerte ſo viele Menſchen erfordert werden, als es Töne gibt, daher ſie nur bey den Großen gefunden wird: dagegen aber verurſacht der Mangel eines Muſikers nicht ſogleich den Verluſt des ganzen Inſtrumentes, ſondern es iſt, als ob auf dem Klaviere eine Saite geſprungen oder eine Taſte ausgenommen wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der neueſte Ausbruch des Aetna.

(Beſchluß.)

Während ich die Lava unterſuchte, warf der, etwa eine Viertelſtunde höher liegende, große Schlund unaufhörlich Steine aus; es waren Garben, die einander anhaltend folg-

Digitized by Google

ten, mit trockenem Knallen wie Kanonenſchüſſe vom größten Kaliber, die aber doch ſchwächer zu ſeyn ſchienen, als wenn man ſie am Fuß des Berges hört, wahrſcheinlich um der in dieſer neun bis zehntauſend Fuß betragenden Höhe dünneren Luft willen; ich näherte mich ihnen ſo viel es rathſam ſchien, das will ſagen, außer der Wurfweite der Steine, deren einige doch ganz nahe bey mir niederfielen, ein ſehr groſſer zumal, welcher noch lange leuchtend blieb. Der Anblick war prachtvoll und zeigte das ſchönſte Feuerwerk, das man ſich denken mag; übrigens ganz ſo wie ich auf dem Veſuv geſehen hatte. Die größten Steine hoben ſich nur wenig über den Schlund empor und fielen alsbald wieder in denſelben zurück; andere wurden in etwas ſchiefer Richtung geſchleudert und einige erreichten eine anſehnliche Höhe; es gab ſolche, die ihre Geſtalt änderten und die ſich in der Luft ſogar auch in mehrere zertheilten, gleich einem weichen Teige; vermuthlich waren dieß aber nur Schlacken älteren Urſprungs, die der neue Ausbruch auf ſeinem Wege trifft, ablöst und unverändert wegſchleudert. Von Zeit zu Zeit, doch immer unter heftigen Detonationen, ſahen wir in dichten, anfangs rothen, bald aber ſchwarz werdenden Wolken, Maſſen zerbrochener Schlacken ſich emporheben, die nachher wie Regen herabfielen; ihr Niederfallen auf den Schnee, der davon ſchon ganz ſchwarz war, verurſachte einen eigenen Ton wie Papierrauſchen. Ich hatte das Vergnügen eine Erſcheinung zu beobachten, welche Hr. Monticelli kürzlich auch auf dem Veſuv geſehen hat; es iſt dieß ein kreisförmiger Rauch, der ſich, in Folge einer Exploſion, wie ein hellweiſſer Ring emporhebt, nach und nach in unverändert kreisförmiger Geſtalt ſich erweitert, bis er ſich endlich in der Dunſtmaſſe verliert, welche über dem Schlund allezeit eine Wolke bildet; beym Artillerie-Feuer ſieht man nicht ſelten ähnliche kreisförmige Rauchgeſtalten.

Unfern von dieſem großen Schlund war ein zweyter vorhanden, welcher gleichſam der Trabant des erſteren zu ſeyn ſchien; er ſchleuderte gleichfalls Steine aus, aber nicht ſo viele und auch lange nicht ſo hoch; es war einer der dreyen, die gleich zu Anfang des Ausbruchs ſich geöffnet hatten; der dritte ſchien wieder verſchloſſen zu ſeyn, wenigſtens war keine Spur von Thätigkeit daran zu bemerken. Zwiſchen dieſen drey Schlünden und demjenigen, woraus die Lava abfließt, befindet ſich noch einer, welcher die ganze Zeit des Ausbruchs über nur Rauch ausſtieß, und auch dieſen nicht mehr zur Zeit, wo ich ihn beobachtete. Der große Krater auf der oberſten Höhe des Berges war immer ruhig geblieben, und nur einem ſeiner Hörner entſtieg etwas Rauch.

Während der ganzen Zeit, die ich auf dem Berg verweilte (ich hatte es aber auch ſchon im Aufſteigen beobachtet), erſchien der Mond bey übrigens wolkenloſem Himmel, blaß, gelblicht und mitunter auch roth, woran vermuthlich die in der Atmoſphäre ſchwebende Aſche ſchuld trug. Weil der Wind die Dünſte von mir abtrieb, konnte ich ihren Geruch nicht gut unterſcheiden; mitunter glaubte ich den der Salzſäure, jedoch überaus ſchwach, wahrzunehmen; die zermalmten Schlacken, welche in Regengeſtalt niederfielen, hängten ſich an meine durch die Nacht feucht gewordene Pelzmütze an, und gaben auf der Zunge, wenn ſie daran gebracht ward, einen leichten Sauergeſchmack.

Obgleich die Detonationen immer ſtärker, die Steinwürfe beträchtlicher und der Schlackenregen dichter wurden, ſo war nun doch die Gattung Furcht, welche ſich meiner im Aufſteigen bemächtigt hatte, gänzlich verſchwunden, als ich dem Feuerheerde näher kam; man gewöhnt ſich leicht an die Gefahr; nur ungern ſah ich den anrückenden Tag, welcher dem ſchönen Schauſpiel der Nacht allmählig ein Ende machte; ich eilte dann über die ſchneebedeckten Abhänge zurück, kam zu meinen Maulthieren herab (8000 Fuß über dem Meere), und verzehrte mit gutem Appetit, unter dem Kanonendonner des Vulkans, ein Frühſtück, dem der niederfallende Aſchen- und Schlacken-Regen zum gar unwillkommenen Gewürze diente.

Nach der Rückkehr in Catania, wo ich annoch zwey Tage blieb und auf dem Wege nach Taormina, hörte ich ſtets die nämlichen Detonationen und zur Nachtzeit ſah ich auch das nämliche Feuer; bis am zehnten Abends dauerte das bisher beſchriebene Verhältniß fort; jetzt kann ich den Berg nicht mehr ſehen; nächtlicher Weile hört man noch einige Detonationen. Der Ausbruch dauert ohne Zweifel fort; wird er ſich weiter verſtärken, oder aber bald aufhören? Dieß kann ich nun nicht mehr abwarten; aber ich ſchätze mich glücklich, daß mir während meines kurzen Aufenthalts in Sicilien mit dem Dichter zu ſagen vergönnt war:

Vidimus undantem, ruptis fornacibus Aethnam
Flammarumque globos, liquefactaque volvere saxa.

Bey Anlaß Virgils ſey mir noch erlaubt, eine kritiſche Bemerkung zu machen: ſie betrifft die flammarum globos: der Ausdruck iſt ſchön und bezeichnet recht gut, was der Dichter wahrſcheinlich geſehen hat: jene Feuer- oder rothen Rauchkugeln, die während der Ausbrüche den Kratern entſteigen. Wenn hingegen ungefähr alle Beſchreibungen vulkaniſcher Ausbrüche des Veſuvs oder des Aetna ſich des Wortes flamma, fiamma, flamme bedienen, geben ſie dann nicht einen irrigen Begriff der Erſcheinung? Und wenn wir im Lateiniſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen kein paſſendes Wort für die richtige Bezeichnung jener Maſſen unzuſammenhängender bis zum Weißglühen erhitzter Stoffe haben, ſoll man ſich darum des Wortes Flamme dafür bedienen, welches der Naturforſcher nur in ſeiner ſtrengen Bedeutung nehmen und gebrauchen darf? Hat man jemals vulkaniſchen Schlünden wirkliche Flammen, etwas dem Verbrennen von Waſſerſtoffgas oder andern entzündlichen Luftarten ähnliches, entſtei-

gen geſehen? Ich glaube Nein. Ich habe mehrere große Ausbrüche des Veſuvs beobachtet; ich habe ganze Nächte auf dem Krater zugebracht, wefern die Umſtände es geſtatten konnten; ich war im Jahr 1804 in dem Augenblick zugegen, wo in der Höhle des Kraters ſich zwey und zwanzig Schlünde öffneten; die Ausbrüche waren furchtbar und unmöglich konnte man Stand halten; jetzt habe ich auch einen Ausbruch des Aetna beobachtet; nirgend aber habe ich Flammen geſehen; ich erkundigte mich vielfältig bey Perſonen, die den Veſuv und den Aetna beobachtet haben; ſie geſtehen alle, daß, obgleich ſie ſich des Ausdrucks in ihren Beſchreibungen öfters bedient haben, ſie dennoch wahre Flammen nie ſahen. Ich glaube darum annehmen zu dürfen, daß man ſich mehr an den Schein, als an die Wirklichkeit gehalten hat; daß das lebhafte Roth, welches den der Lava entſteigenden Rauch, als Wirkung der Reverberation färbt, die Schlacken-, Aſchen- und Sandſtrahlen, welche glühend und in Geſtalt von Feuerſäulen aus den Kratern geſchleudeet werden, von minder ſorgfältigen oder entfernten Beobachtern wohl für Flammen angeſehen werden konnten; vom ſorgfältigeren und mit dieſen Erſcheinungen vertrauten und demnach kaltblütig beobachtenden Naturforſcher hingegen aber nie dafür gehalten werden mögen. Delille hat darum auch das Virgiliſche flammarum globos, dieſen ſo paſſenden dichteriſchen Ausdruck, ganz unrichtig durch flatternde Flammen, flammes ondoyantes, überſetzt, welches einen der Wahrheit wie dem Ausſehen gleich wenig entſprechenden Begriff gibt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Herbſtmonat.

Zwey Amerikaner, die Herren Howard und van Renſſelaer, haben dieſen Sommer den Montblanc beſtiegen. Sie waren am 11. Heumonat von Chamouni abgereiſt, durch Marie-Couzet und drey andere Führer begleitet. Am 12ten zwiſchen Mittag und ein Uhr erreichten ſie den Gipfel des Berges. Ihr Wärmemeſſer, das einzige Beobachtungswerkzeug ſo ſie mit ſich führten, zeigte damals drey Grade Kälte, und einen an der Sonne. Am dritten Tag trafen ſie um die gleiche Zeit wieder in Chamouni ein. Beyde Nächte wurden auf dem, unter dem Namen des großen Maulthiers (grand mulet) bekannten ſteilen Bergrücken, ungefähr 1600 Toiſen über der Meeresfläche, zugebracht. Die Kälte, welche auf dieſen Höhen vorhanden und durch einen beynahe ſtets wehenden Oſtwind noch verſtärkt ward, ſcheint ihnen weniger Beſchwerde verurſacht zu haben, als der Sonneneindruck und die Dünnheit der Luft. Uebrigens waren ſie ſo glücklich, die drey Tage durch einen völlig reinen und unbedeckten Horizont zu haben, der die prachtvollſten Fernſichten gewährte. Der Komet, deſſen Glanz vom Dunkelblau des Alpenhimmels gehoben war, bot ihnen den Schimmer eines ſehr lebhaften Lichtes dar. Sie ſind in jeder Hinſicht mit dem Erfolg ihres Wageſtückes zufrieden, und bringen denſelben zum Theil dankbar auf Rechnung der Einſicht und Sorgfalt ihrer Führer; beynebens ſind dieſe Reiſenden die erſten aus der neuen Welt, die den Montblanc erſtiegen haben.

Etliche Gemſenjäger von St. Gervais in Savoien haben am 7. Heumonat einen kürzeren und minder beſchwerlichen Weg, als der bisher bekannte iſt, zu Erſteigung des Montblanc entdeckt. Ihr Bericht ſoll gedruckt werden und darthun, daß man bey günſtiger Witterung, vom ſogenannten pavillon de Belle-vue aus, füglich in einem Tag den Montblanc erſteigen und von daher zurückkommen kann.

Der Prinz Regent von England hat dem neuen Pflanzengarten in Genf eine Sammlung von Saftpflanzen (plantes grasses) geſchenkt, die bald nach der Rückkehr des Profeſſors De Candolle von ſeiner dießjährigen Reiſe nach England, wohlbehalten am Ort ihrer Beſtimmung eintraf.

Die hieſige Geſellſchaft der Künſte verheißt dem Verfaſſer der gelungenſten Zeichnung eines für ihre Bedürfniſſe geeigneten Gebäudes eine Preismedaille von 240 Fr. Die nämliche Geſellſchaft gibt auch die Preisfrage auf: Welches Syſtem iſt für die Erziehung der Findelkinder das vorzüglichſte und am beſten geeignet, ſie frühe in den Stand zu ſetzen, ſich ſelbſt ihren Unterhalt zu verdienen? Der Preis iſt gleichfalls eine Schaumünze von 240 Fr. Die Preisarbeiten für beyde Aufgaben, müſſen noch vor Ende des Jahrs eingeſandt werden. Bereits iſt die Kundmachung einer im nächſten Jahr zu veranſtaltenden Ausſtellung von Gemählden, Bildhauerwerken und anderen Arbeiten Genferiſcher Künſtler erſchienen. Eine ſolche war bereits auch im Sommer 1816 mit Erfolg veranſtaltet worden, und man hofft nun das Gelingen der zweyten durch die frühe Ankündigung um ſo beſſer zu ſichern.

In Lauſanne beſchäftigt man ſich ernſtlich mit der Stiftung eines Zwangarbeitshauſes für die zu längerer oder kürzerer Haft verurtheilten Sträflinge, das nach den Grundſätzen von Bentham's Panopticon ſoll eingerichtet werden. Wenn dieſer Plan ausgeführt wird, ſo iſt der Kanton Waadt den übrigen Schweizerkantons mit rühmlichem Beyſpiele vorgegangen. Seit mehreren Jahren beſitzt dieſer Kanton bereits auch ein Irrenhaus, das der Einſicht und Menſchenfreundlichkeit ſeiner Stifter Ehre macht. Es iſt daſſelbe zunächſt, allein außerhalb der Stadt Lauſanne gelegen, wo die Irren einer geſunden Luft und der für ihre Lage nöthigen Stille genießen. Sie werden ſehr milde behandelt, erhalten angemeſſene Nahrung und die durch Erfahrung bewährteſte arzneyliche Pflege. Mehrere dieſer Irren werden mit landwirthſchaftlichen, andere mit Arbeiten im Hauſe ſelbſt beſchäftigt. Um die Anſtalt noch weiter zu vervollkommnen, iſt man jetzt darauf bedacht, ein beſonderes Lokal für die Geneſenden, welche in den Schooß ihrer Familien zurückkehren ſollen, und denen man allmählig ihre alten Gewohnheiten wieder beybringen und ſie an größere Freyheit gewöhnen will, zu errichten. Was müſſte ein Ausländer von den Genfern denken, wenn er das waadtländiſche Irrenhaus beſucht hätte und nun auch das genferiſche ſehen wollte? Was müſſte er für einen Begriff von einer Stadt faſſen, die 22,000 Einwohner zählt, worin eben ſo viel Aufklärung als Wohlſtand angetroffen wird, und wo man doch bis dahin die Irren nicht anders zu verſorgen wuſſte, als daß man ſie in dunkle Behälter, die traurigen Gefängniſſen gleichen, einſperrt? Freylich müſſte man dem Fremden, zur Ehre der Stadt, auch gleichzeitig melden, daß — was in Lauſanne ganz und gar nicht der Fall iſt — Genf ſeit mehr als 100 Jahren die Hälfte ſeiner Einkünfte auf den Unterhalt ſeiner Feſtungswerke und einer beſoldeten Garniſon zu verwenden gezwungen iſt.

Digitized by Google

Nro. 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 14. Oktober 1819.

Wir achten oft uns frey, wenn wir nur Meiſter ändern.

Haller.

Beſte Wahl.

Wer gewürdet
Iſt gebürdet
Und gehemmt.
Wer beringet,
Iſt bedinget
Und vom Ringe oft geklemmt.

Beſtberathen,
Wie zu Thaten
Ueberall,
So zu Worten
Allerorten
Iſt man bey der Freyheit Wahl.

Wenn ich hätte
Eine Kette
Auch von Gold,
Und mich drücken
Müſſt' und bücken,
— Keiner Kette bin ich hold.

Unberinget,
Unbedinget
Lebe dir!
Keines Herr ſey!
Keines Knecht! frey
Walte! -- das iſt meine Kür!

E.

Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland.

(Fortſetzung.)

Dieſe Gewandtheit des Ruſſen zeigt ſich beynahe in allem, was zu ihm gehört. Der geringſte unter ihnen hat, wenn er ſonſt kein Krüppel iſt, die man dort ſeltener als irgendwo trifft, einen feſten und dabey doch leichten und angenehmen Gang; ſeine Bewegungen haben Ausdruck und ſelbſt Anmuth; er redet mit ſeinem Herrn, ſelbſt mit ſeinem Kaiſer, mit Ehrfurcht zwar, aber auch mit Leichtigkeit, und ohne Verlegenheit zu fühlen; er klettert über die wildeſten Abgründe, ohne ſchwindlich zu werden. Das leichte Blut, welches durch ſeine Adern läuft, das Gefühl ſeiner Kraft, und das Bewußtſeyn, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit er ſich aus kritiſchen und gefährlichen Lagen zu ziehen weiß, macht, daß er nirgends Unglück ahnt, und ſelten an die Zukunft denkt. Dieſer leichte Sinn geht oft in einen völligen, tadelnswerthen Leichtſinn über, und bringt ihn oft in Gefahren, aus denen ihn weder ſeine Gewandtheit, noch ſeine ſtets erhaltene Gegenwart des Geiſtes retten kann. Sicherheitsmaßregeln ſind überhaupt das, was ihn am wenigſten beſchäftiget: um einige Schritte zu erſparen, geht er über ein morſches Bret, oder über das noch morſchere Eis; im Gedränge der Wagen ſieht er ſich überall um, nur nicht vor ſich hin, und ſelbſt ſeine Spiele — man erinnere ſich nur der Eisberge — müſſen mit Gefahren verbunden ſeyn, wenn ſie ihn wahrhaft vergnügen ſollen.

Auch in geiſtigen Beſchäftigungen zeigt ſich dieſe Ge-

Digitized by Google

wandtheit ſehr vortheilhaft. Es iſt bekannt, daß der Ruſſe mit Leichtigkeit jede fremde Sprache lernt, was er zum Theil auch der Schwierigkeit ſeiner Mutterſprache verdankt. Dieſe bricht ihm, wie man ſagt, die Zunge, ſo daß er die Töne einer andern ſehr leicht nachmachen kann, während z. B. der Deutſche die ihm ganz fremden th der Engländer, ř der Böhmen, ł der Polen u. ſ. w., beynahe nie genau nachzubilden im Stande iſt. So ſtimmen ferner alle deutſche Profeſſoren in Rußland, die ich kennen lernte, darin überein, daß der Ruſſe ſehr ſchnell begreift, und beſonders, was mir wichtig ſcheint, für Mathematik ein ausgezeichnetes Talent beſitzt.

Ein dritter Hauptzug in dem ruſſiſchen Nationalcharakter iſt die Gutmüthigkeit. Ich kenne kein Volk, bey welchem dieſe wahre Tugend, wenn ſie nicht ſich auf Schwäche gründet, in einem ſo hohen Grade anzutreffen wäre. In den unbekannten Straßen der Stadt, wie in den Steppen Sibiriens kann man ſicher ſeyn, von dem, den man darum angeht, zurecht gewieſen zu werden, ſelbſt ein beträchtliches Begleiten des Gefragten gehört mit zu den gewöhnlichſten Erſcheinungen. Wem hier ein Unglück begegnet, der ſieht hier nicht, wie es andern Orten ſo oft der Fall iſt, kalte Zuſchauer umher ſtehen, oder ohne Theilnahme und Hülfe vorübergehen. Der ins Waſſer gefallene wird von unbekannten Menſchen herausgezogen, die ihr Leben wagen, ohne was Beſonderes oder Auffallendes dabey gethan zu haben, oder auf Lohn Anſpruch zu machen, wie ich oben von mir ſelbſt erzählte. Wenn auf der Hauptſtraße, die von Petersburg und Kiew, durch Moskwa und Kaſan nach Sibirien führt, täglich ganze Heerden von Unglücklichen vorüberziehen; die ihr klägliches: Gefangene um Chriſti willen, abſingen, ſo theilt jeder unaufgefordert ſeine wenigen Kopeken mit dem Dürftigen. Arme, blinde Bettler ſitzen in den Städten an den volkreichſten Orten, ihren zerlumpten Hut in dem Schoß, und viele aus der niedrigſten Klaſſe bringen auf dieſem Altar der Wohlthätigkeit ihre Gabe und, wenn ſie nur größere Geldſtücke beſitzen, als ſie entbehren können, ſo legen ſie ihren Pjätaken (5 Kopekenſtück) in den Hut, und nehmen ſo viel kleinere Stücke zurück, als ſie nöthig finden, indem ſie dem blinden Bankier ſagen, wie viel mehr er jetzt in ſeiner Bank beſitze. Nie bemerkt man die geringſte Veruntreuung bey ſo oft großer Verſuchung, denn die Mildthätigkeit gegen Arme iſt dem Ruſſen, wie dem Türken, zur zweyten Natur geworden, und, was mehr iſt, nie fällt es dem blinden Bettler ein, einen Theil ſeines geſammelten Vermögens in ſeinen Taſchen in Sicherheit zu bringen, oder durch Hülfe ſeiner Finger ſich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen. Er ruft dankbar ſein Slawa Bogu, er mag etwas von ſeinen Pfennigen herausnehmen, oder neue hineinfallen hören. Solche und ähnliche Züge, die den Charakter einer Nation vielleicht ſtärker mahlen, als alle Deklamationen, wird man nicht in allen Hauptſtädten Europens finden, und oft würde da ein Bettler, der ſich ſo der Discretion von tauſend Fremden in die Arme würfe, des Abends mit leerem Hute nach Hauſe gehen müſſen. Wie ganz anders mag es ſich z. B. auf der Börſe in dem ſtolzen London verhalten, und in andern Gegenden in und um dieſe Stadt, wo jeder, beſonders des Abends, die Hände nicht von der Taſche bringen darf.

Doch muß man zur Steuer der Wahrheit geſtehen, daß auch hier nur der zerriſſene Bettlermantel, den jeder Ruſſe achtet, als Palladium gegen Angriffe jener Art gelten kann, und daß ſonſt leider Mauſereyen und Taſchendiebereyen nicht ſelten ſind. Zum Theil kommt dieß, wie alles, was Menſchen zu thun und zu laſſen pflegen, von irrigen Ideen und falſchen Anſichten her. Ich habe in der That mehrere gemeine Leute unter dieſem Volke kennen gelernt, die es für gar nichts übles hielten, etwas, was nicht ihnen gehörte, zu dem Ihrigen zu machen, ſobald ſie bequem dazu kommen können. Wenn ich ihnen dagegen Vorſtellungen machte, ſo meinten ſie lächelnd, daß ihnen Gott das zuſchicke, und daß er es gewiß nicht thue, oder ſie daran hindern würde, wenn es ihm mißfiele. Eine Haupturſache von dieſer Rohheit in Begriffen, die man ſelbſt oft bey Wilden geläuterter treffen wird, liegt in dem beynahe gänzlichen Mangel an moraliſchem und religiöſem Unterrichte. Außer dem Wenigen, was der gemeine Ruſſe etwa als Kind in der Schule gehört hat, hört er in ſeinem ganzen künftigen Leben ſo viel als gar nichts mehr darüber, und ich bin überzeugt, daß, da dieſer Unterricht auch für Erwachſene das allerdringendſte Bedürfniß iſt, daß der menſchenfreundliche Monarch, der ſchon ſo vieles Gutes und Großes für ſein durch ihn glückliches Volk gethan und ſich in dem Herzen aller ſeiner Unterthanen einen ewigen Altar der Dankbarkeit erbaut hat, ihnen auch noch die große Wohlthat erweiſen wird, daß er in ihren Kirchen wöchentliche, populäre Predigten einführen wird, die jetzt noch ſo ungemein ſelten ſind, in welchen das Volk von ſeinen Lehrern auf das Beſte über die Dinge aufgeklärt werden kann, die ihm noth thun. Wenn in andern Gegenden ein Elender eine Sache von Werth ſtiehlt, ſo weiß er nicht, wie er ſie an Mann bringen ſoll, ohne entdeckt zu werden. Wenn dort ein zerlumpter Bettler kommt, und einen ſilbernen Löffel oder eine goldene Uhr zum Kaufe anbietet, ſo heißt es wohl auch: Kerl, du haſt ſie wohl geſtohlen, aber er antwortet ruhig und ſicher, indem er die Achſeln zuckt: Nein, Gott hats gegeben, und das heißt denn in der Sprache dieſer Gauner eben ſo viel, als ich habe es gefunden, oder ich habe es geſtohlen, und damit iſt alle Erklärung zu Ende, und der Kauf wird geſchloſſen. Nicht daß alle, oder auch nur der größere Theil ſo dächten, ich bin weit entfernt, dieß von meinen guten Ruſſen zu glauben, aber daß dieſe Anſichten viel weiter verbreitet ſind, als man von einem ſonſt ſo

Digitized by Google

braven und gutmüthigen Volke erwarten ſollte, dieß iſt leider nur allzuwahr, und meine Abſicht iſt nicht, einen Panegyricus auf daſſelbe zu ſchreiben, ſondern offen zu ſagen, was ich denke. Als ich einſt im Jahre 1814 von Niſchninowgorod, wohin jetzt der größte Landmarkt, der vielleicht auf der ganzen Erde gehalten wird, von Makariew verlegt worden iſt, in Handelsgeſchäften nach Simbirsk fuhr, und mit einem Reiſegefährten im Wagen Deutſch ſprach, wunderte ich mich nicht wenig, als der Bauer, der uns führte, ſich auch, obwol im gebrochenem Deutſch, in unſer Geſpräch miſchte. Auf meine Frage, wo er es gelernt habe, ſagte er, er ſey ja auch in Deutſchland geweſen, bey der Landwehre, die im Jahre 1813 nach Sachſen kam. Nun ſey er wieder in ſein Dorf zurückgekehrt, und beſtellte ſeinen blinden Eltern den Acker. „Und wie gefiel es dir in Deutſchland?" — O wse charascho, alles gut, prächtig Land, gut Land — nur eins nicht gut, ne Ladno elo, das nicht ſchön — „Nun und was?" — Worowat lam ne welal, ſie erlauben dort gar nicht zu ſtehlen, — und dann erzählte er in einer Reihe von Geſchichtchen, wie ſie dem in Dresden ein Fäßchen, nur ein kleines Fäßchen Wein genommen, wie ſie jenem in Leipzig den Hühnerſtall ausgeleert, wie ſie in Torgau einem Pfarrer einen Apfelbaum bey Nacht abgeklandt hätten, und wie dieſe Leute jedesmal ein ganz unbändiges Geſchrey darüber erhoben, und ſie in lange und breite Inquiſitionen gezogen, und am Ende bey dem Regimente immer wacker durchgeprügelt worden waren. Das ſey nun, meinte er, gar nicht hübſch, wegen ſolchen Dingen, die hier alle Tage vorfallen, einen ſo großen Lärm zu machen. — Doch muß man hier bemerken, daß derſelbe, der, was er in *fremden Häuſern* auf eine nach ſeiner Meinung gute Art ſich aneignen kann, mit voller Ueberzeugung für eine rechtmäßige Priſe erklärt, ganz entgegengeſetzte Grundſätze in dem Hauſe äußert, in welchem er dient, ſo daß häusliche Entwendungen von dem eigenen Geſinde zu den größten Seltenheiten gehören. Eben ſo ſelten ſind *gewaltſame* Einbrüche, nicht weil der Ruſſe die Gefahr fürchtet, die ihn, wie ich oben bemerkt habe, ſogar anlockt, ſondern weil er dieß für etwas Böſes und Gott ſehr Mißfälliges hält. Aus dieſer Urſache werden auch in den Zimmern neben der Erde im Sommer nur ſelten die äußeren Fenſterladen zugemacht, und man ſchläft, auch bey Begüterten, der heißen Nächte wegen, gewöhnlich bey ganz offenen Fenſtern. Endlich gibt es kein Land mehr, wo man bey Nacht ſo ruhig und ungeſtört reiſen kann, als in Rußland, weil da der Straßenraub eine gänzlich unbekannte Sache iſt, ſo daß der Ausländer, der mit Gewehren aller Art verſehen, zu reiſen pflegt, überall, wo er hin kommt, gutmüthig belächelt wird. Es verſteht ſich übrigens, daß dieß weder von den Umgegenden, der großen Städte, noch von den halb nomadiſchen Völkern am Kaukaſus, in Abuſien, Imeritien, Gruſien u. ſ. gelten könne, obſchon man ſelbſt in dieſen Gegenden mit einem angemeſſenen Betragen viel ſicherer reiſen wird, als z. B. im ſüdlichen Ungarn, oder im ſüdlichen Italien. Die Kaufleute des mittlern Rußlands wählen jährlich einen Mann aus ihrer Mitte, der mit mehrern Tauſenden von Dukaten verſehen, die Reiſe längſt dem Irtiſch, die Grenzfeſtungen bis Semipolatna und Buchtarminskoy vorbey, durch einen Theil der Kirgiſiſchen Steppe nach der Bucharey reiſet, um dort die ſchönen und koſtbaren Shawls einzukaufen. Ohne Verſicherung für ſeine Mitintereſſenten, ohne Schutz für ſich ſelbſt zieht er hin, und kommt nach einem Jahre mit ſeiner Waare beladen wieder zurück. Als ich einſt einen dieſer Männer, der dieſelbe Reiſe ſchon oft gemacht hatte, meine Beſorgniſſe für ihn äußerte, lächelte er. „Dort wohnen, ſagte er, Leute, wie die Kinder, und du kannſt deine Dukaten offen in der Mütze tragen, man wird dir nicht einmal nachſehen."

(Der Beſchluß folgt.)

Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris.

(Fortſetzung.)

Fehlt der Geſellſchaft die Luſt, ſpazieren zu gehen; ſo begibt ſie ſich auf die Tanzböden. Der Bau derſelben hat dem Eigenthümer keine bedeutende Koſten verurſacht: es ſind freye Plätze im Garten, deren Boden hart geſtampft iſt. Glauben meine Leſer nicht etwa, daß der Pariſer Bürger nur deßhalb unter freiem Himmel tanzen muß, weil der Wirth keinen hinlänglichen Nutzen von ihm zieht, um einen wirklichen Tanzſaal unterhalten zu können: Sommers wird hier allenthalben, in Tivoli, bey Ruggieri, ſo wie überhaupt in allen großen und kleinen öffentlichen Gärten im Freyen getanzt. Die Tanzplätze bey den Marchands de vins ſind größer oder kleiner, je nachdem der Garten mehr oder mindere Anzahl Menſchen faſſen kann. Hier iſt die Coqueluche in ihrem Elemente, denn unter den oben angeführten Eigenſchaften dieſes auserwählten Glücklichen, ſteht diejenige eines geübten, graziöſen Tänzers obenan. Wenn bey den Spaziergängen die Gewandtheit ſeines Geiſtes, ſo kann ſich auf dem Tanzboden die Geſchmeidigkeit ſeines Körpers entwickeln: beyde werden gleich hoch geſchätzt, ja, es gibt Fälle, wo letztere vor erſterer den Vorzug erhält. Wie dort, ſtehen auch hier Freunde und Feinde im Kreiſe herum, der Coqueluche zuzuſehen, ſie zu bewundern, und ihr Beyfall zuzuklatſchen. Der gewöhnlichſte Tanz iſt, wie jedermann weiß, die Contredanse. In dieſem muß unſer Mann alle übrige Männer der Geſellſchaft übertreffen. Iſt er im Stande, einen Solo Pas oder einen Pas de deux zu tanzen, ſo ſieht die Geſellſchaft mit Stolz auf das übrige Publikum herab. Nach geendigtem Tanze wird dann der wichtige Mann, wie im Triumphe, auf eine

Bank geſetzt, die Damen beeifern ſich, ihm den Schweiß von der Stirn zu wiſchen, ja, diejenige von ihnen, die ſich etwa an dem Tage für die von ihm ausgezeichnetſte betrachten zu dürfen glaubt, beſtellt ſogleich un ver d'eau sucrée und reicht es ihm mit den Worten dar: Rafraichissez vous, mon ami. Mais ne buvez pas trop vite, entendez vous! In der Regel muß er, zum Danke für dieſe Aufmerkſamkeit, die Dame feierlich umarmen und ſie auf die beyden Wangen küſſen.

Nachdem ſo der Abend verſpaziert oder vertanzt iſt, begibt ſich die Geſellſchaft auf den Heimweg. Dieß geſchieht in der Regel um eilf Uhr, welches, da alle Tagesverhältniſſe in Paris eine Stunde ſpäter laufen, als in andern Städten, hier zehn, ja in den kleinſten neun Uhr bedeutet. Daraus geht hervor, daß der Pariſer Bürger die Ordnung liebt und kein Nachtſchwärmer iſt: ihm iſt nicht wohl, wenn er ſich ſpäter als zwölf zu Bett legen und ſpäter als acht Uhr Morgens wieder aufſtehen muß. Der leckeren Zeiſige, die die Nacht zum Tage und umgekehrt machen, gibt es zwar hier auch, aber verhältnißmäßig bey weitem weniger unter den Pariſer Bürgern, als anderswo. Man ſchlendert der Stadt und ſeiner Wohnung zu. Hier bietet ſich dem Beobachter abermals ein Charakterzug dar, der den Franzoſen, beſonders den Pariſer, wahrſcheinlich vor den meiſten cultivirten Nationen des übrigen Europa auszeichnen dürfte. Während unter dieſen letztern die am Abend heimkehrenden Spaziergängen lebende Bilder der Erſchlaffung und Abmattung ſind, denen die Zunge Allen, die Füße wenigſtens Dreivierteltheil Dienſt verſagen, ſcheint der hieſige Einwohner im Gegentheile neue Kräfte geſammelt zu haben; ſein Körper zeigt ſich eben ſo rührig, wie ſeine Zunge. Gewöhnlich pflegt ſich die Geſellſchaft auf dem Rückwege die Zeit mit einer Satyre auf die Perſonen zu vertreiben, welche ihr am heutigen Tage zu Geſichte gekommen ſind. Jeder aus der Geſellſchaft gibt ſeinen Antheil dazu; die Coqueluche iſt auch hier der Tonanſtimmer: er muß aushelfen, wo etwa der Fluß der Rede in's Stocken gerathen ſollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Die Bibelgeſellſchaft des Kantons Waadt in Lauſanne hat einen vierten ſehr umſtändlichen Jahresbericht bekannt gemacht, der ſich mit der Rede eröffnet, welche ihr Stifter und Vorſtand, der Profeſſor Levade, in der öffentlichen Sitzung am 28. April d. J. gehalten hat. Er geht darin von dem Preiſe des großen brittiſchen Vereines aus, und enthebt dem neueſten Berichte deſſelben die merkwürdigſten Ausgaben, erwähnt kürzlich des Gedeihens der zehn ſchweizeriſchen Bibelgeſellſchaften, und verweilt alsdann bey den Verhandlungen der eigenen Geſellſchaft. Ihr Wirkungskreis im Waadtlande, wo denn doch die Zahl der Haushaltungen, welche keine Bibel beſaßen, ſo groß nicht iſt, bleibt beſchränkt; man hat ihn mit gutem Erfolg und zweckmäßig auf die Waldenſer Gemeinden in den piemonteſiſchen Thälern ausgedehnt; weniger gelang der Verſuch, das Neue Teſtament in Sacy's Ueberſetzung, der katholiſchen Nachbarſchaft auszutheilen, und auch wohl nach Italien zu ſenden. Der reiſende Britte, Hr. Owen, ſchenkte, auf Rechnung ſeiner Committenten, dem Lauſanner Verein Eintauſend gebundene Bibeln der neuen Basler Ausgabe, und er wies ihm auch 700 Exemplare einer Monatſchrift zu unentgeldlicher Austheilung an, die in franzöſiſcher Sprache Korreſpondenz-Auszüge der brittiſchen Geſellſchaft enthält. Um den Damen in Bern und Genf, und den Brittinnen, und vollends noch den Schönen am Ohio nicht nachzuſtehen, haben ſich auch die Damen in Lauſanne zu einer Suffragan = Bibelgeſellſchaft gebildet, die nun ihre Präſidentinn, Actuarinn, Schatzmeiſterinn und weitere Beyſtänderinnen hat, gegen jährliche 5 Franken Mitgeſellſchafterinnen annimmt, von Zeit zu Zeit Verſammlungen hält, Mädchen mit Bibeln ausſteuert u. ſ. w. Ein Vermächtniß von 1000 Fr. iſt dem Damen-Vereine bald nach ſeiner Stiftung zugefloſſen. Die Candidaten des Predigtamtes haben unter ſich eine zweyte Auxiliar-Geſellſchaft gebildet; wir wollen hoffen, es ſey darin mehr vom bibliſchen Unterricht, als von bloſſer Austheilung der Bücher die Rede. Die neue Ausgabe von Oſterwalds Bibelüberſetzung, welche die Geſellſchaften in Genf, Neuenburg und Lauſanne gemeinſam unternehmen, rückt vorwärts, und die Ueberſetzung ſelbſt wird vor dem Abdruck durch eigene Committirte, unter dem Vorſtand des Profeſſor Leresche, ſorgfältig und gewiſſenhaft durchgeſehen und verbeſſert.

In einem dieſer Rede angehängten Aufſatz wird der nichtswürdige Angriff, welchen der franzöſiſche Abbé de la Mennois vor etlichen Monaten im Conservateur auf die Bibelgeſellſchaften, oder vielmehr auf den Proteſtantismus gemacht, und wobey er ſich den frommen Betrug einer Verfälſchung des angerufenen Zeugniſſes von Tillotſon erlaubt hat, nach Verdienst gewürdigt und gezüchtigt.

Die der waadtländiſchen Bibelgeſellſchaft zur Seite ſtehende Trattaten = Geſellſchaft macht ihren Statuten zufolg jedes andere Jahr einen Bericht bekannt, und jezt alſo den zweyten. Auch ſie iſt ſehr thätig. Ihre Mitglieder überſetzen eine Menge kleiner aſcetiſcher Schriften aus dem Engliſchen, die zu 6000 Exemplaren abgedruckt und theils einzeln, theils in Sammlungen geheftet, ausgetheilt und verkauft werden. Vieles von dieſer Waare wird auch auf Koſten genannter brittiſcher Männer und Frauen, die ſich in der weſtlichen Schweiz aufhalten, gedruckt und vertheilt. Die Geſellſchaft wollte ſich der Landprediger zur Verbreitung und für den Abſatz ihrer Schriftchen bedienen, und fand dafür hin und wieder wenig oder keine Neigung, wozu die Gründe verſchiedenartig ſeyn möchten. Den Werth der Büchlein kann man aus den Aufſchriften nicht beurtheilen, die mitunter etwas ſeltſam und auch wohl verdächtig lauten: ſo zum Beyſpiel: La loi fructifiante; la Noce de la Cabane; l'esclave Negre; Essai sur l'œuvre du St. Esprit dans les cœurs; les deux agneaux u. ſ. w.

Die Jahresrechnung der Bibelgeſellſchaft vom 15. April 1818 bis dahin 1819, zeigt an freywilligen Beyträgen eine Einnahme von 3293 Schw. Fr., worunter 1345 von Ausländern, meiſt Britten, herrühren. Die Geſammt-Einnahme war 7972 Fr., die Ausgabe 4126 Fr. Der zum Theil zinstragende Caſſabeſtand iſt 12,294 Fr.

Digitized by Google

Nro. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Oktober 1819.

Laß mich nie mit verwegner Hand
Nach deinem Donner trachten,
Noch Jeden, der dich nicht erkannt,
Der Hölle würdig achten.

Geiſtliches Lied.

Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland.

(Fortſetzung.)

Ob die religiöſe Toleranz der Ruſſen in ihrem Charakter, oder in ihrer Verfaſſung, oder in dem Geiſte ihrer Regierung gegründet ſey, iſt vielleicht ſchwer zu entſcheiden; aber es iſt gewiß, daß dieſe ſchöne Tugend ſich in keinem Lande, weder in dem gebildeten Frankreich, noch in dem freyen England, in der Stärke zeigt, wie in Rußland. Nie hat man hier etwas von Religionsverfolgung, von Inquiſition oder Bekehrungsſucht gewußt. Der Diſſenter wird hier nicht in ſeinen bürgerlichen Rechten gekränkt, oder von Staatsämtern ausgeſchloſſen; und keinem Ruſſen fällt es ein, ſich darauf etwas zu Gute thun, daß er im Schoße der herrſchenden Kirche geboren iſt. Wenn in Petersburg funfzehn Sprachen geſprochen werden, ſo gibt es wenigſtens eben ſo viele verſchiedene Kirchen, die alle die ſchützende ruſſiſche Cathedralkirche, wie die Kinder ihre Mutter, umgeben. Sir Robert Wilſon in ſeinem Brief remarks on the character and composition of the Russian Army erzählt folgende Anekdote, die das Vorhergehende beſtätigt. Ein ruſſiſcher General, der beym Beſuchen eines Vorpoſten ſeine Soldaten beym Eſſen ſitzend fand, fragte jeden nach ſeiner Religion, da dann ein ſonderbares Gemiſch aller Glaubensbekenntniſſe zum Vorſchein kam. Als er zu dem letzten gelangte, deſſen Phyſiognomie ihm tatariſch ſchien, ſagte er: „Und du, ſehe ich, biſt ein Mahomedaner.“ Nein, antwortete dieſer voll Stolz und Zutrauen, ich bin ein Heide. Kein Zeichen des Abſcheus, der Verachtung oder der leiſeſten Mißbilligung entfuhr ſeinen Kameraden, aber wohl ein herzliches Gelächter, und mit der größten Gutmüthigkeit fuhren ſie fort, die Hände in die gemeinſchaftliche Schüſſel zu tauchen. — Die Ruſſen haben bekanntlich die Gewohnheit, am Oſterſonntage ſich unter einem frommen Spruche zu küſſen, wobey ſie ihre rothen Eyer gegenſeitig austauſchen. Ich ſah einen heidniſchen Tſcheremiſſen bey Laiſchew im Caſaniſchen Gouvernement, einen armen Bauern, der eben müßig bey ſeinen Pferden ſtand. Ein Ruſſe, der ſeiner Hülfe bedurfte, nahte ſich ihm, küßte ihn und ſprach ſeinen Gruß. Der Tſcheremiſſe erwiederte Kuß und Gruß. Nun kam die Bitte des Ruſſen, und die gegenſeitigen Verhandlungen. Der Ruſſe wollte die Hülfe, des heutigen großen Feyertages wegen, erſt Morgen, aber der Bauer ſagte ganz ruhig, daß er es auch heute thun wolle, da er ein Heide ſey. Aber du haſt mir ja ſo eben, ſagte der Ruſſe, unſern chriſtlichen Spruch geſagt. Der Tſcheremiſſe lächelte, Brüderchen, wir glauben Alle an einen Gott. — Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß die Gottesgelehrten bey den aufgeklärten Völkern noch zuerſt bey dieſem Heiden in die Schule gingen.

Ein anderer hervorſtechender Zug des ruſſiſchen National-Charakters iſt die große, uneigennützige Gaſtfreyheit, die die Bewohner dieſes Landes zu einer Art von Brüderſchaft vereiniget. Jeder Reiſende wird, wenn er ſich nur etwas darnach beträgt, in jedem Dorfe davon die Beſtätigung machen, und nirgends iſt es einem jungen Mann

ohne Vermögen leichter fortzukommen, als in den größeren Städten Rußlands, wo jede neue Bekanntſchaft ihm auch ſofort für einen neuen Freytiſch gilt, den er, ſo oft es ihm beliebt, und immer einer freundlichen Aufnahme gewiß, benutzen kann. Bey dieſen Tiſchen iſt man froh und luſtig; die bachanaliſchen Orgien, die man ſonſt an dieſem Altar zu feyern pflegte, ſind unter der gebildeten Klaſſe ſchon beynahe gänzlich unbekannt. Der gemeine Mann aber, man muß es geſtehen, liebt geiſtige Getränke noch zu ſehr, und beſonders geht ihnen der abſcheuliche Branntwein über alles. Ich erinnere mich dabey des franzöſiſchen Oberwundarztes Larrey, der in der Beſchreibung des unglücklichen Feldzuges von 1812, nach ſeiner nationellen Art Bemerkungen anzuſtellen, den ruſſiſchen Branntwein für eine Art von Gift hielt, mit welchem die Ruſſen ſeine Landsleute aus dem Wege zu ſchaffen ſuchten. „Mit verſtellter Freundlichkeit, klagt er, „boten die ruſſiſchen Bauern unſern Soldaten ein Getränke „an, welches ſie Chenapes nannten, und das mit ſchlaf„bringenden, ja tödtlichen Ingredienzien verſetzt war, wo„von vorzüglich die Soldaten der jungen Garde häufig ein „Opfer wurden.“ Ein beſſeres Geſchenk konnte der gutmüthige Ruſſe in ſeiner Gaſtfreundlichkeit ſelbſt ſeinen Feinden wohl nicht bringen, als wenn er ihm das liebſte gab, was er hatte, ſeinen Branntwein, und das lächerliche Wort Chenapes iſt nichts anders als Schnapps, unter welchem Namen der Branntwein in ganz Norddeutſchland und den ruſſiſch deutſchen Provinzen allgemein bekannt iſt. Derſelbe Beobachter fand im Wilna'ſchen Gouvernement une espece de pain singuliere, qu'on ne trouve, qu'ici, sain et excellent, connu som le nom de Clebe. Allein Chleba iſt nichts anders, als der allgemeine Name alles Brodes, und jene Stelle heißt gut deutſch: Im Wilnaiſchen Gouvernement wird gutes Brod gebacken. — Was nun jenen fürchterlichen Chenapes betrifft, ſo iſt ſein zu häufiger Gebrauch allerdings zu tadeln, doch muß man geſtehen, daß er in kalten Ländern, ohne Uebermaß genoſſen, vielleicht nothwendig iſt, wenigſtens bemerkt man bey den Ruſſen nicht, wie dieß ſo ſehr bey den Polen der Fall iſt, eine dadurch verurſachte Abnahme ihrer körperlichen Kräfte. Endlich zeigt ſich hier, wo er ſich am wenigſten verſtellen kann, die Gutherzigkeit des Ruſſen erſt in ihrem ganzen Lichte. Der Betrunkene, der ſeiner nicht mehr mächtig, auf der Straße liegt, kann ſicher ſeyn, an ſeinem Kameraden, der ſich durch mäßigeres Trinken, oder durch einen ſtärkeren Kopf vor der gänzlichen Betäubung gerettet hat, und ſelbſt an dem erſten Fremden, der ihm nahe kommt, einen Helfer in der Noth und einen treuen Führer zu finden. Man betrachtet dieſe Menſchen wie Heilige, an denen man das Aeußerſte thun muß, und erinnert ſich dabey lebhaft der Fälle, wo man dieſe Hülfe ſelbſt bedurfte, und des Gebots der Liebe, was du willſt, das dir geſchehe, das thue auch dem andern. Auch habe ich in Rußland Betrunkene zwar ohne Zahl, aber nie einen Zank und Händel ſuchenden Betrunkenen gefunden. Nie entſteht bey ihren Trinkgelagen eine Schlägerey oder irgend ein anderes Unheil, und man kann von dem betrunkenen Ruſſen im Ernſte ſagen, was der Deutſche von ſeinen Landsleuten wohl nur im Scherze ſagt: er iſt ſelig. Wie dieſe beſeligenden Dämpfe ſich zu erheben und nach und nach den Kopf des Trinkers einzunehmen anfangen, verliert ſich auch nach und nach alles, was an ihm früher rauh und roh erſchien — mit jedem Augenblicke wird er höflicher, gefälliger, zuvorkommender, eine allgemeine Philanthropie bemächtigt ſich ſeines ganzen Weſens, er ſieht jeden, der ihm nahe kommt, als ſeinen Bruder an, herzt und küßt und umarmt alles, was er erreichen kann, und das Ende vom Liede iſt gewöhnlich, daß er bitterlich zu weinen anhebt und alle auf das zärtlichſte um Verzeihung bittet, wenn er ſie jetzt oder ſonſt irgend womit beleidiget hätte. Noch ſehe ich die zwey Bauern, die in der Stadt nach verkauftem Getraide ſich wacker wohl ſeyn ließen, und nun, des Geiſtes voll, wieder nach ihren verſchiedenen Dörfern zurückkehren wollten. In brüderlicher Umarmung, die Mützen voll freundſchaftlicher Achtung in den Händen, taumelten ſie heraus aus der Kabake (dem Branntweinhauſe), um ſich auf ihre Kibitken zu legen, und von den Pferden ziehen zu laſſen, wohin es den letztern gefallen würde. Der eine, der ſichtbar mehr zu ſich genommen hatte, als ſein Gefährte, wollte noch zuerſt ſeines Ueberfluſſes los werden, und ſchickte ſich, ein ächter Cyniker, ohne alle Umſtände mitten auf der Gaſſe dazu an. Der andere, der dieſe Vorbereitungen ſeines Freundes nicht bemerkte, umſchlang ihn mit feſtem Arm, und ſtotterte ſeinen Abſchied, während der erſte, der bereits in gutem Zuge war, ſeines Bedürfniſſes vergeſſend, ſich ganz derſelben Rührung hingab, und ihn unter tauſend Väterchen und Brüderchen und allerliebſtes Täubchen ganz mit ſeinen Küſſen bedeckte, indeß die widerſpenſtige Natur, dieſer rührenden Sympathie gar nicht entſprechend, unter der faſt erſtickenden Umarmung des Freundes fortwirkte. So ſtanden ſie da in langer, herzlicher Umarmung, kein ſinniges, aber dafür ein deſto ſinnlicheres Bild der innigſten Freundſchaft, bis ſie mit verſchlungenen Armen, auch im Tode noch vereinigt, in ſeliger Betäubung hinfielen in den Schnee, den ſie mit ihren Thränen und andern Ergießungen ſo reichlich bethaut hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris.

(Beſchluß.)

Jetzt werden meine Leſer wahrſcheinlich geneigt ſeyn, den guten Leuten geruhſame Nacht zu wünſchen und ſie zu Bette zu ſchicken. So weit ſind wir aber noch nicht: es muß erſt noch der dritte Akt des Divertiſſements geſpielt werden, dem wir bisher beygewohnt haben. In der Stadt angekommen,

Digitized by Google

beklagt ſich nämlich jedermann über Durſt; beſonders rufen die Damen einmal über das andere aus: Je n'en puis plus, je meurs de soif. Man geht zu einem Marchand de bierre, deren es in jedem Stadtviertel mehrere gibt. Hier wird Bier getrunken, pour se raffraichir, wie der Ausdruck ſagt: ein Pariſer Bürger, der nicht Sonntags-Abends den Staub, welchen er außerhalb der Barrieren eingeſchluckt hat, mit einem Glaſe Biere vollends hinunter ſpülen könnte, würde wahrſcheinlich die Nacht nicht ſchlafen können. Hier iſt übrigens der Ort, wo die Caqueluche ihrer letzten Pflicht für den Tag Genüge leiſtet: er muß ein Journal durchlaufen und der Geſellſchaft den Inhalt deſſelben mittheilen. Dabey iſt ihm eine große Umſichtigkeit vonnöthen, denn er darf gegen keines Meinung verſtoßen. War z. B. vor kurzer Zeit von dem Geheimniſſe des Herrn Bignon die Rede, ſo muß er dafür ſorgen, daß den beyden Enden der Schaukel (bascule) ihr volles Recht widerfahre. Alſo ſpricht er zu den Ultra's unter ſeiner Geſellſchaft: Ce secret de M. Bignon pourroit bien n'être qu'un conte pour amuser les enfans. Kaum hat er das letzte Wort ausgeſprochen, als eine Dame aus der Geſellſchaft, deren Schweſtertochter-Mann Leibſchuhmacher der berüchtigten Madame Chevalier (der langjährigen Freundinn des Herrn Bignon) iſt, die Coqueluche mit großen Augen anſieht und ſchon den Mund zum Sprechen aufthut. Plötzlich ergreift unſer Mann die Bierbouteille, ſchenkt der Dame ein und ſagt: Mais, Madame, vous ne buvez pas. Dann ſagt er, mit verändertem Tone und halb zu der Dame mit dem Schweſtertochter-Manne gerichtet: Ce n'est pas l'embarras, il y a quelque chose qui cloche là-dedans; car M. Bignon ne voudroit pas se compromettre jusqu'au point. . . . Hier unterbricht er ſich, denn für einen Doctrinaire iſt dieß ſchon genug, ja ſogar zu viel, geſagt.

Zwey kleine Bouteillen Bier, unter eine Geſellſchaft von ſieben bis acht Perſonen vertheilt, (Mäßigkeit iſt, wie geſagt, nach der Arbeitſamkeit, die vornehmſte Tugend des Pariſer Bürgers), ſind keineswegs das Oelkrüglein der Wittwe im Evangelium. Ueberdem iſt es jetzt nahe an zwölf Uhr und dieſer und jener aus der Geſellſchaft (dieß darf aber nicht die Coqueluche ſeyn) fängt bereits an zu ſagen: Mais, mes amis, il faut nous en aller, il est tard. So bricht dann die Geſellſchaft auf und jeder begibt ſich in ſeine Wohnung, nachdem man noch vorher die Verabredung mit einander getroffen hat, ſich am folgenden Sonntage wiederum gegenſeitig vor der Barriere einzufinden.

Ich kann dieſes Gemählde eines Sonntags aus dem Leben eines Pariſer Bürgers nicht ſchließen, ohne noch ein Paar Worte über einige der vorzüglichſten öffentlichen Vergnügungs-Oerter der unterſten Klaſſe der Bewohner von Paris hinzuzufügen. Diejenigen Marchands de vins, welche vom beſſern Bürgerſtande beſucht werden und von denen bisher die Rede geweſen iſt, wohnen ſämmtlich vor den Nordweſt-Barrieren der Stadt, das heißt desjenigen Theils von Paris, der die eleganteſten Stadtviertel in ſich ſchließt, und gehören natürlich zu den wohlhabendſten ihres Standes. Daher haben ſich auch vor den Barrieren daſelbſt die angeſehenſten Gaſthäuſer etablirt. Dieſe Häuſer werden, wie geſagt, nur von dem mehr oder weniger wohlhabenden Bürgerſtande beſucht.

Von der Barrière St. Denis im Norden der Stadt an, bis zum öſtlichen Theile derſelben, dann außerhalb aller Barrieren des jenſeits der Seine liegenden Theils der Stadt, ſind die Kneipen vorhanden, wo ſich Sonntags der Pöbel von Paris zu beluſtigen pflegt. Es wird daſelbſt Wein verkauft, der Litre zu ſechs Sous. Hier findet man Haus bey Haus und Hütte bey Hütte einen Weinſchank und einen Garkoch. Die Leiſtungen beyder ſtehen in genauem Verhältniſſe mit den Mitteln, die ihre Gäſte aufwenden können. Unter dieſen Oertern genießen zwey einer volksthümlichen Berühmtheit: dieß ſind la Courtille und la Rápée. Beyde liegen im öſtlichſten Theile der Stadt, dieſſeits der Seine. Ihre Namen ſind Collectiv-Bezeichnungen für alle daſelbſt vorhandenen Wirthshäuſer, oder vielmehr Benennungen für die Orte ſelbſt. Erſtere iſt die Straße, welche unmittelbar außerhalb der Barrière du Temple anfängt und bis zum Dorfe Belleville fortläuft; letztere fängt bey der Barriere gleiches Namens an und zieht ſich längs des einen Ufers dieſſeits der Seine fort.

La Courtille iſt, ſo zu ſagen, der klaſſiſche Boden alles Geſindels. Nach oben zu iſt die Geſellſchaft begrenzt von Gaſſenſchrapern, Dreckſuchern und Zerbrochenglas-Aufkäufern, nach unten von den Leuten, die im Hôtel d'Angleterre *) ſchlafen. Um Coqueluche dieſer Geſellſchaften zu

*) Dieß Hotel iſt ſo merkwürdig, daß ich demſelben nächſtens eine eigene Skizze zu widmen gedenke. Für jetzt nur ſo viel davon. Man rechnet zehn Tauſend Menſchen in Paris, die ohne Wohnung, ohne Obdach leben. Dieß ſind keine Arme, denn für die wird geſorgt, ſondern lauter Taugenichtſe, welche wohl ſtehlen, aber nicht arbeiten wollen. Um dieſes Geſindel aus den Hallen, aus den Niſchen der Häuſer, in welche am Tage die Fenſterladen der Boutiquen geſchoben werden, und aus ähnlichen Oertern zu vertreiben, wo ſie ſonſt wohl die Nächte zuzubringen pflegen, und ſie ſo beſſer unter Aufſicht zu halten, hat die Polizey eine Entreprise autoriſirt, welche wahrſcheinlich auf der Erde ihres gleichen nicht hat. Das ganze hintere Erdgeſchoß des genannten Hotels, welches dem Palais Royal gerade überliegt, iſt zu einer großen Bettlerherberge umgeſchaffen, wo das beſagte Geſindel, je nachdem es ſeine Mittel geſtatten, entweder ganze Betten, oder einzelne Stücke, auch Bunde Stroh, ja ſogar die bloße Erde nachtweiſe miethen kann. Auch mit den unentbehrlichſten Mundvorräthen wird gehandelt, alles aber, ſelbſt die kahle Erde, auf der Stelle bezahlt. Wer nicht ſchlafen will, ſpielt oder ſchwatzt mit ſeinem Nachbar oder mit ſeiner Nachbarinn. Der Sittlichkeit wird hier zwar durch die Finger geſehen, das Geſetz des Mein und Dein aber von dem berüchtigten Diebsfänger Vidoc deſto kräftiger gehandhabt. Dieſer Mann, der nur darum die Guillotine nicht beſtiegen hat, weil er ſich auf den Präſidentenſtuhl der Polizey im Hotel d'Anglaterre ſetzen ſoll-

Digitized by Google

werden, muß man wenigſtens zehn Jahre lang den Galerendienſt verſehen haben.

La Râpée iſt ein Filial-Inſtitut von der Courtille: was hier nicht Platz findet, begibt ſich dorthin. Die Geſellſchaft in der Râpée iſt vielleicht etwas weniger ausgezeichnet, aber immer noch geſchickt genug, daß man dort die Augen in die Hände, oder vielmehr die Hände in die Taſchen nehmen muß. Ehrliche Leute gehen in der Woche hinaus, um daſelbſt matelote (nach Matroſenart, mit ſtarkem Gewürz zubereitete Fiſchſpeiſen) zu eſſen.

G. L. P. Sievers.

ꝛc. erſcheint unter allen Geſtalten in der Geſellſchaft: heute ſieht man ihn als Mylord und Morgen als Bettler, der die Vorübergehenden um einen Sous anſpricht. Er kann mit Avellino ſagen: Siebenmal will ich mich verändern, und ſiebenmal ſollt ihr mich nicht wieder erkennen!

Miszellen.

Bey Gelegenheit der Ausſtellung der Induſtrie-Produkte in Paris erfahren wir, daß Hr. Benoit Latour in Orleans eine Manufaktur von Tuneſer Mützen wieder hergeſtellt hat, die 400 Arbeiter beſchäftigt und jährlich eine Million Franken in Umlauf bringt. Wahrſcheinlich war es noch keinem von uns eingefallen, daß die Kopfbedeckung der Türken, Albaneſer und Griechen, welche in rothen, blauen und weiſſen Käppchen beſtehet, ihnen von Frankreich geliefert würde. Wenn wir nun aber auch hören, daß die ſchönen ſeidnen Stoffe, mit welchen die Paſcha, Hoſpodare, Vezire und Sultane ſich bekleiden, zum größten Theil aus den Lyoner-Fabriken verſandt werden, ſo begreiſt man, wie die Erzeugniſſe von 4000 Webſtühlen in Lyon — denn ſo viele ſollen jetzt daſelbſt im Gange ſeyn — Abſatz finden können.

*

Nach den neueſten Beobachtungen Hrn. M. Michaels über das todte Meer in Judea, ſcheint ſein Waſſer doch wahrhaft abenteuerliche Eigenſchaften zu haben. Sein Reiſegefährte, Hr. Legh, wagte es, trotz dem Rath ſeines arabiſchen Führers, ſich mit ſeinen Geſellſchaftern darin zu baden. Das Waſſer hatte die Kraft, ſelbſt diejenigen, welche nicht ſchwimmen konnten, auf eine wunderbare Art flott zu erhalten. Ihre erſte Empfindung beym Untertauchen war ein plötzliches Erblinden, und an Stellen, wo ihre Haut verletzt war, empfanden ſie den empfindlichſten Schmerz. Der Geſchmack des Waſſers war bitter und unleidlich ſalzig. Einige von denen, welche dieſen Verſuch machten, litten noch lange darauf von einer öliger Kruſte, die das Waſſer auf dem Körper zurückgelaſſen und die kein Waſchen fortſchaffte, bey andern löſte ſich mehrere Tage nach einander die Haut ſtückweiſe ab. — Von dieſen Wirkungen dieſes Jahrtauſende gefürchteten Sees, bis zu den Nachrichten die uns Joinville und mancher fromme Pilger der vergangnen Zeiten geben, iſt wirklich der Weg nicht ſo weit, und jener ihre Wahrhaftigkeit kann ſich endlich noch erweiſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, den 30. September.

Die wiſſenſchaftliche Ernte unſerer naturhiſtoriſchen Freunde und Landsleute ſowol während der Reiſe nach Braſilien, als ſeit ihres daſigen Aufenthalts, weißt ſich immer ergiebiger aus. Von ihrem Eintritt in Italien an, legten ſie ihre Sammlungen von allen naturhiſtoriſchen Gegenſtänden an, die mit genauen Beobachtungen und Beſchreibungen begleitet, nach und nach in den k. k. Naturalien-Kabinetten eintreffen. So entſtand ſchon in Europa eine anſehnliche Summe von Belegen ihres Fleißes auf italieniſchem und ſpaniſchem (im Umkreis von Gibraltar) Boden, und auf einigen Inſeln des Mittelmeers geſammelt. Madera gab ihnen neuen Zuwachs; zwar war ihr Aufenthalt daſelbſt beſchränkt und faſt unerwartet. Daß eben ſo wie die Kürze der Zeit auch Mangel an gehöriger Ausrüſtung zu Beobachtung, ihrer eignen Nachricht zufolge, ihnen hier fehlte, mag den wißbegierigen Stubengelehrten ſehr ärgern. Er weiß nicht wie viele Hinderniſſe bey ſo umfaſſenden Unternehmungen für das Einzelne eintreten können. Doch muß er wünſchen, daß jeder ernſte Forſcher ſich von den Mitteln zu ſeinem Zweck ſo wenig trenne, wie der tapfre Ritter von Schwert und Lanze. Nach dieſer Hinreiſe gingen erſt ihre eigentlichen Eroberungen auf dem Boden der neuen Welt an. Auch hier waren ſie anfangs ſehr gebunden und von den Umſtänden, anderweitigen Verfügungen und den Hauptzwecken der ganzen Expedition abhängig. Sie konnten ihrer eigenthümlichen Beſtimmung nicht frey und willkürlich nachgeben. Die erſten ſieben Monate waren ihre Wanderungen auf die öden Umgebungen der Hauptſtadt beſchränkt, ſo daß ſie, insgeſammt, nur acht Monate ihres Aufenthalts in Braſilien, ihrem gelehrten Zweck widmen konnten. Deſſenungeachtet beſteht ihre Ausbeute der geſammten Zählung nach in:

37	Stück	29	Species	Säugthieren.
810	—	265	—	Vögeln.
271	—	55	—	Amphibien.
133	—	54	—	Fiſchen.
5800	—	2000	—	Inſekten.
30	—	14	—	Cruſtaceen.
700	—	160	—	Molusken und Conchylien.
—	—	200	—	Eingeweide-Würmern.
37	—	15	—	Strahlenthieren und Zoophyten.
5000	—	1200	—	getrockneten Pflanzen.
301	—	133	—	Mineralien.

Nach dieſer Ueberſicht bemerkt es der unbefangene Freund der Wiſſenſchaft und Verehrer der für ſie geleiſteten Bemühungen mit Mißbehagen, daß einige ausländiſche Blätter die Erſtrebungen unſrer Naturforſcher durch einen Vergleich mit der reichen faſt auf ähnlichem Boden gewonnenen Ernte des verehrten Prinzen von Neuwied, verkleinern zu wollen ſcheinen. Abgerechnet, daß dieſer edle Fürſt gewiß eben ſo freudig fremdes Verdienſt, wie eigenes Gelingen zu ſchätzen weiß, ſo hält, ſelbſt abgeſehen von den minder günſtigen Verhältniſſen, in denen unſere Reiſenden ihre Aufgabe lösten, die geſammte Ausbeute ihrer Betriebſamkeit mit jener ihres erlauchten Vorgängers, einen ehrenvollen Vergleich aus. Profeſſor Mikan ward zur Begleitung des Transports der naturhiſtoriſchen Sammlungen zurückgeſchickt, und leider zwang ein ſehr bedenklicher Geſundheits-Zuſtand zwey dieſes Unternehmen begleitende Künſtler, ihren Plan aufzugeben; das hinderte aber der ſeitdem eingelaufenen Berichten zufolge die übrigen Gelehrten keineswegs, ihre Reiſen ins Innere von Braſilien fortzuſetzen, und die ſchon vorhandenen Sammlungen auf eine ſehr intereſſante Art zu vermehren. Wir dürfen neuen Sendungen von ihnen mit Nächſtem entgegen ſehen.

Nro. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Oktober 1819.

Hier — ſiehſt du zwey feindliche
Geſtirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal in ſcheitelrechter Bahn
Zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
Und ewig auseinander fliehen.

Schillers Don Carlos.

Die Syrakuſer. *)

Trauerſpiel in fünf Akten.

Akt I. Scene IV.

Heraklea. Hiero kommt.

Hiero.

— — —' Heraklea! du trennteſt dich
Vom Feſte: wird denn nie die Freude mehr
In dieſe Hallen wiederkehren?

Heraklea (halb für ſich.)

Nie!!

Hiero.

Mein Haus ſteht ſchweigend da, und ringsum wohnt
Die Freude: ſo ragt eine unwirthbare,
Verdorrte Inſel aus dem Meer empor,
Vergebens küßt die Welle ihr Geſtad',
Will Blumen locken aus dem öden Grunde.

Der heut'ge Tag beſchließt die lange Kette
Von funfzig Herrſcherjahren meines Lebens.
Im Kronenglanze ward mein Haar gebleicht,
Und Schwert und Scepter beugten dieſen Arm,
Der kühn vollführte, was mein Geiſt beſchloß.
Der heut'ge Tag iſt feſtlich mir vor allen.
Ich wollte fröhlich ſeyn mit meinem Volk:
Doch ſieh — die Freude kommt von außen nicht:
Im Herzen ruht die wunderbare Quelle,
Aus der wir Lebenskraft, und Wonne ſchöpfen.
Das Aug' lügt Freude — wenn die Seele weint:
Mein ſchwaches Aug' ſoll nicht zum Lügner werden.
In Ceres Tempel dankte ich den Göttern
Für dieſes Jahres Segen: dankte ihnen
Auch für den Segen meiner Lebensjahre.
Vollendet war das innige Gebet:
Da fühlt' ich mich von Kummer überſchattet,
Und eilte trauernd dieſen Hallen zu.

Heraklea.

Was kann dir Kummer bringen, großer König?
Verzeihe mir die Frage. Hiero
Hat ſtets mit Vaterliebe mich geliebt.

Hiero.

Die Gattinn Gelons frägt! Heraklea!
Du haſt nicht Kraft genug ein Bild zu ſchauen,
Das furchtbar hell vor meinem Auge ſteht.

(halb für ſich.)

Die Sonne meines Lebens ſinkt hinab: —
Sie hat die ſegenreiche Bahn durchwandelt;
In hohen Halmen ſteht des Volkes Glück,
Und reif zum nächſten Tage iſt die Erute.
Der neue Tag bricht an: mit Wetterſtürmen
Verkündet ſich der ſchreckliche Vertilger!
O weine, armes Volk!! was ich einſt ſä'te,
Ward der Zerſtörung reif — nicht deinem Glücke!!

Heraklea.

Du ſprichſt von deinem Sohne?

Hiero.

Ja: von ihm,
Von ihm allein! er weilt in Agrigent,
Er ſoll — nach meinem königlichen Willen —
Das Heer der Bundsgenoſſen unterſtützen,
Verſtärken mit dem Kerne unſrer Macht;

*) Bruchſtück aus einem von Hrn. Lieutenant Freyherrn von Auffenberg nächſtens im Druck zu erſcheinenden Trauerſpiel.

Digitized by Google

D'rum waed ihm eine kampfberühmte Schar
Zum groſſen Werke beygeſellt. — Wir leben
In einer dunkeln, ſturmbedrohten Zeit,
Wo Herrſcherkraft allein die Thronen ſtützt:
Wo ſich die Willkür in der Freyheits-Larve
Dem Heiligthum der Königswürde naht.
Verſcheuchen muß ich dieſes Nachtgeſpenſt,
Mit aller Macht auf meine Thatkraft bauen.
Was iſt die Willkür, wenn der König will?
Ein eitles Schreckbild! ſo denkt Hiero,
Doch anders denkt ſein Sohn. Ich habe Nacheicht,
Daß er die Bundsgenoſſen gegen Rom
Zum Zorne reizt — doch Rom iſt meine Freundinn,
Und bleibet es, ſo wadr die Götter leben!
Italien lodert auf in Kriegesflammen,
Das ſonnverbrannte Afrika will ſich
Im Kampfe mit den Weltbezwingern meſſen,
Und aus Carthago ſtrömen die Barbaren
Dem offnen Grabe von Italien zu.
An ihrer Spitze ſtehet Hannibal,
Der Felſenſtürmee! Die beeisten Alpen
Hat er mit frechem Muthe überſchritten:
Für ihn gibt's keinen Ruckweg mehr, denn Roma
Und ihre Konſuln rüſten ſich zum Streite.
Der kühne Hannibal führt unter's Joch
Sein Herr, und ziert die römiſchen Triumphe.
Die Hoffnung lebt in meinem Herzen. Gelon,
Ich fürchte, ſteht im Bunde gegen uns,
Denn meine Hoffnung iſt die ſeine nicht.
Er trotzt auf ſeines Vaters Schwäche. Ha
Bey'm Himmel! furchtbar kann er ſich betrügen!
Mein Alter hat des Korpers Bau zertrümmert,
Doch durch die halbzerriſſnen Fugen ſieht
Der helle Geiſt die Bilder künft'ger Tage.

(Auf die Stirn deutend.)

Hier wohnt das Licht!! Kein Hauch der Zeiten kann
Die ungetrübte Himmelsfackel löſchen.
Ich fühle meine Kraft! das iſt genug,
D'rum muß die Welt an meinem Willen ſcheitern.

Heraklea ſanft.

Dieß weiß auch Gelon, und er wird — bereuen!

Hiero.

O glaub' das nicht. Er fürchtet keinen Vater!
Und läg' Chronion's Blitz in meinem Aug',
Er zittert nicht! 's iſt ja ein Vateraug'!!

Heraklea.

Entdecke mir die Quelle deines Kummers!
So ſehr hat Gelon nicht gefehlt. Hier liegt
Verborgen, was du nicht vertrauen willſt.

Hiero.

Dein Auge, Weib, war ſcharf! — auf dieſer Stirn
Iſt viel zu leſen!

Heraklea.

Götter!

Hiero gemildert.

Forſche nicht!
Bewahre deiner Unſchuld ſüßen Frieden.
Die Unſchuld pflückt auf ſturmbefreyten Höhen
Der Taube gleich, den jungen Oelzweig ab,
Und unerreicht vom Sturme der Gefahr,
Der in des Thales finſtern Tiefen tobt:
Läſſt ſie die Friedensblüthe niederſinken,
Vor deren Zauberkraft die Zwietracht flieht.
Dein klares Auge dringt oft wunderſam
In meine Bruſt, und heilet ihre Schmerzen.
O ſteige nicht herab von deinen Höhen,
Erreichen würde dich der wilde Sturm,
Hinſchleudern zwiſchen feindliche Gewalten,
Von meiner Bruſt an Gelons Herz dich werfen:

(Dumpf.)

Und wenn die Stunde der Vertilgung naht,
Wenn in zerſchmetternder Umarmung ſich
Des Thales Felſenthürme nun begegnen —
Wohin wirſt du dann fliehen — arme Taube?!
Des Schickſals Zorn ruht ſchwer ob meinem Hauſe,
Kein Opfer weiß ich, das ihn ſühnen könnte!

Heraklea.

Laß mich das Opfer ſeyn!

Hiero gepreſſt.

Die Nemeſis
Nimmt — keine Blume an.

Heraklea.

Die Nemeſis?
Was ſoll der Name der Vergelterinn?

Hiero in heftiger Bewegung.

Laß das Geheimniß ruhn: es frommt dir nicht!

Heraklea.

Du gabſt mir Liebe, gib mir auch Vertrauen.
Im Glanz der Liebe reifte meine Jugend,
Ja, theuerer Vater! ſtark bin ich durch ſie!

Hiero.

Du nennſt mich Vater? willſt du enger noch
Dein Leben an das meine knüpfen? Nein,
Die Unſchuld darf nicht mit der Schuld vergehn!

Heraklea.

Wenn dir des Lebens Ruhe iſt entſchwunden:
Wenn eine böſe That ihr Schattenbild
In deines Daſeyns klare Räume wirft,
Wenn Blut nur ſühnen kann — ...

Hiero.

O halte ein!
Berühre nicht der Wahrheit dunkeln Schleyer,
Laß tiefverhüllet das — Meduſen-Bild!!

Heraklea.

Ich habe Kraft zu ſehen, was du ſahſt!

Hiero.

Laß mich allein in meinem öden Leben:
Hier biſt du eine Blum' am Vulkans-Schlund!

Heraklea.

Mit meinen Armen will ich dich umfaſſen,
Will neben dir dem finſtern Schickſal ſtehn.
(Sie ſchmiegt ſich zärtlich an ihn.)

Hiero ſchmerzvoll.

Der Epheu rankt ſich auf am moos'gen Thurm
Er glaubt die junge Eiche zu umſchlingen!!

Heraklea.

Wenn du mich liebeſt — öffne mir dein Herz!

Digitized by Google

Hiero nach einer Pauſe.

Es ſey! ich will dir Alles anvertrauen.
Gewaltſam drängt michs in der tiefen Bruſt,
Und nach Mittheilung ſtrebt die bange Seele!
Solch ein Geheimniß läſſt ſich nie veeſchweigen!
Es ſtürmt im Innern — dem Gewitter gleich,
Das — eingeengt durch zwey gewalt'ge Berge,
Von einer Felſenbruſt zur andern tobt:
Bis ihm der nahe Stuem die Ketten löst,
Die längſt entflammte Wuth das Freye findet,
Und weit umher des Donners Stimme tönt.
Im öden Thal wirds Friede! Draußen aber
Fliegt die Zerſtörung auf den Wetterwolken,
Und mäht von bangen, ſchwelgenden Gefilden,
Des Jahees ſchönerblüthen Segen ab!!

(Er verhüllt ſein Antlitz. Heraklea umſchlingt ihn mit ihren Armen.)

Hiero.

Entferne dich! wenn du ſo nahe ſtehſt,
Kann ſich das Wort dem Buſen nicht entwinden.
Vor deinem Hauche bebt mein Mund zurück —
(ſie von ſich drängend)
Kein Zephyr darf die Wetterwolke küſſen!

Heraklea.

Den Zweifel fürcht' ich — die Gewißheit nicht!

Hiero.

Zum Wohl von Syrakus ſchloß ich den Bund
Mit Rom, der Tag, an welchem dieß geſchah,
War ſchwerbezeichnet in dem Buch des Schickſals!
Es war der Tag, an welchem meine Gattinn
Zur Wohnung der Verklärten überging.
Stets hatte Gelon mit verwegnem Trotze
Der Kindesliebe heil'ge Pflicht verſchmäht.
Nie hab' ich einen Sohn an ihm gefunden,
Der liebevoll des Vaters Sorgen theilt.
langſam.
Mir ſcheint, er brütet über böſen Plänen,
Die — nur mein Tod zur Reiſe bringen kann!

Heraklea.

Weh uns, wenn du die Wahrheit ſprichſt!

Hiero.

Das Raubſchiff
Weilt in der ſichern Felſenbucht! Beflügeln
Möcht' es den Lauf der ſtillen Abendſonne —
Die langſam ſich den blauen Wogen naht:
Im Dunkel nur gedeiht die böſe That.

Heraklea ſanft.

Dein Herz weiß nichts von dieſem böſen Wahne.
Du biſt ein Spielwerk feindlicher Gewalten.

Hiero.

Genug — ich ſtand allein mit meiner Laſt,
Kein Helfer war im Sohne mir erwachſen.
Wenn er oft weilte neben meinem Thron,
Mit ſeltſam fremdem Blick, da kam mirs vor,
Als ſtrebten ſeine Augen nach dem Schmucke,
Der meine königliche Stirne ziert.
Ja, ſelbſt in Augenblicken des Gefühles
Traf meine warme Bruſt aufs kalte Herz,
Das er mir liebeleer entgegen reichte.
Ich fuhr zurück — wie einer, deſſen Hand
Im Blumenthal die Schlange hat betaſtet.

Heraklea.

Geauſamer Zwieſpalt!!

Hiero.

Er zerriß mein Herz!! —
So trieben uns auf ihrem weiten Meere
Getrennt die Schickſalswogen auf und nieder.
Als meine Gattinn ſtarb, da ward es klar,
Welch' finſtre Kluft ſich zwiſchen uns eröffnet.
Mit ihrer umgeſtürzten Lebensfackel
Entfloh der Genius, und öde Nacht
Sank auf die Wohnung meiner Väter nieder.
Gelon ſtand neben mir mit ſtarrem Blick,
Und vor uns lag die Leiche meiner Gattinn!
Eeſtorben war das Aug', in dem ſo oft
Die Friedensblicke der Verſöhnung glänzten!
Verwelket war die Hand, mit der ſie oft
Den Sohn ans Vaterherz zurückgeführt!
Das Lächeln der Verklarung ſchwebte ſanft,
Dem blaſſen Mondlicht gleich, auf ihrem Antlitz!
Mit dieſem Lächeln ſtarb ſie! Ach ihr Geiſt
Sah fliehend noch auf die entſeelte Hülle,
Und ließ den Wiederſchein des ew'gen Glückes
Auf ſeiner irrdiſchen Gefährtinn weilen!
Sie ſtarb im Frieden!! — (Pauſe)
Bey der Mutterleiche
Ward das Entſetzliche vollendet!

Heraklea.

Wie?

Hiero.

Aus ihren Ketten ſtand die Feindſchaft auf,
Gelon ſchwur auf der Mutterleiche — Feindſchaft
Den Römern! Kühn wollt' er das Bündniß trennen,
Vernichten mein gegebnes Herrſcherwort.
Ich ließ ihn nun des Vaters Strenge fühlen:
Doch er, vom Sturm des Zornes ſchon erfaſſt,
Von allen Furien aufgereizt zum Frevel —
Griff an das Schwert — —

Heraklea.

Allmächtge Götter!!!

Hiero.

— wollte
Des Vaters grauen Schädel ſpalten: mich
Entzog Andronodoe den Mörderhänden,
Vertheidigend das alterſchwache Haupt.
Als Hochverräther wollte ich den Sohn
Nicht ſtrafen! Stolz und Ehre hemmten mich,
Verheimlicht ward der ungeheure Frevel:
Doch ich geblendet durch der Furie Macht —
Ich kniete hin zur Leiche meiner Gattinn
Schl[illegible]g dieſe Hand auf ihr erſtorbnes Herz,
Und —

Heraklea.

Und?

Hiero.

Und — fluchte meinem Sohne!

Heraklea.

Ha!!!

Hiero.

„Mein Fluch ſoll dich zum Grabe geiſſeln! Schuld
Verſperre dir des Schattenlandes Pforte
Und ew'ge Reue treibe deinen Geiſt

Digitized by Google

Im Reiche der Lebendigen umher! —
Wenn ich, der Vater, jemals dir verzeihe:
So treffe doppelt mich der ſchwere Fluch!!“
Pauſe.
So flucht' ich ihm!

Heraklea.

Beklagenswerth iſt er,
Wie du!

Hiero.

Wohl lößt' ich ſpäter dieſen Fluch,
Doch ſieh! Die Furien halten ſich an's Wort.
Hier ſtehe ich, dort ſtehet er, die Kluft
Des Abgrunds zwiſchen uns! ich reiche ihm
Die Hand, will ihm verzeihen, und er — faßt ſie!
Die Erde aber weichet unter uns,
Und immer weiter — weiter wird die Kluft!
Kein Geiſt des Friedens wird uns mehr vereinen,
Kein Tag des Glückes meinem Hauſe ſcheinen!
Die Schuld lebt, wenn mein Aug' im Tode bricht:
Verſöhnung wohnt im Reich des Fluches nicht!!

Muſikaliſche Idioſynkraſie eines Hundes.

Ein großer Pudelhund (erzählt der Profeſſor Pictet im Auguſtheft 1819 der Bibliothèque universelle), der einem in meiner nächſten Nachbarſchaft wohnenden Freunde angehört und den ich darum täglich zu ſehen im Fall bin, ſcheint für die Tonkunſt überhaupt, für Vocal- und Inſtrumentalmuſik, ziemlich gleichgültig zu ſeyn. So oft man aber ein gewiſſes Lied ſingt oder ſpielt, eine alte Romanze, in weicher und ziemlich kläglicher Tonart (l'ane de notre moulin est mort, le pauvre bête u. ſ. w.), ſo blickt der Hund anfangs erbärmlich den Sänger an, gähnt hierauf einmal über's andere, unter ſtets ſich mehrenden Zeichen der Ungeduld und Unbehaglichkeit; endlich ſitzt er auf den Hintern und fängt nun an ſo ſtark und immer ſtärker zu heulen, daß die ſingende Stimme oder das ſpielende Inſtrument nicht mehr gehört werden. Hält man inne, ſo thut auch er es. Man hat den Verſuch gemacht, mit andern Liedern anzufangen, und dann ohne Unterbrechung auf die bezeichnete Romanze überzugehen; der Hund ſcheint den Geſang ſo lange nicht zu bemerken, bis man auf das ihm unerträgliche Singſtück kommt, woran er ſich nicht hat gewöhnen können; alsdann aber nimmt er auch, ohne Unterſchied oder Abweichung, die Reihe von Handlungen vor, welche oben iſt erzählt worden. Es ſind davon viel hundert Perſonen Zeugen geweſen, indem die Sache früher und jetzt noch ein Gegenſtand der Neugierde für Jedermann iſt, der davon hört.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

Zu Rom iſt das Denkmal, welches der Prinz-Regent von England, durch den berühmten Canova, zur Verewigung des Gedächtniſſes der drey letzten Stuarte hat ausführen laſſen, neulich ans Tageslicht getreten. Es befindet ſich in der St. Peterskirche und ſoll 2000 Guineen gekoſtet haben. Es iſt ein weißmarmornes, pyramidenförmiges Basrelief, deſſen Höhe 27 Palmen beträgt. In einer, in einen römiſchen Sarkophag ausgehenden Pyramide iſt eine Pforte ausgetieft. In Betreff der zu beyden Seiten derſelben angebrachten Genien des Todes bemerkte Pasquin, der Prinz Regent habe dieſelben als Schildwachen hingeſtellt, um zu verhüten, daß die Prätendenten, aus dem Mauſoleum, in welches man ſie mit ſo großen Koſten verſchloſſen habe, nicht etwa wieder hervorgehen. Ueber jener Pforte ſtehen die drey Bruſtbilder Jakobs III. und ſeiner beyden Söhne mit der Inſchrift: Jacob III., Jacob II. magn. Brit. Regis Filio, Carolo Eduardo et Henrico Decano Patrum Cardinalium, Jacob III. filiis, Regiae Stirpis Stuardiae Postremis. Ao. 1819. Und weiter unten: Beati mortui, qui in Domino moriuntur. — Einem Schweizer, M. A. Mühlhauſer, war es im abgewichenen Winter, während ſeines Aufenthaltes zu Florenz gelungen, in dieſer Stadt eine Schule, nach der Methode des wechſelſeitigen Unterrichts, zu gründen, welche bereits einen, über ſeine Hoffnungen hinausgehenden Erfolg gehabt hat, ungeachtet ſich von Seite der verjährten Gewohnheit und des Vorurtheils zahlreiche Hinderniſſe zu bekämpfen vorfanden. Die in einigen Blättern enthaltene Nachricht von einer in den ſardiniſchen Staaten kürzlich errichteten Lancaſterſchen Schule iſt ohne Beſtätigung geblieben. — Der gelehrte und unermüdete Naturforſcher, Herr Brocchi, hat auf einem Ausfluge nach dem Ufer des Thyrrheniſchen Meeres, längs der Küſte, eine beträchtliche Anzahl Schleim- und Pflanzen-Thiere entdeckt, die, ſeines Dafürhaltens, dem größten Theile nach, noch nicht ſind beſchrieben worden. Er hat dieſelben dem dermal ganz beſonders mit einer Erläuterung der Geſchichte der Mollusken des Adriaticums beſchäftigten Hrn. Renieri, Profeſſor der Naturhiſtorie an der Univerſität zu Padua, mitgetheilt. Der Titel ſeines Verzeichniſſes iſt: Pugillus molluscorum et zoophytorum maris thyrrheni. — In einer in der Akademie zu Turin gehaltenen Vorleſung beſchreibt der Profeſſor Hyacinth Carena zwey Maſchinen zum Zerreiben des Flachſes und Hanfes, die der piemonteſiſche Mechaniker Roggero ganz kürzlich erfunden hat, und welche mit andern ähnlichen in Frankreich und England gebräuchlichen Maſchinen dieſer Art die einzige Aehnlichkeit hat, daß ſich vermittelſt derſelben der Hanf und Flachs ohne das für Menſchen und Thiere ſo gefährliche Röſten zubereiten läßt. — Unterm 1. Julius hat der König von Sardinien ein auf die Beförderung und allgemeinere Einführung der Kuhpocken in ſeinen Staaten abzweckendes Dekret erlaſſen, des weſentlichen Inhalts, daß in der Hauptſtadt eine Ober-, und in jeder Stadt, Flecken und Hauptorte der Provinzen des Reichs eine beſondere Kuhpocken-Junta errichtet werden ſoll, deren Mitglieder der König ſelbſt ernennen wird. Die dieſen Junten vorſtehenden Impfungs-Commiſſarien und Conſervatoren ſollen gehalten ſeyn, alle ſich bey ihnen meldende Dürftige unentgeldlich zu vacciniren. Das Gleiche haben ſie mit den ſämmtlichen Kindern vorzunehmen, die in den Spitälern und Waiſenhäuſern erzogen werden. Ohne Vorweiſung eines Vaccinirungs-Certificates kann Niemand in ein königliches Collegium aufgenommen werden. Für die Aerzte und Wundärzte ſind auf die größte Anzahl geimpfter Kinder jährliche Prämien geſetzt. —

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Nimmer bedarf des Zweyten mein liebenswürdiges Erſtes,
Darum mit fröhlichem Muth reich' ich das Ganze ihm dar.

Heinrich E.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 242.

Zelt.

Digitized by Google

Nro. 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. Oktober 1819.

Die Welle klaſcht, die Stürme ſauſen,
Des Schaumes weiſſe Blüthen wehn,
Durch dieſer Kräfte wildes Sauſen
Soll ſtrudelnd deine Straße gehn.
Auf öden Meeren ſollſt du ſchweifen,
Den Elementen unterthan,
Wohin auf Grausbewohnter Bahn,
Selbſt nicht des Vogels Schwingen greifen.

Lappe.

Die Syrakuſer.

(Beſchluß.)

Trauerſpiel in fünf Akten.

Akt III. Scene II.

Hafen. Ein ſegelfertiges Schiff.

Gelon geht in Gedanken auf und ab; dann bleibt er ſtehen, das Schiff betrachtend.

Gelon.

Du ſtolzes Schiff!! du Bändiger der Wogen!
Wie herrlich ſteht dein großes Bild vor mir!
Du ſchwebſt hinaus in dunkle Nebelfernen,
Und breiteſt auf dem Rücken fremder Meere
Die kühnen ſturmvertrauten Segel aus!
Wer ſich mit dir auf blauen Wellen wiegt,
Dem ſchlägt das Herz ſo frey! das Auge ſtrebt
In ſanfter Gluth zum klaren Himmel auf!
Du ſegelſt fort, und immer tiefer ſinkt
In's Nebelkleid die heimatliche Küſte!!
Noch glänzt am Abendroth der Berge Haupt,
Und die Erinn'rung froh durchlebter Tage
Schwebt ſanft herüber aus dem fernen Land,
Wo uns der Heimat ſüße Freuden blühten:
Wo noch ſo manches Aug' geliebter Weſen
Um uns die letzte Abſchiedsthräne weint!
So flieht das Leben hin — mit ſchnellem Lauf,
Und Lethes Strom nimmt unſre Klagen auf!

Du edles Schiff!! kennſt du ein fernes Land,
Wo Friede wohnt — für den, der mit dir zieht?
Kennſt du ein Land, wo eine mild're Sonne
Die Thräne trocknet in dem matten Aug'?
Das noch kein Fluch der Sterblichen erreichte,
Wo des Olympos reiner Segen wohnt?! —
Du kennſt es nicht!! für unermeſſne Räume
Haſt du die ſtolzen Segel ausgeſpannt.
Dich reizt das blüthenvolle Ufer nicht!
Für keine Heimat wurdeſt du geſchaffen,
Und ſchnelle zieh'n die lockenden Geſtade
Den Frühlingsträumen gleich — an dir vorbey!
So iſt auch mir manch' ſchönes Bild entſchwunden,
Und keinen Ruhort habe ich gefunden!

Du königliches Schiff!!! einſt wird der Sturm
Auch deine niegebeugten Maſten brechen!
Einſt wirſt auch du vielleicht auf öder Klippe
Ein Spiel der treulos — fremden Woge ſeyn.
Dann weh' dem Armen, deſſen Haupt ſich oft
In deinem Schoß zur ſtillen Ruhe neigte —
Er wird nie mehr der Heimat Küſte ſehen
In deinem Falle muß er untergehen!
Die Woge wird den ſtarken Bau durchwühlen,
Und frech mit den geſunk'nen Trümmern ſpielen!
In deinem Bild ſeh' ich mein Schickſal winken!
Laſſt Götter mich — nicht fern vom Ziele ſinken!!

Tippoo Sultans Briefe.

In dem Kriege der Engländer gegen Tippoo Sultan, fielen bey der Eroberung von Seringapatam und anderer Plätze, mehrere ſchriftliche Dokumente und Briefe in die Hände der Sieger. Diejenigen, welche ſich auf die Unterhandlungen des Sultans mit der ehemaligen franzöſiſchen Republik bezogen, ſind ſchon vor mehrern Jahren publicirt und währ-

Digitized by Google

ſcheinlich auch in Deutſchland bekannt geworden. Von den übrigen von dem Generalmajor Kirkpatrik geſammelten Briefen folgen hier einige, ſo viel wie möglich wörtlich überſetzt. Die Originale ſind in der Bibliothek der oſtindiſchen Kompagnie niedergelegt und belaufen ſich zuſammen auf ungefähr tauſend Stück.

An Husain Ali Khan, Foujdar von Turkhy am 12. Zakiry des Jahrs Sara.

Meer Huſun Ali iſt mit zwey Diviſionen abgeſandt. Mit dem Beyſtande des allmächtigen Gottes und geführt durch die göttliche Gnade, wird er mit Hülfe des heiligen Propheten bald zu euch ſtoßen. Ihr müßt dann vereinigt mit vorgenanntem Meer die Ungläubigen gänzlich gefangen nehmen und niedermachen. Die männlichen unter ihnen, die unter 20 Jahr alt ſind, müſſen zu Gefangenen gemacht werden. Von den übrigen Ungläubigen laſſt Fünftauſend an die Bäume hängen.

Bemerkung. Aus andern Briefen der Sammlung gehet hervor, daß zu obiger Verſtärkung noch 2000 Mann Infanterie unter Herrn Lally gehörten, und daß die Expedition beſtimmt war, die ganze Nation der Nairs zum mahomedaniſchen Glauben zu bekehren, oder zu vertilgen. Außer den Gefangenen ließ Tippoo oft auch noch die Todten beſchneiden.

An den Bukhshy von Chsham und an den Sipahdar Meer Muhmood, am 12. Zakiry des Jahrs Sara.

Ihr müßt den euch ehemals ertheilten Inſtruktionen gemäß die Verſtecke der Ungläubigen entdecken, dieſe gefangen nehmen, und Solche dann aufhängen, die aufgehängt werden müſſen, und Solche nach Periapatam abſenden, die abgeſandt werden müſſen.

An Meer Hyder, Foujdar von Kotungeery, am 15. Zakiry.

Die Rajahs von Kotungeery und von Kertnat ſcheinen im freundſchaftlichen Bunde mit Bali-Rao zu ſtehen. Wenn ihr durch irgend eine Liſt ihrer habhaft werden könnt, ſo macht ſie gleich zu Gefangenen und ſchickt ſie zur Hölle. Wenn dieſe zwey Hunde in eure Hände fallen, ſo verfehlt nicht dem obigen gemäß zu handeln.

An die Sipahdars Seyd Humed und Seyd Ghuffar, am 12. Rehmany.

Ihr müßt die Inſtruktion, welche euch geſchrieben und übergeben iſt, dem Huſain Ali Khan, Foujdar des Orts, zeigen. Solltet ihr, vor Ankunft unſers beſondern Gefolges, umgebracht und gefangen genommen haben, diejenige Anzahl der Aufrührer, welche ihr in eurer Inſtruktion angewieſen ſeyd zu tödten und gefangen zu nehmen, ſo iſt es gut, ſonſt ſollt ihr ſehen, was zu ſehen iſt. Betrachtet übrigens unſer beſonderes Gefolge als in der Nähe.

Bemerkung. Obgleich die beyden Sipahdars zu den erſten Günſtlingen des Sultans gehörten, ſo ſchützte dieſes ſie dennoch nicht gegen eine gemeine Androhung ſeines Zorns, im Fall ſie ſeine Befehle nicht aufs pünktlichſte erfüllen würden.

An Ghulam Husain, Shaikh ul Islam, am 15. Rubbany.

Eure gehorſame Zuſchrift, enthaltend den Bericht von der Flucht der Naimar Riots aus dem Dorfe Pornlany iſt unſerm Antlitz vorbeygegangen. Was hattet ihr mit dem Weglaufen oder mit dem Nachſetzen der Naimars zu thun? Sobald ihr mit Inſtruktionen dazu von uns begnadigt ſeyd, müßt ihr thun was darin geſchrieben iſt, bis dahin aber bleibt bey dem Oberhaupt des Diſtrikts.

Bemerkung. Dieſer Brief ſcheint eine Weiſung an den Shaikh ul Islam oder oberſten Prieſter zu enthalten, ſich nicht in weltliche Angelegenheiten zu miſchen, ſondern ſolche dem Umldar oder Oberhaupt zu überlaſſen.

An Ushruf Ali Khan, am 19. Rubbany.

Ihr ſchreibt, daß mit unſerer Erlaubniß euer Sohn kommen wird, unſere Schwelle zu küſſen, ſobald er die Gebräuche des geſegneten Monats Rumzan beobachtet haben wird. Nun, derſelbe Monat Rumzan, welcher dort eintritt, wird auch hier eintreten. Ihr müßt deßwegen den vorgedachten in unſere Gegenwart ſchicken, daß er die Gebete der Jahrszeit hier verrichte. Ein Paß für ihn iſt hier eingeſchloſſen.

Bemerkung. Der Sultan erlaubte ſelten die geringſte Abweichung von ſeinen Befehlen, und beantwortet hier den Wunſch des Vaters, den Sohn während der Faſten bey ſich behalten zu dürfen, mit Spott.

An den Asof von Jumalabad, am 27. Rehmany Jahr Surad.

Eure gehorſame Zuſchrift, begleitet von zwey Briefen des Koonchy Tumunda, an euch und die Abſchrift eurer Antwort an denſelben, iſt unter unſerm leuchtenden Angeſicht vorbeygegangen. Inſofern der obengenannte einer der Ungläubigen iſt, gegen welche wir Krieg führen und einer der Feinde der Religion des Propheten, ſo müßt ihr es als eine Handlung der Andacht betrachten, und durch jedes Mittel und auf jede Art dahin arbeiten, dieſen Böſewicht zu vertreiben und zu tödten. Es iſt dennoch dem Worte Gottes gemäß, und nicht entgegen Eide und Verträge anzuwenden, um einen Feind des Glaubens zu vertilgen, und in dieſem Falle greift und tödtet Koonchy Tumunda auf jede Art, die ihr anwenden könnt, ſey es durch Eide und Ver-

ſprechungen, oder durch Liſt und Schlauheit. Dieſe That wird Gott und ſeinen Propheten gefällig, und unſerm hohen und heiligen Gemüth angenehm ſeyn. Ihr müſſt daher unermüdete Anſtrengung in dieſer Sache als das dringendſte betrachten, und den Ungläubigen gefangen nehmen und uns davon benachrichtigen. Ueberdem macht alle die Ungläubigen des Landes zu Muſelmanns, und laſſt keinen einzigen derſelben unbeſchnitten. Dieſes Verfahren wird noch dazu dienen, die Lenden jenes Ungläubigen zu zerbrechen.

An Kureem Sahed, am 25. Razy.

Eure gehorſame Zuſchrift iſt zu unſerer veredelnden Einſicht gekommen. Betrachtet immer unſer heiliges Gemüth als begierig, Nachrichten von euch zu empfangen, und entzückt und erfreuet uns beſtändig mit Berichten von eurer und eurer Familie Geſundheit und Wohlfarth.

Bemerkung. Kureem Sahed war der einzige Bruder Tippoos.

An Rajah Ram am 3. Daraey.

Wir haben aus dem Briefe des Sipahdars, Mahomed Ali erſehen, daß er die Laufgräben bis zum Rande des Grabens geführt hat, daß die Wälle und Batterien auf ſeiner Seite dem Erdboden gleich gemacht ſind und nur noch die Ausfüllung des Grabens übrig iſt, das iſt denn nur eine Kleinigkeit. Laſſt den Graben füllen und mit Zuſtimmung und Einwilligung aller laſſt den Platz beſtürmen und nehmen. Wenn jedoch die Beſatzung kapituliren will, ſo iſt es gut. Mit Ausnahme des Kala Pundit mag denn der Reſt Leben und Waffen behalten, aber die Perſon des Pundit muß in Gewahrſam genommen werden. Im Fall ihr jedoch ſtürmen müſſt, ſo laſſt jedes lebende Geſchöpf im Orte, es ſey Mann oder Frau, alt oder jung, Kind, Hund, Katze, oder was ſonſt, niedermachen, mit der einzigen Ausnahme von Kala Pundit. Was denn mehr?

Bemerkung. Kala Pundit wurde wahrſcheinlich deſſwegen geſpart, um eine ſchärfere Strafe zu bekommen, oder um Geld von ihm zu erpreſſen. Die Phraſe: Was denn mehr? iſt der gewöhnliche Schluß der Briefe der Eingebornen.

Die erſte Erſteigung des Roſabergs.

Der bisher unerſtiegen gebliebene Roſa iſt ein Bergſtock im Wallis, der höchſte der Schweiz und nach dem Montblanc der höchſte in Europa. Er liegt an der Gränze des Königreichs Sardinien, in der Kette, welche am Montblanc beginnt und dem Wallis entlang gegen den Gotthard ſich hinzieht. Seinen Gipfel bilden mehrere Felshörner, welche in einem Kreiſe ſtehen und zuſammen wie ein breiter Felſenkamm ausſehen, wovon wahrſcheinlich auch der Berg ſeinen Namen empfing. Die höchſte Spitze deſſelben liegt 14580 Fuß über dem Meere, folglich nur 213 Fuß niedriger als der Montblanc. Seine erſte Erſteigung im Sommer 1819 meldet folgender, dem Auguſtheft der Bibliotheque universelle enthobene Auszug eines Schreibens des Pater Viſela an den Profeſſor Pictet in Genf.

Im St. Bernardshoſpitium, am 20. Auguſt 1819.

„. . . . Zwar hatten ſchon mehrere Perſonen ſich gerühmt, den Gipfel des Roſa erſtiegen zu haben, allein Bekannte, die ich in dem am Fuße des Berges liegenden Orte Greſſonnay habe, verſicherten mich der Unrichtigkeit ihrer Angaben. Als zuverläſſig kann ich Ihnen hingegen die beyden nachfolgenden Erſteigungen melden, von denen die eine am neunten und die andere am zehnten dieſes Monats ſtatt hatte. Einer meiner Amtsbrüder (der Pfarrer in Greſſonnay) hat mit einem Reiſegefährten den Gipfel des Berges erſtiegen. An Lebensmitteln hatten ſie nichts bey ſich, auſſer einem Brod, einem Stück Käß und einer Flaſche Wein; ihre einzigen Werkzeuge waren eine kleine Hacke, um damit Stufen ins Eis zu hauen und Klammern an die Schuhe zu befeſtigen. Mein Amtsbruder meldet mir ſo eben das Gelingen des Wageſtücks. Zum Uebernachten hatten ſie ſich in eine Sennhütte am Fuß des Berges verfügt; dieſe verlieſſen ſie um drey Uhr Morgens und um acht und ein halb Uhr hatten ſie den Gipfel erreicht, wo ſie von beynahe allen Einwohnern Greſſonnay's geſehen wurden. Um ein und ein halb Uhr Nachmittags waren ſie wieder unten. Es iſt zu bedauern, daß mein College mit keinen Inſtrumenten für Beobachtungen verſehen war; nachdem nun aber einmal die Bahn gebrochen und dargethan iſt, daß der Berg ohne beſondere Schwierigkeit und ohne groſſen Zeitaufwand erſtiegen werden mag, ſo werden ohne Zweifel die Naturforſcher davon Gebrauch machen wollen; ich zweifle auch keineswegs, daß der Pfarrer von Greſſonnay wißbegierige Perſonen entweder ſelbſt zu begleiten geneigt ſeyn, oder ihnen wenigſtens gute Wegweiſer an die Hand geben würde.

Diſtichon.

Menſchenverein.

Sitte nur bildet den Menſchenverein: Die einzelne Kraft, die
Sich vermeſſen vertraut, trennend ſich fördert ſie nur.
Und daß ſie walte nach eigener Kür, ſo wirft ſie um fremden
Willen, um fremde Kraft gern das verſklavende Joch.
Andern durch Sitte geſellt, du freuſt der verſtärkten Kraft dich,
Und die geſellende ſchlingt um dich ihr heiliges Band;
Und der geſicherte Herd und des Haushalts heilige Laren;
Was du beſitzſt und erwirbſt, und was der Nachbar beſitzt,

Wird dir ein himmliſches Pfand, und Vaterland dir die Loſung.
Die mit unſichtbarer Kraft gegen den Dränger dich ſtählt,
Weiſes Geſetz ſey Hüter der Sitt', und ſicher erblühet
So die Freyheit im Volk, die vom verwilderten flieht.

E.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Beſchluß.)

Zu Mailand erſcheint gegenwärtig eine neue Oktav-Ausgabe von des berühmten Muratoris Annalen von Italien. Dieſes, von dem ganzen gelehrten Europa ſehr geſchätzte, die Geſchichte der Halbinſel von Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung bis zum Jahr 1749 umfaſſende Werk wird in dieſer neuen Ausgabe um ſo willkommener ſeyn, weil dieſe nach den Handſchriften des Verfaſſers ſelbſt durchgeſehen iſt. Voran geht eine von dem Advokaten Franz Reini verfaßte Biographie Muratoris. Der neunte und zehnte Band dieſer Ausgabe ſind bereits unter der Preſſe.

Zu Livorno gibt es gegenwärtig mehr als eine Buchdruckerey, die ausſchließlich mit Herausgabe von Bibeln und Gebetbüchern zum Gebrauche der Juden beſchäftigt iſt. Der Handel mit ſolchen Büchern iſt im ganzen Oriente ſehr beträchtlich. Bey denjenigen, welche für die Juden in der europäiſchen Türkey beſtimmt ſind, iſt gewöhnlich eine Ueberſetzung in Jüdiſch-Spaniſcher, unter dem Namen Ralina bekannter, Sprache beygefügt; Was hingegen nach Arabien und nach der Barbarey geht, iſt mit einer chaldäiſchen Ueberſetzung begleitet. Alle dieſe Bücher ſind ſehr gut gedruckt. Man hat berechnet, daß dieſer Handelszweig jährlich eine Summe von vier bis fünf Millionen Franks in Umlauf bringe.

Die Nachſuchungen in der Tiber haben bis jetzt noch ſehr wenig Erfolg gehabt, doch ſcheint der Spott, welcher ſie gern als völlig widerſinnig darſtellen will, ſehr voreilig. Ein erſter Verſuch hat, ſelbſt wenn er mißlingt, das Verdienſt, die Bahn gebrochen zu haben. Mögen nun Geſchicktere nachfolgen!

Vor ſeiner Abreiſe von Rom hat der öſterreichiſche Kaiſer den Plan zu Wiederherſtellung der Lombardo-Venezianiſchen Akademie der Künſte, welche zwölf Penſionäre haben und unter der Direction des Hrn. Tamburini ſtehen ſoll, genehmigt.

In dem 35ſten Hefte der Biblioteca Italiana findet ſich eine Abhandlung aus der Feder des Hrn. Trochi, Mitglieds des Inſtituts, worin einige mit der böſen Luft der Umgegend von Rom angeſtellte Verſuche beſchrieben werden. Dieſe Verſuche, welche dazu dienen ſollten, einige Pfunde jener verpeſteten Luft chemiſch zu analyſiren, haben, ungeachtet jene Luft den ungeſundeſten Orten der Campagna di Roma entnommen war, keine Reſultate geliefert. Man hat vielmehr gefunden, daß die Elemente jener Luft keine andern, als die der gewöhnlichen ſeyen, und daß ſie ſich in jener ungefähr in demſelben Verhältniſſe vorfinden, wie in dieſer. Gleichwol enthält jene Abhandlung manche ſcharfſinnige, den gelehrten Reiſenden, zumal den Chemikern, intereſſirende Beobachtungen. Die Luft von Rom hat, auch wenn ſie keine förmlichen Krankheiten erzeugt, einen unwiderſtehlichen Einfluß auf das ganze Nervenſyſtem. Man wird für die Gerüche ſo reizbar, daß die römiſchen Damen bey der leiſeſten Anregung eines Biſamgeruches auf ihr Riechorgan, in Ohnmacht fallen. Einige Gelehrte ſind der Meinung geweſen, dieſe Revolution des Nervenſyſtems ſey die geheime Urſache jener Anhänglichkeit an Roms Boden, welche alle diejenigen verſpüren, die ſich eine etwas längere Zeit in dieſer Stadt aufgehalten haben. Ein beſonderes Augenmerk ſollte man bey ſolchen Unterſuchungen der gefährlichen römiſchen Luft auf die mineraliſchen Ausdünſtungen der vormaligen Vulkane richten, denen in frühern Zeiten durch das Vorhandenſeyn einer größern Menge von Thieren und Vegetabilien das Gleichgewicht gehalten wurde. —

Nachſtehende, die Entdeckung der wichtigen Papiere des Hauſes Stuart betreffende Details werden für authentiſch gegeben. Bekanntlich wurden jene Papiere vor etwa zwey Jahren durch Hrn. Watſon, einen ſich damals in Rom aufhaltenden Schottländer, aufgefunden. Der päpſtliche Auditor, Hr. Céſarini war mit der Vollſtreckung des Teſtaments des verſtorbenen Cardinals v. York, letzten männlichen Abkömmlings Jakobs II. beauftragt. Der Auditor überlebte den Cardinal nur um wenige Zeit; und ſein Nachfolger, Hr. Taſſoni, trat auch als Executor der Cardinal-Yorkſchen Teſtamentlichen Verordnung in ſeine Fußſtapfen. An dieſen wandte man ſich demnach mit der Bitte, jene Papiere unterſuchen zu dürfen. Hr. Taſſoni bewilligte nicht blos das Anſuchen, ſondern geſtattete auch, daß man von allen beliebigen Stücken Abſchriften machen durfte. Inzwiſchen waren der Documente ſo viele, und die meiſten von ſolcher Wichtigkeit, daß man bald von der unermeßlichen Arbeit des Copirens abſtand, und den Entſchluß faßte, die Original-Schriften anzukaufen. Um einen mäßigen Preis wurde der Handel geſchloſſen: Hr. Taſſoni aber ſetzte auf die Urkunden-Sammlung einen ſo geringen Werth, daß er wirklich glaubte, man habe ihm dieſelbe zu theuer bezahlt. Erſt bey näherer Durchleſung überzeugte man ſich von der ungeheuern Größe ihres Werthes und unglücklicher Weiſe hielt Hr. Watſon ſich keineswegs für verpflichtet, dieſen Werth eines auf geſetzlichem Wege, aus der Hand eines befugten Verkäufers erworbenen Privateigenthums zu verheimlichen. Unter einer abſolut unumſchränkten Regierung aber gewährt das Recht allein keinen Schutz. Auf Befehl der päpſtlichen Regierung wurden die Stuartſchen Archive in dem Zimmer ihres Eigenthümers in Beſchlag genommen und der Cardinal Conſalvi ſuchte dieſe willkürliche Handlung durch das unumwundene Geſtändniß zu rechtfertigen, die Papiere der Stuarte hätten einen allzuhohen Werth, als daß es ſich gezieme, ſie Eigenthum irgend eines Unterthanen bleiben zu laſſen. Umſonſt kam der Eigenthümer bey Sr. Eminenz, dem Cardinal Conſalvi, gegen dieſe Ungerechtigkeit mit Vorſtellungen ein. Zuletzt, und erſt nachdem der engliſche Conſul ſeine Vermittlung verweigert hatte, erklärte er dem Cardinal, daß er entſchloſſen ſey, ſich dießfalls an ſeine, des Cardinals, eigene Regierung zu wenden. Die römiſche Regierung, bey näherer Ueberlegung, überzeugte ſich, daß die von ihr ergriffene Maßregel weder gerechtfertigt noch geduldet werden könne, und nahm in ihrer Verlegenheit ihre Zuflucht zu dem ſonderbaren Auskunftsmittel, daß ſie ein Eigenthum, welches ſie ſelbſt mit ſonderbarer Gewalt einem ihrer Unterthanen abgenommen hatte, dem Prinz Regenten zum Geſchenk anbot. Der brittiſchen Regierung iſt es nun freylich nicht in den Sinn gekommen, Hrn. Watſons Recht auf eine Beſitzung, die er durch förmlichen Kauf an ſich gebracht, in Zweifel zu ziehen; wohl aber iſt ſie mit dem Eigenthümer derſelben in Unterhandlungen eingetreten, um die Nation ſelbſt zur Beſitzerinn von Gegenſtänden von ſo weſentlichem National-Intereſſe zu machen. Zu dem Ende hin hat der Prinz Regent eine achtungswürdige Commiſſion ernennt, und ihr den Auftrag ertheilt, die Stuartſchen Papiere und Urkunden zu würdigen und zu werthen und über ihr dießfälliges Befinden einen Bericht zu erſtatten.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 36.

Digitized by Google

Nro. 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 19. Oktober 1819.

Soll das Werk den Meiſter loben,
Muß Verſtand im Rathe ſtehn.
Schlecht gedeiht ein blindes Toben,
Kluger Anſchlag muß von oben
Durch die wilde Maſſe gehn.

Karl Lappe.

Bemerkungen über England.

(Aus dem Tagebuch der Reiſe der Erzherzoge Johann und Ludwig von Oeſtreich.)

Achte Lieferung. *)

In Henley, ſechs und zwanzig Millen von Birmingham, fängt das Land der Hüttenwerke an. Um in Birmingham alles Merkwürdige zu ſehen, wären Monate erforderlich; in der Umgegend kann man das ganze Verfahren der Eiſenfabrikation, vom Ausbringen aus dem Bergwerke bis zum vollendeten Geräthe, ſehen; da wir aber bereits ſchon in Sheffield einen groſsen Theil ähnlicher Arbeiten, wie in Birmingham vorkommen, geſehen hatten, ſo war unſere Aufmerkſamkeit zunächſt auf die Gegenſtände gerichtet, durch die ſich Birmingham von den übrigen Fabrikſtädten unterſcheidet.

Sheffield hat für alle mehr und weniger feinen Stahlwaaren vor Birmingham den Vorzug (die Fabriken der letztern Stadt beziehen wirklich einen groſsen Theil ihres Stahls aus Sheffield), hingegen behält Birmingham für alle plattirten Arbeiten, für diejenigen aus Eiſenblech, für Nadeln, Nägel und alle Meſſingwaaren den Vorrang.

Die groſsen Werkſtätten der Herren Boulton und Watt in Soho und deſſen Nähe ſind eine der erſten Merkwürdigkeiten der Gegend, die für ſich allein ſchon einer Reiſe werth wäre, wofern man ſie in ihren Einzelnheiten zu ſehen verſichert ſeyn könnte, was aber ſelbſt den vornehmſten brittiſchen Reiſenden nicht zu gut wird. Wir waren glücklicher Weiſe mit Empfehlungsſchreiben verſchiedener Fabrikherren und Freunde des Hauſes verſehen, die uns eine ſehr gefällige Aufnahme bey Hrn. Watt verſchafften, welchem England für die Vervollkommnung der Dampfmaſchinen ſo groſse Verpflichtungen hat. Bey ihm trafen wir den Hrn. Boulton Sohn (der Vater iſt geſtorben) und Hr. Walker, zwey Männer von ſehr ausgezeichneten Kenntniſſen. Wir wurden auf den folgenden Tag eingeladen, weil wir, um alles zu ſehen, einen ganzen Tag bedurften.

Unſer Beſuch ward um zehn Uhr Morgens mit der Fabrikation der ſilberplattirten Waaren angefangen; die Arbeit iſt ſo vorzüglich ſchön, daß es ſchwer hält, die Waare von der maſſiv ſilbernen zu unterſcheiden. Das Verhältniß des Silbers zum Kupfer iſt ein Fünftheil. Die Silberplatte wird auf die Kupferplatte gelegt und beyde werden auf der Seite, wo ſie ſich berühren, poliert: der Borax ſichert die Oberflächen gegen die Einwirkung der Luft. In dem Ausſtellungsmagazin findet ſich jede Art plattirter Waaren vorräthig, und ich fand darin Dauerhaftigkeit und Geſchmack, zwey Eigenſchaften, die in den brittiſchen Fabriken nicht immer beyſammen angetroffen werden, vollkommen vereinbart. Die polirten Theile ſind plattirt und die zur Dekoration dienenden matten, das Blätterwerk u. ſ. w. werden aus reinem Silber verfertigt.

*) Siehe die ſieben frühern Lieferungen, Morgenblatt, 1817. Nro. 292 bis 297; 1818. Nro. 21 bis 30, Nro. 77 bis 80, Nro. 125 bis 133, Nro. 210 bis 217; 1819, Nro. 63 bis 67, und Nro. 143 bis 148.

Digitized by Google

Man wies uns ſehr große Leuchter, die für den Kaiſer von Hayti beſtimmt und worauf ſeine Wappen eingegraben ſind. Es werden hier Knöpfe aller Art verfertigt; wir ſahen eine Muſterſammlung aller ſeit 1761 bis auf jetzt fabricirten, die als ein Beytrag zur Geſchichte des Geſchmacks und der Kleidermoden gelten kann. Die ſtählernen ſind die theuerſten, zumal die brillantirten und durchbrochenen, unter denen es ſolche gibt, von denen das Stück drey Guineen koſtet. Die ganz einfachen ſind hingegen ſehr wohlfeil, zwölf Dutzende koſten fünf Schilling; die meiſten dieſer Art gehen nach den vereinten Staaten.

Unfern davon ſteht die von Boulton errichtete Münzſtätte; ſie arbeitet ununterbrochen, indem ſie beſtändig mit Aufträgen für auswärtige Mächte, für Amerika, Indien u. ſ. w. verſehen iſt. Für die oſtindiſche Geſellſchaft wird hier die Münze geſchlagen, welche Cash heißt, wovon ſechszig Stück in einer Minute verfertigt werden. Die Maſchinen und das angewandte Verfahren ſchienen mir großentheils mit denen in Paris und Wien üblichen übereinzuſtimmen. In der neben der Münzſtätte vorhandenen Sammlung von Medaillen und Münzen, kam mir eine gewiſſe rund hohle (concave) Münze am merkwürdigſten vor.

In der großen Gießerey ſahen wir mehrere beſtellte Dampfmaſchinen. Hr. Watt zeigte uns eine von zwey und zwanzig Pferdeſtärken, die er unter die beſten von ihm fabricirten reihet. Sie iſt in einem ſchönen Zimmer aufgeſtellt. Um die Hitze im Cylinder deſto beſſer zu bewahren, iſt derſelbe mit Kupferplatten umgeben, und der Zwiſchenraum mit Kohlenpulver als einem ſchlechten Wärmeleiter ausgefüllt.

Zwiſchen den Dampfmaſchinen und den Werkſtätten ſind unterirdiſche Verbindungen angebracht. Sie haben einen gemeinſamen Keſſel und Condenſator. Weil die Werkſtätten niedriger ſtehen als der Ladungsplatz, ſo hat Watt eine eiſerne Säule angebracht, die durch wechſelnde Bewegung in die erſtern herabſteigt, und worauf dasjenige gelegt wird, was in die Höhe gehoben werden ſoll; durch die Elaſticität der heißen Dämpfe wird die Säule und was ſie trägt ſo hoch gehoben als man will, und ſobald man den Dämpfen Ausgang verſchafft, ſinkt die Säule wieder herunter.

Ein zum Probiren der neuen Dampfmaſchinen beſtimmter Keſſel iſt in den Werkſtätten vorhanden; alles mangelhaft Befundene wird weggeſchafft und erſetzt; hierauf beruht die Vollkommenheit dieſer Maſchinen, und die langen Dienſte, welche ſie, ohne der Ausbeſſerung zu bedürfen, leiſten, hinwieder aber auch ihre gegen andere Fabriken höhern Preiſe.

Alle Werkſtätten werden mit Gas beleuchtet; ich fand hier das Gaslicht nicht völlig geruchlos, was vielleicht eine Folge der angewandten Steinkohlenart iſt; bey Lee in Mancheſter war durchaus kein Geruch wahrzunehmen, vermuthlich weil man dort Kennel coals zur Gasentwicklung gebraucht, und daſſelbe auch ſorgfältig mit Kalkwaſſer wäſcht.

Die Fabriken von Boulton und Watt ſchienen uns, mit Ausnahme einiger Theile für die plattirte Waare, ſtark beſchäftigt zu ſeyn. Die Münzſtätte und die Gießerey machen, wie mir däucht, ihre Hauptheile aus. Man verfertigt hier Dampfmaſchinen, von einer einfachen bis zu hundert und vierzig Pferdeſtärken; indeß iſt Watt der Meinung, es ſeyen die über vier und ſiebenzig Pferdeſtärken hinausgehenden keineswegs empfehlenswerth, und es ſey gerathener, wo man einer ſtärkern Kraft bedarf, ſich dieſelbe durch die vereinte Wirkſamkeit von zwey gleich ſtarken Maſchinen zu verſchaffen.

Ich konnte mir kein Preisverzeichniß der Dampfmaſchinen verſchaffen; man ſagte mir aber, diejenigen von ſechs Pferdeſtärken koſten ſechshundert Pfund Sterling und der Preis vermehre ſich ungefähr um hundert Pf. St. für jede hinzukommende Pferdeſtärke. Wir können übrigens nicht genug die Gefälligkeit und Offenheit rühmen, mit der die Herren Watt, Boulton und Walker uns behandelten und einen ganzen Tag verwandten, um uns mit allem Detail ihrer Einrichtungen bekannt zu machen.

Der ſechste Jenner, der ein Sonntag war, wurde auf den Beſuch der Umgebungen von Birmingham verwandt. Die Menge der Kanäle, die ſich vereinigen und nach allen Gegenden von England hinführen, die nach den Steinkohlen- und Eiſen-Bergwerken leitenden Verbindungen, die großen Kalkſteinbrüche endlich und die unterirdiſchen Kanäle, hatten unſere Aufmerkſamkeit rege gemacht; der letzteren finden ſich drey in dieſer Provinz, von denen einer faſt zwey Millen unter der Erde hinläuft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Comet des Jahres 1531.

Ob der im Sommer 1819 geſehene Comet mit dem im Sommer 1531 angeſtaunten nicht der nämliche ſeyn könnte? Zur Vergleichung und Löſung der Frage wird aus handſchriftlichen in der Stadtbibliothek von St. Gallen aufbewahrten Quellen, folgendes dargereicht:

In Vadian's (des berühmten Bürgermeiſters, Arztes und Polyhiſtors) handſchriftlicher Chronik (3 Bd. S. 290) findet ſich folgende Stelle:

„Zu mitten Augſten des Jahres 1531 erſchain ain Comet zu Abend bald nach Sonnen nidergang, und was ſichtig bis zwüſchend neune und zechne. Er ſtund über des Atzlers Berg und gieng der Sonne nach nieder wie andere Sterne und war doch khain Planet nit. Dann kam er ſobald uff die Sonne und gleich den Weg, den ſie gienge. Dieſer Stern ſtrahlte den Schwanz über ſich, ains Manns Klafters hoch

der was liecht und luter und gar nit roter oder trutzlicher Farb. Die Welt ſah ihn nit gern, denn man beſorgt er zeigte nünt gūts wie gemainklich dieſer Sterne Ard iſt. Er währte und ward geſehen wenig Täg.“

Johann Keßler, ein Freund Vadians, in ſeiner Chronik Sabbatha, oder St. Galliſche Reformations-Geſchichte meldet davon weiterhin nachſtehendes:

„Chriſtophorus Clauſerus, Philoſophus, und der Stadt Zürich Arzt, ſchreibt und thut kund, bey ſeinem Almanach, auf dieß gegenwärtig Jahr geſtellet, alſo: „Es wirdt auch diß Jahr one einen Kometen, oder gehaarechten Sternen, kaum zergehen; inſonders gegen Sommerszeit, verurſachte die groß Reitzung Martis.“ Dieſer Komet iſt erſchienen, und, als man ſagt, erſtmals geſehen worden, den 15 Tag Augſtmonats, Nachmittag um die neunte Stund. Dieſen Kometen haben deutet und ausgelegt, Theophraſtus von Hohenheim, der Zeit hie zu St. Gallen wohnendt, Bürgermeiſter Chriſtian Studer, Arzneydoktor, und Johann Schöner; welcher unter andern Deutungen, als groß Blutvergießen, Aenderung des Regiments, Peſtilenz und Krankheiten, auch fürnemlich einen Abgang gelehrter Männer anzeiget.“

„Hier muß mich nit verdrieſſen anzuzeigen, was ſich bey unſerer Obſervation oder Wahrnehmung zugetragen hat. Wie man erſtmalen ſagt, es würde ein Komet erſehen, deßgleichen am Morgen ein grauſamer feuriger Stern, iſt unſer Herr D. Joachim von Watt (Vadianus), der Zeit des Reichs Vogt, verurſachet und wir benachbenannte, ſein Bruder David von Watt, Conrad Eppenberger, Andreas Erkh, Jacobus Schriner, Joachim Rütiner und Ich, mit ihme auf die Bernegh zu gehen, und allda auf der Höhe, durch die Nacht, des Kometen zu Abend, und des Sternen zu Morgen wahrzunehmen. Ob das erſt ein wahrhafter Komet, oder ſonſt ein Planet, der einen Glanz von ihm würffe; oder ob das am Morgen ein beſonderer Stern, oder ob ſich der zu Abend, nach ſeinem ſchnellen Lauf, am Morgen wiederum erzeigte, zu erkundigen. Wie wir nun in des Hochrütiners Bürgli, oben an der Bernegh gelegen, um den Herrn Doctor ſaßen, und er fleißig in dem Almanach der Planeten und der Zeichen ſtatt und Gelegenheit ausſpähet, befand ſichs nit ein Planet, ſondern ein ungewöhnlicher Stern, die man Kometen nennet. Demſelben nach, um die eilfte Stund, ſprach er: Ob wir gar auf die Höhe, ſo man Wendelis Bildt nennet, hinauf ſteigen wollten? Deß wir guten Luſt trugen. Nun war es ſehr finſter und gar ein ſterniger Himmel, und der Boden ganz feucht von kühlem Thau; ſpricht Andreas Erkh: Herr Doctor, es iſt nit für euch, denn ihr ſeit ſchwer, und wird euch das Steigen hart ankommen; ſo habt ihr lederne Hoſen, die werdet ihr in dem Thau ganz verwüſten. Antwortet der Herr Doctor: Ich will mit euch hinauf; denn ich von guter Geſellen wegen nicht allein die Hoſen, ſondern auch einen Fuß wollt dahinten laſſen. Als wir nun in der Höhe, ſetzt er ſich auf den Boden nieder, in das feuchte Thau, und wir um ihn her; fing er an, nach ſeiner anerbornen Freundlichkeit, gar mancherley Materien betreffend, zu erzählen. Jetzt ſagt er uns: Wie er den ſchönen Himmel, mit ſo ſchönen Sternen wunderbarlich geziert, ob ihm ſähe; von der Schöpfung und auch der gewaltigen Ordnung des Geſtirns; und beſonders mit großer Verwunderung, wie Gott der Allmächtig, dem Zodiaco, das iſt dem Cirkel darin die zwölf Zeichen verordnet und ausgetheilt ſind, in der Schöpfung, einen Druck gegeben habe, daß er zuwieder dem Firmament einen beſondern Lauf vollbringe, aus welchem der Tagen und Nächten, auch der Zeiten, Aenderung entſtehe; zeigt dabey an, mit dem Finger, vieler Geſtirnen Namen, und zum letzten ſpricht er: O! wie will ich dieſen wunderbarlichen Schöpfer ſo gern ſehen!“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Oktober.

Wie zu erwarten war, iſt der vor ein Paar Monaten hier ſtatt gefundene Vorfall, welcher anfangs als eine Sandiade erzählt ward, in der Folge jedoch nur ein Seitenſtück zu den neuerlichen ſtaatspolizeylichen Verhaftungen in Deutſchland darbot, nunmehr auch von dem darin zunächſt Betroffenen beleuchtet worden. Hr. Stäbele, aus dem Kanton Thurgau gebürtig, ein junger Mann von vielſeitiger Bildung, hat ſich durch kleine Dichtungen in einheimiſchen Zeitſchriften vortheilhaft bekannt gemacht, und ein nicht gemeines Lehrtalent, theils als Hauslehrer der Söhne des franzöſiſchen Geſandten in der Schweiz, Graf von Talleyrand, theils in den Erziehungs-Anſtalten von Hofwyl und Iferten bewährt. Sein Abentheuer berichtet er nun, in dem eben ausgegebenen Aufſchluß über die Verweiſung des Privatdozenten Andreas Stähele aus dem Kanton Bern (10 S. 8.) mit unbefangener Ruhe und Gelaſſenheit, wie man ſehen wird, folgendermaßen.

Vom Jenner 1818 bis Hornung 1819 hielt ich mich als Lehrer der Geſchichte in Hofwyl auf, vom Hornung bis Auguſt 1819 als Privatdozent in Bern. Ohne Gehalt von Seite der Regierung, ſtand ich auch in keinem beſondern Pflichtverhältniſſe gegen dieſelbe. Ich lebte meinen hiſtoriſchen Studien. Meine Vorträge über deutſche Geſchichte erfreuten ſich eines ziemlich bedeutenden Auditoriums. Im Heumonat dieſes Jahrs erhielt ich ein Schreiben aus Neuwied, worin die Rede von einem Hrn. Hamel war, der Deutſchland und die Schweiz bereiſe, und die Schulen und Academien zum beſondern Gegenſtande ſeiner Erkundigungen gemacht habe. Später erfuhr ich, daß Hr. Hamel wirklich in Bern angelangt ſey, und nach kurzem Beſuche in Hofwyl bereits geäußert habe: „die dortigen „Lehrer ſeyen lauter Jacobiner, die Anſtalt eine Geldſpeculation, „und die Schule habe wenig zu bedeuten.“ Die Widerlegung dieſes flachen Urtheils konnte keine Mühe koſten, und abgeſehen von ihrer möglichen Folgenwichtigkeit wenigſtens als eine Gefälligkeit für Hrn. Hamel ſelbſt betrachtet werden. Ob die ungerechte und empörende Beſchimpfung einer vaterländiſchen Anſtalt, an der ich früher ſelbſt als Lehrer gearbeitet hatte, die Beſchimpfung meiner dortigen Freunde, ohne innere Aufregung an mir vorbeygehen konnte — mag der Unbefangene ſelbſt ent-

ſcheiden. Hr. Hamel wohnte im Gaſthof zum Falken. Dahin verfügte ich mich und ließ mich anmelden. Da trat ein Mann aus dem Gaſtzimmer, den ich vorerſt um ſeinen Namen befragen zu müſſen glaubte. Hr. Hamel gab keine Antwort; ſein mißtrauiſcher ängſtlicher Blick ſchien eines böſen Gewiſſens unverkennbarer Zeuge zu ſeyn. Auf wiederholte Aufforderung Rede zu ſtehen, ſchickte er ſich an, unter unbedeutendem Vorwande wegzugehen; nun hielt ich den leidenſchaftlichen Ausbruch meines Gemüths nicht länger, ich nannte ihn im brennenden Momente innerer Entrüſtung einen Fürſtenknecht, um zu ſeinem Worte Jacobiner wenigſtens das Gegenſtück zu liefern, denn beyde, Fürſtenknecht und Jacobiner, wüthen — gegen Fürſt und Volk zugleich. Hr. Hamel rannte erſchrocken — zu meinem eigenen Erſtaunen, in ſchnellen Sätzen — die Treppe hinunter, und ließ mich allein ſtehen. Als durch den entſtandenen Lärm einige Perſonen herbeyeilten, faſſte ſich Hr. Hamel wieder; ich trat ruhig hinzu und forderte ihn auf, nun, in Gegenwart eines Zeugen, die eigentliche Abſicht der verlangten Unterredung zu vernehmen, und entfernte mich, nachdem ich abſchlägige Antwort erhalten hatte.

Etwa nach Verlauf einer Stunde, als ich mich eben dem Hrn. Hamel ſchriftlich zu erklären gedachte, tritt der Hr. Polizey-Direktor Wattenwyl in mein Zimmer, und befragt mich über den Vorfall mit Hrn. Hamel, den ich ihm unbefangen erzählte, wie ich ihn ſpäter zu Protokoll gegeben habe. Aber zugleich forderte Hr. Wattenwyl meine Briefe ab, und im Austreten aus meinem Zimmer erklärte er, daß daſſelbe obrigkeitlich verſiegelt werden ſolle. Darauf wurde ich zu vorläufigem Verhör in's Polizey-Gebäude abgeführt. Ich glaubte nicht anders, als daß Hr. Hamel Klage gegen mich eingelegt habe; ich erklärte mich zu einer befriedigenden Ausgleichung mit Hrn. Hamel bereit. Dieſer erſchien, nachdem mein Verhör geſchloſſen war, und verlangte die Erlaubniß, mit mir ſprechen zu dürfen, läugnete die vorgeworfenen Ausdrücke gegen Hofwyl gebraucht zu haben, und betheuerte ſogar, abermals zu meinem eigenen Erſtaunen, daß er mit keiner Klage gegen mich eingekommen, daß die Behörde ohne ſein Wiſſen eingeſchritten, daß er Einwendungen gegen höhere Dazwiſchenkunft bereits gemacht und wiederholt zu machen gedenke. Da ich nicht unterſuchen konnte, ob Hr. Hamel jene beſchimpfende Aeußerungen gegen Hofwyl und die dortigen Lehrer ausgeſtoßen habe, oder nicht (daß es geſchehen, hat nachher ein unverwerfliches Zeugniß beſtätigt), ſo entſchuldigte ich mich wegen der zugefügten Beleidigung, und Hamel erklärte, mit der Entſchuldigung ſich begnügen zu wollen. Nach ſeiner Entfernung ließ man mich wohl anderthalb Stunden warten, bis endlich der Polizey-Direktor mit der Erklärung zu mir trat, daß ich in Verhaft abgeführt werden ſolle.

Somit blieb die ohne Zuthat der Behörde getroffene Ausgleichung zwiſchen Hamel und mir unbeachtet; am folgenden Tag wurde zur Unterſuchung meiner Papiere geſchritten. Daß man dachte, geheimen Verbindungen auf die Spur zu kommen, die in Deutſchland nach Ausſage der Zeitungen beſtehen ſollen, beweiſen die höchſt ſonderbaren Fragen, die in den darauf vorgenommenen Verhören an mich geſtellt wurden; ſie bezogen ſich auf meinen Univerſitäts-Aufenthalt, auf die Profeſſoren, deren Vorleſungen ich beſucht, auf meine Korreſpondenzen, auf die Burſchenſchaft, weil man vielleicht glaubte, ein Mitglied derſelben verhaftet zu haben, und was das Auffallendſte iſt, ich wurde im Namen des geheimen Rathes aufgefordert, meine Meinung über Kotzebue und über Sand's That zu offenbaren. Meine vorfindlichen Schriften waren wiſſenſchaftlichen Inhalts, meiſtens hiſtoriſche Auszüge, ohne politiſche Verfänglichkeit; meine Briefe betrafen perſönliche Verhältniſſe oder literariſche Mittheilungen, ſo daß von vielen hundert Bogen meiner Scripturen nur wenige Linien als Anklage gegen mich gebraucht werden konnten. Zwar fand ſich ein Aufſatz, deſſen Inhalt als höchſt bedenklich angeſehen wurde, wie die vielen mit Bleiſtift unterſtrichenen Stellen ſattſam anzeigten; aber zum Glück wuſſte ich den Hrn. Görres dafür verantwortlich zu machen, dem der in vielen deutſchen Blättern abgedruckte und von mir blos abgeſchriebene Aufſatz zugehört. Aber ein vor ſechs Monaten angefangener, nie abgegangener Brief, worin ich meine Anſicht über die Ariſtokratie in Bern äußere, gab Anlaß, mich des Staatsverraths zu beſchuldigen — und darauf gründet ſich auch zunächſt und eigentlich der Geheime-Raths-Beſchluß, welcher mich zu ewiger Verbannung, und zu Bezahlung aller Unterſuchungs- und Verhafts-Koſten verfällte.

Die in dem Beſchluß nur fragmentariſch angeführte Stelle ſoll hier vollſtändig, nach ihrem Zuſammenhang erſcheinen. Die Abfaſſung des Briefes fällt in eine Zeit, wo ich unentſchloſſen war, ob ich in Bern bleiben ſollte oder nicht. Deswegen heißt es: „Allein der Ariſtokraten-Unfug hat mir längſt die Seele gegen die Berner griesgram gemacht, ſo daß keine innere Neigung mich an Bern feſthält. Meine Anſichten über Staatsverhältniſſe ſtehen in ſchneidendem Widerſpruche mit dem, was in Bern als orthodoxe Politik angeſehen wird, ſo daß ich bis auf den gegenwärtigen Tag noch keinen Entſchluß gefaſſt habe. Nur der Gedanke, im Schooß des oligarchiſchen Unweſens, im kräftigen Verein mit Gutgeſinnten, auf die Jugend zu wirken, und die Empfänglichkeit für das Beſſere hervorzurufen, mag mich beſtimmen, meinen Aufenthalt in Bern nicht abzubrechen.“ — Die vertrauliche Mittheilung, diplomatiſch ſtreng aufgefaſſt, enthält offenbar blos meine Anſicht über die Ariſtokratie in Bern. Dieß beſtätigt die erſte Frage des Herrn Verhörrichters, die er in Bezug auf dieſen Brief an mich ſtellte: „Iſt dieß Ihre Anſicht von Bern?“ — Eine Frage, die ich offenherzig mit Ja beantwortete. Eine abweichende Anſicht vom herrſchenden Syſtem muß ſtatt finden dürfen, ohne als Staatsverrath bezeichnet zu werden, wenn die Freyheit des bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens nicht hohler Klang und Ton im Vaterlande ſeyn ſoll.

Und nun betrachte man den ganzen Verlauf der Sache — man wird eingeſtehen müſſen, daß ich blos wegen des Vorfalls mit Hamel belangt werden konnte. Da aber Hamel keine Klage gegen mich einlegte, keine Genugthuung forderte, ſogar Einwendungen gegen meine Verhaftung machte, ſo begreift man nicht, wie auf den Grund eines perſönlichen, ohne Zuthat der Regierung ausgeglichenen Zwiſtes eine Staats-Unterſuchung erhoben werden konnte; wie man das Polizeyliche als Politiſches, das Politiſche (?) als Polizeyliches behandeln, wie man zur Verhaftung, zur Verſieglung und Unterſuchung meiner Papiere ſchreiten durfte, ohne die Verletzung meines geiſtigen Eigenthums zu ſcheuen; man begreift nicht, wie ein eidgenöſſiſcher Bürger des Rechtes beraubt wurde, ſich vor dem ordentlichen Richter vertheidigen zu dürfen. Die Landesverweiſung darf mich nicht kümmern, weder Klage, noch Bedauern ziemt in ſolcher Sache — aber in Freude will ich laut bekennen, daß meine Zuhörer in Bern die erforderliche Summe für meine Verhafts- und Unterſuchungs-Koſten, nebſt bedeutendem Ueberſchuſſe, mit den Ausdrücken ehrender und erhebender Theilnahme in meine Hände legten — und in meine Bruſt die unauslöſchliche Erinnerung an ſo viele ſchöne Zeichen der Freundſchaft.

Der Schrift, woraus die vorſtehende Erzählung enthoben iſt, hat ihr Verfaſſer die Aufſchrift eines Schauſpiels von Shakeſpear, viel Lärmens um Nichts, zum Motto vorgeſetzt.

Digitized by Google

Nro. 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Oktober 1819.

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freyheit geſäugt wachſen die Künſte der Luſt.

Schiller.

Bemerkungen über England.

(Fortſetzung.)

In der Nähe von Dudley beſahen wir einen Kanal, welcher diejenigen von Stafford und von Birmingham vereinbart. Wir nahmen einen Wegweiſer, der uns zu dieſem Kanal und in die Kalkſteinbrüche führte. In einem jenſeits der Stadt gelegenen Thal befindet ſich ein kleines Haus, wo man über einer Wendeltreppe von zweyhundert ein und zwanzig Stufen in eine Tiefe von hundertvierzig Fuß und in den unterirdiſchen Kanal herabſteigt. Dieſer ganze Schacht iſt gemauert; über den Kanal ſetzt man auf einer hölzernen Brücke, und auf der andern Seite befindet ſich eine Straße mit Eiſenbahnen, die in eine andere Gallerie des Steinbruchs führt. Der Kalkſtein iſt mit Mergel vermiſcht, welcher als Düngſtoff gebraucht wird. Die Kanal-Einrichtung, wodurch wir in die Höhe ſtiegen, iſt ſehenswerth.

Die Fabrik des Hrn. Thomaſſon, welche wir am 7. beſuchten, liefert alles was man gewöhnlich Birmingham-Waare (marchandises de Birmingham) zu nennen gewohnt iſt. Der Ausſtellungsſaal enthält Muſter dieſer Fabrikate, und der Eigenthümer ſelbſt zeigte ſie uns alle. Der Stahl wird hier mit Silber plattirt; es iſt dieß eine Erfindung, für die Hr. Thomaſſon ein Patent erhalten hat. Das Schönſte, was wir davon ſahen, iſt eine Vaſe von außerordentlicher Größe, woran eben gearbeitet ward; ſie iſt aus Gußeiſen nach dem Modell eines antiken, im Herkulanum gefundenen, ungemein ſchönen Gefäſſes verfertigt, und hat zwey und zwanzig Fuß Höhe. Die Ornamente ſind aus Bronze und das Hauptgefäß ſoll emaillirt werden, um das Ausſehen des Malachit zu erhalten. Man will zu dieſem Behuf über der Vaſe einen Ofen errichten, der das Kupferoxid, womit ſie überzogen wird, ſchmelzen und brennen ſoll; nachher wird das Gefäß polirt.

Die großen japaniſchen Gefäße von Eiſenblech werden hier ſehr gut nachgeahmt; die Mahlereyen werden gleichzeitig mit dem Brand der Gefäße emaillirt.

Man polirt und faßt Edelſteine aller Art, ſowol ächte als künſtliche. Die letztern, aus Glas bereitet, ſind ungemein ſchön, und den ächten, in Farbe ſowol als in Glanz, ſehr ähnlich. Eine Menge anderer Waaren, die in dieſer ausgedehnten Anſtalt verfertigt werden, übergehen wir mit Stillſchweigen.

Nachher beſahen wir die große Papier-maché-Manufaktur der HH. Chipping und Bill, worin alle dahin einſchlagenden Waaren in großer Vollkommenheit geliefert werden. Gern hätten wir die Nägelfabrik des Hrn. Jonas Spoones geſehen; allein ſie war verſchloſſen, weil es ein Montag war; nebenbey aber kam es uns vor, daß man auch wenig Luſt hatte, uns dieſelbe zu zeigen. Es beſteht dieſe Fabrik ſeit Kurzem erſt; man verfertigt darin Nägel ohne Feuer, vermittelſt einer Maſchine, die ſie erſt zuſchneidet und ihnen hernach die Köpfe anpaßt. Andere werden gegoſſen und durch's Cementiren zäher gemacht.

Am 8ten Jenner beſuchten wir den Hrn. Raphael Egginton, den berühmteſten Glasmahler in England. Er hat

Digitized by Google

mehrere ſehr ſchöne Gemählde in Schlöſſer und Kirchen geliefert. Er braucht für ſeine Arbeiten weiſſes Glas, welches durch Oride, die er mit dem Glas brennen läſſt, gefärbt wird; er gibt hierauf dem Glas einen matten Grund und polirt was heller ſeyn muß. Wir ſahen ein ſchönes Gemählde, das die Apoſtel vorſtellt, und das für eine Kirche nach Mailand beſtimmt war.

Birmingham iſt eine große Stadt, die nahe an hunderttauſend Einwohner zählt, aber keineswegs ſchön genannt werden kann. Sie iſt auf einem Hügel angelegt, ihre Straſſen ſind unregelmäßig, und die Häuſer ſchlecht gebaut. Die Fabrikgebäude ſogar, mit Ausnahme deſſen von Soho und der Nägelfabrik, ſind in der That nur elende Gebäude. Die Zimmer ſind klein und die Arbeiter enge zuſammengepreſſt. Die Gebäude werden hier für etwas untergeordnet angeſehen, und hingegen alles nur auf Maſchinen gewandt.

In der Gegend von Dudley ſahen wir eine große Steinkohlenmine, die verlaſſen ſteht und ſeit länger als vierzig Jahren in unterirdiſchem Brande ſich verzehrt; mehrere Morgen Landes ſind bereits ausgebrannt. Der Boden enthält reine Thonerde und nahe an der Oberfläche Schwefel; dieſe Oberfläche iſt röthlich gefärbt, der Rauch verflüchtigt ſich durch Spalten, und wenn ein Theil ausgebrannt iſt, ſo ſinkt er ein. Das Waſſer, welches durch die Spalten eindringt, trägt ſeinerſeits auch dazu bey, die Zerſetzung zu vollenden. Wir kamen bey den großen Fabrikgebäuden Wilkinſons in Bradley, deren Eigenthümer jetzt Hr. Teraday iſt, vorbey. Sie gewähren einen traurigen Anblick. Die vormals ſo berühmten Anſtalten wurden nach dem Tode des kunſtfleiſſigen Wilkinſon eine Zeitlang durch ſeine Erben fortgeſetzt, nun haben aber alle Arbeiten aufgehört, außer im Steinkohlenwerk. Fünf und zwanzig Oefen, zahlreiche Raffinerien, die ſchönſten Dampfmaſchinen, das alles iſt jetzt unthätig geworden, und geräth in Zerfall; der letzte Brand war in der Woche vor unſrer Ankunft gelöſcht worden. Es bedürfte eines Capitals von 100,000 Pf. Sterl., um die Einrichtungen in neue Thätigkeit zu bringen. Wir beſahen auf dieſer Straße auch die Schmelzöfen der HH. William Johnſon und Comp., die in voller Arbeit ſtehen.

Ein Landesbezirk von acht bis neun Millen Länge auf vier Millen Breite, ruht faſt ganz nur auf Steinkohle und Eiſenerz. Dieſe zwey Mineralkörper kommen in der Gegend beynahe ſtets vereint vor. Die Werke werden durch verſchiedene Eigenthümer betrieben. Die Schmelz- und Reinigungs-Einrichtungen ſind allezeit ſo nahe als möglich bey den Ausleerungsſchachten angebracht; und da dieſe Werkſtätten ſehr zahlreich ſind, ſo ſieht das ganze Land mit Gebäuden wie überſäet aus; die Menge der Dampfmaſchinen, welche zum Ausheben des Minerals und der Austrocknung der Gruben dienen, ſcheint ihre Zahl noch zu vermehren.

Der Abgang der Ausgrabungen und die Schlacken der Schmelzwerke erheben ſich von allen Seiten her, zu ſchwarzen und dürren Hügeln. Zwey Kanäle durchziehen den Bezirk ſeiner ganzen Länge nach von Süden gen Norden. Ihre zahlreichen Verzweigungen einer und die Straßen mit Eiſenbahnen anderſeits, erleichtern den Transport aller rohen ſowol als fabrizirten Stoffe. Die ganze Gegend ſieht wie entzündet aus, und iſt mit einem dichten Rauche bedeckt, welcher Alles durchdringt, und dem Ganzen ein höchſt ſonderbares Ausſehen ertheilt.

Weil das Land hoch liegt und wenig Waſſer hat, ſo wird zum Behuf der Kanäle das aus den Gruben gewonnene benutzt. Zwey Dampfmaſchinen werden ausſchließlich zu Unterhaltung dieſer Kanäle gebraucht, ſo daß man ihre Aeſte nach allen Richtungen leiten kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dunaan und die Königinn Ruma.

In der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt herrſchte über das glückliche Arabien, Homeritis genannt, ein jüdiſcher König Dunaan. Von deſſen grauſamen Verfolgungen der Chriſten, die ſich in jenen Gegenden ausgebreitet hatten, geben uns die ältern morgenländiſchen Schriftſteller, namentlich der Biſchof S. Simeon in ſeinem Briefe an den Abt Simeon von Gabula *) umſtändliche Nachrichten.

Da dieſelben nicht nur intereſſante Belege von dem politiſch-rohen und fanatiſch-barbariſchen Charakter dieſes jüdiſchen Eiferers, ſondern noch mehr ſchöne menſchliche Züge von der Seelenſtärke enthalten, die warme Hingebung an ein überſinnliches Gut mitten unter den größten Bedrängungen, auch bey Frauenzimmern, ja bey jungen Knaben und Mädchen ſelbſt gewährt, ſo heben wir einige dieſer Züge für unſre Leſer und Leſerinnen aus.

Dieſer Eroberer und Chriſtenwürger, nachdem er des Landes der Homeriten ſich bemächtiget, und ſchon vorher, wie er ſich ſelbſt in einem Schreiben an den arabiſchen König Monder berühmt, eine Menge aethiopiſcher Chriſten, die das Judenthum nicht wollten annehmen, darunter hundert und achtzig Prieſter hatte hinwürgen laſſen, belagerte jetzt die von den Chriſten bewohnte Stadt Nagran, die dem Fürſten Aretas gehörte, mit einem Heere von zwanzig tauſend Mann.

Mehrere Tage lag er ſchon fruchtlos vor der Stadt; jetzt ließ er den Einwohnern, die ſeiner Uebermacht zwar entſchloſſenen aber immer nicht genug hinlänglichen Widerſtand leiſten konnten, entbieten: Würden ſie ſich ergeben, ſo ſoll-

*) S. Assemann Bibl. Or. T. I. p. 364 sqq.

Digitized by Google

ten ſie alle beym Leben erhalten bleiben, und ſeiner Gnade ſich zu erfreuen haben; nur fortgeſetzte Hartnäckigkeit würde einen ſtrengen Rächer an ihm finden.

Ihre traurige Lage, ihre geringe Macht gegen ſeine Ueberzahl überblickend und abwägend, gaben ſie ſich ſeinen fälſchlichen Verſicherungen hin. Er ſelbſt aber hatte ſchon vorher bey ſich beſchloſſen, wofern ſie den chriſtlichen Glauben nicht würden abſchwören, ihnen als Ketzern kein Wort zu halten.

Nach geſchehener Uebergabe läſſt er ſich alles Gold, Silber, Alles, was ſie von Reichthümern beſaßen, ausliefern. Er fordert ihren Biſchof Paulus vor ſich. Als er vernimmt, daß dieſer nicht mehr am Leben ſey, läſſt er ſich ſein Grabmal zeigen, ſeine Gebeine herausnehmen und ſie verbrennen. — Auch die Kirche, alle Prieſter und wer ſich in die Kirche geflüchtet hatte, opfert er unmenſchlich den Flammen auf. — Den übrigen befiehlt er, Chriſtum und das Kreuz abzuſchwören. — Als ſie es mit ihrem König Aretas hartnäckig verneinten, ließ er alle, Aretas und die Vornehmen voran hinrichten. Jener hielt ihm ſeine Treuloſigkeit ſowol als ſeine Grauſamkeit aufs nachdrücklichſte vor.

An die Weiber geht die Erinnerung, ſie ſollten des Heils ihrer Kinder eingedenk ſeyn, und ihr und der Kleinen Leben durch Verläugnung des Chriſtenthums zu retten ernſtliche Sorge tragen. Dieß alles aber wirkt ſo wenig, daß gerade durch die fortgeſetzte Wütherey und das Dräuen des Tyrannen die Begeiſterung für die geliebte von Jugend an ihnen vertraute Lehre ihr Blut zu vergießen unter allen nur um ſo ſtärker, um ſo allgemeiner wird.

Ja ein Wetteifer, welche der Frauen zuerſt dieſer Ehre gewürdiget werden dürfte, bemächtigte ſich jetzt ſo ſehr Aller, daß ſie von ſelbſt zum Richtplatze hineilten und Nacken und Bruſt dem Schwerdte der Henker darboten, nur über das Einzige klagend, daß man ihnen dieſes Glück nicht mit den heiligen Jungfrauen, den gottgeweihten Schweſtern, deren mehrere von ihnen waren hingerichtet worden, oder mit ihren Männern hätte vergönnt. Ja die Kinder ſelbſt theilten dieſe Begeiſterung ihrer Mütter.

Vorzüglich wird von Ruma, der Gattinn des Aretas, erzählt.

Als ihr angeboten wird, ſie ſollte ſich ihrer Töchter erbarmen, und die jüdiſche Religion annehmen, ſo würde ſie mit dieſen in den Beſitz alles ihres Vermögens und vorigen Anſehens zurückgeſetzt werden und eines ungefährdeten ehrenvollen Lebens ſich zu erfreuen haben; ſo erfüllte dieſer Antrag ſie mit ſolchem empörenden Widerwillen, daß ſie augenblicklich aus dem Angeſichte des Königs ſich hinwegriß, und „zum Tode, zum Tode führet uns" ausrufend, mit zurückgeſchlagenem Schleyer — noch hatte ſie ihr Angeſicht vorher öffentlich niemals entblößt — in hoher Freudigkeit durch die Straßen dahinging, und Alle, die ihr begegneten, zu gleicher ſtandhafter Erduldung des Todes begeiſtert aufforderte. „Ihr kennet, rief ſie: Weiber von Nagran, Chriſtinnen, Jüdinnen, Heidinnen, welches Glaubens ihr immer ſeyd, mein voriges Schickſal. Mein Geſchmeide, meine Reichthümer, alles Glanzgeräthe irrdiſcher Nichtigkeit, das ich beſaß, hat mir der Tyrann zurück verſprochen, wenn ich Chriſtum verläugnete. Ich laſſe jene Armſeligkeiten willig zurück, und mit offnem Angeſichte, das ihr vor nie geſchaut habt, gehe ich aus einer glücklichen Ehe, die das Schwert dieſes Wütherichs getrennt hat, einer neuen als Braut meinem Erlöſer entgegen, ich und meine Töchter, um, wie der Heilige, der herniedergekommen iſt und hat gelitten für uns, zu leiden für ihn und mit ihm, damit die Seligkeit, die er uns hat erworben, nach kurzem Schmerze mich möge krönen. Folget mir nach, Glaubensgenoſſinnen, und weichet nicht von dem guten Bekenntniſſe, auf das ihr verpflichtet ſeyd durch die Taufe, auf daß ihr nicht ob dem irdiſchen Heil das ewige möget verlieren!"

Als ſie ſo geſprochen, kam ſie wieder in den Palaſt des Königs zurück, um ihren Tod flehend.

Als Dunaan abermals ſie ermahnte, ihrer Rettung und der Rettung ihrer Töchter eingedenk zu ſeyn, und ſie immer nur, den entblößten Nacken darbietend und in den Händen haltend die aufgelöſten Haare, das Eine rief: „Tödte mich! Zu meinem Gatten, zu ihrem Vater ſende mich, ſende dieſe zurück!" hieß der König ſie niederknieen, und mit grauſamer Quälerey befahl er zuerſt neben ihr die Töchter zu enthaupten, die mit gleichem Muthe dem Tode entgegen gingen. Mit unerſchrockenem Geſichte hielt Ruma dieſen jedes mütterliche Gefühl zerreißenden Anblick aus. Ja als ihr von einer der Enthaupteten das Blut mitten ins Angeſicht ſprützte, hob ſie das Angeſicht zum Himmel, und rief: „Das opfr' ich dir, mein Heiland." Bald darauf ward auch die Mutter hingerichtet. Dunaan verſichert in einem von ihm angeführten Briefe, das Mitleid, mit den zarten ſchön gebildeten Töchtern zumal, habe ihn bis zu Thränen gerührt, aber doch habe er es ſeiner Würde gemäß geglaubt, eine ſolche Halsſtarrigkeit an Mutter und Töchtern ſo zu beſtrafen. So fuhr er fort in ſeiner Wütherey; die unmündigen Kinder der übrigen Chriſtenweiber jedoch befahl er, auf den Rath hin der Hohenprieſter, den Händen der Kriegsleute zur Erziehung zu übergeben, unter der merkwürdigen Bedingung, wenn ſie zu den Jahren der Mündigkeit würden gelangt ſeyn, ihnen die Wahl zu laſſen, entweder, mit Annahme der jüdiſchen Religion ihr ferneres Leben zu erhalten, oder, wenn auch ſie hartnäckig bleiben wollten in der ihrer Väter, gleichen Tod, wie jene durch die Hände ihrer Erzieher zu erfahren.

Ez.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Oktober.

Den ganzen September-Monat hindurch hat die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-Produkte dem Pariſer Publikum und den Fremden eine lebhafte Beſchäftigung gewährt, und ſchwerlich läſſt ſich ein für alle Klaſſen der Geſellſchaft intereſſanteres Schauſpiel denken, als eine ſolche zur öffentlichen Schau geſtellte Aus-

Digitized by Google

wahl prachtvoller oder ſinnreicher Induſtrie-Produkte, die aus allen Theilen eines großen Reichs herbeygeſchafft worden ſind, und den Standpunkt bezeichnen, worauf ſich jezt der National-Kunſtfleiß befindet. Daß die Franzoſen auf die Wirkung, den eine ſolche Ausſtellung macht, eitel ſind, und nimmer ermangeln, ihre Induſtrie über diejenige aller andern Völker zu erheben, läßt ſich weit leichter verzeihen, als die ewigen Prahlereyen über ihre Siege, die andern Völkern zum großen Schaden, und ihnen ſelbſt zu keinem Nuzen gereicht haben. Aus der Zahl der Hauptfabrikanten iſt eine Kommiſſion ernannt worden; dieſe hat ihr Urtheil über die ausgeſtellten Fabrikate gefällt, welchem zufolge der König den Fabrikanten bey einer Audienz am Hofe Gold- und Silber-Medaillen ausgetheilt hat; der mittelmäßigen Fabrikanten iſt rühmlich Meldung gethan worden. Somit iſt Niemand leer von dannen gegangen. Unter den Mitgliedern der Commiſſion ſind diejenigen, die noch den Legions-Orden nicht hatten, zu Mitgliedern der Ehrenlegion ernannt worden. Gute Beſchreibungen dieſer Ausſtellung werden ihren Nuzen haben; auch arbeitet man ſchon an mehrern. Auch haben faſt alle Tagesblätter ziemlich umſtändliche Notizen geliefert, wodurch alſo der Kunſtfleiß ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit hat werden müſſen. Vielleicht nimmt derſelbe bald einen neuen Schwung, da manche engliſche Fabrikanten, durch die ungeheuren Auflagen in ihrem Vaterlande niedergedrückt, ſich in Frankreich niederlaſſen, wo ſie beynahe eben ſo viel bürgerliche Freyheit, und weit weniger Steuern antreffen, und wo noch dazu manche Zweige des engliſchen Kunſtfleißes ſchnell emporkommen können. So z. B. hat es bisher in Frankreich mit der Gasbeleuchtung und den Dampfſchiffen nicht fort gewollt. Beydes iſt verſucht worden. Aber bey den Verſuchen, die blos der Neugierde zur Augenweide gedient haben, iſt man ſtehen geblieben, vermuthlich weil die Steinkohlen in Frankreich bey weitem nicht ſo wohlfeil ſind, als in England. Wenn nun aber engliſche Spekulanten in den franzöſiſchen Bergwerken den Bruch der Steinkohlen nach engliſchen Verfahrungsarten unternähmen, und auch die Koſten der Fuhren verminderten, ſo würde natürlich auch hier der Vortheil, den man aus Steinkohlen ziehen kann, in die Augen fallen, und ein allgemeiner Gegenſtand der Spekulation werden. Während obige Ausſtellung der Induſtrie-Produkte der Gegenſtand des allgemeinen Lobes war, gab es jedoch einige tiefſinnige Köpfe, denen aus wohlbedachten Gründen dieſes Jubeln über die Pracht der franzöſiſchen Manufakturen nicht gefiel, und welche ihren Unmuth darüber auf folgende Art ausgelaſſen haben. Daß Regierung und Volk die Fabrikanten ehren und preiſen, ſagten ſie, iſt wohl recht; allein nicht die prachtvollen Waaren ſind es, welche den Handel bereichern. Daß die Ausſtellung ſchöne Shawls, glänzende Kriſtalle, koſtbare Porzelan- und Gold-Arbeiten darbietet, iſt noch kein Beweis von National-Reichthum. Die gemeinen Waaren ſind es, welche die meiſten Hände beſchäftigen, und den beſten Abſaz gewähren. Auf dieſe ſollte man alſo hauptſächlich ſeine Aufmerkſamkeit wenden, anſtatt ſich von jenem Prunke verblenden zu laſſen. Wozu nuzet ferner das Aufblähen der Fabriken, ſo lange als der Ackerbau, die Grundfeſte alles Handels, vernachläſſigt wird! Den Ackerbau ſollte man aus der Niedrigkeit hervorziehen, ehren und preiſen; denn er, nur er mache den wahren National-Reichthum aus. Noch zieht man in Frankreich aus dem Landbaue kaum das Viertel des unendlichen Vortheiles, den er gewähren könnte. Hier alſo ſollte die Regierung Belohnungen und Lobſprüche austheilen, denn hier ſind ſie eigentlich vonnöthen. Statt deſſen laſſen die Miniſter den König verſprechen, er wolle den Handel durch neue Douanen-Geſeze unterſtüzen, welche wohl den franzöſiſchen Fabrikanten, nicht aber den Landleuten zu ſtatten kommen, ſondern dieſen ſogar zum Schaden gereichen, u. ſ. w. Allerdings ſind ſolche Klagen ziemlich gegründet, nur wohl nicht in dem Maaße, als es ſcheinen ſollte. Dann erſtlich verhindern die den Fabrikanten ausgetheilten Belohnungen keineswegs, daß die Regierung nicht auch beſtändig auf die Vervollkommnung des Ackerbaues Rückſicht nehme. Es werden ja jährlich von den Ackerbau-Geſellſchaften beträchtliche Belohnungen ausgetheilt; dagegen haben die Fabrikanten ſeit 1806 keine Preiſe erhalten. Zudem iſt ja der Flor der Fabriken, welche inländiſche Erzeugniſſe verarbeiten, z. B. die Tuch- und Leinwebereyen, mit demjenigen des Ackerbaues eng verbunden; je betriebſamer erſtere ſind, deſto höhern Werth muß ja auch der Landbau erhalten. Ein Anderes iſt es aber mit den Fabriken, die fremde Materialien verarbeiten, z. B. die Baumwollen-ſpinnereyen; allein da auch dieſe dem Lande nüzlich ſind, wenn auch nicht einer einzelnen Klaſſe von Menſchen, ſo folgt daraus, daß auch ſie Aufmunterung und Belohnung verdienen. Die Klagen der Landleute ſcheinen alſo nicht ſehr gegründet. Indeß da ſie frey vorgetragen werden, dank ſey es der hieſigen, uneingeſchränkten Preßfreyheit, ſo müſſen ſie doch die Aufmerkſamkeit der Regierung erregen, und zur Unterſuchung desjenigen führen, was etwa dem Landbau noch zu ſeiner völligen Entwicklung fehlt.

Die eben erwähnte Preßfreyheit führt allmählig einen Gebrauch ein, der bisher in Frankreich unerhört war, nämlich die öffentliche Erörterung des perſönlichen Werthes derjenigen, welche ſich den Staatsgeſchäften widmen. Dieß hat beſonders bey den lezten Deputirten-Wahlen ſtatt gehabt, wo die moraliſchen Eigenſchaften der Kandidaten ſehr umſtändlich in den Zeitungen auseinander geſezt und beurtheilt wurden. Natürlich geht der Beurtheiler zuweilen etwas zu weit, und läßt ſich auch wohl in ſeinem Urtheile von der Leidenſchaft verirren; allein dennoch hat dieſer Gebrauch den unendlichen Vortheil, daß er diejenigen, welche ſich den Staatsgeſchäften widmen wollen, zwingt, einen feſten und beachtungswerthen Charakter anzunehmen. Vermuthlich verdankt England dieſem öffentlichen Beurtheilungs-Vermögen ſo viele vortreffliche Charaktere, die im Parlamente glänzen; wahrſcheinlich wird auch Frankreich ſich eben dieſer Wirkung erfreuen. Am heftigſten iſt Gregoire dießmal dem öffentlichen Urtheile unterworfen worden. Dieſe lebhafte Diskuſſion hatte in moraliſcher Hinſicht etwas ſehr Intereſſantes. Es kam hier darauf an zu entſcheiden, ob Gregoire ein der öffentlichen Achtung würdiger Mann ſey, und mithin verdiene als Repräſentant des Volkes in dem großen Rathe der Nation einen Siz einzunehmen. Die ultraroyaliſchen Blätter fingen damit an, daß ſie ſeine heftigſten Reden aus der Zeit des National-Konvents wieder aus der Vergeſſenheit hervorzogen, und dem Publikum zur Schau ſtellten. Dagegen rühmten die liberalen Blätter in ſehr ehrenvollen Ausdrücken alles, was Gregoire zum Beſten der Aufklärung und der Humanität gethan hatte, und lobten ihn eben ſo ſehr als ihn erſtere heruntergemacht hatten. Beyde Parteyen ſchimpften bey dieſer Gelegenheit weidlich auf einander, gerade wegen ihrer gegenſeitigen Urtheile; und ſonderbar genug, beyde Parteyen hatten hier, die Schimpfreden abgerechnet, völlig recht. Der Gregoire des National-Konvents iſt nämlich eben ſo tadelnswerth, als der ſpätere Gregoire die öffentliche Achtung verdient. Es muß dieſen übrigens ſo menſchenfreundlichen Mann, zur Zeit der Revolutionswuth, eine Art von Fieberparoxism angefallen haben, in welchem er jene unbeſchreiblich leidenſchaftlichen Reden gehalten hat. Als dieſes hizige Fieber einmal vorüber war, wurde er wieder der aufgeklärte humane Geiſtliche, der ſich mit Wärme der armen Sklaven annahm, und ſein ganzes Schriftſteller-Talent dem Wohle der geſammten Menſchheit widmete. (Die Fortſ. folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 37.

Nro. 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 21. Oktober 1819.

Die Lampe ſtirbt, vom blaſſen Monde zittern
Zween dunkle Strahlen nur in dieß Gemach;
Hier wach' ich noch an dieſen ſchwarzen Gittern,
Und denke meinem finſtern Schickſal nach.

Ein älterer Dichter.

Der Gefangene. *)

I.

Morton's Gefängniß war ein kleines Thurmgemach, das auf einen Gang ſtieß, wo die Schildwache auf und niederging. Wachtmeiſter Bothwell, der gewiſſenhaft ſein Wort hielt und vielleicht auch mit des Gefangenen Jugend und einnehmenden Betragen Mitleid fühlte, hatte den unwürdigen Gedanken abgewieſen, die Wache in Morton's Gemach zu ſetzen. Halliday ging, mit ſeinem Karabiner im Arm, langſam im Gange, und ſprach bald dem großen Bierkruge zu, der am einen Ende auf dem Tiſche ſtand, und trällerte bald das muntere ſchottiſche Liedchen:

Ich bring's auf dem Wege nach Dundee dahin,
Daß gern du, lieb Mägdlein, ſollſt mit mir ziehn.

Hannchen Denniſon bat noch einmal ihre Gebieterinn, ſie gewähren zu laſſen. „Ich weiß ſchon fertig zu werden mit dem Reitersmann, ſetzte ſie hinzu. So rauh er iſt, ich kenne die Leutchen ſchon. Aber nicht ein Wörtchen dürft Ihr ſprechen.“

*) Aus dem Roman: Die Schwärmey; eine ſchottiſche Sage von Walter Scott (Verf. der Romane: Waverley, der Aſtrolog, Robin der Rothe) überſetzt von W. A. Lindau. in 3 Theilen. Die Geſchichte fällt in die Zeit des Glaubenskrieges unter Karls II. Regierung im Jahr 1679. Die Urſchrift ſteht in der erſten Sammlung der Tales of my Landlord. Die Ueberſetzung erſcheint in Kurzem.

Sie öffnete die Thüre des Ganges, als eben die Schildwache den Rücken gewendet hatte, und ſang nach der Weiſe des Liedchens mit dem liebelnden Tone bäuriſcher Neckerey.

Wenn mit einem Kriegsmann von dannen ich geh',
Da ſchelten die Freunde, ruft Mütterchen: Weh!
Einen Herrn oder Freyherrn, die würd' ich nicht fliehn;
Drum werde ich nimmer gern mit dir ziehn.

Das nenn' ich hübſch herausgefordert! ſprach die Schildwache ſich umwendend. Und von zwey auf einmal! Aber ein Soldat läßt ſich nicht leicht ſchlagen mit ſeinem Patrontaſchenriemen. Darauf nahm er das Lied wieder auf, wo das Mädchen inne gehalten hatte:

Mit mir zu ziehn, bringt dir Freude und Heil,
Haſt von meinem Brod und vom Bette dein Theil —
Beym Trommelton ſtell'n wir uns frey und kühn,
Drum mach' ich, daß gern du ſollſt mit mir ziehn.

Komm, mein hübſches Mühmchen, und küſſ' mich für mein Lied.

Das ſollte mir einfallen, Herr Halliday! ſprach Hannchen mit einem Blicke und Tone, worin ſie ſo viel Verachtung des Vorſchlages ausdrückte, als gerade nöthig war. Ich geb' Euch mein Wort, Ihr ſeht mich nicht lange, wenn Ihr Euch nicht manierlicher betragt. Ich bin nicht hergekommen mit meiner Freundinn, um ſolches dummes Zeug zu hören, und Ihr ſolltet Euch ſelbſt ſchämen — ja ſchämen!

Hm! und was für dummes Zeug führt Euch denn her, Jungfer Denniſon?

Meine Baſe hat nothwendig zu ſprechen mit eurem Ge-

Digitized by Google

fangenen, dem jungen Heineich Morton, und ich komme mit ihr, um zu ihm zu gehen.

Ey daß dich! ſprach der Reiter. Aber ſagt mir doch, Jungfer Denniſon, wie denkt Ihr denn hinein zu kommen mit eurer Baſe? Ihr ſeyd doch wohl ein bischen zu dick, durch das Schlüſſelloch zu huſchen, und daß wir die Thüre aufmachen — nein! davon laſſt uns nicht ſpechen.

Nicht ſprechen, aber es thun, erwiederte das ſtandhafte Mädchen.

Nun, das wollen wir doch ſehen, mein allerliebſtes Hannchen! Mit dieſen Woeten ſetzte ſich der Kriegsmann in Bewegung und trällerte, auf und nieder gehend:

Komm dem klaren Born nah,
Hannchen! Hannchen!
Siehſt dein liebes Bild da,
Süßes Hannchen!

Ihr wollt uns alſo nicht hineinlaſſen, Herr Halliday? Nun, auch gut! — Gute Nacht! Ihe habt mich zum letzten Male geſehen und dieß da auch! ſprach Hannchen, und hielt zwiſchen Zeigefinger und Daumen einen Silberthaler.

Gib ihm Gold! gib ihm Gold! flüſterte das bewegte Fräulein.

Silber iſt gut genug für ſeinesgleichen, die ſich nichts daraus machen, wenn ein hübſches Mädchen ihnen mit den Augen blinzelt. Und das Schlimmſte wäre, er würde denken, es wäe' etwas mehr dahinter, als eine Baſe von mir.. Nach dieſen Worten erhob ſie ihre Stimme und fuhr fort: Meine Baſe will nicht länger bleiben, Herr Halliday. Gute Nacht alſo!

Halt ein bischen! Halt! fiel der Reiter ein. Laſſt uns unterhandeln, Hannchen! Wenn ich eure Baſe zum Gefangenen hinein laſſe, ſo müſſt Ihr hiee bey mir bleiben zur Geſellſchaft, bis ſie wieder heraus kommt. Seht, dann können wir Alle zufrieden ſeyn.

Ey, daß mir der Teufel in den Beinen ſäße! ſpeach das Mädchen. Denkt Ihe denn, meine Baſe und ich, wir wären gekommen, um unſern guten Namen zu verlieren? Und das wüeden wir, wenn wir ſchwatzen wollten mit euresgleichen, oder mit eurem Gefangenen, ohne daß jemand dabey wäre, der ſehen könnte, ob alles richtig zuginge. Ey, ey! da ſieht man, wie weit es iſt vom Verſprechen zum Halten. Ihr hattet immer ſo viel Luſt, den armen Cuthbert zu verachten; aber wenn ich ihn gebeten hätte, mir einen Gefallen zu thun, und hätt' es ihn an den Galgen gebeacht, er würde ſich nicht zweymal beſonnen haben.

Der verdammte Cuthbert! erwiederte der Reiter. Ja, er wird ſchon in allem Ernſte an den Galgen kommen, hoff' ich. Ich hab' ihn heute in Milewood geſehen, mit ſeiner Mutter, der alten verwirrten Hexe. Hätt' ich gewuſſt, daß man ihn mir ſchon wieder vorweefen würde, ich hätt' ihn an den Schwanz meines Pferdes gebunden. Urſache genug hatten wir, ihn mitzunehmen.

O gut! gut! Ihr ſollt ſchon ſehen, was Ihr mit dem Cuthbert zu thun kriegt, wenn Ihe ihn zwingt, mit ſo vielen ehelichen Leuten in die Heide zu gehen. Er weiß das Ziel zu treffen. Ee war der Dritte beym Vogelſchießen. Und auf ſein Wort kann man rechnen, wie auf ſein Aug' und ſeine Hand, wenn er auch nicht ſo viel Redens darüber macht, wie einige von euren Bekannten. Aber 's iſt mir alles einerley. Kommt, Baſe, wir gehn.

Halt, Hannchen! Hohl' mich der Henker, ſetzte der Reiter zögernd hinzu, wenn ich mehe Umſtände mache, als ein Andree, wo ich einmal ein Wort geſagt habe. Wo iſt der Wachtmeiſter?

Er zecht mit dem Verwalter und dem Kelleemeiſter, erwiederte Hannchen.

So, ſo — Nun, da iſt er gut aufgehoben. Und die andern Reiter?

Die trinken mit dem Jäger, dem Falkner und andern Dienſtboten.

Haben ſie Bier genug? fuhr der Kriegsmann fort.

Sechs Kannen, und beſſeres kam nie aus der Beaupfanne.

Wohlan denn, mein hübſches Hannchen, ſprach der nachgiebige Kriegsmann. Sie ſind ſicher bis zur Ablöſung, und vielleicht auch ein bischen länger. Willſt du mir verſprechen, das nächſte Mal allein zu kommen. —

Vielleicht, vielleicht auch nicht, erwiederte Hannchen. Aber wenn ihr den Thaler kriegt, iſt's euch wohl eben ſo lieb.

Veedammt bin ich, wenn's das iſt! ſprach Halliday, aber er nahm das Geld. Doch — es iſt immee etwas für die Gefahr. Wenn Claverhouſe höet, was ich gethan habe, dann gehts mir ſchlimm. Aber jeder bey uns nimmt was er kriegen kann, und Bothwell mit ſeinem königlichen Blute geht uns mit gutem Beyſpiele vor. Und traute ich dir, du kleine ſchelmiſche Hexe, ſo verlöe' ich alle Mühe, aber dieß Ding — ſetzte er hinzu, auf den blanken Thaler blickend — iſt auch gut, ſo lange es aushält... Kommt, ich mache auf. Aber nur nicht lange geſeufzt und gebetet bey dem jungen Burſchen! Und feetig müſſt ihr ſeyn, wenn ich an der Thüre rufe, und ſchnell heraus, als ob's hieße: Aufgeſeſſen! Marſch!

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte im Pariſer Louvre.

Von J. B. Say.

(Fortſetzung.)

Eine der heilſamſten Wirkungen von dergleichen Ausſtellungen iſt, daß dadurch die Eitelkeit der Künſtler ihrem Eigennutze entgegengeſetzt wied. Sie möchten gern von iheen Mitbewerbern ihre ſchönſten Muſter, ihre niedrigſten Preiſe,

Digitized by Google

und einigermaßen die Verfahrungsarten, derer ſie ſich bedienen, geheim halten: aber andererſeits wollen ſie zu ihrem Vortheile erſcheinen; ſie wollen öffentlich beweiſen, welche Verbindlichkeiten die Provinzial-Induſtrie gegen ſie hat, und deshalb zeigen ſie ſich auf dieſem groſſen Theater, wo ſie bald der ſich hinzudrängenden Menge bekannt werden.

Wie hat es doch Hr. Vaudre gemacht, um vermittelſt mechaniſchen Verfahrens, Zierrathen aus gezogenem Kupfer zu verfertigen? Die HH. Denières und Mathelin haben neben der Wiege der Herzoginn von Berry eine kupferne Tafeluhr von ihm ausgeſtellt, die mir weit intereſſanter ſcheint, als jene prunkende Wiege. Die Gußarbeit daran iſt ſo vollkommen, die Umriſſe ſind ſo rein und ſcharf gezeichnet, daß man ſie nicht hat vergolden wollen, um ſie nicht zu verderben, und um ſie dem Publikum in ihrer ganzen Vollkommenheit vor Augen zu ſtellen. Ich habe ehemals engliſche Künſtler angetroffen, welche über die Unbeſtimmtheit unſerer Formen ſpotteten, und in verächtlichem Tone behaupteten, die gerade Linie ſey in Frankreich unbekannt. Sie mögen nun die von Vaudre für den Hrn. Denières verfertigten Kupferabgüſſe anſchauen und zittern; denn was man nur durch Geduld und groſe Geſchicklichkeit zu Wege bringen konnte, wird nun auf einmal vollendeter und wohlfeiler durch blinden Mechanismus hervorgebracht.

Die zur Hervorbringung der Kunſtprodukte gebrauchten Maſchinen ſind bey der Ausſtellung bey weitem nicht ſo zahlreich, als die Produkte ſelbſt, und die Maſchine des Hrn. Neuflise zum Tuchſcheeren ausgenommen, ſind die intereſſanteſten in den Werkſtatten geblieben. Man trifft jedoch Mongolfier's belier hydraulique an, unter neuer Geſtaltung und mit neuen Zuſätzen. Vielleicht wird man endlich dazu gelangen, ſich dieſer ſinnreichen aber bisher unnützen Maſchine mit Vortheil bedienen zu können. Zum Gebrauche derſelben waren ſo vollkommene, und ihrer ganzen Länge nach ſo dicke, dem fortwährenden Drucke des Waſſers widerſtehende Metallröhren nöthig, daß die Koſten dieſes ſo einfachen Zubehörs diejenigen eines gewöhnlichen und aus mehreren Beſtandtheilen zuſammengeſetzten überſtiegen; ein merkwürdiger Beweis der Nothwendigkeit, in den Künſten erſt die Billigung der Erfahrung einzuhohlen, ehe man von den ſinnreichſten und theoretiſch beſten Erfindungen Nutzen zieht. Eben dieſer Probe müſſen noch einige ausgeſtellte Ackerbaugeräthe unterworfen werden. In dieſer Gattung ſind die geringſten Vervollkommnungen von ſo groſer Wichtigkeit, daß man ſie nicht genug der Aufmerkſamkeit empfehlen kann; gut wäre es, wenn einſichtige Landbauern, welche das Louvre beſuchen, die neuen Geräthe verſuchen wollten.

Nach den Verbeſſerungen der Ackergeräthe ſind diejenigen, welche die Verarbeitung des Eiſens betreffen, die wichtigſten. Sollte man es wohl glauben, daß wir noch bey den Anfangsgründen der Kunſt, das Eiſen zu verarbeiten, ſtehen? In England ſcheint man Verfahrungsarten zu befolgen, wodurch man ein weit geſchmeidigeres Eiſen liefern kann, und zwar zu 10 Franken den Zentner, indeß unſere ſtarken Eiſenhämmer zu 20 — 25 Fr. ein zerbrechliches Eiſen liefern, wovon eine vierfache Menge erforderlich iſt, um dieſelbe Stärke zu bekommen. Nun iſt leicht zu begreifen, daß wenn man ein Eiſen zubereiten kann, was nur die Hälfte koſtet, und 4 mal ſtärker iſt, wir unſerer Seits den Gebrauch des Eiſens 8 mal theurer bezahlen, als es nöthig iſt.

Zum Glück für uns, geht durch die Verſchwendung der Engliſchen Regierung aller Vortheil, den die Nation aus der Sparſamkeit ihrer Fabrikanten zieht, wieder verloren. Die ſtarken Auflagen haben ſchon mehrere groſe Eiſenverarbeiter aus England vertrieben. Sie laſſen ſich mit ihren Verfahrungsarten in Frankreich nieder; dieſe Verfahrungsarten werden unfehlbar in unſern alten Eiſengießereyen nachgeahmt werden, und wir werden endlich gutes, wohlgegoſſenes und wohlfeiles Eiſen bekommen; ein unermeſslicher Vortheil für jede Art von Kunſtfleiß.

Man hat verſchiedene chemiſche Produkte ausgeſtellt, die alle ſeit langer Zeit bekannt ſind. Die chemiſchen Verfahrungsarten ſind wichtig in den Künſten; nicht ſo wichtig ſind die chemiſchen Produkte; und man darf daran zweifeln, ob in den jährlichen Produkten Frankreichs, die Salze und Säuren mehr als $\frac{1}{2000}$ von dem Geſammtwerthe ausmachen. Es gibt eine ökonomiſche Berechnung, die man vielleicht nicht genug anſtellt. Man rühmt ſich, z. B. daß man jetzt aus einer Materie, die gar keinen Werth hat, aus den Knochen nämlich, eine Nahrungsſubſtanz ziehen kann. Aber wie hoch kömmt das Herausziehen dieſer Subſtanz zu ſtehen? 40 Sous das Pfund. Und man hat eine noch nahrhaftere Subſtanz, das Rindfleiſch für 10 Sous.*) Dieß iſt noch nicht Alles. Diejenigen, welche an letzteren arbeiten, gewinnen alle, und viel, von den Weidevermiethern in der Normandie an, bis zu den Fleiſchern von Paris. Es fragt ſich nun, ob die Knochengallerte verhältnißmaßig denſelben Gewinnſt verſchafft.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Gegen dieſe Behauptung iſt in einem andern Tagesblatt bemerkt worden, daß Hr. Say nicht daran denkt, daß auch die Bereitung der Knochengallerte viele Menſchen beſchäftigt, und zwar nicht allein diejenigen, welche ſie zubereiten, ſondern auch diejenigen, welche die erforderlichen Materialien liefern; ferner iſt dieſe Gallerte ein neuer Vortheil, den man aus den Thieren zieht, und der mithin den Werth ihres Beſitzes erhöhet. Die Gallerte iſt dazu eine köſtliche Erfindung, welche in mehreren Fällen wichtige Dienſte leiſtet, dort beſonders, wo kein Rindfleiſch zu haben iſt. So z. B. kann man bey langen Schiffahrten vermittelſt einer verhältnißmäßig geringen Quantität Gallerte tauſende und hunderttauſende von friſchen Fleiſchbrühen haben. Iſt das Ausziehen der Gallerte aus den Knochen noch etwas zu koſtſpielig, ſo rührt dieß nicht von dem Eigenthümlichen der Erfindung, ſondern davon her, daß die Verfahrungsart noch nicht hinlänglich vereinfacht worden iſt; ein Erforderniß, welches leicht zu erfüllen ſeyn wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Oktober.

(Fortſetzung.)

In einer bey dieſer Gelegenheit erſchienenen biographiſchen Notiz über Gregoire wird ſein Verdienſt um die Sklaven ausführlich auseinandergeſetzt. Zuletzt, als Gregoire zum Repräſentanten ernannt worden war, trat er, der bisher zu Allem geſchwiegen hatte, dann ſelbſt auf, und zwar in einem gedruckten Briefe an ſeine Committenten. Ich muß geſtehen, ich war ſehr neugierig darauf, wie er ſich über ſein Betragen im National-Convente ausdrücken würde. Hier hat ſeine Gewandtheit einen Mittelweg eingeſchlagen. Weder geſteht noch läugnet er, was ihm zur Schuld gegeben wird, ſondern ſucht ſein Betragen indirekt zu beſchönigen: der Moniteur nämlich habe ſeine Reden falſch angegeben; er habe manches nicht ſo geſagt, wie es angeführt ſey; er habe es immer mit Feinden zu thun gehabt, die ſeine Worte und Abſichten verdreht hätten; zum Beweiſe diene der Umſtand, daß er, den einige Zeitungen jetzt eines übertriebenen Republikanismus beſchuldigten, zur Zeit der Revolution als ein Moderant und verlappter Anhänger der alten Ordnung der Dinge angeklagt worden ſey. Hievon nahmen die ultra-royaliſtiſchen Zeitungen nun wieder Anlaß, um über ſeinen Charakter herzufallen, und machten ihm ſogar dieſen Brief zum Verbrechen. Hier hatten ſie, dünkt mich, das größte Unrecht; denn ein Mann, der ſeinen alten Fehler zu beſchönigen oder zu bemänteln ſucht, beweiſt doch immer Achtung für die öffentliche Meinung, und ſogar auch für die Geſinnung aller Parteyen; er hätte ja, wie Carnot vor einigen Jahren, geradezu eine Vertheidigung ſeines Betragens im National-Convente ſchreiben können! Was würde man alsdann geſagt haben?

Die Streitigkeit über Gregoire's Perſönlichkeit iſt nun zwar zu Ende; doch dauert der Kampf des alten Frankreichs mit dem neuen noch immer fort, und wird wahrſcheinlich noch lange fortwähren, bis endlich die immer ſchwächer werdende Partey der Freunde der alten Ordnung der Dinge verſtummen wird. Eine ſehr ſinnreiche Karrikatur iſt über dieſen Kampf erſchienen. Man erblickt eine Bildſäule der Göttinn der Aufklärung mit ihrer Fackel, deren Licht aus Waſſerſtoffgas beſteht. Es kömmt ein alter Edelmann, dem man es wohl anſieht, daß er in Vorurtheilen grau geworden iſt, und ſich über die Aufklärung den Kopf nimmer zerbrochen hat, und will das helle reine Licht der Göttinn mit einer Lichtſcheere auslöſchen. Unten ſteht aber der Volksausdruck: Il n'y a pas mèche, welcher hier ein Wortſpiel ausmacht, in gewöhnlichem Sinne aber bedeutet: Es will nicht gehen. Vielleicht hat der Verfaſſer dieſes Sinnbildes ſelbſt nicht geahnet, wie viel Witz und welche tiefſinnige Allegorie in dieſem Bilde liegt. — Ich muß hier noch einer kleinen Begebenheit Meldung thun, welche die jetzige Geſinnung des Volkes charakteriſirt, in den deutſchen Zeitungen aber unrichtig ausgedeutet worden iſt. Vor einiger Zeit erſchien ganz unerwartet ein Kapuziner auf den Boulevards; ſeine in Frankreich ganz ungewohnt vorkommende Kleidung machte Aufſehen; der Mann zog bey jedem Schritte mehr Menſchen herbey; man lachte zuerſt, dann verſpottete man ihn; der Lärm wurde zuletzt ſo arg, daß ſich die Polizey ins Mittel legen und den Mönch bey Seite ſchaffen mußte. Dieß haben einige deutſche Zeitungen als einen Beweis der Unduldſamkeit des Pariſer Volkes ausgelegt, und mit den Mißhandlungen der Iſraeliten durch den deutſchen Pöbel verglichen. Ganz anders muß erſteres Betragen beurtheilt werden. Es iſt allgemein bekannt, daß alle Ordensgelübde durch ein förmliches Dekret der franzöſiſchen National-Verſammlung auf immer abgeſchafft worden ſind, und daß es ſeit jener Zeit in Frankreich keine Klöſter mehr gibt. Nun weiß man aber auch, daß ſeit der Wiedereinſetzung der königlichen Regierung einige Orden mehrere Verſuche angeſtellt haben, ſich wieder in Frankreich einzuſchleichen. Daß die Jeſuiten ſich wirklich ſchon unter andern Namen eingeſchlichen haben, und ſogar beträchtliche Güter kaufen, ohne daß man weiß, woher ſie das Geld dazu bekommen, wird in den liberalen Zeitungen oft genug geklagt. Zu ſolch einem Verſuche ſcheint nun auch jener Kapuziner hergeſandt worden zu ſeyn, und deshalb glaubt das Volk auf der Stelle ſeine Geſinnung über dieß Unternehmen ſo an den Tag legen zu müſſen, daß der Orden gleich wiſſe, was er in Paris zu erwarten habe. Alſo nicht als Individuum, ſondern als Repräſentant eines in Frankreich abgeſchafften und keineswegs beliebten Standes wurde er verſpottet; ob mit Recht oder Unrecht, braucht hier nicht erörtert zu werden. Die Polizey huldigte bey dieſer Angelegenheit der Volksgeſinnung, indem ſie Niemand zur Verantwortung zog, und dem Kapuziner nicht mehr erlaubte, in ſeinem Ordenskleide an öffentlichen Orten zu erſcheinen. Dennoch erſchien einige Tage nachher wieder derſelbe oder ein anderer Ordensbruder auf der Gaſſe; und es erfolgte wieder derſelbe Auftritt, und die Polizey benahm ſich gerade wie das Erſtemal. Nach dieſem doppelten fruchtloſen Verſuche wird alſo der Orden einſtweilen wohl auf ſein Vorhaben, ſich in Frankreich wieder einzuſiedeln, Verzicht leiſten. — Beſſern Fortgang haben die ſogenannten frères ignorantins, von deren Schulen ich ſchon mehrmals geredet habe. Dieſe werden, ſeitdem die Methode des wechſelſeitigen Unterrichts ſo ſchnell emporgekommen iſt, von manchen ſo begünſtigt, daß ſie wirklich der neuen Unterrichts-Methode großen Dank ſchuldig ſind. Alle ultra-royaliſtiſchen Zeitungen haben dieſe halbgeiſtlichen Brüder in Schutz genommen, und um die Sache nicht blos halb abzuthun, ziehen ſie die neue Lehrmethode, ſo viel ſie können, herunter. Deſto eifriger wird letztere von den Liberalen begünſtigt, und ſomit geht die alte und die neue Lehrweiſe ihren Gang. Nun werden auch Verſuche gemacht, die Gymnaſtik und Turnübungen zum Gegenſtande des öffentlichen Unterrichts zu machen. Da dieſe Uebungen aber keinen ſo augenſcheinlichen Vortheil gewähren, als der wechſelſeitige Unterricht, ſo hält es auch ſchwer, ſie hier in Aufnahme zu bringen. Sie werden jedoch von der hieſigen Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Elementar-Unterrichts ſehr begünſtigt. Sie hat die über Gymnaſtik vom Hrn. Elias zu Bern bekannt gemachte Unterweiſung überſetzen laſſen, und, wie ich aus dem letzten Hefte ihres Erziehungs-Journals erſehe, den Beſchluß gefaßt, bey der Regierung darauf anzutragen, 1ſtens daß die vom Hrn. Amoros in Paris angeſtellte Turnanſtalt feſter gegründet und mehr erweitert werde; und 2tens daß dem Hrn. Elias der nöthige Schutz und die Stütze der Regierung gewährt werde, wenn er ſollte berufen werden, um jenem ſo wichtigen Theile der phyſiſchen Erziehung die gehörige Ausdehnung zu geben. Man ſieht hieraus, daß es dieſer Geſellſchaft wirklich am Herzen liegt, die Turnübungen in Frankreich allgemein einzuführen; auch wird dieſes Vorhaben in den liberalen Blättern ſehr unterſtützt, welche bemerken, ein Staat ſey nur dann wahrhaft unabhängig, wenn ſeine Bürger die gehörige Kraft beſäßen, um ihre Freyheit zu vertheidigen, und dieſe Kraft müſſe ihnen durch eine wohlgeregelte Gymnaſtik beygebracht werden. Damit hat es nun freylich wohl ſeine Richtigkeit; allein was ich bisher von der Gymnaſtik hier geſehen habe, ſcheint mir nicht ſehr geeignet, dieſen Zweck zu erreichen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 253.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 22. Oktober 1819.

Die ehrne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernſter Wink
Iſt oberſtes Geſetz, dem Götter ſelbſt
Sich unterwerfen müſſen.

Goethe.

Der Gefangene.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Worten öffnete der Reiter das Gemach und ließ die beyden Mädchen hinein. Als er die Thüre hinter ihnen verſchloſſen hatte, fing er ſchnell wieder an, mit gemeſſenen Schritten auf und nieder zu gehen, und vertrieb ſich pfeifend die Zeit.

Die langſam geöffnete Thüre zeigte den Jüngling, der in tiefer Niedergeſchlagenheit die Arme auf den Tiſch geſtemmt und ſein Geſicht mit den Händen bedeckt hatte. Als er bey der Oeffnung der Thüre aufblickte, und die beyden eintretenden weiblichen Geſtalten ſah, fuhr er beſtürzt auf. Editha blieb nicht weit von der Thüre ſtehen, und vermochte weder zu ſprechen, noch näher zu treten. Die Beſcheidenheit ſchien den Muth zu dämpfen, den die Verzweiflung ihr gegeben hatte. Alle Entwürfe von Beyſtand, Befreyung oder Erleichterung, die ſie ihrem Freunde hatte vorlegen wollen, ſchienen auf einmal aus ihrer Erinnerung verſchwunden zu ſeyn, und in ihrer Seele war nur eine peinliche Gedankenwirre, in welche die Beſorgniß trat, ſie habe ſich durch einen Schritt, der übereilt und unweiblich erſcheinen könnte, in den Augen des geliebten Mannes herabgeſetzt. Sie hing ohne Bewegung und faſt entkräftet am Arme ihrer Begleiterinn, die vergebens ſie aufzurichten und zu ermuthigen ſuchte. Wir ſind nun herein, flüſterte Hannchen ihr zu. Wir müſſen die Zeit benutzen. Der Wachtmeiſter wird bald die Runde machen, und es wäre doch traurig für den armen Halliday, wenn er für ſeine Höflichkeit Strafe leiden müßte.

Morton hatte ſich indeſſen, die Wahrheit ahnend, furchtſam genähert. Welche Bewohnerinn des Schloſſes, als Editha, konnte Antheil an ſeinem Unglücke nehmen? Aber bey der ungewiſſen Dämmerung, worin er die verhüllte Geſtalt erblickte, fürchtete er doch in einen Irrthum zu fallen, der dem Gegenſtande ſeiner Neigung hätte nachtheilig ſeyn können. Hannchen, durch Geiſtesgegenwart und Vorſchnelligkeit ganz paſſend zu ſolchem Geſchäfte, eilte das Eis zu brechen. „Herr Morton, hob ſie an, Fräulein Editha iſt ſehr bekümmert über Eure Lage und —

Mehr brauchte ſie nicht zu ſagen. Heinrich war ſchon an Editha's Seite, faſt zu ihren Füßen, drückte ihre Hände, die ſie ihm ohne Widerſtand überließ, und überhäufte ſie mit den Ausdrücken ſeines Dankes, welche in den gebrochenen Worten kaum verſtändlich ſeyn würden, wenn wir nicht auch den Ton, die Geberde und die leidenſchaftlichen haſtigen Aeußerungen eines tiefen ſtürmiſchen Gefühles ſchildern könnten, womit ſie begleitet waren.

Editha ſtand einige Minuten ohne Bewegung, wie ein Heiligenbild, das die Huldigung eines frommen Verehrers empfängt, und als ſie ſich ſo weit erholt hatte, daß ſie ihre Hände löſen konnte, vermochte ſie nur mit ſchwacher Stimme zu reden. „Einen ſonderbaren Schritt habe ich gethan, Herr Morton, fuhr ſie mehr im Zuſammenhange fort, als ſie ihre Empfindungen bezwungen hatte, um ihre Gedanken zu ordnen.“ Vielleicht habe ich mich Eurem Tadel dadurch

Digitized by Google

ausgeſetzt. — Aber ich habe Euch ſchon lange erlaubt, die Sprache der Freundſchaft zu brauchen — vielleicht müßt' ich mehr ſagen — zu lange, als daß ich Euch verlaſſen könnte, wenn alle Menſchen Euch zu verlaſſen ſcheinen. Wie kommt Ihr in dieſes Gefängniß? Was iſt zu thun? Kann mein Oheim, der ſo viel auf Euch hält — kann Euer Verwandter, Milnwood, Euch nicht nützen? Gibts keine Mittel? Und was wird die Folge ſeyn?"

Sey's was es wolle! antwortete Morton, und umſchloß wieder die Hand, die ſich ihm entwunden hatte: ſey's was es wolle, von dieſem Augenblicke an iſt's mir der willkommenſte Vorfall eines läſtigen Lebens. Euch, theure Editha — verzeiht, daß der Unglückliche es wagt, Euch dieſen Namen zu geben! — Euch habe ich die wenigen glücklichen Augenblicke zu verdanken, die mein finſteres Daſeyn vergoldeten, und ſoll ich mich jetzt von ihm trennen, ſo wird die Erinnerung an dieſe Auszeichnung mich beglücken in der letzten Leidensſtunde.

Aber iſt's denn wirklich ſo? hob Editha wieder an. Ihr pflegtet Euch ſonſt ſo wenig um dieſe unſeligen Zwiſte zu bekümmern, und ſeyd nun ſo plötzlich, ſo tief darein verwickelt, daß nichts geringeres als —

Sie ſchwieg, unvermögend das Wort auszuſprechen, das folgen ſollte.

Nichts geringeres als mein Leben, wollt Ihr ſagen? erwiederte Morton mit ruhigem, aber wehmüthigen Tone. Das werden allein meine Richter wiſſen. Meine Wächter meinten, es ſey möglich, die Strafe durch Eintritt in auswärtigen Kriegsdienſt zu vermeiden. Ich glaubte, dieſe Wahl würde mir nicht ſchwer werden; aber ſeit ich Euch noch einmal geſehen habe, Fräulein, fühle ich, daß Verbannung mir ſchmerzlicher als Tod ſeyn würde.

Und iſts denn wahr, habt Ihr die tollkühne Unbeſonnenheit gehabt, mit einem von den grauſamen Mördern des Erzbiſchofs Gemeinſchaft zu halten?

Ich wußte noch nichts von jenem Verbrechen, als ich einem alten Freunde und Waffenbruder meines Vaters unglücklicher Weiſe Herberge und Schutz gab, erwiederte Morton. Aber meine Unwiſſenheit wird mir wenig helfen. Wer wird mir glauben, als Ihr? Und was das Schlimmſte iſt, ich weiß nicht, ob ich ſelbſt in dem Falle, wenn ich das Verbrechen gekannt hätte, mich unter allen jenen Umſtänden würde entſchloſſen haben, dem Flüchtlinge eine Zuflucht zu verweigern.

Und von wem, ſprach Editha ängſtlich, oder in weſſen Namen, wird die Unterſuchung Eures Betragens geführt werden?

Wie ich höre, vom Oberſten Grahame von Claverhouſe, antwortete Morton.

Claverhouſe? ſprach Editha mit zitternder Stimme. Barmherziger Himmel, Ihr ſeyd verloren, ehe man Euch verhört hat! Er ſchreibt meiner Großmutter, er wolle bey uns einſprechen auf ſeinem Wege in's Gebirge, wo ſich tollkühne Menſchen verſammelt haben ſollen, die ſich von einigen Mitſchuldigen an dem Morde des Erzbiſchofes zur Gegenwehr anfeuern laſſen. Seine Ausdrücke erregten mir Schauder, ſelbſt als ich noch nicht errathen konnte, daß — daß ein Freund —

Seyd meinetwegen nicht zu ſehr bekümmert, theuerſte Editha, ſprach Morton, als er ſie mit ſeinen Armen unterſtützte. Claverhouſe iſt finſter und hart, er iſt Einer von der Behörde, die der König, ſeine Räthe und unſer Parliament, das ſonſt freylich mehr auf unſer Freiheiten hielt, nun über unſre Habe und unſer Leben ſchalten laſſen. Aber auf alle Fälle iſt er doch brav, redlich und ein Mann von Ehre. Ich bin der Sohn eines Kriegsmannes, und will meine Sache führen, wie ein Kriegsmann. Er wird vielleicht eine ungekünſtelte und ungeſchmückte Vertheidigung günſtiger aufnehmen, als es ein liſtiger, heuchleriſcher Richter thun würde. In einer Zeit, wo die Gerechtigkeit ſo ganz verderben iſt, möchte ich auch mein Leben lieber durch offene Waffengewalt verlieren, als mich darum bringen laſſen durch die Gaukeley eines willkührlich ſchaltenden Rechtsgelehrten, der ſeine Kenntniß von den Geſetzen, die uns ſchützen ſollen, nur dazu benutzt, ſie zu unſerm Verderben zu verdrehen.

Ihr ſeyd verloren, verloren, wenn Ihr eure Sache gegen Claverhouſe führt; ſeufzte Editha. Mit Stumpf und Stiel ausrotten, war ſein mildeſter Ausdruck. Der unglückliche Erzbiſchof war ſein vertrauter Freund und ſchon früh ſein Gönner. Keine Entſchuldigung, ſagt ſein Brief, keine Ausflucht ſoll die Mitſchuldigen, und Alle, die ihnen Schutz und Beyſtand geben, vor der härteſten Strafe des Geſetzes retten, bis ich dieſen gräßlichen Mord durch ſo viele Leben gerächet habe, als der Greis weiße Haare auf ſeinem ehrwürdigen Haupte hatte. . . . Bey Claverhouſe läßt ſich weder Erbarmen noch Gunſt finden.

Hannchen Denniſon, die bis jetzt geſchwiegen hatte, ſah das Uebermaß des Kummers, den die beyden Liebenden fühlten, ohne daß ſie auf Rettung zu ſinnen vermochten, und ſie wagte es nun, ihren Rath zu geben. „Nehmt's mir nicht übel, edles Fräulein, ſprach ſie, und nichts für ungut, Herr Morton, wir haben hier keine Zeit zu verlieren. Herr Morton mag mein Plaid und mein Kleid nehmen. Ich will mich ausziehen in der dunkeln Ecke dort, wenn er verſpricht, nicht hin zu ſehen. So geht er dann bey Tom Halliday vorbey, den hat ſein Bier halb blind gemacht. Ich weiß einen guten Weg aus dem Thurme. Ihr, liebes Fräulein, geht ruhig in Euer Zimmer. Ich hülle mich hier in den grauen Mantel und ſetze ſeinen Hut auf, und ſpiele den Gefangenen, bis der Weg rein iſt, dann ruf' ich Tom Halliday herein, und der wird mich ſchon heraus laſſen.

Heraus laſſen? ſprach Morton. Mit dem Leben wirſt du dafür büßen müſſen.

Digitized by Google

Hat gar keine Noth, erwiederte Hannchen. Tom darf Niemand ſagen, daß er Jemand herein gelaſſen hat, und ich will ihm ſchon auf die Sprünge helfen, wie er die Flucht ſonſt entſchuldigen ſoll.

Das wollt' Ihr? Ei ſeht doch! rief der Reiter, plötzlich die Thüre öffnend. Wenn ich auch halb blind bin, taub bin ich nicht, und Ihr ſolltet nicht ganz ſo laut von Flucht reden, wenn Ihr durchkommen wolltet. Kommt, kommt, Jungfer Hannchen, rechts um kehrt Euch! Marſch! Und Ihr, Frau Baſe — Ich mag nicht nach eurem wahren Namen fragen, wenn Ihr mir auch den argen Schelmſtreich geſpielt habt. Aber ich muß reine Bahn hier machen, und wenn Ihr Euch nicht zurückzieht, hohl' ich die Wache.

Ich hoffe, Ihr werdet von dieſer Sache nichts erwähnen, lieber Freund, ſprach Morton ängſtlich: Rechnet darauf, daß ich für eure Verſchwiegenheit erkenntlich ſeyn werde. Wenn Ihr unſere Unterredung angehört habt, ſo werdet Ihr wiſſen, daß wir nicht angenommen haben, was dieſes gutmüthige Mädchen vorſchnell uns vorſchlug.

Ei verteufelt gutmüthig iſt die, wahrhaftig! ſprach Halliday. Und was das Uebrige angeht, ich merke wohl, wie die Sachen ſtehen, und ſchäme mich ſo gut als ein Anderer, Groll zu haben oder zu ſchwatzen. Aber keinen Dank der kleinen ſchelmiſchen Hexe, Hannchen Denniſon! Den Staubbeſen verdient ſie, daß ſie einen ehrlichen Kerl ſo in die Patſche bringen wollte, weil er ſo albern geweſen iſt, an dem bischen Geſichte Gefallen zu finden.

Hannchen wußte ſich nicht anders zu rechtfertigen, als durch die letzte Entſchuldigung, worauf Weiber, und gewöhnlich nicht vergebens, ſich verlaſſen: ſie drückte das Schnupftuch heftig ſchluchzend ans Geſicht, und weinte, oder ſpielte wenigſtens ganz gut die Untröſtliche.

Wenn Ihr noch was zu ſagen habt, hob der Reiter, ein wenig erweicht, wieder an: ſo ſagt's in zwey Minuten, und macht, daß Ihr wegkommt. Fiel' es dem Wachtmeiſter in ſeinem Rauſche ein, die Runde eine halbe Stunde zu früh zu machen, ſo ging' es uns Allen ſchlimm.

Lebt wohl, Editha! flüſterte Morton, und nahm eine Feſtigkeit an, die nicht in ſeiner Seele war. Verweilt nicht länger — Ueberlaßt mich meinem Schickſale, es kann nicht unerträglich ſeyn, weil Ihr Antheil daran nehmt. Gute Nacht! Gute Nacht! Geht, ehe man Euch hier entdeckt.

Mit dieſen Worten überließ er ſie ihrer Begleiterinn, welche die Bewegte auf dem Wege zu ihrem Zimmer unterſtützte.

Jedermann hat ſeinen Geſchmack, das iſt wahr, ſprach Halliday, ihnen nachſehend, aber verdammt will ich ſeyn, nicht für alle Whigs in ganz Schottland hätt' ich das ſüße Mädchen kränken mögen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-produkte im Pariſer Louvre.

(Fortſetzung.)

Eine ähnliche Bemerkung lieſſe ſich vielleicht über die breiten und außerordentlich langen Papiere anſtellen, welche Hr. Didot ſaint-leger liefert. Freylich iſt es ſinnreich und ſogar erſtaunenswerth, daß man eine Verfahrungsart erfunden hat, wodurch man ein Blatt Papier von 100 und 1000 Metres verfertigen kann. Aber man muß fragen: in welchem Falle bedarf man ſo ungeheuer langes Papier, und wie theuer wird man dieſen Vortheil bezahlen wollen? Denn darauf kommt Alles an; ein Vortheil hat keinen andern Werth als denjenigen, den man darauf legen will. Ich ſehe nicht, daß die Nothwendigkeit Papierblätter zu verfertigen, die nur 20 — 24 Zoll lang ſind, uns verhindert hat, Tapeten von aller Größe zu haben, noch daß das Zuſammenleimen der Blätter die Zeichnung verdorben hat.

Aber Didots Verfahren iſt ökonomiſcher; dieſelbe Quantität Papiers erfordert weniger Fabrikarbeit. Verhält es ſich alſo, ſo iſt es ein wahrer Vortheil; nur muß man ihn nicht über ſeinen Werth ſchätzen. Dieß Verfahren kann nichts an der Zubereitung des Breyes erſparen, welche dieſelbe iſt; eben ſo wenig kann es den Ankauf der Lumpen vermindern; das ganze Erſparniß beruht alſo auf der mindern Koſtſpieligkeit in der Verfertigung des Papieres. In unſerer jetzigen Lage erfordert unſer Kunſtfleiß zwey andere Vervollkommnungen. Die erſte betrifft ein Papier, welches die Dinte gut aushält. Unſre ſchönſten Papiere laſſen keine ganz feine Züge zu, und können nicht zum Tuſchen dienen, wozu man deshalb engliſche oder holländiſche Papiere brauchen muß. Die andre beſteht darin, daß man ein Surrogat des rohen Stoffes, der Lumpen, aufzufinden hat, da letztere fehlen, und beſtändig im Preiſe ſteigen. Die Menge der alten Leinwand hat nicht zugenommen, aber die Zahl der Leſenden gar ſehr; die Verfertigung der Bücher und Zeitungen iſt zu einem wichtigen Ausfuhrartikel geworden, und das Verſchwenden des Papiers in den Regierungsbüreaux iſt weit beträchtlicher als ehemals. Es gibt darin viermal ſo viel Schreiber als vor 30 Jahren; folglich wird viermal mehr Papier verdorben. Wenn nun auch die Geſchäfte viermal geſchwinder von der Hand gingen, ſo könnte man ſich noch tröſten. Aber . . . es iſt dringend nöthig, einen andern Stoff zum Papierbrey aufzufinden.

Ich ſehe unter der Nummer 208 Shawls, die eben ſo fein und ſanft ſind, als die Caſchemire, und die aus einer inländiſchen Materie gewebt ſind. Man behauptet, daß dieſe Materie das Haar angoriſcher Kaninchen iſt, und ſo fein geſponnen werden kann, daß man 40 Stränge aus einem Pfunde machen kann. Man muß aus dem Gebrauche ſehen, was daraus wird. Wenn dieſes Geſpinnſt alle Farben gut annimmt; wenn das Gewebe dauerhaft iſt, und nicht

Digitized by Google

flockigt wird, ſo iſt dieß allerdings ein trefflicher Gewinn für den Kunſtfleiß. Die Kaninchen ſind äuſſerſt fruchtbar, und ernähren ſich mit Wenigem. Allein dieß iſt wieder ein Vortheil, den man nicht überſchätzen darf. Der rohe Stoff ſcheint nicht das Theuerſte an einem Shawl zu ſeyn; die Arbeit iſt das koſtbarſte; alſo auf dieſe muß das Erſparen fallen, wenn man die Verbreitung des Produktes befördern will; denn nichts begünſtigt die Vermehrung einer Waare und des daraus anwachſenden Genuſſes ſo ſehr als die Wohlfeilheit.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

Vom Schluß des vorigen Monats habe ich noch Goethe's Geburtstagfeyer auf der hieſigen Bühne nachzuholen. Es macht der Direktion Ehre, daß ſie dieſen Tag vor andern feſtlich hervorzuheben ſuchte, aber mehr als den guten Willen kann man auch bey dieſer Gelegenheit nicht rühmen. Ein Prolog, deſſen matter Proſaismus auf die ſonſt ſehr ſchätzbare Künſtlerinn, die ihn ſprach, ſo ermattend zurückwirkte, daß ihr Gedächtniß ihr untreu wurde und eine unangenehme Stockung im Vortrag entſtand und dann eine Darſtellung des Egmont, die, uns von dem Egmont, den Goethe darſtellte, nur ein entſtelltes, dunkles Schattenbild gab — dieß alles vereint mußte auch den erkälten, der mit warmer Begeiſterung im Herzen für den unſterblichen Dichter und ſein hohes Werk, dieſen Tag als einen Feſttag ehrte. Hr. Jacobi, der den Egmont ſpielte, ſtellte ihn finſter, ſtolz, murrſinnig, voll ſichtlichen Strebens nach ſpaniſcher Grandezza in den erſten Akten vor, und nur durch die Unterredung mit Klärchen und durch den Monolog im Gefängniß zogen einzelne Anklänge des tiefen, herrlichen Gemüths und der friſchen Lebensluſt und Lebenskraft, durch die Goethe's Egmont alles, was ſich ihm naht, mit Begeiſterung und Liebe zu ihm beſeelt. Frau Doctorinn Reinbold war als Klärchen eine ſehr liebliche Erſcheinung, und verdient die dankbarſte Anerkennung deſſen, was ſie in dieſer Rolle, in der ſie zum Erſtenmal auftrat, da ſie ſonſt von Mlle. Wrede geſpielt wurde, leiſtete.

Mlle. Wilhelmine Maas, vormaliges Mitglied der Berliner Bühne, trat hier als Maria Stuart, als die Fürſtinn in Eliſe von Valberg, als Jungfrau von Orleans, als Majorinn Selting in der unglücklichen Ehe aus Delicateſſe, als Elvire in der Schuld und als Sappho auf. Wenn ein ſo ſchönes Talent wie das, wodurch Mlle. Maas ſich früher Beyfall gewann, in Manier und Unnatur ausartet, ſo verdient dieß eine ernſte Rüge und zwar um ſo mehr, da Mlle. Maas für eine Darſtellerinn der franzöſiſchen Art und Weiſe in tragiſcher Kunſt auf der deutſchen Bühne gelten will. Es iſt ſeit einiger Zeit unter den Dramaturgen oft zur Sprache gekommen, in wie ferne eine ſolche Uebertragung der franzöſiſchen Repräſentation auf unſre Bühne zu wünſchen ſey. Der Unterſchied zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher tragiſcher Darſtellung iſt leicht aufzufaſſen; bey den Franzoſen iſt ſie Manier, bey uns ſoll ſie Wahrheit und Natur ſeyn. Was aber durchaus gegen den Geiſt unſrer Poeſie und den Ton unſrer Sprache ſtreitet, iſt die Art der franzöſiſchen Deklamation, welche Mlle. Maas ſich angeeignet hat; ſie geht nur darauf aus, das Theatraliſche hervorzuheben und doch iſt dieß in vielen Fällen nur ein Nothbehelf, um die fehlenden höhern Bedingungen der Deklamation mimiſch zu erſetzen. Die erſte Forderung an Schauſpieler iſt, daß er den vom Dichter dargeſtellten Charakter ganz im Sinn des Dichters auffaſſe und ihn zur lebendigſten Anſchauung bringe, — welcher von unſern tragiſchen Dichtern hat ſich denn nun aber wohl je in der Heldinn ſeines Stückes eine franzöſiſche Theaterprinzeſſinn gedacht? — Es entſteht alſo unfehlbar durch eine ſolche Art der Darſtellung eine Zerriſſenheit zwiſchen dem Dichter und dem Darſteller, die, wenn auch nicht von allen Zuſchauern verſtanden, doch auf alle erkältend und ſtörend wirkt. Ein reines Organ, welches auf der Tonleiter, mit richtigem und zartem Gefühl für die Melodie der Sprache und des Versbaues, auf- und niederſchwebt, und den innern Sinn und Werth, das äſthetiſche Leben eines Gedichts in höchſter Anſchaulichkeit und Lebendigkeit auszudrücken und ſo die Leidenſchaft des Innern in ergreifender Wahrheit darzuſtellen vermag, iſt für deutſche Zuſchauer und für deutſche tragiſche Kunſt von viel höherer Bedeutung, als die anatomiſche Rippenſkanſion, (?) mit der leider jezt ſo viel geprieſene Künſtler und Künſtlerinnen prunken zu wollen ſcheinen. Aller techniſche Fleiß, alle Beobachtung der Regeln kann nicht für den Prometheusfunken ſchadlos halten, mit dem das ächte Genie ſeine Gebilde zu beſeelen weiß. Die vielen Theater-Kritiken, mit denen jezt alle unſre Zeitſchriften angefüllt ſind, ſind mitunter ſo geiſtreich und gehaltvoll, daß man ſie als einen Gewinn für die Kunſtkritik achten muß — allein man kommt auch jezt vor all dem Kritiſiren kaum mehr dazu, eine Darſtellung auf der Bühne nach dem lebenswarmen Eindruck zu würdigen, den ſie auf Geiſt und Gemüth macht, und da ſo wenig Menſchen in unſrer Zeit den Muth haben, natürlich und wahr zu ſeyn, ſo getrauen ſie ſich vor den Kunſtrichtern nicht einmal mehr ihren Tadel laut werden zu laſſen, wo ihnen die Darſtellung kalt, ſchleppend und unwahr erſcheint. — Wäre es aber nicht gut, wenn dieſe Naturaliſten in der Kunſt es auch mitunter gerade herausſagten, das hat uns gefallen und jenes mißfallen? — Schreiber dieſes gehört ſelbſt zu dieſen Naturaliſten, und fühlt in ſich nicht den geringſten Antrieb und auch durchaus keine Befugniß als Kritiker auftreten zu wollen und zu können; er iſt nichts als das Echo, welches Ihnen das Urtheil derjenigen Schauſpielfreunde wiederholt, die, ohne ſich um den kunſtgerechten Zuſchnitt einer Sache zu bekümmern, ganz einfältiglich ihre Anſichten, in ſtiller Wahrheit des Gefühls ausſprechen, und er bittet Sie, dieſen Geſichtspunkt für ihn und ſeine Urtheile, ſowol für dieſe Zeilen als auch für ſeine zukünftigen Mittheilungen, feſt zu halten. —

Am wenigſten mißfiel Mlle. Maas als Maria Stuart und am entſchiedenſten als Elvire in der Schuld. Dieß Trauerſpiel wird auf der hieſigen Bühne ausgezeichnet trefflich gegeben. Hugo iſt eine der meiſterhafteſten Darſtellungen des Hrn. Kühne, und auch Don Valeros wird von Hrn. Schwarz, ſo wie Otto von der Frau Doktorinn Reinbold in hoher Vollkommenheit gegeben. Demoiſ. Caroline Steiger gab zum Erſtenmal die Jerta. Ihre ſchlanke, hohe Geſtalt, ihre Schönheit und ihre Jugend begünſtigen ſie in dieſer Rolle, und bey ihrer Liebe zur Kunſt und ihrem ernſten Streben, berechtigt ſie zu ſehr ſchönen Erwartungen.

Von neuen Stücken wurde im Lauf dieſes Monats gegeben: das Vogelſchießen von Clauren und das ländliche Feſt in der Nachbarſchaft. Das Vogelſchießen iſt eine luſtige Poſſe, die hier vielen Beyfall findet, und vortrefflich geſpielt wird, da unſre Künſtler genau auf der Linie ſich zu halten wiſſen, die das Grotesk-Komiſche vom Gemeinen ſcheidet. Die Oper: das ländliche Feſt in der Nachbarſchaft, wollte dagegen nicht gefallen, da der Charakter der Muſik etwas Geziertes und Gekünſteltes hat, was dem hieſigen Geſchmack in der Muſik nicht zuſagt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 43.

Digitized by Google

Nro. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Oktober 1819.

Nur Ein Gebot gebe ich euch: liebet euch einer den Andern.

Worte der Schrift.

Danneckers Chriſtuskopf.

Sonett.

Das Höchſte und das Herrlichſte im Leben,
Der Seele Troſt in Schickſals Dunkelheit.
Das ew'ge Vorbild unſerm Tugendſtreben,
Deß' heil'gen Urſprung ein Helldunkel weiht.

— Das hat uns Dannecker im Bild gegeben,
Der Marmor ward ein leichtdurchſicht'ig Kleid
Der Göttlichkeit — hier muß der Pinſel beben,
Den ähnliche Vollendung nie erfreut. —

Die Göttinn *) beugt ſich vor des Ew'gen Sohne
In tiefſter Demuth — Dannecker beglückt
Trägt auf dem edeln Haupt die Lorbeerkrone.

Doch mehr als Welt und Fürſtenlob entzückt
Ihn der Gedanke, daß vor Gottes Throne
Er Gnade fand, weil ihm ſein Werk geglückt.

Eliſe von Hohenhauſen,
geb. v. Ochs.

Beſchreibung der Geyſer in Island.**)

Am 8ten Juli, Abends gegen 11 Uhr, erreichte ich den Geyſer. Ich gab Ordre mein Zelt aufzuſchlagen, daß ich das ganze Terrain der heißen Quellen überſehen konnte, welches auch etwa 60 Schritte vom Strock, 100 Schritte vom Geyſer und eben ſo weit vom kleinen Geyſer bewerkſtelligt wurde. Ich ſtieg ſogleich vom Pferde und eilte nach dem großen Geyſer, von welchem dicke Dampfwolken aufſtiegen. Er war ruhig und der Trichter ſtand voll Waſſer. Nach etwa 5 Minuten hörte ich aus der Tiefe drey ſtarke Schläge, es erfolgte etwas Aufwallung und wieder Ruhe. Nach einer Viertelſtunde zwey ähnliche Schläge mit Aufwallung. Ein kalter Nordwind trieb mich an den Rand des Beckens, wo ich mich an der Hitze des Waſſers wärmte. Bald erfolgten einige Schläge, die ſich immer ſchneller nach einander wiederholten, bis das Getöſe einer Kanonade glich. Nun begann ſich die Waſſermaſſe zu heben, und bald ſtiegen nach einander etwa 12 koloſſale Waſſer-Pyramiden in die Höhe. Das Aufſteigen derſelben war ganz ähnlich dem Abbrennen der Raketen. Nach 10 Minuten war es wieder ruhig; ich ging in das Becken bis zur Röhre, worin das Waſſer etwa 3 Fuß gefallen war. Am 9ten Juli eilte ich Morgens um 6 Uhr aus meinem Zelte zum Geyſer, nach-

---

*) Ariadne.

**) Herr Prof. Menge von Hanau, Beſitzer des Mineralien-Tauſch- und Handlungs-Comptoirs daſelbſt, reiſte im März dieſes Jahrs über London nach Island, in der Abſicht theils Mineralien zu ſammeln, theils geognoſtiſche Beobachtungen zu machen. Von da aus wird er Schweden und Norwegen und einen Theil von Rußland bereiſen, und über Berlin zurück bis künftigen Sommer wieder in Hanau eintreffen. Vorſtehende Beſchreibung des Geyſers, welche die von Ohlſen, im Taſchenbuch für Mineralogie VII Jahrgang S. 522 enthaltene Beſchreibung ergänzt, iſt aus einem Schreiben des Verfaſſers an den Bergrath Ochs in K. genommen.

Digitized by Google

dem ich beym Erwachen mehrere ſtarke Schläge hörte. Der ganze Trichter war voll Waſſer, es folgte keine Eruption. Nachdem ich faſt den ganzen Vormittag vergebens auf eine vollſtändige Eruption des Geyſers gewartet (denn faſt jede halbe Stunde machte er ein Getöſe, wobey das Waſſer 2 bis 4 Fuß aufkochte, und das Becken nach allen Seiten überlief), begab ich mich an das Mineralogiſiren und unterſuchte die daranſtoßenden Hügel. Gegen 2 Uhr hörte ich ein anhaltendes Getöſe in der Ferne, ich ſprang auf eine Anhöhe und und ſahe den Strock ſein Waſſer himmelan treiben. Nun eilte ich herunter und kam gerade in ſeine Nähe, als die Eruption die vollkommene Kraft erreichte. Anfangs ſtieg das Waſſer in ſchnell aufeinander folgenden Stößen inpulſionsweiſe, und nun blieb die ſenkrecht aufſteigende donnernde Säule eine volle halbe Stunde fortwährend ſtehen. An der Spitze theilte ſich dieſelbe in 6, 8 und 12 kleine Pyramiden, wovon die eine immer mehr als die andere mit Blitzes-Schnelle auffuhr. Die ganze Waſſermaſſe verwandelte ſich in eine Dampfwolke, die, vom Nordwind horizontal getrieben, einen rechten Winkel mit der Säule bildete. Aus der Wolke fiel das Waſſer als dichter Regen herunter, ſo daß die Wolke mit den Regenſtrahlen und dem Getöſe in der Strockröhre ganz das Anſehen eines ſtarken, mit Sturm begleiteten Donnerwetters erhielt. Nach einer halben Stunde kam das Waſſer wieder ſtoßweiſe. Die Säule verſchwand nach und nach, und nur die Pyramiden kamen noch in die Höhe. — Ehe die Eruption des Strocks ganz beendigt war, fing der Geyſer an zu donnern (er donnert eben wieder, indem ich dieſes ſchreibe!) und ſogleich ſtieg auch das Waſſer in die Höhe. Nun zeigte er ſich ganz, wie ihn Herr Dr. Henderſon in ſeiner Reiſebeſchreibung in Island abgebildet hat. Die Waſſermaſſe theilte ſich straußähnlich in der Höhe, und da jetzt eine vollkommene Windſtille eintrat, ſtieg der Dampf zu den Wolken empor. Ein majeſtätiſcher Anblick! Nach 10 Minuten war alles ſtille. Ich gieng nun in den Trichter hinein mit meinem Brecheiſen und hatte das Vergnügen, die herrlichſten tropfſteinartigen Bildungen des Kieſelſinters aus den kleinen Höhlungen auszubrechen, wovon mir die trichterförmigen Bildungen, die vollkommene Aehnlichkeit mit dem Geyſertrichter hatten, beſonders auffielen. Einige wenige Stücke erhielt ich ganz von der Weiſſe und der zackigen Geſtalt der Steyermarker Eiſenblüthe. Bey dieſer Gelegenheit warf ich, ohne Vorſatz, mehrere mir unbrauchbare Steine in die Röhre, welche nun auf 4 Fuß leer und das Waſſer ganz ruhig darinnen war. Daß der Alte dieſes übel aufnahm, gab er mir bald zu verſtehen, indem er mich, ohne im Innern vorher zu donnern, mit einigen ausſtoßenden Strömen kochenden Waſſers aus dem Trichter jagte, welchen er nun ſo ſchnell als möglich füllte. Um 4½ Uhr folgte eine Eruption, um 6 Uhr eine zweyte, beyde jedoch nur ſchwach, und zwiſchen 7 und 8 Uhr eine dritte in vollem Grade. Bis zu dieſer Zeit füllte ſich das Becken immer mehr, und das Waſſer wallte oft auf mit Getöſe im Innern. Nach der letzten Eruption wurde das Becken leer, und die Röhre blieb voll. Ich maß nun die Röhre in der Peripherie mit 50 Fuß, der Rand des Beckens hat 200 Fuß und der äußere Rand des Trichters hat 700 Fuß. Das Ganze iſt ein ſchwamm-ähnlicher, nach und nach vom Waſſer angeſetzter Kieſelſinterfels. An dem Rand der Strockröhre maß ich 25 Fuß. — Um Mitternacht gegen 1 Uhr wurde ich durch ein fürchterliches Donnern aus dem Schlafe aufgeſchreckt. Der ganze Boden unter mir bebte. Ich ſprang aus dem Zelte, und wurde durch den Anblick eines Schauſpiels überraſcht, wie es nur die Natur einem Sterblichen darſtellen kann. Vollkommnen heiterer Himmel, kein Lüſtchen rührte ſich, 24 Wolkenſäulen hoben ſich aus der Erde ſenkrecht in die Höhe, und bey dem klaren Aether des Nachts ward der Dampf aller Quellen dem Augen doppelt ſichtbar. In der Mitte dieſer Wolkenſäule ſpritzte der Strock mit einem fürchterlichen Getöſe ſein Waſſer in die Luft, zu einer ſolchen Höhe, daß man glaubte, der Dampf auf der kochenden Waſſerſäule erreiche die Sternen. Der dicke Geyſer prangte mit ſeinem Dampfkoloß an der Spizze. Der volle Mond ſtieg eben hinter der Strockſäule von einer Hügelreihe auf, und von beyden Seiten des Geyſerdampfs leuchtete die Morgenröthe am klaren Himmel. Dieſe Scene dauerte ½ Stunden. Mit Ungeduld harrte ich in ſolcher Umgebung auf einen Ausbruch des Geyſers. Am Tage zuvor durch das Einwerfen der Steine aufmerkſam gemacht, eilte ich, noch ehe der Ausbruch des Strocks beendigt war, zu ihm, fand den Trichter ganz voll Waſſer, und ſchob nun einen rechten dicken Brocken Kieſeltuff nach der Röhre. Er fing ſogleich ſeine Kanonade an, und ich hatte das Glück ihn in ſeiner ganzen Pracht zu ſehen. Die koloſſale Dampfſäule, welche durch das Ausſtrömen des kochenden Waſſers den ganzen Trichter einhüllte, zog ſich auf 40 Fuß hoch zuſammen und breitete ſich höher wieder auseinander, mitten in der Dampfwolke ſchoſſen die Waſſerpyramiden auf und konzentrirten die Dampfwolke auf ſolche Weiſe, daß ſie ſich in 6 bis 8 Streifen ausdehnte. Der Vormittag am 10ten Juli ging ohne Eruptionen der Quellen vorüber. Der Geyſer donnerte jedoch jede halbe Stunde. Es wurde ſehr warm, und gegen Mittag trübte der Südwind den Himmel. Um 1 Uhr fing der Geyſer an bey einem Ausbruch das Waſſer ſo hoch zu treiben, als der Strock, und da Regenwetter einfiel, ſo wiederholten ſich am 10ten und 11ten die Eruptionen des Geyſers alle 3 Stunden, der Strock hingegen blieb dieſe 2 Tage ruhig. Jede Stunde am 10ten und 11ten beſchäftigte ſich der kleine Geyſer und der kleine Stryck, ihr Waſſer in die Höhe zu bringen, und mit allem Lärmen, mit dem ſie mich in der Nacht ſo oft aus dem Bette trieben, brachten ſie es doch nur auf 4 Fuß. Vom großen Geyſer ſahe ich bey meinem dreytägigen Aufenthalte 24 Ausbrüche, vom Strock nur 2. Beym trüben und Regenwetter arbeitete der Geyſer; beym

Digitized by Google

heitern Wetter hingegen der Strock. Die Art des Ausbruchs des kleinen und groſſen Strocks iſt ganz von der der beyden Geyſer verſchieden. Beyde Strocks kochen fortwährend, wogegen die Geyſers meiſtens ganz ruhig bleiben und in langſam aufeinander folgenden Stößen das Waſſer auftreiben. In einem Terrain von etwa 900 Schritten im Umfang, ſteht der große Geyſer nordöſtlich an der Spitze, und hat nach den Berghügeln gegen Weſten 6 kleine kochende Quellen zur Seite. 80 Schritte hinter ihm gegen Südweſt folgt der groſſe Strock, in gleicher Entfernung und nach derſelben Richtung der kleine Geyſer, und ſo der kleine Strock in demſelden Verhältniß mit einem Gefolge von 12 bis 14 kochenden Quellen. In dem ganzen Terrain iſt die Kieſelerde abgeſintert wie Eis, und es kracht eben ſo, wenn man darüber hingeht. Steht man zwiſchen dem kleinen Geyſer und dem kleinen Strock, während ſie zugleich ihr Waſſer ausſtoßen, ſo bemerkt man unter ſich ein Kochen, wie ein ſiedender See, welches oft den ganzen Boden erſchüttert. Es iſt wahrſcheinlich, daß das ganze Terrain einmal einſinkt. — Ich breche nun auf nach dem Nordlande und ſage dem Geyſer Lebewohl! Geſchrieben am Geyſer in meinem Zelte am 11ten Juli 1819.

Joh. Menge.

Bemerkungen über England.

(Fortſetzung.)

Die Landbeſitzer verpachten ihr Land gewöhnlich den Eigenthümern der Bergwerke, die eine beſtimmte Summe für den Morgen bezahlen, und den Boden alsdann benutzen können, bis er erſchöpft iſt; hernach aber wird er dem Eigenthümer zurückgeſtellt. Ein Morgen (acre), wofür vor drey Jahren funfzig Pf. St. bezahlt würden, muß jetzt mit funfzehnhundert bezahlt werden.

Allgemein wird über das Stocken des Handels geklagt. Mit Bedauern ſieht man ein Drittheil der Werkſtätten unbeſchäftigt, und es iſt traurig zu denken, daß ſchon über dreytauſend Arbeiter brodlos ſind. Als Grund dieſer Handelsſtockung gibt man den beſſeren Gehalt und die niedrigern Preiſe des ſchwediſchen Eiſens an, wodurch dieſer Staat den geſammten Handel mit Amerika an ſich gezogen hat. Die engliſchen Fabriken können das Eiſen ſo wohlfeil nicht liefern, weil, der Maſchinen unerachtet, die Handarbeit und alle übrigen Unkoſten theuer zu ſtehen kommen. Noch iſt nicht zu berechnen, wie dieß enden mag, und wie man die arbeitsloſen Menſchen wird beſchäftigen können. Das Erzeugniß wird nach und nach zu dem Verhältniß des Abſatzes herabſinken müſſen.

Die Fabrikeigenthümer verſammeln ſich alle ſechs Monate in Wolverhampton zu gemeinſamen Berathungen über alles, was ihre Angelegenheiten betrifft. Nachdem ſie aber berathen und Abreden getroffen haben, kehrt jeder nach Hauſe und thut, was er gern will, ohne ſich um das Verabredete viel zu bekümmern.

In einem Thale am Ufer des Trentfluſſes liegt der ſchöne Marktflecken Stone. Noch ehe man in denſelben eintritt, kommt man bey einer großen Fayancefabrik vorbey. Hier fängt das Land der gemeinen Töpfer- oder Pfeifen- und Fayanceerde an.

Bey Trentham findet ſich der große Trent-Kanal, der den Kanal von Bridgewater, welcher ſich in die Merſey ausmündet, mit dem Trentfluß unfern von Nottingham verbindet. Durch ihn werden beyde Meere vereinigt. Der Kanal iſt größtentheils nach Wedgewood's Vorſchlägen ausgeführt worden.

Wir verlieſſen die Hauptſtraße, um die Fabrik des Hrn. Spodes in Stoke zu beſichtigen. Indem man ſich dieſer Gegend nähert, wird man inne, daß hier ein Mittelpunkt von Fabriken vorhanden iſt. Große Gebäude, Wohnungen für die Arbeiter, Schmelzofen von allerley Höhe und Größe, folgen einander in ununterbrochener Reihe. Die Fabrik des Hrn. Spodes, wo wir Halt machten, iſt eine der größten und berühmteſten in England; ſie beſchäftigt achthundert Arbeiter, deren Arbeitslohn monatlich auf 1440 Pf. Sterl. anſteigt. Es ſind da über zwanzig Oefen zum Brennen von Porzellain und Fayance. Zwey Dampfmaſchinen ſetzen alle übrigen Maſchinen in Bewegung. Viele Arbeiter, vorzüglich Frauen, waren mit Mahlerey beſchäftigt. Die Arbeit verräth wenig Geſchmack; doch fanden ſich auch einzelne hübſche Sachen in dem weitläufigen Magazin des Hrn. Spodes, wo mehrere Säle mit Porzellainwaare angefüllt ſind. Große und ſehr ſchöne Vaſen zeichneten ſich darunter vorzüglich aus; ſonſt iſt der herrſchende Geſchmack der chineſiſche, von überladenen Farben und Vergoldungen. Die Porzellanmaſſe iſt ſehr gut, leicht und durchſichtig.

In einem andern Gebäude befindet ſich das Magazin der Pfeifenerden. Es wird davon recht ſchöne, aber auch ſehr gemeine Waare verfertigt. Die gebräuchlichſte in England iſt von weiſſer Farbe. Man ſieht auch gelbe, rothe, braune, grüne, bronze- und bleyfarbige. Die letztere Farbe wird durch die Platina erhalten. Die Form iſt gewöhnlich ganz einfach, und wenn Verzierungen angebracht werden, ſo ſind es halberhabene Bilder in Wedgewoodſcher Manier. Man trifft auf dem Wege überall Pfeifenerdefabriken an, und wir zählten nahe an hundert in dieſer Gegend.

Die Fabrik von Wedgewood iſt ſo groß nicht, als die von Spodes; Stoff und Bearbeitung ſind die nämlichen. Hr. Wedgewood findet es vortheilhafter, keine Porzellanwaare, ſondern nur die auf dem Feſtland unter dem Namen Wedgewood bekannten Geſchirre aus Pfeifenerde zu verfertigen, die einen ſtarken Abſatz finden, während ſein Porzellan anderem nicht vorgezogen ward, und ihn doch viel theurer zu ſtehen kam. Seine Fabrike beſchäftigt etwa vierhundert Perſonen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz - Nachrichten.

Hamburg, September.

(Beſchluß.)

Die Wunderfrau aus Jtzehoe, von der vor einigen Monaten ſchon einmal die Rede in Jhren Blättern geweſen iſt, treibt jetzt in Bramfeld, einem, eine Stunde von Hamburg entfernten Dorf, ihr Unweſen, und täglich ſtrömen zu Wagen und zu Fuß ganze Scharen zu ihr hinaus, die von ihrer heilenden Wunderkraft Geneſung hoffen.

Als eine literariſche Merkwürdigkeit verdient noch eine hier kürzlich erſchienene Schrift des Grafen v. Wackerbarth: der erſte Feldzug der osmaniſchen Türken auf europäiſchem Boden, erwähnt zu werden. Der Verfaſſer hat ſie — ich ſchreibe die Worte deſſelben buchſtäblich ab — der ſchönen und geiſtreichen Henriette, der gnädigen Frau Baronin v. Pereire in Wien, der liebenswürdigſten und bewunderungswürdigſten aller Weiber, dann dem König von Dänemark und drittens Sr. Majeſtät, dem Allergnädigſten, Großmächtigſten und Unüberwindlichſten Kaiſer und Groß-Sultan, Mahmud-Kan II., dem völkerbeglückenden, dem liebenswürdigſten und weiſeſten Kaiſer der tapfern Osmanen, der größten Zierde des ganzen Orients, zugeeignet. Als eine Probe des Styls ſetze ich Jhnen die Rede her, die „der liebenswürdige Prinz Suleimann auf dem Felſen ſtehend, der vor drey Jahrtauſenden mit zur Aufbewahrung des Palladiums gedient", an die Truppen hält, die ſein Vater, der weiſe Ur-Kan, um ihnen eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen, unter ſeinem Befehl nach Europa ſendet, um dieſen Welttheil zu erobern. Er redet ſie folgendermaßen an:

„Kameraden und Freunde! Sehet dort die reizenden europäiſchen Hügel, hier vor euch, die kleine Meerenge, den Helleſpont, der einſt im Alterthum ſo berühmt geworden, den Hero und Leander oft ſo zärtlich begrüßt, worüber Xerxes mit ſeinen 5 Millionen Sklaven trockenen Fußes marſchirt, und worüber ſo viele tapfre Feldherrn Griechenlands und Roms geſetzt — ſollte es uns wohl ſchwer werden, dieſen Beyſpielen zu folgen? — Doch ehe wir daran denken, ſo hört mich an! Wir ſind hier auf klaſſiſchem Boden, auf den Trümmern jener ſtolzen Veſte, die einſt zwey Welttheile in feurigen Harniſch geblaſen — um derentwillen die liſtigen Griechen und die ehrgeizigen Dardanier ſich zehn ganzer Jahre gezankt, — wo die größten Feldherren und Kaiſer ſo gern himmelauflodernde Opfer gebracht. Laſſt uns heute dem großen Alexander, Cäſar, Severus und andern mächtigen Herrſchern nachahmen! Laſſt uns den Manen der unſterblichen Helden von Troja, die der unnachahmliche Barde Homer ſo meiſterhaft beſungen, ein feyerliches Opfer bringen! Laſſt uns ihren mächtigen Schutz anflehen! Da ſtehen Schafe, Ochſen und Schweine bereitet: ihr Daſeyn muß noch heute, in Rauch und Dampf verwandelt, in die Wolken ſteigen: der waltende Gott und der Prophet werden dann uns beſchirmen."

Dieſer Feldzug ſoll übrigens nur ein Bruchſtück aus einem größeren Werk ſeyn, in welchem der Hr. Verfaſſer die früheſte Geſchichte der Türken bis zur Vernichtung des byzantiniſchen Kaiſerthums beſchreiben will, und von dem man freylich, nach dieſer Probe, viel zu erwarten berechtigt iſt, wenn nicht Seltenes, doch Seltſames! — Eine Erſcheinung, die aber wirklich unter die ſeltenern gehört, iſt das Mahler-Genie eines in dem Herzogthum Schleswig in dem Dorfe Schnetebüll lebenden Bauern, Hans Febberſen, der ſich, ohne je Unterricht im Zeichnen gehabt zu haben, mit ſehr glücklichem Erfolg auf die Portraitmahlerey gelegt hat. Seine Arbeiten in Tuſch, welche in Größe und Manier den von Chretien in Paris nach dem Phyſiotrace geſtochenen Bildniſſen am meiſten gleichkommen, zeichnen ſich eben ſo ſehr durch auffallende und karakteriſtiſche Aehnlichkeit, als durch Feinheit in der Ausführung aus. Er braucht zur Zeichnung des Umriſſes etwa 10 Minuten und eben ſo viel, um die Hauptzüge mit dem Pinſel anzulegen, worauf er das Uebrige dann zu Hauſe aus dem Gedächtniß vollendet. Er will aber kein Künſtler, ſondern nur ein Bauer ſeyn und bleiben, und hat mehrere Anträge, ihn in eine andere, der Ausbildung ſeines Talents, günſtigere Lage zu bringen, mit der Erklärung abgewieſen, er ſey zum Landleben auferzogen, und betrachte die Mahlerey blos als einen angenehmen Zeitvertreib für ſeine müßigen Stunden, der er aber ſeinen Beruf, als Bauer zu leben und zu ſterben, keineswegs aufzuopfern ſich geneigt fühle.

Fryburg, Oktober.

Auch die dießjährige am 2ten Herbſt-Monat, als dem Schulfeſte der Preis-Vertheilungen, gehaltene Rede des unermüdlichen Pater Girard iſt im Druck erſchienen. Jhr Zweck geht dahin, das Bedürfniß einer Secondar-Schule, oder ſogenannten Real-Schule für die mittlere Volksklaſſe, und die zweckmäßige Einrichtung derſelben darzuſtellen. Der Redner thut dieß durch ſtrenge Ausſcheidungen von drey Klaſſen der Geſellſchaft, die in jedem civiliſirten Staate vorhanden und unvertilgbar ſind, ſo daß wohl die Jndividuen aus einer in die andere übertreten, die Klaſſen ſelbſt aber nicht verwiſcht werden mögen. Es ſind dieß nämlich, die Klaſſe der Landbauer (c'est la classe nourriciere du genre humain, on pourroit dire qu'elle constitue le genre humain), diejenige der Gewerb- und Handeltreibenden, ſo die Maſſe der Städter bilden, und endlich die Männer von öffentlichem Beruf (les hommes publics), Magiſtrate, Geiſtliche, Aerzte, Lehrer u. ſ. w. Für jede der drey Klaſſen verlangt er abgeſonderte, ihrer Beſtimmung angepaſſte Schulen. Die Humanität ſoll freylich in allen entwickelt werden, sous ce rapport, qui est l'essentiel et le plus noble, nos trois institutions ont une même tâche, les mêmes devoirs, la même dignité: pour tout le reste elles n'ont point de ressemblance. Dieſe gänzliche Verſchiedenheit wird nun aber auf eine Weiſe durchgeführt, die große Einſprache erhalten dürfte. Nicht nur will der Redner von Latein und Griechiſch in den Schulen für Handels- und Gewerbsleute nichts wiſſen, weil — Handel und Handwerke nicht griechiſch getrieben werden, ſondern aus dem gleichen Grunde verweiſt er auch die Dichtkunſt, die Philoſophie aus denſelben; Apollon et les neuf sœurs président-ils au négoce et à l'industrie? faut-il des poëmes aux commerçans et aux artistes etc. Wir denken ein klein wenig, ja, wofern es mit der unmittelbar zuvor geprieſenen Humanität ernſtlich gemeint war.

Räthſel.

Tauſendmal ſagſt du mein Erſtes, und es iſt nicht mehr als
mein Zweytes
Aber bedenke es recht, ſprichſt du als Ganzes es aus.

Heinrich S.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 248.

Brautſchmuck.

Digitized by Google

Nro. 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Oktober 1819.

Nur das Leben haßt; der Tod verſöhnt.

— U. —

Der Gefangene. *)

(Fortſetzung.)

II.

Evandale überwand die Schüchternheit des liebenden Jünglings, und dem Fräulein ſich nähernd, ſprach er zu ihr mit einem Tone, worin Ehrerbietung und Theilnahme verſchmolzen. „Wir ſollen Euch verlaſſen, hob er an, und drückte lebhaft bewegt ihre Hand; Euch verlaſſen, um Begebenheiten entgegen zu gehen, die nicht ohne Gefahren ſind. Lebet wohl, theures Fräulein — zum erſten und vielleicht zum letzten Male laſſt mich ſagen: theure Editha! Wir trennen uns unter Umſtänden, die ſo ungewöhnlich ſind, daß ſie es wohl entſchuldigen können, wenn ich ſo feyerlich derjenigen Lebewohl ſage, die ich ſo lange gekannt habe, die ich — ſo hoch verehre."

Sein Benehmen, verſchieden von ſeinen Worten, ſchien ein weit tieferes, bewegteres Gefühl auszudrucken, als in jenen lag. Wie hätte ein weibliches Herz gegen den beſcheidenen und innigen Ausdruck ſeiner Zärtlichkeit ganz unempfindlich bleiben können! So ſehr das Unglück und die drohende Gefahr ihres Geliebten ſie niederbeugte, ſie war dennoch gerührt von der hoffnungsloſen, ehrerbietigen Zärtlichkeit des wackern jungen Mannes, der jetzt ſie verließ, um ungewöhnlichen Fährlichkeiten entgegen zu eilen.

Ich hoffe, ſprach ſie, ich glaube gewiß, es iſt keine Gefahr da, und keine Veranlaſſung zu ſo feyerlichem Abſchiede. Dieſe voreiligen Empörer werden mehr durch Furcht, als durch Waffengewalt zerſtreut werden, und Lord Evandale wird bald wieder kommen, um zu ſeyn, was er immer ſeyn muß, der theure und geſchätzte Freund von Allen in dieſem Schloſſe.

Von Allen? wiederholte er, und legte ſchwermüthig einen Nachdruck auf das Wort. Aber mag es ſo ſeyn; diejenigen, die in Eurer Nähe leben, ſind mir theuer und ſchätzbar, ich lege Werth auf ihren Beyfall. Auf unſer Siegesglück wag' ich nicht zu rechnen. Wir ſind ſo geringe an Zahl, daß ich kein ſo ſchnelles, ſo unblutiges, oder ſo gefahrloſes Ende dieſer unſeligen Zwiſtigkeit hoffe. Dieſe Menſchen ſind ſchwärmeriſch, entſchloſſen und verwegen; ihre Anführer nicht ganz ohne Kriegskunde. Ich beſorge, unſer Oberſt geht ihnen etwas voreilig entgegen. Aber es gibt Wenige, die minder Urſache haben, die Gefahr zu ſcheuen, als ich.

Editha hatte nun die gewünſchte Gelegenheit, den jungen Edelmann um ſeine Fürſprache und ſeinen Schutz für Morton zu bitten, und es ſchien kein andres Mittel übrig zu ſeyn, den Unglücklichen vom drohenden Untergange zu retten; aber ſie fühlte in dieſem Augenblicke, daß ſie durch eine ſolche Bitte die Anhänglichkeit und das Vertrauen des liebenden Mannes mißbrauche, deſſen Herz ſo offen vor ihr lag, als ob ſeine Zunge eine ausdrückliche Erklärung ausgeſprochen hätte. Erlaubte es ihr die Ehre, Lord Evandale

*) Aus dem Roman: Die Schwärmer; von Walter Scott; überſetzt von W. A. Lindau.

Digitized by Google

zu bewegen, einem Nebenbuhler zu dienen? Konnte ſie, ohne unklug zu handeln, ihm eine ſolche Bitte vortragen, oder ſich eine Verbindlichkeit gegen ihn auflegen, ohne eine Hoffnung zu begründen, welche ſie nie zu erfüllen vermochte? Der Augenblick aber war zu dringend für Bedenklichkeiten, oder auch nur für jene Erläuterungen, womit ſie ſonſt ihre Bitte hätte mildern können.

Ich will nur erſt über den jungen Mann entſcheiden, ſprach Claverhouſe am andern Ende des Saales, und dann, Lord Evandale, muß ich leider noch einmal Eure Unterhaltung ſtören. Wir müſſen aufbrechen... Bothwell, warum bringt Ihr nicht den Gefangenen? Hört Ihr, zwey Glieder ſollen ihre Karabiner laden.

In dieſen Worten hörte Editha das Todesurtheil ihres Geliebten, und ſogleich überwand ſie den Zwang, der bisdahin ihre Zunge gefeſſelt hatte. Lord Evandale, ſprach ſie, dieſer junge Mann iſt ein beſonderer Freund meines Oheims — Ihr müßt viel Einfluß auf Euren Oberſten haben — Laßt mich um Eure Fürſprache für ihn bitten; Ihr werdet meinem Oheim Euch ewig verbinden.

Ihr ſchlagt meinen Einfluß viel zu hoch an, Fräulein, erwiederte Lord Evandale. Ich habe ihn unwirkſam gefunden, wenn ich blos aus Beweggründen der Menſchlichkeit einen Verſuch der Art wagte.

Wagt noch einen, um meines Oheims willen!

Und warum nicht auch um Euretwillen? erwiederte der Lord. Soll ich nicht glauben dürfen, daß ich Euch in dieſer Angelegenheit verbinde? Seyd Ihr ſo mißtrauiſch gegen einen alten Freund, daß Ihr ihm nicht einmal den erfreuenden Gedanken gönnen wollet, er erfülle Eure Wünſche?

Gewiß — gewiß, Ihr werdet mich unendlich verbinden, ſprach Editha. Ich nehme Antheil an dem jungen Manne meines Oheims wegen. Um Gotteswillen, verliert keinen Augenblick!

Sie wurde kühner und dringender in ihren Bitten, als ſie hörte, daß die Soldaten ſich mit dem Gefangenen näherten.

Beym Himmel denn! ſprach Evandale, er ſoll nicht ſterben, und müßt' ich an ſeiner Stelle ſterben. Aber wollt Ihr, fuhr er fort, ihre Hand ergreifend, die ſie in der Verwirrung ihrer Seele nicht zurück zu ziehen wagte: wollt Ihr mir nicht ein Geſuch gewähren für meinen Dienſteifer?

Fodert Alles, Lord Evandale, was ſchweſterliche Zuneigung gewähren kann.

Und iſt das Alles, fuhr er fort, Alles, was Ihr meiner Zuneigung im Leben, oder meinem Andenken nach meinem Tode gewähren könnt?

Sprecht nicht ſo, Lord Evandale, erwiederte Editha, Ihr betrübt mich und thut Euch ſelber Unrecht. Es gibt keinen Freund, den ich höher achte, oder dem ich williger jeden Beweis von Achtung gewähren wollte — wenn nicht — abe —

Ein tiefer Seufzer ward laut. Sie wendete ſich ſchnell um, ehe ſie das letzte Wort ausgeſprochen hatte, unſchlüſſig, mit welcher Wendung ſie die Ausnahme ausdrücken wollte, und plötzlich bemerkte ſie, daß Morton ſie gehört hatte, welcher, mit ſchweren Feſſeln beladen, von ſeinen Wächtern zu dem Oberſten geführt wurde. Als ihre Augen ſich begegneten, ſchien Mortons ſchmerzlicher, vorwurfvoller Blick ihr zu verrathen, daß er ihre Worte ganz falſch gedeutet hatte. Dieß fehlte noch, ihren Kummer und ihre Verwirrung zu vermehren. Ihr Geſicht glühte, aber im nächſten Augenblicke war ſie leichenblaß. Dieſer ſchnelle Wechſel entging nicht dem beobachtenden Evandale, deſſen ſchneller Blick leicht entdeckte, daß zwiſchen dem Gefangenen und dem Fräulein eine beſondere Verbindung ungewöhnlicher Art beſtand. Er ließ Editha's Hand los, faßte den Gefangenen noch einmal ſcharf ins Auge, ſah wieder auf Editha, und bemerkte deutlich die Verwirrung, die ſie nicht länger verbergen konnte.

(Der Beſchluß folgt.)

Bemerkungen über England.

(Beſchluß.)

Der Unterſchied zwiſchen Wedgwoods und anderer Pfeifenerdewaare beſteht hauptſächlich darin, daß ſeine halberhabenen Bilder keine, ſondern nur allein der Grund Glaſur hat. Die Formen ſind ſehr ſchön, alle nach antiken Muſtern und im reinſten Geſchmacke verfertigt. Die Bilder ſind alle gut gezeichnet, vorzüglich die auf blauem Grund hervortretenden. Der Stifter dieſer Fabrik und der Vater ihres gegenwärtigen Beſitzers benutzte die ſchöne Hamiltonſche Sammlung hetruskiſcher Vaſen, und obgleich der Abſatz gegenwärtig ſo groß nicht ſeyn mag als früher, ſo iſt man dem einmal eingeführten guten Geſchmack jedoch treu geblieben.

Midlewich iſt eine der Salzgegenden Englands. Die Endſylbe wich gehört der altſächſiſchen Sprache an, und bedeutet allzeit das Daſeyn einer Salzmine. Auch fängt man hier an, den eigenthümlichen Geruch wahrzunehmen. Wir waren mit Empfehlungsſchreiben für Hrn. Marshall, den Beſitzer einer der Salinen von Northwich verſehen, und erhielten dadurch die Gelegenheit, ihre Verhältniſſe näher kennen zu lernen; unſere Beobachtungen darüber ſollen weiter unten nachgetragen werden.

Wir fuhren zur Nachtzeit durch Cheſter, und kamen hernach durch Wrexham, einen kleinen Bezirk der Landſchaft Wales; die weſtlichen Berge fangen an höher zu werden; das Land iſt gut bearbeitet. Man trifft wenig Holz an, die Thalgründe ſind ſehr bevölkert, und von breiten Bächen eines überaus hellen, von den Bergen abfließenden Waſſers, bewäſſert. Dieſe Bäche ſetzen überall Mühlenwerke in Bewegung. Auf der Anhöhe, bey der man vorbeykommt, ehe

Digitized by Google

man das Thal von Elangollen erreicht, befinden ſich mehrere Kohlen- und Eiſenerzminen, die betrieben werden, ſo wie Schmelzöfen für die Benutzung ihres Ertrags.

Der Anblick von der Höhe auf das Thal von Elangollen iſt ſehr ſchön. Die Hügel ſelbſt ſind mit Wohnungen der Arbeiter in den Bergwerken überſetzt; dieſe Hügel ſtehen auf der Nordſeite; die ſüdlichen ſind höher und ſteiler; es befinden ſich dabey Kalkſteinbrüche und Schmelzöfen.

In der Tiefe erblickt man ſchöne Wieſen, den ganzen Thalgrund und die prächtige Waſſerleitung, welche den Kanal von Ellersmer über denſelben führt. Am Fuße der Hügel, beym Eintritt der Kohlen- und Eiſenerzminen, iſt ein kleiner Hafen. Die Waſſerleitung durchzieht das Thal in einer Länge von zweytauſend Fuß und auf einer Höhe von hundert und vierzig; ſie ruht auf zwanzig Bogen; die Pfeiler ſind ſteinern und die darauf ſtehenden Bogen aus Gußeiſen; über den Bogen liegt der eiſerne Trog, der die Waſſerleitung ausmacht. Dieß Werk iſt eben ſo ſchön als dauerhaft. Es lohnt ſich der Mühe in's Thal hinab zu ſteigen, um es von unten zu beſchauen, wo die ganze Bauart der Bogengänge ſichtbar iſt. In der Mitte befindet ſich eine Oeffnung, die man nach Gutfinden ſchließen und wieder öffnen kann, um das Waſſer, wenn deſſen zu viel iſt, abfließen zu laſſen; es bildet daſſelbe alsdann eine Kaskade. Zwey Millen höher liegt der Marktflecken Elangollen. — Weiterhin ſieht man ein Thal, das für eines der ſchönſten in der Landſchaft Wales ausgegeben wird, woran ich jedoch zweifle, indem die Landſchaft überall keine Bäume hat, und die Viehweiden durch Mauern von einander geſondert werden.

Wir verlieſſen das Thal Elangollen, um in das ſehr ſchöne und nur vier Millen vom erſten entfernte Thal von Chirk zu gelangen. Hier findet ſich eine andere Waſſerleitung, welche den von Elangollen herkommenden Kanal auf die Entfernung von dreyhundert Ruthen (neunhundert Fuß) im unterirdiſchen Weg, in Geſtalt eines elliptiſchen Gewölbes von zwey Klafter Höhe und gleicher Breite, durch einen Hügel führt. Beyde Waſſerleitungen hat der Ingenieur Telfort verfertigt, und ſie können mit Recht unter die ſchönſten Bauwerke Englands gezählt werden.

Am 12. Jenner waren wir in Schrewsbury, wo wir Halt machten, um die Flachsſpinnerey der HH. Marshall und Comp. zu ſehen; es ſind die nämlichen, welche auch Eigenthümer der Fabrik von Leeds ſind, aber diejenige von Schrewsbury iſt minder ausgedehnt, und ſcheint eine ältere Anſtalt zu ſeyn. Das Gebäude iſt ohne Holz, aus Backſteinen und Eiſen aufgeführt, und, wie bey Spinnereyen gewöhnlich der Fall iſt, in mehrere Stockwerke abgetheilt. Die Säulen ſind von Gußeiſen. Ein zweytes Haus iſt mit dem Hauptgebäude durch eine eiſerne Kettenbrücke verbunden, welche Palmers verfertigte, der für dieſe Erfindung ein Patent erhalten hat. Die Brücke beſteht nur aus zwey Ketten, worauf breite Eiſenbände ruhen, die von einem durchbrochenen Geländer eingefaſſt werden. Es wird dieſe Brücke vom Darübergehen nur wenig erſchüttert. Ihre Länge beträgt etwa ſechs bis acht Klafter, und ſie iſt ſechs Fuß breit.

Der Flachs, welcher in dieſer Fabrik bearbeitet wird, iſt theils engliſcher, theils wird er aus Pernau in Litthauen gezogen; erſt wird derſelbe auf gewohnte Weiſe durch Menſchenhände gedreht, nachher geht er durch eine, von Marshall erfundene, Kammmaſchine, für die der Erfinder ein Patent erhalten hat: die Beſchreibung davon iſt im Repertory of arts enthalten. Das Geſpinnſt wird mit Salzſäure gebleicht, ein Farbehaus iſt mit der Fabrik verbunden, die im Ganzen ſechshundert Menſchen beſchäftigt.

Schrewsbury iſt eine ſehr unregelmäßig gebaute Stadt; ſehenswerth ſind ein hübſcher Spaziergang und das ſchöne Thal der Saucone, das zur Zeit der Schneeſchmelze auf den Bergen der Landſchaft Wales zum See wird. Die Schaafherden ſcheinen in allen dieſen Gegenden ein Hauptzweig der landwirthſchaftlichen Induſtrie zu ſeyn.

Wir kamen durch Ligthon, wo man ſchöne Ländereyen und kleine Waldungen antrifft. In einiger Entfernung ſteht eine eiſerne Brücke, und etwas rückwärts der enge Eingang von dem mit Rauch bedeckten Colebrokdale. Es iſt dieſe Gegend eine der vorzüglich mahleriſchen des Landes. Die Hügel ſteigen ſteil an. Wir ſahen in einer Jahreszeit, wo Felder und Wieſen das Winterkleid tragen, grüne, durch Bäche bewäſſerte Wieſen, und um die Häuſer her grüne Eichen und Lorbeern.

Der Bezirk von Colebrokdale iſt für das Eiſenerzeugniß einer der wichtigſten; die Ausdehnung des auf Steinkohlen ruhenden Bodens beträgt nahe an acht Millen Länge, auf zwey Millen Breite, und bis auf fünfhundert Fuß Tiefe trifft man Kohlenſchichten an, die zwey bis zehn Klafter (ſechs bis dreyßig Fuß) mächtig ſind, und unter der Saverne durchgehen.

Die Landſchaft verſchönert ſich in der Nähe von Worceſter; die Stadt iſt gut gebaut, ſie hat hübſche Vorſtädte, und iſt mit ſchönen Landgütern umgeben. Es finden ſich darin zwey Porcellanfabriken, welche für die beſten in England gelten. Wir machten halt in Gloceſter, und ſahen daſelbſt einige Fabriken, unter andern die Stecknadelfabrik des Hrn. Werner, welche ſiebenhundert Menſchen beſchäftigt.

In der Umgebung von Durſeley befinden ſich die Fabriken von feinem Tuch, die ihre Wolle aus Spanien und Deutſchland beziehen. So wie man ſich Briſtol nähert, vermehrt ſich zuſehends die Menge der ſchönen Landhäuſer. Wir kamen über die Anhöhen, wo das Dorf Cliſton ſteht, durch welches der Weg nach Mail, einem hübſchen Platze, führt wo ſich der ſchönſte Gaſthof von England befindet.

Am folgenden Tag (16. Jenner) giengen wir aus, um die Gegend und einige Fabriken von Briſtol zu beſehen.

Digitized by Google

Man genieſst hier den Vortheil, im Gaſthof ſelbſt einen Mann zu finden, der das Amt des Cicerone für die Reiſenden übernimmt.

Auf dem Weg nach dem römiſchen Lager kamen wir bey einem Haus vorbey, deſſen Schild ein Bad ankündigt. Der Eigenthümer deſſelben ließ zur Zeit, wo es erbaut wurde, einen Brunnen graben. Bergleute ſprengten den Fels, und gruben bis zue Tiefe von zweyhundert Fuß ohne Waſſer zu finden; der Eigenthümer ließ das Nachgraben bis auf zweyhundert und vierzig Fuß fortſetzen; da ſprang plötzlich eine Quelle mit ſolcher Heftigkeit hervor, daß die Arbeitee kaum Zeit zu ihrer Rettung fanden. Man erhielt nicht nur eine Menge Waſſee, ſondern auch eine warme Quelle, die der Eigenthümer zu Errichtung von Bädern benutzte. Die Wärme der Quelle beträgt 70 Grad Fahr. (16 Reaum). Man hat eine Dampfmaſchine angebracht, um das Waſſer in die Höhe zu heben.

Beym Ausgang von der Stadt fängt man zu ſteigen an; zur Rechten öffnet ſich ein ſchönes Thal; man ſteigt ziemlich ſchnell bis in's römiſche Lagee, das auf dem höchſten Punkt dee Landſchaft einen Geviertraum bildet, in deſſen Mitte ein Thuem, von wahrſcheinlich neuerer Herkunft, ſteht. Jetzt wird dieß Lager als Reitbahn gebraucht, und wie ſahen ein junges Pferd darin abrichten. Man findet öfters noch daſelbſt Münzen dee letzten römiſchen Kaiſer.

Wir begaben uns nach dem Sauerbrunnen, deſſen Waſſer von Kranken benutzt wird. Das über der Quelle ſtehende Gebaude iſt ziemlich groß, das Waſſer iſt lau und hat einen faden Geſchmack; es hat einen beträchtlichen Salzgehalt; die Quelle befindet ſich am Fuß des Felſen, aus denen der Avon entſpringt. Ihr Urſprung befindet ſich ſechs und zwanzig Fuß unter der hoben und noch zehn unter der tiefen See; man erhält davon ſechszig Gallonen in der Minute. Dieſe ſehr alte Quelle waed durch Baulichkeiten von einer Geſellſchaft erſt im Jahe 1695 nützlich gemacht. In den nahen Kalkfelſen kommen hin und wiedee ziemlich helle Bergkryſtallen vor, die an Reiſende unter dem Namen Briſtoler=Diamanten verkauft werden. Die Quellen von Briſtol ſind vom April bis im Wintermonat ſtark beſucht.

Korreſpondenz=Nachrichten.

Berlin.

Unter den Sehenswürdigkeiten Berlins behauptet unſtreitig das Theater den erſten Platz. Die Vereinigung ſo vieler ausgezeichneter Künſtler, die Theilnahme des Publikums, und vor allen die muſterhafte Leitung erhebt die hieſige Bühne zu der erſten in Deutſchland. Graf Brühl, General=Intendant der königlichen Schauſpiele, verſieht dieſe Stelle mit Gewiſſenhaftigkeit, Einſicht und Sachkenntniß; ihm gebührt mit vollem Recht die Krone vor allen Direktoren; eine Dornenkrone wird ihm wohl nicht fehlen, denn die erwirbt man ſich trotz unſäglicher Mühe und Anſtrengung. Die theatraliſche Herrſchaft hat auch ihre Beſchwerden ſo gut, wie jede andere, und vielleicht noch mehr. Ein großes Verdienſt erwirbt ſich Graf Brühl dadurch, daß er ſo ſtreng und mit ſo vieler Kenntniß das Koſtüme beobachtet; in dieſer Hinſicht iſt nichts mehr zu wünſchen, jede Vorſtellung legt Zeugniſſe davon ab, und die Herausgabe dieſer Koſtüme ſetzt auch andere Bühnen in den Stand, einem ſo vortrefflichen Muſter nachzufolgen. Pracht, Geſchmack, und vor allem ſtrenge Wahrheit zeichnen ſie vor allen andern aus. Gewöhnlich ſieht man alle Prieſter auf einerley Weiſe und im beſten Fall, egyptiſch gekleidet, hier ſah ich zum Erſtenmal ächt römiſche Prieſter, Sclaven und Feldherrn auftreten. In einem Stück von Kotzebue, es war das letzte, was er ſchrieb, waren an dreyhundert Perſonen auf dem Theater, und jeder Schauſpieler war in das Gewand gekleidet, das zu ſeiner Rolle paſſte. Der Aufwand an Zeit und Geduld, der dazu gehört, dieß alles anzuordnen, wird um ſo weniger erkannt, als alles in der ſchönſten Uebereinſtimmung mit der größten Leichtigkeit behandelt, durch keine Störung oder Mißgriffe an die Arbeit erinnert, die dem Anordner hieraus erwächst. Das allergrößte Lob verdient zugleich die Sorgfalt, wodurch Dekorationen und Beleuchtung jedesmal auf das genaueſte mit dem Lande und der Tageszeit übereinſtimmen, in welcher die Handlung vor ſich geht. So ſah ich in der Veſtalin einen Mondſchein, der ſein Vorbild faſt erreichte, auch war das ein Triumphzug, deſſen ſich weder Lincinius noch Rom zu ſchämen brauchten. Sehr bemerkenswerth ſcheint es mir, daß Mad. Milder die Prieſterinn ſang, und dadurch die zweyte Rolle zur erſten machte, ſo daß zwey prima donnas dieſen Abend wetteiferten; in Berlin, wo man ſo reich an trefflichen Sängerinnen iſt, ſoll das faſt immer der Fall ſeyn. So herrlich aber auch Spontini's Compoſition iſt, wenn man ſie als Theatermuſik betrachtet, ſo wünſchenswerth wäre es doch für deutſche Sängerinnen, wenn er nichts mehr ſchriebe, denn mit den Inſtrumenten zu wetteifern an Kraft und Stärke, gelingt nur den franzöſiſchen Opariſten, für die er auch beſtens geſorgt hat. Sollte Spontini nach Deutſchland kommen, ſo rathe ich jeder Direktion, keinen längern Contract, als auf 1 Jahr, mit ihren Sängerinnen abzuſchließen. Stimmen ſind keine Inſtrumente, wo es auf das ankömmt, was ein Künſtler gelernt hat; ſie ſind bedingt, Naturanlagen, von Zeit und Umſtänden abhängig. Gleich gut und zahlreich, wie die Oper, iſt auch das Schauſpiel beſtellt; in dem Luſt= Reiz= und Freudeſpiel Donna Diana ſpielte eine Künſtlerinn die Rolle der Diane mit ſo viel Anmuth, Würde, Anſtand und Liebreiz, daß man ſich recht von Herzen freuen konnte, ſie dafür, daß ſie ſo ſtolzſchön war, einmal gezüchtigt zu ſehen. Dekorationen und Ballet zeichneten ſich an dem Tag vorzüglich aus, man glaubte ſich nach Paris und Neapel verſetzt. Nirgends ſah ich noch einen ſolchen Zauber=Garten mit der Ausſicht aufs Meer — in welchem Diane mit ihren Geſpielinnen luſtwandelt, anfangs wogten die Gewäſſer, als aber Diane auftrat, ſtanden die Wellen plötzlich wie verſteinert da. Ich war froh einen Fehler zu erſpähen, und da ich dem Perſonale, dem Koſtüme und der Beleuchtung nichts anhaben konnte, wenigſtens an der Maſchinerie ein Verſehen rügen zu können, doch ſehr bald begriff ich die Urſache! Die Wellen warfen ihre Blicke dahin, wo ich die meinigen warf; ſie ſahen Diane und ſtanden bewegungslos.

Beylage: Literatur=Blatt, Nro. 44.

Nro. 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 26. Oktober 1819.

Gefangen ſind wir, doch der Held iſt der,
Dem nie ein adelich Gemüth entflieht.

Uhland in Ludwig dem Bayern.

Der Gefangene.

(Beſchluß.)

Ich glaube, ſprach Evandale, nach einem Augenblicke finſteren Schweigens, es iſt der junge Mann, der beym Vogelſchießen den Preis gewann.

Ich weiß es nicht gewiß, ſtotterte Editha, aber — nein, ich glaube es doch nicht, ſetzte ſie hinzu, und wußte kaum, was ſie ſagte.

Er iſt es, ſprach Evandale entſcheidend. Ich kenne ihn gut. Ein Sieger, fuhr er ein wenig ſtolz fort, hätte einer ſchönen Zuſchauerinn doch mehr Theilnahme einflößen ſollen.

Nach dieſen Worten verließ er das Fräulein, und zu dem Tiſche tretend, wo Claverhouſe ſich niederließ, ſtand er in einiger Entfernung, auf ſein Schwert ſich ſtützend, ein ſchweigender, aber nicht gleichgültiger Zuſchauer. —

Morton ging mit feſtem Schritte zu dem Tiſche, wo der Oberſt ſaß, und ohne eine Frage abzuwarten, ſprach er mit männlichem Trotze: „Was hat dieſe Soldaten berechtigt, mich aus dem Kreiſe der Meinigen zu reißen, und einem freyen Manne Feſſeln anzulegen?“

Meine Befehle, erwiederte Claverhouſe. Und jetzt befehle ich Euch, zu ſchweigen und meine Fragen anzuhören.

Ich will nicht, antwortete Morton mit entſchloſſenem Tone, und ſeine Kühnheit ſchien alle Umſtehenden mächtig zu ergreifen. Ich will wiſſen, ob ich in geſetzlichem Verhafte bin und vor einer bürgerlichen Obrigkeit, ehe die Freiheiten meines Vaterlandes in mir ſollen verletzt werden.

Auf meine Ehre, ein allerliebſter Springinsfeld! ſprach Claverhouſe.

Seyd Ihr von Sinnen? rief Major Bellenden ſeinem jungen Freunde zu. Um Gotteswillen, Morton, ſetzte er hinzu, mit einem Tone, der halb verweiſend, halb bittend war: bedenkt doch, daß Ihr mit einem Oberoffizier des Königs ſprecht.

Ja, eben darum verlange ich zu wiſſen, was für ein Recht er hat, mich ohne geſetzlichen Verhaftbefehl feſt zu halten, erwiederte Morton mit Entſchloſſenheit. Wäre ich vor einem bürgerlichen Gerichtsbeamten, ſo würde ich wiſſen, daß Gehorſam meine Pflicht ſey.

Euer Freund, ſprach Claverhouſe kaltblütig zu dem Major, gehört zu den gewiſſenhaften Herren, die, wie der Narr in der Comödie, ihr Halstuch nicht umbinden wollen, ohne einen richterlichen Befehl; aber ehe wir ſcheiden, will ich ihm zeigen, daß mein Achſelband ein eben ſo geſetzliches Zeichen der Gewalt iſt, als der Stab des Friedensrichters. Alſo, ohne weiter darüber zu reden, ſeyd ſo gut, junger Mann, mir ohne Umſchweife zu ſagen: Wann habt Ihr Balfour von Burley geſehen?

Ihr habt, meines Wiſſens, kein Recht, dieſe Frage zu thun, und ich werde ſie nicht beantworten.

Ihr habt meinem Wachtmeiſter geſtanden, hob Claverhouſe wieder an, daß Ihr Balfour geſehen und aufgenommen habt, und zwar wohl wiſſend, daß er ein Verräther war. Warum ſeyd Ihr nicht eben ſo offenherzig gegen mich?

Digitized by Google

Weil ich vermuthe, daß Ihr Bildung genug beſitzt, die Rechte zu kennen, die Ihr zertreten zu wollen ſcheint, und weil Ihr ſehen ſollt, daß es noch Schottländer gibt, die Schottlands Freiheiten behaupten können.

Und dieſe vermeintlichen Rechte wollt Ihr wohl mit Eurem Schwerte vertheidigen? ſprach der Oberſt.

Wäre ich bewaffnet, wie Ihr, und allein mit Euch im offenen Felde, Ihr ſolltet mich nicht zweymal ſo fragen.

Es iſt völlig genug, antwortete Claverhouſe kaltblütig. Eure Sprache ſtimmt überein mit Allem, was ich von Euch vernommen habe. Doch — Ihr ſeyd der Sohn eines Kriegsmannes, wenn auch eines Aufrührers, und ſollt nicht ſterben, wie ein Hund — die Schmach will ich Euch erſparen.

Wie ich auch ſterben mag, erwiederte Morton, ich will als der Sohn eines tapferen Mannes ſterben, und die Schmach, wovon Ihr redet, ſoll auf diejenigen fallen, die unſchuldiges Blut vergießen.

So macht denn Eure Rechnung mit dem Himmel, in fünf Minuten! Bothwell, führt ihn in den Hof und laſſt Eure Leute bereit ſeyn.

Die furchtbare Unterredung und ihr Erfolg hatte Allen, die Sprechenden ausgenommen, ein Entſetzen eingeflößt, das ihnen die Zunge band. Nun aber brachen alle Umſtehenden in Geſchrey und Klagen aus. Frau Margaretha, die trotz Standesvorurtheile und Parteyſucht, die Weiblichkeit nicht verläugnete, erhob eine laute Fürbitte.

O Herr Oberſt, ſprach ſie, ſchont ſein junges Blut! überlaſſt ihn dem Gerichte — Vergeltet nicht meine Gaſtfreundſchaft durch Vergießung von Menſchenblut auf meiner Thürſchwelle.

Ihr müſſt dieſe Gewaltthat verantworten, Herr Oberſt, hob der Major an. Ich bin alt und hinfällig, aber denkt nicht, daß ich meines Freundes Sohn ungeſtraft vor meinen Augen werde morden ſehen. Ich kann Freunde finden, die Euch zur Verantwortung ziehen werden.

Gebt Euch zufrieden, Herr Major, ich will's verantworten, ſprach Claverhouſe unbewegt. Und Ihr, edle Frau, ſetzte er hinzu, Ihr könntet mir die Pein erſparen, einer ſo lebhaften Fürbitte für einen Verräther zu widerſtehen, wenn Ihr bedächtet, daß Eures Hauſes edles Blut durch Einen ſeinesgleichen vergoſſen wurde.

Herr Oberſt, antwortete die Edelfrau mit zitternder Angſt, ich überlaſſe die Rache Gott, der ſie ſein nennt. Das vergoſſene Blut dieſes jungen Mannes kann mir die Todten nicht zurückrufen, die mir theuer waren; und wie könnte es mich tröſten, wenn ich denken müßte, daß vielleicht eine andere Witwe kinderlos geworden wäre, wie ich, durch die blutige That auf der Schwelle meiner Wohnung?

Baarer Unſinn! ſprach Claverhouſe. Ich muß meine Pflicht gegen Kirche und Staat erfüllen. Hier ſind tauſend Schurken faſt in offenem Aufſtande, und Ihr wollt, daß ich einen jungen Schwärmer loslaſſe, der allein im Stande iſt, ein ganzes Königreich in Flammen zu ſetzen? Es kann nicht ſeyn — Fort mit ihm, Bothwell!

Sie, die jene furchtbare Entſcheidung am meiſten anging, hatte ſchon zweymal verſucht zu ſprechen, aber ihre Stimme ihr verſagt; ihre betäubte Seele konnte keine Worte finden, und die Zunge keine ausſprechen. In dieſem Augenblicke ſprang ſie auf, und wollte vorwärts eilen, aber ihre Kräfte erlagen, und ſie würde auf den Boden gefallen ſeyn, wenn nicht ihre Zofe ſie aufgefangen hätte.

Hülfe! rief Hannchen. Um Gotteswillen, helft! Sie ſtirbt.

Bey dieſem Ausrufe trat Lord Evandale vor, der während der ganzen Verhandlung unbeweglich, auf ſein Schwert geſtützt, geſtanden hatte. Herr Oberſt, hob er an, ehe Ihr weiter in dieſer Sache geht, bitte ich Euch um ein Wort unter vier Augen.

Claverhouſe ſah ihn verwundert an, aber ſogleich ſtand er auf und ging mit dem Rittmeiſter in eine Ecke, wo ſich folgendes Geſpräch erhob:

Ich darf Euch wohl nicht erinnern, Herr Oberſt, daß Ihr uns einige Verbindlichkeit zu haben glaubtet, als meine Angehörigen Euch im vorigen Jahre einen Dienſt leiſten konnten?

Gewiß, lieber Evandale, ich bin nicht der Mann, ſolche Schulden zu vergeſſen. Es wird mir Freude machen, wenn Ihr mir ſagen wollt, wie ich meine Dankbarkeit beweiſen kann.

Ich werde die Schuld für getilgt halten, wenn Ihr dieſes jungen Mannes Leben ſchont.

Evandale! ſprach Claverhouſe, lebhaft überraſcht. Ihr ſeyd von Sinnen — ganz von Sinnen! Was kann Euch dieſer Abkömmling eines alten Aufrührers angehen? Sein Vater war gewiß der gefährlichſte Menſch in ganz Schottland; kaltblütig, entſchloſſen, ſoldatiſch, unbiegſam in ſeinen fluchwürdigen Grundſätzen. Der Sohn ſcheint ſein wahres Ebenbild zu ſeyn. Ihr begreift nicht, welches Unheil Ihr anrichten könnt. Ich kenne die Menſchen, Evandale. Wär' er ein unbedeutender Schwärmer, ein bäuriſcher Tölpel, ich würde der Edelfrau und ihren Angehörigen eine ſolche Kleinigkeit, als ſein Leben, gewiß nicht verweigert haben. Aber er hat Feuer, Eifer und Bildung, und die Schurken brauchen nichts als einen ſolchen Anführer, ihre blinde, ſchwärmeriſche Kühnheit zu leiten. Ich ſage dieß nicht in der Abſicht, Eure Bitte zu verweigern, ſondern nur, um Euch auf die möglichen Folgen aufmerkſam zu machen. Nie werde ich einem Verſprechen durch Ausflüchte ausweichen, oder mich weigern, eine Verpflichtung zu erfüllen. Fordert Ihr ſein Leben, ſo ſoll er's haben.

Haltet ihn in enger Haft, erwiederte Evandale, aber wundert Euch nicht, daß ich auf der Bitte beſtehe, ihn nicht am Leben zu ſtrafen. Ich habe die dringendſten Gründe für dieſes Verlangen.

Digitized by Google

So ſey's denn! antwortete Claverhouſe. Aber, junger Mann, ſolltet Ihr in Eurem künftigen Leben wünſchen, im Dienſte des Königs und des Vaterlandes Euch empor zu ſchwingen, ſo laſſt es Euer erſtes Beſtreben ſeyn, Eure Leidenſchaften, Neigungen und Gefühle dem öffentlichen Wohle und der Erfüllung Eurer Pflicht zu unterwerfen. Wir leben nicht in Zeiten, wo wir den Faſeleyen eines Graubarts, oder den Thränen alberner Weiber die Maßregeln heilſamer Strenge aufopfern dürfen, zu welchen die Gefahren uns nöthigen, die uns umringen. Erinnert Euch auch, daß meine jetzige Nachgiebigkeit gegen Eure dringende Bitte mich vor künftigen Geſuchen ähnlicher Art ſicher ſtellen muß.

Nach dieſen Worten trat er zu dem Tiſche, und faſſte Morton ſcharf ins Auge, als hätte er beobachten wollen, welchen Eindruck die Pauſe eines furchtbaren Schwankens zwiſchen Leben und Tod, die alle Umſtehenden mit einem Schauer des Entſetzens zu ergreifen ſchien, auf den Gefangenen ſelber machte. Morton verrieth eine Standhaftigkeit, welche nur aus einem Gemüthe, das keinen Gegenſtand der Liebe oder der Hoffnung auf Erden zurückließ, in einem ſo entſchiedenen Augenblicke hervorgehen konnte.

Seht Ihr ihn? fliſterte Claverhouſe dem Rittmeiſter zu. Er ſteht da ſchwankend auf der Gränze zwiſchen Zeit und Ewigkeit, eine Lage, furchtbarer als die gräßlichſte Gewißheit; und dennoch iſt ſeine Wange allein nicht bleich, ſein Auge allein ruhig, ſein Herz allein ſchlägt wie gewöhnlich, und nur ſeine Nerven ſehen wir nicht erbeben. Betrachtet ihn genau, Evandale! Steht dieſer Mann einſt an der Spitze eines Empörerheeres, ſo werdet Ihr viel zu verantworten haben für dieſe Morgenſtunde... Junger Mann, ſprach er darauf mit lauter Stimme, für jetzt iſt Euer Leben ſicher; Ihr dankt es der Fürbitte Eurer Freunde. Führt ihn hinaus, Bothwell, und laſſt ihn unter gehöriger Bewachung mit den übrigen Gefangenen weiter bringen.

Es war für Morton ein peinlicher Gedanke, daß er dieſen Aufſchub der Fürſprache eines begünſtigten Nebenbuhlers ſchuldig ſey. Iſt mir, hob er an, mein Leben auf Lord Evandale's Bitte geſchenkt —

Führt den Gefangenen hinaus, Bothwell, fiel der Oberſt ein. Ich habe nicht Zeit, ſchöne Reden zu halten oder anzuhören.

Der Wachtmeiſter zog den Gefangenen mit Gewalt aus dem Saale, und führte ihn in den Hof. „Habt Ihr, ſprach er, noch drey Leben in der Taſche, außer dem einen im Leibe, daß Ihr Eurer Zunge erlauben könnt, ſo damit fortzulaufen? Kommt, kommt, ich will Euch dem Oberſten aus dem Wege bringen. Wahrhaftig, wenn Ihr nur fünf Minuten bey ihm wäret, ſo würde es heißen: an den nächſten Baum! oder: in den nächſten Graben! Kommt, wir gehen zu euren Mitgefangenen.

Ueber die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-produkte im Pariſer Louvre.

(Fortſetzung.)

Die Produkte des Breguetſchen Hauſes machen zwar nicht den meiſten Lärm; allein ſie gehören, ohne Widerrede, zu den merkwürdigſten der Ausſtellung. Hr. Breguet iſt der erſte Uhrmacher in Europa; denn die Engländer, welche ihre Künſtler über alle andere ſetzen, geſtehen, daß ſie nicht ſo vollkommen ſind, als dieſer, indem ſie ſeine Uhren kaufen, wenn ſie welche bekommen können. Es iſt Schade, daß Hr. Breguet, ſo wie Hr. Ternaux, in ihrer Eigenſchaft als Richter des Concurſes, keinen Anſpruch auf die zu vertheilenden Preiſe machen können; oder vielmehr dieſer Umſtand iſt für ihre Mitbewerber glücklich.

Man erblickt zuerſt mit Erſtaunen eine große Uhr mit zwey gleichen Pendeln, eine hinter der andern, welche ſich in entgegengeſetzter Richtung hin und her bewegen. Ihre Bewegungen werden von zwey Uhrwerken unterhalten, die von einander ganz unabhängig ſind, und doch ſo übereinſtimmen, daß die Bewegung der einen Pendel nie derjenigen der andern voreilt. Beym erſten Anblick ſcheint es faſt mirakulös, daß zwey Pendeln in demſelben Gehäuſe jahrelang ſo vollkommen übereinſtimmen können. Allein dieſe Uebereinſtimmung rührt eben von ihrer Nachbarſchaft her. Gingen die beyden Uhrwerke nicht genau zuſammen, (und man muß geſtehen, daß ſie, ohne eben ſchlecht zu ſeyn, eine Sekunde im Jahre abweichen könnten) ſo würde dieſe geringe Ungleichheit durch die Nachbarſchaft verbeſſert werden, und die beyden Maſchinen würden beſtändig Schritt halten. Dieſe Eigenſchaft ſcheint von der unmerkbaren Erſchütterung herzurühren, welche den Stützen und dem Gehäuſe mitgetheilt wird, und alle ſich ähnlichen Stücke der beyden Uhrwerke einer gleichförmigen Bewegung unterwirft. Hr. Breguet hat ſich dieſer Eigenſchaft bedient, um die Mängel, welche ſich in alle Werke der Menſchen einſchleichen, einen durch den andern zu verbeſſern. Man erhält von den beyden zuſammen verbundenen Uhrwerken eine gemeinſchaftliche Bewegung zwiſchen der ſich verſpäten wollenden und zwiſchen der zu eiligen, und hieraus geht eine Regelmäßigkeit hervor, die weit über Alles hervorragt, was man bisher hatte erhalten können.

Denſelben Grundſatz hat Hr. Breguet auf Taſchenuhren angewandt. Zwey in demſelben Gehäuſe eingeſchloſſene Uhrwerke, die jedoch jene mechaniſche Verbindung unter einander haben, unterhalten die Bewegung der beyden Schläger, deren Schläge ſtets ohne die geringſte Veränderung zuſammentreffen, und zwar ſo, daß die Sekundenzeiger der beyden Zifferblätter nach mehreren Tagen, und ſogar nach mehreren Monaten, genau dieſelbe Sekunde angeben, wiewohl ſie nichts als das Gehäuſe mit einander gemein haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Oktober.

(Beſchluß.)

Vor ungefähr einem Jahre habe ich Ihnen die Beſchreibung einer öffentlichen Sitzung in der Anſtalt des Hrn. Amoros eingeſandt, woraus die Leſer haben erſehen können, wie es mit dieſer Anſtalt beſchaffen iſt. Der öffentlichen Sitzung, welche im September dieſes Jahrs gehalten worden iſt, habe ich zwar nicht beygewohnt. Damit jedoch die Leſer nichts dabey verlieren, ſo will ich das ſonderbare Protokoll über dieſe Sitzung, welches Hr. Amoros hat drucken laſſen, hier getreu überſetzen. „Franzöſiſches Gymnaſium (So heißt die Anſtalt jetzt) Protokoll der Sitzung vom 9. Sept. 1819. Dieſe gymnaſtiſche

Sitzung iſt eine derjenigen, welche das meiſte Intereſſe dargeboten haben. Mehrere Damen der Hauptſtadt, und eine große Menge fremder Reiſenden, welche ſich vor der Sitzung vereinigt hatten, bezeugten Hrn. Amoros den Wunſch, ſeine Methode näher zu kennen. Der Gymnaſiarch bewies ſich ſogleich willig dazu, und entwickelte ihnen die Grundſätze derſelben; er zeigte ihnen die Mittel, deren er ſich bediente, um zu den erhaltenen Reſultaten zu gelangen, und welche in der gleichzeitigen Entwicklung aller phyſiſchen, moraliſchen und intellektuellen Fähigkeiten, und ihrer vereinigten Uebung beſtehen. Er bewies ihnen, daß unter dieſen Mitteln die gymnaſtiſchen Geſänge eine Hauptſtelle einnehmen, wegen ihres energiſchen Eindrucks auf die Seele; er machte ſie auf die große Sorgfalt aufmerkſam, womit er keinen Theil unſrer Fähigkeiten auf Koſten der andern entwickelte, und das Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſuchte, wenn gewiſſe Theile übermäßig vorragen, indeß einige andre ſchwach bleiben. Die Zöglinge ſangen ſehr gut vier verſchiedene Geſänge, deren Text und Muſik bey den Muſikliebhabern beyder Geſchlechter, welche der Sitzung beywohnten, Beyfall fanden. – Ein holländiſcher Profeſſor, welcher Europa durchreist, um die verſchiedenen Gymnaſien zu beobachten, und welcher ſchon die Turnanſtalten zu Berlin, Schnepfenthal und Bern beſucht hat, erklärte vor den, bey den Uebungen gegenwärtigen Perſonen, daß er die Maſchinen des Pariſer Gymnaſiums weit beſſer erdacht und eingerichtet fände, als diejenigen der HH. Jahn, Gutsmuth und Elias, und daß man aus dieſen Maſchinen weit mehr Vortheil ziehen könne. Noch mehr erſtaunte er aber, als die Uebungen begannen; ihre Neuheit und Nützlichkeit fielen ihm außerordentlich auf, und er geſtand, daß er in dieſer einzigen Sitzung mehr an gymnaſtiſchen Kenntniſſen gewonnen habe, als auf allen ſeinen vorigen Reiſen. Die Zöglinge, deren Muth und Enthuſiasmus wächst, wenn man ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, und welche ſahen, daß ſie eben ſo viele Bewunderer hatten als Zeugen da waren, übertrafen ſich ſelbſt. Ein Kind von neun Jahren ging zum Erſtenmal über den hängenden Balken des großen Portikus, und erhielt ſomit das Recht, in die erſte aus den ſtärkſten Schülern beſtehende Klaſſe aufgenommen zu werden. Sein Vater, Hr. Ledoux, Hauptmann der Sapeurs-Pompiers, und einer der Inſpektoren des Gymnaſiums, hat durch die Ueberzeugung, daß ſein Sohn nunmehr fähig iſt, ſich aus den größten Gefahren zu ziehen, den Preis der Standhaftigkeit erlangt, womit er den Uebungen ſelbſt beygewohnt, und ſeinen Sohn hat beywohnen laſſen. Wir halten es für wichtig, dieſe Nachricht den Eltern mitzutheilen, welche ihre Kinder nicht mehr ins Gymnaſium ſchicken wollen, ſobald dieſe auf dem Punkte ſtehen, dieſelben Reſultate zu erlangen. Dieſe Thatſache, welche von allen Zuſchauern bewundert worden iſt, hat eine Wahrheit bewieſen, welche Hr. Amoros zuvor ſchon angegeben hatte, daß nämlich die Entwicklung des Muthes eine beſondere und ſehr ſorgfältige Erziehung erfordert, und daß die von ihm angewandten Mittel zur Beſchleunigung dieſer Entwicklung beytragen. Wir haben endlich einen franzöſiſchen Profeſſor der Gymnaſtik, in einer Höhe von 16 Fuß, die gefährlichſten Uebungen der Voltigirkunſt verrichten ſehen, die man in andern Gymnaſien nur in einer Höhe von 3 — 4 Fuß zu verrichten pflegt. Die Komplimente, die man dem Hrn. Amoros gemacht hat, die Lobſprüche und der beſtändige Beyfall, den die Zöglinge verdient haben, ſind außerordentlich ſchmeichelhaft für die guten Franzoſen geweſen, welche immer gern ſagen hören, daß das Pariſer Gymnaſium, ungeachtet ſeines engen Lokals, beſſer iſt, als die fremden Gymnaſien. Dieſes Urtheil hört man ſchon die fremden und einheimiſchen Reiſenden zum ſechsten Male ausſprechen. Man hat von Hrn. Amoros einen Lehrer verlangt, um ſeine Methode in einer Provinzſtadt einzuführen; allein Hr. Amoros hat dieſem Verlangen nicht nachgeben wollen, bis daß die Regierung ſeinen ſeit 3 Jahren angeſtellten Verſuchen ihre Billigung ertheilt, und ſein Inſtitut durch zweckmäßige, ſchon lange von der öffentlichen Meinung verlangte Maßregeln feſter gründet.“ — Eine tüchtige Doſis von Charlatanismus läßt ſich in dieſem Wortſchwalle gewiß nicht verkennen. Es iſt, als ob das Heil des Staates von einigen Wagſtücken abhinge, welche die Schüler des Hrn. Amoros in ihrem Garten anſtellen. Natürlich gehören körperliche Uebungen mit zur Erziehung; aber wozu ſo viel Lärmens, beſondere Anſtalten, eine eigene Kunſt? Laſſen ſich nicht gymnaſtiſche Uebungen in jeder Erziehungs-Anſtalt einführen? In einer großen Stadt mag es freylich auch wohl ſeinen Nutzen haben, daß eine ſpezielle Anſtalt vorhanden iſt; doch wozu ſoll die Regierung ihre Billigung kundmachen? Hat nicht in einem freyen Staate jeder Bürger das Recht, alle beliebige geſetzmäßige Beſchäftigung zu treiben, und ihre Verbreitung zu befördern, ohne daß ſich die Regierung darum zu bekümmern braucht? Der Vorwurf, daß die Regierung die Gymnaſtik nicht begünſtige, wurde auch neulich in einem ſehr liberalen Blatte geäußert; ſo unrichtige Begriffe haben noch manche von dem freyen Weſen unter der konſtitutionellen Regierung, daß ſie von einer Anſtalt die Hand der Obrigkeit wegwünſchen, und wiederum bey einer andern dieſelbe herbeyrufen. Sie ſollten doch konſequenter ſeyn, und von der Regierung nichts fordern, wozu dieſe nicht konſtitutionell verpflichtet iſt.

In dieſen Tagen iſt das neugebaute Odeon-Theater, welches jetzt den Titel zweytes Théâtre français führt, wieder eröffnet worden, und zwar mit einem Trauerſpiele und einem Luſtſpiele, dem ein mit Witz geſchriebener Prolog vorherging, worin der Verfaſſer ſehr gut bewies, daß das Zuſammenbeſtehen von zwey Haupt-National-Bühnen in Paris zum Vortheile der dramatiſchen Kunſt ausfalle; ein einziger Sohn ſey oft ein verzärteltes Kind; die Konkurrenz belebe den Wetteifer u. ſ. w. Bey dieſer erſten Aufführung war ſchon um 12 Uhr Mittags der Eingang des Theaters gedrängt beſetzt. Als der Saal, der überall von friſchen und prächtigen Vergoldungen glänzt, geöffnet wurde, war er in kurzer Zeit ſo voll, daß kein Plätzchen unbeſetzt blieb. Man ließ vor dem Anfange der Aufführung den Vorhang von Eiſenblech nieder, der angebracht worden iſt, um bey neuer Feuers-Gefahr die Bühne von dem Saale zu trennen. Zu dieſem Zwecke ragt die Mauer, welche der Bühne zur Einfaſſung und gleichſam zum Rahmen dient, durchs Dach hervor, ſo daß mithin das ganze Gebäude in zwey Theile zerfällt, wodurch bey einer abermaligen Feuersbrunſt doch wenigſtens der eine wird gerettet werden können. Die Truppe, die immer noch unter Picards Leitung ſteht, iſt größtentheils neu angeworben, und zeichnet ſich, wie man nicht vermuthet hatte, im Tragiſchen vortheilhaft aus, ſo daß ſich jetzt auch die Truppe des alten Théâtre français tummeln muß, um nicht hinten zu bleiben. Talma, welcher ſeit mehreren Monaten nicht aufgetreten war, iſt deßhalb auch wieder zum Vorſchein gekommen, und zwar in ſeiner ganzen gewöhnlichen Genialität. Von ihm hängt jetzt das Théâtre français im tragiſchen Fache größtentheils ab; es muß daher alle die harten Bedingungen eingehen, die er ihm macht; Gaſtrollen gibt Talma jetzt nicht mehr unter 1500 Franken für einen Abend. Die italieniſche Oper hat guten Fortgang, und iſt brav beſetzt. Eine niedliche Operette, wovon der Text ein Nachlaß des bekannten Theaterdichters Monſellet iſt, Edmund und Caroline mit einer leichten Muſik des Hrn. Kreube, hat vielen Beyfall in der komiſchen Oper, welche auch eben eine neue Operette, wovon der Text noch von Marmontel herrühren ſoll, einſtudirt. Ueberhaupt ſind die Pariſer Theater jetzt ſämmtlich in großer Thätigkeit, und haben von Einheimiſchen ſowol als von Fremden, deren ein großer Zulauf iſt, häufigen Zuſpruch. Dg.

Nro. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Oktober 1819.

(Sie wollten
Nur Menſchliches, was alle wollen ſollten.)
Wo ſichs verſteckt, wußt' Er es aufzufinden,
Ernſthaft verhüllt, verkleidet leicht im Spiel.
Im höchſten Sinn der Zukunft zu begründen:
Humanität ſey unſer ewig Ziel.

Goethe.

Die Feyer des acht und zwanzigſten Auguſt dankbar zu erwiedern. *)

Daß auch durch ein Diplomatenfeſt Goethe's Geburtsfeyer in Karlsbad ausgezeichnet wurde, durch ein Gaſtmahl der daſelbſt verſammelten deutſchen Geſandten, unter welchen Fürſt Metternich den Trinkſpruch auf des Dichters Geſundheit ausbrachte, iſt ſelbſt aus politiſchen Blättern bekannt. In Bezug auf dieſes Feſt ließ nun Goethe folgendes Gedicht drucken:

„Sah gemahlt in Gold und Rahmen,
„Grauen Barts, den Ritter reiten,
„Und zu Pferd an ſeiner Seiten
„An die vier und zwanzig kamen;
„Sie zum Thron des Kaiſers ritten,
„Wohl empfangen, wohl gelitten;
„Derb und kräftig, hold und ſchicklich,
„Und man pries den Vater glücklich.

„Sieht der Dichter, nah und ferne,
„Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
„Sieht ſie Alle wohlgerathen,
„Tüchtig, von geprüften Thaten;
„Freygeſinnt, ſich ſelbſt beſchränkend,
„Immerfort das Nächſte denkend;
„Thätig, treu in jedem Kreiſe,
„Still beharrlich jeder Weiſe,
„Nicht vom Weg, dem graden, weichend
„Und zuletzt das Ziel erreichend.

„Bring' er Töchter nun und Söhne,
„Sittenreich, in holder Schöne,
„Vor den Vater alles Guten
„In die reinen Himmelsgluten,
„Mitgenoſſen ew'ger Freuden! —
„Das erwarten wir beſcheiden.“

*) Dieſe wahrhaft goethiſche Schilderung des Sängers findet ihr völliges Verſtändniß in der böhmiſchen Sage vom Grafen Waldſtein. Dieſer ritt mit vier und zwanzig Söhnen zu Kaiſer Karl IV., (welcher zuerſt Adelsbriefe ertheilte und ſogar verkaufte), nach Prag, wo der Goldbullenfürſt ſammt und ſonders die vorgeſtellten jungen Grafen für turnierfähig (?) erklärte. Vater und Söhne wurden Alle reitend gemahlt und befinden ſich noch in der Nähe von Prag auf einem Schloſſe (Duts?).

P. J. Dümont's Gefangenſchaft in Afrika. *)

Peter Joſeph Dümont, geboren zu Paris 1766, verließ im 12ten Jahr das väterliche Haus, um, in Dienſten eines Marineoffiziers, demſelben auf der Expedition gegen Gibral-

*) Wir ſind anfangs zweifelhaft geweſen, ob wir das Herz unſrer Leſer, beſonders des weiblichen Theils derſelben, mit den fürchterlichen Umſtänden dieſes Berichts zerreißen ſollten. Endlich kam es uns aber als eine ſtrafwürdige Weichlichkeit vor, ihnen die Kenntniß eines Jammers zu erſparen, für den die Ausdrücke gebrechen. Stimme ein Jeder und Alle in dem Schrey der gemarterten Menſchheit bey, bis endlich das mächtige, menſchliche Europa dieſe abſcheulichen Quäler unſrer Brüder entwaffnet. Dieſe Nachricht iſt aus einem Bericht entlehnt, den Dümont ſelbſt bekannt gemacht hat. Histoire de l'esclavage en Afrique pendant trente quatre ans de P. G. Dumont. Paris chez Pillet l'ainé.

Red.

tar zu folgen. Im November 1782 ſchiffte er ſich im Hafen von Alkazir, in Spanien, auf der franzöſiſchen Brigg le lièvre ein, denſelben Abend erhob ſich ein heftiger Sturm, der gegen Mitternacht das Fahrzeug zertrümmert an die afrikaniſche Küſte zwiſchen Oran und Algier warf. Sechszig Perſonen ertranken, 86 gelangten ans Ufer, wurden aber ſogleich von den Kubalen, einem arabiſchen Stamme, angegriffen; ohne Waffen, war jeder Widerſtand unnütz, mehrere wurden wie Schlachtvieh ermordet, die übrigen blieben mehr oder weniger ſchwer verwundet am Ufer liegen, Dümont hatte einen Lanzenſtich durch den Leib und eine Schußwunde im Bein. Die Kubalen entfernten ſich eiligſt mit allem, was ſie an Beute fortbringen konnten; allein mit Tagesanbruch erſchienen ſie wieder, banden den Unglücklichen die Hände auf den Rücken, und ſie ſelbſt an die Pferdeſchweiſe.

Viele meiner Unglücksgefährten (fährt Dümont fort) ſanken vor Schmerz und Mattigkeit um; wir zogen 6 Nächte durch, denn unſere Wächter wagten es nicht bey Tage zu reiſen, aus Furcht, daß ihre Beute ihnen durch andere Araber entriſſen werde; ſie lagerten in den Wäldern um uns her; etwas Brot und Waſſer erhielt unſer elendes Leben; mit jedem Schritt öffneten ſich unſere Wunden von neuem, wenn ſie durch das getrocknete Blut ſich etwas geſchloſſen hatten. Endlich kamen wir zum Berge Felix, dem Wohnorte des Scheik Osmann.

Wir wurden ihm vorgeführt; als er hörte, wir ſeyen Franzoſen, rief er: Franzoſen! ohne Treue, ohne Glauben, boshafte Teufel, man lege ſie in Ketten! · was auch ſogleich geſchah. Ich war gelähmt, mein Bauch wurde fürchterlich geſchwollen und entzündet; meine Gefährten litten nicht weniger, drey ſtarben bald nach unſerer Ankunft. Man legte uns ganz nackt, bis auf eine wollne Schürze, zwey und zwey an eine ungefähr zehn Schuh lange und ſechzig Pfund ſchwere Kette; jedes Ende war an den Fuß eines Gefangenen befeſtigt; ſo ſind dieſe beyden Unglücklichen unzertrennlich, bis einer ſtirbt und durch einen andern erſetzt wird. So wurden wir eine halbe Stunde von der Wohnung des Scheiks weg, nach den Bagno geführt. In dieſem Gebäude werden 2000 Sklaven gehalten; die Mauern ſind etwa vierzig Fuß hoch, und acht Fuß dick, das niedrige Dach beſteht aus Holz, der Fußboden aus einer Miſchung von Sand und Kalk. Trotz der vielen, mit Eiſengittern verwahrten Fenſter, iſt das Gebäude ziemlich finſter; die Fenſter ſind ſo niedrig vom Boden, daß jede Nacht Löwen und andere reiſſende Thiere durch die Gitter zu uns herein heulten, daß uns die Haare zu Berge ſtanden.

Auf der Breite der Mauern, die in Terraſſen gebaut waren, befanden ſich Wohnungen für unſere Wächter; dieſer Wachtſtuben waren etwa fechzig und in jeder 15 Mann; ſie ſtiegen von außen auf Leitern hinein, und unterhielten Kohlenfeuer, um ihre Pfeiſen anzuzünden, und ihren Kaffee zu machen; immer bewaffnet, ſchießen ſie oft, wenn ſie ſich nicht ganz ruhig verhalten, mit grobem Salz auf die Sklaven; ſie rufen ſich des Nachts an, wie Schildwachen: Gib acht auf die Chriſten!

Mitten im Bagno iſt ein Abzugsgraben; das Waſſer befindet ſich in einigen hundert Kuhhäuten, die am einen Ende des Bagnos aufgehangen ſind.

Bey unſerer Ankunft freuten ſich die Sklaven der neuen Unglücksgefährten. Man befeſtigte unſere Kette in der Mitte, durch ein Vorlegeſchloß an einen Ring in der Wand, drey Fuß vom Boden. Man gab uns etwas Stroh, einen Stein zum Kopfkiſſen, und die Erlaubniß zu ſchlafen. Schaaren von Wanzen überfielen uns, und mit jeder Bewegung erdrückten wir ganze Hände voll. Als wir Morgens erwachten, waren wir mit Beulen und ſchwarzem Blute bedeckt — ein ſchöner Anblick! — 2000 nackte, bärtige, blutige Geſtalten in zwey Reihen an die Wände gefeſſelt, die Waſſer aus Menſchenſchädeln zu trinken begannen.

Trotz meiner Wunden mußte ich mit den andern um ſechs Uhr Morgens an die Arbeit, mit Ketten beladen, nachdem mir für den ganzen Tag drey Maisähren zugeworfen waren; man zerſtößt die Körner und iſſt das Mehl mit Waſſer, wenn man letzteres bekommen kann. Nachdem ich den ganzen Tag den Pflug gezogen hatte, wurde ich Abends halb todt vor Müdigkeit, von Hieben zerfetzt ins Bagno zurückgeführt. Ein Italiener, mein Nachbar, von meinen Leiden gerührt, zog vermöge eines mit Hanf umwickelten Stockes eine Art von Haarſeil durch meine Wunde, das er dann mit Urin befeuchtete, hierdurch heilte ſie binnen drey Wochen. Die Schmerzen, die mir die Wunde am Beine verurſachte, hörten ſogleich auf, nachdem ich mit einem ſchlechten Meſſer die Kugel herausgeſchnitten hatte.

Unter den 2000 Sklaven des Bagnos befinden ſich mehrere Greiſe, dieſe werden im Innern des Gebäudes mit Reinigen u. ſ. w. beſchäftigt, ſie müſſen auch mit angezündeten Strohbündeln an langen Stangen, die Wanzen verbrennen. Dieſe Unglücklichen ſind noch ſchlimmer dran, als die übrigen Sklaven, denn ſie werden nicht blos von ihren Wächtern, ſondern auch von ihren Mitſklaven gemißhandelt. Wenn ſie endlich vor Schwäche gar nicht mehr arbeiten können, ſo werden ſie todtgeſchoſſen; daſſelbe geſchieht allen Kranken, die wenig Hoffnung zur Beſſerung geben. Ihre Leichname werden dann hinausgeworfen, und ſogleich von den wilden Thieren zerriſſen; ihre Schädel dienen den Sklaven als Trinkgeſchirre; denn die Leichname derjenigen, die ſich ſelbſt das Leben nehmen, werden von den Kettengefährten der Todten auf den Berg getragen, wo ſie dann von der Höhe herab in die Ebenen rollen. Ein ſolcher Selbſtmord zieht immer ſtrenge Strafe für die nächſten Nachbarn herbey. Mein Nebenmann, ein junger Italiener, hatte ſich einen Strick von Hanf gedreht, und erhing ſich, obgleich ich es mit Gewalt zu verhindern ſuchte, denn ich wußte, was meinem Rücken bevorſtand, und auch am folgenden Morgen

Digitized by Google

nicht ausblieb. Mein zweyter Kettennachbar verfiel in eine Krankheit und wurde todtgeſchoſſen, ſein Schädel hat mir 14 Jahre gedient, und ich habe ihn mit nach Marſeille gebracht; auch ſein Nachfolger wurde todtgeſchoſſen. Im Ganzen haben dreyßig neben mir ſich abgelöst.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrieprodukte im Pariſer Louvre.

(Beſchluß.)

Man muß geſtehen, daß die Uhrmacherkunſt nicht weiter getrieben werden konnte. Demnach ſind die Seeuhren zum Längenmeſſen nur ein Spiel für Hrn. Breguet. Er hat an den Uhrwerken dieſer Art mehrere einzelne Verbeſſerungen angebracht, die nur von Kunſtverſtändigen und von Seeleuten gehörig geſchäßt werden können. Letztere haben nach langen Reiſen gefunden, daß ihre Zeitmeſſer noch dieſelbe Stunde, dieſelbe Minute angeben, als die Uhren, die nicht vom Flecke gekommen waren.

Hr. Breguet hat auch einen Metallthermometer von einer außerordentlichen Empfindlichkeit ausgeſtellt. Er beſteht aus 3 ſo. dünnen Metallſcheiben, daß ſie zuſammen nicht mehr als $\frac{1}{8}$ einer Linie dick ſind, die eine iſt von Platine, die andere von Gold, und die dritte von Silber. Bey den gewöhnlichen Thermometern muß die Hitze erſt ein gläſernes Gehäuſe durchdringen, welches ein ſehr ſchlechter Ableiter der Wärme iſt; dann muß ſie auch die ganze Flüſſigkeit durchdringen, ehe ſie dieſelbe ausdehnen kann; dazu kommt, daß die Ausdehnung des Gehäuſes eine der Ausdehnung der Flüſſigkeit entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt. An Hrn. Breguets Thermometer wirkt die Wärme geradewegs auf die feinen Metallſcheiben ein, und äußert ſich bey der geringſten Veränderung. Dieſer Wärmemeſſer ſetzt die Naturforſcher in Stand, die zarteſten Verſuche anzuſtellen.

Unter den ſinnreichen mechaniſchen Werken haben wir noch den Dactylographen des Hrn. Pienne bemerkt. Dieſes Inſtrument ſoll dazu dienen, einen Taubſtummen mit einem Blinden in Verhältniß zu ſetzen, und ihnen ein Mittel an die Hand geben, ſich miteinander zu unterhalten. Die beyden ſetzen ſich einander gegenüber an einem Tiſche. Sie legen ihre linke Hand auf eine bezeichnete Stelle, und mit der rechten ſpielen ſie auf einem Klavierbrette, auf deſſen Taſten die Buchſtaben des Alphabets angemerkt ſtehen. Jeder Buchſtabe, den man berührt, hebt eine ſie berührende Taſte auf, welche ſich unter der linken Hand der andern Perſon an verſchiedenen Orten fühlbar macht; hiedurch bekommt dieſe Perſon den gehörigen Eindruck, und antwortet darauf.

Unmöglich kann man ohne Bewunderung die prächtigen Kriſtallwaaren anſehen, welche unter den Nummern 1189 und 1209 ausgeſtellt ſind. Eine beſonders herrliche Sache iſt ein Toilettentiſch von eckigt geſchliffenem Kriſtall. Die verſchiedenen Stücke ſind durch geſchmackvolle Zierathen aus vergoldeten Erze mit einander vereinigt. Aber wir müſſen wiederholen, daß dergleichen Dinge wenig Intereſſe für die National-Induſtrie haben, die nur von ſolchen Produkten lebt, welche von jedermann verbraucht werden. Damit die Kriſtalle dieſe Bedingung, die erſte von allen, erfüllen können, muß man erſt das Mittel erfinden, ihnen ein glänzendes Anſehen zu geben, ohne daß ſie ſehr theuer werden. Das glänzende Aeußere bekommen ſie von der Reinheit des Kriſtalls, welches gar keine Farbe haben darf, und von ſeiner zurückprallenden Eigenſchaft, wodurch die Lichtſtrahlen gebrochen werden, und alle Farben des Regenbogens annehmen. Beydes hängt von der Zuſammenſetzung des Stoffes und von dem Schleifen ab. Was erſtere betrifft, ſo mögen einige zum Behufe der Optiker verfertigte Stücke Flintglas eben ſo ſtrahlenbrechend ſeyn, als die engliſchen Kriſtalle; allein es wäre zu wünſchen, daß dieſe Vollkommenheit auf die zum häuslichen Gebrauche beſtimmten Kriſtalle überginge. In Hinſicht des Schleifens ſcheinen die engliſchen Arbeiter den unſrigen noch etwas überlegen zu ſeyn. Sie geben den Zierathen, beſonders an den Hangeleuchtern eine prismatiſchere Geſtalt; auch ſchleifen ſie vielleicht die Oberflächen beſſer, wodurch dieſe mehr Glanz bekommen. Ich muß hier bemerken, daß es mir ſchwer ſcheint, vermittelſt Maſchinen, die mit dem Fuße gedreht werden, eine vollkommne Politur hervorzubringen. Die engliſchen Schleifmühlen werden durch Dampfmaſchinen getrieben; hierdurch wird die Bewegung ſchneller und ſtärker.

Man bemerkt mit Vergnügen die großen Fortſchritte in der Kunſt, die Platina oder weiſſe Gold zu bearbeiten. Die Ausſtellung bietet Geſchirre aus dieſem Metalle in Geſtalten und Verhältniſſen dar, die man noch nicht hatte erhalten können. Zum häuslichen Gebrauche iſt die Platina unnütz, und kömmt weder dem Gold noch dem Silber gleich; aber für einige chemiſche Künſte iſt es koſtbar wegen ſeiner Unveränderlichkeit und Unſchmelzbarkeit. Seitdem es zum Konzentriren der Schwefelſäure gebraucht wird, hat es dieſe Operation um $\frac{1}{3}$ wohlfeiler gemacht als zuvor; und ſchon empfindet der Käufer dieſes Erſparniß.

Seit einigen Jahren hatte man es ſo weit gebracht, daß man die Platina verarbeiten konnte, jedoch mit vielen Koſten: es kam zu 36 Franken das Loth zu ſtehen. Hr. Bréant, Essayeur an der Münze, hat es zuerſt zu 18 Fr. liefern können. Die Platina, welches unter den Nummern 948 — 950 ausgeſtellt iſt, bietet Geſchirre und Geſchmeide dar, das freylich nur eine unnütze Merkwürdigkeit iſt, aber doch wohl zu einigen Verfahrungsarten hat Anlaß geben müſſen, wo-

Digitized by Google

durch der Gebrauch dieſes Metalls in den Kunſtarbeiten kann erleichtert werden.

Beym Schluſſe muß ich noch eine Vervollkommnung loben, die zwar ganz anderer Art iſt, als die bisher erwähnten, aber nichtsdeſtoweniger eine Meldung verdient. Man lieſt auf der Liſte derjenigen, welche ſich mit den induſtriellen Künſten abgeben, betitelte und hiſtoriſche Namen, denen dadurch nichts benommen wird. Die Frau Marquiſinn von Argence hat Spitzen aus ihrer Fabrik ausgeſtellt. Der Herzog von Rochefoucault, dem die Künſte ſo viel verdanken, Frau v. Lamoignon, Wittwe Molé de Champlâtreux, Hr. de la Contamine, der Freyherr von Gency haben bey der Ausſtellung Adelsbriefe niedergelegt, die eben ſo gültig ſind als andre.

Dg.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 4. Oktober.

Madame Catalani iſt hier, und veranlaſſte ſchon Mancherley in der öffentlichen und geſellſchaftlichen Unterhaltung. — Kaum angekommen, verhieß ſie ein Konzert im Saale eines Vergnügungs-Ortes, deſſen Bezeichnung hier gewöhnlich mit „bey'm Hofjäger“ abgemacht iſt; — auf der Bühne zu ſingen, ſchien nicht ihr Zweck zu ſeyn. Von weitem hörte man jedoch zuweilen ſagen: es ſey abſcheulich, daß man ihr nicht Anerbietungen gemacht habe; das konnte jedoch — in Abweſenheit des Theater-Intendanten, Grafen v. Brühl — nicht geſchehen, und dieſer hatte, auf ihre Ankunft vorbereitet, die Verfügung zurückgelaſſen: man ſolle ihr, wenn die Künſtlerinn im Theater zu ſingen gedächte, für ſo viele Konzerte, als ſie geben wolle, und bey den hohen Preiſen, die Hälfte der Einnahme überlaſſen. Dazu gehörte aber freylich ihr Wunſch: im Theater ſingen zu wollen, und dieſen hatte ſie nicht ausgeſprochen. Plötzlich aber geſchah es von Hrn. Valiabregue, — ihr Gatte, der nicht einmal ſeinen Namen als Hälfte, (wie es wohl ſonſt bey Sängerinnen geſchieht), dem ſeiner Gattinn angehängt hat — und zwar etwas diktatoriſch, denn er erklärte: Mad. Catalani wollte ſingen; die hohen Preiſe ſollten um das Doppelte erhöht, und der Theater-Kaſſe ein Drittheil der Einnahme gegeben werden. Die Theater-Regie that nun, im Namen des Grafen Brühl, jenes Anerbieten kund. — Mad. Catalani würde dabey für drey Arien, welche ſie gewöhnlich zu ſingen pflegt, 800 Thlr. bekommen haben, und damit — ſo meinten vernünftige Leute ganz ehrlich — hätte ſie ſehr wohl zufrieden ſeyn können; ſtatt deſſen aber begehrte ſie mit ihrer Forderung für drey oder vier Arien — 2000 — ſage zweytauſend Thaler, und es verſteht ſich, daß enragirte Geſang-Liebhaber — beſonnene Kenner nehm' ich aus — gerade das Gegentheil von dem meinten, was vernünftige Leute gemeint hatten; ſie fanden nämlich: für drey Arien könne Mad. Catalani wenigſtens beſagte 2000 Thlr. begehren. — Die Regie geſtand ihr Unvermögen, die Bedingungen der Künſtlerinn zu bewilligen, ſchickte aber eine Eſtafette an den Grafen Brühl. Ehe aber dieſe mit einer Antwort zurückkam, waren durch einen Machtſpruch — den der verantworten mag, der ihn veranlaſſte — die Forderungen der Sängerinn bewilligt, und zu Gunſten derſelben wurde nun ein älteres Verſprechen, daß die großen Preiſe niemals erhöht werden ſollten, als nichtig angeſehen. — Mad. Catalani verkündigte nun: daß ihr Konzert „beym Hofjäger“ nicht ſtatt finde, und ſang drey Abende im Theater, und einmal, zum Vortheil der Armen, in der Garniſon-Kirche. — Ich habe ſie nur im letzteren Konzerte ſingen hören, weil ich die Forderungen der Mad. Catalani anmaßend fand und alſo für meine Perſon — gern darauf verzichtend, daß ich viele Gleichgeſinnte finden möchte — der Conſequenz huldigte und nicht hinging. Früher hatte ich ſie ſchon zwey Mal gehört — wo ſie freylich auch einen hohen Preis ſetzte, dieß aber doch in einem kleinen Lokale und ferner in Unabhängigkeit that; jetzt, wo ein älteres Verſprechen umgangen werden mußte, ſchien mir die Sache anders zu ſtehen, und endlich hat man damals den zu hohen Eintritts-Preis nicht minder beſprochen. — Was nun die Stimme der Mad. Catalani betrifft, ſo herrſcht darüber nur eine Meinung, die nämlich: daß ſie verloren hat, und zum Theil läſſt ſich dieß auch theoretiſch beweiſen. Ich ſelbſt beſcheide mich, etwas Weiteres darüber zu äußern, da ich gern annehme, daß die Verſicherung: ſie ſey bey den Vorträgen in dem Armen-Konzert am allerwenigſten bey Stimme geweſen, bewährt iſt. Hinſichtlich der Leiſtungen auf der Bühne habe ich mir das Urtheil eines muſikverſtehenden Schriftſtellers erbeten, welches im „Geſellſchafter“ Bl. 161 abgedruckt iſt; ich aber füge auch hier an, daß ich von Mad. Catalani ſelbſt gehört habe: ſie leide jetzt an einem, hoffentlich bald vorübergehenden Halsübel, und dieß mag allerdings Manches entſchuldigen. Unter allen Umſtänden iſt ſie aber auch jetzt noch eine bedeutende Sängerinn, welcher man mit den Machinationen, die ſich allzu Dienſtfertige in ihrer Nähe zur Lenkung und Beſtechung des Urtheils erlaubten, (nähere Angaben wird man hier hoffentlich erlaſſen, doch ſteh' ich auf Begehren damit zu Dienſte) mehr Schaden an ihrer Kunſtehre thut, als der klingende Nutzen erſetzen kann. — Demoiſ. Wranitzky hat ihre Gaſtſpiele als „Phillis“ in „Nachtigall und Rabe“ beendet, und zwar mit demſelben verdienten Glück, womit ſie dieſelben begann. Dieſe kleine Oper wurde hier bey dieſer Gelegenheit zum Erſtenmal aufgeführt und gefiel. Man darf es rühmen: daß hier Stoff und Text nicht ſo unmuſikaliſch ſind, als es leider gewöhnlich iſt; die Muſik von Weigl, obwol an ein Paar Stellen etwas in Spielerey ausartend, hat viel Verdienſtliches, namentlich ſchon deshalb, weil Weigl zu den wenigen Componiſten gehört, welche auf das Melodiöſe, Charakteriſtiſche und Klare halten, und nächſtdem nicht ſo inſtrumentirt, daß der Geſang Verſteck ſpielt. Die Aufführung war im Allgemeinen gut: Mad. Schulz (Damne) und Hr. Blume (Amtmann) zeichneten ſich vortheilhaft aus. — Hr. Krüger, ehemals bey dem Großherzoglich-Darmſtädtiſchen Theater, jetzt hier neuengagirtes Mitglied, debütirte als Sigismund (Leben ein Traum) Carlos, Werthen (beſchämte Eiferſucht) und Pfifferling (Schauſpieler wider Willen). Er zeigte ſich als denkender und zugleich vielſeitiger Schauſpieler); da zu einem hübſchen Aeußern und den phyſiſchen Mitteln überhaupt ſich geiſtige Kräfte geſellen, dürfen wir ſein Engagement einen Gewinn nennen. — Dagegen verloren wir Hrn. Maurer, der nun Mitglied des königlichen Theaters in Stuttgart geworden iſt. In biederen einfachen Charakteren und denen der Ueberbildung werden wir ihn ſehr vermiſſen, obwohl die Berliner (ich meine damit die Mehrheit), welche höchſtens einmal in einer Ausnahme Sinn zeigen für das, was ſich unter ihnen heran bildete, dieß vorläufig noch nicht eingeſtehen wollen. Ich habe aber ſonſt nie zu Hrn. Maurers großen Lobrednern gehört — ſchon aus dem Grunde, weil man bey jungen Schauſpielern mit dem Lobe nicht zu freygebig ſeyn darf — daß er aber für ein Paar Fächer ein Verluſt iſt, bleibt außer Zweifel, wenn ich auch augenblicklich überſtimmt würde. Er findet übrigens gewiß in Stuttgart die verdiente Anerkennung, und ich wünſche ihm von Herzen Glück und gute Benutzung der Nähe Eßlairs in den tragiſchen Leiſtungen, für die er, namentlich in den wildkräftigen Gebilden, auch gute Anlagen zeigte, welche, wenn er ſie beſſer in ſeine Gewalt nimmt, ſehr ausgezeichnet werden können.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 38.

Digitized by Google

Nro. 258.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 28. Oktober 1819.

Der ſcheußlichſte Anblick iſt ein verwildertes Menſchenherz.

Retif de la Bretonne.

P. J. Dümont's Gefangenſchaft in Afrika.

(Fortſetzung.)

Die Sklaven ſtehen um acht Uhr Morgens auf, die einen arbeiten im Garten des Scheiks, andere fällen Holz, andere müſſen den Pflug ziehen u. ſ. w.; ich muſſte oft fünf bis ſechs Stunden weit gehen; da waren ſechs bis ſieben Paar Sklaven vor einen Pflug geſpannt, um uns ſtand ein großer Kreis Kubalen, weniger um uns zu bewachen, denn die Flucht iſt in dieſem Lande unmöglich, als um uns vor den wilden Thieren zu ſchützen. Demungeachtet wurde einer meiner Gefährten, als er ſich etwas von uns entfernt hatte, vor unſern Augen von einem Löwen zerriſſen, den darauf die Wächter, leider zu ſpät, erlegten.

Die koſtbarſte Zeit für uns war die, wenn unſere Wächter, nach muhamedaniſchem Gebrauch, ihr Gebet verrichteten; dann ſuchten wir in der Eile alles einigermaßen Eßbare um uns zu ſtehlen, und verzehrten es unter den hageldichten Hieben und Steinwürfen der Wächter; dieß war das einzige Mittel unſer Leben zu friſten, denn wie konnten uns drey Mahlzeiten in vier und zwanzig Stunden unter faſt übermenſchlichen Anſtrengungen erhalten? Einſt hatte ich das Glück ein Schaf zu ſtehlen; ich hatte mit meinen fünf nächſten Nachbarn acht Tage dran zu zehren. Wir riſſen ihm den Kopf herunter, denn ein ſcharfes Inſtrument hatten wir nicht; dann fingen wir an die Eingeweide hinabzuſchlingen, ohne uns um die Hiebe zu kümmern, die uns von allen Seiten trafen, daß das Blut uns am Leibe herablief; die Kubalen fingen es mit den Fingern auf, und leckten es ab, indem ſie ſagten: wie ſüß iſt doch das Blut der Chriſten!

Bey unſerer Arbeit litten wir unbeſchreiblich von Hunger und Durſt und der glühenden Sonnenhitze; den Kopf ſuchten wir durch Blätter zu ſchützen, den Leib durch unſere Bärte; der meinige hing zuletzt bis auf den Nabel herab, ich verflocht ihn mit den Fingern, ſo daß er mir als eine Art Mantel diente; unſere Haut war ganz dunkelbraun geworden.

Zuweilen fanden wir unterwegs Ueberbleibſel eines von Löwen zerriſſenen Bären oder eines Ebers; dann baten wir um Erlaubniß ſie zu verzehren: Ja friß! Chriſtenhund! war die Antwort; dann ſtritten wir uns um die blutige Beute. Zuweilen quälte uns der Durſt ſo, daß wir unſern eigenen Urin tranken, oder den von Pferden, wenn er in den Hufſpuren ſich geſammelt hatte.

Allein nichts glich dem Jammer einer Feuersbrunſt, die im Bagno ausbrach; unſere Bärte und Haare wurden verſengt, das Waſſer, was uns erfriſchen ſollte, wurde zum Löſchen gebraucht, wir ſchäumten und biſſen an unſern Ketten vor Verzweiflung, Rauch und Hitze. Losmachen wollte man uns nicht, um Unordnungen zu verhüten, und erſt zur beſtimmten Zeit erhielten wir wieder Waſſer; Schläge wurden wieder hinlänglich ausgetheilt, um uns für den Ausbruch des Feuers zu ſtrafen; wie denn überhaupt jedes Wort von einem Schlag begleitet wurde.

Digitized by Google

Es iſt begreiflich, daß dieſe Lebensart unſern Körper faſt unempfindlich machte. Die Haut an unſern Händen war ſo dick und hart, daß wir ſie kaum bald ſchließen konnten; unſere Fußſohlen waren mit einer ganz hornartigen zwey, drey Zoll dicken Haut bedeckt, man hätte uns ohne Schmerzen Hufeiſen anlegen können; lange Dornen verfaulten darin, ohne daß wir es fühlten.

Die Wächter verdoppeln ihre Grauſamkeit gegen ſolche Gefangene, die ihnen beſonders ſchwächlich und empfindlich ſchienen. Mein rüſtiger Muth und ſcheinbare Unempfindlichkeit erſparte mir manche Mißhandlung. Ein Prinz von Marokko, der in dieſe Gegend kam, ſah uns einſt bey der Arbeit; auf Zureden meiner Gefährten fiel ich ihm zu Füßen, und bat ihn um eine Wohlthat; anfangs bezeigte er ſich ſehr unfreundlich, beſonders da er hörte, ich ſey ein Franzoſe; endlich ſchenkte er uns 100 Zechinen, die wir theilen ſollten.

Unſere Wächter hatten zwey Anführer, der oberſte heißt Baſche; er gebietet über Leben und Tod der Sklaven und ihrer Wächter, und braucht blos dem Scheik die Köpfe der Hingerichteten zu zeigen; er kommt höchſtens 5 bis 6 Mal jährlich nach dem Bagno. Wir freuten uns immer auf ſeine Ankunft, weil er uns gewöhnlich irgend eine Vergünſtigung ertheilte, die Erlaubniß die Wanzen zu verbrennen, oder die Entfernung zu grauſamer Wächter. Der zweyte Anführer heißt Kail; er hat die unmittelbare Aufſicht über die Wächter und Sklaven. Dieſer Kail ſuchte ſogleich unter den gewöhnlichen Drohungen das Geſchenk des Prinzen von mir zu erpreſſen; allein ohne mich daran zu kehren, vertheilte ich das Geld unter meine Gefährten. Der Zorn des Kails gegen mich wurde durch die Schwäche einiger Sklaven, welche, von dem Schmerz der Strafen überwältigt, eingeſtanden, mir dieſe Vertheilung angerathen zu haben, aufs höchſte getrieben; er verdoppelte die Mißhandlungen, was aber nur dazu diente, meinen Starrſinn zu verſtärken. Der Barbar zerfetzte mich jeden Tag durch Hiebe, ohne die geringſte Veranlaſſung. Ein Jahr lang hatte ich dieſe Behandlung ertragen; allein ſie hatte mich dem Tode nahe gebracht; ich hatte Anfälle von Raſerey, worin ich mit den Zähnen und Nägeln über meine Gefährten herfiel. Endlich beſchloß ich, bey der nächſten Mißhandlung von Seiten des Kails, durch ſeinen und meinen Tod meinen Leiden ein Ende zu machen, und zugleich meine Rache zu ſättigen. Den folgenden Morgen waren ſchon 200 Sklaven aus der niedrigen Thüre getreten, ohne einen Schlag zu erhalten. Kaum war ich aber draußen, ſo erhielt ich einen Schlag in die Seite, der mich für einen Augenblick der Beſinnung beraubte; ſogleich aber erhob ich mich wieder, ergriff einen Stein und warf ihn dem Kail an den Kopf, wodurch ſein eines Auge aus ſeiner Hölung getrieben ward, dann fiel ich wie ein Tieger mit den Zähnen über ihn her, und kaum vermochten die Wächter unter einem Hagel von Schlägen, ihn noch lebend meiner Wuth zu entreißen. Sogleich ward ich entfeſſelt, und auf einen Mauleſel gelegt, Hände und Füße unter ſeinem Bauch zuſammen gebunden. So wurde ich im Trab, unter beſtändigen Stößen und Hieben, nach der Wohnung des Scheik gebracht, wo ich halb todt anlangte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Schiffahrt-Kalender (nautical almanac) von Greenwich und gelegentlich über die Zeitenkunde (connaissance des tems. *)

Man berichtet uns aus London vom 1ſten Juni 1819 Folgendes: Der Verfall unſeres, ſonſt ſeiner Korrektheit wegen ſo berühmten nautical almanac läßt ſich nicht länger abläugnen; die von 1819 und 20 ſind nur vermittelſt zweyer Seiten Druck- und Rechenfehler brauchbar. Sollte es wirklich wahr ſeyn, daß diejenigen Inſtitute, die dem Staate am meiſten koſten, ihrem Zweck am wenigſten nachkommen? Sollte es wahr ſeyn, daß unſere Wiſſenſchaften mehr in Theorien und Spekulationen, als in der Anwendung beſtehen —? Als die Königinn Karoline einſt das Obſervatorium zu Greenwich beſuchte, bezeugte ſie dem Aſtronomen (damals Halley) ihre Zufriedenheit, und ſagte ihm, ſie wolle ſeinen Gehalt erhöhen. Der große Mann antwortete: „ich bitte Ew. Majeſtät das nicht zu thun; denn wenn Sie den Gehalt erhöhen, ſo könnte die Stelle ein Gegenſtand der Bewerbung für habſüchtige, untüchtige Menſchen werden, was den Ruin des Inſtituts nach ſich ziehen würde.“ Wie viele Gelehrte unſerer Zeit würden ſo geantwortet haben? Halley hatte den geringen Gehalt von hundert Pfund Sterling, und war keinesweges reich. Sonſt gab man einem Aſtronomen 3000 Franken um den Almanach zu machen, und er ward gut gemacht; jetzt gibt man 30000 Fr., und er iſt ſchlecht. Jetzt ſind die Wiſſenſchaften blos Mittel zur Befriedigung der Habſucht, des kleinlichſten Ehrgeizes, nicht mehr Zweck, nicht mehr Belohnung des Strebens nach ihnen! ...

An einer andern Stelle deſſelben Heftes S. 449, wo der gelehrte Herausgeber ſich darüber beklagt, daß in der connaissance des tems nur ein Theil der Finſterniſſe des Jahrs 1820 angezeigt iſt, drückt er ſich folgendermaßen aus: Seit die connaissance des tems der Regierung ſo große Summen koſtet, iſt ſie mit großer Nachläſſigkeit berechnet. Was ſoll man von einem nautiſchen Almanach denken, der dem September ein und dreißig Tage gibt! der

---

*) Aus dem 3ten Heft von des Hrn. v. Zach aſtronomiſch-geographiſch-ſtatiſtiſcher Korreſpondenz.

Digitized by Google

Mondsfinſterniſſe im Neumond anſagt! der den Mond **über** ſtatt **unter** der Sonne durchgehen läſſt! Wehe dem Schiff, das ſich dieſes Almanachs bediente, 1814 und 1815 vom 21. März bis zum Ende dieſes Monats, und vom 24. bis zum 31. September! Wehe dem Fahrzeug, das ſein Beſteck nach einer Breitenberechnung vom 10. Auguſt 1814 gemacht hat! ... Doch das ſind Kleinigkeiten für **große** Genies; indeſſen bezahlen doch die **kleinen**, damit man auf dergleichen Kleinigkeiten achte.

Die connaissance des tems für's Jahr 1820 bezeichnet nur 4 Sternverfinſterungen; die Berliner Ephemeriden geben deren 16 an, die von Florenz 131; Hr. **Flaugergues** hat alſo recht, wenn er ſagt: daß die connaissance des tems deren beynahe keine mehr anzeigt.

Einige hiſtoriſche Nachrichten über das Winzerfeſt in Vivis. *)

Dieſes Feſt, welches ein Brief aus Vivis in Nro. 234 unſern Leſern beſchrieb, hat ſo viel Abenteuerliches, daß ſie gern Einiges von deſſen Geſchichte hören werden.

Der Weinbau in den, von der Natur ſelbſt in ſo ausgezeichnetem Grad zu ſeinem Behuf bezeichneten, reizenden Gegenden am Genferſee ſcheint zum Theil ſchon unter der römiſchen Herrſchaft begonnen zu haben, allein unter dem Gebieterwechſel und unter den häufigen Wirren der folgenden Jahrhunderte auch wieder in großen Abgang gekommen zu ſeyn.

Urkundlich iſt hinwieder erwieſen, daß ſich die Mönche der im Jahr 1134 von Biſchof Guido de Martiniaco von Lauſanne, mit Beyhülfe benachbarter geiſtlicher und weltlicher Herren, geſtifteten Ciſtercienſer-Abtey Hautcreſt (Alta Christi) im jetzigen Diſtrikt Oron, von der Stiftungs-Epoche des Kloſters an, um die Landeskultur, die Einführung und weſentliche Verbeſſerung des Weinbaus und der Bienenzucht, und um die Civiliſation der Einwohner nicht nur ihrer engern Nachbarſchaft, ſondern der Umgebungen in ausgedehnterm Umfang, höchſt verdient machten.

Den glücklichen Erfolg ihrer erſten Weinleſen ſollen die Mönche von Hautcreſt durch Gaſtereyen, Geſänge und andere Luſtbarkeiten gefeyert haben, und ihnen ſchreibt die Tradition auch die Erfindung und Stiftung des ländlichen Feſtes zu, welches in Vivis ſeit undenklichen Zeiten, immer nach Verlauf einer gewiſſen Zahl Jahre, unter dem Namen der Fête des Vignerons begangen ward, und in ſeiner Art wirklich einzig iſt. Es heißt nämlich, die Kloſterbewohner und andern großen Eigenthümer, in deren Beſitz der weſentlichſte Theil des Rebgeländes in den Umgebungen von Vivis lag, haben ihre Rebleute alljährlich mit den ländlichen Geräthſchaften ausgerüſtet, einen Umzug durch die Stadt Vivis halten laſſen, worauf ein ländliches Mahl erfolgte; nach und nach haben ſich auch andere Winzer dieſem Feſt angeſchloſſen, u. ſ. w. — Ob nun dieſe Feyer wirklich von den erwähnten Mönchen her ihren Urſprung habe, oder ob (nach einer ebenfalls nicht ganz verwerflichen Meinung) dieſelbe vielmehr von ähnlichen Feſten aus den Zeiten der römiſchen Herrſchaft abgeleitet werden müſſe, und von den Mönchen nur unter etwas veränderter Geſtalt erneuert worden ſey, — will man hier nicht unterſuchen.

Lange Zeit hatten ſich die gedachten Umzüge der Winzer in ihrer urſprünglichen Einfachheit erhalten; ein frugales Eſſen, bey dem aber der Wein nicht geſpart wurde, und auf den Anlaß paſſende Geſänge im eigenthümlichen Patois der Gegend machten den Beſchluß des Feſtes. Jedes Jahr vermehrte ſich die Zahl derjenigen, die daran Theil nehmen wollten. So entſtand (das **Wann** kann nicht mehr genau beſtimmt werden) eine Geſellſchaft oder Gilde, Abbaye des Vignerons benannt, deren erſte Fonds ohne Zweifel von einigen wohlhabenden Beförderern der Sache zuſammengelegt, bald aber durch eine Abgabe, die jeder Neueinverleibte zu entrichten hat, und durch eine ſorgfältige Verwaltung bedeutend vermehrt wurden. Die Gilde gab nämlich ihrem Abt noch zahlreiche Räthe aus ihrer Mitte bey, und räumte dieſen ein Beaufſichtigungsrecht über die Aeufnung des Weinbaus im Rebbezirk von Vivis ein. Von da an ſcheint ſich das Gepränge des jährlichen öffentlichen Auftritts vermehrt zu haben. Mythologiſche Vorſtellungen und Gruppen verſchönerten den Zug. Ein junger Knabe, der auf einer Tonne ſitzend den Bacchus vorſtellte, ward von zwey Negern getragen, nach dem Vortritt des Oberprieſters, des Altars und der Opfer. So mehrten ſich die allegoriſchen Beſtandtheile des feſtlichen Umgangs von einem Mahle zum andern. Die alte Zuſammenſetzung wurde durch ſtete neue Zuſätze wohl verdunkelt, aber nie ganz verdrängt, denn immer noch ſieht man bey dem Feſte, neben den Erzeugniſſen eines verfeinerten Geſchmackes, jene veralteten ehrlichen Geſtalten und Gruppen der Vorzeit, denen das Volk an allen Orten anhänglich bleibt, und die man billig beybehält, da Aufzüge dieſer Art durch Zuſammenfügung der verſchiedenartigſten Beſtandtheile den löblichen Zweck der Volksbeluſtigung befördern, hingegen alle Popularität verlieren ſobald ſie unbedingt moderniſirt, und von aller althergekommlichen Eigenthümlichkeit entkleidet werden.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Description de la fête des Vignerons, célébrée à Vevey, le 5 Août 1819. Précédée d'une notice sur l'origine et l'institution de cette société, qui porte maintenant le nom d'Abbeye des Vignerons. Avec figures enluminées (acht große, zum Theil ſehr charakteriſtiſche Blätter, welche zuſammen etliche und dreyſſig Gruppen, mit genauer Beobachtung der Koſtüme darſtellen.) Vevey ch. Loertscher et fils. 47 Seiten 8.

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

München, Ende Septembers.

Ihr Morgenblatt war immer eins der geſchätzteſten Organe für die Mittheilung von Meinungen und Anſichten, die ſich in Deutſchland geſittet über vaterländiſche und fremde Kunſt ausſprechen wollten. Es wird daher einigen Bemerkungen eine Stelle gönnen, durch welche wir der deutſchen Kunſt ihr wohlerworbenes Recht, und denen, die ſie bey uns ausüben, ihren verdienten Ruf gegen die Angriffe der Leidenſchaft zu bewahren wünſchen.

Ein Korreſpondent der Abend = Zeitung möchte in deren Nro. 221 und 222 dem deutſchen Publikum gern glauben machen, mit der deutſchen Oper in München ſey es nun aus: „ſchläfrig, nachläſſig, nicht auf Künſtlerehre haltend, einbilderiſch und dummſtolz" ſey ihr Perſonal zur gänzlichen Unbedeutenheit hinuntergeſunken, und man müſſe allein Heil für die Kunſt von den nun bald wieder ankommenden Italienern erwarten, nach denen ſich der Einſender unendlich ſehne.

Wir laſſen dieſe Sehnſucht dahingeſtellt, aber wir theilen ſie nicht; denn wir erkennen recht gern und dankbar das Gute und Schöne, was uns die italieniſche Oper oft zu genießen gab, wir behielten aber doch die Augen offen für ihre Lücken, Schwächen, ewigen Wiederholungen und Sünden, die ſich beſonders in der letzten Zeit offenbart haben.

Jeder Unbefangene, der die Dinge würdigt, nicht nach dem, was ſie gelten ſollen, ſondern nach dem, was ſie werth ſind, dürfte ſchon, ohne auch einer deutſchen Oper in München, beſonders in der neueſten Zeit, beygewohnt zu haben, die Verbindung der Namen: Fiſcher, Metzger, Mittermaier, Löhle, Staudacher, Beſſel ꝛc. mit jenen vom italiſchen Sprecher gewählten Beywörtern auffallend finden. Fiſchers großen Ruf als Baſſiſt kennt ganz Europa. Demoiſ. Metzger gehöret ſchon jetzt durch die Stärke und den bezaubernden Wohlklang ihrer Stimme zu den Sängerinnen erſten Rangs. Das hat man ſelbſt in Italien nicht geläugnet. Mittermaiers Bariton hat wohl noch kein Herz ungerührt gelaſſen, zu dem ſeine Töne drangen. Auch an Methode und Spiel hat dieſer Künſtler ſehr gewonnen. Ganz daſſelbe läſſt ſich von dem Tenoriſten Löhle ſagen, der mit einer ſehr ſüßen, wohllautvollen Bruſtſtimme eine lobenswerthe Methode verbindet. Staudacher iſt ein recht wackerer Tenor von guter Methode. Demoiſ. Beſſel iſt eine Schülerinn unſeres für die Kunſt nie erſtarrenden Winters, die in ihrer zarten Jugend durch eine ſchöne Stimme und gute Methode zu den erfreulichſten Hoffnungen berechtigt, und unter unſeren Augen ſchnell aufwärts ſchreitet. Jeder Billige erkennt — wie alle Fremden — mit freudigem Danke die Bemühungen dieſes Kunſtvereins nicht allein durch Geſang, ſondern auch durch ein lebhaftes graziöſes Spiel ſich Beyfall zu erwerben. Man denke — um nur an eins zu erinnern — an die Aufführungen der ſchönen Müllerinn, die wohl zu den in jeder Hinſicht vollendetſten Leiſtungen gehören. — Auch die Theater-Intendanz hat ihre früheren Fehler eingeſehen und verbeſſert. Wir hören jetzt recht gute Chöre, das Enſemble hat unendlich gewonnen, und an Geſchmack und Pracht der Dekorationen dürften wohl nur ſehr wenige Bühnen unſerem neuen Theater gleichkommen.

Mit dieſem Künſtler-Verein theilt eine junge ausgezeichnete Schauſpielerinn des Hoftheaters (Demoiſ. Charlotte Pfeiffer aus Stuttgart) das Glück, jenem Recenſenten und der Partey, für die er ſchreibt, zu mißfallen, und mit Schmähungen, die alle Sitte verletzen, überhäuft zu werden. Ihr ſchönes Talent, das ſich im Trauerſpiel wie im Luſtſpiel täglich mehr entfaltet, und ihre ſittige Beſcheidenheit, bey dem warmen Beyfalle, den ihr das Publikum jedesmal bey ihrem Erſcheinen zollt, wird in der Schmähung der Leidenſchaft, die ſie niederdrücken ſollte, nur eine Aufmunterung finden, den Weg nicht zu verlaſſen, auf dem ſie uns in kurzer Zeit ſo werth geworden iſt.

Dieſe Bemerkungen werden genügen, um im Allgemeinen dem deutſchen Publikum, das unſerem Kunſtleben ſeine Theilnahme ſchenkt, über die jetzt mit neuer Leidenſchaft ſichtbar werdende Tendenz gegen die deutſche Kunſt und die Mittel, welche man ſich gegen ſie erlaubt, einige Fingerzeige zur Beurtheilung ähnlicher Invektiven zu geben, die gewiß nicht ausbleiben werden.

Eine ausführliche Widerlegung und Beantwortung jenes Anfalls in der Abend-Zeitung wollten und konnten wir hier nicht geben, weil ſie in jene Zeitſchrift gehört. Dort wird ſie erſcheinen, wenn die Redaktion — wie wir nicht zweifeln — den Angegriffenen und Beleidigten ſprechen laſſen wird, wann er um ſein Recht — wann er um's Wort bittet.

Berlin, den 4. Oktober.

(Beſchluß.)

Wir hoffen nächſtens im Theater-Gebiete manche Anſtrengung bemerken zu können, indem hohe Gäſte aus Rußland dieſe Reſidenz zu beſuchen gedenken. Es ſoll ſogar das neue Schauſpielhaus in der Carnavals-Zeit 1820 eröffnet werden, doch ſind darüber, trotz aller Thätigkeit, welche bey dem Bau herrſcht, noch Zweifel genug möglich. Auch ſollte man wohl nicht zu ſehr eilen, damit nichts übereilt wird. — Durch das Aufbieten vieler Talente und die Verwendung ſehr großer Summen ſind ohnehin die Erwartungen ſo hoch geſpannt, daß es wohl gethan iſt, das Ganze nur erſt in der möglichſten Vollendung ſchauen zu laſſen. Alle Anordnungen ſind übrigens bis jetzt ſehr verſtändig und löblich zu nennen; vor Allem aber preiswürdig iſt es, daß durch die mancherley Bauwerke, welche der König auszuführen befahl, Menſchen beſchäftigt werden, denn die Noth würde noch ſchreyender ſeyn, wenn ſolche Unternehmungen nicht noch viele beſchäftigten.

Die „freymüthigen Blätter" v. Cölln werden mit dem Jahre ſchließen, dagegen gibt derſelbe ein „Preußiſches Archiv" heraus, worin die Angelegenheit der Zeit abgehandelt werden ſollen, namentlich fürerſt das Conſtitutions-Weſen, über welches bey uns die Vor-Anſtalten ſich immer deutlicher zeigen. — Die Gebrüder Henſchel haben zu Goethe's „Aus meinem Leben" eine Folge kleiner Kupferſtich-Blätter geliefert, beſonders auch, um damit des Meiſterdichters 70ſten Geburtstag zu feyern. Es iſt überhaupt auffallend: daß in unſerer Gegend Privat-Perſonen und Privat-Anſtalten mehr dieſes Feſtes gedacht haben, als es bey den allgemein öffentlichen geſchehen iſt. So ſehr jenes achtungswerth und für Goethe als Anlaß zu herzlicher Freude erſcheint, ſo ſonderbar muß man es finden, wenn von einem ſolchen Feſte, das noch dazu in unſern Zeitungen lange vorher verkündend erwähnt iſt, auf unſrer Bühne — die, wenn auch keine andre etwas that, ſich hätte auszeichnen ſollen — gar keine Notiz genommen wurde. Hat man etwa auf einen Machtſpruch gewartet, und fand ſich dazu keiner ſo willig, als zur Unterſtützung der übertriebenen Forderungen von Mad. Catalani?

Nachſchrift. Eben erfahre ich, daß Mad. Catalani, nachdem ſie, laut den Theater-Zetteln, am 28. September ihr „letztes" Konzert auf der Bühne gab, nun „auf Begehren" am 10. Oktober noch eines geben wird. — Ihr Begehren, nämlich das Doppelte der hohen Preiſe, wird dabey aber auch wieder erfüllt.

Gy.

Digitized by Google

Nro. 259.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. Oktober 1819.

> Der ſüßeſte heiligſte Trunk der Macht,
> Wenn ſie mit göttlicher Stimme kann ſagen,
> O trauernde Tugend hör auf zu klagen,
> Laß fahren, was dir Kummer macht.
>
> Walter Scotts Jungfrau vom See.

Ueber das in Metall geprägte Bild der Königinn Catharina von Würtemberg. *)

Hängt als ſüßes Angebinde,
Hänget als der Tugend Schild,
Schwabens Frauen! eurem Kinde
An das Herz dieß edle Bild.

Sagt ihm; wer Sie iſt geweſen,
Wie geſegnet ſie das Land,
Bis ſie ſchnell, von Gott erleſen,
Eine Heil'ge uns verſchwand.

Baut ihr für die Armuth milde,
Wo ein Haus, wird es gedeih'n,
Legt das Erz mit Ihrem Bilde
Ihr in ſeines Grundes Stein.

Wird wo für des Feldes Früchte
Eine Scheuer neu erbaut,
Daß kein Donner ſie zernichte,
Werd' Ihr Bild dem Grund vertraut.

Röm'ſcher Herrſcherinnen Bilder,
Wahrt die ſchwäb'ſche Erde noch,
Wahret röm'ſche Schwerter, Schilder,
Mahnend nur an's röm'ſche Joch.

O! wie treu wird ſie bewahren,
Heilige! dein Bild im Schoß!
Dich, die einſt in Hungerjahren
Ueber ſie Ihr Füllhorn goß!

Nach Jahrhunderten noch pflüget
Es der Landmann aus dem Grund,
Rufet Weib und Kind vergnüget,
Anzuſchau'n den theuren Fund.

Spricht: o! laſſt uns treu bewahren
Sie, von der die Sage geht:
Daß Sie hab' in Hungerjahren
Unſerm Ahn das Feld beſät.

Juſtinus Kerner.

*) Dieſe Medaille, eines der gelungenſten Kunſtwerke des wackern Peter Bruckmann in Heilbronn, iſt in verſchiedner Größe in Gold und Silber ausgeprägt. Sie ſtellt auf der Vorderſeite der Königinn Bruſtbild vor, nach Danneckers Büſte gearbeitet, auf der Kehrſeite iſt mit einfachen Worten der Tag ihrer Geburt und ihres Todes verzeichnet.

P. J. Dümont's Gefangenſchaft in Afrika.

(Fortſetzung.)

Als wir vor Osmann erſchienen, wurde ich losgebunden und auf die Erde geworfen. Er fragte mich, warum ich mich an meinem Wächter vergriffen habe? Nun forderte ich im Namen des Geſetzes des Propheten ſprechen zu dürfen, erzählte nach erhaltener Erlaubniß den Hergang der Sache, und ſetzte hinzu, der Prinz habe mir das Geld um Mahomeds willen gegeben; der Kail aber habe geſagt, er kümmere ſich wenig um Mahomet, wenn er nur das Geld kriege. Mit welcher Hand haſt du den Stein geworfen? fragte hierauf der Scheik, ich antwortete nach einer ſchnellen Ueberlegung: mit der Linken. Sogleich befahl Osman mir die Falaque anzulegen. Dieß iſt ein Riemen, wodurch

die Hand an eine Tafel gefeſſelt wird, mit der inneren Seite nach oben; zugleich wird die andere Hand in Mannshöhe an eine Winde gebunden. Nun ſchlugen zwey Wächter abwechſelnd auf meine linke Hand, wie Schmiedeknechte, dieß dauerte etwa zwanzig Minuten. Meine Hand wurde losgebunden, ſie war zerſetzt, zerſchmettert, ohne Nägel, mit entblößten Sehnen und Nerven, auf immer gelähmt.

Haſt du geſehen, ſprach Osman nun zum Kail, wie ich den Chriſten geſtraft habe? Der Kail dankte ihm erfreut für ſeine Strenge, und lobte ſeine Gerechtigkeit. Osman aber rief mit zornigem Blick: „Du aber, der du ſchnödes Geld dem Geſetz des Propheten vorgezogen haſt, ſollſt gehängt werden!“ was auch ſogleich am nächſten Baum geſchah.

Ich wurde nun nach dem Bagno zurückgeführt, und bey einem Schleifſtein angeſtellt. Die Araber der Umgegend, die den Tod des Kails erfahren hatten, kamen, blos um mich zu quälen, von allen Seiten, um ihre Beile zu ſchleiſen. Sie legten ſich mit der ganzen Laſt ihres Körpers auf den Stein, um mir das Drehen recht ſchwer zu machen, dabey trieben ſie mich mit Fußtritten und Fauſtſchlägen an, und ſpieen mir ins Geſicht; der rechte Arm, mit dem ich allein arbeiten konnte, ſchmerzte vor Müdigkeit oft mehr, als der verſtümmelte linke. Wie oft wünſchte ich mir meine vorigen Arbeiten zurück! Die Augenblicke der Erholung hatte ich, wenn meine Mitſklaven ihre Ackerwerkzeuge ſchärſten, da denn immer einer mich ablöste. Nach einem Jahr endlich, da meine Hand geheilt war, wurde ich wieder bey der Feldarbeit angeſtellt. Mein Gefährte erleichterte mir die Arbeit auf jede Weiſe, wofür ich die hie und da gemachte Beute immer redlich mit ihm theilte. Auch wurden wir ſeit des Kails Tod etwas weniger grauſam behandelt; denn die Wächter fürchteten für ſich ſelbſt. Sie ſind für jeden Sklaven verantwortlich, und müſſen wenigſtens den Kopf oder die Kette ihres Untergebenen vorweiſen, ſonſt werden ſie ohne Umſtände geköpft. Der Schuldige kniet zwiſchen zwey Kudalen, der eine ſtößt ihn mit der Lanze in die Seite, und während er dann vor Schmerz den Kopf erhebt, ſchlägt ihn der andere mit einem Hieb herunter.

Eine der beſchwerlichſten Arbeiten war für mich die in den Matameren. Dieß ſind ungeheure unterirdiſche Kornmagazine, die oft bis zu 80 Fuß Tiefe haben, und eine verhältnißmäßige Breite. Der Boden und die Seiten ſind mit Planken und Matten ausgelegt. Dieſe ungeheuren Gruben füllt man bis zu ſiebenzig Fuß Höhe mit Getreide, dann deckt man Balken, Bretter, Matten und endlich Erde drüber, worauf dann wieder geackert und geſäet wird, das Korn hält ſich zwölf bis funfzehn Jahre in dieſen Gruben.

Wenn der Scheik ſein Korn in den Handel bringen will, ſo müſſen die Sklaven dieſe Gruben leeren; jeder muß einen Sack von hundert und vierzig Pfund ſechs bis ſieben Stunden weit über das Gebirge tragen; Pferde, Menſchen, Maulthiere und Büffel ziehen durcheinander, alle mit Korn beladen, an einem Berge angelangt, deſſen Abhang mit Matten belegt iſt, ſchüttet jeder ſeine Ladung auf dieſe Matten aus, und ſo läuft das Getraide von ſelbſt den Berg hinab in die Ebene. Ich erinnere mich noch einer Hungersnoth, die vor achtzehn Jahren in der Levante ausbrach. Von ſechzig Dörfern mußten die Sklaven und das Vieh, 3000 an der Zahl, (ſie wurden zwey Monate lang dazu gebraucht) das Getreide aus den Matamoren nach dem letzten Berge bringen, um es von da in die Ebene fließen zu laſſen; der Getreidehaufen war endlich faſt ſo hoch wie der Berg. Wie wir eines Morgens wieder dahin kamen, war nichts mehr davon zu ſehen; die Ebene wimmelte von Kameelen, Elephanten, Pferden u. ſ. w., die in weniger als 24 Stunden Alles fortgeſchafft hatten.

Einige Sklaven gingen, um ihre Leiden zu endigen, zu dem muhamedaniſchen Glauben über. Man nahm ihnen dann die Feſſeln ab, machte ſie zu Wächtern, gab ihnen Weiber, und fünf und ſiebenzig Franken monatlich, und ſorgte auch ſonſt für ſie. Das Schickſal eines Renegaten, der das Geſetz des Propheten verletzt hatte, erfüllte uns Alle mit Schrecken. Dieſer Unglückliche hatte vier Jahre lang die Geſetze des Korans befolgt; einſt ließ er ſich verleiten, etwas Branntwein zu trinken, er ward entdeckt und geſpießt. Während der ſechs und dreyßig Stunden ſeiner Marter, bat er uns flehentlich, ihn mit Steinwürfen zu tödten; allein dieſer Liebesdienſt hätte uns das Leben gekoſtet; — auch waren die Sklaven weit entfernt, ihn zu bedauern; ſie überhäuften ihn mit Flüchen, weil er ſeinem Glauben entſagt.

Zuweilen, wenn die Wächter bey guter Laune waren, riefen ſie mich in ihre Wachtſtuben, und ließen ſich von mir erzählen; was mir einige Maisähren, oft ſogar Brod und Kaffee eindrachte. Oft ſuchten ſie mich zur Annahme ihres Glaubens zu bewegen; ich hielt ſie dann ſo lange hin wie möglich, bis ſie es endlich ſatt wurden, und ihre vorige Grauſamkeit wieder an mir ausließen.

Beſonders verſchonten ſie auf keine Weiſe zwey neapolitaniſche Geiſtliche, die im Anfang ihrer Gefangenſchaft immer beteten, ſich aber doch endlich in den Ton des Bagno's fanden. Nichts anderes bleibt dieſen Unglücklichen übrig; an Flucht oder Loskaufung iſt hier nicht zu denken; ich habe Greiſe gekannt, die ſchon 60 Jahre da waren, und ruhig die Kugel erwarteten, die ihren Leiden ein Ende machen ſollte.

Drey und dreyßig Jahre lang hatte ich nun ſchon alle Schrecken der Sklaverey getragen, und hatte jede Hoffnung, jeden Gedanken an Befreyung aufgegeben, als ein ganz unerwarteter Vorfall mir die Freyheit verſchaffte. Ein Franzoſe, Namens Manet, hatte ſeit fünf Jahren den muhamedaniſchen Glauben, und den Namen Ali angenommen. Da

er Schießpulver zu verfertigen wußte, ſo ſtand er bey Osman ſehr in Gunſten: bis ihn einſt die Neugierde trieb, durch ein Fenſter des Serails die Frauen des Scheiks ſehen zu wollen; Osman ertappte ihn dabey, verwandelte aber die verdiente Todesſtrafe, aus beſonderer Gnade, in 1500 Hiebe, wovon 1000 auf den Hintern, und fünfhundert auf die Fußſohlen kamen; dann beraubte er ihn aller ſeiner Habe, und ließ ihm blos ſeine Waffen und ein Pferd. Vier Monate nach ſeiner Heilung vertraute ihm der Scheik ſeine Abſicht, den Dey von Algier zu überfallen; und befahl ihm zu dieſer Expedition eine große Menge Pulver zu verfertigen.

Aly Manet, hoch erfreut, eine Gelegenheit zur Rache zu finden, verſprach zu gehorchen; allein er täuſchte die Wachſamkeit ſeines Herren, ſetzte ſich zu Pferde, rief uns noch Lebewohl zu, als er an uns vorbeyritt, und legte eine Strecke von hundert und zwanzig Stunden, durch Gebirge und Wüſteneyen, mit eben ſo viel Muth als Glück zurück; einen Weg, den die Araber nie anders als mit zwanzig bis dreyßig Bewaffneten zu machen wagen.

Manet kam beym Bey von Titra an, deſſen Land das Gebiet von Algier gegen die Kubalen begränzt; er verrieth ihm den Plan des Scheiks; der Bey ließ ihn ſogleich durch hundert ſeiner Krieger nach Algier geleiten. Der Dey (das Oberhaupt dieſes Staates) rüſtete ſich auf die erhaltene Nachricht ſogleich zum Empfang der Kubalen. Die Bey's von Oran, von Konſtantine, und von Titra zogen dem Feind entgegen; die beyden erſten wurden von den Söhnen des Scheiks geſchlagen, der Bey von Titra aber war glücklicher, er umringte den Feind, hieb den größten Theil nieder, und machte viele Gefangene, worunter auch die Söhne des Scheiks waren. Er war im Begriff, ihnen die Köpfe abſchlagen zu laſſen, als einer von ihnen ihm vorſchlug, ſie gegen Chriſtenſklaven auszuwechſeln; dieß waren alle Theile zufrieden, und die Zahl der Sklaven wurde auf fünfhundert feſtgeſetzt.

(Der Beſchluß folgt.)

Einige hiſtoriſche Nachrichten über das Winzerfeſt in Vivis.

(Beſchluß.)

Dieſe Ausdehnungen des Feſtes bewirkten freylich unmittelbar eine bedeutende Vermehrung der Koſten, wodurch die Geſellſchaft ſchon vorlängſt zu dem Schluß bewogen ward, daſſelbe, ſtatt wie bisher alljährlich, hinfür nur von drey zu drey Jahren zu begehen. Bey anſehnlich vermehrten Fonds und bey theilnehmendem Eintritt reicher Gutsbeſitzer in die Gilde, wurden zwey Prämien geſtiftet, die jedesmal den beyden Winzern, die ſich durch verſtändigen und unermüdeten Betrieb ihres Berufs am vortheilhafteſten ausgezeichnet hatten, zuerkannt werden ſollen. Um hierin mit deſto mehr Zuverſicht verfahren zu können, ward feſtgeſetzt, daß alljährlich ein vom Rath der Winzergilde ernannter Ausſchuß, in Zuzug von Erfahrnen, ein oder zweymal den ganzen Rebbezirk von Vivis genau beſichtigen ſolle, was auch heut zu Tage noch geſchieht. Bald äußerten ſich die Wirkungen dieſer Prämienertheilung durch eine ſichtbare Verbeſſerung der Kultur des Weinſtocks, und die Geſellſchaft ward ſowol durch zahlreiche Geſchenke von Gutsbeſitzern, als durch bedeutende Beyträge von Fremden in den Stand geſetzt, dieſe aufmunternde Maßnahme auf einen größern Kreis von Belohnenswürdigen auszudehnen. Sie errichtete eine Prämienkaſſe, aus welcher an ſolche Winzer, die ſich nicht nur durch verſtändigen Gewerbsfleiß und geſchickte Arbeit, ſondern vornehmlich auch in ſittlicher Hinſicht ausgezeichnet haben, zweckmäßige Belohnungen fließen ſollen. So wurden im gegenwärtigen Jahr, außer den zwey Gekrönten und mit der großen Medaille Begabten, noch zwölf Andern durch die Geſellſchaft Preiſe in Geld und beſondere Rebmeſſer zuerkannt, die ſie bey der Parade der Gilde auf ſchön verzierten Stöcken als Ehrenzeichen trugen. Die Auswahl der vierzehn Belohnten war unter ungefähr achtzig Individuen getroffen worden, denen die Bearbeitung derjenigen Weinberge, die der obgedachten Aufſicht unterworfen ſind, obliegt, und die beynahe ohne Ausnahme die rühmlichſten Zeugniſſe über die ſteten Fortſchritte ihrer Kultur erhielten.

Die durch dieſe freylich wohlthätigen Einrichtungen abermals erhöhten Koſten, und das ſich bey der Wiederkehr des Feſtes von einem Male zum andern mehrende Gepränge, hatten ſchon einige Zeit vor dem Eintritt der ſchweizeriſchen Revolution den Rath der Gilde vermocht, die periodiſche Wiederkehr des Feſtes nun noch weiter, von drey auf ſechs Jahre hinaus zu ſetzen. So ward es zum letztenmal im Jahr 1797 gefeyert. Die Revolution, die Kriegszeiten, Verwirrung und Unruhe im Innern der Schweiz, das Schwanken aller Verhältniſſe, verdienſtloſe, ſchlimme und theure Zeiten, öfters auf einander folgende Fehljahre für das Rebgewächs, und in hellern Zwiſchenräumen das Bedürfniß ökonomiſcher Erholung — hatten, nebſt noch andern Gründen, eine frühere Wiederholung des Feſts nicht wohl zugelaſſen. Im gegenwärtigen Jahr 1819 aber fand man alle innern und äußern Umſtände geeignet und einladend dazu. Es ward daher beſchloſſen, und nach 22jährigem Stillſtand mit noch nie gefeyertem Glanze auf die Weiſe gefeyert, welche dieſes Blatt unſern Leſern erzählt hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Sept.

Die dießjährige Verſammlung der ſchweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften ward am 26., 27. und 28. Heumonat in St. Gallen abgehalten, und es ſteht dieſelbe, wie durch die Vereinbarung

Digitized by Google

und das theilnehmende Intereſſe zahlreicher Mitglieder, ſo auch durch den Gehalt ihrer Verhandlungen, gegen die früheren Verſammlungen in Genf, Bern, Zürich und Lauſanne keineswegs zurück. Von den mehr als 70 verſammelten Geſellſchaftern wurden 26 neue einheimiſche und 14 auswärtige Ehrenmitglieder dem wiſſenſchaftlichen Vereine beygeſellt. Der Prüfungs-Ausſchuß für die bis zum Schluß des Jahrs eingehenden Preisſchriften, über die climatiſchen Veränderungen im Alpengebirge, ward aus den Herren Eſcher, Horner und Ebel in Zürich, Pictet in Genf und Charpentier in Ber beſetzt. Dem Geſellſchafts-Fond für die Preisfragen ſchenkte die Regierung von St. Gallen vierhundert Franken und zum Verſammlungs-Orte des kommenden Jahrs ward Genf unter dem Vorſitze des Herrn Profeſſor Pictet erkoren.

Die Eröffnungsrede des dießjährigen Präſidenten, des Herrn Dr. Zollikofer, ſoll gedruckt werden; ſie gibt eine gedrängte aber wohlgeordnete Ueberſicht, der ſeit Gründung der Geſellſchaft in ihren Verſammlungen ſtatt gefundenen wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen, ſo wie dann insbeſondere der im Lauf des letzten Jahrs von ſchweizeriſchen Gelehrten bekannt gemachten naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, deren Verdienſte gewürdigt werden; ſie erzählt die Geſchichte der zwey, ſeit wenigen Monaten erſt in St. Gallen neu geſtifteten naturforſchenden und landwirthſchaftlichen Geſellſchaften, und ſie feyert endlich das Andenken der vier im letzten Jahr verſtorbenen Geſellſchaftsglieder (Dr. Ziegler in Winterthur, Dr. Martin in Glaris, Dr. Römer und Dr. Lavater in Zürich).

Der Profeſſor Pictet las eine Ueberſicht der letztjährigen Verhandlungen beyder in Genf blühender naturwiſſenſchaftlicher Vereine, und gab umſtändliche Nachricht von der ſeit einigen Jahren in der Gegend von Genf verſuchten Bekleidung der Häuſer mit völlig flachen Dächern, die ſtatt der Ziegel, Stein- oder Metall-Tafeln, mit Erdpech bedeckt werden. Mit dieſem Erdharz (bitume naturel), das am Fuß des Jura, bey Genf, Neuenburg u. ſ. w. vorkömmt, wird Löſchpapier in waſſerdichtes Packpapier verwandelt, und ein Harztuch daraus verfertigt, welches alles bisherige an Feſtigkeit und Undurchdringlichkeit übertrifft, und wirklich ſchon von der oſtindiſchen Compagnie allgemein gebraucht wird; ein Engländer hat bey Genf eine Fabrik ſolcher waſſerdichten Stoffe und Kitte angelegt, von deren Erzeugniſſen mancherley Proben vorgelegt wurden.

Der gleiche Genferiſche Naturforſcher berichtete auch ausführlich über die Stahl-Bereitung des Hrn. Fiſcher in Schaffhauſen. Nach der Beſchreibung des Eiſenerzes, woraus Herr Fiſcher vorzugsweiſe und gewöhnlich ſeinen Stahl bereitet, und das in der Gegend von Schaffhauſen, in Geſtalt des ſogenannten Bohnerzes gewonnen wird, legte er zuerſt verſchiedene Proben des rohen Stahls, in und ohne Verbindung mit bloßem Eiſen, dann aber eine Menge verſchiedenartiger feiner aus dieſem Stahl bereiteter Werkzeuge vor, begleitet von den Zeugniſſen über die damit in Genf durch vorzügliche Arbeiter und Künſtler angeſtellten Proben und Verſuche, aus denen erhellt, daß der Fiſcherſche Gußſtahl ſich ſehr gut und weit beſſer als der engliſche mit Eiſen vereinbaren läßt, daß jener auch zäher und härter als dieſer iſt, das Steinhauer und Holzarbeiter den Fiſcherſchen vorziehen, eben ſo die Uhrmacher für Uhrfedern, weil er gleichförmiger und reiner iſt als der engliſche; ſelbſt für die ſogenannte Musique, die man in Doſen, Uhren u. ſ. w. anbringt (eigentlich anders nichts als feine Vogelörgelchen), iſt der Schaffhauſer Stahl dem engliſchen vorzuziehen. Die Bemerkung an zwey Stücken rohen Stahls, woron das eine, das nach der Schmelzung der Luft ausgeſetzt worden, baumförmige, das andere aber, bey welchem der Zutritt der Luft verhindert worden, abweichende Kriſtalliſationen zeigte, wurde für eine neue Erfahrung anerkannt. Ebenfalls Hr. Pictet gab endlich auch Nachricht von der Schrauben-Fabrik der Herren Maunoir, Schweppe, Sandoz Frères et Camp. in Verſoix, nebſt Muſtern aller Art aus dieſer Fabrik.

Das vorgeleſene Bruchſtück einer phyſikaliſchen Beſchreibung des großen Bernhardberges von dem dortigen Canonicus Biſela, enthält über die meteorologiſchen Verhältniſſe jener höchſten Wohnung der alten Welt bemerkenswerthe Angaben. Die Wohnung des Hoſpitiums ſelbſt iſt durch die Kälte der Mauern, die alle Ausdünſtung in den erwärmten Zimmern zurückhält, der Geſundheit nachtheilig. Hr. Chavannes las den Auszug einer ſehr umſtändlichen, der Geſellſchaft handſchriftlich eingereichten Darſtellung und Prüfung der Grundlagen der Meteorologie, von dem Profeſſor Gilleron in Lauſanne.

(Der Beſchluß folgt.)

Rom, den 9. Oktober.

Der hieſige Baumeiſter Belzoni hat aus Lybien hieher geſchrieben, daß er den Tempel des Jupiter Ammon und dabey die Quelle mit wechſelnder Temperatur, welche Herodot beſchreibt, wieder aufgefunden habe. Schade, daß er ſie nicht thermometriſch unterſucht hat. Wahrſcheinlich wäre hier wieder einmal etwas als Wahrheit hervorgetreten, was ſeither für blanke Lüge gegolten hat.

Die Tiberunternehmung hat ſeit meinem Letztern ſonderbare Schickſale gehabt. Hr. Naro hat ein Notariat-Inſtrument drucken laſſen, in welchem er wegen Wegnahme des Cippus sepulchralis und Nichtbezahlung vieler Activa ſich verwahrt. Wegen dieſes Cippus iſt er von Fea als Dieb verklagt worden, und ein ſtarker Artikel im Diario beweist, daß von oben die Hülfe ihm mangelt.

Im September-Hefte des Giornale arcadico iſt ein intereſſanter Aufſatz von Ozioli über die etruſciſchen Inſchriften und römiſchen Zahlen zu leſen, auf welchen ich unſere Alterthumsforſcher um ſo lieber aufmerkſam machen möchte, als eine Stamms-Verwandtſchaft mit den Deutſchen aus mehreren Gründen wahrſcheinlich iſt. Auch iſt eine hetruriſche Grabhalle abgebildet, welche in Chiuſi gefunden worden iſt. Ueber Canovas Denkmal der Stuarts kömmt ein um ſo lauter poſaunender Artikel vor, als das Volk aus ſeiner ungünſtigen Meinung über dieſes Monument kein Geheimniß macht, und es Torre tre teste, Namen einer Schenke vor Porta maggiore, nennt.

Von Catel ſind wieder zwey ſehr liebliche Bilder, eine Ausſicht von den Capuzinern in Albano auf den See, und eine Durchſicht durch den Severs-bogen von den Scalæ gamoniæ aus, fertig geworden.

Eine löbliche Cenſur hat den Titel von Turco in Italia in Capricciosa pentita geändert, weil im rechtglaubigen Italien keine Türken ſeyn ſollen. Die römiſche Truppe iſt weit unter der von Veſtris.

Die Räuber werden nach und nach in die Enge getrieben. Einer der Hauptanführer ſtellte ſich, nachdem er einen Raubgeſellen erſchoſſen hatte, um ſeine Geliebte zu retten, welche ohne dieſes unfehlbar als Hehlerinn erſchoſſen worden wäre. Im Neapolitaniſchen wird noch geraubt, z. B. der Sohn des ſardiniſchen Finanzminiſters Brignole wurde bey Fondi aufgefangen und nach vier Tagen gegen 1000 L. freygegeben. Schon lagen 16,000 bereit. Ein Mädchen wurde in den Abbruzzen ermordet, weil ſie den Räubern nicht zu Willen ſeyn wollte.

Ein Fürſt Menzikof, und der engliſche Philanthrope Webb, der Baumeiſter Bianchi aus Neapel, und einige andere Fremde ſind hier angekommen, allein in Florenz wimmelt es bereits, aber die Furcht vor Räubern und Fieber hält viele ab, zu kommen. Geſtern war der abgedankte König von Sardinien, welcher Dienſtag geſtorben iſt, im Jeſuitenkleide auf dem Paradebette zu ſehen.

M.

Digitized by Google

Nro. 260.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Oktober 1819.

Wenn Jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen:
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und thät das Reiſen wählen.

Claudius.

Das Meerweibchen.

Erzählung.

Bey meinem jüngſten Aufenthalte in Kadix war ich Zeuge eines lebhaften Zwiſtes geweſen, den zwey Schiffskapitäne in dem dortigen Theater-Kaffeehauſe über die Exiſtenz der ſogenannten Meerweibchen, halb Menſch und halb Fiſch, mit einander führten. Der eine verwies dieſe Gattung Thiere ins Reich der Träume, bekräftigte ſeinen Satz mit der Meinung verſchiedener berühmter Naturforſcher, und hatte eine eigne Erfahrung eines halben Jahrhunderts zur Stütze, in welchem er zu jeder Jahrszeit und bey allen Arten von Witterungen die ſämmtlichen ſchiffbaren Meere des Erdballs durchkreuzt haben wollte, und der andere ein Beſtimmtes: „Ich ſelbſt habe eines geſehen,“ dagegen einzuwenden.

Mehrere anweſende Seemänner und Offiziere der Marine aus verſchiedenen Nationen nahmen endlich an dieſem Streite Theil, der bald darauf immer lebhafter wurde; die meiſten ſtimmten dem Erſtern bey, und nur einige wenige unter ihnen wollten von glaubwürdigen Zeugen gehört haben, daß auch ihnen ſolche Ungeheuer zu Geſicht gekommen wären, doch fiel es keinem ein, je eines anders, als gemahlt geſehen haben zu wollen.

Nur der jüngere Schiffskapitän blieb auf ſeiner Rede, und durchſuchte endlich ſeine Brieftaſche, worauf er uns den Tag nachwies, an welchem er auf der Höhe zwiſchen Santa Marguerita in Weſtindien ein Meerweibchen geſehen hatte. Er erzählte uns, mit welchem Anſtande dieſes ſchöne Thier auf der Oberfläche des Waſſers dahergeſchwommen wäre, wie es ihm geſchienen hätte, als ob es ſein Schiff betrachtete, und wie er lange Zeit in Zweifel geſtanden hätte, ob es erlaubt wäre, darauf Feuer zu geben, weil es aufrecht wie der Menſch ſeine ſchönen Augen am Anblick des heitern Himmels weidete. „Endlich,“ ſagte er, „ſiegte die Luſt es zu beſitzen und ich drückte mein Standrohr darauf ab. „Ob ich es gefehlt habe, oder nicht, kann ich nicht beſtimmen, da es auf dem Schuſſe untertauchte und wie natürlich alle Spur von ihm verloren war.“

Dieſes Alles war ſo beſtimmt geſprochen, daß mir, der ich doch auch etwas Menſchenkenntniß geſammelt zu haben mir ſchmeicheln darf, nicht einmal der Gedanke kam, der Herr Schiffskapitän wolle uns etwas aufbinden. Ein alter Seeoffizier hingegen, der mit einem mauriſchen Juwelenhändler bisher ruhig an einem Tiſchchen in einem entfernten Fenſter am Schachbrete geſeſſen hatte, verließ jetzt auf dieſe kecke Behauptung ſeinen Sitz, und fragte auf eine der kaſtilianiſchen Sprache beſonders eigene ironiſche Art: „ob ihm der Herr Kamerad nicht anzuzeigen die Güte haben wollte: in welcher Sprache die Sirene ihr Morgenlied geſungen habe?“ Jemand aus der Geſellſchaft lachte, und dieſe beyden Ereigniſſe gaben die Loſung zu Zweydeutigkeiten, die endlich in Beleidigungen übergingen, und die, wie ich mir anfangs ſchon einbildete, ſich allem Anſcheine nach mit einem Duelle endigen würden, vorzüglich, da ſämmtliche Prieſter des Neptuns ihre Worte eben nicht auf die beſcheidenſte Art

Digitized by Google

zu wählen bemüht waren. Auch entſchlüpften dem jungen Kapitän einige Aeußerungen, die ziemlich deutlich zu verſtehen gaben, wie geneigt er ſey, jeden Zweifel an ſeine Worte für einen Angriff an ſeine Ehre zu halten, die er zu vertheidigen wüßte; allein der Aeltere entſchuldigte ſich ganz trocken damit, daß er nicht gewohnt wäre, ſich wie der Ritter von der Mancha um eine Gottheit zu ſchlagen, die er nicht die Ehre habe zu kennen.

Da ſich dadurch aber der Streit nicht entſchied, ſo warf Erſterer einige Piaſter aufs Billard, und befahl einem der Kellner, dem er den Namen ſeines Schiffes gab, in den Hafen von Santa Maria zu gehen, und den Condukteur, den Steuermann, den Schiffschirurgen nebſt einigen Matroſen zu uns ins Kaffeehaus zu rufen. Zwar ſuchten die beyden Aelteſten ſeiner Gegner dieſen Schritt zu verhindern, und der eine, der das Schachbret verlaſſen hatte, verſicherte ihm ſogar, daß er es nicht zu glauben vermöchte, wenn es ihm auch funfzig Zeugen beſchwören, und daß er ſelbſt in einer ſo wichtigen Sache ſeinen Augen nicht eher trauen würde, bis er ein Meerweibchen todt oder lebendig in den Händen gehabt hätte. Er glaube ihm zwar mehr, fügte er hinzu, als allen Matroſen von San Sebaſtian bis Barzelona, da er ihn ſeit langer Zeit als einen ſehr reellen Mann kenne, nur meine er, der Herr Schiffskapitän könnte ſich wohl leichtlich ſelbſt geirrt haben. Sie ſagten, fügte er hinzu, daß es früh Morgens war, als ſie die Erſcheinung ſahen, hatte ſich der Nebel ſchon gelegt? — Die Sonne brannte faſt ſenkrecht auf dem Waſſerſpiegel, und es war an keinen Nebel mehr zu denken. — „Ich ſelbſt, begann erſterer wieder, habe Meerungeheuer geſehen, die ich von keinen unſrer Naturforſcher beſchrieben fand, aber ſo weit verging ſich der Schöpfer nicht, einen Fiſch zu geſtalten, der das Ebenbild der heiligen Madonna de los velos in Veracruz tragen, oder der ſchönen Leucothea ähneln ſollte. „So bin ich denn ein Lügner?" begann jetzt der junge Mann im höchſten Ausbruche des Zorns, und die Geſchichte fing wirklich an ernſthaft zu werden, als der Kellner zurückkam, und die Ankunft der gerufenen Seeleute meldete. Jetzt wurde einer der Matroſen hereingerufen.

„Was haben wir im verfloſſenen Jahre auf der Höhe von Santa Trinidad geſehen?" fragte der Kapitän, und die Antwort war: „ein Meerweibchen." Der zweyte und dritte Matroſe kamen hierauf nach einander, und gleiche Antworten erfolgten auf dieſelbe Frage. Nun trat der Schiffs-Wundarzt ein. Dieſer wollte ſogar ihre ſchönen, weiſſen Zähne wahrgenommen haben, und wie ſich der Fiſchſchwanz in zwey Theile getheilt hätte. Daſſelbe beſtätigte endlich noch der Condukteur, und da zum Finale auch der Steuermann hereingerufen wurde, ſo antwortete auch dieſer auf dieſelbe Frage: una Sirena. Er beſchrieb ſie, wie die übrigen, ſchön wie ein ſechszehnjähriges Mädchen, mit runden Armen, einem Buſen wie Alabaſter, und einem ſchuppichten Fiſchſchwanz. „Haben Sie auf Ihren Reiſen ſchon mehrere ſolche Geſchöpfe getroffen?" fragte jetzt einer der Gegner. — Es war die zweyte in meinem Leben, antwortete dieſer alte Katalaner, die erſte ſah ich in meiner Jugend, an der Küſte von Goa.

Meine Ehre iſt jetzt gerechtfertigt, begann hierauf der Kapitän. Sie hören, meine Herren, daß meine Schiffsmannſchaft etwas geſehen hat, das ihnen nie vorkam. Ich aber mag nicht länger an einem Orte bleiben, wo man mich zu einem Lügner machen wollte, fügte er hinzu, bezahlte und verließ mit ſeinen Leuten das Kaffeehaus.

„Und wenn Büffon aus dem Paradies zurückkäme, und mir behauptete, daß er ſelbſt eine Sirene anatomirt hätte, ſo würde ich es eben ſo wenig glauben, fing hierauf, als er hinaus war, ſein Hauptgegner wieder an, und begab ſich zum zweytenmale zu ſeinen Springern an's Schachbret. Alle Anweſenden blieben ſeiner Meinung, und ich war wirklich nach einem Streit von zwey Stunden ſo ungewiß über die Materie wie zuvor. —

(Der Beſchluß folgt.)

P. J. Dümont's Gefangenſchaft in Afrika.

(Beſchluß.)

Ich pflegte immer zuletzt aus dem Bagno zu gehen, wenn wir in einer unfruchtbaren Gegend arbeiten ſollten, hingegen zuerſt wo ich Gelegenheit zu finden hoffte etwas zu ſtehlen. Gerade an dem Tage, da der Scheik kam, um die fünfhundert Gefangenen auszuſuchen, ging ich ſehr vergnügt voran, indem ich eine reiche Ausbeute erwartete. — Dieß war mein Glück, denn nur die fünfhundert Sklaven, die der Scheik gerade draußen traf, wurden unter ſtarker Bedeckung nach Titra geführt, wo die Auswechslung vor ſich ging; die beyden Anführer küßten einander auf die Schultern und die Auswechslung ging vor ſich; uns wurden die Ketten abgenommen, und bloſe Fußſchellen gelaſſen, als Zeichen unſerer Dienſtbarkeit unter der Regierung von Algier, wir wurden gekleidet, und drey Monate genährt, ohne daß wir zu arbeiten brauchten. Welches Entzücken! Als endlich die Zeit kam, da der Bey dem Dey von Tunis ſeinen Tribut zahlt, wurden wir nach Algier abgeführt.

Die Chriſten werden alle Jahre neu gekleidet, die Kleidung beſteht aus einer Jacke mit einer Art Kapuze, Beinkleidern (beydes von Wolle), einem Zwilchhemde und Saffianſchuhe, die gewöhnlich nur einen Tag halten. Zur Nahrung erhielten wir alle vier und zwanzig Stunden zwey ſchwarze Brode, jedes 5 Unzen ſchwer, und ſieben oder acht ſtinkende Oliven.

Das Bagno iſt in Säle für vierzig bis funfzig Mann getheilt, wer keinen Platz mehr darin findet, muß draußen auf den Treppen und im Hofe bleiben. Jeder Sklave muß die Profeſſion treiben, die er gelernt hat. Da ich keine

Digitized by Google

konnte, muſſte ich den Zimmerleuten und den Arbeitern im Arſenal helfen, und Laſten tragen. Morgens mit Tagesanbruch war Appell, die Arbeiten wurden vertheilt, und Abends vier Uhr hörten ſie auf. Wir hatten eine halbe Stunde frey, um zu unſern reſpektiven Konſuls zu gehen, und unſere Loskaufung zu betreiben; dieſe ermangelten nie uns die Ueberbleibſel ihrer Tafel aufzuheben. Wer um halb fünf Uhr nicht im Bagno iſt, wird im Hof an einen Pfahl gefeſſelt, wo er die Nacht durch bleiben muß; das zweyte Mal bekommt er Stockſchläge, und muß die beſchwerlichſten Arbeiten in den Gebirgen verrichten. Wenn ein Sklave in der Stadt oder im Arſenal auf einem Diebſtahl ertappt wird, muß er eine Zeitlang eine Kette mit einem Klotz tragen, der hundert und zwanzig Pfund wiegt. Die Chriſtenſklaven dürfen Wein und Branntwein trinken, der im Bagno und bey den Juden zu kaufen iſt; auch die weiſſen Muſelmänner trinken ihn ohne Scheu.

Merkwürdig iſt es, daß während der acht Monate, die ich in Algier zubrachte, alle Konſuls ohne Ausnahme in Ketten gelegt wurden. Der Dey wünſcht nämlich zuweilen von den Fremden etwas Nützliches für ſein Arſenal zu haben; er wendet ſich deßhalb an den reichſten Juden; dieſer gibt ihm den Konſul an, der ſeine Wünſche befriedigen kann. Der Dey bittet dieſen zu ſich, bietet ihm Kaffee an, ſchmeichelt ihm auf alle Weiſe, und bittet ihn, an ſeine Regierung zu ſchreiben; der Konſul verſpricht's, iſt aber weit entfernt, es zu thun. Der Dey erwartet geduldig die Ankunft des erſten Schiffes von der Nation; da es den gewünſchten Gegenſtand nicht mitbringt, läſſt er zornig den Konſul vor ſich kommen, wirft ihm ſeinen Betrug vor, ſpeyt und ſchlägt ihm ins Geſicht, und läſſt ihn feſſeln. Indeſſen ſchafft der Jude das Verlangte, der Dey ſchreibt dieß nun den Bemühungen des Konſuls zu, läſſt ihn frey, und macht ihm koſtbare Geſchenke, indem er ſagt: „hätte ich dich nicht feſſeln laſſen, ſo hätteſt du nicht geſchrieben." Mit dem Gelde des Deys bezahlt der Konſul den Juden, der ihn wieder reichlich beſchenkt.

Dieſer Jude, Namens Bougignack, wurde in ſeinem Laden von einem Türken erſchoſſen; ſein Nachfolger heißt Bagré. Den Sonnabend nach dem Tode des Juden wurden vierhundert Juden, Männer, Weiber und Kinder von den Türken ermordet, und ihrer Habe beraubt. Den folgenden Morgen muſſten wir die Leichname nach dem Thore Babolnette ſchleppen, um ſie zu verbrennen. Den folgenden Freytag ermordeten die Türken den Dey, weil er die Juden begünſtigte. Ali-Adjali war ſein Nachfolger; dieſer Barbar, immer betrunken, ermordete an zwey Freytagen hintereinander 8 Sklaven ſeines Serails; er ſelbſt wurde endlich im Bade getödtet. Sein Nachfolger wurde wenige Monate, nachdem er die ſchwere Hand des Lord Exmouth gefühlt hatte, ebenfalls gewaltthätig um das Leben gebracht.

Dieſer Admiral erſchien vor Algier im Auguſt 1816; er verlangte vom Dey die Freylaſſung aller Chriſtenſklaven, und machte zugleich Anſtalt, die Stadt zu beſchießen. Wir wurden 1510 an der Zahl, darunter etwa dreyßig Franzoſen, in eine große Höhle auf dem Gipfel des Berges von Algier geführt. Aus Furcht vor einer Empörung hatte man uns gefeſſelt. Von unſerm Standpunkt aus konnten wir ſehr deutlich das Gefecht ſehen; und endlich die Verbrennung der türkiſchen Flotte. Die Wuth und die Mißhandlungen unſerer Wächter verſtärkten nur unſer Gebet für den Sieg der Engländer; indem wir von ihnen unſere Befreyung hofften. Allein der Miniſter des Dey's hätte uns beynahe dieſes Troſtes beraubt, indem er ohne Vorwiſſen ſeines Herren befahl, uns die Köpfe abzuſchlagen. Man verkündete uns die Freyheit; wir ſtürzten nach der Oeffnung der Höhle, wodurch eine große Verwirrung entſtand, ſo daß draußen nur ſehr langſam geköpft werden konnte; vier Köpfe waren ſchon gefallen, als die Türken einen der Ihrigen an den Dey ſandten, um wo möglich der Schlächterey ein Ende zu machen. Dieſer befahl ſogleich uns in Freyheit zu ſetzen; allein bis der Bote zurückkam, lagen zwey und dreyßig Köpfe im Staub; die Sklaven weigerten ſich lange, herauszukommen, bis das Freudengeſchrey der vorderſten ſie lehrte, daß ſie nun wirklich frey ſeyen. Da liefen wir mit Ketten beladen, durch Dornen und Gebüſch dem Ufer zu, wo uns die engliſchen Schaluppen aufnahmen, und wo ich endlich die Feſſeln abwarf, die ich vier und dreyßig Jahre lang getragen hatte.

Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich an Bord des Schiffes die Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution vernahm? Ich meinte lange die Engländer hätten mich zum beſten; erſt in Marſeille überzeugte ich mich ganz von der Wahrheit.

Ich ließ mir meinen Bart abnehmen; mein Kinn war zwey Zoll länger als ein gewöhnliches Kinn, es war ein Schmutz, der ſo verhärtet und mit der Haut verwachſen, und ihr ähnlich war, daß es mir erſt drey Monate nachher, durch beſtändiges Reiben und Waſchen gelang ihn wegzuſchaffen. Am linken Fuß habe ich noch lange Zeit eine Kallosität behalten, die durch die Fußſchelle entſtanden war, die allein drey Pfund wog. — — —

Dümont wurde von den Engländern nach Neapel gebracht, wo der franzöſiſche Konſul, Hr. v. Bourcet, auf jede Art für ihn ſorgte. Von da ſchiffte er ſich nach Marſeille ein, wo er einen Leidensgefährten traf, einen Lioneſer, der achtzehn Jahre ſein Mitgefangener geweſen war. Dümont begleitete ihn nach Lyon, und ging von da nach Paris, wo er den 24. Januar 1817, nach einer Abweſenheit von fünf und dreyßig Jahren, ankam.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Sept.

(Beſchluß.)

Herr Staatsrath Eſcher von Zürich unterhielt die Geſellſchaft mit einer Denkſchrift von der Verbreitung der Urfelsblöcke über die ſecondären Gebirge der Schweiz, ein geologiſches Pro-

Digitized by Google

klein, zu deſſen Auflöſung bekanntlich ſchon mehrere Hypotheſen ſind aufgeſtellt worden. Hr. Eſcher, obgleich von der alpiniſchen Abkunft dieſer zerſtreuten Steinblöcke überzeugt, will über die Art und Weiſe, wie dieſelben aus ihren urſprünglichen Lagerſtätten dahin verſeʒt wurden, wo ſie jeʒt vorkommen, keine Vermuthungen wagen, indem er glaubt, daß ehe dieß mit einiger Zuverſicht geſchehen kann, vorerſt noch viele Thatſachen geſammelt und örtliche Unterſuchungen über die oriktognoſtiſchen Verſchiedenheiten der Blöcke, und über ihre Aehnlichkeiten untereinander ſowol als mit den Gebirgsarten der Hochgebirge müſſen angeſtellt werden.

Herr Oberſtlieutenant Scherer gab Nachricht von ſeinen, zur aſtronomiſchen Beſtimmung der geographiſchen Lage der Stadt St. Gallen gebrauchten Inſtrumenten und angeſtellten Beobachtungen, aus welchen als Reſultat hervorgeht, für die Länge 27° 2′ 0″, Unterſchied in Zeit gegen den Meridian der Pariſer Sternwarte 28 Min. 8 Sec., für die Breite 47° 25′ 40, 34″. Sein niedliches Obſervatorium wurde zahlreich beſucht, und darin ſeine prächtige Pendeluhr, ſein achtfüßiges Teleſcop und ſein Mittagsfernrohr bewundert. Hr. Forer, ausübender Arzt im Toggenburg, gab Bericht über ſeine, mit der Kultur verſchiedener Getreide-Varietäten auf verſchiedenen Höhen in dortiger Gegend angeſtellten Verſuche, die mit Probehalmen und Aehren begleitet waren.

Hr. Pfarrer Steinmüller legte das Bruchſtück einer Geſchichte der Naturbeſchreibung etlicher Alpvögel vor, und rühmte die Verdienſte des verſtorbenen Pfarrer Sprüngli in Bern um die ſchweizeriſche Ornithologie. Hr. Prof. Scheitlin in St. Gallen las die Grundlinien einer Thierpſychologie, worin er die Steigerung des Einen, Seele genannten, Vermögens in den ſechs Thierklaſſen durch Beyſpiele auſchaulich zu machen ſuchte, und mit pſychologiſchen Beobachtungen über den Lämmergeyer und das Murmelthier ſchloß.

Hr. Dr. Schläpfer aus Trogen trat mit einer Abhandlung über die Reſpirations-Organe der Weich- oder Muſchel-Thiere, die er in muſterhaften Präparaten an Solen vagina und Strigilatus, Mytilus edulis, Ostrea maxima und Edulis, Tellina planata und Donax trunculus nachwies, als trefflicher Zootom auf, von deſſen gründlichen Kenntniſſen, Eifer und Fleiß in dieſem Fache noch wichtige Entdeckungen zu erwarten ſind. Hr. Actuar Hartmann beſchrieb eine neue Wurmart, aus der Gattung Lumbricus, die er Gordioides nennt. Ein pathologiſches Präparat von einem Zeiſig, an welchem eine Menge kugelförmiger durch Hydatiden (Cysticercus cellulosæ) bewirkter Auswüchſe zu ſehen war, zeigte Hr. Prof. Meisner aus Bern vor. Die Erſcheinung der Hydatiden an einem Vogel und ſo nahe an der Oberfläche des Körpers, wurde für neu erkannt. Eine hydroſtatiſche Charte des Bodenſees, von Hrn. Regierungsrath Freyenmuth in Frauenfeld, ſtellte die Beobachtungen des Waſſerſtandes durch das ganze Jahr 1817 vor.

Ein Grundriß vom Krater des Veſuvs, der zur Beſchreibung der Erſteigung dieſes Vulkans durch den Hrn. General Laharpe (1819 im Begleit des Großfürſten Michael) gehörte, wurde von Hrn. Chavannes vorgewieſen und erläutert. Die Beſchreibung der Erſteigung des Berges ſelbſt konnte, gleich andern Einſendungen, der beſchränkten Zeit wegen nicht mehr vorgeleſen werden.

Der durch den Hrn. Prof. Meisner in Bern beſorgte naturwiſſenſchaftliche Anzeiger der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften, beynahe einzig aus Original-Aufſätzen beſtehend und in monatlichen Bogen ausgegeben, dauert nun in's dritte Jahr fort und es ſind davon die drey erſten Nummern des dritten Jahrgangs bereits erſchienen. Es ſoll nun aber auch die ſeit manchem Jahre unterbrochene Zeitſchrift Alpina von dem überlebenden ihrer früheren Herausgeber, dem Hrn. Pfarrer Steinmüller, wieder neu fortgeſeʒt werden. Sie wird größere Abhandlungen und Denkſchriften zur Naturgeſchichte der Schweiz befaſſen, und ihren erſten Band verheißt man ſpäteſtens auf kommende Oſtern.

Aus Italien.

In Mailand hat eine Geſellſchaft von dreyßig Actionnären es unternommen, eine Schule für wechſelſeitigen Unterricht zu gründen, in welcher dreyhundert Kinder unterrichtet werden ſollen. Jeder Actionnär behält ſich das Recht vor, zehn Zöglinge für eben ſo viele unentgeldliche Pläʒe zu ernennen. Alle guten Bürger ertheilen einer ſo edeln Unternehmung ihren unzweydeutigen Beyfall. — Zu Genua kündet der Buchhändler Anton Ponthenier die Beſchreibung einer Reiſe in Afrika an, welche der Dr. Paul della Cella von Tripoli bis nach Aegypten gemacht hat. Dieſer Gelehrte durchzog im Jahre 1817, im Gefolge einer kleinen Armee des Paſcha von Tripoli, Pentapolis, das Cyrenäiſche Gebiet und andere Landſchaften, welche für einzelne, oder in kleinen Geſellſchaften Reiſende nicht leicht zugänglich ſind. Seine, in Briefform abgefaßten Reiſeberichte hat er, nebſt einer in jenen Gegenden zuſammengebrachten Pflanzen-Sammlung, an den Dr. Viviani, Profeſſor der Naturgeſchichte und der Botanik an der Univerſität zu Genua, adreſſirt, der die Herausgabe des in Kurzem erſcheinen ſollenden, mit drey, die Geographie und Alterthümer von Afrika zum Gegenſtande habenden Kupfertafeln begleiteten, Werkes beſorgt hat. — Ein Hr. Barigozzi hat zu Verona die Kunſt erfunden, zerſprungenen Glocken, ohne ſie umzugießen, ihren urſprünglichen Klang wieder zu verſchaffen und bereits an mehrern Orten den Anlaß gehabt, ſeine, von ihm ausgedachte Procedur mit dem erwünſchteſten Erfolge anzuwenden. — Von der bereits im Oktober 1817 angekündigten neuen Ausgabe von Guicciardinis Italieniſcher Geſchichte, die in Piſa, mit Didotſchen Lettern gedruckt wird, und aus zehn Oktavbänden beſtehen ſoll, ſind bis jeʒt die drey erſten Bände erſchienen. Es iſt derſelben der Text der Torrentiniſchen Ausgabe zum Grunde gelegt, und auch die beyden Handſchriften von Guicciardinis Geſchichte, welche zu Florenz, die eine in der Bibliothek von San Lorenzo, die andre in der Magliabecchiana, aufbewahrt werden, hat der Herausgeber nicht unbenuʒt gelaſſen. — Von Daru's Geſchichte der Republik Venedig ſoll in dieſer Stadt ſelbſt, aus der Feder des Doktors Peter Fracaſſo, allernächſtens eine Ueberſeʒung erſcheinen. — Zu Neapel ſoll ein dritter Band Herkulaniſcher Handſchriften unverzüglich an's Licht treten. Schon im September erwartete man daſelbſt den berühmten Chemiker, Hr. Humphry Davy, der, mit einer von ihm zubereiteten chemiſchen Compoſition Verſuche anzuſtellen gedenkt, um die alten lateiniſchen Handſchriften jener Sammlung auseinander zu wickeln und zu entziffern. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die lateiniſchen Mannſcripte von Papyrus mit einem gewiſſen, den griechiſchen Handſchriften fehlenden Firniſſe überzogen waren, welcher die Schwierigkeit, ſie auseinander zu rollen, noch vergrößert.

Räthſel.

Iſt auch mein Erſtes ein Gott, iſt doch mein Zweytes ein Toffel.
Und mein Ganzes fürwahr mir ein bedenkliches Wort.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 254.
Jawort.

Nro. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. November 1819.

> Und der Herr ſprach zu mir: Du Menſchenkind, meineſt du auch, daß dieſe Gebeine wieder lebendig werden? und ich ſprach: Herr, Herr, das weiſſeſt du wohl.
>
> Heſekiel.

Venedig im Frühjahr 1819.

(Aus dem ungedruckten Reiſetagebuch des General de La Harpe.)

Seit acht und dreyßig Jahren hatte ich dieſe vormalige Königinn der Meere nicht wieder geſehen, was mir jetzt zuerſt auffiel, war die kleine Zahl Fahrzeuge, welche ich auf dem Kanal antraf, der ſich längs der groſſen und ſchönen Straße ausdehnt, die von Padua nach Zuſine, Venedig gegenüber, führt. Vormals war dieſer Kanal mit Peoten, Gondeln und Fahrzeugen aller Art bedeckt, die ſich in jeder Richtung durchkrenzten, und, mit Waaren oder Reiſenden beladen, durch ihre Menge die Nähe einer blühenden Hauptſtadt verkündeten. Der nämliche Unterſchied zwiſchen vormals und jetzt zeigte ſich hinwieder auch beym Eintritt in die Stadt auf dem groſſen Kanal, der nicht mehr, wie vormals, von Gondeln, Barken und Schiffen wimmelt. Die ſchönſten Paläſte ſtehen längs dieſes groſſen Kanals, einſt der fröhlichſten und bevölkerteſten Gegend der Stadt: gegenwärtig ſind viele dieſer Paläſte unbewohnt, manche zerfallen in Trummer, einige ſind verkauft, um niedergeriſſen zu werden. Der S. Markusplatz und der Kanal de la Giudeca bieten zu ähnlichen Beobachtungen Stoff. Unvergleichlich war das lebhafte, bewegliche Schauſpiel, welches der erſtere darſtellte, als Venedig noch ein unabhängiger Staat war. Die Reiſebeſchreider, die uns davon ſo manche anziehende Schilderung geliefert haben, würden nicht wenig erſtaunt ſeyn, von allem, was einſt ihre Aufmerkſamkeit feſſelte, auſſer den Gebäuden, kaum etwas anderes mehr anzutreffen; die Kaffeehäuſer ſogar beſitzen ihren vormaligen Glanz nicht mehr.

Der Civil-Gouverneur des venetianiſch-lombardiſchen Königreichs bewohnt denjenigen Theil der Procuratia, welchen Napoleon zu ſeinem Palaſte gewählt und neu hatte erbauen laſſen, eine hübſche mit Bäumen bepflanzte Terraſſe deſſelben beherrſcht den breiten und tiefen Kanal, den der Porto mercantile von Venedig bildet. Einſt war dieſer mit Kauffahrteyſchiffen bedeckt, jetzt hingegen haben die Nähe von Trieſt, die ſtets ſchwieriger werdende Einfahrt von Venedig, der Zerfall des Freyſtaates, und vermuthlich auch das neue Verwaltungsſyſtem, auf ſeinen Handel und ſeine Schiffahrt nachtheilig eingewirkt: stat nominis umbra. Der Kanal de la Giudeca iſt ſicher das ſchönſte, was man in Venedig ſehen kann. Längs deſſelben ſind die ſehenswertheſten Gebäude aufgeführt, die Procurazia's zum Beyſpiele, der kleine Platz (Piazzetta) mit den zwey Säulen, deren eine den S. Markus Löwen trug, der herzogliche Palaſt, die prachtvollen Kirchen de S. Giorgio maggiore und del Rederatore, der ſclavoniſche Kai, dem ſich ein auf Napoleons Befehl errichteter öffentlicher Garten anſchließt.

Der herzogliche Palaſt, deſſen Bauart impoſant aber eben nicht geſchmackvoll iſt, wird jetzt von den Kanzleyen der neuen Regierung bewohnt. Die Löwenrachen, welche unter dem Säulengang des Erdgeſchoſſes den Angebern offen ſtunden, ſind nicht mehr vorhanden, und auch die Aufſchrift

Digitized by Google

Denunsie segrete wird nicht mehr geleſen. Wolle Gott, daß mit dem Namen zugleich auch die Sache verſchwunden ſey! Füglich hätte man hingegen, als eine heilſame Warnung für hohe Beamte, die Marmortafeln an ihrer Stelle laſſen können, auf denen die gegen vornehme Verbrecher ausgeſprochenen Strafurtheile verzeichnet waren.

Die Säle des großen Rathes und der Pregadi ſind annoch mit den vielen Geſchichtsmahlereyen verziert, in denen Paul Veroneſe, Tintoretto, Palma u. ſ. w. die Großthaten der Geſchichte Venedig's darſtellten. Die Dandalo, die Contarini, die Badoer, die Moroſini u. ſ. w. mögen in den Dogen und Helden jener Zeit ihre Voreltern erkennen; aber welch' ein furchtbarer Schauer muß ſie nicht ergreifen, wenn ſie dieſe Denkmäler des Nationalruhms in ihrer nunmehrigen Umgebung betrachten! Ich bedaure dieſelben, wofern ihnen die Mittel mangeln, um ſich zu entfernen; wenn ſie aber dieſe beſitzen, ſo müſſen ſie den großen Männern, von denen ſie abſtammen, wenig gleichen; weil ſie die Marter ertragen können, dem Leichenbegängniſſe ihres Vaterlandes beyzuwohnen. Ich vermochte die Mißlaune nicht von mir abzuwehren, die mich befiel, als ich die unpoſante Wüſte, das Seearſenal genannt, im Begleit eines kenntnißreichen Mannes durchwanderte, welcher einen der ſchönſten hiſtoriſchen Namen trug, und mir alles mit einer ſo vollkommenen Ruhe erklärte, als ſchwebten keine Manen ſeiner Voraltern durch die ihre Großthaten verkündenden Räume! Was iſt's, das dieſen moraliſchen Jammer herbeyführte? Das iſt's, daß ſchon ſeit Langem her in Venedig kein Gemeingeiſt mehr vorhanden war! Mehrere Abſtämmlinge der zwölf Tribunen, die im ſiebenten Jahrhundert den erſten Dogen wählten, bewarben ſich um Grafen- und Baronen-Titel.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Meerweibchen.

(Beſchluß.)

Zwey Jahre ſpäter kam ich nach Venedig, hier traf ich einen Wiener Banquier, den ich ſeit Jahren kannte, und wir beyde beſuchten eines Morgens das dortige Naturalien-Kabinet.

Wie vermag ich Ihnen aber mein Erſtaunen zu beſchreiben, als ich auf einer Tafel im vierten Saale nicht eines, ſondern auf einmal vier bildſchöne Meerweibchen fand. Doch hatten dieſe nicht viel über zwey Fuß in der Länge, im Uebrigen aber ſtimmten ſie ganz mit jener Beſchreibung überein, vorzüglich in Hinſicht des herrlichen gewölbten ſchneeweiſſen Buſens, ihrer ſchönen ſchmachtenden Augen, ihrer rabenſchwarzen Haare, ihrer Zähne, wie von polirtem Alabaſter, und alle viere ſchienen leibliche Schweſtern zu ſeyn.

Was mir hiebey noch am meiſten auffiel, war, daß von jeder der andern Thierarten ſich nicht mehr als zwey in dem Kabinette befanden, und von dieſer, der ſeltenſten von allen, war das Pärchen doppelt. Ich fragte hierauf den Aufſeher, einen jungen Mann von vielen naturhiſtoriſchen Kenntniſſen, die er uns bereits durch verſchiedene Bemerkungen an den Tag gelegt hatte, ob er mir nicht anzeigen könnte, in welchem Meere dieſe Geſchöpfe gefangen worden wären, ob es nicht auch größere gäbe, und ob es vielleicht nicht möglich wäre eines zu erhalten. Die Antwort, die ich erhielt, war, daß dieſe vier Thierchen erſt ſeit Kurzem angekommen wären, daß er ſeitdem noch nicht Muſe gehabt hätte, ihre Naturgeſchichte zu ſtudieren, daß er aber vermuthete, ſie kämen aus den weſtindiſchen Gewäſſern, und hätten ihre ganze Größe noch nicht gänzlich erreicht. Ueber den dritten Punkt verſprach er mir, bey der Direktion Erkundigungen einzuziehen, und mir die Antwort am künftigen Donnerſtage mitzutheilen, wenn ich ihn dann wieder im Naturalienkabinette beſuchen wollte. Wären nicht vier gleiche Stücke vorräthig geweſen, ſo würde ich ſchwerlich den Einfall gehabt haben, eines davon beſitzen zu wollen, aber ſo ſchien es mir doch wohl möglich, und ich drückte beym Abſchiede dem jungen Mann ein Dutzend Scudi mit der Bitte in die Hände, meinen Auftrag beſtmöglichſt beſorgen zu wollen, was mir derſelbe auch unter vielen Dienſtbefliſſenheits-Verſicherungen verſprach. Der Banquier bewunderte meine Freygebigkeit, und mich plagte die Neugierde, was für ein Reſultat ſie mir am künftigen Donnerſtag bringen würde. Daß ſo etwas außerordentlich Seltnes nicht wohlfeil ſey, ſtellte ich mir vor, und ich hatte mich wirklich zu einem äußerſt hohen Preis entſchloſſen gehabt, wenn eines davon feil wäre. Deſto größer war mein Erſtaunen, als mir bey meiner Zurückkunft an dem beſtimmten Tage der Aufſeher mit einem dieſer Thiere, das er ſchon auf die Seite geſtellt hatte, ſehr zuvorkommend entgegen kam, und mir mit der bekannten italeniſchen Höflichkeit die Bemerkung machte, daß zwar keines zu verkaufen wäre, er mir daſſelbe aber (nur um meinen Wünſchen zu entſprechen) umſonſt ausgewirkt habe. — Ich gab ihm hierauf noch ſechs Louisd'or und mein Bedienter erhielt das Meerweibchen, über das der Aufſeher noch eine zierlich geſchliffene Kriſtall-Glocke ſtellte, um es in meine Behauſung zu bringen. Ich ließ ſogleich ein Kiſtchen von Mahagoniholz beſtellen, und verwahrte es ſo gut, als meine wichtigſten Papiere. So begleitete es mich auf allen meinen Reiſen, bis nach ..... N., wo ich mein Haus habe. — Dort ließ ich es verſchiedenen Naturforſchern ſehen, denen es etwas äußerſt ſeltenes war. Bekannte und Fremde ſtatteten meiner Sirene ihren Beſuch ab, Damen und Herren ſtimmten in ihrem Lobe überein. Es wurden mir ſelbſt beträchtliche Summen dafür geboten, aber man kann ſich leicht einbilden, daß es mir um keinen Preis feil war.

Meine einzige Schweſter, damals ſechszehn Jahre alt,

Digitized by Google

wurde Braut. Da ich ſelbſt keine Familie, und außer ihr auch keine nahen Anverwandte habe, ſo machte mir dieſes ungemeine Freude, und ich war entſchloſſen, ihr mit einem koſtbaren Geſchenke zur Hochzeit aufzuwarten. Unbewußt, mit was ich ihr die meiſte Freude machen würde, bat ich ſie eines Abends, als wir uns eben allein befanden, mir ſelbſt zu geſtehen, was ſie von mir zu erhalten wünſchte. Sie ſah mich lange bedenklich an, und da ich ſie endlich bey der Aufrichtigkeit meiner brüderlichen Liebe verſicherte, daß ich ihr nichts abſchlagen würde, was in meinen Kräften ſtände, wenn es ihr Freude verurſachte, ſo rückte ſie mit dem Wunſche heraus: „mein ſchönes Meerweibchen beſitzen zu wollen."

Ich war betroffen, lieber hätte ich ihr mein ganzes Münz-Kabinet abgetreten, als dieſes, aber dennoch ſchlug ich es anfangs nicht ab, ſondern nahm mir vor, ihre Freude durch irgend ein anderes reiches Geſchenk zu verdoppeln, damit ſie dieſes Seewunder darüber vergeſſen könnte. Zu dieſem Ende ließ ich einen Staatswagen in Straßburg beſtellen, der die ſchönſten bey Hofe übertreffen ſollte, und ein Jude, der die Leipziger Meſſe bezog, hatte den Auftrag, von dort vier kaſtanienbraune Pferde mitzubringen, was, wie ich wußte, ihre liebſte Farbe war, und dabey keinen Preis zu ſchonen. Auf dieſe Weiſe, dachte ich, wird mein Schweſterchen wohl ihr Verlangen aufgeben können.

Eines Morgens, als ich eben geſchäftslos war, ließ ſich ein Profeſſor bey mir anmelden, in deſſen Begleitung zwey däniſche Edelleute waren, die ſämmtlich mein Meerweibchen zu ſehen wünſchten. Ich machte mir, wie gewöhnlich, eine Freude daraus, es zu zeigen, und es hatte wieder das Glück, die ungetheilte Bewunderung von drey Männern auf ſich zu ziehen, die keine gemeinen Kenntniſſe in der Naturgeſchichte beſaßen. Vorzüglich aber machte mir der Profeſſor einige Bemerkungen, die mir auffielen, und kaum hatte mich die Geſellſchaft wieder verlaſſen, als der Gedanke in mir erwachte, mein Wunderthierchen einmal näher zu unterſuchen.

Das erſte was ich fand, beſtand darin, daß die Augen von Glas waren. Nun dachte ich, das iſt ja wohl nicht anders möglich; aber damit nicht zufrieden, fing ich an, es mit einen feuchten Schwamme vorſichtig zu überſtreichen, und da machte ich denn bald darauf noch die Bemerkung, daß ſich die Haut ausdehnen lieſſe, und dann die Geſtalt eines Meerfiſches annahm, von einer Art, wie ich derer, jedoch ſchuppicht, ſchon mehrere geſehen zu haben mich erinnerte. Jetzt wurde ich natürlicherweiſe neugierig, ſuchte weiter, und ſiehe, die Haare waren falſch, aber ſo geſchickt und ſo fein aufgetragen, daß es mir wirklich ſehr ſchwer wurde, bis ich den Betrug entdeckte. Dieſer ging ſchließlich ſo weit, daß der eigentliche Kopf des Fiſches, denn weiter war es nichts, zum hintern Theil des Scheitels der Sirene hatte dienen müſſen, und auf dieſem war es, wo die Haare ſo weislich angebracht waren. Der obere Theil des Körpers hingegen war, von dem Unterleib an, in ein Modell gedruckt worden, auf Art der Puppenlarven, die wohlgeordneten Zähne von Elfenbein, und die beyden ſtarken Floßfedern hatten ihren Theil zu den Armen hergeben müſſen, die übrigens aus der Haut eines gleichen Fiſches, die auf eine vorzüglich täuſchende Art bearbeitet war, bis zu den niedlichen Fingerſpitzen beſtanden. Das Ganze war mit einem feinen Firniß überzogen und die Näthe ſo ſubtil, daß man ſie kaum mit bloßen Augen zu entdecken vermochte.

Wiewohl mir jetzt der Betrug ganz deutlich in die Augen fiel, ſo blieb dieſe Sirene dennoch immer ein nicht alltägliches Werk der Kunſt, das aber für mich leider auf einmal allen Reiz verloren hatte. Es gelang mir leicht, daſſelbe wieder in ſeine gewöhnliche Form zurück zu bringen, aber von dieſer Stunde war ich nicht mehr zu bewegen, es Jemanden zu zeigen.

Doch der zur Feyer der Hochzeit meiner Schweſter beſtimmte Tag war herangekommen, auch der Wagen von Straßburg und die Hollſteiner von Leipzig bereits ſeit einem Monate auf meinem Gute. — Was war zu thun? Ich ſetzte meine Sirene hinein, und gab meinem Kutſcher den Befehl, ſie in der Galla-Livree ins Haus meines Schwagers zu bringen. Wir ſaßen eben beym Frühſtücke als er im Schloßhofe einfuhr. Einer der Bedienten meldete die Ankunſt einer ihm unbekannten prächtigen Equipage. Ich bot meiner Schweſter den Arm, die fremde Herrſchaft zu empfangen; führte ſie ſelbſt an den Wagen, öffnete — und da ſaß das geliebte Wunderthierchen wohlverwahrt, unter der Glocke.

Die beyden jungen Eheleute hatten eine nicht gemeine Freude. Vorzüglich meine Schweſter, als ſie wahrnahm, daß es mich ſo wenig Mühe koſtete, das geliebte Meerweibchen zu verſchmerzen — und in den nächſtfolgenden Tagen war meine außerordentliche Freygebigkeit nicht allein das Stadt-Geſpräch der Reſidenz, ſondern ich wurde auch von den meiſten Damen als ein Muſter eines unnachahmlichen Bruders, der, was ihm am meiſten am Herzen läge, ſo leicht dem Verlangen einer Schweſter aufopfere, den übrigen zur Nachahmung empfohlen.

M i s z e l l e n.

Inſofern Name und Wohnort Mittel an die Hand geben, eine Thatſache zu erhärten, führen wir aus engliſchen Zeitungen den Namen des Hrn. P. Diamond von Brenchley an, um ein ſonderbares Beyſpiel von der Rache einer Schwalbe zu erzählen. Dieſer Herr ſchoß in der Nähe ſeines Landhauſes ein Schwalbenweibchen, indem es mit ſeinem Männchen umher flatterte. Der empörte Gatte flog ſogleich auf Hrn. D. zu, ſchlug ihn mit ſeinen Flügeln ins Geſicht und

Digitized by Google

kreiſte mit allem Anſchein des Zorns um ihn her. Dieſe Aeuſſerung ſetzt der Vogel ſeit dieſem Augenblick fort. So wie Hr. D. ſich vor ſeinem Hauſe blicken läſſt, fällt ihn die Schwalbe an, nur Sonntags, wo er regelmäßig ſeine Kleidung verändert, läſſt ſie ihn unangefochten, weil ſie ihn nicht erkennt. Freunde, die einige Wochen nach dem Tode des Vogels an einem Sonntag bey ihm ſpeiſten und dieſe Geſchichte hörten, wollten ihr keinen Glauben beymeſſen. Hr. D. ging, um ſie zu überzeugen, in ſeinem Sonntags-Rock aus der Thür — die Schwalbe ſaß auf dem Geſims und ſah ihn ruhig vorübergehen. Nun ging er zurück und legte ſeinen Werkeltags-Rock an — kaum ließ er ſich blicken, ſo ſchoß der Vogel auf ihn zu, ſchlug mit ſeinen Flügeln in ſein Geſicht, ſuchte ihn mit dem Schnabel zu picken und auf alle Weiſe zu verletzen. — Dieſes Thierchen mag wohl mit einer auſſerordentlichen Reizbarkeit begabt ſeyn, allein die Anlage zu ähnlichem Gefühl liegt vielleicht in allen Thieren auf dieſer Stufe der Organiſation, und dann können wir doch fürchten, daß unſere Herrſchaft über die Thiere herzverletzend iſt wie alle Obermacht, und eine empfindelnde Phantaſie könnte ſich von ſchwermüthigen Schwalben, Pfauen und Ringeltauben umgeben glauben.

D i ſt i ch o n.

Lebenstaxen.

Taxen ſind auf das Leben gelegt, die Mutter Natur ſchon,
Gab nicht um theuren Preis jedem ihr Süſſes ſie hin?
Billig ſind' ich dieſes und recht; doch wo Menſchen die Menſchen,
Und der Schlechteſte oft gröblich den Beſſern beſchatzt,
Das iſt wider Natur und Recht, und wem die Geduld nicht
Hier reißt, pflügen im Joch mag er und graben im Schacht.

C.

K o r r e ſ p o n d e n z - N a ch r i ch t e n.

P e ſ t h.

Die magyariſche Schauſpieler-Geſellſchaft, die im verfloſſenen Sommer hier einige Darſtellungen gab, iſt zurückgekehrt und mit demſelben Enthuſiasmus aufgenommen worden, den ſie bey ihrem erſten Erſcheinen erregt hat. Die Mitglieder ſind ſo ziemlich die nämlichen, es iſt alſo über die Leiſtungen ſelbſt nichts Neues zu ſagen. Wohl dürfte aber ein Ueberblick der magyariſchen dramatiſchen Literatur nicht unwillkommen ſeyn. Viel iſt in dieſem Fach aus dem Deutſchen überſetzt, aus dem Franzöſiſchen, Italieniſchen weniger, aus dem Engliſchen und Spaniſchen nichts. Unter den älteren Ueberſetzungen glänzt die, welche D ö m e von einigen Werken Metaſtaſio's gemacht. In neuer Zeit iſt K ö r n e r s Zriny von S z e m e r e übertragen, das beſte Werk, alle andern Dramen-Ueberſetzer können ſie als Muſter betrachten. Der verdienſtvolle K a z i n c z i hat G o e t h e's Iphigenia ganz herrlich überſetzt, leider iſt aber das Publikum noch nicht im Beſitz derſelben. M ü l l n e r s Schuld im Versmas des Originals iſt ebenfalls unter der Feder eines jungen Dichters, was Ref. davon geſehen, iſt ſehr gelungen. Die vorzüglichſten Original-Werke ſind: Alexander Kisfaludi's Johann Hunyadi, ein dramatiſches Gedicht, welches nicht auf die Darſtellung berechnet iſt. Es iſt zu groß und hat zu wenig Handlung. An einzelnen dichteriſchen Schönheiten iſt es reich, wie ſich dieß in dem Werk eines ſo vorzüglichen Dichters, als K i s f a l u d i, nicht anders erwarten läſſt. Reine, höchſt korrekte Sprache, flieſſende harmoniſche Verſe ſind die Vorzüge, ein mangelhafter Plan iſt der Fehler des Ladislaus Hunyadi den B e n e d i k t V i z á g geſchrieben. Das beſte Trauerſpiel iſt unſtreitig der Schwur, der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. K i s f a l u d i der jüngere iſt der fruchtbarſte unter den dramatiſchen Dichtern, aber die Feile fehlt allen ſeinen Arbeiten. Möchte es ihm doch gefallen, weniger flüchtig zu arbeiten; möchte er doch bedenken, daß zehn mittelmäßige Produkte nicht ſo viel werth ſind, als ein vorzügliches. Daß die Götterkraft zu einer ſolchen Schöpfung in ihm wohnt, bewährt jede ſeiner Arbeiten, auch die übereilteſte. B e n e d i k t Freyherr P ü ch l e r ſchrieb einen Johann Hunyadi in deutſcher Sprache. Ein ſeichtes Erzeugniß. Die Vorrede iſt in hohem Grade anmaßend, dem groſſen Hunyadi, dem größten Mann in der neunhundert-jährigen Geſchichte Ungarns, ein kleines Denkmal ſetzen, (ja wahrlich klein) und die Welt mit ſeinen Verdienſten näher bekannt machen, dieß ſind die Zwecke, die Er bey der Dichtung vor Augen gehabt hat. Nebenbey erfährt die Welt denn auch, daß Hunyadi das Glück gehabt hat, ſchon lange dem Herrn Verfaſſer zu gefallen.

Den Schwur abgerechnet ſind alle neueren dramatiſchen Produkte der Magyariſchen Dichter aus der Landesgeſchichte genommen. Es läſſt ſich alſo mit Grund hoffen, daß ſich das Drama ächt nationell und im Herzen des Volkes wurzelnd geſtalten wird.

W o r m s, im Oktober.

Bis der Kaffee gemacht und getrunken iſt und bis die Pferde wieder eingeſpannt ſind, will ich Ihnen erzählen, was ich vor einer Stunde hier geſehen habe.

An der Seitenpforte des berühmten alten Doms ſteht in ziemlicher Höhe eine mehr wie in Lebensgröße weibliche Figur von ſtolzer, edler Haltung, der Kopf iſt verſchleyert, das Geſicht fein, der Körper iſt in ein einfaches Gewand gehüllt, mit großem ſchlichtem Faltenwurf. Die linke Hand hält ruhend einen langen Stab, die rechte iſt ſanft erhoben. Auf der Rückſeite der Figur werden viele runde Vertiefungen bemerklich, aus welchen Schlangen, Eidechſen und Fröſche hervorkriechen. Die Arbeit verräth eine gute Kunſtperiode und die ganze Stellung, daß ſie nicht der chriſtlichen Mythologie angehöre. —

In einem entlegenen Winkel deſſelben Doms fand ich einen alten Denkſtein, der lange im Gang gelegen haben mochte, und durch die darüber Gehenden ſehr beſchädigt wurde. Das Bild iſt eine kleine, breite, ſchlechtgearbeitete Mannesgeſtalt, die auf einem Drachen ſteht. Der Drache hat eines alten Mannes Kopf mit lang herunter flieſſendem Bart. Er richtet das Haupt mit halber Wendung auf, um den über ihm ſtehenden Ritter anzublicken. Dieſen Ritter auf das Siegelinden Kind zu deuten, ſcheint mir freylich zu keck, aber der Drache erinnerte mich ſo lebhaft an ſo manche der Geſtalten, die Hrn. v. H a m m e r s Abhandlungen über die Tempelherrn begleiten, daß ich dieſen alten Stein einer hiſtoriſchen Unterſuchung empfehle. Nach dem Nibelungen-Lied ſoll Siegfried hier begraben liegen. Natürlich denkt man bey dem Anblick dieſes Steins an ihn und Faffner, den böſen Drachen.

Ich zeige Ihnen meine Bemerkung nur deshalb an, um die nächſten Alterthum liebende Reiſende, zu einer nähern Betrachtung und Unterſuchung dieſer Gegenſtände aufzufordern.

Beylage: Monats-Regiſter, Oktober.

Digitized by Google

Nro. 262.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Dienſtag, 2. November 1819.

Bürgerglück
Wird nun verſöhnt mit Fürſtengröße wandeln,
Der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſeyn.

Schiller.

Prolog

von

Ludwig Uhland.

(Zur Feyer der Verfaſſung wurde am 29. Okt. auf dem Hof- und National-Theater zu Stuttgart das Trauerſpiel: Ernſt, Herzog von Schwaben, mit dem hier abgedruckten Prolog vom Verfaſſer des Stückes, aufgeführt.)

Ein ernſtes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt ſich über einer Welt,
Die längſt hinab iſt in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längſt ſchon ausgekämpfte, werden
Vor euern Augen ſtürmiſch ſich erneun.

Zween Männer, edel, bieder, fromm und kühn,
Zween Freunde, treu und feſt bis in den Tod,
Preiswerthe Namen deutſcher Heldenzeit,
Ihr werdet ſehn, wie ſie, geächtet, irren
Und, in Verzweiflung fechtend, untergehn.

Das iſt der Fluch des unglückſel'gen Landes,
Wo Freyheit und Geſetz darnieder liegt,
Daß ſich die Beſten und die Edelſten
Verzehren müſſen in fruchtloſem Harm,
Daß, die für's Vaterland am reinſten glühn,
Gebrandmarkt werden als des Lands Verräther,
Und, die noch jüngſt des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müſſen an des Fremden Heerd.
Und während ſo die beſte Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienſt.

Wie anders, wenn aus ſturmbewegter Zeit
Geſetz und Ordnung, Freyheit ſich und Recht
Emporgerungen und ſich feſtgepflanzt!
Da drängen die, ſo grollend ferne ſtanden,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihn,
Da wirket jeder Geiſt und jede Hand,
Belebend, fördernd, für des Ganzen Wohl,
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frey und ſtolz;
Des Fürſten und des Volkes Rechte ſind
Verwoben, wie ſich Ulm' und Reb' umſchlingen,
Und für des Heiligthums Vertheidigung
Steht Jeder freudig ein mit Gut und Blut.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunſt,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man ſich Heilung in des Dichters Träumen.
Doch heute — wen vielleicht der Bühne Spiel
Verwundet, der gedenke, ſich zum Troſte,
Welch Feſt wir wahr und wirklich heut begehn!
Da mag er ſehn, für was die Männer ſterben.

Noch ſteigen Götter auf die Erde nieder.
Noch treten die Gedanken, die der Menſch
Die höchſten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworrnen Zeit
Erſteht ein Fürſt, vom eignen Geiſt bewegt,
Und reicht hochherzig ſeinem Volk die Hand
Zum freyen Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's geſehen, Zeugen ſeyd ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geſchichte!
Heil dieſem König, dieſem Volke Heil!

Digitized by Google

Venedig im Frühjahr 1819.

(Beſchluß.)

Das Inſtitut des furchtbaren Rathes der Zehen, das nothwendige Ergebniß des ungerechten durch den Doge Gradenigo vollzogenen Verfahrens, muß als das langſame Gift betrachtet werden, welches Venedig ſeinem Untergang entgegen geführt hat. Einigen Familien war es gelungen, die Sache des Gemeinweſens zu ihrer eigenen Sache zu machen. Es war die Frucht des durch der Zehnmänner, denen ungeſtraft alles zu thun vergönnt war, unbarmherzige Strenge verbreiteten Schreckens, daß endlich nicht einer mehr in Venedig übrig war, der Bürger zu heißen verdiente, und daß, was ſonſt nirgendwo geſchehen iſt, die annähernde Gefahr auch nicht eine jener kräftigen Seelen entflammte, die, wenn es um Rettung des Vaterlandes zu thun iſt, keine Gefahr kennen. Venedig erlag, während 200 bewaffnete und ausgerüſtete Schaluppen, 15000 gute, in den Lagunen kantonirte Soldaten, und über 900 Stücke von Batteriegeſchütz zu ſeiner Verfügung ſtunden. Unangreifbar auf der Seite der Lagunen, war es dieß noch vielmehr von der Seeſeite; es gibt keine feſtere militäriſche Stellung in Europa. — Aber es war kein Vaterland mehr vorhanden. Die Staatshäupter, einzig nur um ihre Beſitzungen auf der Terra ferma bekümmert, kannten kein Vaterland mehr; und die Anführer der bewaffneten Macht unterſtunden ſich nicht gegen den Willen der Zehnmänner jenes zu retten, weil ſie wohl wußten, es würden nach etlichen Monaten die Decemvire ſie zur Nachtzeit aufheben und erdroſſeln laſſen, um die Kühnheit zu ſtrafen, mit der ſie, ohne ihre Befehle abzuwarten, gehandelt hätten. Ich wollte die Zimmer und die Gefängniſſe dieſes furchtbaren Rathes beſuchen. Kein Venetianer ging vormals ohne Zittern an der furchtbaren Thüre vorbey, über welcher die Inſchrift ſtand: Capi de Dieci. Von dieſen Schreckens-Emblemen war jetzt nichts mehr zu ſehen. Die Zimmer der zehn Häuptlinge und der Staatsinquiſitoren ſtehen mit einer verborgenen Treppe in Verbindung, über welche die Schlachtopfer eingeführt wurden. Die einen brachte man aus den Gefängniſſen herunter, die unter dem Namen der Piombi, der Bleykerker, bekannt ſind, weil ſie unter dem Bleydache des herzoglichen Palaſtes befindlich waren. Andere Schlachtofer kamen über eine Treppe, die zur Seufzerbrücke (pont des soupirs) und von da in ſchreckliche unterirdiſche Gewölbe führte, welche wagerecht mit einem einſamen Kanale aufgeführt, dermaßen feucht waren, daß alles darin befindliche Holz verfault iſt. Einer von dieſen Kerkern ward zu den Erdroſſlungen gebraucht. Der mit dem Strick um den Hals in dieſe Todienkammer gebrachte Miſſethäter ward vor ein Eiſengitter geſtellt, hinter welchem ſich in einem anſtoßenden Gange der Scharfrichter befand, der die Endſtücke des Strickes erfaßte und mittelſt einer Schraube dem Daſeyn des Unglücklichen ein Ende machte, deſſen Leichnam hierauf mit einem um den Hals gehängten Stein, durch ein Fenſter, deſſen Gitter ſich zu dieſem Werke der Finſterniß öffnete, in den Kanal geſtürzt ward.

Ich vermag den tiefen Unwillen nicht auszudrücken, der ſich meiner mitten unter dieſen ſtummen Zeugen menſchlicher Verkehrtheit bemächtigte. Bewundere man immerhin, ich bin damit einverſtanden, den großen Charakter, welchen Venedig in kritiſchen Augenblicken entwickelt hat; aber unmöglich iſt es, daß ein braver Mann, welches politiſchen Glaubens er übrigens ſeyn mag, wenn er die Denkmäler beſucht, von denen ich jetzt zurückkomme, Europa nicht beglückwünſchen ſollte über das Verſchwinden dieſes furchtbaren Werkzeuges der Tyranney, das man anderswo bereits nachzumachen begann.

Durchwandert man dieſe Wohnſtätten einer finſteren Ariſtokraten-Rachſucht, ſo fängt man an einzuſehen, wie es möglich geworden iſt, daß eine Republik ſo mächtig wie Venedig war, unwürdig und ſchimpflich zu Grunde gehen konnte. Die Löſung des Räthſels ſteht an den Kerkerwänden der zehn Häuptlinge geſchrieben. Hier iſt, für alle Staaten, inſonderheit aber für Freyſtaaten, die große Lehre verzeichnet, daß wenn die Stunde der Gefahr ſchlägt, die moraliſche Kraft der Staaten allein nur ihr Rettungsanker ſeyn mag.

Ich kehre zu fröhlicheren Dingen zurück. In den Sälen der Akademie der ſchönen Künſte finden ſich die ſchönſten Gemählde der großen Meiſter der Schule von Venedig beyſammen; hier ſteht ein großes Gemählde von Titian, vielleicht das ſchönſte ſeiner Werke. Dieſe Sammlung der Arbeiten der großen Mahler gewährt Liebhabern und Künſtlern den Anlaß, dieſelben gründlicher zu vergleichen, und ſie wird manches dieſer Meiſterwerke gegen die Zerſtörung ſchützen, womit die Feuchtigkeit der Kirchengewölbe ſie bedrohete.

Das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, Schulden zu bezahlen, hat viele Edelleute gezwungen, die ſchönen Gemählde, welche ſie von ihren Voreltern ererbt hatten, zu verkaufen, ſo daß man ſich heutzutage nicht mehr auf die ältern Gallerie-Beſchreibungen verlaſſen kann. Beym Beſuch der Gemähldeſammlung im Palazzo Nani fiel mir der Helm eines Helden dieſes Namens auf, welcher an der Wand des Corridor's oder Vorhauſes hing, durch die man in den Paläſten der Venetianiſchen Großen in die Gemächer ſelbſt eintritt. Es ſcheint, dieſe Sitte der Römer, die einen edlen Wetteifer zu wecken ſo wohl geeignet iſt, ſey auch von den Venetianern nachgeahmt worden, deren Freyſtaat gleichſam die Brücke iſt, wodurch die Zeit der Römer mit der unſrigen zuſammenhängt. Was für traurige Betrachtungen müſſen aber nicht Venedigs jetzt lebende Jünglinge anſtellen, wenn Jemand ihnen erklärt, was dieſe häufig mit ſchmählichem Staube bedeckten Ehrenzeichen zu bedeuten haben!

Die vier Bronze-Pferde ſtehen wieder auf ihrem alten

Platz über dem S. Markus-Portale. Vor den Tuillerien ſtunden ſie beſſer, nur durften ſie nicht dem Siegeswagen des größten Feindes, welchen die Freyheit je gehabt hat, vorgeſpannt ſeyn. Als ich ſie in Paris ankommen und aufſtellen ſah, fragte ich mich, ihrer verſchiedentlichen Reiſen gedenkend, wo werden ſie noch weiter hinziehen? Damals glaubte ich nicht, daß ich ſie auch wieder würde abreiſen ſehen; und wer weiß, ob nicht amerikaniſche Flotten dieſelben in hundert Jahren aus Europa entführen, wenn Künſte und Wiſſenſchaften dieſen Welttheil verlaſſen, um ihren ſeit langer Zeit vom Morgenlande dem Abendlande zugerichteten Lauf fortzuſetzen.

Als militäriſcher Standpunkt hat Venedig keinen ſeinesgleichen in Europa. Wenn ſelbſt auch die Terra ferma erobert wäre, ſo würde darum Venedig nicht unterliegen, und die hier zuſammengezogenen Kräfte würden, ohne ſelbſt beunruhigt werden zu können, jederzeit im Stande ſeyn, Ausfälle gegen das feſte Land in großen Maßen unternehmen zu können, die den Beſitz dieſes letztern eine lange Zeit ungewiß machen würden.

Auszüge aus Legh's Tagebuch über Burckhardt's Reiſe durch Egypten und Nubien.

(Aus dem Calcutta Journal.)

Man erwartet in Kurzem die vollſtändigen Burckhardtſchen Reiſebemerkungen, auf Koſten der African Association. Bis dahin werden folgende Angaben dem Liebhaber nicht unwillkommen ſeyn.

Burckhardt wurde in Zürich um das Jahr 1786 geboren. Sein Vater war ein Offizier in franzöſiſchen Dienſten und einer von ſeinen Brüdern war bey der franzöſiſchen Regierung angeſtellt. Seine Bildung erhielt er vorzüglich in Berlin, wo er bis ins achtzehnte Jahr blieb und in der ältern und neuern Literatur gute Fortſchritte machte, auch auf dem Fortepiano ſich eine Fertigkeit erwarb. Der franzöſiſche Hof hatte ihm eine Stelle verſprochen; weil er aber dieſe nicht erhielt, ſo ging er nach England und ſtudierte drey Jahre in Cambridge. Als er nach London zurückkam, machte man ihm Hoffnung zu einem Amte. Dieſe konnte nicht ſogleich erfüllt werden, und er war zu feurig und ungeduldig, als daß er hätte warten mögen. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, ſich bey der African Association zu melden und ihr ſeine Dienſte zur ferneren Entdeckung des Innern von Afrika anzubieten. Als er den Sir Joſeph Banks, Präſidenten ſowol der königl. Societät als dieſer Aſſociation, ſeine Aufwartung machte, wurde er natürlich gefragt, womit er dafür bürgen könnte, daß er im Stande wäre, alles das zu thun und auszuſtehen, was man bey einem ſo ſchwierigen Unternehmen von ihm erwartete? Hierauf konnte er weiter nichts erwiedern, als daß er eine feſte Ueberzeugung von ſeiner Fähigkeit empfände, alle ihm vorkommende Schwierigkeiten zu überwinden. Sir Joſeph ſah ohne Zweifel, daß er einen feſten Charakter vor ſich habe; denn er berichtigte den Handel beynahe auf der Stelle und ließ zu Burckhardt's Reiſe Anſtalt machen.

Burckhardt blieb noch einige Zeit in London, um ſich in der Botanik und Mineralogie zu vervollkommnen, in welchen beyden Wiſſenſchaften er ſchöne Kenntniſſe beſaß. Aber er verſtand weder Aſtronomie, noch konnte er zeichnen, doch keines von beyden wurde für nöthig gehalten, weil er gleich von Anfang den Plan gemacht hatte, nur als ein ganz gemeiner Mahometaner zu reiſen.

Im Frühjahr 1809 verließ er England. In Malta, wo er ſich eine kurze Zeit lang aufhielt, legte er mahometaniſche Kleidung an, und ließ ſich den Bart wachſen. In der berberiſchen Mundart der Malteſer that er den erſten Schritt zur Kenntniß des Arabiſchen. Von hier ſegelte er nach Cypern und Laodicea, und begab ſich dann über Antiochien und dem Orontes nach Aleppo. Dort miethete er eine Wohnung in dem mahometaniſchen Theile der Stadt, machte ſich aber wenig Bedenklichkeit daraus, mit Europäern umzugehen, ob er gleich niemals die Ceremonien der mahometaniſchen Religion unterließ, und beſtändig die mahometaniſche Kleidung beybehielt. Während ſeines zwey- bis dreyjährigen Aufenthaltes in Aleppo legte er ſich mit größtem Fleiße auf die arabiſche Sprache, und brachte es darin ſo weit, daß jeder, der ihn hörte, darüber erſtaunte. Von hier machte er auch dann und wann kleine Reiſen zu den Arabern in der Wüſte, nach Palmyra und zu den vornehmſten Ueberbleibſeln des Alterthums in Syrien, wo er als Arzt, Prieſter und Bedouin auftrat. Nachher nahm er ſeinen Weg durch Harran, durch die oſtwärts vom Jordan gelegenen Länder, und die Grenzen des todten Meeres, von wo er, über die Wüſte von Suez, in Cairo ankam. In Egypten (über deſſen Grenzen hinaus bis nach Dongola er gedrungen war) und in Syrien beſuchten ihn ſowol Türken als Chriſten; er ging mit beyden ganz frey um, ohne, dem Anſcheine nach, etwas vor ihnen verbergen zu wollen; bey allen, ohne Ausnahme, erwarben ſich ſeine großen Tugenden und Talente Hochachtung. Er führte den Namen Sheik Ibrahim.

Legh*) traf ihn an mehrern Orten, am meiſten ging er mit ihm in Jedda um, wo ihm Burckhardt Tage und Nächte lang von ſeinen Reiſen erzählte. Legh iſt unerſchöpflich in ſeinen Verſicherungen von dem außerordentlichen Intereſſe der Erzählungen. — Während ſeines Aufenthalts in Ober-Egypten, kleidete ſich B. wie die Fellahs, welche Hemde, Hoſen und Turban aus blauem baumwollenen Zeuge tragen; aber ob dieß gleich ſehr alltäglich iſt, ſo war es doch noch zu gut, als daß er ſich in einem ſolchen Anzuge unter die Bewohner der Wüſte, durch welche er reiſen mußte,

*) Wird ausgeſprochen Lib.

Digitized by Google

hätte wagen dürfen. Er legte alſo ein Hemde aus grobem braunen Ziegenhaar an, nebſt einer kleinen Mütze und einem Paar Sohlen, wie ſie von den Beduinen getragen werden. Nach vielen Strapazen kam die Karavane in Shandy am Nil an. Dieſe Niederlaſſung beſteht ungefähr aus zwanzig kleinen Dörfern, die nicht weit von einander liegen. Sie iſt jetzt der vorzüglichſte Sammelort der nubiſchen Karavanen und der Stapelplatz des äthiopiſchen Handels, welcher beſonders in Sklaven und Kameelen beſteht, die man aus Darfur und Abyſſinien zuſammenbringt, und nebſt Elfenbein, Gold, Straußfedern, Tamarinden, Gummi ꝛc. nach Egypten ſchickt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miszellen.

Das ſchöne Geſchlecht beſitzt in Angoſtura viel äußern Leibreiz, die Frauen lieben den Putz und die wohlhabenden ſind mit reichen Streifen und feinen Spitzen bedeckt. Ihr größter Genuß beſteht im Cigarro rauchen, auch wird dem Eintretenden bey Morgenbeſuchen gewöhnlich dergleichen dargeboten. Will die Dame recht höflich ſeyn, ſo zündet ſie den Cigarro, den ſie anzubieten gedenkt, erſt an, indem ſie ihn ſelbſt in den Mund nimmt, und an dem, den ſie eben rauchte, anſteckt. Doch die Gunſt wird noch erhöht, wenn ſie folgender Geſtalt ertheilt wird: wenn die Dame einem Herrn den Cigarro gereicht hat, nimmt ſie den ihren in den Mund und ſetzt ihn durch einige tüchtige Züge in Feuer, dann naht ſich der Cavalier, ſetzt ſeinen Cigarro an das brennende Ende des ihren, und nun paffen Beyde bis Beyder Cigarren in voller Gluth ſtehen; darauf verbeugen ſie ſich mit einem verbindlichen Lächeln, treten von einander und ſetzen das Geſpräch fort.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, am 13. Oktober.

Die letzten Tage der vergangenen, und die erſten der gegenwärtigen Woche waren den ſchönen Feſten bey der Vermählung des Prinzen Friedrich, älteſten Sohn des Prinz Maximilian, Bruders unſers geliebten Königs, geweiht. Je geliebter auch dieſer junge Prinz iſt, und es in jeder Hinſicht zu ſeyn verdient, mit um ſo größerer Erwartung ſah man am 7. Okt. dem Einzuge ſeiner holden Gattinn, der Erzherzoginn Caroline von Oeſtreich entgegen, und als er des Vormittags um 12 Uhr erfolgte, jubelten laut alle Herzen der holdeſten und liebenswürdigſten Prinzeſſinn entgegen. Vor dem Rathhauſe waren vier kleine Baldachine erbaut, welche in der Mitte mit Blumenketten zu einem Ganzen verbunden wurden, und hier hielt der regierende Burgermeiſter eine Rede an ſie, welche ſie freundlich erwiederte. Blumengewinde zogen ſich über die Straßen, und innig begrüßt zog ſie in das Schloß ein, wo am Abende die Einſegnung erfolgte. Von der Landes-Gränze an waren ihr in allen Städten und Dörfern Ehrenpforten erbaut geweſen, und ſie war bald von Ständen, bald von Räthen, bald von Kindern begrüßt worden. Die letzte Nacht hatte ſie in Pillnitz zugebracht, welches feſtlich erleuchtet war. Ueberall nur Eine allgemeine Stimme über ihre Milde, Lieblichkeit und Güte. Am 8ten war Dresden erleuchtet, und die Neuvermählten, ſo wie der König mit ſeiner ganzen Familie fuhren um 9 Uhr unter freudigem Zuruf durch die Straßen. Tages darauf war Abends in dem feſtlich mit Gewächſen, Früchten und Laubwerk geſchmückten Saale des großen Opernhauſes eine Cantate, welche von der königl. muſikaliſchen Kapelle aufgeführt ward. Sie war in italieniſcher Sprache gedichtet und vom Kapellmeiſter Morlacchi komponirt. Für einen Zeitraum von höchſtens 14 Tagen, in welchem, wie ich vernahm, der Tonſetzer ſeine Arbeit vollenden muſſte, war die Compoſition nicht ungelungen zu nennen, indem einzelne Sachen, beſonders eine Cavatine, von Signora Sandrini geſungen und vom Konzertmeiſter Polledro mit Variationen auf der Violine köſtlich begleitet, ſo wie ein Duett zwiſchen dieſer und dem Tenor Cantù ſich recht vortheilhaft zeigten. Auch war an das Schlußchor vieler Fleiß verwendet. Die Begleitung der Sopranſtimme Fräulein Funks mit 10 Trompeten, und den ſtarken und zu häufigen Gebrauch der ruſſiſchen Hörner mag ich aber nicht verantworten. Die Dichtung hieß Amore e Destino und war gut verſifizirt, bey ſolchen Gelegenheiten immer die Hauptſache. Die Wendung des Gedichts ſelbſt dürfte wohl weniger Lob verdienen. Am 10. Okt. war feyerlicher Hofball, und am 11ten beſuchte das neue Ehepaar zum Erſtenmale das deutſche Theater, wo ſie mit lautem Beyfall empfangen wurden. Ein neuer Vorhang, ein grüner Teppich mit goldner Lyra und bronzirt-gemahlter Arabesken Einfaſſung winkte ihnen zuerſt freundlich zu. Es that wahrhaftig Noth, daß der alte, unſcheinbare einmal vertauſcht ward, und wenn nicht ein Meiſtergemählde einen ſolchen ziert, iſt es immer beſſer, daß man ihn anſpruchslos blos als Trennungswand betrachtet, und alſo ganz einfach behandelt. Nach einer kurzen Muſik hob ſich der Vorhang, man erblickte eine bekränzte und erhellte Tempelhalle, und Frau Schirmer trat als Genius des Orts hervor, um die Neuvermählten im Namen ihrer Mitſchweſtern und Mitbrüder durch einen Prolog zu begrüßen. Sie war reizend und lieblich, und ſprach mit eben ſo vieler Innigkeit als Kunſt. In dem nachher gedruckt vertheilten Prologe, dem Vernehmen nach von Fr. Kind gedichtet, gefiel uns beſonders die Stelle in der Anrede an die Prinzeſſinn:

Wohl an der ſtilleren Elbe Geſtaden
  Findeſt den Glanz von der Donau du nicht,
Aber, mit Liebe zum Bleiben geladen,
  Stets einen Zweig, den die Ehrfurcht dir bricht. –
Segen begegnet auf freundlichen Pfaden
  Dir im Gefolge des Rechts und der Pflicht;
Wo ſich zwey Herzen vertraulich vereinen,
  Sprechen ſie liebend von Ihm und den Seinen.

Der Genius will nur im Bilde zeigen, was er im Wort nicht ausſprechen kann, und unter Harmonieen verändert ſich die Scene, man erblickt im Morgenlicht Dresden im Hintergrunde, und roſige, mit Lilien durchflochtene Wolken bilden Decke und Seiten. Rechts ſchwebt Thalia, mit Amor und Unſchuld, ein C. von Blumen gewunden tragend, und eben ſo links mit einem F. Melpomene mit Hymen und Treue. Oben im Sternenkranz Mnemoſyne mit einer Krone von Rauten und Immergrün. Unter kurzem Geſang hebt und nähert ſich das Ganze zu einer Gruppe, ſo daß Hymen und Amor ihre Fackeln kreuzen, bleibt ſo einen Moment, während welchen der Genius loci noch eine Stanze ſpricht zur Erklärung, und der Vorhang ſinkt. Lauter Jubel erſcholl wieder der frohen Gegenwart und beglückten Zukunft der Neuvermählten, und die öffentlichen Feyerlichkeiten ſchloſſen ſich damit. –

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 263.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. November 1819.

Das heiligſte Gebet iſts, wenn Volk und Herrſcher vereint zu dem Herrn flehen.

Sethos.

Auf die Feyer der Verfaſſung am 28. Oktober.

Flamme zu Gott empor,
Heiliger Liederchor!
Oeffnet euch weit
Herzen vorm Feſtaltar!
Preiſe du Bürgerſchar
Ihn, der Erneuer war
Beſſerer Zeit!

Hoch aus des Himmels Höh'n
Segnend die Ahnherrn ſehn,
Wonn' in dem Blick;
Sie, die mit treuem Muth,
Ehmals des Landes Hut,
Pflegeten fromm und gut
Würtembergs Glück.

Freudiger frommer Sang
Bringe den Herzensdank
Jubelnd erfreut
Wilhelm dem Edlen dar!
Preiſe du Bürgerſchar
Ihn, der Erneuer war
Beſſerer Zeit!

Der, auf Geſetz geſtützt,
Liebend die Bürger ſchützt
Sichernd ihr Recht,
Daß mit der Bundestreu'
Eintracht befeſtigt ſey,
Glück ſich vererbe neu
Fernem Geſchlecht!

Heil ſey dem Könige!
Ihm, der, wie wenige
Muthig voran,
Wie einſt im Völkerſtreit,
Längſt ſchon den Sieg geweiht,
Schritt der Gerechtigkeit
Heilige Bahn!

Heil ſey dem Vaterland,
Das nun der Eintracht Pfand
Wieder gewann!
Lorber- und Eichenzweig
Friedlich verſchlinget euch!
Sproſſet nun früchtereich
Saaten heran!

Blühe du, theures Land!
Ueber dir Gottes Hand!
Köſtliche Zier
Unter den Ländern ſey!
Frömmigkeit, Sitt' und Treu,
Edelmuth, Rechtſinn neu
Wachſen in dir!

Was nur vom Lichte ſtammt,
Müſſe vom Licht entflammt
Lichtes ſich freu'n,
Und was die Sonne ſcheut,
Falſchheit und Zwiſt und Neid
Müſſe der Nacht geweiht
Ewiglich ſeyn!

Nur des Geſetzes Hand
Feſtet der Völker Band.
Leucht' uns du hell

Digitized by Google

Schön ſich geſtaltender,
Ewiglich waltender
Nährenderhaltender
  Segnungen Quell!

Flamme zu Gott empor
Heiliger Liederchor!
  Oeffnet euch weit
Herzen vorm Feſtaltar!
Preiſe du Bürgerſchar
Ihn, der Erneuer war
  Beſſerer Zeit!

E.

Auszüge aus Legh's Tagebuch über Burckhardt's Reiſe durch Egypten und Nubien.

(Fortſetzung.)

In Shandy verblieb die Karavane einige Zeit. Unter andern vielen Anekdoten, die er von dort erzählte, war folgende. Die Ratten haben ſich dort ſo ungeheuer vermehrt und ſind ſo keck, daß man weder in den Häuſern noch auf den Feldern ſchlafen kann, ohne von ihnen behelliget zu werden. Ganze Scharen von Ratten laufen einem über den Leib, ohne die mindeſte Scheu. Wenn Ibrahim in der Nacht oder am Tage auf der Erde lag, um ſich durch Ruhe zu erfriſchen, griffen ihn dieſe Thiere an und nagten am Fleiſche, auch wenn er völlig wach war.

Von hier ging die Karavane nach Suakin. (Ibrahim mochte nämlich nicht nach Sennaar und Abyſſinien gehen, weil man von dieſen Gegenden ſchon neuerdings zuverläſſige Nachrichten erhalten hatte, ſondern er wollte lieber ein ganz unbekanntes Land bereiſen, damit er der afrikaniſchen Aſſociation etwas Neues überſchicken könnte.) Wenn Abends Halt gemacht wurde und das Abendeſſen vorüber war, hörte man in dem ganzen Lager Weiber ſchreyen. Die reiſenden Kaufleute haben allzeit junge Sklavinnen bey ſich, welche ſie auf das Unmenſchlichſte behandeln und deren Geſellſchaft ſie während der Raſtſtunden genießen. Aus Abyſſinien und Nubien geht die Karavane nur einmal nach Cairo und von dort zurück. Außer den Kameelen und Sklaven wird auch arabiſches Gummi in großer Menge, nebſt Tamarinden, Elfenbein, Gold (entweder in Stangen oder großen Körnern, aber niemals in Staub, wie man ſich auszudrücken pflegt) und Straußfedern, nach Cairo geſchickt. Bey den letzten beyden Artikeln wird viel verdient: Gold wirft 30, und Straußfedern 150 Procent ab.

Ibrahims Wallfahrt nach Mecca. — Jedda iſt auf der Landſeite mit einer Mauer umgeben, in welcher ſich das ſogenannte Thor von Mecca befindet, wodurch bey Lebensſtrafe Niemand als ein Gläubiger aus- und eingehen darf. Von dieſem Thore fängt die Wallfahrt an und je nachdem die Gläubigen mehr oder weniger eifrig ſind, richten ſie ihren Anzug ein. Die meiſten aber legen ſich hierin nur ſo viel Zwang auf, als der Koran ausdrücklich verlangt, weil ſie eine Menge Waaren mitnehmen, welche ſie dort abſetzen. Sie gehen nämlich aus Jedda in ihrem täglichen Anzuge, machen in einem Dorfe nicht weit von der heiligen Stadt Halt und legen den ſogenannten Harem oder Pilgeranzug an. Den übrigen Weg müſſen ſie zu Fuße machen. So reiſte auch Sheik Ibrahim (Burckhardt). Mit Sonnen-Untergang ging er aus Jedda auf einem Kameel ab und kam während der Kühle des Morgens in der heiligen Stadt an. Seine erſtaunenswürdige Kenntniß der arabiſchen Sprache, ſein Aeußeres (das nun ganz einem Araber glich, da er eine von der Sonne gebräunte Haut, rauhe, harte Hände und Füße, und einen langen Bart hatte) wie auch ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Vorſchriften der mahometaniſchen Religion und ſeine Geübtheit in ihren Ceremonien, trugen alle dazu bey, auch dem geringſten Verdachte zu begegnen, als ob er ein Ungläubiger ſey; ob er gleich durch die, vermittelſt unabläſſiger Aufmerkſamkeit erlangte, allmählige Einweihung in alle Geheimniſſe ihrer Gebete, Niederwerfungen und Reinigungen der ſonſt ſo unumgänglich nothwendigen Beſchneidung entgangen und alſo ein „unbeſchnittener Hund“ war, wurde er dennoch für einen wahren Gläubigen angeſehen. Die Moſchee in Mecca, wie er ſagte, iſt geräumig und ſogar prachtvoll, wenn man auf den Eindruck, welchen ſie macht, Rückſicht nimmt. Die in Niebuhr's Reiſen gegebene Anſicht davon (aus den in Jedda feilen Abbildungen genommen) iſt ziemlich genau. Wer an Egyptiſche, griechiſche und römiſche Architektur gewohnt iſt, muß das Gebäude ſehr verächtlich finden; aber, im Ganzen betrachtet, war die Wirkung majeſtätiſch, beſonders wenn die Moſchee mit Anbetern gefüllt war. Die Stadt Mecca iſt weitläufig, doch wohl nicht länger als eine geographiſche Meile. Wie hoch ſich die Zahl der eigentlichen Einwohner belaufen möge, iſt etwas ſchwer zu beſtimmen. Ibrahim aber verſicherte, daß die Pilgrimme weit mehr als hunderttauſend betrügen; ſie kommen vornehmlich aus Hindoſtan, den malayiſchen Inſeln, und den entfernteſten Theilen von Indien; aus Perſien, Syrien und der aſiatiſchen Türkey. Von Afrikanern waren damals die Egypter allein zugegen, da die große weſtliche Karavane der Magrebinen aus Timbuktu, der ganzen Küſte der Barbarey, von Ceuta bis nach Barca, der Königreiche Fezzan und Burnu, der Ufer des Niger, und der nördlichen Grenzen der Sudaniſchen Länder, noch nicht eingetroffen war. Aber der Zufluß aſiatiſcher Pilgrimme war ſo ungeheuer, daß man die Nichtankunft der Afrikaner für einen glücklichen Umſtand hielt, weil die Stadt nicht im Stande geweſen ſeyn würde, ſie alle zu faſſen, ohne zu gedenken, daß es an Lebensmitteln und an dem dort vorzüglich nöthigen Waſſerbedarf gefehlt haben würde. Mecca iſt indeß vornehmlich als Handelsplatz merkwürdig. Zur Zeit der Hadſch iſt faſt unter tauſend Pilgern nicht ein einzi-

Digitized by Google

ger, der nicht mit irgend etwas Handel triebe. Die Karavanen aus Damaſcus und Bagdad bringen die reichſten Kunſterzeugniſſe und Produkte aus Indien, Syrien und Perſien, beſtehend aus Muſſelinen, Shawls, Goldſtoffen, Teppichen, Heilmitteln und köſtlichen Steinen. Die Flotten aus Suez ſind beladen mit den groben Fabrikaten aus Egypten, nämlich Leinwand, wollenen Tüchern und gemeinen baumwollenen Stoffen, wie auch mit reichern Kleidungsſtücken aus europäiſchem Tuche, Schabracken aus Cairo, prachtvoll verzierten Waffen, beſonders Säbeln und Piſtolen für Soldaten, und Musketen, deutſchen Degenklingen, und gekrümmten Meſſern, ſämmtlich von gemeiner Art, für die Araber. Dazu kommen die berühmten rothwollenen Mützen aus Tunis, ſchlechtere ihnen nachgemachte aus Europa, roth- und gelblederne Schuhe und Pantoffeln, einige engliſche Baumwollenwaaren, und ſo viel Pulver, Kugeln, Schrot ꝛc. als man nur mit Sicherheit aufs Land einſchwärzen kann. Mit dieſen Dingen handeln einzelne Kaufleute; aber eine ungeheure Menge Korn, Reis, Durra, und anderes Getreide wird aus Egypten ſowol auf Schiffen, die von Suez abgehen, als auch mit den Landkaravanen durch Medina nach Mecca, ganz für Rechnung des Paſcha ſelbſt, geſchickt, welcher dieſen ganzen Handelszweig ausſchließlich an ſich geriſſen hat.

Der große Zuſammenfluß von Menſchen und reichen Waaren verurſacht ein ſolches Gedränge in der Stadt, und füllt beſonders an jedem Tage der Hadſch von Sonnen-Aufgang bis Mittags die öffentlichen Märkte ſo ſehr, daß man ſchlechterdings nicht hindurch kann. Hier werden die reichen Ladungen der Karavanen zur Schau und zum Verkaufe ausgeſtellt; jede Waareuart hat, nach der allgemeinen Gewohnheit des Morgenlandes, ihre beſondere Reihe. Meiſtentheils werden dieſe Güter öffentlich verſteigert. Der Oſtindier aus Bengal und Hindoſtan tauſcht ſeinen Reis, ſeine Gewürze und ſeine Fabrikate gegen Sachen aus, die für die dortigen Märkte paſſen, der Perſer tauſcht Dinge, die man in Ispahan ſchätzt, der Syrer verkauft ſeine reichen Stoffe für Kaffee aus Jemen und Gummi aus Afrika und Arabien, und der Egypter erhält für ſeine gröberen Gewirke feinere Kunſterzeugniſſe, welche in Cairo reiſend abgehen. Um den Ueberſchuß bey dieſem Tauſchhandel berichtigen zu können, hat man Gold aus Abyſſinien, wodurch die verwickeltſten Rechnungen zwiſchen Leuten aus ganz verſchiedenen Ländern, und von äußerſt unterſchiedenen Sprachen leicht aufs Reine gebracht werden. Einige Kaufleute gewinnen ſo außerordentlich bey dieſem Handel, daß ſie alle Jahre unter den Pilgern zu finden ſind, ungeachtet der damit verbundenen Unannehmlichkeiten.

Die Entfernung von Mecca nach Taif iſt etwa funfzig engliſche Meilen oder drey Tagereiſen auf Eſeln und Kameelen; die Straße geht über Gebirge und unfruchtbares Land. Hier und da ſieht man elende Dörfer. Die Einwohner ſind blos Hirten. Als der Paſcha in Taif von Ibrahims Ankunft hörte, den er in Egypten von ſeiner Reiſe nach Nubien gekannt hatte, ſo wünſchte er ſehr, ihn zu ſprechen. Man ſagte ihm, Ibrahim käme aus Mecca, und wäre dort als Pilger des Islam geweſen, worüber der Paſcha äußerſt erſtaunte, weil er kaum glauben konnte, Ibrahim ſey wirklich in den Mahomedanismus eingeweiht. Deſto mehr wünſchte er ihn zu ſehen, doch ließ er ihm durch ſeinen europäiſchen Arzt ſagen, er könnte ihn als Engländer und Chriſten empfangen. Von dieſer Bedingung mochte Burckhardt nichts hören, und er ließ daher Sr. Hoheit wiſſen, daß er zwar bereit wäre, ihm ſeine Aufwartung zu machen, aber blos als ein wahrer Muſelmann. Einer der vornehmſten Ulema und ein Mollah waren zugegen, welche es wagten, ihre Meinung zu äußern, daß er als Muſelmann empfangen werden könnte, wenn er anders ein wahrer Gläubiger wäre, und ſie waren vollkommen überzeugt, daß es keinem andern möglich ſey, je nach Mecca zu gelangen. Der Paſcha gab der größern Gelehrſamkeit der Theologen nach, nahm ſeine Bedingung zurück und empfing Ibrahim als Gläubigen. Er blieb lange dort; der Paſcha befragte ihn über die politiſchen Angelegenheiten von Europa und der Mollah prüfte ſeine Kenntniß des Koran, und der Befugniſſe eines wahren Gläubigen. Der Paſcha erfuhr damals zuerſt die Nachricht von dem allgemeinen Frieden in Europa und fürchtete, die Engländer würden ſich zu Herren von Egypten machen. Der Paſcha hegte ſo große Zweifel darüber, ob Ibrahim wirklich das bekannte Kennzeichen des Mahomedanismus angenommen hätte, daß dieſer kühn in Gegenwart des Mollah verſicherte, er ſey bereitwillig, ſich unterſuchen zu laſſen. Dieſer Muth und die Fertigkeit in Beantwortung aller von Mollah vorgelegten theologiſchen Fragen, überzeugte den letztern, welcher ſofort eine Unterſuchung für unnütz hielt, ſo daß der Paſcha, obgleich noch nicht überzeugt, dem höhern Anſehen des Theologen nachgeben muſſte, der in ſeiner Perſon die heiligen Aemter eines Richters und Prieſters vereinigte. Demnach war dieſe Unterredung ſo ausnehmend günſtig für Ibrahim, daß ihn beyde erhabene Perſonen gemeinſchaftlich einluden, ſie öfters zu beſuchen. Der Paſcha ſchenkte ihm einen vollſtändigen türkiſchen Anzug und eine Summe Geldes, die ihm damals ſehr willkommen war. Er ſtattete dort noch viele und lange Beſuche ab, und wurde allezeit mit großer Achtung empfangen. Ibrahim erwähnte oft, wie ſchwer es ihm geworden ſey, die neuen wichtigen Erfahrungen und Sachen, welche ihm jeder Schritt ſeiner Reiſe dargeboten, zu Papier zu bringen. In Nubien ging er zwar immer bey Seite, wenn er ſchreiben wollte, aber es war unmöglich, ohne belauſcht zu werden. In Mecca konnte er auch nie allein ſeyn, und in Taif hielten ihn ſeine Beſuche und Beſchäftigungen vom Schreiben ab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Merkwürdige Mißgeburt.

Im Dorfe Ditcheat, vier engliſche Meilen von Shepton Mallet in Sommerſetſhire, gebar eine Frau Namens Kingston einen ſtarken Knaben, bis an die Schultern ohne Arme. Vor ſechs Jahren war er noch am Leben. Er beſitzt ohne den Vortheil der Arme, alle Kraft und Geſchicklichkeit des fähigſten, beſtgebildetſten Mannes; er verrichtet jedes zu ſeinem Beruf gehörige Geſchäft; er ſpeiſt, kleidet, entkleidet ſich, kämmt ſein Haar, nimmt ſich, das Bartmeſſer in den Zehen haltend, den Bart ab, putzt ſeine Schuhe, macht Feuer, ſchreibt ſeine Rechnungen und Quittungen und thut faſt jedes häusliche Geſchäft. Er iſt Pächter, thut alſo die gewöhnliche Feldarbeit, füttert ſein Vieh, macht ſeine Schober, ſchneidet Heu, fängt ſein Pferd ein, und ſattelt es — alles mit den Fußzehen. Er kann mit ſeinen Zähnen zehn Bund Bohnen aufheben und wirft mit ſeinen Zehen einen ſchweren Schmiedehammer weiter, als der ſtärkſte Mann mit ſeiner Hand es vermag, und iſt aus mancher Schlägerey ſiegreich hervorgegangen. In ganz Sommerſetſhire iſt dieſe Thatſache bekannt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, am 13. Oktober.

(Beſchluß.)

Hofrath Böttiger beendigte mit dem letzten Tage des Septembers ſeine öffentlichen archäologiſchen Vorleſungen in der Vorhalle des Muſeums der Antiken, und wird ſie, da ſie über den Cyklus des Lebens ein ſehr intereſſantes Ganze bilden, in der Arnoldiſchen Buchhandlung im Druck herausgeben. Es war oft ſo voll in dieſen genialen und tiefdurchdachten Vorträgen, daß der geräumige Saal für die Zuhörermenge, vorzüglich aus Fremden beſtehend, zu klein war.

Durch ein unglückliches Ereigniß haben wir hier den ſehr geachteten Buchhändler, Hofrath Hartknoch verloren. Er bewohnte im Sommer ein Landhaus in Pillnitz, von dem er wöchentlich einigemale zu Beſorgung ſeiner Geſchäfte in die Stadt, und dann leſend wieder nach Pillnitz ging. An einem ſehr heißen Mittage, ſich ſchon vorher unwohl fühlend, that er, auf einem weniger beſuchten Fußpfade an der Elbe hinſchreitend, die Augen auf das in den Händen habende Buch gerichtet, dieß auch. Ein Schwindel ergriff ihn, er wankte, taumelte, glitt an dem etwas hohen Fußpfade dicht neben der Elbe aus, und ſtürzte in den Strom. Auf dem Waſſer fahrende fremde Studierende in ſeiner Nähe, hatten es bemerkt, eilten ſogleich herbey, fanden ihn im Waſſer, zogen ihn auch glücklich heraus, aber ein Schlagfluß hatte bereits ſeinem in Thätigkeit und Wohlwollen durchlebten Daſeyn ein Ende gemacht. Er wird allgemein bedauert.

Eine ſehr nützliche Anſtalt, welche Dresden längſt fehlte, iſt durch freywilliges Zuſammentreten unter beförderuder Einwirkung der Polizey-Behörde im Anfang September entſtanden, nämlich eine Fiakre-Anſtalt. Die Preiſe ſind ſehr mäßig geſtellt, an vier Orten der Alt- und Neuſtadt halten numerirte Wagen, jedem ſteht der Zutritt dazu frey, wodurch Concurrenz erhalten wird, und die Dresdner wiſſen ſich ſchon recht lebendig der bequemen und ſchnell zu erlangenden Fuhrwerke zu Ausflügen in ihre reizenden nähern Umgegenden zu bedienen.

Jetzt iſt alles am Ufer der Elbe entlang mit der höchſt ſegensreichen Weinleſe beſchäftigt, und die armen Winzer, welche mehrere Jahre hindurch ſehr elend ſich behelfen mußten, faſſen wieder friſchen Muth, und wünſchen für das nächſte Jahr abermals einen Kometen herbey, denn es ſcheint ihnen nach der Erfahrung von 1811, als ob nur dieſer ſo groſſe Dinge thun könne. Auch die Getreide-Ernte iſt in den meiſten Gegenden mehr als mittelmäßig geweſen.

Die italieniſche Oper hat eine der älteren Tonſetzungen Roſſini's, die Italienerinn in Algier, auf die Bühne gebracht, verhoffend, daß ſie dieſelbe Wirkung machen ſolle, wie deſſen diebiſche Elſter. Aber ſie that es nicht, ob ſie ſchon nicht mißfiel. Das Final des erſten Akts, eine Cavatine der Signora Sandrini im zweyten, und ein Duett zwiſchen ihr und Cantù gefielen beſonders, die Ouvertüre am wenigſten. Wäre nur der Inhalt des Textbuchs etwas vernünftiger — viel verlangt man ja gar nicht — ſo würde manches andere Geſangſtück doch auch noch mehr anſprechen, aber dieſe Verwicklung, und dieſe Dialoge ſind doch das albernſte, was mir lange vorgekommen iſt. So etwas ſollte wirklich für Deutſchland gleich umgedichtet werden. Benincaſa war ſehr lebendig und heiter, und gefiel mit Recht, wie immer; dagegen zeigte ſich Signor G. Saſſaroli weniger vortheilhaft. Wenn ihm doch nur etwas Anſtand einzuhauchen wäre! Mit Cantù geht es als Anfänger auf der Bühne darin mit jedem Tage beſſer; er fängt an, ſich gut zu kleiden, und ſeine ſchöne kräftige Stimme nimmt in ihrer Gewandtheit immer mehr für ihn ein.

Das deutſche Theater verarbeitete noch fünf Mal die Teufelsmühle am Wienerberge bey meiſt gefülltem Hauſe, und gab dann bey ſehr leerem das Incognito, von Zieſer, welches unnöthigerweiſe neu einſtudirt worden war. Hr. Pellet ſtellte darin, im Kadet Braunſtein, vieles Leben, aber wenig Grazie auf, war viel zu unruhig, arbeitete zu ſehr mit den Geſichtsmuskeln, und dehnte die Enden der Worte mehr als je. Es wäre gut, wenn einer unſrer wackeren Veteranen, ein Chriſt z. B., ſich des jungen Mannes annähme, der ſonſt dieſe Angewohnheiten kleinerer Bühnen und Dialektfehler ſich nie abgewöhnt. Claurens Vogelſchießen gefiel bey einer zweymaligen Vorſtellung auf dem Linkeſchen Bade ſehr. Recht brav war Wallenſteins Lager in die Scene geſetzt worden. Reges Leben war überall ſichtbar, und einige Rollen, namentlich der Wachtmeiſter von Hrn. Werdy und der Eremit — (Kapuziner) von H. Geyer wurden ſehr gelungen dargeſtellt. Am 3. Oktober ward Fr. Kinds Weinberg an der Elbe, das Feſtſpiel, das für die Vermählung der Erbgroßherzoginn von Toscana im Jahre 1817 nach deren bereits erfolgten Abreiſe gegeben ward, bey deren Anweſenheit nunmehr wiederholt, und Fräulein Tilly ſprach dabey einen vom Dichter ausdrücklich dazu gedichteten, die Veranlaſſung der Aufführung enthaltenden Prolog. Lebhafter Beyfall erſcholl am Schluſſe des Stücks. Mad. Pellet debütirte am 7. Okt. als Käthe in: Welches iſt der Bräutigam. Die Rolle ſpielt ſich ſelbſt; mehr oder weniger zart und verſtändig wird vom Publikum leicht überſehen. Was Wunder wenn der Debütantinn Beyfall ward. Ich will den meinen bis auf andere ſchwierigere Aufgaben noch zurückhalten. Endlich bey Gelegenheit des erſten Eintritts der Neuvermählten ins deutſche Theater, zum Erſtenmale; Cervantes in Algier, Schauſpiel in fünf Akten von Küffner. (Kuffner?) Die Algieriſchen Angelegenheiten machen nun einmal in Sachſen kein Glück. Das Stück gefiel Niemand. Man fand es unverſtändlich in der Handlung, und hie und da matt im Dialog, war auch unzufrieden, daß man am Ende doch ſogar nicht wußte, was aus den Liebesverhältniſſen der beyden Mädchen Amida und Catalina geworden ſey. Ganz unrecht mag das Publikum nicht haben. Aus dem Ganzen ſpricht wenig Bekanntſchaft mit der Bühne, es iſt ein ſtetes, ſtörendes Gehen und Kommen; aber abrechnen mag es auch, was die wenige Luſt dazu that, mit welcher faſt ſämmtliche Darſteller ihre Rollen zu geben ſchienen, wo freylich auch äußere Kälte noch mehr mit einwirkte. Morgen ſehen wir der Darſtellung von Carlo Fioras entgegen.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 39.

Digitized by Google

Nro. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 4. November 1819.

Mürbe macht mich nicht das Unglück;
Es ſelbſt wird mürbe.

Aus Goethe's Weſtöſtlichem Divan.

Bürgers letzter unvollendeter Brief. *)

Göttingen, den 14. März 1794.

Liebſter Herr Bruder!

Ihren mir ſehr willkommenen Brief vom 26ſten v. M. will ich noch eher, als Herr ** hier wieder eintrifft, mit der mir möglichſten Umſtändlichkeit beantworten, ſo beſchwerlich auch das Schreiben meiner großen Schwachheit noch fällt. Die Freude aber über die Morgenröthe, die Ihrem Hauſe nach ſo finſtern Tagen wieder zu leuchten anfängt, ſtärkt mich nicht wenig zu meinem Vorhaben. Von Ihren großen Trübſalen hatte ich ſchon vorher durch die Schweſter in Langendorf das Hauptſächlichſte vernommen, und dadurch das Gewicht meiner eigenen Leiden verdoppelt gefühlt. Auch von mir hat ſie Ihnen meine erſte Lebensgefahr vor Weihnachten gemeldet; aber von der zweyten weit größern erhalten Sie vielleicht erſt durch die gegenwärtigen Zeilen Nachricht. Wenn ich das erſte Mal dem Tode nur vor dem Rachen war, ſo ſteckte ich das zweyte Mal, den ganzen Monat Februar mitten darin, und mußte gleichſam mit Zangen wieder herausgeholt werden. Erſt ſeit etwa 14 Tagen bin ich auf entſchiedener, obgleich ſehr langſamer Beſſerung.

Schon ſeit verwichenem Frühjahr 1793 fingen mancherley Beſchwerden, die ſich ſeit den Alterationen meiner fatalen Heirath bis dahin nur leiſe geäußert hatten, ſtärker an zu regen, und wiewol ich Molken, Brunnen und andere Arzneymittel lange und ſorgfältig gebrauchte, ſo entſtand doch eher Vermehrung als Verminderung des Unfugs in meinem Unterleibe. Ich wurde mager, matt, elend und hinfällig. Von Zeit zu Zeit hatte ich leiſe Fieber-Anfälle, die aber doch wieder vorüber gingen. Im Spät-Sommer ſchien ich ein wahres kaltes Fieber bekommen zu haben, und freute mich nebſt meinem Arzte dieſer einem Hypochondriſten ſo ſelten widerfahrenden heilſamen Krankheit. So ſorgfältig aber auch mein Arzt dieß vermuthete kalte Fieber zu hegen und zu pflegen ſuchte, ſo blieb es doch bald nach drey oder vier ganz regelmäßigen Anfällen ganz aus; ich wurde wieder etwas leidlich beſſer, und mochte daher freylich wohl wider Rath und Willen meines Arztes, der auf eine feſtgeſetzte Cur drang, der Schule etwas zu früh entlaufen ſeyn. Nach einigen Wochen leidlichen Befindens hub die alte Leyer, beſonders mit den leiſen Fieberanfällen, wieder an. Inmittelſt traten die Ferien ein; ich machte verſchiedene Excurſionen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß. Dadurch hielt ich mich hin bis zum 20ſten Oktober, da ich mich zu den neuen Winter-Geſchäften anſchicken, mithin mehr wieder ſitzen, ſchreiben und ſtudieren mußte. Jetzt war es nicht länger mehr auszuhalten; ich mußte zu Arzt und Apotheke meine Zuflucht nehmen; gleichwohl wurde es von Tage zu Tage ſchlimmer, bis ſich eine förmliche Leberentzündung offenbarte. Dieſe, gleich ei-

*) Der Seelenforſcher muß mit beſonderm Intereſſe die Annäherung der Verwandlung durch den Tod bey außerordentlichen oder vorzüglich begabten Menſchen, und ihre Anſicht derſelben beobachten, und wird uns deßhalb Dank wiſſen, daß wir ihm obiges, uns aus namhafter Hand zugekommenes Bruchſtück mitgetheilt haben.

D. Red.

ner hartnäckigen Fliege, die nach mehrmaligen Streichen, die ſie nicht treffen, immer wieder kommt, wurde denn doch endlich glücklich todtgeſchlagen. Immittelſt zeigte ſie mir ſowol als dem Arzte, ſo lange ſie anhielt, nichts anders als ein Lebergeſchwür, und dann eine Leberſchwindſucht, endlich aber einen häßlichen lebernen Tod im Proſpekt. Nach völlig gehobener Entzündung wich auch mein Fieber; ich kam wieder etwas empor, ſo daß ich ausfahren und ausreiten konnte; welches ich dann ſehr oft thun muſſte, wenn die Witterung nur irgend es erlaubte. Letzteres bekam mir ungemein wohl, doch wurde dabey beſchloſſen, dießmal der Schule nicht ſobald wieder zu entlaufen, ſondern den Gebrauch auflöſender und abführender Mittel ſo lange fortzuſetzen, bis die ſchon ziemlich in Bewegung geſetzten infarctus der zweyten Wege vollends aufgelöst und ausgetrieben wären, um hernach deſto ſicherer das Werk mit Stärkungsmitteln krönen zu können. Das ging auch ganz gut bis in den Januar. Da fiel ſchlechte Witterung ein, die mich an meinen Motionen lange verhinderte. Ich konnte mich ſchon vorher wieder einige Stündchen des Tages theils ſitzend theils ſtehend mit Schreiben beſchäftigen. Dieß mochte ich wohl während der ſchlechten Witterung, die mich zu Hauſe hielt, wider Wiſſen und Willen zu viel gethan haben, weil ich gerade Dinge vor mir hatte, woran ich con amore arbeitete. Kurz es ging mit meinem Befinden wieder den Krebsgang. Ich dachte: Motion, Motion! das Wetter ſey auch, wie es wolle. Allein ein Paar Verſuche brachten mir Schnupfen und Zahnſchmerzen zu wege, die durch nichts weichen wollten. Es offenbarte ſich bald, daß die Luft wohl mit einem Miasma verpeſtet ſeyn müſſte, welches eine böſe Wirkung auf mich gehabt hatte, weil ſich eine Menge gaſtriſcher Fieber in der Stadt hervorthaten. Ich verfiel in den letzten Tagen des Januars ebenfalls in ein beträchtliches Fieber, welches aber Anfangs blos für ein heftiges Schnupfenfieber gehalten wurde, weil man aus mehr als einem Grunde kaum ein anderes ſich vorſtellen konnte. Allein es zeigte ſich nach wenigen Tagen, da das Uebel fürchterlich zunahm, und mich ganz kraftlos auf das Krankenbette warf, daß ich das bösartigſte gaſtriſche Fieber und zwar von ſehr verwickelter Art am Halſe hatte. Denn obgleich Galle und Schleim die Hauptrolle ſpielten, ſo kamen doch noch manche Unregelmäßigkeiten hinzu, die den erfahrenſten Arzt wohl hätten irre machen können. Mein mehrjähriger Arzt, und, was noch mehr ſagen will, vertrauteſter Freund, der Doktor und Profeſſor **Althof**, ein talentvoller, gelehrter, junger 36jähriger Mann, der ſeit 12 Jahren die glücklichſte Praxis hier treibt, war von Anfang an unſtreitig den richtigſten Weg mit mir gewandert, und verließ ihn auch jetzt nicht. Er behandelte mich mit auflöſenden und abführenden Mitteln, und ließ mich ſonderlich Tamarinthen-Molken zu vier bis fünf Quartier täglich trinken, und achtete es nicht, wenn auch gleich, trotz meiner totalen Ermattung, 24 bis 30 Ausleerungen täglich erfolgten. Er demonſtrirte mir ſehr einleuchtend, die Kräfte wären nichts weniger als gewichen; ſie wären nur unter der ungeheuern Menge des beweglich gewordenen Unraths verſchüttet, und würden ſich unfehlbar wieder von ſelbſt erheben, ſobald nur einige Erleichterung geſchafft ſeyn würde. Allein dieſe Erleichterung blieb Tage, ja mehrere Wochen lang aus, und mein Zuſtand eher troſt- und hoffnungsloſer, als beſſer zu werden. Nun kam bey dieſen bedenklichen Umſtänden noch folgender ſonderbare Umſtand mit in's Spiel. Ein andrer hieſiger berühmter Arzt, mein und meines Arztes gemeinſchaftlicher Freund, der mich verſchiedentlich während meiner Krankheit beſucht, und das Verfahren meines Arztes mit angeſehen hatte, wollte mit dieſem Verfahren nie recht zufrieden ſeyn, und äußerte ſowol gegen mich als auch gegen Prof. **Althof** beſtändige Bedenklichkeiten. Er meinte, alle mein Unheil rührte von nichts weiter als großer Schwäche her, und wenn Er mich in der Cur gehabt hätte, ſo wäre er mir ſchon ſeit dem Herbſt mit Quaſſia, Eiſen, Stahl u. ſ. w. zu Leibe gegangen. **Althof** widerlegte ihn aus Gründen, die mir völlig Genüge thaten, und gegen die er auch endlich ſchweigen muſſte, weil ſie bey dem erſten Tomus meiner Krankheit durch den guten Erfolg beſtätigt wurden. Unter den neueſten kritiſchen Umſtänden fing er indeſſen wieder an, den Kamm gewaltig empor zu heben, und brachte ſowol meinen **Althof** als mich auf eine Zeitlang außer Faſſung. So groß auch das Vertrauen auf meinen Arzt bisher geweſen war, ſo konnte ich doch nicht umhin zu fragen: Sollte er wohl wirklich nicht ganz unrecht haben? „Ich glaube freylich, erwiederte dieſer, noch immer, daß der Menſch unrecht hat; indeſſen läugne ich nicht, ſein Geſchrey und die verwickelte Natur deiner fatalen Krankheit haben meine ſonſt muthigen und feſten Schritte wankend gemacht, und ich bin unruhig deinethalben. Laß uns lieber noch den Dritten mit in den Rath nehmen; ſechs Augen ſehen doch mehr als zwey, wenn dieſe auch noch ſo richtig zu ſehen glauben. Es wird zu unſrer beyderſeitigen Beruhigung dienen."

(Der Beſchluß folgt.)

Auszüge aus Legh's Tagebuch über Burckhardt's Reiſe durch Egypten und Nubien.

(Fortſetzung.)

Scheik Ibrahim begab ſich dann wieder nach Mecca. Aus ſeinen verſchiedenen Erzählungen ſammelte Herr Legh eine Ueberſicht der Ceremonien, denen ſich jeder Pilger unterwerfen muß. Es ſind folgende.

Im Umkreiſe der Stadt Mecca befinden ſich auf allen den Landſtraßen, welche aus Jedda, Taif, Medina und Derrajah dorthin führen, verſchiedene Haltplätze, wo jeder Pilger den Haram (d. i. das Pilgerkleid) anziehen muß, wenn er ihn nicht ſchon zuvor angelegt hat. Der Haram mu

Digitized by Google

groß und weit und aus Einem Stücke ſeyn, d. i. weder Naht noch Riß haben. Er iſt entweder aus Muſſelin oder gemeinem baumwollenen Zeuge, aber vornehme Leute haben ihn oft aus weiſſem Caſchmir Shawl, wo er denn ſehr theuer iſt. Man wickelt ihn um den Leib, und bindet die beyden Enden in einem Knoten über der Schulter feſt. Kopf und Füße bleiben ohne Bedeckung. Beym Eintritt in die Stadt, muß der Pilger zuerſt in die große Moſchee gehen, den ſchwarzen Stein der Kaaba küſſen, und ſiebenmal um das Gebäude gehen; ſodann verrichtet er ſeine Andacht im Tempel ſelbſt. Von hier muß er ſiebenmal eine Strecke von ungefähr einer halben engliſchen Meile, zwiſchen der Moſchee und einem Orte, welcher Maraut heißt, durchtraben, denn der Schritt iſt ein ſtarker Trott. Hierauf ſteht es ihm frey, ſeine gewöhnliche Kleidung anzulegen, wenn anders die Zeit ſeines Gelübdes vorüber iſt, welches man beym Anzuge des Hacams machen muß, und wobey beſtimmt wird, wie lange man ihn tragen will: dieſe Zeit nicht abzuwarten, wäre eine Todſünde.

Es kommen Pilger zur See und zu Lande nach Mecca. Manche treffen ſchon etliche Wochen vor Anfang der Hadſch ein, und feyern ihren Ramadan dort, andre kommen erſt am Tage zuvor. Am achten Tage des Mondes Zil-Hadſch, welches der dritte nach dem des Ramadan iſt, müſſen alle, die ihre Wallfahrt zuerſt verrichten, oder ſie wiederholen wollen, in dem Pilger-Anzuge ſich aus Mecca mehrentheils des Abends wegbegeben, und fünf Stunden nach Süd-Oſten zu, reiſen, ſo daß ſie früh am neunten Tage am Berge Arafat eintreffen. Hier ruhen ſie aus, bis etwa drey Uhr des Nachmittags (El asr), und verſammeln ſich dann um den kleinen Hügel Arafat, von deſſen Gipfel der Kadi von Mecca den Zuhörern aus dem Koran vorlieſt. Die Anweſenden theilen ſich in beſondre Haufen, welche aus den verſchiedenen Sekten der Hanafi, Shafi, Hanbeli u. ſ. w. beſtehen. Die, welche oben beym Gipfel ſtehen, wenden ihre Geſichter denen zu, die ſich am Fuße des Hügels befinden, und indem der Kadi lieſt, ſchwenken ſie ihre Taſchentücher einander zu und rufen aus: „O Herr Gott, Niemand theilt mit dir „die Regierung des Weltalls; und die Welt, nebſt allem „was ſie enthält, iſt deiner einzigen, ungetheilten Herrſchaft „unterworfen.“

Bey Muggrib, d. i. Sonnen-Untergang, verfügen ſich alle Pilger nach einer Moſchee, welche etwa eine Stunde weit nach Weſten zu vom Hügel liegt, weil Mahomet ſelbſt, wie ſie ſagen, vom Arafat nach dieſem Orte zu gehen pflegte, um ſein Gebet zu verrichten. Nach ihrer Abend-Andacht begeben ſie ſich hier zur Ruhe. Früh am zehnten Tage des nachfolgenden Monats verrichten ſie in dieſer Moſchee ihre Dämmerungs- und Sonnen-Aufgangs-Gebete, und leſen an dem Orte, wo ſie ſteht, ſieben Steinchen, von der Gröſe einer Bohne, auf, welche ſie waſchen und in einen Zipfel ihres Taſchentuchs binden, worauf ſie nach dem Thale Munja, etwa zwey Stunden Weges nach Süd-Weſten zu, gehen. In dem Thale liegt ein Städtchen oder Dorf gleiches Namens, bey welchem drey viereckige, etwa acht Fuß hohe, ſteinerne Säulen, dreyßig bis vierzig Fuß von einander ſtehen, die zwar von ſehr roher Arbeit und elendem Anſehen ſind, aber höchlich verehrt werden; auf diejenige Säule zu, welche der Stadt Mecca am nächſten liegt, werden nun die bey der Moſchee geſammelten Steinchen geworfen.

Sobald dieſe wichtige Pflicht vollzogen iſt, kehren die Pilger wieder in das Thal Munja zurück, wo, wie ſie behaupten, Abraham ſeinen Sohn Iſaak opfern wollte, als ein Engel vom Himmel ſeine Hand aufhielt und ihm einen Opfer-Widder zeigte. Zum Gedächtniß dieſer Begebenheit kaufen ſie aus den von den Beduinen hierher getriebenen Herden ein Lamm oder Schaf, und ſchlachten und opfern es auf der Stelle. Dort bleibt es nur kurze Zeit liegen, weil der urſprüngliche Eigenthümer es wegnimmt, um das Fell zur Kleidung zu benutzen, und das Fleiſch in Mecca, oder ſonſt wo zu verkaufen. Nach Vollendung des Opfers, ſchiert der Pilger etwas von ſeinem Haupthaar ab, und legt den Haram bey Seite, an deſſen Stelle der gewöhnliche Anzug tritt. Der übrige Tag wird der Ruhe gewidmet, jedoch müſſen die üblichen Gebete verrichtet werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Miſzellen.

Hr. Butet, der Eigenthümer eines institut polymatique, hat ſich um den Unterricht der Jugend ſeines Vaterlandes ein Verdienſt erworben, indem er in einem Werk über den Elementar-Unterricht (Cours theorique d'instruction élémentaire) eine neue Methode der Sprachunterweiſung aufſtellt. Er behauptet, den Kindern müſſe vom zarteſten Alter an die Elemente des Sprechens und der Sprache gelehrt werden, als wären ſie blind, und die Bildung der Buchſtaben, als wären ſie taub, das heißt: beyde Kenntniſſe ſollen gänzlich getrennt unterrichtet werden, ohne die mindeſte Vergleichung ihrer beyderſeitigen Elemente. Die Kinder ſollen die Buchſtaben als Gegenſtände mahlen lernen, nicht als Schriftzeichen, ja Hr. Butet wünſcht, daß ſie mit geometriſchen Figuren anfangen, und von da zum Alphabet fortſchreiten mögen, beym Sprechenlehren ſoll das Kind zuerſt die einfachen Töne erlernen, deren der Verf. dreyzehn annimmt; dieſe werden dann durch Modifikationen vervielfältigt, ſo daß das Kind bey einem gegebenen Wort ſeiner Mutterſprache (hier der franzöſiſchen) akuſtiſch jeden Buchſtaben aus dem daſſelbe beſteht, unterſcheiden kann. — Es ſcheint uns, Hr. Butet befolge hier eines Theils Herrn Stephanis Methode, doch geht er von hier aus in die Regeln des Sprachbaus über, und führt ſeine Zöglinge von der Lautlehre bis zur Kenntniß aller grammatikaliſchen

Digitized by Google

Regeln; allein ſtets auf dem Weg eigener Entdeckung durch die ſokratiſche Dialogsform. Die Geſellſchaft des gegenſeitigen Unterrichts in Paris iſt von dem Nutzen dieſer Methode ſehr überraſcht worden, und hat beſchloſſen, daß Tabellen aus dieſem Werke ausgezogen und den Zöglingen der zweyten Klaſſe der von ihnen geleiteten Schulen zum Unterricht angewieſen werden ſollen. Da der Gegenſtand für dieſes Blatt zu wiſſenſchaftlich iſt, wollen wir unſre Leſer durch dieſes Wenige nur auf ihn aufmerkſam machen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs September.

Statt daß ſonſt die beyden großen Schaubühnen erſt gegen den 20. Juni ihre Seaſon zu beendigen pflegen, ſchloß Drurylane dieß Jahr ſchon am 8. Juni und mehrere Mitglieder dieſes Theaters wirkten ſich die Erlaubniß aus, auf Haymarket fortzuſpielen. Die Herabſetzung der Preiſe hat nämlich nicht den erwünſchten Erfolg gehabt, und die Committe der Intereſſenten muſſte ſchon am 5. Juni zuſammenkommen; es ergab ſich die Einnahme der letzten Seaſon bis zum 5. Mai zu 35.996 Lſtrl., die Ausgabe zu 37.293 Lſtrl. 12 Sch., alſo ein Deficit von 1297 Lſtrl. 12 Sch. Der Schuldenbeſtand war das Jahr vorher 84.800 Lſtrl., dieß Jahr 90 922 Lſtrl. 7 Sch. 11 Pe. Die Committe ſah wohl ein, daß ſie ſich zu einer andern Einrichtung entſchließen muſſte, wie bisher, aber es fragte ſich, zu welcher? Zu dem erſten Opfer, das gebracht werden muſſte, verſtanden ſich die Gläubiger; ſie lieſſen einige Jahre Zinſen ſchwinden. Man kam endlich überein, das Unternehmen auf eine Anzahl Jahre zu verpachten, wozu Kean, Elliſton u. A. ſich gemeldet hatten. Allein um dieß ins Werk richten zu können, war eine Anleihe von 25.000 Lſtrl. erforderlich, und dieſe zuſammen zu bringen, war unendlich ſchwierig. Zwar unterzeichnete der Prinz Regent ſofort mit 1000 Lſtrl., dennoch kam die ganze Anleihe erſt vor wenigen Wochen zu Stande, und nun wird es nach dem gemachten Ueberſchlag dem Unternehmen gelingen, mit 14 Jahren alle ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen und aus ſeinen drückenden Verlegenheiten herauszukommen. Für dieſe Zeit iſt es denn an Elliſton, welcher das höchſte Gebot gethan, zu 10.200 Lſtrl. jährlich verpachtet worden, und die Kunſtfreunde machen ſich viele Verſprechungen von dieſem Direktor, welcher eine vorzügliche Kenntniß, beſonders von den Repertoiren der Provinzial-Bühnen hat, und daher manche gute Stücke derſelben nach Drurylane verpflanzen wird.

Am 14. Juni ward die Seaſon der engliſchen Oper eröffnet. Ihr dramatiſches Leben gab bisher keinen für Sie intereſſanten Stoff. Die königliche italieniſche Oper wechſelte mit Mozart'ſchen und Roſſiniſchen Opern. Am häufigſten wurden Don Juan, die Zauberflöte, Barbier von Seviglia, l'inganno felice und il fanatico per la musica gegeben. Das einzige Neue war am 1. Juli Roſſini's einaktiger Inganno felice, welcher nicht gefiel. Ein engliſcher Theater-Recenſent bemerkte bey dieſer Darſtellung: Es wären nun bereits drey Roſſiniſche Opern, die in Italien den erſten Rang behaupteten, im King's theatre aufgeführt worden. il barbiere di Seviglia, der, obgleich voll der willkührlichſten Plagiate, unbezweifelte Wahrzeichen des Genies trüge und im Ganzen ein ſehr anziehendes Werk ſey. Die andern beyden, Elisabetta und l'Italiana in Algere erreichten kaum die Mittelmäßigkeit, und ſtänden auf gleicher Stufe mit den vielen langweiligen ſaftloſen Produkten, die den Verfall der lyriſchen Bühne in Italien bewirkt oder beſchleunigt hätten. Die dramatiſche Muſik verdanke Italien ihr Entſtehen, und habe mit wahrhaft kindlicher Anhänglichkeit im Lande ihrer Geburt ausgehalten, bis ſie an jedem weitern Fortſchritte verzweifeln müſſen, da ſey ſie nach Deutſchland gewandert, wo ſie in voller Reiſe angelangt, alle ihre Reize entfaltet und ihre ganze Zaubergewalt zu Tage gefördert habe. „Unſer gegenwärtiger Geſchmack in England, fährt der Britte fort, iſt in dieſer Schule, in der Schule von Mozart, Winter ꝛc. gebildet, und wiewol die wankelmüthige Mode auch ſchwachen Kunſtſchöpfungen einen vorübergehenden Beyfall ſpendete, ſo ſind wir doch ein zu vernünftiges Volk, und beſitzen ein zu richtiges natürliches Gefühl, um in Gefahr zu kommen, einen Schritt rückwärts zu den verhältnißmäßig ſehr untergeordneten Kunſtwerken, von denen wir uns längſt ſchon losgeſagt haben, zu thun. Es iſt daher ein vergebliches Bemühen, und unter der Aegide eines Namens, der für den Augenblick einigen Ruf erhalten hat, zu der Billigung eines Machwerks zu verleiten, das durch und durch albern und ſchlecht iſt, wie jene Roſſiniſche Operette Inganno felice. Es ſey hier nicht ein einziger Funke von Talent oder ſonſt etwas, das Freude erregen könne.“ — Die Deutſchen können mit jener Kritik ſchon immer zufrieden ſeyn; allein es fehlt dem Beurtheiler offenbar ein vollſtändiger Ueberblick bey der Geſchichte des muſikaliſchen Dramas. Er ſcheint an die franzöſiſche Oper gar nicht, ſelbſt nicht einmal an die engliſche National-Oper zu denken, die doch auch als eigenthümliche Geſchlechter angeſehen werden müſſen. Das Verdienſt der Deutſchen auch in dieſem Kunſtgebiete iſt ein doppeltes, das erſte, den fremden Kunſtwerken Geſchmack abzugewinnen, und das zweyte, eine ganz neue, unſtreitig vollendetere Opern-Gattung zu erfinden.

Die Seaſon der italieniſchen Oper ſchloß den 15. Auguſt, ohne auch dießmal Roſſini's Tancred auf die Bühne gebracht zu haben. Am letzten Abend gab man den erſten Akt vom Barbier von Seviglia und den Inganno felice. Man ſtichelte ſehr darauf, daß mit dem erſten Akte einer Oper geſchloſſen, und das ſchlechteſte und beſte Produkt deſſelben Komponiſten in einen ſo nahen Contraſt geſtellt würden.

Es iſt Ton jetzt unter den Pariſer Dandies, auf ihren Promenaden in den Tuillerien und über die Boulevards, ohne Gedanken an Reiten, Stiefeln, Sporn und Reitpeitſche zu tragen. Sie wollen dieſe Sitte von den Londoner Cavalieren entlehnt haben.

Von dem Mirror of fashion der Londoner eleganten Welt theile ich Ihnen darum ſelten etwas mit, weil meiſt dem auch nur durch Reiſebeſchreibungen Unterrichteten darüber wenig Neues geſagt werden kann. Die Sommer-Unterhaltungen, die Vauxhalls, das Galla zur Feyer des Geburtstages des Prinzen Regenten (12. Auguſt), die Luſtbarkeiten auf den Märkten der Stadt und umliegenden Dörfer, die Promenaden und Waſſerfahrten, die Bälle und Feſte, von den Reichen gegeben, ſind ſich Jahr aus Jahr ein ſo ziemlich ähnlich, und nur den Engländer oder den an Ort und Stelle wohnenden Fremden können die bogenlangen Beſchreibungen ſolcher Luſtbarkeiten und ihr ewiges Einerley ergetzen. Charakteriſtiſch iſt es, daß von den großen Hoffeſten allemal ſogar ein vollſtändiger Catalog aller anweſenden Damen und ihrer Anzüge erſcheint, deren kleinſtes Detail die Muſterung von Millionen der Zeitungsleſer beſtehen muß. Wie würde es einer deutſchen Weltdame ſchmecken, in allen Zeitungen paradiren zu müſſen?

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 45.

Nro. 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. November 1819.

Krieger ſchildern nach dem Streite
Gern das Drohen der Gefahr.

Metaſtaſio.

Kampf und Sieg.

Jüngſt ſah ich meine Feinde ſich erheben,
Sie einten ſich in Schaaren mich zu necken,
Nur allzuleicht laſſt ſich mein Unmuth wecken,
Allein noch hieß mein Stolz mich widerſtreben.

Doch immer wilder ſeh' ich mich umgeben,
Und nicht durch Dräu'n läſſt ihre Wuth ſich ſchrecken,
Ich muß ſie, will ich Ruh, zu Boden ſtrecken,
So galt es endlich Krieg auf Tod und Leben!

Es war ein heißer Tag! Leichen auf Leichen
Schon häufen ſich, noch will der Feind nicht weichen;
Drob zwiefach nun entbrennt in Zornesflammen,
Nehm' ich, ein zweyter Simſon, mich zuſammen,
Ein Höllenkampf! Ein faſt unglaublich Siegen!
Ich Einzelner erſchlug viel tauſend — — — Fliegen.

Theodor B. v. Sydow.

Auszüge aus Legh's Tagebuch über Burckhardt's Reiſe durch Egypten und Nubien.

(Beſchluß.)

Am eilften Tage des Mondes, nach der Morgen-Andacht, werden wieder ſieben Steinchen von der Erde bey den Zelten, wo ſie geſchlafen haben, aufgeleſen, gewaſchen wie zuvor, und nach den Säulen getragen: man wirft ſie dann an die mittelſte, und ſolchem nach iſt die Pflicht des Tages vollendet. Am zwölften Tage des Mondes ſammeln ſie ein und zwanzig dieſer Steinchen, welche abermals gewaſchen werden. Der Pilger geht dann an die Säulen und wirft erſt ſieben Steinchen nach der dritten Säule, dann ſieben nach der mittlern, und zuletzt ſieben nach der erſten Säule, welche deßwegen vorzugsweiſe ſo heißt, weil ſie der heiligen Stadt näher iſt, als die andern.

Die Ceremonien am Arafat und im Thal Munja, ſo wie alle Opfer haben nun ein Ende. Der Pilger geht nach Mecca zurück, zieht den Haram an, geht ſiebenmal um die Kaaba in der großen Moſchee und küſſt dort den ſchwarzen Stein. Sodann, nachdem er ſich dort gewaſchen und gebetet hat, geht er wieder ſiebenmal über den Platz Marant.

Hiernächſt muß er in die Hummahra gehen, ein kleines, etwa anderthalb Stunden weſtwärts von Mecca gelegenes Gebäude, vor welchem, in einer Entfernung von 30 bis 40 Schritten, zwey abgeſonderte Säulen ſtehen, durch welche er gehen muß. In der Hummahra, betet er, geht wieder durch die Säulen, und begibt ſich nach Mecca zurück, indem er unterwegs immer die Worte wiederholt: „O Herr Gott, „Niemand theilt mit dir die Regierung des Weltalls, und „die Welt, nebſt allem, was ſie enthält, iſt deiner einzigen, „ungetheilten Herrſchaft unterworfen.“

Nach der Rückkehr in die heilige Stadt, muß er nochmals die große Moſchee beſuchen, wieder ſiebenmal um die Kaaba gehen, den ſchwarzen Stein küſſen, und ſiebenmal

Digitized by Google

über den Platz Maraut traben. Nun wird der Haram ganz bey Seite gelegt, und der Pilger nimmt jetzt die Benennung Hadſchi an (ein Ehrentitel, den er vor ſeinen Namen ſchreibt) und genießt die Achtung und Rechte eines ſolchen.

Auch Weibern iſt es eben ſo gut, wie Männern, erlaubt, die Wallfahrt nach Mecca zu machen. Sie müſſen alle Ceremonien genau beobachten, die ſo eben erwähnt worden, nur haben ſie ſtatt des Harams ihre gewöhnliche Kleidung, welche aber ganz weiß, ohne die geringſte Beymiſchung einer Farbe ſeyn muß. Dabey ſind ſie dicht verſchleyert, und ſie dürfen blos ihre Männer begleiten, welche während aller Ceremonien bey ihnen ſeyn müſſen.

Selbſt Kinder von jedem Alter werden von ihren Eltern mit auf die Wallfahrt nach Mecca genommen. Kinder, welche noch nicht gehen können, werden in die Moſchee und um die Kaaba in den Aermen der Mütter getragen, und ihre Lippen an den ſchwarzen Stein gepreſſt, um ihn zu küſſen. Da ſie ſelbſt nicht beten können, ſo ſagt der Vater die Gebete in ihrem Namen her. Man nimmt ſie mit an den Arafat, an die Säulen bey Munja, und in das Thal, wo der Vater ſo viel Schafe ſchlachtet, als Perſonen in ſeiner Familie ſind, und für die opfert, welche es ſelbſt zu thun nicht im Stande ſind. — Soweit Ibrahims zuverläſſige Nachricht von der Wallfahrt, welche er ſelbſt zweymal machte.

Burckhardt wünſchte unter Anderm ſehr zu wiſſen, wie es dem wackern Dr. Seetzen gegangen wäre? Dieſer ſtarb bekanntlich in Mokha.

Burckhardt reiſte aus Mecca nach Medineh, von wo Legh einen ſehr intereſſanten Brief von ihm bekam, welcher am Grabe des Propheten datirt war und die Stadt nebſt ihren heiligen Merkwürdigkeiten ſchilderte. Von dort wollte er durch das ſogenannte peträiſche Arabien nach Egypten reiſen, aber da in Medineh die Peſt ausbrach, ſo mußte er ſich nach Jambo an der Seeküſte begeben und ſich von dort nach Suez einſchiffen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Cairo unternahm er ſeine letzte Reiſe von dort nach dem Berge Sinai und die Irrwüſte in der Gegend des Berges Horeb. Das Tagebuch, welches er während derſelben ſchrieb, und welches ungemein intereſſant iſt, langte glücklich in England an. Es enthält allerley hiſtoriſche Notizen über den ehemaligen Zuſtand des Landes und einen Anhang über das Herumirren der Iſraeliten, nachdem ſie das Land des Pharao verlaſſen hatten.

Von der Zeit an blieb Burckhardt in Cairo bis an ſeinen Tod. Er hatte ſich feſt vorgenommen, ganz Afrika zu durchreiſen, und ſowohl den Ausfluß des Nigers als die unbekannten Quellen des Nils zu entdecken. Auch ſammelte er für die afrikaniſche Aſſociation mehrere wichtige Schriften über dieſen Welttheil und Wörterbücher von afrikaniſchen Sprachen. Ob er gleich ſeinen großen Plan nicht ausführen konnte, ſo hat er doch Materialien hinterlaſſen, welche an Intereſſe und Wichtigkeit der Gegenſtände, an Mannigfaltigkeit der Bemerkungen, und ſelbſt an Schönheit der Darſtellung noch von keinem ſeiner Vorgänger erreicht worden ſind. (Ein Urtheil, das Gewicht hat, wenn man bedenkt, was für ein Kenner Legh iſt.)

Burckhardt's eigenhändige Nachrichten gehen bis auf den 25. März 1817, wo der herannahende Sommer ihm die angenehme Hoffnung machte, mit einer Karavane nach Murzuk reiſen zu können, wohin er ſchon längſt gewollt hatte. In einem ſeiner letzten Briefe an Legh ſagt er darüber Folgendes:

„Ich ſchreibe an Sir Joſeph Banks, und verſichre Ihnen nochmals, daß ich große Hoffnung habe, es werde eine „Karavane aus Libyen kommen. Ich bin ſchon lange reiſe„fertig geweſen und werde Egypten deſto lieber verlaſſen, „weil ich nun nicht länger bedauern darf, daß ich meine „Tagebücher in einem ſo nachläſſigen Zuſtande zurücklaſſen „muß, wie der Fall geweſen ſeyn würde, wenn ich voriges „Jahr abgegangen wäre; und auf meinen künftigen Reiſen „werde ich großen Troſt aus dem Gedanken ſchöpfen, daß, „wie es mir auch gehen mag, doch meine bisherigen Bemühungen einen kleinen Nutzen gehabt haben, und daß die „afrikaniſche Aſſociation jetzt mehrere Tagebücher von „mir über neue und wichtige Länder in den Händen hat.“

So ſehnlich hoffte er ſich an die Karavane anſchließen zu können! Aber die Vorſehung fügte es anders. Am 5. Oktober 1817 befiel ihn plötzlich eine Dyſenterie, welche, trotz der Hülfe eines engliſchen Arztes, am 15. ihn dahinraffte.

Bürgers letzter unvollendeter Brief.

(Beſchluß.)

Ich ließ mir dieſe Conſultation gern gefallen, und der dritte mediciniſche Kernbeißer ward herbey geholt. Nachdem ich ein Langes und Breites beſchaut, betaſtet und befragt war, gingen die Herren in ein Nebenzimmer zu Rathe, wurden aber bald ſo lebhaft und laut, daß ich die ganze troſtreiche Berathung mit anhören mußte. Mein Althof legte ſein ganzes Verfahren vor, und unterſtützte es mit Gründen, die mir noch immer hinreichend zu ſeyn ſchienen. Allein das verfing bey den Andern alles nichts. Der zuletzt herbeygerufene erklärte mich faſt für nichts mehr als conclamatum, für einen Candidatum mortis, dem der Reiſepaß

nur unterſchrieben werden könne, der den Guckguck nicht mehr rufen hören würde u. ſ. w., denn es wäre das völlige hectiſche Fieber; die Kräfte wären unwiederbringlich verloren; hier wäre nichts weiter zu thun, als dem armen Kranken ſeine übrigen Tage und ſeine Abfahrt ſo leidlich zu machen, als möglich u. ſ. w. Der Andere hielt nun zwar den Prozeß noch nicht ganz verloren, meinte aber doch, das bisherige Verfahren dürfte durchaus nicht fortgeſetzt werden. Dieſer hatte nichts wie die Schwäche im Kopfe, meinte das Fieber ſey nervöſer Art, woraus freylich bey der bisherigen Methode bald das hektiſche Fieber entſtehen müſſte. Vergebens vertheidigte Althof ſeine Sache auf die beſte Art; jedoch konnte er manche Steine des Anſtoßes, worauf die Andern hinwieſen, nicht abläugnen, wiewol er behauptete, daß dieß alles nur Nebendinge wären, daß ſie nicht die Hauptindicationen ausmachten, nach denen man ſich hier vorzüglich und faſt allein, ohne Rückſicht auf die Incident-Punkte, zu richten hätte. Man ward endlich über eine neue Methode einig, die vermuthlich fürs erſte ein Miſchmaſch von beyden, und von der dritten vielleicht noch dazu, war, ließ mir Recepte zurück, empfahl ſie ſogleich machen zu laſſen und zu gebrauchen, und ging, da es ſchon ziemlich ſpät war, von dannen. Dieſe Recepte aber zerriß ſogleich ein gewiſſer Jemand, und dieſer Gewiſſe war kein anderer, als ich. An meinem höchſt mißlichen und gefährlichen Zuſtande konnte ich freylich nicht mehr zweifeln; indeſſen hatte mich die Conſultation im mindeſten nicht alterirt: denn ich kann ohne Prahlerey ſagen, daß ich mein Lebenlang eben keine ſonderliche Todesfurcht gehegt habe; außer wenn ich mir in geſunden Tagen bisweilen vorſtellte, daß ich gar zu plötzlich und unerwartet davon müſſte, ohne mein Haus, beſonders meinen Schreibtiſch und mein Archiv zuvor gehörig beſtellt zu haben, ſo wandelte mich wohl ein widriges Gefühl an. Das abgerechnet, konnte der Tod mir in jeder Stunde kommen, und er fand mich gleich unverzagt. Ich dachte zwar immer, in dem Falle, da es einmal wirklich gälte, könnte es doch wohl anders ſeyn, und der Muth des geſunden Mannes ſinken. Allein ich war jetzt gleichgültiger und ruhiger gegen den Tod, als zu irgend einer andern Zeit. Man hätte mir es bis zur Evidenz darthun können, daß ich nicht den kommenden Morgen erleben würde, und ich würde mich in die bequemſte Lage gerichtet, und den Tod ruhig erwartet haben, wie den Schlaf. Nach mehr als dreywöchiger Schlaf- und Appetitloſigkeit, beſtändig von den beſchwerlichſten Krankheitsgefühlen gepeinigt, war ich ganz in mein leidendes Selbſt zuſammengeſchrumpft, und hatte an allen Dingen außer mir das Intereſſe verloren. Das Schickſal meiner armen Kinder hatte mich wohl ſonſt beunruhiget; indeſſen für die drey älteſten wuſſte ich drey edle Schweſtern, die ſich ihrer gewiß annehmen würden. Der kleine Junge machte mir vorher immer den meiſten Kummer. Ich habe ihn lieb, recht ſehr lieb, welches ich mit unter die großen Wohlthaten des Himmels rechne, da es faſt — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Alles dieſes, ja ſelbſt meine gar nicht vollbrachte Archiv- und Bureau-Beſtellung beunruhigte mich in jener Situation wenig oder gar nicht. Haſt du noch ſo viel Zeit und Kräfte, dachte ich, ſo willſt du von deinen Papieren, welche die Nachwelt nicht zu beſchnobern braucht, verbrennen laſſen, was du habhaft werden kannſt; oder dein Freund Althof ſoll den ganzen Wuſt einſtweilen zuſammen raffen, und nach deinem Tode thun, was du nicht mehr thun konnteſt. So war ich nun ganz zufrieden; ja, es erhub ſich ſogar eine Art freudigen Dankgefühls gegen meinen unbekannten großen Urheber für das ſo wohl angelegte und verwahrte Seelen-Organ, welches er mir verliehen. So niedergeſunken auch alle meine äſthetiſchen Seelenkräfte waren, ſo hielten ſich doch die logiſchen bey allem Aufruhr in meinem Körper rein und unverſtimmt. In der Vernunft war volles Licht, wie ſonſt; meine Grundſätze, meine Ueberzeugungen waren mir gegenwärtig, und galten mir in Anſehung der wichtigſten Dinge noch eben das, was ſie mir in den Tagen der beſten Kraft galten. Hätten mich aller Welt Theologie und Philoſophie zu andern belehren wollen, ſie würden es ſchwerlich vermocht haben; ſie müſſten denn anders im Stande geweſen ſeyn, meiner Vernunft durch baare und reine Vernunft beyzukommen. In dieſer Faſſung erwartete ich die Wiederkehr des Tages und meines Arztes.

Er kam und fragte ſogleich: ob ich mich der neuen Recepte ſchon bedient hätte? O ja, ſagte ich, und wies ihm die zerriſſenen Stücke. Gottlob! rief er freudig aus, daß ich dich ſo für mich geſtimmt finde; dein Mißtrauen war meine noch einzige Beſorgniß. Ich fragte: hältſt du mich auch für conclamatum? Schenke mir reinen, unverfälſchten Wein ein. (Wohl zu merken, ich habe zu wiederholten Malen auch in geſunden Tagen mit ihm feſt ausgemacht, mir in ſolchen Fällen nie die Gefahren meines Zuſtandes, ſo weit nur immer ſeine Einſichten reichten, zu verhehlen. Er wuſſte, wen er vor ſich hatte, und hielt jetzt ehrlich Wort.) Nein, ſprach er, mir biſt du keinesweges conclamatus. Ich kann dir zwar noch zur Zeit weder dein Leben noch deine völlige Wiederherſtellung verbürgen; denn es können ſich Lokal-Fehler in irgend einem Theile deiner Eingeweide offenbaren, an denen die menſchliche Kunſt ſcheitern muß. —

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs September.

(Beſchluß.)

Von den Galas dieſes Sommers ein Beyſpiel für viele. Die Gemahlin von Henry Baring hatte ein neues Hotel in Berkleyſquare bezogen, zu deſſen Einweihung ſie am 31.

Mai, einem Montage, einen prächtigen Ball und Souper gab. Eine Suite von ſechs Apartements war auf das Geſchmackvollſte dekorirt und glänzend erleuchtet; in einem Nebenſaale ſtanden Blumenvaſen, zur Verbreitung des ſchönſten Wohlgeruchs. Zwey Säle waren zum Tanz eingerichtet, in dem größten hing ein ſehr reicher, demantartig geſchnitzter Lüſtre an franzöſiſchen bronzenen Figuren, deren jede dreyzehn Lichter trug. Die Aſſemblee verſammelte ſich bald nach zehn Uhr, der Ball ward um eilf Uhr mit Walzern und Quadrillen eröffnet. Die ausgezeichnetſten Paare dieſes Abends waren der Herzog von Spineill mit Lady Lenox, Marquis von Worceſter mit Lady Thyane, Marquis von Exeter mit Lady Stanley, Graf Caraman mit Lady Grey ꝛc. Das Souper, zu welchem alle Leckerbiſſen der Jahrszeit aufgeboten waren, nebſt Weinen und dem ausgeſuchteſten Nachtiſch, ward um ein Uhr angeſagt. An einer beſondern Tafel ſpeiſte der Herzog von Glouceſter mit 20 Perſonen, in den übrigen Sälen waren über 300 Converts vertheilt. Halb zwey Uhr nahm der Tanz wieder ſeinen Anfang und endigte nach fünf Uhr. Die Geſellſchaft war 600 Perſonen ſtark und beſtand aus Cavalieren und Damen vom erſten Range.

In einer der letzten Parlements-Debatten war von dem neuen Zuwachs der unter England gekommenen Colonien die Rede. Unter dieſen erzielt England an Einkünften von Ceylon beynahe 650,000 Lſtrl., vom Kap 230,000, Maurice 200,000, Malta 100,000, von den joniſchen Inſeln 120,000.

Am 17. Juni wurde der berühmte Boccacio in einer Auction wieder zum Verkauf gebracht, welcher in der Roxburgher vom Herzog von Marlborough mit 2260 Lſtrl. erſtanden worden war. Man trieb ihn dießmal nur bis 875 Guineen hinauf; Lord Spencer bereichert damit ſeine prächtige Bibliothek. Die Mitglieder des Roxburgher Clubs und alle Bibliomanen der Stadt waren zugegen, und der Auctionator Evans hielt eine kurze Vorrede, in der er die Geſchichte des Buchs erzählte.

Man zählte vor zwey bis drey Jahren nicht weniger als 931 Künſtler von Profeſſion in und um London, nämlich 532 Mahler (worunter 43 Damen), 45 Bildhauer, 140 Architekten, 93 Kupferſtecher in ſkizzirter, 38 in andern Manieren, 19 in Mezzotinto, 83 in Aquatinta und 22 auf Holz. Dieſe Zahl iſt bis zum 1. Januar 1819 auf 1038 geſtiegen, nämlich 647 Mahler, 58 Bildhauer, 146 Architekten, Graveurs in ſkizzirter Manier 96, in Gyps 38, in Mezzotinto 17, in Aquatinta 34, in Holz 22. Nur der Steindruck erfreut ſich hier noch keiner ſo ausgezeichneten Pflege, wie auf dem Continente, namentlich in München, Hamburg ꝛc. Die Verſuche von Ackermann ſcheinen dagegen noch ſehr unbedeutend.

Zur Muſik gehörig berichte ich nur Weniges. Der königl. bayerſche Clarinettiſt Bayermann, deſſen Talent viele Bewunderer gefunden hat, gab hier am 24. Juni ein Subſcriptions-Konzert, an welchem auch der hohe Adel Antheil nahm. Der Kapellmeiſter Spohr, heißt es, iſt hier zu ſechs Konzerten für die Winter-Seaſon engagirt. Frederic Kalkbrenner hat eine Pianoforte-Sonate obligat für die linke Hand herausgegeben (5 Sh.), die nur etwas zu kühn modulirt und in einigen Uebergängen zu geſucht iſt. J. Roß, Organiſt zu Aberdeen, ſchrieb eine fleißig gearbeitete Sonate für Pianoforte, die er Castle Forbes nennt; J. C. Nightingale's Divertimento für Pianoforte, Stirling Castle überſchrieben, empfiehlt ſich Anfängern durch einen fließenden populären Styl; J. Caſtellow hat mehrere Piecen für Pianoforte ſtechen laſſen, von denen ein Rondo (1 Sh. 6 D.) einen ungemein heitern, fröhlichen Charakter hat, und der Ueberſchrift getreu, aber mit einer gutberechneten Mäßigung das Geſchrey des Kukuks nachahmt. Spielereyen der Art können nur dann geduldet werden, wenn man ihren Gebrauch nicht übertreibt. Anfängern läßt ſich dieſe leichte gefällige Muſik beſonders empfehlen. J. N. Hummel von Wien hat ein großes glänzendes Trio für Pianoforte, Violin und Violoncell (ſein 83ſtes Werk) bey Booſey und Comp. hieſelbſt herausgegeben, und an Cramer dedicirt. Vincent Novello, Organiſt bey der portugieſiſchen Geſandtſchaft in London, ebenſo gründlich im Spiel ſeines Inſtruments, wie in der Harmonie, hat es unternommen, die ſämmtlich in England noch wenig oder gar nicht gekannten und bisher nur zerſtreut vorhandenen Meſſen Mozart's (er zählt mit dem Requiem deren acht, während André bekanntlich in ſeinem thematiſchen Verzeichniß 36 aufzählt) mit arrangirter Orgelbegleitung herauszugeben. Die erſte Nummer liefert die große Meſſe in C, Preis 8 Sh. Das Verdienſtliche des Unternehmens an ſich wird erhöht durch Korrektheit und Deutlichkeit ſowol des Drucks als des Arrangements.

Im Monat Oktober oder November dieſes Jahrs, wird in London wöchentlich eine Schrift in deutſcher Sprache auf groß Quart 8 Seiten ſtark erſcheinen; es werden darin Auszüge aus den vorzüglichſten Journalen Londons geliefert werden, ſo wie die neueſten Begebenheiten Englands, Oſt- und Weſtindiens, welche auf den Handel, Politik, Kunſt und Wiſſenſchaften Bezug haben, überhaupt wird der Herausgeber ſich befleißigen, dieſe Zeitſchrift angenehm und nützlich für alle Stände zu machen, ſelbſt das ſchöne Geſchlecht nicht ausgenommen. Alle reſpektive Poſtämter Deutſchlands nehmen Beſtellungen darauf an, und iſt der halbjährige Pränumerations-Preis für 26 Stück frey in Hamburg zu liefern 2 L. 14 Sh. Wem es auf einen ſchnellen Empfang dieſer Wochenſchrift nicht ankömmt und ſich hier in London bey dem Herausgeber auf den ganzen Jahrgang abonniren will, zahlt den mäßigen Preis von 2 L. 10 Sh. für 52 Stück, und hat ſich derſelbe an ſeine hieſige Freunde zu wenden. Jede Ausgabe wird dann mit Schiffs-Gelegenheit frey nach Hamburg, Bremen oder Antwerpen an die aufzugebende Addreſſen geſandt werden. Buchhandlungen, welche ſich auf 6 Stück abonniren, erhalten das 7te frey. Dieſe jährliche Subſcriptions-Beſtellungen, müſſen aber ſpäteſtens in der Mitte Novembers hier eintreffen.

Baſel.

Der dießjährige von dem Rektor des Gymnaſiums und der Realſchule Hr. Rud. Haubart an das Publikum ertheilte dritte Jahresbericht über den verfloſſenen Lehrcurs jener Anſtalten, rühmt insbeſondere den darin neu eingeführten arithmetiſchen Unterricht nach der von Peſtalozzi und Joſeph Schmid vorgezeichneten Methode. Der Erziehungsrath (heißt es u. a.) habe ſchon in der unterſten Klaſſe der Elementar-Schule ſich überzeugt, daß bey jener Methode die Individualität der Lehrer ſich ganz frey äußern könne. „Eben ſo bemerkte er mit Vergnügen, daß Schüler, welche hierin einen naturgemäßen Unterricht erhielten, auch einem ihnen fremden Lehrer, der nach einer andern Manier, aber im Geiſte derſelben Methode unterrichtete, ſelten eine Frage unbeantwortet ließen. Der beſte Beweis für die Zweckmäßigkeit dieſer Methode, die dem Schüler durch Anſchauung zum deutlichen Bewußtſeyn ſeines Verfahrens beym Rechnen zu verhelfen ſucht.“ — Die gedruckten Reden der Schüler handeln dießmal: über einige Anſtalten im athenienſiſchen Staate zur Unterſtützung der Bedürftigen, beſonders der Verwaiſeten, und (die lateiniſche) von der Liebe gegen Feinde, mit Beyſpielen aus der Geſchichte Griechenlands und Roms erläutert.

Digitized by Google

Nro. 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. November 1819.

Hierher, Volksregierer!
Hier bey dieſem blutigen Gebein
Lerne deinem Volk ein weiſer Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu ſeyn.

Tiedge.

Bolivar und Paez nebſt ihren Kriegsgefährten.

(Ein Bruchſtück aus Hipisleys Erzählung ſeines Aufenthalts unter den amerikaniſchen Inſurgenten.)

Wie der Verfaſſer in San Fernando landete, ſah er Bolivar zum erſten Mal. Er ſagt: General Bolivar iſt von unanſehnlicher Geſtalt, man würde ihm, ob er gleich erſt acht und dreyßig Jahr alt iſt, doch funfzig geben, er mißt fünf Fuß ſechs Zoll, iſt mager, blaß; er hat ein längliches Geſicht, das Unruhe, Sorge — ich möchte faſt ſagen: Kleinmuth ausdrückt. Er ſieht abgemattet aus; ſeine ſchwarzen, wie man ſagt, glänzenden Augen, waren jetzt trüb, ſchwer, obſchon ich ihnen wohl anſah, daß ſie, in einem weniger erſchöpften Zuſtand, Feuer und Seele haben mochten. Außerdem vollenden ſchwarzes Haar, hinten loſe mit einem Bande zuſammen gebunden, ein ſchwarzer Knebelbart, ein ſchwarzes Halstuch und blauen Rock und Pantalon, Stiefel und Sporn ſein Bild. Ich hätte ihn eben ſo gut für alles Andre gehalten, als für das was er war. Quer über ſeinem Zimmer hing eine ſpaniſche Hängematte, auf der er ſich während des Geſprächs gelegentlich niederſetzte, hinlehnte, ſchaukelte, und überhaupt ſelten zwey Minuten nach einander in derſelben Stellung blieb. Nachdem mein Beſuch faſt eine Stunde gedauert hatte, beurlaubte ich mich, und der General war ſo verbindlich, mich bis an die Thür zu begleiten. Der Vorſaal war voller Menſchen, auch drey ſeiner Sekretäre ſaßen daſelbſt ſchreibend an einem Tiſche. Ich erkundigte mich nach einem Kaffee- oder Speiſe-Haus; dergleichen gab es aber nicht; alle Häuſer waren offen, allein nirgend erblickte man Eßwaaren oder Getränk, und der Kriegsoberſt hielt nicht Tafel. Die ganze Verfaſſung ſah wie eine Flucht aus, wo ſich Niemand an eine Ordnung bindet. Ein Jeder ſorgte für ſich ſelbſt, es war ein Hin- und Hergehen, überall Unruhe, Schrecken und Furcht. Die elenden Hütten, welche hier Häuſer genannt werden, boten Menſchen und Thieren kein hinlängliches Obdach. An der Vorderſeite waren ſie alle offen, und ihre armſeligen Einwohner ſchienen dem Mangel und der Ermattung zu erliegen. So einen troſtloſen Anblick hatte ich nie gehabt! Der Abſchen, den ich beym Beſuch des Gebäudes empfand, welches meinen armen verwundeten Landsleuten als Hoſpital diente, geht über allen Ausdruck! Die unglücklichen Patrioten unter den hieſigen Eingebornen ſaßen und lagen längs den Wänden und warteten geduldig auf die Ankunft eines Wundarztes. Der eine winkte mit ſeinem verſtümmelten Arm, den eine Kugel zerſchmettert oder ein Säbel zerhauen hatte, der andre zeigte auf ſein abgeriſſnes Bein, andre bluteten ihr Leben aus in unverbundenen Wunden, noch anderen blickte man durch große Kopfwunden in das betäubte Gehirn. Doch kaum hörte man einen Seufzer; die Unglücklichen ſchienen ihren Zuſtand mit der ſtoiſchen Gleichgültigkeit zu ertragen, die man ihren nordamerikaniſchen Brüdern zuſchreibt. Das einzige Geſchrey, was ich hörte, war nach Waſſer; jeder andere Schmerzenton ward ſo leiſe gehaucht, daß er mir unverſtändlich verhallte. Damals enthielt das Lazareth ungefähr hundert und funfzig Kranke. Oberſt Wilſon, der zwey Tage

Digitized by Google

vor mir angekommen war, hatte ſeine Wohnung am andern Ende der Stadt gefunden. Wahrſcheinlich um das freundſchaftliche Verhältniß zu beweiſen, in dem er mit mir zu ſtehen wünſchte, lud er mich zum Mittageſſen; damit die eingebornen Offiziere ſähen, daß kein Zwiſt zwiſchen uns ſtatt finde, nahm ich es an. Um fünf Uhr ſezten wir uns zu Tiſch. Es war ein knappes Mahl — man gab etwas leichten rothen Wein und ein wenig Rum umher; fünf von meinen Offizieren waren ebenfalls eingeladen. Hier ſahen wir, wie eine Wache einige der unglücklichen königlichen Gefangenen an das Flußufer hinab zur Hinrichtung führte, und mein Herz empörte ſich bey dem Gedanken Zeuge ihrer Todesart zu ſeyn; einige junge Leute meines Regiments und dienſtfreye Offiziere ſahen zu.

*

Sedenos Reiterey war vom Mann zum Knaben, vom Pferd zum Maulthier auf das bunteſte zuſammengeſetzt. Einige hatten Sättel, viele keine, einige Pferde hatten Gebiß, Halfter und Zügel, andre nur einen Strick ſtatt Gebiß, den man auf der Zunge in einen Knoten geſchlungen hatte. Verſchiedne Reiter hatten alte Piſtolen über dem Satteldogen hängen, denn Sattelknopf kann ichs nicht nennen; ſie waren in Tigerfell gewickelt, oder Ochſenhaut, oder hingen an einem Riemen von beyden Seiten herab. Die Leute ſelbſt waren dreyßig bis ſechs und dreyßig und vierzig Jahre alt, ſchwarz, braun, blaß, wie es ihnen eben von ihren Eltern überkommen war; die Erwachſenen trugen Knebelbärte und kurzes Haar, wollig oder ſchwarz, wie Klima und Abkunft es ihnen gab. Ihr Blick war wild und unbändig, und ſie ſchienen ſich mit unſern Regimentern weder befreunden noch von ihnen lernen zu wollen. Sie ritten kleine, elende, halb verhungerte Mähren, Pferde oder Maulthiere, viele waren ganz unbehoſet und ganz nackt, ein blaues Tuch ausgenommen, das ſie um die Hüften geſchlagen und zwiſchen den Beinen durchgezogen, mit einem Gürtel befeſtigt hatten. Andre hatten Pantalons, aber weder Schuh noch Stiefel, einen Sporn an dem nackten Ferſen des einen Fußes, manche hatten auch Sandalen von Häuten mit auswärts gelehrtem Haar. In der Linken hielten ſie den Zügel, in der Rechten eine acht bis zehn Fuß lange Stange, die oben mit einem ſcharfgeſchliffenen ziemlich platten Eiſen beſchlagen war. Durch eine wollene, drey Fuß im Viereck haltende Decke, durch deren Mitte ein Loch geſchnitten iſt, ſtecken ſie den Kopf, ſie fällt hinten und vorn bedeckend herab, und läſſt die Arme zur Leitung des Pferdes und zum Gebrauch der Waffen frey. Zuweilen trägt einer eine alte Muskete, die er, indem er den Lauf ein Paar Handbreit abſchnitt, zum Karabiner machte, dabey hängt ihm ein Schwert, Säbel, Jagdmeſſer, oder ſonſt ein Mordſtahl an einem ledernen Riemen über die Schulter, und eine Mütze von Filz oder Tigerfell mit einer weiſſen Feder oder ſogar einem weiſſen Lumpen, vollendet die Ausrüſtung von Sedenos Reiterey.

Mein Gemählde iſt der Natur getreu — doch fern ſey es von mir, damit dieſen Truppen ein Jota von ihrer Tapferkeit im Angeſicht des Feindes nehmen zu wollen. Dieſe Tapferkeit hat nur einen Fehler; es mangelt ihr an Behutſamkeit und unterrichteten und erfahrenen Anführern.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Friedenspräliminarien im Spätjahr 1802.

(Dumas, precis des événemens militaires, T. VII. Paris, 1819.)

Der erſte Konſul hatte dem Oberſt Law de Lauriſton, einem ſeiner Adjudanten, den angenehmen Auftrag ertheilt, die Ratification der Friedenspräliminarien nach London zu bringen. Die Wahl dieſes von einer alten ſchottiſchen Familie abſtammenden Offiziers erſchien den Britten als ein Beweis zuvorkommender Achtung; bey Lauriſton's Ankunft in London drängte ſich die Menge des Volks in den Straßen, durch welche er ſeinen Weg nehmen mußte, und begrüßte ihn mit öfteren Huzza's; die Zugriemen ſeiner Pferde wurden zerſchnitten und ſein Wagen nach der Wohnung des Hrn. Otto, bey dem er abſtieg, und von da nochmals in das Hotel von Lord Hawkesbury vom Volke gezogen, wo alsdann am 12. Weinmonat 1801 die Auswechslung der Ratifications-Urkunden zwiſchen dieſem Staatsminiſter und dem Hrn. Otto ſtatt fand.

Der Oberſt Lauriſton blieb, während ſeines kurzen Aufenthalts, ein Gegenſtand ununterbrochner und allgemeiner Aufmerkſamkeit, und Hr. Otto, welcher durch ſeine Einſichten, ſeine Klugheit und ſeine große Kenntniß der Verhältniſſe und Gewohnheiten des Landes, der Sache der Menſchheit und derjenigen ſeines Vaterlandes die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, empfing gleichfalls wohlverdiente Beweiſe öffentlicher Achtung und Wohlwollens. Seit der Reſtauration Karl's II. hatte das brittiſche Volk einen ſolchen Enthuſiasmus nie wieder zu Tage gelegt; es ſchien, als wünſche man von beyden Seiten der Ueberzeugung Raum zu geben, es ſey der langgenährte und tiefgewurzelte Haß gegen Frankreich durch die Wuth und den Jammer des Krieges erſchöpft worden. Die Verbindungen zur See öffneten ſich ungeſäumt wieder und die Werbungen hingegen waren in beyden Ländern alſobald eingeſtellt; die Friedenspräliminarien wurden allen Völkern kundgemacht, und überall als ein unverhofftes Geſchenk der göttlichen Vorſehung empfangen.

Wir möchten gern bey dieſem troſtreichen Gedanken des allgemeinen Friedens ſtehen bleiben, und würden uns freuen, keinen Schatten auf das heitere Gemählde werfen zu müſ-

Digitized by Google

ſen; allein es wäre ein Verſtoß gegen Gerechtigkeit und Humanität, der grauſamen Lage nicht zu gedenken, in der ſich die Prinzen vom Hauſe Bourbon und die mit ihnen aus ihrem Vaterland vertriebenen Franzoſen befanden. Der Vertrag, welcher die beglaubigte Anerkennung der neuen Regierung in Frankreich und damit die kräftigſte Gewährleiſtung ihres Beſtandes enthielt, vollendete den Ruin der Sache des Königthums; alle ihre Anhänger, Franzoſen oder Fremde, welche dieſelbe, aufrichtig und mit voller Ueberzeugung für untrennbar von der Erhaltung des Gleichgewichts der Gewalten, von der in civiliſirten Staaten unentbehrlichen Unterordnung der Stände und von dem Beſtand der Eigenthumsrechte in Europa hielten, ſahen ſich durch die That widerlegt, und ihre Theorie fand weiter keine Anwendung mehr. Ihre gerechte Beſtürzung war unermeſſlich: die Nacht, welche der Auswechslung der Ratificationen folgte, und während welcher die ganze Stadt in prachtvoller Beleuchtung glänzte, war für die in London befindlichen franzöſiſchen Ausgewanderten eine Nacht der Trauer. An dieſe Jammerſcene und an dieſe Qual der endloſen Verbannung aus dem Vaterlande müſſen diejenigen erinnert werden, die, von Eingebung des Neides und der Rache hingeriſſen, zu Befriedigung ihrer Leidenſchaften und um ſchnöden Eigennutzes willen, politiſche Verbrechen erfinden und Achtserklärungen auf gleiche Weiſe ausſprechen, wie ein feiger Meuchelmörder Dolchſtöße verſezt, von denen er das Auge wegwendet, um das Blut ſeiner Schlachtopfer nicht ſehen zu müſſen: ſo waren die Achtserklärungen der Geſetze über die Auswanderungen beſchaffen, dieſe Quelle vielfacher Juſtizmorde, ein grauſames und trauriges Vorbild, deſſen unglückliche Folgen der Zeitraum eines halben Jahrhunderts nicht faſſen mag.

Der Unglückliche neigt ſich gerne zum Aberglauben; während jener Nacht der Freude und der Thränen hatte ſich ein unvorgeſehenes Gewitter gebildet, Blitze durchzogen den Himmel und ſtrömender Regen löſchte die glänzendſten Beleuchtungen: arme franzöſiſche Prieſter verſicherten, der Himmel antworte theilnehmend ihren Klagen, und Gottes Donner gelte der Ungerechtigkeit der Menſchen; ſie bemerkten die Wirkung des Sturms an dem gekrönten Anker, welcher das Admiralitätshaus zierte; die Krone war völlig verlöſcht und nur der Anker glänzte allein noch: dieß war, meinten ſie, von glücklicher Vorbedeutung. Die Alten glaubten an ſolche Zeichen, und ihre Geſchichtſchreiber verſchmähten es nicht, das Zuſammentreffen ſolch' eitler Spiele des Zufalls mit den merkwürdigſten Ereigniſſen der Nachwelt zu überliefern. So haben auch unglückliche Franzoſen am Sinnbilde der Hoffnung ſich alsdann noch feſt gehalten, als die ihrige aufs ſchlimmſte getäuſcht war.

Von der Zeit an, wo der ruſſiſche Kaiſer Paul der Erſte, unter den Eigenherrſchern der einzige, welcher vom franzöſiſchen Einfluſſe ganz unabhängig geblieben war, ſeine Meinung geändert, und jezt mit eben ſo entſchiedenem Eifer für, wie vorher gegen die Republik ſich erklärt hatte, war England die einzige ſichere Zuflucht, welche den ausgewanderten Königlichen übrig blieb. Hier allein nur ſtund man noch für ihre Sache bewaffnet; der Wechſel des Kriegsglücks bot ihnen die Ausſicht einer beſſern Zukunft dar; das Unglück mochte würdevoller ertragen werden; es war ihnen unbegreiflich, daß das Haus Bourbon jemals ſo gänzlich könnte verlaſſen werden; und obgleich Hr. Pitt erklärt hatte, es ſeyen gegen ſie keine beſtimmten Verpflichtungen eingegangen worden, ſo hatte man doch ihre Dienſte angenommen und verlangt, und ſie waren in den Reihen der Verbündeten geſtanden; man mußte ſie darum auch als ſolche betrachten, und, was immer das Waffenglück bringen mochte, Bedingungen für ſie ausmitteln. Das gänzliche Stillſchweigen, welches in den Friedenspräliminarien über ihr troſtloſes Verhältniß beobachtet ward, ließ ſich durch keine in der franzöſiſchen Regierung vorhandene oder vermuthete Stimmung rechtfertigen; die Rückberufung der Ausgewanderten war ein Begehren, das edelmüthig geſtellt und vertheidigt, und als die Grundlage eines aufrichtigen und dauerhaften Friedens Frankreich beliebt werden konnte. Zwar iſt es auch gegenwärtig noch die faſt allgemeine Meinung unter den Zeitgenoſſen der Revolution, daß kein gütlicher Vergleich zum Vortheil der franzöſiſchen Ausgewanderten insgeſammt zu jener Zeit thunlich oder möglich geweſen wäre, und daß die Geſetze der Achterklärungen und Gütereinziehungen weder aufgehoben noch verändert werden konnten, ohne Frankreich in gänzliche Verwirrung zu ſtürzen und neuen Zerwürfniſſen preis zu geben. Wir können dieſe Meinung nicht theilen, und eben ſo wenig jene andere, die unter den treueſten Royaliſten Eingang fand, und auf der Täuſchung beruhte, welche aus einer irrigen Anwendung der Urſachen und Umſtände von der Reſtauration Karl's des Zweyten hervorging. Die Stellung, worin ſich der erſte Konſul befand, war von der Stellung Cromwell's hinſichtlich der Nation eben ſo abweichend, als von derjenigen Monck's hinſichtlich der Armee. Es ließ ſich vernünftiger Weiſe nicht glauben, daß er gleichzeitig dieſe beyden Geſchichtscharaktere zu wiederholen im Stande ſeyn werde; aber das lebhafte Verlangen nach dem Frieden und das friſche Gedächtniß des aus Bürgerkriegen entſproſſenen Jammers, machten die Gemüther allen großherzigen Gefühlen zugänglich; Auslöſchung des Grolls und Annäherung der Parteyen war das erſte Bedürfniß der Regierung. Jede dem Buchſtaben jener barbariſchen Geſetze widerſprechende Handlung der Gerechtigkeit, erhielt allgemeinen Beyfall; und man darf glauben, daß die Vereinbarung der Intereſſen, welche ſeither bey weiterm Abfluß der Zeit und neu eingetretenen Umſtänden beynahe unmöglich ward, damals eine der wohlthätigſten Bedingungen des Friedens und die ſicherſte Gewährleiſtung ſeiner Dauer ſeyn konnte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Der Kronprinz von Preußen hat während ſeines zwölftägigen Aufenthalts in der Hauptſtadt viele Gemüther erfreut, durch den Ausdruck edler Offenheit, verbunden mit den Zügen eines ſchönen Vertrauens auf ſich und die Welt. Unter den Privat-Perſonen wurde von dem königlichen Gaſt der Herr Graf Ferdinand v. Palffy durch einen Beſuch auf ſeinem ſchön gelegenen, geſchmackvoll eingerichteten Landhaus zu Herrnals ausgezeichnet. Ein Theil der Operngeſellſchaft vom Theater an der Wien ſuchte nach Vermögen zur Freude des Tages beyzutragen. Der Herr Graf, der als Eigenthümer des genannten Theaters die Oberleitung deſſelben jezt ausſchließ-

Digitized by Google

ſend führt, kennt in der Kunſt das Vortreffliche, ſucht es zu befördern, ſoviel an ihm iſt, und weiß als ein feingebildeter Mann das Talent eben ſo richtig zu unterſcheiden als zu behandeln. Eine große Schwierigkeit ſetzt ſich ſeinem Beſtreben entgegen in dem drückenden, immer mehr zunehmenden Mangel tüchtiger Künſtler. Selbſt das Hoftheater, welches für die Würde ſeiner Beſtimmung keine Ausgabe ſcheut, bietet dem aufmerkſamen Beobachter in Beſetzung vieler Rollen die empfindlichſten Lücken dar, und kann deſſenungeachtet nur äußerſt ſelten eine bedeutende Erwerbung machen. Nirgends iſt der Verfall der wahren Kunſt ſo ſichtbar, als in tragiſchen Rollen, ſobald dieſe ein beträchtliches Perſonale erfordern. Was die Wiener Zeitſchriften von der Vorzügen ihrer Bühnen in dieſer Hinſicht zu erzählen wiſſen, läuft entweder auf Irrthum oder Schmeicheley hinaus. Iffland und Kotzebue ſchließen ziemlich genau den Kreis ab, in welchem ſich unſere Schauſpieler mit dem größten Glück bewegen, da die einzelnen glänzenden Kräfte nicht für das Ganze zählen können, vielmehr den Ueberfluß des Ungenügenden nur in ein beleidigerndes Licht ſetzen; und auf das Ganze kommt es doch an, wo vom Nationalen oder Klaſſiſchen die Rede ſeyn ſoll. Dem Poſaunenrufe aus der Ferne iſt nur mit der größten Vorſicht zu trauen, denn oft verlieren die verpflichteten Sänger unterwegs durch ein plötzliches Mauſern oder ſonſt einen Zufall die Stimme, wenigſtens ganze Oktaven derſelben; nicht beſſer geht es häufig den Schauſpielern, die mitunter ſo jämmerlich von den Beſchwerden ihres Zuges nach dem Zauberlande Colchis leiden, daß nur der Reiſepaß die Identität der geſchilderten Perſon nachweiſen kann. Ausgezeichnete Künſtler hält natürlich jede vernünftige Direktion feſt. Vor ungefähr einem Jahre kamen beſonders beym Theater an der Wien auf einmal ſo viele abgelebte, markloſe Geſellen an, daß beynahe ein eigenes Hoſpital wäre für ſie nöthig geworden. Wehe dem, der in der Geſtalt des Verſuchers die deutſchen Lande durchzog, um dieſe unglücklichen Schlachtopfer durch klingende Worte nach Wien zu locken! Zum Glück für ſie und uns hat der größte Theil derſelben Seitenwege in die Provinzen eingeſchlagen; einige mögen auch bereits anderswo ſpielen, als auf der Erde. In Rückſicht der Letzten iſt es ſehr gut, daß wir Wiener an keine Geſpenſter mehr glauben, ſolche etwa ausgenommen, die wir uns ſelbſt machen. Die meiſten unſerer Schauſpieler übernehmen ſich im Fortſchreiten auf keine Weiſe, die überaus große Nachſicht eines gütigen Publikums, ſo wie die durchlöcherte Alltagsklugheit, ſtumpfſinniger oder beſtechlicher Recenſenten, erſpart der trägen Mehrzahl jedes weitere Studium. Ein und der andere Hofſchauſpieler hegt auch wohl den Dünkel, als ſey er durch ſeinen Rang über jeden Angriff erhaben, da doch der Hofſchauſpieler demſelben billigerweiſe mehr, als jeder andere ſeiner Genoſſen ausgeſetzt ſeyn muß, weil den Hof nur das Köſtlichſte jeder Art umgeben darf. Ueberhaupt aber muß jeder, der ſich öffentlich loben läſſt, auch den öffentlichen Tadel hinnehmen oder dem Vergnügen einer öffentlichen Rolle entſagen. —

Unſer Beethooen, der eben ſo gut ſchlechthin der Muſiker, wie Goethe vorzugsweiſe der Dichter genannt werden kann, hat für den hieſigen Muſikverein die Compoſition einer Cantate übernommen, deren Verfaſſer der geſchmackvolle Hr. Bernard iſt, ſein vieljähriger und vertrauter Freund, Redakteur der Wiener Zeitung, zugleich auch der Wiener Zeitſchrift. Dem Vernehmen nach iſt dieſe Arbeit für kurze Zeit durch eine andre unterbrochen worden, da der Erzherzog Rudolph eine neue Meſſe von unſerm Künſtler zu haben wünſcht. Noch immer genießt Beethoven das ermunternde Wohlwollen dieſes edlen Pflegers der Tonkunſt; eine ſo wahre, tiefempfundene Annäherung auf beyden Seiten kann die Zeit nicht aufheben, nur immer feſter begründen zum Ruhme des Fürſten wie des Künſtlers. Seitdem der Erzherzog Fürſterzbiſchof von Olmütz iſt, dürfen die Freunde der Kirchenmuſik um ſo eher auch in dieſer Gattung noch manchen neuen Genuß von dem hohen Meiſter erwarten. Es iſt unmöglich, das freye, einfache, feſt abgeſchloſſene Leben deſſelben nach Verdienſt zu ſchildern. Er gehört ganz ſeiner Kunſt, die Geſellſchaft beſitzt ihn nur, in ſo fern er ſie durch ſeinen Genius entzückt. Er verſchmäht deshalb keineswegs trauliche Unterhaltung in einem engen Kreiſe, und wuſſte dieſe, ſo lange es ihm ſein Gehör erlaubte, durch fröhliche Unbefangenheit, treffenden, oft beißenden Witz und ein freymüthiges Urtheil zu würzen. Mit väterlicher, unermüdeter Liebe hängt er an ſeinem Neffen, von dem er ſich viel verſpricht. Die Zukunft wird lehren, ob er ſich darin nicht geirrt hat, auf jeden Fall bleibt dieſes Vertrauen ein Zeichen ſeiner warmen Empfindung, die auch ſonſt aus manchen Aeußerungen hindurch bricht, trotz der etwas anders ſprechenden Außenſeite. Neben der Muſik beſchäftigt ihn das Leſen claſſiſcher Werke aus den verſchiedenen Zeiten der Literatur, beſonders ſoll er die alten Geſchichtſchreiber ſehr lieben. So ſeltſam er auch dem flüchtigen, blos neugierigen Beobachter, zumal dem oberflächlichen Volke der gewöhnlichen Reiſenden vorkommen muß, die von jedem berühmten Manne nichts Höheres wollen, als ein Paar Zeilen für ihr Stammbuch, ſo hart er auch wegen ſeines unherkömmlichen Betragens oft von ſolchen Leuten iſt getadelt worden, und noch getadelt wird, die ohne das Leben ſelbſt zu kennen, allzuviel von der Lebensart reden: ſo verſchwindet doch jeder Verdacht eines angenommenen Weſens, eines einſtudirten Egoismus, bey einer längern Bekanntſchaft. Beethooen iſt durchaus Kind der Natur. Für die große Zahl ſeiner enthuſiaſtiſchen Verehrer iſt es jederzeit ein Feſt, wenn er irgendwo öffentlich in der Kraft und der Weihe des Orpheus auftritt. Leider geſchah das ſelbſt früher nur ſelten! zum großen Nachtheile der Kunſt, denn wäre er mehr mit dem Publikum in Berührung gekommen, ſo hätte ſich das ſchlechte Prinzip in der Muſik, zurückgedrängt von der Macht ſeiner geſetzgebenden Gegenwart, unmöglich ſoweit verbreiten können, als es jetzt ſichtbar iſt. Der Muſikverein arbeitet dieſem freſſenden Krebs ſoviel als möglich entgegen und ihm, ſo wie der Direktion des Theaters nächſt dem Kärnthnerthor, verdanken wir den erhebenden Genuß manches großen und guten Werks, der letzten beſonders die treffliche Aufführung ſämmtlicher Mozartſchen Opern. Allein das Verderben liegt zu tief in dem Schaume jener Afterkultur, die ſelbſt unter den niedern Volksklaſſen dicht neben der Rohheit immer mehr um ſich greift und von der Peſt handwerksmäßiger Fiedler und Claviertrommler ins Unabſehliche verſtärkt wird. Dieſe ſchlechteſten aller Hauſirer bringen als Lehrer den Unrath der Muſik unter die leere Maſſe, verfertigen auch wohl ſelbſt Neues aus dem, was ihr elender Geſchmack bereits vorfindet, entweder auf Beſtellung oder ſonſt gut Glück, und man dürfte ihnen wenig bieten, ſo würden ſie eben ſo gehorſam das Geheul der Katzen begleiten, als die göttlichen Stimmen unberufener Menſchenkinder. Auch in dieſer Hinſicht vermiſſen wir den trefflichen Hummel, der durch ſein meiſterhaftes Spiel auf dem Klaviere als Lehrer in den erſten Familien, ſo wie durch ſeine gelungenen Compoſitionen dem guten Geſchmacke einen mächtigen Vorſchub leiſtete. —

Charade.

Mein Erſtes muß in meinem Zweyten ſeyn, damit ſich mein Ganzes in meinem Erſten erhalte.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 262.

Pantoffel.

Nro. 267.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 8. November 1819.

Der größte Held iſt auch der menſchlichſte.

Albrecht von Haller.

Bolivar und Paez nebſt ihren Kriegsgefährten.

(Beſchluß.)

Die Reiterey unter Paez Befehl hat eine viel beſſere Haltung in Rückſicht auf Kleidung und Pferde; doch bekleidet ſind ſie eben ſo wenig durchgängig. Pantalons oder irgend eine andre Beinbekleidung haben ſie alle, und ihre Waffen ſind denen anderer Reiterhaufen gleich. Manche von Paez Leuten waren mit erbeutetem Putz geſchmückt, ſie trugen Helme mit Erz und plattirtem Gold, große Säbel mit ſilbernen Griffen, Sattel und Zeug mit ſilbernen Schnallen und Ringen. Von Paez werden Anekdoten erzählt und von glaubwürdigen Zeugen verbürgt. Obgleich er ſich ſelbſt zum General gemacht hat, iſt er zu mächtig, als daß ihm Bolivar dieſen Rang ſtreitig machen könnte; - er hat ihn alſo vollſtändig anerkannt. Paez bildete ſich ſelbſt, er ſtieg plötzlich während der Revolution, vor welcher man ihn faſt gar nicht hatte nennen hören, aus Nichts hervor. So wie ſie ausbrach, ſah man ihn an der Spitze einer zahlreichen Partey, die ihre Abſicht, die Sache der Republik zu befördern, nicht verhehlte. Sein Muth, ſeine Unerſchrockenheit, ſein wiederholtes Gelingen, und die Zahl ſeiner Anhänger, machten ihm bald einen Namen. Die Behendigkeit ſeiner Bewegungen, die Schnelligkeit, mit der er den fliehenden Feind verfolgte, die perſönlichen Streitigkeiten, die er gehabt, und die Siege, die er einzeln und mit Andern verbunden, erfochten hatte, machten ihn zum Gegenſtand der Bewunderung ſeiner Anhänger und zum Schrecken ſeiner Feinde, ſo daß ſein Name ſchon Entſetzen verbreitete, ſobald er in die Savannen herab kam. Seine Anhänger ſchienen ihm alle nachzuſtreben, ſie blickten wie zu einer Gottheit zu ihm hinanf, und ſo befehligte er 4000 Brave, die ihm blindlings gehorchten. In den Ruheſtunden, nach einem langen, ermüdenden Marſch, oder nachdem der Feind beſiegt, und Wiedervergeltung ſtreng geübt war, ſah man Paez oft mitten unter ſeinen Kriegern tanzen, rauchen, aus demſelben Becher trinken, oder ſeinen Cigarro an dem brennenden im Munde ſeines Kriegsgefährten anzünden.

Wenn der Feind nahte — denn er ſtellte ſtets Wachen aus und wurde nie überraſcht, — reichten die, ſpaniſch geſprochnen, Worte: kommt, wackre Jungen! hin — in wenig Minuten war alles bereit und ihren Helden an der Spitze, waren ſie unüberwindlich. Es iſt ausgemacht, daß Paez nie eine Schlacht verlor, wo er befehligte, ob er gleich, unter Bolivar fechtend, geſchlagen worden iſt. Paez iſt außerordentlich thätig. Zum Zeitvertreib, wie mehrere engliſche Offiziere geſehen haben, ſucht er ſich einen wilden Stier aus einer Herde Hornvieh, reitet ihn nieder, durchſticht ihn mit der Lanze und erlegt ihn alſo; oder er reitet hinter das Thier, faßt ſeinen Schwanz feſt in die Hand und dreht ihn ſo ſchnell und gewaltſam, daß der Stier umfällt; eilen nicht ſchnell Leute herbey ihn zu tödten, ſo haut er ihm mit ſeinem Säbel die Knieſehnen durch und ſpringt davon, worauf ſeine Leute den Gefällten abſchlachten und zum Mahle bereiten. In dem Gefecht von Ortiz im April 1818 focht Paez mit ſeiner Reiterey, und hatte den Feind mit Glück an-

gegriffen, der, obſchon Bolivar an Zahl überlegen, weit beſſer befehligt war. Bolivar hatte alles ſo verwirrt, die Linie ſo ſchlecht aufgeſtellt, daß die Infanterie geſchlagen und, ehe der Heerführer ſich zu faſſen vermochte, faſt vernichtet war; welches ihm auch von Paez ziemlich ſcharfe Vorwürfe zuzog. Damals führte er auf Bolivars Bitte den Rückzug, bey dem er durch einige kühne Angriffe den Reſt des Fußvolks rettete. Nach dem lezten dieſer Angriffe ritt er zur Seite, ſtieg ab, und ward von einer Art Nervenübel befallen, bey dem man ihn ſchäumend am Boden liegen fand. Oberſt Engliſh, welcher mir dieſen Umſtand erzählte, war gegenwärtig; er nahte ſich ihm, und obſchon ihn ſeine Leute baten, ihren General nicht zu beunruhigen, weil er ſogleich wieder zu ſich kommen würde, daß er oft ſolche Zufälle habe, bey denen ihn aber Niemand anrühren dürfe, bis er völlig wieder bey ſich ſey, ſo ſprengte ihm Oberſt Engliſh doch etwas Waſſer ins Geſicht und flößte ihm auch einige Tropfen davon in die Kehle, worauf er ſogleich genaß. Sein Bewußtſeyn war ganz lebendig, er dankte und ſagte, daß er von Müdigkeit überwältigt worden ſey; er habe heute mit eigner Hand neun und dreyßig Feinde niedergeſtreckt, und ſey ihm übel geworden, indem er den vierzigſten durchrannt habe. Seine blutige Lanze lag neben ihm und er bot ſie Oberſt Engliſh als ein Pfand ſeiner Achtung und Freundſchaft dar. Er war bald wieder völlig hergeſtellt und eilte zu ſeiner Legion zurück, und wie Engliſh abreiste, ſchenkte er ihm drey ſchöne Pferde aus ſeinem eignen Stall.

Seit General Morillo den Inſurgenten Lebensrettung auf dem Schlachtfelde verweigerte, ſoll er nie mehr einem Gefangnen das Leben geſchenkt haben. Wie er aber bey der Schlacht von Calaboza einige glückliche Angriffe gemacht, die Königlichen zum Weichen gezwungen hatte, und er darüber ſehr gut geſtimmt war, brachte man einen gefangnen ſpaniſchen Offizier zu ihm. Er war zu Pferd — Paez that ihm einige Fragen und befahl dann ſeinen Leuten ihr Geſchäft zu vollziehen. Der Spanier bat flehend um ſein Leben. „Gut, antwortete Paez, reitet bis zu jenem Baum, (er zeigte auf einen ſolchen in einiger Entfernung) von da an jaget davon ſo ſchnell ihr könnt; hütet euch aber, daß ich euch nicht einhole.“ Der Spanier ritt zum Baum, warf einen Blick hinter ſich, und begann ſeinen Wettlauf. Paez holte ihn bald ein und war im Begriff, ihn mit ſeiner Lanze zu durchſtoßen; der Spanier ſagte mit Geiſtesgegenwart: General Paez iſt zu edel, um einen Vortheil zu mißbrauchen; mein Pferd iſt ermattet, es konnte nicht rennen, gebt mir unter gleicher Bedingung euer Pferd, und ich denke, ich rette mein Leben. „Es ſey!“ rief Paez und augenblicklich war der Tauſch gemacht. Der Spanier ritt zu dem Baum zurück und begann ſeinen Lauf von neuem; Paez war auf des königl. Offiziers müdes Thier geſtiegen, er jagte fort, und nach zwey (engl.) Meilen war der unglückliche Spanier von ihm eingeholt, und von des unbarmherzigen Inſurgenten Speer durchbohrt. Hunderte ſahen den Wettlauf und die Luft erſchallte bey des blutdürſtigen Oberhaupts Sieg.

*

Bolivar möchte gern den großen Mann ſpielen, er möchte der Bonaparte Amerikas ſeyn, ohne daß er das geringſte Talent, weder für das Schlachtfeld noch für das Staatsregiment beſitzt. Im Krieg, bey vorübergehendem Glück, iſt er ein Tyrann, und zeigt die kleinliche Eitelkeit eines Emporkömmlings; ſeine Leidenſchaften ſind dann zügellos, ſie machen ihn zum blutdürſtigen Thier; in Gefahr, beym Rückzug, wenn ſein Heer geſchlagen iſt, zeigt er ſich beſtürzt, kleinmüthig, ſelbſtverachtend, von dem Unglücksfall niedergedrückt, dem er nicht Klugheit hatte vorzubauen, noch Unerſchrockenheit, ihm zu begegnen. So kam es mir bey ſeinem Rückzug nach San Fernando vor, und ſo wie er wieder von dort auszog.

General Marino iſt der zweyte General der Republ (Venezuela). Bolivar und er haben erſt vor Kurzem ihr vertrautes Verhältniß erneut. Er zeigt Talente zum Heerführer, iſt tapfer, edelmüthig, menſchlich und fühlend. Obgleich es bekannt iſt, wie grauſam er gegen ſeine unglücklichen Gefangnen das Recht der Wiedervergeltung übt, ſo ſagte mir doch ein engliſcher Offizier, der ſein Adjutant iſt, daß er, ſobald Morillo (der ſpaniſche General) dazu willig wäre, gern in eine redliche Uebereinkunft, zur Auswechslung derſelben, willigen würde.

General Arismendi, der zu meiner Zeit auf der Inſel Margareta kommandirte, iſt grauſam und blutdürſtig, einer der unbarmherzigſten unter der Patrioten-Partey. Er iſt liſtig, falſch und rachſüchtig; an Muth zu blutigen Thaten fehlt es ihm nicht, denn ſein Herz iſt gegen das Mitleid gepanzert.

General Saraza iſt ein Reitersmann; er ſieht gut aus und ich hörte nichts Nachtheiliges von ſeinem öffentlichen Charakter. — General Anashuartique befehligt Bolivars Ehrenwache und iſt ein bloßes Werkzeug in des Oberfeldherrn Händen. General Valdez gehört zum Fußvolk und hat ſich vortheilhaft ausgezeichnet. Er iſt ein kleiner derber Kerl, mit einem lachenden, gutlaunigten Geſicht. — General Soublette iſt leider bey allen Engländern wegen ſeiner Feigheit und Furchtſamkeit hinlänglich bekannt. Er iſt aus Caraccas; wie ihn Bolivar zum General machte, erhob er deſſen Schweſter zugleich zu ſeiner Buhlerinn — eine Ehre, auf welche beyde Parthien ſtolz ſind.

Brigade-General Martin iſt, wie ich höre, ein Deutſcher, ein feiner gebildeter Mann in Anſehen und Betragen, und ein guter Offizier. Er befehligt ein Kavalerie-Brigade von beyläufig 900 Mann; es glückte ihm ſehr, denn er brachte mehrere tauſend Pfund Sterling zuſammen, die er nach An-

Digitized by Google

goſtura ſchaffen wollte, als die ſechs mit dieſer Beute beladenen Maulthiere während eines nächtlichen Ueberfalls in des Feindes Hände fielen. Martin ward von ihrer Annäherung benachrichtigt; durch Muth und Liſt gelang es ihm, ſeine Leute bis auf 50 Mann vor 1500, denn ſo ſtark war der Feind — zu retten, allein ſein Schatz ging verloren. Er hat von Bolivar ein bey Angoſtura gelegenes Landgut erhalten, welches die Eingebornen für ihn anbauen; wie ich höre, trägt es Zucker, Indigo, Baumwolle, Cacao und Taback. Er iſt der einzige Fremde, der aus ſeinem Dienſt bey den Inſurgenten den mindeſten Vortheil gezogen, und Alles ſcheint zu beweiſen, daß er ihn verdient.

Die freye Neger-Kolonie von Sierra-Leone.

Die von brittiſchen Philanthropen, auf der Weſtküſte Afrika's, unweit dem Kap Sierra-Leone angelegte, Kolonie freyer Neger iſt noch keine dreyßig Jahre alt. In dieſer Zeit hat ſie bekanntlich vielerley Unfälle erlitten, dieſelben aber auch mittelſt des Muthes und der großmüthigen Hülfe ihrer Stifter ohne bleibende Nachtheile überſtanden. Ihre gegenwärtige Bevölkerung befaßt zehn bis zwölftauſend Einwohner, beynahe einzig nur ſchwarze, indem der weiſſen Menſchen (die Soldaten der Garniſon einbegriffen) nicht über zweyhundert ſind. Die Verfaſſung ſichert allen die Gewiſſensfreyheit, nebſt den gleichen bürgerlichen und politiſchen Rechten, mithin auch die Wählbarkeit zu allen Stellen. Der jetzige Maire der Hauptſtadt Free-Town (Freyſtadt) iſt ein Afrikaner, mit deſſen Amtsführung Jedermann ſehr wohl zufrieden iſt.

Am 2. Auguſt 1817 nahm die Herausgabe einer Zeitung dort ihren Anfang; ſie heißt The royal gazette and Sierra-Leone advertiser, und enthält merkwürdige Nachrichten über den Wohlſtand und die Sittigung der Kolonie. Sie gibt auch literariſche Artikel, und unter andern (Nro. 13) ein religiöſes und rührendes Gedicht, angeblich von Alexander Selkirk geſchrieben, als er einſam und verlaſſen auf der Inſel Fernandez, auf den Umgang mit Thieren beſchränkt war.

Der Erinnerer (advertiser) gibt Nachricht von dem gegenwärtigen Zuſtand der Schulen und der Kultur in der Kolonie. Die Zahl der Schüler beträgt bey zweytauſend; denn außer den Schulen für die Kinder, ſind andere für Erwachſene, Lehrknaben, Handwerker, Künſtler, die den Tag über mit ihren Arbeiten beſchäftiget ſind, errichtet; auch Sonntagsſchulen wurden eröffnet. Die Ergebniſſe derſelben liefern günſtige Zeugniſſe für die Fähigkeit, den Fleiß und die Fortſchritte der afrikaniſchen Jugend. Der Religionsunterricht wird in dieſen Schulen des gegenſeitigen Unterrichts mit beſonderer Sorgfalt ertheilt. Die Einwohner der Kolonie gehören verſchiedenen chriſtlichen Glaubensbekenntniſſen an, aber die Liebe (bezeugt das Tagblatt) bildet das gemeinſame Band, welches ſie alle einander nähert und vereinbart. Der unter dem Namen der heiligen Karlskirche erbaute Tempel iſt der erſte, welcher auf dieſer Küſte aufgeführt ward.

Mit dieſen erwünſchten Verhältniſſen der Kolonie von Sierra-Leone, bilden diejenigen der viel ältern franzöſiſchen Niederlaſſung auf Senegal einen traurigen Gegenſatz. Franzöſiſchen ſowol als engliſchen Nachrichten zufolge, von denen man hier nur den zwölften Bericht der brittiſchen afrikaniſchen Geſellſchaft (S. 319 u. 321) und das Missionary register vom Maimonat 1819 (S. 203 u. f.) anführen will, wird der ſchändliche Sklavenhandel daſelbſt, mit allen ſeinen die Menſchheit entwürdigenden Gräueln, ungeſcheut fortgetrieben, und die Zeitung von Sierra-Leone gibt das Namensverzeichniß der Franzoſen, die als Sklavenhändler Schiffsladungen derſelben in Gorea einkauften und dieſelben nach Guadeloupe und Martinique abſandten. Das Sklavengewerbe war wieder ſo weit gediehen, daß Damel zwey ſeiner Dörfer überfallen, verbrannt und zweyhundert Gefangene von allen Altern für Rum und Taback verkauft hatte; beym Angriff eines andern ſeiner Völkerſtämme ward er mit anſehnlichem Verluſt abgetrieben.

Poſttauben.

Auch dieſes Jahr hielt die Geſellſchaft der Tauben-Liebhaber in Antwerpen, ihre Zuſammenkunft. Sie ſchickte bey dieſer Gelegenheit zwey und dreyßig an den Flügeln gezeichnete Tauben nach London, von wo ſie, nachdem man ihnen vorher das Wort London als Gegenzeichen auf ihre Flügel geheftet hatte, mit Antwort zurückkamen. Bekanntlich war dieſe Taubenpoſt von jeher im Orient Sitte; noch jezt ſenden die oſtindiſchen Fürſten täglich ihre Befehle durch Tauben im Lande umher, und der Konſul von Alexandrette befördert alſo ſeine Depeſchen in fünf Stunden nach Aleppo, wohin ein Kourier einen ganzen Tag zu gehen braucht. Dieſe Thierchen fliegen mit ungemeiner Geſchwindigkeit, und man ſieht ſie, wenn die arabiſchen Karavanen ſie an arabiſche Fürſten ſenden — oft, wie ſie ſich mit dem Rücken auf dem Sande liegend bemühen, den Morgenthau in ihre offnen Schnäbel zu athmen. Auch in unſern Weſtländern wurden ſie gebraucht, früher von den Römern, wie Plinius von Marc Aurel erzählt, und in der neuern Geſchichte zulezt 1775 bey der Belagerung von Leyden in Holland. Wie dieſe Belagerung aufgehoben wurde, befahl der Prinz von Oranien, daß die damals gebrauchten Tau-

Digitized by Google

den auf Stadtkoſten gefüttert, und nach ihrem Tod einbalſamirt und als Zeichen der Dankbarkeit auf dem Rathhaus aufbewahrt werden ſollten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Augsburg, im Oktober.

Unſere dießjährige Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellung iſt nicht ſo reichhaltig als im vorigen Jahre, und bey weitem nicht den Erwartungen entſprechend ausgefallen, welche man dem Umſtande gemäß zu hegen berechtiget war: daß dieſelbe in Folge der erlaſſenen Einladung unſeres neu gebildeten polytechniſchen Vereines eine Ausſtellung der Erzeugniſſe des Kunſt- und Gewerbsfleißes im ganzen großen Oberdonaukreiſe ſeyn ſollte. Es iſt zu bedauern, daß jener wohlgemeinten Einladung nicht mit regerer Theilnahme entgegen gekommen wurde. Die folgenden Bemerkungen mögen dieſes Urtheil belegen und daneben Einiges des vorgekommenen Beachtungswertheſten ausheben, da hierorts nicht genauer in das Einzelne eingegangen werden kann. In Hinſicht auf die Kunſtausſtellung kömmt zu erwähnen, daß nur die Mahlerkunſt Beyträge geliefert hat, und daß ſich dieſelben faſt ausſchließlich auf das Porträtfach beſchränkten. Hierin erblickten wir jedoch mit Freude und Stolz ausgezeichnete Leiſtungen. Voran ſtehen die Porträte unſeres längſt rühmlich bekannten Hrn. Zimmermann. Richtigkeit der Zeichnung, Wahrheit des Colorits, geniales Auffaſſen der Individualität und ſeltene Aehnlichkeit mit den dargeſtellten Perſonen geben ihnen einen mehr als augenblicklichen Werth, und verſichern denſelben die Anerkennung der Nachwelt. Wenn eines dieſer Bilder zuerſt genannt werden ſoll, ſo iſt es das Portraät der verwittweten Frau Stadtpflegerinn von Stetten. Dieſer alte, ehrwürdige und ſchöne Kopf iſt unübertreffbar. Unſer geliebter König beehrte jüngſt den genannten Künſtler mit der Erlaubniß, ihn für den hieſigen Magiſtrat abbilden zu dürfen. Das nun vollendete Bild iſt jetzt in dem Lokale der Gemählde-Gallerie dahier ausgeſtellt. Es iſt das wohlgelungenſte Porträt, welches wir von unſerem verehrten Monarchen beſitzen. Derſelbe iſt darauf, ſtehend, in ganzer Lebensgröße, und angethan mit dem vollen Königs-Ornate dargeſtellt; ſeine Hand ruht auf der Verfaſſungs-Urkunde. Die obenerwähnten Eigenſchaften finden ſich alle auch wieder an dieſem Bilde, und der Beſchauer wird darüber unſchlüſſig, ob er zuerſt das herrliche Ganze oder jedes Einzelne daran beſonders bewundern ſoll; denn jede Kleinigkeit iſt mit der fleißigſten Meiſterhand ausgeführt, ſo z. B. können Sammt, Pelz, Atlaß und Goldſtickerey nicht mehr täuſchender, als man ſie hier erblickt, gemahlt werden. Es war für die allgemeine Ausſtellung ein großer Verluſt, daß dieß Kunſtwerk in ein beſonderes Lokale gebracht worden iſt. Man vergebe dieſe Abſchweifung! — Gelungene Porträte lieferten ferner die HH. Deurer, Lochbihler, Carri und Günther. Das Feld der Hiſtorienmahlerey ſah ſich gar ſpärlich angebauet; höchſtens drey bis vier bemerkenswerthe Bilder wurden gefunden. Oben an ſtand auch da wieder der genannte Hr. Zimmermann mit ſeinem heil. Sebaſtian. Ein Urtheil des Paris, nach einem Kupferſtiche, von Lochbihler gemahlt, lockte zwar die Menge durch grellen Farbenreiz an ſich; allein der Kenner mußte wünſchen, daß ſich dieſer übrigens brave Künſtler nicht ferner einer unnatürlichen, fehlerhaften Manier hingeben, und einem ungebildeten Geſchmacke ſchmeicheln möge. Im Fache der Landſchaftsmahlerey war gleichfalls Weniges, jedoch Vorzügliches zu ſchauen. Die Gemählde der HH. Adam und Hörmann würden jede Gallerie zieren. Als außerordentliche, ſchätzbare Zugabe fanden ſich auch ein Paar Landſchaften von Hrn. Quaglio aus München hier. Sie gehören zu dem Gelungenſten in dieſem Fache. Erwähnenswerth ſind ferner zwey, von Mad. Lachteltner in Seide geſtickte Landſchäftchen. Würdig an den Meiſter reiheten ſich die gelieferten Arbeiten der Schüler; meiſtens Zeichnungen und Copieen, deren manche ein vielverſprechendes Talent verrathen.

In Hinſicht auf die Ausſtellung der Erzeugniſſe des Gewerbsfleißes kann die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß nur wenige Gewerbe und Manufakturen, und faſt ausſchließlich hieſige zu ſehen waren und dieſelben meiſtens mit Artikeln concurrirten, welche entweder durch frühere Ausſtellungen ſchon bekannt oder mit keinen neuen, auszeichnenden Eigenſchaften begabt waren. Unter die rühmlichen Ausnahmen ſind die Erzeugniſſe zu rechnen, welche unſere Cotonfabrikanten, die HH. Wohnlich und Fröhlich und Schöppler und Hartmann lieferten. Das In- und Ausland kennt den hohen Grad der Vollkommenheit der Fabrikate dieſer Männer, und es wäre überflüſſig, hierüber noch etwas zu ſagen. Unſere Weber, durch neuerliche Aufmunterungen gehoben, arbeiteten denſelben trefflich in die Hände, wovon ihre dargebrachten Stücke den erfreulichſten Beweis lieferten. Ferner verdienten Aufmerkſamkeit das marmorirte Leder aus der Fabrik des Hrn. Bauer; das Pergament des Hrn. Drexel; Seide, von hier durch Hrn. Tanera gezogenen Seidenwürmern; Brugl'ochers Silbergeſchirre; eine Medaille von Hrn. Neuß; die Steingutgefäße des Hrn. von Höslin; die Wachsleinwand aus den Fabriken der HH. Knöll und Weber; die chemiſchen Präparate der HH. Dingler, von Alten, Leipold, Strauch, u. A. m. Was die Leiſtungen in dem Bezirke der Mechanik betrifft, ſo dürfen nicht übergangen werden: eine Maſchine, die Wirkungen der Dämpfe zu zeigen, von Hrn. Höſchel; eine Maſchine zum Buttermachen von Hrn. Huber; eine Hanfbrechmaſchine von Hrn. Reiſer; ein Schrittzähler von Hrn. Birkel, und das Modell einer Maſchine, mittelſt welcher ſchwere Laſten ſicherer als bisher zu einer beträchtlichen Höhe emporgehoben werden können. Uebrigen wagt man es nicht, darüber abzuſprechen, ob dieſe ſämmtlichen Maſchinen neue Erfindungen oder anderen nachgeahmt ſeyen.

Somit wäre nun kürzlich das Reſultat unſerer dießjährigen Kunſtausſtellung angezeigt, welches dem Unbefangenen, wenn auch keinen glänzenden Erfolg, doch ein redliches, vielſeitiges Streben andeuten wird. Die Anzeige ſelbſt vermied es, die Theilhaber und das Publikum durch übertriebenes, unwahres Lob irre zu leiten, oder durch allzuſtrengen Tadel zu entmuthigen und zu beläſtigen. Dem Geſagten kann noch füglich die Schluß-Betrachtung beygefügt werden; daß eine allgemeinere Theilnahme der Künſtler, Manufakturiſten und Gewerbsleute des Kreiſes an dieſen jährlichen Ausſtellungen zu wünſchen bleibt; daß ferner die Kunſt bey uns zu beſſerem Emporſtreben thätigere Unterſtützung und die Gewerbe und Manufakturen minder beſchränkte Freyheit, ſowol innere, als vorzüglich äußere des Handels bedürfen, und daß endlich dergleichen Ausſtellungen nur in bedeutenden Reſidenzſtädten der nöthigen Mannigfaltigkeit und eines würdigen Glanzes ſich erfreuen können und den beabſichteten Nutzen völlig zu ſtiften vermögen.

M.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 40.

Digitized by Google

Nro. 268.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 9. November 1819.

Nur die Natur iſt redlich, ſie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde feſt.
Wenn Lieb' und Freundſchaft keinen Troſt verleihn,
Wenn wilder Schmerz die Bruſt zuſammen preſſt,
Daß gern du von dir würfſt den Lebensreſt,
Dann bleiben noch die Mitgebornen dein.

Wiener Taſchenbuch.

Neujahrsfeſt in einer ſchottiſchen Familie.

Sechs und dreyßig Vettern ſind nun bewillkommt, Neujahrwünſche ausgewechſelt, das Hansgeſind hat ſeine Geſchenke bekommen und die zahlreiche Familie ſizt um den wohlgeheizten Kamin.

Die Mutter blickt ſtolz auf ihre vielen Kinder und denkt: wenn ſie nicht vornehm ſeyn, fehlt es doch nicht an der Anzahl! — und in ihrem Herzen iſt Raum für ſie alle! — Des Vaters Antlitz iſt wohl von Sorgen gefurcht, aber Lächeln erhellt es; ſeine Stirn iſt ruhig, doch ſein Auge blickt forſchend umher; er weiß ſich bey ſeinen Kindern eben ſo gefürchtet zu machen, wie er von ihnen geliebt iſt, und überblickt ſie, wie ein ſorgſamer Schäfer ſeine Herde. Die älteſte Tochter iſt Unterbefehlshaberinn des Kaſtells — denn der Oberbefehl iſt zwiſchen dem elterlichen Paare getheilt. Schweſter Annie hat deßhalb ein groſſes Anſehen unter ihren Geſchwiſtern, indeß klein Hänschen, der jüngſtgeborne, mit dem die Kinderreihe ſich ſchloß, ein kleines bischen verzogen wird. Aber dieſen kleinen Vorzug abgerechnet, den elterliches Vertrauen in der ältern Tochter Schale legt, und die kleine Vorliebe für des redlichen Ehepaars Kind ihrer alten Tage, ſind ihnen alle ihre Kinder gleich nahe am Herzen. Jezt überblickt ſie der Vater und ruft: Ja, ja! — denn er denkt, wie er ſich hat plagen müſſen, um den ganzen Hanſen zu erziehn.

Annie hat indeß für den Kuchen, die Torten und Pfeffernüſſe geſorgt; ſie hat in der Küche nachgeſehn; der Wälſche iſt beynahe gar, und ihr ſelbſtgemachtes Konfekt muß ihr das Lob der ganzen Geſellſchaft erwerben. Sie hat den hochländiſchen ungeſchickten Bedienten abgerichtet, damit er in ſeiner neuen Livree auch wie etwas Rechts ausſieht, wie ein Stadtlakai aufwarte und die Familie vor dem Vetter General, der ſo eben von Gold ſtrotzend aus Indien kam und in deſſen Augen ſie gern — wegen einer oder der andern Urſach — etwas gelten möchte, nicht lächerlich mache. Jammerſchade, daß Annie ein bischen alt geworden iſt! ſie hätte eine vortreffliche Hausfrau gegeben.

Hannchen iſt ſo eben von ihren Morgenbeſuchen nach Haus gekommen; ſie umarmt ihren Vater, der ſie liebevoll anſieht. So hübſch wie Gretchen iſt ſie nicht; aber ſie kann ſo artig ſchwatzen, hat Mutterwitz, und erzählt gar ſo drollig! — Nun iſt die ganze Familie beyſammen, der General iſt angemeldet und der Eßtiſch beſezt. Der Vater ſieht froh lächelnd umher: er zählt ſeine Kinder und findet deren zwölf! Ja, ja! ruft er wieder; aber Andreh, Sandy und Donald fehlen! Das koſtet einen Seufzer! Sandy ficht im Oſten für ſeines Landes Vortheil und hofft bey der nächſten Beförderung ein Patent; Donald, ein wackrer Knabe, dient neben ihm, und ihr Beſchützer, Lord **, hat verſprochen, ſie nicht aus den Augen zu laſſen, bis ſie eine Kompagnie haben. — Der gute Andreh fiel freylich bey Waterloo; aber wie ein Held! Nun! beſſer einen wackern Sohn dem Staat opfern, als einen nichtswürdigen zum Schimpf der Familie erhalten. Dieſe Betrachtung vertheilt die Thräne, die

Digitized by Google

ſich in des Vaters Auge herzudrängte — ſein Wappen hat nie einen Makel gehabt.

Die Flaſche kreiſt lebhaft und die Scherze umgaukeln ſie. Die weiblichen Zungen ſind nicht müßig, bis die Sitte ſie vom Tiſche entfernt. Nun erzählt Väterchen ſeinen männlichen Geſellſchaftern ſeine Jugendſtückchen: wie es ihm im Krieg und in der Liebe ergangen, aber das lezte ziſchelt er vorſichtig dem ältlichen General ins Ohr, damit die Vettern es nicht hören und ſeine Söhne kein Aergerniß daran nehmen mögen. Dann preiſt er die guten Eigenſchaften ſeiner Töchter, und wünſcht recht herzlich, ſie verheirathet zu ſehen. Noch kam keine an Mann, Ellen ausgenommen, die eine gute Wahl traf. Lord Glen Eagle ſcheint freylich Betſy gewogen; aber es währt verzweifelt lange, ehe er ſich erklärt!

Jezt ſagt man den Reel *) an. Dreyßig Paare ſind beyſammen; die Mädchen bemühen ſich in die Wette Vetter Carry, den Kapitän, oder den reichen Oheim John, zum Tänzer zu bekommen. Nun drehen ſie ſich und blinzeln, und hüpfen; die Mädchen winden die Arme, die Männer ſchnalzen mit den Fingern, Allen ſcheint die Seele in die Fußzehen gefahren. Ein Reel ſieht wohl wie ein gar leicht Stück Arbeit aus, das iſt er aber mit nichten; ein artiges Mädchen kann eine ganze Welt von Werben und Zurückſcheuchen, Begünſtigen und Verwerfen, Kraft und Behendigkeit hineinlegen, und der Beobachter überhaupt den ganzen National-Charakter darin ſehen.

Auch bey dieſer Gelegenheit blieb es kein gleichgültiger Tanz. Es gab Blicke und Winke, Verbeugungen und Abwenden, die das Blut ins Geſicht trieben und Herzweh veranlaſſten. Man gab ſich ein paar trockne Antworten, die Vettern ſahen ſich einander über die Schulter an — aber das war alles bald wieder beygelegt. Irgend ein Nebenbuhler ward gewahr, welche Theilnahme das ſchöne Suschen an des Kapitäns Hand belebte, eines der Mühmchen ſahe gar wohl, wie Lord Glen Eagle, ſo oft er Betſy gegenüber tanzte, ſeine zierlichſten Sprünge und galanteſten Verbeugungen machte. Der Advokat ſchien ſeine Augen auf eine reiche Tante geworfen zu haben, und tanzte höchſt ſchläfrig mit allen Andern, Annie aber war beſorgt und ängſtlich, ob der General ſich auch geziemend betragen möge. Von Madeira ermuthigt und einem guten Glas Curaçao entglüht, richtete ſich jezt der Hausvater empor, gleich einer Eiche des Waldes in der Fülle ihrer Zweige; er faſſte die Hand ſeiner dreyßigjährigen Gefährtinn. — Gebt Acht! rief das junge Geſchlecht, und Vater und Mutter ſegelten ihren Reel durch, mehr wie ſie ihn tanzten. Väterchens Haupt war federleicht geworden, Dank dem Whisky (gebranntes Waſſer) und der frohen Erinnerung verfloſſner Tage, allein ſeine Füße ſchienen nicht gleichen Schritt mit ihm zu halten, denn ſie wollten durchaus nicht vom Fleck; der Dudelſack pfiff und die Geige brummte, ſtatt aber fortzuſchreiten ſah der liebe Alte ſeiner Hausfrau fröhlich ins Auge und zog nur die Beine hinauf. Das junge Volk wuſſte nicht mehr wohin ſehen; hie und da brach ein Gekicher los, allein ein ernſter Blick von der ältern Schweſter, ein kleines Nachdenken verwiſchte den muthwilligen Zug; der Gedanke, wie gut der Vater ſey, wie er für ſie geſorgt, geſpart, ſie geliebt, geduldet, überſtrömte in den Herzen der Kinder und die Vettern gedachten ſeiner Redlichkeit, Klugheit, und ſeiner ehrenvollen ſechszig Jahre, und daß ſie auch einmal alt werden und gern vor frommen Vettern ihr Ehrentänzchen tanzen möchten. So kam es denn, daß Einer wie der Andre, wenn an ihn die Reihe kam, ſich mit dem werthen Alter zu drehen, liebeſtrahlend und ehrfurchtvoll ſeine Hände ergriff.

Der Tanz ward beendet; der alte Herr ſchlug vor, jeder ſolle ſeiner Tänzerinn einen Kuß nehmen — allein das war eine altfränkiſche, abgeſchaffte Manier; die Mädchen erklärten ſie für abſcheulich und liefen davon.

Jezt folgte das Abendeſſen. Hannchen ſang ein pathetiſches Liedchen; alles verſprach des Hauſes ferneres Gedeihen; der General ſoll Annie heirathen, Hannchen bekommt den Kapitän, und der Lord ſo wie der Advokat ſind als Freywerber erſchienen.

San Marino und Rimini.

(Ueberſezt aus dem ungedruckten Tagebuch der Reiſe des General De la Harpe durch Italien im Frühjahr 1819.)

San Marino liegt fünf Meilen von Rimini und vom Meer entfernt. Die dahin führende Straße wird bergigt und mühſam, ſo wie man ſich dem Gebiete des Freyſtaates nähert. Die Landſchaft erſcheint beym weiteren Vorrücken vielfach durchſchnitten, oder was man in militäriſcher Sprache pays de chicane nennt. Kaſtanienwälder, Wieſen, Felder, Weiden und Schluchten, wechſeln beſtändig miteinander ab. Die Wohnungen ſind ziemlich zahlreich und ungleich zerſtreuter, als im übrigen Italien, Toskana ausgenommen. Man kommt durch zwey kleine Dörfer, deren Einwohner einigen Wohlſtand verrathen. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir däuchte, ihr Gruß und ihre Sprache tragen einen eigenthümlichen Charakter, den ich zu Gunſten ihres Republikanismus erklärte. Meine Reiſegefährten machten die nämliche Bemerkung wie ich, ohne ſie auf gleiche Weiſe zu erklären.

Das lezte Stück des Weges iſt ſo ſteil, daß wir Mühe hatten, in der Kaleſche den Borgo, oder die Vorſtadt von

*) Reel, ein ſchottiſcher Nationaltanz, der, ſeinem Namen nach, unſerm Walzer ähneln muß; er wirkt auf den Schotten, wie der Fandango auf den Spanier wirken ſoll.

Digitized by Google

San Marino zu erreichen. Dieſe ziemlich ſchlecht gebaute Burg ſteht auf einem ſo ſchieſen Abhange, daß aus einiger Entfernung betrachtet, die eine Reihe von Häuſern über den Dächern der andern erbaut ſcheinen. Hübſche Baumgärten umgeben und ſchmücken den Fuß der ſenkrechten Felſen, hinter welchen San Marino liegt. Dieſe Felſenwände, die eine Höhe von drey bis vierhundert Fuß haben mögen, bilden eine Art natürlicher Mauer, die über eine Meile lang iſt und deren etwas abgerundete und ausgezackte Gräte, die Ueberreſte alter, mit Schießſcharten verſehener Mauern und antiker Thürme zeigt, welche ihr ein ſeltſames Ausſehen gewähren.

Der Borgo ſteht am Ende dieſer Mauer, da wo ſie ſich zu neigen anfängt. Eine ziemlich gute Kunſtſtraße, von der man eine ausgedehnte Fernſicht genießt, ſteigt längs des Fußes der Felſenmauer an, und umfaſſt ihr äußerſtes Ende, um zu der ſtark geneigten Böſchung zu gelangen, die auf ihrem Hintertheile eine Art Wallgang (Terre plein) bildet. Auf dieſer Böſchung iſt die kleine Stadt San Marino erbaut, deren Häuſer ſich vom Fuße der Böſchung bis zur Gräte des Berges amphitheatraliſch übereinander erheben. Ihr Zugang iſt ſehr beſchwerlich, und die Straßen ſind nichts weniger als ſchön, aber die Lage erſcheint mahleriſch. San Marino iſt kaum größer als das Städtchen Baden im Aargau, und es findet ſich darin kein einziges bemerkenswerthes Gebäude. Der Palazzo oder das Rathhaus iſt ein höchſt einfaches Gebäude, worin der Capitano regente, das Haupt des Freyſtaats wohnt, der den Titel Excellenz führt. Von Luxus iſt in dieſem Hauſe nichts zu ſehen, ſondern es verkündigt vielmehr alles die einfachen Sitten einer armen Republik. Das regierende Staatshaupt empfing uns mit herzlicher Gaſtfreundlichkeit; wir trafen bey ihm noch einige andere Magiſtratsperſonen, und unter ihnen den Hrn. Onofrio, welcher zu zwey verſchiedenen Malen als Vertheidiger und Abgeordneter ſeines Vaterlandes vor dem Kaiſer Napoleon erſchienen iſt. Es gereichte mir zu nicht geringem Vergnügen, die Bekanntſchaft dieſes ausgezeichneten Mannes zu machen, der auch einem Miniſterium großer Staaten Ehre machen würde. Ihm war der Auftrag ertheilt worden, im Namen der Republik, das Geſchenk abzulehnen, welches Napoleon ihr mit einer Ausdehnung ihres Gebietes, das ſich an's Meer erſtrecken ſollte, zu machen geſinnet war. Es ſchien der außerordentliche Mann eine beſondere Zuneigung für den kleinen Freyſtaat gefaſſt zu haben. — „Unſere Kleinheit und unſere Unbedeutſamkeit waren es, ließ ihm San Marino antworten, die uns zehn Jahrhunderte hindurch unabhängig erhalten haben; alles was wir beſitzen, iſt unſer rechtmäßiges Eigenthum; unſerer Mäßigung haben wir es zu danken, daß wir unbeſchädigt das Mittelalter und ſpätere Zeiten durchwandert ſind, und daß während Venedig, Genua, Florenz u. ſ. w. ihre Unabhängigkeit verloren haben, die unſere noch beſteht. Erhalten Sie uns Ihre Gunſt, und da Sie wohlwollende Geſinnungen für uns hegen, ſo tragen Sie Ihren Douanen auf, uns mit einiger Schonung zu behandeln."

Der Erfolg dieſes klugen Benehmens war die Erhaltung von San Marino zur Zeit der Reſtauration, und dem heil. Stuhle gereicht es zur Ehre, daß er die in der neuern Diplomatik ſo beliebten Maximen des Incorporirens, Centraliſirens u. ſ. w., auf die kleine Republik nicht angewandt hat.

Ich lernte in San Marino einen einſichtsvollen Geiſtlichen kennen, der ſich viel mit Naturlehre und Naturwiſſenſchaften beſchäftigt, und in allen Dingen ſehr unbefangen urtheilt. Er ſey bemüht, ſagte er, nützliche Kenntniſſe im Kreiſe ſeiner Landsleute zu verbreiten, die, wie er mich verſicherte, den hohen Werth und das Glück ihrer Unabhängigkeit lebhaft fühlen, obgleich ihre beſchränkten Hülfsmittel ſie, gleich den Schweizern, häufig veranlaſſen, ihr Glück im Ausland zu ſuchen. Alle Einwohner von San Marino treiben Landwirthſchaft; ihre Geſammtzahl beträgt zwiſchen ſieben und achttauſend, welche ſich auf die Hauptſtadt (San Marino), den Borgo, etliche Dörfer und manche zerſtreut ſtehende Wohnungen vertheilen. Die Nationalgarde, welche ich verſammelt ſah, hat ein recht gutes Ausſehen; ſie wäre vollkommen hinreichend, um die Engpäſſe gegen leichte Truppen, die aufs Fouragieren ausgehen wollten, zu vertheidigen, und ſie hat öfters gute Dienſte geleiſtet, wenn es darum zu thun war, Räuberbanden zu zerſtreuen oder abzutreiben, welche durch die päpſtliche oder toskaniſche Gensd'armerie verfolgt wurden.

San Marino iſt vielleicht der einzige Ort in Italien, welcher keine in gutem Styl erbaute Kirche beſitzt. Doch enthält die vorhandene drey bemerkenswerthe Gegenſtände. Zuerſt ein von Giulio Romano gemahltes Altarblatt, das zum Theil vom Blitze beſchädigt iſt; hernach ein ſchönes Gemählde Guercino's, welches die Reiſe der von Engeln durch die Luft getragenen heil. Kapelle darſtellt, und drittens das Bildniß des Eremiten S. Marino, des Stifters der Republik, welcher in der öden Gegend einige Einſiedler verſammelte, unter deren Schutz ſich die während der Verwüſtungen Italiens von allen Seiten bedrängten Bewohner der Ebene retteten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beytrag zur Naturgeſchichte des Aetna.

Unter den mancherley ſalzigten Gebilden (ſchreibt Hr. Lucas Sohn an Hrn. Arago aus Meſſina am 31. Juli 1819) welche die Wände vom Krater des Vulkanes bekleiden oder ſeinen Boden decken, findet ſich eines, das durch ſein glänzendes Weiß und ſeine große Leichtigkeit unſere Aufmerkſamkeit vorzüglich feſſelte. Man trifft daſſelbe insbeſondere da an, wo die Hitze am größten iſt, und wo aus den zahlreichen Spalten ſich wäſſrigte kaum ſichtbare Dämpfe faſt unaufhörlich verflüchtigen. Es iſt bisweilen von natürlichem Schwefel gefärbt, ſeltener damit vermengt. Gewöhnlich

Digitized by Google

ſind dieſe Salzkruſten ein bis zwey Centimeter dicht und ihre Oberfläche beträgt drey bis vier Decimeter. Ihre Struktur iſt eher ſchuppig als ſchalenartig und bisweilen auch fibros. Die Feinheit und Zartheit der kleinen perlfarbigen und leichten Blätter, woraus ſie beſtehen, verbunden mit ihrem etwas ſäuerlichen Geſchmack, führten mich auf die Vermuthung, es dürften dieſe Salzgebilde aus Boraxſäure beſtehen. Dieſe Vermuthung ward zur Gewißheit durch die Verſuche, welche Hr. Gioachino-Arroſto, ein in der Phyſik und Chymie überaus wohl bewanderter Apotheker in Meſſina, damit angeſtellt hat. Man kann demnach jetzt, dem nicht großen Verzeichniſſe der Standörter, wo die Boraxſäure frey oder natürlich angetroffen wird, den Krater des Vulkanes beyfügen. Die freye Schwefelſäure, in einer großen Menge Waſſer verdünnt, deſtillirt ſehr anſehnliche Gebilde von ſchwefelhaltigem Kalk und ſchwefelhaltiger Alaunerde, die verſchiedene Wände des vormals brennenden, jezt in Solfatara verwandelten Kraters des nämlichen Vulkanes bedecken.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, October.

Herr Quandt, deſſen Werk: Streifereyen im Gebiete der Kunſt — vor Kurzem erſchienen iſt, hat nach einem Aufenthalt von einigen Wochen ſeine Kunſtreiſe nach Rom fortgeſezt. Die angeführte Schrift enthält viele glückliche Gedanken, wohin wir z. B. die Aeußerung über die venetianiſche Schule rechnen, dabey verräth ſich eine freye, eigenthümliche Anſicht, oft weben ſich auch anmuthige Erzählungen aus der Kunſtgeſchichte ein, wie die, welche das Leben des Filippo Lippi beſchreibt. Lernt man den zartfühlenden, wohlwollenden Verfaſſer im Umgange kennen, ſo fällt auch der Vorwurf eines geſuchten weichlichen Tones hinweg. Hr. Quandt liebt die Kunſt aufrichtig, und befördert ſie mit dem thätigſten Eifer, wo und in wie weit er nur kann. Man hat hier Beyſpiele davon geſehen. Um auf das beſprochene Werk zurückzukommen, ſo kann der Leſer vielleicht bey manchen Urtheilen über Mangel an Beſtimmtheit klagen, da verſchiedenen Werken ihre Stelle nicht nach der ſtrengen Maßgabe des Höchſten iſt angewieſen worden. Denn wie die alexandriniſchen Kritiker einzelne Hervorbringungen des Geiſtes als canoniſch aufſtellten und minder bedeutende nach ausgemachten Kennzeichen in der gehörigen Rangordnung folgen lieſſen, ſo ſollte auch das theilweiſe Loben und Tadeln ohne Würdigung des Ganzen und ſeines Verhältniſſes zu dem Grundweſen der Kunſt den entſchiedenen Ausſprüchen eines höhern richtenden Bewußtſeyns Platz machen. Eben der Elektricismus des Urtheils gebiert und befördert den Elektricismus der Praxis und damit das verwirrende Feldgeſchrey der ſtreitenden Parteyen. Hr. Quandt hat hier von dem preiswürdigen Landſchafter Steinkopf ein herrliches Bild gekauft. Der eben genannte Künſtler ragt durch den poetiſchen Sinn, welchen er in ſeine Werke zu legen weiß, weit über den Rang eines bloßen Copiſten der Natur hervor. — Auch der däniſche Dichter, Herr Ingemann, hat uns wieder verlaſſen. Gegen dreyßig Dänen reiſen jezt auf Koſten der Regierung. Das iſt denn doch eine wahre königliche Freygebigkeit. — Das bereits in einem vorhergehenden Blatte berührte Trauerſpiel: Taſſo's Befreyung, hebt an mit dem Ausgange des Dichters aus dem Gefängniſſe in Ferrara und ſchließt mit dem Ausgange aus dem Leben, einen Tag zu früh für den ihm beſtimmten Lorbeer. Der Sieg, welchen die verlezte Seele über das bittere Verhängniß davon trägt, die Rückkehr des verſöhnten Geiſtes in ſich ſelbſt und dadurch auch zu Gott, das iſt der Grundgedanke dieſes Trauerſpiels, wie wir ihn aus mündlicher Mittheilung kennen. — Seit einiger Zeit kommen und gehen mehrere fremde Künſtler und Gelehrte, wie folgende Namen zeigen: Hr. Prof. Wendt aus Leipzig, Hr. Zelter, Profeſſor der Muſik aus Berlin, Hr. Dr. Hufeland von ebendaher, Hr. Prof. Meckel aus Halle, Hr. Dr. Weißenbach aus Salzburg, denen ſich zum willkommenen Stell dich ein auf dem Papiere Mad. Feron, erſte Sängerinn der italieniſchen Oper in Paris, und Mad. Klingemann, vom National-Theater in Braunſchweig, paſſend anſchlieſſen. Hr. Dr. Hufeland hat ſich hier nicht lange aufgehalten. — Zwiſchen unſern hieſigen und fremden Aerzten von Bedeutung herrſcht ein lebhafter literariſcher und zugleich freundſchaftlicher Verkehr. Hr. Prof. Meckel zählt hier Verehrer, die ſich von ihm für die Anatomie eben ſo viel verſprechen, als von ſeinem hochverdienten Vater. Faſt immerfort vollenden bey uns mehrere junge Aerzte ihre praktiſchen Studien, wozu hier, nach ihrem Geſtändniſſe, die trefflichſten Anſtalten und Lehrer ſind. Dem Laien wird bey dem weitverbreiteten, feſtbegründeten Ruhme der hieſigen mediciniſchen Fakultät ungefähr zu Muthe, als führe unter ſeinen Augen die alte Schule von Salerno ihr großes wohlthätiges Leben fort.

Mad. Feron hat im großen k. k. Redouten-Saale und im Theater an der Wien mit ausgezeichnetem Beyfalle geſungen. Ihre Meiſterſchaft zeigt ſie im Staccato ſowol in der diatoniſchen als chromatiſchen Leiter. Im Tyroler Liede ſtand ſie nach dem allgemeinen Urtheile am höchſten. Der Ton iſt rein, klangvoll, natürlich und durch alles dieß höchſt einſchmeichelnd. Nur gelingt es der Künſtlerinn nicht, unwiderſtehlich bis in die innerſten Tiefen der Seele zu dringen. Sie ſelbſt mag auch wohl das Beſte in der Muſik nicht kennen, nicht fühlen, wie die Wahl der Geſangſtücke zu verſtehen gab. Der iſt Meiſter im Geſange, der nicht blos Einzelnes in einer beſchränkten Gattung vermag, wie ein abgerichteter Vogel, der einen Marſch pfeift, ſondern das ganze Reich der Töne nach den mannigfaltigſten Richtungen, ſobald er will oder ſoll, gleichmäßig beherrſcht. Im äußern Anſtande der Mad. Feron ſpricht ſich Anmuth und Sicherheit aus. Zu einer Parallele mit Mad. Catalani kann die Künſtlerinn das Urtheil nicht auffordern, wiewol es ſcheint, ſie habe gewiſſe Vergleichungspunkte ſtill andeuten wollen. Der Styl der Mad. Catalani iſt größer, ſelbſt der körperliche Ausdruck hat eine unverkennbare Hoheit, die durch den ſiegreichen Blick, am Ende des Ziels und durch die künſtleriſche Regſamkeit keineswegs verliert. Wir wüßten hier keine Schauſpielerinn zu nennen, die gehen und ſtehen kann, wie die an Triumphe gewöhnte Italienerinn. Ewig wird im Gedächtniß bleiben, wie ſie hier durch das Lied: Gott erhalte Franz den Kaiſer, alles erſchütterte und fortriß. Ihr Geſang ergriff, wie der unſichtbare Chor des ganzen Volkes und beſonders glaubte man bey dem Worte imperatore vollkommen zu fühlen, was ein Kaiſer iſt und ſeyn ſoll. *) Mit Recht hat man allgemein getadelt, daß Mad. Feron faſt nur Compoſitionen des Hrn. Pucitta ſang, der bey unſern Muſikkennern in keinem ſonderlichen Rufe ſteht. Die Anſchlagzettel nannten etwas windig und prahleriſch die Sängerinn einen Zögling aus der Kunſtſchule des Hrn. Pucitta. Sollte die Künſtlerinn uns deshalb mehr gefallen? Wir hätten die Schule auch ohne den Namen des Hrn. Pucitta gefunden. Mad. Feron traut uns zu wenig zu. —

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Anmerkung des Referenten. Die Liebhaber biographiſcher Merkwürdigkeiten bedauern hier ſehr, daß Mad. Catalani in dem lezten Berliner Berichte, neben andern Jahrzahlen nicht auch das Jahr ihrer Geburt angegeben hat. An einer berühmten Frau intereſſirt ſelbſt das ſonſt Gleichgültige.

Digitized by Google

Nro. 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. November 1819.

Den Gott vor Augen!

Wahlſpruch der phöniziſchen Schiffer.

Die Seereiſe.*)

Für den Europa beſuchenden Amerikaner iſt die lange Seereiſe, welche er zurücklegen muß, ein vortreffliches Vorbereitungsmittel. Die Entfernung weltlicher Gegenſtände und Beſchäftignngen während dieſer Zeit bewirkt einen für die Annahme neuer und lebendiger Eindrücke beſonders geeigneten Gemüthszuſtand. Die große Waſſerfläche, welche die beyden Halbkugeln von einander trennt, erſcheint wie ein leeres Blatt im Daſeyn. Da gibt es keinen ſtufenweiſen Uebergang, welcher, wie in Europa, das Anſehen und die Bewohner eines Landes beynahe unbemerkbar mit denen eines andern verſchmilzt. Von dem Augenblick an, in welchem man das verlaſſene Land aus dem Auge verliert, iſt Alles Leere, bis man das gegenüber liegende Land betritt, und auf einmal in das Gewirre und die Neuheit einer neuen Welt hinein geſchleudrrt wird.

Auf einer Landreiſe erhält man eine fortgeſezte Bilderreihe, und eine verſchlungene Folge von Menſchen und Vorfällen, welche die Scenen des Lebens fortführen, und die Wirkungen der Abweſenheit und Trennung ſchwächen. Zwar ſchleppen wir bey jedem Schritt in unſerer Wanderſchaft eine wachſende Kette; aber die Kette bleibt ganz, wir können von Ring zu Ring an ihr zurücklaufen; und wir fühlen immer, daß der lezte davon, uns an die Heimat anſchließet. Eine ferne Seereiſe aber reißt uns auf einmal hinweg; ſie läſſt uns fühlen, daß wir den ſichern Ankergrund des ruhigen Lebens verlaſſen, und auf eine zweifelhafte Welt hinaus getrieben ſind. Sie wirft zwiſchen uns und die Heimat einen, nicht eingebildeten, ſondern wirklichen Abgrund — einen Abgrund, welcher Stürmen, Furcht und Ungewißheit ausgeſezt iſt, der die Entfernung bemerklich, und die Rückkehr unſicher macht.

Dieß war wenigſtens mein Fall. Als ich den lezten blauen Streif meines Vaterlandes, wie eine Wolke in den Geſichtskreis dahin ſchwinden ſah, ſchien es mir, als hätte ich einen Theil der Welt und ihrer Angelegenheiten geſchloſſen, und hätte nun Muße zum Nachdenken, ehe ich den andern öffnete. Auch war das Land, welches nun meinen Blicken entſchwand, dasjenige, welches mein Theuerſtes auf Erden in ſich ſchloß; welche Wechſel mochten in demſelben — welche Veränderungen mochten ſich in mir ereignen, ehe ich es wieder ſehen würde. Wer, wenn er einmal den Pilgerſtab ergriffen, kann ſagen, wohin ihn die ungewiſſen Lebensſtröme treiben werden; oder wann er zurückkehren, oder ob es je ſein Loos ſeyn werde, die Spielplätze ſeiner Kindheit wieder zu ſehen?

Ich ſagte, auf der See ſey Alles Leere: ich muß dieſen Ausdruck verbeſſern. Für einen, der ſich gern in Träumereyen und Phantaſien verliert, iſt eine Seereiſe voller Gegenſtände des Nachdenkens; aber dieſes geht auf die Wunder der Tiefe und der Lüfte, welche eigentlich den Geiſt von weltlichen Dingen abzuziehen ſuchen. Mein Vergnügen war es, an dem Schiffsgeländer lehnend hinab zu blicken, oder

*) Bruchſtück aus Godfried Crayon Esquire's Skizzenbuch; Neu-York 1819.

bey einem windſtillen Tage in den Maſtkorb hinan zu klettern, und ſtundenlang über den ruhigen Buſen einer Sommer-See zu brüten; die Spitzen des eben über den Geſichtskreis hervorragenden goldenen Gewölks anzuſtarren, dieſelben mir als Feenreiche zu denken, und mit Geſchöpfen meiner Einbildung zu bevölkern; und den ſanftbewegten Wogen nachzuſchauen, die, ihre Silbermaſſen fortwälzend, an jenen glückſeligen Geſtaden hinweg ſterben zu wollen ſchienen.

Es war ein behagliches Gefühl von vermiſchter Sicherheit und Furcht, mit welcher ich von meiner ſchwindlichten Höhe hinab den ungelenkigen Sprüngen der Seeungeheuer zuſah. Heere von Meerſchweinen, die ſich um den Schiffsſchnabel her tummelten; der Nordkaper ſeine unförmliche Geſtalt über die Fläche erhebend, und der gefräßige Haifiſch wie ein Geſpenſt durch das blaue Gewäſſer ſchießend. Meine Einbildungskraft pflegte alles, was ich von der Waſſerwelt unter mir gehört oder geleſen hatte, von den geſchuppten Herden, die ihre unergründlichen Ebenen durchſtreichen, von den bildloſen Ungeheuern, die in den tiefſten Grundfeſten der Erde hauſen, und allen den wilden Hirngeſpinſten, mit denen die Erzählungen der Matroſen und Fiſcher angefüllt ſind, herauf zu beſchwören.

Zuweilen lieferte ein fern am Rande des Meeres dahin ſchwebendes Segel den Gegenſtand zur müßigen Grübeley. Wie anziehend dieſes Theilchen einer Welt, welches dahin eilte, um ſich wieder an die große Maſſe anzuſchließen! Welch ein rühmliches Denkmal des menſchlichen Erfindungsvermögens, das hier über Wind und Wellen den Sieg davon getragen, die Enden der Erde in Verbindung geſezt, einen Güteraustauſch veranſtaltet, wodurch der Süden alle ſeine Koſtbarkeiten in die unfruchtbaren Nordländer ergießt, das Licht der Wiſſenſchaften und die Wohlthaten der Civiliſation verbreitet, und auf dieſe Art die zerſtreuten Theile des Menſchengeſchlechtes zuſammen gefügt hat, zwiſchen welche die Natur eine unüberſteigbare Schranke gelegt zu haben ſchien.

Eines Tages bemerkten wir in der Entfernung einen unförmlichen Gegenſtand umhertreiben. Auf dem Meere macht jedes Ding, welches die Einförmigkeit der umgebenden Fläche unterbricht, die Aufmerkſamkeit rege. Es zeigte ſich, daß es der Maſt eines Schiffes war, welches gänzlich zertrümmert worden ſeyn mußte; indem noch die Ueberreſte von Schnupftüchern daran hingen, vermittelſt welcher einige von der Mannſchaft, um nicht von den Wellen hinweggeſpült zu werden, ſich an dieſe Planke angeknüpft haben mochten. Keine Spur, wodurch der Name des Schiffes hätte ausgefunden werden können, war zu entdecken. Ohne Zweifel war der Wrack ſchon ſeit mehrern Monaten umher getrieben; indem ſich ſchon Klumpen von Schalthieren daran angehängt, und langes Seegras von deſſen Seiten herabfloß. Aber wo, dachte ich, iſt die Mannſchaft? — Ihr Kampf iſt längſt vorüber — Unter dem Geheule des Sturmes ſind ſie in die Tiefe hinabgeſunken — und in den Abgründen des Weltmeers liegen ihre bleichenden Gebeine. Stille und Vergeſſenheit ſind wie die Wellen über ſie zuſammen geſchlagen, und niemand iſt, der da von ihrem Ende erzählen könnte. Welche Seufzer ſind dieſem Schiffe nachgeflogen; welche Gebete von dem verlaſſenen Heimatherd für daſſelbe gen Himmel geſtiegen! Wie oft hat die Geliebte, die Gattinn oder Mutter die Zeitungen durchſtöbert, um irgend eine zufällige Nachricht von dieſem Meerenpilger aufzuhaſchen! Wie iſt endlich aus der Erwartung Bangigkeit — aus Bangigkeit Furcht — und aus Furcht Verzweiflung geworden! Ach, nicht ein einziger Ueberreſt wird den Lieben den zum Troſte je wiederkehren! Alle Nachricht von demſelben wird ſich darauf beſchränken: es ſegelte aus dem Hafen, und nichts mehr ward davon gehört!

(Der Beſchluß folgt.)

San Marino und Rimini.

(Beſchluß.)

Auf dem Gipfel des Berges (das will ſagen, auf der höchſten Stelle der Felſenmauer, wovon oben die Rede war), genießt man der ſchönſten Fernſicht Italiens. Im Weſten erblickt das Auge die Hügel und Bergkette, welche Toscana von der römiſchen Landſchaft und vom Herzogthum Urbino trennen; gegen Mittag überſieht man das Eben der Romagna und des Herzogthums Urbino bis zum Gebirge von Ancona. Im Oſten zeigen ſich Rimini, das adriatiſche Meer und bey heiterem Himmel auch die Berge Dalmatiens; im Norden endlich ſtellen ſich dem Beſchauer die Ebenen der Legationen, Ravenna, Ferrara, Bologna, und die Lombardei bis an die Alpenkette dar, in deren Vorgrund der zwiſchen dem Gardaſee und Verona befindliche Monte Baldo ſich erhebt. Kaum gibt es wohl anderswo einen Standpunkt, der ein prachtvolleres Panorama darbieten könnte.

Die Einwohner San Marino's ſchienen mit ihrer Lage zufrieden, wenigſtens ward mir dieß von allen, die ich darüber befragt habe, auf eine ſo nachdrucksame Weiſe verſichert, daß ich nicht daran zweifeln kann. Das Gefühl der Unabhängigkeit, welches einem armen aber freyen und unabhängigen Lande, gegenüber den reichſten Landſchaften den Vorzug verleiht, iſt demnach auch wohl ein wahrhaftes und koſtbares Gut! Was mir allein wehe that, war die Wahrnehmung, daß die Adels-Ariſtocratie mit ihren unbürgerlichen Anmaßungen ſich auch in dieſem kleinen Freyſtaate eingeniſtet hat.

Ueber die Geſchichte von San Marino iſt zu Mailand (bey Francesco Sondogno und Gio. Battiſta) im Jahr 1804 ein Quartband mit der Aufſchrift gedruckt worden: Memorie storiche della Republica di S. Marino raccolta dal

Cavaliere Melchiore Delſico, citladino della medeſima. Hr. Delſico iſt ein ausgezeichneter und gelehrter Neapolitaner.

*

Rimini iſt ein recht hübſches, wohlgebautes und wohlgepflaſtertes Städtchen, das nur wenige ſehenswerthe Alterthümer enthält, unter denen ſich die Ueberreſte eines zerfallnen Triumphbogens befinden. Die Franzoſen unternahmen während ihres Aufenthalts die Herſtellung eines Kanals, der den kleinen Handelsfahrzeugen, welche bey eintretender ſchlimmer Witterung auf der Küſte öfters gefährdet ſind, Aufnahme und Schutz gewährt. Dieſer Kanal iſt verlängert, gereinigt und großentheils mit Steinen eingefaſſt worden. Ein Leuchtthurm ſteht am Eingang deſſelben, und dieſen Arbeiten verdankt es Rimini, daß kleinere Schiffe nunmehr bis unter ſeine Mauern gelangen; nur iſt zu beſorgen, daß, wofern die angefangenen Werke unvollendet bleiben, auch das zu Stand gebrachte in Kurzem wieder zu Grund gehen dürfte. Der Aufenthalt der Franzoſen hat ſich in dieſen Gegenden durch ſo große, ſchöne und nützliche Unternehmungen bezeichnet, daß es nicht befremden kann, wenn der Kontraſt auch ungeübtern Beobachtern auffällt. Das Nämliche läſſt ſich mit gleicher Wahrheit von den prachtvollen Straßen, welche die Franzoſen in den Umgebungen von Ancona angelegt haben und von den Bauwerken ſagen, die ſie zum Vortheil der Verbindungen dieſes Seehafens unternahmen. Wenn es viele Carbonari (Freyſinnige, welche den Verluſt der Unabhängigkeit Italiens bedauern) in dieſen Gegenden gibt, ſo iſt die Urſache dieſe, daß nirgend anderswo der Unterſchied zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit auffallender erſcheint.

An Sie.

(Von Lord Byron.)

Du biſt beglückt, und ſo wie immer
Erglüht mein Herz nur für dein Wohl,
D'rum fühl' ich, daß des Glückes Schimmer
Auch in mein Inn'res fallen ſoll. —

Dein Gatte ſchwelgt in Himmelsfreuden,
Ich haſſt' ihn, liebte er dich nicht,
Sein Götterloos ihm zu beneiden,
Das wag' ich nicht, ob's Herz auch bricht.

Ich ſah dein Kind, das heißgeliebte,
Da faſſte mich ein wilder Schmerz
Doch bald mein Auge ſich ertrübte —
Es lächelt' und gewann mein Herz.

Ich küſſt' es, ſtand in ſeinen Zügen
Auch ſeines Vaters deutlich Bild,
Doch in dem Auge ſah ich liegen
Dein Herz, ach einſt von mir erfüllt. —

Marie! leb wohl, ich muß entfliehen,
Dein Glück ſoll nicht mein Elend ſeyn,
Doch nahe dir fühl' ich erglühen
Mein Inn'res, und bin wieder dein.

Ich hoffte doch, daß Zeit und Stunden
Und Stolz die eitle Glut gekühlt,
Doch nur die Hoffnung iſt verſchwunden,
Und noch wie ſonſt mein Buſen fühlt. —

Einſt goß ein überwallend Leben
Dein Blick in's trunk'ne Herz hinein,
Jezt wär's Verbrechen, ſo zu beben,
Ich ſah dich — konnte ruhig ſeyn.

Ich ſah dich in mein Antlitz ſchauen,
Verwirrung daſt du nicht entdeckt,
Doch hat vielleicht mit innerm Grauen
Dich der Verzweiflung Bild erſchreckt. —

Hinweg ihr Träume aus dem Morgen,
Ihr weckt Erinnerung, die ſchlief,
O wo iſt Lethe's Strom verborgen? —
Brich armes Herz, und ſchweige tief. —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 24. Oktober.

Den Pariſern kömmt es ſehr gelegen, wenn ſich Jemand über ſeinen eigenen Ruf hinausſezt, und ihnen vor den Gerichtshöfen ſein Privatleben und ſeine ganze Perſönlichkeit zum Beſten gibt. Ein ſolcher Mann war der berüchtigte Selves, welcher 10 bis 12 Jahre lang beſtändig mit der Gerechtigkeit im Streite lag, und faſt jeden Monat das Publikum mit einem friſchen Prozeſſe unterhielt. Ein ähnlicher Mann iſt jezt eben der streitſüchtige Sir James Gregan Craufurd, von dem ſeit Kurzem unaufhörlich die Rede iſt, und der alſo auch eine Stelle in der Pariſer Korreſpondenz verdient. Dieſer ſchottiſche Edelmann war vor 16 Jahren brittiſcher Reſident zu Hamburg, und macht ſich hier in dieſer freyen Stadt durch die von ihm bewirkte, und von dem Senate, wie es ſcheint, ohne Schwierigkeit bewilligte Ergreifung eines irländiſchen Flüchtlings Napper-Tandys und einiger ſeiner Anhänger unrühmlich bekannt. Bonaparte, welcher ſich nur allein ſolche Machtſtreiche anmaßte, erboſte über dieſe That außerordentlich, und als er ſpäterhin den Herzog v. Enghien auf badiſchem Gebiete gegen alles Völkerrecht ergreifen ließ, ſoll ihm Craufurd's Beyſpiel zum Vorwand gedient haben; ein Beyſpiel, welches übrigens von der ganzen engliſchen Nation mißbilligt worden war, und wahrſcheinlich auch ſogar von der engliſchen Regierung nicht als rechtlich anerkannt worden iſt. Nach dem Friedensſchluſſe zu Amiens befand ſich Craufurd in Frankreich, und muſſte hier einem derjenigen Machtſtreiche unterliegen, wovon er ſelbſt Gebrauch gemacht hatte. Da nämlich bey dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten zwiſchen England und Frankreich alle engliſche Reiſenden auf franzöſiſchem Boden als Kriegsgefangene feſtgehalten wurden, muſſte ſich auch Sir J. Craufurd dieſem harten Schickſale unterwerfen, und ſich gefallen laſſen, in der Feſtung Valenciennes ſeinen Aufenthalt aufzuſchlagen. Doch war er gewandt genug, um ſich ein Zeugniß der Aerzte zu verſchaffen, daß

Digitized by Google

ihm die Aachener Bäder nöthig ſeyn. Er bekam die Erlaubniß, ſich auf drey Monate dorthin zu begeben, entwiſchte aber, ſtatt nach Aachen zu gehen, und ſchiffte ſich zu Bremen nach England ein. Bey ſeiner Ankunft in London ließ er ſich dem Könige vorſtellen, und in den miniſteriellen Tagesblättern eine Rechtfertigung ſeiner Flucht und der dabey begangenen Wortbrüchigkeit abdrucken. Dieß wird ihm in einem eben erſchienenen Schreiben eines Engländers in den heftigſten Ausdrücken vorgeworfen. Durch ſeine Flucht habe er, heißt es darin, die Lage ſeiner Mitgefangenen verſchlimmert, und wenn er auch der franzöſiſchen Regierung keine Treue ſchuldig geweſen ſey, ſo hätte er doch bedenken ſollen, daß er ſeine Freyheit nicht auf Unkoſten der andern Gefangenen erhalten dürfe. Der Verfaſſer des Schreibens nennt ihn ſchlechtweg einen rascal und scoundrel, Worte die im Engliſchen nur bey der äußerſten Noth gebraucht werden, und begreift nicht, wie ein ſolcher scoundrel hat je zu einem diplomatiſchen Poſten gelangen können, es ſey dann aus Hochachtung für ſeinen Onkel, den Hr. Quintin Craufurd, welcher ſich in Rotterdam durch den Handel bereichert hat, und ſeitdem zu Paris ein großes Haus hält, und keine Kinder hat. Auf das Vermögen dieſes reichen Oheims hatte Sir J. Craufurd der Neffe, ſeine Hoffnung gebauet, und mit der Vereitlung ſeiner glänzenden Erwartungen beginnt die Geſchichte ſeiner Prozeſſe und ſeiner Klagſchriften, wovon bereits acht erſchienen ſind, gegen eine einzige des reichen Oheims. Sir J. Craufurd befand ſich im Jahr 1818 zu Genf, als er vernahm, ſein ſteinreicher Oheim in Paris ſetze einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens der Enkelinn ſeiner Frau, welche ſich mit dem Herzoge v. Guiche vermählen wolle, zum Heirathsgut aus. Dieß war dem Neffen ein gewaltiger Strich in ſeiner Rechnung; er ſezte ſich alſo gleich hin und ſchrieb an den erſten Kammerherrn, Herzog de la Chatre, er möge doch den König dazu bewegen, den Heiraths=Kontrakt zwiſchen dem Herzog de Guiche und Mlle. d'Orſay nicht zu unterzeichnen, da durch dieſes Vermächtniß ein rechtmäßiger Erbe ſeines Antheils beraubt werde. Allein der König hatte den Heiraths=Kontrakt ſchon unterzeichnet. Sir James eilte nun ſogleich nach Paris, ließ ſeinen Brief an den Herzog v. Guiche drucken, und bekam von dieſem bevortheilten Ehemann eine derbe Antwort. Es erfolgte hierauf eine Ausforderung, die aber durch Vermittelung der Freunde keine weitere Folgen hatte. Den gedruckten Brief hatte der entrüſtete Neffe mit einer Einleitung begleitet, worin er ſeinem Zorne freyen Spielraum läßt. Da die Familie, die ihm ſein gehofftes Erbtheil weggenommen hat, eine franzöſiſche iſt, ſo läßt er ſeinem Grimm über die geſammte franzöſiſche Nation aus, und behauptet, ſie ſey durch die Revolution außerordentlich verdorben worden. Von dem Herzog v. Guiche urtheilt er, daß, wenn dieſer ein ehrlicher Mann wäre, er gehandelt haben würde wie jener engliſche Prokurator, welchem ein reicher Bewohner Londons, der ſich über ſeine Tochter zu beklagen hatte, ſein geſammtes Vermögen hinterließ, der es aber nicht annahm, ſondern es der Tochter zurückerſtattete. Dieß hat nun freylich der Herzog v. Guiche nicht gethan; aber welcher Ehemann, wenn er auch ein Herzog wäre, läßt wohl gern eine Million fahren, die ihm bey ſeiner Heirath wie aus den Wolken gefallen iſt! Sir J. erwartete doch, wie es ſcheint, etwas Anderes von dem Herzoge v. Guiche; denn er blieb acht Monate lang ruhig. Da ſich aber der Herzog v. Guiche während dieſer Zeit eben ſo ruhig verhielt, ſo verging zulezt dem Sir J. Gregan Craufurd, dem der Kopf leicht warm zu werden ſcheint, die Geduld, und er ſandte nun eine zweyte ſehr ſchonungsloſe Anklageſchrift in die Welt. Dieß zog ihm ſtatt ſeines Erbtheils eine doppelte Herausforderung zu, nämlich eine von dem Herzog v. Guiche und eine andre von dem Hrn. d'Orſay. Da aber der nachrechnende Sir James wohl bedenken mochte, daß wenn er ſeine Gegner tödtete, er keinen Heller bekommen, und wenn er von ihnen getödtet würde, er nicht den mindeſten Genuß von allen Millionen der Welt haben würde, ſo ſchlug er das Duell klüglich aus; kam jedoch nicht viel weiter mit dieſem Entſchluſſe; denn der Herzog v. Guiche ließ nun einen vier Schuh langen und zwey Schuh breiten Zettel in ganz Paris anſchlagen, auf welchem die geſammte Bevölkerung der Hauptſtadt gedruckt leſen konnte, daß Sir James Gregan Craufurd ein Feigling ſey. Vielleicht war dieß nur eine Redensart, wodurch man ihn wider ſeinen Willen zum Schlagen mit dem Degen oder mit Piſtolen bewegen wollte. Sir James aber griff das Ding an einem andern Ende an, und verklagte den herzogl. Verfaſſer des Anſchlagezettels bey der Polizey. Dieſen Prozeß, der nur ein Nebending iſt, hat man bis jezt über die folgenden Ereigniſſe vergeſſen, und er ſoll noch in der Folge irgend einmal geſchlichtet werden. Sir J. hatte einen andern Prozeß in der Hand, der ihm wichtiger dünkte, und an dem auch das neugierige Publikum mehr Antheil genommen hat. Es ſollten nämlich in ſehr vornehmen Geſellſchaften ärgerliche Reden gegen den enterbten Neffen gehalten worden ſeyn, und dieſer fand es nun für gut, jene ſehr vornehmen Geſellſchaften ſammt und ſonders vor Gericht zu laden. Während dieſer Prozeß eingeleitet wurde, kamen wieder neue Vorfälle zur Sprache. Sir J. hatte bey ſeinem Onkel Beſuch abſtatten, oder, wie es wahrſcheinlicher iſt, mit Gewalt eindringen wollen, und war zur Thür hinausgeſchoben oder geworfen worden. Um die Incidenzien nicht zu verwickeln, ſoll dieſer Vorfall zu einem neuen Prozeſſe Anlaß geben, den Sir James einſtweilen in petto behält. Der vorige Prozeß hat nun das Gericht mehrere Sitzungen hindurch beſchäftigt. Welche ſonderbare und faſt originelle Rolle der Neffe hiebey geſpielt hat, haben die Tagesblätter ſehr dramatiſch geſchildert, und da ihre dialogiſirten Schilderungen auch in die deutſche Blätter übergegangen ſind, ſo brauche ich ſie hier nicht zu wiederholen. Ich will nur erinnern, daß der Ausgang der Sache ſo lautete, daß die Klagen des Sir James als nichtig anerkannt wurden. Da jedoch die Injurien=Schriften deſſelben hiebey nicht unterdrückt wurden, ſo iſt von Seiten ſeiner Gegner wieder ein neues Prozeßchen entſtanden, worin auf die Unterdrückung ſeiner beleidigenden Schriften gedrungen wird. Dieſer Punkt ſoll nun noch entſchieden werden, und wird wahrſcheinlich wieder zu neuen dramatiſchen Auftritten Anlaß geben. Gegen die acht Anklage=Schriften des Neffen hat der Oheim bisher nur eine einzige Vertheidigungsſchrift drucken laſſen, die in ganz Paris unentgeldlich ausgetheilt wird. Der reiche Mann behauptet darin, daß es ihm frey ſtehe, ſein durch Fleiß und Emſigkeit erworbenes Vermögen zu verſchenken, wie er es für gut befinde. Er geſteht, er habe dem Großvater des prozeßſüchtigſten Sir James einige Verbindlichkeit, indem ihm dieſer zu ſeinen Spekulationen in Indien Geld vorgeſtreckt habe; da er aber dieſes Kapital mit den Zinſen zurückerſtattet, ſo ſey er von aller Verbindlichkeit los. Freylich im merkantiliſchen Sinne, aber im moraliſchen könnten ſehr zarten Gemüthern Zweifel aufſtoßen. Auch hört man hie und da eine Stimme im Publikum — vielleicht auch von leichtfertigen Neffen, die den Verluſt eines, durch Andrer Fleiß erworbenen Vermögens fürchten — welche den Oheim der Ungroßmuth und den Herzog des Eigennutzes beſchuldigen. Da Sir James durch ſeine ehemaligen politiſchen Aufträge und ſeine übrigen Verhältniſſe kein bedürftiger Mann ſeyn kann, ſo möchte dieſes Mitleiden um ſo überflüſſiger ſeyn.

D 3.

Nro. 270.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 11. November 1819.

Hoch in ſeinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott die heilgen Leichen,
Und er ſelber iſt ihr Grab;
Und mit ſeinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerſchöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Schiller.

Die Seereiſe.

(Beſchluß.)

Der Anblick dieſes Wraks gab, wie gewöhnlich, zu vielen ſchauderhaften Anekdoten Anlaß. Beſonders war dieß am Abend der Fall, als das Wetter, welches bis dahin heiter geweſen war, ſich zu trüben anfing, eine drohende Geſtalt annahm, und einen jener plötzlichen Stürme ankündigte, die zuweilen die Heiterkeit einer Sommer-Seereiſe unterbrechen. In der Cajute, um den trüben Schein einer Lampe herum ſitzend, welcher die Traurigkeit nur noch vermehrte, brachte ein jeder ſeine Erzählung von Schiffbrüchen und andern Unglücksfällen vor. Beſonders rührte mich eine kurze vom Kapitän erzählte Anekdote.

„Als ich einſt,“ ſo ſagte er, „in einem ſchönen, ſtarken Schiffe über die Bänke von Neufoundland dahin ſegelte, machte es einer jener in der dortigen Gegend herrſchenden, dichten Nebel ſogar am Tage uns unmöglich, weit vor uns hinzuſehen; aber bey Nacht wurde das Wetter ſo dick, daß wir auf doppelter Schiffslänge keinen Gegenſtand zu unterſcheiden vermochten. Ich ließ Lichter an die Maſtesſpitze hängen, und unterhielt eine beſtändige Wache, um ſich nach den Fiſcherböten umzuſehen, welche bey den Bänken vor Anker zu liegen pflegen. Der Wind blies friſch in unſere Segel, und mit groſſer Schnelle durchſchnitten wir die Wellen. Plötzlich rief die Wache: ein Schiff vor uns! — und dieſes war kaum ausgeſprochen, als wir uns auch ſchon auf demſelben befanden. Es war ein kleiner Schooner, welcher die Rippen gegen uns gekehrt vor Anker lag. Die ganze Mannſchaft lag im Schlafe, und hatte ein Licht auszuhängen verſäumt. Wir rannten gerade gegen die Mitte des Schiffes. Die Gewalt, Gröſſe und das Gewicht des unſerigen drückten es unter die Wellen; wir flogen über daſſelbe hinweg, und wurden gewaltſam in unſerem Laufe fortgetrieben. Gerade in dem Augenblick, als der krachende Wrak unter uns in die Tiefe ſank, bemerkte ich zwey oder drey halbnackte Menſchen, welche aus der Cajüte hervor ſtürzten; ſie waren nur aus ihren Betten geſprungen, um kreiſchend von den Wellen verſchlungen zu werden. Ich hörte ihr Sterbegeſchrey ſich mit dem Winde vermiſchen. Der Windſtoß, welcher es unſern Ohren zugeführt, trieb uns auch ſo weit hinweg, daß wir nichts mehr hören konnten. Nie werde ich dieſes Gekreiſche vergeſſen! Es dauerte einige Zeit, ehe wir das Schiff herum bringen konnten. Wir kehrten ſo viel wir möglicher Weiſe vermuthen konnten nach dem Orte zurück, wo das Boot geankert hatte; kreuzten mehrere Stunden lang im dicken Nebel umher, feuerten Signale, und horchten, ob wir nicht das Zurufen irgend eines dem Tode Entgangenen vernehmen könnten, aber alles war ſtille — nie ſahen oder hörten wir mehr etwas von ihnen!“

Ich muß geſtehen, dieſe Anekdoten machten eine Zeitlang meinen ſchönen Phantaſien ein Ende. Der Sturm ward mit der Nacht heftiger. In fürchterlichem Aufruhr peitſchte er das Meer. Es war ein ſchrecklicher, finſterer Schall von rauſchenden Wellen und brechenden Wogen. Ein Abgrund rief den andern. Zuweilen ſchien das ſchwarze Ge-

Digitized by Google

wölke über uns durch die über die ſchäumenden Wellen ſich hinſchlängelnden Blitze auseinander geriſſen, welches die nachfolgende Finſterniß nur doppelt fürchterlich machte. Der Donner brüllte über dem wilden Gewäſſer, und die berghohen Wellen ſchienen deſſen Schall wiederzugeben und zu verlängern. So wie ich das Schiff zwiſchen dieſe brüllenden Hölen umhergeworfen und untertauchen ſah, ſchien es ein Wunder, wie es ſein Gleichgewicht wieder erhalten, oder flott bleiben konnte. Die Segelſtangen tauchten häufig ins Waſſer, der Bogſpriet war beynahe unter den Wellen begraben. Zuweilen war eine überhängende Woge auf dem Punkte, das Schiff zu überdecken, und nur eine geſchickte Wendung des Steuerruders rettete es von dem Schlage.

Das furchtbare Schauſpiel folgte mir bis in meine Cajüte nach. Das Pfeifen des Windes durch das Tauwerk klang mir wie Todtenklage in die Ohren. Das Krachen der Maſte, das Zuſammendrücken und Aechzen der Verſchläge, während das Schiff ſich durch die tiefbewegte See hinarbeitete, war ſchrecklich. Als ich die Wellen an den Seiten des Schiffes hinwegrauſchen, und in mein Ohr brüllen hörte, kam es mir vor, als ob der Tod um dieſen ſchwimmenden Kerker her raſete, und ſeine Beute ſuchete; das Nachgeben eines Nagels nur — die Oeffnung einer Nath mochte ihm Einlaß gewähren.

Indeſſen kam ein ſchöner Tag mit einer ruhigen See und günſtigem Wind und brachte dieſe traurigen Gedanken bald zum Fliehen. Es iſt unmöglich dem aufheiternden Einfluß des ſchönen Wetters und günſtigen Windes auf dem Meere zu widerſtehen. Wenn das Schiff in all ſeiner Pracht ausgerüſtet mit geſchwellten Segeln luſtig über die leicht wogenden Wellen dahin ſchwebet, wie erhaben, wie herrlich erſcheint es dann — wie ſcheint es da über die Tiefe zu herrſchen! Ich könnte einen Band mit den Phantaſien einer Seereiſe ausfüllen, denn mir iſt ſolche beynahe eine immerwährende Phantaſie — aber es iſt Zeit, daß ich ans Land trete.

Es war ein ſchöner ſonnigter Morgen, als das Herz durchdringende Geſchrey: Land! vom Maſtkorbe herab erſchallte. Ich zweifle, ob Columbus, als er der neuen Welt zuerſt anſichtig wurde, einen angenehmern Drang der Gefühle empfand, als die, welche den Buſen eines Amerikaners beym erſten Anblick von Europa erfüllen. Der Name allein iſt mit einer Maſſe von Ideen verknüpft, es iſt das gelobte Land, voll von allem dem, was man ihm in der Kindheit vorerzählt, und worüber er in den Jahren des Studiums nachgedacht.

Von dieſem Augenblicke an bis zur Zeit der Ankunft war alles in fieberhafter Bewegung. Die wie beſchützende Rieſen die Küſten bewachenden Kriegsſchiffe, die weit in den Kanal hervorſpringenden Landſpitzen von Ireland, die über die Wolken erhabenen Gebirge von Wales, waren alles Gegenſtände der höchſten Aufmerkſamkeit. Als wir den Fluß Merſey hinauf ſegelten, betrachtete ich die Ufer mit einem Fernrohre. Mit Vergnügen verweilte mein Auge bey den niedlichen Bauernhäuſern, mit ihrem netten Buſchwerk und grünen Raſenplätzen umgeben. Ich ſah die modernden Ruinen einer Abtey mit Epheu umranket, und den ſchlanken Thurm einer Dorfkirche an der Stirne eines nahen Hügels ſich erheben. — Alles verkündete England.

Wir landeten, und nun war alles Eile und Beſchäftigung. Zuſammentreffen von Bekannten, Grüßen der Freunde, Nachfragen der Geſchäftsleute. Ich allein war einſam und müßig; kein Freund, kein Gruß wartete meiner. Ich betrat das Land meiner Väter — aber fühlte mich ein Fremdling in dem Lande.

Schweizer-Anekdoten.

(Aus dem dritten Band der Geſchichte von Baſel des Herrn Staatsrath Ochs. Baſel. 1819. 8.)

1.

Zu Augſt (Augusta Rauracorum) erzählte man ſich Wunderdinge von den Alterthümern der römiſchen Zeiten. Ein unterirdiſcher Gang wurde das Heidenloch genannt. Ein großer Schatz, den die Römer dort hinterlaſſen hätten, befände ſich in einem Troge und hinter einer eiſernen Thüre, ſo ein großer Hund bewachte. Niemand bisher war ſo kühn geweſen, ſich träumen zu laſſen, mit dieſem Hunde anzubinden. Ein armer Geſell, aus Hungersnoth, welche er in einer grauſamen Theurung mit Weib und Kindern gelitten, war, um das Jahr 1420, ſo vermeſſen, ſagt die Chronik, in dem gewölbten Gang unter der Erde den Schatz zu ſuchen. Da er aber weit hinein kam, ſoll er nichts als Todtenbeine und andere erſchrockenliche Zeichen gefunden haben. Er fiel in Ohnmacht. Als er doch zu ſich ſelbſt gekommen und wieder hervorgekrochen, ſah er mehr einem Geiſt als einem Menſch gleich und ſtarb in drey Tagen. Das ſind die Vortheile des Aberglaubens, durch welchen man die ſchwachen Gemüther, wie am Gängelband, zu leiten wünſcht.

2.

Als ein Ueberbleibſel der Strafgerechtigkeit des fünfzehnten Jahrhunderts kann die Beſoldung des Scharfrichters in Baſel bemerkt werden: „Dem Nachrichter oder Lictori alle Wochen 3 Schilling, oder 8 Sch. ſo er nicht Spiel hat, außer 10 Sch. fronfaſtenlich um Holz, etwas Rockengeld, und Haus und Hof ohne ſeinen Schaden. Hat er aber Spiel (ein ſeltſamer Ausdruck!); ſo gibt man ihm von dem Rade 1 Pf., vom Sieden 1 Pf., von Pfählen 1 Pf., von Brennen 1 Pf., vom Haupten 10 Sch., vom

Digitized by Google

Henken 10 Sch., von einem zu Vervierthellen 2 Pf., die Viertheile zu führen und aufzurichten 16 Sch., vom Ertränken 10 Sch., von Blenden 5 Sch., von Ohren abzuhauen 5 Sch., eine Hand abzuſchlagen 5 Sch. Einen der ſich ſelbſt ertödtet, in ein Faß zu ſchlagen und in den Rhein zu werſen 10 Sch., einen zu ſchwemmen 5 Sch., und die Zunge auszuſchneiden 5 Sch."

Gegen Ende des Jahrhunderts kamen noch drey Artikel hinzu: „Von einem ſo man mit Zangen pſetzet, von jedem Stillhalten, da der Nachrichter pſetzet 5 Sch., von einem in das Halseiſen zu ſtellen 5 Sch., von einem mit Ruthen auszuſchlagen 5 Sch."

3.

Weinheim erzählt in ſeiner ungedruckten Basler Chronik nachſtehende den Aberglauben jener Zeit beurkundende und charakteriſirende Geſchichten:

Im Jahr 1439, war eine ehrſame Frau, mit Namen die Beringerinn, einſt um Mitternacht von Sinnen gekommen und vom Bette aufgeſtanden; ſie begab ſich auf das Dach ihres Hauſes, ſprang auf die Gaſſe hinunter und fiel zu Tode. Ob ſie ſchon eine Selbſtmörderinn war, wurde ſie dennoch zu St. Leonhard begraben. Allein es regnete ſehr um dieſe Zeit, nämlich im Brachmonat. Nun meinte man, daß es ſo regnete, weil gedachte Frau in geweiheter Erde lag, und der Rath ließ ſie am fünften Tag nach der Beerdigung ausgraben, und in den Rhein werfen; worauf es ein wenig aufhörte zu regnen.

Eine andere Begebenheit ereignete ſich im Jahr 1447, welche vieles zu denken gab. Einige Zeit nach der Abreiſe des Papſtes Felix des Vten, am Fronleichnamsfeſt, ſchlichen ſich vor Veſperzeit drey junge Töchter, wovon die älteſte ſieben Jahre alt war, in die Kirche des Münſter, ſtiegen auf den Frohnaltar, nahmen das Sakrament aus der Monſtranz, und theilten es unter ſich in drey Theile. Als dieſes nun ruchtbar wurde, erſchrak die ganze Stadt.. Ein mehreres berichtet die Chronik nicht; allein am Rande wurde wohl hundert Jahre ſpäter hingeſchrieben: „Wahrlich, wahrlich, eine Prophezeiung von den drey Gemeinden chriſtlicher Religion!"

Während des Conciliums (meldet die Chronik weiter) gingen etliche Väter deſſelben, vor der Stadt hinaus, Luſthalben, in ein Wäldlein, das Bruderholz, ſpazieren, und beſprachen ſich über verſchiedene ſtreitige Punkten. In alſem Gehen hörten ſie ein Vögelein, das ſo lieblich ſang, wie eine Nachtigall. Die Herren verwunderten ſich über die Stimme des Vogels und fingen an zu zweifeln, was es für ein Vogel wäre. Da ſie zu dem Baum kamen, beriethen ſie mit einander, wie ſie ihn beſchwören könnten. Und als Einer unter ihnen, welcher der herzhafteſte ſeyn wollte, ihn mit den Worten anredete: „Ich beſchwöre dich im Namen des Herrn, zeige uns an, wer du biſt," ſo antwortete der Vogel: „Ich bin ein verlorner und verdammter Geiſt, und warte auf den jüngſten Tag, da mein Leiden kein Ende nehmen wird." Hierauf flog der Vogel davon und ſprach noch: „O ewig, ewig, wie iſt das eine ſo lange Zeit." Darüber erſchracken jene Väter ſo heftig, daß ſie krank wurden und bald ſtarben.

Wenn dergleichen Sachen in jener Zeit erdichtet wurden, ſo ſoll es nicht befremden. Heiliger Zweck war es damals, den Leichtgläubigen zu ängſtigen, damit er ſich in des Prieſters Hand werfe, und opfere oder gehorche. Daß aber zweihundert Jahre ſpäter, hundert Jahre und mehr nach der Reformation, verſchiedene neuere Chroniken dieſe Erzählung mit der Ueberzeugung ſorgfältig aufnahmen, daß ſie keine Erdichtung war, ſoll mehr als befremden. Der Pfarrer Groß z. B. (im Jahr 1624) bezeugt keine Indignation über das Beſchwören, über den Mißbrauch des Namens des Herrn, ſondern nimmt alles für wahr an, und erklärt ſolches nur damit, daß ohne Zweifel gedachter Vogel der Satan geweſen ſey. Und dieß läſſt er drucken! Deſſen nicht zu gedenken, daß der Satan, welchem Wurſteiſen (der andere Chronikſchreiber) viele Schlauheit zuſchreibt, ſich wohl gehütet haben würde, vor einer Ewigkeit zu warnen, die ihm Beute zuführen ſollte.

4.

Von der Peſt, welche 1439 in Baſel wüthete, melden die Rathsbücher, es ſeyen durch ſie, nach der gemeinen Meinung, von Oſtern bis Martini, bey fünftauſend Menſchen in der Stadt hingerafft worden. Der Jeſuit Sudanus verſichert uns in ſeiner Basilea sacra (p. 300), daß Gott dadurch die Empörung des Conciliums wider den Papſt Eugen hätte rächen wollen; er vergiſſt aber, daß die Peſt von Italien aus herübergekommen war, und daß der Papſt das von ihm ſelbſt in Ferrara eröffnete Concilium nach Florenz verlegen muſſte, weil eben die Peſt zu Ferrara eingeriſſen war. Es wurden übrigens in Baſel Kreuzfahrten zur Genüge angeſtellt. Der Rath ſchoß von allen Kirchen und Klöſtern vier und zwanzig Prieſter aus, die eine Wahlfahrt nach unſrer Frau zu Todtmos im Schwarzwald unternahm. Das Concilium verſprach ſieben Jahre Ablaß, und vierhundert Perſonen beyderley Geſchlechts begleiteten den Zug. Nachgehends im Heumonat ging eine Wallfahrt nach Einſiedlen im Kanton Schwytz vor ſich. Die Väter verſprachen zehn Jahr Ablaß. Bey zehntauſend Perſonen aus der Stadt und der Nachbarſchaft gingen mit den abgeordneten Prieſtern. Man trug ein beſonderes Kreuz vor den Männern, wie auch vor den Weibern. In Zürich empfingen

Digitized by Google

ſie Geſchenke, und langten den vierten Tag in Einſiedlen an, wo der Abt ihnen mit dem Heiligthum entgegen ging. In allem blieben ſie zehn Tage aus. — Allein da die Hundstage eingefallen, nahm die Seuche immer mehr zu, und als ſie am höchſten Grade war, ſtarben täglich bey hundert Perſonen daran. So ſchnell traf der Todesſtreich, daß man in Zeit von einigen Stunden geſund und begraben war. Bey jeder Pfarrkirche hatte man große Gruben gemacht, worin die todten Körper aufeinander geworfen wurden. Das Sakrament und das lezte Oel kam faſt nie von der Straße weg. Zu dieſem traurigen Anblick geſellte ſich noch das Wehklagen jeder Familie, da alle beynahe einen oder mehrere Blutsfreunde zu beweinen hatten. Um den Eindruck ſolcher Auftritte zu mildern, ſtellte der Rath eine Gewohnheit ab, die den allgemeinen Jammer noch vermehrte. Es war nämlich üblich, daß vor dem Hauſe, wo eine Leiche ſich befand, diejenigen, die das Leid führen ſollten, oder, wie der damalige Ausdruck lautete, die leidigen Perſonen, auf der Straße in ihren Trauerkleidern ſtanden, und dort die Trauerklagen aller Leute empfingen, welche gewöhnlich in großer Anzahl ſich einſtellten, und viele Zuſchauer nach ſich zogen. Es war, ſagt die Verordnung, etwas erſchrockenlich. Daher wurde befohlen, daß diejenigen, die das Leid führten, ſich ſogleich in die Kirche begeben, und erſt dort Trauerklagen annehmen, damit die Fremden nicht von hier wegzögen, und minder Grüſels dem gemeinen Volk davon zufallen möchte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Oktober.

Das Morgenblatt hat im vorigen Jahr, die Anſprüche erzählt, welche der Baron von der Lahr de Smeth, großherzoglich-heſſiſcher Kammerherr und Hofkammerrath, bey der Regierung von Bern geltend zu machen ſucht, wegen der, vor bald funfzig Jahren, erlittenen Schädigung, durch von der damaligen Berniſchen Regierung zugelaſſene und zum Theil auch begünſtigte, rechtswidrige Veräußerung der Baronie Coppet im Canton Waadt, die als unveräußerliches Fideicommiß bey ſeiner Familie bleiben, und jezt des dürftigen Anſprechers Eigenthum seyn ſollte. Der ſeltſame Handel, den die Regierung von Bern von der Hand wies, ſollte dieß Jahr, wie der Bittſteller hoffte, von der eidsgenöſſiſchen Tagſatzung für ihn günſtiger entſchieden, oder doch eingeleitet werden. Es war aber weder das Eine noch das Andere möglich, weil Klagen der Partikularen gegen Kantons-Regierungen bey der Tagſatzung nicht können eingereicht, oder von dieſer behandelt werden. Der Baron von der Lahr hatte, zu Unterſtützung ſeiner Anſprüche, zwey wohlgeſchriebene Rechtsgutachten gedruckt vertheilt, deren eines eine umſtändliche Erörterung des ganzen Handels, das zweyte aber die Beurtheilung des Gutachtens desjenigen Berniſchen Juſtizrathes enthält, woraufhin des Bittſtellers Entſchädigungs-Anſprüche waren abgewieſen worden. In der letzteren Schrift wird die Entſchädigungs-Verbindlichkeit der Berniſchen Regierung u. a. alſo begründet: „Aus einer Begehungs- und Unterlaſſungs-Sünde entſtanden, haftet ſie ſchon aus dieſer Urſache lediglich auf ihrem Urheber, und kann, gleich wie jede Pflicht, die aus einer widerrechtlichen Handlung hervorgeht, weder an ſich, noch durch Verabredung, auf eine andere Perſon übergetragen werden. Sie laſtet ferner ihrem Urſprunge nach, als eine perſönliche Verbindlichkeit auf dem ganzen berniſchen Staate, und nicht auf einer einzelnen Provinz deſſelben, ſie iſt alſo auch durch den Verluſt der Waadt für den Kanton Bern eben ſo wenig erloſchen, als deſſen Forderungen, welche vielleicht aus einem Darlehn entſtanden ſind, das er einzelnen Einwohnern des Waadtlandes vorgeſchoſſen hat. Bisweilen ereignet es ſich, daß eine Regierung durch incompetente Verfügungen die Rechte einzelner Unterthanen verlezt, daß z. B. ein Kabinets-Beſchluß des Fürſten dem Urtheile des zuſtändigen Richters vorgreift, daß die Landesregierung die Erlaubniß zur Veräußerung eines Lehn- oder Stammgutes ertheilt, ohne die Agnaten des Vaſallen zu ihrer Einwilligung aufzufordern, oder ohne unmündigen Kindern die Hülfe eines Vormunds zu geben. Wenn nun die Provinz, worin das veräußerte Gut gelegen iſt, oder worin die Perſon wohnt, deren Rechte gekränkt worden ſind, durch Gewalt oder durch Vertrag von ihrem alten Beherrſcher getrennt wird, wer mag dann behaupten, daß die verlezten Privatperſonen ihre aus den verbotenen Handlungen der vorigen Landesherrſchaft entſprungenen Entſchädigungs-Anſprüche gegen den neuen Landesherrn geltend machen müßten, und von dem früheren, der doch eigentlich die Rechtsverletzung begangen hat, keine Entſchädigung verlangen könnten? — Der Berniſche Juſtizrath meint zwar in ſeinem Gutachten ſelbſt, der Reclamant würde auch von der Regierung der Waadt, wenn er ſich an dieſelbe mit ſeiner Entſchädigungs-Forderung wenden ſollte, ſchwerlich etwas erhalten können, weil ihm der Grundſatz im Wege ſtehe, auf welchem alle Sicherheit im Staate beruhe, daß der Souverain, wie der oberſte Richter, in ſeinen Verhandlungen nie irre gehe. Allein dieſer Grundſatz, mit welchem die empörendſten Thaten des grauſamſten Deſpoten gerechtfertigt werden könnten, ſteht dem Reclamanten keineswegs entgegen, weil er an ſich falſch und verwerflich iſt. Der Ausſpruch des oberſten Richters gilt deswegen für Recht, wenn er auch unrecht iſt, weil die Verhandlungen rechtlicher Streitigkeiten nicht bis ins Unendliche fortgeſezt werden können. Aber wo das Geſetz über dem Fürſten ſteht, wo auch die Handlungen des Regenten, wenn ſie geſetzwidrig ſind, beſtritten werden können, da iſt es allerdings möglich, daß der Souverain in ſeinen Verhandlungen irre geht und von dem Richter in die Gränzen der Geſetzlichkeit zurückgewieſen wird. — Unmöglich kann Bern in einem ſolchen Falle ſich ſelbſt rechtſprechen, und warum will ſeine Regierung nicht die Entſcheidung einem unparteyiſchen Schiedsrichter überlaſſen? Vielleicht weil ſie es der Ehre des Souverains nachtheilig hält? Allein dem Souverain kann es keine Schande machen, wenn er ſich mit dem ſchwachen Privaten vor den unparteyiſchen Richter ſtellt, und dieſem ruhig die Entſcheidung ihrer Zwiſtigkeiten überläßt; dagegen bleibt es ein unauslöſchlicher Schandfleck, wenn der Souverain da, wo ein armer bedrängter Privatmann gegen ihn auftritt, ſich weigert, vor dem Richter Rede zu ſtehen... Und wenn die Regierung von Bern wirklich glaubt, daß ſie recht habe, wenn ſie es redlich mit ihren dem Reclamanten gegebenen Beſchlüſſen gemeint hat, warum flieht ſie den ſchiedsrichterlichen Ausſpruch? Die Stimme der öffentlichen Meinung wird ſagen, es gäbe ein böſes Gewiſſen, welches, ſo lange es die phyſiſche Uebermacht habe, rückſichtslos ſelbſt gegen ſeine Ehre, auf eine unparteyiſche Rechtsſprechung ſich nicht einlaſſen möge!“

Digitized by Google

Nro. 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. November 1819.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,

Doch mit dem engſten Kreis höret der Weiſeſte auf.

Schiller.

Jolanta, die Scheinſtumme.

Am Felſen, welcher das Bergſchloß Kliſſa begrenzt *), iſt eine Stelle vor allen unendlich reizend. Dahin wallfahrtete ich täglich, mich aus den heißen Mauern Spalaters flüchtend, bey einbrechender Kühle, den herrlichen Ueberblick über das Meer, der ſich in daſſelbe verſenkenden Sonne, über den klaſſiſchen Boden von Selana und ſo mancher Herrlichkeiten zu genießen, die mir das ſonſt auch ſehr intereſſante Spalater mit ſeinen Zirkeln und Kaffeehäuſern nicht zu erſetzen vermochten.

Zwiſchen Marmor- und Breccia-Trümmern windet der wenig betretene Fußſteig ſich den Berg hinan, bis an einem hervorſpringenden Winkel deſſelben, wo ein bemooster Stein in einer mit Epheu umrangten Felſenniſche einen herrlich kühlen Ruheplatz anbietet. Da ſaß ich manche Stunde, nicht nachgrübelnd, was den guten Kaiſer Diokletian habe bewegen können, ſeine Krone abzulegen und ſich in philoſophiſche Einſamkeit zu begraben, aber wohl begreifend, daß derſelbe dieſen Boden, dieſen Himmelsſtrich (wo man wohl wie Horaz ſagen könnte: illa terrarum præter omnes angulus ridet) gewählt habe, ein thatenreiches, ſtürmiſches Leben mit ruhigem Lebensgenuſſe, einen drückenden und laſtenden Purpur mit dem gemächlichen Gewande patriarchaliſchen Friedens zu vertauſchen. Von dort ſchweifte mein Blick über die unabſehliche Meeresfläche, aus welcher eine Menge einzelner Inſelchen mit ihren Villen ſich wie in weiter Ebene Dörfer herausheben, welche die beyden größern Inſeln Brazza und Lecina (den Zufluchtsort eines Theils der Meſeniſchen und Lacedämoniſchen Völkerſtämme, die noch in der Fülle der Kraft dort fortleben), die ſich in bläulicher Weite verlieren, als ihre Hauptſtädte umgeben und eine ſchwimmende Kolonie zu bilden ſcheinen. Zu meinen Füßen rechts der nicht unbedeutende Hyader, *) der am Kliſſa und Moßor-Gebirge entſpringt, und ſich nach einem Laufe von nicht

*) Das Schloß Kliſſa liegt unweit Salona auf einem beynahe unzugangbaren Felſen, von andern Felſenſpitzen umgeben und kann von dieſen beſtrichen werden. Wahrſcheinlich iſt Kliſſa das Andarium des Dio Kaſſius, und Manderrium des Plinius. Dafür ſpricht auch eine Inſchrift, die zu Kliſſa gefunden wurde, und die man nun zu Trau ſieht, in welcher von einer Wegausbeſſerung von Salona nach Anderium die Rede iſt. Dieſe führt Spon gleichfalls in ſeinen Beſchreibungen an. Dio Kaſſius ſagt, Lib. 55. als er von der Belagerung Anderiums unter Tiberius ſpricht, es ſey auf einem hohen, von Felſen umgebenen Berg gelegen. Als Tiberius geſehen, daß, ungeachtet aller Verſtärkung, die er aus dem Lager von Salona geſendet, ſeine Verſuche dennoch vergeblich abliefen, ſo habe er durch felſige und ungebahnte Pfade Abtheilungen abgeſchickt, ſich der Höhen, die Anderium beherrſchten, zu bemächtigen, und ſo ſeyen die Illyrier umrungen und zur Uebergabe gezwungen worden. Plinius ſpricht von Manderium als von einem im Kriege ſehr merkwürdigen Orte; auch in neuern Zeiten war es dieſes und wird es immer bleiben, weil es der Schlüſſel zu dem engen und wichtigen Paſſe, Klapowiza, iſt.

*) Dieſer Fluß hat die vortrefflichſten Forellen und Kammmuſcheln, welche die Tafeln Diokletians ſo preiswürdig machten und auch ſonſt bey den Alten ſo berühmt waren. Oribasius ad Jul. Imp. Lib. II. Cap. 60.

ganz drey Meilen über thonartige Schichten ins Meer ſtürzt; jenſeits deſſelben, das jezt freylich armſelige Salona, aber ſtets merkwürdig durch die Trümmer ſeiner ehemaligen Pracht; links die Ebne von Spalatro, die Stadt mit ihrem Hafen; etwas weiter Epetium, heut zu Tag Stoberez, mit dem die Schiffe umarmenden Meerbuſen und die ganze Meeresküſte, bis wo in weiter Entfernung die Felſenſpitzen im Abendgolde glänzen, an deren Fuß Almiſſa liegt. Rückwärts begrenzt dieſes Gemählde der gefährliche Paß Klapawitze, die Halde von Kozigee Berda und der hohe Moja-Anna Berg, deſſen Namen ein altes morlachiſches Gedicht von einem Liebhaber herdeutet, der ſeine Geliebte verloren hatte und in dieſen wilden Gebirgen unaufhörlich den Ruf, Moja-Anna (meine Anna) wiedertönen ließ, bis er ſie von der Höhe eines Felſen zerſchmettert in der Tiefe erblickte und ſich verzweiflungsvoll herab in ihre kalte Arme ſtürzte, wo die Todesnacht auch ihn umfing. Unmöglich iſts, den Zauber zu ſchildern, den dieſe Stelle enthüllt; Alles, was die Natur Großes, Schauderhaftes, Liebliches, Freundliches bietet, erſchaut das Auge hier von Einem Punkte in einem Rundgemählde. Erzürntes Element und ſtille friedliche Seen; reißende Ströme, ſanft dahin gleitende Bäche; die Kaſtanie und den Weinſtock, und dü[illegible]eres Kiefer und Nadelgehölz; ewigen Frühling und [illegible]e ſchmelzendes Eis; koloſſale Trümmer vergangener Pracht und Hoheit, und liebliche Villen und Wohnhäuſer, Zeugen neuerern Wohlſtandes; Schiffe, welche ausfahren, die Schätze Indiens und Aſiens zu holen, andere, die mit vollen Segeln heimkehren, die Ausbeute ihres Gewinnes heimzuführen und zu genießen. Lebendiges Regen von allen Seiten, doch — einen Blick rückwärts geworfen, — erſtorben die ganze Natur, wo unter Marmor- und Breccia-Trümmer nur eine Eidechſe lauert, oder ein Pauk oder Malmignato, *) und der Wanderer ſcheu und vorſichtig den Fuß vorwärts ſezt.

Niemand wundert ſich, wenn man Stadt, Getümmel, glänzende Zirkel, Opernſaal und Alles, was das ſinnliche Gemüth ergezt, verläſſt und dahin wandelt, wo ſo unendlich die Schöpfung beglückt, jedes Gefühl ſo unendlich gehoben und das Herz ſo voll wird, daß es das namenloſe Entzücken nicht auf einmal faſſen kann, es in langen Zügen genießen muß. —

Dieß war nun täglich durch mehrere Wochen mein Spagang, der Ruhepunkt nach meinen Geſchäften, wo die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft in mannigfaltigen Bildern mich umgaukelten, wo ich die zu mir dachte, mit denen ich zu leben wünſchte, wo ich alles Unangenehme des Lebens von mir ſcheuchte und, blos dem Eindrucke der erhabenen Natur mich hingebend, an ihrer Bruſt reines Entzücken des Lebens in vollen Zügen ſog.

Einſt, als ich mich etwas ſpäter von meinen Kameraden und Bekannten losmachen konnte, an einem herrlichen Abende blieb ich auch, in Träumereyen verſunken, länger als gewöhnlich, auf meinem bemooſten Steine, und ſah dem Aufgange des Mondes zu, der ſich aus dem Meere hob, die weit entfernten Berge der Inſel Brazza mit Silber beſäumte, und auf der Meeresfläche ſchwamm, wie ein ſilberner Schwan mit unendlich ausgebreitetem Gefieder, deſſen Glanz von Welle zu Welle forthüpfend, ſich in ein Silbermeer verlor, welches in unendlicher Weite von der einen Seite durch ein blaues Gewitter begrenzt wurde, aus welchem die goldnen Blitze, eiferſüchtig über den ſo weit ausgebreiteten Silberglanz, jenes durch ihr Feuer zu ſchmelzen drohten, wenn ſie die Lüfte, durchzückend das azurblaue Gewölbe theilten und den glühenden Donnerkeil in den Schoß der im Unſchulds-Gewande dahin gleitenden Wogen ſenkten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Nachrichten von einer Reiſe durch Braſilien im Jahr 1817 — 1818, von Hrn. Swainſon aus Liverpool.

(In einem Brief an Profeſſor Jameſon in Edinburg.)

Ich hatte beſchloſſen im Herbſte des Jahrs 1816 nach Süd-Amerika zu reiſen. Nach dem Beyſpiele der aufgeklärten Fürſten des feſten Landes, welche den Augenblick nach der Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens wiſſenſchaftliche Männer zur Aufſuchung der Schätze, die Braſilien den philoſophiſchen Forſchungen darbietet, ausſandten, hoffte ich, daß auch unſere Regierung irgend einem Vorſchlage zu dieſem Zwecke willig Gehör geben würde. Zu dieſem Ende ſchrieb ich an Sir Joſeph Banks, welcher meinen Entſchluß ſehr lobte, und, wie ich glaube, aufs wärmſte empfahl. Die Beweggründe zu meiner Reiſe waren fürs erſte nur mein eignes Vergnügen und meine Belehrung geweſen; als ich aber bedachte, daß mit einiger wenigen Unterſtützung und liberalem Schutz meine Pläne hätten erweitert, und meine Bemerkungen mehr ausgedehnt werden können, ſo machte ich den Vorſchlag, aus allen Fächern der Naturgeſchichte ſo große Sammlungen als nur möglich für unſer National-Muſeum und Gärten nach Hauſe zu ſchicken, wenn man mir die nöthigen Hülfsmittel in Geld, oder auch nur einen nominalen Schutz mit dem Titel als Naturaliſt für die brittiſche Regierung geſtatten wolle. Beydes wurde indeſſen verweigert; und demnach, indem ich ganz mir ſelber und meinen eigenen Hülfsmitteln überlaſſen blieb, iſt der Erfolg

*) Beydes ſind eine Art gefleckter Spinnen, ähnlich der Tarantel, deren Biß ſehr gefährlich iſt. Die Eingebornen ſetzen den von einem ſolchen Thier Gebiſſenen auf ein, an zwey Haken befeſtigtes, ſchlaffes Seil und ſchwingen ihn fünf bis ſechs Stunden lang.

Digitized by Google

meiner Forſchungen und Reiſe innerhalb einer engeren Gränze geblieben.

Statt dem Beyſpiele meiner Mitarbeiter zu folgen, welche zuerſt nach Rio de Janeiro zu gehen pflegen, landete ich am Ende Decembers 1816 bey Recife, in der Provinz Pernambuco, 8° ſüdlich von der Linie. Dieſe Provinz war nie von einem neuern Naturforſcher beſucht worden, und ich fand, daß dieſelbe in ihrer Erdbeſchreibung ſowol als in ihrer Naturgeſchichte ein von den ſüdlichen Provinzen ſehr verſchiedenes Bild darſtellte. Nachdem ich mir einen kleinen Begriff von dem Klima, den Sitten u. ſ. w. erworben hatte, bereitete ich mich zu einer Reiſe ins Innere vor. Dieſe Vorbereitungen aber wurden durch den merkwürdigen Aufruhr vom 6. März 1817, wovon ich ein Augenzeuge war, plötzlich nutzlos gemacht. Dieſer Vorfall beſchränkte meine Forſchungen innerhalb eines engen Bezirkes in der Nähe der Stadt; unterdeſſen ſtellten ſich meinen Blicken ſo viele neue und auffallende Gegenſtände dar, daß ich während der Zeit, als das Land in dieſem Stand der Unruhe verblieb, vollauf zu thun hatte. Nebſt dem war ich auch mit den meiſten der vornehmſten Männer, welche alle mehr oder weniger in dieſen Befreyungs-Verſuch verwickelt waren, bekannt geworden, und beſaß daher völlig die Mittel, dieſe Begebenheiten zu erzählen, und die Urſachen, welche dieſe politiſchen Zuckungen herbeyführten zu erfahren. Als die Ruhe wieder hergeſtellt war, verließ ich, nachdem ich meine Sammlungen, Zeichnungen u. ſ. w., nach England abgeſchickt, Pernambuco im Monat Juli 1817, und richtete, auf einem Umwege, mit einem kleinen Gefolge meinen Lauf nach dem Innern zum Fluſſe St. Franziſco hin. Der Anblick und die Produkte des Innern ſind von denen an der Küſte ſehr verſchieden. In dieſen Einöden iſt Waſſer zu allen Zeiten eine ſeltene Sache, und die ſehr häufige Trockenheit ſezte uns öfters großer Entbehrung, und ſogar der Lebensgefahr aus; zuweilen beſtand unſer einziges Rettungs-Mittel in dem Waſſer, das wir in den Felſen-Spalten und Höhlungen antrafen, und welches durch verfaulte Kräuter ſtinkend geworden war. Endlich erreichten wir im Anfange des Auguſtmonats das Dorf Penedu. Die botaniſchen Gegenſtände, welche ich auf dieſer Reiſe ſammelte, waren zahlreich und intereſſant, beſonders unter den Schmarotzer-Pflanzen und Cryptogamien, welche nebſt den Vögeln, Inſekten, u. ſ. w. meiſtens neu waren. Die Trockenheit im Innern machte es unmöglich über dieſe Straße nach St. Salvador zu gelangen, deßhalb ſezte ich mich in ein Canoe und erreichte die Stadt innerhalb acht Tage. Dort fand ich die zwey preußiſchen Naturforſcher, die HH. Selow und Freyeries, welche mit dem Prinzen von Neu-Wied zu Lande von Rio de Janeiro dahin gekommen, und theils Krankheit wegen, theils um ihre Sammlungen zu ordnen, in der Stadt geblieben waren. Ich verließ ſie indeſſen bald wieder, und reiſete beynahe um die ganze Bucht herum, und wandte mich aufs Neue gegen das Sertem oder Innere, wo ich, mein Hauptquartier verändernd, bis zum folgenden März blieb, während welcher Zeit ich eine ungeheure Sammlung in jedem Fache der Naturgeſchichte, beſonders der Ornothologie des Innern, zuſammen brachte. Dieſe leztere iſt in Arten ſowol als Neuheit von der Sammlung, welche die preußiſchen Reiſenden auf der Küſte erhalten, verſchieden.

Im April ſchiffte ich mich nach Rio de Janeiro ein, und zwar mehr in der Abſicht, um die ſüdlichen Gegenden des Landes mit denen unter der Linie zu vergleichen, als um meine Sammlung in einem bereits wohl durchſuchten Bezirk zu verſtärken. Ich fand den Sommer beynahe geendigt, aber die Hitze weit größer, als zu Pernambuco, obgleich jene Stadt in 22° 54′ der Breite und dieſe in 8° liegt. Hier waren Reiſende und Gelehrte von den öſterreichiſchen, franzöſiſchen, ruſſiſchen und toskaniſchen Höfen. Wenige von dieſen waren indeſſen aus der Provinz gekommen, und fünf von der öſterreichiſchen Geſellſchaft waren in Folge unglücklicher und ſchlechter Anſtalten kurz nach meiner Ankunft wieder nach Europa abgereiſet. Unter dieſen befand ſich Prof. Raddi, Aufſeher des Muſeums zu Florenz, welcher ſich ganz unermüdlich zeigte, eine ſchöne Sammlung der Früchte und Saamen des Landes zuſammen zu bringen. Mit ihm machte ich einen Ausflug nach der ungeheuern Bergkette, das Orgelgebirg genannt, welches Stunden weit mit beynahe undurchdringlicher Waldung bedeckt, Farrnkräuter, Melastomas, und derſelben ganz eigenthümlichen Inſekten voll iſt. Dr. Langsdorf, der ruſſiſche General-Konſul in Braſilien, leiſtete mir allen möglichen Beyſtand, und bezeigte mir die größte Aufmerkſamkeit; mit ſeiner Hülfe ſchiffte ich meine Sammlung, worunter manches bisher Fehlende, ein, und kehrte im Auguſt 1818 nach England zurück.

Alles, was ich aus dem Naturreich mitgebracht, läßt ſich nicht genau angeben; für einen allgemeinen Begriff davon aber mag folgendes Verzeichniß dienen.

Vögel 760 Arten, wovon viele ganz neu.

Inſekten mehr als 20,000 Stück, worunter ohne Zweifel viele doppelt; aber ich darf behaupten, daß dieſe bey weitem irgend eine Sammlung übertrifft, die je aus Südamerika gebracht worden iſt. Von der Familie Hesperia ſind allein über 280 Arten dabey. Auch habe ich Zeichnungen und volle Beſchreibungen von beynahe 120 meiſtens unbekannten Fiſcharten entworfen, und ſolche, die von einer bequemen Größe waren, in Spiritus nach Hauſe gebracht.

Saamen von vielen neuen und wenig bekannten Pflanzen ſind nach Kew und andern botaniſchen Gärten geſandt worden, wo ſie jezt blühen. Meinem Freund, Hrn. J. Hooker, gab ich eine intereſſante Sammlung von Schmarotzer-Pflanzen und eine andere von Cryptogamien, von welcher lezteren Art ſchon in ſeinem großen Werke, Musci Exotici erſchienen ſind.

Mein Kräuterbuch enthält ungefähr 1200 Arten beſonders wohl erhaltener Pflanzen.

Ich habe auch Zeichnungen aus dem Natur- und Pflanzenreich nebſt Charten von den Straßen, denen ich gefolgt, mitgebracht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 24. Oktober.

Es ſcheint mir der Mühe [illegible], Sie auf das Reſultat aufmerkſam zu machen, welches der dießjährige dem Pariſer Geſundheitsrath vorgelegte Bericht des Doktor Marc über die Herſtellung von im Waſſer Verunglückter abgeſtattet hat. Seit dem erſten Jenner dieſes Jahres zog man 130 Perſonen aus der Seine; unter dieſer Zahl konnten nur bey drey und vierzigen Hülfsverſuche angeſtellt werden, indem ſie weniger wie zwölf Stunden unter Waſſer gelegen, und von dieſen wurden dreyßig ins Leben gerufen. Wenn wir die Zahl von 130 Ertränkten auf die Bevölkerung von Paris vertheilen, ſo benehmen wir ihr vorderſamſt das Schreckliche, welches Ihre mitleidigen Leſer durch ihr Ach und Weh an der Freude ſtören könnte, dreyßig Menſchenleben gerettet zu ſehen. 130 Ertrunken in Paris, ſind etwa ſo viel wie viere in Ihrer Stadt Stuttgart, oder einer andern von gleicher Bevölkerung. Man verdankt dieſe glücklichen Erfolge einzig den ſchleunigen und unermüdeten Hülfleiſtungen der zu dieſem Zweck angeſtellten Beamten; zuerſt aber freylich der Menſchenliebe und dem Muth, mit welchen Bürger jedes Gewerbes — den leider ſind ſolche heldenmüthig ſchöne Thaten dieſer ehrwürdigen Klaſſe aufbewahrt — den Verunglückten zu Hülfe eilen. Unter einigen zwanzig Namen, die als Lebensretter genannt werden, befindet ſich ein Mahler, ein funfzehnjähriger Knabe, und ein Paar Frauenzimmer. Möchte doch jedes Gelingen in dieſer Art neuen Eifer verbreiten! Es gilt nicht allein das gerettete Menſchenleben, ſondern auch den Eifer zu retten, die Freude gerettet zu haben, die Anerkennung dieſes Verdienſtes in ſeinem Mitbürger — alles Funken, welche edle Wärme in dem Buſen des Volkes entzünden. — Eine andre Erfindung, deren Vervollkommnung zum Gemeingebrauch, eines der Uebel mindern würde, das unſer civiliſirtes Leben erzeugt, iſt die Verfertigung feuerfeſter Leinwand, durch die Methode des Hrn. Douillart, Architekten in Nantes. Dieſer Künſtler löste die Aufgabe, deren Wichtigkeit ſeit dem Brand des Odeon von Neuem hervorgetreten war. Sachverſtändige jeder Art haben in ihrer Gegenwart häufige Verſuche darüber anſtellen laſſen; ſie fielen alle günſtig aus. Die Zubereitung nimmt den Stricken und der Leinwand nichts von ihrer Biegſamkeit noch Farbe, und kann ſogar auf ſchon gemahlte und mit Papier gefütterte Leinwand angewendet werden. Hr. Douillart hatte, um ſeine Kunſt zu erweiſen, ſie beſonders auf alle Theater-Dekorationen, auf grobe und feine Leinwand, ja ſogar auf Perkale und Batiſte angewendet. Wenn man ſie dem Feuer ausſezte, verkohlten ſie da, wo die Flamme ſie berührte, allein nie griff das Feuer um ſich. Ein alſo zubereiteter Strick fing durchaus kein Feuer, ſelbſt nicht an dem Ende, welches man aufgedreht hatte. Dieſe Erfindung ſcheint ſomit erprobt, und es käme nun auf Geſetze und guten Willen an, um wenigſtens in den Schauſpielhäuſern alle Feuersgefahr zu entfernen.

Ein Entwurf, welcher eben ausgetheilt wird, liefert einen neuen Beweis der Nützlichkeit des Verbindungsgeiſtes zum allgemeinen Wohle, welcher ſich ſeit der Einführung der freyen konſtitutionellen Regierung unter den Bürgern entwickelt. Es iſt hier von der Anlegung einer großen Anſtalt die Rede, worin verarmte und verwaiste Kinder erzögen und zur Arbeit angehalten werden ſollen. Der Plan beginnt mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Zuſtand der Kinder der untern Klaſſen in dieſer Hauptſtadt. Welchen unangenehmen Eindruck, heißt es darin, muß es nicht auf den eben angekommenen Reiſenden machen, wenn er einerſeits aus dem Reichthum der Läden und Magazine, aus der Mannigfaltigkeit und aus der prächtigen und geſchmackvollen Verarbeitung der darin aufgeſtellten Kunſtprodukte den hohen Grad von Vollendung abnimmt, wozu die geſellſchaftliche Bildung gelangt iſt, und andererſeits die Menge von kleinen Bettlern bemerkt, welche zerlumpt und ſchmutzig auf den Gaſſen einherlaufen, eine grobe Sprache und noch gröbere Gewohnheiten haben, und ſich Spielen überlaſſen, die ihnen von früher Jugend an Neigung zu Schlichen und Falſchheit einflößen. Beym Anblicke ihres vernachläſſigten elenden Zuſtandes und ihres Müſſigganges muß er zu ſich ſelbſt ſagen: der glänzende Zuſtand dieſer ſchönen Stadt iſt alſo nur ein trügeriſcher Schein. Anſtatt daß ſich die verſchiedenen Klaſſen beeifern, um einander zu Hülfe zu kommen, beſonders durch Beförderung und Hochachtung des Fleißes, hat Alles den Anſchein, als ob der Reiche eine eherne Mauer zwiſchen ſein Herz und die Hand des Armen errichtet habe. Woran liegt aber dieſer betrübende Umſtand? In einer Stadt, wie Paris, ernährt nicht die Erde, ſondern die Handarbeit oder der Kunſtfleiß den Menſchen. Bey einer ſo zahlreichen Vereinigung von Individuen aber, die ſich einander nicht kennen, und nur in zufälligen, meiſtens vorübergehenden Verhältniſſen zu einander ſtehen, können tauſend Urſachen das Fehlſchlagen der Arbeit, ſogar des Fleißigſten bewirken. Die Armuth, erſte Quelle des Verderbniſſes, wird dann ſein Loos, und glücklich wird er ſeyn, wenn nicht Diebſtahl und andre Laſter ſchnell darauf folgen. Die Kinder der ihrer Nahrungsmittel beraubten Eltern werden gewiſſermaßen Waiſen; da ſie von Kindheit an ſich ſelbſt überlaſſen, in Unwiſſenheit heranwachſen, und durch ſchlechtes Beyſpiel verführt werden, ſo verſinken ſie ins Verderben ſchon ehe ihre körperliche Bildung vollendet iſt. Die Mädchen, die weder zu Handarbeiten noch zu Sitten angehalten werden, bleiben müßig und ohne Gewerbe; Faulheit und ſchlechtes Beyſpiel ziehen die Meiſten zum Laſter hin, und ſo wird eine neue Peſt befördert, welche die bürgerliche Geſellſchaft zerſtört, und tauſende von Schlachtopfern verzehrt. Die thätigern, kühnern und ungehorſamern Knaben entlaufen, ſobald ſie dazu im Stande ſind, aus der väterlichen Wohnung, wo ſie nur Zwang und Elend zu erwarten haben, laſſen ſich von andern, die ſchon im Laſter geübt ſind, leiten, und werden bald die verdorbenſten Weſen. Die Gefängniſſe werden ihr gewöhnlicher Aufenthalt; ſie lernen hier die Oberhäupter der Diebesbanden kennen, laſſen ſich darin aufnehmen, und das Blutgerüſte iſt das Ende ihrer Laufbahn... Eine Anſtalt, die zum Zwecke hätte, ſo großen Uebeln abzuhelfen, der aus Verwahrloſung und Herumſtreifen erfolgenden Verdorbenheit zuvorzukommen, welche es über ſich nähme, die Kinder der Armen zu herbergen, ſie einfach und reinlich zu kleiden, ſie durch eine ihrem Alter, ihrem Geſchlechte, ihren Geiſteskräften angemeſſene und durch ſanfte Behandlung annehmliche Beſchäftigung dem Laſter zu entziehen, ihnen ein Gewerbe zu lehren, welches ſie beym Austreten aus der Anſtalt ausüben könnten; eine ſolche Anſtalt würde unſtreitig von dem größten Nutzen ſeyn, und die wichtigſten Reſultate hervorbringen. Eine Anſtalt dieſer Art nun ſoll die General-Manufaktur der armen und verwaisten Lehrlinge ſeyn. „Nach dem Plane iſt dieſelbe auf 6 — 800 Kinder beyderley Geſchlechts berechnet, ohne doch die auswärtigen Lehrlinge mitzurechnen, welche an dem Unterrichte und der Arbeit in derſelben Theil nehmen könnten. Da die Auslagen zu einem ähnlichen Inſtitut ſehr beträchtlich ſind, weil nämlich völlig eingerichtete Werkſtätten mit allem Zugehör nebſt einem Vorrath von rohem Stoffe zur Bearbeitung da ſeyn müſſen, ſo haben die Erfinder des Plans das ganze Unternehmen auf Aktien gegründet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 41.

Digitized by Google

Nro. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. November 1819.

> Wer das Dichten will verſtehen,
> Muß ins Land der Dichtung gehen;
> Wer den Dichter will verſtehen,
> Muß in Dichters Lande gehen.
>
> Goethe.

Aus: Weſtöſtlicher Divan. Von Goethe. *)

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der perſiſchen Dichter entſpringt aus einer unüberſehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenſtände gleichen Werth haben, wogte vor unſerer Einbildungskraft, deßwegen uns ihre Vergleichungen oft ſo ſehr auffallend und mißbeliebig ſind. Ohne Bedenken verknüpfen ſie die edelſten und niedrigſten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht ſo leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frey und praktiſch athmet, hat kein äſthetiſches Gefühl und keinen Geſchmack, ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, eben ſo wie im Dichten; und wenn der Orientale, ſeltſame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zuſammenreimt, ſo ſoll der Deutſche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht ſcheel ſehen.

Die Verwirrung, die durch ſolche Produktionen in der Einbildungskraft entſteht, iſt derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientaliſchen Bazar, durch eine europäiſche Meſſe gehen. Nicht immer ſind die koſtbarſten und niedrigſten Waaren im Raume weit geſondert, ſie vermiſchen ſich in unſern Augen, und oft gewahren wir auch die Fäſſer, Kiſten, Säcke, worin ſie transportirt worden. Wie auf einem Obſt- und Gemüsmarkt ſehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, ſondern auch hier und dort allerley Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke.

Ferner koſtets dem orientaliſchen Dichter nichts, uns von der Erde in den Himmel zu erheben, und von da wieder herunter zu ſtürzen, oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes verſtehlt Niſami eine ſittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erſtaunen ſezt und erbaut.

> Herr Jeſus, der die Welt durchwandert,
> Ging einſt an einem Markt vorbey,
> Ein todter Hund lag auf dem Wege,
> Geſchleppet vor des Hauſes Thor,
> Ein Haufe ſtand ums Aas umher,
> Wie Geyer ſich um Aeſer ſammeln.
> Der Eine ſprach: mir wird das Hirn
> Von dem Geſtank ganz ausgelöſcht.
> Der Andere ſprach: was braucht es viel
> Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
> So ſang ein Jeder ſeine Weiſe,
> Des todten Hundes Leib zu ſchmähen.

*) Da einſam lebende Verehrer unſers Goethe, denen aber wohl das Morgenblatt in die Hände kommt, aus dem Titel dieſes Buchs vermuthen könnten, es enthalte nur zu getreue Ueberſetzungen von orientaliſchen Dichtern, ſo machen wir uns eine Freude daraus, ihnen durch einige Bruchſtücke deſſelben zu zeigen, wie viel mehr ſie darin finden. Goethe führt uns mit ſeiner unerreichbaren Klarheit und gemüthlichen Ruhe hiſtoriſch und erörternd in die Verhältniſſe, Bildungsart, den Wirkungskreis der Dichter des Orients ein, und verſezt uns dann durch ihre Lieder mit eben dem Wahrheitszauber, mit dem ſein Prometheus uns in Aeſchylos Dichterzeit, mit dem ſeine Elegien uns ins frühere Rom verſezten, in die Sandflächen Arabiens und unter des Euphrats Palmen. Sein weſtöſtlicher Divan belebt die dürre Pflanze eines fernen Landes, an der der genußſuchende Leſer bis hieher ſchwerlich Freude finden konnte, mit einem Frühling lebender, farbiger Blüthen und üppigen Laubes.

Als nun an Jeſus kam die Reih',
Sprach, ohne Schmäh'n, er guten Sinns,
Er ſprach aus gütiger Natur:
Die Zähne ſind wie Perlen weiß.
Dieß Wort macht den Umſtehenden,
Durchglühten Muſcheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt ſich betroffen, wenn der, ſo liebevolle als geiſtreiche Prophet, nach ſeiner eigenſten Weiſe, Schonung und Nachſicht fordert. Wie kräftig weiß er die unruhige Menge auf ſich ſelbſt zurück zu führen, ſich des Verwerfens, des Verwünſchens zu ſchämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umſtehende denkt nun an ſein eigen Gebiß! Schöne Zähne ſind überall, beſonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geſchöpf wird, durch das Vollkommene was von ihm übrig bleibt, ein Gegenſtand der Bewunderung und des frömmſten Nachdenkens.

Nicht eben ſo klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel ſchließt, wir tragen daher Sorge daſſelbe anſchaulich zu machen.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muſchelſchalen zu Bereitung eines höchſt nöthigen Baumaterials angewendet und, zwiſchen dürres Reiſig geſchichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuſchauende kann ſich das Gefühl nicht nehmen, daß dieſe Weſen, lebendig im Meere ſich nährend und wachſend, noch kurz vorher der allgemeinen Luſt des Daſeyns nach ihrer Weiſe genoſſen und jezt, nicht etwa verbrennen, ſondern durchgeglüht, ihre völlige Geſtalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben iſt. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht und dieſe organiſchen Reſte dem Auge des Beſchauers wirklich glühend erſcheinen, ſo läſſt ſich kein herrlichers Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen ſtellen. Will ſich jemand hievon ein vollkommenes Anſchauen erwerben, ſo erſuche er einen Chemiker ihm Muſterſchalen in den Zuſtand der Phosphorescenz zu verſetzen; wo er mit uns geſtehen wird, daß ein ſiedend heißes Gefühl, welches den Menſchen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbſtgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszuſprechen ſey.

Solcher Gleichniſſe würden ſich zu Hunderten auffinden laſſen, die das unmittelbarſte Anſchauen des Natürlichen, Wirklichen vorausſetzen und zugleich wiederum einen hohen ſittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorſteigt.

Höchſt ſchätzenswerth iſt, bey dieſer grenzenloſen Breite, ihre Aufmerkſamkeit aufs Einzelne, der ſcharfe liebevolle Blick, der einem bedeutenden Gegenſtand ſein Eigenthümlichſtes abzugewinnen ſucht. Sie haben poetiſche Stillleben, die ſich den beſten niederländiſcher Künſtler an die Seite ſetzen, ja im Sittlichen ſich darüber erheben dürfen. Aus eben dieſer Neigung und Fähigkeit werden ſie gewiſſe Lieblingsgegenſtände nicht los; kein perſiſcher Dichter ermüdet die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzuſtellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit, die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenſtände bey ihnen zum Surrogat der Mythologie, Roſe und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt was ihnen abging, daß ſie kein Theater, keine bildende Kunſt hatten, ihr dichteriſches Talent aber nicht geringer war, als irgend eins von jeher, ſo wird man, ihrer eigenſten Welt befreundet, ſie immer mehr bewundern müſſen.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Ganz in die Betrachtung dieſes herrlichen Schauſpiels verſunken, wurde ich durch eine Geſtalt unterbrochen, die rückwärts meiner Felſenniſche unvermuthet um die Ecke trat und eben ſo befremdet ſchien, hier Jemanden zu finden, als ich es ſelbſt über ihre plötzliche Erſcheinung war. Es war ein Frauenzimmer, gehüllt in ein langes himmelblaues Gewand, um den Kopf war ein weiß und roth durchwirkter Schleyer gewunden, der bis auf den Boden herabhing und zurückgeſchlagen war. Bey dem Scheine des hellleuchtenden Mondes bemerkte ich, daß ſie nicht ganz in der Blüthe der Jahre war, daß aber ein unendlicher Reiz, eine ſeltene Anmuth, ihr Angeſicht überſtralte, mit einem Anſtrich von tiefer Melancholie und hohem Ernſte, die durch Leiden erzeugt ſeyn muſſten. Ihre Geſtalt war groß und erhaben (himmliſch würde ich ſagen, wenn ich nicht dem Verdachte, daß man etwas Ungewöhnliches und Unerwartetes immer außerordentlich findet, entgehen wollte) Ehrfurcht einflößend ſtand ſie vor mir. Sie winkte mir ſchweigend, weiter zu gehen; ich, der ich mich über das Unerwartete wieder gefaſſt und gar nicht Luſt hatte, die herrliche Schaubühne des majeſtätiſchen Spiels des Himmels zu verlaſſen, erwiederte nichts, als, daß ich auf meinem Sitz ſtillſchweigend Platz machte und andeutete, daß auch ihr eine Stelle in meiner von mir beſetzten Loge zu Dienſten ſtehe. Sie blickte mich ſcharf an, ſezte ſich nach einiger Ueberlegung zu mir und ſah hinaus in die Welt, ohne auf mich zu achten, der ich auch auf ſie nicht zu achten ſchien. Als ſie ungefähr eine halbe Stunde, ohne ſich zu bewegen, geſeſſen hatte, ſtill vor ſich hinblickend, ſtund ſie auf und ging, ohne mich eines fernern Blicks zu würdigen. Ich bot ihr in der Landesſprache eine gute Nacht, was ſie aber nicht zu bemerken ſchien, und hinter den Felſentrümmern verſchwand. Nachdem es allbereits anfing, ſich mehr zu umwölken, trat ich gleichfalls meinen Rückweg an.

Digitized by Google

Zu Hauſe erwartete mich mein ſehr gefälliger Hausherr, der Kanonicus D... (es war lang Mitternacht vorüber) und machte mir Vorwürfe, daß ich es gewagt habe, ſo lange allein in der Nacht auszubleiben und mich auf ſo einſamen Pfaden herumzutreiben, wo öfters Morlachen, ja ſelbſt räuberiſche Montenegriner und Bosniaken *) die Gegend unſicher machten. Doch daraus machte ich mir wenig, da ich nie unbewaffnet ging, und unterbrach den redſeligen Strom gutgemeinter Warnungen mit der Erzählung meines kleinen Abenteuers, ihn befragend, was er von dieſer von mir, der doch ſchon lange in der Gegend umherſchwärmte, noch nie geſehenen Erſcheinung wiſſe?

Das war, antwortete er, eine närriſche und ſtumme Signora, von welcher man nichts weiß, als daß ſie in einem kleinen Häuschen zwiſchen Felſentrümmer unter dem Schloſſe Kliſſa wohnt, welches ihr vor ungefähr ſechs Jahren, wo ſie, man weiß eben ſo wenig woher, ankam, durch fremde Handwerksleute, die mit ihr kamen und die, nachdem die Hütte vollendet war, gleich wieder abreisten, gebaut wurde; daß man ſie ſelten ſieht, und daß ſie mit einer gleichfalls ſtummen Negerinn armſelig lebt und von dem Wenigen, was ſie beſizt, wenn ſie vernünftige Augenblicke hat, den Armen mittheilt, die eine Art von Anhänglichkeit für ſie haben, und ſie für etwas Geiſterähnliches halten, wie ſie denn auch bald da und dort, doch immer nur an einſamen Orten, den Menſchen ausweichend zu erſcheinen pflegt und eben ſo wieder verſchwindet. Aber noch Niemand kann ſagen, daß er ihr Gärtchen oder Häuschen betreten habe, das immer feſt verſchloſſen iſt. Da ſie Niemanden ſchadet, und ſo armſelig lebt, ſo kümmert ſich Niemand um ſie, indem ſie wegen ihrer Sprachloſigkeit ohnehin über nichts Auskunft zu geben vermag. Er wiederholte ſeine Bitte, keine ſo verſpätete Spazier gänge zu machen, ihm nicht mehr Anlaß zu Sorgen zu geben, und wünſchte mir gute Nacht, indem er einiges von Jugend und Unvorſichtigkeit hinzu ſezte.

Durch dieſe Erzählung hatte meine Erſcheinung an Intereſſe bey mir gewonnen, und ich ſchlief mit dem feſten Vorſatze ein, der Sache und jener Fremden genauer nachzuforſchen. Ich muſſte mir geſtehen, daß dieſe, der Anſtand, die Haltung und Würde derſelben, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten, der ſich durch meine Stimmung, durch den romantiſchen Einklang des Ortes, die Art des Erſcheinens, und durch das Geheimnißvolle, das darinnen lag, zu einer ſchwärmeriſchen Begeiſterung erhoben hatte.

Ich beſuchte von nun an fleißiger und anhaltender blos jene Gegend und hoffte, meine Unbekannte, aus welcher meine Phantaſie bald dieß, bald jenes ſchuf, wieder zu erblicken; ich ſpähte auch von weitem ihre Wohnung aus, wagte aber nicht, mich derſelben zu nähern, weil ich befürchtete, daß, wenn ſie meine Nachforſchungen bemerken würde, ſie ſich noch mehr verbergen und ich jede Gelegenheit verlieren möchte, mich ihr zu nähern; denn, daß ſie wahnſinnig ſey, glaubte ich vom erſten Augenblick an nicht, da alle ihre Züge gar nichts, dem Wahnſinne Aehnliches, wohl aber etwas Außerordentliches verkündeten. Ich beſchloß alſo, es dem Zufalle zu überlaſſen, und hoffte, ſie doch einſtens auf dem ſchönen Punkte, der ſo viel Anziehendes hatte, wieder zu finden.

Ich täuſchte mich nicht. Nach einem Zeitraume von ungefähr zehn Tagen kam ich etwas ſpäter als gewöhnlich; da fand ich ſie ſitzend auf meinem Belvedere; ich trat eben ſo unerwartet vor, als ſie mir erſchienen war, und wie ich ihr Platz machte, ſo that heute ſie es, doch ſchlug ſie den Schleyer über. Ich ſezte mich, ſie grüßend, ohne zu ſprechen, und ſo ſaßen wir eine Zeit lang, bis ſie ging. Von nun an traf ich ſie öfter; ſie ging nicht, wenn ich kam; ſie ſezte ſich an meine Seite, wenn ich da war; auch ſchlug ſie den Schleyer zurück; doch unſere Unterhaltung blieb ſtumm; ich that als bemerkte ich ſie nicht, ich war ihr ebenfalls als ſey ich nicht da; ich grüßte ſie nicht mehr und behandelte ſie gleich einem lebloſen Bilde. Doch entging ſie meiner aufmerkſamen Beobachtung nicht. Der Liebreiz und die Würde ihres Geſichtes erfüllten mich mit Bewunderung und Ehrfurcht, und ihr großes ſchönes Auge, wenn es ſich zum Himmel erhob, und es ſich mit Thranen füllte, was oft geſchah, wirkte mit ſolcher Rührung auf mich, daß es mich durch und durch erſchütterte. Täglich wuchs meine Neugierde, aber ihr Anblick hatte ſo viel Achtung Einflößendes, daß ich aus einer gewiſſen ehrerbietigen Scheu, und da ich doch nicht ſicher wuſſte, ob ſie wirklich ſtumm ſey, alſo auf jeden Fall, wenn ſie es auch nur ſcheinen wollte, keine Antwort erwarten konnte, und zugleich fürchtete, ſie möge, wenn ich das Stillſchweigen bräche, nicht mehr für mich ſichtbar ſeyn, nie ſie anzuſprechen wagte. Eines Tages, als ſie ungewöhnlich lange neben mir geſeſſen, und in tiefen Träumereyen verſunken war, ſo, daß ſie mich ganz vergeſſen hatte, zog ſie eine goldne Kapſel, die an einer goldnen Kette hing, aus dem Buſen; ſie küſſte ſie mehrere Male, ihr Geſicht badete ſich in Thränen, und ſie verhüllte es in ihr Tuch; plötzlich ſchien ſie ſich zu beſinnen, daß ſie einen Zeugen habe und ſprang erſchrocken auf. Da riß durch die raſche Bewegung die Kette und die Kapſel rollte auf die Steine und immer fort und fort den Berg hinab, bis ſie dieſelbe aus dem Geſichte verlor. Sie ſuchte emſig und emſig und ſchien außer ſich über ihren Verluſt. Ich ſtund auf und half ſuchen; endlich entdeckte ich ſie unter einem ungefähr achtzehn bis zwanzig Fuß hohen Felſen, wo ſehr beſchwerlich und gefährlich hinab zu kommen war, nicht ſowol wegen der Höhe, als weil in ſolchen Felſenritzen gewöhnlich die Pauk oder eine Gattung ſehr giftiger kleiner Schlangen niſtet, die beyde ſehr zu fürchten ſind. *) Doch beſann ich mich nicht lange, ich kletterte hinab und kam bald mit dem Kleinod zurück, welches ich ihr, die mir ſehr ängſtlich zugeſehen hatte, ſtillſchweigend überreichte. Sie war außer ſich für Freude, drückte das wieder gefundene Kleinod ans Herz, verwahrte es ſorgfältig im Buſen; mich blickte ſie dankend, unendlich hold an, reichte mir die Hand, die meinige leiſe drückend, und verſchwand eilends.

Nun war unſere Bekanntſchaft gemacht, ſie kam täglich, ſezte ſich zu mir, grüßte mich freundlich, blieb aber ſtumm und ich gleichfalls; doch waren wir uns nicht mehr fremd, ſo wenig wir uns wechſelſeitig zu beobachten ſchienen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Es war dieß nach der Beſitznahme des Venetianiſchen Dalmatiens durch die Oeſtreicher, nach dem Frieden von Campo-Fromio oder richtiger Formido, wo viel Raubgeſindel und Unzufriedene im Lande umhertrieben.

*) Ein Gewächs, eine Gattung Zwiebel, man nennt ſie Senſonica, iſt ein wirkſames Mittel gegen den Biß dieſer Schlangen, und wird allgemein dagegen angewendet.

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, den 26. Oktober.

(Fortſetzung.)

Es ſoll nämlich zu dieſer neuen Armenanſtalt ein Kapital von achthundert und achtzig Aktien geſucht werden, jedwede zu tauſend Franken. Wer eine ſolche Aktie kauft, wird Mitglied der unternehmenden Geſellſchaft, bekömmt das Recht, Kinder in der Anſtalt erziehen und unterweiſen zu laſſen, und kann in der Zukunft auf die aus der Arbeit entſtehenden Vortheile Anſpruch machen; denn nach dem Plane ſoll die aus den Werkſtätten kommende Waare merkantiliſch abgeſetzt werden. Um auch minder begüterte Perſonen an der Anſtalt Theil nehmen zu laſſen, ſoll jedwede Aktie in 10 Coupons (alſo den Coupon zu 100 Franken oder 25 Rthlr. gerechnet) getheilt werden können. Menſchenfreunde, welche blos um Gutes zu ſtiften, nicht aber um aus ihrer Wohlthat Nutzen zu ziehen, Aktien nehmen wollen, können der Anſtalt ihren Antheil an den Benefizen auf immer ablaſſen; zu dem Endzwecke ſoll eine doppelte Kaſſe errichtet werden; die eine für die Aktienträger, und eine andere der Anſtalt angehörige; in letzterer ſollen die der Anſtalt überlaſſenen Benefizien, ferner die den Lehrlingen beſtändig vorenthaltenen geringen Abzüge ihrer Belohnungen niedergelegt werden, um daraus ein Sparkaſſe für ſie zu bilden, ſo daß ſie auch noch nach ihrem Austritt aus dem Inſtitut zu leben haben. Aus den Aktienträgern ſoll ein Verwaltungsrath gebildet werden; außerdem ſoll ein Vervollkommnungsrath beſtehen, wozu ausgezeichnete Gelehrte, Mannufakturiſten, Erzieher u. ſ. w. eingeladen werden ſollen. Ein Direktor ſoll unter Aufſicht des Verwaltungsrathes die geſammte Anſtalt leiten; jährlich ſoll in einer allgemeinen Verſammlung den Beſitzern der Aktien Rechenſchaft über den Beſtand und Ertrag des Inſtitutes abgelegt werden. In Hinſicht der Erziehungsweiſe, bemerken die Verfaſſer des Planes, daß obſchon der wechſelſeitige Unterricht ſehr große Vortheile darbietet, man doch geſtehen müſſe, daß man bisher ſich damit begnügt habe, den alten Schlendrian des Elementar-Unterrichts (?) in neu eingerichteten Schulen einzuführen. Man habe daher das Geſammte des Unterrichts umſchmelzen und eine logiſche Methode des Elementar-Unterrichts und der Technologie für dieſe Anſtalt auffinden müſſen. Die geometriſchen Züge (tracé géométrique) und nicht die Linien = Zeichnung (dessin linéaire) ſeyen als die beſte Einleitung zum Unterricht im Leſen, Schreiben und in der praktiſchen Geometrie anerkannt worden, da ſich dieſer Theil der Elementar = Unterweiſung am beſten der Präziſion einer logiſchen und analytiſchen Methode unterwerfen laſſe; zu dem Endzwecke ſollen die Fortſchritte des Unterrichts auch vielmehr auf die Entwicklung des Erkenntniß-Vermögens, als auf die Kraft des Gedächtniſſes gegründet werden; die Kinder, welche von Natur gierig nach ſichern und unumſtößlichen Wahrheiten ſind, werden hiedurch gewöhnt, ſich nur an klare, gründliche und vollkommen erwieſene Wahrheiten zu halten; ihre nach dieſem Gange gerichtete Einſicht werde dadurch tauglicher ſich in Künſten und Handwerken zu vervollkommnen, falle nicht in falſche Urtheile, und mithin ſeyen die anwachſenden Zöglinge nicht inkonſequent in ihrem moraliſchen Handeln.

(Die Fortſetzung folgt.)

Braſilien.

Da ſchon einigemal Anfragen an mich ergangen ſind, und man mir von Deutſchland meldet, daß ein gewiſſer Freyreiß von Frankfurt am Main alle Deutſche und beſonders ſeine Landsleute auffordere, nach Braſilien zu kommen, und ihnen Ländereyen und Privilegien verſpräche; ſo halte ich es für meine Pflicht Jedermann zu warnen und zu erklären, daß die portugieſiſch = braſilianiſche Regierung, bis jezt, die weiſe Maßregel, ihre fruchtbaren Gefilde, in dem ſchönſten Himmelsſtrich der Erde, durch freye Coloniſten zu bevölkern und urbar zu machen, noch nicht ergriffen hat, und daß ſie überhaupt keinem einzigen der Fremden, die bisher mit oder ohne Vermögen nach Braſilien gekommen ſind, um ſich daſelbſt mit Ackerbau zu beſchäftigen, auch nur den geringſten Vortheil zugeſtanden hat; ſo daß alle diejenigen, die aufs Gerathewohl oder durch Freyreißens Einladung gelockt, ihr Heil in Braſilien verſuchen wollten, ins größte Unglück würden geſtürzt werden.

Ich kenne hier zwey junge Deutſche, die ſich durch eine dieſer Zeitungsnachrichten verleiten ließen, hierher zu kommen, und die ſich in allen ihren Erwartungen getäuſcht fanden.

Eine Schweizer = Colonie, für welche die Regierung im vorigen Jahr eine Strecke Landes (Canta Gallo genannt) unweit Rio de Janeiro gekauft, und welche ſie auf ihre eigene Koſten unter gewiſſen vorgeſchriebenen Bedingungen von Europa kommen läßt, kann wohl nicht mit obiger Einladung verwechſelt werden. — Eine der Bedingungen, um es blos beyläufig zu erinnern, iſt, daß alle Schweizer = Coloniſten katholiſcher Religion ſeyn müſſen.

Man fragt mich ferner, in mehrern Briefen, wer dieſer Freyreiß ſey? — Er iſt eines Schuſters Sohn von Frankfurt am Main, der im Jahr 1809 daſelbſt als Ladendiener angeſtellt war, und bald darauf, um der Conſcription zu entgehen, in höchſt dürftigen Umſtänden ſeine Vaterſtadt verließ. Seit jener Zeit hat er ſich in verſchiedenen Ländern mit Inſekten fangen und Vögel ausſtopfen genährt. — Er ſammelt, ſeitdem er in Braſilien iſt, für Rußland, Schweden, Preußen, Holland ꝛc. ꝛc. und ſchickt mehrern Liebhabern, denen er viel von ſeinem „Eifer, die Wünſche der Sammler unter „ſeinen Landsleuten zu befriedigen, und den „Wiſſenſchaften zu nützen“ verſpricht, höchſt elendes Zeug. So drückt ſich einer meiner Freunde aus, dem ich dieſe Nachricht zu verdanken habe.

Da dieſer Freyreiß, (der ſich zuweilen auch wohl bald Doktor, bald Profeſſor zu nennen pflegt), leider ſeit mehrern Jahren nicht einmal ſo viel erübrigen konnte, daß er ſeine Schulden zu bezahlen im Stande wäre, ſo iſt er wohl noch viel weniger berechtigt, fremde Coloniſten einzuladen, und ſolchen nichtige Unterſtützung und fantaſtiſche Vortheile zu verſprechen.

G. v. Langsdorff,
Kaiſ. Ruſſ. Collegien = Rath, General-Conſul und Geſchäftsträger in Braſilien.

Räthſel.

Neidiſch verhüll' ich dir die Schönheit, die dich reizet,
Nach deren Anblick oft dein Auge lüſtern geizet.
Nimmſt du drey Füße mir, ſo hebt mein ſüßes Spiel
Den Geiſt empor auf Adlers Schwingen;
Kürz' noch um einen mich, ſo brauchſt du meiner viel,
Auf deinen Tiſch und zu manch' andern Dingen.

Auflöſung der Charade in Nro. 260.

Poſthorn.

Digitized by Google

Nro. 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. November 1819.

Das Weib beſchreite mit Sanftheit den Weg belohnender Pflichten.

Pope.

Ueber die weiblichen Erziehungsanſtalten in Paris.

(Auszug eines Briefes.)

Es iſt ſeit geraumer Zeit vieles in Frankreich für das Erziehungsweſen geſchehen, dennoch aber hat die klaſſiſche Erziehung keine merkliche Fortſchritte gemacht. Nur das Volk iſt unterrichteter, ſeitdem die Lancaſterſchen Schulen durch freywillige Beyträge einzelner Bürger in alle Departementern eingeführt wueden. In einem künftigen Schreiben werde ich Ihnen über die Fortſcheitte dieſer wohlthätigen Anſtalten umſtändliche Nachricht geben, mich dagegen heute hauptſächlich nur auf die wiſſenſchaftliche Erziehung der weiblichen Jugend aus der gebildeten Klaſſe beſcheänken.

So ſehr der Unterricht der Knaben in Frankreich, gegen Deutſchland verglichen, noch zurückſteht, ſo ſehr ragen die Mädchen in dieſem Stücke hervor. Bey jenen geht es immer noch nach der alten Leyer fort: Die Mutterſprache, ein wenig Latein und einige griechiſche Wörter, ein ärmlicher Vorſchmack der Geographie und Geſchichte, dieſes, nebſt einer unleſerlichen Handſchrift und zur Noth die vier Hauptregeln der Rechenkunſt, iſt meiſtentheils Alles, was ſie aus den Lyceen oder jetzigen Collegien in das praktiſche Leben mitbringen. Wollen die Eltern, daß ſie in demſelben nicht auf einer niedern Stufe ſtehen bleiben, ſo iſt eine häusliche Nachbildung unumgänglich nothwendig, wozu freylich während ihres Aufenthalts in jenen Zwinganſtalten der Grund gelegt worden iſt; wenigſtens haben ſie gelernt zu gehorchen, früh aufzuſtehn und unaufhörlich zu arbeiten; ob zweckmäßig? daran iſt wohl um ſo weniger zu denken, da bey dem geringen Gehalte, der den Lehrern ausgeſezt iſt, keine Männer von wahren literariſchen Verdienſten in Verſuchung geführt werden, ſich um Stellen bey den öffentlichen Unterrichts-Anſtalten zu bewerben. Das Nämliche gilt auch von den Privat-Erziehungs-Anſtalten oder ſogenannten Penſionen, die ganz nach dem Plan der Lyceen zugeſchnitten ſeyn müſſen, und worin nichts gelehrt werden darf, als was die Univerſität dieſen Lyceen vorgeſchrieben hat. Obendrein werden ſämmtliche Zöglinge der Privat-Anſtalten, Morgens und Nachmittags, in jene öffentliche geführt, um an dem Unterricht in denſelben, gegen einen nicht unbedeutenden Geld-Tribut, Theil zu nehmen. Auf dieſe Art ſind die Collegien im Stande, ſich aus eigenen Mitteln zu erhalten, die Vorſteher der Privat-Anſtalten aber ſind nicht vermögend, mit ihren Zöglingen etwas anders vorzunehmen, als was in den gewöhnlichen Schlendrian einſchlägt.

Ganz anders verhält es ſich mit den Erziehungs-Anſtalten für junge Frauenzimmer. Dieſe, faſt alle Privat-Unternehmungen, ſind an keine vorgeſchriebene Regel gebunden, und die Vorſteherinnen derſelben haben volle Freyheit zu wetteifern, um durch vorzügliche Bildung der ihnen anvertrauten Jugend ſich einen Ruf, und mit demſelben eine vergrößerte Einnahme zu verſchaffen. Es ſind hier unzählige dieſer Anſtalten, von ſechshundert Franken jährlicher Penſion, bis zu zweytauſend. Ich habe, ſeit meiner Zurückkunft in Paris, viele derſelben, große und kleine, zu beſuchen Gelegenheit gehabt, und kann mit Ueberzeugung ſagen,

Digitized by Google

daß ſie, im Ganzen genommen, den wärmſten Wünſchen der Eltern entſprechen, die ihre Töchter nicht ſelbſt zu erziehen Gelegenheit haben, welches faſt allgemein der Fall in Frankreich iſt.

Damit Sie ſelbſt urtheilen mögen, will ich Sie mit einer der vorzüglichſten dieſer Bildungs-Anſtalten bekannt machen, und zwar ſo, wie ich ſie ſelbſt habe kennen lernen.

Ich ſprach mit unſerm Freund H... über Erziehungsweſen, welches, wie Sie wiſſen, mit dem Zwecke meiner Reiſe in Verbindung ſteht, und äußerte mich dabey über die weibliche Erziehung in Paris auf eine Art, die deutlich zu erkennen gab, daß ich vor zwölf Jahren keine günſtige Meinung davon mit mir nach Deutſchland genommen hatte. H... zeigte ſich als warmer Vertheidiger derſelben, beſchuldigte mich von überrheiniſchen Vorurtheilen verblendet zu ſeyn, und erbot ſich, mich durch den Augenſchein eines Beſſern zu belehren. „Meine Tochter, ſagte er, befindet ſich ſeit mehrern Jahren in einer der erſten hieſigen Erziehungs-Anſtalten; kommen Sie morgen zu mir: in Ihrer Eigenſchaft als Fremder wird es mir erlaubt ſeyn, Sie bey der Vorſteherinn dieſer Anſtalt, Mad. d'Aubrée, einzuführen, um Zuſchauer eines kleinen Feſtes zu ſeyn, welches ſie ihrer zahlreichen jungen Familie gibt. Freylich werden Sie dieſe Mädchen blos tanzen ſehen; indeſſen halte ich dafür, daß Menſchen überhaupt nur im Taumel der Freude ſich richtig beobachten laſſen, und daß insbeſondere Frauenzimmer zu allererſt beym Tanze eine ſorgfältige oder vernachläſſigte Erziehung verrathen. Der Unterricht, fügte er hinzu, macht es beym ſchönen Geſchlechte allein nicht aus, bey ihm iſt vielmehr ſeine Erziehung Hauptſache, und dieſe hoffe ich Ihnen morgen in einem vorzüglichen Glanze zu zeigen."

Wir fuhren den folgenden Tag hin. Unſer Wagen hielt vor einem prächtigen Hotel am St. Sulpice Platze ſtill, wo ich eher geglaubt hätte bey einem Miniſter zur Aſſemblee, als zu einer Luſtbarkeit junger Mädchen eingeführt zu werden. Doch im Innern des Hauſes herrſchte keine Pracht, wohl aber eine Eleganz und Reinlichkeit, wie man ſie ſelten in Erziehungs-Anſtalten antrifft. Nur weibliche Bediente, alle ſauber gekleidet, warteten in den Vorzimmern. Der Tanz hatte ſchon ſeinen Anfang genommen, und wir wurden in ein Nebenzimmer geführt, welches für die männlichen Zuſchauer beſtimmt war, die größtentheils aus den Vätern der hier verſammelten Jugend beſtanden; die Mütter allein hatten ringsum im Innern des Tanzſaals Platz genommen. Aber dieſer war aus dem Nebenzimmer ganz zu überſehen, und ich geſtehe aufrichtig, daß ich in meinem Leben keinen ſchönern Anblick gehabt habe, als den dieſer Tanzſaal gewährte, der übrigens nur erleuchtet nicht verziert war. Doch geſchmückt war er, reich geſchmückt von mehr denn hundert der lieblichſten Geſchöpfe, die je aus der Hand der Natur hervor gegangen ſeyn mögen. Es war ein lebendiges Blumenſtück, wo die junge Knoſpe neben der vollblühenden Roſe im heiterſten Frühlingsreize prangte. Es war die Poeſie der Schöpfung, die in harmoniſchen Rythmen ihres Daſeyns Glück ſich freute. Es war die Natur in ihrem ſchönſten Schmucke, die das ſchweſterliche Band, welches ſie mit der Kunſt geſchloſſen, hier zu feyern ſchien. Was iſt das weltberühmte Pariſer Ballet, jenes Gemiſch blos künſtlicher Bewegungen, gegen dieſen bezaubernden, ich möchte ſagen, ſeelenvollen Tanz einer Jugend höherer Bildung, deren taktmäßige Bewegung voll Anſtand und Würde, im ſchönſten Ebenmaß, aber nicht ängſtlich berechnet war; die keinen Beyfall vermittelſt außerordentlicher Anſtrengung ablocken wollte, ſondern ohne Bemühen ihren Frohſinn hüpfend an den Tag legte, woran das Gemüth mehr Antheil als der Körper nahm. Ich glaube, daß der geſellſchaftliche Tanz (danse de Societé) zu keiner größern Vollkommenheit gebracht werden kann, als ich ihn hier ſah; die künſtlichen Schritte ſchienen den jungen Mädchen zur andern Natur geworden zu ſeyn, wenigſtens waren die Spuren der Kunſt ganz daraus verwiſcht.

Meine Sinne wurden beym Anblicke dieſes reizenden Schauſpiels zu ſehr überraſcht, als daß ich gleich hätte bemerken ſollen, daß dieſes liebliche Nymphenchor keine Jünglinge zu Mittänzern hatte. Die älteſten unter ihnen vertraten die Stelle derſelben. Alle in der Farbe der Unſchuld, nicht prachtvoll, aber mit einer unbeſchreiblichen den Pariſerinnen ſo eigenen Grazie gekleidet, zeichnete dieſe ein rothes Band um den Arm aus. Sie waren es alſo auch, die die ſogenannten Honneurs des Balls machten, und ſie entledigten ſich dieſes Amtes mit ſo viel Anſtand und zuvorkommender Aufmerkſamkeit, als wäre es ihr beſtändiges Geſchäft geweſen. Nie ſah man die Vorſteherinn oder eine der Lehrerinnen, die etwas meiſterte oder anordnete, dieſe ſaßen unter die Zuſchauerinnen gemiſcht, und die fröhliche Schar war ſich ganz ſelbſt überlaſſen. Nicht genug konnte ich ihre gegenſeitige Höflichkeit und Artigkeit, ſo wie überhaupt ihren feinen Ton bewundern, der allenthalben durchblickte, ſie mochten ſich zum Tanz einladen, ſich Erfriſchungen reichen, oder Arm in Arm einher gehen, um ſich nach geendigtem Tanz zu erholen; nirgends war etwas Gezwungenes ſichtbar, ſondern herzliche Freundſchaft und ſchweſterliche Traulichkeit allenthalben unverkennlich. Sie ſchienen ſich hier zum erſtenmale zu bewillkommen, und dennoch zu Einer Familie zu gehören; ſie ſchienen ohne Ausnahme die Manieren der feinen Pariſer Welt, ſo zu ſagen, mit der Muttermilch eingeſogen zu haben, und dennoch befanden ſich Engländerinnen und Deutſche, Holländerinnen, Italienerinnen und Spanierinnen unter ihnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber Hrn. v. Hammers Anklage der Tempelherrn.

Wir haben in einem frühern Aufſatz unſern Leſern die Vermuthung eines unſrer Mitarbeiter mitgetheilt, daß der Orden der Templer, in ſeinem Urſprung ſo fromm um die Leidenden verdient, in ſeinem Fortgang ſo glänzend durch Heldenmuth und Reichthum, in ſeinem Untergang ſo tragiſch und räthſelhaft, doch wohl hie und da einen Vertheidiger gegen die Anſchuldigungen ſeiner von jeher in Geheimniß verhüllte, nun plötzlich von Hrn. v. Hammer ans Licht gebrachten Verbrechen, finden könnte. Wirklich tritt ein ſolcher in Wien auf, der nicht ſowol die Anſchuldigungen gegen den Orden zu entkräften ſucht, als zu beweiſen, daß Hr. v. Hammer die bildlichen Darſtellungen, auf die er dieſelben gegründet, falſch aufgefaſſt habe. Unſre Leſer finden den Aufſatz, welcher dieſen Beweis führt, in dem zu Wien erſcheinenden Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, mit dem Titel: „Verſuch einer Kosmologiſchen Deutung des phönizischen Kabiren-Dienſtes von Franz Maria von Nell, mit einer Schlußbemerkung, des Hrn. v. Hammers mysterium Baphometis revelatum ergänzend.“ — Dieſer Aufſatz, ſo weit er die Kabiren angeht, wird allen Liebhabern des Alterthums willkommen ſeyn, ſeitdem Schelling in ſeiner trefflichen Schrift über den Samothraziſchen Gottesdienſt dieſe vieldeutigen, geheimnißvollen Weſen ihnen näher gebracht hat. Da er nicht in unſern Bereich gehört, begnügen wir uns nur zu ſagen, daß die lange Anmerkung, welche von den Abbildungen ſpricht, mit denen Hr. von Hammer ſeine Anklage der Templer belegt, bey Gelegenheit eines bekannten alten Todtenlampen-Gebildes vorkommt, welches gewöhnlich „der gute Hirt“ genannt wird. Man gab ihm manche myſtiſche Deutung, und Hr. v. Nell findet darin unverkennbar eine Darſtellung des Dienſtes der aſtraliſchen Kabiren. In der Anmerkung zu der Erwähnung dieſes Alterthums kommt er nun aber auf die in der k. k. Antikenſammlung befindlichen Idole und die Gefäße (die heiligen Graale) auf die Hr. v. Hammer alle die Anſchuldigungen des Ophitendienſtes, für welchen die Templer, ſeiner Anſicht nach, den Tod verdient haben ſollen, gegründet hat. Hr. v. Nell war beym erſten Anblick überzeugt, daß er es weder mit kabiriſchen noch rein gnoſtiſchen, ſondern mit alchemiſch-theoſophiſchen, in ihren Allsanſichten auf die gnoſtiſche Lehre gegründeten Monumenten zu thun hatte. Hr. v. H. hat unſerm Verfaſſer zufolge einen großen Irrthum begangen, den Deckel des Gefäßes nicht mit abbilden zu laſſen, welcher durch die fortlaufenden Adern des Steins ganz offenbar zu dem Gefäße gehört, und deſſen Gebilde in einiger Beziehung mit denen des Gefäßes ſelber ſtehen mußten. Der Satz, daß dieſe von Hrn. v. Hammer angeführten Abbildungen zum größten Theil, die des beſagten Gefäßes aber insbeſondere, alchemiſcher Bedeutung ſeyn ſollen, erweist Hr. v. Nell auf eine ſehr überredende Art. Da die Schüler der erhabnen Weisheit, die Forſcher nach dem Stein der Weiſen, und dem Mittel Gold zu machen, alle darum bemüht waren, die Natur auf der That zu ertappen, und ihr nie erſpürtes Geheimniß in keine geheimnißvollere und doch ihrem Ziele näherkommende Bilder einzukleiden wußten, als in die eines andern heiligen Geheimniſſes — dem der Menſchenentſtehung — ſo erklärt ſich auf einmal, warum ſo viele ihrer Sinnbilder und Sprüche Mißverſtand erwecken und anſcheinend die Sittlichkeit beleidigen konnten; dem unparteyiſch betrachtenden Leſer iſt beym erſten Anhören von Hrn. v. Hammers Beſchuldigungen und Hrn. v. Nells Erklärung die Wahl gelaſſen zwiſchen der Abirrung des Menſchenverſtandes zur roheſten Sinnenverderbniß, und der ſinnreichſten bis zum Unſinn ſich verirrenden Schwärmerey. — Leider kann dieſe leicht auf ihrem Umherſchweifen jene berühren! — Entſchieden iſt der Streit noch nicht, aber der heilige Glaube, daß der Menſch im zahlreichen Bunde mit Menſchen nicht Abſcheulichkeiten zu deſſen Gegenſtand machte, wünſcht in dieſem Fall Hrn. v. Hammers Anklage widerlegt.

Seltne Thränen.

Heiße, ſüße, ſel'ge Thränen,
Nein, ihr ſeyd kein Traum, kein Wähnen!
Nicht der Freude zum Geleite,
Nicht dem herben Schmerz zur Seite,
Hab' ich heute euch gefunden;
Rein, von Freud' und Leid entbunden,
Aus Begeiſterung, der vollen,
Seyd ihr meinem Aug entquollen.
Heiße, ſüße, ſel'ge Thränen,
Nein, ihr ſeyd kein Traum, kein Wähnen.

Theodor B. v. Sydow.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 25. Oktober.

Die Herbſt-Militair-Uebungen, welche den, ſelbſt in Friedenszeit nicht angenehmen, Kanonendonner uns oft hören ließen, ſind vorüber, die Mehrzahl des Militairs iſt wieder nach den Garniſonen gezogen, und mit Recht dürfen wir es rühmen, daß wir deſſen größere Menge mindeſtens nicht durch Störungen bemerkt haben, vielmehr iſt von einer muſterhaften Aufführung zu reden. Die weibliche dienende Klaſſe nur wird nachträglich mit einiger Klage ſich hören laſſen und in dieſem Punkte iſt leider, wie man geſtehen muß, die Sittlichkeit noch immer im Abnehmen; es wird ſogar eine völlige Gleichgültigkeit in der hier gemeinten Hinſicht bemerklich, ja viele von ſolchen weiblichen Geſchöpfen gehen noch weiter und freuen ſich ihrer Zuchtloſigkeit.

Digitized by Google

weil ſie — als Ammen mehr Lohn bekommen und beſſer genährt werden. Indeſſen iſt eine Hoffnung da, daß dieſe Unzucht — für die in Staaten, welche mit Militair reichlich erfüllt ſind, die Sittlichkeit keine Augen haben ſoll — abnehmen wird, denn die Zahl der Ammen iſt ſo ſehr im Zunehmen, daß die Menge bald finden muß, es ſey auch dieſer — Erwerbszweig in's Stocken gerathen. — Seit ein Paar Wochen ſchon erzählte man ſich hier ein abſcheuliches Geſchichtchen, welches darthut, daß der Magnetiſmus als Behelf für die Sinnlichkeit dient, und da die Angaben ſich jezt als faktiſch bewähren, ſo gibt der ſcandaleuſe Fall einen weiteren Beleg zu dem, was Beſonnene ſchon längſt bemerkten. — Ueber das Geſchichtchen ſelbſt mag einſtweilen ein Schleyer liegen bleiben!

Hr. Wilh. Schadow iſt aus Rom zurückgekommen und hat hier, in der Werkſtätte ſeines Vaters, mehrere Gemählde aufgeſtellt, die neue Beweiſe für ſein ausgezeichnetes Talent ſind. Höchſt vorzüglich iſt (außer einem ſchon auf der lezten Kunſt-Ausſtellung geſehenen und von mir damals auch ſchon erwähnten Mönchs-Kopf) ein Bild, welches Thorwaldſen und die beyden Schadows (den Mahler ſelbſt und Rudolph Schadow, den Bildhauer) darſtellt. Es beſtätigt in Anordnung, Auffaſſung und Farbengebung den Glauben an eine künftige hohe Meiſterſchaft des Künſtlers. Auch ein weibliches Bild (Knieſtück) verdient Aufmerkſamkeit, und ein großes Gemählde, Maria mit dem Kinde im Vor-, Joſeph im Hintergrunde iſt im Ganzen angenehm und hat meiſterhafte Einzelheiten. Der Hintergrund dieſes Bildes iſt nach dem ſogenannten altdeutſchen Styl, alſo nach dem Regelloſen geregelt, und dieß ſtört bey denen, die nicht mit dem Glauben allein Kunſtwerke betrachten, in etwas den Eindruck: der Künſtler hat ſich indeſſen ſichtlich ſchon etwas mehr Freyheit gegeben, als früher, und je mehr er von dieſem Halten an das Vergangene nachläſſt, um ſo ſicherer wird er ſein Ziel immer bedeutender machen. — Eine Anzahl von Handzeichnungen, welche ebenfalls für Jedermann zum Anſchauen bereit liegen, faſſt viele gehaltvolle Studien in ſich.

Im Theater war das Merkwürdigſte die neu einſtudirte Vorſtellung von Goethe's „Egmont" doch gehörte ſie — ob auch einige kritiſche Parteygänger ſich abmühen werden, um das Gegentheil zu verſichern — nicht zu den vorzüglichſten Leiſtungen unſrer Bühne. Hr. Wolff, der den Egmont gab und ihn theilweiſe gut vorträgt, hat in ſeinem Aeußern nichts und in ſeiner Sprache und Stimmung wenig, was ihm für dieſen Charakter zur Beglaubigung dienen könnte; dankbar iſt allerdings ſeine Anſtrengung zu erwähnen, aber auch nicht zu verkennen, daß bey uns nur der Mangel an einem Schauſpieler, der den „Egmont" im Innern und Aeußern hinzuſtellen vermöchte, die Zutheilung dieſer Rolle an ihn möglich machen konnte. Vor Allem aber war von der Lebensfülle, die an dem Gewöhnlichen nirgends genug hat, — und die allein die ganze Zeichnung in ein richtiges Licht ſtellt! — gar wenig zu bemerken, und ſo iſt es nur zu bedauern, daß der ausgezeichnete Künſtler bey dieſer Aufgabe ſeine Kräfte ohne wahrhafte Wirkung opfert. — Mad. Stich, als Klärchen, wird vielleicht den rechten Ton für dieſen Charakter noch finden; bey der erſten Vorſtellung fehlte die Unbefangenheit, welche hier allein zur Anmuth helfen kann. Und es iſt, um ein Klärchen darzuſtellen, ohnfehlbar der höchſte Grad der Unbefangenheit nöthig, indem ſie, troz aller Erfahrungen mit Egmont, unſchuldig in jeglichem Verhältniß daſteht. Die Künſtlerinn ließ in der erſten Scene (dem Geſpräch mit der Mutter) die Abſicht: ſich rechtfertigen zu wollen, vorherrſchen, und dadurch war die Anlage ſchon ſehr geſtört; Clärchen hat hier nur zu beweiſen: daß die Mutter ſo wie Alle, den Egmont lieben, und daß es alſo eine Unmöglichkeit iſt, ihn nicht zu lieben; mit ſolchem Gefühl kann ſie das Entzücken, von Egmont ausgewählt zu ſeyn, in ihrer Demuth nicht faſſen und alle Hingebung ſcheint ihr, in der Anſicht, daß ſolch ein Glück mit nichts Irrdiſchem zu vergelten iſt, nur ein ſchwacher Dank für eine Verklärung, die ihr Herz erfüllt. — So iſt auch ſpäter ihre Rede zu den Bürgern keineswegs ein eigentlicher Aufruf; Klärchen meint hier nicht die Erſte zu ſeyn, ſie findet ſich nur zu den Andern, von deren ſie innigſt überzeugt iſt, daß ſie mit ihr ganz gleich fühlen, und da ſie ihren Irrthum bemerken muß, hat das Leben für ſie ſogleich allen Werth verloren, aber auch nicht ihretwegen; ſie empfindet jezt, daß ſie dem Egmont im Tode folgen muß, um ihn für eine ſolche Undankbarkeit des Volkes noch im Jenſeits mit jeder Kraft zu entſchädigen. In der Scene mit den Bürgern iſt alſo jeder Pathos, jede Mahnung an ein Ueberreden höchſt ſtörend, eine Gluth aus dem Herzen waltet hier, die rein daher ſtrömt und nichts in ſich aufnimmt, was nur irgend eine politiſche Abſicht verriethe. Einſtimmig glaubt ſie Alle zur Rettung bereit zu finden, und darum ſchlägt ein Mißton ſie gleich völlig nieder. — Mad. Stich gab anfangs ein liebendes, auf ihre Liebe ſtolzes, dann ein zum Heldenmuth aufforderndes Weſen und ſteigerte hier ſich ſo zur tragiſchen Heldinn, daß ſie der Jungfrau von Orleans glich — und Klärchen iſt der reine Gegenſaz, ſie kann ſich nirgends aus ihrer Liebe verirren und nur ſo weit gehen, als ihr feſter Glaube ſich bewährt. — Vortrefflich war Herr Unzelmann, als Vanſen und verdiente, nach meiner Anſicht, den Preis des Tages; Hr. Beſchort (der einſt ein guter Egmont war) gab den Prinzen von Oranien wahr und herzlich; Hr. Lemm den Alba mit richtiger Auffaſſung, indem er alle Thätigkeit nach innen drängte, doch vermochte er das Gedachte nicht überall feſt zu halten. — Hr. Rebenſtein (Brakenburg) und Hr. Gern d. Sohn (Jetter) waren an ihrer Stelle. — Sehr zu rühmen iſt auch die Lebendigkeit, mit der im Ganzen die Volks-Scenen ſich gaben, und die Verdienſtlichkeit des Hrn. Regiſſeur Wolff für die Anordnung wird hier ſehr deutlich und rühmenswerth. — Zwey Gäſte, Hr. Fries, von Hannover, und Hr. Wiedemann, erſter Baſſiſt, letzterer Komiker für Schauſpiel und Oper, ſind in Gaſtſpielen erſchienen und bezeugen eine beſchränkte Brauchbarkeit. —

Auf dem neuen Theater-Gebäude wird ein koloſſaler, in Kupfer getriebener Apollo aufgeſtellt, bearbeitet nach einem Modell von dem geſchäzten Bildhauer Rauch. Da das Gebäude ſelbſt zu den höchſten Bauwerken gehört, der Apollo auf demſelben demnach in der Nähe der Stadt überall ſichtbar ſeyn muß, ſo wird es künftig ſcheinen, als ſey Berlin unter den Schuz dieſer Gottheit geſtellt; möge es in der Wahrheit ſo ſeyn und die Kunſt hier einen dauernden Siz gründen!

Im vierten Rechnungs-Jahre (vom 1. Juli 1818 bis dahin 1819) hat der hieſige „Vaterländiſche Verein für hülfloſe Krieger," welcher ſich nur durch Privat-Unterſtützungen erhält, 11,097 Thlr. ausgegeben und damit 766 Individuen größtentheils ernährt, theils mit kleinen Summen erfreut. Es wird große Anſtrengung und die Mithülfe Vieler nöthig ſeyn, wenn dieſes anerkannt vortreffliche Inſtitut ſich in gleicher Thätigkeit erhalten will!

Von Ramlers „Mythologie" dieſem ſehr ſtark geſuchten Schulbuche, iſt die vierte Auflage (Maurerſche Buchhandlung) und von K. Stein ein neuer Roman „der kühne Hirt" (bey Stuhr) erſchienen.

Sy.

Digitized by Google

Nro. 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 16. November 1819.

Wer iſt ſo tief in Schmerz verſunken,
Daß auch nicht eines Triebes Funken,
Im Innerſten der leeren Bruſt,
Vielleicht ihm ſelbſt noch unbewuſſt
Des Hauchs der Freundſchaft wartend, glimmte?

Wieland.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

So verging einige Zeit; mir wurde meine Unbekannte von Tag zu Tag intereſſanter, wozu das Myſtiſche der Sache nicht wenig beytrug. Ohne daß ſie ſprach, flößte ſie mir täglich mehr Ehrfurcht ein, und ohne das zu empfinden was Liebe iſt, wurde ich durch ein namenloſes Etwas unendlich zu ihr hingezogen; denn nie konnte ich genug die Anmuth und den Liebreiz bewundern, welche über ihr ganzes Seyn ausgebreitet waren; ich betrachtete ſie als eine höhere Erſcheinung, nicht geſchaffen für dieſe Welt — als ein Weſen, das Irdiſche an das Himmliſche, uns nur durch das innere Gefühl Bekannte — anzuknüpfen.

Oft kam ſie mit Pergament und Stift, und mit unendlicher Leichtigkeit lag eine herrliche Landſchaft mit ſo viel Natur und Wahrheit auf jenem, daß mein Auge kaum folgen konnte, wie ſie entſtund; ſie wuſſte ſo zart den Punkt herauszuheben, der, aus dem großen Ganzen herausgeriſſen, doch wieder ein vollkommenes Ganzes zu bilden ſchien, und die Nebenſtücke ſich doch wieder zum Ganzen anrihten. Manchmal entſtund neben der Landſchaft, auch ſelbſt auf derſelben, ein Engelsköpfchen mit aller Lieblichkeit und Anmuth einer Original-Handzeichnung eines vorzüglichen italieniſchen Künſtlers; dann betrachtete ſie daſſelbe lange mit einem ſchmerzhaften Lächeln, bis ſie in Thränen ausbrach und ſich ſchnell entfernte.

Einſt nahm ſie mein neben mir liegendes Taſchenbuch in die Hand, blätterte darin und blieb bey dem und jenem ſtehen, (es enthielt Fragmente aus meinem Tagbuche, vermiſchte Gedichte und Entwürfe in buntem Allerley in verſchiedenen Sprachen) und las aufmerkſam; endlich fiel ihr das Fragment eines Gedichtchens in die Hand, zu dem der Tod eines unlängſt verunglückten Seemanns Anlaß gegeben hatte. Die Geſchichte war folgende: Ein junger Seemann aus der Gegend hatte mit ſeiner erſt kurz angetrauten Gattinn eine Reiſe nach Kadix unternommen! Dort bekam er Streit mit einem Offizier und blieb im Zweykampfe. Seine — ihn unendlich liebende — junge Frau ſammelte ſeine Gebeine, ging damit nach Majorka, wo ſie ihn in einem dunkeln Haine begrub, ihm ein Denkmal ſezte, und ſich nie von dieſer Grabſtätte trennen wollte. Allein ihre Verwandte, die ihren Aufenthalt erfuhren, holten ſie ab und brachten ſie wider ihren Willen mit Gewalt zurück. Ich ſah ſie beym Ausſchiffen; ihre tiefe Trauer fiel mir auf und gab zu dem Fragmente Anlaß, welches keine Stelle verdienen würde, wenn es nicht zum Ganzen gehörte.

Auf ewig muß ich von der Urne ſcheiden,
Die deine Aſche feſt verſchließt,
Den Boden ſoll ich ewig meiden,
Der meinem Schmerz ſo heilig iſt.

Umſonſt ſind alle bittern Klagen,
Wovon der ſtille Wald erſchallt;
Ach! könnt ich's noch dem theuern Schatten ſagen,
Was hier am Felſen todt verhallt.

Digitized by Google

O, lebe wohl! du warſt mein Leben,
Bey dir zu ruh'n iſt mir verwehrt,
Mein Geiſt wird ewig dieſen Stein umſchweben,
Wenn auch mein Ich nie wiederkehrt.

Doch ewig lebts bey dieſer Trauerſtelle,
Wenn auch mit raſchem Kiel entflieht
Das Schiff, und nie mein Aug des Marmors Silberhelle,
Und nie die heil'ge Erde wiederſieht.

Nein! rief ſie plötzlich in Thränen ausbrechend auf Italieniſch aus, nein! nie, nie werde ich ſie wieder ſehen, jene heilige Aſche, jenen Boden, der meinem Schmerz ſo heilig iſt! (No mai reverrei questa pietosa cénere, questa pietose terra, tanta sacra al mio dolor) und ließ mich, indem ſie ſich plötzlich entfernte, in großem Erſtaunen allein zurück.

Zwey Tage war ſie nicht ſichtbar, ſo, daß ich unruhig wurde und fürchtete, ſie möchte, da ich nun wußte, ſie ſey nicht ſtumm, aus Beſorgniß von mir mit Fragen beſtürmt zu werden, mir ihre Geſellſchaft gänzlich entziehen und auch mir unſichtbar bleiben; doch fand ich ſie am dritten Tage, auf dem Steine ſitzend, als ich kam; ſie ſtund auf und kam mir entgegen, ich habe, ſprach ſie im geläufigen Franzöſiſchen, ein Unrecht gegen Sie gut zu machen; mein Schmerz entriß mir ein Geheimniß, das ich gern gegen Jedermann hier zu Lande bewahren wollte. Ich bin, wie Sie hören, nicht ſtumm, aber wichtige Gründe bewegen mich, es zu ſcheinen; Sie um Bewahrung dieſes Geheimniſſes zu bitten, würde Beleidigung gegen Ihr Zartgefühl ſeyn, vor dem ich ſicher bin, daß es auch jezt mich noch nicht verrathen hat; denn ihm entging es ſicher nicht, daß nur der Zufall Sie zu meinem Vertrauten machte, und den Zufall verrathen — das können Sie nicht, von dem ich viele Züge eines feinen Gefühls und Takts beobachtet habe.

Aber eben deßhalb mache ich mir Vorwürfe, gegen Sie ſo lange zurückhaltend geweſen zu ſeyn, und das iſt das Unrecht, welches ich Ihnen abbitte; denn ich bin Ihnen vielen Dank ſchuldig für die zarte Aufmerkſamkeit, die Sie mir bewieſen, und für die muthige Anſtrengung, mit welcher Sie mir bey dem Verluſte eines unſchätzbaren Kleinods beyſtunden.

Signora, erwiederte ich, nie lebte ich in dem Wahne, Sie ſeyen das, was Sie ſcheinen wollten; ich vermuthete ſtets ein Geheimniß, das feſt zu verwahren Sie ſich bemühten; deßwegen blieb auch dieſe Vermuthung, ja ſelbſt das Glück, das mir zu Theil wurde, Sie öfters zu ſehen, ſtets verſchwiegen, und daß ich Ihr Geheimniß ehrte und mich nicht in daſſelbe drängen wollte, iſt wohl natürlich, da das Gegentheil ſelbſt die Grenzen der Beſcheidenheit überſchritten haben würde; anderntheils aber war es auch Eigennutz, daß ich meine Neugierde zügelte, denn ich befürchtete bey der erſten vorlauten Frage auf Ihre mir ſo werthe, wenn gleich ſtumme Geſellſchaft, verzichten zu müſſen. Laſſen wir auch jezt jedes Wort, das Sie betrifft, unberührt, und erlauben Sie mir blos, von Gegenſtänden mit Ihnen zu ſprechen, die Allgemeines umfaſſen und die ſinnigen Bemerkungen aus Ihrem Munde zu vernehmen, denen ich oft in dem Spiegel Ihrer Seele auf ihrem Geſichte und in jedem Zug deſſelben nachſpürte. — Und ſo kamen wir bald auf einen Ton und in ein Verhältniß, welches äußerſt reizend für mich war.

Täglich hatte ich Urſache, die Feinheit ihres Verſtandes, ihr zartes und tiefes Gefühl für alles Hohe und Schöne, die ſchwärmeriſche Begeiſterung, mit der ſie oft ſprach, die Zartheit und Richtigkeit ihrer Urtheile zu bewundern; ich vernahm Worte aus ihrem Munde, die mir in den wichtigſten Zeitpunkten meines Lebens als führender Leitſtern dienten. Dabey hatte Alles einen Anſtrich von himmliſcher Güte, und die ernſteſten Wahrheiten tönten von ihren Lippen, wie Melodie aus höhern Sphären. Mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung hing aber auch ich an ihr, und mir erſchien ſie als ein überirdiſches Weſen in menſchlicher Hülle. Das große ſchmelzende Auge, das unter den langen Wimpern in Verklärung zu ſchwimmen ſchien, die gebogne Naſe, der ſanfte wehmüthige Zug um den Mund, die herrliche Juno's Geſtalt, gehüllt in das einfache himmelblaue Gewand, die Lieblichkeit über ihr ganzes Seyn ausgegoſſen, und dann das Wort der Milde und der Wahrheit, das von ihren Lippen floß, wer begreift nicht, wie unendlich dieß in einer Gegend, die durch ihren Reiz ohnehin bis zur Begeiſterung ſpannt, hinreißen muß? — Doch war mein Gefühl nur reine Verehrung; ich würde jedes andere für Sünde, für Mißklang der reinen harmoniſchen Accorde der Saiten, die über mein Innres geſponnen waren, gehalten haben.

Ich lebte ein idealiſches Leben!

Doch da nichts bleibend iſt, ſo auch hier. — Die Zeit meines Aufenthalts in dieſer Gegend war vorüber. Wir hatten unſere Geſchäfte beendigt; der Befehl zum Aufbruche kam. Mich erſchütterte er lebhaft, obgleich ich denſelben ſchon vorherſehen konnte; zu lieb war dieſer ſanft belehrende Umgang mir geworden, als daß ich ohne Schmerz daran denken konnte, ihn unterbrochen zu ſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die weiblichen Erziehungsanſtalten in Paris.

(Fortſetzung.)

Während der Tanz einige Augenblicke unterbrochen wurde, ſtellte mich H..., der gemeinſchaftlichen Mutter dieſes Heers junger Schönheiten vor. Es war eine anſpruchsloſe, geiſtreiche, feine, höchſt einnehmende junge Frau, die auf den erſten Anblick verrieth, daß ſie ſelbſt eine ſorgfältige Erziehung genoſſen und ſtets in den erſten Geſellſchaf-

Digitized by Google

ten gelebt hatte. Sie gab mir zu der nahe bevorſtehenden Preisaustheilung am Schluſſe der dießjährigen Studien eine Einladung, die ich mit deſto größerer Freude annahm, da ich dieſen Abend nur gewiſſermaßen die glänzende Außenſeite ihrer Zöglinge kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

„Eben die jungen Mädchen, ſagte mir H..., die Sie hier ſo erzogen ſehen, als wäre ihre einzige Beſtimmung, dereinſt mit Glanz in den größten Cirkeln zu erſcheinen und durch Flittertalent Bewunderung zu erregen, beſchämen, durch ihre Geiſteskultur, wiſſenſchaftliche Bildung und Künſtlertalent, den großten Theil unſerer jungen Männer. Der Unterricht, den ſie genießen, verbreitet ſich über Religion, Sprache, Schreiben, Rechnen, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Zeichnen, Muſik, mit einem Worte über alle nützliche Kenntniſſe, die das Weib zieren. Dabey werden ſie zu guten Hausmüttern erzogen, welches das beſondere Geſchäft von Mad. d'Aubrée und ihrer Schweſter iſt. Der Unterricht ſelbſt wird von auserleſenen Lehrern ertheilt. Bey mehreren Zweigen deſſelben liegt eine Methode zum Grunde, die eigentlich deutſchen Urſprunges iſt, und vom Profeſſor Boniface geleitet wird, deſſen Name vortheilhaft in der Peſtalozziſchen Erziehungsanſtalt bekannt iſt. Hier war er einſt Schüler und demnächſt Lehrer. Er wählte das ſchwere Geſchäft eines Pädagogen nicht aus Nothdurft, wie dieſes leider bey ſo manchen der Fall iſt, ſondern aus beſonderer Vorliebe, und begab ſich erſt nach Yferten, um dort in die Schule zu gehen, nachdem er ſchon mehrere Jahre hier in verſchiedenen Wiſſenſchaften Unterricht gegeben hatte. Die dort übliche Methode hat er nach ſeiner beſſern Einſicht den Umſtänden gemäß ſo abgeändert, daß ſie in dieſer weiblichen Erziehungsanſtalt anwendbar war. Der Erfolg davon hat alle Erwartung übertroffen. Ich zweiſle nicht, fügte H... hinzu, daß dieſe Mädchen hier, bey der Preisaustheilung, Ihnen befriedigend darthun werden, welche reiche Früchte deutſcher Saamen auf franzöſiſchen Boden verpflanzt, zu tragen vermag.

Schon bey meiner vorigen Anweſenheit in Paris war ich Zuſchauer einer ſolchen Preisaustheilung geweſen, und hatte nur zu ſehr bemerkt, daß Marktſchreyerey dabey zum Grunde lag, daß man nur ſuchte durch Gedächtnißarbeit und äußern Prunk den Eltern Sand in die Augen zu ſtreuen. Wenigſtens vermuthete ich auch hier ein überdachtes Auskramen, wo nicht der Vielwiſſerey, doch des Wiſſens anzutreffen. Freylich konnten die Zuſchauer ſich von dem Werthe der Arbeiten überzeugen, die Preiſe verdient hatten, Proben derſelben von den kleinen Hemden, Hauben und Wämschen an, die Mad. d'Aubrée von ihren Zöglingen für die Kinder armer Familien verfertigen läßt, bis hinauf zu Zeichnungen nach der Natur, deren ſich vielleicht mancher Meiſter nicht geſchämt haben würde, befanden ſich in den verſchiedenen Zimmern vertheilt, jedoch ohne daß es das Anſehen hatte, als wären ſie abſichtlich zur Schau ausgeſtellt. Die liebliche Schaar der Zöglinge war in dem nämlichen Saale verſammelt, wo ich ſie beym Balle bewundert hatte. Sie trugen dieſesmal veilchenblaue ſeidene Kleider, die Uniform der Anſtalt. Der größte Theil der älteſten war mit einem goldenen Stern, wie unſere Stiftsdamen, geſchmückt. Dieſes Ehrenzeichen kann eine jede durch genaue Erfüllung ihrer Pflichten ſich erwerben, und ſie trägt es ſo lange ſie in der Anſtalt bleibt. Die Feyerlichkeit nahm mit einem allgemeinen Chor ihren Anfang, wobey ich von einem andern Vorurtheile geheilt wurde, nämlich, daß nur in Italien und Deutſchland der Geſang einheimiſch iſt. Freylich läßt Mad. d'Aubrée ihre Zöglinge von einem Italiener nach Maſſiminos Methode unterrichten, und einzelne gute Sängerinnen finden ſich bey allen Nationen, aber daß ich je in Frankreich einen ſolchen Geſammtgeſang, wie hier, hören würde, das hätte ich mir nie träumen laſſen. Die weiteren Uebungen hatten auch hauptſächlich nur die Muſik zum Gegenſtande, wobey ich wahre Talente zu bewundern Gelegenheit hatte, unter andern ein eilfjähriges Mädchen, das mit unbeſchreiblicher Vollkommenheit ein Solo auf der Harfe ausführte, und ein ſchon erwachſenes Mädchen, das eine italieniſche Bravour-Arie ſang, die ſelbſt in der hieſigen Oper Beyfall gefunden haben würde. Einige Duetts, ſo wie mehrere Fortepiano-Sonaten lieſſen nichts zu wünſchen übrig.

So beſtund die ganze Feyerlichkeit eigentlich nur aus einem Konzerte, welches jedoch dreymal durch geographiſche Uebungen unterbrochen wurde. Eine aufgeſtellte Tafel enthielt die Grade der Länge und Breite irgend einer Karte. Eine der Zöglinge trat vor dieſelbe, und indem ſie eine geographiſche Ueberſicht des vorzuſtellenden Landes aus dem Gedächtniſſe wiederholte, dabey die merkwürdigſten Eigenthümlichkeiten eines jeden Orts, ſo wie ſeine Lage nach Graden und Minuten anführte, zeichnete ſie zugleich die Umriſſe des Landes, mit ſeinen Provinz-Abtheilungen, Flüſſen und vorzüglichen Städten in jenes Graden-Netz. Auf dieſe Art ſah ich die Karten von Europa, Amerika und Frankreich mit einer Genauigkeit und Fertigkeit ausführen, die allgemeines Erſtaunen erregten. Geſezt auch, die Beſchreibung wäre buchſtäblich auswendig gelernt, ſo mußten die Zöglinge doch wiſſen, was ſie ihrem Gedächtniſſe anvertraut hatten, weil ſie ſonſt nicht im Stande geweſen wären, eine richtige Zeichnung davon zu entwerfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

(Fortſetzung.)

Mad. Klingemann iſt hier in mehreren Gaſtrollen aufgetreten. Wir haben ſie blos als Maria Stuart und als Jerta in der Schuld geſehen, da es mir unmöglich war, ihr unnatürliches, völlig fehlerhaftes Spiel öfter als zweymal zu betrachten. Vielleicht mag Mad. Klingemann in andern Rollen glücklicher geweſen ſeyn; dennoch müſſen wir, nach dieſen zwey Proben, ihren Kunſtberuf bezweifeln, und wenn ihr Gemahl auch noch mehr als ein Buch über Natur und Kunſt ſchreibt. Die Ausſprache der Vocale und Diphthonge iſt zwar richtig, aber geziert; man hört, daß die Künſtlerinn deshalb fleißige Uebungen angeſtellt hat und daß ſie ſich nun über die beſiegten Schwierigkeiten freut; oder iſt es anders, ſo bedenkt ſie doch dieſen Theil des guten Vortrages noch zu zwangvoll, und auch das zeigt Unvollendung. Der gute Declamator ſpricht ſo richtig aus, daß dem Hörer dabey gar nicht die Möglichkeit des Gegentheils einfällt. Aber die ganze Declamation der Mad. Klingemann iſt auch falſch, ſo falſch, daß wir über ihren Vortrag des Tragiſchen, wovon wir ja nur reden, jeden befugten Richter auffordern, zu allen den Orten.

Digitized by Google

wo die Künſtlerinn aufgetreten iſt und auftreten wird. Die Worte z. B. mit welchen Maria die Wolken begrüßt und deren nicht richtiger Vortrag ganz vorzüglich zeigt, ob eine Schauſpielerinn Beweglichkeit des Sinnes, der Phantaſie, des Körpers hat, dieſe Worte waren gar nicht zum Anhören, ſo matt, zerriſſen, zerquetſcht ſchlichen ſie dahin. Maria Stuart darf kaum den Boden berühren, als ſie in ſchnellem Laufe hinter den Bäumen hervortritt, wie der Dichter ausdrücklich vorgeſchrieben hat und Mad. Klingemann glich einem lavirenden Schiffe. Und was ſoll man erſt dazu ſagen, daß ſie in der Stelle: Eilende Wolken, Segler der Lüfte! das Wort Segler ungebührlich hervorhob, anſtatt mit dem Tone muthiger Freude ſich über jedes Einzelne leicht hinwegzuſchwingen, damit die Zuhörer die Fittige der entfeſſelten Seele wirklich rauſchen hören! Noch mehr fiel die Rede aus dem angehörigen Gebiete, als es mit ſchwarzem Groll von den Wolken heißen mußte: Ihr ſeyd nicht dieſer Königinn unterthan. Die entzückte Maria, die im Gefühl der augenblicklichen Freyheit vergehen möchte, hat gar keine Zeit zu einem ſolchen bittern Seitenblick, und Mad. Klingemann hätte ihn wohl auch nicht ſo beißend hingeworfen ohne die Hülfe des kritiſchen Gatten. Wie oft mögen die armen Schauſpielerinnen mit ihrem geſunden Sinne ſich von der nüchternen, trüben Weisheit männlicher Führer irre leiten laſſen! In einem ſolchen Falle iſt die Empörung der rechte Gehorſam, ſelbſt im Stande der Ehe. Aehnliche Fehlgriffe, wie die bisher berührten, gab es unzählige, einen der größten in der Stelle:

> Regierte Recht, ſo läget Ihr vor mir
> Im Staube jezt; denn ich bin euer König.

Hat Mad. Klingemann denn nie etwas gehört von dem berühmten: c'est moi, der Medea? Oder iſt ihr in Zeitungen nie die Unterſchrift des ſpaniſchen Monarchen: Ich, der König, zu Geſicht gekommen. Hr. Klingemann weiß auch ſicherlich, daß der Engländer ich (I) groß ſchreibt, während der beſcheidene Deutſche es nur immer heimlich groß denkt. Wie konnte alſo der Ton auf euer gelegt werden, da er mit ſeiner ganzen Schwere auf ich fallen und das Wort König, mit einem majeſtätiſchen Donner nachrollen muß? Ein ſolcher Fehler iſt ſelbſt einem Anfänger unverzeihlich, und wo wir dergleichen Mißgriffe finden, ſprechen wir getroſt jedem ſeynwollenden Künſtler Beruf zur Kunſt ab. Außerdem krümmte ſich Maria viel zu ſehr vor Eliſabeth mit dem kläglichſten Gewimmer, ſie lag zulezt recht eigentlich wie ein Wurm zu den Füßen der Nebenbuhlerinn, und hätte Mortimer dieſe Scene mit angeſehen, was gilts! er wäre etwas ſparſamer mit ſeinem Leben umgegangen. Da, wo Maria Abſchied von den übrigen nimmt, erntete Mad. Klingemann einigen Beyfall ein, beſonders von hoch oben her, weil die rührenden Worte in jedem Munde auf jedes Herz wirken müſſen. Die übertriebene Geſticulation war der Abſchiedsrede nicht angemeſſen, es wurde dabey zu viel mit den Armen ausgeholt, denn eine Königinn beſonders darf die Arme nie als Ruder brauchen. Als Jerta wollte Mad. Klingemann in den erſten Scenen gar zu herzig, faſt ſchelmiſch thun, wie beſonders das Drehen und Schaukeln des Kopfes andeutete, was aber der Rolle ſchlechte Dienſte erwies. Die Haltung drückte häufig Verlegenheit aus, beſonders in den Momenten des tiefſten Schmerzes. Mad. Schröder ließ bey ſolchen Gelegenheiten die Finger gehörig fallen, Mad. Klingemann breitete ſie dagegen aus, wie einen Fächer. Ihr Auftreten im Winteranzug war ihrem wohlgeſtalteten Wuchſe ſo nachtheilig, daß der Zuſchauer, beſonders einmal als ſie ſich bückte, ganz irre an ihm ward. Ein andermal ging Mad. Klingemann zu unedel ab, wie eine geſchäftige Hausfrau, die Zucker zum Kaffee holt. Zu den Vergleichungen treibt uns der Wunſch, den Leſern ſo viel als möglich ein deutliches Bild zu geben, und dadurch auch den Verdacht des bloßen Abſprechens zu entfernen. Da Mad. Klingemann außer dem Theater ſich in guten Zirkeln den Ruhm einer ſehr angenehmen, ungezwungenen Frau erworben hat, ſo haben wir, wie ſchon geſagt, ihren Gatten im Verdacht, er möge ihr durch ſeine Kritik mehr ſchädlich als nützlich geweſen ſeyn. War nicht vielleicht auch Mad. Klingemann von ihm inſpirirt, als ſie, gerufen, alſo dankte: „O wäre es mir doch vergönnt, dieſen friſchen Zweig in den Kranz des unſterblichen Dichters zu flechten?“ Abgeſehen von dem bis zur tiefſten Alltäglichkeit herabgeſunkenen Ausdruck, dem als Strafe jedesmal ein Strohkranz folgen ſollte, ſo iſt auch dieſe geſuchte Feinheit eine Anmaßung; denn Schiller ſteht ſo hoch, daß es keinem rechtdenkenden Schauſpieler einfallen wird, eine Theaterleiter anzuſetzen, um den Scheitel des theuren Hauptes mit frevelhafter Zudringlichkeit zu berühren. Bey Menſchenkennern wird dieſe Dankſagung dem abgeſtatteten Urtheile vollen Glauben verſchaffen und ſo wollen wir denn mit ihr das Geſagte verſiegeln.

Rom, den 23. Oktober.

Ungeachtet die Unternehmer der Tiberausgrabung Alles anwenden, um ſich als unſchuldige Opfer der Cabale darzuſtellen, und ſogar die Abbildung der Meduſa in Kupfer ſtechen laſſen, und S. M. dem Kaiſer von Oeſterreich zueignen, ſo iſt doch ihr Proceß vor Gericht und Publikum ſo gut wie verloren, und die Sache als beendigt anzuſehen.

Der unerſchöpfliche Pinelli hat wieder eine neue Reihe römiſcher Straßenſcenen herausgegeben. Unter dieſen befinden ſich manche äußerſt mahleriſche. Er ſcheint ſich in der untergehenden Wildheit des hieſigen Volks zu gefallen, wie Oſſian in der hinſchwindenden Heldenzeit ſeines Volks, und man muß ihm wirklich Dank wiſſen, daß er ſo emſig für Darſtellung eines Lebens ſorgt, welches mit ſchnellen Schritten der zähmenden Polizey entweicht, und bald zu Maskenzügen wird benuzt werden können.

Wir werden bald die verdienten Mahler Gérard und Benvenuti hier beſitzen. Jener ſucht wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit Italiens mildern Himmel. Auch Mlle. Seidelmann, welche vor Kurzem hierdurch nach Neapel in Begleitung des Tonſezers Frhr. v. Miltitz-Siebeneichen reiſte, wird einen Theil des Winters hier zubringen. Sonſt ſind ſchon viele Fremde hier angekommen, zum Theil wunderliche Ultramarmer, über deren Sparſamkeit die Römer lauter klagen, als voriges Jahr.

Der Bildhauer Prof. Wichmann aus Berlin hat ein Blumenmädchen in Gyps vollendet, welches ſchön gedacht, und nach dem Muſter der Thorwaldſenſchen Schule ſehr getreu nach der Natur modellirt iſt. Ich hoffe, er werde bald Gelegenheit haben, dieſe Statue in Marmor auszuführen, und auch für den Hauptzweck ſeiner Reiſe, Ornamenten-Zeichnungen für die polytechniſche Schule in Berlin zu ſammeln, glücklich ſeyn.

Neulich hatte ich Gelegenheit, die alte Via Flaminia, von welcher alle Reiſebeſchreibungen vor 1808 ſo viel Böſes ſagen, bis Rignano in Augenſchein zu nehmen. Wenn die neue Straße, welche die Poſt jezt nimmt, weniger rauh iſt, ſo verliert dagegen der Reiſende Gelegenheit den Soracte zu beſteigen, welcher eines der ſchönſten Panorame der Welt darbietet. In dem Kloſter auf der Spitze des Bergs, S. Silveſtro, ſind einige wackere alte Fresken und Säulen von Granitello, wahrſcheinlich vom Tempel der Feronia. Das auf Kalkfels gebaute Dorf S. Oreſte iſt höchſt mahleriſch, und das Volk ſo von dem an den Landſtraßen wohnenden verſchieden, ſo treuherzig und rauh, daß es mich ordentlich anheimelte. Ich rathe daher jedem Fußreiſenden, dieſen kleinen Umweg nicht zu ſcheuen. Beſonders kenne ich für einen Abreiſenden keinen ſchönern Punkt, Rom und ſeiner Umgegend Lebewohl zu ſagen. M.

Digitized by Google

Nro. 275.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. November 1819.

Aus Nacht zum Licht, aus todtem Seyn zum Leben,
Das iſt mein Ziel, dort ſtreb' ich wallend hin.

Eliſe Ehrhardt.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Nur noch zwey Tage lagen vor mir. Ich kündigte ihr meine Abreiſe als ſehr nahe an, und auch ſie ſchien darüber betroffen. Ich beklage, mein Freund, ſprach ſie, daß ich einen Umgang miſſen muß, der mir ſehr werth geworden war; Sie haben mein ganz geſunkenes Vertrauen auf Menſchen wieder etwas gehoben, Sie haben mir Theilnahme und zarten Sinn bewieſen, und ich habe viele Stunden den Schmerz vergeſſen, welcher der unzertrennliche Gefährte meines Lebens iſt und bleiben wird; es iſt aber auch billig, daß ich Ihnen ein Vertrauen ſchenke, das Sie durch Ihr ganzes Betragen gegen mich verdient haben. Ja, mein Freund, Sie, der Einzige auf dieſer weiten Küſte ſollen wiſſen, wer ich bin; Sie will ich zum Vertrauten meiner Leiden und des namenloſes Kummers machen, der bis ans Ende meines Lebens mich begleiten wird, und den nur der Tod von mir nehmen kann. Heute bin ich nicht gefaſſt, kommen Sie morgen zu meiner Wohnung, dort ſollen Sie hören, wie grauſam das Geſchick mit den Menſchen ſpielen, und wie man das Vertrauen auf dieſe verlieren kann.

Sie ging; ich kehrte zurück nach der Stadt. Noch Manches war zu ordnen; ich eilte, ſo viel als möglich, denn meine Neugierde auf die Geſchichte dieſes mir ſo merkwürdigen, räthſelhaften Weſens war unbegrenzt, und mit Recht durfte ich etwas Außerordentliches erwarten.

Die Sonne neigte ſich beynahe, ehe ich Spalatro verlaſſen konnte; ich warf mich aufs Pferd und flog über die Ebene längs des Berges Marian bis an den Fuß des Felſenberges, wo ich mein Pferd dem Reitknecht übergab und mit ſchnellem Tritt dem Häuschen, das zwiſchen dem Felſen eingeengt und nur von einem kleinen hochumzäunten Gärtchen umgeben war, zueilte. Unter der Pforte des leztern ſtund ſie, mich erwartend; ſie nahm mich bey der Hand, führte mich ſchweigend durch den Garten in das Häuschen, welches ich mit einem gewiſſen heiligen Schauer und ahnungsvoll betrat. Die ſchwarze Duegna öffnete die Thüre, welche ſie ſorgfältig wieder verſchloß, und wir traten in ein kleines Zimmer, einfach und beynahe arm möblirt; Bücher und Zeichnungen lagen auf dem Tiſche, an der Wand ſtund ein Pianoforte, auf dieſem eine Mandoline und neben ihr eine Pedalharfe. Sie ſollen ſehen, was mir das Schickſal allein ließ, nachdem es mir Alles geraubt hatte, ſprach ſie, drückte an einen kleinen runden Nagel an der Wand, eine verborgene Thür ſprang auf; wir traten in ein Gemach, welches ganz himmelblau üppig drapirt war, auf einem Sarkophag von karariſchem Marmor lag auf einem ſammtenen Kiſſen, in ein langes weiſſes Schleyergewand gehüllt, ein todtes Kind von ungefähr ſechs Jahren, ganz mit dem Liebreiz eines ſchlafenden Engels, die langen braunen Locken fielen um Schulter und Bruſt, ein blitzendes Diadem von Brillanten umkränzte den Scheitel und unter der Bruſt hielt das Gewand ein Gürtel gleichfalls der reichſten und koſtbarſten Steine. In vier großen ſilbernen Lampen brannten ver-

Digitized by Google

ſchiedenfarbige wohlriechende Flammen, und rechts und links waren Altäre mit herrlichen Engelsköpfen von Meiſterhand gemahlt und mit friſchen Blumen bekränzt. In einer Niſche ſtund ein großes Bild, einen jungen Mann vorſtellend, der ſich mit einer Hand auf den Sattel ſeines nebenſtehenden Pferdes ſtützte; dieß Gemählde war nur halb ſichtbar mit einem Vorhang bedeckt.

Hier, ſprach ſie, iſt Alles, was mir theuer war, Alles, was ich unwiederbringlich verloren habe; ſie hüllte ihr Geſicht in das Tuch, warf ſich auf einen kleinen Divan und machte mir ein Zeichen, mich zu ſetzen.

Nach einer Pauſe, während welcher ſie ſich gefaſſt hatte, ſagte ſie: Sie erwarten etwas Außerordentliches und ſind dazu berechtigt; meine Geſchichte iſt nicht lang, aber ein Gewebe von Unglück, und eine Quelle nie verſiegender Leiden. —

Mein Vater (fuhr ſie in franzöſiſcher Sprache fort, denn dieſer Sprache bedienten wir uns gewöhnlich, obgleich ſie auch ziemlich gut ſich Deutſch auszudrücken wuſſte, und keine Sprache ihr fremd war). Mein Vater war Sir Heinrich Hutſon, ein engliſcher Schiffskapitän, der eigne Transport-Schiffe hatte, meine Mutter Donna Leonora Baldocia, einzige Tochter eines reichen Kaufmanns aus Liſſabon, mit allen Geiſtesgaben, feiner Bildung und Liebenswürdigkeit ausgeſchmückt, die reichliche Naturgaben und eine ſorgfältige Erziehung geben können. Meine Großmutter war früh geſtorben, und als meine Mutter erwachſen war, begleitete ſie ihren Vater auf allen ſeinen Seereiſen, die derſelbe ſeiner großen und ausgebreiteten Geſchäfte wegen ſelbſt unternehmen muſſte. Auf einer derſelben erkrankte er auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, gerade in dem Zeitpunkte, wo meine Mutter meinen Vater, der mit engliſchen Transportſchiffen nach Indien gegangen war, daſelbſt kennen lernte und von ſeiner Schönheit, ſeinem Muth und ſeinem Verſtand hingeriſſen, ihm ihr Herz ſchenkte. Mein Großvater billigte ihre Wahl, legte ihre Hände in einander und verſchied bald darauf. Nachdem meine Eltern demſelben die lezten Pflichten erwieſen hatten, kehrten ſie nach Liſſabon zurück, wo meine Mutter ſich im Beſitz eines unermeſſlichen Vermögens befand. Dieſes ruhig zu genieſſen, war ihr Plan; mein Vater wollte aber vorher ſeine Geſchäfte in England ordnen, ſeine Schiffe, die er eigen beſaß, verkaufen, und dann für immer die ſchönen Ufer des Tajo bewohnen. Er beredete meine Mutter, ihn in ſein Vaterland zu begleiten, was ſie ſehr gerne that. Sie reiſte mit ihm dahin ab. Da ſeine Verwandte mütterlicher Seits im Hannöveriſchen waren, ſo beſchloß er, ſchnell eine Reiſe dahin zu machen, und ließ meine Mutter, die ihrer Entbindung ſchon ziemlich nahe war, auf einem Landhaus zu Richmonds-hill bey einem ſeiner Verwandten zurück. Als mein Vater, der ſeine Reiſe ſehr beſchleuniget hatte, ſchon auf dem Rückwege war, wurde er zu Hamburg umgeworfen und brach das Bein.

Auf die nach England gekommene Nachricht, ließ meine Mutter ſich nicht halten, ſie reiste ſogleich nach Hamburg ab und traf meinen Vater ſehr leidend. Die Heilung desſelben verzögerte ſich und meine Mutter wurde indeſſen entbunden. Ich war die erſte und die einzige Frucht dieſer Ehe.

Beynahe ein Jahr verging, ehe wir Hamburg verlaſſen konnten, weil meine Mutter kränkelte und mein Vater nur langſam hergeſtellt wurde, indem das Bein ſehr zerſchmettert war; endlich reiſen wir ab; eine deutſche Amme, die meine Mutter in Hamburg angenommen hatte, begleitete uns; ihr verdanke ich die deutſche Sprache, die ich, da ſie früher keine andere verſtund, lernen muſſte, und ſo zu ſagen mit der Muttermilch einſog.

Bald waren die Geſchäfte meines Vaters zu London und in England beendigt und meine Eltern trachteten nun, nach Portugal zurückzukehren, nachdem mein Vater auf immer von ſeiner Heimath Abſchied genommen. Wir bezogen nach einer kurzen und glücklichen Ueberfahrt ein Landgut am Tajo, zwey Stunden von Liſſabon, und lebten daſelbſt ruhig bis zu meinem neunten Jahre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die weiblichen Erziehungsanſtalten in Paris.

(Beſchluß.)

War dieſer einzige Zweig des wiſſenſchaftlichen Unterrichts ausgewählt worden, um von der erworbenen Fertigkeit in demſelben auf die Fortſchritte in allen übrigen zu ſchließen? Vielleicht. Doch ſchien mir ein ſolcher Schluß, ungeachtet meiner Bewunderung, ein wenig zu gewagt, und ich würde im Zweifel geblieben ſeyn, hätte unſer Landsmann H... mir nicht die Bekanntſchaft ſeiner achtzehnjährigen Tochter gemacht, die, als älteſte der Anſtalt, der Vorſteherinn, beym Empfange der Fremden, an die Hand ging. Sie führte uns, nach geendigter Preisaustheilung, in den verſchiedenen Zimmern umher, und machte uns auf die vorzüglichſten Arbeiten ihrer Geſpielinnen aufmerkſam. Nicht Kenner genug, um der Schönheit eines Straußes künſtlicher Blumen oder eines geſtickten neſſeltuchnen Kleides volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, verweilte ich mit größerem Vergnügen bey den anſpruchsloſeren Nadelarbeiten, die, für die Armen beſtimmt, einen wohlthätigen Zweck hatten. Sie machten die Beſchäftigung der jüngſten Zöglinge aus, die dabey die Nadel zu führen und ſich zugleich nützlich zu machen lernten. In einem andern Zimmer hingen in Glasrahmen die Handſchriften aller Zöglinge, um ihre Fortſchritte ſichtbar zu machen, zur Seite derer, die ſie zur vorjährigen Preisaustheilung verfertiget hatten. Ich be-

Digitized by Google

merkte unter denſelben mehrere, die auf den erſten Anblick in Kupfer geſtochen zu ſeyn ſchienen. Auf gleiche Weiſe waren die Fortſchritte im Zeichnen anſchaulich gemacht. Die meiſten Blätter beſtanden aus Kreidezeichnungen nach antiken Gypsfiguren; andeern, die nach der Natur gezeichnet waren, hatten einige der lieblichen Geſichter dieſer Anſtalt zu Modellen gedient. Der ſchöne Kopf meiner gefälligen Führerinn, von der Herzensfreundinn meiſterhaft ausgeführt, hatte an dieſem Tage mit Recht den beſten Preis der Zeichnenkunſt davon getragen. Noch in einem andern Zimmer befanden ſich die, zur Uebung des Styls, das ganze Jahr hindurch von der erſten Klaſſe verfertigten Ausarbeitungen, die einen in der Geſtalt von Erzählungen oder Geſpräche, die andern als Fabeln oder Briefe eingekleidet. Ich durchlief einen Aufſatz der erſten Gattung, und wäre beynahe geneigt geweſen, einen literariſchen Raub zu begehn, um durch dieſe geiſtreiche Arbeit eines Pariſer Mädchens der Noth eines Herausgebers unſerer zahlreichen deutſchen Taſchenbücher abzuhelfen, und ſeine Sammlung vollzählig zu machen.

Ueber Geſchichte, Geographie und Naturgeſchichte werden den Schülerinnen der erſten Klaſſe Vorleſungen gehalten, die ſie demnächſt ſchriftlich wiederholen und auf Verlangen vorzeigen müſſen. In den untern Klaſſen werden die Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaften, nebſt Rechnen und Sprache, nach Peſtalozziſchen Grundſätzen gelehrt. Zum Unterricht in der italieniſchen, deutſchen und engliſchen Sprache werden Privatlehrer gehalten.

Ich aß an dieſem Tage mit meiner liebenswürdigen Führerinn bey ihrem Vater zu Mittag, wo ſie mit ſo vieler Gewandtheit als Anſtand die Stelle der Wirthinn vertrat, und erfuhr hier noch manches, was die innere Einrichtung einer Anſtalt betraf, die ſo ſehr geeignet war, meine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen. Aber es würde mich zu weit von meinem Zwecke abführen, wenn ich alle dahin gehörende einzelne Umſtände hier wiederholen wollte. Die ſchönſte Empfehlung dieſer vortrefflichen Anſtalt, war unſtreitig Fräulein H...ſelbſt, die ſeit ihrem zehnten Jahre hier gebildet worden war. Im vorigen Jahre hatte ſie den erſten Preis bey der Austheilung derſelben davon getragen, und konnte nun, nach den Geſetzen der Anſtalt, mit ihren Geſpielen nicht mehr wetteifern. Ich bedauerte, daß dadurch mein Wunſch vereitelt worden wäre, auch ihr Talent zu bewundern, als ihr Vater mit den Worten: „Hier ſehen Sie eine Probe davon!“ auf ein meiſterhaft gearbeitetes Oelgemählde zeigte, welches ſein eignes Bild in Lebensgröße ſprechend ähnlich darſtellte. Ich geſtehe, daß dieſe Entdeckung mich mehr überraſchte, als alles, was ich bis jezt geſehen hatte, und daß ich keine Worte finden konnte, der reizenden Künſtlerinn meine Huldigung zu bezeugen.

Und mit dieſem ausgezeichneten Talente hatten, wie H... mir nachher verſicherte, die übrigen Kenntniſſe ſeiner Tochter Schritte gehalten. Eine ſolche hohe Stufe der Bildung erreichten, wie er behauptete, faſt alle Zöglinge der d'Aubréeſchen Erziehungs-Anſtalt; ähnliche Fortſchritte hätte überhaupt die weibliche Erziehung ſeit zehn oder zwölf Jahren in Paris gemacht; ſogar über die minder begüterte Klaſſe von Frauenzimmern, die ſich einſt begnügt, die Nadel führen zu können, hätte ſich eine höhere Kultur verbreitet. In der That fand ich, allgemein geſprochen, ein Dutzend weibliche Erziehungsanſtalten, die ich ſpäter zu beſuchen Gelegenheit hatte, in einem ſehr guten Zuſtande. Freylich traf ich unter den Vorſteherinnen keine zweyte d'Aubrée an, doch war nirgends geiſtige Bildung, wie ehedem, vernachläſſigt. Da die Erziehung in dieſen Anſtalten nicht ſehr koſtſpielig iſt, und ſich deren zu allen Preiſen finden; da die häuslichen Einrichtungen der Pariſer Familien, Beydes großer und kleiner, nicht der Art ſind, daß ſie ihre Kinder um ſich her behalten können; da es jezt beym Handwerker eben ſowol zum guten Ton gehört, als beym begüterten Kaufmann, daß die Tochter in einer Erziehungs-Anſtalt glänzt: ſo werden nützliche Kenntniſſe dadurch allgemeiner, und es erklärt ſich wie, heut zu Tage, die junge Frau eines Krämers, eines Kaffeewirths, eines Goldſchmiedes, in ihren Laden den Ton der gebildeten Welt überträgt, und die Rechnungen, die ſie ausfertiget, nicht nur durch eine ſchöne Handſchrift, ſondern durch eine richtige Orthographie ſich auszeichnen. Man vergleiche dagegen die ältern Frauen gleichen Standes, und man wird erſtaunen über den Unterſchied, der aber noch größer iſt, wenn man den nämlichen Vergleich mit der höhern Klaſſe anſtellt. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo bey den franzöſiſchen Großen Wiſſenſchaft für Pedanterie galt, wo manche Gräfinn kaum ihren Namen zu kritzeln vermochte, wo ſelbſt eine Sevigny es unter ihrer Würde hielt, grammatikaliſch richtig zu ſchreiben. Die heutigen Pariſerinnen haben in wiſſenſchaftlicher Hinſicht unglaublich gewonnen, und wenn ihre Bildung in gleichem Verhältniſſe fortſchreitet, wie die lezten zehn Jahre, ſo wird das häusliche Leben an Reiz und Zweckmaßigkeit unendlich gewinnen.

Was die männliche Jugend betrifft, die wird nicht zurück bleiben. Ihr hätte kein beſſerer Antrieb zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung gegeben werden können, als das Beyſpiel des ſchönen Geſchlechts. Schon iſt durch Verbeſſerung der klaſſiſchen Lehranſtalten ſeit Kurzem Vieles für ſie geſchehen, und die noch beabſichtigten Aenderungen werden hoffentlich das Uebrige thun. Dabey iſt durch die ehemals ſo gefürchtete Conſcription jezt an keine Unterbrechung der Studien mehr zu denken. So wie der Friede auf Ackerbau und Kunſtfleiß ſchon merklichen Einfluß gehabt hat, ſo wird er auch wohlthätig auf die Wiſſenſchaften wirken, und bey dem ſchnellen Gedeihen des hier Gepflanzten ſind jezt die Ausſichten für Frankreich ſegenvoller, als ſie es je waren.

H — s.

Digitized by Google

Erfüllte Prophezeiung.

Swift prophezeite einſt, daß, wenn der Drache auf dem Thurme der Bow-Kirche, in Cheap-Side in London und die Heuſchrecke auf dem Thurme der dortigen Börſe *) je in Berührung kommen ſollten, ſich zu dieſer Zeit große und wichtige Dinge in England begeben würden.

Die beyden Thürme ſind zwar einander im Geſichte, aber doch über eine halbe engliſche Meile von einander entfernt; und der witzige Prophet hielt die Sache wahrſcheinlich für eine platte Unmöglichkeit. Aber was geſchah? — Beyde Thürme bedurften der Ausbeſſerung; zufällig ward dieſe zu gleicher Zeit vorgenommen — und die beyden fremdartigen Geſchöpfe, deren Beſtimmung ewige Trennung geweſen zu ſeyn ſchien, liegen nun friedlich unter einem Schoppen neben und nahe bey einander. — — — Welche wichtige Dinge ſich in England neulich ereignet, iſt bekannt, und noch wichtigeren darf man wohl entgegenſehen.

*) Zwey Geſtalten, welche die Spitzen dieſer beyden Thürme als Wetterfahnen zu zieren pflegten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

Den 18. September gab das Theater an der Wien zum Erſtenmal: Die Spinnerinn am Kreuz, ein Schauſpiel in vier Aufzügen mit einem einleitenden Vorſpiele von Hrn. August Kanne. Es würde um den Verfaſſer geſchehen ſeyn, wollte man nach dieſer Arbeit ſein poetiſches Vermögen würdigen. Er beſitzt ohne Widerrede ſchöne, mannigfaltige Kräfte und Kenntniſſe, und iſt durch dieſe dem Troſſe unſerer Dichterlinge weit überlegen. Alle dieſe Leute übertreffen ihn jedoch in der Kunſt, ſich und ihre Sachen geltend zu machen. Verſchweigen können wir aber auch ihm nicht, daß er den Werth ſeiner Arbeiten hauptſächlich nach der Zahl der Schöpfungstage zu berechnen ſcheint, den Plan des Ganzen nicht gehörig entwirft und im Vertrauen auf ſeine Fruchtbarkeit ſich mit den Forderungen der Kritik zu leicht abfindet. Einzelne, kleinere Sachen gelingen dem Verfaſſer oft ausnehmend. Große Achtung verdient es, daß Hr. Kanne den Muth hat, ein der Kunſt und Wiſſenſchaft gewidmetes Leben aus eigener Kraft zu führen, ohne alle Begünſtigung, als die ſeines fruchtbaren Talents, und daß er nach einer Reihe von Jahren noch immer ſo rüſtig und unerſchrocken daſteht. Früher war der verſtorbene Fürſt Lobkowitz ſein kräftiger Gönner, der groß dachte von der Kunſt, und mit der heitern Freygebigkeit eines Mediceers ſo lange wirkte als er vermochte. Da Vorzüge der Art nicht zu häufig ſind und nie vergeſſen werden ſollen, ſo kommt dieſe Erwähnung wohl keinem Leſer in einem Blatte ungelegen, welches das Intereſſe der gebildeten Welt beſorgt. Das oben angeführte Schauſpiel iſt mehreremal gegeben worden und hat durch Abkürzungen ſehr gewonnen, ſo daß es Provinzialbühnen willkommen ſeyn dürfte. Wenn Hr. Kanne bey künftigen dramatiſchen Arbeiten für Klarheit der Anordnung und raſchen Fortſchritt der Handlung ſorgt, mögen auch die Motive nicht die höchſten ſeyn, wenn er ſich an das derbe Komiſche hält, wozu er Beruf hat, dabey ſich nicht in Schilderungen der Liebe vertieft, beſonders der platoniſchen Art, ſo wird er freylich kein Kunſtwerk liefern, zu deſſen Vollendung ihm Ruhe und Strenge fehlt, nach der gegebenen Probe zu urtheilen, aber er kann unter den angeführten Bedingungen gewiß eben ſo gut als mancher andere Glückliche unter Blitz und Schlägen ein dramatiſches Donnerwetter heraufführen, das Mark und Knochen durchfährt und auf die Direktion in einem goldenen Regen niederrauſcht. Das Spiel der beyden Herren Heurteur und Küſtner war gut ritterlich; ſolche Rollen pflegen ſie jedesmal gut zu verſehen. Der alte Kohlenbrenner, Hr. Rüger, ſpielte ausgezeichnet gut. Das Spiel der beyden Ritterfräulein, Mad. Gottdank und Dem. Schwarz, war ihrer Liebe würdig. Und damit ſey's genug, denn wir wollen uns eben ſo wenig mit der Kritik plagen als der Verfaſſer mit dem Werke ſelbſt. Hr. Kanne arbeitet an einer Aeſthetik der Tonkunſt, von der ſich die wiſſenſchaftlichen Muſiker, viel verſprechen. —

(Theater an der Wien). Zum Erſtenmal: der Barbier von Sevilla. Wir ſagen blos, daß Hr. Jäger als Graf Almaviva vortrefflich ſang und daß auch ſein Spiel befriedigte. Aber die Oper: Richard und Zoraide, welche das Theater nächſt dem Kärnthner Thor erſt einigemal gegeben hat, ſoll ein ausführliches folgen, ſobald es gelungen ſeyn wird, die Stimmen unſerer muſikaliſchen Freunde darüber abzuhören, da wir uns in dieſem, wie in jedem andern Falle, nicht anmaßen, von Dingen zu reden, die wir nicht zu verſtehen glauben. Entſtehen auf dieſem Wege in der Korreſpondenz auch Lücken, ſo gewinnt ſie auf der andern Seite dafür an innerer Uebereinſtimmung. — Mad. Weiſſenthurn iſt ſeit ihrer Rückkehr nach den Ferien bey ihrem erſten Auftritt mit großer Theilnahme empfangen worden. Die Wiener üben gegen ihre durch mehrere Jahre erkannten Freunde gern die Tugend der Treue. Dieſer Charakterzug gehört zu der ſchönen Seite ihres Bildes. In den Jägern von Iffland trat Mad. Weiſſenthurn als Oberförſterinn mit ausgezeichnetem Glück in ein neues Rollenfach über. Haltung, Spiel, Anzug ſtimmte vollkommen zum Geiſte dieſer Rolle zuſammen. Wir rechnen es ihr als einer Frau beſonders hoch an, daß ſie als Künſtlerinn in dem Anzuge der Rolle ein Opfer brachte, denn ein Opfer muß es für ihr Alter noch eine lange Zeit heißen. Es würde die Leſer ſicher eben ſo langweilen als uns, wollten wir über das Theater regelmäßig uns vernehmen laſſen. Das Neue werden wir gewiſſenhaft berichten und prüfen, außerdem aber nur einzelne Rollen der beſten Künſtler hervorheben und nur zuweilen bey Aufführung von Meiſterwerken auf alle Spielende einen Blick werfen, um auch dem Entfernten einen Begriff vom Zuſtande unſerer Bühnen zu geben. — Die Mitglieder des Theaters an der Wien ſind ſehr fleißig, ſie ſtudiren fortwährend neue Stücke ein. Das Burgtheater kann man dagegen der Läſſigkeit anklagen, denn ſeit dem Verlaufe der Ferien iſt noch nichts Neues erſchienen, und mit einer ſtrengen Auswahl kann man dieſen Mangel ſicherlich da nicht entſchuldigen, wo die traurigen Produkte eines Caſtelli und ähnlicher Dichter gegeben werden. Wir konnten bisher noch keinen Augenblick gewinnen, um das neueſte Werk des Herrn Töpfer: die blonden Locken, aufführen zu ſehen. Wenn er nicht ſchriebe, ſpielte er vielleicht beſſer. Er hat indeſſen ſchon wieder ein neues Werk verfertigt und ſeine Kunſtgenoſſen verſichern, es ſey göttlich, — wenn auch nicht recht menſchlich — ſetzen wir weiſſagend hinzu. — Auch Vater Weißenbach, den ſeine Wiener eben ſo ſehr lieben, als er von ihnen geliebt wird, hat uns ein neues Trauerſpiel mitgebracht. Endlich wird doch künftige Woche das Trauerſpiel des Hrn. Raupach: die Fürſten Chavansky, zum Erſtenmal im Burgtheater gegeben. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 42.

Nro. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 18. November 1819.

Ach könnteſt du ihn meſſen
Den Schmerz, den ich nie maß,
Du würdeſt nie vergeſſen
Den, der dich nie vergaß.
Aus Sophiens Reiſe.

Lebewohl.

(Nach dem Engliſchen des Lord Byron).

Lebe wohl, und iſts auf immer,
Ach auf ewig — lebe wohl!
Und vergibſt du mir auch nimmer,
Doch mein Herz nicht murren ſoll.

Möchte offen vor dir liegen
Dieſe Bruſt — wo oft dein Haupt
Lag in Friedensſchlummers Wiegen,
Das nun immer dir geraubt.

Könnteſt du ſie ganz durchſchauen,
Meines Buſens tiefe Nacht,
Du bereuteſt dann mit Grauen,
Daß ſolch' Leiden du gebracht.

Mag darum die Welt dich preiſen,
Höhnend mein zerriſſ'nes Herz,
Kannſt ein Lob du edel heißen,
Gründend ſich auf fremden Schmerz?

Ob ich ſchuldig auch erfunden,
Gabs drum keine andre Hand,
Mir zu ſchlagen Todeswunden,
Als die einſt der Treue Pfand? —

Auch du täuſcheſt dich, verblühen
Kann die Liebe nach und nach,
Doch es löſcht der Herzen Glühen,
Nimmer ein gewalt'ger Schlag.

Leben bleibt in deinem Herzen,
Blutend noch das meine brennt,
Immer bleiben uns die Schmerzen,
Daß auf ewig wir getrennt.

Schwerer als die Leichenhülle,
Drückt uns dieſer Worte Qual,
Denn von öden Lagers Stille,
Weckt uns jedes Morgens Strahl.

Kann dir jemals Tröſtung bringen,
Unſers Kindes erſter Ton? —
Vater's Name darf nicht klingen,
Vaterſorge iſt entflohn.

Wenn ſich ſeine Lippe röthet,
Wenn ſein Händchen lieb' dich drückt,
Denk an ihn, der für dich betet,
Den du liebend einſt beglückt.

Sollten ſeine Züge gleichen
Seinen — den du hießeſt fliehn,
Dann wird in des Buſens Reichen,
Noch ein Pulsſchlag Treue glühn. —

Kenne meine Fehler immer,
Niemand kennt doch meine Glut. — —
All' mein Hoffen läſſt dich nimmer,
Welkend zwar — doch ſtets dir gut.

Mein Gefühl iſt all', zerriſſen,
Stolz, den keine Welt gebeugt,
Beugt ſich dir, da du entriſſen
Mir, die Seele ſelbſt entweiht.

Doch dahin! — Vergebens tönen
Meine Klagen — ach zumal,
Doch Gedanken nimmer fröhnen,
Strengen Willens ernſter Wahl.

Lebe wohl — von dir geſchieden,
Ach von jedem Herzensband! —
Einſam ohne Seelenfrieden,
Trifft mich bald des Todes Hand.

Digitized by Google

Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts. *)

7.

Billig werden in der Geſchichte der Wiſſenſchaft zunächſt an Haller'n die Phyſiologen gereiht, welche durch Verſuche Entdeckungen gemacht haben. Spallanzani, Felix Fontana und Galvani ſind die berühmteſten derſelben. Der Erſtgenannte hat mit ſeltener Beobachtungsgabe eine Menge vor ihm unbeachteter Erſcheinungen dargeſtellt, durch welche die Verdauung, das Athemholen, der Blutumlauf und das Zeugungsgeſchäft, neue Aufſchlüſſe erhielten; ſeine Verſuche über das Reproduktionsvermögen in den Thier-Organiſationen, ſeine Entdeckungen über die Infuſions- und Samenthierchen, über das Räderthier und andere auf der unterſten Staffel der Animalität befindliche Geſchöpfe, haben die Bewunderung der Zeitgenoſſen erregt. Der leidenſchaftliche, unermüdet thätige Naturforſcher wählte ſich jederzeit die dunkelſten und ſchwierigſten Aufgaben zum Vorwurfe ſeiner Unterſuchungen, und um der Wahrheit deſto ſicherer auf die Spur zu kommen, waren ihm ſelbſt auch beſchwerliche Verſuche an ſeinem eignen Körper nicht zu läſtig. Fontana hat ſich um die Erweiterung der von Haller zuerſt entwickelten Lehre der Reizbarkeit ein nicht geringes Verdienſt erworben. Als Jüngling ſchon hatte er ſich durch ſeine Verſuche über die willkürlichen Bewegungen der Regenbogenhaut des Auges und über die rothen Blutkügelchen rühmlich bekannt gemacht; ſein Werk über das Vipergift enthält geiſtreiche Anſichten; ſeine microſcopiſchen Beobachtungen erhielten verdiente Beachtung. Einen vorzüglichen Ruf hat ihm aber die berühmte Sammlung von Wachspräparaten verſchafft, die er im Muſeum von Florenz aufgeſtellt hat, und deren Aufſeher er bis an das Ende ſeines Lebens geblieben iſt. Die Schönheit, die Wahrheit und die Genauigkeit dieſer zierlichen Arbeit ward von ganz Europa bewundert. „Ich fand hier, ſagt Scarpa, meine neueſten Entdeckungen über das Geruchs-Organ ſo kunſtreich und geſchickt dargeſtellt, daß ich den Leichnam, woran die Beobachtungen gemacht wurden, vor mir zu haben glaubte.“ Unter die lezten Arbeiten Fontana's gehörte die Verfertigung einer aus Holz gebildeten, in ihre einzelnen Theile zerlegbaren anatomiſchen Statue. — Der Name von Ludwig Galvani iſt durch den Fund eines nicht geſuchten Schatzes unſterblich geworden. Aber die zufällig gemachte Entdeckung ward von dem glücklichen Finder verſtändig aufgegriffen, und durch ſinnreiche Forſchungen erweitert. Gebürtig aus Bologna, der berühmten Stadt Italiens, die den Namen der Pflegerinn der Wiſſenſchaften (mère des études) mit Recht führt, weil die größten Männer in allen Fächern des Wiſſens aus ihr entſproſſen ſind, hatte Galvani ſich die vergleichende Zergliederung zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen gewählt. Nach einer gelungenen Arbeit über die Harnorgane der Vögel, ſchritt er zu weitern Unterſuchungen über den Gehörſinn derſelben über, die wiederholte Zeugniſſe ſeiner trefflichen Beobachtungsgabe liefern konnten. Als er einſt, mit Verſuchen auf ſeinem Arbeitszimmer beſchäftigt war, wo neben einer elektriſchen Maſchine, ſich eine Schüſſel für den Hausbedarf gerüſteter Fröſche befand, ward er Zeuge einer Erſcheinung, die ihm mit den verborgenſten Geheimniſſen des thieriſchen Lebens in Verbindung zu ſtehen ſchien. Er ſah, wie, durch den faſt magiſchen Einfluß eines Leiters, die abgelöſten Glieder von dem Körper eines jener Thiere ſich bewegten, und den unerklärlichen Anblick mehrerer convulſiviſcher Zuſammenziehungen gewährten. Erſtaunt und entzückt glaubte er den Tod auf ſeinem Gebiete überraſcht, und das Princip der willkürlichen Bewegungen aufgeſpürt zu haben. Der Fortſetzung dieſer Verſuche blieb nunmehr ſein übriges Leben geweiht. Auch die Aerzte machten frühe Anwendungen der großen Entdeckung, die in chroniſchen Krankheiten und bey Lähmungen nicht ſelten mit glücklichem Erfolg begleitet geweſen ſind.

Während die Phyſiologie überall große Fortſchritte machte, gaben Linné und Buffon dem ganzen Naturſyſtem wiſſenſchaftliche Geſtaltung. Der Erſtere iſt unſtreitig der größte Beobachter des achtzehnten Jahrhunderts; Niemand hat eine ſolche Menge vielartiger Gegenſtände umfaßt, wie er, und Niemand hat ein größeres Unternehmen talentreicher ausgeführt: in der Methode ſtellte ſich die Kraft und Stärke ſeines Geiſtes dar. Seine Schriften ſind überaus lichtvoll, und ſeine Schreibart iſt ſo gedrängt, daß jedes Wort, ſorgfältig abgemeſſen, für ſich allein eine wichtige Lehre darſtellt. Ein vorleuchtendes Muſter von Ordnung und Klarheit iſt insbeſondere ſeine botaniſche Philoſophie, ein Buch voll Wahrheiten, das die concrete Logik genannt zu werden wohl verdient hat. Linné überſah mit einem Blick alle Felder der Wiſſenſchaft, und er vermochte ſie im Abriſſe treu darzuſtellen, weil er ſie völlig inne hatte. Von der Natur dichteriſch begeiſtert, wußte er, durch ſeine figürlichen Ausdrücke und ſinnreichen Gleichniſſe, auch über die trockenſten Dinge Anmuth zu verbreiten, und ſchon die Aufſchriften ſeiner Bücher verleihen ihrem Inhalt einen anziehenden Reiz. Von einer Menge unfruchtbarer Nomenclatoren unterſcheidet ihn der rühmliche Vorzug, daß er ſeinen trefflichen Beſchreibungen der Naturkörper, die Angaben ihres Nutzens und ihrer Brauchbarkeit für den Menſchen zur Seite ſtellte; hinwieder hat er die ſchädlichen Eigenſchaften der Pflanzen bezeichnet, ihre für die Künſte brauchbaren Färbeſtoffe erforſcht, und auch kein Verhältniß des Haushaltes unbeachtet gelaſſen. Dem Arzneyvorrath leiſtete er die weſentlichſten Dienſte, indem er ihn nicht nur von viel unnützer und zweydeutiger Waare geſäubert, und manche willkürlich dabey Statt gefundene Unterſchiebungen aufgedeckt hat, ſondern vorzüglich auch durch die wiſſenſchaftlich genaue Bezeichnung der Arzneypflanzen, mittelſt der An-

*) Siehe Morgenblatt, 1819, Nr. 183 — 191.

gabe ihrer ſpecifiſchen Unterſcheidungszeichen, durch die Aufklärung der Herkunft verſchiedener Balſame, Harze u. ſ. w. Wenn der Bau eines Tempels für alle Naturwiſſenſchaften Linné's großes Verdienſt iſt, ſo hat er ſich durch die Erfindung einer bewunderungswerthen Sprache, welche die Verbreitung und die Fortſchritte eben jener Wiſſenſchaften kräftig befördert hat, ein ihm eigenthümliches zweytes, und leicht noch größeres Verdienſt erworben.

In allen europäiſchen Pflanzengärten ward Linné's Sprache eingeführt; alle Naturforſcher reihten ſich unter ſeine Fahne, und beſtrebten ſich wetteifernd den von ihm gezeichneten Kreis zu erweitern. Er hat die Monographien beliebt gemacht, und nach Anleitung ſeiner Methode haben Reiſende in allen Welttheilen die Natur beobachtet und zahlloſe Entdeckungen gemacht. Aus der Schule des großen Schwediſchen Naturforſchers, ſind Fabricius, Artedi, Murray, Schreder, Smith, Forskål, Banniſter, Sparmann, Thunberg und andere durch Geſchicklichkeit, Fleiß und Eifer gleich ausgezeichnete Gelehrte hervorgegangen. Auch jezt noch ſind er und ſeine Methode die leitenden Sterne für ganze Kolonien von Beobachtern, welche über den Ozean ſchiffen, um im Dienſte der Wiſſenſchaften *), wechſelnd dem nordiſchen Eis, und Afrikas brennendem Sand Troz zu bieten; der unſterbliche Mann erſcheint gleichzeitig als Schöpfer, als Ordner und als Geſetzgeber.

Buffon iſt eines der großen Lichter des neuern Zeitalters, und ſein Name ſcheut keine Vergleichung mit Allem, was das Alterthum Außerordentliches und Bewundernswerthes hervorbrachte. Den Umfang und den Glanz ſeines Geiſtes beſaß kein anderer ſeiner Zeitgenoſſen. Linné ſondert und ordnet die Gegenſtände. Buffon ſammelt, vereinbart und überſchaut den Zuſammenhang der Ergebniſſe. Jederzeit fruchtbar und nicht ſelten erhaben, ſtellt ſich die Fülle ſeines Reichthums in kleinen Dingen am meiſten dar, es könnte ſcheinen, er wolle dieſelben zur eigenen Höhe emporheben. Man huldigt gerne ſeinen glänzenden Syſtemen, wie ſeinen gewagten Vermuthungen, und das Wohlgefallen dehnt ſich ſogar auch über die täuſchende Irrthümer aus, mit denen er bisweilen ſeine Leſer angenehm unterhält. Buffon ertheilt allen Wahrheiten neues Leben, um dürren Abſtraktionen und trocknen Beſchreibungen Reiz zu verleihen, ſtehen ihm der Zauber der Dichtung und die Fülle der ſchönſten Bilder der Phantaſie allezeit zu Dienſten.

Buffon's Arbeiten hatten wohlthätigen Einfluß auch auf die Heilkunde, indem ihn die wichtigſten Aufgaben der Naturlehre des Menſchen beſchäftigt haben. Seine Theorie der Sinnen und ſeine vergleichende Prüfung der Sinnorgane in den verſchiedenen Thierklaſſen; ſeine Beobachtungen über den Tod, und ſeine Berechnungen der Lebensdauer; ſeine Schilderungen des über den ganzen Erdball ſich verbreitenden und dem gefährlichen Einfluß der Außendinge Widerſtand leiſtenden Geſchlechts der Menſchen, ſeine überall aus den phyſiſchen Verhältniſſen hergeleiteten ſittlichen Betrachtungen, gehören der Philoſophie der Heilkunde an. In ſeinen Beſchreibungen der Entwicklungen und Umwandlungen, die im jugendlichen, im Mannes- und Greiſenalter vorgehen, hat ſich Buffon als großer Phyſiologe gezeigt; die Gefühle und Leidenſchaften hat er mit der Kunſt des Mahlers geſchildert. Wenn er aber die Epochen der Bildung des Erdballs aufzählt und darſtellt, wenn er die Wunder der Welt unſerm erſtaunten Auge vorbeyführt, dann erinnern wir uns gleichzeitig an Plato, Ariſtoteles und Plinius. Seine Schreibart iſt erhaben und kräftig, wie der Anblick der Natur ſelbſt.

*) Quarum sacra fero, ingenti correptus amore, iſt ihr Sinnſpruch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Urſprung des Sprichworts: „Auf den Hund kommen," und: „Komm' ich über den Hund, ſo komm' ich auch über den Schwanz."

(Aus Allgem. Encyclop. der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber).

Die Griechen hatten eine Art Würfel, von denen man mit vieren zugleich ſpielte, welche ſie Astragalos nannten, ſie hatten nur 4 flache Seiten mit 1, 3, 4, 6 Augen, während die ſechſte und ſiebente Seite rund gewölbt war und leer blieb. Der Wurf der vier Einer hieß der Hundswurf, nach dem Hunds- oder Bärengeſtirn, nämlich nach dem ein Parallelogramm bildenden Sternen, und wer, wie man ſagte und noch heut zu Tage ſagt, auf den Hund kam, muſſte den ganzen Einſatz bezahlen. Kaiſer Auguſt ließ auch den nächſten Wurf der Sechſe verlieren, denn man tröſtete ſich bey dieſem Wurf mit den Worten: komme ich über den Hund, d. h. über die Vier, ſo komme ich auch über den Schwanz, d. h. über die Siebenzahl des Siebengeſtirns im großen Bären, deſſen drey im Dreyeck ſtehenden Sterne den Schwanz des Bären oder Hundes bilden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

(Beſchluß.)

Jezt holen wir noch einige von den Tagesneuigkeiten nach. — Fortwährend erhält ſich die Meinung, es ſolle hier binnen kurzer Zeit eine Lehranſtalt für proteſtantiſche Theologie errichtet

Digitized by Google

werden; man ſpricht von einer dazu beſtimmten bedeutenden Summe. Soviel iſt gewiß, daß der eben ſo kenntnißreiche als kräftige Miniſter des Innern, Herr Graf Saurau deßhalb eine Unterredung mit den hieſigen proteſtantiſchen Predigern gepflogen hat. Man ſezt noch hinzu, daß von dieſen Herren ſelbſt einige zu Profeſſoren der Theologie ernannt werden dürften, und die Verehrer des Herrn Fäſi, eines wackern Schweizers, freuen ſich ſchon, dieſen vom echten proteſtantiſchen Geiſte durchdrungenen Mann, einen Schüler des gelehrten Hottinger in Zürich und des großen Philologen Hermann in Leipzig, bald auf dem Lehrſtuhle zu erblicken. Einige kecke Schwäzer, deren Zunge immer weiter reicht als ihr Verſtand, noch dazu Proteſtanten, die in dieſem Falle ſehr zur Unzeit an ihren Namen erinnern, äußern die Beſorgniß, daß, ſollte jeder von den Herren Predigern dieſen unvermutheten Sprung von der Kanzel auf den Catheder machen, einer und der andere ſich leicht dabey den Fuß verrenken möchte. Dieſe Sucht, bey jeder Verbeſſerung nur die Schwierigkeiten zu berechnen, iſt eine Klippe, an der manches Gute geſcheitert iſt. — Für das Regiment Deutſchmeiſter iſt aus Wien und deſſen Bezirken die Landwehr auf die beſtimmte Zahl erhoben und während mehreren Wochen ſehr fleißig eingeübt werden. Die Leute ſind nicht ſchön und werden auf jeden Fall den Feinden einſt gefährlicher ſeyn als dem andern Geſchlechte. Auch die Behandlung iſt ſo rein menſchlich, in der That ſo zart, daß von der Seite nichts zu wünſchen übrig bleibt. Wenn es wahr iſt, was man behauptet, daß über den lezten Punkt ausdrücklich höhere Befehle eingegangen ſind, ſo muß man geſtehen, daß ſie nicht leicht beſſer befolgt werden können als es geſchieht. Zuweilen miſchen ſich auch alte verſuchte Soldaten unter die Umſtehenden als Zuſchauer, und da iſt es denn gar ergezlich anzuſehen, wie dieſe braven Leute die gutherzigen, lächelnden Recenſenten ſpielen. In dieſem Punkte kann die literariſche Zunft von ihnen lernen. Das Regiment Deutſchmeiſter hat ſich einen guten Ruf erworben, und da es meiſtens aus Wienern beſteht, die gern im Felde auch ihre Abentheuer in der Hauptſtadt erzählen, ſo iſt es in einem doppelten Sinne für die Armee ein erwünſchtes Vademecum. — Der Genuß des Lebens iſt hier, wie immer, ruhig, ungeſtört. Die Wohlfeilheit der nothwendigſten Bedürfniſſe trägt dazu weſentlich bey. Die Folgen ſind bereits ſichtbar in dem Wiederaufleben der alten Fröhlichkeit, die ſich durch Geſang und Muſik unter dem Volke an ſchönen Sommertagen kräftig kund gethan hat und zum Glück durch keine unbequeme Maßregeln unterbrochen wurde. —

Der ſeit mehrern Monaten gegründete kaufmänniſche Verein eröffnete am Namensfeſte des Kaiſers ſein neues geräumiges und wohleingerichtetes Lokale. Er zählt auch aus andern Ständen mehrere Ehrenmitglieder, namentlich waren an jenem Tage dem Vernehmen nach als Repräſentanten beliebter Art, Kunſt und Wiſſenſchaft der Herr Regierungsrath Ridler, der Herr Hofſekretär Pilat, und die beyden Dichter Grillparzer und Caſtelli, von denen der lezte als ein glücklicher Beförderer heiterer Geſelligkeit noch eine beſondere Erwähnung verdient. Da die gelehrten Zeitungen die ertheilten Doktor-Diplome öffentlich bekannt machen, ſo entblöden wir uns nicht aus dem Geſichtspunkt der Humanität die ernannten Ehrenmitglieder des kaufmänniſchen Vereins gleichfalls öffentlich zu nennen, wie ſie uns angegeben worden ſind. Dieſer Verein, der durch Verſchmelzung verſchiedener Elemente eine lebendige Miſchung bildet, und ſich dadurch von der harten Einſeitigkeit mancher Harmonien im Auslande unterſcheidet, die faſt den egyptiſchen Kaſten gleichen, ſich auch meiſtens wie wir nicht ohne Betrübniß hören, zulezt in Disharmonien auflöſen, dieſer Verein alſo läßt für die Blüthe der Converſation, mit der es, troz der Converſations-Blätter und des Converſations-Lexikons, bisher nicht fort wollte, ein friſches Gedeihen hoffen, und eröffnet überhaupt für fruchtreiche Geſelligkeit die ſchönſten Ausſichten. Mehrere Iſraeliten nehmen an der Leitung der Geſellſchaft brüderlich Antheil, gewiß zur Ehre Wiens, das ſich auf dieſe Weiſe unbefleckt erhält von jenen nur allzubekannten ärgerlichen Auftritten, an die kein gebildeter Menſch ohne Erröthen denkt. Ein und das andere Mitglied unter den Kaufleuten iſt auch Schriftſteller, und weiß den alten und den jungen Adam, den Adam Smith und Adam Müller geſchickt in ſich zu vereinigen. Die Statuten der Geſellſchaft ſind gedruckt und für Fremde nicht uninteressant. —

Herr Gevey, der mit vieler Laune und großer Sachkenntniß die nicht genug gewürdigten Eipeldauer Briefe im Volkstone ſchreibt, hatte bereits einige Zeit für todt gegolten, als er auf einmal in der Theater-Zeitung wieder Zeichen des Lebens von ſich gab. Er hätte in ſeiner Manier recht gut ſagen können: Niemand dürfe an ſeinen Tod glauben, bis er ihn nicht ſelbſt verkündige. Sollte Hr. Gevey ſterben, was uns Leid thun ſollte, ſo könnte unter unſern ſchönen Geiſtern Hr. Caſtelli die Eipeldauer Briefe am erſten fortſetzen, wenn er ſich nicht ſoviel an den Abhängen des abgeblüheten galliſchen Muſenberges zu thun machte, um uns die exotiſchen Pflanzen, oft dazu noch unter verändertem Namen, zum trockenen Veſperbrote im Theater, zur kalten Jauſe, wie unſer trefflicher Schuſter auf der Leopoldſtädter Bühne ſagt — bis zum Ueberdruß aufzutiſchen. — Von den Jahrbüchern des polytechniſchen Inſtituts iſt der erſte Band erſchienen. Der thätige, verdienſtvolle Direktor Prechtl gibt ſie in Verbindung mit den Profeſſoren der Anſtalt heraus. — Auch Jahrbücher der Chirurgie haben wir ſeit Kurzem. — Die ſeit dem Jahre 1806 in Wien befindliche Sammlung des Schloſſes Ambras in Tyrol, von dem tyroliſchen Erzherzoge Ferdinand im 16ten Jahrhundert geſtiftet, erhält jezt durch Geſchichte und Beſchreibung der k. k. Ambraſer Sammlung von Alo. Primiſſer eine nähere Beleuchtung. Außer magern und unrichtigen Reiſeberichten hatte man von dieſer für Geſchichte und Kunſt des Mittelalters, beſonders des 16ten Jahrhunderts vielſeitig merkwürdigen Anſtalt bisher kein anderes Werk als das Armamentarium des Schrenk von 1601 und das im Jahre 1777 erſchienene Büchlein von Joh. Primiſſer: kurzgefaſſte Nachricht von dem Raritäten-Kabinet zu Ambras. Das gedachte Werkchen hilft einem Bedürfniſſe ab, welches bey dieſer Sammlung, die ganz und gar auf geſchichtlichen Daten beruht, doppelt gefühlt wurde. Es beſteht aus drey Abtheilungen; 1) aus der Geſchichte des Schloſſes Ambras und ſeiner Sammlung, mit Urkunden; 2) aus einer Beſchreibung der Sammlung und 3) aus kurzen Lebensnachrichten. Die zweyte Abtheilung iſt ein raiſonnirender Catalog der ganzen Sammlung, die in Rüſtungen, einer Menge von alten gleichzeitigen Bildniſſen, Gemählden, Kunſtwerken, Koſtbarkeiten und Seltenheiten jeder Art, und einem nicht unbedeutenden Handſchriftenſchatze beſteht. Der Fleiß des Hrn. Primiſſer, Kuſtos des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets und dieſer Sammlung, wird uns noch oft nöthigen, ſeiner zu erwähnen. —

Eheſtens erſcheint der 7te Band der Wiener Jahrbücher der Literatur. Es wird auch ein Beytrag von dem Hrn. Legationsrath von Schlegel darin ſeyn. Dieſe Jahrbücher verdienen wegen ihrer Wichtigkeit eine ausführliche Anzeige.

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 18.

Digitized by Google

Nro. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. November 1819.

Wie ſie auch vermummt ſey, Sklaverey bleibt ſtets ein bitterer, bitterer Trank! Mögen auch Tauſende in allen Jahrhunderten ſich daran gewöhnt haben — die Zeit hat ihn nicht weniger bitter gemacht.

Yorik.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Mehrere Unglücksfälle hatten das Vermögen meiner Mutter bedeutend verringert, und ein ſchwerer Prozeß, der ſich wegen einer ſehr beträchtlichen Beſitzung auf Java entſpann, drohte demſelben noch einen ſehr ſtarken Stoß zu geben. Mein Vater beſchloß, dahin abzureiſen, die Sache in der Nähe zu betreiben; meine Mutter ließ ſich durch nichts abhalten, ihn zu begleiten, und da ſie ſich nicht entſchließen konnte, ſich von ihrem einzigen Kinde zu trennen, ſo wurde auch ich aufs Schiff gebracht, um an dieſer großen Reiſe Theil zu nehmen. Was iſt einem Seemanne eine Reiſe nach Batavia? Auf dem Meere erzogen, kannte er weder auf dieſem Elemente noch in fremden Welttheilen Gefahr; eben ſo meine Mutter, die auch ſeit ihrer frühen Jugend mit Allem vertraut war, was ſo eine Reiſe Abſchreckendes haben konnte. Sie ging ſehr glücklich von ſtatten. Wir kamen ohne Unfall zu Batavia an, wo mein Vater ſeine Geſchäfte mit vielem Erfolge betrieb, und in Zeit von zwey Jahren ſich wieder im Beſitze eines ſehr großen Vermögens befand. Wir ſchickten uns alſo zur Heimreiſe an. Ein ſehr reicher griechiſcher Kaufmann, mit deſſen Familie meine Eltern während ihres Aufenthalts zu Batavia ein ſehr freundſchaftliches Verhältniß angeknüpft hatten, der nach Antiochien, wo er wohnte, zurückreiſen wollte, ſchlug meinem Vater vor, mit ihm durch den perſiſchen Meerbuſen und den Euphrat hinauf bis Balſora zu reiſen, mit einer Karavane bis Antiochien zu gehen, und dann von dort die nähere Rückkehr auf dem mittelländiſchen Meere anzutreten, welcher Vorſchlag meinen Eltern gefiel. Sie begaben ſich in Geſellſchaft ihrer Freunde zu Schiffe. Ich hatte damals mein eilftes Jahr zurückgelegt; außer meiner Mutterſprache hatte ich durch meine Amme Deutſch, von meinem Vater Engliſch und durch Lehrer und Gelegenheit Italieniſch, Franzöſiſch, und etwas Indianiſch gelernt, und von meiner Mutter, die alle Sprachen fertig ſprach und ſchrieb, in dieſen und noch in vielen andern Dingen Unterricht erhalten. Unſere Seereiſe war ohne Unfall. Wir gingen nur zu Kalikut und zu Ormus wenige Tage ans Land, um Lebensmittel und friſches Waſſer einzunehmen, und kamen ſchnell und glücklich nach Balſora. Nachdem wir einige Wochen daſelbſt auf eine Karavane nach Damascus gewartet hatten, ſchloſſen wir uns an dieſe an und reisten ab.

Die Karavane beſtand ungefähr aus dreyhundert Perſonen und fünf hundert Kameelen, und wir eilten in Zeit von ſechs Tagen ziemlich vorwärts. Am ſiebenten Tage Abends, als wir einen bequemen Lagerplatz ausgeſucht hatten und die Zelte bereits aufgeſchlagen waren, erhob ſich plötzlich eine große Staubwolke, die ſchnell nahe kam, und die man bald für eine Horde räuberiſcher Beduinen erkannte. Alles war in der größten Beſtürzung, nur mein Vater rief zu den Waffen und ſprach Muth ein; die Männer ſchloſſen einen feſten Kreis um die Weiber und um das Gepäcke, und ſchickten ſich zum Widerſtande an. Der Kampf währte lange, viele waren ſchon von beyden Seiten gefallen, bis

endlich ein neuer Haufe! den Angreiſenden zu Hülfe kam und die kleine tapfere Schar der Mehrzahl unterliegen mußte. Mein Vater fiel nach verzweifelter Gegenwehr von Wunden bedeckt; alle Männer wurden ermordet, die Weiber und die beträchtliche Beute fortgeſchleppt. Unſere Lage war verzweiflungsvoll. Wir hatten nichts gerettet, als ein Käſtchen mit Schmuck, das meine Mutter, welche die Gegenwart des Geiſtes nie verließ, mir zugeworfen hatte, weil ſie richtig vermuthete, daß ich als ein Kind nicht durchſucht werden würde. Nach einigen Tagen trennten ſich die Horden, nachdem ſie die Beute getheilt; da unſere Freundinn aus Antiochien durch das Loos der andern Partey zufiel, ſo wurden wir durch dieſe Trennung noch des einzigen Troſtes beraubt, unſer Schickſal gemeinſchaftlich zu tragen. Wir wurden nach Kuſa geführt und dort auf dem Markte zum Verkaufe ausgeboten. Ein reicher Araber ging vorüber, er ſah mich bitterlich weinen; auf gebrochen Italieniſch redete er mich an und fragte mich: ob er mich kaufen ſollte? Der Ton ſeiner Stimme und ſein patriarchaliſches Weſen gefiel mir und flößte mir Vertrauen ein; ich ſprach, ja, und bat ihn kläglich, auch meine Mutter mit zu kaufen, von der ich nur getödtet getrennt werden könnte. Ich will es, kleines Mädchen, ſagte er freundlich, wurde bald mit dem Beduinen einig und führte uns nach Hauſe. Da wurde uns die Beſtimmung, die vielen Tauben und Vögel zu füttern und zu pflegen, und wir hatten ein erträgliches Loos. Unſern alten Herrn ſahn wir alle ſechs Monate einmal, weil er oft große Reiſen unternahm; während dieſer Zeit beſchäftigte ich mich mit den übrigen Sklavinnen, deren er eine große Zahl hatte, lernte künſtliche Blumen machen, wohlriechende Waſſer und Weihrauch bereiten, und unterrichtete mich in der arabiſchen Sprache. Meine Mutter war leidend, duldend, und durch den Tod ihres innig geliebten Gatten in tiefen Gram verſenkt; doch hatte das ganze Haus ſie und mich liebgewonnen; man behandelte uns mit einer Art Achtung, und wir lebten ſo zufrieden, als man in unſerer Lage leben konnte.

Nach Verlauf von etwas über zwey Jahren ließ unſer Herr uns eines Morgens rufen. Ihr ſeyd Chriſtinnen, ſagte er, Euch wurde ein trauriges Loos; aus Euerm Benehmen ſehe ich, daß ihr von höherm Stande und nicht zum Dienen geboren ſeyd. Ich gebe Euch die Freyheit und will Euch zu Chriſten bringen, wo Ihr verſorgt ſeyn werdet, und Mittel zur Heimkehr in Euer Vaterland finden könnt. Ich habe auch unter Chriſten gelebt und bin gut von ihnen behandelt worden, und Ihr ſollt ſagen können, daß auch ein Araber menſchlich zu ſeyn weiß, und menſchliches Leiden gern mildert, wo ſeine Kräfte es vermögen.

Erſtaunt ſahen meine Mutter und ich ihn an; ich flog ihm an den Hals und bewies ihm meine Dankbarkeit auf ſolch eine rührende Weiſe, daß auch er davon gerührt war und mich mit Wohlgefallen anblickte. Ihr ſeyd frey, fuhr er fort, ihr könnt von dem Augenblick an hingehen, wohin ihr wollt, doch ſtelle ich es in eure Willkür, ſo lange bey mir zu verweilen, als es euch gefällt, und bis ich Gelegenheit gefunden habe, euch auf gutem Wege und ſicher zu Chriſten zu bringen. Es ſoll euch eine bequeme Wohnung zurecht gemacht werden, es ſoll euch an nichts fehlen und ihr könnt in Freyheit und nach euerm Wohlgefallen leben. Meine Mutter, die ſeit einiger Zeit etwas leidend war, nahm das Anerbieten mit Dank an, bat ihn aber doch, bald möglichſt an ſein Verſprechen zu denken, und uns Gelegenheit zu verſchaffen, zu Chriſten zu kommen. Da die Regenmonate ganz nahe waren, ſo bemerkte er, daß es ſich noch einige Zeit verziehen könne; dann aber würde er ſicher ſein Wort löſen.

Von nun an beſuchte er uns täglich in der uns eingeräumten ſchönen Wohnung, wo wir mit aller morgenländiſchen Pracht lebten. Es war ein ſchöner alter Mann von ſechzig bis fünf und ſechzig Jahren, voll Würde und Anſtand. Aus ſeinem Munde ſprach Weisheit; er fand Wohlgefallen und Gelehrigkeit an mir; er unterrichtete mich noch mehr in der arabiſchen Sprache, las mit mir die Moallakath, und zeigte mir in der Hamaſah*) Alles, was herrlich war. Selbſt den Avicenna erklärte er mir und weihte mich in der Wiſſenſchaft Albufeda's**) ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

8.

Um die Mitte des philoſophiſchen Jahrhunderts, deſſen kleinſter Theil noch vor unſern Augen abgelaufen iſt, waren drey neue Schulen erſtanden, welche die Arzneikunſt mit nicht minder verdientem Ruhm, wie ihre Vorgänger lehrten: die Schule von Edinburgh, diejenige von Montpellier und die von Wien. Cullen war der Vorſtand der erſten, und ſein großes Verdienſt liegt darin,

*) Auf der Meſſe zu Mecca und zu Akabh wurden im fünften Jahrhundert vor Chriſto poetiſche Wettkämpfe gehalten, und die preisgekrönten Gedichte mit goldnen Buchſtaben auf Byſſus geſchrieben, nachher in der Kaaba zu Mecca aufgehängt. (Moallakath, Aufgehangte). Von der Sammlung Moallakath haben ſich ſieben Gedichte von ſieben verſchiedenen Dichtern erhalten; dieſe ſind Amoalkais, Tharafah, Zoheir, Lebid, Antkara, Amrubben, Kalbum und Hareth. Die größere Hamaſah ſammelte Abu-Timon im Jahr 803, die kleinere, Nachtrag zur größern, Bachteri im Jahr 880.

**) Avicenna ſchrieb einen Kommentar zu Ariſtoteles Werken, Albufeda die Weltgeſchichte bis 1315.

daß er ſeine Schüler auf die Erforſchung und nähere Würdigung des Nervenſyſtems hinwies. Dadurch gelang es ihm, über eine Menge den Aerzten bisher dunkel gebliebene Krankheits-Erſcheinungen Licht zu verbreiten. Seine phyſiologiſche Theorie iſt ſehr anziehend, obgleich ihre Darſtellung allzu laconiſch erſcheint. Sie enthüllt den wunderbaren Verband der phyſiſchen mit den geiſtigen Kräften, und ſie zeigt, wie alle Verrichtungen durch die Thätigkeit der Nerven zu Stande gebracht werden. Dieſe wunderſamen Werkzenge ſind es, welche die Eindrücke empfangen, von denen alle Bewegungen herrühren; ſie ſind die Behälter und Leiter, durch die der belebende Urſtoff über die Geſammtmaſſe unſerer feſten Theile verbreitet wird; ſie ſind der Mittelpunkt und das Band aller ſympathiſchen Vereinbarungen und Uebereinſtimmungen. Durch ihre Dazwiſchenkunſt widerſteht der Menſch den ihn bedrohenden zerſtörenden Naturkräften. Die Geſundheit iſt das Ergebniß ihrer harmoniſchen Thätigkeit, und alle Krankheiten beruhen auf den Störungen und Erſchütterungen, deren Sitz oder Vorwurf jene ſind. Auf ihnen beruhen hinwieder die Heilkräfte der lebenden Natur; auf dieſes wundervolle Syſtem der Nerven muß demnach auch der philoſophiſche Arzt die ganze Kraft ſeines Heilverfahrens, und die Wirkung ſeiner Heilmittel richten. Das Gehirn zunächſt, wird von Cullen als der Brennpunkt oder das eigentliche Centrum dargeſtellt, von dem die edelſten und wichtigſten Kräfte des Lebens ausgehen. Er bezeichnet daſſelbe als das materielle und unmittelbare Organ der Empfindungen des Verſtandes, der Einbildungskraft, des Willens, des Begehrens, der Leidenſchaften, und aller Wunder der Denkkraft. Man will hier bey den Entwicklungen dieſer anziehenden Lehre nicht länger verweilen: ſie verdient von philoſophiſchen Denkern aller Stände erforſcht und geprüft zu werden; ſie kann ihnen ſichere Angaben für die Löſung von Räthſeln liefern, woran ihr Scharfſinn ſich ohnedieß vergeblich üben würde, und von ihr geleitet, mögen ſie die Verrichtungen unſers Geiſtes gründlicher und fruchtbarer beobachten. Die Metaphyſik wird zum eitlen Wahne, wenn ſie die Verhältniſſe des Nervenſyſtems außer Acht laſſen zu können glaubt, und das Studium der Arzneikunſt muß einer Wiſſenſchaft zur Seite gehen, welche ohne ſie jeder feſten Grundlage und Stütze ermangelt, und in ihren Abſtraktionen gleichſam zu erſtarren Gefahr läuft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Entſtehung einer neuen Inſel, der Edmondſtone genannt, in dem bengaliſchen Meerbuſen.

Der ungelehrte Beobachter der Natur findet eine eigne Herzerhebung darin, wenn er in irgend einem einzelnen Punkt Vorgänge aus dem großen Haushalte Gottes überſieht, die ihm eine deutlichere Vorſtellung des erhabenen unüberſehbaren Bildnerwerkes ſeiner Welt geben. Beſonders in dieſer Rückſicht erzählen wir die Entſtehung der Inſel Edmonſtone, ſo wie ſie uns ein Reiſender in dem Journal de Voyages mittheilt.

Dieſe Inſel liegt im bengaliſchen Meerbuſen bey der Untiefe Sogor, die ſich oberhalb der Inſel gleiches Namens befindet. Die Lage von Sogor zwiſchen der Mündung des Houchly und dem Eingang des Meerbuſens beweiſt, daß ſie ebenfalls ein angeſchwemmtes Land ſey. Edmonſtone ward vor vier oder fünf Jahren noch nicht geſehen, jezt iſt ſie von Oſt nach Weſt zwey Stunden lang, und von Süd nach Nord eine halbe Stunde breit. Gegen Oſten erheben ſich kleine Hügelchen an ihrem Geſtade, deren einige über das Meer ſchauen; die Ufer gehen ſteil an, und die Mitte der Inſel iſt hoch genug, um, außer bey ſehr heftigen Stürmen, auch von den höchſten Wogen nicht mehr erreicht werden zu können. Das ſüdliche Ufer, das vom hohen Meere beſpült wird, iſt ziemlich liniengrade und läuft, aus feinem Sand beſtehend, ſanft in die Wellen hinaus. Ein paar kleine Buchten, die es bildet, bieten herrliche Gelegenheit zu Seebädern. Das nördliche Ufer iſt zerriſſen, von Buchten eingekerbt; lange Erdzungen gehen von ihm aus und verbinden ſich mit Sandbänken, die bey niederer Ebbe über das Waſſer ragen, und in dem Kanal, der Edmondſtone von Sogar ſcheidet, eine Untiefe bilden. Wahrſcheinlich füllt ſich dieſer ganze Raum in wenig Jahren gänzlich aus, und Edmondſtone erſcheint als ſüdlichſte Spitze des Feſtlands. Hier kann der Beobachter nun mit eignen Augen die Fortſchritte ſehen, durch welche die Natur einen dürren todten Sand in einen Boden umwandelt, der Thieren und Pflanzen Nahrung verleiht; hier kann man die Natur in ihrer Kindheit ſchauen, die erſte Bildung durch Anſchwemmung von Baumſtämmen, Zweigen, Blättern; wie die Ebbe von den benachbarten Ufern Schoten und Samen herbey führt und hier niederlegt. Man ſieht ſie in ungeheuerer Anzahl in dem Kanal umher ſchwimmen, um Raum zu ihrer Fortpflanzung zu ſuchen. Auch die Menge des Triebholzes iſt in dieſer Bay ſo groß, daß viele Fahrzeuge von den benachbarten Inſeln ausgehen, es aufzufiſchen. Was dieſen entgeht, bleibt auf dem Sande liegen, verfault, und dient mit den in ſeinen Zweigſtumpfen ſich anhäufenden herbey getriebnen Blättern, Pflanzenerde zu bilden. Die Samenkörner ſcheinen im Meerwaſſer nichts von ihrer erzeugenden Kraft zu verlieren, ſondern entwickeln ſich ſchnell in dem angeſchwemmten Sande, ja es faſſen ſogar oftmals herbeigetriebne Zweige Wurzel in ihm. Viele Plätze der Inſel ſind mit dem Unrath der Seevögel bedeckt, wodurch der Boden gedüngt wird. Myriaden kleiner Seekrebſe treiben von Norden herbey und geben dem dürren Boden mit ihren zurückgelaſſenen Schalen neue Nahrung. Im Mittelpunkt der Inſel glänzt ſchon ein ſchmaragdgrüner Grasboden, ja mehrere niedre Sträuche und hohe, üppige Stauden ſchießen empor, die durch ihren periodiſchen Tod ihrem Mutterſchooß neue Lebenskraft ſchenken. Schlingpflanzen kriechen über den lockern Sand, und verdichten ihn, mit ihren, tief in den Boden geſenkten Wurzeln; die Woge, der Sturm führen neuen Sand über ſie her, allein die Pflanze bringt mit ihren kleinen Zweigen durch die unfreundliche Hülle zum Licht, beginnt ihr Fortſchlingen von Neuem, und verhindert alſo den Wind, dieſe

Digitized by Google

Hülle zu verſtieben. So bildet ſie, freudig fortwuchernd, den Mutterſchooß für neue Pflanzenkeime, durch ihr Leben ſo wie durch ihren Tod, indem ihre abgeſtorbnen Wurzeln dem von ihnen zuſammen gehaltenen Sand zum Dünger dienen. Auf dieſem Wege wird der Sand, den die Wogen lange Jahre auf den Felſen des Meeresboden anhäuften, bis er über die Wogen hervorragte, bald dem Auge als ein reicher, grüner, mit Blumen und Büſchen beſäeter Wieſenplan erſcheinen, endlich von hohen Bäumen beſchattet, herrſcht einſt da, wo jezt der Fiſcher nur Zeitenweiſe ausruht, der ſtolze König der indiſchen Wälder.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober. *)

Der mehrmals ausgeſprochene Wunſch des gebildeten Publikums wurde endlich erfüllt: Die Fürſten von Chawansky wurden am 21ſten d. zum Erſtenmal, nicht blos auf unſrer, ſondern überhaupt auf der deutſchen Bühne, aufgeführt. Dr. Raupach, ruſſiſcher Hofrath und Profeſſor, iſt ihr Verfaſſer, und da man einen Dichter am meiſten lobt und zugleich am parteyloſeſten, wenn man die preiſenden Belege aus dem Werke ſelbſt entlehnt, ſo mögen hier einige vorzüglich gelungene und bey der Darſtellung beſonders wirkſame Stellen, ehe wir zu der Aufführung des Stückes ſelbſt übergehen, Platz finden.

Sophie zu Helenen:

Du haſt nicht geliebt, — o liebe nie!
Es iſt fürchterlich, gräßlich zu lieben;
Denn wem du dich ſchenkeſt, ſpät oder früh,
Er wird Verrath an dir üben.
Und verruhne Liebe — Was Höllenqual?
Was Zähneklappen? Was verzehrende Flammen?
Was ſind die Schreckniſſe allzumal,
Wozu die Ewigkeit mag Verdammen?
Scherz;
Betrogene Liebe nur kennt den Schmerz.

Jury.

Hell iſt die Welt, und dunkel iſt das Leben,
Das einzige Phantom, das iſt der Menſch;
Berechnet haben wir des Stromes Fall,
Des Feuers Kraft, des Meeres Ebb' und Fluth,
Ja der Geſtirne Lauf, nur uns noch nicht.
Was oben in des Himmels fernſter Ferne,
Was drunten tief in Schachten ſich begibt,
Beſtimmt der Menſch voraus — doch keiner hat
Vom Leben noch geſagt: ſo wird es ſeyn.
Denn plötzlich ſäbet es aus den Wolken nieder,
Wie eine Geiſterhand, und knüpft und trennt
So abentheuerlich, wie nimmermehr
In Fieberwahn, die kühnſte Phantaſie...

Unter manchen von der Cenſur geſtrichenen Verſen vermiſſt man wegen ihrer vorzüglichen Wahrheit ungern dieſe:

Jury.

— Predigt nicht mit tauſend — tauſend Zungen
Die Weltgeſchichte, daß bis dieſen Tag
Doch jede Krone blutig ward errungen,
Die einſt ſchon auf des Trägers Wiege lag.

*) Dieſe Nachricht iſt uns durch die Güte einer fremden Hand zugekommen und nimmt unſern gewöhnlichen Korreſpondenten nicht den Raum, uns auch ſeine Anſicht eines Dichtwerks mitzutheilen, das auf das regſame Wiener Publikum einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben ſcheint.

In Hinſicht der Charaktere ſteht jener der Czarewna Sophia oben an; er iſt, mit Ausnahme des fünften Akts, ganz gehalten, eben ſo richtig aufgefaſſt, als durchgeführt, und dabey in genaueſter Uebereinſtimmung mit der geſchichtlichen Schilderung dieſer herrſchſüchtig-blutdürſtigen Regentinn, einer Halbſchweſter Peter des Großen, der ſie vom Thron ſtieß.

Marie ſagt von ihr:

— Was iſt ſo heilig,
Daß ſie's nicht ungeſcheut mit Füßen trete,
Zu ſättigen ihr unerſättlich Herz.
Die Raubſucht, die ſie theilt mit Wolf und Bär?
Sie kann nicht lieben — kann nicht Freude fühlen,
Rein, von der Gluth der Herrſchgier ausgebrannt
Iſt ihre Bruſt, der Wüſte gleich, worin
Sich ſelbſt in keiner Fäulniß Leben regt.
Sie raubt nicht zum Genuß, ſie raubt allein
Die Raubſucht zu vergnügen, gleich dem Tieger,
Der nicht aus Hunger, nur aus Mordluſt würgt.

Sophia, als ſie ſich von Jury getäuſcht glaubt, ſpricht:

Was fordert' ich? Liebe? — Die Mörderinn
Die ewig nach Haß nur gerungen.
Das Weib, das um eitlen Glanzes Gewinn
Das Beil des Henkers geſchwungen?
Des Thoren, der nicht entzückend ſund
Den Druck, das Schmeicheln der lieblichen Hand,
Die ſich in Blute gebadet!

Damit dieſer Charakter nicht [illegible] yen, ſondern auch einige Theilnahme bewirke, hat Rau[illegible] Liebe zu Jury Chawansky dazu gedichtet, und ſo in Momenten, wo ſie als reuige Verbrecherinn erſcheint, unſer Mitleid in Anſpruch genommen.

Sie ſagt zu Jury:

In deinen Armen will ich es beginnen
Dieß neue Leben; und ich danke Gott,
Dem Allerbarmer, ſtündlich auf den Knien.
Daß er mir, der Unwürdigen, den Engel
In dir geſandt, der aus dem Abgrund mich
Erheben kann und wird, woraus mich ſelbſt
Empor zu ringen, mir die Kraft gebrach.
Denn ach; nur einen Weg vom Thron herab
Erblickt' ich — einen — den zum Blutgerüſte,
Und fand nicht Muth im Herzen, ihn zu gehn.

Ferner:

Ich kann mich froher Hoffnung nicht ergeben,
Denn ewig muß ich vor Vergeltung beben.
Wie würde Glück der Mörderinn zu Theil?
Iſt Recht im Himmel, wie auf Erden feil?

In ihrem Monologe.

— Du biſt mein Zeuge, Gott,
Wie ich mich in bittern Reuethränen
Gebadet habe — biſt mein Zeuge, Gott,
Daß ich: mein vorig Leben herzlich haſſend,
Aus langer unnatürlicher Verirrung
Rückkehren wollte — biſt mein Zeuge, Gott,
Daß ich dem Zepter, meiner blut'gen Thaten
Unſeel'gen Preis, entſagt auf immerdar,
Es der beſſern Hand vertrauen wollte,
Der ſtärkern, die's nach deinem Sinn geführt.
Du, der kein Dunkel kennt, du biſt mein Zeuge,
Daß nach der Niedrigkeit ſich meine Seele,
Wie nach dem Glück der Heiligen, geſehnt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. November 1819.

Gibts denn ein Glück, das rein in ſich vollendet,
Mit ew'gem Frieden uns das Herz entzückt?
Ach! wo ich auch mein Auge hingewendet,
Auf Erden hab' ichs nirgens noch erblickt.

Männy.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Unſer großmüthiger Herr hatte große Freude, wenn ich mit Wißbegierde an ſeinem Munde hing, die Worte der Weisheit gleichſam abzuſehen. Ein neues Leben ging in mir auf; der Reichthum der Bilder, der hohe Schwung und die Begeiſterung, die in dieſen himmliſchen Dichtungen mich ſo tief erſchütterten, hatten einen unauslöſchbaren Eindruck auf mich gemacht, mich aber auch ſo geſtimmt, daß mein Innres ein Gemählde der glühendſten Farben war, aus dem im Spiegel meiner Seele ſtets ein ſchwärmeriſch begeiſterndes Bild wiederſtrahlte. Doch war kein dunkles Kolorit die Grundlage dieſes Bildes, es war ein ſanftſchmelzendes Raphaeliſches Licht, wo auch nur ein greller Farbenſtrich die Harmonie des Ganzen empfindlich geſtört haben würde. Endlich war die Zeit gekommen, wo meine Mutter Al-Memon, ſo nannte ſich unſer Araber, dringend bat, uns zu Chriſten zu bringen. Meine aufblühende Schönheit (ich war funfzehn Jahre) ließ ſen ihr in einem Lande, wo der Sinnlichkeit ſo große Opfer gebracht werden, für mich Gefahren befürchten, für die unſer edler Wohlthäter ſelbſt mich vielleicht nicht hätte ſchützen können, wenn ich dem Sultan verrathen worden wäre.

Er willigte, obgleich ungern, ein, und übernahm es ſelbſt, uns zu geleiten; eine Negerin, die mir zur Bedienung gegeben war, und die troſtlos war, mich verlaſſen zu müſſen, ſchenkte er mir, und ſie iſt es, die mich nie verließ, und die Sie auch hier bey mir ſehen.

Er brachte uns glücklich nach Damascus, und wir fanden daſelbſt Unterkunft in dem Kloſter der barmherzigen Schweſtern.

Hier trennte er ſich von uns. Bey ſeinem Abſchiede gab er mir einen Beutel mit fünfhundert Zechinen, und einen Ring mit einem ſchönen Smaragde, den Sie an meiner Hand ſehen. Hier, ſprach er, etwas für die erſten Lebensbedürfniſſe, bis ihr ins Vaterland heimkehrt, und für Dich, liebe Jolanta, ein Andenken an Deinen alten Freund. In jeder wichtigen Angelegenheit Deines Lebens, bey jeder zweifelhaften Handlung, betrachte dieſen Ring und prüfe, ob Dein Lehrer wohl billigen würde, was Du thun willſt? Wir werden wohl nie uns wiederſehen, und Deine Sonne geht vielleicht erſt auf, wenn die meinige untergegangen iſt, und meine Gebeine ſchon ausruhen von den Mühſeligkeiten des Lebens im Schoße der Erde, und mein Geiſt erblicken wird das Angeſicht des Propheten. Der Höchſte ſegne und geleite Dich; ich würde den Himmel preiſen, wenn ich ſolch eine Tochter hätte, die mir einſt ſanft die Augen ſchlöſſe, wenn der Vater mich abruft. Thränen träufelten in ſeinen ehrwürdigen Bart, ſtumm und ſprachlos hing ich an ihm, kein Lebewohl vermochte ich ihm zuzurufen. Ernſt machte er ſich von mir los, drückte einen Kuß auf meine Stirne, reichte meiner Mutter die Hand und ging. Nie ſah' ich den edeln Mann wieder! Ein Araber war mein Freund, mein Wohl-

Digitized by Google

thäter; Chriſten aber waren es, die grauſamer als der Tieger in der Wüſte Bengalens mein Inneres zerfleiſchten. —

Einige Monate mußten wir zu Damascus verweilen, bis wir eine ſichere Gelegenheit nach Tyrus bekamen. Während dieſer Zeit wartete ich mit den Schweſtern der Kranken. Ich lernte die Heilkunde, ich wurde mit dem Tode vertraut, ja ich lernte ſogar dieſe nach orientaliſcher Art einbalſamiren, daß ſie der Verweſung ewig widerſtehen.

Endlich konnten wir aufbrechen; wir kamen nach Tyrus, fanden daſelbſt ſogleich zufällig ein portugieſiſches Schiff, welches ſegelfertig nach Liſſabon vor Anker lag und dieſe auch nach wenig Tagen lichtete.

Ich verſchone Sie mit allen Reiſebeſchreibungen und ſage Ihnen nur, daß wir nach einer glücklichen Fahrt, nach allen unſern ausgeſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren, zu Liſſabon ankamen, nachdem wir über ſechs Jahre abweſend waren.

In welchem Verfalle traf meine Mutter ihr Vermögen? Doch war es noch immer bedeutend genug, um für ſehr anſehnlich zu gelten, und nachdem von ihr, die Alles ſo gut, als der erſte Kaufmann, verſtund, die Geſchäfte geordnet und die Trümmer wieder zuſammen geleſen und geſichert waren, beſchloß ſie, entfernt von der Gegend, wo ſie früher ſo glückliche Tage gelebt hatte, den Ueberreſt derſelben ſtill auf dem Lande zuzubringen. Sie erkaufte alſo ein ſchönes Landgut in der Provinz inter Minho et Douro, am Fluſſe dieſes Namens, und zog dahin, wo wir in großer Wohlhabenheit, aber ſehr einſam, lebten.

Mit der arabiſchen Literatur vertraut, ſtudirte ich nun auch die europäiſche; ich lebte den ſchönen Wiſſenſchaften, den Künſten. Weibliche Arbeiten beſchäftigten mich wenig, meine Erholung vom ernſten Studium war der Pinſel und die Muſik, oder ein Spaziergang in unſerm großen Park, oder am Fluſſe in paradieſiſchen Gegenden. Umgang pflogen wir wenig; wir hatten wenig Nachbarſchaft. Die nächſten Güterbeſitzer wohnten in der Hauptſtadt, nur die Herzoginn von Miranda, eine ſiebenzigjährige Wittwe, die mich lieb gewonnen hatte, beſuchten wir zuweilen. Männer ſahen wir nie. Allein mit Wiſſenſchaften und Künſten beſchäftigt, hatte ich es auch in dieſen weit gebracht; meine Mahlereyen trugen das Gepräge der Vollendung, meine Stimme war rein und wohlklingend, und mein Geiſt hatte einen hohen Grad von Bildung erreicht; doch hatte er eine Richtung genommen, die meine Mutter nicht gern ſah, indem ich, ungeachtet meiner frühern Erfahrungen, immer in einer Welt lebte, die jener, in welcher wir uns befinden, nicht im mindeſten glich. — Ich war anſpruchslos, ich wußte nicht einmal, daß ich Talente hatte, da Niemand es mir ſagte; ich wußte nicht, daß ich ſchön ſey, da Niemand es zu bemerken ſchien. In meinem Innerſten aber war eine gewiſſe Sehnſucht und Unruhe, die ich mir nicht zu erklären wußte, und oft ſehnte ich mich an die Seite meines ehrwürdigen Al-Menon, um aus ſeinem Weisheit athmenden Munde das zu vernehmen, wornach mein Geiſt vergeblich forſchte. Meine Mutter ließ mir völlige Freyheit, zu thun, was ich wollte, indem ſie die Feſtigkeit meines Charakters kannte, und von meinem reinen Gefühle für Rechtlichkeit und Tugend überzeugt war; nur, wenn ſie befürchtete, meine glühende Phantaſie möchte mich zu Irrthümern verleiten, gab ſie mir von Zeit zu Zeit warnende Lehren, die ich, da ich ihre Weisheit kannte, hoch zu ehren wußte.

Am Ende unſers Parks, in einem kleinen romantiſchen Thale, das ganz von einem dunkeln Kaſtanienhain eingeſchloſſen und von einem ſchönen Bache bewäſſert war, hatte ich ein kleines Häuschen erbaut, welches ich meiner alten Negerin geſchenkt hatte, die da in Ruhe lebte. Dahin kam ich täglich; ich arbeitete im Schatten eines hochgewölbten Baumes an Zeichnungen, beſchäftigte mich mit Muſik und war da ſo allein, ſo ungeſtört, daß es mein Lieblings-Aufenthalt war. Einſt trat ich aus dem Parke und folgte meinem längs dem Bache ſich ſchlängelnden Fußwege, als ich um eine Ecke biegend einen jungen Mann ſtehen ſah, der ſein Pferd in dem Bache tränkte, und ſich dabey mit der einen Hand nachläſſig auf den Sattel ſtützte. Mit Neugierde und Befremden blickte er nach mir auf; ſein Blick begegnete dem meinigen, den ich ſcheu niederſchlug und meinen Weg ſchnell fortſezte. Die Züge des jungen Mannes waren mir aufgefallen; doch ſuchte ich den unwillkürlichen Eindruck, den ich nur der Seltenheit der Erſcheinung zuſchrieb, zu vergeſſen.

Wenige Tage nachher war das Namens-Feſt der Herzogin von Miranda. Wir verfügten uns dahin, ihr unſere Wünſche darzubringen. Die Herzogin war eine ſtolze Frau, aber ſie hatte, unſerer Wohlhabenheit und des guten Rufs wegen, den wir in der Gegend genoſſen, eine Art von Achtung für uns, und behandelte meine Mutter mit freundſchaftlicher Güte und mich mit wohlwollender Zärtlichkeit. Sie war eine Frau von großem Geiſte und hoher Würde, hatte in ihrer Jugend viel an Höfen gelebt, indem ihr Gatte hohe Staats-Aemter bekleidet hatte. Er war, früher, Geſandter am Spaniſchen Hofe geweſen, wo ſein Bruder Miniſter war, und ſtand in einer der erſten Hofſtellen am Portugieſiſchen Hofe, als er ſtarb. Sie brachte nun den Reſt ihrer Lebensjahre in ländlicher Einſamkeit, obgleich, wie man behauptete, nicht ganz frei von indirektem Einfluſſe am Hofe, zu. Wir trafen daſelbſt den Herzog von St. Lenardo, ihren Schwiegerſohn, nebſt ſeiner Frau und ſeiner Tochter, Donna Blanka. Jener war erſt unlängſt Gouverneur von Oporto geworden, wo er nun wohnte, und eine Art von Hof daſelbſt hielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Heilkunde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Cullen's Lehrſyſtem würde einen länger dauernden und größeren Ruhm erreicht haben, wenn dieſem achtungswerthen Lehrer der Anlaß und Vortheil wie Boerhaave'n zu Theil geworden wäre, daſſelbe durch ſeine Schüler zu verbreiten. Bekanntlich war es eine Schaar eifriger und enthuſiaſtiſcher Jünglinge, die in der Leydner Schule gebildet, als Miſſionarien gleichſam der Lehre ihres Meiſters, dieſe in alle europäiſchen Städte verpflanzten. Cullen hingegen ſprach zu minder regſamen, zu verſtändigen und überlegenden Köpfen, die ihn anhörten, bewunderten, und ſich alsdann darauf beſchränkten, ruhig das Gelernte in Ausübung zu bringen. Er fand keine ſeiner würdige Commentatoren und Ausleger. Aber nach dem Zeugniſſe derer, die ihn zu hören das Glück hatten, waren ſeine Vorträge beredſam und lichtvoll; er beſaß eine ſchnelle und richtige Unterſcheidungsgabe, vielen Scharfſinn, klare Begriffe und richtiges Urtheil. Seine Schreibart iſt kürzer und gedrängter, als diejenige von Hoffmann, aus deſſen Werken ein großer Theil ſeiner Lehrſätze geſchöpft iſt. Der Skepticismus, welchen er in Prüfung des Arzneivorraths angewandt hat, verdient rühmlicher Erwähnung. Die Leichtgläubigkeit hat nur allzuoft die Fortſchritte der Kunſt gehemmt!

Als Gegner von Cullen trat Johann Brown auf, der vormals ſein Schüler, aber der Pflicht der Dankbarkeit uneingedenk, die widrige Vereinbarung eines großen und ſcharfſinnigen Geiſtes mit einem kalten und verkehrten Gemüthe darbot. Von eitelm Stolze aufgebläht und von Anmaßungen ſtrotzend, bot der Schüler ſeinem Lehrer und Wohlthäter ungeſcheut Trotz. Brown's Lebensbeſchreiber erzählen, es ſey dieſer Mann, der einen ſtarken und kräftigen Körperbau beſaß, in ſeiner Jugend einer der erſten Boxer Englands geweſen; er hat die Rohheit ſeiner Geſellſchafter in dieſen Spielen beybehalten, iſt als Kämpfer auf die Bahn der Wiſſenſchaft übergetreten, und hat auf ihr höchſt unanſtändigen Streit geführt. Das von ihm vorgetragene neue Syſtem verführte anfangs durch eine ſcheinbare Einfachheit. Den lebenden Körper ſtellte er, als mit einer ihm inwohnenden, ſeine Erhaltung bezweckenden Eigenſchaft verſehen dar, welche er die Erregbarkeit (Excitabilität) nannte. Das Leben dieſes Körpers gleicht einer göttlichen Flamme, die auf Koſten der Luft, der Nahrungs- und aller ſie umgebenden Reiz-Stoffe glänzt, und von ihnen ihren Unterhalt zieht. Brown wollte nur zwey Gattungen der Krankheiten anerkennen, je nachdem dieſelben von Ueberfluß oder Mangel an Kraft herrühren. Durch dieſe, in Privatvorleſungen kunſtreich entwickelten, Anſichten begeiſterte er die Phantaſie der Menge, und ſeine ſtürmiſchen Angriffe auf die Lehren der Vorgänger entflammten die Gemüther: aber mitten unter den zahlreichen Schülern, die von ſeiner wilden Hitze und von ſeinem brauſenden Geiſt hingeriſſen wurden, glich er vielmehr einem Empörer, als einem Lehrer der Wiſſenſchaft, und ſein Triumph war von kurzer Dauer. Aus Edinburgh weggewieſen, gieng er nach London, wo er nochmals ſeine glänzenden Talente, durch das Privatleben des Wüſtlings verdunkelte. Im Schuldenverhaft hat er, wie man verſichert, die Mitgefangenen für ſeine Hypotheſen zu gewinnen verſucht, und vollends auch einigen Adepten, die ihn zu beſuchen kamen, durch das Eiſengitter ſeines Gefängniſſes beredſame Vorträge gehalten. Cullen aber hat in dem Kampfe, welchen er gegen den furchtbaren Gegner zu beſtehen hatte, die Würde ſeines Charakters unverlezt erhalten, und den unbilligen Anmaßungen der Leidenſchaften nur ruhige Gründe ſeines philoſophiſchen Geiſtes entgegengeſezt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Fortſetzung.)

Sophie iſt die eigentliche Heldinn des Stücks, von der die Tragödie den Namen führen ſollte; von dem Liebesverhältniß zu Jury erwähnt die Geſchichte nichts, wohl aber von der heimlichen Hinrichtung der beyden Fürſten Chawansky im Jahre 1685, durch den Einfluß von Miloſlawsky, der Regentinn Ohm.

Chawansky Vater ſteht als beſonnen prüfender, klug erfahrner Weltmann, ſeinem von Jugendfeuer glühenden ehrgeizigen Sohne gegenüber. Er greift eigentlich nicht in die Handlung ein, aber ſein Erſcheinen gleicht dem eines Sehers, und erhöht in der Folge unſer Intereſſe an Jury's Schmerz über deſſen Tod. Wir glauben ſeinen prophetiſchen Geiſt vor uns zu ſehen, als Jury der väterlichen Warnungsworte denkt:

— — Leicht irrt der Menſch und hält
Für inneren Beruf, ein heiß Verlangen,
Das oft von außen her in ihn gefloſſen,

Voll trügeriſchen Doppelſinnes iſt
Das Schickſal, gleich den alten Götterſprüchen,
Und Tauſend' haben die verwegne Deutung
Des Räthſels mit dem Leben ſchon bezahlt.

Ob der Schmerz um den ermordeten Vater, und die zu ſpät erwachte Ueberzeugung, daß der Thron nicht ohne Blutvergießen zu erſteigen ſey, ein hinlängliches Motiv iſt, auf halbem Wege umzukehren, das kräftig begonnene Werk aufzugeben, und ſich freywillig dem Tode zu weihen, ſtatt durch den Beyſtand der Strelitzen ſich auf den Thron zu ſchwingen, und das ſeiner Ueberzeugung nach edle, für ſein Vaterland nützliche Ziel zu erreichen, bleibt ſtark zu bezweifeln. Der bis zur Schwärmerey gerührte Sohn gewinnt wohl Theilnahme, aber der entſchloſſene, alle Hinderniſſe vorherſehende beſtimmte Held der erſten Akte geht darüber ganz verloren. Nicht blos Jury's Charakter, ſondern die ganze Dichtung würde ungemein gewinnen, wenn der

Held auf eine andere würdigere Weiſe um das Leben käme, jezt ſtirbt er beynahe nur, um zu ſterben.

Miloſlawſky iſt nicht blos dem Namen nach, ſondern auch in der That das Haupt der Verſchwornen gegen die Chawansky, er ſtreut den blutigen Samen zur Erndte einer blutigen Saat.

Maria iſt ein folgſames Werkzeug in ſeiner Hand, indem er ihre Eiferſucht erweckt, lebt ſie einzig ihrer Rache. Wie ſie gehandelt hätte, wenn ſie von Jury nicht zurückgeſezt worden wäre, wiſſen wir nicht, da ihre Rolle in dieſer Entdeckungsſcene beginnt. Gewiß würde der Dichter ſeinem Trauerſpiel noch höheres Intereſſe und auch größere Wahrſcheinlichkeit verliehen haben, wenn es ihm möglich geweſen wäre, Marien als eine edle unſerer Theilnahme würdige Fürſtinn zu ſchildern, die, durch Miloſlawſky getäuſcht, ohne ihr Wiſſen ſeine ſchändlichen Plane beförderte. Gegenwärtig erſcheint keiner der Hauptcharaktere in einem ſolchen Licht, daß er unſerer Theilnahme durchaus würdig wäre.

Neben dieſen feindlichen Geſtalten ſind Dolgorucky und ſeine Schweſter Helene ein Paar ſo freundliche Erſcheinungen, daß man den Wunſch nicht unterdrücken kann, es möchte ihnen ein größerer Wirkungskreis eingeräumt ſeyn.

Bey dieſen ausgezeichneten Gaben, welche N. beſizt, muß man bedauern, daß er mit der Bühne, ihren Gebräuchen, Förmlichkeiten, und dem ſogenannten Theater-Effekt noch zu wenig bekannt iſt, oder ſie nicht genug berückſichtiget, wie es ſich aus dem vielen, oft ganz unnöthigen Scenen-Wechſel, aus manchen, wenn gleich ſchön gedichteten, doch ermüdend langen Scenen und Monologen, aus öftern Wiederholungen des bereits Geſagten und aus der Anlage des fünften Aktes zeigt. Dieſer Gründe wegen eignen ſich ſeine bis jezt durch den Druck bekannten Dichtungen nicht zur Darſtellung, ſondern müſſen erſt dazu eingerichtet werden; ein übler Umſtand, beſonders für einen neu auftretenden Dichter, der ſein ſchnelleres Bekanntwerden hindert, da jener Theil, der dramatiſche Werke lieſt, immer kleiner iſt, als der, der ihren Vorſtellungen beywohnt, und überdieß der leztere Theil nur das beurtheilt, was nach der Bühnen-Einrichtung noch vom Original übrig bleibt. Wohl dem Dichter, wenn bey der Umänderung nur Einiges verloren geht, doch nichts verdorben wird. Glücklich muß er ſich aber preiſen, wenn ſogar Gewinn daraus entſpringt, und dieſer ſo ſeltene Fall hatte hier Statt. Die Fürſten Chawansky wurden nicht wie Karlos und Wallenſtein auf gut Glück zugeſchnitten und verſchnitten, ſondern in genaueſter Uebereinſtimmung mit der Dichtung ſelbſt, mit Kenntniß der ſceniſchen Anordnung, vertraut mit den Grundſäzen und der Tendenz der hieſigen Cenſur, ſowol in politiſcher, als religiöſer Hinſicht, wurde die Aufführung möglich gemacht, welche der günſtigſte Erfolg krönte.

Es iſt daher eine angenehme Pflicht, dem hohen ſinnigen Beſchüzer der Künſte, der ſich dem ſchwierigen literariſchen Geſchäfte der vorerwähnten Bearbeitung unterzog, für ſein Bemühen öffentlich zu danken, und dabey zu bemerken, daß ohne ſeine ausgezeichnete Achtung für Kunſt und Wiſſenſchaft dieſe herrliche Dichtung, entweder gar nicht, oder gewiß auf keine ſo würdige und dabey für die Caſſe ſo erſprießliche Weiſe unſer Repertoir bereichert hätte.

Unter die vortheilhafteſten Veränderungen zählen wir vorzüglich die Hinweglaſſung des Abts Demetrius; er iſt durchaus Epiſode. Seine Scenen ſind nur da, um Gelegenheit zu geben, die Rechtmäßigkeit und Ausführbarkeit ſeines Unternehmens, oder doch ſeine Ueberzeugung davon, verfechten zu laſſen. Da Jury dieſe Gründe in ſeinem Monologe wiederholt, und die Scene mit ſeinem Vater denſelben Gegenſtand behandelt, ſo beginnt das Trauerſpiel weit zweckmäßiger mit der Scene des zweyten Akts, zwiſchen Vater und Sohn, auf welche die zwiſchen Miloſlawsky und Marien folgt, in der Leztere beſtimmt wird, den Unheil bringenden Brief zu ſchreiben, welches einigermaßen an die Scene zwiſchen Wurm und Luiſen in Kabale und Liebe erinnert.

Mit der zweyten Scene des erſten Akts zwiſchen Sophien und Jury fängt hier der zweyte Akt an, unmittelbar nachdem Chawansky ſchreibet, bringt Miloſlawsky Mariens Brief. Durch den Kontraſt dieſer beyden Scenen wurde der theatraliſche Effekt ungemein erhöht. Da aber dieſe Scenen-Verpflanzungen, und manche Weglaſſung, Verbindungsreden, Zuſäze, Abänderungen, nöthig machten, ſo müſſen wir erwähnen, daß dieſe ganz im Geiſt des Dichters verfaßt ſind. Die Schlußſcene des 2ten und 3ten Akts, ſo wie der Scenen-Wechſel im vierten Akte wurde geſtrichen, eben ſo im 5ten, auch blieb die Verhörs-Scene weg, welches um ſo nöthiger wird, da ſie das ohnehin langſame Fortſchreiten der Handlung neuerlich unterbricht. Unſtreitig iſt der lezte Akt der ſchwächſte, oder eigentlich der Inbegriff deſſen, was man gegen das Trauerſpiel einwendet: Sophie weiß bereits, wie ſchändlich ſie durch Miloſlawsky getäuſcht wurde, dennoch denkt ſie nicht daran, ihn dafür zu beſtrafen, ſondern läßt Jury in ſeiner Gewalt; ſie zögert, das Todesurtheil auch nur zum Schein zu unterſchreiben, und beſtimmt daher Helenen, ihre Schriftzüge nachzuahmen, wodurch in der Sache ſelbſt gar keine Veränderung vorgeht. Dieſe Scene iſt beynahe die einzige, welche N. blos auf die Darſtellung berechnete. In ſo ferne erreicht ſie auch ihren Zweck, man wird getäuſcht, das heißt, man iſt eher gerührt, als der Verſtand uns überzeugt, daß die Scene nur eine zarte Spielerey iſt, die zu nichts führt, und mit Sophiens Charakter in Widerſpruch ſteht. Ganz andere kräftige Mittel zu Jury's Rettung ſtehen ihr zu Geboth, welche ſie aber nicht anwendet. Sein Monolog im Gefängniß iſt nur die kurze Wiederholung jener Gründe, die ihn zum Tod beſtimmen, dieſe Gründe ſind aber leicht zu widerlegen, daher geben ſie uns keine Ueberzeugung. Die abſolute Bedingung, die innere Nothwendigkeit von dem Tode des Helden der Tragödie, geht daraus eben ſo wenig hervor, als in Colins Balboa, und Mäon. Wir führen dieſe Beyſpiele an, weil uns däucht, daß N. nicht blos hierin, ſondern auch in Rückſicht auf Gründlichkeit, redneriſche Schönheit, Tiefe des Geiſtes und des Gemüths, mit dem uns leider zu früh entriſſenen vaterländiſchen Dichter verglichen werden kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Fünf Füße bilden mich. Iſt Leiden je dein Loos,
So findeſt du mich ſtets in treuer Freundſchaft Schoos.
Mit einem weniger ſorg' ich für deinen Gaumen,
Und richte dir viel gute Biſſen zu.
Nimm einen noch, ſo ſiehest du,
Wenn du noch träge liegſt in deinen Pflaumen,
Mich öfters ſchon geröthet ganz
Mit ſanftem Glanz.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 272.

Schleyer. Leyer. Eyer.

Digitized by Google

Nro. 279.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. November 1819.

Ein Vogel, der den Faden bricht,
Und zum Walde kehrt,
Schleppt doch des Gefängniſſes Schmach,
Den abgebrochnen Faden nach —
Er iſt der freygeborne Vogel nicht mehr;
Er hat ſchon jemand angehört.

Goethe.

Der geſangene Sänger.

Was haltet ihr mich eingeſperrt,
Ihr lieben Mädchen, ihr,
O ſeht wie ich ſo traurig bin,
So traurig ſitz' ich hier.

Zwar thu' ich, wie der Vogel thut,
Der ſelbſt im Käfig ſingt,
Doch wiſſt ihr's, wie ſein helles Lied
Im Walde ſchöner klingt.

Und ſing' ich, weil ich traurig bin,
Und weil der Tag ſo lang,
Wenn ich ein freyes Vöglein wär',
Wie ſchön wär mein Geſang.

Manch Vöglein in dem Walde ſang
Geweckt vom Morgenroth,
Doch in dem Käfig härmte ſich's
Am andern Morgen todt.

So ſang ich fröhlich auch zuvor,
Wenn früh die Sonne kam;
Zwar ſing ich noch, allein mein Herz
Iſt nur voll Schmerz und Gram.

Drum, Mädchen, laſſt den Sänger los
Und gebt ihn wieder frey,
Gar fröhlich kehrt er dann vielleicht
Zu euch zurück auf's Neu.

B. H. F.

Unglücksfall des Schiffes Clio auf ſeiner Ueberfahrt von Martinique nach Falmouth.

(Aus den Memoires Maritimes publiées par Mr. Bajot.)

Dieſes Fahrzeug, welches Hrn. Quenouille in Dieppe gehörte, und von Kapitän Clemence befehligt ward, ging Sonntag 11. Okt. 1818 in Fort royal auf Martinique mit Kolonialwaaren für Havre befrachtet, unter Segel. Den folgenden Sonntag, den 18ten, war das Meer unruhig und das Schiff arbeitete gegen das Rollen der See. Man bemerkte Waſſer in der Pumpenkammer; um es ſogleich fort zu ſchaffen, muſſte die Mannſchaft alle Stunden pumpen. Man ſuchte den Schaden auf, von dem man, da das Schiff bisher ſehr trocken geweſen war, vermuthete, daß er unter der Waſſerlinie ſeyn müſſte. Nachdem man an allen zugänglichen Orten nachgeſehen hatte, fand es ſich, daß das Waſſer ziemlich reichlich längs den Vorſteven und in der Höhe der Schloiknien des Galjon eindrang. Die Kielklötze, welche ſich in dieſer Gegend befinden, erlaubten nicht, es von innen auszubeſſern; und da es der Zuſtand der See unmöglich machte von außen beyzukommen, ſo war man genöthigt, zu dieſer Arbeit Windſtille abzuwarten. Da das Meer den 23ſten ziemlich ruhig ward, ſo gelang es, das Loch von außen größtentheils zu verſtopfen. Den 25ſten nahmen wir während vier und zwanzig Stunden anhaltender Windſtöße den guten Erfolg davon wahr.

Die Reiſe ward ohne weitern Unfall fortgeſezt, bis

Digitized by Google

zum 5. November, wo wir uns von fünf oder ſechs Gewittern umgeben ſahen, welche die ganze Nacht dauerten. Die Wogen überſchwemmten mehrmals das ganze Fahrzeug, und nahmen einen Theil unſrer Steuerbordswand mit ſich fort. Den 7ten legte ſich der Sturm, den 8ten erhob ſich ein ſtarker Nordwind, das Meer war ſehr unruhig, wie muſſten aus Furcht vor neuen Schlagwellen die Segel einziehen. Da den 9ten früh um vier Uhr das Meer etwas ruhiger geworden war, zogen wir wieder Segel auf und ſezten unſern Weg fort. Um acht Uhr wehete es ſtärker als je, ſo daß wir wieder beylegen muſſten. Zu Mittag folgten heftige Windſtöße, und das Meer war fürchterlich. Wir zogen das kleine Marsſegel ein, und führten nur das große, auf die Gefahr es zu verlieren oder entmaſtet zu werden; doch um dem Fahrzeug fortzuhelfen, muſſten wir es bis aufs Aeußerſte beyzubehalten ſuchen. Endlich um fünf Uhr Abends ſchlug vom Backbord eine Woge über uns, die ſehr weit von uns brach und eine Waſſermaſſe bildete, die wenigſtens unſere halbe Maſten-Höhe hatte. Wie ſie über uns herfiel, ward das Schiff vom Bogſpriet bis zum Halsbord der Schiffshütte ganz von ihr bedeckt. Das Bogſpriet, der Fockmaſt, der große Marsſegel und die Kreuzſtange ward von ihr fortgeführt. Das ganze Galjon, alles was auf dem Verdeck geladen war, obſchon alles feſt eingekeilt war, die Kambüſe, die Gangſpille, eine Kanone und ein Mateoſe wurden ins Meer geſchleudert, die Pumpe im Backbord dicht überm Verdeck abgebrochen, die Pumpenmik niedergeworfen, der größte Theil der Schanddecke aufgeriſſen und ein zwölf bis funfzehn Fuß langes Stück der Bekleidung flog ins Meer. Alles Breterwerk der Schiffshütte wurde zerſplittert, und alles was darin war ins Meer geführt; das Steuerrad und die Ruderpinne, die innere und äußere Galerie, alle unſer Gepäck, unſre Karten und Papiere waren verloren. Das Schiff lag ſtark auf dem Steuerbord, welcher ganze Theil des Schiffs ſo beſchädigt war, daß das Waſſer allenthalben eindrang. Alle Lebensmittel in der Kambüſe waren unter einander geworfen, der größte Theil vom Seewaſſer verdorben, die ganze Mannſchaft, zwey oder drey ausgenommen, durch Quetſchungen mehr oder weniger verwundet.

Die Nacht brach ein, dieſe Schreckniſſe zu vermehren; jeden Augenblick ſahen wir unſerm Untergang entgegen. Wie wir jedoch wahrnahmen, daß ſich das Schiff über Waſſer hielt, faſſten wie wieder Muth; es gelang uns, der einzigen uns übrig gebliebenen Pumpe beyzukommen und wir ſezten ſie in Bewegung.

Wie am 10ten der Tag anbrach, überſahen wir erſt die ganze Unſeligkeit unſrer Lage; nach vorgenommener Berathung zwiſchen den Offizieren und den Vornehmſten der Mannſchaft, ward einſtimmig beſchloſſen, alle Trümmer des Takelwerks, als Segel und Maſte, die auf dem Verdeck umherlagen, ins Meer zu werfen. Die Rettung des Schiffs machte es nothwendig; denn das beſtändige Hin- und Herſtoßen dieſer Dinge, ſezte uns jeden Augenblick neuen Gefahren aus; mancher andre nützliche Gegenſtand, z. B. mehrere leere Waſſertonnen waren darin verwickelt, eben ſo warfen wir auch vieles Tauwerk, kurz Alles, was auf dem Verdeck im Wege ſtand und uns in der Arbeit hindern konnte, über Bord.

Dieſe Arbeit hielt uns bis zu Abend auf; der Fockmaſt und Bogſpriet waren mit ihrem Takelwerk fort, auch dasjenige des Hauptmaſtes, welcher zulezt fortgeſchafft wurde. Den 11ten beſchäftigten wir uns mit dem Takelwerk des Beſanmaſtes, von dem wir mit vieler Mühe das Gielſegel und die Gaffel retteten — zwey in unſrer Lage ſehr koſtbare Gegenſtände, um uns im Stand zu ſezen, ſtatt des Fockmaſtes und Bogſpriets eine Bromſtenge verfertigen zu können. Wie wir damit zu Stande waren, verſuchten wir die Ruderpinne wieder herzuſtellen und die Lecks zu verſtopfen. Während der Nacht zwang uns die Pumpen-Arbeit und das ſchlechte Wetter, unſre Arbeit liegen zu laſſen, und den 12ten früh hatten wir den Schmerz zu ſehen, daß der Ruderpfoſten am Steuerruder tief herunter abgebrochen war. Dieſes neue Unglück, welches unſre wenige, bisher gehegte Hoffnung, uns noch zu retten, völlig niederſchlug, entmuthigte uns dennoch nicht; wie eilten die Trümmer unſers Steuerruders, die durch ihr von den Wellen verurſachtes Hin- und Herſchlagen das ganze Fahrzeug unaufhörlich erſchütterten, ins Meer zu werfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Schweizer-Anecdoten.

(Aus dem achten Band des Conservateur Suisse).

I.

Der Kommandant von Berg-op-Zoom befahl im Jahr 1796 der Beſatzung, das Jahresfeſt des zehnten Augusts zu feyern. Ein Schweizerregiment, das zu dieſer Beſatzung gehörte, konnte den Gedanken nicht ertragen, der Feyer eines Tages beyzuwohnen, wo ſo viel wackere Landsleute die Ludwig XVI. geſchworne Treue mit ihrem Blute beſiegeln muſſten; deßhalb ſchrieben die Offiziere im Namen des Corps folgenden Brief an ihren Chef, der ſeine Wirkung nicht verfehlte: „Hochgeehrter Herr Oberſt! Die Unterſchriebenen haben den Befehl erhalten, im Verein mit der hieſigen Beſatzung Morgen das Jahresfeſt des zehnten Auguſts zu feyern. Sie nehmen ſich die Freiheit, Ihnen zu bemerken, daß, obwohl die ſchweizeriſche Nation ſich über das Glück anderer Völker freut, dieſer Tag — über deſſen Einfluß auf Anderer Wohl wir uns hier nicht anmaßen zu urtheilen — doch ewig ein Tag der Trauer für die Schweizer bleiben wird. Wir bitten daher unſern verehrten Oberſt, ſo ehrerbietig, aber auch ſo kräftig als

möglich, dem Kommandanten der Stadt vorzuſtellen, wie widerwärtig es uns ſeyn müſſte, über einen Tag uns freuen zu ſollen, an dem unſere Väter, unſere Söhne, unſre Brüder, Freunde und Verwandten, fallen mußten, weil ſie Treue und Eid hielten. Alles, was wir in der Stille thun können, iſt, das höchſte Weſen zu bitten, daß das Blut unſrer Brüder von jenem Tage das Glück des Landes begründen möge, in dem es gefloſſen iſt.“

2.

Valentin Tſchudy, der 1555 als Pfarrer zu Glarus ſtarb, war zu der reformirten Lehre übergetreten, erwies ſich aber bekannter Maßen durch Meſſeleſen auch denjenigen ſeiner Pfarrkinder, die beym katholiſchen Glauben bleiben wollten, fortdauernd gefällig. Oft that er zuerſt dieſes und predigte unmittelbar nachher wieder den Reformirten. Als mehrere über dieſe ſonderbare Duldung ſich aufhielten, fragte er: „Haltet ihr es für unmöglich, am „Morgen katholiſch, am Abend reformirt, und dennoch „den ganzen Tag ein Chriſt zu ſeyn?“

3.

Betreffend die Entſtehung der ſteinernen Brücke über die Thur bey Biſchoffzell wird Folgendes erzählt: Eine adeliche Dame hatte zwey Söhne, die lezten ihres Stammes. Eines Tags wollten Beyde in einem Kahn über die Thur ſetzen, die durch Regengüſſe angeſchwollen war. Der morſche Kahn zerbrach und Beyde ertranken. In Trauerkleidern erſcheint vor Probſt und Kapitel zu Biſchoffzell die Mutter, und überreicht eine genügende Geldſumme zum Bau einer Brücke über den Fluß, der ihre beyden Söhne verſchlungen. Zugleich ſtiftete ſie eine jährliche Rente zu Unterhaltung derſelben, verlangte aber dabey, daß an dem einen Ende der Brücke ein Denkſtein mit einer Innſchrift errichtet werde, der den Tag der Vollendung des Baues, den Namen der Stifterin und die Anzeige des Brückenzolles enthalten ſolle. Dieſer von allen Paſſirenden geforderte Brückenzoll beſtand in Herſagung des „Unſer Vater“ für das Seelenheil der Mutter und der beyden Söhne. Die Innſchrift verſchwand mit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Seither iſt der Name der Stifterin verloren gegangen. Stumpf vermuthet, daß ſie der alten Familie von Zorn angehört haben möge.

Der heilige Remigius und der Frankenkönig Chlodewig.

(Aus Gregor von Tours.)

In dem entſcheidenden Feldzug Chlodewigs gegen den römiſchen Befehlshaber Syagrius im Jahr 486 hatten die Franken unter andern auch die Kirche zu Rheims geplündert. Remigius, Biſchof dieſes Sprengels, begab ſich zu dem Sieger, mit der Bitte, ihm von den erbeuteten Schätzen ein gewiſſes vorzüglich großes und ſchönes Kirchengefäß wieder zu ſchenken. Chlodewigs roher Muth muß der ehrfurchtgebietenden Würde des ſtrengen Biſchofs nicht unzugänglich geweſen ſeyn; er zeigte ſich willfährig, die Bitte zu gewähren, doch im Gefühle der Abhängigkeit vom Kriegs-Gebrauch, die Beute durch das Loos unter die Mannſchaft zu theilen, konnte er es nicht unbedingt verſprechen. Er gab alſo blos den Beſcheid: es werde nächſtens bey der Stadt Soiſſon die Verloſung der Beute vor ſich gehen, er wolle die Sache ſo einleiten, daß ihm der bewußte Kirchenkrug zufallen ſolle, dann ſolle der Biſchoff denſelben zurückerhalten, und durch einen Boten von Soiſſon abholen laſſen. Am Tage der Verlooſung vor angehendem Geſchäft ſagte der König zu den verſammelten Franken: Ich bitte euch, tapfere Krieger, dieſen Krug nicht mit in den Beutehaufen zu werfen, ſondern ihn mir über meinen Antheil zu bewilligen. Alle billig denkende und vernünftige Männer erwiederten: „Großer Konig, dir gehört ja der ganze Vorrath; wir ſelbſt gehören dir an; thue was dir beliebt; es darf Niemand deinem Befehl widerſtreben.“ Nur ein einziger unbeſonnener und neidiſcher Menſch, rief aus dem Haufen hervor: „Weiter nichts, als was dir zufällt.“ Alle erſtaunten, da er zugleich mit der Streitart den Kirchenkrug bey Seite ſtieß. Der König unterdrückte ſeinen Zorn über die Beleidigung, und behielt ſich die Rache vor. Doch ward ihm der Krug durch die Mehrheit bewilligt, und Remigius ließ ihn von ſeinem Boten wieder in das Gotteshaus tragen. Im nächſten Jahre verſammelte Chlodewig abermals ſein Heer auf dem Marsfeld, die Beſchaffenheit ihrer Waffen zu unterſuchen, (ſo ſagt der Geſchichtſchreiber). Er kam unter andern auch an jenen, der vergangnes Jahr ſeinem Willen widerſtrebt. „Keiner, ſagte er, hat ſo ſchlechte Waffen, wie du; weder Spieß, noch Schwert, noch Streitart taugen etwas.“ Damit entriß er ihm dieſe und warf ſie zu Boden, und als der Franke ſich bückte, ſie wieder aufzuheben, erhob der König ſeine Streitart, und ſtieß ſie ihm in das Haupt. „So, machteſt du es, rief er dabey, bey Soiſſon mit dem Kruge.“ Der Franke blieb todt, der König aber machte ſich dadur ſehr gefürchtet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Beſchluß.)

Die Aufführung war in den Hauptrollen der Sophie und des Jury von der Art, daß nur wenig Bühnen Deutſchlands ſie erreichen, gewiß keine ſie übertreffen kann. Mad. Schröder feyerte als Czaarewna den Triumph dramatiſch darſtellender Kunſt. Wie oft bewunderte man ſchon die große Künſtlerinn, doch in dieſer Größe und Vollendung ſtand ſie noch niemals. Wer vermöchte da zu zergliedern, vom Einzelnen zu ſprechen, wo das Ganze den Stempel der Vollendung ſo an ſich trug. Sollen wir aber doch Einiges beſonders anführen, ſo iſt es die Meiſterſchaft der Deklamation, mit der ſie ihre Monologe nicht nur ſprach; ſondern gleichſam darſtellte; jeder derſelben wurde ein Seelen-Gemählde, jedes in anderm Styl, und doch gleich würdig als Meiſterwerk aufgeſtellt zu werden.

Der Dichter hat die Art, wie Sophie zu Anfang des 4ten Akts erſcheint, nicht vorgezeichnet, und gewiß haben äuſerſt wenige Zuſchauer, welche das Stück laſen, ſich dieſes Auftreten ſo ge-

dacht, wie dieſe große Künſtlerinn, welche die Tiefen des Gemüths mit pſychologiſchem Scharfblick hier erſpähte. Sie tritt von Gewiſſensbiſſen gefoltert um Mitternacht aus ihrem Schlafgemach; mit halbverſchloſſenem Aug, mit halb dumpfer Stimme beginnt ſie zu ſprechen, denn der erſchöpfte Körper bedarf der Erquickung durch den Schlaf, welchen der mit Blutgedanken beſchäftigte Geiſt ihr nicht gönnt. Im wachen Träumen ſpricht ſie dann was ihr inneres Auge ſchaut. „Blut ſeh' ich, u. ſ. w.“ Der Ton wird weicher, etwas beſtimmter, als ſie, von den Schreckensbildern erwacht, ſich als einfache Hirtinn träumt. „Wäre ich eine Hirtinn auf der Flur u. ſ. w.“ In einer Art von Apathie finden ſie Miloſlawsky und Dolgoruky. Alles was dieſe ſprechen ſcheint kaum an ihr Ohr zu dringen; in gleichem kaum articulirten Ton ſpricht ſie die höhnenden Worte:“ —

— Mich würdet Ihr,
Wär' ich allein in Noth, wie Judas einſt
Den Herrn, verrathen.

In fürchterlicher Ruhe, vor der Helenen ſchaudert, bleibt ſie, bis dieſe vom Beten ſpricht. Erſt jezt erwacht ſie aus ihrem dumpfen Brüten, plözlich ſpringt ſie auf, und unter gräßlichem Lachen, einem wahren Hohngelächter der Hölle, erſchüttert ſie durch die Worte, Ich? — Beten? Spott zu treiben mit dem Himmel? — Unbeſchreiblich iſt die große Wirkung dieſer ſchauderhaften Wahrheit, die in dem Uebergang lag, und eben ſo wenig, als irgend ein Moment der ganzen Darſtellung, auf bloßen blendenden Effekt berechnet war.

In der Schluß-Scene des 2ten Akts mit Uruſſow, traf ſie den ſtrengen, keinen Gedanken des Widerſpruchs duldenden, Herrſcherton ſo ganz, daß man einen Czaar Peter zu hören wähnte, und wohl glauben konnte, daß Alles um ſie her eben ſo vor ihrer Strenge zitterte, als von ihrem männlichen Verſtand ſich übertroffen fühlte.

Als ausgezeichnete Glanzpunkte in mimiſcher Darſtellung erwähnen wir der Scene im 4ten Akt, wo ſie von Marien erfährt, daß ſie durch jenen Brief getäuſcht wurde, und die darauf folgende, als ſie auf Jury's Frage: „Wo haſt du meinen Vater? mit den Worten zu Boden ſtürzt“, ich ließ ihn ermorden. Lebte Raupach in Wien, oder hätte er jemals Gelegenheit gehabt, Mad. Schröder zu bewundern, wir würden gewiß wieder die gewöhnliche Phraſe von allen Lippen hören; „Die Rolle iſt eigends für Mad. Schröder geſchrieben.“ Als ob der Dichter, und vorzüglich bey hiſtoriſchen Charakteren, ſtets nur die hölzerne Bretwand vor Augen hätte. Wenn der Dichter ſeine Charaktere ſo aus dem Leben greift, wie hier geſchah, bedarf er es nicht, Künſtler von ſolcher Größe perſönlich zu kennen, um ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, in dieſer Glorie zu erſcheinen.

Herr Korn als Jury ſtand Mad. Schröder würdig zur Seite. Wir können kühn behaupten, ſie würde oft minder groß erſcheinen, ſtünde ihr nicht ähnliche Kunſthöhe gegenüber. Jury's Charakter iſt, wie ich früher erwähnte, die ſchwächſte Seite des Trauerſpiels, in dieſer Hinſicht hatte Hr. Korn abermals, ſo wie als Phaon in der Sappho, die undankbarſte, daher ſchwierigſte Aufgabe. Daß es ihm gelang, ſie auf eine Art zu löſen, daß er Theilnahme erregte, und daß das Schwankende des Handelns bey der Darſtellung minder, als bey dem Leſen auffiel, beſtimmt uns zu ſagen, der darſtellende Künſtler ſtand hier höher als der Dichter ſelbſt. Eine von Korns vorzüglichſten Gaben, welche wegen ihrer Seltenheit nie genug geprieſen werden kann, iſt die: daß er ſtets nicht nur mit ſeiner Rolle, ſondern mit der ganzen Dichtung ſo vertraut iſt, daß er die feinſte leiſeſte Andeutung ſo verſtändlich macht, daß man jederzeit mit ſeiner Anſicht im Klaren iſt. Er huldigt nie dem Beyfall der Menge auf Koſten der innern Kunſt-Ueberzeugung; ſeine Sprache des Gefühls dringt ſo gewiß zum Herzen, als ſeine reflektirende Rede den Verſtand beſchäftigt. In Werken, wie dieſes, welches mehr ein verſtändiges als gemüthliches Publikum verlangt, da es nicht ſowol das Herz als den Kopf beſchäftigt, wird ſein Verdienſt um ſo größer, als es der Mühe werth iſt, den Worten, die nicht blos ſchön klingen, ſchon auch ſchöne Gedanken ausdrücken, unſre volle Aufmerkſamkeit zu weihen.

Die Rollen der Marie und Helene wurden von Mlle. Hruſchka und Lefevre mit Einſicht und Fleiß gegeben. Ein großer Theil des Publikums meinte, dieſe Damen hätten einen Rollentauſch treffen ſollen, nicht als ob man ihre Leiſtungen tadelnswerth fände, ſondern wegen des Vorurtheils, welches viele Zuſchauer aus dem Comödienzettel ſchöpfen, und in das Schauſpielhaus mitbringen. Man iſt nämlich ſeit einiger Zeit gewohnt, Mlle. Hruſchka als ausſchließliche Repräſentantinn aller leidenden, edlen und ſanften Liebhaberinnen zu ſehen; daher will man es ihr nicht glauben, daß ſie wirklich die volle Schuld trägt. Im entgegengeſezten Fall befindet ſich Mlle. Lefevre, welche gewöhnlich auf der Bühne nur Böſes ſtiftet, daher auch hier beſorgen läſſt, daß ihre Theilnahme an Sophien nur Verſtellung ſey.

Herr Lange gab den alten Fürſten Chawansky. Es iſt bekannt, daß dieſer Kunſtveteran ſich ſtets durch Anſtand und Würde vorzüglich auszeichnet. Dieſe Eigenſchaften verbunden mit dem feyerlichen Ernſt, der den Geiſt dieſer Rolle bezeichnet, entſchädigten zum Theil für den Vortrag, der zu ſchwankend, und für dieſen Charakter zu greiſenhaft, nicht genug feſt, und beſtimmt war. Die Perſönlichkeit des darſtellenden Künſtlers befand ſich mit dem darzuſtellenden Charakter im umgekehrten Fall, der erſtere iſt älter als er ſcheint, und der leztere ſchien doch älter, als er ſeyn ſollte.

Herr Ochſenheimer war ein zu beſcheidener Miloſlawsky, denn er nahm einen viel unbedeutendern Plaz ein, als ihm der Dichter angewieſen, welcher ihn als Oheim der beyden Fürſtinnen ſowol, als auch das Haupt der Verſchwornen weit höher ſtellte. Böſewichter können wol leiſe und langſam auftreten, doch brauchen ſie nicht ſo langſam zu ſprechen; wenn ſie ihrer Sache gewiß ſind, werden ſie nicht um Worte verlegen ſeyn. Der verdienſtvolle Künſtler O., dem wir ſo manchen ſchönen Kunſtgenuß danken, ſcheint, ſeit einiger Zeit, auf der Bühne als ein ſo rechtlicher Mann erſcheinen zu wollen, als außer derſelben; dadurch verlieren freylich die darzuſtellenden Böſewichter an Wahrheit. Vielleicht beſtimmte ihn der Grund, auch dieſe Rolle mit weniger Liebe aufzufaſſen. Deſtomehr Leben und regen Eifer bewieſen die Herren Klingemann als Jakow, Kettel Dolgoruky, und Lembert Uruſſow bey ihren kleinen, doch keineswegs unbedeutenden Rollen. Nur durch die Ueberzeugung, daß jede Rolle in dem Ganzen bedeutend wird, kann eine Vorſtellung ſo gediegen und vollendet werden. In genaueſter Uebereinſtimmung der Vollkommenheit, womit dieſe Tragödie in die Scene geſezt wurde, waren auch Coſtüm und Dekorationen; eben ſo richtig als geſchmackvoll und prächtig. Unſre kunſtreiche Kaiſerſtadt ſpricht ſich, mit dankbarer Anerkennung gegen die k. k. Hoftheater Leitung, laut aus, und zählt dieſe Darſtellung zu den höchſten Leiſtungen unſerer Bühne. Möchte doch auf ähnliche, ſo gelungene Weiſe auch Raupachs Cecilie und Lorenzo nachfolgen. Wegen der vielen herrlichen lyriſchen Stellen, und der vorherrſchenden blühenden Phantaſie müßte der Erfolg für den Dichter noch günſtiger ausfallen, er würde auch Jene für ſich gewinnen, die wähnen, das Trauerſpiel ſtünde um ſo höher, je mehr Thränen vergoſſen würden. Die Wirkung erzeigte aber die ſanfte duldende Cecilie um ſo gewiſſer hier, wo man ſelbſt der Zaarewna Sophie und Jury Chawansky des Mitleids Thräne nicht verſagt.

—r.

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 19.

Nro. 280.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 23. November 1819.

Im Leben iſt ein Uebel viel weniger zu hindern, als ſpäterhin zu heilen.

In Frauenliebe von Caroline Baroninn von La Motte Fouqué.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Der Herzog war ein ernſter, ſtolzer Mann; ſein Aeußeres war einnehmend, jedoch nicht Vertrauen erweckend; die Herzoginn war die liebenswürdigſte Frau, voll zarten Sinnes, und eine vortreffliche Mutter. Sie hatte ſtets unter einem ſchweren Drucke gelebt und war ihres Lebens wenig froh geworden; von ihrer Mutter hatte ſie den angenehmen Verſtand und die Würde, aber gar nicht den Stolz und Intrikengeiſt geerbt, mit welchen jene über alles geherrſcht hatte.

Donna Blanka war eine reizende Brünette von zwanzig Jahren; ſie vereinigte alle Liebenswürdigkeit der Mutter mit dem feinen durchdringenden Verſtande des Vaters. Sie war ſehr gebildet; gleich mir hatte ſie eine lebhafte Einbildungskraft und ein ſchwärmeriſcher Sinn konnte auch ſie begeiſtern, doch ließ ſie ſich, wie ich nachher bemerkte, nie ſo hinreißen, daß nicht der Verſtand ſtets den Meiſter ſpielte, und in ihrem Innern war eine tiefverborgene ſchwarze Falte, mit welcher ich leider zu ſpät bekannt wurde.

Sie ſchloß ſich mit dem ganzen Feuer der Jugend an mich an und wuſſte mein unbefangenes Herz bald ſo zu umſtricken, daß auch ich mit ganzer Seele an ihr hing. So kam es, daß wir uns während der Anweſenheit des Herzoges zu Avirona täglich ſahen und einen feſten Freundſchaftsbund ſchloſſen. Die Herzoginn Mutter hatte mich gleichfalls liebgewonnen; meine Talente hatten ſie ſehr eingenommen; auch der Herzog konnte mir ſeinen Beyfall nicht verſagen und betrachtete mich mit einer Art von Bewunderung (er ſprach oft ſtundenlang mit mir, denn er ſelbſt war ſehr gelehrt) da er mich in allen Zweigen der ſchönen Wiſſenſchaften ſo ausgezeichnet gebildet fand.

Alle drangen in meine Mutter, daß ſie mir erlauben möchte, auf einige Zeit mit nach Oporto zu gehen und im Hauſe des Herzogs zu wohnen. Meine Mutter gab es nicht gerne zu; auch ich hatte eine Art von Widerwillen, dieſe und meine Einſamkeit zu verlaſſen, doch muſſten wir endlich den Bitten der Herzoginn und der ſchmeichleriſchen Ueberredung Blankas nachgeben, und meine Mutter konnte ihre Erlaubniß nicht länger verſagen. Hätte ſie doch nie eingewilligt! —

Wir reiſeten nach Oporto ab. Das ganze Haus behandelte mich mit Liebe, Donna Blanka mit ſchwärmiſcher Zärtlichkeit. Der Hof des Herzogs war ſehr prachtvoll, täglich waren große Zirkel und Feſte, an denen ich erſcheinen muſſte, und die Herzoginn und Donna Blanka ſezten einen gewiſſen Stolz darein, mich ſehr glänzend zu zeigen. Ungeachtet ich nie in der ſogenannten großen Welt geweſen war, ſo fand ich mich doch ſehr bald darein, ohne daß ich Geſchmack daran fand; die merkwürdigen großen Reiſen, die ich gemacht hatte, meine verſchiedenen Schickſale in früher Jugend erregten allgemeines Intereſſe, und ich ſah mich ſtets von einem Heere Männer umgeben, die alle mir zu gefallen ſtrebten. Da hörte ich zum Erſtenmale, daß ich ſchön, geiſtreich, lie-

benswürdig, reizend ſey, lauter Dinge, die ich in meiner Abgeſchiedenheit der Welt gar nicht geahnet hatte, die aber auch gar keinen Eindruck auf mich machten, weil ſie mir von Niemanden geſagt wurden, von dem es Werth für mich gehabt hätte, und Alle, die mir ſo fade Verſicherungen machten, kamen mir verächtlich vor, weil ich gar nichts an ihnen erblickte, was mir Achtung hätte einflößen können.

Der Herzog hatte auch zwey Söhne, beyde waren in Kriegsdienſten; aber nur der zweyte anweſend. Dieſer hatte für mich etwas Abſchreckendes. Er war groß und ſchön gebaut, aber zwiſchen ſchwarzen borſtigen Augenbraunen blizten ein paar feurige Augen ſo wild hervor, daß ſie alles Zutrauen benehmen mußten. Er ſprach wenig, war vom ganzen Hauſe, bis auf ſeinen Vater, der ihn ſehr vorzog, wenig geliebt; denn er war ſtolz, gebieteriſch, und ſelten kam ein freundliches Wort über ſeine Lippen. Mich ſchien er gar nicht zu bemerken, kaum, daß er mir die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen erwies; doch kam es mir vor, als wenn ſein Blick öfters verſtohlen und mißtrauiſch auf mir ruhete, den er aber gleich abwandte, wie ich es wahrzunehmen ſchien. Donna Blanka liebte dieſen Bruder nicht ſehr, weil er ihr und dem ganzen Hauſe oft bey dem Vater vielen Verdruß machte; hingegen ſprach ſie mir oft mit großer Anhänglichkeit von ihrem ältern Bruder, Don Mauritio.

Er war wenige Tage vor meiner Ankunft in Geſchäften nach Coimbra verreist, und ſollte erſt in einigen Wochen wiederkehren. Es war in den Hafen von Oporto ein groſſes Kriegsſchiff eingelaufen; der Kapitain deſſelben lud den Herzog und ſeine Familie zu einem Feſte ein, das er ihm zu Ehren auf ſeinem Schiffe geben wollte, und wir begaben uns Alle dahin. Als wir an Bord kamen, bewillkommte uns der Kapitain, und neben ihm erkannte ich den jungen Mann, den ich einige Wochen früher in meinem Thale getroffen hatte. Donna Blanka ſtürzte auf ihn zu; o mein Mauritio, rief ſie, du hier? Sie führte ihn mir entgegen. Er war erſt dieſen Morgen zurückgekommen, und da der Schiffskapitain ſein Freund war, ſo überraſchte er die Seinigen, indem er ſich früher wie ſie auf das Schiff begeben hatte.

Wir ſind nicht ganz neue Bekannte, ſprach er; ſchon einmal war ich ſo glücklich, die ſchöne Donna Jolanta zu ſehen, und freue mich aber unendlich, mich in der Nähe eines Gegenſtandes zu befinden, der beym erſten Erblicken ſchon ſo ſehr meine Bewunderung auf ſich zog. Ich dankte ihm leicht, doch mit Erröthen, für dieſe Galanterie, aus welcher ich einen Scherz zu machen ſuchte. Er wiederholte mir aber nochmals, daß er dem Zufalle, der ihn auf dem Spazierritte vom Gute der Großmutter geleitet hätte, vielen Dank ſchuldig ſey, weil er nun wiſſe, daß ich dieſes Thal zu meinem Lieblings-Aufenthalte gewählt hätte, und daß er ſich ſehr freue, mich im Hauſe ſeiner Eltern zu finden, was er nie hätte ahnen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Unglücksfall des Schiffes Clio auf ſeiner Ueberfahrt von Martinique nach Falmouth.

(Beſchluß.)

Den 13., 14., 15. arbeiteten wir ohne Unterlaß an der Pumpe, verſtopften die Spalten, und ſuchten ſtatt des gekappten Bogſpriet das Gielſegel aufzuziehen. Da der Abend des Funfzehnten ruhig war, gelang es uns. Den 16ten ſchlugen wir das Kreuzſegel an, um das Schiff vor den Wind zu bringen und dadurch gen Oſten zu gelangen, da der Wind ſtets zwiſchen Süd und Nord-Oſt herum lief. Allein dieſes Segel entſprach unſrer Erwartung nicht; das Fahrzeug legte immer noch bey; nun ſtellten wir eine Brahmſtenge als Bogſpriet auf, und ſezten ein Fockſegel darauf. Aber dieſes Mittel gelang ſo wenig wie das vorige, das Fahrzeug kam nicht ſchneller vom Fleck. Den 17ten verſuchten wir mit der Marsſtenge, die uns vorräthig geblieben war, ein künſtliches Steuerruder zu machen. Den 20ſten waren wir damit fertig und wollten es eben ins Meer laſſen, als es von Neuem anfing zu ſtürmen und bis zum 30ſten fort machte. Wir litten unglaublich dabey, denn wir boten dem Wind die geſenkte Seite des Schiffs, ſo daß es jede Woge von vornen nach hinten ſolcher Geſtalt überſchwemmte, daß wir ſtets unter Waſſer waren. Nehme man dazu, daß unſre Kanonen-Windpfröpfe fortgeriſſen wurden, wodurch wegen des um ſo reichlicher eindringenden Waſſers, die Pumpenarbeit erſchwert wurde, ſo daß wir von Unruhe und Anſtrengung erſchöpft, kaum mehr auszuhalten vermochten.

Den 1. December ſezte der Wind nach N. N. Oſt um und Alles verkündigte ſchönes Wetter. Wir benuzten den Augenblick, um unſer künſtliches Steuerruder ins Meer zu bringen und ſo ſicher wie möglich zu befeſtigen. Gegen Abend war das geſchehen und wir wünſchten uns Glück, nun dem Schiff eine Richtung geben zu können. Aber an demſelben Abend um neun Uhr ſezte der Wind nach Oſten um, das Wetter ward ſtürmiſch und wir mußten des unruhigen Meeres wegen beyliegen. Den 2ten früh gegen zwey Uhr ward das neue Steuerruder bey einer Wendung des Schiffes abgeriſſen, und wir verloren es. Von da bis zum 8ten blies der Wind ſtets ziemlich heftig S. Oſt nach N. Oſt, und trieb uns unſerm Ziele näher. Doch den 9ten ſezte er nach S. Weſt um, den 14ten ſahen wir uns zum 50° nach Norden getrieben, alſo ganz abwärts von allen Wegen, welche Schiffe in dieſer Jahrszeit nehmen können. So wie ſich der Wind legte, ſuchten wir mit unſrer großen Raa und den Stumpfen unſrer Marsſtengen ein neues Steuerruder zu

Digitized by Google

verfertigen; wir fügten es mit Zapfen zuſammen, und befeſtigten am untern Theile einen Wurfanker, um es zum Sinken zu bringen und ihm Feſtigkeit zu geben. Die Arbeit ging ſchnell, aber in dem Augenblick, wo wirs in See laſſen wollten, ſetzte der Wind mit Donnerſchlägen nach Norden um, und half uns ſehr glücklicher Weiſe wieder auf den rechten Weg; denn vorher führte er uns grade oſtwärts ins weite Weltmeer hinaus, wo uns der Hungertod erwartete, denn unſre Lebensmittel gingen aus, und je mehr wir nach Norden trieben, je weniger konnten wir hoffen, Schiffen zu begegnen. Den 17ten brachten wir unſer neues Steuerruder in See. Wir hofften bald Land zu erreichen, allein Nachmittags ward das Wetter abſcheulich, die Fugen unſres neuen Steuers gaben nach, und den 18ten verloren wirs. An demſelben Tag begegneten wir dem amerikaniſchen Fahrzeug Henrico, Kapitän Winthrop, der ſo gefällig war, ſein Boot auszuſetzen und uns ein Faß mit Waſſer, einen Viertelzentner Schiffszwieback, eine Laterne und einige Lichter zu ſchicken, an denen wir ſeit einigen Tagen gänzlichen Mangel litten. Vom 19ten bis 21ſten kamen wir bey einem friſchen S. Oſt wacker vorwärts, und gegen acht Uhr Abends hatten wir 93 Klafter Tiefe, als ſich der Wind wieder nach S. Weſt wendete. Alle unſre Bemühungen, das Schiff zu regieren, blieben bey Beraubung aller Mittel unnütz, wir wurden wieder in die hohe See getrieben, und dießmal ohne alle Hoffnung Land zu erreichen.

Denſelben Abend erklärte mir die Schiffsmannſchaft ihre Beſorgniſſe darüber, und wie ſie, unfähig die Beſchwerlichkeiten länger zu ertragen, ſich auf das erſte uns begegnende Fahrzeug zu retten gedächte. Ich wehrte den Vorſchlag aus allen Kräften ab, immer noch hoffend, daß uns irgend ein günſtiger Umſtand zu Hülfe kommen würde. Den 23ſten ſtand der Wind zu S. S. Oſt, ziemlich friſch, bey ſchönem Wetter. Wir entſchloſſen uns, das letzte Mittel, den Lauf des Schiffs zu ändern, anzuwenden, indem wir unſern Beſanmaſt kappten. Nach einſtimmigem Beſchluß gingen wir an die Arbeit; um eilf hatten wir das Vergnügen ihn fallen zu ſehen, und durch die Richtung die wir ihm beym Herabfallen gaben, zu bewirken, daß er dem Fahrzeug nun einigermaßen als Steuerruder dienen mußte. Mittags ſegelte die ſchwediſche Brigg Mannon, Kapitän Martin, leewärts uns vorüber. Wir baten um einige Lebensmittel; ſie ſchickte uns zwey Fäſſer Waſſer, Zwieback, Pökelfleiſch, Gemüſe und andre Vorräthe. Nun ſetzte der Wind nach Süden um, und wir benutzten ihn, um uns dem Lande zu nähern, indem wir übel und bös unſern Beſanmaſt, den wir noch immer nachſchleppten, als Steuerruder gebrauchten.

Den 23ſten Nachmittags wehete es ſtark S. S. Oſt. Das Meer war unruhig, alle Mittel, die wir angewendet hatten, unſern Beſanmaſt, das einzige Mittel, unſerm Fahrzeug eine Richtung zu geben, zu befeſtigen, waren vergebens, er ward fortgeriſſen. Doch wendeten wir alles Mögliche an, die Richtung beyzubehalten, und ſo erblickten wir den 23ſten früh um drey Uhr das Leuchtfeuer des Lezard (die ſüdlichſte Spitze von England), ungefähr ſechs Meilen nordwärts. Den Tag über lief der Wind von S. S. Oſt, nach S. S. Weſt, das Wetter, welches uns durch ſeine Dunkelheit, das Land zu ſehen verhinderte, nöthigte uns, dieſe Nacht noch abzuwarten, um bey Tage im Hafen einzulaufen, darum warfen wir unſern zweyten Anker aus und legten bey. Den 27ſten kam ein Lootſen von Falmouth an Bord, gleich darauf zwey Zollböte, die uns meldeten, daß ein Kutter kommen würde, uns am Schlepptau zu ziehen. Wir verſuchten ſogleich unſern Anker zu lichten, allein gegen vier Uhr hatten wir noch nicht die Hälfte aufgewunden; der Lootſen und der Kutter verſicherten ſich von der Nothwendigkeit, den Tau zu kappen, um das Fahrzeug noch vor Abend in Sicherheit zu bringen. Wir mußten nachgeben, denn die Klugheit gebot es. Um ein Viertel auf fünf zogen wir die Segel auf, der Kutter nahm uns ans Schlepptau, und das Lootſenboot hielt ſich an einem Troß (ein geknüpftes Tau) das wir ihm vom Steuerbord reichten, um uns zu ſteuern. Um ſieben Uhr, wie wir faſt am Eingang des Hafens waren, ward ein Bot mit zwey Männern, das ſich neben uns befand, von den Schlingern unſers Schiffs ergriffen und voll Waſſer gefüllt, ſo daß einer der Männer unglücklicher Weiſe ertrank. Endlich um acht Uhr Abends gingen wir in Falmouth vor Anker, nach einer Ueberfahrt von drey und ſiebenzig Tagen, von denen neun und vierzig ſeit unſerm Unglücksfall verfloſſen waren.

An einen Freund.

(Nach Lord Byron.)

Wenn aus dem Herzen das die Trauer fällt,
Sich dunkle Schatten allzuhoch erheben,
Die Stirn ſich wölkt, des Auges Thräne quillt,
Und meine Züge Schmerzen überbeben —

So acht' es nicht! es wird vorüberziehn,
Denn ihren Kerker kennen die Gedanken;
Zurück in meine Bruſt die Wand'rer fliehn,
Und bluten dort in ihren ſtummen Schranken.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 26. Oktober.

(Beſchluß zu Nro. 272.)

Nun noch einige Worte von der innern Einrichtung der neuen Unterrichts-Anſtalt für Arme, welche den in die Augen fallenden Vortheil hat, daß auch auswärtige Kinder den Unterricht durch geometriſche Züge daſelbſt genießen können, und ſo eine allgemeine Verbeſſerung in der Erziehung der Handwerker zu hoffen iſt. Die Armen und Waiſen werden unentgeldlich aufgenommen; aber nur die von 10 — 14 Jahren völlig auf Koſten der Geſellſchaft unterhalten. Nach Verlauf dieſer Zeit müſſen ſie ſich verpflichten, bis zum Alter von 20 Jahren als Lehrlinge in der Anſtalt zu bleiben und zu arbeiten. Während dieſes Zeitraums werden ſie in Klaſſen abgetheilt, deren jedwede ihre eigene Aufſeher wählt, und einen Jury zur Beſtimmung der Strafen bey Vergehungsfällen ernennt. Der Tag ſoll mit einer moraliſchen Unterweiſung beginnen; die Handarbeit ſoll mit den Unterrichtsſtunden abwechſeln, und die Erholungszeit ſoll zur Ausbildung ihrer Körperkräfte angewandt werden; den Schluß des Tages ſoll der Geſang und etwa auch Inſtrumentalmuſik ausmachen. Die Ar-

Digitized by Google

beit ſoll in Haus- und Handarbeit beſtehen; erſtere ſoll die gewöhnlichen Gewerbe, als Kochen, Brotbacken, Schuſter- und Schneider-Handthierung in ſich begreifen. Bey den induſtriellen Arbeiten wird man vorzugsweiſe diejenigen Waaren verfertigen, welche am meiſten beliebt ſind, und den Reichthum des Pariſer Kunſtfleißes ausmachen. Da dergleichen Waaren den ſchnellſten Abſatz gewähren, ſo iſt ihre Verfertigung auch der Anſtalt am erſprießlichſten. Mit gewagten Spekulationen wird ſich die Geſellſchaft nicht abgeben; doch wird ſie gern neue Entdeckungen und induſtrielle Vervollkommnungen aufnehmen, und ferner darauf bedacht ſeyn, vorzugsweiſe Artikel verfertigen zu laſſen, worin der franzöſiſche Kunſtfleiß bisher gar wenig geleiſtet hat, und welche bisher aus der Fremde bezogen wurden. So z. B. wird nur wenig Zwirnband in Frankreich verfertigt; da nun dieſer Artikel einer großen Mannigfaltigkeit fähig und allgemein im Gebrauch iſt, ſo wird die Anſtalt dieſen Zweig der Weberey gewiß nicht verſäumen. Auch ſollen eigene Werkſtätten zur Verfertigung der Maſchinen und Modelle aller Art auf Beſtellung oder auf Spekulation, angelegt werden. Schon hat die Geſellſchaft den geſammten Apparat zur Verfertigung allerley Eiſenwaaren vermittelſt eigner Maſchinen angekauft, wodurch Frankreich ſich denſelben Vortheil zu eigen machen kann, den England bisher allein genoſſen hat. Bekanntlich werden in den engliſchen Fabriken ſchon die gemeinſten Eiſenwaren, als Hufeiſen, Nägel, wie auch die Beſchläge zur Verzierung der Möbeln vermittelſt eigener Maſchinen verfertigt. Auf den Einwurf, als ob es nicht leicht möglich ſey, eine große Anſtalt ſo einzurichten, daß ſie ſich mit ihrem eigenen Ertrage erhalte, antworten die Verfaſſer des Plans, daß wenn man bisher ſo manche Anſtalten habe untergehen ſehen, dieſer Zufall von den Mangel an guter ökonomiſcher Einrichtung abhange; es ſey eine bewährte Erfahrung, daß derjenige, welcher viele Hände beſchäftige, auch viel gewinne; es komme dabey nur auf ſparſame Leitung und auf vortheilhafte Beſchäftigung an. Ein Knabe von 10 — 14 Jahren könne wohl täglich 1 Franken gewinnen, und da ſich ſein ganzer Unterhalt auf einen halben Franken belaufe, ſo gewänne mithin die Anſtalt die andere Hälfte; 100 Knaben verſchafften mithin einen täglichen Gewinn von 50 Fr.; in den letzten Lehrjahren müſſe jeder Lehrling gewiß viel mehr als 1 Fr. verdienen. So weit geht der Plan; ich ſetze nur noch hinzu, daß die Begründer der Anſtalt das Miniſterium des Innern um ein Gebäude erſucht haben, worin ſie dieſelbe anlegen können, und daß der Miniſter Graf de Cazes bereits eins ausgeſucht hat, nämlich das ehemalige Collège de Laon, welches ihnen vermuthlich dazu hergegeben werden wird. Doch zweifle ich ſehr an dem Gelingen des Unternehmens. Wenn es einerſeits erfreulich iſt zu ſehen, daß man in unſerm Zeitalter, anſtatt ſich wie in den vorigen damit zu begnügen, Allmoſen zu geben, und Bettler von einer Stadt zur andern zu treiben, dafür ſorgt, daß es keine Bettler mehr gebe, und zu dieſem Endzwecke die Kinder der Armen zum Fleiße gewöhnt, ſo verfallen wir andererſeits in den Fehler, daß wir unſere Verbeſſerungs-Plane allzuſehr ins Große treiben, und immer auf ungeheure Unternehmen ſinnen. Der eben angeführte Plan iſt keineswegs ein neu erfundener. Die Hauptidee gehört dem bekannten Engländer Owen an, und iſt bereits durch deſſen philanthropiſche Schriften bekannt. Owen hat ſich in England ſowol als auf dem feſten Lande außerordentliche Mühe gegeben, um ſeinen Entwurf der Armen-Gemeinden durchzuſetzen; nach ſeinem Vorſchlage ſollten nämlich die Armen in ungeheuer großen Anlagen zuſammen leben, arbeiten und ihre Jugend erziehen. Das gemeinſchaftliche Leben ſollte ihnen alle die Bequemlichkeit verſchaffen, die ſie in ihrem einzelnen hülfloſen Zuſtande entbehren müſſen; das gemeinſame Bebauen von Ländereyen und das fabrikmäßige Bearbeiten der Waaren ſollte die Anſtalt hinlänglich mit den nöthigen Geldern und Lebensmitteln verſehen, und noch jedem Armen einen Sparpfenning zuſichern; dann ſollte die Jugend hier von Kindheit an in der Gewerbkunde unterrichtet werden. Eine Anſtalt dieſer Art ſollte mehrere tauſend Menſchen in ſich faſſen. Dieſer dem Anſcheine nach vortreffliche Plan iſt in den engliſchen Blättern hart angegriffen worden, und manche haben den Erfinder als einen eiteln Projektenmacher verſchrien. Die miniſteriellen Zeitungen haben ſich beſonders in dieſer Anlegenheit ſehr ereifert, und zwar, wie ich vermuthe, aus zwey Urſachen. Erſtens hat es der durch ihre Intoleranz bekannten engliſchen Kirche Anſtoß gegeben, daß Owen in ſeine Anſtalt nicht den anglikaniſchen Kultus, ſondern blos den Unterricht in der religiöſen Moral einführen, und mithin ſich mit keiner der vorhandenen Religionen insbeſondere einlaſſen wollte, damit nämlich die Glaubensgenoſſen aller Art verträglich zuſammen leben möchten. Zweytens ſcheint die Regierung auf die nachtheiligen Folgen aufmerkſam geworden zu ſeyn, welche Owen's Anſtalten auf die arbeitende Menge in England haben würden. Solche große Anſtalten würden nämlich die Waaren wohlfeiler liefern können, als es ſonſt geſchieht; mithin würden alle Fabriken genöthigt ſeyn, die Preiſe ihrer Waaren, und dann auch den Taglohn der Arbeiter herabzuſetzen, und dadurch würde das Elend der Handwerker, beſonders bey ſtockendem Handel, noch größer werden als es ſchon jezt iſt. Owen hat ſich durch alle Hinderniſſe, die ſie ihm in den Weg geſtellt haben, nicht abſchrecken laſſen, und auf ſeinen Gütern zu Newlanark eine Anſtalt im Kleinen angelegt, die nun ſchon ſeit einigen Jahren in gutem Zuſtande fortbeſteht, und worin beſonders die Erziehung der Armen-Jugend muſterhaft ſeyn ſoll. Dieſen lezten Theil ſcheint Graf Laborde als vorzüglich auf Frankreich anwendbar, aufgefaßt zu haben, denn von ihm ſoll der Plan herrühren; nur hätte er auch, wie Owen, im Kleinen anfangen, nicht aber die Anſtalt gleich auf 6 — 800 Kinder berechnen ſollen. Denn das ungeheure zu einem ſolchen Unternehmen erforderliche Kapital läßt ſich ſchwer auftreiben, wiewol ſich reiche Männer, als der Bankier Lafitte u. A., der Sache thätig annehmen. Ferner gehört zur Leitung eine koſtſpielige Verwaltung. Die Direktoren wollen gut bezahlt ſeyn, in Paris eine Rolle ſpielen; dann läßt ſich mitten in der Hauptſtadt die Anſtalt nicht dergeſtalt abſondern, daß nicht beſtändiger Verkehr der Auswärtigen mit den Inwohnenden, mithin beſtändige Gelegenheit zum Unfuge und zur Zerſtörung aller der heilſamen Folgen der innerlichen Einrichtung vorhanden ſeyn ſollte. Auch würde die Unbeſtimmtheit, womit im Plane das wichtige Kapitel des Tagelohnes angedeutet wird, manche Eltern verhindern, ihre Kinder der Anſtalt anzuvertrauen. Es ſcheint nämlich, daß die Anſtalt den Lehrlingen keinen Lohn, ſondern blos willkührliche Gaben zur Belohnung und Aufmunterung verſtatten will. Somit müßten ſie bis zu ihrem 20ſten Jahre umſonſt arbeiten. Nun ſind aber die Kinder der Taglöhner und Handwerker ihren Eltern oft ſchon vom 12ten Jahre an nützlich; folglich würden letztere mehr Vortheil dabey haben, ſie bey ſich zu behalten, als ſie von ſich zu geben; denn der Vorzug einer beſſern Erziehung und die Hoffnung eines künftigen Sparbeutels würde wohl wenige reizen; der gegenwärtige Ertrag iſt für die Armen alles; die künftige Belohnung wenig oder nichts. Vielleicht hätten die Unternehmer der Anſtalt beſſer gethan, wenn ſie dieſelbe blos auf hundert Kinder beſchränkt, und außerhalb der Stadt verlegt hätten, damit auch der Ackerbau, wie in der Owenſchen Anſtalt, und nicht allein die manchen Zufällen unterworfene Fabrikarbeit zu den Koſten beytrage. Die Erweiterung hätte allmählig ſtatt haben können, im Verhältniſſe des guten Erfolges.

Dg.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 43.

Digitized by Google

Nro. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. November 1819.

O bitter iſt es, in der Fremde zu leben,
Doch noch viel bittrer iſt in der Fremde der Tod.

Aus ungedruckten Briefen.

Ueber die Inſel Cuba.

Havanna, den 2. May 1819.

Sie wiſſen nicht, mein lieber Freund, was Sie von mir fordern; ein Billet zu ſchreiben, iſt hier ſchon ermüdend, und Sie verlangen einen Brief von mir, der ſorgfältig und ausführlich Alles enthalten ſoll, was mir in der neuen Welt auffällt. Ich will ſuchen, Sie zu befriedigen, aber ich ſage Ihnen vorher, daß ich Zeit dazu brauche. Das poco à poco iſt der Wahlſpruch Aller, die in heißen Himmelsſtrichen geboren ſind, oder ſie bewohnen.

Vor Allem will ich Ihnen ſagen, daß, ſeitdem ich hier bin, nach und nach vier Fünftel derer, die aus Europa angekommen waren, vor meinen Augen verſchwunden ſind. Eine fürchterliche Krankheit befällt faſt alle neu Angekommenen; es iſt das vomito negro, bekannter unter dem Namen des gelben Fiebers. Was die Urſache dieſer Krankheit iſt, und welches die Mittel dagegen? Die Aerzte dieſes Landes wiſſen darüber nicht mehr als ich; der Beweis davon iſt, daß ſie ganz verſchiedene Verordnungen austheilen, welche jedoch alle eine ähnliche Wirkung haben, — ihre Kranken vom Leben zum Tode zu führen.

Die Negerinnen — was ſehr demüthigend für die Wiſſenſchaft iſt, — behandlen das vomito negro mit viel beſſerem Erfolg, als die Aerzte; das Vertrauen, welches ſie einflößen, beruhigt den Kranken, und die Natur thut wahrſcheinlich das Uebrige. Die Kapitaine, welche dieſe guten Negerinnen von der Afrikaniſchen Küſte entführt haben, kommen ſelbſt, um ihre Hülfe zu flehen, und verdanken das Leben denen, welchen ſie Vaterland und Freyheit geraubt haben. Dieſe Krankheit tödtet mit einer furchtbaren Geſchwindigkeit. Wehe dem, deſſen Gewiſſen nicht rein iſt! Man iſt nicht zwey oder drey Tage abweſend, ohne bey ſeiner Rückkehr vom Tode einiger Bekannten zu hören. Dieß iſt mir zweymal begegnet: Der erſte, deſſen Tod ich auf dieſe Art erfuhr, war ein junger Franzoſe: St. André, welcher ſich vorbereitete, Vorleſungen über Chemie zu halten. Da er ſeit drey Jahren die Kolonie bewohnte, glaubte man ihn eingewöhnt; der zweyte, kaum neunzehn Jahre alt, war der Sohn des berühmten Porzellan-Fabrikanten Darte, welcher ein ſo ſchönes Waarenlager im Palais royal hat. Die gute Erziehung dieſes jungen Mannes, ſeine Liebenswürdigkeit und Beſcheidenheit, hatten ihm viele Freunde erworben.

Havanna iſt nicht der einzige Sitz dieſes ſchrecklichen Uebels, es herrſcht ſchon in allen Häfen der Inſel Cuba; ich erfahre ſo eben, daß von hundert Franzoſen, die vor ungefähr zwey Monaten nach Nuevitas geſchickt worden ſind, ſchon die Hälfte umgekommen iſt. Die Landſchaft iſt zwar geſünder, das vomito negro läſſt ſich jedoch auch dort fühlen, aber es iſt weniger unbezwinglich, trifft ſeltener und weniger heftig.

Die Eingeborenem ſind nicht ſo durchaus frey von dieſem Uebel, als man es gewöhnlich glaubt; nur durch eine ſehr ſchwere Bedingung gelingt es ihnen, ſich davor zu ſichern, nämlich niemals Havanna und die übrigen

Digitized by Google

Häfen zu verlaſſen. Die, welche ſich nach dem Feſtland von Amerika oder nach Europa einſchiffen, die ſogar, welche in der Kolonie mehrere Jahre auf dem Lande gelebt haben, kehren nicht ohne Gefahr in ihre Stadtwohnungen zurück. Ich ſah eben ein zehnjähriges Mädchen ſterben; ſie war in Havanna geboren und einige Stunden von der Stadt erzogen, jezt kam ſie zur Feyer eines Familien-Feſtes herein und fand ihren Tod. Aehnliche Beyſpiele ſind nicht ſelten.

Sie glauben vielleicht, daß die Krankheit während der ſechs Monate des Jahrs, wo die Sonne dieſen Theil des heißen Erdgürtels verläſſt, weniger thätig iſt? das iſt ein allgemein angenommener Irrthum. Es iſt unglücklicher Weiſe nur zu gewiß, daß das vomito negro jeden Tag neue Opfer hinweg rafft; nur im Herbſt und Winter in geringerer Zahl, als im Frühling und Sommer. In dieſem Augenblick herrſcht es gewaltig, in der lezten Hälfte des Aprils hat es ſechs und ſiebzig Franzoſen hingerafft. Die Engländer ſo wie die anderen Europäer erliegen ihm in eben dem Verhältniß. Ich bin von Sterbenden und Todten umgeben. Wenn ich ausgehe, begegne ich Hunderten von Prieſtern, die, ſich bekreuzend, hin und wieder laufen; die Einen tragen das Allerheiligſte, die Andern wandeln, Sterbegeſänge ſingend, auf verſchiedenen Wegen dem Kirchhof zu. Kehre ich nach Hauſe, ſo wirken zwanzig Glocken, die beſtändig in Bewegung ſind, noch viel ſchmerzlicher auf meine Seele, als das Bild, welches ich eben verließ. Unbegreiflich iſt es, daß die, welche nicht von dieſem Uebel ergriffen ſind, dieſes Land, worauf der Fluch liegt, nicht verlaſſen. Die Gewinnſucht hat auch ſein Märtyrerthum; man will eine angefangene Spekulation nicht aufgeben, darum bleibt man, und jedes Volk bleibt ſeinem Charakter treu; der Franzoſe betäubt ſich, indem er ſingt, der Engländer, indem er trinkt. Da ich weder ſinge noch trinke, flüchte ich mich aufs Land, wo ich meinen Brief fortſezen werde, wenn mir das vomito negro nicht dahin folgt.

*

Hier bin ich nun eingewohnt, mitten in einer armen Landſchaft, die von vulkaniſchen Trümmern bedeckt iſt, ohne Ausſicht als auf einige ſparſam zerſtreute Bäume, die keinen Schatten geben, und deren blaſſes Grün die Einbildungskraft nicht aufmuntert. Ich will Sie dießmal mit etwas weniger Traurigem, als das vomito negro unterhalten. Ich ſagte Ihnen ſchon, daß meine Ueberfahrt ſechzig Tage gedauert hat; ich war ungeduldig, Land zu erblicken und beſonders es zu betreten. Der erſte Punkt, den ich deutlich ſehen würde, ſollte mir als der ſchönſte der Welt vorkommen; es war jedoch ganz anders! ungeachtet meiner Bereitwilligkeit zu bewundern, war alles kahl und ohne Blumen, öde und ohne Waſſer. Dieß war die reizende Küſte die ich von tauſend Blumen geſchmückt glaubte, wo zwanzig Bäche ſich ſchlängeln ſollten, die noch überdem das Verdienſt hätten, die Wurzeln des Zuckerrohrs beſpühlt zu haben. Man muß über Alles lachen können, auch über ſeine Fehlſchlagungen. — So ſehr ich mich getäuſcht fühlte, ſo ſah ich doch in Gedanken unſern gelehrten und unermüdeten Petit du Thonars auf dieſer traurigen Küſte, wie eine Ziege auf den Felſen, die kaum aus dem Waſſer hervorragen, herumklettern, die Loupe beſtändig in Bewegung und in Verzweiflung, nicht ein Hälmchen zu finden, um ſein Herbarium zu vermehren, und wie er endlich alle Hoffnung aufgebend mir mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe und Gutmüthigkeit ſagt: aber wohin haben Sie mich denn geführt? ohne mir weiter über dieſen boshaften Streich zu zürnen. — Mein Freund, wenn jemals die Reiſewuth ſie ergreift, berathen Sie ſich nicht mit den Reiſenden, oder Geographen, die jene immer nur kopiren; fordern Sie von Kaufleuten und Seeleuten ihre Nachrichten; dieſe Menſchen folgen nicht ihrer Einbildungskraft, ſie ſehn die Dinge, wie ſie ſind. Da bin ich alſo im Hafen von Havanna angelangt; er iſt berühmt genug, um eine Beſchreibung zu verdienen, hören Sie alſo zu:

Ehe Sie einlaufen, ſehn Sie zur Linken ein Fort: Morro genannt, unter deſſen Kanonen alle Schiffe vorüber ſegeln müſſen; die Höhe, auf der es erbaut iſt, ſein Umfang, und mehr wie alles das, die drohende Mündung ſeiner Kanonen, gibt dieſem Fort einen majeſtätiſchen Ehrfurcht gebietenden Karakter. Wenn Sie näher zum Eingang kommen, ſehen Sie zur Rechten einige kleine Landhäuſer, und in der Entfernung ein Dorf, Salud genannt. Dieſe Ausſicht iſt ziemlich lachend. In einigen Minuten haben Sie den kleinen Kanal, der in den Hafen führt, durchſchifft, und plözlich entdecken Sie ein ungeheures Becken von ovaler Form, wo man oft tauſend bis zwölf hundert Wimpel von allen Nationen flattern ſieht. Das prachtvolle Tyrus hat nie ein reicheres und herrlicheres Schauſpiel gegeben; aber bald verdrängt ein anderer Anblick alles Nachdenken und alle Vergleichung. Zur Rechten iſt Havanna von einer dicken Mauer verſteckt und erlaubt kaum, einige Kirchthürme zu entdecken; deren ſchwerfällige Geſtaltung vermuthen läſſt, daß wohl Maurer aber keine Architekten mit Verſchönerung dieſer Stadt beauftragt geweſen ſind. Zur Linken des Beckens ſieht man mehrere Häuſer, die zu dem Dorfe la Regla gehören, und im Hintergrund eine Anzahl Bäume, — die einzige Verzierung dieſes unermeßlichen Beckens! — Vergeblich ſuchte man Felſen mit mahleriſchem waldbekränztem Haupt, grünſchimmerndem Hügel, oder Gebäude, die ſich amphitheatraliſch erheben. — Natur und Kunſt gewährte von allem dieſem gar nichts! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Don Mauritio war die Liebenswürdigkeit ſelbſt; er war der ſchönſte und gebildetſte Mann und das Muſter der jungen

Männer ſeiner Zeit. Bald ſchloß er ſich ganz an mich an. Seine zarte Achtſamkeit, ſeine Liebe, die er mir nicht verbergen konnte und es auch nicht wollte, machten auch auf mein unbewachtes und gänzlich unbefangenes Herz einen ſolchen Eindruck, daß auch ich die zärtlichſte Liebe für ihn fühlte, noch ehe ich wuſſte, daß dieß Liebe ſey, was mich zu ihm hinzog. Ich ahnete aber auch keine Gefahr für mich, und ich fand dieß Gefühl ſo natürlich und ſo unſchuldig, daß ich mir nicht den geringſten Vorwurf darüber machte. Noch war es zu keiner Erklärung zwiſchen uns gekommen, ungeachtet uns Beyden unſere gegenſeitigen Gefühle nicht fremd waren, wir ſie auch nicht ſorgfältig verbargen.

Donna Blanka war die erſte, die mich aufmerkſam machte. Sie ſprach mir öfters von der Größe und dem Alter ihres Hauſes, von dem Stolze ihres Vaters (ſie ſelbſt war ſehr ſtolz) von ſeiner außerordentlichen Abneigung gegen Mißheirathen, daß ich endlich plötzlich wie aus einem Traum erwachte, und mit Schrecken einen tiefen Blick in mein Herz that. Schnell war mein Entſchluß gefaſſt; ich ſchrieb meiner Mutter, mich bald möglichſt abholen zu laſſen. Dieß geſchah auch; ich drückte dem Herzog und der Herzoginn meinen Dank aus. Jener entließ mich ſehr kalt; dieſe, die mich durchſchauet hatte, ſchloß mich mit Thränen in die Arme; Donna Blanka aber nahm etwas ſpöttiſch von mir Abſchied. Mit einem wehmüthigen Gefühle kehrte ich zurück; Don Mauritio war abweſend, als ich ging. Nicht ſo glücklich als ich abgereiſt war, kehrte ich in die Arme meiner Mutter zurück; ich fühlte wohl, daß ich Alles zu Oporto gelaſſen hatte, und daß es um das Glück meines Lebens geſchehen war; ein Herz, wie das meinige konnte nur einmal lieben; doch war ich mit mir zufrieden und meine Mutter war die erſte, die ich zur Vertrauten meiner Liebe machte. Sie erſchrack, denn ſie wuſſte, daß ein auf mich gemachter Eindruck nie verlöſchen werde, weil ſie meine Feſtigkeit kannte. Sie war vertrauter mit dem Stolze der Großen Portugalls, ſah die Kluft, die Don Mauritio und mich auf ewig trennte, und fürchtete, ich möchte nun noch mehr in der Abneigung gegen jede Verbindung, die ich bis jezt gezeigt hatte, beſtärkt werden.

Ich fing nun meine vorige Lebensweiſe wieder an, ich arbeitete, und ſuchte meine verlorne Ruhe wieder zu erlangen. Allein vergeblich; zu tief war der Eindruck, den Don Mauritio auf mich gemacht hatte, und ich fühlte unendlichen Kummer, von ihm getrennt zu ſeyn. Einſt, als ich in meinem Thale zu meinem Häuschen ging, erblickte ich Don Mauritio auf der nämlichen Stelle, wo ich ihn das erſtemal ſah; ich wollte ihm ausweichen, indem ich glaubte, er habe mich nicht bemerkt und kehrte nach meinem Park zurück; allein als ich zur Thüre kam, war er mir bereits zuvorgekommen, und vertrat mir den Weg; Donna, ſagte er mit bewegter Stimme, zu mir, was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich fliehen? Ihr ſchnelles Verſchwinden hat mir grenzenloſen Kummer gemacht; nie habe ich Ihnen die Gefühle meines Herzens entdeckt; aber nun iſt die Zeit koſtbar; ich ſage Ihnen, daß ich Sie liebe, und ewig unendlich lieben werde; entſcheiden Sie über mein Schickſal; ein Wort aus Ihrem Munde, daß Sie mich nicht lieben können, und Sie ſollen nie mich wiederſehen. — Ich war beſtürzt, doch faſſte ich mich und antwortete mit Feſtigkeit: Don Mauritio, Sie haben mir geſagt, was ich wuſſte, auch Sie wiſſen, daß mein Herz für Sie fühlt; ich bin frey von jeder Ziererey, und ich ſage Ihnen unverhohlen, daß Sie Eindruck auf mich gemacht haben. Mit Entzücken wollte er meine Hand faſſen; Geduld, fuhr ich fort, hören Sie mich aus: Ihr Vater iſt Grand von Portugall und Herzog, er wird nie in unſere Verbindung willigen; darum müſſen wir uns trennen, Ihre Pflicht als Sohn fordert dieß; meine Pflicht gegen mich und mein Stolz gebieten mir, Sie nie wieder zu ſehen. Don Mauritio würde ich lieben, den Sohn des Herzogs von St. Lenardo werde ich zu meiden wiſſen. Ich ging, ohne ſeine Antwort abzuwarten; er warf ſich zu Boden; mit Mühe erreichte ich das Schloß, und ſtürzte mich erſchöpft und außer mir in die Arme meiner Mutter.

Des andern Tages erhielt dieſe einen Brief von Don Mauritio, worin er ſie bat, eine einzige Unterredung mit mir in ihrer Gegenwart zu geſtatten, und ſie und mich beſchwur, ihm dieſe einzige und lezte Bitte nicht abzuſchlagen. Wir bewilligten dieß; er kam; er trug mir ſeine Hand an; wir ſollten, da ſein Vater nicht einwilligen würde, was er leider zu gut wüſſte, unſere Ehe bis zu deſſen Tode geheim halten; er bat, er beſchwur; umſonſt, ich konnte mich zu keinem ſolchen Schritt gegen den Willen ſeiner Eltern entſchließen. Doch wenn ich Ihnen den Segen einer liebenden zweyten Mutter bringe? Ich blickte ihn an und antwortete nichts. Er ſprang auf und eilte fort, ohne weiter ein Wort zu ſprechen.

Drey Wochen vergingen, ohne daß ich etwas von Don Mauritio hörte. Meine Gefühle waren getheilt, Liebe, Furcht, Hoffnung, ſchmerzliche Ergebung, Alles wogte in mir auf und nieder, und ich wuſſte nicht, ſollte ich wünſchen, daß Don Mauritio mich lieben oder mich vergeſſen möchte.

Endlich in der vierten Woche kam gegen Abend eine Kutſche. Don Mauritio ſprang heraus und half der Herzoginn, ſeiner Mutter, aus dieſer; ſie waren blos von einem Diener begleitet.

Hier, holde Jolanta, rief er, bringe ich eine zweyte Mutter; meine Bitten, meine Thränen haben geſiegt; ſie gibt uns ihren Segen; nun werden Sie keine Schwierigkeiten mehr machen, die Meinige zu werden, wenn die Eltern den Bund ſegnen und Gott ihn beſiegelt. Ja, ſezte die Herzoginn hinzu, ich habe ſchwer gekämpft, aber ich kann dem Glücke meines Sohnes nicht entgegen ſeyn. Du, meine Tochter,

Digitized by Google

kannſt ihn glücklich machen, ich fühle es; ob ich recht handle, in eine Ehe ohne Wiſſen des Vaters einzuwilligen, weiß ich nicht; Gott wird mir vergeben, wenn ich fehle, und wird Alles zum Beſten lenken; ich kann euch nur meinen Segen geben und zu Gott bitten, daß er das Herz des Herzogs lenke, woran ich nicht zweifle.

Ich ſah meine Mutter an: Dein Herz entſcheide, ſagte dieſe, während die Herzoginn ſie umarmte. Don Mauritio lag vor mir und hielt meine Hand krampfhaft. Ich blickte ihn an, ſein bittendes Auge rührte mich; ich breitete die Arme aus, hob ihn auf und rief: Es ſey! ich bin die Ihre, auf ewig folge ich Ihnen, zu theilen Glück und Unglück; feſt ſey von dieſem Augenblicke an mein Schickſal verbunden mit dem Ihrigen und nichts ſoll uns trennen!! Don Mauritio war außer ſich für Entzücken, die Herzoginn und meine Mutter weinten. Als wir uns etwas gefaſſt hatten, wurde ein feſter Plan verabredet. Don Mauritio ſollte von ſeinem Vater die Erlaubniß, einige Jahre zu reiſen, ſich erbitten; meine Mutter ſollte ſogleich durch ihren Geſchäftsmann ein Gut im Königreiche Algarvien kaufen laſſen; dort wollten wir hinziehen. Don Mauritio ſollte indeſſen einen andern Namen annehmen, und wir wollten ein ſtilles glückliches Leben führen, bis entweder der Tod des Herzogs oder günſtige Sinnesänderung deſſelben uns erlauben würde, unter unſerm wahren Namen hervorzutreten.

Die Herzogian und Don Mauritio reiſten noch dieſelbe Nacht ab und Alles geſchah, wie verabredet wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., den 16. Nov.

Mit eben ſo vielem Befremden als Unwillen leſe ich in Ihrer 273ſten Nummer einen Brief des Herrn Hofrath v. Langsdorf aus Braſilien, worin ſich derſelbe bemüht den Charakter und die Handlungsweiſe von Freyreiß in ein höchſt ungünſtiges und nachtheiliges Licht zu ſtellen.

Was auch immer der Beweggrund des Herrn Hofraths zur Abfaſſung und öffentlichen Bekanntmachung dieſes Briefs ſeyn mag; ſo halte ich es, zur vorläufigen Würdigung deſſelben, für Freundespflicht, ein Paar Worte hierauf zu erwiedern.

Von wem Freyreiß abſtamme, und ob er eine glänzende oder untergeordnete Rolle ſeither in der Welt geſpielt habe, kommt hiebey durchaus in keinen Betracht, denn ſo gewiß es Niemanden in den Augen aller Vernünftigen etwas von ſeinem Werthe raubt, wenn er aus niederm Stande, und unter drückenden Verhältniſſen ſich emporarbeiten muſſte — mithin dieſes auch Freyreiß nur zur Ehre gereicht — eben ſo ſicher ſtempelt dieſer — ich ſage es frey — hämiſche Vorwurf die ganze Mittheilung zu nichts weniger als einer — Verläumdung.

Als Freyreiß im Jahr 1809 mit Hrn. v. Langsdorf nach Petersburg ging — wovon dieſer, zum allgemeinen Erſtaunen, kein Wort erwähnt, ſondern ihn durchaus als Fremdling behandelt, warum das? — muſſte die von dortaus beabſichtigte Reiſe nach Perſien, wegen ausgebrochenen Feindſeligkeiten, unterbleiben, Freyreiß aber in Petersburg verweilen, wo er ſich bald durch ſeine Geſchicklichkeit und Kenntniſſe die Achtung und Liebe mehrerer bedeutenden Perſonen erwarb, ſo daß er nicht nur Auskommen und Unabhängigkeit fand, ſondern es auch dahin brachte, daß ſein Bruder nach Petersburg berufen, dort zwey Jahre lang unentgeldlich auf der kaiſerlichen Akademie unterrichtet und zulezt als Forſtmeiſter in dem Diſtrikt Ekatherinoslaw angeſtellt wurde. Dieſer war es auch, der damals wegen der Conſcription — die erſt 1810 im Großherzogthum Frankfurt eingeführt wurde — ſich von hier entfernte und einige Zeit bey einer Tante in Jena aufhielt.

Freyreiß der ältere aber war um dieſe Zeit in Petersburg, wo er ſo lange blieb, bis Hr. v. Langsdorf als ruſſiſcher Conſul im Sommer 1813 nach Rio Janeiro reiſte, und ihm auf's neue den Antrag machte, ihn dahin zu begleiten, was Freyreiß bey ſeinem bekannten glühenden Eifer für neue Entdeckungen mit Freude annahm. Warum er ſich bald nach ſeiner dortigen Ankunft von Hrn. v. Langsdorf trennte, mag dieſer wohl gute Urſache haben zu verſchweigen, gehört auch weiter nicht hieher. Was aber Freyreiß ſeitdem zur Bereicherung der Wiſſenſchaften gethan hat, davon zeugen ſeine herrlichen Sendungen nach Moskau und an den Erzherzog Johann, für das Johanneum zu Grätz, beſonders in zoologiſcher Hinſicht. Daß er dafür von Moskau den Titel eines Profeſſors erhalten hat — deſſen er ſich alſo auch mit vollem Rechte bedienen kann — iſt nach mehreren Briefen gewiß. Nie hat er ſich aber, meines Wiſſens, für einen Doktor ausgegeben noch ausgeben wollen. Durch einen im vorigen Jahr erlittenen Schiffbruch hat Freyreiß nicht nur einen bedeutenden Theil ſeiner Sammlungen, ſondern auch einen großen Theil ſeines ſauer erworbenen Vermögens eingebüßt, ſo daß es möglich wäre, daß er zur Beſtreitung ſeiner beſtändigen, mit Lebensgefahr unternommenen Reiſen ſich genöthigt geſehen hätte, einiges Geld aufzunehmen, das er bis jezt noch nicht abtragen konnte, wohl aber — ich bin es feſt überzeugt, wenn anders etwas an der Sache iſt — in Kurzem abtragen wird. Daß er auch wirklich Erlaubniß hatte in Verbindung mit dem Herrn Baron von dem Buſche und einigen Bernern eine kleine Colonie unter dem Schutze und unter dem Namen der Kaiſertochter Leopoldina zu gründen, ergebt ſowol aus ſeinen Briefen, als aus ſeiner Aufforderung in öffentlichen Blättern, worin er ſich zugleich klar und deutlich ausſpricht, daß blos fleißige und tüchtige Handwerker augenblicklich ein Unterkommen finden würden. Sind nun ein Paar Schwindelköpfe, mit wer weiß welchen Erwartungen, hinübergeeilt, ſo wäre es thöricht, Freyreißen dafür in Anſpruch nehmen, oder ſolches gar zum Maßſtab ſeiner Denk- und Handlungsweiſe machen zu wollen, welcher im Gegentheil weit entfernt mit glänzenden Verſprechungen oder im Poſaunenton angekündigten Reiſebeſchreibungen aufzutreten, das gebildete Publikum hoffentlich bald mit neuen und ſoliden Entdeckungen bekannt machen wird.

Nur noch ſo viel, daß wer den redlichen, beſcheidenen Charakter von Freyreiß, ſeinen herrlichen Eifer und Begeiſterung für die Wiſſenſchaften, und das beharrliche, unermüdliche Streben deſſelben, troz aller ſich ihm entgegenthürmenden Hinderniſſe, kennt, ſo lange die nachtheiligen Gerüchte über ihn in Zweifel ziehen wird, bis er ſich ſelbſt, und beſſer und ausführlicher als ich zu thun im Stande bin, gerechtfertiget, und die Lauterkeit ſeiner Geſinnungen der Welt auf das überzeugendſte dargethan haben wird.

Heinrich Meidinger.

Nro. 282.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 25. November 1819.

Auf dem Soccus ſchwebt im Flügelſchritte
Bald das Luſtſpiel in des Lebens Mitte,
Leicht geſchürzt, den Spiegel in der Hand.
Bald naht auf dem tragiſchen Kothurne
Sie, die Muſe, mit dem Dolch, der Urne,
Leitend in das finſtre Schickſals Land.

Arthur von Nordſtern.

Ueber einige neue franzöſiſche Trauerſpiele.

Wir haben unſern Leſern in einem unſrer vorigen Blätter einige Auszüge von Johanna d'Arc, von d'Avrigni gegeben, dieſem Trauerſpiel, welches wegen Schillers unübertrefflicher Bearbeitung deſſelben Gegenſtands, einige Theilnahme bey uns erregen kann. Wir unterhalten ſie deßhalb einen Augenblick mit deſſen Schickſal in Frankreich. Den 26ſten Oktober ward es in Paris auf dem Theatre français zum ein und zwanzigſten Mal ſeit ſeiner erſten Erſcheinung, alſo innerhalb ſieben Monaten ungefähr, gegeben. Das Haus war gedrängt voll und ein franzöſiſches Blatt ſagt ſcherzend: die Jungfrau, welche ehedem die Wohlthäterinn Frankreichs geweſen, ſey es jezt für das Theatre français geworden. Mlle. Duchenois, welche durch Krankheit lange von der Bühne zurückgehalten war, trat zum erſtenmal wieder an dieſem 26. Oktober auf, und übertraf ſich ſelbſt als Schauſpielerinn, und in der Kunſt, die Pariſer auf die Stellen aufmerkſam zu machen, welche ihren Enthuſiasmus erregen konnten. Wahrſcheinlich beſonders durch Deutlichkeit des Vortrags, ohne welche dem Publikum nichts übrig bleibt, als ſich mit den Kleidern, Dekorationen und dem Spiel der Extremitäten bey ſeinen Schauſpielern, zu beſchäftigen, und mit vollem Recht lautes Schreyen für ſchön zu halten, weil es vermöge deſſen, doch einige Reden erſteht. Mlle. Duchenois entgeht in franzöſiſchen Blättern nicht der ſtrengen Bemerkung, daß ihr bey dieſer Vorſtellung ihr Gedächtniß einmal untreu geweſen ſey. Außer dem Gelingen, welches Jeanne d'Arc in der Hauptſtadt zu Theil ward, iſt ſie in allen Provinzen in großen und kleinen Städten mit Begeiſterung aufgenommen, wird überall wiederholt geſpielt und — wahrſcheinlich wegen politiſcher Stimmung, jezt mit neuem vermehrten Beyfall geſehen.

Die gegenſeitige bey uns und unſern Nachbarn ſtattfindende Schwierigkeit, ſich über das Trauerſpiel Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, iſt wohl einer der auffallendſten Beweiſe von nationeller Grund-Verſchiedenheit. Selbſt Goethe vermochte nicht, uns Mahomed zugänglich zu machen, und alle Entzündbarkeit des franzöſiſchen Charakters, alle Lebendigkeit, mit welcher ſich jezt der Geiſt der Pariſer bewegt, würde das franzöſiſche Publikum nicht vermögen, unſer Mädchen von Orleans aufzufaſſen. Unſer Unempfänglichkeit ſtört ſie wenig bey ihrem verjährten Bewußtſeyn, Muſter des Vollkommnen zu beſitzen; wir aber vergeſſen die ewigen Geſetze der verſchieden geſtaltenden Natur ſehr gern, um unſre ſelbſtzufriedne Nachbarn über ihre Abneigung gegen unſer Trauerſpiel zu ſchmähen, ſelbſt Schreiber dieſes kann ſich des lebhafteſten Wunſches nicht erwehren, den wunderlichen Enthuſiaſten für d'Avrigno's Jeanne d'Arc den Genuß von dem Einen göttlichen Moment in Schillers Gedicht begreifen, empfinden zu machen, wo die Jungfrau bey ihrem Erwachen aus der Todesſchwäche ſterbend ruft: Nein, ich bin keine Zauberinn! — Und grade das wär unmöglich; denn dieſe ganze Jungfrau iſt die Tochter von unſers Dichters Begeiſterung. d'Avrignys Jeanne d'Arc war Frankreichs Tochter und rettete wirklich ihr Volk.

Digitized by Google

In Brüſſel ward Jeanne d'Arc von dem Publikum mit Begierde erwartet, ſchon war ſie auf den Affichen angekündigt, als ſie wieder zurück gelegt wurde. Die öffentlichen Blätter verſichern die Abreiſe der Königinn, welche beſondres Verlangen trage, dieſes Schauſpiel zu ſehen, habe deſſen Aufführung bis zu ihrer Rückkehr vom Haag verſchoben. Dagegen wird Marius in Minturne mit dem größten Beyfall aufgenommen und Herr Arnault, der Verfaſſer von dieſem Trauerſpiel ſo wie vom Beliſar und Germanikus, ſoll in Brüſſel mit der größten geſellſchaftlichen Auszeichnung behandelt werden.

Daß dieſe franzöſiſche Jungfrau von Orleans als ächt vaterländiſcher Gegenſtand Beyfall erwarb, ja Enthuſiasmus erregte, kann nicht befremden, aber höchſt intereſſant iſt zu beobachten, warum die Vêpres Siciliennes, von einem jungen Dichter, Caſimir de la Vigne, lebhafte Bewunderung erregt. Wir, im Auslande, dürfen uns wohl geſtehen, daß Vergleichpunkte der vielfältigſten Art darin zu finden ſind, daß ſie nicht allein Nahrung für einen Nationalſtolz, den wir ehren ſollen, auch wo er Zurechtweiſung heiſcht, ſondern auch Lehren für alle Parteyen, Weisheitsſprüche für alle Epochen der furchtbaren und fruchtbaren Geſchichte des franzöſiſchen Volkes, wie unſere Lebzeiten ſie ſich entwickelt ſahen, enthält. Verſe wie folgende mögen dieſes beweiſen:

Lorédan.

.... et le peuple inconstant n'a qu'un jour de courage.

Procida.

Il faudra l'arêler; vain jouet de l'erreur,
Il adore avec crainte, il hait avec fureur.
S'il renverse un despote, il le poursuit encore
Dans les plus vils appuis d'un pouvoir qu'il abhorre;
Ses vengeances toujours surpassent ses tourmens:
L'homme écrase à plaisir ce qu'il a craint longtems.

(Loredan. Des wankelmüthigen Volkes Muth, dauert nur einen Tag. — Procida. So muß man ihm Beharrlichkeit geben. Eine Beute des Irrthums betets furchtſam an, und haſſt mit Wuth. Wenn es einen Deſpoten ſtürzt, verfolgt es ihn noch in den niedrigſten Stützen einer von ihm verabſcheuten Gewalt. Seine Rache übertrifft immer ſeine Leiden. — und der Menſch tritt mit Freuden, was er lange gefürchtet hat, in den Staub.)

Oder was Procida in ſeiner Rede zu den Verſchwornen ſagt:

Nos torts par un aveu seront ils expiés?
Quand ces fiers ennemis nous tiendront à leurs pieds,
Qui peut Vous assurer que leur reconnoissance
Vous accorde un perdon que vous payez d'avance?

Salviato.

Il seroit dangereux, de nous punir tous.

Procida.

Eh! qui choisiront ils? pret à mourir pour vous,
S'ils ne frappent que moi, je benis mon suplice;
Mais je crains leur clemence autant que leur justice.
L'interêt pour un tems, peut detourner leurs traits;
On saura tot ou tard vous créer des forfaits;
Et brisant par degrés le nœud qui vous rassemble,
Punir separement ceux qu'on épargne ensemble,
Est il un seul de vous qui ne tremble pour lui?
Demain il périra s'il echappe aujourdhui u. ſ. w.

(Procida. Wird unſre Schuld durch ein Geſtändniß getilgt werden? Wenn dieſe ſtolzen Feinde den Fuß auf unſern Nacken ſetzen — wer ſteht uns dafür, daß ihre Erkenntlichkeit euch eine Verzeihung zugeſtehe, die ihr in Voraus ſchon gelohnt?

Salviati. Es wäre gefährlich, uns Alle zu ſtrafen.

Procida. Ha! Wen werden ſie auswählen? Für euch zu ſterben bereit, würde ich, träf es nur mich, meinen Untergang ſegnen! Aber ich fürchte ihre Milde wie ihre Gerechtigkeit gleich ſehr. Auf kurze Zeit kann Eigennutz ihre Streiche aufhalten; allein früh oder ſpät wird man euch Verbrechen andichten, und indem man das euch vereinende Band löst, getrennt diejenigen ſtrafen, die man gemeinſam geſchont. Iſt einer von euch, der nicht für ſich bebte? Entgeht er auch heute, morgen ereilt ihn Verderben u. ſ. w.)

Und noch in eben dieſer Rede des Procida.

Que le nouveau monarque élu par la Sicile
Aux talens, aux vertus ouvroit un champ fertile!
Quel destin pour Vous tous, Vous, ses plus fermes appuis
De verser ses bienfaits ou de vaincre pour lui.
De partager ces soins de la grandeur suprême,
Qui font cherir un prince, à des sujets qu'il aime,
D'entendre un peuple entier Vous nommer ses sauveurs!
Voila les titres vrais, les immortels honneurs;
C'est là l'ambition qui trouble une grande ame u. ſ. w.

(Procida. Welches Feld würde Siciliens neuer Fürſt der Tugend, dem Talente eröffnen! Welches Loos für euch, ſeine ſicherſten Stützen, ſeine Wohlthaten zu ſpenden, ſeine Schlachten zu kämpfen, ſeine Mühen um die höchſte Gewalt zu theilen, Mühen, die den Fürſten geliebter Unterthanen ſo theuer machen! u. ſ. w.)

Bedenke jeder die Parteyen kennender Leſer, wie eine jede eine oder die andre dieſer aus vielen herausgegriffnen Stellen auf ſich anwenden kann, und er begreift wie vielſeitig die vêpres siciliennes Theilnahme einflößen mußte. Der Vorwurf des Stücks iſt edel und einfach und dennoch kunſtreich behandelt, ſo daß der Nationalſtolz in einem geſchichtlichen Zug, in welchem die Franzoſen mit gerechtem Fluche gebrandmarkt erliegen, durch den edeln Charakter des Einzelnen, der, ganz nationell doch wieder die ganze Nation darſtellt, dennoch befriedigt wird. Der Verfaſſer leidet unter dem Zwang der drey Einheiten, wodurch, da er der Geſchichte ganz treu bleibt, Unwahrſcheinlichkeiten entſtehen.

Die Liebesgeſchichte in dieſem Trauerſpiel verliert durch die Entwicklung, welche ſie Lorédans Charakter gibt, die unangenehme Empfindung, welche die franzöſiſche Trauerſpiels-Liebe uns Deutſche ſtets empfinden läßt; allein ſie wird durch Monforts Ritterlichkeit und Procida's beſonnene Kraft an ihrem rechten Platz geſtellt, und Lorédan verſöhnt durch ſeine Freundſchaft, was er durch ſeine Liebe in den Augen der Leſer verſchuldet. So viel ſagen wir unſern Leſern von

einem Gegenſtand, der uns noch neu war. Er ſcheint uns eine kunſtmäßigere Eröeterung aus einer geübtern Feder zu verdienen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Inſel Cuba.

(Fortſetzung.)

Der Hafen der Havanna, der ohne Zweifel der gröſte in Amerika iſt, verſchwemmt ſich jeden Tag mehr, mit einer Geſchwindigkeit, welche die Aufmerkſamkeit der Hauptſtadt und der Kolonie erregen ſollte. Es iſt beſtätigt worden, daß der Kanal, der dahin führt, innerhalb neun und ſechzig Jahren um fünf und neunzig Vares enger geworden iſt, er hat jezt nur noch die Breite von hundert fünf und fünfzig Vares. Im Jahr 1743 hatte er 24 Fuß Tiefe, jezt nur noch 17; in demſelben Jahr fand das Senkbley beym Eingang in des Hafens 60 Fuß Tiefe, jezt nur noch 18. Das Uebel iſt bekannt, und ohne Zweifel ſind die Mittel dagegen ſehr leicht; aber es wäre Feſtigkeit und Ausdauer nöthig, ſie zu heben, und dieſe ſcheinen den Vorgeſezten wie den Privatleuten zu fehlen.

Ehe ich den Hafen verlaſſe, muß ich Ihnen noch ſagen, daß man eine Maſchine verfertigt hat, um die Schiffe zu bemaſten, die ſehr kunſtreich ſeyn ſoll und die Bewunderung der fremden Seeleute erregt. Sie iſt ſchon vor mehr als 20 Jahren nach den Planen eines Kataloniers, Pietro Gatel, gebaut worden. Aber die Ehre und die Vortheile der Erfindung ſind ihm durch den damaligen Gouverneur und Kommandanten des Seeweſens entwendet worden. Sie wurden beyde befördert; der Erfinder konnte aber nicht einmal die Erlaubniß, dieſe Maſchine aufrichten zu dürfen, erhalten. Verdruß und Elend legten ihn wenige Zeit nachher in die Grube, und ſeine Witwe und Kinder blieben im äußerſten Mangel in der Havanna zurück.

Nun Sie den Hafen kennen, will ich Sie auch in der Stadt einführen. So wie man ans Land geſtiegen iſt, erblickt man ein enges Gewölbe, das in ſie hereinführt. Vom Ufer bis zu dieſem Thor ſind zehn Schritte; beym erſten ſchon fühlen Sie ſich in Sumpf ſinken; der Muth erhält Sie jedoch aufrecht. Sie ſind überzeugt, wenn dieſe Strecke zurückgelegt iſt, feſten Grund zu finden. Durch das Thor gekommen, finden Sie Ihre Hoffnung zerſtört; zur Rechten und Linken und vor Ihnen iſt alles Sumpf, und die geraden Straßen-Reihen zeigen Ihnen, daß Sie nur, wenn Sie das von Ihnen geſuchte Haus erreicht haben, im Trocknen ſeyn werden. Die Straßen ſind nicht gepflaſtert, das Waſſer hat keinen Abfluß, das Land iſt geblieben, wie es Gott geſchaffen hat; das ſind die Urſachen von dem beſtändigen Stillſtehen des Waſſers. Man kann ſagen, daß die Havanna ein großer Kloak iſt, aus dem unaufhörlich verpeſtende Dünſte empor ſteigen; ſobald Sie in dieſe Stadt kommen, dringt Ihnen ein unerträglicher Geruch entgegen, hängt ſich an Sie und verläſſt Sie nicht wieder. Sie glauben die Quackſalbereien von zwanzig Apotheken unter der Naſe zu haben.

Sie gehen durch kothige enge Straßen, die traurig in gerader Linie ſich hinziehen und mit niedrigen Häuſern, deren Fenſter ohne Scheiben ſind und mit hölzernen Riegeln geſchloſſen, beſezt ſind. Die Bevölkerung der Straßen vermehrt noch den betrübten Eindruck; Tauſende von Weißen und Negern, die Meiſten mit alten Lumpen und Pflaſtern bedeckt, erregen beym eben Gelandeten ein ſchauerliches Mißbehagen; ſeine ſchönen Erwartungen verſchwinden, Alles, was er ſieht, verſpricht ihm ganz etwas Anderes, als wovon er geträumt hatte.

Auf dem ganzen Wege haben Sie Ihr Geſicht gegen Schwärme von Muskitos, deren Stich brennend iſt, und Ihre Ohren gegen das ewige Geläute von acht bis zehn Glocken zu verwahren. Da wird für einen Sterbenden geläutet, hier für ein Begräbniß, dort iſt es für den Gottesdienſt. Endlich haben Sie Ihre Herberge erreicht; Sie würden das nicht glauben, wenn man es Ihnen nicht ſagte. Ein ungeheurer Saal, ſo groß wie unſre Scheunen und beynahe eben ſo kahl, iſt das Gaſtzimmer, kleine Kämmerchen dienen als Schlafzimmer, ſie ſind noch kahler als die Gaſtſtube. Sie befinden ſich da zwiſchen vier Wänden ohne anderes Geräth, als ein Gurtenbette. Verzweiflungsvoll wirft man ſich darauf, mehr um nichts mehr zu ſehn und zu hören, als um zu ſchlafen. Vergeblich! Die elende, harte Matraze, die Sie endlich nach langen Bitten erhalten haben, erregt eine Hitze, eine unleidliche Unruhe, der Schlaf kommt nicht und unglücklicherweiſe kann man hier nicht mit offenen Augen träumen, die Klagetöne aus der anſtoßenden Kammer würden auch die lachendſte Einbildungskraft verdunklen. Die erſte Nacht iſt mir das geſchehen; kaum war ich aufgeſtanden, ſo eilte ich, Nachrichten einzuziehn von dem Kranken, deſſen Klagen ich neben mir gehört hatte. „Er iſt hinaus“ antwortete man mir; das beruhigte mich, den andern Tag hörte ich, daß der Ausgegangene nicht wieder kommen würde, — man hatte ihn abgeholt, um ihn zu begraben! — Dieß, mein Freund, iſt eine treue Erzählung von meinem erſten Tage; Dreyviertel der Ankömmlinge haben genug daran und ſchiffen ſich ſogleich wieder ein, die Kriegsleute fliehn gewöhnlich am geſchwindeſten, ich ſchließe daraus, daß, ungeachtet ihrer Tapferkeit, ſie das Leben mehr lieben, als man es glauben ſollte.

Umſonſt ſuchen Sie ſich zu zerſtreuen, kein bemerkenswerthes Gebäude, enge, ſchmutzige Plätze, niedrige Häuſer, deren Bauart der Kindheit der Kunſt angehört, und was in einem ſo heißen Himmelsſtrich auffallend iſt, kein öffentlicher Garten, kein Baum, in deſſen Schatten man Kühlung ſuchen könnte. Kurz Havanna ſcheint im Ganzen wie im Einzelnen für die Einwohner gebaut, die ſich in ihren Straßen herumtreiben. Das äußerſte Elend in unſerem Europa

Digitized by Google

bietet kein häßlicheres Schauſpiel dar, als dieſe Geſchöpfe mit ſchwarzen und braunen Geſichtern, welche die öffentliche Straße anfüllen; der Theil ihres Körpers, der nicht von ſchmutzigen Lumpen bedeckt iſt, zeigt Pflaſter-Umſchläge und ſpaniſche Fliegen; man geht nicht in einer Stadt, ſondern in einer groſſen Kranken-Anſtalt umher.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Oktober.

Ungeachtet die Politik manche ausgezeichnete Schriftſteller beſchäftigt, wird doch die Literatur nicht minder thätig als ſonſt betrieben; und der literariſchen neuen Produkte gibt es beſtändig eine Menge. Ein Hauptwerk der lezten Zeit war Daru's Geſchichte Venedigs, in ſieben dicken Oktavbänden; ein rieſenhaftes Werk, deſſen man den ehemaligen General-Intendanten der Armee nicht fähig gehalten hätte, nicht als ob man an ſeinem Talente gezweifelt hätte, denn davon hatte er ſchon hinlängliche Proben abgelegt, ſondern weil eine ſo erſchöpfende Geſchichte, als die von Venedig, mehrere Jahre Studien und Nachforſchungen erheiſcht, woran man vermuthete, daß es dem Geſchichtſchreiber gefehlt hätte: vermuthlich hat er die Zeit ſeines Ruheſtandes, von 1814 an, dazu benuzt; mithin hat ſeine Muſe der Welt mehr gefrommt, als ſeine General-Intendantur, die allerdings Bonaparte mag ſehr erſprießlich geweſen ſeyn, aber die man wohl im Auslande bey weitem nicht ſo lobenswerth gefunden haben wird, als ſeine Geſchichte Venedigs. Von lezterer beſtehen übrigens die zwey lezten Bände in Beylagen; ſo daß ſich die eigentliche Geſchichts-Erzählung auf die fünf erſten Bände beſchränkt. Unter den Beylagen iſt die Korreſpondenz Bonaparte's mit der erſterbenden Republik Venedigs merkwürdig; ſie verliert aber dadurch von ihrem Werthe, daß ſie gleichzeitig in der hier erſcheinenden Korreſpondenz Bonaparte's während der Feldzüge in Italien abgedruckt worden iſt; eine Sammlung, die auch aus ſieben ſtarken Bänden beſtehen ſoll, wovon bereits vier ausgegeben worden ſind. Wie dieſe wichtigen Original-Belege zur Geſchichte der neuern Zeit in die Hände des Buchhändlers gerathen ſind, iſt nicht bekannt. Vielleicht hat ſich ein Sekretär Bonaparte's die Mühe genommen, dieſelben aus den Originalen in dem Kabinette ſeines Herrn abzuſchreiben, oder hat ſogar die Originate ſelbſt in Händen behalten. Wer einen genauen Begriff haben will, wie es in den Kouliſſen der politiſchen Schaubühne ausſieht, der muß die in jener Sammlung abgedruckten geheimen Depeſchen leſen; dort bekommt er oft eine ganz andre Anſicht, als aus den offiziellen Berichten. Obſchon in den lezten Jahren manches wichtige zu Tage gefördert worden iſt, ſo gehört obige Sammlung doch zu den wichtigſten; nur iſt es ſchade, daß ſie ſo eilig, und mithin ziemlich nachläſſig abgedruckt wird. Die Briefe ſind nicht immer chronologiſch geordnet; es iſt keine hiſtoriſche Anmerkung beygefügt, um die Lücken auszufüllen, dann iſt manches abgedruckt, was füglich hätte beyſeite gelaſſen werden können. In dem poetiſchen Fache war Baour Lormian's gelungene Ueberſezung von Taſſo's befreytem Jeruſalem die Haupterſcheinung. Baour Lormian zeichnet ſich unter den lebenden franzöſiſchen Dichtern durch das Feuer und die Lebendigkeit ſeiner Dichtungen und ſeine meiſterhafte Verſifikation aus. Allein da er weiß, wie ſchwer der franzöſiſche Geſchmack zu befriedigen iſt, ſo ſucht er in ſeinen Ueberſezungen demſelben Genüge zu leiſten, und pflegt ſich deshalb Freyheiten mit der Behandlung ſeiner Originale herauszunehmen. So hat er es auch mit dem Taſſo gemacht. Eine ganz getreue Ueberſezung würde dem heutigen Geſchmacke wenig behagt haben; das Uebelklingende und Unbehagliche iſt deshalb in ſeiner Ueberſezung unterdrückt oder beſchönigt worden. Uns Deutſchen würde ſolch ein Verfahren vielleicht tadelnswerth ſcheinen. Aber die franzöſiſche Literatur will geläuterte Ueberſezungen, die ſich wie Original-Kompoſitionen leſen laſſen. Baour Lormian beſizt das jedem vorzüglichen Dichter eigene Selbſtbewußtſeyn ſeiner poetiſchen Kraft in einem hohen Grade; und da nun ſeine ſüdländiſche Lebhaftigkeit (er iſt im mittäglichen Frankreich geboren) dieſes Selbſtbewußtſeyn zuweilen auf eine naive Art äußert, ſo iſt ſeine Perſönlichkeit oft ein Gegenſtand des Wizes in den Tagesblättern, welche ihm manche übertriebene eitle Aeußerung zuſchreiben, die wohl Niemand von ihm mag gehört haben. So erzählte neulich ein Journal, als Baour Lormian vernommen hatte, es ſey ein anderer Ueberſezer eben jezt mit dem befreyten Jeruſalem beſchäftigt, habe er ausgerufen: Das nenne ich doch Vermeſſenheit; ſolch ein Menſch würde eine andere Welt nach der erſchaffenen hervorbringen wollen! Ein anderes Blatt ſagt, Hr. Baour Lormian kündige ſeinen Freunden an, es werde nächſtens eine italieniſche Ueberſezung ſeines Taſſo erſcheinen. Noch ein anderes Blatt erzählt, ehe B. L's Ueberſezung erſchienen ſey, habe er einen kleinen Zirkel von Gelehrten in ſeinem Hauſe verſammelt, und denſelben ſein Gedicht vorgeleſen, um ihr Urtheil darüber zu hören. Alle hätten entzückt ein um's anderemal ausgerufen, das ſey der Taſſo bey Leib und Leben, man habe ihn nicht getreuer und zugleich nicht ſchöner überſezen können. Beym Fortgehen habe einer den andern leiſe auf der Treppe gefragt, ob er italieniſch verſtände, und da habe es ſich gefunden, daß keiner dieſer Kunſtrichter das Original jemals geleſen habe. Ein neues Gedicht ganz anderer Gattung heißt Violette und beſingt ironiſch eine kleine Tagesbegebenheit, welche einige Wochen lang zu manchem Gerede, und ſogar zu einem Polizeyurtheil Anlaß gegeben hat. Ein Mädchen Namens Violette, welche bey dem Verleger des berüchtigten Conservateur den Buchhändler Lenormant zum Falzen der gedruckten Bogen dieſer ultra-royaliſtiſchen Zeitſchrift gebraucht wurde, hatte es ſich einfallen laſſen, zwey Abdrücke eines Bogens derſelben mit ihrem Falzbein zu verderben, wodurch natürlich ein ganzes Heft unbrauchbar, und dem Verleger ein nicht unbeträchtlicher Schade zugefügt wurde. Lenormant verklagte das Mädchen vor Gericht, und es wurde, wo ich nicht irre, zu einem Arreſte von einigen Wochen verurtheilt. Offenbar war ihr jener boshafte Streich von einem Feinde Chateaubriand's, des Hauptverfaſſers, eingegeben worden. Sie fand aber bey den Gegnern der ultra-royaliſtiſchen Partey groſſen Schuz; und es wurde der im Grunde bedeutende Vorgang auf eine komiſche Art dargeſtellt. Das Mädchen habe nämlich auch einmal etwas von der Schrift leſen wollen, welche ſie ſtets falze; und da ſey ſie auf einen Aufſaz gefallen, welcher ihrer ſchlichten Vernunft ſo unſinnig vorgekommen ſey, daß ſie geglaubt habe, ſie würde dem Verfaſſer einen Dienſt erweiſen, wenn ſie ihn verhinderte, ſolches Unzeug ans Tageslicht zu fördern; weiter habe die Verſchwörung der Mamſell Violette gegen den Conservateur nichts auf ſich; es ſey daher höchſt ungerecht, daß man das arme Mädchen vor Gericht ziehe, weil es mehr Verſtand gehabt habe, als die Herausgeber der Zeitſchrift. Dieß hat nun einem Spaßvogel Stoff zu einem burlesken Gedichte gegeben, welches mit der Beſchreibung des Redaktions-Büreau's des Conservateur beginnt, einige ultra-royaliſche Schriftſteller ironiſch ſkizzirt, denn den Dämon der Zwietracht in das Büreau ſchleichen und Mamſell Violette zu ſeiner argen That verführen läßt u. ſ. w. Das kleine Gedicht iſt mit dem Bildniſſe der berüchtigt gewordenen jungen Falzerinn geziert.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 49.

Nro. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. November 1819.

Natur führt unſern Geiſt zur Tugend
Und Tugend führt ihn zur Natur.

Tiedge.

Landleben in England. *)

Der Ausländer, welcher ſich vom Engliſchen Charakter einen Begriff zu machen wünſcht, muß ſeine Bemerkungen nicht auf die Hauptſtadt beſchränken. Auf das Land muß er hinausgehen; in Dörfern und Weilern muß er ſich aufhalten, Schlöſſer, Landſitze, Pachterswohnungen und Bauernhütten muß er beſuchen; durch Parke und Gärten längs Zäunen und grüner Feldwege muß er wandern; um die Dorfkirchen herſchlendern; Kirchweihen und Jahrmärkten und andern ländlichen Feſten beywohnen, und ſich an alle Volksſtände, ihre Gewohnheiten und Eigenheiten anſchließen.

In einigen Ländern verſchlingen die großen Städte den Reichthum und die Moden der Nation; ſie ſind die einzigen feſten Sitze der anmuthigen und witzigen Welt, und das Land iſt beynahe gänzlich von rohen Bauern bewohnt. In England im Gegentheil iſt die Hauptſtadt nur der allgemeine Sammelplatz der ſchönen Welt, wo ſie einen kleinen Theil des Jahres dem Tumult des Luxus und der Verſchwendung weihet, und nachdem dieſe Art von Faſtnacht vorüber, wieder zu den ſcheinbar angemeſſenern Beſchäftigungen des Landlebens zurück kehret; deßwegen finden ſich die verſchiedenen Stände über das ganze Land zerſtreuet, und in den entfernteſten Gegenden gibt es Muſter aus allen Volksklaſſen.

In der That haben die Engländer ein natürlich lebhaftes Gefühl für ländliche Scenen. Die Schönheiten der Natur werden bey ihnen ſcharf empfunden, und ländliche Vergnügungen und Arbeiten ſind nach ihrem Geſchmack. Dieſe Leidenſchaft ſcheint ihnen angeſtammt zu ſeyn. Sogar der zwiſchen dunkeln Mauern und geräuſchvollen Gaſſen geborene und erzogene Städtebewohner findet ſich mit Leichtigkeit in das Landleben, und zeigt Geſchicklichkeit für ländliche Beſchäftigungen. Der Kaufmann hat in der Nähe der Stadt ſeinen niedlichen Landſitz, auf welchem er oft eben ſo viel Stolz und Eifer in der Einrichtung ſeines Blumengartens und der Zeitigung ſeines Obſtes an den Tag legt, als er nur immer in der Führung ſeiner Geſchäfte, und für den Erfolg einer Handelsoperation thun kann. Sogar die weniger begünſtigten Perſonen, deren Loos es iſt, ihre Tage in der Mitte des Lärmens und der Geſchäfte zu verleben, bemühen ſich doch wenigſtens, etwas um ſich zu haben, das ſie an die grünende Natur erinnern muß. In den finſtern, ſchmutzigen Gaſſen der Hauptſtadt ſieht jedes Fenſter einer Wohnſtube einem Blumenbeete gleich; wo ſich nur immer ein urbarer Fleck findet, den hat man auch mit Blumen oder Gras bepflanzt, und jedes Viereck *) hat ſeinen Miniatur-Park, in mahleriſchem Geſchmacke angelegt, ſtrotzend von erfriſchendem Grün.

Wer den Engländer nur in der Stadt ſieht, erhält gewöhnlich einen ungünſtigen Begriff von ſeinem geſellſchaft-

*) Bruchſtück aus Godfried Crayon Eſquire's Skizzenbuch; Neu-York 1819.

*) Ein mit Häuſern umgebener Platz.

Digitized by Google

lichen Charakter. Entweder iſt er in ſeine Geſchäfte vertieft, oder von den tauſendfältigen Verbindungen hingeriſſen, welche in dieſer ungeheuern Hauptſtadt Zeit, Gedanken und Gefühle dahin nehmen. Deßwegen ſieht er nur zu oft verwirrt und zerſtreut aus. Wo er ſich befindet, ſteht er auf dem Punkte, ſich anderswohin zu begeben; in dem Augenblick, wo er von einem Gegenſtande ſpricht, ſchweift ſein Geiſt nach einem andern hin, und während er einen freundlichen Beſuch abſtattet, berechnet er, wie er die Zeit erſparen möchte, um den für denſelben Morgen beſtimmten andern Beſuch abzuſtatten. Eine große Stadt, wie London, iſt dazu geeignet, die Leute ſelbſtſüchtig und unanziehend zu machen. In ihren zufälligen und ſchnell vorübergehenden Zuſammenkünften muß ſich die Unterhaltung auf hingeworfene Gemeinplätze beſchränken. Sie zeigen nur die kalte Oberfläche des Charakters — die reichen und tiefer liegenden Eigenſchaften haben keine Zeit zum Aufthauen.

Auf dem Lande aber iſt es, wo der Engländer ſeinen natürlichen Gefühlen Raum gibt. Dort reißt er ſich fröhlich von den ſteifen Förmlichkeiten und den nichtsſagenden Höflichkeiten der Stadt los; wirft willig den furchtſamen Rückhalt auf die Seite, wird aufgeräumt und herzlich. Die Bequemlichkeiten und die Anmuth der eleganten Welt ſammelt er um ſich her, ihren Zwang aber ſucht er zu verbannen. Auf ſeinem Landſitze findet ſich ein Ueberfluß an allem, was zum ruhigen Studium, geſchmackvollen Vergnügen oder ländlichen Leibesübungen erfordert werden kann. Bücher, Mahlerey, Muſik, Pferde, Hunde und Jagdgeräthe jeder Art ſind bey der Hand. Er legt weder ſeinem Gaſte noch ſich ſelbſt irgend einen Zwang an, ſondern verſchafft, im wahren Geiſte der Gaſtfreyheit, die Mittel zum Genuſſe, und überläßt es einem jeden, ſich nach ſeiner eigenen Neigung derſelben zu bedienen.

Der Geſchmack der Engländer im Landbau, und in dem, was man Landſchaftgärtnerey nennet, findet ſich bey keinem andern Volke. Sie haben die Natur in ihrem innerſten Weſen beobachtet, und zeigen einen feinen Sinn für ihre Schönheiten, Formen und harmoniſchen Zuſammenſtellungen. Die Schönheiten, welche ſie in andern Ländern in wilde Einöden verſchwendet, ſind hier um die Wohnungen der Menſchen zuſammen getragen. Es ſcheint, als ob die Engländer ihre ſchüchternen und flüchtigen Reize aufgegriffen und ſolche, wie durch Zauberey, um ihre ländlichen Sitze her verbreitet hätten.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Inſel Cuba.

(Fortſetzung.)

Die Wohlhabenden verlaſſen alſo nie ihre Häuſer? werden Sie mich fragen. — Doch, aber man begegnet ihnen ſelten zu Fuß; die Hitze und der Koth zwingt ſie, ihre Ausgänge in einer Volante zu machen. Was die Frauen anbetrifft, reich oder arm, verbietet ihnen die Sitte den Gebrauch ihrer Füße, ſie können nur zu Wagen ausgehen und dann ſind ſie hinter einem Vorhang von Tuch verſteckt, der ſie beynahe ganz den unbeſcheidenen Blicken entzieht. Lohnender iſt es, ins Innere der Häuſer zu blicken. Das größte Gemach iſt zu ebener Erde, und ſo zu ſagen ganz frey, da Fenſter und Thüren immer offen bleiben. Sie wiſſen nicht ſogleich, wie Sie dieß Gemach nennen ſollen, denn Sie erblicken untereinander, die Fuhrwerke, die Toilette und das Bett. Iſt es eine Remiſe, ein Geſellſchaftszimmer, oder ein Schlafzimmer? Es iſt alles zuſammen; obgleich das Gemach nach der Straße zu geht, werden doch hier alle Verrichtungen getrieben, die Frauen werfen ihr Hemd über, ſo ruhig, als wären ſie von allen unheiligen Blicken geſchützt. In Paris und in London würde eine ſolche Sorgloſigkeit eine Menge Zuſchauer herbey ziehen; hier bemerkt man es kaum. Iſt die Sittlichkeit größer in London? Ich darf das nicht entſcheiden, aber gewiß herrſcht mehr Anſtand daſelbſt.

Wenn der Tag ſich neigt, hoffen Sie ſich für die Täuſchungen des Vormittags in einer Geſellſchaft entſchädigen zu können, Sie gehen zu Ihren Bekannten, oder den Menſchen, denen Sie empfohlen ſind, Sie finden den Hausherrn und ſeine Familie in einer furchtbaren Einſamkeit; vielleicht kamen Sie zu früh? Das fürchten Sie und das iſt Ihr erſter Gedanke, Sie warten eine Stunde und die zweyte, Niemand kommt die Langeweile des Geſprächs zu unterbrechen. Zu ſprechen iſt wirklich eine Anſtrengung hier zu Lande, man fühlt ſich davon wie gebadet in Schweiß. Sehr bald ermüdet allein zu ſprechen, überlaſſen Sie ſich dem Boutacle, worin Sie ſitzen oder vielmehr verſunken ſind in Ihren Träumereyen (enfoncer). Der Boutacle hat die Form einer halben Badewanne, wie ſie in Frankreich zu halben Bädern gebraucht werden, und in der verzerrteſten Stellung, die ſich denken läßt, überläßt man ſich, nach dem Beyſpiel des Hausherrn, dem Schlaf. Bey Ihrem Erwachen bittet man Sie, ein großes Glas Waſſer anzunehmen, das iſt das Zeichen zur Trennung und Sie nehmen, nach den Anſichten der Kolonie wohl unterhalten und wohl bedient, Ihren Abſchied.

Die Geſellſchaftszimmer haben hier eine außerordentliche Größe, nehmen Sie das Maß von den Zimmern der Bibliothek des Königs, ſo können Sie ſich einen Begriff davon machen. In einigen dieſer Zimmer bemerkt man Möbeln von europäiſcher Arbeit, aber ſie ſehen darum nicht weniger kahl aus; denn, um ihnen ein Anſehen zu geben, gehörte ein ganzes Möbelmagazin dazu. In einem Lande übrigens, wo die Möbeln von Ungeziefer, Hitze und Feuchtigkeit leiden, wäre es nöthig, ſie alle zwey oder drey Jahre zu erneuen, das würde ſehr koſtbar ſeyn; die Einwohner ziehen vor, ihr Gold und ihre Piaſter, denen jene Feinde nichts anhaben können, und deren Anblick ganz anders auf

Digitized by Google

den ungebildeten Geiſt wirkt, als die Erzeugniſſe der Kunſt und des Geſchmacks, in Käſten zu verſchlieſſen.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß die Kaufleute die erſten waren, die das Beyſpiel gaben, ihre Wohnungen zu zieren, aber bis jezt thaten es ihnen wenige nach. Die erſten Familien des Landes beharren auf ihren alterthümlichen Sitten und ihrer Einfachheit. Man ſieht ſelten in ihren Zimmern anderes Geräth als Koffer; ſie ſtellen ſie hie und da auf Stühle, und benennen ſie nach der Art, wie ſie gebraucht werden; der die Papiere enthält, heißt Sekretär, der die Wäſche enthält, Kommode. Sie ſehen aber daraus, daß der verſchiedenartige Gebrauch unſeres Zimmer-Geräths hier nicht unbekannt iſt.

In einem Lande, wo das geſellige Leben noch in ſeiner Kindheit iſt, ſind Schauſpiele und Bälle beynahe nothwendig; ich werde Ihnen nur ein Wort über das Schauſpiel ſagen: nämlich, daß man hier noch die Myſterien darſtellt, die unſere Voreltern ſo ſehr entzückten. Ich ſah den Triumph des Ave Maria aufführen; dieſe Tragi-Komödie endigt mit der plötzlichen Erſcheinung eines tapfern Ritters auf einem wahrhaftigen Pferd, auf der Spitze ſeiner Lanze den blutenden Kopf eines Ungläubigen ſchwingend. Ich kann Ihnen den Abſcheu nicht ſchildern, den dieſer Anblick mir verurſachte. Hier jedoch erregte dieſe feyerliche Erſcheinung bey allen Zuſchauern eine köſtliche Empfindung; keine Ohnmachten, keine Nervenſchwächen, keine der Ziererეyen, von denen die Männer in Ihrem Europa immer betrogen werden. Wie könnte eine Fiction die Kraft haben, Frauen zu erſchüttern, die an die Stiergefechte gewöhnt ſind und alle Tage dem Leichnam eines Ermordeten begegnen können?

Es iſt Zeit, daß ich Sie in die Spiel- und Tanz-Säle führe. Sie ſind eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt; eine Anfahrt führt dahin, am Ende derſelben ſteht eine Statue Karl III, ſie iſt klein und die Bekleidung von einer Wahrheit, die dem König ein ganz abenteuerliches Anſehen gibt. Ich bin ärgerlich über den Bildhauer, deſſen Meiſel den beſten und aufgeklärteſten der ſpaniſchen Könige dem Spott des Volkes preisgegeben hat. Beynahe vergaß ich, Ihnen zu ſagen, daß daneben auf der Landſtraße ein Marmorblock liegt, aus dem, grob angelegt, der Kopf von Chriſtoph Columbus hervorblickt. Dieſe unförmliche Bildſäule dieſes groſſen Mannes, eben ſo ſchnell aufgegeben als ſie angefangen wurde, liegt im Staub vor eines Königs Füßen, und gibt ein treues Bild der Undankbarkeit von Iſabellas Gemahl. Die Verfertigung dieſer Bildſäule ward vor zwanzig Jahren in dem Augenblick von Begeiſterung, in dem Columbus Aſche von San Domingo nach Havanna gebracht wurde, beſchloſſen; anfangs kam einiges Geld zu ihrer Vollendung zuſammen, aber bey dem zweyten Anſuchen blieben alle Porten verſchloſſen und der Künſtler zog ſich, nachdem er die erſten Umriſſe gemeiſſelt hatte, zurück. Die Schmach, welche das Andenken Columbus litt, wird vergoſſen werden, ſeine Aſche wird nicht hier bleiben, ein Volk, würdiger ſie zu beſitzen, wird ſie rächen. — Doch zurück zu den Bällen in Havanna!

Fünf bis ſechshundert Volantes führen die Herren und Damen zu den Tanz-Sälen. Dieſe Volantes können nicht einmal mit unſern beſcheidenſten Poſtchaiſen verglichen werden; ſie werden von zwey Pferden gezogen, die durch einen ſchwarzen Kutſcher gelenkt werden. Sie treten in den ſogenannten Tanzſaal, nach kurzer Zeit bemerken Sie, daß der Tanz nur Nebenabſicht der Zuſammenkunft iſt. Die erſten Säle, durch die Sie kommen, ſind voller Tiſche, ganz mit Gold und Silber bedeckt. Die größten Summen werden mit einer Ruhe, die in Europa ganz unbekannt iſt, in einer Minute verloren oder gewonnen. Was den Anblick unterhaltend macht, iſt die Gräfinn oder Markiſinn zwiſchen einem ſpaniſchen Mönch und einem holländiſchen Matroſen zu ſehen, die ihr rechts und links den Rauch ihrer Cigarren zuſchicken. Hier wird das Spiel nicht durch die öffentliche Meinung verurtheilt; der Prieſter, der Adliche, die Magiſtratsperſon, der Kaufmann, ſetzen ſich ohne Scheue an den grünen Teppich, mit einer Ruhe, mit der man nur die gleichgültigſte Handlung unternimmt. Der Familienvater führt ſeine Frau und Tochter in den Tanzſaal und geht in den, wo geſpielt wird; das ſcheint alles in der Ordnung und ſtört durchaus nicht die moraliſchen Begriffe des Landes. Ohne Beſchimpfung kann man die Bank halten; der Beweis davon iſt, daß die Banquiers zu den edelſten Familien der Kolonie gehören. Das Geſetz und die Befehle des Gouverneurs drohen zwar den Spielern mit fürchterlichen Strafen, aber die, welche beauftragt ſind, die Fehlenden zu verfolgen, finden es vortheilhafter, ſie zu beſchützen; ſie nehmen es über ſich, dem Gouverneur begreiflich zu machen, daß das Spiel ein nothwendiges Uebel ſey, und ſie mögen wohl dieſe Ausſage mit triftigen Gründen belegen, da man bey offenen Thüren und beynahe im Freyen ſpielt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Oktober.

(Beſchluß.)

Die Academie française hatte Preiſe für die beſten Gedichte auf die Vortheile des Geſchwornen-Gerichtes und des wechſelſeitigen Unterrichts verſprochen; da aber keine der eingekommenen Dichtungen ihr einer Belohnung werth geſchienen hat, ſo iſt die Entſcheidung aufs folgende Jahr verſchoben worden. Es läßt ſich jedoch daran zweifeln, ob das Geſchwornen-Gericht und der wechſelſeitige Unterricht im künftigen Jahre beſſer werden beſungen werden, als im gegenwärtigen. In Proſa laſſen ſich die Vortheile beyder Anſtalten ſehr gut auseinander ſetzen; aber zum poetiſchen Lobe ſcheint ihr praktiſcher Vorzug doch nicht ſehr geeignet zu ſeyn. Den Ultraroyaliſten, welche allen intellektuellen Verbeſſerungen zuwider ſind, wenn ſie nicht wenigſtens ein Alter von einigen Jahrhunderten haben, war die Mittelmäßigkeit der eingeſchickten Gedichte Waſſer auf ihre Mühle, und ſie äußerten ironiſch, es ſey gar kein Wunder, wenn ſo ſchöne Neuerungen alle Muſenſöhne am Aufluge verhindert hätten. Eigentlich ſollte das Alter beyder Einrichtungen ſie mit denſelben ausſöhnen. Denn die Jury gehört ja zu den älteſten Verfügungen Europa's, und war im Mittelalter durch ganz Europa, ſogar nach Karamſin in Rußland verbreitet; den wechſelſeitigen Unterricht fand ſchon Guilletière, ein franzöſiſcher Reiſender aus dem 17ten Jahrhundert, zu Athen, als herrſchende Lehrmethode; ſeine umſtändliche Beſchreibung derſelben paßt genau auf die heutigen Lancaſterſchen Schulen. Unter den emporkommenden Dichtern zeichnet ſich ein junger Schriftſteller aus, Caſimir Lavigne, deſſen erſter dramatiſcher Verſuch: Die ſizilianiſche Veſper, eben jezt den groſſen Beyfall auf dem Odeontheater erhält. Sein Erſcheinen auf den Dichterparnaß hatte er zuvor mit ſeiner zeitgemäßen Dichtung, nämlich mit ſeinen Meſſeniſchen Elegien beurkundet. Nach der herrſchenden Anſicht ſeiner Landsleute hatte er die Ueberwindung der Franzoſen durch die verbündeten Mächte für ſo ſchimpflich angeſehen, daß es ihm kaum eine poetiſche

Digitized by Google

Freyheit geſchienen hatte, das Schickſal ſeines Vaterlandes demjenigen der Meſſenier unter der Oberherrſchaft der Lacedämonier entgegenzuſtellen; eine Vergleichung, die außer Frankreich wohl Niemand eingefallen ſeyn würde. Hier aber ward dieſelbe ganz paſſend gefunden, und man zollte daher dem nach Art der durch Anacharſis Reiſen bekannten Meſſeniſchen Elegien, gedichteten patriotiſchen Klagen, lebhaften Beyfall. Wirklich hatte ſich darin der jugendliche Dichter mit einem Feuer und einem Patriotismus geäußert, welcher den allgemeinen Empfindungen entſprach, und den Franzoſen wie aus der Seele geredet war. Die Ankündigung der Sicilianiſchen Vaſper behagte ihnen nicht ſo ſehr, weil dieſer hiſtoriſche Zug unter die anti-nationalen Züge, das heißt, welche der Nation nicht zur Ehre gereichen, gerechnet wird, und man in Frankreich aus der vaterländiſchen Geſchichte nur dasjenige kennen will, was der National-Eitelkeit ſchmeichelt. Doch hat die erſte Aufführung des neuen Trauerſpiels ſie bald beruhigt. Obſchon die Rache der Sizilianer darin als eine ächt-patriotiſche Handlung geſchildert wird, ſo hat doch der Verfaſſer Mittel gefunden, die Franzoſen in Sizilien ſehr intereſſant darzuſtellen. Karl von Anjou hat er weggelaſſen, und dagegen einen Gouverneur Namens Montfort aufgeſtellt, der ganz franzöſiſcher Chevalier iſt, und als ſolcher handelt. Sehr charakteriſtiſch iſt, was er den Sizilianern antwortet, als ſie ſich bey ihm über die ſchlechte Aufführung ſeiner Soldaten beklagen: Je vois trop de héros pour trouver un coupable. So hat in der lezten Zeit mancher franzöſiſche General denjenigen, die ſich im Auslande über ſeine Truppen beklagten, geantwortet: Ce sont des braves; il faut leur passer quelque chose. An dieſen Montfort hängt ſich mit unverbrüchlicher Freundſchaft der Sohn des alten Procida, deſſen patriotiſcher Charakter vortrefflich gezeichnet iſt. Dieſe Freundſchaft des jungen Sizilianers und des franzöſiſchen Gouverneurs iſt eine ſchlaue Erfindung des Verfaſſers: denn ſie erhebt den franzöſiſchen Charakter wieder, und ſoll beweiſen, daß die Franzoſen auf jener Inſel nicht ſo verächtlich waren, daß nicht ſelbſt der Sohn des Oberhauptes der Verſchwörung ſich an ſie gehängt habe. Als ſpäterhin die Verſchwörung ausbricht, woraus in dem Trauerſpiele ein offener Kampf wird, muß der junge Procida neben ſeinem Vater kämpfen; dieſer wird von Montfort angegriffen, und von ſeinem Sohne gerettet, welcher Montfort eine tödtliche Wunde verſezt. Der Gouverneur verſcheidet langſam auf der Bühne, und ſein junger Freund, um ihn nicht zu überleben, tödtet ſich mit demſelben Schwerte, welches dem franzöſiſchen Anführer den Todesſtreich verſezt hat. Dieſer Zug ſchmeichelt dem franzöſiſchen Charakter; doch hat man ſich nicht enthalten können, ihn übertrieben zu finden. Einen andern Zug des jungen Procida hat man aber vortrefflich, ja ſogar ſublim gefunden; die Urſache wird man leicht entdecken. Gleich beym Ausbruche der Verſchwörung befindet ſich Procidas Sohn mit dem Gouverneur allein, und will über ihn herfallen, da die Veſperglocke das Zeichen zum allgemeinen Angriffe gibt. Schon hat er ſein Schwert gezuckt; allein er hält ein und ſagt: Je croyais le voir. Dieſer einzige Zug wäre beynahe hinreichend, um die Franzoſen mit dem Gegenſtand dieſes Trauerſpiels auszuſöhnen. Einen groben Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit hat die bekannte franzöſiſche Theaterregel des trois unités herbeygeführt. Procida und ſein Sohn ſind als verdächtig angegeben worden, und bekommen den Palaſt des franzöſiſchen Gouverneurs zu ihrem Gefängniſſe. Nun kommen die Verſchworenen, während der Gouverneur ſeine Sieſte hält, in ſeinem eigenen Palaſt zuſammen, und bereden ſich daſelbſt mit dem alten Procida. Auch dieſer Mittagsſchlaf in einem ſo kritiſchen Augenblicke iſt ziemlich ſonderbar. Ein Journaliſt will ihn dadurch entſchuldigen, daß im ſüdlichen Italien die Sieſte etwas faſt unentbehrliches ſey, und daß dieſer oder jener Marſchall vor einer Schlacht auch geſchlafen habe. Dieſes Trauerſpiel nun hat den großen Zulauf, und bringt dem Verfaſſer ſowohl als dem Odeontheater jedesmal viel ein; das Manuſcript hat er ſchon nach der zweyten oder dritten Aufführung für 4000 Franken an einen Verleger verkauft. Somit ſezt ein einziges Theaterſtück einen jungen Dichter gleich in Ruhm und gute Vermögens-Umſtände. Deshalb iſt es kein Wunder, daß in Paris der Ehrgeiz ſo mancher jungen Leute auf einen Theatererfolg zielt; es gibt keinen ſchnellern Weg zum Glücke. Dg.

Peſth, im November.

Die in Ungarn erſcheinenden Zeitſchriften ſind ſowol in Betreff der Sprache als der Gegenſtände zweyerley, die Mehrzahl iſt in deutſcher Sprache geſchrieben, gehaltvoller ſind aber die ungriſchen. Die Ueberſicht aller Zeitſchriften dieſes Landes, der theils noch blühenden, oder erſt ſeit Kurzem begrabenen, liefert das Reſultat, daß der Mangel einer gehörigen Journaliſtik empfunden wird, (die unreifen Kinder, deren wir erwähnen werden, ſind eine Folge dieſes Gefühls) daß aber, wenn die Journaliſtik in voller Thätigkeit ſeyn wird, die meiſten der beſtehenden Blätter ſich zu Grab legen werden.

Deutſche politiſche Zeitungen ſind die Preßburger, Ofner und Hermanſtädter; leztere iſt die unbedeutendſte; mit der Preßburger erſcheint ein beygefügtes Unterhaltungsblatt, ein mittelmäßiges Ding; mit der Ofner ſogenannte gemeinnützige Blätter. Es iſt wirklich viel Nützliches darin enthalten, viel im Leben Brauchbares, aber unausſtehlich ſind des Herausgebers Gedankenſpäne, die bald in hinkenden Verſen, bald als Draſtika und Gedankenzunder (beſſer Gedankenplunder) in die Welt gehen. Die deutſchen literariſchen Zeitſchriften ſind den politiſchen an Zahl gleich. Der Geiſt der Stoa ward zwar angekündigt. Ref. hat ihn aber gar nicht zu Geſicht bekommen, auch Niemand geſprochen, der ihn geleſen hätte. Er ſcheint das Schickſal der Geſpenſter zu theilen, alles ſpricht von ihnen, Niemand hat ſie geſehen. Das Kaſchauer Wochenblatt, eine Unterhaltungsſchrift, lebte nur wenig Monate. Zwiſchen ſeichten Aufſätzen und unbekannten Namen, erſchien ein Aufſatz eines ſehr geachteten Literators, Gregor Benzeviczi, aber ein guter Bogen kann eine Zeitſchrift nicht retten. Pannonia heißt die dritte Zeitſchrift. Wir ſchämen uns, dieſes Blattes erwähnen zu müſſen, der Redakteur ſchreibt nicht orthographiſch, denkt nicht logiſch, und iſt ohne Kenntniſſe. Es ſchmerzt den Referenten ganz beſonders, daß unter der ehrwürdigen Firma, Pannonia, ſolch' elendes Zeug gedruckt wird.

In ungriſcher Sprache geſchriebne Zeitſchriften ſind nur vier. Eine politiſche Zeitung bedeutend, weil ſie die inländiſchen Nachrichten am beſten liefert. Der Landwirth iſt in einer ungriſchen Sprache geſchrieben, die ſchwindlich macht. Das Siebenbürger Muſeum unter der Redaktion des gelehrten Döbrentei, erſchien in zwangloſen Heften. Es heißt, daß keines mehr folgen werde, ſollte dieß wahr ſeyn, ſo hat die ungriſche Literatur einen bedeutenden Verluſt erlitten. Die Aufſätze waren verſtändig gewählt, lichtvoll geſchrieben, der Charakter der Zeitſchrift ruhig und würdevoll. Die wiſſenſchaftliche Sammlung, die zu Peſth beym regſamen Trattner erſcheint, iſt ſehr wohlthätig für die ungriſche Literatur. Einzelne Aufſätze ſind wahrhaft meiſterlich, andere aber, gleichſam als Folie, ganz beſonders ſchwach. Bey dem bedeutenden Honorar, welches Trattner zahlt, bey der Menge ungriſcher Schriftſteller, bey dem Streben Aller, eine ſolche Zeitſchrift zu unterſtützen, iſt es unverzeihlich, ſchlechte oder unbedeutende Aufſätze aufzunehmen.

Daß übrigens ſeit 14 Jahren ununterbrochen eine lateiniſche Zeitung erſcheint, iſt ein unwiderlegbarer Beweis für den Eifer und den glücklichen Fortgang des Studiums dieſer Sprache.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 44.

Nro. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. November 1819.

Denn das Leben iſt die Liebe,

Und des Lebens Leben, Geiſt.

Goethe.

Klage.

Sie, die der Frauen Königinn
An Schönheit und an milden Sitten,
Ward mir vom Herzen abgeſchnitten;
Darüber hab ich viel gelitten,
Mit ihr iſt all mein Hoffen hin!

Sie war die ſanfte Schäferinn,
Die rings um mich aus Blüthenwogen
Mir ein Arkadien erzogen,
Ich ward um ihre Gunſt betrogen,
Mit Ihr ſind alle Blumen hin!

Sie war die mächtge Kriegerinn,
Die mich vom Raubervolk der Sorgen
Siegend befreyt, dem ich gehorchen
Jezt muß am Abend, wie am Morgen,
Mit Ihr iſt meine Ruhe hin.

Sie war die hohe Prieſterinn,
Die von dem Licht, das ſie bewachte,
Ins Herz mir ein'ge Strahlen lachte,
Die mich der Gottheit näher brachte,
Mit Ihr iſt all mein Glaube hin.

Sie war die treue Pflegerinn
Der heißen zärtlichen Gefühle,
Der Schatten in des Mittags Schwüle,
Jezt weiß ich nicht, wo ich mich kühle,
Mit Ihr iſt all mein Lieben hin.

Ich finde keine Retterinn,
Die mich in dieſer Todeswüſte
Mit hellem Lebensblick begrüßte,
Bis ich das Leben ſterbend büßte,
Mit Ihr iſt all mein Hoffen hin.

Heinrich Barmund.

Landleben in England.

(Beſchluß.)

In ländlichen Beſchäftigungen liegt nichts Gemeines oder was erniedrigen könnte. Sie führen den Menſchen zu Schauſpielen von natürlicher Größe und Schönheit; ſie überlaſſen ihn den Wirkungen ſeines eigenen Gemüthes, unter den reinſten und erhabenſten äußerlichen Einflüſſen. Der gebildete Mann findet daher nichts Entgegenſtrebendes in dem Umgange mit den untern Ständen auf dem Lande, wie er in den Städten zu thun pflegt. Er legt ſeine Entfernung und Zurückhaltung auf die Seite, und gern wirſt er die Zeichen ſeines Ranges von ſich, um ſich in die ehrliche und herzliche Genüſſe des gemeinen Lebens zu verlieren. Die Vergnügungen des Landes bringen die Menſchen näher aneinander, und der Schall des Hornes und das Bellen der Jagdhunde verſchmelzen alle Gefühle in Eintracht.

Dieſer Vermiſchung der gebildeten Stände mit dem Landvolke muß auch das ländliche Gefühl zugeſchrieben werden, welches in der engliſchen Literatur einheimiſch iſt; ſo wie die häufigen vom Landleben entlehnten Vergleichungen und jene vortrefflichen Beſchreibungen der Natur in den britiſchen Dichtern, welche von der Blume und dem Blatte des Chaucer abgeleitet ſind, und all den Glanz und den Wohlgeruch der bethauten Landſchaft uns in das Kabinet gebracht haben. Die Beſchreiber des Landlebens in andern Ländern ſcheinen der Natur gelegentlich einen Beſuch abgeſtattet zu haben, und mit den allgemeinen Reizen derſelben bekannt

geworden zu ſeyn; die brittiſchen Dichter aber haben in ihr gelebt und geſchwärmt — ſie haben ihr in ihrer geheimſten Einſamkeit gehuldigt, und ihre geringſten Kennzeichen belauſchet. Kein Zephyr konnte ein Reis bewegen — kein Blatt konnte auf die Erde rauſchen — kein Diamant-Tropfen im Strome zittern — kein Wohlgeruch dem demüthigen Veilchen entſchlüpfen — oder ein Maßliebchen ſein Roth dem Morgen entfalten, ohne daß dieſe leidenſchaftlichen und zarten Beobachter es bemerkt, und in eine ſchöne Moral umgeſtaltet hätten.

Die Wirkung dieſer Ergebenheit zarter Seelen für ländliche Beſchäftigungen hat ſich auf eine wunderbare Weiſe in der Geſtalt des Landes geäußert. Der größere Theil desſelben iſt flach; und verhinderten es nicht die Reize der Umzäunungen, ſo würde es einförmig erſcheinen; aber es iſt ſo zu ſagen mit Schlöſſern und Paläſten ausgelegt und juwelirt, und mit Parken und Gärten geſtickt. Es hat nicht viel große und erhabene Ausſichten, aber deſto mehr häusliche Scenen der ländlichen Ruhe und wohlbeſchützter Stille. Jede alte Maierey, jede bemooste Hütte iſt ein Gemählde; und da die Straßen ſich beſtändig winden, und die Ausſichten durch Hecken und Gebüſche eingehemmet ſind, ſo wird das Auge durch eine beſtändige Reihenfolge von kleinen Landſchaften von bezaubernder Anmuth entzückt.

Der große Reiz der engliſchen Landſchaft indeſſen iſt das ſittliche Gefühl, welches darin zu herrſchen ſcheint. Die Begriffe von Ordnung, Ruhe, Frieden und feſten Grundſätzen verknüpfen ſich damit in der Seele. Ein jedes Ding ſcheint die Pflanze eines jahrelangen, ordentlichen und friedlichen Daſeyns. Die alte Kirche, deren Bauart ferne Zeiten verräth, mit ihrem niedrigen maſſiven Portal, ihrem gothiſchen Thurme, ihre ſorgfältig erhaltenen reichbemahlten Fenſter von farbigem Glaſe, ihre ſtattlichen Denkmäler von Kriegern und Edeln der alten Zeit, den Vorfahren des gegenwärtigen Eigenthümers der Gegend, ihre Grabſteine, deren Inſchriften eine Geſchlechtsfolge kräftiger Landbauern aufzählen, deren Abkömmlinge noch daſſelbe Feld pflügen, und vor denſelben Altare knieen. Das Pfarrhaus, ein ſonderbares, unregelmäßiges Gebäude, zum Theil veraltet, aber nach dem Geſchmacke der verſchiedenen Zeiten und Bewohner ausgebeſſert und verändert. Die Steige und der nach einem uralten Wegerechte von dem Kirchhof durch anmuthige Felder und ſchattige Heckenreihen entlang führende Fußpfad. Das nahgelegene Dorf mit ſeinen ehrwürdigen Hütten, ſeinem gemeinen mit Bäumen beſchatteten Raſenplatz, auf welchem ſich die Vorfahren des heutigen Geſchlechtes beluſtiget. Der alte Familienſitz, abgeſondert in einem grünen Gebüſche, aber mit einem beſchützenden Anſehen auf die Gegend, welche ihn unten umgibt, herabblickend. — Alle die gewöhnlichen Eigenheiten der engliſchen Landſchaft zeugen von einer befeſtigten Sicherheit, einer erblichen Uebertragung einheimiſcher Tugenden und örtlichen Anhänglichkeit, welche auf eine tiefe und rührende Art für den ſittlichen Charakter der Nation ſprechen.

Es iſt ein angenehmes Schauſpiel an einem Sonntag-Morgen, während die Kirchglocke ihren anſpruchloſen Schall durch die ruhigen Felder verſendet, das Landvolk in ſeinem beſten Staate, mit rothen Geſichtern und beſcheidener Fröhlichkeit friedlich die grünen Pfade hindurch ſich nach der Kirche drängen zu ſehen; aber noch weit angenehmer iſt der Anblick, wenn es ſich am Abende, um den Hüttenthüren her verſammelt, und ſich über die Bequemlichkeiten und Verzierungen zu freuen ſcheinen, die ſeine eigenen Hände um es her verbreitet haben.

Ueber die Inſel Cuba.

(Beſchluß.)

Nun befinden wir uns im Tanzſaal; er iſt mit Geſchmack und Einfachheit geſchmückt. Hundert Kerzen verbreiten ein glänzendes Licht über die Frauen, die an einem Ende des Saales einen Halbkreis bilden. Dieß iſt der angenehmſte Augenblick der Täuſchung. Große ſchwarze Augen, ein Geſicht voll Ausdruck. Die niedlichſten kleinen Füße würden in jedem Lande den ſtrengſten Stoiker erſchüttern, er würde ſich wundern, wieder Gefühl, wieder Sinne zu beſitzen. Auf der andern Seite des Saales ſitzen die Herren. Während des ganzen Balles vereinen ſich die Männer und Frauen niemals. Die Ceremonien-Meiſter bitten zum Tanze; es herrſcht ſo viel Anſtand im Saale, daß man glauben ſollte, das beobachtete Ceremoniel wäre daſſelbe, welches die Jeſuiten bey den Tänzen der Wilden in Paraguay eingeführt hatten. Die Menuet eröffnet den Ball, und man wiederholt ſie bis zum Ueberdruß; das geſchieht nicht aus Vorliebe, ſondern aus Nothwendigkeit: in der Menuet geht man mehr als man tanzt, und das behagt gerade in einem Lande, wo die mindeſte Bewegung den Athem und die Kräfte raubt.

Es iſt hart, die Damen von ihrem Sitze zu vertreiben; ſo wie ſie ihre ruhige Stellung verlaſſen, verlieren ſie die Anmuth, die man bey ihnen vorausſetzte, ſie hüpfen als wenn ſie hinkten, die engen Schuhe, welche ihre Füße einzwängen, verurſachen ihnen bey jedem Schritt einen heftigen Schmerz; ihr Leiden, das ſich auf ihren Geſichtern ausdrückt, verändert ihre Züge. Ihre Geſtalt wird durch kein Korſet unterſtützt, ſie wiſſen das Kleid nicht zu halten, denn Sie müſſen wiſſen, daß der Gebrauch der franzöſiſchen Kleidung in dieſem Lande ſehr neu iſt. Noch vor etwa zehn Jahren ſah man ſie, wie eine Frau, die ſo eben ihr Bette verläßt, öffentlich erſcheinen.

Die Männer haben mehr Anmuth, weil ſie bequemer in ihren Schuhen ſind, aber es fehlt ihnen das Edle und Würdige in der Haltung, das bey der Menuet ſo nöthig iſt; übrigens kennen ſie den eigentlichen Charakter dieſes Tanzes gar nicht. Dieſe Barbaren wagen es, ſich ihren Damen im Oberrock und ohne, oder mit einem runden Hut darzuſtellen. Die Weiſſen allein ſind bey dem Balle, den

Digitized by Google

ich Ihnen ſo eben beſchrieb, zugelaſſen, und Sie ſehen, daß ſie ſich nicht rühmen dürfen, dem Urſprung der Menuet treu geblieben zu ſeyn. Dieſe Ehre gehört ausſchließlich den freyen Negern. Wie ſehr war ich erſtaunt, dieſe Neger von edler leichter Geſtalt achtungsvoll auf ihre Damen zukommen zu ſehen, den dreyeckigen Hut in der Hand haltend und ſich dann mit einer Würde bedeckend, die in dem alten Europa anfängt ſelten zu werden. Die Negerinnen ſtehen ihren Tänzern nicht nach, alle ihre Bewegungen ſind anmuthig und edel; man ſieht, daß ſie ihre Füße nicht martern, um ſie ihrer wahren Geſtalt zu berauben; ein entſchiedener Geſchmack herrſcht bey ihrer Toilette; die Pracht ihres Putzes ſtört nicht ſeine Zierlichkeit und ihre Kleider halten ſie mit einer Leichtigkeit, welche ſelbſt von den Bewunderern Eurer Oper würde anerkannt werden.

Ich ging mit dem Vorhaben auf den Neger-Ball, mich einen Augenblick auf ihre Koſten zu unterhalten; aber meine Rechnung war falſch! Was ich hier fand, war viel beſſer, als was ich verlaſſen hatte; und wenn man mir in dieſem Augenblick von der Ueberlegenheit der Weiſſen über die Neger geſprochen hätte, würde ich geantwortet haben, „machen Sie nur die Augen auf und urtheilen Sie.“ Die anſtändige Heiterkeit aller dieſer ſchwarzen Männer und Frauen, die Sanftheit ihrer Züge, ihr herzliches Benehmen, macht, daß es unmöglich iſt, ihnen freundliches Wohlwollen zu verſagen. Sie ſind geborne Improviſatoren und Muſiker, und ich wage voraus zu ſagen: wenn jemals die Kolonie Literatur erhält, wird ſie ſie den Schwarzen zu verdanken haben. Alſo ſind ihnen die Weiſſen untergeordnet? werden Sie mich fragen; ich ſtehe nicht an zu geſtehen, daß dieß zwiſchen den heiſſen Erdgürteln der Fall iſt. Der Schwarze behält hier die ganze phyſiſche und moraliſche Kraft, die er vom Schöpfer erhielt. Die brennendſte Sonne läſſt ihm ſeine ganze Energie; und die Sonne ſelbſt, ſo glühend ſie iſt, genügt ihm kaum, da er jeden Abend und auch den Tag über eine Vermehrung der Wärme bey ſeinem beſtändig brennenden Heerde ſucht. Der Weiſſe hingegen, der von einem milden Himmelsſtrich zur Mittagslinie verſezt wird, artet ſehr merklich aus; während zehn Stunden des Tages iſt er wie vernichtet, alle Anſtrengung des Körpers und des Geiſtes iſt ihm unmöglich, eine Viertelſtunde zu leſen iſt hier eine Marter. Befände ſich ein Verfechter der unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchengeſchlechts zwiſchen den Wendekreiſen, ſo müſſte er die Beweiſe zur Unterſtützung ſeines Syſtems bey den Weiſſen, nicht bey den Schwarzen ſuchen. —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Nov.

Einem ſehr umſtändlichen Bericht von dem Fortgang der hieſigen evangeliſchen Miſſionsſchule im Jahr 1819 entheben wir die nachfolgenden Angaben. Die abgegangnen neun Zöglinge wurden durch die Aufnahme von achtzehn andern, aus der Schweiz und aus Deutſchland erſezt. Zwey der erſtern Miſſionsbrüder, Wilhelm Dürr und Andreas Jetter, beyde Würtemberger, haben nach kurzem Verweilen im Miſſionshauſe in London, von der biſchöflichen Miſſionsgeſellſchaft daſelbſt im April lezthin den Auftrag erhalten, im Norden von Indien, wohin ſie auch ſogleich abreisten, als evangeliſche Schul-Inſpektoren, einer Anzahl von Elementar-Schulen der eingebornen Hindu-Jugend vorzuſtehen, und die Organiſation neuer chriſtlicher Bildungsſchulen in jenen weiten und bevölkerten Strecken der brittiſchen Beſitzungen fördern zu helfen. Die ſieben andern Miſſionsbrüder, welche in die Dienſte der holländiſchen Societät eingetreten ſind, befinden ſich in der Miſſionsſchule zu Bertel bey Rotterdam. Der Baſelſche Candidat, Hr. Benedikt Laroche, welcher ſich dem Miſſionsvereine eng angeſchloſſen hat, iſt nach Vollendung ſeiner theologiſchen Studien in Baſel und Tübingen, und nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalt in Paris, wo er unter der Leitung der Herren de Sacy und Kieſer, ſeine Kenntniß der arabiſchen Sprache vervollkommnete, dieſen Sommer nach London gereiſt, und die biſchöfliche Miſſionsgeſellſchaft daſelbſt hat den Beſchluß gefaſſt, nach einem kurzen Aufenthalt deſſelben in Cambridge, wo er ſich unter der Leitung des Hrn. Profeſſors Lee mit dem Sanſcritiſchen und Bengaliſchen beſchäftigt, den eifrigen Jüngling dem großen Miſſionsgebiete in Bengalen und Hindoſtan zuzuführen.

In wiſſenſchaftlicher Hinſicht kann die kleine Miſſionsſchule von Baſel, bey dem Zweck der ihr ausſchließend unterliegt, nimmermehr etwas Auszeichnendes gewähren, das ſie vorzugsweiſe vor andern Lehr-Anſtalten dem Zeitgeiſte empfehlen könnte. Hierin kann und ſoll auch ihr eigenthümlicher Werth und ihr Vorzug nicht geſucht und nicht gefunden werden, wie ſehr übrigens empfängliche Werthſchätzung und freundliche Aneignung alles Wiſſenſchaftlich-Wahren und Praktiſch-Nützlichen, als allgemeiner Charakter des Chriſtenſinnes und der evangeliſchen Miſſionsthätigkeit, unter dem Segen des Herrn, ein Gemeingut der Schule bleiben ſoll. Ihren eigenthümlichen Geiſt dann aber, der auch die Wahl der Zöglinge leiten ſoll, mag man wohl am beſten aus nachſtehenden Hauptſätzen ihrer Hausordnung entnehmen:

„1. Gott iſt in der Natur ſowol als im Gebiete der Bibel- und Menſchengeſchichte, ein Gott der Ordnung. Soll der einzelne Menſch und jede einzelne Verbindung von Menſchen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke, ihm wohlgefallen und ſeiner ſegnenden Gnade theilhaftig werden, ſo kann dieß nur auf dem Wege der Ordnung geſchehen, die ſeine Weisheit in lesbaren Zügen in die Natur der Dinge und in das Herz des Menſchen eingezeichnet hat. 2. Unſere Miſſionsſchule hat als Werk der göttlichen Vorſehung, und als Pflegling chriſtlicher Menſchenliebe, mehr als einen Verbindlichkeits- und Ermunterungs-Grund vor ſich, ein Bild der Ordnung Gottes im Kreiſe unſrer Mitmenſchen zu ſeyn. Als Schule des heil. Geiſtes iſt ſie, wie jede andere Anſtalt, die den Keim der ſchnellen Zerſtörung nicht in ſich ſelbſt tragen ſoll, nicht nur an das allgemeine Geſetz der Ordnung und ſtrenger Regelmäßigkeit gebunden, ſondern ſie ſoll dieſen eigenthümlichen Vorzug beſonders auch dadurch ehren, daß bey jedem einzelnen Zögling derſelben, dieſe Liebe zur Ordnung und Geſetzmäßigkeit, nicht wie bey den Anſtalten des Weltgeiſtes, durch Zwang von außen in ſie hinein, ſondern als Anſtalt Gottes von innen heraus in das äußere Leben übergetragen werde. 3. Unſere Miſſionsſchule, als Pflanzſchule des heiligen Geiſtes, ſoll demnach nicht der Herrſchaft des eiſernen geſetzlichen Zwanges, ſondern dem heitern Reiche der göttlichen Freyheit angehören. In ihr ſoll nicht Moſes ſondern Chriſtus, nicht das Geſetz ſondern das Evangelium regieren. Wer ein würdiger Zögling unſrer Schule ſeyn, und in derſelben mit dem Wohlgefallen des Herrn und ſeiner Brüder bis an's Ende beharren will, muß dieſes heilige Geſetz der Freyheit der Kinder Gottes mit ſich im Herzen in unſere Anſtalt gebracht haben, ohne es in äußerlichen Vorſchriften und Umzäunungen aufſuchen zu müſſen. Er muß ſich ſelbſt ein Geſetz ſeyn, und der Nachhülfe eines äußern Geſetzes immer weniger bedürfen, und man muß bey ihm auf dieſen Sinn der Ordnungsliebe als auf eine feſtſtehende Regel, und nicht als ſchwankende Ausnahme von der Regel rechnen dürfen. 4. Zur Anwendung und Ausübung dieſer Maxime leitet die Vorſteher der Anſtalt noch eine andere Betrachtung, die im Weſen der Miſ-

Digitized by Google

ſions-Erziehung ihren Grund findet. Zöglinge, welche in unſere Schule aufgenommen werden, ſollen zu Knechten Jeſu Chriſti in der Heidenwelt herangebildet werden. Mit dem Augenblick ihres Uebertritts in den eigentlichen Miſſionsdienſt, treten ſie zugleich in das Gebiet unbeſchränkter evangeliſcher Freyheit ein, auf welchem ſie, meiſt losgeriſſen von ihren früheren Verbindungen und ſich ſelbſt überlaſſen, in der Regel für ihr tägliches Thun und Laſſen nur ihrem unſichtbaren und überall nahen Herrn und Meiſter Rechenſchaft zu geben haben. Wer hier nicht das vollkommene Geſetz der Freyheit als eine allenthalben gegenwärtige Schildwache und Leiterinn ſeiner Handlungen im Herzen trägt, der iſt in Gefahr, die Mauern Zions zu zerſtören, ſtatt dieſelben aufzubauen. Die Garantie der Würdigkeit unſrer Zöglinge zu dieſem Zuſtande eigener Geſetzmäſſigkeit muß uns die Probe und Prüfungszeit gewähren, die unſre jugendlichen Freunde in dieſem Klima der evangeliſchen Freyheit unter unſern Augen zubringen. Wer in dieſer Prüfungszeit, auch ohne äuſſeres Geſetz ſich nicht ſelbſt Geſetz iſt, ſondern der hölzernen Krücken der Gebote und Verbote, der wiederholten Ermahnung und warnenden Beſtrafung bedarf, der hat ſich in demſelben Augenblick ſelbſt von unſerm Kreiſe ausgeſchloſſen."

Im Laufe dieſes erſten Jahrs war die bibliſche Religionsgeſchichte der Hauptgegenſtand des in der Anſtalt gegebenen Unterrichtes. Die geiſtvollen und lehrreichen Bibelbearbeitungen des ehrwürdigen Veteranen der Zürcherſchen Kirche, des Herrn Antiſtes Heß, haben dabey als Hülfsmittel und Handleitung wichtige Dienſte geleiſtet, und die groſſen theocratiſchen Ideen, welche darin in ihrer ſtufenweiſen Entwicklung und ihrem begeiſternden Zuſammenhang dargeſtellt werden, verdienen es wohl, als ſinnvoller und mächtiger Hebel eines erleuchtenden Bibelſtudiums in den Gemüthern der Miſſions-Zöglinge nach allen Richtungen in die groſſe Heidenwelt hineingetragen, und in allen Völkerſprachen des Miſſionsgebietes wieder gegeben zu werden. Dieſen Beſchäftigungen mit der Bibel- und bibliſchen Religions-Geſchichte, gingen einige praktiſch erklärende Unterrichtsſtunden über einzelne neuteſtamentliche Bücher zur Seite, welche zur unmittelbaren Abſicht hatten, den Inhalt dieſer göttlichen Schriften in ihrer einfachen Anwendung auf's Menſchenleben, dem Geiſt und Herzen der Zöglinge nahe zu bringen. Von einem Lehrer an der Univerſität (Baſel) hat der gröſſere Theil der Miſſionsſchüler, die Vorleſungen über die Encyclopädie der theologiſchen Wiſſenſchaften, und die Erklärung der drey erſten Evangelien gehört, und iſt dadurch in das theologiſche Studium weiter eingeleitet worden. Aus der groſſen Summe des Wiſſenswürdigen, welche das Gebiet der Hülfswiſſenſchaften darbietet, war es zunächſt die allgemeine Weltgeſchichte, und eine möglichſt populäre Darſtellung der Logik, ſo wie das Einüben der Peſtalozziſchen Rechnungs-Methode, die mehrere Stunden wöchentlich vorgetragen wurden. Und um einzelnen ihrer Erholungsſtunden eine erheiternde und lebenſtärkende Richtung zu geben, wurde ihnen Gelegenheit gemacht, im Chorgeſange ſich zu üben, und durch die ſtärkenden Harmonien ſeelenvoller chriſtlicher Lieder für die Aufheiterung ihres Geiſtes zu ſorgen.

Bey der Verdoppelung der Anzahl der Zöglinge ward nöthig gefunden, neben dem Gebäude der Lehrer ein eigenes Wohnhaus für die Zöglinge der Anſtalt zu erbauen. Mit den vermehrten Ausgaben erweiterte ſich auch der Kreis der thätig theilnehmenden Miſſionsfreunde in Deutſchland und der Schweiz... „Die fromme Munterkeit, womit unſre chriſtlichen Brüder in dem für alles Gute ſo empfänglichen und fruchtbaren Würtemberg die erſten zarten Keime des Miſſionsgeiſtes pflegten, hatten in kurzer Zeit in dieſem ſchönen Mutterlande lebendiger Religioſität die wohlthätigſten Früchte getragen. Mit edelm Wetteifer bildete ſich in demſelben ein Hülfsverein aus dem andern heraus, und verbreitete ſo den heiligen Samen chriſtlicher Menſchenliebe in allen Klaſſen und Verzweigungen des Landes aus, und die Stiftung eines kräftig wirkenden Vereines auf der Hochſchule Tübingens, an dem mehrere ehrwürdige Lehrer der Univerſität mit einem Theil der Studierenden kräftigen Antheil nahmen, gaben dieſem Werke Gottes eine Vollendung, wie wir ſie in ſo kurzer Zeit kaum zu ahnen wagten. Dieſer fromme Eifer breitete mit überraſchender Behendigkeit ſeine Lebenswärme nach allen Richtungen aus. Der nachahmungswürdige Wetteifer der würtembergiſchen Vereine zündete rechts und links die Flamme ſegnenden Wohlthuns in ſo manchen empfänglichen Herzen an, und ihm folgten bald Manche ihrer Brüder in der Schweiz und in den nördlichen Theilen Deutſchlands mit freudiger Theilnahme nach. So bildete der überſchwengliche Segen des Herrn im Laufe des Jahrs einen Kreis von Hülfs-Miſſions-Vereinen, an die nicht nur Männer chriſtlichen Sinnes, ſondern auch Frauen und Jünglinge, und Jungfrauen und Kinder, mit frommer Begeiſterung ſich angeſchloſſen. Auch unter unſern evangeliſchen Brüdern in der franzöſiſchen Schweiz, an den Ufern des Rheins und in den ſüdlichen Gegenden Frankreichs, hat die erſte Bekanntſchaft mit der fruchtbaren Miſſionsgeſchichte unſerer Zeit, eine heilige Flamme der Liebe angeregt, welche die ſeligſten Wirkungen ſowol für die Verbreitung des evangeliſchen Sinnes in jenen Ländern ſelbſt, als auch für die Fortpflanzung chriſtlicher Erkenntniß in dem Gebiete der Heidenwelt hoffen läſſt. Veranlaſſt durch das (Baſelſche) Magazin für die neueſte Geſchichte der evangeliſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchaften, nahm in Genf die Ausgabe einer ähnlichen religiöſen Zeitſchrift ihren Anfang, die in monatlichen Heften, unter dem Titel Magasin evangelique erſcheint und Ueberſetzungen der wichtigſten Stücke der Miſſionsgeſchichte liefert."

Die Nachricht ſchließt ſich mit einem beredſamen Aufruf an Deutſchlands Jünglinge: „Der erſte Schritt (heißt es darin u. a.) zum heiligen Werke Gottes iſt geſchehen, und eine fromme Schaar auch unſrer deutſchen Jünglinge iſt aus verſchiedenen Bildungsſchulen bereits in die Kriege des Herrn gegen den Mächtigen gezogen. Aber ſollte die hohe Bedeutſamkeit der Zeit, und das täglich ſteigende Bedürfniß der verfinſterten Heidenwelt nicht für den groſſen Gedanken ſeine volle Rechtfertigung erhalten, den bereits der Mund eines edeln Fürſten in Worte faſſte, daß dem theuren deutſchen Vaterlande der ehrenvolle Beruf vorbehalten iſt, nicht nur fromme deutſche Jünglinge zu Lehrern der blinden Heiden zu bilden, ſondern ſie auch in die Heidenwelt auszuſenden, und durch dieſen zweyten Schritt dem deutſchen Miſſionswerk ſeine Vollendung zu geben? — Oder ſollten die Tauſende unſrer deutſchen Brüder, welche ſeit 25 Jahren an den Ufern der Moloczna, der Wolga und des Uralſtromes im aſiatiſchen Rußland ſich angeſiedelt haben, und die aus Mangel an Predigern und Schullehrern ohne allen Gottesdienſt und Jugendunterricht dahin leben, und eine nahe Beute der miſſionirenden Mahomedaner zu werden in Gefahr ſtehen, ſollten dieſe nicht, ſelbſt nach dem Aufruf einiger angeſehener Mitglieder der griechiſchen Kirche, der erſte und gerechteſte Gegenſtand deutſcher Miſſionsthätigkeit werden?

Logogryph.

Emſig ſchaltet auf mir in friedlichem Fleiſſe der Landmann,
Muthig für Heimath und Heerd ziehet der Krieger hinaus.
Wandle das Haupt mir in G. ſo bin ich der Erde Beherrſcher.
Schönheit, Jugend, Talent weichen vor meinem Gewicht.
Den nur nenn' ich mit H. der freudig opfernd ſich hingibt,
Wenn das Vaterland ruft, wo es die Pflicht ihm gebeut.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 278.

Troſt. Roſt. Oſt.

Digitized by Google

Nro. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. November 1819.

Wenn Menſchen ſich zu Menſchen wiederfinden,
Nach langem Leid und langer Schmerzen Macht,
Kannſt du das Meer der Liebe ganz ergründen,
Das ſie durchwogt in wonnevoller Nacht
Und mit dem Wort den frohen Himmel künden,
Der klar und rein in ihrem Herzen lacht?

Eliſe Ehrhardt.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Don Mauritio erhielt die Erlaubniß zu reiſen; meine Mutter hatte ein Gut im Königreiche Algarvien, unweit Tavira, und nicht weit vom Ausfluſſe des Quadiane-Fluſſes in das Meer, erkauft, Alles war richtig und wir zur Abreiſe bereit; wir nehmen von unſern Bekannten, auch von der Herzoginn von Miranda, Abſchied, indem wir vorgaben, uns einige Jahre Geſchäfte wegen zu Liſſabon niederzulaſſen, und verlieſſen unſern Wohnſitz mit Thränen und ſehr ſchwer, obgleich ich meinem Glücke entgegen zu gehen hoffte. Alle unſere Leute blieben zurück, bis auf das Mädchen meiner Mutter, zwey Bediente und meine Negerinn, die um keinen Preis zurück bleiben wollten, und auf welche wir zählen konnten. In der Gegend von Koimbra erwartete uns Don Mauritio. Der Feldprediger ſeines Regiments, den er gewonnen hatte, traute uns, die Herzoginn ſchickte mir ihren Segen in einem rührenden Briefe, und wir ſezten unſere Reiſe ohne Aufenthalt und ohne Unfall fort, bis wir an unſerm künftigen Wohnorte angekommen waren.

Ich erſpare Ihnen die Geſchichte der glücklichen Zeit, die wir daſelbſt verlebten; das Glück der Liebe hat nur Reiz für den, der es genießt, die Schilderung erreicht das Gefühl nicht, und hat für den Dritten wenig Werth. Wenn Sie geliebt haben, ſo werden Sie wiſſen, was Einklang reiner harmoniſcher Seelen iſt, und ich würde mir durch die Erzählung neue Wunden ſchlagen, da die alten ohnehin noch nicht geheilt ſind, nie heilen können! —

Don Mauritio war der zärtlichſte, vortrefflichſte Gatte, der liebreichſte Vater. Ich hatte ihm dieſe Tochter und zwey Knaben, Zwillinge, in einem Zeitraume von drey Jahren geboren, wir lebten unendlich glücklich, und unſer Glück wurde nur durch den Tod meiner guten Mutter unterbrochen. Wohl ihr; ſie entſchlief ſanft, wie eine Heilige; ſie ſah nur das Glück ihrer Kinder und erlebte nicht mehr den Sturm, der über dieſe hereinbrach und den Himmel ihrer Seligkeit ſo furchtbar trübte.

Don Mauritio erhielt öfters Briefe vom väterlichen Hauſe, die ihm an beſtimmte Adreſſen abgegeben wurden, er ſchrieb aus Italien, wo er vorgab, ſich zu befinden. Die Herzoginn, ſeine Mutter, wurde kränklich, er erhielt mehrere Mahnungsſchreiben, ins väterliche Haus zurückzukehren; der Herzog ſchrieb ihm von einem Plane, ihn zu verheirathen. Natürlich wich Don Mauritio bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande aus, und verſchob die Rückkehr von einer Jahreszeit zur andern.

Eines Tags kam ein Eilbote mit Briefen und wir erkannten in ihm einen Sekretär des Herzogs. Er erzählte uns den Tod der Herzoginn; auf dem Todtenbette hatte ſie jenem unſere geheime Verbindung geſtanden und ihn beſchworen, dieſelbe zu ſegnen und ſeine Einwilligung zu geben. Der Herzog verſprach es; ſie verſchied ruhig und ſie ſelbſt gab dem Sekretär kurz vor ihrem Ende den Auftrag, uns dieſe glückliche Nachricht zu hinterbringen. Aber ganz

Digitized by Google

anders lautete der Brief des Herzogs. Er gebot Don Mauritio aufs ſtrengſte, zurück zu kehren, dieſe Ehe, die ohne ſeine Einwilligung und ohne königliche Erlaubniß (Don Mauritio war Oberſt eines Regiments,) nicht gültig ſey, zu trennen, und es nie zu wagen, mich als ſeine Gattinn öffentlich zu erkennen und zu nennen. Er hatte dem Sekretär befohlen, Don Mauritio in Gutem oder mit Gewalt zurück zu bringen, und hatte, im Falle er ſich weigern würde, gutwillig mitzugehen, jenem ein Schreiben an den befehlenden General zu Tavira mitgegeben, einen Verhaftsbefehl zu erwirken.

Don Mauritio ſchwur, mich nie zu verlaſſen, er hatte ſich ſchnell gefaſſt und theilte mir ſeinen Plan mit. Dem Sekretär zeigte er Bereitwilligkeit, ihm zu folgen, und er nahm von dem Augenblicke wieder ſeinen wahren Namen an. Er war ein Jugendfreund des damals ſehr viel geltenden Miniſters, Grafen von Lima; dieſen wollte er zu gewinnen ſuchen, den Prinzen Regenten zu bewegen, ſich bey dem Herzog für ihn zu verwenden und ihm zugleich Verzeihung für ſeine Heirath ohne königliche Erlaubniß auszuwirken. Sollte dieß nicht gelingen, ſo würde er ſo viel als möglich von dem Vermögen ſeiner Mutter, die ihn zum Erben eingeſezt hatte, zu retten ſuchen; wir wollten auch mein Vermögen, das ſehr beträchtlich war, beweglich machen, und dann einen Himmelsſtrich ſuchen, wo unſrer Liebe und unſerm Glück keine Gefahr mehr drohte.

Ich billigte dieſen Plan und ſah Don Mauritio zwar ſchwer, doch gefaſſt abreiſen; in allen Fällen meines Lebens war ich entſchloſſen und beſonnen.

Mein Gatte hatte den Sekretär bewogen, ſeinen Weg über Liſſabon zu nehmen, welcher auch, da er ihn ſo bereitwillig ſah, ihm zu folgen, keinen Anſtand nahm, ihm zu willfahren. Kaum angekommen, ſuchte er den Miniſter auf, beſchwur ihn, ſich für ihn zu verwenden, daß ſein Glück nicht geſtört werde und bey dem Prinzen Regenten für ihn zu ſprechen. Der Miniſter verſprach es, und ſchon den zweyten Tag erhielt Don Mauritio den Befehl, bey dem Prinzen zu erſcheinen.

Er kam und wurde eingeführt: wie ſehr war er überraſcht, den Herzog von St. Lenardo im Zimmer zu finden! —

Don Mauritio, ſprach der Prinz; ich verzeihe es Euch, ohne königliche Bewilligung, Euch vermählt zu haben; hier iſt Euer Vater, der neue Statthalter des Königreichs Algarvien; auch er wird Euch verzeihen und eine Ehe nicht trennen, die Eure Mutter ſegnete und die Euch, wie ich weiß, glücklich macht. Der Herzog verbeugte ſich und ſagte: der Wunſch meines Herrn iſt mir Befehl, und wenn Se. Hoheit für Don Mauritio's Gattinn ſpricht, ſo werde auch ich dieſelbe in ihr erkennen. Und damit umarmte er dieſen ſchweigend. Der Prinz entließ Don Mauritio ſehr gnädig; der Herzog blieb noch zurück. Don Mauritio erwartete denſelben in ſeinem Palaſte; er warf ſich ihm, als er zurückkam, zu Füßen, und wollte ihm danken; der Herzog hob ihn auf und ſagte ihm kalt: Ihr habt, Don Mauritio, den Sieg über mich davon getragen, Eurer Liſt mußte der Vater weichen; ich werde und will, da Ihr einen ſo mächtigen Fürſprecher habt, Euer Glück nicht ſtören; allein Ihr werdet mir erlauben, meine Güter und die Hoffnung meines Namens auf euren Bruder, Don Ramiro, zu vererben, denn Ihr werdet bey Euerm erhabenen Glücke die irdiſchen Glücksgüter wenig vermiſſen. Ich will Euch nicht länger hier aufhalten, kehrt zurück in die Arme Eurer Gattinn und verſchont mich mit Euerm Anblicke, bis ich mehr mit dem Gedanken Eurer Heirath vertraut bin; zu Tavira werden wir uns ohnehin wieder ſehen; lebt wohl! Und damit verließ er ihn und ging aus dem Zimmer. Don Mauritio machte noch einige vergebliche Verſuche, den Herzog zu ſprechen; da es ihm nicht gelang, ſo reiſte er ab, mich aufzuſuchen und mich zu beruhigen. Mit Entzücken ſah ich ihn zurückkehren, ich war zufrieden mit dem, was wir gewonnen hatten; die Drohung der Enterbung ſchmerzte mich nicht, und da der Herzog in die Nähe kam, ſo hoffte ich von der Zeit, daß er uns noch ſeine Gunſt zuwenden, oder doch daß ſein Zorn ſich legen werde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe von Hrn. Salt und Briggs an Sir Sidney Smith.

Cairo, den 2. Okt. 1818.

Wertheſter Herr!

Mit dem größten Vergnügen ſende ich Ihnen durch meinen Freund, Hrn. Briggs, deſſen Sie ſich als Konſul zu Alexandrien erinnern werden, ein Paket, das ich ihm zur perſönlichen Ablieferung an Sie anvertrauet habe.

Daſſelbe enthält eine Goldplatte mit einer auf Befehl eines der Ptolomäer verfertigten Inſchrift, bey Gelegenheit der Erbauung eines dem Gotte Oniis gewidmeten Tempels, und welche einer von des Paſcha's Arbeitern unter den Trümmern der berühmten Stadt Canopus gefunden hat. Der vormalige franzöſiſche Konſul bemühte ſich ſehr, dieſes ſchätzbare Heiligthum der Vorzeit zu erhalten, aber der Paſcha, welcher ſich gerade zu Alexandrien befand, behielt dieſelbe, ohne etwas zu ſagen, bis er nach Cairo kam, bey ſich. Als ich ihm dort meine Aufwartung machte, ſagte er: „o ich bin auch ein Sammler geworden, und habe eine Inſchrift auf Gold entdeckt; aber dieſe iſt nicht für Sie,“ ſezte er hinzu, „indem ich ſie meinem Freunde, Sir Sidney Smith, zu ſchicken gedenke, als ein Zeichen meines Andenkens und meiner Hochachtung.“ Dieſe Worte werden, ich bin überzeugt, der Inſchrift einen doppelten Werth geben, indem ſie mit einer Wärme ausge-

Digitized by Google

ſprochen wurden, welche bewies, daß ſie von Herzen kamen.

Ich hoffe, Sie werden dem Zuſatz Glauben beymeſſen, daß ich niemals mit größerer Wonne Sr. Hoheit Auftrag beſorgte, als ich bey dieſer Gelegenheit that, indem es der Welt zum Beweis dienen wird, wie theuer Ihr Andenken in der Levante von den größten Männern gehalten wird, deren das ottomaniſche Reich ſich wohl in dieſem Augenblick rühmen darf. — — —

Henry Salt.

Wertheſter Herr!

Lazaretto R — vom 29. Febr. 1819.

Ich war in Hoffnung, Ihnen das eingeſchloſſene Schreiben unſeres General-Konſuls in Egypten, Hrn. Salt, perſönlich übergeben zu können, ich finde aber, daß ich dieſes Vergnügens werde entbehren müſſen, indem ich vernommen, daß Sie Ihren Aufenthalt zu Paris mit dem von Neapel vertauſcht haben, und da meine Ueberfahrt von Alexandrien ſehr lange war, und meine Quarantaine erſt gegen das Ende des kommenden Monats zu Ende gehet, ſo wird die Jahreszeit ſehr weit vorgerückt ſeyn, ehe ich nach England kommen kann.

Sie werden bemerken, daß Hr. S's Brief von mehreren Monaten zurück datirt iſt, indem er zur ſelben Zeit auf dem Punkt ſtand, mit Hrn. Bankes nach Nubien zu gehen, und dann nicht wußte, wenn er zurückkehren würde; es iſt mir indeſſen angenehm, Ihnen ſagen zu können, daß er, noch ehe ich Egypten verließ, mit einer ſchätzbaren Sammlung von Zeichnungen nach Cairo zurückgekommen war, und daß er in jenen entfernten Gegenden ſehr merkwürdige Entdeckungen gemacht hat.

Die Goldplatte mit der griechiſchen Inſchrift, deren er erwähnt, iſt in meinen Händen, und werde ſie unſerm hieſigen Konſul, Hrn. Falconer, oder wen Sie ſonſt wünſchen dürften, übergeben. Zu Ihrer einſtweiligen Belehrung gebe ich Ihnen unten eine Abſchrift.*) Sie iſt 6½ Zoll lang und 2¼ breit, und die Inſchrift beſtehet in vier Zeilen. Ich ſtimme gänzlich mit Hrn. S. in dem, was er von Ihnen ſowol, als von Sr. Hoheit dem Paſcha von Egypten ſaget, ein, und glaube, daß durch die ganze Levante Jedermann dieſelbe Meinung hegt.

Das Anſehen der Landſchaft um Alexandrien her hat, ſeitdem Sie dieſelbe gekannt, eine große Veränderung erlitten. Die Seen von Abukir und Mareotis ſtehen nicht mehr mit dem Meere in Verbindung, und trocknen durch Ausdünſtung, ſtufenweiſe aus. Bey beyden hat der Paſcha mit großer Mühe und bedeutendem Koſtenaufwand Dämme aufwerfen laſſen. Durch das Aufſuchen von Steinen zu dieſen Werken geſchah es, daß man die Ruinen von Canopus mit der erwähnten Platte entdeckte. Seit Kurzem hat es der Paſcha unternommen, den alten Kanal zwiſchen Alexandrien und dem Nil wiederherſtellen zu laſſen, um dadurch eine Verbindung mit dem Binnenlande zu verſchaffen, ohne daß man genöthigt wäre, über die gefährliche Bank bey Roſetta zu fahren, welche zu allen Zeiten dem Handel und der Wohlfahrt des Landes entgegenſtand. Der Paſcha zeigt einen Stolz darin, in der Anzahl der dabey beſchäftigten Arbeiter den Beyſpielen des Alterthums nachzuahmen. Im Februar und März des vergangenen Jahrs waren nicht weniger als 250,000 Menſchen zu gleicher Zeit mit dem Ausgraben beſchäftiget. Dieß ſcheint zwar eine Uebertreibung, ich weiß aber, daß die amtliche Zahl weit größer war, und Niemand hielt ſie für geringer. Die ungeheuere Vermehrung des Ackerbaues innerhalb weniger Jahre, und die Ruhe, deren man von einem Ende Egyptens bis zum andern genießt, bilden einen günſtigen Abſtich gegen die ehemaligen Zeiten; und der kriegeriſche Ruhm des Paſcha wurde durch ſeine neulichen Eroberungen in den arabiſchen Wüſten, und die Unterwerfung der Wahabiten, die vor einigen wenigen Jahren mächtig genug waren, um Beſorgniſſe für die Sicherheit der ottomaniſchen Pforte zu erregen, nicht weniger erhöht...

Briggs.

*) Wir werden dieſelbe nachliefern, ſo wie ſie geſtochen iſt.
Red.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Der jüngſte der gemeinnützigen und wiſſenſchaftlichen ſchweizeriſchen Vereine, iſt die Geſellſchaft zur Beförderung der Landwirthſchaft, der Künſte und Gewerbe des Kantons St. Gallen, die der Pfarrer Steinmüller zu Rheineck im verwichenen Sommer gegründet hat, und deren Verfaſſung, nebſt dem Verzeichniß ihrer 75 Mitglieder und der Eröffnungsrede ihres Stifters und nunmehrigen Vorſtandes, kürzlich gedruckt ſind ausgegeben worden. Die Rede holt etwas weither aus: „Verſetzen wir uns einen Augenblick in die ferne Vergangenheit, und vergegenwärtigen wir uns den Zuſtand der alten Römer in ihrer blühendſten Periode. Romulus konnte der künftigen Weltbeherrſcherinn Roma — dem Koloſſe eines Staats, keine beſſere Grundſtütze geben, keine ſicherere Exiſtenz verſchaffen, als durch die zwölf Prieſter von Arva. Romulus ſelbſt trat nach dem Tode eines Arvalen an ſeine Stelle, und von da an wurde dieſe Würde nur ſehr berühmten Perſonen ertheilt. In Rom errichtete man der Agricultur einen Tempel und opferte der Göttinn Ceres; ſelbſt die erſte Münze, Pecunia (Apecu) hatte einen Ochſen oder Hammel zum Gepräge, als Symbol des Reichthums. Publius Scipio, der die Schickſale der Staaten wog, und Cicero, der die Herzen der Römer lenkte, verlebten ihre lezten Tage bey der Landwirthſchaft. Kaiſer Diocletian entſagte nach einer fünfundzwanzigjährigen, ununterbrochenen, glücklichen Regierung freywillig dem Purpur, um in Salerno ſeinen Kohl zu pflanzen. Cyrus der jüngere erzog die Menge ſeiner Bäume ſelbſt, und Lyſander, der Lacedämonier, rief beym Anblick ſeines Gartens aus: „O Cyrus! wie glücklich müſſen dich nicht alle „Menſchen preiſen, daß du ſo viele Tugend mit Größe und „Würde verbinden kannſt!“ — Sogar den Thieren, die bey dem Ackerbau gebraucht wurden, ließ man große Auszeichnungen zu Theil werden... Nachdem man aber den Orden der Arvalen nicht mehr achtete, der Ceres nicht mehr opferte, der Münze

einen Tyrannen zum Symbol gab, den Bauern zur Leibeigenſchaft und zu Frohndienſten feſſelte, Fluren und Auen zu feſten Plätzen verrammelte, ländliche Thiere zu mörderiſchen Gefechten übte, den Pflug den Sclavenhändlern überließ und das Volk zu groben Forderungen gebracht hatte, ſtürzte der Koloß zuſammen und verfiel in ſein Nichts! — Dem Kanton St. Gallen näher gerückte und leichter anzupaſſende Vorbilder, wählt ſich hernach der Redner in Zürich und Bern. Wem anders (ruft er unter andern aus) verdankt der Kanton Zürich größtentheils ſeinen Wohlſtand, als dem durch ein halbes Jahrhundert ununterbrochen fortwirkenden Eifer ſeiner landwirthſchaftlichen Geſellſchaft! Dem Vorgange derſelben zu folgen ladet er ſeine Mitbürger ein. „In unſerm (ſagt er unter andern), aus ſo äußerſt verſchiedenartigen Theilen zuſammengeſezten Kanton, wo früher ſelbſt die nunmehrige Hauptſtadt (St. Gallen) mit ihrer nächſten Landesumgebung in politiſch-religiöſer und Bildungshinſicht überhaupt, ſo verſchieden war, daß ſie zuſammen unmöglich einen Zweck beabſichten konnten, ſtehen der Theilnahme an gemeinnützigen Geſellſchaften große Hinderniſſe im Wege; und Orts- und Dorfsgeiſt, verbunden mit der ihm eigenen niedrigen Selbſtſucht und Kargheit, lähmen und tödten faſt überall den edeln Gemeingeiſt, der den Blick vom Einzelnen oft auch auf's Ganze hinlenkt, und für das Wohl deſſelben gerne Opfer darbringt... Allein durch landwirthſchaftliche Induſtrie kommt Landbau, Manufaktur und Handel in Flor, und wo dieſe drey großen National-Gewerbe blühen, da herrſcht National-Reichthum und Wohlſtand, Credit und Anſehn; da hört Franklin's bekannte Klage auf: „Wir bezahlen an unſern Luxus doppelt ſoviel, und an unſere Faulheit dreymal ſoviel Abgaben, als an den Staat." Wer den Zweck will, muß auch die Mittel dazu ernſtlich wählen, d. h. will man die landwirthſchaftliche Induſtrie einheimiſch machen, ſo muß man die geiſtigen und körperlichen Kräfte derjenigen Bürger, die ſich damit beſchäftigen, dahin zu kultiviren ſuchen. Je weniger Unwiſſenheit, Aberglaube und Eigenſinn, blinde Anhänglichkeit an Väterweiſe und eingewurzelte Vorurtheile bey einem Volke herrſchen, und je mehr an derſelben Stelle Forſchungsgeiſt, Selbſtdenken und Wiſſenſchaft (Kultur oder Aufklärung) treten, deſto ſchneller und folgenreicher wird ſich auch die Induſtrie — dieſe mächtige Zauberinn, bey einer Nation verbreiten."

Die Geſellſchaft will ſich jährlich einmal zur General-Verſammlung bilden, um von ihrem leitenden Ausſchuß, der aus dreyzehn Gliedern beſteht, Bericht über ſeine Verhandlungen zu erhalten und die allgemeinen Angelegenheiten des Vereines zu berathen; der engere Ausſchuß hingegen verſammelt ſich zu zwey Monaten nur einmal, und er iſt bemüht, theils unmittelbar, theils durch Dazwiſchenkunft Anderer, ſich eine möglichſt genaue Kenntniß vom wirklichen Zuſtande der Landwirthſchaft, ſo wie des Ganges der Gewerbe und des Handels im Kanton zu verſchaffen, um daraufhin die möglichen und nöthigen Verbeſſerungen vorzuſchlagen, und auszumitteln, wie dieſelben, nach örtlichen und individuellen Verhältniſſen, in den verſchiedenen Theilen des Landes, zu Stande gebracht und ausgeführt werden mögen.

Hamburg, im November.

Den ſechsten dieſes Monats gab Hr. W. A. Mozart ein Konzert im Appollosaal. Dieſer Künſtler muß nicht mit ſeinem älteren Bruder verwechſelt werden, welcher ſich gleichfalls in früheren Jahren unter Aſioli dem Studium der Muſik widmete, aber von der Tonkunſt zur Themis überging und jezt als Beamter in Baiern lebt. Wir hörten Hrn. Mozart, der auch die Vornamen ſeines großen Vaters trägt, in dem von ihm gegebenen Konzert dreymal. Zuerſt in einem von ihm ſelbſt geſezten Konzert für das Pianoforte. Kenntniß des Satzes, angenehme Melodien, glänzende Inſtrumentation und ein wahrhaft ſüdlicher Charakter ſüßer Glut und feuriger Lieblichkeit, waren das Verdienſt des Tonſetzers, ſo wie ein leichter Anſchlag, geübte Fingerſetzung und glänzende Fertigkeit, nebſt dem gehörigen Ausdruck, der, ohne in Sentimentalität zu verfallen, doch höchſt zart und einſchmeichelnd war, den tüchtigen und geſchmackvollen Spieler kund geben. Es gehört aber in unſern Tagen viel dazu, wenn ein Künſtler auf dieſem reichſten und mangelhafteſten aller Inſtrumente den Ruhm der Meiſterſchaft erwerben ſoll; ſelbſt das entſchiedenſte Talent läßt in der Seele des Zuhörers noch immer den Wunſch einer höheren Leiſtung zurück, allein dieß fällt dem Inſtrument und nicht dem Spieler zur Laſt. Im zweyten Theil hörten wir von Hrn. M. von ihm geſezte Variationen über ruſſiſche Volkslieder; ſie waren tief gedacht und richtig geſezt, aber ſie ſprechen nicht an. Zum Schluß ſpielte er dann auch das bekannte Rondo brillant von Hummel. Vielleicht hätte dieſes mehr gefallen, wenn der Künſtler nicht ein ſo unglückliches Inſtrument zu ſeinem Vortrag gehabt hätte, daß es durchaus keine Stimmung hielt, und daß er ſich genöthigt geſehen hatte, Quartett-Begleitung zu wählen, da es nicht möglich war, die Blasinſtrumente in die hohe Vibration zu ſchrauben. Auch für Geſang hatte Hr. M. geſorgt. Hr. Gerſtäcker ſang Schillers Gedicht an Emma und das Lied: Wie der Tag mir ſchleichet, beyde ſehr gefühlvoll, melodiſch und einfach von Hrn. M. komponiet. Vom Vater Mozart — Giura al Padre Mozart — war bekanntlich der heiligſte Eyd der Sänger von Guardisoni's Bühne zu Prag — hörten wir die unvergeſſliche Symphonie aus G moll, die Arie der Idamente aus Idomene mit obligater Violin-Begleitung von Mlle. Pohlmann wahrhaft ſchön vorgetragen, mit herrlichem Portemento und höchſt ſparſamen Verzierungen, welche aber durchaus richtig und geſchmackvoll angebracht werden, mit der Violin-Begleitung in harmoniſcher Verbindung ſtanden, und ſo den richtigen Eindruck nicht verfehlen konnten. Die obligate Geige wurde von Hrn. Grund zart und lieblich behandelt. Auch das köſtliche Duett aus cosi fan tutte mit der Liebeserklärung wurde durch den Vortrag der Demoiſ. Pohlmann und des Hrn. Gerſtäckers des hohen Meiſters würdig ausgeführt.

Auf unſrer Bühne wurden in dieſen Tagen zum Erſtenmal zwey Luſtſpiele von Kotzebue gegeben: die eiferſüchtige Frau und Verlegenheit und Liſt, beyde ausgezeichnet gut und das erſte in ſo hoher Trefflichkeit, daß die Darſtellung dem galliſüchtigſten Krittler keinen Stoff zum Tadel bieten möchte. Hr. Herzfeld und Frau Doktorinn Unzer ſind in den Rollen des Ehepaars unnachahmlich, und der lauteſte Beyfall wird ihnen bey jeder Wiederholung in einem reichern Maße zu Theil. In dem zweyten Stück bewährt Hr. Lebrün in der Rolle des liſtigen Dieners ſein ſchönes, achtungswerthes Talent, um das es Schade iſt, wenn er es zu, denſelben nicht geeigneten, tragiſchen und heroiſchen Darſtellungen zwingen will. Ein ſo unverkennbarer Beruf wie der ſeinige, verdient mehr Berückſichtigung, als er ihm durch dieß vielſeitige Streben, das eine Zerſplitterung der komiſchen Kraft nach ſich zieht, angedeihen läßt.

Den 28. Oktober hielt die Hamburg-Altonaiſche Bibelgeſellſchaft ihre vierte allgemeine Verſammlung in Altona. Der Jahresbericht der Geſellſchaft bezeugt, daß ſie in ihrem lezten Rechnungsjahr 1275 Bibeln und 99 Exemplare des neuen Teſtaments an Dürftige vertheilt hat. Als die merkwürdigſte ihrer Unternehmungen erſcheint wohl die von einer, aus kenntnißreichen Männern gewählten Kommiſſion ihres Ausſchuſſes unternommne kritiſche Durchſicht der deutſchen Vulgarbibel, zur Herſtellung eines ächt lutheriſchen Textes derſelben. Der Abdruck dieſer Arbeit in 10,000 Exemplaren wird mit dem neuen Jahre beginnen.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 50.

Nro. 286.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 30. November 1819.

Warum mit ſchwerem Bley der Sorgen
Den Fittig hemmen junger Lebenslaſt,
Die Einmal — ach nur Einmal! —
Vorüberrauſcht und nimmer wiederkehrt? —

D. M. Fouqué.

Mein Wunſch.

(Nach dem Engliſchen des Merzick.)

Flüchtig iſt das Menſchenleben,
Seine Dauer ungewiß,
Freude wird nur karg gegeben,
Reichlich aber Kümmerniß.

Was die Weisheit warnend lehret,
Dringt nicht in des Jünglings Ohr,
Der, von Leidenſchaft bethöret,
Oft des Herzens Ruh verlor.

So verdorr'n die ſchönſten Blüthen
In des Lebens warmen May;
Aelter, wird man mehr ſich hüten,
Aber Thorheit ſtraft durch Reu'.

Lacht das Glück uns, es verſchwindet,
Denn beſtändig iſt es nie,
Was die Hoffnung uns verkündet,
Iſt nur Trug der Phantaſie.

Weil kein dauernd Glück hienieden,
Mag die Gottheit mir allein,
Trifft mich Unglück, Seelenfrieden,
Und zum Kampfe Muth verleihn.

Keine Höh' will ich erſtreben,
Die bethört zur Eitelkeit:
Nur ſo hoch will ich mich heben,
Daß mir nicht Verachtung dräut.

Und mein Glück hier zu vollenden,
Mag die Gottheit einen Freund
Mir, als treuen Führer, ſenden,
Der ſich mit mir freut und weint.

K. Müchler.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Der Herzog kam nach Tavira, wo er ſeinen Poſten antrat; der Prinz Regent und der mächtige Miniſter Lima hatten noch ſehr zu unſern Gunſten geſprochen; er empfing Don Mauritio gütiger, er verſprach auch, mich zu ſehen, und da der Miniſter in kurzer Zeit nach Tavira kommen wollte und meinem Gatten verſprochen hatte, ihn zu Fondee, (ſo hieß unſer Landgut) zu beſuchen, ſo wollte er dieſem zuvorkommen, und kam in der That: meine Thränen und der Anblick meiner Kinder rührten ihn; er war freundlich und gut, er gewann leztere lieb, wiederholte ſeine Beſuche und nannte mich am Ende ſeine liebe Tochter. Jezt ſchien unſer Glück vollkommen zu werden.

So ſtunden die Sachen, als Don Ramiro und Donna Blanka ankamen; ſie waren ſehr erſtaunt, den Herzog ſo zu unſern Gunſten verändert zu ſehen. Donna Blanka hatte ſich indeſſen mit dem Markeſe Vetino, einem ränkeſüchtigen, eigennützigen Mann, verheirathet. Dieſer und Don Ramiro ſahen ſehr ungern, wie freundlich ſich uns der Herzog genähert hatte, da dieſer ſchon Don Mauritios Enterbung ausgeſprochen hatte und beyde beträchtlich zu verlieren fürchteten, wenn er ſich verſöhnte und deſſen Recht der Erſtgeburt gelten lieſſe. Sie entwarfen ſchnell einen Plan, uns zu verderben, der zwar langſam, aber deſto ſicherer zur Reife gedeihen ſollte.

Digitized by Google

Sie überhäuften uns mit Liebe und Freundſchafts-Bezeugungen. Donna Blanka, die zwar ihren ältern Bruder viel mehr liebte, als den zweyten, ließ ſich aber doch durch die Leidenſchaft zum Gelde und durch Ueberredung ihres Gatten hinreißen, und war aus Neid, Eiferſucht und gekränktem Stolze meine tödtlichſte Feindinn geworden. Deſſungeachtet, um mich ſehr ſicher zu machen, ſchloß ſie ſich wieder unendlich an mich an; ebenſo Don Ramiro und der Markeſe an Don Mauritio. Lezterer war ein leidenſchaftlicher Freund der Jagd; von den erſtern wurde er öfters zu Parthien eingeladen, wo es denn, wenn die Jagd vorüber war, manchmal ſehr laut zuging, indem nicht immer die ausgeſuchteſte Geſellſchaft vereinigt war. Einſt war dieſe nach einer Jagd-Parthie wieder beyſammen, und da der Pokal fleißig herumgegangen war, wurde von dem und jenem geſprochen; man kam bald auch auf die Weiber; mehrere der Geſellſchaft erzählten ihre Liebes-Abenteuer und jeder ſollte eines zum Beſten geben. Die Reihe kam an einen ſchönen jungen Mann, der dießmal zum erſtenmal in der Geſellſchaft und mit dem Markeſe und Don Ramiro ſehr vertraut war. Er war ein Franzoſe und durch mannigfaltige Schickſale aus ſeinem Vaterlande vertrieben. Unter allen meinen vielen Liebes-Intriken, fing er an, hat keine mir mehr Vergnügen gemacht als die mit einer gewiſſen Jolanta Hutchſon, die ich in der Provinz inter Minho et Douro kennen lernte; ſie war die ſchönſte Heuchlerinn, die ich je ſah; unſere Intrike, die wir ſo verborgen als möglich führten, wurde durch eine Reiſe, die ich vornehmen mußte, unterbrochen; als ich zurück kam, war ſie verſchwunden; ich konnte ſie nicht auskundſchaften, und, meine Herren, denken Sie Sich den glücklichen Zufall, neulich begegnete ich ihr auf der Straße nach Tavira; ſie erkannte mich und ihre Blicke ließen mich hoffen, daß ſie nicht ungern dieſes Verhältniß wieder anknüpfen will, nur weiß ich noch nicht, ſie zu finden, aber bald werde ich es erfahren. Er wollte fortfahren, als Don Mauritio, der bey meinem Namen in große Bewegung gerathen war, auffuhr; der Markeſe aber und Don Ramiro, die natürlich jede Erklärung verhindern mußten, da ſie die Sache angeſponnen und den Franzoſen belehrt hatten, ergriffen meinen Gatten und führten ihn mit Gewalt aus dem Zimmer. Sie beredeten ihn, der Franzoſe habe im Trunk geſprochen, es ſey ein Irrthum oder die Sache beruhe auf einem Mißverſtändniſſe, man kenne ja die Prahlerey und den Eigendünkel dieſer Nation, und er ſeiner Seits kenne die Treue und Tugend ſeiner Gattinn, er habe im Gegentheil nun die allerbeſte Gelegenheit, wenn er den mindeſten Argwohn habe, ſich zu überzeugen; der größte Theil der Geſellſchaft ſey ſo betrunken, daß er den Namen nicht habe nennen hören, und wenn auch, ſo wäre mein Familienname zu wenig bekannt: durch vorlaute Hitze aber würde die Sache ruchbarer werden, und der Verdacht auf mir bleiben, im andern Fall hingegen, wenn er jezt ruhig bliebe, würde er Gelegenheit finden, den Franzoſen lächerlich zu machen, und zu beſtrafen.

Don Mauritio gab dieſen Gründen nach; er hatte ſein Ehrenwort geben müſſen, nichts von der Sache gegen mich zu erwähnen, um mich nicht zu kränken, und ſo führten ſie ihn gleich zu Hauſe, ohne daß er wieder zur Geſellſchaft kam.

Indeß aber blieb ein Keim tiefer Unruhe, denn er war ein Portugieſe, folglich ſehr zur Eiferſucht geneigt, und in ſeinem Innern kochte ein Feuer, das durch ſeine Umgebungen ſchlau, doch unbemerkt genährt wurde. Er war oft mürriſch und finſter, war viel abweſend und ſchwärmte mit der tollen Geſellſchaft im Lande herum; er hatte ſich feſt vorgenommen, Erklärung von dem Franzoſen zu fordern; allein nirgend konnte er ihn ausfindig machen, und der Markeſe ſagte ihm, er ſey verreiſet.

Einſt war Don Mauritio bey Donna Blanka in einem Seitenkabinete, und hörte einem lebhaften Streite zu, der zwiſchen dieſer und Don Ramiro, (die aber wohl wußten, daß jener in demſelben ſey) ſich entſpann. Donna Blanka behauptete, ich hätte eine heimliche Verbindung und nächtliche Zuſammenkünfte im Garten, wenn Don Mauritio abweſend ſey, ſie habe ſich bey ihrer lezten Anweſenheit zu Fondre davon überzeugt. Don Ramiro widerſprach lebhaft und hielt es für unmöglich. Donna Blanka behauptete, Don Mauritio davon unterrichten zu müſſen, jener hingegen wollte dieß durchaus nicht zugeben, bis nicht überzeugende Beweiſe vorhanden wären, und ſprach ſo edel, ſo gut, daß Don Mauritio innigſt gerührt aus dem Kabinete ſtürzte und beyde beſchwur, ihm Gelegenheit zu verſchaffen, ſich die Beweiſe meiner Treuloſigkeit zu holen. Beyde ſtellten ſich unendlich beſtürzt, daß er ihr Geſpräch gehört habe und gaben endlich ſeiner Bitte nach, ſich auf Kundſchaft zu legen. Don Mauritio kehrte dieſe Tage nicht nach Hauſe; er blieb bey Don Ramiro. Donna Blanka kam auf einen freundſchaftlichen Beſuch nach Fondre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vom Gedächtniß der Blinden.

(Essai sur l'instruction des Aveugles, par le Docteur Guillié. Seconde Edition. Paris, 1819. p. 52 — 61.)

Die Blinden haben ein außerordentliches Gedächtniß. Rührt wohl dieſe zuverläſſige, in ihrer Urſache jedoch noch unbekannte Erſcheinung, davon her, daß keine Zerſtreuung durch das Sehen bey ihnen ſtatt findet, oder ſollte irgend ein beſonderes Verhältniß ihrer Organiſation jenes Seelenvermögen vorzugsweiſe entwickeln?

Digitized by Google

Obgleich es wahrſcheinlich iſt, daß uns manches in der Lehre vom Gedächtniß, ſeiner Bildung und Anwendung, allezeit räthſelhaft bleiben dürfte, ſo will man doch hier einige flüchtige Betrachtungen über dieſe dem Menſchen in ausgezeichnetem Grad eigenthümliche Geiſteskraft, der näheren Prüfung ihrer bey den Blinden wahrzunehmenden Steigerung vorangehen laſſen.

Man hat das Gedächtniß mit einem Magazin oder Archiv verglichen, worin die mehr und minder treuen Abdrücke einer großen Menge von Dingen, deren Bilder oder Empfindungen wir früher gehabt haben, aufbewahrt liegen; Abdrücke, welche die Seele, wenn ſie ihrer bedarf, finden und neu beleben mag, und die alsdann den Vorſtellungen und Bildern, welche wir in einer viel früheren Zeit gekannt haben, gleichſam ein neues Daſeyn verliehen. Locke verglich daſſelbe mit einer Kupfertafel, die voll Zeichen und Buchſtaben iſt, welche ſich allmählig verwiſchen, wenn nicht zuweilen der Grabſtichel die Züge wieder auffriſcht. Der Pater Mallebranche meinte, das Gedächtniß beſtehe aus gewiſſen Fertigkeiten, welche die Lebensgeiſter den Gehirnfibern ertheilen, und mittelſt deren wir uns alsdann vergangener Dinge erinnern mögen; daß im Greiſenalter das Gedächtniß abnimmt, erklärt er aus den alsdann um die Gehirnfibern angehäuften Säfte, die der Mangel an Feuer und Wärme nicht zerſtreuen mag. Neuere Phyſiologen haben ähnliche Vergleichungen, mitunter verſtändlicher und gefälliger, aufgeſtellt.

Es beſizt der Menſch ein doppeltes Gedächtniß, das eine der Empfindungen und das andere des Verſtandes. Das erſtere bringt vormalige körperliche oder phyſiſche Wahrnehmungen in Erinnerung, das zweyte erinnert an frühere Vorſtellungen, Gedanken, Begriffe und Urtheile, an Freuden und Leiden ſittlicher Natur. Dieſer Doppelcharakter des Gedächtniſſes unterſcheidet den Menſchen vom Thier, welches auf das Gedächtniß der Empfindungen beſchränkt, dasjenige des Verſtandes, ſo wie deſſen Grundlage, ermangelt.

Dieſe leztere Art des Gedächtniſſes iſt aber diejenige, welche bey den Blinden in ausgezeichnetem Grad vorhanden iſt. Zwar ſind ſie allerdings nicht im Beſitz der Mittel, welche Sehenden für mnemoniſche Uebungen und Gedächtnißſtärkung zu Gebot ſtehen; dagegen aber beſitzen ſie vielleicht eine innere Mnemonik, die auf ihrer weiter unten zu berührenden vorzüglichen Zergliederungsgabe beruht.

Nach des Pater Charlevoix Angaben (Hist. du Japon, chap. 2. p. 203) ſind es Blinde, denen in Japan die Aufbewahrung des Andenkens der wichtigſten Ereigniſſe übertragen iſt. Die Jahrbücher des Reichs, die Geſchichten ſeiner großen Männer, die Archive der Familien, ſind keine zuverläſſigeren Denkmale, als das Gedächtniß dieſer berühmten Blinden iſt, die ſich einander ihre Kenntniſſe gegenſeitig mittheilen, und eine hiſtoriſche Ueberlieferung bilden, welcher zu widerſprechen Niemand ſich einfallen läßt. Sie haben Akademien, von denen Würden ertheilt werden, und in denen nicht nur Gedächtnißübungen ſtatt finden, ſondern wo auch die geſammelten Kenntniſſe in Verſe gebracht, und was die Geſchichte Schönes und Rühmliches meldet, mit allem Schmucke der Dicht- und Tonkunſt verherrlichet wird. Sie haben ihren Aelteſten, ihre Vorgeſezten und Beamteten, und ſie ſtehen in großer Achtung.

Um die wunderbaren Erſcheinungen des Gedächtniſſes begreiflicher zu machen, ſind einige Weltweiſe auf den ſinnreichen Einfall gerathen, ſich im Gehirn eine Art natürlichen Klavieres zu denken, welches aus einer zahlloſen Menge Saiten beſtehen ſollte, deren viele ſich alſo gleichſtimmig verhalten, daß hier, wie auf einem künſtlichen Klavier, eine berührte Saite die andere gleichgeſtimmte in Bewegung ſezt, ohne die übrigen zu erſchüttern.

Dieſer Hypotheſe zufolge, wäre der Hergang in unſerm Gedächtniſſe folgender: der ausgeſprochne Name Alexander hat unſer Ohr getroffen, und ſein Eindruck hat durch das Gehör-Organ die Fiber des Senſoriums erregt, an deren Erſchütterung die Vorſtellung Alexander's in unſrer Seele geknüpft iſt. Die erſchütterte Fiber ſezt nacheinander alle mit ihr gleichgeſtimmten Fibern in Erſchütterung, welche ſich hinwieder auch gleichzeitig bewegt hatten, zur Zeit, wo wir die Lebensgeſchichte des großen Feldherrn laſen. Sie erſchüttert demnach, um den Sitz der Seele her, die verſchiedenartigen Fibern, deren Schwingungen diejenigen aufeinanderfolgenden Vorſtellungen erwecken und in neues Leben rufen, welche früherhin, bezüglich auf Alexandern, in uns vorhanden waren, ſo daß wir uns nun erinnern, er ſey des Philippus Sohn, habe Griechenland beſiegt, den Darius entthront, Aſien erobert, den Porus überwunden, Egypten verheert, und ſey endlich während der Belagerung von Babylon verſtorben.

Die Anſtrengung, welche man beym Auswendiglernen und für das Behalten des Gelernten zu machen im Fall iſt, ſezt nacheinander und zu wiederholten Malen eine Reihe von Fibern in Bewegung, die ſich in unſerm Gehirn in Einklang befinden, oder welche durch die Anſtrengung alſo gleichgeſtimmt erhalten werden, daß die Bewegung der einen ſie nacheinander alle in Bewegung ſetzen, und in unſrer Seele eben ſo viele Erinnerungen von Vorſtellungen oder Empfindungen wecken muß.

Wo das Gedächtniß vollkommen iſt, da theilt ſich die Erſchütterung jeder einzelnen von dieſen Fibern allen übrigen mit, weil die Einſtimmung unter ihnen fürdauert. Beym ſchwachen Gedächtniſſe ergeben ſich Lücken, indem einige der vorhin gleichgeſtimmten Saiten abgeſpannt ſind, ihren Einklang verlieren, alſo dann verſtummen und gelähmt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Tragbares Gas (Kohlenſtoffſäure).

Hr. Gordon zu Edinburg in Schottland hat ſeit Kurzem ein Patent für eine beſonders für das Hausweſen ſehr nützliche Erfindung genommen. Der Nutzen der Kohlenſtoffſäure zur Beleuchtung iſt längſt anerkannt, und in den meiſten Städten Englands bedient man ſich deſſelben zur Erhellung der öffentlichen Straßen, großer Gebäude und Läden. Aber das Licht konnte nicht von der Stelle bewegt werden; auch ſtand der unangenehme Geruch, welchen die Verfertigung des Stoffes innerhalb eines Hauſes in demſelben zu verbreiten pflegt, ſeiner noch weitern Ausdehnung ſehr entgegen. Allen dieſen Unbequemlichkeiten hat Hr. G. auf einmal abgeholfen: er erfand nämlich das Mittel, den Brennſtoff ſo ſehr zuſammen zu preſſen, daß ein damit angefüllter kupferner Globus, von ungefähr einem Fuß im Durchmeſſer und der Dicke von anderthalb Linien, ein zwölfſtündiges Licht von der Stärke ſechs gewöhnlicher Lichter gewähret. Die Lampen, welche er verfertigt, ſind von verſchiedenen Größen und Geſtalten, je nach dem Zweck, für den ſie beſtimmt ſind; ſie laſſen ſich aufs bequemſte füllen und umhertragen. Man darf alſo nur in Zukunft ſeine Magd nach Kohlenſtoffſäure ſchicken, wie man ſie jezt nach Oel oder Lichter ſendet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 7. November.

Eine ſchöne Reiſe durch einen bedeutenden Theil von Deutſchland, über welche ich dem Publikum manches mitzutheilen gedenke, wenn dringendere Beſchäftigungen es erlauben, haben meine Berichte unterbrochen. Indeſſen iſt die bedeutendſte Lücke durch die Meiſterhand ausgefüllt worden, welche in dieſen Blättern die Darſtellungen der Sophie Schröder auf der Leipziger Bühne geſchildert hat. Demoiſ. Maaß iſt nach dieſer Künſtlerinn ohne allen Beyfall aufgetreten. Man hat leztere früher ſchon kalt gefunden, und meint, ſie habe noch dazu eine erkältende Manier angenommen. Einige andere Gaſtrollen während meiner Abweſenheit fielen in die Oper, und haben auf den Zuſtand unſerer Bühne keinen Einfluß gehabt.

Neu waren unterdeſſen die Oper Carlo Fioras (mit Muſik von Fränzl), Zieglers Luſtſpiele, die vier Temperamente und vierzehn Tage nach dem Schluß, welche dem Schauſpieler zu einigen angenehmen Leiſtungen Gelegenheit geben, und die falſche Prima Donna, Poſſe von Bäuerle. Das Stück hat wegen beſonderer Beziehungen, die außer demſelben, und dem Leipziger Publikum ſehr nahe lagen, und dann wegen einzelner, in ihrer Art ausgezeichneter Leiſtungen und Fertigkeiten der darin auftretenden Schauſpieler (z. B. des als falſche Prima Donna erſcheinenden und mit großer Fertigkeit falſetirenden Hrn. Genaſt) viel Glück gemacht. An ſich hat es keinen Werth, und nicht einmal Witz genug, um im Einzelnen die Aufmerkſamkeit feſt zu halten. Aber im Leopoldſtädter Theater in Wien hat es mir Gelegenheit gegeben, einen eignen komiſchen Styl, den ich den trocken-komiſchen nennen möchte, kennen zu lernen, und der die Darſtellung deſſelben wirklich zu einem Ganzen erhob. Hier aber waltete, von einer Seite wenigſtens, das Streben vor, der Sache einen Anſtrich von Vornehmheit zu geben, wodurch ſie vielmehr aus ihrer eigentlichen Sphäre heraustrat, und nach meiner Anſicht zum Zwitterding gemacht wurde. Gern erkenne ich dabey das Ausgezeichnete einzelner Leiſtungen an, aber ich nehme nicht genug Antheil an der Perſönlichkeit und den Fertigkeiten des einzelnen Schauſpielers, oder an jenen außerweſentlichen Beziehungen, um dadurch von der Darſtellung befriedigt zu werden. Das finde ich übrigens poſſierlich, wenn gewiſſe Beurtheiler aus angebornem Hange zur Ernſthaftigkeit und aus conventioneller Vornehmheit hinter das breite Schild des guten Geſchmacks flüchten, und über die ganze Gattung Zeter ſchreyen.

Später war auch die Oper Rothkäppchen (mit Muſik von Boyeldieu) auf die Bühne gekommen. Der Stoff, der wohl für eine Oper günſtig iſt, (das in Wien zu gleicher Zeit gegebene Roſenhütchen mit Muſik von Blum behandelt denſelben Stoff) iſt hier mit franzöſiſcher Frivolität bearbeitet und von dem Reize des Romantiſchen faſt entblößt worden. Die Muſik hat den Erwartungen, welche der Komponiſt durch ſeinen Jean de Paris erregt hat, nicht vollkommen entſprochen. Man findet einzelne intereſſante, glänzende und anmuthige Stücke; aber das Ganze behauptet ſich nicht in einem ſo entſchiedenen Charakter, wie die vorhergenannte Compoſition. Die Aufführung war auch in ſceniſcher Hinſicht lobenswerth.

Während der Michaelis-Meſſe hat man mit Recht die beſſeren Darſtellungen der Bühne wiederholt, und das fremde Publikum hat viel Antheil daran genommen. Ueberhaupt kann ein Styl der Darſtellung für den einzelnen und für das Enſemble der Schauſpieler nur durch Wiederholungen ausgezeichneter und klaſſiſcher Werke, wie dieß ebenfalls in Frankreich der Fall iſt, entſtehen; und die Neugier und Ungeduld der Meiſten iſt nicht nur gegen Theater-Direktionen unbillig, ſondern auch der Ausbildung der Schauſpielkunſt in Deutſchland ſehr hinderlich.

Von kleineren Stücken hat man neuerlich das Luſtſpiel der Wittwer, von Deinhardſtein, und Haß den Frauen nach Bouilly gern geſehen; Tänze als Ausfüllungen ſich gefallen laſſen. Mit Ausgang der Meſſe verlor die Bühne an Hrn. Löwe ein ſehr beliebtes Mitglied.

Die Meſſe, welche man für eine gewöhnliche gehalten hat, obgleich der Handel mit engliſchen und franzöſiſchen Waaren bedeutend geweſen ſeyn ſoll, hat ſonſt wenig Bemerkenswerthes dargeboten. Zu Letzterem gehört jedoch das große Lager von Silberwaaren und edeln Schmuck, welches die berühmte Handlung der Herren Seethaler von Augsburg ausſtellte. Vorzüglich ſtark wurden die ſchön geformten und verzierten Alabaſtervaſen, womit ein Italiener die Meſſe zum Erſtenmal bezogen hatte, gekauft. In einer Bude wurde der bekannte „nordiſche Herkules“ wegen ſeiner mit ſeltener Gewandtheit verbundenen Körperkraft und Stärke bewundert. Mehrere unſerer jungen Mahler haben ſeinen herrlichen Körper mit künſtleriſchem Enthuſiasmus gezeichnet. Das Panorama von Dresden, von dem Walle neben dem ſogenannten italieniſchen Dörfchen aufgenommen, konnte, ungeachtet ſeines uns ſo intereſſanten Gegenſtandes, nicht den Beyfall der früher hier gezeigten Rundgemählde erhalten; denn es fehlte ihm die gewandte mahleriſche Ausführung in Hinſicht des landſchaftlichen Theils, der bey dieſem Gegenſtande ſo bedeutend iſt. Himmel, Waſſer und Fernen waren ſehr vernachläſſigt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Monats-Regiſter, November.

Digitized by Google

Nro. 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. December 1819.

Weh wer von Liebe betrogen,
Leicht auf die Treue gebaut!
Fort aus dem Leben gezogen,
Grüßt er die Schatten vertraut.

G. C. Braun.

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Fortſetzung.)

Am zweyten Tage kam ein Reitender an Don Ramiro mit einem Schreiben von Donna Blanka. Sie meldete ihm: ſie habe mich bey einer die lezte Nacht ſtatt gehabten Zuſammenkunft belauſcht; es ſey von einer Entführung die Rede geweſen; für dieſe ſey wieder eine Zuſammenkunft verabredet, er ſolle alſo mit Don Mauritio kommen, ſich an einem bezeichneten Orte im Garten verborgen halten, und die Betrügerinn entlarven.

Don Mauritio war außer ſich; Don Ramiro weinte mit ihm. Ich ahnete nichts von Allem, war aber über Don Mauritios öfteres Ausbleiben, über die Mißſtimmung, die ich ſeit einiger Zeit an ihm wahrnahm, ſehr unruhig, und hatte mir vorgenommen, bey ſeiner Zuhauſekunft ernſtlich mit ihm zu ſprechen. Der Abend kam, Donna Blanka lud mich zu einem Spaziergange im Garten ein; ich folgte ihr; wir gingen durch einen langen dunkeln Bogengang, der an eine Hinterthür führte; ſie überhäufte mich mit Liebkoſungen; ich hatte meine kleine Leonora, die vier Jahr alt war, und munter voraus ſprang, bey mir; kaum hatten wir uns der Thüre genähert, als Vermummte hervorſprangen, mir den Mund mit einem Tuche verſchloſſen, mich und die Kleine in einen gut zugemachten Wagen brachten und eilend davon fuhren. Wir fuhren bis gegen Morgen, wo wir an einem einſamen Hauſe anhielten; ich erkannte den Markeſe Vetino, als es Tag wurde; er ſagte mir trocken, ich ſollte mich in mein Schickſal fügen, ich werde in ein Kloſter nach Spanien gebracht werden, wo ich den Reſt meiner Tage ſehr ruhig verleben könne; auf meine Frage: was mit meiner Tochter geſchehen würde? gab er mir eine ſehr unbeſtimmte Antwort. Da ich ſah, daß ich in der Gewalt dieſer Menſchen ſey, ſchien ich mich ruhig in mein Schickſal zu ergeben und wollte eine Gelegenheit abwarten, die mir auf die eine oder auf die andere Art günſtig ſeyn könnte. Wir fuhren durch ſehr ſchlechte Wege weiter; am zweyten Tage wurde der Wagen durch die Schuld des Kutſchers ſehr heftig umgeworfen, eine Achſe brach, der Markeſe wurde ſtark am Fuße beſchädiget. Mir und meiner Kleinen geſchah nichts. Es war nicht ſehr weit von einem Orte; einer der Männer war gegangen, einen Wundarzt für den Markeſe und Leute zur Herſtellung des Wagens zu holen, der Fuhrmann war mit den Pferden beſchäftigt, der Markeſe konnte ſich nicht rühren. Es war nur noch einer der Begleiter zu meiner Bewachung. Dieſen Augenblick benüzte ich, ich riß eine Piſtole aus dem Wagen, ich drohte dieſem, ihn plötzlich zu tödten, wenn er mich nicht in das nächſte Ort geleitete. Der Markeſe fluchte, drohte, er konnte nicht auf den Fuß ſtehen; ich ſchien ſehr entſchloſſen, meine Drohung wahr machen zu wollen, alſo geleitete mich mein Wächter in der Todesangſt nach dem Dorfe, wo ich mich zum Friedensrichter begab, ihm die Sache anzeigte und ſeinen Schutz forderte.

Er behandelte mich mit vieler Achtung, als ich ihm ſagte, ich ſey die Schwiegertochter des Herzogs von St. Le-

Digitized by Google

nardo, er ſezte mehe Vertrauen in meine Ausſage, als in die des Markeſe und ließ mich nach Fondee zurückbegleiten, wo ich am fünften Tage meinee Abweſenheit ankam. Wie muſſte ich alles daſelbſt finden!! —

Don Mauritio wae dem Tode nahe; meine beyden Söhne todt. Donna Blanka ermordet, Don Ramiro entflohen, der Herzog in Verzweiflung. Noch einmal will ich die ſchauderhafte Geſchichte hervorrufen und Ihnen Alles erzählen.

Als ich geraubt war, eilte Donna Blanka ins entgegengeſezte Ende des ſehr großen Gartens; dort hatte ſie Don Mauritio hinbeſchieden und den Ort meiner geheimen Zuſammenkunft beſtimmt. Was mit mir in der That geſchehen wae, ſollte hier bildlich vorgeſtellt werden. Es ſollte ſcheinen, als ſey ich meinem Gatten entflohen, denn ſie hoffte, der Markeſe würde mich ſicher an den Ort bringen, den ſie ausgemittelt hatten; doet wüede ich in ewiger Verborgenheit meine Tage beſchließen müſſen, und Don Mauritio ſollte alſo nie mehr etwas von mir erfahren. Meine Kinder würden ſie aus dem Weg zu räumen Mittel gefunden haben. Sie kannten Don Mauritios Hang zur Schwärmerey, ſie wuſſten ſeine Anhänglichkeit an mich, ſie berechneten ſeinen Gram, ſich in mir getäuſcht zu haben, und den Kummer um den Verluſt ſeiner Kinder. Darauf bauten ſie den Plan, ihn zu bereden, ſich von der Welt zurückzuziehen und ſein Leben in der Einſamkeit eines Kloſters zu enden, um dann das Vermögen des Herzogs und das ſeinige unter ſich zu theilen.

Don Mauritio kam mit Don Ramiro zu Pferde nach Fondee. Sie lieſſen ihre Pferde an der Gartenmauer halten; Don Mauritio ging an den bezeichneten Platz, mich zu erwarten, Don Ramiro ſollte am Eingange lauern. Donna Blanka, die meine Geſtalt hatte und wie ich gekleidet war, kam, in einiger Entfernung Don Ramiro, in einen Mantel gehüllt, entgegen. Wie ſie ihn erblickte, eilte ſie, ſich in ſeine Arme zu werfen. Don Mauritio ſtürzte aus ſeinem Hinterhalte, aber ſchon waren beyde zuvoegeeilt; ſie hatten ein Gitterthor zugeworfen, wo jener nicht ſogleich folgen konnte; da ſah er, wie ſie ſich in eine Kutſche warf und entfloh; ſie wollte nur Zeit gewinnen, bis zur andeen Thüre des Gartens, wo ich entführt worden war, zu fahren, dann ins Schloß zurück zu eilen, wo ſie unbemerkt hin zu kommen dachte. Don Mauritio hatte aber in der Wuth das Gitter erbrochen, er rannte nach ſeinem Pferde; Don Ramiro, der zurück geblieben war, (es war dunkel, man konnte nicht Alles deutlich ſehen), wollte ihn aufhalten, ſeinee Schweſter Zeit zu verſchaffen, allein Don Mauritio ſtieß ihn auf die Seite, ſprang aufs Pferd, und ſezte dem Wagen nach; in blinder Wuth ereilte er dieſen, zog die Piſtole, ſchoß ſie ab, das Schickſal leitete die Kugel, ſie fuhr Donna Blanka mitten durchs Herz. — In dem Augenblicke ſtüezte ſein Pferd, er wurde beſinnungslos ins Schloß gebracht. Nach zwey Stunden kam er zu ſich, er erwachte in vollkommenem Wahnſinn; ein füechterliches Fieber tobte in ſeinen Adern; ſechs und dreyßig Stunden hielt es furchtbar an, dann ſchlief ee ermattet ein. In der Nacht erwachte er, ſeine Wächter ſchlieſen, leiſe ſtund ee auf, im Wahnſinne geiff er nach ſeinem Dolche, der immer neben ſeinem Bette lag, er ſchlich ſich in das Schlafzimmer der beyden Knaben und — o ewig ſchauderhafte That! — durchſtieß einen nach dem andern das Herz; die Wärterinn erwachte beym Beginnen der That, konnte ſie jedoch nicht mehe verhindern; ſie ſchrie voll Entſetzen; ſeine Wächter kamen herbey, aber ehe man ihm in die Arme fallen konnte, ſtieß er auch ſich den Dolch mehreremale in die Beuſt. Von dem Augenblicke an kam er zu ſich; er entſezte ſich über ſeine That und war in Verzweiflung. Don Ramiro war außer ſich nach Tavira geeilt, er geſtund dem Herzog die ganze Gräuelthat, dann entfloh er. Dieſer kam nach Fondee, ſeine Enkel und Tochter todt, ſeinen Sohn ſterben zu ſehen. Mir hatte man nachgeſendet, ich kam aber eines andern Weges. Don Mauritio kannte meine Unſchuld, er ſah auf, als ich ins Zimmer trat, er ſtreckte ſeine Arme nach mie aus; zum leztenmale ſchlug er die Augen auf — ſie ſchloſſen ſich auf ewig. — —

(Der Beſchluß folgt.)

Vom Gedächtniß der Blinden.

(Beſchluß.)

Dieſe innerliche Mnemonik iſt es, von der wir glauben, daß Blinde ſich ihrer inſtinktartig bedienen. In dieſer Ueberzeugung, hüten wir uns ſorgfältig, beym Unterricht ſowol als auch im bloßen Geſpräche, vor jedem allzuſchnellen Uebergang von einer Vorſtellung zu einer andern, zumal wo dieſelben ungleichartig ſind, und zwiſchen ihnen allzuviele leere Sproſſen vorhanden ſeyn müſſen. Wir ſuchen vielmehr, auf analytiſchem Wege, dem bereits Bekannten das neu zu Erlernende anzuknüpfen, und in Anwendung der vorhin entwickelten Theorie, jederzeit eine mit einer andern einſtimmende Saite zu berühren. Auf dieſe Weiſe werden tiefe und andauernde Eindrücke erzielt. Die Blinden, welche ſich ohnedem Zeit nehmen, um, was ſie thun, recht zu verrichten, handeln ſtets in zuſammenhängender Verbindung, und nichts iſt ihnen widerwärtiger, als der Mangel an Zuſammenhang. Helvetius behauptet (de l'Esprit, Chap. 3, disc. 3), das Gedächtniß ſey ein Zeichen der Ordnung; es ſey daſſelbe größtentheils ein Werk der Kunſt, und bey übrigens wohlorganiſirten Menſchen rühre die große Ungleichheit des Gedächtniſſes viel weniger von der mehreren oder minderen Vollkommenheit ihres Organs, als von verſchiedentlicher Kultur und Uebung deſſelben her. Der Ordnung, meint er, habe man öfters den Scharfſinn des Geiſtes, allezeit aber den Umfang des Gedächtniſſes zu

danken. So iſt es denn auch der Mangel an Ordnung, welcher aus der Gleichgültigkeit für einzelne Fächer des Wiſſens hervorgeht, der die Vergeßlichkeit bey denen begründet, welche in andern Hinſichten ein vortreffliches Gedächtniß zu beſitzen ſcheinen. Ordnung erzeugt Tugend (ordo ducit ad virtutem), hat in gleichem Sinn der ehrwürdige Biſchof von Hippona geſagt.

Das Gedächtniß der Blinden könnte demnach wohl mit jenem Geiſt der Ordnung zuſammenhängen, der ihnen überhaupt eigenthümlich iſt, und mit der Angewöhnung, die Vorſtellungen alſo in ihrem Kopfe zu ordnen, daß die Reihenfolge derſelben leicht wieder erweckt werden mag. Es gibt ſehr wenig blinde Irren, die mit jener Art von Wahnſinn oder Verrücktheit befallen ſind, welche unzuſammenhängende Begriffe und einen zerſtörten Gang der Verrichtungen des Gehirns vorausſezt. Die konzentrirtere Aufmerkſamkeit bewirkt, daß Gegenſtände, welche bey ſehenden Menſchen nur ſchwache Eindrücke hinterlaſſen, ſich ihrem Geiſt tief einprägen. Dieß bedingte Vermögen kann bey ihnen, wie bey den Sehenden, durch Krankheiten, Wahnſinn, Blödſinn u. ſ. w. geſtört oder geſchwächt werden, ſeltener jedoch und in minderm Grad, aus den natürlich ſich ergebenden und oben entwickelten Gründen. Ich fand dieß öfters beſtätigt in mancherley an ihnen behandelten hitzigen Krankheiten.

Ein ſehr gutes Gedächtniß, ſagt man, ſey ſelten mit vorzüglicher Urtheilskraft verbunden. Dieſe Behauptung, ſo alt ſie auch ſeyn mag, iſt jedoch keineswegs erwieſen. Leſueur, unter den Blinden was Maſſieu bey den Taubſtummen, der erſte Zögling, der nach den jezt eingeführten Grundſätzen des Unterrichts behandelt ward, vereinbarte mit einem außerordentlichen Gedächtniß einen ſehr hellen Verſtand, und die meiſten mir bekannten Blinden beſitzen neben dem guten Gedächtniß auch ein ſehr richtiges Urtheilsvermögen. Ich glaube wohl, daß es Leute gibt, die bey vielem mechaniſchen Gedächtniß wenig Verſtand haben; dagegen begreife ich nicht, wie eine vorzügliche Beurtheilungskraft ohne Gedächtniß möglich ſeyn könne. „Das Gedächtniß, ſagt Montaigne, iſt ein gar vortreffliches Werkzeug, ohne welches dem Verſtand ſeine Verrichtungen zu leiſten ungemein ſchwierig ſeyn würde." *) Bekanntlich kann das Gedächtniß zu faſt unglaublicher Vollkommenheit gelangen. Seneka erzählt von ſich ſelbſt, er habe durch groſe Anſtrengung es dahin gebracht, bey zweytauſend unzuſammenhängende Worte, in der Ordnung zu wiederholen, wie ſie waren ausgeſprochen worden. Muret **) hat die Geſchichte eines korſikaniſchen Jünglings aufbewahrt, der ſein Gedächtniß alſo künſtlich ausgebildet hatte, daß er bis an dreytauſend griechiſche, lateiniſche, barbariſche Worte, ohne Zuſammenhang untereinander und die meiſt auch ſinnlos waren, in der Ordnung wie ſie ausgeſprochen wurden, alſo wiederholen konnte, daß er vom erſten zum lezten abwärts, dann aber vom lezten zum erſten wieder aufwärts ſtieg, und dabey verſicherte, er könnte auch wohl bis an ſechs und dreyßig tauſende mit gleicher Schnelligkeit lernen. Er hat ſeine mnemoniſche Kunſt in kurzer Zeit und mit gutem Erfolg einem venetianiſchen Edelmanne mitgetheilt. Neuerlich haben Hr. Finaigle und andere mehr die künſtliche Ausbildung des Gedächtniſſes gelehrt. Aber es iſt dieß nicht diejenige Art des Gedächtniſſes, in der ſich Blinde auszeichnen; das ihrige bezieht ſich vielmehr auf Thatſachen oder Reihenfolgen, die durch Nachdenken und Verſtand dargeſtellt und entwickelt werden mögen.

*) C'est un outil de merveilleux service que la mémoire, et sans lequel le jugement fait bien à peine son office. Montaigne, liv. 2, chap. 17.

**) Muret. variæ lectiones, cap. 1. lib. 3, de quorumdam admirabili memoria.

Seltene elektriſche Erſcheinungen.

Der brittiſche Wundarzt zu Leadhills, Hr. James Braid, erzählt in einem der Werneriſchen Geſellſchaft vorgeleſenen Aufſatz, er habe, als er am 20. Hornung 1817 gegen neun Uhr Abends vom Lande nach Hauſe ritt, die Ohren ſeines Pferdes hell leuchtend erblickt; auch der Umkreis ſeines Hutes ſchien ihm wie ein Feuerring. Bald hernach erfolgte ſtarker Regen und Schnee; das Pferd ward naß, und das Leuchten ſeiner Ohren verſchwand alsbald; der Feuerring des Hutes erlöſchte erſt nachdem dieſer völlig durchnäſſt war.

Vor dem Eintritt des Regens hatte Hr. Braid eine zahlloſe Menge kleiner Funken bemerkt, die von allen Seiten her ſich gegen den Umkreis ſeines Hutes und nach den Ohren des Pferdes bewegten. Seit dem 15. Hornung war die Atmoſphäre in den Umgebungen von Leadhills ſtark elekteriſch, wie die täglichen Erſcheinungen von Blitz und Donner darthun konnten. (Edinburgh Magazine, No. 5, p. 471.)

Aehnliche Beobachtungen kommen im neuſten Band der Memoires of the Amerikan Academy vor.

In der Nacht vom 17. Jenner 1817 hatte ein mit Regen und Schnee begleitetes heftiges Gewitter an vielen Orten der Oſtküſte der vereinten Staaten ſtatt gefunden. Die Blitze folgten einander faſt ununterbrochen; ſie waren aber nur ſelten von Donner begleitet. Perſonen, die ſich auf dem Lande auf etwas erhöhten Standpunkten befanden, ſahen den Umkreis ihrer Hüte, ihre Handſchuhe, die Ohren, Schwänze und Mähnen der Pferde, die Hecken am Wege, die Stämme abgeſondert ſtehender Bäume, u. ſ. w., mit

Digitized by Google

hellen, beweglichen und verſchiedentlich geſtalteten Flammen umgeben, welche ein ſchwaches Ziſchen verurſachten, dem des Waſſers in metallnen Gefäßen gleich, wenn es dem Sieden nahe iſt; übrigens waren ſie völlig den Flämmchen ähnlich, welche man im Finſtern auf einem mit Elektricität beladenen Drathe wahrnimmt. Die Bewegung ſchien dieſes Lichtausſtrömen zu begünſtigen, und beym Ausſpucken zeigten ſich die Speicheltheilchen in geringer Entfernung vom Munde leuchtend.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 7. November.

(Beſchluß.)

Die höchſt erfreuliche Vermählung Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Auguſt mit der kaiſerl. Erzherzoginn Caroline wurde auf der Bühne am 9. Oktober durch van Dyks Landleben, welchem eine Feſtgruppe mit Chorgeſang vorherging, gefeyert. Die Univerſität ſendete bey dieſem Feſte dem hohen Paare und der königl. Familie eine vom Prof. Hermann gedichtete lateiniſche Ode zu. In denſelben Tagen machte ſeine königl. Hoheit der Erbgroßherzog von Toskana von Dresden aus, wo er ſeines Schwagers Vermählung mitgefeyert hatte, einen Beſuch in unſerer Stadt, und nahm unter andern die literariſchen Schätze unſerer Univerſitäts-Bibliothek mit beſonderm Intereſſe und ſeltner Kenntniß in Augenſchein. Bey ſeinem Beſuch in der Officin des Buchdruckers Tauchnitz überreichte ihm dieſer zur Bewillkommnung ein eben ſtereotypirtes lateiniſches Epigramm, welches er mit der größten Humanität aufnahm.

Von Michaelis an iſt das gewöhnliche Abonnements-Konzert, welches auf dem Saale des Gewandhauſes gehalten wird, wieder eröffnet worden. Die Mitglieder der Oper, Mad. Neumann-Seſſi, und der Tenoriſt, Hr. Klengel, ſind auch in dieſem Winter für daſſelbe engagirt worden. Unter manchem Vortrefflichen iſt auch die glänzende Symphonie von Ries Nro. 2. zum Erſtenmal gegeben und mit Beyfall wiederholt worden; Mad. Neumann-Seſſi hat in Scenen von Zingarelli und Paer bewieſen, daß ein tiefer, gehaltvoller und ausgebildeter Vortrag immer neuen Enthuſiasmus zu erwecken im Stande iſt. Sehr ſchön iſts, daß man in dieſen Konzerten zuweilen auch aus Mozarts Idomeneus einige treffliche Stücke aufführt, da dieſer für die Bühne nicht eingerichtet zu ſeyn ſcheint. So hörten wir neulich aus dieſer Oper den gewaltigen Chor mit einleitendem Recitativ und darauf folgenden Marſch mit dem größten Vergnügen. Die Virtuoſen unſeres Orcheſters haben uns ihre Fortſchritte in Ton und Fertigkeit in mehreren Konzert-Leiſtungen bewährt. — Am Schluſſe der Meſſe gab der hier durchreiſende Knabe Leon de St. Lubin ein ziemlich beſuchtes Konzert, in welchem er mehrere Solo's mit Quartett-Begleitung mit ungewöhnlicher Zartheit und Fertigkeit vortrug. Hierzu gehörte ein ſehr ſchwieriges Quartett ſeines Lehrers Spohr, der auch hier erwartet wird.

Wenige Tage nach der Meſſe trat Mad. Hendel-Schütz, welche ſeit einigen Jahren mit ihrem Gemahl, Prof. Schütz jun., in Halle privatiſirt, in der Darſtellung der Merope als Gaſt unſerer Bühne auf. Es kann nicht geläugnet werden, daß ihre mimiſche Darſtellung dieſes Charakters in einem großen Style gedacht und ausgeführt war, von welcher wenige unſere gegenwärtigen deutſchen Schauſpieler kaum eine Ahnung haben, weshalb auch das Publikum an denſelben nicht mehr gewöhnt iſt, und daß in dieſer Frau eine Fülle von Schöpfungskraft iſt, die, um mit Goethe zu ſprechen, in allen Fingerſpitzen wieder bildend wird. Sie iſt Meiſterinn einer Kunſt, die ſich ganz nach Außen wendet, und war daher in den Momenten unvergleichlich groß, in welchen Merope durch eine bedeutende Einwirkung von außen, in einen gewaltigen Gemüthszuſtand verſetzt wird. Hier kann man nicht ſagen, ſie ahmte die Alten nach, ſondern ſie ſchuf antik. Aber leider brachte die Ungunſt ihres Organs, das dieſes gewaltige Streben nicht genügend unterſtützte, ein Mißverhältniß in die Darſtellung, welches von Einigen mit Unrecht der Kunſt der Darſtellerinn angerechnet wurde, die ſich deſſen ungeachtet, und obgleich das ganze Stück hier nie beliebt geworden iſt, den Beyfall des Publikums erzwang. — Ob Merope in dem Momente wo ſie in Gegenwart des Polyphont mit Bedeutung von dem Mörder ihres Gatten ſpricht, dieſen, wenn auch abgewendet von den Umſtehenden, bey den Händen ergreifen, feſthalten und ihm ſtarr ins Angeſicht ſchauend, jene Worte langſam und gleichſam drohend ausſprechen darf, zweifle ich, weil Merope in dieſer ganzen Situation mit der Furcht kämpft, ihres Sohnes Leben der Gewalt des Mächtigen Preis gegeben zu ſehen. Wenn hier die Mimik der Künſtlerinn mir weiter zu gehen ſchien, als es der Charakter erlaubte, ſo war dagegen in dem Anſchmiegen und ſchützenden Umfaſſen des erklärten Sohnes, die durch Furcht bewegte Liebe einer königlichen Mutter mit großer Wahrheit ausgeſprochen. An dieſer Vorſtellung ſah man übrigens auch, was eine einſichtsvolle ſceniſche Anordnung und Gruppirung wirken kann. Die Direktion hatte dieſelbe für dieſen Abend mit Recht der Künſtlerinn überlaſſen, deren bekanntes Anordnungstalent ſich auf dieſe Weiſe einen wirkſamen und höchſt mahleriſchen Hintergrund erſchuf. Dieſes kam vorzüglich zum Vorſchein in den lezten Scenen, wo am Altare die Vermählung gefeyert werden ſoll, und wo Aegiſth gewaltſam in den Tempel bringt und Polyphont am Altare tödtet. Merope tritt in lezterm Moment vermittelnd herunter unter das Volk, während die Prieſter und Knaben mit den Hochzeitfackeln zum Altar hinaufſliehen. Und ſo wandelte ſich das herrliche Bild auf leichte und natürliche Weiſe in die vortrefflichſte und bewegteſte Gruppe um. Die zweyte und lezte Gaſtrolle der Künſtlerinn (die Rolle der Baronin von Roſenſtein, welche einſt Iffland für dieſelbe geſchrieben haben ſoll), ſo wie ihre mimiſche Darſtellungen in einer größern geſellſchaftlichen Verſammlung habe ich nicht geſehen. Leztere haben außerordentlichen Beyfall erhalten.

Vor einigen Tagen wurde die Oper Aſchenbrödel (Cendrillon) wieder auf die Bühne gebracht. So glänzend übrigens die Aufführung war, ſo ſehr vermißte man doch noch in der Rolle des Baron Monteſiascon, die natürliche Komik. Die Rolle des Dandini wurde ganz vergriffen, weil es ein Unterſchied iſt, ob ein fürſtlicher Stallmeiſter oder ein Stallbedienter des Fürſten ſpielt. Auch der erſte Baſſiſt fehlt noch, obgleich ein Herr Mayer kürzlich als Baſſiſt engagirt iſt. Von unſerm erſten und ſehr braven Tenoriſten Klengel heißt es, er werde an Gerſtäckers Stelle nach Hamburg gehen. Wenn dieß wahr iſt, ſo hat die Oper keine guten Ausſichten. Für das Schauſpiel eröffnet ſich eine günſtige durch Eßlairs angekündigte Anſtellung, die ſchon im December dieſes Jahres eintreten ſoll.

A. W.

Digitized by Google

Nro. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. December 1819.

Ich muß dich nun vor allen Dingen,
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt, wie leicht ſichs leben läßt.

Goethe's Fauſt.

Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer.

Bekanntlich prophezeihete einſtens Frau von Sevigné, Racine werde aus der Mode kommen, wie der Kaffee. Damit bewies, nach der damaligen Meinung, die gute Frau, daß ſie Geſchmack hatte. Was würde ſie ſagen, wenn ſie jezt nach etwa hundert und funfzig Jahren nach Paris zurückkehrte, und ſähe, daß das ſchwarze ſchädliche Getränk und Racine's Verſe in aller Leute Munde wären?

Nachdem der türkiſche Geſandte, Soliman Aga, bereits im Jahre 1669 den Pariſern den Gebrauch des Kaffees gezeigt hatte, war ein Armenier, Namens Pascal, der erſte, der einige Jahre ſpäter auf der Meſſe zu St. Germain eine Kaffee-Boutique aufſchlug. Es ſcheint jedoch, daß der ſtete öffentliche Verkauf deſſelben erſt mit dem Jahee 1724 ſeinen Anfang genommen hat. Wenigſtens fällt der Urſprung des erſten Kaffeehauſes, deſſen man ſich hier erinnert, in jenes Jahr. Der Gründer deſſelden, ein gewiſſer Sicilianer Procopio, verlegte daſſelbe in die Rue des Fossés-St. Germain des Prés, wo ſich damals das franzöſiſche Theater befand, und zwar demſelben gerade gegenüber. Dieß Kaffeehaus exiſtirt noch in dieſem Augenblicke, und führt vor wie nach den Namen ſeines erſten Gründers. Gegenwärtig, wo ich dieſes ſchreibe, alſo etwa hundert Jahre nach dem Urſprunge des Café Procope, ſollen an Cafés, Estaminets und Tabagies nahe an ſechstauſend öffentlicher Häuſer in Paris exiſtiren, wo Kaffee verkauft wird.

Ich muß erklären, was jede der drey ſo eben genannten Gattungen von Kaffeehäuſern bedeutet, und worin eine von der andern unterſchieden iſt.

Ein Pariſer Kaffeehaus iſt nicht, wie eins dergleichen in Deutſchland, ein Ort des Entſetzens für denjenigen, dem der Tabaksdampf nicht gleich gilt, er möge aus Brandenburgiſchem oder Virginiſchem Kanaſter kommen. Rauch iſt daſelbſt freylich auch vorhanden, aber aus Arabiſchem Mokka, und ſtatt ſich auf harten Schemmeln Rückenſchmerzen zu erſitzen, ruht man auf weichen Sammetpolſtern die müden Glieder aus. Wände von Spiegeln ſind bis dahin in deutſchen Kaffeehäuſern noch nicht Sitte geweſen und das mit Recht; denn, was würden Spiegel helfen, wenn man ſeine eigne Hand nicht vor den Augen ſehen kann? In den hieſigen Kaffeehäuſern aber muß ſich alles doppelt und dreyfach daeſtellen, die Petite Maitresse, die daſelbſt ihr Eis oder Sorbet ißt, die Bonne (Hausmagd), die für ihre Herrſchaft eine halbe Taſſe Kaffee beſtellt und im Durchlaufe in den Spiegeln nach der Form ihres Corſets und den Falten ihres Kopftuches ſchaut, und der junge Herr, welcher vor denſelben ſein Halstuch, ſein Schnauzbärtchen und ſein gelocktes Haar in Ordnung bringen muß.

Die Estaminets ſind niederländiſchen Urſprungs und der (wahrſcheinlich ſpaniſche) Name bedeutet noch heut zu Tage in den Niederlanden, zum Beyſpiele in Brüſſel, Lille u. ſ. w. eine geſchloſſene Geſellſchaft. Von dieſer hat hernach auch der Ort ſelbſt den Namen Estaminet bekommen. Hier mögen ſich diejenigen Fremden, die daran gewöhnt ſind, zu

Digitized by Google

räuchern und geräuchert zu werden, nach Herzensluſt für den Zwang entſchädigen, dem ſie an jedem andern Orte in Paris unterworfen ſind. Es geht aus der Sache ſelbſt hervor, daß die Estaminets weniger glänzend dekorirt ſeyn können, als die eigentlichen Kaffeehäuſer, wo nicht geraucht werden darf. Auch wird hier nicht ſowol Kaffee, als vielmehr Bier, Punſch, von Ausländern ſogar Wein, getrunken.

Tabagie iſt der Name, den anfangs alle öffentlichen Oerter führten, wo man ſich nur des Rauchens wegen verſammelte. Nachmals ſcheint dieſe zu bezeichnende Benennung gegen die allgemeinere, Estaminet, vertauſcht worden zu ſeyn. Jezt wird nur noch die unterſte und gemeinſte Klaſſe der öffentlichen Verſammlungsörter, wo geraucht werden darf, Tabagie genannt.

Eine Sonderbarkeit, die allen dieſen drey Gattungen von Kaffeehäuſern eigen iſt, beſteht darin, daß daſelbſt von gebornen Franzoſen durchaus kein Wein getrunken wird, und daß ſogar Ausländer, der Macht dieſer Gewohnheit unterthan, ſich den Genuß deſſelben außer dem Hauſe verſagen, oder, wenn ſie zur geringen Volksklaſſe gehören, zu dieſem Behufe die Weinſchenken beſuchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Jolanta, die Scheinſtumme.

(Beſchluß.)

Donna Jolanta verhüllte ihr Geſicht, ihre Thränen floſſen unaufhaltſam; ich war innig erſchüttert und unvermögend, zu ſprechen. Nach einer langen Pauſe ſammelte ſie ſich und fuhr fort. Aus Ihrer Bewegung urtheile ich, daß Sie ſich einen Begriff von meiner ſchrecklichen Lage, meinem namloſen Schmerz machen können; nur die Stärke, die mir Gott verliehen hat, gab mir die Kraft, nicht gleichfalls zu unterliegen und meine Leiden zu enden. Der Kelch war noch nicht geleert.

Ich ſammelte die theuern Reſte, ließ einen Tempel in meinen Garten bauen, wo ein Sarkophag den Vater und die beyden Söhne einſchloß. Da ſtiftete ich eine ewige Lampe und dieſen Ort beſuchte ich täglich: er war der Zeuge meines Kummers. So lebte ich eine Zeitlang meinem Schmerz; jede Freude floh mich, meine übrig gebliebene Tochter feſſelte mich noch ans Leben.

Plötzlich wurde ich im Namen der Inquiſition verhaftet, meine Papiere verſiegelt und ich nebſt meiner Tochter ins Gefängniß nach Faro abgeführt. Meine treue Negerinn begleitete mich dahin, ſie verließ mich nicht. Es war der Markeſe Vetino, der ſich nur durch eine große Summe Geldes und durch ſeine mächtigen Verbindungen von einer ſtrengen Unterſuchung hatte frey machen können, der, tiefe Rache im Herzen kochend und mit allen Laſtern vertraut, mich angeklagt hatte. Er beſchuldigte mich der Ketzerey und eines abgöttiſchen Gottesdienſtes in meinem Tempel. Ich war reich, das war Urſache genug, ihm Glauben beyzumeſſen. — Zwey Jahre beynahe ſchmachtete ich im Kerker; der Herzog ſelbſt verwandte ſich für mich, konnte mich aber nicht befreyen. Endlich gelang es mir, mich an den edeln Miniſter, den Grafen Lima, zu wenden; dieſer nahm ſich meiner an, doch konnte er bey dem Patriarchen nichts erwirken, als daß ich frey gelaſſen wurde, mit der Bedingung, eidlich zu verſprechen, Portugall nie wieder zu betreten. Meine Güter und Vermögen wurden eingezogen. Meiner Leonora zu lieb, die im Kerker ſehr leidend geworden war, willigte ich in Alles. Meine Negerinn, die durch eine Krankheit die Sprache verloren hatte, durfte mich begleiten, ſonſt Niemand von meinen Leuten. Als ich frey wurde, überbrachte mir einer meiner treuen Diener meine Schatulle und einen Theil meines Schmucks, die er vor der Raubbegierde gerettet hatte; beyde waren ſehr bedeutend und mehr, als ich je brauchen werde.

Ich miethete ein Schiff und ließ mich in Sicilien nieder. Auf der Reiſe war meine Tochter ſehr krank geworden; kaum war ich einige Wochen in der Gegend von Catania, ſo verſchied — nein — entſchlief ſie; die Engel trugen ſie aus meinen Armen in den Schoß des Vaters über den Sternen. — Mit ihr verlor ich das Lezte, was mich noch an die Erde feſſelte. Der Boden, wo ſie mir entriſſen wurde, war mir verhaßt. Ich nahm abermals ein Schiff, miethete Handwerksleute, um mir in einer einſamen verlaſſenen Gegend, ferne von den Menſchen, eine Hütte zu bauen. Ich kam an dieſe Küſte, hier ließ ich meinen Wohnort aufſchlagen, die Handwerksleute ſandte ich zurück. Ich hatte mir vorgenommen, mit Niemand in Verkehr zu treten; deßwegen ſtellte ich mich ſtumm. Dieß und meine Lebensweiſe ließ mich auch für verrückt halten; ich ließ die Leute in dem Wahne und blieb ungeſtört und von allen Nachforſchungen frey. Mein Kind habe ich nach orientaliſcher Art einbalſamirt; ſo lebt es mir todt in meiner Nähe. Hier über dieſen Altären ſind die Bilder meiner Söhne, in jener Niſche das Bild meines Gatten, wie ich ihn zum erſtenmale erblickte, und hier, in dieſer Kapſel, die ich Ihnen wieder verdanke, iſt das meiner ewig theuern Mutter. So ſehen Sie Alles um mich vereint, was mir theuer war, und ſo lebe ich in meinen Schmerzen und in dieſen finde ich noch allein ein Glück, das mich verzehrt. —

Sie ſchwieg. Ihre Thränen floſſen ſanft; ich war tief bewegt, ich ſchämte mich der meinigen nicht. Signora, ſagte ich, nach einer langen Unterbrechung, gerne wollte ich Ihnen danken, daß Sie mich würdigten, mich zu Ihrem Vertrauten zu machen; bey Leiden, wie die Ihrigen, kann das Herz nur fühlen, das Wort verſtummt; ewig wird dieſer Tag mir unvergeſſlich ſeyn und mit unauslöſchbaren

Zügen dieſe herzerſchütternde Geſchichte jenem eingegraben bleiben.

Scheiden Sie, mein Freund, ſprach ſie, nach einiger Zeit, von dieſer Trauerbühne, leben Sie wohl! wahrſcheinlich auf ewig. Sie haben geſehen, was Menſchen leiden und dulden können; liegt auch einſt ſchwer auf Ihnen die Hand des Schickſals, ſo dulden auch Sie als ein Mann, und verzweifeln Sie nicht; ein groſʒer Troſt bleibt, wenn rein bleibt das Herz, und ich entlaſſe Sie mit den Worten meines edeln Arabers, die er meinem jugendlichen Gemüthe einprägte; „fürchte nichts und hoffe nichts auf Erden mit Leidenſchaft, und lebe, daß du getroſt rückwärts blicken und mit ruhigem Gemüthe dein Loos am Scheidewege erwarten kannſt.“ —

Sie reichte mir die Hand, führte mich durch das Haus und den Garten bis vor die Thüe, dann drückte ſie mir dieſe herzlich und ſprach mit Rührung, da ſie meine Bewegung ſah, in welcher ich zu ſprechen unfähig war, Gott mit Ihnen! wandte ſich langſam und ſchloß die Thüre ab.

Lange ſtand ich nachſinnend; — ich wuſſte nicht, wie mir geſchah; endlich kehrte ich zurück, tief erſchüttert. —

Des andern Morgens brachen wir auf, kurz nachdem ich zu Hauſe ankam. Dem im Morgennebel gehüllten Felſen ſagte ich traurend Lebewohl, und einen glühenden Wunſch ſandte ich zum Himmel, der armen Duldenden bald die Dornen abzunehmen, die ihr Haupt und Herz ſo grauſam zerfleiſchten.

Nie kehrte ich wieder zu jenen Felſenwänden zurück; aber oft erkundigte ich mich bey meinem würdigen Kanonikus D... ob die ſtumme Signora noch lebe? Bis zum Jahre fünf hatte ich Nachricht von demſelben, dann konnte ich nichts mehr erfahren, weil mein Kanonikus geſtorben war. Im Jahre 1811 befragte ich einen illyriſchen Oberſten, der aus Spalatro zu Hauſe war, und den ich daher kannte, ob er nicht wiſſe, was aus der ſtummen Perſon am Berge Kliſſa geworden ſey? Er erzählte mir ganz kalt und ohne Theilnahme — er kannte die Erhabne nicht — daß bey einem Gefechte gegen die Montenegriner in jener Gegend das Häusschen ein Opfer der Flammen geworden und, wie man vernommen habe, ſie nebſt der Negerinn darunter begraben worden ſey — Sicher wollte ſie die Reſte ihrer Leonora und Alles, was ihr ſo heilig war, nicht verlaſſen, und ſie fand da den Tod, wo ſie in Schmerzen gelebt hatte. —

Friede ſey mit ihrer Aſche! war das einzige, was ich ſagen konnte. Kein Marmor deckt ihr und der bis im Tode Getreuen Gebein, aber ſanft ruhen ſie und huldvoll reicht ihnen einſt der Engel der Verklärung die Palme des Friedens und der Duldung. —

Albert Gr. v. Pappenheim.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

Während man hier zu Lande mit Ungeduld der Erſcheinung des „Zerſtörten Jeruſalem“, eines epiſchen Gedichtes des Hrn. Arici, entgegen ſieht, deſſen ſieben erſte, von dem Verf. früher publicirte Geſänge bereits mit groſʒem Beyfalle ſind aufgenommen worden, wird jezt ein anderes Gedicht, von Hrn. Angelo Maria Ricci, die Italiade betitelt, als unter der Preſſe befindlich, angekündigt. Dieſer neue Dichter hat ſich die Thaten und den Sieg Karls des Groſʒen über Didier, den lezten Lombardiſchen König Italiens, den er als einen Helden betrachtet, zum Gegenſtande ſeines Geſanges gewählt. Auch ſoll er unter den Italienern der von ihm gefeyerten Epoche Charaktere und Züge von Seelengröſʒe aufgefunden haben, welche die Wahl ſeines, zwar aus einem Zeitraume, in welchem der Wechſel des Glücks den Sturz des Lombardiſchen Königreichs beſchleunigte, hergenommenen Gegenſtandes rechtfertigt. Das Gedicht iſt in zwölf in Ottava rima geſchriebene Geſänge abgetheilt und als Herausgeber nennt ſich J. Maſi zu Livorno. — Der in Italien durch einige dichteriſche Verſuche bekannte Enegild Frébiani war von ſeiner nach dem Morgenlande unternommenen Reiſe glücklich zurückgekehrt. Er war Ende Septembers 1817 von Livorno abgereist, und hatte ſich nach Egypten begeben, wo er alle Alterthümer dieſes Landes in Augenſchein nahm. Dann ging er wider den Nil hinauf und beſuchte Theben, wo er mit Lord Belmore, Hrn. Drovetti und Salt, die eben mit Nachgrabungen beſchäftigt waren, zuſammentraf. In den erſten Tagen des Decembers langte er in Geſellſchaft des Lord Belmore zu Syene an, trat mit ihm in Nubien ein, und paſſirte am 15ten des erwähnten Monats, zu Colabſi den Wendekreis. Gemeinſchaftlich beſuchten ſie Premna und Pſelea, und am 25ſten gelangten ſie zu den Katarakten. Von da gingen ſie denſelben Weg wieder zurück und den Nil herunter nach Syout, wo ſie auf den Grafen von Forbin trafen, der gerade damals die Thebaiſche Wüſte durchſtreifte. Hier trennten ſich die Reiſenden, und Hr. Frébiani nahm ſeinen Weg nach den Pyramiden hin, wo er Hrn. Belzoni antraf, welcher eben beſchäftigt war, in das Innere der noch unberührt daſtehenden Pyramide von Cephren einzudringen. Hr. Frébiani nahm thätigen Antheil an ſeinen Bemühungen, und nach Verfluß von ſechs mühevollen Tagen waren ſie ſo glücklich, den Eingang dieſer gewaltigen Steinmaſſe zu entdecken. Sie gingen hinein, konnten aber nichts Merkwürdiges finden. Hr. Frébiani, durch dieſe Entdeckung wenig befriedigt, brachte die nächſtfolgende Nacht auf der Spitze der gröſʒten Pyramide zu. Dann trennte er ſich von Hrn. Belzoni, begab ſich ganz allein nach Alexandrien, kam wieder zurück nach Cairo und gelangte durch Idumäa und die Wüſten von Ur und Etham, im ſteinigen Arabien, nach dem ſchönen Lande der Philiſter. Von da reiste er über die Gebirge der Stämme Simeon und Benjamin, und kam gerade zu der Zeit nach Jeruſalem, als die Ceremonie Statt fand, bey welcher die Griechen das heilige, vom Himmel ihnen kommen ſollende Feuer erwarten, und war Augenzeuge jenes verächtigten und tragiſchen Streites zwiſchen den ſchismatiſchen Griechen und den Vätern des heiligen Landes, in der Kreuzerfindungs-Kapelle. Von Jeruſalem ging Hr. Frébiani dem Jordan und dem todten Meere zu, bereiste das Hügelland von Engaddi und die Thäler von Membré und Hebron. Nach Jeruſalem zurück, begab er ſich wieder nach Jaffa, beſuchte die Städte Aſcalon, Azot, Geth und Acaron, ging von da nach Samarien über, kam, nachdem er Garizim, Ebal, den Jakobs-Brunnen und die Stadt Samaria in Augenſchein genommen,

Digitized by Google

durch die groſſe Ebene von Esdrelon nach Galiläa, beſichtigte den See Tiberias, nahm mit den Waſſern der Bäder von Emmaus eine chemiſche Zergliederung vor, und lenkte alsdann, nachdem er Galiläa und Trachonitis neuerdings durchkreuzt hatte, ſeinen Schritt nach Nazareth und von da nach Phoenizien. Den Anfang machte er mit Cäſarea in Paläſtina, und von da ging er nach dem Berge Carmel, Porphyria, Saint Jean d'Acre, Tyrus, Seid und Barut. Von lezterer Stadt drang er tiefer in das Herz des Anti-Libanon und Libanon ein. Nach Vollendung dieſer Gebirgsreiſe langte er zu Damaſkus an, beſuchte dann die Städte Tripoli, Tortoſa, Gabala, Leodicäa, Seleucia und Antiochia, von wo aus er die Stadt Aleppo und dann die Ufer des Euphrat glücklich und wohlbehalten erreichte. Seine über zweytauſend Meilen betragende Reiſe machte Hr. Frédiani größtentheils allein und immerfort in europäiſcher Kleidung, ohne daß ihm dieſer Anzug die mindeſte Unannehmlichkeit zugezogen hätte. Es begegnete ihm auch durchaus kein Unfall; überall erwies man ihm Achtung und bediente ihn pünktlich; auch genoß er fortwährend einer ſehr guten Geſundheit. —

Die Nachgrabungen in dem Bette der Tiber ſind die Zielſcheibe des Spottes und der Sarcasmen der Römer geworden. Weil die nautiſche Maſchine allzuklein und ſchwach war, um dem Zwecke, zu dem ſie beſtimmt iſt, ein Genüge zu leiſten, ſo hat bis jezt noch nichts aus dem Waſſer hervorgezogen werden können, als eine einzige Sepulcral-Halbſäule, die man am Ufer vorfand, und welche Hr. Fea nach dem Vatikan hat wollen transportiren laſſen, wenn nicht die Unternehmer ſich widerſezt hätten. Dem Vernehmen nach will Hr. Fea ſie deßfalls gerichtlich belangen laſſen.

Mit den zu Tivoli angefangenen Nachgrabungen ſoll in Kurzem wieder fortgefahren werden. Die einſtweilen aufgefundenen Stücke, deren Ausfuhr nach dem Auslande unterſagt worden iſt, ſind folgende: eine ſizende, ſehr ſchöne, weibliche Statüe, mit einer preiswürdigen Draperie und vollkommen wohl erhaltenen antiken Kopfe, Fragmente von drey Gladiatoren und eine Statüe, etwas unter Lebensgröße, die einen jungen, aufrecht ſtehenden Menſchen vorſtellt.

Die Antiquare wiſſen ſich nicht zu erinnern, daß jemals ſo viele Denkmäler aus dem alten Egypten zu Rom angekommen ſeyen, als unter dem dermaligen Pontificate. Der Römer Guidi iſt es, der auf Verfügung des Papſts, eine beträchtliche Anzahl ſolcher Alterthümer, die er ſelbſt durch Araber in verſchiedenen Gegenden Egyptens und vornehmlich in den Umgebungen des alten Theben ausgraben ließ, nach Italien herüber geſchafft hat.

Der geſchickte Geograph, Hr. Adrian Balbi, hat zu Venedig die zweyte, vermehrte und nach den lezten politiſchen Ereigniſſen ſowol, als nach den geographiſchen Entdeckungen der neueſten Zeit berichtigte Ausgabe ſeines „Campendio di Geografia universale“ herausgegeben. Auch die vorzüglichſten deutſchen und franzöſiſchen, geographiſchen Werke hat er bey ſeiner Arbeit nicht unbenuzt gelaſſen, und mit der Darſtellung ſeiner eigenen Anſichten eine Parallele mit denen eines Malte-Brun, Büſching, Fabri, Mannert, Blumenbach u. ſ. w. verbunden. Zu gleicher Zeit läßt er ſich darauf ein, die Urſachen der zwiſchen den Angaben der Einwohnerzahl der Städte vorwaltenden Verſchiedenheit darzulegen, welche Verſchiedenheit in jenen approximativen Schlußfolgen, die die Geographen aus Mangel an Volkszählungen, bald aus dem Umfange der Städte, wie z. B. in Aſien, Afrika, und Neuholland, bald aus dem Verbrauche der Lebensmittel, wie zu Conſtantinopel, Cairo und ſogar Paris, oder aus der Kopfſteuer, der Zahl der Feuerherde, wie in Portugal, der Zahl der Häuſer oder der waffenfähigen Mannſchaft, wie in Amerika, oder annäherungsweiſe auf die Grundlage der Zahl der Geburten und Todesfälle gezogen haben, ihren Grund hat. Und wenn auch wirklich die Angaben der Geographen auf Volkszählungen beruhen ſollten, ſo haben ſie nicht ſelten aus der Acht gelaſſen, zu bemerken, ob der Militärſtand, wie zu Gibraltar, der Hof, die öffentlichen Beamten, die Geiſtlichkeit, die Juden, die Studierenden u. ſ. w. mit eingerechnet worden, ob die angegebene Zahl auch die allernächſten Umgebungen einſchließe, und zu welcher Jahrszeit und welcher Epoche des Jahres die Volkszählung ſey vorgenommen worden. Alle dieſe Fragen werden von Hrn. Balbi abgehandelt und namentlich der lezterwähnte Punkt durch zwey vergleichende Bevölkerungs-Tabellen über mehrere Städte erläutert. Dieſes Buch iſt beynahe in allen Schulen Italiens eingeführt.

Im Jahre 1817 war im Namen der Stadt Modena eine goldene Schaumünze von funfzig Zechinen als Preis für die vorzüglichſte Denkſchrift auf Muratori ausgeſezt worden. Dieſen Preis gewann ein gewiſſer Hr. Pietro Schedoni, deſſen Schrift unter dem Titel: Elogio di Lodovico Antonio Muratori etc. wirklich im Jahr 1818 zu Modena im Druck erſchienen iſt. Späterhin kam unter dem Titel: Disamina dell' Elogio etc. eine Beleuchtung der Schedoniſchen Denkſchrift heraus, aus welcher ſich, ſonderbar genug, ergibt, daß bemeldeter Hr. Schedoni, welcher jenen Preis davon getragen, höchſt wahrſcheinlich mit demjenigen, welcher den Preis ausgeſezt, eine und eben dieſelbe Perſon ſey. Seine Arbeit war nämlich in erſter Inſtanz verworfen worden; in der Folge aber war es ihm vermittelſt einiger neuer Richter gelungen, eine für ihn günſtige Sentenz auszuwirken. Nun iſt es vermuthlich einer jener frühern Richter, der die Beleuchtung der Schedoniſchen Denkſchrift hat drucken laſſen, und in derſelben, um das erſte Urtheil zu rechtfertigen, das Publikum mit dem höchſt ſeltſamen Benehmen des Verfaſſers bekannt macht, und darthut, daß ſeine Denkſchrift, mit Ausnahme der in mehrern Beziehungen fehlerhaften, ganz dem Autor angehörigen Schreibart, nichts weiter ſey, als eine abgekürzte Kopie des Lebens Muratoris, welches deſſen Neffen Soli Muratori zum Verfaſſer hat.

Als ein für die Kunſtliebhaber intereſſantes Werk werden die Monumenta sepolcrali della Toscana angegeben, welche gezeichnet von V. Geozzini und geſtochen von J. P. Lerinio, im Laufe dieſes Jahres unter Leitung der Ritters Benvenuti und von Cambey zu Florenz herausgekommen und dem Fürſten Eſterhazy zugeeignet ſind.

Eine zu Rom, bey de Romanis erſchienene Abhandlung aus der Feder des Monſignor T. G. Calcagnini, betitelt: Della vita e degli scritti di Celio Calcagnini, enthält ſehr merkwürdige Unterſuchungen über die Bewegung der Erde, welche C. Calcagnini vor Galiläi und ſogar vor Copernicus, um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts behauptet hat.

Die vor einiger Zeit zu Florenz, in einem Quartbande erſchienenen Atti dell' imp. reale Accademia della Crusca werden von den Verfaſſern der Biblioteca Italiana etwas ſcharf beurtheilt. Wenn man dieſen Glauben beymeſſen wollte, ſo möchten ſich in jenen Akten eines Gerichtshofes, der ſeit etwa dreyhundert Jahren in Italien, in allem, was Sprache angeht, eine gewiſſe Souverainität ausübt, nicht wenige Sprachfehler und auch einige Verſtöße gegen die Logik finden: inzwiſchen läßt die erwähnte Zeitſchrift mehreren, theils durch die Wichtigkeit des Gegenſtandes, theils durch Reinheit und Nettigkeit des Styls ſich auszeichnenden Abhandlungen Gerechtigkeit widerfahren.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 51.

Digitized by Google

Nro. 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. December 1819.

Schwer iſt es, groſſer Geiſt, dich zu verſtehen;
Denn deine Laute ſind Jahrhunderte,
Und eine Weltgeſchichte jedes Wort.

Raupach.

Die Chilianer.

Die Indier von Chili ſind das einzige Volk in Südamerika, welche den ſpaniſchen Waffen in jener Weltgegend mit Glück widerſtanden, und troz der zweyhundertjährigen Anſtrengungen der leztern bis zu dieſee Stunde ihre Unabhängigkeit behauptet haben; denn die im Verhältniß mit der noch freyen geringen Anzahl, die ſich der fremden Herrſchaft unterworfen, thaten es mehr auf die Ueberredung der Miſſionarien, als aus Zwang. Lange ſchon vor der Ankunft der Spanier in der neuen Welt, hatten ſich die Inkas von Peru vergebens bemüht, dieſes kräftige Volk ihrem Scepter zu unterwerfen. Mit ihren bewegbaren Häuſern von Berg zu Berg und von Thal zu Thal wandernd, war ihnen von jeher der Name eines Oberherrn, ſo wie der Zwang der Städte ein Gräuel. Die Gewalt ihrer Kaziken iſt eine väterliche, und kaum ſo groß als die, welche ein arabiſcher Emir, dem dieſelben am meiſten gleich kommen, über ſeinen Stamm ausübet. Nur im Kriege unterwerfen ſie ſich einem ſelbſtgewählten Anführer, deſſen Gewalt nur ſo lange dauert, als es der Nation gut dünkt, ihm zu gehorchen. Ihr Charakter iſt ganz kriegeriſch, zornig, ungeduldig, ſtolz, anmaßend und wild. Ihr Körperbau iſt ſtark und körnicht, mit ebenmäßigen Gliedmaßen, breiten Schultern und gewölbter Bruſt; in ihren Bewegungen ſind ſie leicht, thätig und kräftig; ihr Muth iſt feſt und unerſchütterlich wie ihr Gebirge; mit beyſpielloſer Geduld ertragen ſie Hunger, Durſt, Hitze und Kälte, ſind beſtändig in ihren Entſchlüſſen, und aufs äußerſte beharrlich in jedwedem Unternehmen. — Die Freyheit als das höchſte Gut betrachtend, ſetzen ſie alles an die Erhaltung derſelben, Gut und Blut!

Dieſe Indier haben die weiſſeſte Haut unter allen Völkerſchaften jenes Kontinents; ihr Haar aber iſt ohne Ausnahme ſchwarz. Von Jugend auf an eine rauhe Lebensart gewöhnt, wiſſen ſie wenig von Krankheiten, und erreichen ein ſehr hohes Alter: wenn man einem Manne den Greis anſieht, ſo darf man im Allgemeinen darauf rechnen, daß er das hundertſte Jahr erreicht hat, denn bis 70 oder 80 erſcheinen ſie in der Jugendblüthe. Zum Theil muß aber auch dieſer Umſtand ihrem Himmelsſtrich zugeſchrieben werden; denn in heißere Länder verſezt, ſterben ſie meiſtens bald dahin: ja ſelbſt die in Chili gebornen Spanier finden den Aufenthalt in wärmern Gegenden ihrem Leben gefährlich.

Von früher Jugend an werden ſchon die Knaben zum Laufen und andern abhärtenden Leibesübungen angehalten; und die, welche keine Luſt zu ſolchen Anſtrengungen zeigen, zur Handarbeit beſtimmt. Alle übrigen aber müſſen ſich ausſchließlich dem Gebrauch der Waffen und der Sorgfalt für ihre Pferde widmen. Von dieſen Thieren gab es ehemals keine im Lande, die Chilianer haben ſich aber derſelben durch die Spanier (indem ſie ſich jezt außerordentlich vermehrt haben) aufs trefflichſte in und außer dem Kriege bedienen gelernt. Auf einer bloßen Satteldecke, und öfters auch ohne dieſe, ſitzen ſie eben ſo feſt als der europäiſche Reiter auf ſeinem bequemen Sattel: wie Gemſen ſprengen ſie an die Abgründe hin, und über dieſelben hinweg,

Digitized by Google

wobey ſie den Körper ſo aufrecht und angeſchloſſen halten, als wären ſie angenagelt. Ihre Waffen beſtehen in Spießen, Hellbarden, Lanzen, Beilen, Stangen, Wurfſpießen, Pfeilen und Keulen, nebſt verſchiedenen Schlingen, beſonders ſolche, welche ſie den Pferden über die Köpfe werfen. Jeder Mann führt indeſſen nur eine einzige Waffe, ſo daß der Lanzenträger kein Bogenſchütz, der Spießwerfer kein Keulenſchwinger ſeyn darf u. ſ. w.

Ihre Schlachtordnung iſt über hundert Mann hoch: und zwiſchen den Lanzenträger ſtehen Bogenſchützen, die von jenen vertheidiget werden. In eng geſchloſſenen Gliedern rücken ſie dem Feinde entgegen, und ſo wie einer aus der erſten Linie fällt, drängt ſich ein anderer aus der zweyten hervor u. ſ. f. bis ins hinterſte Glied; ſo daß die Spanier nie genau wiſſen können, ob welche gefallen ſind oder nicht: indem ſie ſich in einer ſolchen gedrängten Ordnung vorwärts bewegen, daß ſie den Wellen des Meeres gleichen, die ohne irgend einen Zwiſchenraum oder Unterbrechung heranrollen. Sie marſchiren beym Schall der Trommeln und Trompeten *) mit bunt gefärbten Waffen, und mit Helmen vom härteſten, beynahe undurchdringlichen Leder auf den Köpfen, welche Federn von den prächtigſten Farben zieren. Ihre übrige Kleidung iſt eben ſo auffallend, und gewährt nebſt ihrer kriegeriſchen Haltung und der Schönheit ihrer Perſonen den herrlichſten Anblick, beſonders wenn ſie in Schlachtordnung heranrücken, welches ſogar auf die, welche daran gewohnt ſind, einen erſchütternden Eindruck machet. An der Spitze eines jeden Haufens zeigt ſich immer eine Anzahl Freywilliger, welche, drohend ihre Lanzen ſchwingend, ſtolz den feindlichen Anführer zum Zweykampf herausfordern. So bald ſie aufmarſchirt und auf dem Punkte ſind anzugreifen, wird von dem Feldherrn (denn ſie haben nie mehr als einen) Stille geboten; worauf er ſie in einer kräftigen Anrede durch die Erinnerung an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, den Werth der Freyheit und die derſelben drohenden Gefahr zum Muth und zur Tapferkeit ermuntert. „Wir müſſen Alle ſterben,“ pflegt er unter andern zu ſagen, „der Unterſchied iſt nur, ob wir dieſes allgemeinen Looſes als feige Memmen, oder als Vertheidiger unſers theuern Vaterlandes, unſerer Weiber und Kinder theilhaftig werden wollen!“ Hierauf geſchieht der Angriff, und zwar mit einer ſolchen Entſchloſſenheit und Wuth, daß es den tapferſten und beſtgeübten Truppen kaum möglich iſt, dieſem erſten Stoße zu widerſtehen. Ihr Kriegsgeſchrey iſt für den Europäer wahrhaft furchtbar; es betäubt nicht nur die Menſchen, ſelbſt die ſpaniſchen Pferde werden dadurch erſchrecket; und nicht ſelten iſt das ſpaniſche Heer durch daſſelbe in Unordnung gerathen; welchen Umſtand die Indier immer aufs trefflichſte benuzt haben, indem ſie ſich ſogleich mit der größten Kühnheit mitten unter daſſelbe ſtürzten, und ſolches zum Handgemenge zwangen; wodurch ſie häufig das ſpaniſche Geſchütz unnütz machten, indem es ohne Gefahr für die eigenen Truppen nicht auf die Indier gerichtet werden konnte. Bey ſolchen Gelegenheiten haben die Spanier oft die gräulichſten Niederlagen erlitten.

Es gehört mit zu ihrer Kriegskunſt, daß ſie immer das Schlachtfeld in der Nähe eines Sumpfes oder Sees zu wählen ſuchen, um ſich im Fall der Noth dahin zurückziehen zu können, welches, wenn es je dazu kommt, aufs Meiſterhafteſte zu geſchehen pflegt. Ihre Verſchanzungen beſtehen in viereckigen Verhauen von großen in einander verflochtenen Bäumen, mit einem Waffenplatze in der Mitte. Um die Verſchanzung her ziehen ſie einen Graben, deſſen Boden ſie mit zugeſpizten Pfählen bedecken, um die feindliche Reiterey abzuhalten. Im See Puren befindet ſich ihre Hauptfeſtung, in welcher ſich Natur und Kunſt vereinigt haben, um ſie uneinnehmbar zu machen; denn ſo oft auch die Indier der ſpaniſchen Uebermacht in Waffen und Kriegskunſt für eine Zeit lang hatten weichen müſſen, fanden ſie auch in dieſem See einen Zufluchtsort, aus dem ihre Feinde ſie nie haben vertreiben können.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Dieſe leztern ſind immer aus den Gebeinen der erſchlagenen Feinde verfertigt. Selbſt Baldivia, der erſte ſpaniſche Eroberer des Landes, welcher in einem Treffen gegen die Eingeborenen gefallen war, mußte die ſeinigen zu dergleichen Inſtrumenten hergeben.

Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer.

(Fortſetzung.)

Ich will jezt, mit Uebergehung der Estaminets und Tabagies, die vornehmſten unter den Kaffeehäuſern namhaft machen und daneben verſuchen, in einigen allgemeinen Zügen den bezeichnenden Charakter jedes einzelnen derſelben kennbar zu machen.

Flitterſtaat ſcheint mehr als Sachen von Werth. Daher kommt es, daß das Café des Milles Colonnes im Palais-Royal einer größern Berühmtheit genießt, als alle übrigen Pariſer Kaffeehäuſer. Flitter iſt daſelbſt alles, was die Augen ſchauen und was die Zunge ſchmeckt; die Reize der belle Limonadière ſind von der Toilette, ihr Geiſt aus den Romanen, ihre Heiterkeit von der Nothwendigkeit und das glänzende Ameublement vom Tapezierer erborgt. Ihr Mann, Romain mit Namen, hat nur einen Arm. Was Wunder, wenn er zuweilen vergißt, daß er vordem ein Günſtling des damaligen Konſuls Cambacerès geweſen iſt, und ſich dann einbildet, den andern Arm im Kampfe um die Freyheit verloren zu haben, und was Wunder, daß er alsdann de St. Romain zu heißen glaubt! Vor einigen und zwanzig Jahren hat Madame Romain einen armen neugierigen Teufel, der nebſt vielen andern Tauſen-

den von Badauds gekommen war, ihre Reize zu bewundern, im Gedränge das Leben gekoſtet, ein ruſſiſcher Ambaſſadeur darauf das Uebrige gethan. So ſah ſich dieſe Frau, die von Stunde an ihren wahren oder erborgten Namen gegen den der ſchönen Kaffeewirthinn (la belle Limonadière *) vertauſchte, in den Stand geſezt, das Café du Bosquet in der Rue de Richelieu, wo ihr Glück zu blühen begonnen hatte, zu verlaſſen und das Café des Milles-Colonnes im Palais-Royal zu gründen, wo es wahrſcheinlich verblühen wird. Da keine Schönheit reſtaurirt werden kann, ſo hat ſie es wenigſtens mit ihrem Kaffeehauſe verſuchen wollen; vor zwey Jahren iſt dieſes gänzlich neu möblirt worden. Es ſieht wirklich einem Boudoir in dem Harem des türkiſchen Kaiſers ähnlicher, als einem Orte, wo man eine Taſſe Kaffee ohne Zucker für vier Sous trinken kann. Seitdem ſind die Aufwärter daſelbſt in Frackröcke und kurze Beinkleider mit Schuhen geſteckt worden.

An ſolidem Rufe muß wol das Café de Foi im Palais-Royal allen übrigen Kaffeehäuſern zu Paris den Rang ablaufen; es lag vormals in dem Hintertheile der Rue de Richelieu, als dieſe noch den Garten des Palais-Royal begrenzte, und war das einzige Kaffeehaus daſelbſt. Bey'm Baue der Gallerieen im Jahr 1786 ward es in derſelben Richtung bis in dieſe vorgerückt. Faſt dicht vor ſeiner Thüre ſtand der berühmte große und ſchöne Kaſtanienbaum, damals unter dem Namen Arbre de Cracovie bekannt und der Sammelplatz aller Politikaſter im ganzen großen Paris. Der Baum ward umgehauen und die Politikaſter flüchteten ſich in das Café de Foi. Hier ſind ſie bis auf den heutigen Tag verblieben; es gibt vielleicht keinen Ort in der Welt, wo mehr gekannengießert wird, als eben in dieſem Kaffeehauſe. Die vorige Beſitzerinn, eine majeſtätiſch ſchöne Frau, iſt vordem Kammerjungfer geweſen, und hatte auf dieſem Wege ſo vortrefflich gelernt, die Dame zu ſpielen, daß ſie einer Königinn glich. Der Kaffee wird daſelbſt insbeſondere gerühmt; ich habe ihn ſchlechter, als in allen andern großen Kaffeehäuſern gefunden.

So wie in der Deputirtenkammer, haben die Liberalen und die Ultra-Männer auch im Palais-Royal, die linke und die rechte Seite eingenommen, nämlich erſtere das Café Lemblin, leztere das Café Valois.

Das Café Lemblin iſt an Ideen liberaler, als an Zucker; dieſer wird daſelbſt in weit kleinern Stucken gegeben, als irgendwo anders. Wenn das die reichen Herren von der Minerva, die hier täglich ihre halbe Taſſe Kaffee und ihr kleines Glas Liqueur trinken, nichts verſchlägt, weil ſie à la fourchette frühſtücken; ſo empfinden es die auf halben Sold geſezten oder verabſchiedeten Offiziere um ſo bitterer, daß ſie ihr Morgendrod, welches in einer Taſſe Thee beſteht, ohne Zucker nehmen müſſen.

Nicht minder thätig geht es zu gleicher Zeit auf dem Café Valois her. Hier ſollen zuvörderſt, wenn es ſonſt wahr iſt, im vorigen Jahre die Ultra-Männer, und viele andere, die bekannte Royaliſten-Verſchwörung eingeleitet haben. Davon hat ihnen zur Zeit nichts anders bewieſen werden können, als daß ſie daſelbſt eine halbe Taſſe Kaffee getrunken. Den Herrn Vicomte von Chateaubriand, den Rédacteur en Chef des Conservateur, habe ich daſelbſt freylich noch nicht geſehen (denn ich beſuche dieſes Kaffeehaus nur ſelten), wol aber deſto häufiger den Herrn Martainville, den Redakteur des Drapeau Blanc. Ja, ich habe ſogar das Glück gehabt, daſelbſt das große Wort: „Le Roi d'Espagne veut et saura être Roi," welches er ſpäterhin durch die Preſſe von ſich gegeben, zuvor aus ſeinem Munde zu vernehmen.

Das Café de la Paix, ebenfalls im Palais-Royal, iſt vielleicht der merkwürdigſte öffentliche Ort, den es in der ganzen Welt gibt; es iſt der ſchönſte Vergnügungsort und hat die ſchlechteſte Geſellſchaft. Von ſeinem Glanze können die Leſer urtheilen, wenn ich ihnen ſage, daß die Verzierung deſſelben (die vier Wände gehören dem Palais-Royal an) die verſchiedenen Beſitzer nach und nach über dreyhundert tauſend Franken gekoſtet hat, und von ſeiner Verworfenheit, wenn ich ihnen unverhohlen laſſe, daß daſelbſt der Tummelplatz aller öffentlichen Frauenzimmer des Palais-Royal, ſo wie des ganzen Viertels deſſelben, iſt. Dieß Kaffeehaus hat mit ſeinen Beſitzern eben ſo oft gewechſelt, wie mit ſeinem Namen. Seiner erſten Beſtimmung nach, war es das ehemals ſo berühmte Théâtre Montansier. Hier hat Brünet, der jezt auf dem Théâtre des Variétés vor leeren Bänken ſpielt, den Ruf des erſten Schauſpielers von Europa, für welchen leztern ihn freylich nie Europa, ſondern nur der engliſche Schauſpieler Kemble ausgegeben, ſich zu verſchaffen gewußt. Nachdem das Spiel der Frauen in den Logen und ein Wärmezimmer dieſes Theaters faſt noch lauter, als dasjenige der Schauſpieler auf der Bühne ſelbſt, geworden war, ward das Theater auf den Boulevard Montmartre verwieſen, wo es ſich noch in dieſem Augenblicke unter dem ſo eben erwähnten Namen des Théâtre des Variétés befindet. Das Lokale wurde darauf von der Seiltänzerbande des bekannten Furioso eingenommen, hernach für eine lange Zeit geſchloſſen und endlich mit ungeheurem Aufwande in ein Kaffeehaus verwandelt. Hier wurden nach dem 20. März 1815 zu Ehren Bonaparte's von Freuden-

*) Es ſcheint, daß bey der Gründung der erſten Kaffeehäuſer daſelbſt immer noch mehr Limonade als Kaffee getrunken worden iſt. Daher heißt ein Kaffeehaus wohl Café, der Beſitzer deſſelben aber meiſtens Limonadier, ſelten Cafetier, die Beſitzerinn nie Cafetière (Kaffeekanne), ſondern ſtets Limonadière.

Digitized by Google

mädchen und Laſtträgern, und nach der Wiedereinnahme in demſelben Jahre von den Gardes du Corps zu Ehren des Königs ſämmtliche Spiegel zerſchlagen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Gallen, October.

Die Eröffnungsrede der dießjährigen Verſammlung der ſchweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften von Herrn Doctor Zollikofer, wird ſo eben an die Mitglieder vertheilt, und wir entheben ihrem Eingang eine Stelle, die man auch in weiterem Kreiſe gerne leſen dürfte... „Gibt es wohl (ſo drückt ſich der Redner aus) einen erhabeneren Anblick, als wie den einer Verſammlung, die ſich einzig den Wiſſenſchaften weiht, und zwar denen, die mit dem Wohlſtand einer ganzen Nation in enger Verbindung ſtehen! Gibt es wohl ein ſchöneres Ideal verwirklicht, als wie das, in dieſem Gebirgsthale am öſtlichen Saume des Landes, Männer von den weſtlichen und nördlichen Gränzen deſſelben, aus dem kunſtfertigen Genf, aus dem gebildeten Lauſanne, aus dem großſinnigen Bern, aus dem gelehrten Zürich, aus dem an hehren Erinnerungen reichen Baſel, und aus den Geburtsſtädten des großen vaterländiſchen Geſchichtſchreibers und ſeines rühmlichen Nachfolgers, Männer aus den verſchiedenen Thälern, welche vom Gebürgskranze des Juraſſus, bis zu dem des Gotthards und der Bernina umſchloſſen werden, hier in brüderlichem Kreiſe vereinigt zu ſehen, wechſelſeitig Belehrung gebend und nehmend, wiſſenſchaftliche Pläne, Vorſchläge und Ideen gegeneinander austauſchend, und Bündniſſe der reinſten Freundſchaft gründend! Wohl hatten die Griechen ihre olympiſchen Tage, an welchen aus ganz Hella ſie ſich in Elis heiligem Haine verſammelten, den Göttern für ihr ſchönes Vaterland opferten, ſich des gemeinſamen Bundes und Namens freuten, und das heilige Feuer der Vaterlandsliebe nährten. Treffliche Sitte eines weiſen Alterthums! — Allein ſo wie damals phyſiſche Kraft und körperliche Ueberlegenheit am meiſten geſchäzt, am vorzüglichſten ausgebildet wurden, ſo waren auch mehr die Uebungen des Körpers und gymnaſtiſche Geſchicklichkeit die Gegenſtände der Unterhaltung, und nur ſelten erſchienen dort die Früchte der höhern intellektuellen Kräfte, die Produkte einer geiſtigeren wiſſenſchaftlichen Kultur... Hier in dieſer Halle, dem gebildeteren Geiſte der Zeiten gemäß, dem edleren Genius der Wiſſenſchaften huldigend, verſammeln wir uns zum Hochgenuſſe desjenigen, was dieſelben jedem kultivirten Menſchen gewähren; wir vereigen uns zum engern gemeinſchaftlichen Zweck, der Erforſchung der Natur, beſonders der eignen vaterländiſchen, und zur gegenſeitigen Mittheilung und Anwendung der Reſultate dieſer Forſchung. Und welches Land, welches Volk liefert wohl reichhaltigeren Stoff zu dieſen Zwecken? Von dort wo das Hochgebirge ſteil ſich nach Süden ſenkt, und die Produktion ſchnellen Schrittes alle Stufen vom höchſten Norden bis zu der des milden italieniſchen Himmels durchläuft; oder von da, wo es allmählig weſtlich und nördlich ſich abflächet, im Schmuck der üppigſten Vegetation, im Reichthum einer mannigfaltigen Kultur; von dort wo der Rhein, die Rhone und der Teſſin aus ihren finſtern Erdgewölben hervorſtürzen, bis da, wo ſie die lachenden Fluren, die rebenumkränzten Ufer des heimathlichen Bodens auf immer verlaſſen; — von den höchſten Firſten und Kulmen der Alpen, die in erhabener Majeſtät den Jahrtauſenden trotzen, bis hin zu der Tiefe der Thäler und Ebenen, den Wohnungen des wandelbaren Menſchen, welcher unendliche Wechſel von Körpern, Bildungen und Geſtalten, welche unermeſſliche Fülle von Erzeugniſſen und Erſcheinungen! Und dieſer Menſch ſelbſt, welche Mannigfaltigkeit in ſeinen körperlichen, ſittlichen und intellektuellen Verhältniſſen bietet er nicht dar, und welch ein lehrreicher Gegenſtand wird er nicht für die Beobachtung und das Nachdenken über den Einfluß der Natur auf Sitten, Charakter und Verfaſſung, ſo wie dieſer hinwiederum auf die ganze Denk- und Handlungsweiſe, auf den Inbegriff aller Eigenſchaften eines Volkes!.. Wir, die Bewohner und Eigenthümer eines Landes von dieſen Vorzügen, wir ſelbſt ein Theil dieſes Volkes, ſollten wir uns durch dieſe Betrachtungen nicht erwärmt, nicht erhoben finden? —. Sollte unſere Bruſt nicht von höheren Gefühlen des Dankes gegen die alles ſpendende Vorſehung und der Anhänglichkeit an dieſes Land ergriffen werden? — Sollten wir uns nicht zur Begeiſterung für unſer Volk und Vaterland hingeriſſen fühlen? Ja, theuerſte Freunde! So wie bey den Griechen das Erſte ein Dankopfer den Göttern war, ſo ſey auch unſer erſter Gedanke ein inniges Dankgefühl der Allmacht geweiht! Unſer zweytes ſey dem Vaterlande geheiligt, der treuen Anhänglichkeit an daſſelbe und der entſchloſſenen Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für deſſen Erhaltung; denn nur wenn dieſe Geſinnung jedes Herz durchglüht, ſteht ein Volk feſt und geachtet, — ohne ſie, entgeht keines dem Hohn und der Zernichtung! — Den dritten laſſen Sie uns den Stiftern dieſer Geſellſchaft, als Ausdruck der ihnen gebührenden Erkenntlichkeit widmen! Durch ihre Stiftung erſt lernten wir uns perſönlich kennen; durch ſie entſtanden unter uns Bündniſſe der näheren Bekanntſchaft, Freundſchaft und Bruderliebe; durch ſie erſt werden wir mit dem ganzen Reichthum an Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten unſers Landes bekannt und vertraut; durch ſie wurde bereits ſo mancher wiſſenſchaftliche Vorſaz erweckt, ſo manch ſchlummernder ermuntert und vollbracht! Ihr verdanken wir den reichen Genuß, welchen die Vorträge verſchiedener unſrer Kollegen uns gewährten, und die inſtruktive Beſchauung ſo mancher öffentlicher und Privat-Sammlungen und Anſtalten! Ja! ſie würzt uns die gegenwärtigen Tage mit Geiſt und Gemüth erhebender Unterhaltung, und ſie wird einſt noch am Abend unſers Lebens, unſern Blick mit freundlichen Erinnerungen, mit lieblichen Bildern ſchon heimgegangener, oder noch mit uns lebender Freunde erheitern!.. Heil dann der erſten Olympias unſerer Geſellſchaft! — Beynahe vier Jahre ſind nun vollendet ſeit ihrer Entſtehung, ſeitdem in der Kunſthalle Genfs und auf dem lachenden Mornex, im Angeſicht einer majeſtätiſchen Natur, unter der Leitung eines für alle menſchlichen und wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten glühenden Mannes (Heinrich Albrecht Goſſe), der erſte Bund von dreyſſig Männern geſchloſſen ward. Schnell erweiterte ſich dieſer und nun zählt er bereits nahe an dreyhundert Glieder, durch alle Kantons der Eidsgenoſſenſchaft verbreitet. Auch heute ſtehen ſchon wieder mehrere unſerer Miteidsgenoſſen von dem Wunſche belebt vor uns, in denſelben aufgenommen zu werden. Keinem, der ſein Vaterland liebt, und der die Wiſſenſchaften ſich zu Lieblingen erkoren, ſey der Eintritt verſchloſſen! Und ſo möchte dann in kurzen Jahren unſere Geſellſchaft zu einer volksthümlichen Inſtitution, wie ſie keine Zeit und kein Land aufzuweiſen hat, erwachſen: einerſeits dem Dienſte jener unvergänglichen Huldgöttinnen der Menſchheit, jenen Emanationen der höchſten Intelligenz gewidmet; andererſeits beſtimmt den göttlichen Funken der Vaterlandsliebe bey der jetzigen und kommenden Generation zu wecken, zu nähren, und die Herzen ausgezeichneter Eidsgenoſſen, ſonſt durch Verfaſſungen, Kantonalgränzen und Intereſſen getrennt, brüderlich wieder zu verbinden!“

Digitized by Google

Nro. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. December 1819.

Ja, wenn Gutes thun und wollen auch immer Gutes wirkte und bliebe! So aber verſchieben ſich die Zwecke des Gerechteſten, und ihre Reinheit lieſt du nur in dem Spiegel deiner Seele. Was du hier warm und groß entworfen haſt, wird in dem finſtern Gange durch des Menſchen Kopf und Herz zum ſcheußlichen Geſpenſt, das dich irre an deinem reinen Willen macht.

Aus Klingers Damokles.

Morgen-Epiſtel.

Brachte mir — hätt' ichs geträumt? — zu Abend oder zu Nacht nicht
Wer ein politiſches Blatt, worin die gebildeten Stände
Meine Meinung begehrt, von dem, was alle Gemüther
Jezt in Maſſe bewegt, ihr deutſches Recht zu verwahren?
Hab' ich's geträumt, ihr Freunde, verzeiht! Im Ernſte, das Blatt iſt
Nirgend, weder im Pult noch auf dem Tiſche zu finden,
Unter Ficht' und Schiller und Goethe's weſtöſtlichem Diwan,
Wo wohl leichtlich ein Blatt, das kommt und geht, ſich verſteckte.
Dennoch, ſo gut ich ſie weiß, bekenn' ich immer zur Antwort,
Streitigen Fall's, mich ſchuldig, und ſchicke ſie freundlich an Cotta,
In das Blatt ſie zu ſchließen, womit er die Stunde des Morgens
Würzet, bevor ein Leſer beſchließt was heute zu thun ſey.
Gleich der Sonne, der Abkunft gedenk — denn jenſeit des Oxus
In dem Aufgangsland, wo Naſami's Lieder und Hafis's
Kunſt getönt, iſt der Deutſche geſtammt; und wanderte Nordwärts
Weſtwärts auch, (Ihr wiſſt's), bis hin zu den Polen der Erde
Ueberall heimiſch und nirgend; und jetzo wandert der Deutſche
Nach Amerika aus, auch dort von dem Lichte der Sonne —
Ja, von der Sonne: gleich ihr, ſag' ihr, die nimmer zur Ruh geht,
Liebt er morgens zuerſt ſich rings die Welt zu beſchauen,
Eh er ſich ſelber bedenkt, und ſeines Marktes Beſorgung.

Tönt doch auch Mein Lied, Well'chen des See's, der zwiſchen den Ufern
Sich der Donau, des Rheins, der Elb' und Weſer geſezt hat,
Als, im Oſten entquollen, (wo über den heiligen Fluthen
Selber der Geiſt geſchwebt, der Göttliche), weiter und weiter
Sich der germaniſche Strom ergoſſen, nach allerley Richtung
Mächtige Wogen verſendend, bis hier in Mitten Europa's
Er die Tiefen erprobt, allwo ſich zu ſammlen ihm wohl ward.
Alſo hat er mit Kraft, freywählend die dunkelnde Heimath,
Freyausſtrömend umher, dem Herzen vergleichbar, das ringshin
Bis an die Grenzen des Leib's die ſchlagende Welle verſendet,
Sich erworben ſein Recht, in heiliger Mitte zu wohnen,
Daß zum Aeußerſten hin ſein ſonniges Leben ſich künde.
Budha ſorgt, und Wodan wacht an der offenen Schwelle,
Haben den Römer verjagt, und gedämmet dem weſtlichen Einbruch,
Daß barbariſcher Schlamm die ſilbernen Fluthen nicht trübe. —
Sagt, bekümmert's das Meer, ob fernher-ſauſender Sturm es
Schüttle? daß ſchnappenden Maul's die Fluth ihm Fiſche durchkreuzen?
Ob ihm Nachen und Schiff auf blauer Welle ſich wiegen?

Wie der erquickende Thau, verſagt vom ehernen Himmel,
Nun am bewölkten Tag zu ſchwerem Regen ſich ſammelt;
Alſo geſtattet ſich wohl des Lebens Form; doch dahin iſt
Ihm die Sonne des Tag's, zu Nacht ihm die ſternige Tiefe.

Zwar dem Fremden umher, der ſelbſtzufrieden einhergeht,
Gleich als hab' er allein des Volkthum's Räthſel begriffen,
Ward des Lebens Gewinn in ſtehenden Formen gewonnen,
Wort wie Verfaſſung, und Sitte wie Kunſt vom Stempel getroffen,
Daß ihm, bewahren die Form und Leben bewahren, daſſelb' iſt.
Siehe! das iſt ſein Recht; und keiner mag es beneiden.
Höher geſtellt hat der Deutſche ſein Recht: die Freyheit des Lebens,
Nimmer beſchwert von der Form, in allerley Umriß des Aeußern
Frey ſich bewegend; der Seele gleich, die allerley Körper
Gleich belebend bewohnt, gehemmt nur von eigener Schranke.

Doch es hat mir ein Mann dieß Mährchen erzählt von der Seele:
Einſt, anblickend die Form, die wohlgeſtalte, des Leibes,
Wie ein jegliches Glied, gefaſſt in zierliche Formen
Mit Effekt ſich bewegt, indeß ſie ſelber, geſtaltlos,
Tief in Dunkel gehüllt von keinem Auge gewahrt wird;
Schaute die Seele mit Neid, und ſprach: auch ich will erſcheinen
So in Geſtalt wie jener, und will nicht ſchlechter als er ſeyn.
Sprachs, und ſammelte ſtugs den Kopf, den runden, ſich oben,
Blies auf drunter die Bruſt und (lächelnd) die Stelle des Magens,
Schickt' auch zwey Arme hinab, und Beine womit ſie dahinſchritt.
Alſo wandelt nach Nürnberg ſie, und ſtellt ſich dem Meiſter;
Spricht: Jezt mahle mich ab, auf daß die Welt mich erkenne.
Und der Meiſter vollbringt's, und ſchreibt noch, damit es gewiß iſt,
„Anima" drunter „die Seele." Im Orbis pictus bis heute
Iſt das Entſetzen zu ſehn. Doch kaum die Unſterbliche ſieht es,
Hocherglühend vor Scham zurück in die Hülle ſich taucht ſie,
Still ſich ihrer bewuſſt, und will nicht fürder geſehn ſeyn.

L.

Die Chilianer.

(Fortſetzung.)

In Wohnung und Lebensart ſind die Chilianer ſehr einfach. Ihre Häuſer ſind meiſtens aus Holz verfertigt, aus einem Stockwerk nur, aber dieſes aus mehrern Zimmern beſtehend, wovon ein jedes ein Ganzes für ſich ſelbſt bildet, ſo daß, wenn ihnen die Luſt anwandelt nach einem andern Orte zu ziehen, ſie das Haus ein Zimmer nach dem andern wegtragen können, wofür ungefähr zwanzig Männer hinreichen. Nachdem ſie die umgebende Erde weggeräumt, faſſen ſie die Pfoſten eines Zimmers an, und tragen es mit dem Geſchrey, Jo, Jo, mit leichter Mühe hinweg. Die Thüren ſind gleichfalls aus Holz gemacht, aber ohne Angeln und Schlöſſer; indem ihre Sicherheit in ihrer gegenſeitigen Redlichkeit beſteht, die ſie aufs heiligſte beobachten. In ihrem Hausrath ſieht man nur das Nothdürftigſte; ihre Betten machen ſie aus den Fellen der auf der Jagd erlegten Thiere, einem gleichfalls mit Fellen überzogenen Klotze, und einer oder zwey groben Decken; ſeit Kurzem aber fiengen ſie an, ſich der Hangmatten zu bedienen; ihr Tiſchgeräth beſtehet aus ein Paar irdenen Tellern und hölzernen Löffeln oder Seemuſchelſchaalen; zum Trinken haben ſie eine Kalabas- oder Kürbis-Flaſche, und ein Baumblatt dient ihnen zur Salzkanne. Statt des Tiſches ſelbſt bedienen ſie ſich gewöhnlich einer niedrigen Bank, ohne Tiſchtuch; und an einem Kräuterbüſchchen wiſchen ſie ſich die Hände. Ihre Speiſen beſtehen vorzüglich in Mais, welches ſie, wie den Reis, in Waſſer gekocht ſtatt des Brodes eſſen, in verſchiedenen Gattungen Baumfrüchten und Kräutern nebſt Kürbiſſen oder Bohnen; nebſt dieſen eſſen ſie auch Fiſche und Wildpret. Bey ihren großen Feſten verſehen ſie ſich mit einer großen Menge Rind- und Schaf-Fleiſch, deſſen es ſeit der Ankunft der Spanier viel gibt, da die Felder mit Schafen und Rindern bedeckt ſind, und viele Tauſende davon keinen andern Herrn haben, als den, welcher ſich die Mühe geben will ſie zu fangen. Ihr gewöhnliches Getränke machen ſie aus Maiz: dieſer wird zuerſt geröſtet, und nachdem er eine Zeitlang in Waſſer geweicht worden, gekocht, das abgeſchüttete Waſſer, wenn ſich der Mais geſezt hat, wird getrunken. — Auf ihren Märſchen trägt jeder Mann ſeinen eigenen Speiſevorrath, dieſer beſteht in einem kleinen Beutel mit Maismehl *), etwas Salz und Guinapfeffer und getrocknetem Fleiſch. Das Mehl wird mit Waſſer vermiſcht, wozu etwas Salz und Pfeffer gethan wird, getrunken; zuweilen eſſen ſie den Mais trocken mit dem Fleiſche.

Die Kleidung dieſes Volkes iſt auch ſehr einfach, aber der reichen Farben wegen, die ſie der Wolle geben, ſehr anmuthig zum anſehen. Die Männer tragen eine Art ſehr weiter Unterbeinkleider, die nur bis zu den Knien hinabreichen, mit einer Jacke oder Hemd, welches aus einem einzigen ungefähr zwey Ellen langen Stücke Tuch, ohne Nath beſtehet, mit einer ſieben bis acht Zoll langen Oeffnung, wodurch ſie den Kopf ſtecken, und die beyden Enden laſſen ſie über Bruſt und Rücken herabhängen. Um den Leib haben ſie eine Art von Gürtel gewickelt, und an ihren Füßen tragen ſie Halbſtiefeln, deren Sohlen von Leder gemacht, die Beintheile aber ſehr niedlich aus Gras geflochten ſind, welches ſo feſt iſt, daß weder Kälte noch Näſſe hindurchdringen kann. Auf dem Kopf tragen ſie einen turbanähnlichen Wulſt, mit einer Franze, die den Scheitel bedeckt; die Kaziken haben mehrere Wülſte um dieſe Mütze zum Unterſcheidungszeichen; wie die europäiſchen Völker rücken ſie dieſelbe oder nehmen ſie ab, wenn ſie mit einer achtbaren Per-

---

*) Dieſes Mehl machen die Weiber, welche überhaupt alle häusliche Angelegenheiten beſorgen. Der Mais wird zuerſt in heißem Sand geröſtet, und dann zwiſchen zwey Steinen zerquetſcht.

Digitized by Google

ſon reden. Außer dem Hauſe tragen ſie eine Art von Mantel, welcher über der Bruſt befeſtiget wird. — Die Frauenkleidung beſtehet in einem an den Schultern befeſtigten langen und weiten Rock, welcher bis an den Boden hinabreicht, und um die Hüften in großen Falten zuſammengelegt iſt. Mit einer reich gefärbten, an vier Zoll breiten, wollenen Schürze umwickeln ſie ſich den Leib, welches ihnen ein ſchlankeres Anſehen gibt, als ſie durch eine Schnürbruſt erhalten könnten. Wenn ſie ausgehen, werfen ſie wie die Männer noch einen Mantel über. Auf dem Kopfe tragen ſie nichts: ihr über der Stirne abgetheiltes Haar fällt in langen geflochtenen Zöpfen über den Rücken hinab, und auf jeder Wange bleiben zwey kleine Locken. Die feſtlichen Kleider der beyden Geſchlechter haben zwar denſelben Schnitt als ihre gewöhnlichen, ſind aber feiner gewebt und reicher gefärbt. Um den Hals tragen ſie dann noch niedliche Ketten von Muſcheln; und die Männer befeſtigen die prächtigen Federn des Colibri als Büſche an ihre Mützen.

Ihr Tanz geſchieht nach dem Ton der Flöten, welche beynahe immer aus den Beinen erſchlagener Feinde gemacht ſind: mit einem kurzen Sprung und einem oder zwey Schritten bewegen ſie ſich, einander bey den Händen haltend, in einem Zirkel, um einen der Geſellſchaft, welcher mit einem langen Pfahl in der Mitte ſtehet. Um dieſen her ſtehen eine Menge Flaſchen mit Wein (deſſen ſie ſich bey ihren Feſtlichkeiten bedienen) wovon ſie von Zeit zu Zeit im Zirkel herum aus einer großen Kalabaſe trinken; welches ſie ſo lange fortſetzen, bis ſie nicht mehr ſtehen können, und ſich auf den Boden legen, um den Rauſch wieder auszuſchlafen. Ihr Geſang iſt einförmig und ohne alle Harmonie; und nach jedem Liede laſſen ſich die Flöten und Trompeten hören, deren Getöſe man in einer großen Entfernung vernehmen kann. — Diejenigen, welche nicht tanzen, ſitzen in Gruppen umher, trinken, und unterhalten ſich von vergangenen Dingen; wobey ſie ſich dann öfters an ehemalige Beleidigungen erinnern, übereinander herfallen, und ſich nicht ſelten untereinander todtſchlagen, weßwegen die Weiber, welche niemals mit den Männern tanzen, beſtändig aufpaſſen, und die erſte zornige Wolke, welche ſich auf ihrer Gatten Stirne zeiget, zu verſcheuchen ſuchen, welches ihnen auch faſt immer glückt, wenn die Männer nicht zu ſehr betrunken ſind.

Obgleich die Weiber nicht mit den Männern tanzen, ſo nehmen ſie doch an ihren Spielen, und nicht ungewöhnlich auch an ihren Schlachten Theil, worin ſie denſelben hohen Muth an den Tag legen als dieſe. Diejenigen, welche unter den Spaniern wohnen, haben ſich zum Theil gewöhnt, nach europäiſcher Art Hemden zu tragen; aber nie hat man ſie dazu bewegen können, ihre Arme und Beine, die ſie immer entblößt haben, zu bedecken, oder den Schnitt ihrer Kleidung im ſonſt etwas zu verändern.

(Der Beſchluß folgt.)

Oſſian's Gedichte.

Ohne uns weitläufig in den Streit über die Aechtheit dieſer ſchönen Gedichte einlaſſen zu wollen, ſagt eine ſchätzbare engliſche Zeitſchrift: (New Monthly Magazine, Nov. 1819) erwähnen wir einer ſonderbaren Thatſache, deren man ſeit Kurzem erſt ſicher geworden, nämlich, daß in frühern Jahrhunderten der Bieber in Schottland gemein geweſen, und noch jezt in den Eilandſagen, unter dem Namen Losleathan, Breitſchwanz vorkommt. Man findet demnach den Umſtand etwas ſchwierig zu erklären, daß der hochländiſche Dichter auch nicht ein einziges Mal dieſes ſonderbaren Thieres erwähnt, ein Thier, deſſen Sitten ein rohes Volk in Verwunderung geſezt haben müſſen, und deſſen Fell für die glanzäugigten Töchter des Felſens und des Bergſtroms ohne Zweifel einen unſchätzbaren Werth gehabt haben würde.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, November.

Es hatte ſich im verfloſſenen Jahr hier eine Geſellſchaft von Aktionärs für die Auswanderungen nach Nordamerika gebildet, die zwar in Bern ſelbſt faſt unbekannt blieb, aber auswärts durch mancherley Kundmachungen und angebliche Verbindungen mit einem gleichartigen deutſchen Verein, ein gewiſſes Aufſehen erregte. Im April dieſes Jahrs gingen auch wirklich ſogenannte Commiſſarien und ein erſter Transport Koloniſten von Bern nach Amerika ab, deren glückliches Eintreffen im Hafen von New-York durch hieſige Blätter im Auguſt gemeldet ward. Jezt erſcheint unverſehens die Anzeige, es habe ſich die bernerſche Koloniſten-Societät aufgelöst, weil ihr Zweck erreicht ſey. Es möchte alſo überflüſſig ſeyn, das Helldunkel des kurzen Beſtandes jener Verbindung weiter noch aufklären zu wollen. Von ihren Ergebniſſen, oder von dem Schickſal des obgedachten Koloniſten-Transports, läſſt ſich einiges dem nachfolgenden Auszug eines Briefes aus Philadelphia vom 6. Herbſtmonat entnehmen:

„St. und R. (die Commiſſarien) ſind nun von hier nach dem Innern des Landes abgereist, um daſelbſt Land zu kaufen. Wo? wuſſten ſie ſelbſt nicht. Ich zweifle ſehr an dieſem Unternehmen; denn ſchon von hier aus und von New-York haben viele Leute ſie verlaſſen, und ſie für die Reiſekoſten betrogen, welche ſie zweymal bezahlen muſſten. Kurz, es war ein ganzer Aufruhr unter ihnen, und keiner unter den Koloniſten hatte noch Geld, um fortzukommen, außer Hr. St., der mir ſelbſt ſagte; er habe bis jezt ſchon beträchtliche Vorſchüſſe gemacht. Und jezt erſt kommen die großen Ausgaben; denn nur für die Fortbringung ihres Gepäckes bis Pittsburg (107 Stunden weit), müſſen ſie ungefähr 2000 Thaler bezahlen, und wenn ſie dort ſind, ſo haben ſie dann noch große Koſten den Fluß Ohio hinab, und keinen Fuß Land angekauft. Die Hitze dieſes Sommers war ſo groß, daß den 29. Auguſt um drey Uhr Nachmittags der Thermometer auf 39 Grad ſtund. Die Ernte iſt ſo ergiebig geweſen, daß man ein Büſchel Waizen, 60 Pfund ſchwer, zu einem Thaler, und eben ſo viel Roggen um einen halben Thaler verkauft. Hingegen Erdäpfel, Obſt und Haber haben durch die große Hitze gelitten... Vier Schiffe ſind kürzlich aus Europa mit zwölf bis funfzehnhundert Auswanderern, beſonders Schweizern, allhier angekommen, die ihre Fracht nicht bezahlen konnten, und ſich jezt im größten Elend befinden, indem ſie auf

ihren Schiffen zurückbehalten werden, und Niemand Arbeit für ſie hat, ſo daß auch Niemand ſie loskaufen will. So haben ſich die Zeiten in Nordamerika verändert. Ich rathe ja keinem, der ſeine Reiſe nicht bezahlen kann, hieher zu kommen, und auch diejenigen, die ſie bezahlen können, finden jezt keine Arbeit. Kürzlich ſind eine Menge von Uhren angekommen, die, ſo zu ſagen, für nichts verkauft wurden. Man wird in der Schweiz kaum glauben, daß Uhren mit ſilbernen Schalen das Stück zu 1 Thaler und 1½ Thaler verkauft werden. Fette Emmenthaler Käſe gelten das Pfund 8½ Batzen, davon muß eine Abgabe von 3 Batzen bezahlt werden, es bleiben alſo dem Verkäufer noch 5½ Batzen (22 Kreuzer). So ſind die Zeiten jezt, und werden noch immer ſchlechter. Mehrere der hieſigen Wechſelhäuſer ſind gefallen, und diejenigen, die noch ſtehen, ſuchen ſich mit ihren Gläubigern um 20 bis 50 vom Hundert abzufinden. Baares Geld iſt faſt keins mehr zu ſehen, denn dieß geht nach Oſtindien. Von Krieg mit Spanien und England wird hier viel geſprochen, und ſollte ein ſolcher ausbrechen, ſo würden die Zeiten beſſer werden."

Ein ungenannter Genfer hat ſich die Mühe gegeben den Proteſtantismus gegen die Angriffe des Hrn. Abbé de la Mennais zu vertheidigen (Reflexions sur un article du Conservateur, 41 Livraison, intitulé: Par un citoyen de Geneva. 30 S. 8.) was ſchwerlich wichtig gefunden werden dürfte. Herr de la Mennais iſt von langem her als ein Schmeichler der Gewalt und des Eigenwillens bekannt; ſeine Apotheoſen Napoleons, denn er als das erkohrne Werkzeug der Vorſehung, welchem Macht gegeben ſey, Thronen zu ſtürzen und wieder aufzurichten, als den Retter der Religion und als den Beglücker Frankreichs geprieſen hat, ſind nicht vergeſſen, und können in ſeinen früheren Schriften nachgeleſen werden, wenn gleich die ſpätern den erſtgebornen Sohn der Vorſehung in einen Würgengel verwandelt haben, deſſen Sturz die Vorſehung nur deshalb verzögerte, um mit ihm zugleich ſeinen ganzen Anhang und das Geſchlecht der Philoſophen insgeſammt zu verderben. Jezt iſt der Abbé ein Römerling, der ſeinen Mitarbeitern am Conservateur Ehre macht, gegen Proteſtantismus, Bibelleſen und Zeitgeiſt zu Feld zieht, und (wie ihm neuerlich der Moniteur nachgewieſen hat) auch Verläumdung und Fälſchung für erlaubte Waffen hält, ſo bald er damit ſeinen Gegnern Abbruch thun zu können hofft. Bey einem ſolchen Mann vermögen die ruhigen Vorſtellungen des wohlmeinenden Genfers nichts, und der verſtändige Theil des Publikums würdigte bereits den Eiferer nach ſeinem Verdienſt.

Rom, den 13. Nov.

Die Akademie von S. Luca hat dieſes Jahr doch nicht umhin gekonnt, einem Schüler Thorwaldſens, dem Niederländer Keßels, die halbe Prämie bey dem Concurſe des von Canova ausgeſezten Preiſes zu ertheilen. Die Aufgabe war ein heil. Sebaſtian, und die Arbeit von Keßels ſo über der ſeiner Mitbewerber erhaben, daß ihn die Stimme des Publikums tröſten mag für die doppelte Ungerechtigkeit, das Statut zu verletzen, und den halben Preis einem minder würdigen zu ertheilen. Im vorlezten Hefte des Giornale arcadico iſt das Denkmal der Prätendenten ſo unbändig gelobt, daß man im Auslande vielleicht verſucht iſt, dieß für Satyre zu halten, ich kann aber verſichern, daß es baarer Ernſt iſt. Der übertreibende Lobredner ſcheint die Wahrheit nicht zu kennen: daß übertriebenes Lob mehr als jeder Tadel, ſelbſt als Spott ſchade. Uebrigens iſt Canova's Koloſſal-Statüe des Königs von Neapel nun endlich abgegangen, und ſoll, wie ich höre, in Pizzo auf der Anhöhe aufgeſtellt werden, wo Murat gefangen genommen worden iſt.

Hier wird ſehr viel gebaut und geflickt. Beſonders werden viele Kirchen wieder hergeſtellt, ſogar eine neue erbaut, bey dem engliſchen Collegium. Viele ſchöne Buden zieren den Corſo, welcher nun auch durch gleichförmige Trottoirs verſchönert werden ſoll. Dennoch wollen die Fremden ſich weder in der Zahl, noch mit den vollen Börſen, wie voriges Jahr, einſtellen. Die Engländer eilen nur durch nach Neapel, und viele Ruſſen, auf welche man gerechnet hatte, ſollen in Paris geblieben ſeyn.

Ein Plan von den bekannten Ruinen Roms iſt von Nibby und de Romanis herausgegeben, aber in demſelben zu viel Willkür in Benennung der zweifelhaften Denkmale geübt worden. Vor Kurzem wurde eine rothe Aufſchrift, nach Art der pompejaniſchen, bey S. Giovanni decollato entdeckt. Sie enthält unter Anderm zwey unverſtändliche Worte: Repossone und Superscaliro. Sie iſt bereits von der Mauer abgenommen, und in den Vatican gebracht worden.

In dem, einſt ſo reichen Arſino der Villa Borgheſe werden nun wenigſtens einige Zimmer wieder mit Antiken verziert, doch iſt leider noch kein Befehl zu Anſtellung neuer Nachgrabungen auf den Beſitzungen des Fürſten gegeben.

Die Kunſthändler laſſen nun von allen Enden der Cinquecentiſten kommen, da ſie vernommen haben, daß in Deutſchland die Liebhaberey für dieſelben Mode geworden ſey. Malbura hat deren 150 erhalten, worunter wirklich einige von Werth ſind.

Unter den angekommenen Fremden befindet ſich der niederländiſche Major Humbert, welcher 20 Jahre lang in Tunis gelebt, und von dort eine ſehr ſchöne Sammlung von Inſchriften, Planen, Zeichnungen, Münzen und geſchnittenen Steinen in ſein Vaterland zurückbringt. Auch der Chemiker Davy, Lord Bentink, der Reiſende nach Griechenland, Dodwell, und der Bildhauer R. Schadow aus Berlin ſind hier eingetroffen.

Unter den, zuerſt in den Index geſezten verbotenen Büchern iſt Yoriks empfindſame Reiſe von Ugo Foscolo überſezt, Richerands Phyſiologie, und die Bibliothèque universelle.

M.

Einem unermüdlichen betriebſamen Landsmann iſt es endlich gelungen, den Steindruck durch den einfachſtmöglichen Preßapparat auszuführen. Er kann von dem gemeinſten Handwerker verfertigt, von einem Menſchen ſehr leicht bey ſich getragen und augenblicklich überall aufgeſtellt werden. Die päpſtliche Regierung ſoll ſich auch entſchloſſen haben, ſich des Steindrucks zu bedienen. Erwähntem wackern Deutſchen iſt die mechaniſche Einrichtung dieſer Anſtalt aufgetragen, wobey er mit großer Liberalität ſeinen perſönlichen Vortheil dem Verdienſt nützlich zu werden ſehr untergeordnet. Derſelbe Mann hat ſich ſeit langer Zeit mit höchſt intereſſanten Verſuchen über die aria cativa, die verdorbne Luft, zu Rom und einiger ſeiner Umgebungen beſchäftigt. Er hat ſich überzeugt, daß die Wirkungen dieſer verdorbnen Luft viel größer ſind, wie die bisherigen Beobachtungen muthmaßen ließen, indem ſie ihren Einfluß auch auf geſunde Orte erſtreckt, und nicht allein phyſiſch, ſondern auch moraliſch einwirkt.

Räthſel.

Wie ihr mich wendet und dreht, mir gleicht mein Name beſtändig,
Nur aus dem Herzen quillt warnend ein Seufzer hervor.
Hört ihn, bevor ihr an euch vernehmt ſein klagendes Echo,
Ihr die ein täuſchender Gott locket an meinen Altar.
Plutus der Nimmerſatt, die ehrenverheißende Juno,
Amor der Schmetterling auch, führen Verehrer mir zu.
Alle ſie ſuchen bey mir zu ihrem Eden die Schlüſſel,
Doch an die Pforte des Glücks leitet Urania nur.

Anton.

Auflöſung des Logogryphs in Nro. 189.
Feld. Geld. Held.

Digitized by Google

Nro. 291.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. December 1819.

Geheimnißvoll, erſpäht in düſtern Fernen,
Im Ziel geahnt, ſtill, wie der Mond entlang
Die Bahn verfolgt dort zwiſchen Nebelſternen,
So waltet hier des Schickſal ernſter Gang.

Irene. Von Arthur von Nordſtern.

Die Chilianer.

(Beſchluß.)

Obgleich dieſes Volk gewöhnlicher Weiſe kein allgemeines Oberhaupt anerkennt, und in der Zeit der Ruhe und des Friedens jeder Stamm für ſich unter ſeinem eigenen Kaziken lebet, bringt doch eine allgemeine Gefahr es näher aneinander. Sobald eine ſolche drohet, ladet der erſte beſte Kazike alle übrigen Kaziken nebſt den ſonſtigen kriegserfahrenen und verſtändigen Männern zu einer Verſammlung ein. In dieſer Verſammlung, worin man ſich über das allgemeine Beſte der Nation berathet, wird, im Fall, daß ein Krieg dort beſchloſſen worden iſt, ein Feldherr gewählet; nicht immer der vornehmſte und mächtigſte Kazike, ſondern irgend jemand, deſſen kriegeriſches Talent und erprobte Tapferkeit ihn am meiſten zu dieſer wichtigen Stelle fähig machen. Dieſe Wahl geſchieht immer unter freyem Himmel, und ſobald ſie vollendet, geloben ihm die Kaziken und alles übrige Volk den unbedingteſten Gehorſam, welches Verſprechen ſie auch immer aufs ehrenvollſte halten. Wenn dieß vorüber, wird für den nächſten Tag eine allgemeine Volksverſammlung auf der ſchönſten Ebene oder Wieſe, welche die Gegend enthält, zuſammenberufen, um ſich über die fernern Maßregeln zu berathen. Nach dieſem Orte ſchicken ſie eine große Menge Lebensmittel und ein ſtarkes Getränk Chicca genannt. Ehe die Geſchäfte des Tages ihren eigentlichen Anfang nehmen, wird erſt tüchtig gezecht, worauf, wenn die Köpfe ein wenig warm geworden ſind, einer der Aelteſten aus der Geſellſchaft in einer kunſtreichen Rede dieſelben eröffnet, (denn im Reden haben ſie eine beſondere Stärke) und alle Punkte, worüber zu ſtimmen iſt, aufs Klarſte auseinander ſetzet; worauf zur Abſtimmung geſchritten wird, wobey die Mehrheit entſcheidet. Das Reſultat wird ſodann unter Trommeln- und Trompetenſchall der Verſammlung bekannt gemacht; und obgleich daſſelbe im Allgemeinen entſcheidend iſt, ſo bleibt doch noch jedermann drey Tage Zeit zum reiflichen Nachdenken über das Vorgeſchlagene vergönnt; worauf, wenn ſich nichts findet, das ſie zur Abänderung ihres Entſchluſſes bewegen könnte, unverzüglich und mit der größten Beharrlichkeit zur Ausführung deſſelben geſchritten wird.

Die Sonne, welche dieſe Indier als den Schöpfer und Erhalter des Weltalls anſehen, iſt der vorzügliche Gegenſtand ihrer Verehrung und Anbetung, obgleich der Mond auch ſeinen Theil davon empfängt; und wie die meiſten Wilden, iſt ihnen die Verfinſterung deſſelben ein böſes Zeichen, weßwegen ſie ſolche durch ein großes Geräuſch, welches ſie machen, wegzutreiben ſuchen. Wo man eine Gottheit verehrt, gibt es auch Prieſter, und wie an andern Orten, haben auch die Prieſter dieſes Landes ſeinen Bewohnern ein Heer oft widerſtreitender Satzungen und Gebräuche aufgebürdet, deren Aufzählung hier nur langweilig ſeyn würde. Uebrigens vereinigen dieſe Prieſter noch mit ihrer eingebildeten Würde, die nützliche Kenntniß der Kräuter und ihrer glücklichen Anwendung in Krankheitsfällen, worin ſie es ſo weit gebracht haben, daß in vielen Fällen die Spanier ſogar

Digitized by Google

ſich mit Erfolg an ſie wenden, wo ihre eigenen Aerzte verzweifeln. Unbekannt aber, wie ſie mit der Anatomie des menſchlichen Korpers ſind, halten ſie die außerordentlichen ungewöhnlichen Zufälle in demſelben für die Folge der Hexerey; und oft muß ein armes altes Weib, gegen welches man unglücklicher Weiſe einen Verdacht hegt, mit dem Leben büßen, was ſie auch nicht auf die entfernteſte Art verſchuldet hat. — Bey der einfachen Lebensart dieſes Volkes laſſen ſich nicht viele ſonſtigen Künſtler oder Handwerker bey demſelben erwarten; indem es ſogar das Gold und Silber, deſſen das Land einen Ueberfluß hat, unbearbeitet und unbenuzt läſſt: indeſſen gibt es nichts, das ſie nicht bald begreifen und aufs Beſte ausführen lernten, wenn man ſich die Mühe geben will, ſie zu unterrichten. Sie können weder leſen noch ſchreiben; als Erinnerungszeichen bedienen ſie ſich aber dünner Stricke von mannigfaltiger Größe, in die ſie Knoten von verſchiedenen Farben ſchürzen: nach dieſen ſind ſie im Stande, die genaueſte Rechenſchaft von irgend etwas zu geben, das man ihrer Sorgfalt anvertraut hat, der Gegenſtand ſey auch noch ſo ſehr verwickelt; diejenigen unter ihnen, welche das Chriſtenthum angenommen haben, bedienen ſich derſelben bey der Beichte als Sündenregiſter. Uebrigens haben ſie meiſtens ein vortreffliches Gedächtniß, und erinnern ſich der längſtvergangenen Dinge, als ſeyen ſie erſt geſtern geſchehen. Zur Aufbewahrung der Volksgeſchichte aber befindet ſich eine Art Sängerzunft unter ihnen, welche die Thaten der Vorzeit im Geſange aufbewahret, welche vom Vater dem Sohne gelehrt auf dieſe Art auf den ſpäteſten Nachkommen fortgepflanzt werden.

Die Vielweiberey iſt unter ihnen herrſchend, welches mit eine große Schwierigkeit zu ihrer Bekehrung zur chriſtlichen Religion bildet; die erſte Frau hat indeſſen einen gewiſſen Vorzug vor den andern, und ihr Sohn iſt der Univerſalerbe des Vermögens und der Ehrentitel ſeines Vaters, und hat Gewalt über ſeine Brüder, die aber alle deſſen ungeachtet, ſo wie ihre Mütter als rechtmäßig angeſehen werden. Die Weiber bringen den Männern kein Vermögen mit, ſondern dieſe müſſen ſie den Vätern gleichſam abkaufen. Bey dem Tode ihrer Gatten machen dieſe Weiber ein entſetzliches Geheul, indem die Aelteſte den Ton angibt, und die andern ihr alle in demſelben Takt folgen. Uebrigens herrſcht auch der Gebrauch unter ihnen, diejenigen, welche zu Hauſe, und nicht auf dem Schlachtfelde ſterben, zu öffnen, um die Urſache ihres Todes zu erfahren. Auch legen ſie Speiſe, Trank, Kleidungsſtücke und was ſonſt dem Verſtorbenen theuer zu ſeyn pflegte, mit ins Grab, auf welchem ſie von Steinen eine Art von Pyramide errichten, woran jeder Verwandte bauen hilft. — Die Hochachtung und Zuneigung, welche ſie gegen ihre Kaziken hegen, machen alle Strafen bey ihnen überflüſſig; auch findet man in ihrem ganzen Berriche kein einziges Gefängniß. Im Felde muß ſich Jedermann ſelbſt erhalten und beköſtigen, dagegen ſind ſich auch alle mit Ausnahme des einzigen Feldherrn gleich; und es findet nie eine Theilung der Beute bey ihnen ſtatt, indem ein jeder das behält, was er erobert hat; welches ſehr zur Vermehrung des perſönlichen Muthes führet. Da ihr Land von Eiſen entblößt iſt, ſo geht das Beſtreben eines jeden Einzelnen, wenn ſie gegen die Spanier fechten, dahin, ſich ihrer Flinten, Schwerter, Lanzen, oder ſonſtigen Waffen zu bemächtigen. — Man hat noch keine Nachricht über ihre Verhältniſſe mit der gegenwärtigen republikaniſchen Regierung, deren Politik es mit ſich bringen muß, daß ſie ſich dieſelben zu Freunden zu machen ſtrebt.

Ueber einige neue franzöſiſche Trauerſpiele.

(Beſchluß.)

Ein drittes Trauerſpiel, deſſen Gegenſtand ebenfalls aus der franzöſiſchen Geſchichte genommen iſt, ſpricht in ſich ſelbſt, in der Art wie das Publikum daſſelbe aufnahm und in den Urtheilen der Tagblätter wieder ſo viel nationelle Eigenheit aus, daß wir es in Folge der Jeanne d'Arc und der ſicilianiſchen Veſper ebenfalls zu erwähnen Grund finden. Es iſt Ludwig IX. von Hrn. Ancelot. Diejenigen unſrer Leſer, welche der Madame Cottin Werke zur Hand oder im Kopf haben, werden ſchnell berichtigen können, ob wir recht haben, wenn wir glauben, die Begebenheiten wie ſie dieſes Trauerſpiel darſtelle, in ſehr ähnlicher Geſtalt in ihrer Mathilde erzählt geſunden zu haben? Ludwig IX., der neben den Thaten, die ihm die Heiligſprechung verſchafften, ſo vieles that, was ihn zu Frankreichs Heiligen in menſchlichem Sinne erhob, iſt in dieſem Trauerſpiel in dem traurigſten Zeitpunkt ſeines Lebens, während ſeiner Gefangenſchaft in Memphis, wie es im Trauerſpiele ſehr verwirrend heißt, da es ſein Begleiter Joinville Missoure nennt, geſchildert. Es hat mehrere Kunſtrichter verdroſſen, daß die ſicilianiſche Veſper einen Geſchichtszug darſtellte, welcher der Nation nicht zur Ehre gereichte. Dieſes beſchämende Gefühl war gegründet, allein daß dieſe Kritiker auch Ludwigs IX. Gefangenſchaft in Egypten für unrühmlich für die franzöſiſche Nation halten, ſcheint uns eine beſchränkte Anſicht, indem ſie die Größe ausſchließend in des Siegers Hände gäbe, da wir wohl wiſſen, wie viel größer oft der Beſiegte daſtehen kann. Johanna d'Arc erinnert an ein viel allgemeineres Unterliegen Frankreichs, wie die Gefangenſchaft von Ludwig und ſeinem Heer, und man hat Shakeſpear nicht vorgeworfen, ſein Volk gedemüthigt zu haben, indem er Johann ohne Land dem päpſtlichen Legaten gegenüber darſtellte. Genug alſo, daß uns das Trauerſpiel Ludwig vor Augen ſtellt, wie er mit vielen Herren ſeines Gefolgs und einem großen Theil ſeines Heeres in Memphis gefangen iſt; Sultan Almodan bricht den von ihm unterzeichneten Vertrag, die Franzoſen ſämmtlich in Freyheit zu ſetzen, er vermehrt ſtatt deſſen ſeine Strenge gegen die Chriſten, ja entwirſt ſogar den Plan, ſie alle zu ermorden. Vergeblich fordert ihn Nura-

Digitized by Google

din, welchem der Sultan den Sieg ſchuldig iſt, auf, die Bedingungen des Vertrags, den er mit dem König abſchloß, zu vollſtrecken; Almadon iſt unbeweglich; er will die Franzoſen ermorden, um ihrer Vereinigung unter einander zu verhindern; und um einen Vorwand zu haben, auch Ludwig nicht zu verſchonen, läſſt er ihm vorſchlagen, Mahomeds Glauben zu ergreifen. Der Bote dieſes ſchändlichen Auftrags iſt ſelbſt ein Abtrünniger, Raymund; ehemals focht er in den Reihen der Chriſten, aber, um in des Sultans Dienſt zu den höchſten Würden zu ſteigen, verrieth er ſein Vaterland und ſeinen Gott. Doch bey ſeines Königs Anblick ergreift ihn die Reue; die Worte voll Ernſt und Milde, die er zu ihm ſpricht, werfen ihn zu Boden, er geht in ſich, und anſtatt die Chriſten zu verderben, ſchwört er, ſich ihrer Rettung zu weihen. — Wirklich wird das verabredete Zeichen gegeben, alle Franzoſen ſollen ſterben, Nuradin, der, obwohl ein Muſelmann, von Luſignan zum Ritter geſchlagen ward, wacht aber über ſie; von ſeinen Getreuen unterſtützt, ſchlägt er Almadons Krieger zurück, Raymund, ſeinem Verſprechen treu, fällt, indem er einen tödtlichen Streich, der für Ludwig beſtimmt war, in ſeine Bruſt auffängt. Die Chriſten ſind gerettet, der Sultan überwunden, und der König, welcher ſich weigert, ſeinen Thron zu beſteigen, ſezt die Krone wieder auf des Beſiegten Haupt. Dieſen Haupt-Charakteren des Trauerſpiels ſchließen ſich zwey Nebenperſonen an, denen nicht Intereſſe genug gegeben iſt. Die Königinn Margarethe, Ludwigs Gemahlinn, und Philipp, ſein Sohn, greifen nicht in die Handlung ein. Ein ſchöner, die erſte betreffender Zug, machte bey der Vorſtellung große Wirkung; er iſt geſchichtlich: wie der Mord der Franzoſen entſchieden iſt, bittet die Königinn einen alten Ritter zu ſeinen Füßen ſich werfend: ſobald der entſcheidende Augenblick käme, ſie zu tödten; der Ritter antwortet: „Daran dachte ich ſchon.“ — Dieſe Worte, welche St. Eugène (der Schauſpieler) mit erſchütterndem Ausdruck ſprach, wurden mit einem Beyfall aufgenommen, der von Neuem bir Faſſungsgabe des Pariſer Publikums für große und heroiſche Gefühle bewies. Einige franzöſiſche Kritiken waren ſeicht genug, um in dieſer Epiſode nur einen Ritter zu ſehen, der ſeine Königinn lieber ſelbſt umbringt, als er ſie von einem Muſelmann umbringen läſſt. Sie faſſten alſo nicht ſo ſchnell wie die Pariſer Zuſchauer, daß weibliche Züchtigkeit und ritterlicher Damenſchutz dieſe ſchreckliche Bitte, und edle Bewilligung erzeugte. Dem ganzen Stücke fehlt es an Handlung; Nuradin allein handelt, die Andern ſprechen; Ludwig hält recht hübſche Reden, und der Dichter hat mit Geſchicklichkeit und richtigem Gefühl die politiſchen Gründe entwickelt, welche einen ſo weiſen König zu einem ſo gefährlichen Zuge verleiten konnten. Wenn ſie die Geſchichte auch widerlegt, ſind ſie doch auf Ludwigs edles Gemüth gegründet. Unter andern ſagt er: er habe dieſe Gelegenheit, Kriegslorbern zu ſammeln, ſeinen großen und kleinen Lehnsträgern dargeboten: qu'il rencontroit sans cesse entre son peuple et lui (die zwiſchen ihm und ſeinem Volk ſich immer in Weg ſtellten). Allein ſchöne Verſe, ſchöne Stellen ſelbſt, reichen zu einem guten Trauerſpiel nicht hin. Auch wohl nicht ſeiner Vollendung wegen ward Ludwig IX. bewundert, ſondern weil er Geſinnungen ausdrückte, von Edelmuth, Religioſität, frommer Milde, nationeller Würde, welche alle franzöſiſche Herzen anſprachen und in vielen wiederhallten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, den 31. Nov.

Geſtern wurde auf unſerer Bühne zum Erſtenmal gegeben: Clorinde und Tancred, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von B. Norbeck. Dieſe Dichtung iſt das Werk eines jungen Mannes und wahrſcheinlich ein Erſtlings-Verſuch im dramatiſchen Fach. Der Stoff zu dieſem Stück iſt aus dem befreyeten Jeruſalem genommen, eine Wahl, die dem Bearbeiter ſowol Vortheil als Nachtheil ſichert, denn wenn ſie ihm den Vorzug gewährt, daß die Karaktere der handelnden Perſonen ſchon durch ihre Namen beſtimmt ſind und gleichſam ihre unabänderliche Attribute bilden, ſo liegt dagegen auch wieder dem Bearbeiter die Pflicht ob, die durch Taſſo's hohen Genius unſterblich gewordene Menſchengebilde im vollen Schmuck des Dichtungsglanzes, aus dem Gedächtniß der Zuſchauer hervor, zur Anſchauung auf der Bühne zu bringen. Wie dieß dem Verfaſſer gelungen iſt, wird eine kurze Darſtellung des Ganges der Begebenheiten dieſes Trauerſpiels zeigen.

Wir ſehen in dem erſten Aufzug bey Eröffnung der Bühne das Heer der Kreuzfahrer verſammelt und dem Himmel knieend für einen Sieg danken, den es eben erfochten und der Clorinde zu Tancreds Gefangene gemacht hat. Gotfried von Bouillon dankt ihm als Heerführer für die Heldenkühnheit, mit der er dieſen Sieg erkämpfte; doch Tancred erklärt, daß nicht der Glaube nur die Liebe ihn zu dieſer begeiſtert habe. Clorinde zu erbeuten habe er ſo todverachtend gekämpft, jezt ſey ſie ſeine Gefangene und ihr Beſitz müſſe ſein Lohn werden. Allein ſie verwirft ſeine Liebe und verſchmäht die Hand, die er ihr bietet, weil ſie ihn als Feind ihres Glaubens und ihres Landes haſſe. Jezt erſcheint Argant, um im Namen des eben in Jeruſalem angekommenen Solymans den Chriſten einen freyen Rückzug nach ihren Schiffen anzubieten, wenn ſie einwilligen, dieſen mit Zurückgabe aller bisher gemachten Eroberungen erkaufen zu wollen. Einſtimmig wird dieſer Antrag von den Kreuzfahrern mit Zorn und Unmuth verworfen und nun ſchlägt Argant vor, Clorinde gegen den gefangenen Gernand, Tancreds Buſenfreund, auszulöſen. Tancred lodert in Zornesflammen auf und von Argant durch Spott und Hohn gereizt, zieht er das Schwert gegen ihn. Zürnend tritt Bouillon zwiſchen Beyde, ſie an das heilige Völkerrecht mahnend, das den Geſandten unverletzlich macht. Gehorſam zügelt Tancred ſeinen Zorn und verheißt dem übermüthigen Sarazenen ihn in der nächſten Schlacht aufſuchen zu wollen. Noch einen ſchweren Sieg fordert die Pflicht von ihm; er gibt Clorinde frey, um den Freund, den Chriſtenritter zu retten. Sie geſteht ihm jezt, daß er ſie gezwungen habe, ihn zu achten, und ſich ihm dankbar verpflichtet zu fühlen. Nach ihrer Entfernung beſchließt Bouillon einen Sturm auf Jeruſalem; alle entfernen ſich, bis auf Tancred, der den Aufzug mit einem Monolog ſchließt, in dem er ſeine Sehnſucht nach Kampf und Sieg ausſpricht.

Im zweyten Aufzug ſehen wir Solymann auf ſeinem Thron, wie Clorinde ihm das Kreuzpanier der Chriſten als Trophée des eben erfochtenen Sieges zu Füßen legt und Argant ihm Tancreds Schwert überreicht, und dieſen mit Ketten belaſtet dem Sultan als ſeinen Gefangenen vorführt. Tancred hat mit dieſem Schwert Alladdin getödtet und Solymann ſchwört nun, daß ſein Haupt dafür unterm Beil des Henkers fallen ſoll. Zugleich fordert er Argant auf, ſich ſelbſt den Lohn für ſeine Ta-

Digitized by Google

pferkeit zu beſtimmen. Dieſer bittet um Clorindens Hand, die ſie ihm aber, von dem Sultan aufgefordert ſie ihm zu reichen, entſchieden verſagt. Jezt erſcheint Gernand als Abgeſandter des Chriſtenheeres und bietet für Tancred die ganze bisher gemachte Beute, ja ſelbſt Nicäa zum Löſegeld — doch vergebens. Solymann erklärt, mit Anbruch des Tages ſolle Tancreds Blut fließen und er bis dahin im tiefſten Kerker ſchmachten. Bey dieſem Ausſpruch flammt in Clorindens Herz Liebe und Verzweiflung auf; ſie ſtürzt dem Sultan zu Füßen, ſie beſchwört ihn, den Glanz ſeines Thrones, den Ruhm ſeiner Gerechtigkeit, nicht durch ſo blutigen Mord zu verdüſtern; er bleibt unerbittlich und verläſſt ſie zürnend. Ihm folgt Argant, dem dieſe Fürbitte Clorindens Herz enthüllt hat und der ſie mit Schmähungen und Vorwürfen überhäuft, während Tancred über Tod und Gefangenſchaft emporgehoben, den ſeligſten Augenblick ſeines Lebens lebt. Clorinde bleibt ohnmächtig allein auf der Bühne; ſie erholt ſich und nun beginnt ein Kampf der Liebe und der Pflicht, indem die erſte ſiegt und ſie ſich entſchließt, mit Verachtung jeder Gefahr Tancreds Leben zu retten.

Der dritte Aufzug zeigt uns Bouillon und die übrigen Führer des Heeres, trauernd über die erlittene Niederlage, zagend über Tancreds Verluſt. Gernand erſcheint und kündigt ihnen das von Solymann gefällte Todesurtheil des Helden an. Sie beſchließen den lezten verzweifelten Verſuch zu ſeiner Rettung, einen erneuerten Sturm mit Anbruch des Tages. Jezt ſehen wir Tancred im Kerker; nach einem langen Monolog erſcheint Clorinde und öffnet ihm einen geheimen Gang, der ins Freye führt. Tancred will nicht fliehen ohne ſie, ſie widerſteht, nicht aus Haß der Lehre, die er bekennt, ſondern aus Pflichtgefühl der Treue gegen ihr Vaterland, gegen das ſie freylich treulos handelt, indem ſie den furchtbarſten Feind deſſelben, den Sieger Aladdins befreyet — aber nur um das Leben des Geliebten zu retten, vermag ſie ihre Pflicht zu verletzen, nicht um mit ihm glücklich zu ſeyn. Tancred macht nun einen Verſuch, ſie in der Eile zu bekehren, allein die Zeit iſt zu kurz, um das große Werk völlig zu Stande zu bringen. Er entfliehet und ſie ſpricht nun in einem langen Monolog die Qual der ſchuldbewußten Seele aus, die ein bis dahin mackelloſes Leben durch Verrath an Glauben, Fürſt und Vaterland befleckt zu haben fühlt. Nur einen Zufluchtsort des Friedens kennt ſie noch, das Grab. Kriegeriſche Muſik ertönt hinter der Scene, ſie ſtürzt hinweg ſich zu wapnen und in erborgter Rüſtung den Tod von Tancreds Hand zu ſuchen.

Vierter Aufzug. Solymann, dem die Berichte von den Fortſchritten des Chriſtenheeres gebracht werden, das ſchon den erſten Wall erſtiegen hat. Argant erſcheint, beſtürzt und in die Flucht geſchlagen durch Tancred, den er für ein Geſpenſt hält, als er ihn, deſſen Haupt beym erſten Schimmer des Morgenlichtes fallen ſollte, an der Spitze des feindlichen Heeres erblickt. Solymann ſendet einen Boten Tancreds Hinrichtung zu beſchleunigen und erfährt nun ſeine Flucht. Allgemeine Beſtürzung, die noch vermehrt wird, als die Nachricht kommt, daß beym Sarazenen-Heer ein zweyter Argant ſich zeige, an Rüſtung und Tapferkeit dem völlig gleich, der mit dem Sultan rede. Argant ſtürzt fort, ſein Ebenbild zu entlarven und Solymann beordert ſeine Janitſcharen, um ſich perſönlich an ihrer Spitze auf den Feind zu ſtürzen.

Fünfter Aufzug. Einſame Waldesgegend. Clorinde erſcheint in Argands Rüſtung und von Tancred gefolgt, den ſie durch verſtellte Flucht in dieſe einſame Gegend gelockt hat. Kampf zwiſchen Beyden; Clorinde fällt. Sie entdeckt ſich dem Geliebten und wünſcht im Schooß ſeiner Kirche aufgenommen zu werden. Er löst den rothbekreuzten Mantel von ſeiner Schulter und deckt ihn über ſie, damit das heilige Symbol die ſterbende Chriſtinn bezeichne. Bouillon erſcheint von Kriegern umgeben — menſchlich theilt er Tancreds Schmerz, aber der Held ruft den Helden in ihm zur Fortſetzung des Kampfes auf. Die Scene verwandelt ſich; man ſieht Jeruſalems Wälle, die brennende Stadt im Hintergrund — im Vordergrund Gefecht — die Sarazenen fliehen, Tancred erſteigt den Wall, wo Argant kämpft, das Panier der Chriſten wird ſiegend aufgepflanzt, allein Tancred ſtürzt mit Argant umſchlungen und umſchlingend von der hohen Zinne hinunter. Gottfried erſcheint; das Heer ruft ihn zum König aus und huldigt ihm knieend; da kömmt die Nachricht von Tancreds Tod. Trauermuſik ertönt, Tancreds und Clorindens Leiche werden herbeygetragen, Gottfried ordnet ihnen ein feyerliches Begräbniß an, und gebietet dem Heer, ſeinem Helden die lezte Huldigung zu erweiſen, alle ſinken auf ihr Knie nieder und der Vorhang fällt.

Die Unerfahrenheit des Dichters ſpricht ſich vorzüglich in der ganz unverhältnißmäßigen Eintheilung der Handlung aus. So enthält der vierte Aufzug durchaus nur Reden und Erzählungen und dagegen iſt in dem fünften die Handlung bis zur Ertödtung aller Wahrſcheinkeit und Zerſtörung jeder Illuſion zuſammen gehäuft.

Auch drängen ſich dem Zuſchauer vielfache Reminiscenzen auf. Die Scene im Kerker zwiſchen Tancred und Clorinde ſchillert zum Beyſpiel auffallend in jene zwiſchen Johanna und Montgomery hinüber, ſo wie auch Gottfrieds Klage um Tancred an Wallenſtein und Max Piccolomini erinnert, und das nicht blos durch Aehnlichkeit der Situation, ſondern durch Wort und Subjektivität der Empfindungsweiſe. Die Sprache ſcheint fließend und edel, der Versbau leicht und rein zu ſeyn. Das Ganze zeugt, troß mancher Mängel, von Talent, und berechtigt zu ſchönen Hoffnungen, wie die Fruchtknoſpen des Vorfrühlings zu Blüthen.

Was die Darſtellung anbetrifft, ſo war ſie im Ganzen lobenswerth und von Seiten der Direktion mit Einſicht und Geſchmack angeordnet. Demoiſ. Caroline Steiger gab die Clorinde und genügte den Anſprüchen, die man an eine hoffnungsvolle Anfängerinn machen darf, d. h. ſie hatte auf das Studium der Rolle vielen Fleiß verwandt und ſpielte die Clorinde mit ſichtlicher Anſtrengung, allein ſie war nicht Clorinde, auch nicht eine Minute lang. Die ſchwere Kunſt zuzuhören, iſt ihr noch fremd, ihre Armbewegungen ſind eckigt und ſteif, und an eine pſychologiſche Auffaſſung des Charakters und daraus hervorgehendes Vermögen, den innern Seelenzuſtand der darzuſtellenden Perſon zur Anſchauung zu bringen, iſt bey ihr gleichfalls noch nicht zu denken. Sehr lobenswerth iſt die Herrſchaft, die ſie ſich über ihre Stimme erworben hat; ſie betont richtig, ſpricht deutlich und ſelbſt im Affekt wohllautend. Ihre blühende Jugend und edle Geſtalt kann ihren Eindruck auf das Publikum nicht verfehlen. Wir ſind aber überzeugt, daß Mlle. Steiger zu ſehr nach ächter Kunſtbildung und wahrem Künſtlerruhm ſtrebt, als daß ihr mit einem unbedingten Lobſpruch gedient ſeyn könnte. Mehrere Momente waren in dieſer Darſtellung in Auffaſſung und Ausdruck ganz verfehlt, vorzüglich in den Monologen, wo der Kampf in Clorindens Seele zur Darſtellung eine Tiefe, eine Wahrheit der Leidenſchaft erfordert, die freylich, aus der bloßen Reflexion hervorgehend, ſchwer darzuſtellen ſeyn muß, und doch iſt ſie erforderlich, uns die Stärke eines Gefühls zu ſchildern, das die Helden-Jungfrau zweymal ohnmächtig zu Boden ſchleudert. Mag gleich nicht viel dazu gehören, um in unſern bürgerlichen Schauſpielen die Ohnmacht einer zimperlichen, nervenſchwachen Dame zu motiviren, ſo gehört doch bey einer Heldinn, wie Clorinde, mehr dazu.

Herr Kühne als Gottfried von B., Hr. Schwarz als Solymann waren, wie immer, ſehr lobenswerth, und auch Hr. Jacobi als Tancred ſpielte mit Feuer und Gefühl. Als vorzüglich gelungen möchte ich die Scene mit Clorinden im Kerker und dann ihre Sterbeſcene auszeichnen.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 45.

Digitized by Google

Nro. 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 7. December 1819.

Gefährlich iſts mit Geiſtern ſich geſellen!
Und wenn man ſie nicht ſtracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch ſo ſtill gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen.

Goethe.

Die Lilien-Braut.

Ballade.

Vor des Kirchhofs öden Mauern,
Schwarz umgittert ihn das Thor,
Und im heißen Mittag-Scheine
Blinkten hell die Leichenſteine —
Spielte froh der Kinder Schaar.

Horch, da knarrte leis die Pforte,
Und, ſchneeweiß von Angeſicht,
Trat ein Kind heraus, und Blumen —
Roſen, Lilien und Myrthen
Bot es freundlich Jedem an.

Und die muntern Knaben griffen
Nach der Roſen bunter Pracht;
Mädchen ſchmückten ſich mit Myrthen,
Banden wechſelnd friſche Kränze,
Spielten Bräutigam und Braut.

Lange ſtand das Kind, und Keines
Nahm der andern Blumen wahr;
Als ein Mädchen, fromm und ſittig,
Aus dem wilden Haufen nahte,
Eine Lilie ſich erlas.

Und ein ſchnelles Lächeln zuckte
Auf des Kindes Angeſicht;
Drauf, ihr leis die Stirne küſſend,
Eilt es fort; — ein heimlich Grauen
Bebte durch des Mädchens Bruſt.

Neckend riefen ihr die Andern:
Lilienbraut, komm Lilienbraut!
Doch ſie eilte zu der Mutter,
Von dem ſchönen Kind erzählend,
Aengſtlichfroh und tiefbewegt. —

Zwölfmal war der Lenz entflohen,
Und zur Jungfrau, hold und zart,
Stand das Mädchen aufgeſproſſen;
Und von nah und ferne warben
Jüngling' um ihr Herz und Hand.

Keiner doch mocht' ihr gefallen,
Denn geheimer Schauder griff
In ihr Herz, ſobald die Thränen
Heißer Sehnſucht es berührten,
Die mitleidig ſie empfand.

Endlich ſiegt der Liebe Flehen,
Und der Mutter ernſter Rath;
Der der Treuſte ihr geſchienen,
Wird erwählt, und ſchüchtern krönen
Lieb' und Schaam den frommen Bund.

Anberaumt zur Hochzeitfeyer
War der Tag; glückwünſchend nah'n
An dem Abend vor dem Feſte,
Einen Kranz von Roſen bringend,
Die Geſpielinnen der Braut.

Da ergreift ſie's tief im Innern,
Und der Kindheit frommer Geiſt
Rührt ſie an, und lächelnd ſpricht ſie:
Wiſſt ihr doch, nicht Roſen ziemen,
Lilie iſt mein Hochzeitkranz.

Drauf, als ſtill die Nacht gekommen,
Und der Lärm des Tags verſtummt,
Lockt, im Freyen luſtzuwandeln,
Sie der laue Sommer-Abend,
An des Freundes ſicher'm Arm.

Digitized by Google

Unvermerkt, nach langem Irren
Stehn ſie vor des Kirchhofs Thor;
Und im blaſſen Mondenſcheine
Blinken rings die Leichenſteine;
Ahnend ſchlägt des Mädchens Bruſt.

Offen ſteht die ſchwarze Pforte,
Und ein tiefer Orgelton
Summet aus des Kirchleins Hallen —
Zitternd in des Freundes Armen
Ruft die Jungfrau, laß uns fliehn!

Aber kaum, daß ſie 's geſprochen,
Schlieſſet ſich ein langer Zug
Tiefverhüllter Geſtalten
An ſie an, und nach dem Kirchlein
Reißt das Grauſen ſie mit fort.

Leis ertönt Geſang, und höher,
Immer höher ſteigt der Ton,
Immer tiefer ſinkt die Orgel,
Bis in höchſter Höh' und Tiefe
Sich der Schall in Nichts verliert.

Nun erfüllt ſich vom Gedränge
Rings der Altar und das Chor;
Kinder, blaß, mit Todten-Kronen
Ziehen durch die dichten Reihen,
Tragen einen Lilien Kranz.

Und ein Jüngling, ſchön und herrlich,
Aber bleich, wie friſcher Schnee,
Tritt hervor, und mit Entſetzen
Sieht die Jungfrau jenes Kindes
Züg' in ſeinem Angeſicht.

Drauf ein Prieſter naht dem Altar,
Und der ſchöne Jüngling eilt
Auf ſie zu mit zücht'ger Sitte,
Faſſet ihre Hand, und kalter
Schauer dringt durch ihr Gebein.

An des Freundes Bruſt geklammert
Ruft ſie bang: er iſt's, er iſt's;
Starr hängt ſie an ſeinen Blicken,
Als des Thurmes Glocke plötzlich
Schallt, und dumpf der Grund erbebt.

Und mit ängſtlichem Gewimmer
Drängt die bleiche Schaar ſich fort.
Finſtre Stille wirds; kein Lüftchen
Rauſcht: ſprachlos in ſeinen Armen
Trägt der Liebende die Braut.

Keuchend eilt er durch die Pforte,
Die ſich hinter ihm verſchließt;
Da aus ſeinen Armen ſinket
Todt die Jungfrau; eine Lilie
Duftet friſch an ihrer Bruſt.

Schreiber.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

Von D. W. *)

Die Hydriotaphie des Sir Thomas Brown iſt eins der ſchönſten Werke dieſes vielbewunderten Schriftſtellers. Wenigen iſt es in dem Grade wie ihm gelungen, die fremdartigen Kenntniſſe, welche Erziehung und Erfahrung auf das Weſen der Menſchen einpfropfen, demſelben als ein Urſprüngliches anzueignen; ſeine Gefühle löſen ſich ſtets in ſtilles Nachdenken, ſeine Betrachtungen in Empfindung auf.

„Die Zahl der Todten, ſagt er, überſteigt weit die der Lebenden. Die Nacht der Zeit iſt ſchon um vieles länger als der Tag, und wer von uns weiß, wann das Aequinoktium war? Jede Stunde vergrößert die Rechnung, die kaum einen Augenblick ſtillſteht. Eben da Tod die Lucina des Lebens zu ſeyn beſtimmt iſt, und ſelbſt Heiden zweifeln konnten, ob ſo zu leben nicht ſterben ſey — da unſere längſte Sonne ſich in geraden Stufungen herabſenkt, und nur Winterbogen beſchreibt, es alſo nicht mehr lange ſeyn kann, bis wir in Finſterniß liegen und unſer Licht in Aſche zerfällt — da der Bruder des Todes uns täglich die Sterbeſtunde vorführt und die ſelbſt alternde Zeit uns nicht lange Fortdauer zu hoffen warnt — iſt langes Leben Traum und thörigte Er-

*) Obiger Aufſatz iſt ein mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehener Auszug, aus einem höchſt intereſſanten Artikel des Quaterly Review 1819, Sept. Nro. XVII., bey Gelegenheit einer Anzeige von der Promenade aux Cimetières de Paris. Par M. P. St. A. und der Description des Catacombes de Paris. Par L. Hericart de Thury. Zur Literatur der hier abgehandelten Materie ſind außer Pleſſings Geſchichte der Gräber (Wernigerode 1785. 8.) und Hacker's Thanatologie in vier Bänden Böttiger's Aufſätze über das Verbrennen und Beerdigen der Todten (Morgenblatt December 1810), Lichtenberg's Etwas zu der Geſchichte des Leibes nach dem Tode bey verſchiedenen Völkern (Verm. Schr. Bd. 4 S. 593 ff.) und die in Veranlaſſung des 1765 im Schwetzinger Park entdeckten merkwürdigen Begräbniſſes gegebenen Bemerkungen in Zeyher's und Römer's Beſchreibung der Garten-Anlagen zu Schwetzingen nachzuſehen. Ueber die Begräbniſſe der Alten haben Jacobus Gutherius (Leipzig 1671. 8), Quenſtädt und beſonders D. Fuhrmann (Halle 1800. 8.) geſchrieben, Bartoli die darauf bezüglichen Antiken geſammelt, Kirchmann von den Leichenbegängniſſen der Römer, Heyne und Walch in den Commentationen der göttingiſchen Societät von den Mumien gehandelt. — Ueber Begräbniſſe in den Kirchen ſtand in der Berliner Monatsſchrift 1785 Januar S. 80 bis 95 ein leſenswerther Aufſatz. Kortum über die Unſchädlichkeit der Kirchhöfe und Begräbniſſe in Städten und Dörfern (Osnabrück 1801. 8. vgl. Neue Allg. deutſche Bibl. Bd. 73 S. 51) iſt eine mangelhafte Sammlung hiſtoriſcher Notizen mit vagem franzöſiſchem Räſonnement über ein Paradoxon. Noch gehören zu einer Gräberbibliothek die Schriften von Herz und Marx und die Abhandlungen von Friedländer in der Berliner Monatsſchrift, welche über die frühe Beerdigung der Juden in den Jahren 1787 und 1788 erſchienen, nachdem Büſching bereits ſchon früher, 1785, den Gegenſtand zur Sprache gebracht hatte.

D. W.

Digitized by Google

wirkung.“ — „Der Menſch, ſagt Sir Thomas Brown anderswo, iſt ein edles Geſchöpf, glänzend in Aſche, prunkend im Grabe; er feyert Geburten und Todesfälle mit gleichem Schimmer und läßt von prahleriſchen Förmlichkeiten nicht.“

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Kaffern die einzigen Wilden ſind, die man in einem ſo brutalen Zuſtande gefunden hat, daß ſie ihre Todten verlaſſen; denn ſelbſt unter den roheſten Völkern wird einige Beſtattungsſitte beobachtet, die allemal anſtändig, und insgemein ehrend iſt; und wenn gleich bey den Kaffern Beerdigung das ausſchließliche Vorrecht des Königs iſt, und alle andere Körper den Hyänen vorgeworfen werden, ſo entſteht dieſes nicht aus einer Geringſchätzung gegen die Todten, ſondern aus dem Aberglauben, wenn ein Todesfall ſich in ihren Wohnſtätten ereigne, ziehe er eine Reihe Unglücksfälle über ſie. Sie haben alſo kein Leichenceremoniell, weil keiner unter ihnen ſterben darf, und nur wer von einer plötzlichen Krankheit hinweggeraſſt wird, dem traurigen Schickſale entgeht, lebendig den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Die Kaffern können daher unmöglich als eine Ausnahme von der allgemeinen Beobachtung gelten, daß ein ängſtliches oder zärtliches Gefühl von Ehrfurcht *) für die Ueberreſte der Todten der menſchlichen Natur eigenthümlich iſt **) und ſich noch behauptet, wenn viele ihrer andern Triebe ſchon untergraben oder erſtickt wurden. Rohere Wilden ſind nie entdeckt worden, als die von Neuholland; aber ſelbſt dort fand der Kapitän Flinders Skelette aufgeſtellt in hohlen Baumſtämmen, und Schädel und Knochen theils roth, theils weiß bemahlt oder beſtrichen. Dieſe Sorge für die Todten iſt ſo allgemein, daß, wiewol den Bewohnern von Meeresküſten es am leichteſten ſeyn würde, die Todten den Wellen zu überlaſſen, ſich dieſe Sitte doch nirgends findet, weil man ſie dadurch wegzuwerfen, und nicht in Frieden beyzuſetzen ſcheint.

Die Mahomedaner zeigen Evas Grab bey Jidda, und in die römiſchen Legenden hat ſich die abenteuerliche Sage eingeſchlichen, daß Adams Gebeine von Noah in die Arche genommen und von ihm nach Ablauf der Waſſer auf dem Calvarybergе an derſelben Stelle beſtattet worden, wo nachher das Kreuz errichtet ſey. So viel iſt gewiß, die älteſte Art, die Todten zu beſtatten, war Beerdigung, und vermuthlich der früheſte Luxus, Gräber in Felſen zu hauen. Völker, die ihren Todten die lezte Ehre erweiſen wollten, haben nämlich entweder ihre Vernichtung zu beſchleunigen oder derſelben vorzubeugen geſucht. Verbrennung kam bald in den Ländern, wo ſie einſt üblich war *), ab, theils wegen des Koſtenaufwands, da das Brennholz abnimmt bey dem Anwachs der Bevölkerung und des Ackerbaus, theils weil vielleicht die erſten Chriſten ſie mit der Lehre von der Auferſtehung weniger verträglich hielten, als die Beerdigung. Nach dem Miſſionar Ward, welcher Gelegenheit hatte, die Wahrheit in Indien auszumitteln, gehört zur Verbrennung eines Menſchenkörpers wenigſtens drey Zentner Holz. Selbſt das überſteigt die Kräfte der Armen, und es iſt daher unwahrſcheinlich, daß das Verbrennen irgendwo allgemein üblich geweſen ſeyn ſollte. Das lezte Beyſpiel **) davon in einem chriſtlichen Lande iſt das von Heinrich Laurens, dem erſten Präſidenten des amerikaniſchen Congreſſes. Er verordnete in ſeinem lezten Willen, ſein Körper ſolle verbrannt werden ***), und legte dieſen Wunſch zu erfüllen, ſeinen Kindern als Pflicht auf. Seine Anſichten von der

*) Dieſelbe Ehrfurcht findet man zu allen Zeiten auch gegen den Sterbenden beobachtet. Ihm die Augen zuzudrücken, war, wie jezt, ſo ſchon in den älteſten Zeiten der Geſchichte der Liebesdienſt eines nahen Freundes oder Anverwandten. Ilias 11, 452. Odyſſ. 11, 426. 24. 294. Aeneid. 9. 487. 1 Moſ. 40. 4.
D. W.

**) „Rechtslehrer, ſagt Sir Thomas Brown, leiten die Beſtattungspflicht aus dem Völkerrechte her. Andere halten ſie für eine Einrichtung der Natur, und finden ſie ſelbſt bey Thieren. Wer noch an das Mährchen vom Phönix glaubt, wird das Verbrennen der Thiere daraus beweiſen wollen. Ernſtere Forſcher finden Beyſpiele der Beſtattung bey den Elephanten und Kranichen, in den Todtenzellen der Ameiſen, und der Sitte der Bienen, aus ihrem geſellſchaftlichen Vereine die Todten herauszuwerfen, und wenn nicht Begräbniſſe, doch Exequien zu halten.“ Die Geſchichte des Matroſen Sindbad gründet ſich zum Theil auf dieſen Glauben in Rückſicht der Elephanten. In den Verhandlungen der Miſſionariengeſellſchaft ſagt Dr. Vanderkemp: Ich war verwundert, nie Skelette oder Zähne von todten Elephanten zu finden; daß ſie aber ihre Todten vergraben oder verſtecken, muß ich jezt aus folgendem Vorfalle abnehmen. Einer von unſerer Geſellſchaft tödtete einen Elephanten. Am folgenden Tage kehrte er unbewaffnet mit einigen unſerer Weiber an die Stelle zurück, um die Zähne auszulöſen. Hier fanden ſie funfzehn bis zwanzig Elephanten geſchäftig, den todten Körper mit den Rüſſeln aufzuheben. Sie wurden durch Geſchrey verjagt.

*) Bekanntlich wird die Sitte zu begraben oder zu verbrennen aus den Theorien der alten Philoſophen hergeleitet. Wer mit Heraklit annahm, daß alles aus Feuer beſtehe, glaubte auch, die Körper müßten wieder durch Feuer aufgelöſet werden. Wer nach Thales alles aus Erde beſtehen ließ, gab den Körper der Mutter Erde wieder zurück. — Egyptiern und Perſern war Verbrennen ein Gräuel. Schon Cicero hielt Beerdigung für die älteſte Art der Todtenbeſtattung, und beruft ſich auf das Beyſpiel des Cyrus, von dem Xenophon erzählt, daß er beerdigt ſey.
D. W.

*) Bey dem Geſetz des Theodoſianiſchen Geſetzbuchs von Entweihung der Gräber bemerkt Godofredus, daß der Gebrauch des Verbrennens der Todten noch am Ende des vierten Jahrhunderts bis zu Theodoſius des Großen Zeiten beſtanden, und erſt im Anfange des fünften durch Theodoſius dem Jüngern, zufolge Macrobius, abgeſchafft ſey.
D. W.

***) So verordnete auch Sulla aus dem Geſchlechte der Cornelier, welcher aus Erbitterung den Körper des Marius aus ſeinem Grabe hervorholen und unter den freyen Himmel hinwerfen ließ, nach dem Tode verbrannt zu werden, um ſich vor der Raſerey der Bürger, welche nicht ſelten Leichen aus den Gräbern geriſſen und beſchimpft hatten, zu ſichern.
D. W.

Digitized by Google

läuternden Kraft des Feuers, die er mit unzureichenden Stellen der Bibel zu beweiſen ſuchte, und die Furcht, lebendig begraben zu werden, veranlaßten ihn hiezu. Er hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß eins ſeiner Kinder, welches man für todt gehalten, durch die friſche Zugluſt vom Fenſter, vor welcher man es während ſeiner Krankheit ſorgfältig behütet, wieder ins Leben zurückgekehrt war. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Nov.

Die bildende Kunſt betrauert durch ſein Hinſcheiden den Verluſt eines ihrer merkwürdigſten Verwandten, des Hiſtorien- und Architektur-Mahlers Morgenſtern. Er war Frankfurts Zierde, und gleich geachtet als Menſch und Künſtler. Ihm wurde, wie nur Wenigen, nach dem ehrenvollſten Wirken in jedem Zweige ſchöpferiſcher Darſtellung, der ſeltene Name eines vollendeten Kirchenmahlers zu Theil. Die Geſchichte dieſes Fachs hat ihm einen bleibenden Denkſtein geſezt, den das hieſige Muſeum mit der Ausſtellung ſeiner Werke ſchmücken wird.

Unſere Bühne ſcheint ernſtlich mit dem Gedanken beſchäftigt, daß es Zeit ſey: neues Leben in die trägen Fugen ihrer Wirkſamkeit zu bringen. Bamberger's, Mutter und Tochter, ſind engagirt. Aber ſie erſetzen Spohr's Verluſt für die Oper nicht. Die Tragödie liegt in Verzuckungen. Schau- und Luſtſpiel erhohlen ſich allmählig. Freyherr v. Thumb und Conteſſa ſind die Lieblinge des anſchauenden Publikums geworden, und dennoch iſt man ſehr ſchläfrig im Einſtudiren ihrer Werke. Einige faſt erloſchene Erinnerungen an ſchönere Zeiten rief uns kürzlich Hr. Clauſius, Gaſt vom Bremer Theater, ins Andenken. Seine Art, dieß zu bewirken, war glücklich, da er poetiſche Auffaſſungsgabe, und das Talent der Darſtellung in einem höhern als gewöhnlichen Sinne beſizt. In ſeiner lezten, eben ſo ſchwierigen als gelungenen Rolle, Guſtav Waſa, blieb kein Herz ungerührt, und er wurde allgemein gerufen. Aber der lauteſte Beyfall iſt noch nicht die ſicherſte Belohnung des Künſtlers. Davon zeugen die Benefiz-Vorſtellungen in Frankfurt, wo die Poſſe mehr gilt, als die Kunſt. —

Ueber Carl's Gaſtſpiel nächſtens.

Wien.

Den 19. Oktober wurde auf dem Theater an der Wien zum Erſtenmal vorgeſtellt: Noah, ein bibliſches Drama in drey Aufzügen, mit Muſik von dem Ritter Ign. von Seyfried, Opferndirektor.

Daß ein Gegenſtand von ernſter religiöſer und zugleich hiſtoriſch ehrwürdiger Bedeutung, wie der angekündigte, der ſchauluſtigen Menge zur Ergeylichkeit dienen darf, gewiſſermaßen als Vorbereitung auf die Saturnalien des Faſchings, das gehöre allerdings zu den merkwürdigen Ereigniſſen in der guten Stadt Wien, die zuweilen ſogar Anſprüche macht, die fromme zu heißen. Es iſt die Abſicht des Referenten, in ſeiner Bemerkung etwas vorwitzig zu ſeyn, er hat das vom Theater an der Wien gelernt, und würde ſich hinter daſſelbe verſtecken, könnte man ſich die Mühe nehmen, ihn zu ſuchen. Er iſt keiner von den Zeloten und den moraliſchen Mückenfängern, kann ſich aber das Vergnügen nicht verſagen, Inconſequenzen aufzudecken, die weit gefährlicher einwirken, als manche andere ſtreng verbotene Kleinigkeiten. Das Narren- und Eſelsfeſt unſerer Vorfahren iſt nach unſerer Ueberzeugung nicht ſo anſtößig geweſen, als dieſes Schauſpiel Noah, denn jenes hatte doch noch eine poetiſche Seite, war eine Entladung des geiſtigen Uebermuths, dagegen neutraliſirt dieſes Gaukelſpiel uns immer mehr, macht uns immer untüchtiger zum rechten Scherz und zum rechten Ernſt. Dem Anſehen der Religion thut die wiederholte Aufführung dieſer Poſſe offenbar Schaden. Künftig wird kein öffentlicher Religionslehrer mehr auf die Sündfluth hindeuten dürfen, wenn er nicht, um den elektriſchen Schlag zu verſtärken, ein verkleinertes Conterfey der Arche Noah unter dem Mantel hervorholen kann. Für die Aufführung echter Kunſtwerke iſt dieſes Puppenſpiel mit Puppen für Puppen gleich verderblich. Hier muß zulezt eintreffen, was Lichtenberg einmal von einem genialen Schriftſteller unrichtig vorherſagte: wir werden, um uns den Braten ſchmackhaft zu machen, noch glühende Kohlen dazu verſchlucken müſſen. Noch eine Bemerkung ſey erlaubt zur Vertheidigung und Bekräftigung des Geſagten. Der Titel Hofrath darf auf keinem hieſigen Theater genannt werden, nun ſtammen aber zulezt doch alle Hofräthe von Noah als ihrem ſeligen Groß-groß-groß — groſvater ab: warum muß denn er, warum gerade er leibhaft auf dem Theater erſcheinen und noch dazu ſoviel beten, als vielleicht von manchem Hofrath im ganzen Jahre nicht gebetet wird, wenn wir auch alle ſeine Morgen- und Abendandachten zuſammennehmen? Hat Noah das um ſeine Nachkommen verdient? Heißt das Achtung gegen den älteſten aller Stammbäume? Wahrlich, wir Wiener müſſen recta linea von Ham herſtammen, von Sem zeigt ſich kein Blutstropfen in unſerm Leibe. Noch ehe Noah von den Schauſpielern auf die Tortur gebracht wurde, erhob ſich über ihn das lebhafteſte Geſpräch. Dieſer freuete ſich, bey guter Gelegenheit alle die vielen vorgeſpiegelten Männlein und Fräulein im gravitätiſchen Schritt der Polonoiſe in die Arche ſteigen zu ſehen; jener mahlte ſich die Arche in ſeiner Phantaſie nach Länge, Breite und Höhe, und ein Anderer jubelte wie ein Kind, den Berg Ararat nun einmal recht feſt ins Auge zu faſſen, von dem er bisher nicht mehr wußte, als vom Magnetenberge; endlich gab es auch noch Parteyen zwiſchen den Waſſertrinkern und Weinliebhabern in Hinſicht auf das ſelige Leben, in welches Noah, der Erfinder des Weins, bekanntlich ſchon vor ſeinem Tode einmal unvorſichtig einging. Zum Glück wurde dieſer Punkt bey der Aufführung nicht berührt. Das Schauſpiel ſelbſt iſt ſo gränzenlos ſchlecht, daß der Kritiker, wenn er nicht etwas Muth hat, jeden Augenblick fürchten muß, die Erde möchte ſich öffnen, um die Schauſpieler mit ihrem Dichter und allem ſeinigen Zubehör, wie einſt die Rotte Korah, zu verſchlingen. Auch von Seiten des literariſchen Unwerths, die Produkten der Art anzukleben pflegt, muß man die Behandlung ſolcher Stoffe für die Bühne ohne Weiteres verwerfen. Wirkliche Dichter gehen darauf gar nicht ein, nur Vögel, die ſonſt gern vom Raube leben, ſuchen die Gelegenheit zu benutzen, um ſich in die Taube zu verwandeln, die das Oehlblatt ſiegreich davon trägt. Vom Orientaliſchen war nirgends eine Spur, dafür öffneten ſich deſto ergiebiger die Fundgruben des Occidents und zeigten — ein gräßlicher Anblick! — die Gerippe verſchiedener Dichter, unter andern auch Schillers, an denen der räuberiſche Bearbeiter mit der Gier eines Geyers nagte.

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

In Nro. 254. Sp. 2, vorlezte Zeile der Note, iſt zu leſen: Bergrath D. Hehl in St.

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 52.

Digitized by Google

Nro. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. December 1819.

Dieſes Leibes Hülle ſinket,
Und in flügelſchnellem Lauf
Steigt die feſſelfreye Seele
Zu den Sternenchören auf.

Michaelis.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Wer die Aſche ſeines Freundes bewahrt, ſagt Sir Thomas Brown, hat einen immerwährenden Schatz. Wilde, die nie an Verbrennung gedacht zu haben ſcheinen, erhielten mit religiöſer Sorgfalt die Gebeine ihrer Freunde. Einige Stämme am Oroonoko binden ihre Todten mit einem Seil an einen auf dem Ufer ſtehenden Baumſtamm, und ſenken die Körper in den Fluß; nach Verlauf von 24 Stunden iſt das Skelett von den Fiſchen ganz rein von Fleiſch entblößt. Die Tapurgas ſtoßen die Knochen zu einem Pulver, welches ſie dann als fromme Sitte in ihre Nahrung miſchen. Einige Moroſtämme haben einen ähnlichen Gebrauch; ſie kneten das Pulver in Maiskuchen, und von dieſen Familienbroten mitzutheilen, wird als das ſicherſte Unterpfand der Freundſchaft angeſehen.

Was auch für eine Verbindung zwiſchen den Egyptiern und den alten Hindus Statt gehabt haben mag, in der Art, ihre Todten zu behandeln, wichen ſie ſehr von einander ab. Die Hindus betrachteten den Leib als eine Bürde des unſterblichen Theils unſerer Natur, als eine Schaale, durch welche der Geiſt hindurchbrechen müſſe, ehe er ſich emporſchwingen könne. Die Egyptier dagegen dachten, daß, wenn der Kreislauf vollbracht ſey, die Seele zurückkehren werde, um ihren fleiſchlichen Aufenthalt wieder zu beleben, und daher ſorgten ſie ſo ängſtlich für die Erhaltung der alten Hülle, obgleich ihnen der Zweifel, wie der arme Bewohner ſich dann werde ohne Gehirn und Eingeweide behelfen können, eine große Schwierigkeit gemacht haben muß. Das dachten ſie wohl nicht, daß die Körper, welche ſie zu dem Ende ſo ſorgfältig einbalſamirten, und in Werken, deren Erbauung eine ſolche Anſtrengung erforderten, wie die Katakomben, aufbewahrten, einſt eine ordentliche Handelswaare für Europa abgeben würden, um nach Gran und Skrupel verkauft und als Medicin eingenommen zu werden! Als der alte Reiſende John Sanderſon nach England zurückkehrte, wurden in demſelben Schiffe ſechs Zentner Mumien für die türkiſche Kompagnie, in Stücken, mit herübergebracht. Als dieſe koſtbare Arzney noch gebräuchlicher war, gab man der jungfräulichen Mumie den Vorzug. Die heilſame Kraft wurde mehr in dem Egypter als in dem Gewürz geſucht. Fulker erzählt uns, daß es zu ſeiner Zeit Perſonen gegeben habe, „welche den Geruch von einer aus aufgetrockneten Leichnamen verfertigten Maſſe für ein Erhaltungsmittel des Lebens gehalten hätten.“

Die rohſte Art, die Todten zu bewahren, iſt die, welche Kapitän Tuckey auf dem Congo fand. „Semnons hat ſich ein Stück Zeug aus, um ſeine Tante dreïn zu wickeln, die ſieben Jahre todt geweſen war und in zwey Monaten begraben werden ſollte, nach dem ſie erſt jezt einen für ein Leichenbegängniß anſtändigen Umfang gewonnen hatte. Sie wickeln nämlich, um die Leichname zu erhalten, dieſe in unzählige Tücher oder Stücke Kattun; der Verweſungsgeruch kann

Digitized by Google

durch die vielen Hüllen nicht durchdringen, welche man ſo lange vermehrt, als man von den Verwandten des Verſtorbenen einige erhalten kann, indem man ſich dabey nach dem Range deſſelben richtet. Bey einem ſehr reichen und vornehmen Manne richtet ſich bie Größe dieſer Tuchmaſſe blos nach ber Möglichkeit, ſie ins Grab zu ſchaffen, und ſelbſt bann wird, wenn das erſte Dach, unter welchem der Körper niedergeſezt iſt, zu klein wird, ein zweytes, drittes bis zum ſechsten hinauf, eins immer größer, wie bas andere, darüber gebaut.“ Einen dieſem ähnlichen Gebrauch fanden die Spanier in der Provinz Popayan; hier wurden die Körper zuvor über einem Feuer gedörrt, ehe man ihn ſo einmummte *) Unter den Caraiben von Guiana herrſcht ein noch widerlicherer Gebrauch. Stirbt eins von ihren Oberhäuptern, ſo wird ſein Körper dreyßig Tage lang von ſeinen Weibern bewacht, währenb welcher Zeit es ihre Pflicht iſt, ſich immer ganz nahe dabey aufzuhalten, um die Fliegen, deren der unerträgliche Geruch Millionen herbeylockt, abzuwehren. Nach Verlauf dieſer Zeit wird der Körper beſtattet, und mit ihm eins von den Weibern als Gefährtinn. — Der häufig bey den amerikaniſchen Indianern ſich findende Gebrauch, Speiſen in ihre Gräber zu ſetzen, veranlaſſt Pedro de Cinza zu der ſeltſamen Bemerkung: „Der Teufel mache ihnen weiß, daß ſie wieder in einem Reiche leben würden, welches er ihnen bereitet habe, und daß ſie Nahrungsmittel für die Reiſe mitnehmen müßten, als ob,“ ſezt ber ehrliche Spanier hinzu, „der Weg zur Hölle ſo weit wäre.“

Die ſchreckliche Art, wie die Parſen die Luft mit ihren Todten verpeſten, ſchreibt ſich von einer abergläubiſchen Furcht, welche ihnen ihre heiligen Bücher einſchärfen, vor Verunreinigung ber Erde, des Waſſers oder bes Feuers her. „Kamdeen Shapoor wurde von Indien aus vor etwa 150 Jahren nach Perſien geſchickt, über bie Sitten und Gebräuche der Parſen Erkunbigung einzuziehen. Er ſprach zu ihnen: Lehrt mich einen Begräbnißplatz anlegen. Die Gelehrten antworteten: „Der Platz, auf dem ein Begräbniß angelegt werden ſoll, muß wüſte liegen, und fern von den Wohnungen der Menſchen; nahe bey darf kein Ackerbau oder ſonſt ein Geſchäft, das bey Wohnungen Statt findet, getrieben werden.“ So hieß es in einem Zeugniſſe bey einer Unterſuchung zu Bombay 1808. Eine Sitte, ganz der bey den Parſen entſprechend, herrſcht in Tibet, und die alten Parſen mögen ſie immer von da herübergenommen haben; denn es iſt wahrſcheinlicher, daß ein den gewöhnlichen Gefühlen der menſchlichen Natur ſo fremder Gebrauch eher von einem Volke auf das andere überging, als daß er in dem Gehirn zweyer zugleich entſprungen ſeyn ſollte. In den peruviſchen Andes werden die Todten in Thürme geſtellt und nicht mit Erde bedeckt; doch erſieht man aus Herrera's Bericht, daß dieſe Thürme Familienbegräbniſſe und nicht öffentliche Beerdigungsplätze ſinb. Man erzählt von den alten Phrygiern, daß ſie, wenn ein Prieſter ſtarb, ſeinen todten Körper auf eine hohe Säule ſtellten, als ſolle er von da herab noch nach ſeinem Tode zum Volke reden.

Die Juden haben einige wenige merkwürdige Grillen über ihre Todten. Zwar ſind ſie jezt von der Auferſtehung ſo ſehr überzeugt, daß ſie einen Begräbnißplatz Haus des Lebens nennen, ein Ausdruck, der ſehr ſchön auf die Idee hindeutet, man könne allein von dem Todten ſagen, daß er wahrhaft lebe; allein der Körper hat nach ihren Begriffen einen gewiſſen, unzerſtörbaren Theil, Luz genannt, welcher der Keim iſt, aus welchem er ſich wieder erzeugt. Man beſchreibt ihn als einen Knochen von der Geſtalt einer Mandel, der am Ende des Rückgrats ſizt. Dieſen Knochen kann nach den Rabbinen keine Menſchenkraft zerbrechen, verbrennen oder in Waſſer auflöſen, und ſie erzählen uns, daß die Sache vor dem Kaiſer Adrian ſich bethätigt habe, gegen den ſie aber ihren gewöhnlichen Fluch ausſprechen: Mögen ſeine Gebeine zerſchmettern! In ſeiner Gegenwart brachte Rabbi Joſhua Ben Chauma einen Luz zum Vorſchein, ber zwiſchen zwey Mühlſteine gelegt ward, aber ſo unverſehrt herauskam, als er vorher geweſen war, der im Feuer gebrannt und unverbrennlich gefunben, der ins Waſſer geworfen, aber nicht aufgelöst werden konnte. Zulezt hammerte man ihn auf dem Ambos, und Ambos und Hammer zerbrachen, ohne den Luz zu verletzen. Dieſen Glauben beſtätigen die rabbiniſchen Schriftſteller nach ihrer gewöhnlichen Verdrehung der Schrift mit einem Verſe in den Pſalmen: „Er behält alle ſeine Gebeine, ſo daß keines von ihnen zerbrochen iſt.“ Ein Thau wird vor der Auferſtehung auf die Erde herabkommen, und dieſe Saat des Todes zu Leben und Wachsthum befördern. Während des Pontificats Urbans VIII wurde eine groſe Grabſtätte ber Juden in Rom aufgebrochen, um für einige neue Feſtungsanlagen Raum zu gewinnen, und die Juden waren im Auſſammeln aller Knochen ſehr ängſtlich, und zahlten den Arbeitern einen hohen Preis dafür.

Eine andere wunderliche Meinung der Juden iſt, daß, wo ihre Körper auch beſtattet werden mögen, die Auferſtehung nur in ihrem eigenen gelobten Lande vor ſich gehen könne, unb es müſſen daher alle in andern Weltgegenden Beerdigten unter der Erde ihren Weg nach Paläſtina nehmen. Manche verordnen daher, daß ihre lezten Reſte ſo fort dahin geſchafft werden ſollen. Wir hatten, ſagt ein alter Reiſender, Wolle am Bord von Konſtantinopel nach Sidon, und in den Wollſäcken befanden ſich, wie mir nachher ver-

*) Denſelben Gebrauch bemerkt Lichtenberg von den Einwohnern der Inſel Formoſa oder Tayaron.

ſichert ward (denn am Bord wuſſte es Niemand) viele Judenknochen in kleine Käſtchen gepackt. Unſere jüdiſchen Kaufleute erzählten es mir bey meiner Rückkehr von Jeruſalem nach Saphet, baten mich aber dringend, es nicht zu verrathen, um es nicht für ein ander Mal dadurch zu verhindern. Man hat Beyſpiele, daß ein wohlhabender Jude Erde von Jeruſalem kommen ließ, um ſein Grab damit zu bedecken. Sie veranlaſſte dazu ihr Gefühl, kein Aberglaube; aber Aberglaube verleitete die Italiener in älterer Zeit, Erde von jenem Lande zu ganzen Kirchhöfen kommen zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miszellen.

Die Königinn Marie Luiſe, Infantinn von Spanien, regierende Herzoginn von Lucca, welche Künſte und Wiſſenſchaften auf alle Weiſe befördert, hat die Erbauung einer Sternwarte befohlen, welche durch ihre günſtige Lage, durch ihre reiche Ausſtattung an Inſtrumenten, und durch die dabey angeſtellten Aſtronomen, eine der vorzüglichſten Anſtalten dieſer Art ſeyn wird. Die erſte Idee dazu ſcheint der Königinn ganz eigen geweſen zu ſeyn. Sie lud unverſehens Hrn. von Zach ein, ſich von Genua, wo er ſich aufhält, nach Lucca zu begeben, um mit ihm ihren Plan zu überlegen. Hr. v. Zach ſoll Ihr anfangs vorgeſtellt haben, es gäbe Sternwarten genug, auch viele Aſtronomen, nur an Beobachtungen fehle es; wirklich ſeyen von allen Sternwarten Europa's nur die von Greenwich und Palermo der Wiſſenſchaft nützlich, da alle Sonnen-, Mond- und Sternen-Tafeln ſeit 150 Jahren auf der erſten, und alle genauen Beſtimmungen über den Stand der Fixſterne in den lezten dreyßig Jahren auf der lezten gemacht worden wären. Die Königinn widerlegte dieſe Gründe ſiegend und auf eine Weiſe, welche Hrn. v. Z. in Erſtaunen ſezte. Er bemühte ſich darauf, einen günſtigen Platz zu der neuen Anlage zu ſuchen, welches bey der Lage von Lucca ſchwer war, weil die Stadt in einem Keſſel liegt, von hohen Bergen gebildet, und von Ziegeldrennereyen und ſtehenden Waſſergräben umgeben iſt, welche die Luft immer mit Dünſten überladen. Endlich fand er jedoch einen ſehr günſtigen Platz; eine kleine wenig erhöhte, zwey Stunden von Lucca entfernte, Bergebene bey Marlia, die beſonders gegen Mittag einen ausgedehnten Horizont hat; ſie liegt noch im Park der Königinn und ganz in der Nähe ihres Pallaſtes. Hr. Pons, der berühmte „Cometen Späher" in Marſeille, iſt zu den Beobachtungen auf dieſer neuen Sternwarte ernannt, für die Direction des wiſſenſchaftlichen Theils der Geſchäfte ſoll ein Mann ernannt ſeyn, deſſen Namen man noch nicht nennt, aber große Erwartungen von ihm macht. Die Künſtler in London, München, Gotha, Berlin, Benedikt-Beuern, durch Baron Zach von dem Bau dieſes Obſervatoriums benachrichtigt, ſollen ihm unentgeldlich Inſtrumente aller Art angeboten haben, einzig um der Ehre willen, zur Gründung einer ſo vorzüglichen Anſtalt beygetragen zu haben. Der Grundſtein des Gebäudes ward den 26ſten September dieſes Jahrs unter dem gewöhnlichen Gepränge von der Königinn eignen Händen gelegt, und der Bau den folgenden Tag begonnen.

*

Hr. Godefroy, ein junger Naturforſcher, iſt von den Profeſſoren des königlichen Pflanzengartens in Paris ernannt, um unverzüglich in Nantes ein Schiff zu beſteigen, das ihn zur Beförderung der Naturkunde beyzutragen, nach den Philippinen zu bringen, befehligt iſt. Sein jüngerer Bruder, der in Rennes Naturgeſchichte und Anatomie ſtudiert hat, begleitet ihn, und ihre verbundenen Bemühungen verſprechen der Wiſſenſchaft erwünſchte Bereicherung. Die Philippinen ſind noch nie von franzöſiſchen Naturforſchern bereiſt worden; die Regierung beſtreitet die Koſten dieſes Unternehmens und hat den Ankauf der dazu nöthigen Inſtrumente beſorgt. — Es gehört zu der Entwickelung der Geſchichte der Wiſſenſchaften, und wird zugleich der Betrachtung des Menſchenſchickſals nicht gleichgültig ſeyn, wenn wir hier bemerken, daß Georg Forſter im Jahr 1790 mit der ſpaniſchen Regierung in ſehr ernſten Unterhandlungen ſtand, ſich auf mehrere Jahre nach jenen Inſeln zu begeben, um ſie naturhiſtoriſch auszukundſchaften. Damals befanden ſich einige Männer an der Spitze der Staatsgeſchäfte, die mit Verbeſſerungs-Planen für ihre öſtlichen Beſitzungen umgingen. Man ſtritt über die Bedingungen, und andre Begebenheiten brachten den Plan in Vergeſſenheit. Jezt beginnt nun ein Jüngerer ſeine Laufbahn mit einem Unternehmen, womit Forſter die ſeine glücklicher beſchloſſen hätte, als es dieſem edeln Menſchen im alten Europa vom Schickſale beſtimmt war.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

(Beſchluß.)

Die Hölle iſt in dieſem Spektakel-Stück: „Noah", als Gegenſatz des Paradieſes eben ſo unzweckmäſſig als falſch eingeflochten; denn der Begriff derſelben oder des Scheol wurde erſt ſpäter ausgebildet, eben ſo die ganze Vorſtellung des Geiſterreichs, welches hier zur Befriedigung der Neugierde weit aufgeſperrt wird. Von Zuſammenhang zeigte ſich nirgends eine Spur. Es geht in dem zuſammengepfuſchten Guckkaſten ſo unordentlich her, wie in den Tagen kurz vor der Sündfluth, wo die „Kinder Gottes nach den Töchtern der Menſchen ſahen, daß ſie ſchön und hübſch waren, und nehmen zu Weibern, welche ſie nur wollten." Die Morgenröthe ſah im erſten Erblühen erbärmlich genug aus. Irgend ein kunſtreicher Titan hatte der geliebten Aurora ſo viel Mennig als Schminke auf die Wangen

gelegt, daß ſelbſt ein gekochter Krebs neben ihr erblaßt ſchien. Als das Paradies ſichtbar werden ſollte, füllte ſich das Theater merklich. „Kann ich auch nicht hineinkommen, ſo will ich es doch ſehen“, ſagten viele Geſichter. Die Blumen bildeten vorn ein niedriges Gitter, hinter ihnen zeigte ſich weithin ein leerer Raum und nur gegen den Hintergrund that ſich die Herrlichkeit auf. Die Phantaſie hätte gerade in der umgekehrten Richtung ſollen beſchäftigt werden, wenn denn ſchlechterdings das Paradies dargeſtellt werden mußte. Den Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen haben wir vergeblich geſucht. — man ſagt, ein loſer Menſch habe ihn geſtohlen, um damit ſämmtlichen Schauſpielern ein Geſchenk zu machen. Beym Anblick der vorderſten Blumen fiel ein Botaniker neben uns faſt in Ohnmacht, als er die verſchiedenen neuen Species ſah, die ihn und ſeinen Garten auf einmal bettelarm machten. Aus dem Paradieſe verbreitete ſich über die Zuſchauer der lieblichſte Wohlgeruch. Die vier Ströme, welche daſſelbe einſt auf Erden umgaben, können, nach dieſer Empfindung zu urtheilen nichts als Kölniſches Waſſer enthalten haben, in welches von den Haaren der Bäume die duftendſte Pomade zum ſchönen Ueberfluß mag nieder getröpfelt ſeyn. Der Engel, welcher emporſtieg, hätte die Füße etwas ſittſamer halten ſollen, beſonders da eine Dame dahinter ſteckte. Die Stimme aus den Wolken, wir wollen ſie aus Ehrfurcht vor dem Heiligen nicht näher bezeichnen, erinnerte ſtark an den ſchulgerechten Vortrag eines Nachtwächters. Die Waſſerſtrahlen waren durch Stricke abgebildet. Da galt denn recht das alte Wort: hic haeret aqua. Die kerndeutſche Ueberſetzung fürs Volk gibt noch einen beſſern Sinn. Jammerſchade, daß die Sünder bey dem Hereinbrechen der Fluthen nicht aufwärts ſchauten, ſie hätten an den Stricken ohne Umſtände in den Himmel klettern können. Die Arche machte den Beſchluß mit ihren 365 Fenſtern. Der Bau iſt alſo ganz gegen die bibliſche Vorſchrift. Die 365 Fenſter ſollen doch wohl die 365 Tage des Jahres bedeuten. Für die alte jüdiſche Zeitrechnung, die bisher noch nicht recht klar werden wollte, iſt dadurch etwas gewonnen, dieſer Vortheil hat nebſt dem Einkommen bey der Kaſſe das Anſehen des Gründlichen. Warum war aber nicht noch ein kleines Loch angebracht, um die ſechs Stunden als Ueberſchuß der 365 Tage nach dem julianiſchen Calender anzudeuten? Man konnte ja in dieſe Niſche das Bild des Baumeiſters ſtellen. Die Arche gewährte den ehrfurchterregenden Anblick eines Taubenhauſes. Ein dreyfacher Regenbogen umſchloß ſie. Nach Geſetzen der Phyſik kann nur ein zwiefacher Statt finden, wir müſſen alſo ſchon einen davon abziehen und ihn als Reifen der Verklärung über das Theater an der Wien ſpannen. Vom Spiele läßt ſich in einem ſolchen Falle nicht viel ſagen. Die Leute ſpielten, ſo gut es gehen wollte. Demoiſ. Schwarz erſchien als Japhet. Wir rathen ihr, wenn ſie künftig wieder betet, die Hände nicht dem Munde zu nahe zu halten, auch etwas ſtärker aufzutreten, wenn ſie es nicht laſſen kann, ein Mann zu ſeyn. Demoiſ. Botta kniee künftig mit mehr Würde, ſtrebe in der Stellung mehr nach der Tiefe als in die Breite, und wähle ein ſchöneres Obergewand, das nicht gar zu ſtark nach dem hinten lang herunter hängenden Kittel eines Schweizerbauers zugeſchnitten iſt; auch wird es gut ſeyn, die breit gedrückten Falten vor dem Spiele etwas ausbügeln zu laſſen. Mad. Gottdank, ein Abkömmling Kains, wie ſie auf dem Anſchlagzettel genannt wird, übertreibe nicht, lege vor allen Dingen die Arme nicht wie ein Taſchenmeſſer zuſammen, wodurch ihre Geſtalt und die zu beobachtende Schicklichkeit allzuviel verliert. Ja, gegen die Fluthen hat ſich Mad. Gottdank außerordentlich brav gewehrt, kein Wallfiſch kann ſich mehr herumtummeln. Dem Erzvater Noah, Hrn. Küger, der viele Rollen gut durchführt, würde, wenn er betet, eine größere Mäßigung in der Geſticulation nicht ſchaden. Die Herren Heurteur, Küſtner, Demmer, die ſämmtlich in dieſem Schauſpiele auftraten, ſind als die Stützen des Theaters an der Wien zu betrachten, haben auch unſtreitig Verdienſte mancher Art, die wir nebſt ihren Fehlern bey einer ſchicklichern Gelegenheit erörtern wollen. Der Chor der Jungfrauen hat viel Vergnügen gemacht. Die Damen waren ſehr buntſcheckig angezogen. Nimmermehr kann das Koſtüm nach dem Buche: „Die Hebräerinn beym Putztiſche“ ausgewählt worden ſeyn. Eine Garderobe iſt aber auch kein Weltmeer. Eine von den Jungfrauen, ſie lag am äußerſten Ende auf den Knien, benutzte ihren verlorenen Poſten ſehr wacker, indem ſie zu dem Gebete des Erzvaters den Takt ſchlug, wie ein Spielmann mit der Handpauke. Außerdem gab es viel Luſtiges unter den Töchtern des Landes. Beym Opfer z. B. ſahen ſich mehrere äußerſt lüſtern um, und wäre ein Farre gebraten worden, ſo hätten die Jungfrauen ganz Recht gehabt, ſich ihrem Appetit merken zu laſſen.

Der Referent hat den Ton dieſer Beurtheilung wohl überlegt und er iſt ſcheinbar leichtfertig geweſen, um das Irreligiöſe dieſes jammervollen Machwerks klar aufzudecken. Wem religiöſe Dinge ganz gleichgültig laſſen, dem bleibt die Freyheit, ſtatt des Irreligiöſen den Ausdruck: „unendlich ſchlecht“, zu ſetzen. Beydes läuft zuletzt doch auf daſſelbe hinaus.

Von dem eifrigen Bemühen und dem Gelingen unſrer wackern nach Braſilien geſchickten Naturforſcher erhalten wir fortwährend ſehr genügende Nachrichten. Dem Bericht des Referenten des wiſſenſchaftlichen Antheils der Expedition, Hrn. v. Schreiber zufolge, waren in dem zu Rio Janeiro angelegten Garten 300 Spezies Pflanzen gezogen und in ein und dreyßig Transport-Kaſten verſetzt. Die Gelegenheit zum Transport bot die größte Schwierigkeit dar, da der Gärtner, Hr. Schott, kein taugliches Subjekt finden konnte, um ihm die Pflanzen während der Reiſe anzuvertrauen. Er ſelbſt konnte ohne ausdrücklichen Befehl Braſilien nicht verlaſſen, auch kann der neu angelegte Garten ſeine Aufſicht unmöglich entbehren. Im Lande ſelbſt einen Gehülfen oder Nachfolger zu bilden, bleibt ihm keine Hoffnung, es wird alſo nothwendig ſeyn, einen ſolchen von hieraus dahin zu ſenden. Schott hat ſich willig erklärt, bis zu deſſen Ankunft und auch noch länger in Braſilien zu verweilen. Seine Geſundheit ſcheint ſich in das Clima zu finden und ein Paar ſeiner Berichte vom 20ſten März und 5ten May dieſes Jahrs beweiſen ſeinen Eifer und ſeine höchſt rühmliche Bereitwilligkeit in alle Abſichten ſeiner Sendung einzugehen. Es iſt zu hoffen, daß der verdienſtvolle Mann mit ſo viel Beſcheidenheit, wie ſeine Berichte ausdrücken, auch die nöthige Kühnheit beſitze, die erhaltnen Inſtruktionen zweckmäßig auszulegen. Die armen Entdeckungsreiſenden haben an dieſer Klippe ſchon manchmal geſcheitert. Schotts Bitte um die Sendung eines Gehülfen iſt vom Kaiſer wirklich ſchon bewilligt worden: der bisher im Hofgarten zu Hetzendorf dienende Gartengehülfe Schücht, der ſchon in Deutſchland gereiſt iſt, und in Carlsruhe und Paris gelernt hat, iſt dazu ernannt, und wird nächſtens mit dem zurückkehrenden portugieſiſchen Curier, Obriſtlieutnant Felder, nach Rio Janeiro abgehen.

Als einen ſchätzenswerthen Erwerb für die Stadt Lemberg müſſen wir des von Canova verfertigten Monuments erwähnen, welches die Herren v. Borkowſky ihrer verſtorbenen Mutter in der Dominikaner Kirche errichtet haben. Es iſt in halb erhobener Arbeit von karariſchem Marmor, und ſtellt den Genius des Todes vor, der, die Verewigte an der Hand führend, ſeine Fackel auslöſcht.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 46.

Digitized by Google

Nro. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 9. December 1819.

Den böſen Topf verräth ſein Klang;
Den Schalk verbirgt ſein Ton nicht lang.

Sprichwort nach dem Lateiniſchen.

Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer.

(Fortſetzung.)

Das Café des Aveugles, unter der Erde, im Palais Royal, iſt, ſo zu ſagen, ein Filial vom Café de la Paix, denn die Filiae machen daſelbſt ebenfalls den Stamm aus, auf welchen ſich das übrige Publikum pfropft. Die Freude derſelben iſt hier lauter, wie an andern Orten, aber auch das Leid größer, wenn die hundertäugige Polizey die daſelbſt etwa ſich ereignenden Inconvenienzen in der Petite Force abbüßen läſſt. Vom Eintritte der Nacht bis um eilf Uhr gleicht dieſes Kaffeehaus in ſeinem Ab- und Zufluſſe einem verheerenden Strome, der alles mit fortreißt, was nicht von großer phyſiſcher oder moraliſcher Stärke iſt. Hier geht es ſo ſehr in Saus und Braus her, daß man zuweilen ſein eignes Wort, ſehr häufig ſogar das Orcheſter der ſieben blinden Muſiker darüber nicht hört. Dieſe gewähren dem Publikum, welchem die Plaſtik des Orts noch Raum für die Romantik übrig läſſt, einen wahrhaft künſtleriſchen Genuß. Wenn gleich diejenigen, welche das Glück dieſes Kaffeehauſes gegründet haben, blind ſind, ſo haben dagegen diejenigen, welche ſich dieſes Glück zu Nutze gemacht, recht hellſehende Augen gehabt: die drey auf einander folgenden Beſitzer deſſelben ſind zu reichen Leuten geworden, während der Anführer des Orcheſters, wenn er in den Pauſen hinüber zum Weinſchenken tappt, um daſelbſt ein Glas auf Kredit zu trinken, von dem Aufwärter ſehr hart angelaſſen wird.

Das Caveau du Sauvage, neben dem vorigen, führt den Namen von dem närriſchen Kerl, der daſelbſt jeden Abend grimmige Geſichter und fürchterliche Geberden machen muß, ſo große Luſt er auch haben möchte, ſich friedfertig unter die Zuſchauer zu ſetzen und mit ihnen eine Bouteille Bier zu trinken. Er iſt mit einem Thierfelle bekleidet, und ſeine Rechte mit einer Keule bewaffnet. Zur Abwechslung ſchlägt er mit den Fäuſten auf zwey daſtehende Pauken und rutſcht mit dem Finger auf einem Tambourin herum. Wenn dieſer arme Teufel einen Abend und alle Abende dieſelben Fratzen ſchneidet, dieſelben Bocksſprünge macht, auf dieſelbe Weiſe das Fell der Pauken zerſchlägt, auf dieſelbe Weiſe das Tambourin ertönen läſſt; ſo ergibt ſich daraus von ſelbſt, daß dieſe Narrentheidungen mit Virtuoſität getrieben werden müſſen, wenn ſie Leute herbeyziehen ſollen. Und das iſt auch der Fall: ich halte es für unmöglich, daß irgend Jemand auf der Erde in bloße Körperbewegungen mehr Geſchicklichkeit, Mannigfaltigkeit, Grazie und Poſſen legen könne. Das Publikum beſteht hier aus Landleuten der umliegenden Gegend und Sonntags aus den Bewohnern der Vorſtädte und des Quartier du Marais, die an dieſem Tage ins Palais-Royal kommen, um daſelbſt die Herrlichkeit der Welt zu beſchauen. Uebrigens geht hier alles ſehr ehrbar zu.

Das Café Borel, ebendaſelbſt, läſſt, ſeit die Kunſt der Bauchrednerey von allen Bäuchen ausgeübt wird, ſeine Pedalorgel und ſeine Sänger in den leeren Räumen ſeiner weitläuftigen Wölbungen ertönen. Borel, der jetzige Be-

Digitized by Google

ſitzer deſſelben, war ſchon ein Mann bey Jahren, als ihm auf einmal das Talent der Bauchrednerey, wie durch Eingebung, zukam. Wie Francarlen in der Métromanie von Piron von ſeinem plötzlichen Dichtertalente, ſo hätte der erwähnte Mann von ſeiner Anlage, mit dem Bauche zu reden, ausrufen können:

Et j'avois cinquante ans quand cèla m'arriva.

Plötzlich vertauſchte Borel die kleine Kaffeeboutique, welche er bis dahin in der Allee von Neuilly beſeſſen hatte, mit dem großen Keller im Palais-Royal, wo er jezt wohnt, und fing bald darauf an, ein furchtbarer Nebenbuhler des berühmten Bauchredners Fitz-James zu werden, der damals mehrere Säle im erſten Stocke des Palais-Royal bewohnte. Was von Herzen kommt, geht zum Herzen; Borel zeigte, daß, was vom Bauche kommt, zum Bauche geht: denn in Kurzem hatten ſeine Gäſte ſich den ihrigen ſo reichlich mit Speiſe und Trank gefüllt, daß er ſich Häuſer in Paris und Landgüter außer demſelben kaufen konnte. Borel's Publikum beſteht aus dem Abfalle der Cafés des Aveugles et de la Paix. Es gibt aber auch Tage, wo er gar keins hat.

Le Café des Variétés, auf der entgegengeſezten Seite des Palais-Royal, iſt unter allen Pariſer Kaffeehäuſern dasjenige, wo es am lauteſten zugeht: es ertönt daſelbſt jeden Abend ein Chor von vier Stimmen nebſt einer Pedal-Orgel. Um ſich auszuruhen, müſſen die Sänger auf einem daſelbſt errichteten Theater kleine Vaudeville ſpielen. Das alles genießt man, nebſt noch einem Glaſe recht guten Franzbranntwein, für den mäßigen Preis von vier Sous: man ſieht, es iſt unmöglich, ſeinen Abend wohlfeiler zuzubringen. Erlaubt iſt hier alles, was nicht gerade zu unerlaubt iſt. Das machen ſich Leute aus allen Ständen zu Nutze, und um das Incognito iſt es hier eine um ſo ſchätzbarere Sache, als das ungeheure Gewühl jedes Erkennen oder Fixiren einer Perſon unmöglich macht. Man will daſelbſt ſchon mehr als eine wichtige diplomatiſche Perſon geſehen haben.

Dieß ſind zwar nicht alle, doch die berühmteſten und berüchtigtſten Kaffeehäuſer im Palais-Royal, folglich in ganz Paris. Hier iſt der Sammelplatz aller derjenigen Einheimiſchen oder Fremden, welche Beobachter, Gaffer, Gimpel, Schwindler oder Beutelſchneider ſind. Da in dieſe fünf Kategorieen ſo ziemlich alles hinein paſſt, was fünf Sinne hat, die eigentlichen Thiere ausgenommen; ſo ergibt ſich daraus, daß die Kaffeehäuſer des Palais-Royal nie leer werden. Außerdem können hier diejenigen Leute, welche keinen Ton haben, den guten auf dem Café des Mille-Colonnes und in ſeinen Abſtufungen, den ſchlechten im Café des Variétés und in ſeinen Heraufſtufungen lernen, und dieß bis dahin, wo beyde Klaſſen von Kaffeehäuſer in der Mitte, das heißt auf dem Café de Foi zuſammentreffen, wo gar nichts zu lernen iſt, als ſich ſelbſt und andere langweilen.

Mit Fleiß habe ich hier zweyer Kaffeehäuſer im Palais-Royal keiner Erwähnung gethan, von denen das eine eben ſo ſehr dem Tageslichte ausgeſezt iſt, als ſich das andere in Nacht und Finſterniß verbirgt. Erſtes iſt das Café de la Rotonde. Dieſes Kaffeehaus erlaubte ſich, während der beyden Invaſionen der alliirten Truppen, den Offizieren der lezten die Conſumptibilien gerade noch einmal ſo theuer zu verkaufen, als den gebornen Franzoſen — eine illiberale Art ſeinen Patriotismus zu beweiſen! — das zweyte iſt unter dem Schmutz- und Spottnamen des Pisse — c** — bekannt. (Wenn ich lezteres Wort nicht ausſchreibe, ſo geſchieht dieß, weil ich weiß, daß Perſonen, die wol mit franzöſiſchen Wörtern, aber nicht mit der franzöſiſchen Sprache bekannt ſind, aus einem Uebermaße von Delikateſſe an demſelben einen Anſtoß nehmen möchte. Dieſen Puriſten wird zu wiſſen gethan, daß das quäſtionirte Wort, welches an vielen Dingen, zum Beyſpiele, an einer Artiſchocke, einem Glaſe, einer Bouteille, einer Lampe, einem Faſſe, ſo wie überhaupt an allen Gefäßen, den Boden bezeichnet, welches ſich ohnedem noch in einer Straße ohne Ausgang an einer Nadel u. ſ. w. befindet, franzöſiſchen Ohren wie ein jedes andere Wort klingt.) Erwähntes Kaffeehaus hat das Eigene, daß hier die Gäſte erſt kommen, wenn ſie ſich anderswo ſchon zu Bett gelegt haben, nämlich um zwölf Uhr in der Nacht. Jegliche Beſchreibung deſſelben möchte hinter der Wahrheit zurückbleiben. Dieſer Sündenort gehört der großen Spiel-Adminiſtration, die hier außer ihrer Bank auch noch einen Tanzboden angeſchlagen hat. Die Preiſe der Conſumptibilien ſind hier übertrieben theuer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Tanz des Pferdchens.

(Aus der allzuflüchtig zuſammen geſchriebenen, aber unter dem Spreu auch viel gute Körner — oder leſenswerthe Dinge enthaltenden mahleriſchen Fußreiſe durch das ſüdliche Frankreich und einen Theil von Ober-Italien, von Hrn. Pfarrer Mylius, Bd. 2. Abth. 2. S. 142.)

Unter den Tänzen von Montpellier hat der, den man den Tanz des Pferdchens (la danse de chevalet) nennt, einen Urſprung, der ihn intereſſant macht. Peter II., König von Arragonien, wurde durch ſeine Gemahlinn Marie, Tochter Wilhelm VIII. von Montpellier, Eigenherrſcher dieſer Stadt; für jene fühlte er wohl Achtung, die er ihr nicht verſagen konnte, aber keine Liebe. Die Einwohner von Montpellier ſahen mit Kummer, daß Peters Gleichgültigkeit gegen ſeine Gemahlinn ihnen die Hoffnung nahm, ihre geliebte Fürſtinn mit einem Sohne beſchenkt zu ſehen; er ließ ſie einſam in Montpellier, und enthielt ſich alles Umgangs mit ihr. Einmal führeten ihn Geſchäfte in die Stadt; er verliebte ſich bey dieſer Gelegenheit in eine junge, eben ſo kluge als ſchöne Wittwe, welche eine der Ehrendamen der Fürſtinn war. Die Konſuls beredeten die junge Wittwe,

ſich zu ſtellen, als wolle ſie Peters Wünſchen nachgeben, und die Königinn muſſte ihre Stelle einnehmen.

Der König, der den ihm gemachten Bedingungen gemäß, ohne Licht kommen muſſte, ward des Betrugs erſt den folgenden Morgen gewahr, als die Konſuln, welche die ganze Nacht in der Kirche Notre Dame betend zugebracht hatten, noch vor Tag mit brennenden Wachskerzen in das Schlafgemach kamen, ſich ihm zu Füßen warfen, und ihn wegen der ſo wohl gemeinten Täuſchung um Verzeihung baten; er war anfänglich ein wenig betreten über die Entdeckung, die er machte; doch ſcherzte er nachher ſelbſt über den frommen Eifer der guten Leute, und verzieh ihnen; die Abſicht aber, durch dieſen Schritt auch die Liebe zu ſeiner Gemahlinn in ſeinem Herzen anzufachen, erreichten ſie nicht. Aber einige Zeit nachher benuzte einer der Höflinge des Königs, während dieſer in der Gegend von Lattes jagte, einen günſtigeren Augenblick, und brachte ihn dahin, der Königinn in Mirval einen Beſuch zu machen, wo dieſe in trauriger Verlaſſenheit lebte. Ihr Gemahl übernachtete bey ihr, und fand ſie dießmal ſo liebenswürdig, daß er ſich nicht mehr von ihr trennen wollte; er nahm ſie hinter ſich auf ſein Pferd, und ſo begleitete ihn endlich die Glückliche und Getröſtete nach Montpellier. Die Einwohner drängten ſich in ganzen Scharen um das Pferd her, welches die Ehegatten trug und erhoben lautes Freudengeſchrey.

Mariens Wünſche gingen in Erfüllung; ſie ward Mutter eines jungen Prinzen, der nachher unter dem Namen Jacob II. des Eroberers die Staaten ſeines Vaters vergrößerte. Als dieſer Fürſt, 33 Jahre alt, im Jahr 1239 nach Montpellier kam, wiederholten die Einwohner die nämlichen Freudenbezeugungen, mit denen ſie ehmals ſeine Eltern in die Stadt begleitet hatten. Jacob wurde durch den naiven Ausdruck der Liebe ſeiner Unterthanen ſo gerührt, daß er wünſchte, das Andenken jenes Einzugs ſeiner Eltern in Montpellier möchte jährlich durch einen feſtlichen Tanz auf die Nachkommen fortgepflanzt werden. Dieſes geſchah.

Die Hauptperſonen in dem Tanze des Pferdchens ſind junge Leute aus der wohlhabenden Volksklaſſe; ſie erſcheinen gewöhnlich in roſenfarben oder blau ſeidenen Beinkleidern und weiß ſeidenen Strümpfen; ihre weiſſen Hemden ſind an den Armen mit Bändern befeſtigt, und um den Leib mit blau ſeidenen Schärpen gegürtet; die Hüte ſind mit weiſſen Federbüſchen geſchmückt; die Anführer erſcheinen in Offiziersuniform. In dieſem Aufzuge ziehen die Tänzer zahlreich und paarweiſe durch die Straßen, und tanzen unter dem Schalle einer geräuſchvollen Muſik, auf den öffentlichen Plätzen, und vor den Häuſern angeſehener Perſonen.

Einer der Jünglinge hat ein Pferdchen von Pappe, ſo groß wie ein Füllen, an den Leib gebunden, und das Anſehen eines Centauren; rings um daſſelbe iſt ein ſeidenes Tuch geheftet, unter dem ſeine Füße verborgen ſind. Einer der Tänzer bietet dem Pferdchen, auf einer baskiſchen Trommel, Hafer an. Die Geſchicklichkeit dieſes Tänzers beſteht nun darin, ſich immer beym Kopfe des Pferdchens zu befinden, und die des Reiters, jenem immer den Rücken zuzuwenden und nach ihm auszuſchlagen. Der übrige Theil der Truppe tanzt während dieſer Zeit um die Hauptakteurs her.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 23. November.

Es herrſcht eine ſolche Lebhaftigkeit in der hieſigen Theaterwelt, daß man wirklich glauben ſollte, die Pariſer hätten für alles Andre keinen Sinn mehr, und als ob die Politik in jezigem Zeitpunkte nichts Bedeutendes abwerfe; doch weiß man ja aus den Zeitungen, daß es in der politiſchen Welt nicht minder lebhaft hergeht. Hier ſoll und darf aber nur von der dramatiſchen Bewegung die Rede ſeyn. Die Errichtung eines zweyten Théâtre français hat den beſten Erfolg gehabt, indem es einen ſtarken Wetteifer zwiſchen beyden Bühnen erregt hat, wovon die dramatiſche Kunſt ſchon Nutzen zieht. Von der überaus günſtigen Aufnahme des neuen Trauerſpiels: Die Sizilianiſche Veſper, habe ich bereits in meinem lezten Schreiben Erwähnung gethan; ſeitdem ſcheint der Beyfall ſich noch zu vermehren, und ſo oft das Odeon-Theater dieſes Stück giebt, gehört Schlauheit oder überlegene Körperkraft dazu, um zu gehöriger Zeit in den Schauſpielſaal hineinzukommen; denn ſchon Dreyviertelſtunden vor der Oeffnung der Thüren werden dieſelben von einer drängenden und gedrängten Menge belagert, und die Einnahme beläuft ſich gewöhnlich auf 6000 Franken, welches auch der Belauf der Einnahme am Théâtre français zu ſeyn pflegt, wenn Talma oder Mlle. Mars ſpielt. Bey dem Lärmen des rauſchenden Beyfalls, welcher in dem zweyten Théâtre français erſchallt, iſt das erſte endlich aus ſeinem Schlafe erwacht, und hat auch begonnen, ſich thätig zu regen, um nicht hinten zu bleiben. Ein neues Trauerſpiel war das beſte Mittel, ſich hervorzuthun; denn bekanntlich iſt ein gelungenes Trauerſpiel vermögend, ganz Paris aus ſeinem Gleiſe zu bringen, und nach dem Theater hinzuziehen; und wirklich wird von einer franzöſiſchen Tragödie ſo viel gefordert, daß ſie ein Meiſterſtück ſeyn muß, um Beyfall zu erhalten, vorausgeſezt, daß ſich keine leidenſchaftlichen Privatrückſichten darein miſchen, und ein vorübergehendes Gelingen befördern. Zu jenem Mittel nahm daher auch das Haupttheater ſeine Zuflucht, und brachte mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit Ludwig IX. auf die Bühne. Auch dieſes neue Trauerſpiel, deſſen Verfaſſer ebenfalls ein junger Dichter iſt, Namens Ancelot, hat rauſchenden Beyfall erhalten; und ſeitdem ſind beyde Stücke die Hauptneuigkeiten der franzöſiſchen Dramatik, und werden mit faſt gleichem Wohlgefallen beſucht; doch erregt die Sizilianiſche Veſper mehr Enthuſiasmus, weil hier den herrſchenden Geſinnungen des jezigen Geſchlechts mehr entſprochen wird, und ſie in der That von mehr Kunſt zeugt, da die außerordentlich große Schwierigkeit, einen anti-nationalen hiſtoriſchen Zug den Franzoſen vorzuſtellen, ſehr befriedigend gelöſt worden iſt. Bekanntlich heißt in Frankreich jedweder Zug in der Geſchichte, worin die Fran-

zoſen nicht zu ihrem Vortheile erſcheinen, anti-national. Ludwig IX. hat beſonders den Ultraroyaliſten, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, den monarchiſchen Leuten behagt; das Leben dieſes frommen Kreuzfahrers war leichter auf die Bühne zu bringen, als die muthwilligen Franzoſen in Sizilien; doch war auch bey dieſem Stücke eine Schwierigkeit zu beſeitigen, welche in der ſtrengen franzöſiſchen Dramatik keine Kleinigkeit war. Es hatte nämlich der Abbé Boſſut gelehrt, ein Held ohne alle Fehler gehöre in kein Epos, weil eine ſich immer gleiche Vollkommenheit kein hohes und lang dauerndes Intereſſe erregen könne. Man führte zum Belege dieſes epiſchen Grundſatzes den Virgiliſchen Pius Aeneas an, der ſo vollkommen ſey, daß er ein wenig Langeweile bey dem Leſer ſeiner Thaten hervorbringe. Zum Trauerſpiele, meinte man, ſey ein fehlerfreyer Charakter noch minder geeignet, weil auf der Bühne ein tragiſcher Held ohne Leidenſchaften nichts anders bewirken könne, als das Gähnen der Zuhörer. Nun kömmt aber ein junger Dichter, und ſtößt die als Grundſatz angenommene Regel des Abbé Boſſut praktiſch um; wenigſtens erklären die monarchiſchen Leute, die Regel ſey umgeſtoßen; denn des Königs Ludwig Charakter ſey pathetiſch vom erſten Auftritte an bis zum lezten. Ihre Gegner, die Liberalen, wollen dieß aber nicht eingeſtehen, ſondern behaupten, es ſey in dem Trauerſpiele keine ächte tragiſche Handlung, wohl aber ein eleganter Dialog, und einige intereſſante Auftritte. Natürlich muſſte ein ſolches Süjet als Ludwig IX. iſt, den Parteygeiſt anregen, welches dann auch wirklich nicht verfehlt hat, bey dem Urtheile über dieſes Trauerſpiel lebhaft zu werden. Die monarchiſchen Leute haben das neue Stück himmelhoch erhoben, weil der Hauptheld ein heilig geſprochener König iſt, welcher die Religion kräftig aufrecht hält, das gelobte Land aus den Händen der Ungläubigen entreißen will, und ein Opfer ſeines Religionseifers wird. Den Liberalen hingegen ſcheinen dieſe fromme Heldenthaten bloße Schwärmerey und untheatraliſch; von ihnen iſt daher dieſes Stück, welches allzuſehr den fanatiſchen Geiſt der Feudalzeit in Erinnerung bringt, unter Verdienſt herabgewürdigt worden; dagegen haben ſie ihre ganze Neigung auf die Siziliſche Veſper übergetragen, ſo daß mithin jede der beyden Hauptparteyen im Staate ihr Lieblingsſtück hat. Beyde Stücke ſind ſchon im Druck erſchienen; die Veräußerung des Verlagsrechts derſelben hat jedwedem der beyden jungen Schriftſteller 4000 Franken eingebracht. Für dieſen Preis hat auch Hr. D'avrigny die Handſchrift ſeiner Johanna von Arc veräußert; 4000 Franken ſcheinen alſo der Marktpreis eines neuen gelungenen Trauerſpiels zu ſeyn. Rechnet man das Benefiz hinzu, welches jedwede Vorſtellung dem Verfaſſer einbringt, und zwar durch ganz Frankreich, der Ruhm, den er ſich dadurch in Zeit von einigen Wochen erwirbt, und noch manche andere Vortheile, wie z. B. der Anſpruch auf eine königliche Penſion, wie ſie dem jungen Caſimir Lavigne auch ſchon wirklich zu Theil geworden iſt, ſo läſſt ſich leicht begreifen, warum ſo viele angehende Dichter in Frankeich aus der Aufnahme und aus dem Gelingen eines Trauerſpiels das einzige Ziel ihres Strebens machen; die Bühne kann ihnen in Zeit von wenig Monaten mehr verſchaffen, als ſie von einem lebenslänglichen Amte oder Gewerbe erwarten können. Deßhalb wird es auch der franzöſiſchen Dramatik nimmer an Wetteifer und guten Dichtern fehlen können; es gibt kein Fach in der Literatur, in welchem das Verdienſt zweckmäßiger und beſſer belohnt wird, als in dem dramatiſchen. Doch blühen auch hier die Roſen nicht ohne viele Dornen. Die Hauptunannehmlichkeit lag bisher in dem langen Zögern bey der Aufführung eines neuen Stücks auf der Bühne des Théâtre français; manche Schriftſteller haben länger als 10 Jahre warten müſſen, ehe ſie es dahin bringen konnten, daß ihre Stücke einſtudirt wurden. Dieß Hinderniß iſt nun beſeitigt durch die Errichtung einer zweyten National-Bühne; aber noch bleiben andere Dornen ſitzen. Jedwedes Stück wird erſt dem Gutachten eines Theater-Comités unterworfen, worin die Hauptſchauſpieler und Schauſpielerinnen Sitz und Stimme haben; hier wird die Eigenliebe des Dichters oft auf harte Proben geſezt; er muß Tadel und Vorſchläge zu Verbeſſerungen aller Art annehmen; zuweilen wird die Handſchrift zurückgegeben mit der kalten Bemerkung, ſie eigne ſich nicht zur Darſtellung; ein andermal wird ſie nur unter der Bedingung angenommen, daß dieſer oder jener Theil zuerſt gänzlich umgearbeitet werde; hernach kömmt das wichtige Geſchäft der Rollen-Vertheilung, welches den Verfaſſer dem Eigenſinne, der Eiferſucht und der Willkür der Schauſpieler preisgibt; und wird nun endlich das Stück zur Welt gebracht, ſo hat er Kritiken, Epigrammen, Bonmots und obendrein Parodien auszuſtehen. Leztere werden jedoch vielmehr als eine Ehre angeſehen, weil ſie beweiſen, daß das Stück viel Aufſehen erregt. Ueber die Sizilianiſche Veſper ſind auf drey verſchiedenen kleinen Theater burleske Traveſtirungen erſchienen, worin jedoch der Verfaſſer des Trauerſpiels ziemlich ſanft parodirt wird, da man es nicht wagt, einen Schriftſteller hart anzugreifen, welcher die Gunſt des Publikums beſizt, es müſſte denn mit außerordentlichem Witze geſchehen; denn der Witz iſt in Paris ein Paß, womit alles durchgehen kann. Sehr emſig war in den lezten Wochen das Pariſer Publikum mit einem Streite zwiſchen dem erſten und zweyten Théâtre français beſchäftigt; nach der Gewohnheit der Pariſer nahm an dieſem Kouliſſen-Streite jedermann Antheil, und die Zeitungen ermangelten niemals des Morgens von dem Zuſtande der Dinge Rechenſchaft zu geben. Es war der erſte Ausbruch der Eiferſucht des erſten Theaters gegen das zweyte, und hatte einen Schauſpieler des leztern, Namens Joanny, zum Gegenſtande, welcher in der Sizilianiſchen Veſper ſich beſonders auszeichnet. Dieſen wollten die Schauſpieler des Théâtre français ihren Nebenbuhlern rauben; ſie hatten ihm deshalb ſehr glänzende Verſprechungen gethan, und ihn wirklich verführt. Schon war ihr Kontrakt mit ihm unterzeichnet, als das Publikum davon Kunde bekam, und die Zeitungen darüber laut wurden. Man entrüſtete ſich ſehr über das Betragen des Théâtre français, und man bedrohte den tragiſchen Schauſpieler Joanny mit dem Ziſchen und Pfeiffen der geſammten juriſtiſchen und medizíniſchen Schule (in deren Gegend das Odeon-Theater liegt) wenn er das zweyte Théâtre français verlaſſen, und es wagen ſollte, auf dem erſten aufzutreten. Dem Schauſpieler wurde darüber wirklich bange, und er that was er konnte, um ſeine Uebereilung wieder gut zu machen. Die Schauſpieler des Théâtre français muſſten ſich öffentlich gegen die Beſchuldigung des Neides rechtfertigen, die gegen ſie angebracht wurde; ſie behaupteten, Joanny habe mit dem zweyten Théâtre français keinen Vertrag geſchloſſen, mithin hätten ſie völlige Freyheit gehabt, ihm als einem ſehr tauglichen Subjekte Anerbietungen zu machen; Verführung habe dabey gar nicht ſtatt gehabt, Joanny ſey aus freyem Willen zu ihnen übergegangen u. ſ. w. Picard, als Direktor des zweyten Théâtre français wollte darauf eine Antwort in den Druck geben; jedoch da ſich der Kammerherr ins Mittel legte, dem die Aufſicht über die Haupt-national-Bühne anvertraut iſt, und die öffentliche Meinung ſich unverkennbar gegen die Schauſpieler derſelben ausſprach, ſo gaben dieſe nach; der Kontrakt wurde zerriſſen, und Joanny ging einen neuen mit Picard ein, wodurch der allgemeine Friede zu Stande kam.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt, Nro. 20.

Digitized by Google

Nro. 295.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. December 1819.

Laß mich nicht mit verwegner Hand
Nach deinem Donner trachten,
Noch Jeden, der dich nicht erkannt,
Der Hölle würdig achten.

Pope.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Die Perſer ſind überzeugt, daß, wenn ein wahrer Muſelmann unter den Ungläubigen ſterbe, der Engel des Grabes ſeinen Körper nicht in ſo ſchlechter Geſellſchaft leiden, ſondern ihn durch die Erde in das Land der Gläubigen ſchaffen werde. Die Intoleranz des katholiſchen Aberglaubens iſt nicht ſo unſchädlich, wie dieſer Wahn. Die Geſchichte von Young's Narciſſa iſt bekannt.

O um des Eifers flucheswerther Härte! —
Die Gunſt, den Staub auf Staub zu ſtreun, verſagt
Er, eine Gunſt, die ſeinen Hunden wird.
Was konnt' ich thun, wo Hülfe, Beyſtand ſuchen?
Mit frommem Frevel ſtahl ich mir ein Grab —
Mehr als ihr Mörder, denn als Freund ſchlich ich
Mit leisgehobnem Fuß, und tief vermummt,
Haucht' ich im Graun der Nacht den lezten Seufzer.

Noch jezt übt der katholiſche Klerus in mehr als einer Gegend Europas dieſes „Eifers fluchenswerthe Härte," wie Young es nennt. Man erzählt, daß der Lady Hamilton in Frankreich nicht blos ein chriſtliches Begräbniß, ſondern ſelbſt ein Sarg verweigert ſey, daß ſie in einem Sack eingeſcharrt worden, bis ein engliſcher Edelmann, der von dieſer brutalen Bigotterie gehört, dazwiſchen gekommen, die Leiche in einen Sarg gelegt und ehrenvoll, wiewol nicht in geweihtem Boden beſtattet habe. Eine ähnliche Unmenſchlichkeit hat in der Schweiz etwas Gutes bewirkt, oder vielmehr ein Uebel verhindert. In dieſem ganzen ſchönen Lande iſt kein ſchönerer Punkt als das Thal von Lungern mit ſeinem kleinen See. Die Gebirge über daſſelbe bilden eine Art Amphitheater, und erheben ſich in drey Stufen über einander: zuerſt der Brennig mit ſeinen Felſen und ſtolzem Fichtenwald, dann der öde Strich des Scheideck, und hinten alle die Schneegebirge, das Wetterhorn, Schreckhorn, Eiger und die Jungfrau, wo Lord Byrons Manfred den Teufel traf und mit ihm zankte. Unter ihnen liegt das ſchöngeformte Thal mit ſeinen Seen, Wieſen, Holzungen und Hütten. Aber die Einwohner hatten einmal beſchloſſen, all dieſen Zauber auf einen Schlag durch Austrocknung des Sees zu zerſtören. Sie ließen dazu einen deutſchen Ingenieur kommen, der auch ſeine Familie mitbrachte, und das Werk begann. Da ſtarb ſeine Gattinn, und ihr wurde als Proteſtantinn ein chriſtliches Begräbniß verweigert. Der Gatte verließ im Gefühl des gerechten Unwillens die widerwärtigen Menſchen, und der See exiſtirt daher noch, und vielleicht entſchließen ſich die Einwohner des Thals, ihn zu erhalten, wenn ſie ſehen, daß Fremde ihn um ſeiner unvergleichlichen Reize willen fleißig beſuchen werden.

Zwey merkwürdige Beyſpiele von dieſem Irrglauben finden ſich in der brittiſchen Geſchichte. Hugo, Biſchof von Lincoln, ließ den Leichnam der ſchönen Roſamunde aus dem Chor zu Godſtow herausſchaffen, uneingedenk ihrer Buße und des Anſpruchs, den ſie nach ſeinen eignen Grundſätzen auf alle die Wohlthaten hatte, welche der Platz ihr verſchaffen konnte. Der andere Fall ereignete ſich in demſelben

Digitized by Google

Zeitalter. Owen Gwyneth, der König von Nordwales, ward zu Bangor begraben. Während ſeines Sohnes Balduin Regierung kam der Erzbiſchof von Canterbury dahin, den Kreuzzug zu predigen, und als er Owens Grab ſah, gebot er dem Biſchof, bey einer ſchicklichen Gelegenheit den Körper aus der Kathedrale herauszuſchaffen, in Betracht, daß Erzbiſchof Becket ihn, weil er ſein Geſchwiſter Kind geheirathet, exkommunicirt, und er deſſenungeachtet mit ihr bis zu ihrem Tode zuſammen gelebt hatte. In Folge dieſes Auftrags ließ der Biſchof von dem Gewölbe durch die ſüdliche Mauer der Kirche einen Durchgang unter der Erde machen, und den Körper ſolchergeſtalt hinaus auf den Kirchhof ſchaffen. — Die Frage, ob die todten Leichname auf ſolche Weiſe verdammt oder freygeſprochen werden können, iſt von Vigerius geprüft worden. Das Gebiet der Kirche, argumentirt er, iſt in dieſer Welt, die Todten ſelbſt auf der andern Seite an der Gränze; da ihre Körper aber noch innerhalb der Gerichtsbarkeit der Kirche liegen, ſo bleibt ihr das Recht, ihnen ein kirchliches Begräbniß zu geben oder zu verweigern. Und zum Beweiſe deſſen, befahl einſt der heilige Gotthard allen Exkommunicirten, die in ſeiner Kathedrale begraben waren, aufzuerſtehen und hinauszuwandeln, welches ſie demnach auch gethan haben ſollen im Angeſichte des Volks. — Den reichſten Beytrag zu dieſer Lehre liefert aber der ſchottiſche Geſchichtſchreiber Fordun. Der heilige Vater Auguſtin kam, ſo erzählt er, predigend das göttliche Wort, wie er es pflegte, nach einem Dorfe in der Grafſchaft Oxford, ſechs Meilen von einem jezt berühmten Platze, und genannt Vudiſlix Cumenlona. Hier war ein Soldat Eigenthümer einer groſſen Landſtrecke, von der er der Kirche den Zehnten nicht bezahlte. Vergebens ermahnte der heilige Vater ihn zu dieſer Pflicht; er meinte, nur wer geſäet habe, könne ernten, und wollte ſich zu nichts verſtehen. Da gebot Auguſtin am Gottestiſche, allen Exkommunicirten bey der heiligen Handlung ſich zu entfernen. Und ſiehe! ein Gerippe ſteigt aus einem Grabe hervor, und ſchreitet zur Kirche hinaus. Auguſtin, der das Ganze für ein hölliſches Blendwerk hielt, rief ihm zu, warum es mit dem Volke Chriſti ein ſolches Gaukelſpiel treibe. Es antwortete der Todte: Einſt ſey er Patron dieſer Stadt geweſen, aber weil er ſeinen Zehnten nicht bezahlt, von dem Prieſter exkommunizirt worden, geſtorben, und an dieſer Stelle am Altare begraben, allein ſeine Seele ſey den Dämonen der Finſterniß verfallen, und vom hölliſchen Feuer gemartert worden. Alle weinten und der heilige Auguſtin fragte, ob er die Stelle wiſſe, wo der Prieſter begraben liege. Da führte das Gerippe ihn an einen Platz, unweit der Kirche, hieß hier nachgraben, und es fanden ſich wirklich einige vom Alter grün überlaufene Gebeine. Auf Auguſtins Gebot thaten ſich aber die Knochen zuſammen, und aus der Gruft erhob ſich der Prieſter, der denn die Geſchichte beſtätigte und den Fluch der Kirche von dem unglücklichen Todten abnahm. Worauf beyde in Staub zerfielen und die Gräber ſich wieder ſchloſſen. Als dieß der Soldat geſehen, hat er Buße gethan, und fortan der Kirche ihren Zehnten entrichtet.

Aehnliche Legenden ſind in katholiſchen Ländern noch im Gange. Andere Geſchichtchen erzählen wieder, wie die Erde oft ſelbſt einen exkommunizirten Leichnam ausgeſtoſſen.

Aber ſelbſt wenn die Erde den verwirkten Bewohner duldete, war nach dem Glauben jener Zeit der Unglückliche keinesweges im ſichern Beſitz des Grabes. Carl Martell ſoll auf eine höchſt klägliche Weiſe von einigen Auferſtehungsteufeln fortgeſchleppt ſeyn, und Matthias von Weſtminſter beruft ſich auf die Gewähr des Papſtes Gregorius wegen einer ähnlichen Geſchichte zum Beweiſe, daß die Begebenheit des alten Weibes von Berkeley nicht unglaublich ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer.

(Fortſetzung.)

Kommen wir jezt zu den vorzüglichſten Kaffeehäuſern auſſerhalb dem Palais-Royal. Wir brauchen nur über den Platz vor demſelben zu ſchreiten, um in das Café de la Régence zu gelangen. Ich will meinen Leſern erzählen, was mir auf dieſem Kaffeehauſe, wo Rouſſeau, während einer langen Reihe von Jahren, täglich eine Parthie Schach mit Philidor geſpielt hat, Spaßhaftes begegnet iſt. Kaum in Paris angelangt, erkundige ich mich nach dieſem Kaffeehauſe. Man zeigt es mir. Ich trete ein: Rouſſeau's Angedenken erfüllt mich mit einem leiſen Schauder. Unwillkürlich ſuchen meine Augen den Platz, wo er ehemals geſeſſen haben kann. Unter mehreren Schachſpielern, welche daſelbſt anweſend ſind, fällt mir ein Greis mit einnehmender Miene auf. Ich ſage bey mir ſelbſt: der Mann iſt alt genug, um vielleicht in ſeiner Jugend Rouſſeau auf dieſem Kaffeehauſe gekannt zu haben. Ich nahe mich ihm, nachdem er ſeine Parthie geendigt und frage ihn höflich, ob er den groſſen Rouſſeau gekannt hat? „Was ſollt' ich nicht,“ verſezt der Mann, „doch ſagen Sie vielmehr den langen: für ſeine „Gröſſe iſt der Mann zu mager. Jezt iſt er krank; übri„gens befindet er ſich wohl: ſeine Strumpffabrik geht gut.“ Daran hatte ich genug. Nun ſah ich mich nach einer Büſte Rouſſeau's oder nach einer Anſpielung auf ihn um, welche, dünkte mich, auf dieſem Kaffeehauſe vorhanden ſeyn müßte. Aber es kam mir von allem dem nichts zu Geſichte. Ich wollte endlich den lezten Verſuch machen und nahte mich der Comptoir-Dame, welche ich folgendermaßen anredete: „Verzeihen Sie, Madame, vor Jahren hat ein gewiſ„ſer Rouſſeau dieß Kaffeehaus beſucht. Könnten Sie mir „etwa —“ Hier unterbrach ich mich ſelbſt, weil es mir auf's Herz fiel, die Dame könnte mich eben ſo verſehen, wie der alte Schachſpieler. Ich ſezte alſo ſogleich hinzu:

„Mais ce n'est pas Rousseau le bonnetier *) que je veux dire." Die Dame blickte mich mit jener liebenswürdigen, theilnehmenden Verlegenheit an, in welche alle Pariſerinnen gerathen, wenn ſie über etwas Auskunft geben ſollen, was ſie ſelbſt nicht wiſſen, und dehnte dann langſam folgende Worte heraus: „Je ne saurois vous dire, Monsieur." Damit verließ ich das Kaffeehaus und bin nie wieder dahin zurückgekehrt. So wie übrigens das Dorf Ströbeck in Deutſchland, ſo iſt das Café de la Régence zu Paris wegen ſeiner Schachſpieler bekannt.

Unter den vielen Kaffeehäuſern, die in der Nähe der Theater angelegt ſind und Schmarotzerpflanzen ähnlich, von dem lezten Gute und Blute zehren, welches die öffentlichen und heimlichen Vergnügungen von Paris den Theaterſchriftſtellern und Schauſpielern übrig laſſen, iſt das Café Dufils unter den Säulen des Theaters Feydeau freylich keins der glänzendſten, aber doch eins der bekannteſten. Hier rathe ich den Fremden zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Platz zu nehmen und ſich, gegen eine billige Vergütung, von einem der Aufwärter die anweſenden Artiſten nahmhaft machen zu laſſen. Das Theater Feydeau iſt, wenn auch nicht immer das beſuchteſte, doch das beliebteſte: es beſizt, unter allen großen Theatern, die meiſten und die bekannteſten Autoren und Komponiſten und dieſe beſuchen in der Regel jeden Abend das Theater und im Vorbeygehen auch das Café Dufils. Daneben verſammeln ſich hier meiſtens die Theaterkritiker der verſchiedenen Journale. Uebrigens kann man auf dieſem Kaffeehaus die Chronique scandaleuse der ſämmtlichen Theater der Hauptſtadt erfahren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Unterſuchungen über den rothen Schnee.

Unſre Leſer werden ſich erinnern, daß Kapitän Roß bey ſeinem Verſuch den Nordpol zu erreichen, in der Baffins-Bay Berge antraf, auf denen in der Höhe von 600 Fuß Flächen von acht Meilen in der ungleichen Tiefe von zwey bis zehn Fuß (denn darüber weichen die Angaben der verſchiednen Berichterſtatter von einander ab) mit rothem Schnee bedeckt waren. Die Seefahrer nahmen eine Zahl damit gefüllte Flaſchen mit nach Europa, und vertheilten ſie an die Londner und Pariſer Gelehrte, um Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Bey den Erörterungen, welche dieſe veranlaßten, erinnern uns die darüber erſchienenen Schriften, daß Hr. von Sauſſure bey ſeiner erſten Beſteigung des Mont Breven 1760 und nachmals auf mehrern hohen Schweizerbergen in anſehnlicher Höhe Strecken rothen Schnees fand, der, ſeiner Anſicht nach, ſeine Farbe von einem ſeinen ihm beygemiſchten Staube, erhielt. Chemiſche Unterſuchungen ſtellte Hr. v. Sauſſure nicht damit an; allein die Thatſache iſt ein höchſt intereſſanter Beweis, daß an den verſchiedenſten Orten gleiche Urſachen vorhanden ſeyn mußten, um gleiche Wirkungen zu veranlaſſen. Wir können der Mehrzahl unſrer Leſer unmöglich zumuthen, den Unterſuchungen der HH. Wollaſton, de Candolle und Francis Bauer in Kew zu folgen, ſo intereſſant ſie ſind; wir begnügen uns, ihnen nur in der Kürze ihre Reſultate mitzutheilen. Die mikroſkopiſche Unterſuchung erwies allgemein, daß die Färbung des Schnees durch ihm beygemiſchte rothe Kügelchen oder Blaſen hervorgebracht werde. Auch weiſſe von ähnlicher Geſtalt aber geringerer Menge finden ſich darunter. Die Natur dieſer Körperchen zu entdecken, war der Vorwurf von den Bemühungen einiger der berühmteſten Scheidekünſtler.

Hr. Wollaſton äußert, mit einer Vorſicht und Beſcheidenheit, die man ſo gern als Begleiterinn großen Verdienſtes ſieht, daß mancher Grund vorhanden ſey, die Beſtandtheile des rothen Schnees thieriſcher Art zu halten, geſteht aber dieſes keineswegs durch die Analyſe erwieſen gefunden zu haben. Hr. de Candolle ſchäzte mit durchdringendem Geiſte, die Möglichkeit animaliſchen Urſprungs von dem färbenden Körperchen des rothen Schnees, verwarf ſie und hielt ſich bey der Vermuthung auf, daß dieſe Körper zu den Algengewächſen gehörten, und Hrn. Francis Bauers Verſuche und Erfahrungen ſcheinen als bewieſen aufzuſtellen, daß dieſe nur durch das ſcharfe Mikroſkop zu unterſcheidende Kügelchen, oder Bläschen, ein Pilz von der Gattung deſſen ſey, welcher den Brand des Korns verurſache und mit dem Namen Vredo foetida belegt iſt. Ihre Zerſetzung beweiſt auf allen Wegen dieſe Aehnlichkeit, und nicht genug, daß ihre Beſtandtheile, denen des Vredo foetida ähnlich ſind, hatte Hr. Bauer auch die Genugthuung, die Fortpflanzung dieſer Pilze zu beobachten. Eine klebrig öhlige Feuchtigkeit, welche ſie ausſchwizten, zeugte neue Kügelchen, die jedoch farblos blieben, wie die jüngern ſchon im Schnee vorhandnen, und die ſich nun nicht weiter fortzupflanzen vermochten. Unſre Leſer werden mit der erhebenden Bewunderung, von der ein geſundes Gemüth immer ergriffen wird, bey der Betrachtung der Wunder der Schöpfung, erfahren, daß dieſe, viele Meilen weite, viele Fuß tiefe rothe Schneeflächen mit lauter lebenden Pflanzen beſtehen, aber Pflanzen von einer ſolchen Kleinheit, daß zwey Millionen fünfhundert und ſechszigtauſend derſelben auf einem Geviert-Zoll Platz finden können. Herr Bauer hat vorgeſchlagen, dieſe neue Pilzgattung Vredo nivalis zu nennen.

*) Eine Strumpfhandlung, heißt allgemein zu Paris bonneterie, ſo wie der Beſitzer derſelben bonnetier.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 23. November.

(Fortſetzung.)

Die kleinen Theater hecheln in ihren ſogenannten Gelegenheitsſtücken die Eiferſucht und Nebenbuhlerſchaft zwiſchen den beyden National-Bühnen durch; in einer burlesken Allegorie welche von einem derſelben aufgeführt wird, hat man das erſte Théâtre français als einen reichen, aber trägen Schäfer und das zweyte Théâtre français als einen thätigen Burſchen dargeſtellt, welcher die Kunden ſeines ſchläfrigen Nachbarn in ſeinen Laden zu locken ſucht. Solche Sticheleyen, die ganz dem franzöſiſchen Charakter angemeſſen ſind, gefallen den Pariſern ſehr, ſogar wenn ſie Dinge angreifen, die ihre Gunſt erhalten haben. So z. B. beklatſcht das Pariſer Publikum die Sizilianiſche Veſper, und die Spöttereyen über dieſes Stück. Auf dem Vaudeville-Theater wird ſeit Kurzem ein ſolches Gelegenheits-Stück unter dem Namen La féérie des arts gegeben. Es iſt eine Art oou witziger Ueberſicht über die Tagesbegebenheiten, wie ſie dieſes Theater von Zeit zu Zeit gibt, und die man eine dramatiſche Journaliſtik nennen könnte. Da es darin nur auf das witzige Durchhecheln der Tagesneuigkeiten ankömmt, ſo werden dieſelben gewöhnlich ohne Kunſt zuſammengeſtoppelt; ſo auch hier. Der Sultan von Caſchemir hat in ſeinem Harem Langeweile, ungeachtet Macaroni, ſein Koch, Kammerdiener und Mundſchenk alles anwendet, um ſie zu vertreiben. Beſſer als dem mehligten Macaroni gelingt dieſes aber dem erſcheinenden Genius von Caſchemir, Namens Tiſſu (Gewebe) welcher eben von einem Ausfluge über der Erde zurückkehrt, noch von den Wundern entzückt iſt, die er in Frankreich geſehen, und ſie dem Sultan in einem vorübergehenden Bilde zu zeigen verſpricht. Dieß geſchieht dann auch auf der Stelle. Mit einem Zauberſchlage wird die Bühne in die Säle des Louvre verwandelt, worin die Ausſtellung der Induſtrie-Produkte ſtatt hat; dann folgt die Ausſtellung der Gemählde, wobey dann die Beſchreibung der vorzüglichſten in eleganten Verſen abgeſungen wird. Bey den lezten Vorſtellungen hat man auch mehrere Verſe zum Lobe des ſeit Kurzem von Girobet ausgeſtellten vortrefflichen Gemähldes: Pigmalion und Galathea, eingeflochten. „Galathea, heißt es darin, ſey zum Zweytenmal unſterblich geworden, par le genie d'un peintre français.“ Dieſer Vers, welcher ſowol dem Künſtler als der Nation ſchmeichelt, wird gewöhnlich lebhaft beklatſcht. Man bemerke hier, wie Alles in Paris darauf hinwirkt, den Nationalgeiſt anzufachen. Auch auf der Bühne empfängt der Mann, der ſich vor ſeinen Mitbürgern durch ſeine Talente auszeichnet, das ſeinem Verdienſte gebührende Lob, und der Nation wird Stolz darüber eingeflößt, daß dieſer Mann ihr angehört, kein Wunder alſo, daß der Wetteifer unter den franz. Künſtlern ſtets ſo lebhaft iſt, und daß ſich der Nationalgeiſt ſo heftig äußert. Doch hat Hr. Girobet nicht von jedermann wegen ſeines Gemähldes Lob eingeerntet. Eben weil er zuerſt am Hofe ſehr gelobt worden iſt, haben die liberalen Journaliſten die Fehler ſeines Gemähldes ämſig hervorgeſucht, und ihm dieſelben vorgehalten, vermuthlich, um ihn oor der Eitelkeit zu bewahren. So hat ſich Alles in Frankreich geändert. Ehemals, unter Ludwig XIV. beſonders, war das Lob des Königs ein Machtſpruch, welcher gleichſam das Schickſal eines Schriftſtellers oder Künſtlers entſchied; heutzutage aber behandelt man einen talentvollen Mann deſto ſtrenger im Publikum, je günſtiger er bey Hofe empfangen wird, und die Höflinge vermögen nicht mehr den Ton anzugeben. Girobets Feinde haben noch ein anderes Mittel als Kritiken ergriffen, um ihm ſeine Freude zu benehmen. Während nämlich über ſein Gemählde im Louvre ein Lorbeerkranz gehangen wurde, haben ſie Davids ehemalige Künſtlerwerkſtätte dem Publikum wieder eröffnen laſſen, und über deſſen großes Gemählde Leonidas eine Krone aufgehängt. Damit kann jedoch Girobet nicht geſchadet werden. Daoids vortreffliche Compoſition iſt ſchon beynahe 10 Jahre alt, und längſt bekannt, kann alſo mit den Gemählden der dießjährigen Ausſtellung nicht zuſammengeſtellt werden; zudem ſind Girobet's und Davids Gemählde ſo verſchiedener Art, daß ſie nicht zuſammen verglichen werden können. David's Pſyche könnte allenfalls mit Girobet's Galathea in Vergleich kommen; erſteres Gemählde iſt aber hier nicht öffentlich zu ſehen geweſen, und erſt in der Gallerie des Eigenthümers beyder Stücke, des Hrn. Sommarioa wird die Vergleichung füglich angeſtellt werden können. Girobet's Gemählde hat nur drey Perſonen. Galathea, deren Obertheil des Körpers ſchon belebt wird; der Künſtler Pigmalion, welcher vor Verwunderung und Entzücken zurückbebt, und ein kleiner Amor, welcher Beyder Hände vereinigen will. Man wirft dem Mahler vor, daß er durch nichts die Werkſtätte des Künſtlers angedeutet hat; vielleicht fürchtete er durch die Andeutung derſelben das Poetiſche ſeiner Darſtellung zu vermindern. Sein Pigmalion kömmt eben von Opfer zurück, und trägt noch ſeinen Blumenkranz; dieſe Idee iſt allerdings poetiſcher; an Girobet's Galathea vermißt man die idealiſche Schönheit, die hier wahrhaft hingehörte; er hat ein reizendes Mädchen dargeſtellt; aber Pigmalion's Galathea ſollte mehr ſeyn als dieſes. Freylich müßte der Mahler auch ein Pigmalion ſeyn, um in dieſer Hinſicht der Forderung der Kunſt Genüge leiſten zu können. So wie das Gemählde ausgeführt iſt, beweiſet es ſchon immer ein hohes genialiſches Talent; und ſicher iſt es der Edelgeſtein in der Krone der jezigen Ausſtellung. Da bekanntlich Girobet vor mehrern Jahren ſich durch ſein Gemählde: die Sündfluth, ausgezeichnet hat, ſo heißt es ſcherzhaft in dem obengenannten Vaudevill-Stücke, ſeit der Sündfluth habe man nichts ſchöneres geſehen, als Girobet's Pigmation und Galathea. Jenes kleine Theaterſtück iſt aber mit der Beſchreibung von Girobet's Gemählde noch nicht zu Ende; ich fahre alſo mit der Inhalts-Anzeige fort. Nach der Gemählde-Gallerie läßt der Caſchemiriſche Genius einen Glöckner erſcheinen, welcher läutet, und als der Sultan ſich nach der Urſache dieſes Lärmens erkundigt, antwortet jener, er läute zur Veſper, die man eben im Odeon ſinge. Da die franzöſiſch-tragiſche Deklamation leicht ins Singende fällt, ſo iſt dieſes Wortſpiel wirklich komiſch. Der Sultan will wiſſen, was das für eine Veſper ſey, und der Glöckner trägt nun auf eine burleske Art ſingend den ganzen Inhalt des Stückes vor, wobey er zugleich im Tone und in den Gebärden die Hauptperſonen des Trauerſpiels nachäffet. Dieſer Geſang, welcher ſehr ſchnell vorgetragen wird, dauert beynahe eine Viertelſtunde, erfordert eine außerordentliche Lungenkraft, und wird ſehr beklatſcht. Dann folgen andere Auftritte, die zwar eben nicht ſehr zuſammenhängen, wohl aber dazu dienen, Stoff zu witzigen Bemerkungen zu liefern. So läßt der Genius eine Engländerinn erſcheinen; der Sultan findet ſie allzu kaltſinnig, und läßt ſie mit den Herrlichkeiten der Kunſtausſtellung in ſeinen Palaſt ſchaffen. Bey dieſer Gelegenheit wird auch der engliſchen Radicals erwähnt. Ich hörte Jemand neben mir im Parterre ſeinen Nachbar fragen, was die Radicals für Leute ſeyen, und dieſen ganz feſt antworten: das ſeyen die Miniſter. Ach, dachte ich bey mir ſelbſt, wie wenig dürfen die Journaliſten auf ihren Einfluß ſtolz ſeyn! Seit Jahr und Tag ereifert ſich der miniſterielle Londner Courier regelmäßig jeden Abend gegen die Radicals, und hat es noch nicht einmal ſo weit gebracht, daß Jedermann Miniſter und Radicals von einander unterſcheidet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 296.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 11. December 1819.

Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Fauſt von Goethe.

Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer.

(Beſchluß.)

Das Café Minerva neben dem Theater François muß nicht mit dem Café du Théâtre-François verwechſelt werden. Lezteres zeichnet ſich durch nichts, als durch das Orcheſter des benannten Theaters aus, welches ſich daſelbſt jeden Abend unter Anführung ihres Anführers Bonneau verſammelt, um ſich mit einem kleinen Glaſe Franzbranntwein für den nüchternen, aber übrigens ſehr verdienſtlichen Vortrag der, nun ſeit dreyßig Jahren täglich von ihnen abgeſpielten, Haydnſchen und Mozartſchen Sinfonieen zu ſtärken. Erſteres hingegen, nämlich das Café Minerve, iſt eins der beſuchteſten Kaffeehäuſer von ganz Paris. Man möchte fragen, was ein Kaffeehaus mit der Göttinn der Weisheit und des Kriegs zu thun habe? Dieſe Frage wird ſich von ſelbſt beantworten, wenn ich werde geſagt haben, welche Klaſſe von Menſchen dieſes Kaffeehaus am vorzüglichſten beſucht. Wem dürfte es in Deutſchland unbekannt ſeyn, daß der Beyfall, den ein Theaterſtück auf den Pariſer Bühnen erhält, nie von ſeinem inneren Werthe, ſondern ſtets von den größeren oder geringeren Anſtrengungen der ſogenannten Claqueurs (Klatſcher), welche unter dem Kronleuchter ihren Platz einnehmen, beſtimmt wird? Der bekannte Hr. Ledoux, chef de l'entreprise générale des succès, iſt Befehlshaber dieſer Bande. Er hat auf dem beſagten Kaffeehauſe ſein Hauptquartier aufgeſchlagen. Um fünf Uhr begibt er ſich dahin; das Korps iſt bereits verſammelt. Er ſelbſt, mit den Unteranführern an ein Paar beſondern Tiſchen ſitzend, theilt ſeine Befehle aus: die Scenen der Stücke, wo geklatſcht werden ſoll, werden bezeichnet, die nach Befinden der Umſtände größere oder geringere Anzahl der Truppen, welche die verſchiedenen Theater occupiren ſollen, beſtimmt (wobey ſtets die Vorſicht gebraucht wird, in gute Stücke neu angeworbene Rekruten zu ſchicken, die Veteranen hingegen, auf deren Feuereifer, eiſerne Lungen und ſchwülenbegabte Fäuſte der Entreprenaur rechnen darf, für werthloſe Produkte zu verſparen) und endlich alle zur Kriegstaktik dieſes Klatſcherkorps gehörenden Diſpoſitionen getroffen. Um ſechs Uhr marſchiren die Detaſchements auf ihre reſpektiven Poſten, Hr. Ledoux an der Spitze desjenigen, welches zur Vertheidigung des gefährlichſten von ihnen beſtimmt iſt. Sonnabends, punkt zwölf Uhr, wird daſelbſt Löhnung gezahlt, dieſe aber in der Regel von der Comptoirdame, die einen ſtillſchweigenden und immerwährenden Beſchlag auf dieſelbe gelegt, ſogleich in Empfang genommen. So, dünkt mich, hat das Café Minerva hinlänglich ſeinen Namen gerechtfertigt. Hr. Ledoux, der Schutz und Hord deſſelben, iſt ein eben ſo weiſer als kriegserfahrner Mann.

Gehen wir jezt zu den Kaffeehäuſern des Boulevard de Gand *) (ehemals de Coblentz) über. Hier befindet ſich

*) Dieß Boulevard, ein kleiner Theil der linken Seite des Boulevard des Italiens, exiſtirt nicht wirklich, ſondern nur eingebildet in der Laune des Publikums, dem es gefallen hat.

zuerſt das, einer europäiſchen Berühmtheit genieſſende Café Tortoni. Sein Beſitzer iſt todt; das Andenken deſſelben aber wird leben, ſo lange Niemand wird gelernt haben, beſſeres Eis zu machen, als das ſeinige, welches wohl ſchwerlich der Fall ſeyn dürfte. Das tortoniſche Kaffeehaus iſt der Sammelplatz aller Petits-Maitres oder dee, die dafüe gehalten ſeyn wollen. Hier werden die Moden gezeigt, die Eroberungen beſprochen, Pläne zu denſelben entworfen, Pferde probirt (nämlich vor demſelben), die Couliſſen-Vorfälle bekannt gemacht, der Maitreſſen-Wechſel beſchloſſen, eine Phryne verſchrieen, oder in die Mode gebracht, kurz alles gethan, was einem Modejünglinge Noth thut, um ſich auf dem Balkon der groſſen Oper, oder in dem Salon der Frau von B**, von V**, von L** u. ſ. w. bemerkbar zu machen. Es gehört unerläſſlich zum guten Tone, daß die beſagten Herrn, welches auch immer die Beſtimmung ihres übrigen Tages ſeyn möge, bey Tortoni um zwölf Uhr Morgens frühſtücken, und um zwölf Uhr Nachts Sorbet oder Glace eſſen.

Neben dem vorigen befinden ſich ebenfalls auf dem Boulavard de Gand, die Caffés Hardi, Riche und François. Alle drey ſind nicht weiter merkwürdig, als daß ihnen das Tortoniſche Kaffeehaus Vorbild geweſen iſt, das ſie aber bey weitem noch nicht erreicht haben. Doch werden auf dem erſten die Cotelettes, auf dem zweyten das Beefsteak, im Franzöſiſchen bifrak ausgeſprochen, und auf dem lezten die Chokolade gerühmt. Wenn die Kaffeehäuſer des Palais-Royal vorzugsweiſe von den Fremden beſucht werden, weil dieſe daſelbſt mehr ſehen können, ſo laſſen ſich dagegen die jungen einheimiſchen Modeherrn, im eigentlichen Sinne genommen, nur auf den Cafés des Boulevard de Gand ſehen.

Das Café du Roi, an der Ecke der Rue de Richelieu, da wo dieſe in die Rue St. Honoré tritt, hat ehemals, als es ſich noch das Café du Roi de Rome nannte, ſehr ſtarken Beſuch von Italienern und Franzoſen gehabt. Zu dieſer merkwürdigen Zeit ſoll zur Beſiegelung der Freundſchaft zwiſchen einer Nation, welche damals die Welt beherrſchte, und zwiſchen einer andern, welche ſie ehemals beherrſcht hat, der Rumpunſch, wie in Strömen, gefloſſen ſeyn. Jezt laſſen ſich in den drey weiten Sälen noch dann und wann einige Habitués betreten, die ſeufzen und ſtöhnen, daß ſie nicht zurückgehen können in die Vergangenheit, ſondern vielmehr vorwärts müſſen in die Zukunft. Dieß Kaffeehaus iſt vor vier Jahren noch dadurch bemerkbar geworden, daß Madame Albertoni, urſprünglich eine in Breslau geborne deutſche Schauſpielerinn, welche bey der merkwürdigen Eroberung beſagter Stadt im Jahr 1807 von dort fort und in eine freywillige Gefangenſchaft geführt, darauf von dem tapfern Sieger an ſeinen Kammerdiener verheirathet, und endlich nach Paris verſchlagen wurde, daß Madame Albertoni, ſage ich, auf demſelben der belle Limonadière hat den Rang ablaufen wollen, welche verwegene Unternehmung ſie, ihrer eigenen Verſicherung zu Folge, hunderttauſend Franken gekoſtet hat.

Das Café Rigny, auf dem Quai Malaquai, iſt weniger wegen ſeines Alters (es exiſtirt ſchon ſeit zwanzig Jahren), als wegen zwey anderer Umſtände bekannt, die Fremden ſeinen Beſuch wünſchenswerth machen müſſen. Zuerſt wird daſelbſt der ſogenannte Milchpunſch (punch au lait) geſchenkt. Dieſer Punſch iſt, ſonderbar genug, meines Wiſſens auf keinem einzigen Kaffeehauſe von ganz Paris bekannt. Zweytens pflegt ſich daſelbſt täglich der Journaliſt Colnet einzufinden, ein Mann, dem meiner Meinung nach, eben ſo viel Laune, Grazie und Eleganz in ſcherzhafter Abfaſſung eines Journalartikels eigen ſind, als dieſe Eigenſchaften Herrn Hoffmann im Journal des Débats ſämmtlich fehlen, ob er gleich alle im höchſten Grade zu beſitzen glaubt. Colnet arbeitet an der Gazette de France.

Das Café du Théâtre des Variétés auf dem Boulevard Montmartre lebt faſt ausſchlieſſlich von den Schauſpielern, Schriftſtellern und täglichen Beſuchern des Theaters des Variétés, neben welchem es unmittelbar anliegt. Auf dieſem Kaffeehauſe ereignen ſich täglich Scenen, wie ich deren eine hier beſchreiben will. Wir treten ein. Sechs Individuen ſitzen, tief in Gedanken verſunken und mit ſichtbarem Zeichen der Unruhe auf der Stirne, ſchweigend an einem Tiſche, auf welchem ein Bole mit Punſch verdampft, den keiner von ihnen Luſt zu trinken zu haben ſcheint. Es ſchlägt acht Uhr! ihre Unruhe vermehrt ſich. Zwey von ihnen ſtehen auf und verlaſſen den Saal, die Uebrigen ſehen ihnen mit banger, verlegener Miene nach. Die beyden kommen zurück, gehen wieder fort, kehren abermals zurück, gehen wiederum hinaus und treiben dieß Spiel eine ganze Stunde hindurch, indem ſie dazwiſchen den vier übrigen folgende einzelne abgebrochne Worte zuraunen, die über die Geſichter der leztern abwechſelnd Verwirrung, Ruhe, Furcht, Hoffnung, Freude und Schrecken hervorbringen: „On siffle … Les Battoirs font merveilles … Les parties sont aux prises … Batterie … Applaudissimens … Victoire!“ Victoire wiederholen im Chore die vier übrigen. Nun werden ſechs Bolen Punſch beſtellt. Während ſie trinken, hellt ſich für uns das Räthſel auf: es iſt eine Kompagnie von ſechs Autoren, welche ein Stück verfertigt haben, das ſo eben auf dem Theater des Variétés mit Beyfall aufgeführt worden iſt.

Schlieſſe ich die Reihe der vorzüglichſten Pariſer Kaffeehäuſer mit demjenigen, mit welchem ſie etwa vor hundert Jahren begonnen hat, nämlich mit dem Café Procope. Dieß

---

den Spaziergang daſelbſt unter Bonaparte mit dem lezten und ſeit der Wiederherſtellung des Königthums mit dem erſten Namen zu bezeichnen. Hier verſammelte ſich in den Sommerabenden von ſieben bis um zwölf Uhr die ſchöne Welt aus den Quartiers de la Chaussée d'Antin, de la Place Vendôme u. ſ. w.

Kaffeehaus liegt noch immer, wie bereits oben im Eingange geſagt iſt, in der Rue des Fosses-St.-Germain des Prés. Es ward im Jahre 1724 der Comédie Françoise gegenüber, welche damals in der genannten Straße ſpielte, gegründet und nach und nach von Voltaire, Piron, dem ältern Rouſſeau, Fontenelle, Crébillon, St.-Foix, Lemierre du Belloy u. ſ. w. beſucht. Hier wandeln alſo die heutigen Kaffeetrinker, wie man ſieht, auf klaſſiſchem Grund und Boden. Jezt trifft man daſelbſt freylich Niemanden von der Feder an: die Consommateurs ſind Leute, die nützlichere Inſtrumente führen. —

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Meinungen dieſer Art fanden von jeher Widerſpruch. Um des Schutzes willen, den ihnen der geweihte Boden, die getauften Glocken und die Heiligenreliquien gewährten, wurden anfänglich die Körper um die Kirche her beſtattet, dann auf offenen Plätzen an der äußern Mauer, welche Galiläen genannt wurden, und zulezt in den Kirchen ſelbſt. *) Der heilige Swithin jedoch, der engliſche Aquarius, zog es vor, wiewol berechtigt zu einem Ehrenplatze in ſeiner eignen Kathedrale, auf dem Kirchhofe begraben zu werden, damit er von dem Volke getreten werden und ſeine Demuth noch über das Grab hinaus üben möge. Doch waren die Heiligen nicht immer ſo demüthig. Seine Landsmänninn, die heilige Walburge wollte ſich ſogar in der Kirche ſelbſt nicht von den ſchmutzigen Füßen der Bauern treten laſſen, und erſchien dem Biſchof daher in einem Traume, wo ſie ihm dieſe Unziemlichkeit vorhielt. Und die Ungeduld dieſer Heiligen war ſo groß, daß ſie einen Theil der Kirche einſtürzen ließ, um ihrer Vorſtellung Gewicht zu geben. Der heilige Dunſtan pflegte von der Kathedrale zu Canterbury zu ſagen, daß man weder in der Kirche noch auf dem Gottesacker einen Fuß von der Stelle bewegen könnte, ohne auf Ueberreſte von Heiligen zu treten. Es war in jenen Zeiten Gebrauch, beſtimmte Gottesäcker für beſonders heilig zu halten, und mit beſondern Vorrechten zu verſehen. In Irland findet unter den Katholiken noch hie und da der Glaube ſtatt, gewiſſer in den Himmel zu kommen, wenn man ſich auf einem geweihten Kirchhofe einen Platz zuſichert.

*) Man leitet den Gebrauch, in den Kirchen zu begraben von den τεμενεσι her. Die Tempel hatten nämlich ſchon in den älteſten Zeiten heilige Plätze, die blos zum Nutzen der Kirche beſtimmt und von jedem profanen Gebrauche befreyt waren. Jeder wünſchte hier ſo nahe an der Kirche als möglich begraben zu werden, um dann an heiliger Stätte einſt aufzuerſtehen. Dieß ſezte man ſo lange fort, bis man die Gräber in die Kirchen ſelbſt verlegte.

D. W.

Ein menſchliches und ehrwürdiges Gefühl knüpfte insgemein einen Grad von Heiligkeit an die Stäte, wo ein Mitgeſchöpf in Frieden ſchlummert. *) Die Begräbnißplätze auf den Tongainſeln werden für ſo heilig geachtet, daß, wenn ſelbſt Todfeinde ſich dort treffen, ſie ſich aller Feindſeligkeiten enthalten. Bey den Partiden iſt jeder Platz heilig, wo ein Menſch begraben liegt, er ſey Sklave oder Freygeborner, denn die Weihe des Todes nahm jeden zufälligen Unterſchied hinweg; nicht ſo aber, wenn es der Körper eines Verbrechers, eines Verräthers oder eines aus dem Lande Verbannten war. Und wer Erlaubniß gab, einen Todten auf ſeinem Grund und Boden einzuſcharren, verlor das Eigenthum dieſes Grundes, welcher ſofort als heilig an die Kirche verfiel. Vielleicht mag ein ſolches altes Herkommen den Volksglauben in England veranlaſſt haben, daß der Weg, über den ein Leichenzug geht, öffenllich werde. Drey Gründe verurſachten die Entweihung ſolcher Plätze: Rache, Habſucht, Neugier — Gründe, die auf verſchiedene Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft ihren Einfluß verſchieden äußern. Doch haben wir es erlebt, daß die ſonſt einem wilden Volke nur eigenthümliche Rache ſich auch in Zeiten und Ländern, die ſich gebildet nennen, entwickeln kann. So ſehr die Tonga-Inſulaner auch ihre Friedhöfe in Ehren halten, erzählt uns Mariner, daß manchmal doch ein todter Körper ausgegraben und zur Schau geſtellt wird, als die größte Beſchimpfung, die man den Verwandten des Verſtorbenen zufügen kann. Einige von den Tugiſtämmen finden ihr Ergötzen daran, die Gräber ihrer Feinde aufzuſtören oder ihre Knochen, ſobald ſie todt ſind, zu zerbrechen, wenn ſie ihr Fleiſch nicht hatten eſſen können. Das iſt der rohe Ausbruch der Wilden! — Die Thorheit, den Todten Koſtbarkeiten mitzugeben, hat die Raubgier, wie ſie ſich auf allen Stufen der Civiliſation findet, gereizt, und ſelbſt die Gräber haben den Wechſel erfahren, den alle Reiche und Geſchlechter beſtehen.

*) Laſſt die Todten in Ruh, iſt ſchon bey den Alten Grundſatz, aus dem ſie den andern herleiten, ſich erſchlagener Feinde nicht zu rühmen. Odyſſ. 22, 412. Cic. an Attic. 4. 7. Plin. Briefe 9, 1. Moderne Gefühle des Unwillens über die unanſtändige Umgrabung eines Kirchhofs in einer großen, volkreichen Stadt ſpricht ein neuerer Dichter aus, wenn er ſingt:

Laſſet, laſſet die Todten in Ruh!
Müſſt die Gräber nicht frech berühren,
Nicht die Körper der Ruh entführen;
Denn mit Schaudern ſiebet die Seele zu.

Und es richtet ſich auf der Geiſt,
Und hebt dräuend die morſche Rechte
Jenem geldgedungenen Gräberknechte,
Der frech die Gerippe zerrt und reißt.

Und der Mann mit dem Stundenglas,
In der Hand die dräuende Hippe,
Nahet bleich im Mondlicht, ſchüzt die Gerippe,
Und entbietet den Frevlern furchtbaren Haß.

Weh der Zeit, die das Alte nicht ehrt,
Und die Trümmer der Vorwelt verachtet,
Welche noch in den Särgen die Todten ſchlachtet,
Und die Ruhe der Entſchlafenen ſtört!

D. W.

So brachen unter Cäſar, als die Römer Korinth wieder aufzubauen begannen, die Soldaten, als ſie zufällig in einem geöffneten Grabe metallene und irdene Gefäße fanden, jedes Grab in Korinth auf (denn dieſe Vaſen ſtanden in hohem Werthe,) und in kurzer Zeit war Rom mit ihnen (ſie hatten den eigenen Namen νεκροκορινϑια) als einer Waare angefüllt. So fanden in vielen Theilen Amerikas die ſpaniſchen Eroberer ihre reichſte Beute in den Wohnungen des Todes. Und unzählig ſind die geheimen Räubereyen, die da begangen wurden, wo es Sitte war, die Reichen mit koſtbarem Schmucke zu begraben. Als das Grab des Königs Johann von Worceſter vor einigen Jahren geöffnet ward, fand man den Körper deſſelben rein ausgeplündert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, den 23. November.

(Fortſetzung.)

Das ſatyriſche Durchhecheln der Engländer gehört faſt als ein erforderliches Bedingniß zu einer theatraliſchen Ueberſicht im Vaudeville = Theater; nachdem im erwähnten Vaudeoillen-Stück: la féerie des arts, die Engländerinn beyſeite geſchafft worden iſt, zaubert der Genius eine Franzöſinn hervor, und wie ſich das von ſelbſt verſteht, in dieſe wird der Sultan mit Blitzesſchnelle verliebt, und mit ihrer Liebeserklärung endiget das Stück. Solcher kleinen unbedeutenden Stücke bringt jede Woche mehrere hervor; einige erhalten ſich wegen ihres Witzes, andere wegen des komiſchen Spieles eines Lieblingsſchauſpielers; andere werden derb ausgepfiffen und erſcheinen wohl ſpäterhin wieder in veränderter Geſtalt, ſo daß das Publikum zulezt ein Gericht genießen muß, das es ſchon einigemal verſchmäht hatte. Auf der Bühne des Theaters Porte St. Martin müſſen ſolche kleine Stücke außerordentlich ſchlecht ſeyn, wenn ſie durchfallen; denn der unübertreffbare komiſche Schauſpieler Potier, der ſchon längſt Brunets ehemaligen Glanz verdunkelt hat, beſitzt die Gabe, auch die ſchaalſten Späße dem Publikum beliebt zu machen. Daher richten die Dichter, welche für jene Bühne arbeiten, die Stücke auch ſo ein, daß Potier faſt unaufhörlich auftritt; das Uebrige überlaſſen ſie ihm, und wirklich hängt die günſtige Aufnahme der Poſſen und Farcen beynahe ganz von ihm ab. So hat man für ihn das Stück: Die Wiederholung eines zu gebenden Melodramas verfertigt, worin er als alter Kunſtkenner der Probeaufführung eines grauſenden Melodramas beywohnt, und über jeden Auftritt ſein Urtheil an den Tag legt, wodurch eine ſehr ſpaßhafte Kritik der ſchon längſt bey den höhern Ständen verrufenen Melodramen entſteht. Sonderbar genug iſt es, daß dieſe Kritik auf einer Bühne gegeben wird, worauf viele Melodramen aufgeführt werden, ſo daß das Publikum, welches großentheils aus Handwerkern beſteht, ſich mit Potier an einem Abende über eine Schauſpielart luſtig macht, die es an einem andern Abende, oder gar denſelben Abend noch beklatſcht. Bey den erſten Aufführungen war das Volk auch wirklich keiner guten Laune, daß man ſeine Abgötter ſo verhöhnte. Allein Potier's Poſſenreißerey hat es bald wieder beſänftigt, und es lacht jezt aus vollem Halſe über ſeine ironiſchen Aeußerungen. Der Volksgeſchmack hat ſich deshalb aber keinesweges vervollkommnet, und die Melodramen = Bühnen werden nicht minder beſucht als zuvor. Für Potier hat man auch noch das kleine Stück: Der Schneider Rouſſeau's gedichtet, nach einer geſchichtlichen Anekdote. Die Schauſpielerinn Clairon hatte nämlich einſt einen reichen Pariſer zum Beſten, welcher die größte Luſt bezeigte, J. J. Rouſſeau kennen zu lernen, der neben ihrem Landhauſe zu Montmorency wohnte, und an deſſen Stelle ſie mit ihm einen ebenfalls Rouſſeau heißenden Schneider zu Tiſche lud, wodurch ein ſehr drolliges Quiproquo entſtand. Auf der Bühne macht Potier's Spiel daſſelbe noch viel drolliger. Daß die rüſtigen Melodramen = Dichter in der jetzigen Jahrszeit nicht müſſig bleiben, läßt ſich leicht denken. Sie haben mehrere neue Machwerke auf den Winter fertig, und die rüſtigſte unter ihnen, Guibert de Pixerecourt, iſt ſchon mit einem Feenſtück, die Roſenknoſpe betitelt, auf der Bühne des Gaieté-Theaters zum Vorſchein gekommen. Die Melodramen-Dichter haben kürzlich durch den Tod Ducray Dumenils einen großen Verluſt erlitten, da die Romane deſſelben, ihnen ſtets neuen Stoff an die Hand gaben, und dieſe ergiebige Quelle nun verſieget iſt. Auch Fr. v. Genlis macht Miene, als ob ſie durch ihre hiſtoriſchen Romane ihnen keinen Stoff mehr liefern wolle, und aus ihrem lezten Romane Petrarca und Laura, der, wie alle die vorhergehenden, halb wahr, halb erdichtet iſt, läßt ſich ſchon kein Melodrama mehr zuſchneiden. Die gewöhnlichen Lieferanten an den Boulevards-Theatern werden ſich alſo jezt anderswo hinwenden müſſen, zudem da ſie auch ſchon das alte Teſtament faſt ganz erſchöpft haben. Warum machen ſie ſich nicht über Lord Byrons und Walterſcott's Werke her? Dort gibt es noch reiche Metalladern, welche ſie ausgraben können. Auch haben ſie vor vierzehn Tagen die Geſchichte des unglücklichen Calas zu Markte gebracht, und obſchon die Nachkommen deſſelben, welche im Elende leben, und vom Hofe ein Gnadengehalt bekommen, in den Zeitungen erklärt haben, daß es keinesweges ihren Geſinnungen gemäß ſey, die Erinnerung an die ihren Vorfahren angethanen Unbilde wieder aufzufriſchen, ſo entſprach dieſer Stoff allzuſehr der jetzigen aufgeklärten Denkungsart, als daß die Darſtellung der ſchrecklichen Folgen des Fanatismus nicht hätten auf der Bühne großen Beyfall erhalten ſollen. — Die komiſche Oper hat ſeit dem Sommer keine bedeutende Neuigkeit aufzuweiſen gehabt. Ein kleines von Marmontel nachgelaſſenes Stück mit der Muſik Piccinis des Sohnes, welcher den Vater bey weitem nicht erreicht, hat keinen Beyfall gefunden. Man hat ſeitdem König Carl XII. oder die Schlacht bey Pultawa, nach v. Kotzebue, mit der Muſik des bisher unbekannten Chamcourtois auf die Bühne gebracht; da ſich dieſes Süjet zu keiner Operette eignet, ſo iſt es auch kalt aufgenommen worden, und wird ſich ſchwerlich lange auf der Bühne erhalten können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

Das Erſte zieht wohl hin und her,
Dann in die Kreuz, dann in die Quer,
Dem einen bringt es Freud' und Luſt,
Dem andern engt es Herz und Bruſt.

Das Zweyte dient zu mancherley,
Ruft Schwein und Eſel auch herbey,
Im dunkeln Wald horcht man ihm gern,
Noch holder tönt's beym Abendſtern.

Das Ganze, ja bey Tag und Nacht
Wohl überall viel Lärmen macht,
Zieht mit hinein, zieht mit hinaus,
Und bleibt dann ſelten mehr zu Haus.

Johanna v. Aachen, geb. v. Amboten.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 290.

Ehe.

Digitized by Google

Nro. 297.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 13. December 1819.

Das einzig macht die Kunſt unſterblich,
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß ſie, was groß und würdig, was verderblich,
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.

Goethe.

Aus Briefen aus Hamburg, an eine Dame.

Vom Freyherrn von Thumb.

Im September 1819.

Es war, dächte ich, von dem ruhig-ſtillen Interlachen, von wo aus ich Ihnen, verehrte Freundinn, den lezten Brief über meine im vorigen Jahre unternommene Wanderung durch einen großen Theil der Schweiz, geſendet habe? — Jezt ſchreibe ich Ihnen aus dem gewühlvollen Hamburg, nachdem ich während zwey Monaten wiederum von Ihnen getrennt bin, in welcher Zeit ich die ältere Bekanntſchaft der bedeutenden Städte unſeres nördlichen Vaterlandes erneuerte, und in Leipzig, Dresden und Berlin, zuſammen genommen ſechs Wochen verweilte. Ueber das, was ich an dieſen Orten geſehen und dabey empfunden habe, ſcheribe ich Ihnen wohl von hier aus, wo ich längere Zeit als in einer der genannten Städte zu verweilen gedenke, und wo ich beſchloſſen habe, mich weniger als an jenen Orten den Zerſtreuungen hinzugeben, die mich bis jezt von der angenehmſten Beſchäftigung, von derjenigen Ihnen zu ſchreiben, abgehalten haben. — Der lezte bedeutende und erfreuliche Eindruck, den ich in der ſchönen Königsſtadt Berlin empfangen habe, war vor der Bühne, und zwar in einem der mittelmäßigſten Produkte des verſtorbenen Körner's, in deſſen Drama: Hedwig. Hier ſah ich zum Erſtenmale den wahehaft großen dramatiſchen Künſtler, Hrn. Devrient. Wahrhaft groß eeſchien er mir, weil er ſeine herrliche künſtleriſche Individualität rein bewahet hat, jede ſogenannte Manier verſchmäht und keine Kopie des verſtorbenen Meiſters Iffland iſt. Mit dem Vorurtheile, daß er wenigſtens das Lezte einigermaßen ſeyn würde, ging ich allerdings in's Schauſpielhaus, und freute mich daher innigſt, dieſes mein Vorurtheil widerlegt zu ſehen; — und wahrlich, ſind wir doch faſt daran gewöhnt in Iffland's Rollenfache, welches Hr. Devrient größtentheils inne hat, nur mehr oder minder glückliche Kopien dieſes Meiſtees auf unſern Bühnen zu ſehen. Denn wer ſich unter unſern Pſeudokünſtlern auch nur zu räuſpern verſteht wie ſein großes Vorbild, glaubt ſchon in deſſen Fußſtapfen zu wandeln. Beſonders hatte ſich Iffland in den komiſchen Charakteren des Luſtſpiels aus unſeen Tagen eine ſo originell-ergötzliche Manier geſchaffen, daß alle Komiker, die dieſe Rollen ſpielen, beynahe unwillkürlich dieſelbe adoptirten, wovon eben die Berliner Bühne in einem noch jungen Manne ein auffallendes Beyſpiel nachzuweiſen hat. — Die Wahrheit der Worte Schlegel's, bey der Anſchauung des geoßen Künſtlees, fühlte ich recht innig, die er in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen ausſpricht: „nichts gewöhnlicher, als die Fertigkeit, Rollen ſo erträglich auszuführen, „aber auch nichts ſeltener als ein wahrhaft großes dramatiſches Talent.“ — Doch die Feder hält inne, denn ich beſinne mich, daß ich Ihnen in dieſem Augenblick' nicht über Berlin ſchreiben will, und am allerwenigſten dramaturgiſche Briefe; da ich jedoch dieſe reiche und herrliche Stadt erſt ſeit einigen Tagen verlaſſen habe, ſo mußte ich faſt un-

Digitized by Google

willkürlich des lezten und ſchönen Genuſſes gedenken, welcher wir in derſelben zu Theile ward, und den ich noch überdieß auf dem beſchwerlichen und langweiligen Wege von Berlin nach Hamburg recht feſtzuhalten genöthigt worden, um in der nächſten angenehmen Vergangenheit einen Troſt zu finden für die Laſt und Beſchwerde der Gegenwart. Denn auf nicht endenden Sandwegen, die theils durch traurige Fichtenwälder ſich hinziehen, theils über Haiden, gegen welche diejenige in Shakespeare Macbeth, wenigſtens wie ich ſie jüngſt auf dem Leipziger Theater geſehen, ein lachendes Eldorado iſt, wird der arme Reiſende fortgeſchleppt, noch glücklich genug, wenn es dem rohen Poſtillon beliebt in der tiefen Sandſpur zu bleiben, und nicht wald- oder feldeinwärts einen feſtern Weg zu ſuchen, deſſen Unebenheit und Rauhheit, wenn ſie dem armen Reiſenden auch nicht etwa ein Bein zerſchmettert, doch wenigſtens ſeinen Reiſewagen zu zertrümmern droht. Meine geliebten Reiſegefährten und ich wurden indeß bis jezt von der gütigen Vorſicht, ſowol auf der Lebens[illegible]ſe, als auch auf den Reiſen, die wir unternahmen, um [illegible]ne genußreicher zu machen, vor jedem Unglück gnädi[illegible]ahrt, und unſanfte Stöße des Wagens abgerechnet, die übrigens beyläufig geſagt, immer noch erträglicher ſind, als die Stöße des Schickſals, iſt uns kein Unfall begegnet in dieſen Wüſten der Mark und Mecklenburgs. Jeder Reiſende, der wie wir den Weg von Berlin nach Hamburg über Fehrbellin, Wuſterhauſen u. ſ. w. macht, thut wohl ſich mit Mundvorrath zu verſehen, denn die ſogenannten Gaſthöfe, die er auf dieſer Route findet, ſind äuſſerſt ſchlecht und theuer, (von welchem erſtern Prädikat ich jedoch den in Boizenburg ausnehme;) und überdieß fährt man an einer Station oft einen ganzen Tag lang, wo man höchſtens durch zwey oder drey elende Dörfer kommt, in denen für theures Geld nichts zu haben iſt, oder man paſſirt an einem einzeln liegenden traurigen Kruge vorbey (ſo heißen in dieſen Gegenden gewöhnlich die Schenken, auch zuweilen charakteriſtiſch genug Sandkrüge) wo dem Hunger nicht ſelten verſchimmeltes Brod, und höchſt elender Käſe, und dem Durſt ein ſchlechter Kümmel vorgeſezt wird; — welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Lande und unſerm geſegneten Schwaben, wo wie Goethe ſingt: „Milch und Honig fließen.“ Doch wir näherten uns ja einer Stadt, in welcher ſogleich, ohne daß wir Oberon's Horn dazu nöthig hatten, ein gutes Mittagsmahl, da wir gegen Abend in derſelben anlangten, für uns bereitet ſtand, das uns die Entbehrungen des Magens wenigſtens, auf dieſer fünftägigen, höchſt beſchwerlichen Reiſe augenblicklich vergeſſen machte. Die Zeit, ehe wir zu dieſem Mittagsmahle gelangten, wurde uns übrigens ein wenig lange, denn von Lauenburg aus, wo man zum Leztenmal friſche Pferde nimmt, hat man noch fünf gute Meilen zu fahren, bis man die Ringmauern der ehrwürdigen Stadt erreicht. Dazu kommt, daß man wohl in einer Entfernung von zwey Meilen den alten Stadtkoloß vor ſich ſieht, und daß man daher ſtets wähnt, man habe etwa noch eine Halbeſtunde zu fahren, während man ſich nach dieſer immer wieder eine Halbeſtunde von ihm entfernt ſieht; — rechnen Sie nun noch dazu, geliebte Freundinn, daß die Sehnſucht nach einem lange gewünſchten Gegenſtande zu wachſen pflegt, je näher man dieſem Gegenſtande kommt, und Sie werden mir glauben, daß dieſe lezte Station uns die langweiligſte und längſte auf der ganzen Reiſe bedünken wollte, ob ſie es gleich bey weitem nicht war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die freyen Neger auf der Inſel Cuba. *)

Die Zierlichkeit ihrer Kleidung und ſogar ihr Betragen beweiſt, daß die freyen Neger auf der Inſel Cuba im Wohlſtand ſind. Das iſt in der That der Fall, und die Quelle ihres Handels fließt aus ihrer ſehr ehrenwerthen Betriebſamkeit. Die Faulheit der Spanier hat den freyen Negern das Monopol der mechaniſchen Künſte gegeben, ſie arbeiten viel und ohne Unterlaß, und da ſie viel nüchterner wie die europäiſchen Arbeiter ſind, und die Handarbeit in Cuba ſehr theuer bezahlt wird, ſo wächst ihr Geldſchatz anſehnlich, und um ſo mehr, da in dieſem Lande die geringſten Zinſen zu zwanzig vom Hundert ſind. Alle freyen Neger leben gewöhnlich in den Kolonialſtädten, ſie haben gegen das Landleben und die Landarbeiten einen unwiderſtehlichen Abſcheu. Es iſt begreiflich, daß ſie weder die Orte noch die Dinge lieben, welche ſie an ihr Leiden und ihre Knechtſchaft erinnern. Der Vorzug, den ſie den Städten geben, erregt ſchon ſeit langer Zeit die Beſorgniſſe der Regierung und der hellſehenden Einwohner der Kolonie, allein jezt läſſt ſich dem Uebel nicht mehr abhelfen, man hat es zu ſpat wahrgenommen. Die Zahl der freyen Neger iſt jezt zu groß, als daß ſie die Regierung zwingen könnte, auf dem Lande zerſtreut zu leben; auf einem ausgedehnten Raum vertheilt, würden ihnen dort die Mittel unter einander zu verkehren abgehen, und ſie ihre Stärke nicht erkennen können. Das iſt nun unmöglich, ſie kennen ſich, ſie haben ſich gezählt; ſie werden nicht mehr lange einen Zuſtand ertragen, in dem ſie, troz ihrer Freyſprechungen, täglicher Schmach ausgeſezt ſind. Mit ihrer Freyheit haben ſie das Gefühl ihrer Menſchenwürde wieder erhalten, und ich zweifle ſehr, daß die Weiſſen ſich auf die Länge gut dabey befinden werden, mit dieſen Negern keine andre Erklärung ſtatt finden zu laſſen, als den gehobnen Stock in der Hand.

---

*) Aus den Briefen über Cuba, von denen wir in Nro. 281 ff. unſern Leſern Auszüge gaben.

Digitized by Google

In Rom hatte die Freyſprechung gar keine üble Folgen; die Sklaven waren von der Farbe ihrer Herrn; ſobald ſie frey erklärt waren, machten ſie einen Theil des Staatskörpers; jeder Freygelaſſne war ein Bürger weiter in der Republik. Da der Flecken ihres Urſprungs nicht immer ins Auge fiel, ſo verlor er ſich in Kurzem aus dem Gedächtniß. In den neuern Kolonien iſts nicht ſo; der Schwarze bleibt immer ſchwarz; das iſt, um zu bürgerlichen Ehren zu gelangen, ein unüberſteigliches Hinderniß; er könnte nicht das kleinſte Zollamt bekleiden, was in allen Ländern den Hefen des Volks überlaſſen iſt. *) Der Weiſſe wird zwiſchen ſich und dem Neger nie eine politiſche Gleichheit zugeſtehen. Man wird mir ſagen: das ſey ein Vorurtheil — ich gebe es zu; aber nie war ein Vorurtheil ſolchergeſtalt eingewurzelt. Setzen Sie Hrn. Deſtutt de Tracy, welcher gewiß gegen alle geſellſchaftliche Unterſchiede den größten Abſcheu hat, auf die Probe — geben Sie ihm einen Neger zum Oberſten, und ſehen Sie zu, ob er ihm mit Ergebung gehorcht. — — —

Dieſe freyen, täglich reicher werdenden Neger, geben auch ihren Kindern eine ſorgſältigere Erziehung; ſie haben Schmeichler, denn ſie laden Tiſchgenoſſen ein, und der armſelige Weiſſe, der nicht zu ihnen zu gehören verachtet, deklamirt, um ſeine Zeche zu bezahlen, gegen das Vorurtheil, das an die verſchiedne Farbe einen verſchiednen Grad von Anſehen geknüpft habe. Er macht eifrig aufmerkſam: wie der ſchwarze Soldat eben ſo wacker, eben ſo kriegeriſch ausſähe wie der weiſſe, wie Chriſtoph die Krone ſo gemächlich trage, als ſey er auf dem Throne geboren, wie man endlich einen Neger ſo gut wie einen Andern zum Grafen, Marquis und Herzog machen könnte. Dieſe Schmeicheleyen verfehlen ihre Wirkung nicht; ſchon macht der Neger Anſpruch auf bürgerliche Rechte, er will Stellen, er will ſogar Ehren; man hört ihn an, weil man anfängt ihn zu fürchten, und eben ſo ſehr, um ihm genug zu thun, als um Geld zu gewinnen, hat Spanien jezt den Mulatten zugeſtanden, die Erlaubniß, Achſelbänder zu tragen, kaufen zu können. Eine gleich unpolitiſche wie unvernünftige Maßregel. Sie demüthigt den ſpaniſchen Offizier, erbittert die Weiſſen, und verräth den Negern, daß ſie gefürchtet ſind.

Im J. 1811 gab es hier, nach öffentlichen Verzeichniſſen, 114,000 freye farbige Menſchen und 212,000 Sklaven. Das macht eine Maſſe von 326,000 freyen und unfreyen Schwarzen. Die weiſſe Bevölkerung betrug 274,000 Seelen; alſo 55 Schwarze gegen 45 Weiſſe. Die Zahl der Freygeſprochenen gegen die Sklaven iſt wie 1 zu 2; vor der Revolution war ſie in den franzöſiſchen Kolonien wie 1 zu 32; in den engliſchen wie 1 zu 65. Das engliſche Kolonial-Syſtem iſt ohne Zweifel das beſte. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; gebot einmal der Golddurſt Sklaven zu halten, ſo muſſte man ihnen die Knechtſchaft hart fühlen laſſen, die Freylaſſung möglichſt erſchweren, und nicht neben einer Bevölkerung in Ketten arbeitender Neger, eine andere entſtehen laſſen, die freygeſprochen durch Gewerbſleiß zu Reichthümern gelangen kann, und dabey dennoch von unzerſtörbarem Vorurtheil nicht nur zurückgeſtoßen, ſondern täglich durch empörende Schmach gereizt wird.

*) Wir müſſen unſern Autor überſetzen, und entſchuldigen uns bey manchen rechtlichen verſtümmelten Graukopf, der ſtatt dem Säbel jezt die Mundſfeder führt. Doch wie ſieht dieſer Autor nicht überhaupt die Berechtigungen der freyen Neger an! im Jahr 1819 in der nächſten Nachbarſchaft der freyen Negerſtaaten Haytis!

Miszellen.

Ein periodiſches Blatt, der Courier von Madras, ſchreibt vom 12. Jenner dieſes Jahrs, daß man in einem ſanskritiſchen, dem Dhanvantari zugeſchriebenen, alſo ſehr altem Werke, die deutlichſten Beweiſe gefunden habe, daß die Vaccine den indiſchen Schriftſtellern über Arzneywiſſenſchaft in den früheſten Zeiten bekannt geweſen iſt. In vorerwähntem Buche werden neun Arten von Kinderblattern beſchrieden; drey davon werden für unheilbar erklärt, und die Regeln bey der Impfung werden von dem Verf. angezeigt. Ueber die Vaccine ſagt er: Man nehme die Flüſſigkeit aus der Blatter an dem Euter einer Kuh oder von einem Menſchen zwiſchen der Schulter und dem Ellenbogen auf die Lanzette, und ſteche damit in den Arm (des Impflings) ebenfalls zwiſchen der Schulter und dem Ellenbogen, bis Blut erſcheint. Die Flüſſigkeit vermiſcht ſich mit dem Blut und es entſteht daraus das Blatter-Fieber. — Weiter: Die Blattern durch die Flüſſigkeit aus den Blattern des Kuheuters hervorgebracht, werden eben ſo gutartig ſeyn, wie die natürlichen Blattern; ſie müſſen gar nicht beunruhigen und erfordern keine ärztliche Hülfe. Der Kranke befolge die ihm gefällige Nahrungsweiſe; er kann eins, zwey, ja ſechsmal geimpft werden. Um vollkommen zu ſeyn, muß die Impfblatter von ſchöner Farbe voll klarer Flüſſigkeit ſeyn, und einen rothen Kreis haben. Dann braucht man ſein ganzes Leben durch die Anſteckung der Blattern nicht mehr zu fürchten. Wenn die Impfung von einem Kuheuter geſchieht, haben die Patienten einige Tage lang Fieber und einige wohl auch Froſtſchauder; ſie bekommen auch runde Geſchwülſte in den Achſelgruben und andre, bey den Blattern gewöhnliche Zufälle, allein alle ſehr gutartig und in drey Tagen iſt Alles vorüber.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 23. November.

(Fortſetzung.)

Die groſe Oper bereitet mit vieler Pracht und groſen Koſten die Oper Olimpia vor, und zwar ſeit länger als einem Jahre; die erſte Aufführung wird auf den künftigen Monat verſprochen. Unterdeſſen müſſen die vortreſſlichen Ballette der Oper zur Hauptſtütze dienen; dieſen Dienſt leiſten ſie auch vollkommen, da ſtets junge talentvolle Tänzerinnen aus den Schulen der Balletmeiſter hervorgehen; mit Tänzerinnen kann die Oper nach wie vor ganz Europa verſehen, ohne ſelbſt Mangel zu leiden. Der berühmte Viotti iſt nun als Direktor an der groſen Oper angeſtellt. Da er ein Fremder iſt, und ſich in England häuslich niedergelaſſen hat, ſo wird er deshalb in einigen Zeitungen ſehr angefeindet. Hier, wie in andern groſen Städten, gibt es viele mittelmäßige Tonkünſtler, die aufs äuſerſte erboſen, wenn ihnen ein fremder Virtuoſe zum Obern gegeben wird. Bey ſolcher Gelegenheit äuſern ſie ſehr patriotiſche Geſinnungen, und wünſchen alle fremde Genialität weit von dannen, damit die nationale Mittelmäßigkeit hiebey allein begünſtigt werde. Leider gibt es unter den hieſigen Liberalen manche, welche dieſem Geſchrey beyſtimmen, eben weil es gegen Fremde gerichtet wird, und die daher in ihren journaliſtiſchen Angriffen unermüdlich ſind. Durch ſolche feindſelige Angriffe hat man dem geſchickten Spontini den Aufenthalt in Frankreich verleidet, und ihn gezwungen, ſich eine ruhigere Exiſtenz zu verſchaffen. — Auch die Franconiſche Bereiter-Geſellſchaft bleibt in der jetzigen Jahrszeit nicht hinten mit neuen Stücken; denn bekanntlich führt ſie in dem olympiſchen Cirkus nicht allein Bereiter-Künſte, ſondern auch Pantominen und Molodramen auf; in den lezten Jahren hat ſie beſonders militäriſche Stücke aufgeführt, die den kriegeriſchen Geſinnungen eines groſen Theils des Publikums ſehr gelegen kamen, beſonders da keine wirkliche Kriege mehr geführt werden. So mag das Stück Klebers Tod wohl Hundertmal im olympiſchen Cirkus aufgeführt worden ſeyn. Es wurden hierin nicht allein die Augen, ſondern auch die Ohren des Publikums auf das kriegeriſchſte bewirthet; denn während alle Boulevards-Theater es bey Flintenſchüſſen bewenden laſſen, führte die Franconiſche Truppe kleine Kanonen auf die Bühne, und ſchoß ſie los. Wenn man die Augen auf die Zuſchauer warf, ſo konnte man zuweilen das Entzücken in den Blicken mancher leſen, die ſeit dem Frieden zu ihrem groſen Leidweſen in Ruheſtand verſezt worden ſind, und ſeitdem nur noch in Gedanken den Kriegen beywohnen können, und ihre Erinnerung an den vielen erſcheinenden bändereichen Sammlungen der Kriegsgeſchichten, oder an den Schauſpielen erquicken, welche ihnen dergleichen auftiſchen. Für dieſen kriegsluſtigen Theil des Publikums wird von ſpekulirenden Leuten allerley ausgedacht, z. B. lithographiſche Bilder, Almanache und ſogar Kalender, in welchen die Namen der Heiligen durch Anzeigen franzöſiſcher Siege erſezt werden. Im vorigen Jahre erſchien ſolch ein Kalender unter der Benennung une victoire par jour. Es hatte ſchon eine groſe Anſtrengung dazu gehört, um gerade ſo viele Siege aufzufinden als Tage im Jahre ſind. Für das nächſte Jahr aber haben es dieſe fleißigen Kalendermacher noch einmal ſo weit gebracht, indem ſie nun zwey Siege für jeden Tag aufgefunden haben. Diejenigen Journale, welche in dem Sinne der Militär-Partey geſchrieben werden, ſind nicht wenig ſtolz auf dieſe Vervollkommnung, und meinen, ſo etwas müſſe den Antinationalen vielen Verdruß verurſachen. Da jene zwey Siege per Tag aber alle nur aus der lezten Zeitperiode herausgeſucht worden ſind, ſo werden ſich die Ultraroyaliſten wohl dadurch rächen, daß ſie auch einen Kalender verfertigen laſſen, worin eben ſo viele Siege aus der vor-revolutionären Zeit angeführt werden; alsdann haben ſie Zahl gegen Zahl aufzuweiſen, und dann wird wohl darüber geſtritten werden, welche die beſten Siege ſind, die älteren oder neueren. Unter den militäriſchen Stücken, welche die Franconiſche Bereiter-Truppe auf die Bühne gebracht hat, gehört auch das Frühſtück des Herzogs von Alba, wozu eine deutſche Anekdote Anlaß gegeben hat. Während der Feldzüge des deſpotiſchen Spaniers in Deutſchland kehrte er in das Schloß einer Gräfinn ein, (ſie wird in dem Stücke Catharina v. Steinberg genannt). Da nun die Spanier allerley Unfug verübten, ſo bot die Gräfinn alle ihre Vaſallen auf, legte nach dem Frühſtücke dem ſtolzen Feldherrn die Berechnung des von ſeinem Heere verübten Schadens vor, mit der Aeußerung, er müſſe alles bezahlen, oder er komme nicht lebendig wieder aus dem Schloſſe, worauf der Herzog dann gezwungen den Beutel gezogen, und dabey geſagt haben ſoll, er habe das Frühſtück vortrefflich gefunden, am unerwarteſten aber ſey ihm der Nachtiſch vorgekommen. Da die beyden Hauptparteyen in Paris keine Gelegenheit unterlaſſen, ſich zu necken, ſo fragte ein ultraroyaliſtiſches Blatt, wie dann der Militär-Partey ſolch ein Zug von Beſtrafung des militäriſchen Unfugs vorkomme, und ob ſie nicht die Kühnheit der deutſchen Gräfinn verdammten. Hierauf erwiederte ein ultra-liberales Blatt, die Gräfinn habe wenigſtens keine Fremden zu ihrer Hülfe herbeygerufen, ſondern ſich mit National-Truppen Recht verſchafft. Außer dieſen militäriſchen Stücken pflegt die Franconiſche Bereiter-Geſellſchaft auch immer noch, wie geſagt, einige grauſende Melodramen und Pantomimen darzuſtellen, worin Menſchen, mit Pferden oder mit ſonſtigen vierfüßigen Thieren an Geſchicklichkeit wetteifern. So wird jezt von derſelben eine engliſche Pantomime aufgeführt, worin ein Hund von der New-foundland-Race eine Hauptrolle ſpielt. Schon hatte in dem Stücke: Die Mörder zu Montargis ein Hund gewaltiges Aufſehen in ganz Europa erregt; aber dieſer Hund war nur ein Anfänger in Vergleich mit New-foundlands-Hund, welcher alles mögliche Unglück verhütet. Dieſer Hund iſt von einem Londner Schauſpieler, welcher auch in dem Stücke ſpielt, nach Paris gebracht worden. Bekanntlich beſizt jene Hunde-Race einen unglaublichen Inſtinkt, und wird mit vielem Erfolge zur Rettung der Ertrinkenden gebraucht, weßhalb auch die hieſige Polizey einige Hunde dieſer Art hat kommen laſſen, um ſie ſtets am Ufer der Seine zur Hülfe der Ertrinkenden bereit zu halten. Auch die italieniſche Oper iſt ſehr thätig, und läſſt nichts ermangeln, um den Forderungen des Publikums zu entſprechen. Die Truppe iſt nun durch die Ankunft oder eigentlich durch die Rückkunft Garcia's aus London, und Porto's aus Neapel vollſtändig; vor allen Mitgliedern dieſer Truppe aber ragt Pellegrini als Sänger und Schauſpieler, und Mad. Fodor als Sängerinn hervor. Da Roſſini's Opern ſo vielen Lärm in Italien machen, ſo hat die Truppe auch dem Pariſer Publikum, welches nur einige wenige derſelben kannte, mehrere derſelben darſtellen wollen, unter andern ſeinen Barbier von Sevilla; aber allgemein wurde hierüber geäußert, ſo komponire ein wahrer Meiſter nicht, und einhellig wurde nach Roſſini's Barbier von Sevilla, dieſelbe Oper von Paiſiello gefordert, welche dann auch aufgeführt wurde. Durch dieſe Vergleichung kam das Verdienſt des leztern nur noch mehr ans Licht, und es ſcheint nun ausgemacht, daß Roſſini in Frankreich nimmer den Ruhm eines groſen Tonkünſtlers erlangen wird, ſo ſehr ihn auch die Italiener immer loben mögen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt, Nro. 53.

Digitized by Google

Nro. 298.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 14. December 1819.

> Die Stunden ſind verloren,
> Die wir der Luſt nicht weihn;
> Zum Glück ſind wir geboren!
> Drum laſſt uns glücklich ſeyn.
>
> Freyherr von Cronegk.

Amors Beſuch.

Hirten ſcherzten, Mädchen ſpielten
In Kytherens Hayn.
Was ſie dachten, was ſie fühlten,
War die Lied' allein.

Amor kam hinzugeflogen,
Eh' ſie ſich's verſahn,
Hing den zarten goldnen Bogen
An die Myrten an;

Sezte bald ſich heiter nieder
In der Frohen Reihn,
Stimmte munter in die Lieder,
Die man ſang, mit ein.

Seine Feuerblicke irrten
Raſch im Kreis umher.
Vieles ſprach er mit den Hirten,
Mit den Mädchen mehr.

Dieſer Blöden, jenem Kühnen —
Allen ſagt' er was.
Dieſem wurden froh die Mienen,
Der die Augen naß.

Nur mit Blicken, doch verſtohlen,
Redte Melon dann;
Nur mit Lächeln, doch verhohlen
Iris dann und wann.

Theons Auge ſprach Verlangen
Nach der Liebe Glück.
Röth' umfloß Erinna's Wangen,
Traf ſie Amors Blick.

Amor ſah dieß Antlitz glühen,
Das Kytherens glich;
Und zwey Roſen ſah' er blühen:
Dieſe holt' er ſich.

Gleich der Jungfrau war die Eine
Roth und jugendlich;
Doch die Andre trug die reine
Unſchuldsfarb' an ſich.

Scherzen wollt' er mit dem loſen
Mädchen unverhofft;
Und da wechſelt er die Roſen
In den Händchen oft.

Weiß Erinna, ſprach der Knabe
Nun, in welcher Hand
Ich die rothe Roſe habe,
Die ich eben fand?

Wird Erinna dieſes wiſſen:
Wohl! ſo iſt es gut.
Weiß ſie's nicht: ſoll der ſie küſſen,
Dem ſie ſpröde thut.

In der Linken — rief die Loſe,
Schalkheit im Geſicht —
Haſt du deine rothe Roſe!
Doch — ſo war es nicht.

Amor jubelte. Sie fehlte!
Theon küſſte ſie.
Ach! er, den die Spröde quälte,
Küſſte ſie noch nie. —

Doch das loſe Mädchen lauſchte,
Als vorhin im Scherz
Amor ſeine Roſen tauſchte.
Fehl rieth — nur ihr Herz.

— ſch —

Aus Briefen aus Hamburg, an eine Dame.

(Fortſetzung.)

Endlich dann nahmen uns die Ringmauern Hamburgs auf, und ſomit befanden wir uns auch in deſſen eigenem dicken Dunſtkreiſe, deſſen Entſtehung, die Größe und Lage der Stadt an dem bedeutenden Strome, ſo wie die Nähe der Oſt- und Nordſee, bewirkt haben mag; auch verbreiten die Steinkohlen, deren man ſich hier zur Feuerung bedient, einen ziemlich ſtarken Geruch, ſogar in den Straßen, der mir indeß eben nicht unangenehm iſt. Das Menſchengewühl wurde immer größer, je tiefer wir in die Stadt hineinfuhren, und ſtellte ſich auf dem Jungfernſtiege in der regſten Lebendigkeit dar, an deſſen Ende wir im Gaſthof zum Römiſchen Kaiſer abſtiegen. Es war, wie geſagt, gegen Abend, als wir in dem alten ehrwürdigen Hamburg anlangten, und nach dem Mittageſſen, das wir daher erſt eine Stunde ſpäter als hier Sitte iſt, nämlich um fünf Uhr, zu uns nehmen konnten, blieb uns nichts übrig als das Schauſpiel zu beſuchen, das in Hamburg um halb ſieben Uhr ſeinen Anfang nimmt. Die Macht der Verhältniſſe vom Hrn. Robert wurden gegeben. Die Vorzüge dieſes Trauerſpiels, welches von den ekeln neuern Kunſtrichtern vielleicht nur darum gering geſchätzt werden dürfte, weil es nach ihrer Kunſttheorie der verwerflichen Gattung, der des bürgerlichen Trauerſpiels nämlich, angehört, von mir aber keineswegs darum verdammt wird, weil ich mich unabänderlich zu dem Glauben des alten Voltaire's bekenne: daß jede Gattung gut iſt, außer der langweiligen; zu der dieſes Erzeugniß wahrlich nicht gehört, — die Vorzüge dieſes Trauerſpiels, wollte ich ſagen, traten mir von der Bühne herab, hier zum Erſtenmale entgegen. Vor mehrern Jahren ſchon, in einer Stadt unſers ſüdlichen Deutſchlands, machte ich übrigens bereits die Bekanntſchaft dieſer Tragödie, und zwar auf eine ſehr angenehme Weiſe, indem der geiſtreiche Verfaſſer ſeine Arbeit einem Kreiſe empfänglicher Hörer vorzuleſen die Güte hatte, in dem auch ich mich befand. So ſehr übrigens ſchon bey'm Vorleſen, durch die ſchöne Sprache, treffliche Charakteriſtik, und durch manche wahrhaft intereſſante Situation, mein Urtheil ſich zu Gunſten des Stückes entſchieden hatte, ſo ganz überzeugte ich mich vollends hier vor dieſer Bühne von dem entſchiedenen theatraliſchen Werthe deſſelben; daß ich dieß nur in einer guten Darſtellung vermochte, ſehen Sie ein, und ich freue mich, Ihnen ſagen zu können, daß die hieſige nicht blos eine gute war, ſondern eine in jeder Hinſicht vollendete. — Auf einer hohen Stufe von Trefflichkeit, iſt man allerdings berechtigt, die Bühne zu ſuchen, die ein Schröder gegründet hat, aber man darf kaum hoffen, ſie da zu finden in einer Zeit, wo die dramatiſche Kunſt ſo ſehr in Verfall gerathen; beſonders, ſetze ich mit Bedauern hinzu, auf den meiſten Bühnen des ſüdlichen Deutſchlands. — Ich möchte Ihnen noch Manches über die Trefflichkeit der einzelnen hieſigen Künſtler ſagen, aber da fällt mir ſchon wieder bey, daß ich Ihnen keine dramaturgiſchen Briefe ſchreiben wollte, ob ich gleich in denen, die ich Ihnen zu ſchreiben gedenke, bey meiner Vorliebe für die dramatiſche Kunſt, und bey dem Intereſſe, das auch Sie für dieſelbe haben, die Berührung theatraliſcher Gegenſtände keineswegs auszuſchließen geſonnen bin. Daher ſage ich Ihnen nur noch in Beziehung auf dieſes Stück, daß die Perſönlichkeit des Herrn Jacobi, welcher die Haupt-Rolle in demſelben, dem Schriftſteller Weiß, gab, in den erſten Auftritten einen faſt widerlichen Eindruck bey mir hervorbrachte, den jedoch ſein treffliches Spiel bald verlöſchte. Ja ich überzeugte mich im Verfolge des Stückes ſogar, daß eben dieſe etwas unangenehme Perſönlichkeit für den ſchroffen Charakter am paſſendſten ſey. Nur fürchte ich, der verdienſtvolle Künſtler wird mich, gerade dieſer Subjektivität halber, in keiner Rolle zu befriedigen vermögen, wie in dieſer; und aus allen ſeinen folgenden Darſtellungen dürfte mir leicht der Schriftſteller Weiß entgegen treten, von dem ich mich zu gleicher Zeit angezogen, und abgeſtoßen fühlte. — Nach dem Schauſpiel' machte ich noch einige Gänge in der Allee des Jungfernſtiegs, in der nun das Menſchengewirre groß war; aber dahin würde ich Sie nicht bitten, mich zu begleiten, wenn Sie auch bey uns wären, denn eine anſtändige Dame pflegt um dieſe Zeit dort eben nicht ſpazieren zu gehen, ob ſie es gleich am Arme eines Mannes ohne alle Bedenklichkeit wagen könnte; lieber will ich Sie erſuchen, (indem meine Einbildungskraft Sie in unſere Nähe zaubern ſoll) mir bey Tage Ihren Arm zu geben, wo ich Sie alsdann auf dieſe angenehme Promenade führen will, und auch weiter, wenn Sie anders in meiner Geſellſchaft keine Langeweile empfinden.

In dem ſchön erleuchteten und geſchmackvoll dekorirten Alſterpavillon, an dieſem Spaziergange gelegen, nahm ich noch einige Erfriſchungen, und eilte alsdann von des Tages Laſt und Hitze niedergedrückt, unſerm Gaſthofe zu. In dieſem Pavillon, ſo elegant er auch iſt, ſieht man übrigens blos Männer, und zwar, was die Erſcheinung der Frauen ſchon von ſelbſt ausſchließt, meiſtens nur rauchende Männer. In Wien zum Beyſpiel ſind die Damen in dieſer Hinſicht wahrlich weit beſſer daran, denn ſie können nach dem Schauſpiel ohne alles Bedenken in eine der Eisbuden auf dem Graben treten, die zwar bey weitem nicht ſo elegant ſind, wie dieſer Pavillon, in welchen aber nicht geraucht wird. Ueberhaupt ſcheint es mir, daß die Zigarre, denn Tabackspfeifen ſieht man wenige, hier in Hamburg eine nicht unbedeutende Rolle ſpiele, da ich ſogar bey'm Ausgang aus dem Schauſpielhauſe mehrere Männer bemerkte, welche in den Gängen des Theatergebäudes ihre Zigarren anſteckten, und den Damen ganz ungeſcheut den Qualm in's Geſicht blieſen. Fürwahr eine ſehr üble Gewohnheit,

Digitized by Google

welcher die hamburgiſchen Herren aus Achtung für das ſchöne Geſchlecht, in den Hallen des Muſentempels wenigſtens, entſagen ſollten.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß ein wilder Geiſt zuweilen auch in den kultivirteſten Zeiten Menſchen hinreißt, ihren unſeligen Grimm gegen die Todten auszulaſſen. Das ſchreckliche Dekret des Nationalkonvents im Jahre 1793, die Gräber und Monumente der Könige zu St. Denis und in allen andern Gegenden Frankreichs zu zerſtören, gibt uns ein Beyſpiel davon. Der Frevler blieb aber nicht dabey ſtehen, ſondern die Gräber von vielen berühmten Perſonen, die zu St. Denis ruhten, wurden ebenfalls geöffnet, um wie es damals die Redensart war, die bleyernen Särge zu Nutzen der Republick umzuſchmelzen.

Die nähern Umſtände dieſer barbariſchen Ausgrabungen ſind merkwürdig, und erhöhen, wenn es möglich iſt, unſern Abſchen gegen ein ſo ſcheußliches Beginnen. Das erſte Gewölbe, welches man öffnete, war das des Türenne. Der Körper war trocken wie eine Mumie und von ſchwärzlicher Farbe, die Geſichtszüge entſprachen dem Porträt dieſes ausgezeichneten Generals vollkommen. Da Türenne nicht als Gegenſtand des Volkshaſſes angeſehen wurde, entſtand einiger Enthuſiaſmus bey dem Anblick ſeiner lezten Reſte, man haſchte nach Reliquien von ihm, und Camille Desmoulins bemächtigte ſich ſeines kleinen Fingers. Der Körper ward der Perſon übergeben, die die Stelle eines Todtengräbers verſah, und dieſer bewahrte ihn einige Monate in einer Küſte, um ihn für Geld ſehen zu laſſen, bis es auf Verwendung von Hrn. Desfontaines erlaubt wurde, ihn nach dem Jardin des Plantes zu ſchaffen. Im Jahr 1799 wurde er wieder auf Befehl des Direktoriums zweymal transportirt, zuerſt nach dem Muſeum der Monumente, und dann nach der Kirche der Invaliden, welche damals der Marstempel hieß.

Demnächſt kam das Grab Heinrichs IV. an die Reihe. Seine Züge hatten ſich ebenfalls vollkommen erhalten. Man öffnete den Kopf und fand die Höhlung mit einem, ſo ſcharf in aromatiſche Extrakte getränkten Werg ausgefüllt, daß der Geruch kaum zu ertragen war. Ein Soldat ſchnitt mit einem Säbel eine Locke vom Bart ab, heftete ſie auf ſeine Oberlippe, und rief, wie der franzöſiſche Schriftſteller ſich ausdrückt: en termes energiques et vraiment militaires: Et moi aussi je suis soldat François! désormais je n'aurois pas d'autre moustache! Maintenant je suis sur, de vaincre les ennemis de la France, et je marche à la victoire! Troz dieſer Fanfaronade wurde der Körper aufrecht auf einen Stein geſtellt zur Schau für den Haufen, damit dieſer ſeinen teufliſchen Spaß damit treiben möchte, und ein Weib, das dem todten Heinrich das Verbrechen vorhielt, König geweſen zu ſeyn, warf den Leichnam nieder und trat ihm ins Geſicht; er blieb darauf noch eine Zeitlang die Zielſcheibe dieſer Yahoos, bis man ihn zulezt in die große Gemeingruft zu den Uebrigen warf.

Ludwig XIV. war vollkommen erhalten, aber ganz ſchwarz. Der Körper Ludwigs XV. war friſch, aber roth, und ſchwamm in der Flüſſigkeit, welche ſich durch die Auflöſung des Salzes, mit dem er belegt worden, gebildet hatte. In dem Sarge der Johanna von Bourbon, Gemahlinn Karls V., lag eine goldene Spindel ſammt Bruchſtücken von einer Krone, Armſpangen und geſtickten Schuhen. Der Körper Ludwigs VIII. war der einzige, den man in Leder genäht fand; das Leder war ſtark und dick, und hatte ſeine volle Spannkraft, der Körper und das Todtenhemd waren beynahe ganz aufgezehrt, doch waren von der goldenen Stickerey noch einige Streifen vorhanden. Dagobert und ſeine Königinn Nanthilde lagen in einem Sarge, von einander abgeſondert. Es währte lange, bis die Arbeiter das Gewölbe von Franz I. und ſeiner Gemahlinn ausfindig machten. Es enthielt ſechs bleyerne Särge, auf eiſernen Stangen ruhend; in allen waren die lezten Reſte in einem Zuſtand fließender Verweſung, welche Subſtanz durch das Bley bey der Fortſchaffung drang, und der Geruch war faſt nicht zu ertragen. Die Leichen mehrerer der ſpätern Bourbons waren ebenfalls im Zuſtande der Auflöſung, und als die Särge geöffnet wurden, ſoll ein dicker ſchwarzer Dunſt herausgeſtiegen ſeyn, welcher, wiewol Eſſig und Schießpulver verbrannt wurden, um böſe Folgen zu verhüten, den bey der Arbeit beſchäftigten Unglücklichen Fieber und Durchfälle brachte. In der Fronte des nördlichen Eingangs der Kirche waren zwey große Gruben aufgegraben und mit ungelöſchtem Kalk angefüllt, in dieſe Gruben warf man die Leichen ohne Unterſchied hinein ſammt den Eingeweiden, die abgeſondert in bleyernen Kiſten beygeſezt waren. Dieß Bley, ſo wie die bleyernen Särge wurden dann nach einem Schmelzofen gebracht, der auf dem Kirchhof aufgerichtet war, und Kugeln gegoſſen, beſtimmt, die Feinde der Republik zu treffen, und es kam mehr als einmal im National-Convent in Vorſchlag, die ganze Kirche zu zerſtören!

Abſcheu gegen den ruchloſen Geiſt dieſer Tempelräuber iſt nicht das einzige Gefühl, das ſich regt, wenn man von ſolchen Gräueln lieſt. Man fühlt ſich auch zu einer ernſten Betrachtung über die Thorheit des vorwitzigen Hochmuths veranlaßt, der gegen Verweſung kämpft und dem Grabe ſeinen Sieg ſtreitig macht. „Die da liegen, ſagt Osborn, unter der Decke des Grabhügels, verwandeln ſich in ſchöne Kräuter und Blumen — die vielleicht bald an ſolchen Buſen ruhen, welche zurückſchaudern würden vor dem häßlichen Gewürm, das in dem prächtigen Grabmale Heinrichs VII.

umherkriecht.“ In der lutheriſchen Thomaskirche zu Straßburg werden die Körper eines Grafen von Naſſau und ſeiner Tochter gezeigt, welche in vollem Staate, jeder in einem Glaskaſten, wie ausgeſtopfte Vögel in Muſeen, liegen. Des Mädchens Geſicht iſt faſt ganz verzehrt von den Würmern, die Bücher und Leder nicht verſchonen; die Geſichtszüge des Mannes waren vor zwey Jahren noch deutlich zu erkennen; aber die Würmer hatten auch bey ihm ſchon angefangen, und es lag Staub darauf wie von wurmſtichigem Holze. Sonderbare Beyſpiele derſelben traurigen Eitelkeit ſieht man in einigen von den kleinen katholiſchen Kantonen der Schweiz, wo der Schädel bisweilen auf einer Unterlage mit dem Wappenſchilde der Familie aufgeſtellt iſt, und zuweilen ſteht der Name ſeines Eigenthümers mit goldenen Buchſtaben auf die Stirn gegraben!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, den 23. November.

(Beſchluß.)

Das Meiſterſtück der italieniſchen Oper wird in Paris immerfort Cimaroſa's Matrimonio secreto bleiben, welches auch ſtets mit erneuertem Vergnügen angehört wird, beſonders wenn die Rollen gut beſezt ſind. Dieſes Stück, äußert ein Pariſer Theater=Kritiker, ſey unter den Opern, was der Apollo di Belvedere unter den Statuen und die Verklärung unter den Gemählden ſeyn. Unter den häufigen Theaterkritiken, welche in den hieſigen Blättern über die italieniſchen Opern erſcheinen, kommen zuweilen ſehr ſcharfſinnige Bemerkungen vor. So z. B. bemerkte neulich ein Kritiker, in Cimaroſa's Stücken müſſe die Hauptfrauen=Rolle von einer Schwarzen oder Brünette, in Mozarts Stücken aber von einer Blonden geſpielt werden, da erſterer in deren Geſängen Lebhaftigkeit und Ungeſtümm, lezterer aber Sanftmuth und Duldſamkeit zur Haupteigenſchaft gemacht habe. Bey der Aufführung von Figaros Hochzeit, die einzige Mozartſche Oper, die ſich hier beſtändig auf der Bühne erhält, bemerkte ein anderer Kritiker, Beaumarchais habe in ſeinem Originalſtücke die Liebe nur als eine Tändeley dargeſtellt, aber Mozarts Genie ſey zum Tändeln zu ernſthaft und tiefſinnig geweſen, und unter ſeiner Meiſterhand ſeyen aus jenen Tändeleyen leidenſchaftliche Gefühle geworden. — Die gerichtlichen Vorgänge, die in Paris auch einigermaßen zu den Schauſpielen gehören, wenn ſie nicht allzuſehr ins Ernſthafte fallen, haben in dieſem Monate wenig Merkwürdiges dargeboten. Der prozeßſüchtige Craufurd iſt wieder vor Gericht erſchienen, aber es iſt in ſeiner Angelegenheit zu keiner Entſcheidung gekommen. Auch hat dieſelbe ihre komiſche Seite verloren, da der Oheim, um deſſen Vermögen er ſtritt, eben geſtorben iſt, und alſo das Vermögen wohl unter die Erben wird getheilt werden. Ein Prozeß zwiſchen einer hübſchen Schauſpielerinn des Vaudeville=Theaters, Mad. Perrin, und ihrem Manne, hat die Pariſer nur auf zwey oder drey Tage beluſtiget. Der Mann wollte Herr im Hauſe ſeyn, und als ſolcher nicht allein ſein eigenes Schauſpieler=Gehalt, ſondern auch dasjenige ſeiner Frau in Empfang nehmen. Dagegen widerſezte ſich das ſtarrköpfige Weibchen und behauptete, was ſie gewänne, müſſe auch ihr angehören, und als der Erwerb eines Privathandels betrachtet werden, welcher nach dem franzöſiſchen Geſezbuche von Frauen ohne Zuziehung des Mannes kann geführt werden. Das Gericht hat ihr Recht gegeben, und die neckenden Journaliſten haben noch obendrein über den Ehemann geſpottet, welcher ſich erkühnt hat, ſich in den Privathandel ſeiner Frau zu miſchen. Von nun an kann die reizende Schauſpielerinn ihren Privathandel ungeſtört fortreiben; auch hat ſie ſich ſchon von ihrem Manne getrennt, und die loſen Journaliſten fragen, ob er nun nicht auch etwa ſeine Frau zwingen wolle, ihren Handel in ſeinem Hauſe fortzuſetzen. Dieſer halbkomiſche Prozeß erinnert auch an einen ernſthafteren Eheſtands=Prozeß, wovon uns längſt die Zeitungen voll waren, nämlich an denjenigen des berüchtigten Generals Sarrazin. Daß er ſchon vor vier Monaten zur Kettenſtrafe und zum Pranger verurtheilt worden, iſt bekannt, wie auch, daß ſeine zweyte Frau, die Engländerinn Hutchinſon, um Gnade für ihn angefleht hat, worüber ein hieſiges Blatt bemerkte, ſie hätte beſſer gethan, wenn ſie ihren Mann nicht angeklagt hätte, anſtatt ſeine Verurtheilung zu bewirken, und dann um Gnade zu flehen. Ob nun dieſe ihre Bitte, oder andere Umſtände es bewirkt haben, daß Sarrazin nicht an den Pranger geſtellt worden iſt, weiß ich nicht, auch iſt er nicht auf die Galeeren geſchickt worden, ſondern ſizt hier noch in dem Conciergerie=Gefängniſſe, und hat aus demſelben kürzlich ein Memoire an den König in den Druck gegeben, worin er ſich ſehr kühn äußert. Er klagt darin ſeine Richter an, daß ſie ihn ungerechterweiſe verurtheilt hätten, und ſpricht ſich von allen ihm gemachten Vorwürfen frey; er habe nicht drey Frauen, ſondern nur eine einzige geheirathet; mit der Demoiſ. Schwarz ſey er nie verehelicht geweſen, Miß Hutchinſon habe er nur als Kebsweib bey ſich gehabt; ſeine wahre Frau ſey Mlle. Delard, jezt Mad. Sarrazin. Als er 1814 England verlaſſen habe, weil er ſeinem Vaterlande, und nicht den Engländern habe dienen wollen, habe ihm Hr. Hamilton, Unterſekretär des Büreaus der auswärtigen Angelegenheiten in London, vorhergeſagt, es werde ihm eben ſo elend gehen, als allen denjenigen, welche England verlaſſen hatten, nachdem ſie der engliſchen Regierung nüzlich geweſen wären. Er ſezt hinzu, man habe ihn fälſchlich angeklagt, er habe die Kriegspläne der franzöſiſchen Armee an die Engländer verkauft; er ſey blos nach England übergegangen, weil er keinem Deſpoten habe dienen wollen; er habe nur von ſeinen Talenten den Gebrauch gemacht, den er für tauglich gehalten habe, zur Wiederherſtellung des Friedens beyzutragen. Von ſeiner Frau und ihrem Kinde ſpricht er in den zärtlichſten Ausdrücken. Die Miß Hutchinſon aber nennt er eine Elende, eine Betrügerinn, und er gibt ſich alle Mühe, ihrem Betragen eine ſolche Wendung zu geben, als ob ſie nur ein Werkzeug der engliſchen Regierung ſey, die ihn deshalb verfolge, weil er aus ihrem heimlichen Dienſt getreten ſey. Man muß erſtaunen über die Dreiſtigkeit, womit er alles dieſes vorträgt, gerade als ob er der unſchuldigſte Mann auf dem Erdboden ſey; ja er gibt ſogar zu verſtehen, daß, wenn er nicht den Friedensſchluß vom 20. November 1815 in einer ſeiner Schriften getadelt hätte, er keiner ſo heftigen Verfolgung würde ausgeſezt ſeyn!

Dg.

Straßburg, den 4. Dec.

Der Munizipalrath, von dem der Vorſchlag, unſerm berühmten Mitbürger General Kleber ein Monument zu errichten, urſprünglich ausging, und der ſelbſt Namens der Stadt, aus der Munizipalkaſſe für eine beträchtliche Summe unterzeichnete, iſt auf ſeinem erſten Schluß beharret, das Monument Hrn. Ohmacht anzuvertrauen, deſſen Talent in der ſo ſeltenen und ſchweren Bildhauerkunſt nach dem Urtheil aller Kenner, unter den lebenden Künſtlern, im erſten Rang ſtehet. So iſt der gerügte Mißgriff, zu dem, durch ſchwache Mehrheit, der kleine Ausſchuß der zahlreichen Subſcribenten verleitet worden war, berichtiget. Eine ſeitherige Miniſterial=Entſcheidung beſtimmt, daß das Monument nicht auf einen öffentlichen Plaz, ſondern in das Münſter kommen ſoll, eine Entſcheidung, die wenigſtens für die Erhaltung des Monuments vortheilhaft iſt.

Digitized by Google

Nro. 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. December 1819.

...... Denn bald iſt verhaßt
Der Günſtling, der ſo viel vermocht, und rettet ſich
Nur durch Verläumdung, die die eigne Schuld bedeckt.

Euripides.

Des Grafen Eſſex Empörung und Tod.

(Bruchſtück aus Miß Lucy Aikins Denkwürdigkeiten von der Königinn Eliſabeth Hofe.)

Seit Graf Eſſex in Ungnade war, wurden die Thore ſeines Palaſtes verſchloſſen gehalten. Plötzlich veränderte er aber ſein Betragen; Sir Gilli Merrick, ſein Haushofmeiſter, fing an, für alle Ebenteurer und Mißvergnügte jeder Partey offne Tafel zu halten, ausgelaſſene Puritaner zogen duech ihre Predigten in der Kapelle des Schloſſes eine Menge Volks herbey; Lady Rich, des Geaſen Schweſter, die wegen ihrer Verbindung mit Lord Montjoy, und weil ſie ſich in Eſſex Angelegenheit gemiſcht hatte, in Ungunſt gefallen war, beſuchte ihn alle Tage, und er ſchien lauter gewaltſamen Rathſchlägen Gehöe zu geben. Perſonen, die ihn damals beſuchten, ſchildern ſein Betragen, wegen ſeiner Aeußerungen gegen die Königinn, als duechaus unanſtändig; allein ſie zweifelten nicht, daß dieſe ihn zu bändigen wiſſen werde.

Eſſex war ſeiner Abkunft von Thomas Woodſtock wegen einigermaßen mit Eliſabeth verwandt, (welche, wie unſee Leſer ſich erinnern, als Tochter der Anna von Bullein mit vielen engliſchen Familien verwandt ſeyn konnte). Dieß hatte die Königinn nie eiferſüchtig gemacht, allein die abgeſchmackten Aufſchneidereyen von ſeinen Anhängern und die Einflüſterungen ſeiner Feinde beunruhigten den König von Schottland. Montjoy hatte vorſichtiger Weiſe Leigh an Jakob VI. abgeſchickt, um ihn zu verſichcen, daß Eſſex keinen ihm nachtheiligen Plan hege, und ſich jedem Anſpruch, der eine Beſteigung des engliſchen Throns hindern könnte, entgegen ſetzen würde. Leigh gab zu verſtehen, daß es gut ſeyn würde, wenn der König ſeine Berechtigungen noch bey Lebzeiten der Königinn bekannt mache.

Von dieſer Zeit begann ein Verkehr zwiſchen dem König Jakob und den Anhängern des Eſſex. Wie Montjoy als Deputirtee nach Schottland geſchickt wuede, ging er ſo weit, daß er dem König anbot, einen Theil ſeiner Armee nach England zu füheen, um mit der, welche Eſſex anführte, in Uebereinſtimmung zu handeln. Jakob zögerte. Eſſex, deſſen Ungeduld und Erbitteung immer zunahm, drang aber in Montjoy, ſeine Truppen, ohne des Königs Mitwirkung abzuwaeten, nach England zu füheen. Montjoy antwortete, daß ee es füe geſetzmäßiger und zuträglichee halte, die Mitwirkung deſſen, der Antheil an Feſtſetzung der Theonfolge habe, abzuwaeten, daß, obſchon er geglaubt habe, es ſey nützlich für England, dieſe Thronfolge zu beſtimmen und Lord Eſſex aus der Lebensgefahr zu befreyen, er ſich nun, da dieſe Gefahr aufgehört habe, mit keiner Maßregel, die nur deſſen eignen Ehrgeiz zu befeiedigen abzwecke, befaſſen wolle.

Darauf verſuchte Eſſex bey Jakob ſelbſt zu intriguiren und ihm glauben zu machen, dee ſpaniſche Hof habe Eliſabelhs ganzes Miniſterium beſtochen, um die vorgeblichen Rechte der Infantinn zu unterſtützen. Er machte ihm bemerken, daß Cecil alle die Häfen, in denen Spanier landen konnten, in Beſitz hielt. Deßhalb drang er in Jakob Eliſabeth durch ſeinen Geſandten ein feyeeliches Veeſprechen,

Digitized by Google

daß ſie ihn für ihren Nachfolger erkläre, abfordern zu laſſen. Jakob ſchien dieſe Rathſchläge anzuhören, und Eſſex, dadurch in ſeinem gefährlichen Gange beſtärkt, ſah der ſchottiſchen Geſandtſchaft jeden Augenblick entgegen. Er bildete ſich aus den ſeiner Sache am mehrſten ergebnen Großen einen geheimen Rath, den er geheimerweiſe in Druryhauſe verſammelte. Er machte eine Liſte von hundert Edelleuten, auf die er zählen zu können glaubte; man verabredete, ſich des Palaſts der Königinn zu bemächtigen, ſich ihrer Perſon zu verſichern, alle Feinde des Eſſex zu entfernen und ein neues Parlament zu berufen. Ein jeder erhielt bey dem gewaltſamen Auftritt, zu dem man ſich anſchickte, ſeine angewieſene Rolle.

Die häufigen Winkelverſammlungen blieben den Miniſtern nicht verborgen; ſie nahmen Maßregeln, deren Gegenſtand zu erforſchen, und man hält Lord Heinrich Howard in Verdacht, Eſſex, an dem er Schmeicheleyen und Schwüre verſchwendete, verrathen zu haben. Die Geheimniſſe des Grafen wurden dem Miniſterium von einem ſeiner Leute, der mit ihm aufgezogen war und dem er ſich ganz vertraut hatte, verkauft.

Den 7. Februar 1601, da der Geheimerath von Allem unterrichtet war, ſchickte er durch den Sekretär Herbert dem Grafen den Befehl, vor ihm zu erſcheinen. Der Graf glaubte, zu weit gegangen zu ſeyn, um rückkehren zu können; ſtatt ſich dem Befehle zu fügen, verſammelte er ſeine Freunde, ſagte ihnen, ihre Verhaftung würde unverzüglich ſtatt finden, und es wär nun an ihnen zu entſcheiden, ob ſie ſich dem königlichen Anſehen unterwerfen oder die Ausführung ihres Plans zu beſchleunigen verſuchen wollten? Sie ſtritten noch um dieſe Wahl, als ſich ein Menſch einfand, der ſich von dem Volk von London abgeordnet ausgab, um die Sache des Grafen zu unterſtützen. Dieſer zeigte ſich voll Zutrauen in den Beyſtand der Nation, und beſtimmte den Ausbruch der Verſchwörung für den folgenden Tag, indeß die Verſchwornen den Reſt dieſes Tags, ſo wie die darauf folgende Nacht, dazu anwendeten, die Anhänger des Grafen durch die Verſicherung, daß ſein Leben bedroht ſey, in Bewegung zu ſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Der alte mahomedaniſche Reiſende, deſſen Nachrichten von Indien und China Renaudot herausgegeben hat, beſchreibt ein merkwürdiges Gemiſch von Demüthigung und Ehrfurcht in dem königlichen Leichenbegängniſſe zu Sarendib. Als der König ſtarb, wurde ſein Körper in einer ſolchen Stellung auf den Wagen gelegt, daß der Kopf auf den Boden herabhing und das Haar umherflog; ein Weib folgte, und kehrte mit einem Beſen Staub auf das Haupt der Leiche. Zugleich ſchrie ein Ausrufer mit lauter Stimme: „O Menſchen, ſeht euren König! er war geſtern euer Herr, aber das Reich, das er beſaß, iſt dahin. Der Geber des Todes hat ſeine Seele zu ſich genommen, und er iſt in den Zuſtand herabgeſunken, in dem ihr ihn jezt erblickt. Hängt nicht an den ungewiſſen Dingen des Lebens!“ Nachdem dieſes Schauſpiel drey Tage lang fortgeſezt worden war, wurde der Körper mit Sandelholz, Kampfer und Safran einbalſamirt, alsdann verbrannt, und die Aſche in die Winde zerſtreut. Die Abazas, ein Circaſſiſcher Stamm, haben nach Ewlia Effendi eine ſonderbare Art, ihre Beys mit natürlichen Mitteln einzubalſamiren. Sie legen den Körper in einen hölzernen Sarg, befeſtigen ihn auf den Aeſten eines hohen Baums, und laſſen oben ein Luftloch, damit der Bey gen Himmel ſehen könne. Bienen, die, wie ſie glauben, einen todten Bey für einen todten Löwen halten, kommen in den Sarg, nehmen Beſitz von demſelben, wie von einem hohlen Baume, und balſamiren den Körper ein, indem ſie ihn mit Honig und Wachs bedecken. Rückt die Jahrszeit heran, ſo öffnet das Volk den Sarg, nimmt den Honig heraus, und verkauft ihn; daher, ſagt Ewlia, iſt bey dem Honig der Abazas Vorſicht zu empfehlen. Es iſt zu bedauern, daß die Reiſen dieſes ächten Türken nicht herausgegeben werden, da ſie ſo voll außerordentlicher Geſchichten, charakteriſtiſcher Züge und Belehrungen aller Art über den Zuſtand des türkiſchen Reichs zu ſeiner Zeit ſind.

Hobhouſe rühmt die Sorgfalt, mit der die Türken die Gräber ihrer Könige erhalten. Nach ſeiner Beſchreibung ſind die königlichen Mauſoleen oben offen und ſo gebaut, daß der Regen auf die Blumen und Kräuter, die um das Grab gepflanzt ſind, fallen kann, aber Vögel werden durch ein Gitter von goldenem oder eiſernem Vierdrath abgehalten. Hat dieſe Sitte vielleicht in einem Vorfall ihren Urſprung, den Sir George Wheler erzählt? „Wir bemerkten, ſagt er, in der ſchönſten und breiteſten Straße von Konſtantinopel ein Monument, deſſen Kuppel nur mit einem Drathgitter bedeckt war, und erfuhren, daß es das des Mahomet Cagriuli, Vaters des jetzigen Veziers, war, der das Reich verwaltete, als es während der Minderjährigkeit des jetzigen Kaiſers durch das Mißvergnügen und die Kabalen des oberſten Agas und die Empörung der Janitſcharen ſeinem Untergange nahe gebracht war. Nach ſeinem Tode wurde er verbrannt, und ihm dieſes prächtige Monument von weiſſem Marmor mit Bley bedeckt, über ſeinen lezten Reſten aufgerichtet. Da hatten einſt der Sultan und der Großvezier in derſelben Nacht den Traum, daß Cagriuli zu ihnen kam, und ſie beweglich um ein bischen Waſſer zu ſeiner Erfriſchung bat, da er in einer brennenden Hitze liege-

Beyde erzählten ſich am folgenden Morgen die gehabte Erſcheinung, und hielten gerathen, den Mufti um Rath zu fragen, was dabey zu thun ſey; dieſer rieth ihnen, man ſolle das Dach ſeines Geabmals abdecken, daß der Regen auf ſeinen Korper herabfallen und die ſeine Seele verzehrende Flamme löſchen könne. Und das Volk, das unter ſeinem Drucke ſeufzte, meint, er habe dieß Mittel ſehr nöthig gehabt, da er in der andern Welt für die in dieſer verübten Tyranneyen und Grauſamkeiten gepeinigt werde.“ Der marokkaniſche Tyrann Muley Iſhmael verlangte, ſein Sarg ſolle mittelſt einer Kette an die Decke ſeines Mauſoleums aufgehängt werden, *) vielleicht weil er ihn der Erde nicht anvertrauen wollte. Die Mahomedaner zeigen im Ganzen in ihren Mauſoleen und Begräbnißplätzen überhaupt mehr Geſchmack, als die Chriſten, und beſtatten nie in iheen Tempeln noch innerhalb der Stadtmauern.

Ein Einwohner von Löwen ließ ſich dieſe Grabſchrift ſetzen:

> Philippus Verheyen, Medicinæ Doctor et Professor, partem sui materialem hoc in cœmeterio condi voluit, ne templum dehonestaret aut nocivis halitibus inficeret. Requiescat in pace.

Die übliche Sitte, die er hier verwarf, ſtammte aus abergläubiſchen Vorurtheilen des während einiger Jahrhunderte ſo entſtellten Chriſtenthums her. In der heidniſchen Zeit war ſie verboten, Theodoſius erneuerte nach dem Triumph und der Einführung des Chriſtenthums das Verbot aus den alten vernünftigen Grund, daß Gräber in der Stadt der Geſundheit der Lebenden nachtheilig, und Monumente an der Landſtraße hingegen den Reiſenden nützliche Gedächtnißſteine wären. Das Geſetz wurde gegeben, als Beydes, Verbrennung und Beerdigung, in Gebrauch war: Omnia quæ supra terram urnis clausa, vel sarcofagis corpora detinentur, extra urbem delata ponantur; ut et humanitatis instar exhibeant et relinquant incolarum domicilio sanctitatem. Wer dem Geſetze nicht gehorchte, verwirkte den dritten Theil ſeines Vermögens, und ein Unternehmer, der ein unerlaubtes Begräbniß beſorgt hatte, ward zu einer Buße von 40 Pfunden Goldes verurtheilt. Der heutige Gebrauch ſchlich ſich zuerſt ein durch die Ehrfurcht, die man den Ueberreſten der Märtyrer zollte, und welche urſprünglich ein edles Gefühl war. Kirchen wurden zuerſt errichtet über der Aſche oder den Körpern von Heiligen und Märtyrern, oder die Ueberreſte wurden nach der Kirche hingeſchafft, weil man dieſe heiligen Stätten vor der Macht böſer Geiſter geſichert glaubte. Kaiſer und Könige wirkten für ſich dieſe Vergünſtigung zuerſt aus, aber ſie begnügten ſich ſchon mit einem Platze in der Vorhalle. Im ſechsten Jahrhundert wurden auch dem Volke Plätze auf dem Kirchhofe und ſelbſt unter den Mauern der Kirche erlaubt. Zu Zeiten Karls des Großen waeen ſie ſchon bis in die Kirchen gekommen und eine Synode wurde während ſeiner Regierung gehalten, dem Mißbrauch zu ſteuern. Das Geſetz, das ſie beſchloß, beweiſt, wie weit die Sitte ſchon um ſich gegriffen hatte: die Körper, welche bereits in den Kiechen begraben lägen, ſollten nicht hinausgeſchafft, aber das Pflaſter ſo über das Grab gebaut werden, daß von dieſem keine Spur zu ſehen bliebe; und wäre dieß wegen der Menge der ſchon beygeſezten Leichen nicht ohne große Schwierigkeit thunlich, ſo ſollte die Kirche ſelbſt aufgehoben und in ein polyandrium oder einen Gottesacker umgeſchaffen, und die Altäee nach einer andern Stelle hin verlegt werden. Doch ſcheint der Klerus für ſich das Vorrecht behalten zu haben, in den Kirchen zu liegen; denn in jenem Synodalbeſchluſſe wird nur das Kirchen-Begräbniß der Laien verboten. Im Jahre 900 hob der Kaiſer alle frühere Geſetze darüber wieder auf, Beerdigung in den Städten wurde ausdrücklich wieder erlaubt, und Gräber in den Kirchen allen verſtattet, die dafür bezahlen konnten, wiewol die Heiligen Einſpruch dagegen einlegten. So wurde ein Sohn des Grafen Harold in der Kirche beygeſezt, wo der heilige Dunſtan ruhte, und der Knabe war erſt kurz vor ſeinem Tode zum Katechumenen aufgenommen worden. Der Heilige erſchien zweymal, und beſchwerte ſich, daß er wegen des Geſtanks des jungen Heiden in ſeinem Grabe nicht ausdauern könne. Andere Heilige verhielten ſich dagegen bey dieſem Bruch ihrer Privilegien ruhig.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Nach Aelian und Apollonius Rhodius nähten die Kolchier alle ihre Todten in rohe Ochſenhäute und hingen ſie an Ketten auf.

D. W.

Gewiſſenhaftigkeit.

Bekanntlich haben die Radikal-Reformer in England in ihren verſchiedenen Verſammlungen einander angelobt, ſich aller accisbaren Gegenſtände, als Thee, Zucker, Taback, geiſtige Getränke u. ſ. w. zu enthalten. Dieß geſchah in der Abſicht, um die Regierung durch eine bedeutende Verminderung ihrer Einkünfte zur Einwilligung in ihre Forderungen zu zwingen: dieß nennen ſie im Gegenſatz mit paſſiver Unterwerfung, paſſiven Widerſtand. Vor Kurzem wurde einer der Verbündeten bey dem Committee beſchuldigt, ſeinem Verſprechen entgegen, Whisky, ein in Schottland übliches hitziges Getränke, getrunken zu haben, und ſich zu verantworten aufgefordert. „Ja,“ ſagte der Beklagte hier, „ich geſtehe es gern, daß ich zur Aufheiterung dann und wann einen Schnapps zu mir nehme, aber dabey ſorge ich immer dafür, daß es eingeſchwärzter ſey.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 27. November.

Endlich iſt der barberiniſche Faun freygegeben worden, und nach München abgegangen, wo ein Saal der neuen Sammlung plaſtiſcher Kunſtwerke nach ihm benannt wird. Neben dem Streben, Rom Kunſtwerke ſolcher Bedeutung zu erhalten, (wel-

ches kein Billiger tadeln wird) war ein Rechtsſtreit der Grund der ſeitherigen Verzögerung. Dieſe Statue zierte bekanntlich das Grabdenkmal Hadrians, und wurde bey Anlegung der neuen Feſtungswerke der jezigen Engelsburg gefunden.

Während die alten Privat-Sammlungen allmählig verſchwinden, zeigen die Funde in Quintiliolo bey Tivoli, wieviel die Erde noch verbirgt. Ein ſehr ſchönes Bruchſtück der Statue eines Jünglings, und eine Nereide ſind dem bereits erwähnten beygefügt, und ich hoffe, daß dieſer Fund unzertheilt bleiben und ein Zimmer des neuen borgheſiſchen Muſeums füllen werde.

Der große Einführer und Vorſteller der Engländer, der Pater Claylor, ein ehemaliger Dominikaner, iſt vor Kurzem geſtorben, und wird ſich in jener Welt leicht über die Flüche der Lohnlakaien und alles des Geſindels tröſten, welches die Fremden zu prellen ſucht. Er ſchrieb nämlich voriges Jahr einen ſehr ausführlichen Brief über die Preiſe, Trinkgelder, Tarife ꝛc. in Rom. Dieſer wurde — ob mit oder ohne ſeine Beyſtimmung, weiß ich nicht, in London gedruckt, und jeder Engländer ſoll ein Exemplar mitnehmen. Da alles auf das Sparſamſte angegeben iſt, wie ein römiſcher Abbate zu erwarten pflegt, ſo iſt es natürlich, daß ein ſolches Buch von den Bewohnern des ſpaniſchen Plazes, den Wagenvermiethern u. ſ. w. für eine wahre Staatsverrätherey gehalten wird. Wirklich behelfen ſich viele Engländer, ohne Lohnlakai, mit dem Plane der Stadt, und dehnen unſer altes Sprüchwort: Mit Fragen kömmt man nach Rom, auch auf das Wandern durch Rom aus.

Die Kirche S. Paolo f. l. m. hat ſich einer höchſtnöthigen Reparatur zu erfreuen; mehrere mangelnde Stücke an den, im Mittelalter zu Conſtantinopel ſehr plump gegoſſenen Thorflügeln werden von den geſchickten Pruſſiani, ſo nennt man die Herren Hopfgart und Jollage, — ergänzt. Am Coloſſeum wird der Verſuch, die unterirdiſchen Waſſer nach dem Circus maximus hin abzuleiten, erneuert. Die unheilbare Krankheit des Baumeiſters Stern, und eine andere, wenigſtens ſchwer zu heilende, der öffentlichen Kaſſen, läßt das Campo vaccino, den Titusbogen und Friedenstempel noch immer in dem heilloſen Zuſtande, von welchem ich Ihnen ſchon mehrmals geſprochen habe. Hr. Graf Blacas will die Ausgrabungen der Herzoginn von Devonſhire bey der Säule des Phocas fortſezen laſſen. Naros Proceß wegen eines Grabdenkmals, welches er ſich zugeeignet hat, wird dieſer Tage entſchieden. Die ganze Ausfiſchungs-Geſchichte hat mehr geſchadet, als genüzt, wie alle leichtſinnigen Verſuche an wichtigen Aufgaben.

Belzoni iſt aus Egypten glücklich nach Italien zurückgekehrt, und wird von Venedig, wo er gegenwärtig Quarantaine hält, nach England gehen, um dort den Preis für ſeine aufgefundenen Alterthümer zu holen. Auch in Cyrene iſt neuerdings von Engländern gegraben worden. Man hat ſehr ſchöne Statüen und andere intereſſante Alterthümer gefunden, und nach London geſendet.

Zu Ehren des heilig geſprochenen Jeſuitennovizen Stanislaus Koſka iſt ſein Leben in Tapeten in der Kirche Geſù ausgehängt. Dieſe wurden nach Dominichino's Cartons gewoben, und verdienten, beſſer gehalten, dem Publikum genießbarer gemacht, und von geſchickter Hand kopirt zu werden. Welcher Schaz wären ſie für eine Stadt des Nordens! Hier wiſſen ſelbſt viele Künſtler kaum, daß ſie exiſtiren.

In dem ſo eben erſt hiehergekommenen Pariſer Buche: histoire des societés secretes en Allemagne etc. ſtehen über die Belganten und Carbonari große Lügen. Es wird daher hier als eine reine Spekulation, und als eine Gebräue: In bunten Worten wenig Klarheit, viel Irrthum und ein bischen Wahrheit, charakteriſirt. Da die Widerlegung*) ganz von den Carbonari ſchweigt, ſo vertröſte ich Sie auf ein umfaſſendes Werk über Italien, in welchem über dieſen Gegenſtand gründliche Nachrichten zu leſen ſeyn werden.

Die Zahl der angekommenen Fremden iſt weit unter der des vorigen Jahrs. Ein Quäker iſt eine um ſo auffallendere Erſcheinung, als hier eine Carnevalsmaske, welche ſchon Goethe beſchreibt, Quacchero genannt wird, und gerade das Gegentheil von dem iſt, was man jezt in natura ſieht. Der Hoſpodar der Walachey wird hier erwartet. Es ſind mehrere deutſche Künſtler hier eingetroffen. Auch Mad. Seydelmann iſt aus Neapel angekommen, und bleibt den Winter bey uns. Lord Bentink mit 12 Hunden, der Chemiker Davy, der Biſchoff von Quebec, der Incunabelnſammler Spencer befinden ſich unter den hier anweſenden Engländern. Graf St. Leu iſt aus Florenz, wo er ſeit der Rückkehr aus Böhmen gewohnt hat, wieder hieher gezogen. Man ſagt, er ſpüre unglaublich gute Folgen von dem Gebrauche des Marienbads.

Die Theater haben nun geſchloſſen. Die Mombelli hat in einer glänzenden Benefiz-Vorſtellung ſehr brav geſungen. Die Signora Camporeſi wird nächſtens in ihrer Vaterſtadt eintreffen, aber nicht die Bühne betreten. M.

*) La verité sur les societés secretes en Allemagne. Paris bey Dalibor.

Augsburg, im December.

Schon lange ſahen wir mit geſpannter Erwartung dem viel vorausbeſprochenen neuen Theaterſtücke eines hieſigen Dichters, unſeres geſchickten Advokaten, Dr. Wilhelm, entgegen, welches nun unter dem Titel: „Die Hunnen vor Augsburg, ein großes, vaterländiſches Schauſpiel in vier Aufzügen, nach einer hiſtoriſchen Sage — die Hexe von Augsburg — bearbeitet“, wirklich gegeben worden iſt. Sprechende Perſonen waren auf dem Theaterzettel nicht weniger als vier und zwanzig benannt, und daneben fanden ſich noch Druiden, Hunniſche Streiter, Krieger der Stadt Augsburg, Senatoren, Volk, Opferknaben, Jungfrauen, Opferknechte und Schleuderer angekündigt. Dieſe, ganz gewiß ohne Verſchulden des Dichters von der Direktion zu weit getriebene Sorgfalt, die Schauluſt des Publikums anzulocken, hätte faſt ein ungünſtiges Vorurtheil gegen das Werk ſelbſt erregt; allein es zeigte ſich ſofort, daß eben nicht mehr handelnde Perſonen darin vorkommen, als in jedem anderen wohl eingerichteten Stücke. Die erwähnte, dem Ganzen zum Grunde liegende Sage iſt folgende. Attila ſoll auf ſeinem verheerenden Zuge im Jahre 452 von der Belagerung Augsburgs aus der Urſache abgeſtanden ſeyn, weil ihm vor den Mauern dieſer Stadt eine Hexe, übereinſtimmend mit den früheren Vorherſagungen ſeiner Prieſter, den nahen Untergang verkündete. Der Dichter hat nun dieſen, an ſich ziemlich mageren Stoff, der übrigens immer ein lokales Intereſſe behält, mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten zu dem erwähnten Schauſpiele ausgebildet. Aus der Hexe ward ein liebendes, heldenmüthiges Mädchen, das von jenem alten Wahne Attilas unterrichtet, zur Rettung der Vaterſtadt dem Schrecklichen als die gefürchtete Unheilsprophetinn erſcheinet, und alſo glücklich Alles zu Ende bringt. Es wäre zu weitläufig, in das Einzelne des Baues oder der Aufführung dieſer dramatiſchen Neuigkeit einzugehen, und ich bemerke hierüber nur noch, daß die darin herrſchende Sprache recht edel, die Verſe (wie es mir ſchien, durchaus gereimte Trochäen) wohlklingend, und manche Situationen auf den Effekt gut berechnet waren, auch die Aufführung den Erwartungen entſprach. Einige beygefügte Muſikſtücke von Hrn. Muſikdirektor Maurer, einem hier beliebten Tonſezer, wurden als willkommene Zugabe gleichfalls wohlwollend aufgenommen.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 47.

Digitized by Google

Nro. 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 16. December 1819.

Viel ſind die Zaubereyen der Kunſt
Und wenig der Tage des Lenzes.
. . . . Höre.
Was einſt vom Zauber der Kunſt mir ſang
Die Königinn der Nachtigallen, Orphea!

Klopſtock.

Ueber Roſſini in Wien.

Gerade wie der Hauſe ein Feuerwerk dem flammenden Sternenhimmel vorzieht, und wegen einer brennenden Rakete den leuchtenden Orion überſieht, — eben ſo hat die liebliche Erſcheinung Roſſini's am muſikaliſchen Sternenhimmel alles in Feuer und Flammen geſezt, weil er die Welt nicht mit dem Strahle der Planeten und Firſterne, ſondern mit dem ſogenannten griechiſchen Feuer überſchüttet. Ein blauer Nebel blendet die Augen, denn in der That haben ſeine Melodien Reiz genug, um zum Gemüthe zu ſprechen, aber der junge Meiſter hält zu feſt an der Angel, womit er den Fiſch des allgemeinen Beyfalls bey ſeinen erſten Werken herausholte. Es ſüßelt jezt alles bey ihm, weil dieſer Honiggeſchmack die Welt anlockte — ſeine Helden werden ſcharmant und niedlich, und laſſen ſich bisweilen mit einer Gelenkigkeit der Glieder erblicken, welche die der Seiltänzer übertrifft. In ſeinem Othello iſt ihm aber doch Shakeſpears Geiſt erſchienen, der dem italieniſchen Dichter nicht erſcheinen wollte, und hat das Meiſte, beſonders den dritten Akt mit einer zauberiſchen Farbe übergoſſen, daß man ſich mit Bedauern fragt, warum der ſo reich begabte Liedling der Natur nicht tiefer die heiligen Lehren der Kunſt in ſein Herz hat graben wollen. Troz deſſen bewegen ſich auch im Othello die ſingenden Perſonen oft in Sprüngen, daß man für ihre geſunden Glieder bang wird.

In der diebiſchen Elſter, gazza ladra, iſt nun leider Roſſini ſelbſt an ſich zum Ladro geworden, denn er hat ſich einige Rippen aus ſeinem Leibe, und viele Gedanken aus ſeinem Tancred und andern Opern genommen, um durch das Copiren ſeiner ältern eigenen Melodien, die neuen der Gefahr des Mißfallens zu überheben, welche er an jener Statt erſt hätte erfinden ſollen.

Man iſt im Zweifel bey dieſem Selbſtbeſtehlen, ob Roſſini glaubt, daß ers nicht merken würde, oder die Welt. Das Sprichwort der italieniſchen Gaſtwirthe „Mundus vult decipi etc. ſcheint auch das Princip ſeines Moralſyſtems zu ſeyn. Was ſagen aber dazu die Conſervatorien Italiens, und viele dabey waltende, wahrhaft gelehrte und geiſtreiche Profeſſoren und Compoſiteurs?

Troz dieſer Mängel weht in der Elſter ein Hauch, der ſogleich in den erſten Scenen das Klima der komiſchen Oper andeutet, und es finden ſich ſowol Solo-Säze als Enſemble-Stücke, die den Meiſter beurkunden. Doch geſellt ſich zu dieſem Vergnügen bey dem Beobachter oder Kritiker wieder ein neuer Verdruß, über die häßliche Willkür, mit der Roſſini ſeine Bäſſe behandelt und oft in einem Style einherſchreiten läßt, welche den Regeln des reinen Satzes ſo ſchnurſtraks zuwider iſt. Die Führung der Mittelſtimmen im Orcheſter ſezt den Kenner oft in Verlegenheit, weil er zwey in der Harmonie parallellaufende Linien erblickt, eine Sünde, deren man keinen Meiſter zeihen ſollte. Ferner iſt es Roſſini's Art, die Farbe immer zu wechſeln, daher die vielen Firmaten und Ruhepunkte, um einen neuen Saz anzufangen!

Digitized by Google

Auch die Behandlung des Singbaſſes außer allem Stimmenverhältniß, verdient eine Rüge, weil der figurirte Tonſatz den Meiſter immer bis zur höchſten Höhe hebt, wo doch eigentlich der Glanz des Tenors hervorſtechen ſollte. Aus dieſem figurirten Weſen des in der Baſis, alſo in der Ruhe, ſich bewegen ſollenden Baſſes entſpringt ferner der Uebelſtand, daß aller Unterſchied zwiſchen dem ſerioſen Baſſe und dem Buffo bey Roſſini aufhört, weil er beyde ganz auf gleiche Art behandelt, und dadurch die Scheidelinie vernichtet, welche in der Natur der Sache gegründet iſt. Der Tonſetzer gleicht einem Schuhmacher, der zum Cothurn und Soccus einen und denſelben Leiſten, ja ſogar einerley Leder nimmt. Hierdurch wird eigentlich die Würde eines Künſtlers aufgehoben, und es tritt der Fabrikant in ſeine Rechte, der die unter dem Fenſter ſchon wartenden Käufer nicht ſchnell genug befriedigen kann, und deßhalb geſchwind zuſammenleimt, was paſſt oder nicht paſſt. Bey ſolchem Mangel an Ernſt in der Kunſt bewahrheitet ſich ganz, was der wahrhaft gelehrte Forſcher und Lehrer in der Kunſt der Harmonie Bonifazio Aſioli in der Vorrede zu ſeinem „Trattato di Armonia" ſagt. Er ſpricht von der Hoheit der Kunſt und dem dazu erforderlichen Geſchmacke, und ſagt: Ed eccovi la ragione, per cui l'Eccellente ſcuo la ſteſſa di Napoli dopo un Cimaroſa, un Guglielmi, un Paiſiello cerca invano nel ſuo ſeno ſcrittori, degni del ſublime titolo nobiliſſimo di Autori originali.

Alſo trauert der edle Italiener ebenfalls! Roſſini iſt glücklicher Weiſe einer der Subſcribenten auf dieſes Werk! —

Die obengenannte Oper: gazza ladra, wurde im Theater an der Wien mit einer gelungenen Ueberſetzung von der ihrer Vollkommenheit näher ſchreitenden Operngeſellſchaft recht brav aufgeführt. Auszuzeichnen iſt Hr. Jäger, ein Sänger, deſſen großes Kapital, die herrliche, klingende Tenorſtimme, immer höhere Zinſen trägt, obgleich erſt kaum anderthalb Jahre verfloſſen, ſeitdem er von Kennern und Freunden gezwungen wurde, der künſtleriſchen Laufbahn ſich zu widmen. Reger Eifer, ernſthafter Wille, vieles Studium und beſonders eine beſcheidene Geſinnung, dieß ſind Vorzüge, welche dieſem jungen Mann bald ſeinem ſchönen Ziele immer näher führen werden. Hr. Seipelt gab den Podeſta mit großer Taktfertigkeit, ſehr gute Stimme, und vieler Gewandtheit des Sängers. Jedoch läſſt ſich das komiſche Spiel nicht lernen, und nicht forciren. Als ſerioſer Baß iſt dieſer Sänger ſehr brauchbar. Dlle. Bio gab das Mädchen recht artig, und erhielt viel Beyfall. Naive Rollen werden dieſer Sängerinn zuſagen, hier hört aber ihr Wirkungskreis auf; denn ſie beſizt weder natürlichen Beruf noch Kunſt genug, um eine größere Rolle, welche nur einige Haltung des Charakters erfordert, durchzuführen. Das übrige Perſonale wirkt nach Kräften mit, und man kann die Vorſtellung gelungen nennen, obgleich die erſte Aufnahme nicht eben die günſtigſte war. Man hat aber bey dieſem Theater eine Methode, durch welche man ſolchen Stücken, denen man wohl will, emporhilft und allgemeinern Beyfall verſchafft. Man gibt ſie nämlich dreymal nach einander. Oft tritt hier der Fall ein, wie beym Sieben des Goldes in den Hüttenwerken, nämlich je öfter man dieſes durch das Sieb fallen läſſt, deſto mehr vermindert es ſich. Je öfter ein Stück gegeben wird, jemehr verliert es auch an ſeiner Quadratur; denn Sänger und Schauſpieler pflegen dann das auszulaſſen, was keinen Knall-Effekt macht, wenn es auch zum logiſchen und dramatiſchen Zuſammenhang ſo nothwendig wäre, als die Luft zum Leben. Die Elſter machte ihre fatalen Kunſtſtücke ſehr geſchickt, bis auf einigemale, wo ein Fatum wieder über der innern Maſchine ſchweben mochte, denn ſie fiel wie todt auf die Erde, aber eine naive Sängerinn hob ſie von der Erde auf, ſtreichelte ſie, als ob ſie damit zum Leben gebracht werden ſollte, und trug ſie hinein in die Couliſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Des Grafen Eſſex Empörung und Tod.

(Fortſetzung.)

Des andern Morgens ſehr frühzeitig begaben ſich die Lords, Oberkanzler, Oberrichter und Sir William Knolles, der Königinn Oberhaushofmeiſter zu dem Grafen Eſſex und forderten Zutritt. Man ließ ſie mißtrauiſch zu der mit Wache beſezten Seitenpforte (guichet) ein. Ihr ſämmtliches Gefolg blieb außen. Sie ſahen den Hof voller Menſchen und Unordnung; Eſſex, Southampton, Rutland und einige andere Große, waren mitten unter ihnen. Der Lord Kanzler fragte ſie im Namen der Königinn, was dieſe ſonderbare Zuſammenkunft bedeute? „wenn Graf Eſſex Unbilde erlitten habe, wolle man ihm Recht widerfahren laſſen." Dieſer antwortete mit Heftigkeit, daß man ſeine Hand in vorgeblichen Briefen nachgeahmt, Anſchläge gegen ſein Leben gemacht und treulos an ihm gehandelt habe. Dieſe Reden wurden von dem Geſchrey des Haufens begleitet. Einige aus ihm bedrohten die Miniſter. Der Graf ließ ſie ins Haus treten und behielt ſie als Geiſſeln, indeß er ſich in die Stadt begab, um ſich mit dem Lord Maire und den Sherifs zu bereden.

Es war ungefähr zehn Uhr des Morgens, als er mit dem Grafen Southampton, Rutland und andern Herren von Stande in die Stadt kam. Wie ſie durch Fleetſtreet ritten, riefen ſie: „Für die Königinn!" — Sie ſprengten aus, Raleigh und Cobham haben Eſſex in ſeinem Bett ermorden wollen, und die Menge wiederholte, daß er und die Königinn einig und dieſer Zug als ein Triumphzug bis nach Seethinglane, wo die Königinn wohnte, mit ihr verabredet ſey.

Digitized by Google

Der Lord Mayor erhielt indeß Befehl ſorgfältig über die öffentliche Ordnung in der Stadt zu wachen; um eilf Uhr wurden deren Thore geſchloſſen und wohl bewacht. Etwas betroffen, daß Niemand zu ihm ſtieß, ſezte der Graf ſeinen Weg bis zum Sherif Smith fort; dieſer entſchlüpfte aber durch eine Hinterthür, um bey dem Lord Mayor Befehle einzuholen. Eſſex ging zu einem gewiſſen Waffenſchmid, um Munitionen zu kaufen — er ſchlug ſie ihm ab. Nun irrte er in mehreren Straßen umher, während Burleigh an der Spitze von zehn Reitern nach einander an zwey Plätzen der Stadt anhielt, um den Grafen und ſeine Begleiter für Verräther an der Königinn zu erklären. Einer von dieſen Begleitern ſchoß eine Piſtole auf ihn ab, doch ohne ihn zu verwunden; das Volk ſchien gar zu keinem Aufſtand geneigt und Burleigh eilte mit ber Verſicherung zut Königinn, daß ſie gar keine Empörung zu fürchten habe.

Der Palaſt ward ſogleich mit einer doppelten Wache umgeben und ſeine Zugänge mit Wägen verrammelt. Der Graf ſchweifte bis zwey Uhr in London umher; da er aber wahrnahm, daß Niemand zu ihm ſtieß, im Gegentheil ſeine Anhänger ſich zum Theil verliefen, entſchloß er ſich, nach Hauſe zu gehen. Einige in Ladgate ausgeſtellte Poſten widerſezten ſich ihm, er zog den Degen und befahl Sir Carl Blount anzugreifen; das geſchah augenblicklich, ein Offizier, Namens Waite, wurde getödtet; dieſer, der ehemals auf Lord Leiceſters Befehl Sir Chriſtopher ermordet hatte, wurde hier von ſeinem Hauſen verlaſſen. Graf Eſſex wurde jedoch mit Verluſt von einigen der Seinen zurückgeſchlagen, Blount wurde gefangen genommen, und der Graf zog ſich über die Themſe nach Drury-Hauſe zurück.

Die drey Geiſſeln waren während ſeiner Abweſenheit freygegeben; er glaubte aber immer noch das Volk werde ſich für ihn erklären, und ſuchte nun, nach beſten Kräften ſein Haus zu befeſtigen. Bald ward ee von anſehnlichen Streitkräften eingeſchloſſen; Sir Robert Sidney ward beauftragt ihn zur Uebergabe aufzufordern. Die Belagerten beſtanden auf Kapitulation und Geiſſeln; Sir Robeet antwortete, daß man nicht mit Rebellen kapitulice; nur den Frauen, nebſt ihren weiblichen Bedienten wolle man Freyheit laſſen ſich hinweg zu begeben. Die Belagerten erklärten, ſich nicht ergeben zu wollen, und der Angeiff ward fortgeſezt. Lord Sandy, der Aelteſte in dem Hauſen, ſchlug einen verzweifelnden Ausfall vor, weil es auf allen Fall beſſer ſey mit dem Degen in der Hand als unter dem Beile zu fallen; allein Eſſex hatte noch nicht alle Lebenshoffnung aufgegeben, die Thränen und Klagen der Frauen erweichten ihn. Wie Kapitän Own Salisbury, ein alter Veteran, Alles verloeen ſah, ſtellte er ſich an ein Fenſter, um den Tod zu ſuchen, welchen er auch bald von einer Kugel empfing.

Um ſechs Uhr bezeigte der Graf Verlangen, ſich zu ergeben, wenn man ihn und ſeine Freunde ziemend behandeln und nach den Formen richten wolle; auch verlangte er im Gefängniß von einem Geiſtlichen, Namens Aſhton, beſucht werden zu dürfen. Der Lord Admiral erwiederte: die erſten beyden Punkte wüeden kein Hinderniß finden und wegen leztern wolle er Vorbitte einlegen. Darauf wurde der Platz übergeben. Während der Nacht führte man die Anführer in den Tower, die Uebrigen vertheilte man in die Gefängniſſe der Stadt. Eſſex war keineswegs auf die Geſtändniſſe vorbereitet, welche ſeine Mitſchuldige über die geheimen Zuſammenkünfte von Drury-Hauſe machten; er fuhr mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit auf und behauptete, ſie hätten Alles angeſtiftet, man hätte ihnen dieſe Geſtändniſſe duech das Verſprechen von Belohnungen und Verzeihung entlockt. Er beneide nicht, ſagte ee, das Schickſal derer, die ihe Unglück überlebten, ihm ſchien der Tod vorzuziehen, und wie man auch ſein Betragen auslegen wolle, könne er ſich ſelbſt das Zeugniß geben, daß er nie den Beyſtand des Volks geſucht, als um ſich ſelbſt gegen Cobham Raleigh und Cecil zu vertheidigen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beyſpiel von der Wirkung der Verzweiflung bey den Negern in Cuba.

In der Gegend von St. Jaques auf der Inſel Cuba, waren achtzig neu angekommne Negerinnen auf eine Pflanzung gebracht worden. Man erſann tauſenderley kleine Ergötzlichkeiten, um ſie zu zerſtreuen, allein vergeblich! Sie blieben gegen Alles unempfindlich, und ihr neuer Herr fürchtete die Folgen für ſein im Kauf ausgelegtes Geld. Eines Morgens traten ſie mit finſterm Ausdruck zu ihm heran und forderten Holz ſich zu wärmen — denn des Negers Bedürfniß bleibt Feuer, ſelbſt unter Cubas ſchwülem Himmel — und das Holz ward ihnen gereicht. Sie fordern deſſen mehr; man gab es ihnen. Darauf bereiten ſie ſich mit eignen Händen einen unermeſſlichen Holzſtoß; nach deſſen Vollendung tanzten ſie ſingend um ihn her, bis zum Sinken der Sonne. Dieſes iſt der Augenblick, wo die Neger ihre Feuer anzünden; auch dieſer Holzſtoß entflammte; die Luſtigkeit um ihn her ward immer lauter; bald ſah man die Flamme hoch in den Lüften emporlodern — plötzlich ſchweigt der Geſang, die Negerfrauen geben ſich und empfangen den Abſchiedskuß eine von der andern, und vereint ſtürzen ſie in den brennenden Gluthhaufen. Wie viel Seelenſtärke, wie viel entſchloſſnes Geheimhalten übten, über ihr fürchterliches Schickſal verzweifelnd, dieſe Unglücklichen in dieſer ſchrecklichen That!

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, den 6. December.

Unſer neues Theatergebäude ſteht an dem größten und ſchönſten Platze der Stadt, dem großherzoglichen Schloſſe gegenüber. Ihm zur Seite und in gerader Linie mit ihm — aber durch einen großen Zwiſchenraum (durch den man in den Hofgarten, das Boſket genannt, tritt) getrennt, ſteht der bekannte ungeheure Saal, der vor ungefähr 50 Jahren von dem Vater des jetzigen Fürſten für die Waffenübung im Winter erbaut und unter der Benennung, Exercierhaus, in ganz Europa berühmt ward. Das Theater hat vor vielen andern in Deutſchland den großen Vorzug, daß es ganz frey, ohne Kontakt mit irgend einem andern Gebäude, ſich dem Auge des Beſchauers darſtellt.

Auf einem eichenen Roſt ruhend und durchaus mit behauenen rohen Steinen aufgemauert, enthält die ſchmälere Seite des Hauſes, welche die Façade gegen das Reſidenzſchloß macht, 158, die Tiefe deſſelben 230 Fuß.

Der Portikus beſteht aus ſechs kanellirten Säulen, korinthiſcher Ordnung, die 43½ Fuß hoch ſind; man hat für dieſe und für das ganze Frontiſpiz eine ſehr feſte Gattung von Sandſteinen aus der Nachbarſchaft gewählt.

Innerhalb des Portikus ſind fünf Eingänge für die anfahrenden, auf den beyden Seiten aber vier für die zu Fuß anlangenden Schauluſtigen — weiter zurück noch drey andere Eingänge für das Theater-Perſonal, auf der dem Portikus entgegengeſetzten Seite aber ein hohes Thor, durch das man unter die Bühne fahren kann.

Durch den Portikus tritt man in eine 90 Fuß lange und 30 Fuß breite Vorhalle, an deren beyden Enden die dreyarmigen 9 Fuß breiten Haupttreppen liegen, die zu den drey Ranglogen führen. Gegen den zwey äußerſten Thüren des Portikus über gelangt man links und rechts über 18 Stufen in das Parterre. Zwiſchen dieſen Parterre-Thüren, unter dem Parterre iſt ein geräumiges Lokal für die Theaterwache und an den beyden Enden der Vorhalle unter dem einen Flügel der Haupttreppen ſind die Theaterkaſſen. Der Aufgang zu der Gallerie und in das Paradis geſchieht durch zwey, zu jedem dieſer Plätze eigends führende Treppen, die, über einander gelegt, wenig Raum einnehmen, und doch den großen Vortheil haben, daß die von genannten beyden Plätzen Abſteigenden ſich nicht begegnen. Ein eigener Eingang für den Hof mit einer beſonderen Treppe iſt auf der Oſtſeite und überdem hat das Haus noch drey andere Treppen für das Theater-Perſonal und die nöthigen Handarbeiter. Sämmtliche Treppen ſind von Stein und bequem.

Das Spektatorium, am Plafond gemeſſen, enthält einen Kreis von 80 Fuß im Durchmeſſer, von welchem Kreiſe ein Segment, das durch ein, im Kreiſe angenommenes, Quadrat entſteht, das Parterre ausmacht. Es beſteht, die Parterre-Logen mitgerechnet, aus fünf Stockwerken, deren zweytes auf zwölf dunkelbraunen Marmorſäulen, die übrigen aber auf eben ſo viel leichten, dritthalb Zoll dicken Säulen von geſchliffenem, vergoldeten Eiſen ruhen. Die Brüſtungen der Logen haben goldene Arabesken auf weiſſem Grunde; die Logenwände ſind von blaßröthlicher Farbe.

Der Plafond iſt zelt- oder fächerartig mit farbigen Arabesken verziert; aus ſeiner Decke überſtrahlt ein großer kryſtallener Kronleuchter mit 60 argandiſchen Lampen das ganze Haus reichlich und gibt eine unvergleichliche Beleuchtung.

Das Proſcenium, auf vier korinthiſchen Säulen von künſtlichem Marmor, mit reich vergoldeten Kapitälen geſtützt, hat 44 F. Oeffnung und vom Boden der Bühne 37 F. Höhe; beydes im Lichten. Die ganze Länge der Bühne hat 120 F.; die ganze Breite derſelben 80 Fuß.

Das Theaterhaus umgibt von drey Seiten ein, durch Scheidewände von ihm getrenntes Gebäude, in welchem in zwey Etagen alle, für Ankleiden, Muſikproben ꝛc. nöthigen Gemächer, ſo wie ein, über 70 Fuß langer Foyer enthalten ſind; zu letzterem gelangt man ſowol von der einen Haupttreppe, als durch eine von dem Parterre und den beyden erſten Ranglogen dahin führende Treppe. Ueber dieſen Gemächern ſind noch auf den beyden Seiten zwey Reihen von Zimmern, die ihr Licht von oben erhalten und, wie ich höre, zur Aufbewahrung der zahlreichen Garderobe beſtimmt ſind.

Uebrigens ſind bequeme Gänge durch das ganze Haus vertheilt und ſelbſt auf das Belvedere des Hauſes, von wo man das ſchönſte Panorama hieſiger Gegend um ſich her erblickt, führt eine bequeme Treppe.

Alle Zwiſchenwände des ganzen Hauſes ſind maſſiv und es iſt daher zu verwundern, daß in dem kurzen Zeitraume von 18 Monaten dieſes weitläufige Gebäude hat vollendet werden können.

Das Gebäude gewährt, von außen durch die ſchöne Kolonnade, durch ſeine Größe und Höhe, ja ſelbſt durch ſeinen geſchmackvollen Entwurf, und da es ganz frey ſteht, einen ſehr impoſanten Anblick und beym Eintritt in daſſelbe machen die Weite und Höhe der Vorhalle und die breiten Haupttreppen einen gleichen Eindruck von Größe und Erhabenheit. Das Spektatorium hingegen, wiewol es leicht 15 — 1600 Zuſchauer faſſen mag, feſſelt den Blick auf eine nicht ſo grandioſe, aber viel anziehendere Weiſe. Die Form deſſelben hat hier alles dem Auge näher gerückt. Die einfachen Marmorſäulen; die niedrigen, aber doch verhältnißmäßigen Logenbrüſtungen mit ihrer gefälligen Verzierung, die wechſelnden farbigen Arabesken am Plafond; die niedlichen vergoldeten Tragſäulchen; die zwar reich aber nicht überladen verzierte fürſtliche Loge; das ſchöne Proſcenium mit den faſt ganz frey ſtehenden Säulen; die überaus günſtige Beleuchtung durch den Kronleuchter, die alle Gegenſtände ohne Anſtrengung erkennen läſſt — alles das zuſammengenommen weckt bey dem Eintretenden mehr das Gefühl von heiterer Niedlichkeit, als von drückender Größe; ich möchte es faſt der Empfindung vom Zuſammenſeyn einer Familie vergleichen; und wohl den Zuſchauern, wohl den Künſtlern, wenn dieſe zur Darſtellung, jene zum Genuſſe der Kunſt ſolche Empfindungen mitbringen!

Der in ſeinem Fache ſo hochgebildete und durch mehrere ſchriftſtelleriſche Arbeiten darüber rühmlichſt bekannte Architekt, der großherzogliche Oberbaurath Moller, dem Darmſtadt ſchon ſo manche Verſchönerungen verdankt, hat durch dieſes Prachtgebäude aufs neue ſein Talent, Kenntniß und Geſchmack beurkundet. Dem Baumeiſter Bayrer gebührt als Conducteur des Baues wohl verdientes Lob; nicht minder den Bildhauern Schall und Streim, welche die Kapitäler und andere Verzierungen am Portikus ꝛc. gearbeitet haben. Der Hofmahler Sandhaas hat ſich durch geſchmackvolle Arabesken-Verzierungen an den Logenbrüſtungen, an dem lieblichen Plafond und im Proſcenium rühmlichſt ausgezeichnet und auch der Hofvergolder Wenderlein verdient wegen der fleiſſigen Ausführung der zahlreichen Vergoldungen des Hauſes achtungswerthe Erwähnung.

Berichtigung.

In der geſtrigen Nummer S. 1196. Sp. 1. Z. 14 iſt zu leſen: Taylor.

Digitized by Google

Nro. 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. December 1819.

Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. — —
Es will der Feind, es darf der Freund nicht ſchonen.
Goethe im Taſſo.

Probe aus einem größern Gedichte.

Strophe 1 bis 20.

Kennſt du das Land, wo goldne Früchte reifen,
Die purpurfarb durchſchau'n der Blätter Grün;
Wo, mögen auch die Blicke fernhin ſchweifen,
Doch ſtets ſo voll die würz'gen Stauden blühn?
Ich könnte noch des Schönen Vieles häufen,
Doch ſag ichs gleich, wohin die Wimpel flieh'n:
Italien iſt's, das Land der Lieb' und Freude,
Wohin ich dich im ſanften Lied geleite.

Der Lenz erwacht, und mit den lauen Lüften
Hebt ſich die Bruſt, des Geiſtes Feſſel ſinkt,
Die Wonne jauchzt auf grün bewachſnen Triften,
Wo, Perlen gleich, der Thau auf Halmen blinkt.
Wie ſchön iſt's da, wenn mit den holden Düften
Die Blume ſtill des Weſtes Küſſe trinkt;
Doch ſüßer i'ſts von roſig vollen Lippen
Mit zarter Schaam — den erſten Kuß zu nippen!

Hoch klopft das Herz — ein nie gefühltes Beben
Durchdringt dich da; — kaum biſt du dir bewußt,
Daß außer dir noch andre Weſen leben,
Die gleich Gefühl erfüllt mit Götterluſt.
Du möchteſt gern zu jenem Lichte ſchweben,
Das ſich erſchließt der liebbeglückten Bruſt;
Das Wort verſtummt — wie unter Blüthenzweigen
In ſüßer Luſt oft Nachtigallen ſchweigen!

O! ewig möcht' im Liebesarm ſich wiegen,
Wer einmal nur der Holden Gunſt errang;
Wie Blätter ſich an ihre Aeſtchen ſchmiegen
Und wie im Lied ſich reihet Klang an Klang.
So möchte ich, ach! ſtets am Herzen liegen,
Das ſtrahlengleich mit Liebe mich durchdrang.
Kaum aber iſt der ſchönſte Kranz gewunden,
So flieh'n ſie ſchnell, die ſeel'gen Götterſtunden!

So ſprach Alphons, als bey der Abendröthe,
Die Laut' im Arm, er nach dem Dörfchen ſchlich,
Wo Roſen gleich, doch ach! für ihn ſo blöde
Ein Mädchen blüht', dem keins von Allen glich.
Oft hatt' er ihr im ſüßen Ton der Flöte
Den Schmerz geklagt, wenn ſchon der Abend wich;
Doch einmal nur, mit heißem Gluth-Entzücken,
Gelang es ihm, ſie an ſein Herz zu drücken.

Da fühlt' er ſich in ſeines Buſens Tiefen
So ſelig, froh, ſo überhoch beglückt!
Die Wünſche all', die in dem Herzen ſchliefen,
Erwachten nun, da ihn ihr Kuß entzückt.
Und ſie nur war's, die ſeine Lieder riefen,
Wenn ſchon im Hain das Chor der Sänger nickt.
Dann eilt' er hin, um mit dem Ton der Saiten,
Mit zartem Wort ins theure Herz zu gleiten.

Sie war ſo ſchön, ſie war ſo fromm wie Tauben;
Ihr Auge ſtrahlt' wie Thau im Mondeslicht,
Wenn auf der Flur, auf blüthereichen Lauben,
Er ſich in tauſendfachem Glanze bricht.
Sie war ſo gut! — Sie lebt' im ſüßen Glauben,
Daß „Liebe nur der Tugend Kränze flicht.“
Und auf den keuſch und ſanft gemahlten Wangen,
Sah man die Schaam in zarter Röthe prangen.

Der Buſen war der Blume*) zu vergleichen,
Die in dem Bach wie Lilien weiß erblüht,
Und wenn der Sonne goldne Strahlen weichen,
Die Blätter dicht um ſich zuſammen zieht;

*) Nymphea alba.

Sie iſt es, die mit liebevollem Neigen
In ſüßer Scheu dann unter Wellen flieht —
Da ruht ſie ſtill, bis purpurfarbne Strahlen
Mit goldnem Saum den Morgenhimmel mahlen.

Doch nun ihr Aug'! Ach! unter allen Bildern
Wähl' ich umſonſt; ich finde keins ſo ſchön,
Das würdig wär' das geiſt'ge Licht zu ſchildern;
Ihr müſſt es ſelbſt in ſeiner Anmuth ſeh'n:
Wenn es den Glanz für Sterbliche zu mildern
In Thränen ſchwimmt, die auf zur Gottheit fleh'n!
Da werdet ihr es demuthsvoll bekennen:
Es könne nichts des Auges Liebreiz nennen.

Der Abend war nun ſanft herangekommen,
Die Luft ſo ſchwül, und Alles ruhte ſchon,
Der Purpurſchein im Weſten war verglommen; —
Ein Grillchen nur zirpt' in dem bunten Mohn.
Da trat Alphons, wie er ſich vorgenommen,
Zum Hüttchen hin. — Mit liebeweichem Ton
Bat rührend er, wie leiſes Geiſterwehen
Nur um die Gunſt: ſie eines Blicks zu ſehen.

Er ſang ſo zart, ſo ſüße Melodieen,
Der Weſt trug treu und ſchmeichelnd ſie empor.
Dort lauſchte ſie und konnte nicht entfliehen,
Obſchon ſie wußt', daß ſie ihr Herz verlor.
In hohem Roth fühlt' ſie die Wange glühen —
Dort trat ſie ſtill, geſenkten Blicks hervor:
Der Roſe gleich, auf bunt durchblühten Auen,
So ſtand ſie da, die ſchönſte der Jungfrauen! —

Darf ich es nun in kältern Zonen wagen,
Wo man die Lieb' oft nur im Bilde kennt,
Mit wenig Worten ſchüchtern es zu ſagen,
Wie dort im Süd ein zartes Herz entbrennt,
Wenn es gerührt von ſüßen Liebesklagen
Das theure Herz, ganz ſein, mit Wonne nennt?
Nichts ſtöret dort die feſtbeſchworne Liebe —
Denn Aller Herzen huld'gen dieſem Triebe!

Wer mahlt ſie mir, die ſeel'ge Götterſtunde,
Wo Herz an Herz, und Lipp' an Lippe ſinkt,
Und hochentzückt von roſig warmem Munde
Der Glückliche des Odems Nektar trinkt?
Wer ſingt es mir, wenn durch die ſüße Wunde,
Wir Perlen rein, der Zähne Reihe blinkt?
Ein Gott vermag's, beſcheiden ſchweigt der Dichter,
Er fand ſie nicht, des Bildes Zauberlichter! —

Und eh' ſie noch ein Wort zu ihm geſprochen,
Sie war ſich ſelbſt nicht, wie es kam, bewußt;
Lag ſie entzückt, mit freudig hohem Pochen
In frommer Schuld an ſeiner keuſchen Bruſt.
So ſchnell hatt' Amor ſich an ihr gerochen —
Doch ſucht' er Rache nur in Beyder Luſt. —
Wer möchte nicht, um ſolche ſüße Freuden,
Der Sehnſucht Schmerz — der Liebe Qualen leiden?

Doch ach! Alphons, er konnte ihr nichts bieten,
Als nur ein Herz, das treu für Tugend ſchlug,
In dem ſtets hoch Gefühl und Ehre glühten,
Die er mit Gott im tiefſten Buſen trug,
Das, wenn auch nicht des Glückes Roſen blühten,
Doch ſich erhob zu hehrem ſchönem Flug.
Dieß hatte ſie, die holdeſte der Feen,
In zarter Huld vom Strahlenthron geſehen.

Haſt du nun ſchon in freundlich ſanfter Milde
Den Schwan erſchaut, der durch die Wellen zieht;
Wenn hell der Mond ins blaue Fluthgefilde
In lauer Nacht vom heitern Himmel ſieht?
So rein — ſo leicht — ſchwamm auch das Huldgebilde
Durch Luft und Licht, von Sternen hold umglüht!
Und wie ein Blatt, vom loſen Weſt getragen,
So ſank er ſanft, der Göttinn goldner Wagen.

Sie ſtieg heraus, ein Kranz von Hyacinthen
Umſchlang ihr Haar, das ſchön in Locken fiel;
(Nur Götterkunſt kann ſolche Kränze winden,
Ihr iſt ja ſelbſt das Schwere — leichtes Spiel.)
Sie mochten auch ihr hohes Glück empfinden,
Denn o! es ſchien, als hätten ſie Gefühl,
Und hegten ſtets das immer neue Streben
Nur ſüßen Duft und Wohlgeruch zu geben.

O! könnt' ich doch die hellſten Farben wählen,
Und fänd' ich ſchnell dazu den würd'gen Laut,
Mit Wahrheit es, mit Feuer zu erzählen,
Wie ſchön ſie war, wie zaubervoll gebaut;
Doch darf ich nicht die Ohnmacht hier verhehlen,
Denn wer hat je das Göttliche erſchaut?
So magſt du ſelbſt, die ſchönſte Form dir denken
— Und dann den Blick zum Hüttchen wieder lenken.

Dort ſaß Alphons ſüß träumend an der Quelle,
Die, murmelnd, hier das Gärtchen halb umfloß;
Nicht merkt er nun die ungewohnte Helle,
Die ſich auf ihn und jeden Strauch ergoß!
Er ſah es nicht, wie gaukelnd die Libelle
Vom Glanz erwacht, ſich wiegt' auf Blüth' und Moos.
Er dacht' an ſie — und alle Bilder ſchwanden
Im Zauberſchein — er lebt' in ſchönern Landen!

Da weckt' ſie ihn aus ſeinen goldnen Träumen!
Mit holdem Blick, mit ſchmeichelnd ſüßem Ton
Entrückt ſie ihn den ſelbſtgeſchaffnen Räumen,
Indem ſie ſprach: „Erwache, lieber Sohn!
„Nicht wirſt du fort dein höchſtes Glück verſäumen,
„Wenn du nicht ſprichſt der Göttinn frevlen Hohn.
„Die That nur kann den Mann vor ihr bewähren,
„Durch ſie nur kann das Kräft'ge ſich erklären."

Wilhelm Schultheis.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Seit jener Zeit hat die Sitte, in den Kirchen zu begraben, fortgedauert, und immer weiter um ſich gegriffen. In einigen Gegenden ſind Kirchhöfe gar nicht gebräuchlich, und wenn die Kirchengewölbe voll ſind, ſo werden ſie auf eine entſetzliche Weiſe geleert, wiewol ungelöſchter Kalk an manchen Orten auf die Leichen geſchüttet wird, um ihre Verweſung zu beſchleunigen. Labat beſchreibt eine Beerdigung, bey der er zu Tivoli zugegen war: Särge waren nicht gebräuchlich, weil für ſie der Platz nicht hinreichte; als das Gewölbe geöffnet wurde, um die Leiche einer Frau einzuſenken, lag der Körper eines Mannes oben auf über den andern, die ſo dicht gepackt waren, daß der oberſte das Grab füllte, und dicht den Leichenſtein berührte. Der Beccamorto (Todtengräber) und ſeine Gehülfen

berathſchlagten, ob ſie das Gewölbe ſchließen und ein anderes öffnen ſollten, ſie wuſſten aber, daß überall die Räume voll waren, da eine ungewöhnliche Sterblichkeit in dieſem Jahre geherrſcht hatte, und ſuchten daher durch Zuſammenpreſſen Platz zu gewinnen, wiewol ſich durch die Operation ein ſo giftiger Qualm entwickelte, daß dieſe rohen Menſchen ſelbſt die Kirche verlaſſen und den unerträglichen Dunſt ſich verſtiegen laſſen muſſten, ehe ſie den Stein wieder einſetzen konnten.

Wenn in England auch eine ſolche Unanſtändigkeit nie geduldet würde, ſo iſt es doch in den größern Städten, und ganz beſonders in London ſelbſt, ſchwerer geworden, für die Todten Platz zu finden als für die Lebendigen. Die Kommiſſarien wegen Verbeſſerungen in Weſtminſter gaben beym Parlamente 1814 einen Bericht ein, „daß der Margarethenkirchhof nicht länger als Begräbnißplatz dienen könne; denn mit der größten Schwierigkeit ſey für Fremde ein leerer Platz zu finden und die Familiendegräbniſſe hätten nur noch einen Platz.“ Auf vielen Kirchhöfen iſt der Boden mehrere Fuß höher, geworden als die Straße dicht an, wegen der fortdauernden Häufung der Maſſen, und auf andern wird der Grund erſt förmlich mittelſt eines Bohrers geſondet, ehe man ein Grab öffnet! Viele Tonnen Menſchenknochen werden jährlich von London nach Norden verſandt, wo ſie in beſondern Mühlen zerrieben und als Dünger ſehr geſucht werden. Doch bey allen dieſen Aufräumungen wächſt die Zahl der Todten in einem ſo ſchrecklichen Mißverhältniß zu dem ihnen angewieſenen Raume, daß die Frage ſchon aufgeworfen worden iſt, ob ein Todtengräber nicht eiſernen Särgen die Aufnahme verweigern müſſe, da die Todten durch dieſe ein Lehnrecht an den Grund, der nur für eine Anzahl Jahre bewilligt wurde, erhalten! Zu Shields und Sunderland hat man einen ſonderbaren Ausweg getroffen. Die Schiffe, welche nach dieſen Häfen mit Ballaſt zurückkehren, wuſſten lange nicht, wo ſie denſelben auswerfen ſollten, und hatten bisher für den Platz bezahlen müſſen. Da nun die Begräbnißplätze voll waren, ſo hielt man dafür, daß Ballaſt daſelbſt nützlich ſeyn würde, und es iſt daher dergleichen auf die gegenwärtigen Gräber zu ſolch einer Höhe aufgeſchüttet worden, daß jezt in dem neuen Boden eine zweyte Reihe Gräber gegraben wird.

Vor funfzig Jahren ſagte ein franzöſiſcher Schriftſteller, daß die Beerdigungskoſten in London durch die Nothwendigkeit, die Gräber tief auszugraben, um ſie vor den Chirurgen zu ſichern, ſehr zugenommen haben. Der Antiquarius Ames ließ ſich daher auf dem St. Georgskirchhofe, nach Oſten hin, in, was man Jungfernerde nennt, zu einer Tiefe von acht Fuß und in einem ſteinernen Sarge beyſetzen. Dennoch herrſcht ein Vorurtheil gegen neue Kirchhöfe. Niemand ward auf den St. Georgskirchhof Queen Square beerdigt, bis der bekannte religiöſe Schriftſteller Nelſon den Anfang machte, und ſeine fromme Sinnesart zog auch Andere dahin. Das Volk will gern in Geſellſchaft und in guter Geſellſchaft ruhen.

Evelyn bedauert ſehr, daß man nach dem Feuer in London dieſes Unglück nicht benuzt habe, die Stadt von ihren Beerdigungsplätzen zu befreyen und eine Necropolis außerhalb der Mauern anzulegen. „Ich muß es beklagen, ſagt er in ſeiner Silva, daß, da dieſe geräumige Fläche ſo lange eine tabula rasa war, die Kirchhöfe nicht nach den nördlichen Ringmauern der Stadt verlegt wurden. Hier hätte ſich ein meilenlanger und verhältnißmäßig breiter Raum zum allgemeinen Friedhofe für alle Sprengel geeignet, durch entſprechende Abzeichen unterſchieden, mit Baumgängen, dieſe wieder mit Monumenten und Inſchriften geziert, beſtimmt zu Betrachtungen und zum Gedächtniß an die Todten. So wäre das weiſe und vortreffliche Geſetz der zwölf Tafeln wieder hergeſtellt worden.“

So armſelig auch London mit Begräbnißplätzen verſehen iſt, ſo war doch Paris ehedem noch viel ſchlimmer daran. Viele Jahrhunderte hindurch hatte es nur einen Kirchhof, den des h. Innocenz, urſprünglich ein Theil der königl. Domainen, außerhalb der Walle, und von einem der erſten Könige Frankreichs den Bürgern als Begräbnißplatz zu einer Zeit eingeräumt, als Beerdigungen in der Stadt noch verboten waren. Philipp Auguſt ließ ihn 1186 mit hohen Mauern einfaſſen, und Nachts wurden die Thore verſchloſſen. Ungefähr 40 Jahre ſpäter erweiterte ihn der Biſchof von Paris, Peter von Nemours, und ſeit der Zeit iſt er nicht vergrößert worden. Die Art, wie man die Todten hier zuſammenpackte, wird folgendermaßen von dem alten Poeten Jean le Ferre, welcher während der Regierung Carls V. lebte, gar ſeltſam beſchrieben:

Car Atropos la male gloute
Je ne veuil pas qu'elle me boute
Avec ceulx de Saint Innocent;
Quatre-vingt-dix-neuf ou cent
On met tout ensemble sans faille;
Ils pourront bien faire bataille
Au jour qu'ils ressusciteront.

1440 erhöhte der Biſchof von Paris, Denis des Moulins, die Begräbnißkoſten, das Volk murrte und verſchwor ſich, ſo daß vier Monate lang Niemand ſich daſelbſt begraben ließ, für welche Rache der Biſchof ſie alle excommunicirte. Doch muß der Streit nicht lange gewährt haben, denn die Zahl der Todten nahm ſo zu, daß die Bewohner des nahliegenden Quartiers Beſchwerde führten über die Verpeſtung der Luft und die Verunreinigung des Waſſers, und es würden Maßregeln zur Aufräumung getroffen worden ſeyn in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, wären nicht Streitigkeiten zwiſchen Biſchof und Parlament dazwiſchen gekommen. Um dem Begräbnißplatze den Kredit zu erhalten, wurde ihm eine Wunderkraft, in der kurzen Zeit von neun Tagen den Körper zu verzehren, zugeſchrieben, wie uns Hentzner erzählt, wenn er den Platz beſchreibt als sepulchrorum numero et scelestis admirandum.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, im November.

In dieſem Monate wurden wir zum Erſtenmal durch die Darſtellung der Albaneſerinn auf der hieſigen Bühne erfreut. Ein Produkt der Art wird, bey der Unbe- ...ntſchaft mit dem Manuſcript, und nach einer einzigen, zum ...eil unvollkommenen Darſtellung, ſeinem ganzen Werthe nach ſchwerlich richtig beurtheilt werden können. Wir erlauben uns daher, unſere Anſicht über dieſes neue Geiſtes-Erzeugniß des Hrn. Müllner, in ſo weit nur zu entwickeln, als wir bis dahin fähig waren, daſſelbe im Allgemeinen aufzufaſſen und zu würdigen.

Der Fluch eines Sterbenden und die Verwirklichung dieſes Fluches, im Gegenſatz menſchlicher Anſtrengungen, mögen die Grundgedanken dieſer Tragödie ſeyn. — Entfernt von der Idee des Schickſals oder der Prädeſtination der Alten, ſehen wir in dieſem Trauerſpiel kein nachkommendes Geſchlecht wegen früherer Miſſethat von der Ate verfolgt; ſehen wir daſſelbe nicht im rühmlichen Kampfe mit dem Verhängniß, in der Beſiegung noch groß, endlich unterliegen. Hier iſt es ganz anders. Bey dem Fluche des ſterbenden Camaſtro wird der Aberglaube des Mittelalters ſichtbar. Da war es, wo eine ſolche Verfluchung, aus dem Munde eines ſterbenden Miſſethäters, ſogar das abergläubiſche Volk in zitternde Bewegung ſetzen konnte; wo in banger Furcht daſſelbe alsbald zu büßen begann, und, von geldgierigen Dienern der Kirche, (welche dem Aberglauben ihrer beſonderen Zwecke wegen huldigen lehrte), freygebig bezahlten Ablaß der Sünden begehrte. Dieſe Zeit der Unwahrheit, ſollte uns nur mit ihrem Unfug vorgerückt, nie mit ſchönen Bekleidungen behängt, mit edleren Farben bemahlt, neuerdings aufgetragen werden! — Dieſem Aberglauben gemäß muß die Verfluchung des Camaſtro, gegen alles menſchliche, gegen alles göttliche Recht, in Erfüllung gehen. Typhon hat ſich ein Opfer erſehen, und es muß fallen! — Liebe! chriſtliche Bruderliebe! der höchſte Edelmuth! werden vergebens verſchwendet; damit dem Aberglauben gefröhnt werde. Camaſtro hat ſterbend es geſagt, und eben darum müſſen beyde Brüder ſo traurig untergehen.

Es lieſſe ſich auch eine andere Anſicht, über das unabwendbare, tragiſche Schickſal der Brüder gewinnen, welche vereinbarer mit unſerem Glauben, vielleicht auch diejenige des geehrten Herrn Verfaſſers geweſen ſeyn mag. Der ſogenannte, weiſe Baſil, wäre nach derſelben ein Menſch, welcher die Wahrheit der reinen Chriſtus-Religion verkennend, ſich zu jener myſtiſch-religiös-poetiſchen Sekte hinneigte, die ihren Unfug immer getrieben hat, und welche ſich auch in unſerer Zeit wieder gar laut bemerklich macht. Baſil, unklar, zweifelnd, myſtiſch, wie er ſich in der Unterredung mit dem Arzte zeigt, huldigte ſchon dem Aberglauben, da er die Verwirklichung der Verwünſchungen des ſterbenden Camaſtro als gewiß annahm. Hier fiel er ſchon von Gott ab. Was er zur Vermeidung des gefürchteten Uebels that, geſchah im Unglauben. Die Kunſtſtücke, welche er bey der Erziehung ſeiner Kinder anwendete, waren gegen den Gang der Natur. Er führte durch dieſelben herbey, was außerdem nie geſchehen wäre. Endlich wurde und muſſte er geſtraft werden, da er ſeinen Glauben an Gott mehr und mehr verloren, und ſich zuletzt menſchlicher Spitzfindigkeit allein hingegeben hatte.*) — — —

Die Bearbeitung des Stoffes iſt mehrentheils muſterhaft. Die Charaktere ſind genau und richtig gezeichnet; die gewählten Bilder faſt immer groß und edel; Diktion iſt vortrefflich. Nicht überſehen darf man die richtige Würdigung des Klima mit ſeinem Einfluß auf die handelnden Perſonen. Die Gluth der Leidenſchaften; die gaukelnde Phantaſie, tragen den ſüdlichen Charakter. — Im Ganzen ſcheinen Shakeſpeare und Calderone uns in dieſer Tragödie, mehr als in jeder früheren deſſelben Verfaſſers, Muſterbilder für denſelben geweſen zu ſeyn. — Bey dieſer Anerkennung des Verdienſtes des geiſtreichen und talentvollen Dichters, vergönnen wir uns, dasjenige nicht mit Stillſchweigen zu übergehen, was, bey Zeichnung der Charaktere, uns nicht in Einklang mit dem andern zu ſtehen ſcheint. Es betrifft dieſes einige Züge in den Charakteren der Albaneſerinn und des Enriko, welche ihrer übrigen Weſenheit entgegen zu ſtehen ſcheinen. Die Albaneſerinn ſollte, nach unſerem Dafürhalten, ſo männlich und geiſtig, wie ſie ſich erzogen wiſſen will, wenigſtens den Gedanken faſſen, durch freywillig gewählten Tod dem Bruderzwiſte zuvorzukommen. Wir würden wirklich dieſen Ausgang des Trauerſpiels jedem anderen voranſetzen, wenn wir nicht wollen müſſten, daß Baſil wegen ſeines Unglaubens härter beſtraft werde. Daß jener Gedanke aber der männlichen Frau ganz fern bleibt, halten wir für nicht übereinſtimmend mit ihrem Charakter. — — Was den Enriko betrifft: ſo können wir bey ihm den Gedanken des Brudermords nicht einmal möglich glauben, und doch ſpricht derſelbe hier den Gedanken ſchon aus. Jede menſchliche Tugend wäre ein Gaukelſpiel, wenn bey einer ſolchen Liebe, bey einem Edelmuthe, als bis dahin Enriko zeigte, der Teufel ſobald Spielraum gewinnen könnte. Hier fehlt jeder Uebergang von Gott zum Teufel; und das iſt pſychologiſch unrichtig.

Soviel für heute von der Albaneſerinn als poetiſches Kunſtwerk.

(Der Beſchluß folgt.)

München, den 1. Nov.

Seit einem Monate erſcheint bey uns eine Allgemeine Literatur-Zeitung, die für Baiern ein doppeltes Bedürfniß iſt, weil erſtens dieſes bedeutende Königreich ſeit dem Aufhören der Oberdeutſchen Literatur-Zeitung keine gelehrte Zeitung aufzuweiſen hatte, und weil zweytens die theologiſche Literatur-Zeitung, die Herr v. M***l in Landshuth als Fortſetzung der Felder'ſchen Zeitung herausgibt, in einem Geiſte verfaſſt iſt, wie das berüchtigte Journal de Trevoux und die ehemaligen Augsburger Jeſuiten-Blätter. Es hat, wie wir hören, ein Kern von einigen 50 wackeren Baiern ſich gebildet, um die Ehre ihres Vaterlandes zu retten, und in der gelehrten Welt ihre Stimme mit Beſcheidenheit und Würde hören zu laſſen. Die gute Aufnahme, die dieſe Blätter in Baiern finden, läſſt ihr Gedeihen auch dann hoffen, wenn das übrige Deutſchland ſich, bey der Menge ähnlicher Journale, die es beſizt, weniger für dieſelben intereſſirte, als ſie es vielleicht verdienen. Den Verlag dieſes Journals übernahm eine der thätigſten und ſolideſten Buchhandlungen in München, die Fleiſchmann'ſche, und Redakteur iſt der Sohn des verdienten ehemaligen Profeſſors Müller in Göttingen, Hr. F. J. Müller.

*) Dem Einſender ſcheint ein Hauptumſtand bey ſeiner Kritik entgangen zu ſeyn, der dieſelbe weſentlich geändert haben würde. Soviel wie uns nämlich aus der Darſtellung erinnern, ſo hat Baſil den Camaſtro unſchuldig hinrichten laſſen, und dieſer ſprach auf dem Blutgerüſte im Gefühl des erleidenden Unrechts jene Verwünſchung aus, die Baſil blos auf menſchlich kluge Weiſe umgehen oder vereiteln wollte, und ſo muſſte es dann kommen, daß der ſchwache Sterbliche — der verachtend die göttliche Gerechtigkeit, ihr nicht durch Reue und Anerkennung ſeines Unrechts Genüge zu leiſten, ſondern den angedrohten Folgen blos durch die Mittel ſeines Verſtandes auszuweichen ſucht, — das er dieſe ſelbſt herbeyführt.

Nro. 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. December 1819.

Mir iſt kein Potentate gleich
In allen ſeinen Staaten,
Der Kirchhof iſt mein weites Reich,
Mein Zepter dieſer Spaten.
Fürſt ſey er, oder Unterthan,
Reich ſey er oder edel,
In mein Gebiet kommt alles an
Und beugt mir ſeinen Schädel.

Shakeſpear.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Die Beerdigung auf dem Kirchhofe des Innocens geſchah auf eine höchſt unanſtändige Weiſe, nicht in einzelnen Gräbern, ſondern in gemeinſchaftlichen Gruben. *) Ich wundere mich, ſagt Philipp Thickneſſe in ſeinen Briefen aus Paris, daß, wo eine ſo unendliche Menſchenmaſſe auf einem ſo engen Raum beyſammen lebt, ſie es leidet, daß ihre Todten auf ſolche Weiſe und noch dazu in der Stadt begraben werden. Es gibt in Paris Todtengrüfte von einer ungeheuern Größe und Tiefe, wo die Todten dicht aneinander gelegt werden, ohne Erde dazwiſchen oder darüber, bis die Grundlage voll iſt, dann und erſt dann wird eine dünne Erdſchichte darüber gedeckt, bis Lage auf Lage und Todter bey Todten, die Grube mit einer Maſſe menſchlicher Fäulniß angefüllt iſt, hinreichend, um eine Peſtilenz zu Weg zu bringen. Zwar ſind dieſe Plätze mit hohen Mauern eingefriedigt; darum wird aber doch die Luft ſicher nicht beſſer. Die Begräbniſſe in den Kirchen werden oft Prieſtern und dem heranſtrömenden Volk tödtlich; aber Jedermann iſt in Paris zu voll Leben, als daß eine Seele an den Tod denken könnte.“ Thickneſſe iſt in einem Punkte irrig — zwiſchen den Lagen der Särge ward keine Erde gelegt, dieſe wurden vielmehr in Gruben, dreyßig Fuß tief und zwanzig im Quadrat, dicht über einander gepackt, und erſt wenn eine ſolche Grube ganz voll war, wurde ſie mit einer nur einen Fuß dicken Erdlage bedeckt. Dieſe fosses communes wurden in 30 oder 40 Jahren einmal geleert, und die Gebeine in dem ſogenannten Grand Charnier des Innocens beygeſezt, einer gewölbten Galerie, die um den Begräbnißplatz umherlief und als Werk der Frömmigkeit zu verſchiedenen Zeiten von verſchiedenen Bürgern erbaut worden war, deren Namen und zuweilen auch das Wappen daſelbſt an den Stellen, die ſie angelegt hatten, zu ſehen waren. Als eine von dieſen Gruben, welche zweytauſend Leichen enthalten ſollte, 1779 geöffnet wurde, übergaben die Anwohner der benachbarten Straßen dem Generaldirektor der Polizey ein Promemoria, worin ſie vorſtellten, daß der Grund des Kirchhofs um acht Fuß höher als die Straßen und die Dielen der anliegenden Häuſer ſey, und daß bedenkliche Folgen davon bereits in den Kellern mehrerer Häuſer verſpürt worden wären. Das Uebel hatte jezt ſeinen höchſten Grad erreicht. Der lezte Todtengräber, François Pontraci, hatte, nach ſeinem eigenen Regiſter, in weniger als 30 Jahren über 90,000 Körper auf dem Kirchhofe beygeſezt; mehrere Jahre hindurch war die Durchſchnittszahl der Beerdigungen nie unter 3000 geweſen, und von dieſen hatten nur 150 bis 200 aufs höchſte, beſondere Gräber gehabt, die übrigen lagen in gemeinſchaftlichen Gruben, die in der Re-

*) Die Alten dachten hierin anders wie wir. Bey ihnen war ein ſolches gemeinſchaftliches Grab ehrenvoll. Jene Spartaner, die bey Thermopylä den Tod fürs Vaterland ſtarben, deckte Ein Hügel, im Alterthum hoch gefeyert. Tacitus Annal. 1, 62 erzählt daſſelbe von den Gebeinen dreyer römiſcher Legionen. D. W.

Digitized by Google

gel 12 bis 1500 faſſten! Es ward ausgerechnet, daß ſeit den Zeiten Philipp Auguſts 1,200,000 Körper daſelbſt begraben wurden, und man hatte den Platz als Kirchhof ſchon viele Jahre vorher benuzt.

Vor der königl. Akademie der Wiſſenſchaften wurde 1783 eine eigene Abhandlung über dieſen Gegenſtand von Cadet de Vaux verleſen, welcher das nützliche Amt eines Inspecteur Général des Objets de Salubrité verſah. Endlich wurde denn nach dem Beſchluſſe des Staatsraths von 1785 und einem entſprechenden Dekrete des Erzbiſchofs der Kirchhof in einen Marktplatz verwandelt, und die Leichen und Knochen nach der Plaine du Mont Rouge hingeſchafft, welches merkwürdige Unternehmen die königl. mediciniſche Sozietät leitete. Bekanntlich wurde damals die unter dem Namen **Adipocire** bekannte Subſtanz wiſſenſchaftlich wieder entdeckt — wir ſagen wieder entdeckt, weil ſchon Sir Thomas Brown die Exiſtenz dieſer Materie, und Lord Bacon eine Art, ſie zu bereiten, wuſſten — und wiſſenſchaftlich, weil den Todtengräbern in Paris und eben ſo den untern Volksklaſſen der Umgegend die Thatſache ſelbſt ſchon lange nichts Neues mehr war. Wir erinnern uns noch ſehr wohl des unter ihnen vorhandenen Vorurtheils gegen den mediciniſchen Gebrauch von Spermaceti, ehe die Entdeckung zu Paris gemacht war, weil ſie es für Fett todter Menſchen hielten. Zu Paris glaubte man, daß dieſe Verwandlung nur in den gemeinſchaftlichen Gruben, wo die Todten in Maſſen lägen, vor ſich ginge, aber es iſt erwieſen, daß ſie auch in einzelnen Gräbern möglich iſt; es läſſt ſich aber wohl denken, daß der Proceß anſteckend iſt,*) und es iſt nicht zu bezweifeln, daß ſich aus der ſchrecklichen Anhäufung der Leichen auf dem Kirchhofe des Innocens noch viel ſchlimmere Folgen entdeckt haben würden, hätten die Körper nicht jene Verwandlung erlitten.

Man wandte alle Sorgfalt an, um das auf jeden Fall Schauder erregende Geſchäft des Todtentransports ſo wenig anſtößig zu machen, wie möglich. Tag und Nacht wurde fortgearbeitet mit Ausnahme der heißen Monate, die eine Unterbrechung nothwendig machten. Die lezten Reſte wurden zum Theil mit Gepränge, die getrennten Gebeine mit ſo anſtändiger und religiöſer Behutſamkeit fortgeſchafft, daß die heilige Ehrfurcht des Volks für den Platz unverlezt blieb. Die nächtlichen Scenen, wo das Werk bey dem Scheine von Fackeln und Pechpfannen gefördert wurde, ſollen höchſt erſchütternd geweſen ſeyn — Kreuze, Grabmäler, niedergeriſſene Gemäuer, Grüfte und Särge — und die Arbeiter umher ſich bewegend wie Geſpenſter in der düſtern Beleuchtung unter einer Wolke von Rauch. Mehrere dieſer Scenen wurden von Robert und andern ausgezeichneten Künſtlern verewigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Hierin irrt der Verfaſſer; der Prozeß gehörig beachtet, iſt gar nicht anſteckend.

Des Grafen Eſſex Empörung und Tod.

(Beſchluß.)

Wie Cobham ſich angeklagt ſah, verſicherte er, ungeachtet er Graf Eſſex Ehrgeiz für verdammlich halte, habe er keinen perſönlichen Haß gegen ihn gehegt. „Ich hätte, antwortete Eſſex, meine eine Hand darum gegeben, um einen ſo verläumderiſchen Menſchen von der Königinn zu entfernen.“ Darauf beſchuldigte er Robert Cecil, geſagt zu haben, daß er die Anſprüche der Infantinn von Spanien an den engliſchen Thron für ſo gegründet halte, wie irgend Andre auch. Cecil forderte ihn zu Beweiſen auf; der Graf muſſte aber widerrufen. Mit mehr Recht beſchuldigte er Francis Bacon, ſeinen Freund und edeln Gönner verrathen zu haben, ſeinen geäußerten Grundſätzen untreu zu werden und ihn im Unglück zu verlaſſen. Wirklich iſt das ein Makel in dem Andenken dieſes berühmten Mannes, ja es iſt vielleicht die niederträchtigſte Handlung dieſer an Niederträchtigkeit unter den Staatsmännern ſo reichen Regierung. Die öffentliche Meinung muß auch fortgefahren haben, Bacons Betragen gegen Eſſex zu tadeln, denn wir finden, daß dieſer nach mehrern Jahren für nöthig erachtete, eine ſehr ſorgfältig ausgearbeitete Vertheidigung bekannt machen zu laſſen, die durch viele hiſtoriſche Einzelnheiten anziehend iſt, ihn aber keineswegs rechtfertigte.

Graf Southampton verſicherte ſeine Ergebenheit gegen die Königinn; die Freundſchaft für Eſſex habe ihn hingeriſſen. Seine Offenheit, ſeine Beſcheidenheit gewannen ihm alle Richter, doch nach einer eilfſtündigen Sitzung ward ſowol er, als Eſſex, ſtrafwürdig gefunden. Southampton beſchwor ſeine Richter, ſich für ihn bey der Königinn zu verwenden. Eſſex verband ſeine Bitten, um das Leben ſeines Freundes mit den ſeinigen — denn er ſelbſt, ſagte er, wünſche nicht zu leben; doch wollte er auch nicht ausſehen als verachte er die Gnade, welche ihm die Königinn ertheilen konnte; nur glaubte er, ſie nicht demüthig erbitten zu müſſen. Er hoffte, ungeachtet die Geſetze ihn verdammten, würde ihn doch ein Jeder in ſeinem Gewiſſen freyſprechen.

Eſſex war immer gottesfürchtig; er war immer mit achtungswürd'gen Geiſtlichen in Verkehr geweſen; wie er ſein Ende nahen ſah, gab er ſich ihnen in die Hände und verſprach ihnen blindlings zu folgen. Für ſein politiſches Betragen muſſte er ſich eine ganz beſondre Täuſchung machen, ſeine Empörung bereuete er keineswegs; indem er ſeine perſönliche Feinde angriff, hatte er, wie er ſagte, das Land, das ſie unterdrückten, von ihnen befreyen wollen. So glaubte er noch obendrein, auf die Dankbarkeit ſeiner Mitbürger Anſpruch machen zu können. Dr. Doven gelang es nicht, ſeine Anſichten zu ändern. Wie es ſchien hatte Dr. Aſhton von der Regierung den Auftrag, des Grafen Anſichten, wo möglich, zu mildern. Ein gleichzeitiger Schrift-

ſteller ſchildert dieſen Aſhton als einen ſchüchternen, niedrigen, käuflichen Mann. Er ſtellte Eſſex vor, daß ihm kein Mittel blieb, ſein Verbrechen abzubüßen, als der Verrath aller ſeiner Mitſchuldigen; er ſchreckte ihn durch die Beſchreibung der ihm drohenden Qualen auf, wenn er in ſeinem Stillſchweigen beharrte, und brachte den Grafen dahin, Robert Cecil und einige Geheimeräthe zu ſich einzuladen, um ſeine Geſtändniſſe zu empfangen. In dieſer Unterredung ſezte er ſeine Gewiſſenhaftigkeit darein, Alles zu ſagen; er übergab die Briefe des Königs von Schottland, verrieth ſeine innigſten, ergebenſten Freunde, Leute, die er hingeriſſen hatte und denen Ehrgefühl nachher Stillſchweigen über ſeine Plane auferlegt hatte.

Während der Criſis dieſer Empörung hatte Eliſabeth ihre gewöhnliche Geiſtesſtärke bewieſen. Wie man ihr Eſſex Einzug in die Stadt berichtete und aus Irrthum hinzuſezte, daß ſich das Volk zu ſeinen Gunſten zuſammenrottete, ſchien ſie, ſagt Cecil in einem Brief an Sir Robert Carew, nicht betroffner, als gelte es einen Auflauf in Fleet-ſtreet. Wie aber dieſer ſo geliebte Mann von den Pairs einſtimmig verurtheilt war, und die Vollziehung des Richterſpruchs von ihr allein abhing, gerieth ſie in quälende Ungewißheit. Das Andenken von ihres Verwandten, des Grafen, Tugenden, Talenten, Dienſten, Annehmlichkeiten, ward lebhaft aufgeregt, ſie warf ſich die gegen ihn bezeigte Härte vor, weil ihn dieſe vielleicht aus Gefühl erfahrner Unbilligkeit zur Empörung verleitet hätte. Nachſicht, meinte ſie jezt, hätte ihn vielleicht zur Pflicht zurückgeführt — die Neigung für ihn, welche noch im Grund ihres Herzens lebte, ſprach für den Strafbaren. Allein Eliſabeth war von Natur ſtreng; die Undankbarkeit, die ſie von Eſſex erfahren, der Uebermuth, mit welchem er ſie behandelt, die Wichtigkeit ſeiner Vergehen, die durch ſeine und ſeiner Mitſchuldigen Geſtändniſſe täglich mehr entſchleyert wurden, entſchieden des Grafen Schickſal. Nach einer Unentſchloſſenheit mehrerer Tage, unterſchrieb ſie ſein Todesurtheil, dann rief ſie es zurück, doch, ihre Schwäche bereuend, erneute ſie den Ausſpruch, welcher auch den 15. Februar vollzogen wurde. In ſeinen lezten Augenblicken that die chriſtliche Demuth, die man dem Grafen gepredigt hatte, ihre Wirkung. Es war nicht mehr der wackre, hochherzige Eſſex, der Liebling der Königinn, der Günſtling der Frauen, der Abgott des Heers, nicht mehr der ſtolze Angeklagte, der die gegen ihn angebrachten Anſchuldigungen mit Hohn und Schimpf beantwortete, der ſeine Unſchuld verſicherte, ſtatt ſeine Handlungen zu rechtfertigen, der ſein Leben zu verachten vorgab, und nur für ſeine Ehre beſorgt war — es war jezt ein reuiger Sünder, der durch die Gewalt ſeines Betens und die Fülle ſeiner Geſtändniſſe Vergebung ſeiner Sünden hoffte, und ſich vorbereitete durch eine öffentliche religiöſe Handlung die Zeugen ſeines Todes zu erbauen. Es ſcheint, als habe er bey dem Schaudern des Todes ſogar ſeine natürliche Beredſamkeit verloren. Sir Robert Cecil, der ſeiner Hinrichtung zuſah, ſchrieb nachmals an einen Freund: „der Kampf zwiſchen Geiſt und Körper zeigte ſich bey ihm darin, daß er bat, man möge ihm helfen beten — da doch Niemand chriſtlicher zu beten wußte, wie er.“

Eſſex hatte gewünſcht ſeine Hinrichtung möge im Innern des Towr ſtatt finden, damit, wie er ſagte, der Zuruf des Volks ihn nicht mit falſchen Hoffnungen täuſche. Dieſes Begehren ward gewillfahrt; allein es waren dennoch an die hundert Perſonen in dem Hof, wo ſein Urtheil vollzogen wurde, zugegen. Einige waren dem Blutgerüſte ſehr nahe, unter andern Sir Walter Raleigh, der an einem Fenſter des Arſenals ſtand, wo er ſehr gut ſehen konnte, ohne vom Grafen wahrgenommen zu werden. Dieſe Neugier von Seiten eines Mannes, der den Grafen mit tödtlichem Haſſe verfolgt hatte, ward dem unerſättlichen Durſt, ſein Blut fließen zu ſehen, beygemeſſen. Das Volk, welches ſeinen Nebenbuhler mit Ueberſpannung liebte, konnte ihm dieſe Unbarmherzigkeit nie verzeihen. Wie Sir Walter einige Jahre ſpäter an eben dieſem Platz den Tod empfing, verſicherte er bey jener Hinrichtung bis zu Thränen gerührt geweſen zu ſeyn. So viel iſt gewiß, ſein Geiz benuzte dieſe Begebenheit, denn er ließ ſich ſeine Fürſprache bey der Königinn für diejenigen von Eſſex Mitſchuldigen, welche ſolche erkaufen wollten, theuer bezahlen. Was ſie Hrn. Bainham gekoſtet, hat man nicht erfahren; allein Hr. Lyttleton zahlte ihm 10,000 Pfund, um ihn bey Eliſabeth zu vertreten. Graf Southampton hatte ſein Leben Cecils Fürbitte zu verdanken; allein er blieb bis zu der Königinn Tod im Gefängniß. Kurz dauernder Verhaft und leichte Geldbußen wurden den mehrſten Verſchwornen zugetheilt. Blount, Davers, Merrik und Cuff wurden allein mit dem Tode beſtraft.

Wie Eliſabeth aus den Verhören des Grafen wahrnahm, daß er über ſeine Verhältniſſe mit Jakob VI. von Schottland viel mehr ausſagte, als ſie von ihrem feſt beſtimmten Thronfolger zu wiſſen wünſchte, ließ ſie ihm in den lezten Tagen vor ſeiner Hinrichtung befehlen, ſeiner nicht mehr zu erwähnen. Dadurch machte ſie es möglich, den Geſandten dieſes Königs, der nach Eſſex Tod ankam, mit einer Huld zu empfangen, die ihr zur Schau zu ſtellen nicht ſchwer ward, und ſie fuhr fort über Jakobs damalige Ränke ganz unwiſſend zu ſcheinen. — Man weiß, wie ſehr Eſſex Tod von der Königinn beklagt wurde; ſie nahm bald wahr, daß ſie ſich der Herrſchaft ſeiner Feinde übergeben hatte, allein ſie behauptete den beharrlichen Muth, ohne den es unmöglich iſt, ein ausgezeichneter Herrſcher zu ſeyn.

Digitized by Google

Korreſpondenz : Nachrichten.

Karlsruhe, im November.

(Beſchluß.)

Die Darſtellung dieſes Trauerſpiels auf unſerer Bühne kann im Allgemeinen eine mittelmäßige genannt werden. Ueber die Mittelmäßigkeit erhoben ſich die Herren Demmer und Meyer. Der erſtere gab den Don Mannel gut; eben ſo der leztere den Fernando. Hr. Demmer würde nichts zu wünſchen übrig gelaſſen haben, wenn er die Erzählung von den Begebenheiten des Fernando etwas vernehmlicher und langſamer geſprochen hätte. Die Richtigkeit, mit welcher übrigens dieſer denkende Schauſpieler Verſe ſpricht; ſein wohlberechnetes Minenſpiel; die edle Haltung des Körpers, und die wohlbedachten Bewegungen deſſelben, verdienen eine rühmliche Anerkennung. — — Hr. Mayerhofer ſollte den König Baſil vorſtellen, und gab uns einen polternden Alten. Welche ſeltſame Begriffe mögen manche Schauſpieler von den Erdengöttern haben, daß ſie uns dieſelben ſo unedel, ſo lärmend ungezogen, mit Füßen und Händen fechtend, darſtellen mögen? Kann Hr. Mayerhofer über den Charakter desjenigen, den er uns geben wollte, nachgedacht haben? da beſonders in der Scene mit Don Manuel, er weder König, Vater, Menſch, nur einen leidenſchaftvollen, ungebildeten Haudegen zeigte, der jeden Augenblick bereit war, mit Manuel anzubinden, wenn dieſer nur im geringſten den Tod des Fernando zu bezweifeln ſchien. Den erwünſchten Tod des Sohnes glaubte Hr. M. nicht grell genug bey dem Vater und König ſichtbar machen zu können. So ſehr wird aber ein Vater, der zugleich König iſt, ſich nicht vergeſſen, daß er den inneren, ſtrafbaren Wunſch ohne Scheu öffentlich zur Schau trage. Wenn hier etwas der Art ſichtbar werden ſoll, ſo muß es unwillkührlich, in augenblicklicher Uebereilung, dem Inneren entſchlüpft zu ſeyn ſcheinen. Obgleich der übrigens geachtete Schauſpieler ſeine Rolle ſehr gut memorirt hatte, verſagte ihm doch das Gedächtniß die Erinnerung der ſogenannten Stichwörter. Seine Mitſpieler litten hierdurch Abbruch, da er vorzeitig dieſelben öfter unterbrach. Dieſer Fehler wurde in der Scene mit Don Mannel ebenfalls beſonders bemerkbar, und vorzüglich bey dem Schluſſe der langen Erzählung, wo Manuel mit den Worten, „bey Euch gewann ich“, endigen ſollte. Hr. M. fiel aber ſchon bey „Euch“, mit ſeinem, „auch bey mir“, ein; worauf Don Manuel mit dem weiteren, „gewann ich“, recht unangenehm ſtörend ſogleich unterbrechen mußte, wenn der Sinn nicht verloren gehen ſollte. Dergleichen Fehler wären, wie wir glauben, von der Direktion ſtreng zu rügen.

Die liebliche Perſönlichkeit, und das ſchöne Organ der Mad. Neumann, werden einen gewiſſen Beyfall ihr immer zuſichern, wenn ihre Darſtellungen auch nicht immer kunſtgemäß wären. — Als Albaneſerinn fanden wir dieſe Schauſpielerinn zu ſentimental und weinerlich. — In der vierten Scene des dritten Aktes zeigte Hr. Neumann, dem die Rolle des Enrilo zugetheilt war, daß es ihm nicht an Talent mangle. Möchte, zur Ausbildung ſeines Talents, derſelbe es nicht verſchmähen, Iffland und Engel, in ihren Schriften über darſtellende Kunſt der Schauſpieler, zu ſtudieren; und möchte vor allen mit Durchleſung der Schauſpieler : Inſtruktion des Hamlet er ſogleich den Anfang machen; da gegen Deklamation, Haltung und Geſtikulation noch gar ſehr von ihm geſündigt wird. — Der Cardinal ſollte, ſeines hohen Poſtens wegen, würdevoller erſcheinen. Müllner hat demſelben überdem Gewandtheit und Feinheit beygegeben; wovon hier gar nicht das Mindeſte bemerkbar wurde. — Der Page war uns zu — — — altklug, und zu — — — laut! Sollte deſſen Kleidung auch die für ihn paſſende, und überhaupt die richtige, geweſen ſeyn?

Frankfurt a. M., den 9. Dec.

Sie haben bereits in Ihrem Blatte den Tod des uns ſo werthen und geachteten Künſtlers, Mahler Morgenſtern d. ä., angezeigt. Seine Leiche wurde von mehr als hundert Künſtlern und Kunſtfreunden im feyerlichen Zuge zur Gruft begleitet. Das Muſeum beſtrebte ſich, in einer großen Verſammlung das Andenken des Hingeſchiedenen durch eine zweckmäßige Todtenfeyer zu ehren, wobey Herr Pfarrer Kirchner, in einer biographiſchen Skizze, das Wirken und Leben des Künſtlers der Verſammlung nahe ſtellte; Hr. Dr. Georg Döring ein für dieſe Gelegenheit von ihm verfaſſtes Gedicht, des Künſtlers Heimgang vortrug, und der erſte Sekretär der Geſellſchaft, Herr Dr. Göntgen, einige kleinere poetiſche Todes-Deutungen von Herder, Salis u. A. mittheilte. Die von unſerm Orcheſter trefflich executirten Muſikſtücke waren paſſend gewählt, ſo wie die Aufſtellung der größten Theils Morgenſtern'ſchen Gemählde mit Einſicht geordnet.

Unſer Theaterweſen ſcheint ſich auf dem Wege der Beſſerung zu befinden. Mit Recht wird Dem. Bannberger als eine vortheilhafte Acquiſition gerühmt: ſie beſizt ein reizendes Aeußere, eine jugendlich klingende Stimme, gute Methode und — zählt erſt ſiebenzehn Sommer. Allein wir haben ſolcher hoffnungsvollen jungen Prima Donnen gar zu viele; nur fehlt es immer noch an einer Sängerinn, welche dergleichen Hoffnungen bereits auf eine bedeutende Weiſe realiſirt hat. Herr Hendel iſt als Held und Liebhaber für das Schauſpiel gewonnen. Die Darſtellungen dieſes Künſtlers ſind durchdacht, und nicht, wie die ſo vieler Andrer, ins Blaue hinein — gepinſelt. Daß Hr. Clauſius in Ihrem Blatte ſo ſehr herausgeſtrichen wird, hat mich ſehr überraſcht, denn, unter uns geſagt, ganz Frankfurt weiß und kann bezeugen, daß dieſer junge Mann total durchgefallen iſt. Auch wird ihm, bey einem kranken und matten Sprachorgan, das er gewöhnlich zwecklos und an der unrechten Stelle übertreibt, alle Hoffnung zur Beſſerung — wenn übrigens die hieſige Bühne im gegenwärtigen Augenblicke ſo reich iſt — abgeſprochen. Hr. Carl von München, den Frankfurts lachluſtiges Publikum bereits vor einigen Jahren in einigen Wiener Lokalpoſſen als Parapluiemacher Staberl ſo gern ſah, befindet ſich wieder hier und ſtaberlt wieder friſch darauf los. Als Staberl iſt der Mann unnachahmlich; doch dürften Wenige dieſe Unnachahmlichkeit, deren Heimath das non plus ultra der Plattheit iſt, beneidenswerth finden. Mad. Carl trat in der Mohrin von Ziegler mit vielem Beyfalle auf.

Im geſellſchaftlichen Leben iſt es ſehr ſtill und der Winter hat die Vergnügungen der Jahrszeit noch nicht herbeygeführt. Die Mitglieder des Orcheſters werden ſechs Abonnements-Konzerte geben, von denen allerdings viel Gutes zu erwarten; doch ſind fremde Künſtler, welche gewöhnlich während des Winters uns überreichlich beſuchen, bey dieſer Veranſtaltung gefährdet und mancher reiſende Virtuos dürfte deshalb wohl die alte Gaſtfreyheit vermiſſen.

Ein erſter Band der Gedichte des, bey der hieſigen deutſch-reformirten Kirche angeſtellten Kandidaten Hrn. F. W. Krummacher, iſt kürzlich bey Bädecker in Duisburg erſchienen und enthält vieles Gute, aus einem wahrhaft poetiſchen Gemüthe entſproſſen.

Räthſel.

Mein Ganzes iſt eine bekannte Stadt. Der erſte Buchſtabe iſt eine Zahl, der zweyte das Zehnfache des erſten Buchſtaben, und der dritte das Zwanzigfache des zweyten Buchſtaben.

Auflöſung der Charade in Nro. 296.
Peſtkorn.

Digitized by Google

Nro. 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. December 1819.

Es hat die Zeit den Schleyer aufgedeckt,
Die bey der ſpäten Nachwelt anzuklagen,
Die lebend man bewundert und erhob.

Müchler.

Lezte Lebensjahre und Tod der Königinn Eliſabeth von England.

(Bruchſtücke aus Miß Atkins Denkwürdigkeiten u. ſ. w.)

— — — Ein Brief des Ritter Harrington vom 9. Okt. 1601 an Sir Hugh Portman, ſtellt die Bekümmerniß in Eliſabeths Seele und die Beſorgniſſe, in welche ſie die irländiſchen Unruhen verſezten, auf das Lebhafteſte dar. Er ſchreibt: „es ſind nun ſechs Wochen, daß ich meine Kühe und Schafe verließ, um den Hof zu beſuchen, und obgleich der Augenblick die Königinn zu ſehen nicht günſtig war, bin ich doch hier gut empfangen worden. Die Nachrichten (von Irland) ſind ſchlecht und man fürchtet ſehr. Aufrichtig geſagt, fürchtete ich mich mehr vor der Königinn als vor dem Rebellen Tyrone. Hätte ich doch nie von Lord Eſſer den Titel und den Rang eines Ritters erhalten! — Sie vernachläſſigt ihren Anzug; die Unruhe untergräbt ihre Geſundheit, ſie quält ſich über die Nachrichten welche ſie aus der Stadt empfängt, und iſt ſehr ſtreng gegen die ſie umgebenden Frauen. Mir ließ ſie durch Lord Buckhorſt eine ſehr harte Botſchaft zukommen: folgendes waren die Worte, die er mir von ihr überbrachte: „ſagen Sie meinem Taufpathen, dem witzigen Mann, er ſolle fein nach Hauſe gehn. Es iſt jezt gar nicht der Augenblick, die Zeit hier zu verlieren.“ Dieſe Botſchaft machte mir ſo wenig Vergnügen, wie ihr meine Ritterſchaft gemacht hatte. Ich machte mein Päckchen und kehrte bey abſcheulichem Wetter an meinen Pflug zurück. Obgleich mein Bote ſehr ſicher iſt (durch welchen er den Brief ſendete) kann ich doch nicht mehr ſagen; allein die Verſchwörungen und die böſen Abſichten haben der Königinn Seele erbittert; ſie geht einſam in ihrem Zimmer umher, und wenn man ihr eine verdrießliche Nachricht bringt, ſtampft ſie mit dem Fuß, ja aus Wuth durchbohrt ſie zuweilen die Tapete mit ihrem roſtigen Degen. Lord Buckhorſt iſt viel bey ihr; ſeit den Unruhen in der Stadt (der City von London) iſt er faſt der Einzige, der ihr nahe kommt; und obſchon die Gefahr nun vorüber iſt, hat ſie ſeitdem immer einen Degen neben ſich liegen. Bey meiner Ankunft hatte ich ein kurzes Gehör; ſie ſagte: „führen Euch üble Rathſchläge ſo weit her, ſo möge Gott Euern Wohlſtand, den ich gegründet habe, vernichten.“ Ich erklärte mich über dieſen Punkt und machte meinen Frieden. Doch bin ich entſchloſſen, mein elendes Schloß, Kelſton, nicht mehr zu verlaſſen, aus Furcht, ich möchte, wie es einigen Andern geſchehen iſt, anderwärts ein noch viel ſchlimmeres finden. Ich will Aldborner Kaninchen eſſen, Fiſche von dem Kaufmann, den Sie mir empfohlen, Rebhühner, Haſen, und Wildpret, wenn ich deſſen bekommen kann, und die großen Geſchäfte dem überlaſſen, der ſie mehr liebt als ich....

Alles iſt in einer ſolchen Zerſtörung, daß die Königinn ſeit mehrern Tagen nicht die Kleider wechſelte; ſie ſchimpft heftig auf die, welche ihr Kummer machen; und damit erſchreckt ſie Alle, die ihr nahen, beſonders unſre ſanfte Lady Arundel, dieſe Venus plus quam venusta.“

Digitized by Google

Im Oktober 1601 (acht Monate nach Eſſex Hinrichtung) war ſie, da der Schatz leer war, genöthigt, das Parlament zu berufen. Der Einzug des Hofs war höchſt traurig; das Volk klagte um Eſſex Tod; es hatte das Vorhandenſeyn einer Verſchwörung nicht geglaubt, und ließ keinen Ton des Zujauchzens erſchallen, an das die Königinn gewohnt war, und deſſen Werth ſie zu ſchätzen wuſſte.

Das Unterhaus, welches den Aufwand, zu dem der irländiſche Krieg nöthigte, einſah, war beyſpiellos großmüthig; darauf erneuerte es aber einen Einſpruch gegen das Monopol gewiſſer Handelsgegenſtände, welches der Gebrauch der Krone ertheilte. Dieſes war ein unerträglich gewordnes Gebrechen der Zeit; Eliſabeth fand es bequem, ihre Höflinge, ohne daß es ihr das Mindeſte koſtete, durch die Abtretung dieſes vorgeblichen Monopol-Rechts zu beſolden. Sie mochte vorausſehen, daß der Ausgang der Debatte ihr ſchwerlich günſtig ſeyn könnte, ließ daher den Sprecher des Unterhauſes kommen, und befahl ihm, dem Hauſe zu ſagen, daß ſie die ihm mißfälligſten Patente vernichtet habe. Dieſe ihr von der Noth entriſſne Nachgiebigkeit wurde mit der größten Dankbarkeit aufgenommen nnd gab Anlaß zu den ekelhafteſten Schmeicheleyen. Eine ihr zu danken abgeſchickte Deputation lag auf den Knien, indeß der Redner von „der zuvorkommenden Gnade" ſprach „und der völlig verdienſtlichen Güte Ihrer Majeſtät." Sie dankte mit Huld, daß ihre getreuen Gemeinen ihr Mißbräuche, die ihr vielleicht unbekannt geblieben wären, angezeigt hätten, „denn, ſagte ſie, die Wahrheit wird den Königen, von denen die ſich ihnen nahen, weil ſie ihren Vortheil dabey finden, oftmals verhehlt."

Aus Gewohnheit, vielleicht auch aus Politik, fuhr die Königinn fort, ihre Mußeſtunden mit Zeitvertreiben, die ihr keinen Genuß mehr gewährten, auszufüllen. Sie beſuchte die Landſitze mehrerer ihrer Höflinge, allein alle Mühe, die ſie, ſich zu zerſtreuen, anwendete, war vergeblich; die Vergangenheit war nicht zu vertilgen und ihre Seele von Trauer überwältigt. Anfang Juni 1602 hatte ſie ein Geſpräch mit Hr. von Beaumont, den franzöſiſchen Geſandten, in welchem ſie ihm mit Thränen in Augen geſtand: das Leben ſey ihr zur Laſt. Sie ſprach mit ihm von Eſſex Tod, ſagte, da ſie den Ehrgeiz und die Heftigkeit ſeines Charakters gekannt, und gefürchtet hätte, er möchte ſich zu einem, ihn zu Grunde richtenden Unternehmen hinreißen laſſen, ſo habe ſie ihm in den zwey lezten Jahren oft zugeſprochen, er möge ſich darauf beſchränken, ihr zu gefallen, er möge vermeiden, ſie mit der Verachtung zu behandeln, wie er ſich ſeit einiger Zeit angewöhnt hätte, beſonders ſolle er ſich hüten, ſeine Hand an den Zepter zu legen, damit ſie nicht gezwungen werden möge, ihn nach den Geſetzen von England, ſtatt nach ihren eignen, die er als zu ſanft kenne, um ſie zu ſcheuen, beſtrafen zu müſſen; — allein alle Ermahnungen ihrer Zuneigung ſeyen nicht im Stande geweſen, ſein Verderben zu verhüten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige kurze Bemerkungen über die Bühne zu München.

Der Grund, warum dieſe Bemerkungen hier der Oeffentlichkeit übergeben werden, iſt keineswegs, um eine vollſtändige Kritik über dieſen Gegenſtand zu liefern, ſelbſt nicht einmal eine fragmentariſche, ſondern die Abſicht iſt nur die, die Meinung derjenigen zu unterſtützen, die mit edler Freymüthigkeit und Anſtand, jene in öffentlichen Blättern hier und da verbreiteten Angaben zu widerſprechen und zu berichtigen unternahmen, welche von Perſonen abgefaſſt ſind, die ſich zum alleinigen und authentiſchen Schiedsrichter über theatraliſche Gegenſtände und ihre Darſtellung auf der Bühne berufen glauben. Man müſſte aber, was man zu gut Deutſch ganz blind nennt ſeyn, wenn man einer ſolchen Kritik nicht auf den erſten Augenblick die Einſeitigkeit anſähe, mit der ſie entworfen iſt, die mit jeder Zeile nur zu handgreiflich wird; denn es ſind nicht unparteyiſche Beurtheilungen, wodurch das Gute ohne ſpeichelleckeriſche Schmeicheleyen und Unbefangenheit gelobt, und das Fehlerhafte mit anſtändiger Schonung, erforderlicher Würde, mit Ermunterung getadelt wird; nein! es ſind nur Lobeserhebungen, die ganz die Quelle bezeichnen, aus welcher ſie fließen.

Eine Kritik über Etwas, ſey der Gegenſtand auch welcher er wolle, vorzüglich aber eine Kritik über das Theater, die nur aus einer klaren wiſſenſchaftlichen Einſicht in das Weſen eines Gegenſtandes entſpringen kann, muß in aller Hinſicht frey von Anzüglichkeiten und Perſönlichkeiten ſeyn, am wenigſten ſich gar auf Dinge außer dieſer Sphäre erſtrecken; ſie muß die Darſtellung des Künſtlers nicht nach ſeinen beſondern Eigenſchaften und Beziehungen von der Seite als Menſch außer der Bühne beurtheilen; ſie muß mit Treue und Wahrheit, mit Gründlichkeit und doch mit Anſtand und anſpruchslos tadeln und loben, was zu loben und zu tadeln iſt; um den einen Theil durch übertriebnes Lob nicht ſtolz zu machen, demſelben dadurch vielleicht gar die Meinung beybringen, als ſey es nicht nothwendig ſich ferner zu bemühen, noch mehr Fortſchritte in der Kunſt zu machen, da ja die Kritiken (!!) voll von dem Lobe der *Unübertrefflichkeit* (?!!) ſind, die *vollendete* (?!!) Kunſt des Darſtellers auspredigen. Der andere Theil darf hingegen nicht durch kleinlichen, unanſtändigen Tadel, oder vielleicht nur durch eine verächtliche Erwähnung, zaghaft und muthlos gemacht werden, wodurch manches Talent, was öfters nur verborgen liegt, und nur durch größere und öftere Uebung ſich entwickeln kann, ganz vergraben wird. Man gebe nur auch dem Anfänger mehr Gelegenheit, ſein Talent

zu verſuchen, und man wird gewiß nicht ſelten die ſchönſten Anlagen entdecken. Von der Richtigkeit dieſes Satzes haben wir unlängſt das in ſehr hohem Geade befriedigende Beyſpiel an Herrn Jermann als Rudolph in der Banditenbraut erlebt, den er mit meiſterhafter Ausführung gab, und dadurch ſeinem vortrefflichen Lehrer, dem verdienſtvollen Herrn Veſpermann viel Ehre machte.

Eine Kritik alſo über die theatraliſche Darſtellung darf nicht den gehäſſigen Stempel an ſich tragen, daß man nur eine Perſon, einen Künſtler, ſey er nun ſchon vollendeter oder erſt angehender, auf Koſten anderer erheben will, und dieſe Erhebung ſogar mit unverkennbarer Zärtlichkeit ausmahlt, ſo daß man ſogleich auf eine nähere Verbindung des Künſtlers und des Kritikers zu ſchlieſſen berechtigt iſt; ja man möchte faſt ſagen, nicht allein auf eine geiſtige Verbindung, auf ein harmoniſches Uebereinſtimmen ihrer intellektuellen Anſicht über das Weſen, über den Charakter des Stückes, ſondern ſogar auf ein phyſiſch animaliſches Uebereinſtimmen der Geſinnungen. Durch eine ſolche Kritik muß man nicht die ohnehin bey den Theatern eingeriſſene und im höchſten Grade wüthende Peſt der Chikane und Kabale begünſtigen, die nur den Ruin der Kunſt herbeyführen muß. Nur durch eine vorurtheilsfreye Schilderung muß man den Künſtler-Verein, von aller Selbſtſucht und Egoismus frey, zu einem innigen gemeinſamen Streben zu verbinden ſuchen, um dadurch, durch allſeitige Kraftanſtrengung und liebevolles Beſtreben ſich gegenſeitig nach beſten Kräften zu unterſtützen, die Kunſt auf ihren höchſten Gipfel zu bringen. — Ein ſolches Streben des Kritikers findet man in der jetzigen Epoche leider nur zu ſelten; man wird nur zu oft die Erfahrung machen, daß jeder junge Mann, der nur einigen Aufſchwung des Geiſtes in ſich fühlt, ſich auch ſogleich zum Kritiker dramatiſcher Gegenſtände berufen glaubt, wobey ſich nicht allzuſelten zu viel Phantaſie, wohl gar zuweilen Sinnlichkeit, wenn auch eine höhere, mit einmiſcht; ja ſelbſt hierbey nicht ſtehen bleibt, denn nicht allein genug, daß er oft den Zweck einer ſolchen Kritik verfehlt, erlaubt er ſich auch oftmals über andere anerkannt gute Schriften, mit ſcharfen und nicht zu rechtfertigenden Ausdrücken, das Reſultat ſeiner durch die Brille mit Befangenheit gemachten Reflexionen niederzuſchreiben und dem Publikum als ein Evangelium mitzutheilen, wodurch er nicht ſelten ein ſehr dunkles Licht auf ſeinen ſonſt hellen Verſtand wirft. — Solche Kritiken, die mit Beyſeiteſetzung aller Aeſthetik zuweilen abgefaſſt ſind, alſo nur ein fragmentariſches und deßhalb unſicheres Raiſonnement enthalten, weil ſie eben meiſt auf Perſönlichkeiten ſich gründen, ſind jezt vorzüglich an der Tagesordnung, und erlaubt ſich ein Unbefangener gegen einen ſolchen Kritikaſter mit Gründlichkeit etwas zu ſagen, ſo wird mit Sarkasmen gegen ihn zu Felde gezogen. Frage man aber jeden rechtlichen Mann, wozu ſollen ſolche Kriege führen, wobey allemal der Beſcheidene verlieren muß? Betrachte man die hieſige Bühne, und man wird den Erfolg ſehen, den ein ſolches Kabale- und ränkevolles Rivaliſiren nach ſich zieht und gezogen hat; denn es iſt doch wahrlich zu bedauern, daß bey einem ſo anſehnlichen und zahlreichen Künſtler-Verein, der die würdigſten Männer in ſich faſſt, im deutſchen Schauſpiel nie, oder höchſt ſelten etwas Vollkommnes geleiſtet wird. Man ſuche den Grund auf, warum die ehemals im Auslande ſo hoch geachtete Münchner Bühne jezt den Ruf nicht mehr verdient? Er liegt in der That nicht in den Mangel an guten, ausgezeichneten Künſtlern, denn es iſt hinlänglich, die Namen Veſpermann, Reinhardt, Kürzinger, Karl ꝛc. zu nennen, um dieſem Einwurfe zu begegnen; ſelbſt auch an achtungswerthen Künſtlerinnen fehlt es nicht, von welchen eine Madame Karl, Reinhardt, Eliſa Lang und Flerx eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, jede in ihrem Wirkungskreiſe; indeſſen dürfte hier noch mehr nachzuhelfen ſeyn, als im männlichen Perſonal.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miszellen.

Eine, wenn ſie ſich beſtätigt, ſehr intereſſante literariſche Neuigkeit, iſt das Auffinden eines in Verſen auf Pergament und in Folio geſchriednen Lebens des berühmten Duguesclin, mit zwölf ſaubern Miniaturbildern, die ſeine Gefechte gegen die Engländer darſtellen. Eine andere Handſchrift aus dem zwölften Jahrhundert, ebenfalls in Folio, enthält artige Fabeln und fromme Mährchen. Unter mehrern andern ſehr wichtigen Handſchriften, die Carl VII. und Franz I. betreffen, findet ſich auch das Reiſe-Tagebuch Carl V., welches ſein Sekretär Vandeneſſe ſchrieb. Dieſer war von 1514 bis 1559 unzertrennlich von dieſem Monarchen; er ſchried franzöſiſch. Robertſon und Carls V. andre Geſchichtſchreiber haben ihn nicht gekannt; auf der königl. Bibliothek finden ſich Beweiſe, daß der gelehrte Meermann ihn zu kopiren geſonnen war. Dieſe Schätze finden ſich bey den Eigenthümern des ſchönen Magazins ſeltner Bücher und alter Schriften, in Paris rue du Pont de Lodi No. 7. bey der rue Dauphine.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 20. November.

Die Bildhauerkunſt hat nun in der That in neuern Zeiten einen Aufſchwung erhalten, den ſie, ohne Vorurtheil, ſeit den ſchönen Zeiten der Griechen nicht gehabt. Und außer den großen Heroen dieſer Kunſt, Canova und Thorwaldſen, finden ſich hier eine Zahl geſchickter Männer, welche als Zierde ihrer Kunſt in allen Hauptſtädten Europa's bedeutende Rollen ſpielen würden. Von dieſen will ich nur den Schweden Hrn. von Byſtröm, den jüngern Schadow aus Berlin, den wackern Carrareſen, der in Abweſenheit Thorwaldſen's ſeinem Studio mit vorſteht, Hrn. Tenerani, den geſchickten curlän-

diſchen Edelmann Hrn. v. Launiz, den erſten Schüler von Canova, Hrn. Teſtanova, nennen. Zwey Spanier und ein Franzoſe, deren Werkſtätte ich noch nicht beſucht, werden auch noch beſonders geſchäzt. Parteyſucht und Vorurtheil hat auch hier ſein Treiben und ſein Spiel, und um den herrlichen Thorwaldſen zu erheben, ward Canova herabgeſezt — als wenn nicht beyde Heroen bey einander ſtehen könnten. Die ſchönen weiblichen Geſtalten von Canova, und ſeine unnachahmliche Grazie laſſen ſich nun einmal nicht wegläugnen. So ſehr ich die griechiſche Kunſt bewundere, vielleicht in einigen griechiſchen weiblichen Statuen, als in der Minerva, ſonſt Lucian Bonaparte angehörend — jezt vom Papſte für den Vatican erſtanden, und in den dortigen Magazinen aufbewahrt — in der mediceiſchen Venus, mehr idealiſche Schönheit erblicke, ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen, daß ich ſchwerlich etwas irdiſch Schöneres und wirklich Graciöſeres, ohne manierirt zu ſeyn, geſehen habe, wie die zwey Tänzerinnen, die Gruppe der drey Grazien, die Hebe, und eine neuere Statüe dieſes großen Künſtlers, die er erſt eben modellirt hat, eine Nymphe, die auf einer Pantherhaut liegt und an eine Ciſta gelehnt iſt. Wahrſcheinlich ſoll ſie eine Pflegerinn des jungen Bachus vorſtellen. Schöne Jünglinge gelingen ihm auch beſonders gut; ſo hat er dieſes Jahr einen ſchlafenden Endymion verfertiget, den ein Windſpiel während ſeines Schlafs bewacht, das vortrefflich gerathen iſt; und ſein Perſeus, wenn gleich etwas zu weich, iſt doch herrlich gearbeitet. Wenn er gleichwohl nicht ein Seitenſtück zum Apoll von Belvedere abgeben kann, ſo wird man doch immer geſtehen müſſen, daß er das Bild eines ſchönen Heroen darſtellt. Und Apoll ſoll doch auch wohl göttlicher wie Perſeus ſeyn. Im vorigen Jahre hat dieſer brave Künſtler noch eine liegende Venus an den Prinzen Regenten von England geſandt, die wirklich allerliebſt iſt. Sie liegt in einer angenehmen Stellung auf einem weichen Polſter, und hört mit Vergnügen dem Geſange und dem Spiele Amors zu, der zu ihren Füßen, auf demſelben Bette ſitzend, ihr ein Lied auf der Leyer vorſpielt. Das Ganze iſt ſehr anmuthig, das Fleiſch weich und zart, und überhaupt, wie alle Arbeit von Canova, gar ſauber ausgeführt. Sein Fleiß und Sorgfalt, die er ſelbſt bey der Vollendung ſeiner Werke anwendet, ſind höchſt lobenswerth, ſo wie ſein gefälliges humanes Betragen, ſeine Wohlthätigkeit ihm nothwendig Freunde verſchaffen müſſen. Man wirft ihm vor, daß er neidiſch auf Thorwaldſens Verdienſte ſey, und ſich bemühet habe, ihm zu ſchaden. Daß dieſer Neid Folgen gehabt haben ſollte, habe ich nicht bemerkt, vielmehr möchten ſich Canovas Freunde wohl darüber beſchweren, daß man Alles anwendet, um die wahren Verdienſte Canovas zu ſchmälern. Es gibt hier, wie allenthalben, eine gewiſſe Klaſſe von Kennern, die alles herabſetzen, was nicht in ihr ſelbſt geſchaffnes Syſtem paſſet, und ſo brav, wie manche unſrer deutſchen Brüder auch in ihrer Kunſt ſind, ſind ſie leider meiſtentheils von dieſer Krankheit angeſteckt, und ſetzen leicht fremdes Verdienſt herab. Thorwaldſen iſt in Compoſition und Modelliren wirklich ein wahrer Schöpfer. In Basreliefs übertrifft er gewiß alle Neuern, ja wenige der Alten möchten ihm in dieſer Gattung der Sculptur die Palme ſtreitig machen. Sein Triumphzug des Alexanders, der in Stucco ſich im Quirinal befindet, gehört zu den gelungenſten Werken, die ich geſehen. Jezt wird er in Marmor für den Marquis Sommariva ausgeführt, und Thorwaldſen ſoll es übernommen haben, ihn im größeren Maßſtabe für das Kopenhagener Schloß zu fertigen — ein gewaltiges Unternehmen! In ſeinem Studio werden unter der Aufſicht von Hrn. v. Launiz und Tenerani, denen er während ſeiner Abweſenheit die Direktion ſeines Studiums übertragen, mehrere wichtige Basreliefs ausgeführt; erſtlich arbeitet man an mehreren Stücken des Basreliefs für den Marquis Sommariva; zweytens an einem allerliebſten Fries für die Kapelle des Großherzogs von Toscana, in welchem Chriſtus vorgeſtellt wird, wie er zu Petrus ſagt: weide meine Schaafe. Ausdruck und Compoſition ſind in dieſem Basrelief ſehr ſchön, und es iſt in der Ausführung weit vorgerückt. Die ſchönen berühmten Medaillons, welche die Nacht und den Tag vorſtellen, und die ſo häufig jezt von den Steinſchneidern kopirt werden, ſind fertig oder doch beynahe vollendet. Ich glaube, daß, die ich jezt geſehen, eine Wiederholung deſſelbigen Süjets ſind, da er dieſes ſchon vorher zweymal in Marmor ausgeführt haben ſoll. Von dem berühmten Fries von 134 Fuß Länge, welches Thorwaldſen für die Kirche, ſo der Kronprinz von Baiern ſeiner Klyptothek gegenüber bauen will, und welches die Geſchichte Jeſu vorſtellen ſoll (— ich glaube in 22 Abſchnitten —) ſind zwey bereits von Thorwaldſen modellirt, und werden von ſeinen Schülern gegenwärtig in Marmor ausgeführt. Die beyden ſchönen Statuen für den Kronprinzen ſind zwar weit vorgerückt, erwarten aber doch noch die vollendende Hand des Künſtlers. Einige glauben indeſſen, daß er die lezte Ausführung ſeinem vormaligen Schüler Tenerani überlaſſen werde, da Th. wirklich faſt keine Zeit übrig bleibt, Alles ſelbſt zu überarbeiten. Der Ganymed von Th. iſt eines ſeiner gelungenſten Werke. In ſeinem Studio ſtehen jezt zwey ganz allerliebſte Statuen von ſeinem vormaligen Schüler Tenerani gemodelt, die gegenwärtig in Marmor von ihm ausgeführt werden; die eine eine Pſyche, die höchſt gracios iſt, die andre eine liegende Venus, der ein Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht. Eine allerliebſte Gruppe, die Tenerani für den Fürſten Metternich ausführt. Hr. v. Byſtröm, der rühmlich bekannte Schwede, der beſonders gut den Marmor zu behandeln verſteht, und den ein heiterer jovialiſcher Sinn belebt, hat eben eine herrliche Gruppe für den König von Schweden vollendet, die wirklich den Beyfall aller Kenner verdient, viel Charakter hat, und von einer ſchönen Bearbeitung des Marmors zeuget. Juno, die hehre Juno in hoher Geſtalt und mit der ganzen Fülle der Kraft und Geſundheit geſchmückt, iſt ſchlafend auf einem ſchönen antiken Bette nackt liegend vorgeſtellt, und der kleine Herkules ſaugt Götterkraft aus ihrem von Fülle ſtrotzenden Buſen; der emſig ſaugende kräftige Götterknabe iſt vortrefflich gerathen, und der Charakter der Göttinn iſt ſelbſt im Schlafe unverkennbar in der Phyſiognomie der Göttinn ausgedrückt. Der Körper iſt vortrefflich gearbeitet; die Acceſſorien, als die ſchön gepolſterte Matraze, auf der die Göttinn ruht, das ſchöne Betttuch, das nette Ruhebett ſelbſt, machen der Geſchicklichkeit der Arbeiter, die hier den großen Künſtlern zu Gebote ſtehen, unendlich viele Ehre. Eine geſchickte Stickerinn würde ihre Freude daran haben, wie die Steinmetzen die niedlichſten Stickereyen auf den Betttüchern anzubringen wiſſen, und das Betttuch ſcheint vom feinſten holländiſchen Linnen gefertiget. Das Ruhebett, auf dem die Matraze ausgebreitet worden, iſt allerliebſt und geſchmackvoll, und dieſes alles ſtehet nun wieder auf einer herrlichen geſchmackvollen ſchwarzen Marmorplatte, von Porto Venere, ſo daß dieſe Gruppe eine ſchöne Zierde für einen Prachtſaal abgeben muß. Außerdem iſt Hrn. v. B. ein junger Bachuskopf ganz vorzüglich ſchön gelungen. Eine ganze Statue des jungen Bachus, nebſt einer ſchönen Nymphe, die auch nach Schweden beſtimmt ſind, werden allgemein gefallen. Hrn. v. Byſtröms biederes, freundſchaftliches Gemüth, was keinen Neid und Hader kennt, muß ihm Freunde auch unter ſeinen Mitbrüdern verſchaffen, ſo wie er ſelbſt junges Talent zu wecken geneigt iſt. So iſt jezt in ſeinem Hauſe ein junger Graf Mörner, der ein ſo entſchiedenes Talent für Mahlerey an den Tag legt, deſſen Compoſitionen von ſo vielem Geiſte zeugen, daß er zu großen Erwartungen berechtiget.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 304.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 21. December 1819.

Doch des Allmächtigen Hand
Reicht' über den Abgrund und hielt ſie.

Bodmer.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Zum Glück fand ſich für die aus dem Kirchhof des Innocens fortgeſchaffte Gebeine ein bequemes Unterkommen. „Es gehört keine heftige Erſchütterung dazu, ſagt Prüdhomme, alle Steine von Paris in die Grube, aus der ſie gebrochen worden ſind, hinunter zu werfen. Die Thürme, Dome und Warten ſind ſo viele Wahrzeichen, welche dem Anſchauenden verkünden, daß, was er hier über ſeinem Haupte ſieht, ihm unter den Füßen weggenommen worden.“ Man hatte in den Steinbrüchen ſeit undenklichen Zeiten planlos gearbeitet; es war nur als eine Volksſage bekannt, daß ſie ſich weit unter die Stadt hin ausdehnten, bis im Jahre 1774 einige beunruhigende Vorfälle eine Unterſuchung von Seiten der Regierung veranlaßten, welche denn ergab, daß der größte Theil des ſüdlichen Paris unterminirt ſey und ſtündlich in Gefahr ſchwebe, in eine ungeheure Kluft hinab zu ſtürzen. Wie unbedeutend würde, hätten ſie damals ſehen können, wie tief auch die Verfaſſung und bürgerliche Geſellſchaft untergraben war, ihnen jene Gefahr gegen den nahen moraliſchen Sturz erſchienen ſeyn! Eine Special-Committee wurde niedergeſetzt, die nöthigen Maßregeln einzuleiten. Die Nothwendigkeit, ſie zu beſchleunigen, zeigte ſich an demſelben Tage, da die Committee inſtallirt wurde, auf das Schrecklichſte, indem ein Haus in der Rue d'Enfer an dem Tage 28 Metres unter die Oberfläche herabſank! Bey näherer Unterſuchung ergab ſich die Größe der Gefahr noch augenſcheinlicher. Es war gewiß eine der merkwürdigſten Unternehmungen, die jemals Statt gefunden haben. Bey den Steinbrüchen waren Strebepfeiler zu Stützen gebraucht worden, die ſchon an ſich die ungeheure Laſt über ſich nicht tragen konnten, und noch obendrein zum Theil auf weichem, zum Theil auf bereits wiederum tief ausgehöltem Grunde ſtanden. Ueber dieſe trügeriſche Baſis ging der große Aquäduct von Arcueil fort, er hatte ſchon einige Stöße erlitten, und hätte man länger gewartet, ſo würde die Waſſerleitung vertrocknet und die ungeheuren unterirdiſchen Höhlungen unter Paris mit Waſſer angefüllt worden ſeyn.

So war der Zuſtand der Steinbrüche, als im Jahre 1777 die Committee unter Charles Axel Guillaumot als Generalinſpektor ernannt wurde. Der Gedanke, ſie in eine Necropolis zu verwandeln, wurde zuerſt durch Lenoir, den Generaldirektor der Polizey, in Anregung gebracht. So war auf einmal ein Aufnahmeort für die Todten von St. Innocenz gefunden! Man wies dazu die Steinbrüche der Plaine de Mont-Souris an; ein Haus, bekannt unter dem Namen la Tombe Isoire oder Isouard (von einem berüchtigten Räuber genannt, der einſt in der Gegend hauste), auf der alten Straße nach Orleans wurde gekauft mit einem Stück Landes dabey, von hier aus eine Oeffnung nach den Steinbrüchen gemacht, und eine Treppe von 77 Stufen (die Tiefe war 17 Metres) und ein Schlot angelegt, um die Knochen hinabrollen zu laſſen. Nachdem die übrigen Vorkehrungen getroffen waren, ging die feyerliche Ceremonie der

Digitized by Google

Einweihung der Katakomben vor ſich, und die Räumung des Kirchhofs nahm ſofort ihren Anfang. De Thury ſpricht von dem Geraſſel und Gepolter, das das Hinabwerfen der Gebeine durch den Brunnen verurſacht habe, (l'epouventable fracas des ossemens desséchés, précipités et roulants avec un bruit que repetoient au loin les voûtes) als einem der größten, die je gehört worden ſind.

Alle Kreuze, Grabſteine und Grabmäler, welche die Familien der Verſtorbnen nicht reclamirten, wurden ſorgfältig herausgenommen, und nach dem Felde, das zu la Tombe Isoire gehörte, hingeſchafft. Auf dieſem Acker wurden ebenfalls mehrere bleyerne Särge begraben; einer enthielt die Ueberreſte von Madame de Pompadour, welche ihrem eigenen Verlangen gemäß zu den Füßen des Kreuzes des heiligen Innocenz beygeſezt worden war. So weit war alles mit dem größten Anſtande gefördert! Mit dem Fortgange der Revolution wurde la Tombe Isoire als Nationaldomäne verkauft, die bleyernen Särge eingeſchmolzen, alle Denkmäler zerſtört, und auf derſelben Stelle ein *Tanzſaal* eröffnet!

Zum Glück enthielten die Katakomben nichts, was die Wuth der Elenden auf ſich ziehen konnte. Dieſe Gewölbe nahmen die unglücklichen Schlachtopfer des 10 Auguſt, und die des 2. und 3. Septembers auf, denen ſeit der Wiederherſtellung der rechtmäßigen Dynaſtie ein jährliches Todtenopfer auf ihrer Grabſtätte dargebracht wird. Während der Revolution verfielen übrigens die Katakomben ſehr; der Verfaſſer der Promenade aux Cimetières ſcheint unrecht berichtet, wenn er meint, daß ſie verſchönert wurden. Erſt im Jahre 1810 konnte Herr de Thury ſeine Plane wieder aufnehmen, und die Arbeiter hatten ſich erſt durch die an manchen Stellen dreyßig Ellen dick aufgehäuften Knochen, Galerien zu bahnen. Durch einen einfachen Mechanismus wurde mittelſt der Brunnen, welche die Häuſer darüber mit Waſſer verſorgten, friſche Luft in dieſe unterirdiſchen Höhlen geleitet, das Waſſer durch Kanäle abgeführt, die Gewölbe ausgebeſſert, die Stützpfeiler geſchmackvoller aufgebaut, und das Ganze mit Zierrathen und Inſchriften verſehen. Unter jenen iſt eine Quelle zu erwähnen, in der vier Goldfiſche befindlich ſind. Dieſe Thierchen ſchienen in dem unnatürlichen Zuſtande doch gewachſen zu ſeyn, aber vermehrt haben ſie ſich nicht. Drey haben ihre glänzende Farbe noch, an dem vierten zeigen ſich einige Flecken.

Die hier von den Arbeitern entdeckte, und in ein Baſſin, von dem ein unterirdiſcher Aquäduct das Waſſer ableitet, aufgefangene Quelle nannte de Thury zuerſt die Quelle der Vergeſſenheit, und ſchrieb darüber die Virgilſchen Verſe:

Animæ quibus altera fato
Corpora debentur, Lethæi ad fluminis undam
Securos latices et longa oblivia potant.
(Aen. 6, 713 — 715).

Dieſe Inſchrift iſt jezt ſehr zweckmäßig mit der aus der Bibel vertauſcht worden: „Wer von dieſem Waſſer trinket, wird wieder dürſten; aber wer da trinket von dem Waſſer, das ich ihm gebe, wird nimmer dürſten, ſondern das Waſſer, was ich ihm geben werde, wird in ihm zu einer Quelle des ewigen Lebens werden.“

Man findet noch andere unpaſſende Inſchriften hier; auch ſcheint es unzweckmäßig, die verſchiedenen Abſchnitte der Katakomben bald nach dem Verfaſſer, bald nach dem Inhalt der dort angebrachten Inſchriften zu benennen, wie Crypte de la Verité, Allée de Job, Crypte de Fontaine etc. Auf dieſe Weiſe finden ſich buntſcheckig durch einander Todtengewölbe von Virgil, Anakreon, Jeremias und Ezechiel, Hervey, Horaz und Malherbes.

Statt aber die Steinbrüche zu einem allgemeinen Begräbniſſe zu machen, brauchen die Pariſer ſie nur, um ihre Kirchhöfe darin auszuleeren. Im Jahr 1790 erließ die Nationalverſammlung ein Verbot, Todte in den Kirchen zu beerdigen und befahl dagegen, überall Kirchhöfe in einiger Entfernung von menſchlichen Wohnungen anzulegen. Während des revolutionären Deſpotismus wurden die Leichenbeſtattungen unanſtändig vernachläſſigt, und die Gräber ohne Gedächtnißſteine gelaſſen. Im Frühlinge 1800 erſchien ein arrêté des Präfekten des Seinedepartements, der einſtweilen hätte nützlich ſeyn können, hätte man ihn nur befolgt. Allein es ging dieſer Verordnung wie ſo manchen andern dieſer Zeit. Im Jahre 1804 wiederholte ein kaiſerliches Dekret das Verbot der Beerdigung in den Kirchen oder innerhalb eines Stadtreviers. Jeder Körper ſollte in ein beſonderes Grab gelegt, ein hoher Grund zum Kirchhofe gewählt, und dieſelben immer nach Norden angelegt werden. Ein gehöriger Zwiſchenraum ſollte die Gräber von einander trennen, und erſt nach fünf Jahren waren ſie zu eröffnen. Ein anderes kaiſerliches Dekret übertrug 1811 das ganze Beerdigungsweſen der Hauptſtadt einem Generalunternehmer, theilte die Leichenbegängniſſe in ſechs Klaſſen, und fügte einen beſtimmten, umſtändlichen Koſtentarif bey. Höher als vorgeſchrieben dürfen die Auslagen nicht ſeyn, aber nach Belieben niedriger. Alle Ausgaben in der erſten Klaſſe betragen 4282 Franken, in der zweyten 1800, der dritten 700, der vierten 250, der fünften 100 und in der ſechsten nur 16. Trotz aller dieſer Verordnungen ſollen noch jezt die großen Gemeingruben eben ſo gebräuchlich, wie vormals ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über die Bühne zu München.

(Fortſetzung.)

Warum wird daher ſelbſt auf kleinern Bühnen mehr geleiſtet als hier? Sollten Perſönlichkeiten obwalten, Ohrenbläſer die Hand beherrſchen, die hier ſo viel wirken und ſchaffen kann? — Sollte man den Grund, daß das hieſige Theater noch nicht wieder auf die Stufe des Glanzes zurück-

getreten iſt, auf welcher es vor einem Luſtrum noch ſtand, in einer ſchändlichen Kabale ſuchen müſſen, die alles Emporſteigen verhindert? — Es iſt wahrlich traurig, dieſe lezte Frage mit „Ja" beantworten zu müſſen, wodurch nur allein die Kunſt in ihren innern und äußern Verhältniſſen verlieren muß, wodurch der ſchöne und hohe Beruf des Künſtlers nur zu tief herabgewürdigt wird, der zur großen Betrübniß ohnedieß nicht zu ſelten unerkannt bleibt, inſofern man das Theater gewöhnlich nur als Beluſtigungsort betrachtet, das in entfernterer Beziehung doch die Schule der Moralität zu nennen ſeyn dürfte. Erkennt der Künſtler den hohen Werth ſeiner Beſtimmung, wie unendlich viel kann dann im gemeinſamen Streben Aller genüzt werden! Daß aber vorzüglich bey der hieſigen Bühne an nichts weniger als einen Gemeinſinn, an ein thätiges Mitwirken von allen Seiten gedacht werden kann, dieß lehrt die Erfahrung nur zu augenſcheinlich. Jeder handelt auf ſeine eigene Fauſt, ſucht ſich durch allerley und nicht ſelten tadelnswerthe Mittel zum König oder Königinn des Theaters zu machen; Alle, nur Wenige vielleicht ausgenommen, ſuchen nur ihre perſönlichen Anforderungen geltend zu machen, ſo daß jener unmoraliſche Grundſatz „der Zweck heiligt die Mittel" hier in ſeinem ganzen Umfange in Anwendung gebracht wird. Allein ſehr deutlich iſt ein wahrhaft verdienter Beyfall von einem nur aus konventionellen Rückſichten ertheilten, der mithin gar keiner iſt, zu unterſchiden. Ein unmoraliſches Mittel, ſich Ruhm auf Koſten Anderer zu erwerben, iſt gewiß der Würde eines jeden rechtlichen Mannes zuwider; es kann nur die tiefſte Verachtung erregen; es muß den Nachtheil für den Künſtler haben, daß zu einer andern Zeit, wo er mit mehr Recht auf Beyfall Anſpruch machen kann, derſelbe ganz unterbleibt, oder wenigſtens nur ſehr lau gegeben wird. Bleibe ein jeder in ſeiner Sphäre; glaube nicht jeder, er ſey Alles in Allem, und dann wird auch der gerechte Beyfall nicht ausbleiben, ſobald ihn der Künſtler verdient. Warum muß und will denn nun aber immer eine und dieſelbe Perſon alle Rollen übernehmen, bey denen auf Dankbarkeit des Publikums zu rechnen iſt? Warum macht immer eine und dieſelbe Perſon bald Heldinn, bald Anſtandsdame, bald Liebhaberinn, bald naives Mädchen, bald dieß und jenes? Es muß im höchſten Grade ekelhaft ſeyn und das Gefühl abſtumpfen, wenn man immer dieſelbe Perſon in jeder Rolle mit Kühnheit auftreten ſieht, da ſie ihr nur zu ſelten gewachſen iſt, ſowol in intellektueller, als auch phyſiſcher Hinſicht. Zu was nüzt ein Herumtoben und Herumreißen auf der Bühne wie ausgelaſſen, wie ohne Verſtand? Soll hierin die Unübertrefflichkeit liegen? Wird hierdurch die Bühne gehoben? Heißt ſchreyen etwa deutlich reden, eine gute Diktion haben? Wie viel größer würde nicht manchmal der Effekt ſeyn, wenn eine gehörige Vertheilung der Rollen ſtatt fände; denn es liegt wahrlich nicht nur in Einem Kopfe eine originelle Produktivität, auch andere beſitzen Talent genug, man gebe dieſen nur, wie ſchon oben geſagt wurde, mehr Gelegenheit, daſſelbe zu entwickeln, und man wird mehrere ſo ſchöne Beyſpiele erhalten, wie das oben angeführte. Es wäre zu beklagen, wenn bey einem ſo zahlreichen Perſonal ſich nicht mehr als ein genialer Geiſt befinden ſollte. Zu läugnen iſt jedoch nicht, daß es noch ſo manches zu verbeſſern gibt, wodurch nur erſt ein vollendetes Ganzes geſchaffen werden kann, wozu ein gehöriger Grad von wiſſenſchaftlicher Ausbildung erforderlich iſt, und weßhalb man ſich bis jezt mit etwas Geringerm befriedigen mußte. Warum verſäumt man aber die Gelegenheit, eine ſolche Lücke zu erſetzen, das Fehlerhafte zu verbeſſern? München fühlt den Mangel eines Don Carlos, Phaon, einer Sappho, Johanna von Arc, Maria Stuart, Elvira tief, und doch ließ man den Zeitpunkt bis jezt ungenüzt vorübergehen, wo dieſer Verluſt hätte unfühlbar gemacht werden können. Es mag ſeyn, daß höhere Rückſichten dabey ſtatt fanden; dieſe können aber doch nicht allemal in den Weg treten bey einem Gegenſtande, wo es nur auf die größte Vervollkommnung abgeſehen ſeyn kann und darf. Unverkennbar walteten wohl auch zuweilen noch Nebenrückſichten, eine nicht ganz geläuterte Anſicht ob, die vielleicht ſelbſt auch in der abſchenlichſten Kabale ihren Quell hatten, indem mancher aus dem ihm im höchſten Grade anklebenden Egoismus, aus der Sucht, nur allein zu glänzen und zu dominiren, es dahin zu bringen wußte, daß nicht Erfahrung lehren möge, auf welcher Stufe von Unvollkommenheit man noch ſteht, wie viel vorzurücken noch übrig iſt, um jenen Grad von Kunſtſinn zu erreichen, wodurch man nur allein den Beweis von der tiefen Einſicht in den Charakter der darzuſtellenden Perſon gibt. Ein ſolches Streben ſeine Mängel zu verbergen, von andern nicht überſtrahlt zu werden, iſt unedel genug. Es würde weit mehr zur Ehre des Künſtlers gereichen, wenn man frey von allem Eigendünkel, von dem Wahne, als ſey man unübertrefflich, unerreichbar, lieber in dem Selbſtgefühl nichts zu wiſſen, fremde, anerkannt große Künſtler ſich zum Vorbild nähme und ſie zu erreichen ſtrebte, als durch kleinlichen Stolz auf den häufig unverdienten Beyfall, ſich ſelbſt noch den Weg zu einer höhern Ausbildung zu verſperren.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Münſter, den 28. November.

Obwol Münſter längſtens nicht mehr in die Reihe der deutſchen Fürſtenſitze, als welcher es überhaupt nie beſonders geglänzt hat, und bey einer Bevölkerung von 15,000 Einwohnern auch nicht einmal zu den bedeutendſten Provinzialſtädten Deutſchlands gehört, ſo hat es doch wegen mancher intereſſanten Eigenthümlichkeit und als Hauptſtadt der in vielem Betrachte ſehr merkwürdigen Provinz Weſtphalen Anſpruch auf Auszeichnung vor manchen Städten gleicher Größe. Nicht leicht hat eine deutſche Stadt in den beyden lezten Decennien einen größeren Schickſals = Wechſel als ſie erfahren; ſie wurde in dieſem Zeitraume aus der Reſidenz eines geiſtlichen Fürſten bald nach einander erſt eine preußiſche, dann auf kurze Zeit holländiſche, darauf bergiſche, fernerhin eine franzöſiſche Provinzialſtadt, bis die politiſchen Ereigniſſe der lezten Jahre ſie wieder unter die Herrſchaft des Königs von Preußen brachten, dem ſie im Jahr 1802 mit dem größten Theile des ſäculariſirten Hochſtifts zugefallen war. Daß dieſe Schickſale nicht ohne den größten Einfluß auf die Stadt geblieben ſind, iſt leicht zu erachten; in der That iſt ihre äußere und innere Geſtalt in der lezten verhängnißvollen Zeit ganz verwandelt. So gab es z. B. bey der erſten preuſ-

Digitized by Google

ſchen Beſiznahme im Jahr 1804 hier. — ungeachtet das Münſterland nach allen Seiten von proteſtantiſchen Provinzen umgeben iſt — keine einzige proteſtantiſche Familie, ſondern ausſchließlich katholiſche Einwohner, und für dieſe ſieben katholiſche Pfarrkirchen und vierzehn Klöſter. Von den lezteren beſteht kein einziges mehr, und an proteſtantiſchen Einwohnern werden (ohne die Garniſon) jezt ſchon über 600 gezählt. Dieſe haben für den öffentlichen Gottesdienſt eine eigene Kirche, an deren Ausbau und Verſchönerung, wozu die Koſten durch des Königs Milde mit 10,000 Thlr. angewieſen ſind, eben jezt gearbeitet wird. Im zerſtörenden Strome der Zeiten iſt manches Gute, neben ihm aber auch manches Uebel untergegangen. Als einen ſchmerzlichen Verluſt betrachten wir die im vorigen Jahre erfolgte Aufhebung der hieſigen Univerſität, von welcher nur die katholiſch-theologiſche und philoſophiſche Fakultät geblieben iſt. Zwar hat die Münſterſche Univerſität ſich nie zu einiger Bedeutung erhoben, es wäre aber der Regierung bey den reichen Fonds der Anſtalt, ein Leichtes geweſen, ſie emporzubringen, hätte dieſe Begünſtigung nicht, wie billig, höheren Zwecken weichen müſſen. Von den in Thätigkeit gebliebenen Lehrern der vormaligen Univerſität ſind die Profeſſoren Kiſtemaker, Schlüter und Hermes in der gelehrten Welt rühmlich bekannt. Jezt iſt Münſter der Siz eines General-Commandos und aller Central-Verwaltungs-Behörden der Provinz Weſtphalen. Das erſtere beſteht in der Perſon des ausgezeichneten Feldherrn, General-Lieutenants Freyherrn v. Thielmann und an der Spize der lezteren verehren wir in dem Oberpräſidenten von Vincke einen für das Emporkommen der Provinz unermüdet thätigen Mann. Unter den in der neueſten Zeit hieher gekommenen Dikaſterial-Beamten befinden ſich nicht minder mehrere ausgezeichnete Männer, unter andern die Conſiſtorialräthe Dr. Möller (zulezt Profeſſor der Theologie in Breslau), Natorp, (als pädagogiſcher Schriftſteller und Kanzelredner gleich ausgezeichnet), Kohlrauſch, (Verfaſſer der gemüthvollen deutſchen Geſchichte). Erſtere beyde ſind zugleich Prediger der hieſigen evangeliſchen Gemeinde.

Eigentlicher literariſcher Verkehr hat aus lokalen Gründen hier niemals Statt gehabt. Die hieſigen Buchhändler beſchäftigen ſich faſt allein mit Sortimentshandel, gelehrte Geſellſchaften waren nie vorhanden, und eine Zeitſchrift hat hier eben ſo wenig jemals aufkommen können, während doch in den übrigen kleineren Städten Weſtphalens politiſche und Unterhaltungs-Blätter zur Genüge erſcheinen. Doch fehlt es nicht an Sinn für die Kunſt. So befinden ſich bey Privatperſonen mehrere intereſſante Gemählde-Sammlungen; für die Muſik hat ſich eine zahlreiche Geſellſchaft von Dilettanten gebildet, welche Alles leiſtet, was man von ſolchen Privat-Verbindungen fordern kann; für die Poeſie ſcheint aber mehr Liebhaberey als Talent vorhanden zu ſeyn, wenigſtens hat das auf 1817 erſchienene Münſterländiſche poetiſche Taſchenbuch zwar der Reimer genug, aber keinen einzigen über das Mittelmäßige ſich erhebenden Dichter gezeigt.

Was der gebildete Fremde hier am meiſten entbehrt, ſind die Freuden der Geſelligkeit. Die eingebürgerten Fremden ſtehen von den Eingebornen faſt ganz iſolirt; jene und dieſe haben ihre beſonderen Privatzirkel und Coterien, und weichen in ihrer Denkart und Weltanſicht ſo ſehr von einander ab, daß die Offiziere der Garniſon einen beſondern Geſellſchafts-Verein geſchloſſen haben, daß im anſehnlichſten Civil-Club der Stadt, Fremde des erſten Ranges bey der Ballotage über ihre Aufnahme durchgefallen ſind, und mehrere andere Clubs ausſchließlich aus Eingebornen beſtehen. Hoffentlich wird dieſe unfreundliche Stellung der Fremden zu den Eingebornen ſchon der nächſten Generation unbekannt ſeyn. Ein großes Hinderniß der Annäherung iſt bis jezt darin vorhanden, daß die Ehen der Katholiken mit Proteſtanten von den kirchlichen Behörden der erſteren aufs äußerſte erſchwert werden, indem die katholiſchen Pfarrer kein gemiſchtes Ehepaar aufbieten oder kopuliren, ohne das Verſprechen des proteſtantiſchen Theils, die zu erwartende Nachkommenſchaft dem Schoße ihrer Kirche widmen zu wollen. Bekanntlich aber iſt auch die Liebe „ein mächtiges Ding, ſtark über Alles“, und ſo wird mancher Katholik, wenn der Proteſtant ſich nicht fügen will, einwilligen, ſich mit Diſpenſation der Regierung vom Pfarrer des lezteren trauen zu laſſen. Der freye geſellige Verkehr wird dann auch vorzüglich dadurch erſchwert, daß unter dem hieſigen Mittelſtande diejenige allgemeine Bildung ſo ſparſam angetroffen wird, welche aller edleren Geſelligkeit Bedingung und Grundlage iſt. Wer das weſtphäliſche Plattdeutſch kennt, weiß, wie wenig dieſes ungebildete Idiom für die gebildete Converſation taugt, und an dieſem hängt doch der ganze Mittelſtand, Bürger, Kaufleute, Geiſtliche und Beamte. Doch auch dieſes Hinderniß wird nach und nach verſchwinden, da nach den großen Fortſchritten im öffentlichen Unterricht das bisher hier ſehr vernachläſſigte Studium der deutſchen Sprache mehr in Aufnahme kommen wird.

Von den geſelligen Vergnügungen, die der gegenwärtige Winter mitgebracht hat, verdienen die Vorſtellungen einer vorzüglichen Schauſpieler-Geſellſchaft unter Direction des Herrn Pichler allein Erwähnung. Mein nächſter Bericht ſoll darüber das Nähere enthalten.

Rom, den 20. November.

(Beſchluß.)

Einer der herrlichſten deutſchen Landſchaftsmahler, Hr. Rebell, (ein Tyroler von Geiſt und angenehmer Unterhaltung), der ein ganz eigenes Talent beſizt, die ſchönen Seelandſchaften Siciliens und Neapels darzuſtellen, und der eben zwey herrliche Bilder für den Kaiſer von Oeſtreich verfertiget hat, wohnet auch bey Hrn. v. Byſtröm und in deſſen freundſchaftlichem Cirkel. Hr. Rebell iſt jezt damit beſchäftiget, drey ſchöne Landſchaften für den Fürſten Metternich zu verfertigen. Ueberhaupt iſt nächſt der Sculptur die Landſchafts-Mahlerey auf einen hohen Grad von Vollkommenheit hier gelangt. Herr Vogt, ein Niederländer, liefert beſonders ſchöne Arbeiten und hat viel zu thun. Vorzüglich ſchön gelingen ihm die Thiere, mit welchen er die Landſchaft ausſtaffirt. Hr. Verſaffel, ein Antwerper, ſchon lange Jahre hier etablirt, iſt ein ausgezeichneter Künſtler, und hat ſehr viel zu thun. Die Seeſtücke vom braven Catel aus Berlin ſind von unendlichem Effekt. Da er ein guter Hiſtorien-Mahler iſt, ſo ſind ſeine Landſchaften gut ſtaffirt. Eine Vorſtellung eines Kays bey Neapel, der von Figuren wimmelt, welche er für den General Koller gemahlt hat, iſt ſehr lebendig und ihm beſonders gut gelungen. Er hat viel zu thun und iſt allgemein beliebt. Ein Freund Catel's, ein junger Italiener, Baſſi, aus Perugia, iſt auch ein gar herrlicher Landſchaftsmahler. Sein Baumſchlag, ſeine Beleuchtung, die wirklich zum Theil magiſch iſt, zeichnen ihn beſonders aus. Von hiſtoriſchen Mahlern will ich Ihnen heute nur die Gebrüder Riepenhauſen nennen, die zu den geſchickteſten Künſtlern Roms gehören. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Mahlerey in Rom, will ich mich noch nicht auslaſſen, da ich wirklich noch mehr ſelbſt ſehen muß. Wahr bleibt es aber immer, daß die Kunſt hier zu Hauſe iſt. Welche gute Arbeiter in Steinſchneiden, Muſchel-Arbeiten, Perlen-Fabrikation und Moſaiken aller Art! Handwerke ſind hier zurück, aber Kunſt ſchreitet vorwärts. Einige wollen behaupten, die Italiener frören, und es wäre unbehaglich leben bey ihren ſchönen Gemählden, andere behaupten dagegen, daß wir mit unſrer Vorliebe für ſchöne Meubles verhätzelten.

Beylage; Literatur-Blatt, Nro. 55.

Digitized by Google

Nro. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. December 1819.

Himmliſche Zeiten!
Ach wie ſo geſchwinde
Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt.

Goethe.

Vergißmeinnicht.

(Aus dem Ungariſchen.)

Sie gab mir ein Vergißmeinnicht —
O Himmel, meine Mina liebet,
So liebt die Herrliche mich noch!

Wir wandelten vereint; ihr Arm
Umſchlang mich, und der Blüthen ſchönſte
Erkor und pflückte ſie für mich.

Und als ſie mir das Blümchen gab,
Da färbt ihr holdes Roth die Wangen,
Und voll Entzücken ſchlug mein Herz.

Da, wo es ſchlug — ſie fühlt es wohl! —
Da ſteckte ſie an meinen Buſen
Das Blümchen ihrer Liebe hin.

Noch tändelte die eine Hand
An meiner Bruſt; die andre ruhte
Auf meiner Schulter — welch Gefühl!

Sie ſah mich an und lächelte
Mit Liebeszauber in dem Blicke
Und ſchluchzte laut: Vergiß mein nicht!

A. Peſcheck.

Lezte Lebensjahre und Tod der Königinn Eliſabeth von England.

(Beſchluß.)

Eben ſo lebhaft ſchildert ein Brief des Ritter Harringtons an ſeine Frau vom 27. December 1602 den Seelenzuſtand der Königinn. „Ich melde dir, was ich wohl aller Welt zu verhehlen wünſchte, das heißt: ſchlechte Ausſichten für unſer Land. Unſre liebe Königinn, meine königliche Frau Pathe, die Mutter dieſer Reiche, leidet an unvermeidlichen Gebrechen der menſchlichen Natur. Sie verfällt zu ſchnell für die Leere, die ſie zurücklaſſen wird, und zu langſam, da nur der Tod ihren elenden Zuſtand ein Ende machen kann. Liebe Freundinn, wie ſoll ich dir, was ich ſah und was ich fühlte, ſchildern? Gott ſey Dank! du entfernſt dich nicht wie ſo manche geſchwätzige Dame, die ich nennen könnte, die ihre Männer lieber ins Verderben ſtürzen als ihr Zünglein zügeln, vom Pfade der Schicklichkeit — ich will alſo offen mit dir ſprechen, und während du deine Kleinen in deiner Wohnſtube beſorgſt, ließ du die Klagen deines Mannes über dieſen Hof.

Ich ſehe hier Manchen viel mehr mit dem beſchäftigt, was in Zukunft er erlangen könnte, als mit dem, was er im Begriff ſteht, zu verlieren. Ich für meinen Theil, kann unſrer Fürſtinn Güte gegen mich nicht ſo leicht vergeſſen; eine Güte, die ſie mir gleichſam ſchon vor meiner Geburt erwieſen. Ich kann ihre Güte gegen meine Mutter nicht vergeſſen, deren Vermögen — das ich nur zu wenig zuſammenhielt, ſie wieder begründete; nicht den Schutz, den ſie meiner Kindheit angedeihen ließ, ihre Nachſicht für mein Geſchwätz und wie ſie mich bey meinen kleinen Gedichten, bey meinem Studieren ermuthigte. Dieſes alles hat meine Dankbarkeit ſo tiefe Wurzeln in meinem Herzen faſſen laſſen, daß ſie mir entheiligt ſchien, könnte ich den Zuſtand,

Digitized by Google

in welchem ſie ſich jezt befindet, mit trocknem Auge betrachten. Vor einigen Tagen ließ ſie mich rufen; in freudiger Rührung eilte ich zu ihr; aber ich fand ſie in einem traurigen Zuſtand! — Sie befahl dem Erzbiſchof mich zu fragen, ob ich habe Tyrone geſehn? — Ich antwortete ehrfurchtsvoll, daß ich ihn mit dem Lord Deputirten zu gleicher Zeit geſehn hätte. Sie ſah mich zornig und verdrießlich an und ſprach: ah! jezt entſinne ich mich; ihr ſeyd einer von denen, die ihn auch anderwärts geſehen haben, (Harrington war bey einem Geſpräch Tyrones mit Eſſex zugegen geweſen, welches ihm die Königinn hart verwieſen hatte) und bey dieſen Worten ſchlug ſie ihren Buſen und hatte Thränen im Auge. Sie hielt einen Becher in ihrer Hand, den ſie oft an den Mund ſezte, allein ihr Herz war zu voll, als daß ſie zu trinken vermocht hälte. Sie trug mir eine Bolſchaft an den Lord Deputirten auf und befahl mir, um ſieben Uhr wieder zu kommen. Dieſes ſezte die Umſtehenden in Erſtaunen, die nicht begriffen, warum ſie mich zur Ueberbringung ihrer Befehle vorzog. Sie befahl mir, ihr etwas von meiner Dichtung vorzuleſen, oder wie ſie ſich auszudrücken beliebte: von den Spielen meiner fruchtbaren Phantaſie. Ich las ihr Verſe, über die ſie lachte; ſie ſagte: „wenn die Zeit dich erſt weiter mit ſich fortgeſchleppt hat, werden dich dieſe Thorheiten nicht mehr ſo ſehr erfreuen. Ich habe an nichts mehr Freude, zu nichts mehr Luſt. Seit geſtern Abend habe ich nichts gegeſſen wie ein weniges Gebacknes, und auch das ſchmeckte mir nicht.“ — Mittags ſchmählte ſie ſehr, weil man ihr eine Rechnung vorzulegen vergeſſen hatte. Sie hatte mehrere Perſonen vorfordern laſſen, welche ſie aber ohne mit ihnen zu ſprechen, verdrießlich fortſchickte. Man darf ihr nicht ſagen, daß ſie gegebene Befehle vergiſſt.“ — —

Ungeachtet des traurigen Geſundheit-Zuſtandes, in dem ſich die Königinn in den lezten Monaten von 1602 befand, ſezte ſie ihre Leibesbewegungen in freyer Luft, zu Pferd, bey der Jagd, ſelbſt im Winter, doch fort. Allein anfangs März 1603 nahm ihr Uebel ſchnell zu. Robert Cary von Berwick, ihr Verwandter, beſuchte ſie, und meldet in ſeinen Denkwürdigkeiten: „Bey meiner Ankunſt bey Hofe fand ich die Königinn krank; ſie hütete das Zimmer, geſtattete mir aber, da ſie meine Ankunſt erfuhr, dennoch Zutritt. Ich fand ſie auf Kiſſen ſitzend; ſie winkte mir näher zu kommen, und ich küſſte ihre Hand. Ich bezeugte ihr meine Freude ſie wohl auf zu finden, und wie ich hoffte, daß ſich ihre Geſundheit erhalten ſolle. Sie faſſte, und drückte meine Hand recht feſt und ſagte: „Nein, Robin, ich bin nicht wohl auf.“ Dann ſprach ſie von ihrer Krankheit und ſagte, ſeit zehn, zwölf Tagen wär ihr das Herz gewaltig ſchwer. Dann ſeufzte ſie ſehr tief, und das that ſie ſo lange ich da war, wohl vierzig bis funfzig Mal. Das fiel mir ſehr auf; denn nie hörte ich ſie ſeufzen als bey der Hinrichtung der Königinn von Schottland; damals ſeufzte und weinte ſie viel, und verſicherte an Mariens Tod unſchuldig zu ſeyn, und nie ihre Einwilligung dazu gegeben zu haben.

Ich wendete alles an, ſie zu zerſtreuen, allein ich nahm wohl wahr, daß ihre Schwermuth zu tief lag, als daß es mir gelingen könne. Das war Samſtag Abend, und ſie gab Befehl, das große Kabinet ihrer Kapelle für den Gottesdienſt zuzurichten. Sonntag früh erwarteten wir ſie lange, bis endlich um eilf Uhr ein Offizier meldete, daß ſie nicht in das große Kabinet kommen würde, ſondern das andre zu ihrem Empfang bereitet werden ſollte. Hier warteten wir wieder vergeblich. Endlich ließ ſie in ihrem Zimmer, dem Kabinet gegenüber, Kiſſen an die Wand legen, auf denen ſie den Gottesdienſt mit anhörte. Von da an ward ſie täglich ſchlechter; ſie brachte wenigſtens vier Tage und vier Nächte auf dieſen Kiſſen zu, ohne daß man ſie bereden konnte, weder ſich zu Bett zu legen, noch Nahrung zu ſich zu nehmen. Da muſſte ihr Zuſtand gefährlicher werden und Niemand, der um ſie war, konnte ſich ausruhen. Der Lord Admiral, der ſeine Gemahlinn verloren hatte, war ſeit zehn Tagen vom Hofe abweſend geweſen; man ließ ihn kommen, um die Königinn zu bereden ſich niederzulegen, und ſey es durch Ueberredung oder mit Gewalt, er vermochte ſie, ſich zu Bett zu begeben. Ihre Wiederherſtellung hoffte man gar nicht mehr, denn ſie weigerte ſich, irgend ein Heilmittel zu nehmen.

Mittwochs 23. März verlor ſie die Sprache; Nachmittags befahl ſie durch Zeichen, daß ſich der Staatsrath verſammeln ſolle. Wie man ihr den König von Schottland nannte, deutete ſie mit der Hand auf ihr Haupt, und ein Jeder verſtand, daß ſie ihm zum Nachfolger verlange. Nach ſechs Uhr winkte ſie dem Erzbiſchof und ſeinen Kapellanen, ſich zu nahen; ich trat auch herbey und kniete, mit Thränen über ſolch ein Schauſpiel, nieder. Die Königinn hatte eine Hand auf der Decke, die andre im Bett, der Erzbiſchof kniete neben dem Bett nieder und befragte ſie um ihren Glauben. Sie beantwortete jede Frage durch einen zum Himmel gerichteten Blick oder durch Aufheben ihrer Hand. Nichts konnte erbaulicher ſeyn! — Nachdem der Erzbiſchof lange gebetet hatte und ermüdet war, gab er der Königinn den Segen und wollte aufſtehen; allein die Königinn deutete mit der Hand. Meine Schweſter Scrope verſtand, daß der Erzbiſchof fortbeten ſolle, und ſagte ihm dieſes. Er betete alſo noch wohl länger als eine halbe Stunde und wollte dann wieder hinweggehen; doch ſie machte zum zweytenmal ein Zeichen, daß er bleiben ſolle. So begann er dann von Neuem mit vieler Innigkeit Gott zu bitten, daß er die Königinn retten möge, und ſie gab mit ſichtlicher Zufriedenheit auf ſeine Worte acht. Wir glaubten alle wahrzunehmen, daß ſie ziemlich ruhig und mit chriſtlichen Geſinnungen ſterbe. Es war nun ſehr ſpät, alle Welt, ihre weibliche Bedienung ausgenommen, begab ſich hinweg.... Donnerſtag früh zwiſchen ein und zwey Uhr hinterbrachte mir derjenige, den

Digitized by Google

ich in einem dem königlichen Zimmer benachbarten Gemach zurückgelaſſen hatte, die Nachricht von ihrem Verſcheiden.

Dieſe tiefe, drückende Schwermuth, welche der Charakter von Eliſabeths lezter Krankheit war, wird allgemein anerkannt; einige ſchrieben ſie dem Verdruß zu, dem Rebellen Tyrone verzeihen haben zu müſſen, Andere ſuchen ſie in dem Unwillen, welchen ſie über die Niederträchtigkeit und Falſchheit der Höflinge empfand, die ſchon im Voraus ihrem Nachfolger huldigten. Doch meinte man auch ihre Abzehrung lieſſe ſich natürlich als Abnahme der Lebenskräfte erklären. Allein die, ſelbſt bey ihren Zeitgenoſſen vorherrſchende Meinung war immer, daß der Kummer um Eſſex Tod, ſie bey der Abnahme ihrer Kräfte und ſich anhäufenden Sorgen, ins Grab geſtürzt hätte.

In Osbornes und in Mauriers Denkwürdigkeiten findet man eine merkwürdige Anekdote, welche der Ritter Carleton, Geſandter in Holland, dem Prinz Moritz von Naſſau erzählt haben ſoll. „Die Gräfinn Nottingham war Eſſex Verwandte, aber nicht ſeine Freundinn. Wie ſie auf dem Todbette lag, erſuchte ſie die Königinn um einen Beſuch, um ihr ein Geſtändniß abzulegen, ohne das ſie nicht in Ruhe ſterben könnte. Die Gräfinn zeigte ihr einen Ring, welchen Eſſex ihr nach ſeiner Verurtheilung zugeſchickt und ſie innigſt gebeten habe, denſelben der Königinn als Pfand des Erbarmens, das er von ihr hoffe, einzuhändigen. Graf Nottingham, dem ſeine Gemahlinn dieſes mittheilte, verbot ihr den Ring zu übergeben, und die Sterbende voll Reue, Eſſex Bitte nicht erfüllt zu haben, flehte die Königinn um Verzeihung. *) Die Königinn erkannte auf den erſten Blick dieſen Ring, den ſie ihrem Günſtling bey ſeiner Abreiſe nach Spanien verehrt hatte; ſie hatte ihn mit der Zuſage begleitet, daß er, ſollten ſeine Feinde ihn je bey ihr anklagen, ihr dieſen Ring zu ſeiner Rechtfertigung ſchicken ſollte, oder um ſie an die Zuſicherung, die ſie ihm hiermit gäbe, zu erinnern, daß ſie ſein Unrecht vergeben, und ihn, ſich zu entſchuldigen, vor ſich laſſen wollte. Wie die Königinn erfuhr, wie Eſſex Zuverſicht betrogen worden war, entbrannte ſie in Zorn, ſie ſchüttelte die Sterbende heftig und rief: „Gott kann dir verzeihen, ich aber niemals!“ Darauf befiel ſie eine unbeſiegbare Schwermuth, ſie wollte keine Nahrung mehr zu ſich nehmen, und ſtarb allmählig ohne je der Urſach ihres Todes zu erwähnen.“ — —

(Der Beſchluß folgt.)

*) Dieſer Zug iſt allgemein bekannt, und ſchon längſt auf unſerm Theater benuzt — auch führen wir ihn hier, ſo wie ein und andres in dem Vorhergehenden nur zur Vollſtändigkeit an, für die Leſer, welchen die Quelle, oder die früher erſchienenen Geſchichten nicht bekannt ſind.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Fortſetzung.)

Man leſe in den erwähnten franzöſiſchen Schriften, wie rührend der Franzoſe die sensibilité ſeiner Nation in Hinſicht des Beſuchs dieſer Gräber darzuſtellen weiß. Am Feſte aller Seelen ziehen, wie es heißt, die Pariſer mit wahrer Frömmigkeit nach ihren Begräbnißplätzen hinaus. Frauen in Trauerkleidern beten für die Todten über den Gräbern, und Männer knieen nieder in den Staub! — Die Spanier haben an dieſem nämlichen Tage eine faſt eben ſo widerliche Sitte, wie das Todtenfeſt der nordamerikaniſchen Wilden iſt — ſie eröffnen die Grabgewölbe in den Kirchen und erleuchten ſie! Dieß iſt ganz in dem Geiſte der Dominikaner und Franziskaner, die in verſchiedenen Theilen Europas die trocknen Leichen ihrer Brüder an den Mauern umher aufſtellen, und Kapellen mit Menſchenſchädeln und Gebeinen auskleiden — ein ſcheußlicher Anblick, der die Menſchen verleitet, auf das Ende dieſes ſterblichen Lebens mehr mit Entſetzen als mit religiöſer Hoffnung hinzuſchauen. Nur die Gewohnheit kann uns mit dem Anblick ſolcher Gegenſtände verſöhnen, oder eine ſchwärmeriſche Denkart uns über ſie hinweg ſetzen.

Aus den Pariſer Mortalitätsliſten könnten die Bewohner der Hauptſtadt ſich eine ſchreckliche Lehre für ihre Sittlichkeit abnehmen. Auf dem Begräbnißplatz von Montmartre, wo der luſtige Theil der Pariſer, die Quartiere des Palais Royal, die Rues St. Honoré, Vivienne, Richelieu und Montmartre, die Boulevards und die Chaussée d'Antin eine Grabſtätte finden, ſind neun Zehntheil der Grabſteine dem Gedächtniß von Perſonen gewidmet, welche in der Blüthe ihrer Jugend ein Raub des Todes geworden ſind. Dagegen haben auf dem Begräbnißplatz des Père la Chaise, der meiſt die nüchternen Bürger von Paris, die Bewohner der Marais und der Faubourg St. Antoine aufnimmt, neun Zehntheil der Beerdigten ein anſehnliches Alter erreicht.

Die Grabmähler auf den neuen Pariſer Kirchhöfen ſind meiſt geſchmackvoll, beſſer als man ſie insgemein in England ſieht. Die Inſchriften wimmeln von franzöſiſchen Sentiments. Zwey heben wir wegen ihrer Sonderbarkeit heraus. Eine iſt auf den zu ſeiner Zeit berühmteſten Reſtaurateur in Paris; auf ſeinem Grabſteine heißt es, er habe ſein ganzes Leben den nützlichen Künſten geweiht. Die andere auf einen von Buonapartes Generälen ſagt:

Dans toute ma vie
Je n'ai fait tort à personne.

Eine von dieſen Grabſtätten iſt mit Fruchtbäumen bepflanzt, welches man tadelt, als mache es den Totaleffekt

weniger niederſchlagend! In dem Geiſte dieſer Tadler erzählt man, daß ein früherer Beſitzer von Ermenonville todte Bäume in ſeine Gärten pflanzte, pour inspirer la philosophie. Aber die ſeltſamſte Bizarrerie der Art beging ein Herr de Brünoi, der wegen des Todes ſeiner Mutter ſeinen Park in Trauer ſezte, und ſich Tonnen Dinte aus Paris kommen ließ, damit die Fontainen auch trauern könnten. Graf Schimmelmann's ſeiner Gattinn errichtetes Monument macht die Scene vollſtändig; dieſer ſezte das Monument auf einen Springbrunnen, und ließ das Waſſer aus einem Auge ſchießen, um ein Symbol ſeines unbändigen Schmerzes zu ſeyn. Man wird es noch in der Nähe von Kopenhagen ſehen können, wo es unter dem Namen des weinenden Auges bekannt iſt.

Solche Thorheiten haben die Pariſer ſich zwar nicht zu Schulden kommen laſſen, aber mit ihren Schau-Katakomben und cimetières ornés ſind ſie doch ihrem Charakter nichts deſto weniger treu geblieben. Statt in demſelben Geiſte der Ehrfurcht, wie man die Zeugen von Grab und Verweſung von einer Stelle zur andern geſchafft hatte, ſie fern von dem Anblick der Menge in den Steinbrüchen niederzulegen, ſo hat man Schädel und Gebeine wie Mineralien oder wie Muskleten und Piſtolen in dem kleinen Arſenale des Tower längs der Mauer aufgeſtellt. Solche Ausſtellungen können keinen heilſamen Zweck haben; ſie nähren diejenige Krankheit des Gemüths, aus der der melancholiſche Wahnſinn entſpringt, ſie härten rohe Gemüther ab, und tragen mehr dazu bey, zu gottloſen Großprahlereyen Frivolität zu häufen, als ſie zu verhindern. Solche Spektakel entſtanden im Geiſte des Mönchthums. Sie widerſtreiten allem Gefühl und aller Natürlichkeit. Der allgemeine Volksgeiſt würde ſie in proteſtantiſchen Gegenden nicht dulden. Erde zu Erde, Aſche zu Aſche, Staub zu Staub!

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Seit meinem lezten Briefe haben wir auf der Bühne zwey neue Stücke geſehen: die ſeltſame Heirath, ein Luſtſpiel von Ziegler, und dann Müllners Albaneſerinn. — Die ſeltſame Heirath iſt ein für den Geſchmack des großen Haufens berechnetes Schauſpiel; gebildete Menſchen können unmöglich Gefallen an einem Stücke finden, das darauf berechnet iſt, die grellſte, abſtoßendſte Unweiblichkeit als Liebenswürdigkeit darzuſtellen und das ſtatt feiner Scherze nur handfeſte Späße enthält. Das Stück wird hier ſehr gut gegeben; der Preis der Darſtellung gebührt dem Hrn. Schmidt, der die Rolle des alten Hrn. v. Gleiſſen zu einem höchſt komiſchen Karakter-Gemählde veredelt. Die Scene ſpielt in Hannover, aber das Stück hat Wieneriſche Lokalitäten, die billig bey der Vorſtellung auf einem norddeutſchen Theater abgeändert werden ſollten. So z. B. nennt die Heldinn des Stücks, die Majorinn, eine junge, ſchöne, reiche, gebildet ſeyn ſollende Frau, die Männer in dem Stück Ew. Gnaden, was gewiß in unſere Geſellſchafts-Zirkeln nie gehört wird. So etwas fällt auf und könnte leicht vermieden werden.

Die Albaneſerinn iſt vom Publikum ſehr lau aufgenommen worden, ungeachtet dreymaliger Vorſtellung. Das Stück hat große Schönheiten, ergreifende Situationen, eine herrliche dichteriſche Sprache, kurz alle einzelne Erforderniſſe zu einem vortrefflichen Trauerſpiel, und doch ließ es das Publikum kalt. Ich hatte es früher meiſterhaft vorleſen hören, wo es auf alle Zuhörer einen tief ergreifenden, faſt furchtbar tragiſchen Eindruck machte, von dem ich aber auch geſtehen muß, daß er ſich bey der Darſtellung nicht erneuerte. Sey es, daß das, was auf der Bühne wirken ſoll, wie ein Bliz die Empfindung treffen muß — indem Schönheiten, zu deren Genuß nur der reflektirende Verſtand gelangen kann, nicht ſo ſchnell und leicht anſprechen, wie es der nicht zuvor bereitende Moment der Darſtellung fordert; oder ſey es, daß die Darſtellung, von der ſich im Ganzen viel Gutes ſagen läſſt, doch die Vollkommenheit nicht hatte, welche ein ſolches Stück erfordert. Alle Nebenrollen waren trefflich beſezt. Frau Doctorinn Reinhold war als Page Lorenzo eine ſehr hübſche, anmuthige Erſcheinung; Hr. Schmidt gab den Benvolio mit der Ruhe und Beſonnenheit, die dem Weiſen geziemt; Hr. Weiß ſprach den Kardinal, in dem der Stand und der Geiſt das Gemüth keineswegs ertödtet haben, richtig und gut, und Hr. Kühne bewies ſich in der Rolle des Herzogs von Cameſtro, die eben ſo ſchwer als undankbar iſt, als einen großen Redekünſtler. Den Baſil gab Hr. Schwarz — der Name dieſes Künſtlers bürgt dafür, daß die Rolle nicht vergriffen und verfehlt worden iſt; die ältesten Infanten, dieſen über alle Gränzen der Wirklichkeit hinaus idealiſirten männlichen Engel, gab Hr. Lebrün; man muß das lobend anerkennen, was dieſer talentvolle, im Luſtſpiel oft ganz vortreffliche Künſtler leiſtete — doch liegt dieſe Rolle wohl ganz aus dem Kreiſe ſeines eigentlichen Künſtlerberufs. — Hr. Jacobi hat als Enrico ſehr gefallen; im erſten Akt hatte er wahrhaft große, ächt tragiſche Momente; in den folgenden Akten vermochte ich den Enrico des Dichters nicht in ihm zu finden und mehrere Momente, die mich bey der Vorleſung mächtig ergriffen hatten, gingen in ſeiner Darſtellung an die Zuſchauer unbeachtet vorüber. Hätte ich für dieſe Darſtellung einen Preis zu vergeben, ſo brächte ich ihn huldigend der Doctorinn Unzer dar, die die Albaue in aller Wahrheit der Empfindung und der Leidenſchaft, die dieß hoch poetiſche Gebild fordert, gab. Wie ſelten hört man auf der Bühne ſolche Seelenlaute der Liebe und des Schmerzes, wie ſie dieſer Künſtlerinn zu Gebote ſtehen! — Wie weiß ſie ſelbſt im Sturm der Leidenſchaft, im Kampf des Schmerzes noch die tragiſche Würde zu behaupten, von der ſo viele Bühnenheldinnen nicht einmal ahnen, welch ein nothwendiges Erforderniß ſie für ihr Fach iſt!

Die Länge des Stücks — es ſpielte bey ſehr kurzen Zwiſchenakten von halb ſieben bis gegen eilf Uhr, — ſchien aber auf die geſchäzte Künſtlerinn im lezten Auftritt ſtörend einzuwirken. Dieß bewieß die Stellung, in der ſie bey Fernandos Leiche niederſank und verharrte, und die eben ſo unnatürlich als jede Illuſion ſtörend war, da ſie ruhig aufs Knie ſinkend, über fünf Minuten lang das Publikum mit ſichtlicher Abſpannung und Gleichgültigkeit betrachtete, und das in einem Augenblick, wo alle Schrecken der Verzweiflung ſie in die Tiefe des zerreißendſten Seelenſchmerzes geſchmettert haben mußten. So ein Fehlgriff kann bey einer ſolchen Künſtlerinn nur Folge einer unüberwindlichen körperlichen Ermattung ſeyn.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 48.

Nro. 306.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 23. December 1819.

Ich kam zu dem Menſchen ſo treu und ſo gut,
Ich trug in dem Buſen ſo innige Glut,
Ich ſah nach Gefährten, nach Antwort mich um —
Doch alles war öde, doch alles war ſtumm.

Reichardt.

Der Blick nach oben.

Wenn mein Gemüth von Sehnſucht angetrieben
Durch alle Welt umſonſt zum Gleichen ſtrebt,
Wenn der Erfahrung, daß für reines Lieben
Die Welt nur haſſen kann, ſich Groll erhebt,
Dann iſt ein einz'ger Blick hinauf, genug,
Zu ſänft'gen mich ob dieſem Lebenstrug.

Und wenn mein Herz gerührt vom Reiz der Frauen,
Dem es ſich gern in zarter Treue fügt,
Furchtbar erglüht, weil heiligem Vertrauen
Die Himmelstochter ſelbſt, die Schönheit lügt,
Dann iſt ein einz'ger Blick hinauf, genug
Zu ſänft'gen mich ob dieſem Lebenstrug.

Wenn über ihm, der grauſam mir mein Leben
Verkümmert hat, durchs freventlichſte Spiel,
Der mich der Schmach der Armuth preis gegeben,
Mein ganzes Weſen ſich empören will,
Dann iſt ein einz'ger Blick hinauf, genug,
Zu ſänft'gen mich ob allem Lebenstrug.

Theodor B. v. Sydow.

Lezte Lebensjahre und Tod der Königinn Eliſabeth von England.

(Beſchluß.)

Das Gepräng von Eliſabeths Hofe hatte das Knechtiſche der orientaliſchen Herrſchaft. Welchen Rang die zu ihr ſprechende Perſon behauptete, ſo muſſte ſie knieend reden; eben dieſe Stellung nahmen die Miniſter bey Geſchäftsverhandlungen an. Eliſabeth machte für Niemanden hiervon eine Ausnahme, ausgenommen ſeines hohen Alters und ſeiner Kränklichkeit wegen für Burleigh. Hentzer, ein deutſcher Reiſender, der den engliſchen Hof gegen das Ende von Eliſabeths Regierung beſuchte, erzählt, daß die Königinn, wenn ſie, um ſich in ihre Kapelle zu begeben, durch die Gemächer ihres Palaſtes gegangen, rings umher überall die Zuſchauer knieend erblickt hätte. Eben dieſer Reiſende ſagt, daß die Herrn und Damen, welche den Dienſt hatten, die Schüſſeln auf den königlichen Speiſetiſch zu tragen, ſich dieſem, als wär es die Königinn ſelbſt, nur mit vielen Kniebeugungen nahen durften.

Früh nach dem Aufſtehen verrichtete Eliſabeth erſt ihre Andacht, dann ging ſie an ihre Geſchäfte. Sie las Briefe, diktirte Antworten, berieth ſich mit ihren Miniſtern, oder verabredete was dem Rath vorgetragen werden ſollte. War ſie von der Arbeit ermüdet, ſo wandelte ſie mit einigen Gelehrten in einem Garten, oder einer Gallerie. Nachher ſtieg ſie zu Wagen, um ſich dem Volk in der Umgegend ihres Aufenthalts zu zeigen; zuweilen ging ſie auf die Vogel- oder

Digitized by Google

Hirſchjagd; aber nie verfloß ein Tag, wo ſie nicht vor, oder nach der Arbeit einige Augenblicke dem Studieren gewidmet hätte. Sie ſchlief wenig, trank ſelten Wein, aß mäßig und beobachtete gewiſſenhaft die Faſten. Zuweilen ſpeiste ſie allein zu Mittag, meiſtens lud ſie aber einige Perſonen dazu ein; beym Abendeſſen war ſie heiter und begünſtigte das lebhafte Geſpräch. Von Zeit zu Zeit geſtattete ſie Tarleton den Zutritt; dieſes war ein berühmter Schauſpieler und Erzähler; auch einige andere Leute dieſer Gattung durften vor ihr erſcheinen, um ſie mit dem was in London vorfiel, zu unterhalten. Schachſpiel, Geſang und Tanz waren ihre Lieblings-Erholungen; ſie ſpielte auch Karten und Trictrac, und gewann ſie, ſo ermangelte ſie nicht das Geld einzutreiben. Die Marquiſe von Wincheſter, Lady Warwick und Lady Scrope bedienten ſie in ihrem Schlafzimmer; kein Mann durfte es betreten als Leiceſter, Hatton, Eſſex, Nottingham und Raleigh. Eine der Hofdamen ſchlief ſtets in ihrem Zimmer und hatte den Befehl, ſo bald etwas Beſonderes vorfiel, ſie zu wecken.

Innerhalb ihrer Zimmer kleidete ſie ſich ſehr einfach; vor dem Publikum erſchien ſie aber allezeit prächtig mit Juwelen geſchmückt, und um größer zu ſcheinen, mit ſehr hohen Abſätzen. Bey Eröffnung des Parlaments trug ſie allzeit ein perlengeſticktes Kleid, die Krone auf dem Haupt, den Zepter in der rechten, eine goldene Kugel in der linken Hand. Das Volk jauchzte ihr dann immer zu; ſie liebte dieſes Gepränge als eine Art Triumphzug, bey dem ſie ſich mit allen Sinnbildern der königlichen Majeſtät umgab.

In der Ausſchmückung ihrer Paläſte trug ſie ſtets Pracht zur Schau; ihre Gallerien prangten mit Gemählden der beſten Mahler, und ihre Zimmer waren mit reichen Tapeten behangen. Sie kaufte zu jedem Preis Perlen, Edelſteine, Koſtbarkeiten jeder Art, Silberzeug, prächtige Betten, ſchöne Wagen, perſiſche und indiſche Teppiche, Münzen u. ſ. w. Hamptoncourt war der am reichſten geſchmückte ihrer Paläſte; dort fanden ſich geſtickte Tapeten, welche ihre Siege über die Spanier darſtellten. Wenn ſie Feſte gab, war ihre Tafel köſtlich beſezt; beſonders liebte ſie, ihre Pracht vor fremden Geſandten zu zeigen; dann mußten auch die großen Herren ihres Hofs den Dienſt verſehen. Inſtrumental-Muſik und Geſang begleitete die Mahle, und Tänze folgten ihnen nach.

Die Königinn hatte die gute Abſicht, die Sitten an ihrem Hofe aufrecht erhalten zu wollen. Sie verbannte nicht allein Frauen, die ſich durch ihr Betragen nicht ſelbſt ehrten vom Hofe, ſondern bezeigte auch Männern, deren Sitten fehlerhaſt waren, ihr Mißfallen. Oft ſezte ſie bey Beförderungen junge Leute, die in dieſem Punkte Anſtoß gaben, zurück. Europa hatte nie einen Hof geſehen, der ſo anſtändig, unterrichtet, und zierlich zugleich, wie Eliſabeths ihrer, geweſen ſey. — —

Einige kurze Bemerkungen über die Bühne zu München.

(Beſchluß.)

Es fragt ſich nun aber: Wie iſt es möglich gute Künſtler zu bilden? Natürlich nur durch eine zweckmäßige Anleitung in der Ausbildung der Anfänger, durch öfteres Prüfen ihrer Talente und ihrer Fortſchritte, in wie weit der Geiſt der darzuſtellenden Perſon richtig aufgefaßt iſt; aber nicht allein durch ein Herſagen der todten Buchſtaben auf dem Zimmer, ſondern durch figürliche Darſtellung vor den Augen des Publikums auf der Bühne ſelbſt, damit der angehende Künſtler ſich zugleich auch ein gewiſſes savoir faire zu eigen machen kann. Ein ſolches Verfahren kann nicht ohne erwünſchten Erfolg ſeyn, denn es muß alles dabey gewinnen, Kunſt und Künſtler. Die ganze Kunſt des Schauſpielers beſteht ja in nichts Anderm, als in der Fähigkeit den Ideengang des Dichters hinſichtlich einer gegebenen Perſon in ſeiner Totalität richtig aufzufaſſen; in der Verwirklichung der gedachten Perſon in der e i g n e n; und hieran ſcheitert ſo mancher, der den Glauben von ſich hat, als ſey es ihm möglich, ſich alle fremde Individualitäten zu eigen zu machen, und wodurch nur zu oft der Beweis gegeben wird, daß man ſich nicht auf eine richtige Auffaſſung verſtehe, wie z. B. (es ſey der Wahrheit zu Ehren geſagt) Demoiſelle Pfeiffer oft genug gezeigt hat und troß aller Erinnerungen fortwährend zeigt, beſonders in der Tragödie. Dieſe gute Dame dünkt ſich leider über alle andere, nahe und entfernte Künſtler, erhaben, und hegt die egoiſtiſche Meinung von ſich, als beſitze n u r ſ i e a l l e i n die Gabe, ſich ganz den Gedanken des Dichters zu eigen zu machen und ihn fehlerfrey anſchaulich darzuſtellen; man ſehe aber nur ihr Spiel, als Johanna von Arc, als Marina in Demetrius und — als Elvira in der Schuld; man vergleiche hier ihr Produkt mit den von gewiſſen Perſonen bekannt gemachten Recenſionen, und man wird finden, wie ſehr man das Geleiſtete über die Wahrheit zu erheben geſucht hat: man wird ſich überzeugen, daß es zu gewagt von ihr iſt, eine Rolle zu übernehmen, der ſie im geringſten nicht gewachſen iſt. Suum cuique, alſo auch dieſer Künſtlerinn, die in der ihr angemeſſenen Sphäre wohl etwas zu leiſten im Stande iſt. Sollte man erwarten dürfen, daß dieſe Schauſpielerinn, aller früher gemachten Ermahnungen ungeachtet, ſich ferner über ihre Sphäre hinaus begeben würde, ſo dürfte es nicht unzweckmäßig ſeyn, ihr das fleißige Nachleſen der Abhandlung über die Fähigkeiten zur Schauſpielkunſt in Müllner's Almanach für Privatbühnen vom Jahr 1817 anzuempfehlen.

Dieſes ſo eben Geſagte trifft jedoch nicht allein dieſe Perſon, ſondern auch andere, wenn auch im mindern Grade, und es iſt zu wünſchen, daß ein jeder daſſelbe beherzige, bey dem es in Anwendung gebracht werden kann. Ueberhaupt dürfte aber ſchließlich der Wunſch gerecht ſeyn, daß man den dramatiſchen Künſtler-Verein auch außer der

Digitized by Google

Bühne zu einer Schule der Moralität umzuſchaffen bemüht wäre, um nicht ein doppeltes Aergerniß zu geben, damit auf dieſe Weiſe ſowol der innere als äußere Zweck, den der Zuſammentritt einer ſolchen Geſellſchaft haben muß, erreicht werde.

Genug für dieſes Mal, wenn Gott Geſundheit und Muſe ſchenkt, wird nächſtens ein Mehreres für das Theater überhaupt erſcheinen; das Angeführte ſollte, wie im Eingange ſchon angedeutet wurde, nur dazu dienen, um die Wahrheit zu unterſtützen und Arroganz zu beſtrafen.

München im December 1819.

v. C.

Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Wales, und die davon abhängigen Niederlaſſungen auf Van-Diemens-Land, von W. C. Wentworth Eſq. Eingeborner der Kolonie.

Die Kolonie N. S. W. liegt auf der öſtlichen Küſte von Neu-Holland. Dieſe zwiſchen dem 9. und 39. Grad der Breite und dem 108. und 153. öſtlicher Länge gelegene ungeheuere Inſel kann noch nicht als gänzlich bekannt angeſehen werden, obgleich die Küſte ſeit 1616 mehrmals von den berühmteſten Seefahrern umſchifft worden, indem nicht einer derſelben die Mündung eines Fluſſes von erſter Größe auf derſelben gefunden, welcher Mangel ſich in einem ſo großen Lande doch kaum vorausſetzen läſſt. — Bekanntlich iſt die ganze Küſte nackt und unfruchtbar, dagegen aber das Innere der Inſel deſto reicher an Kräutern und Bäumen, und wegen der Verſchiedenheit der Himmelsſtriche zur Hervorbringung beynahe alles beſſern fähig, was ſonſt nur im heißen Süden und im kalten Norden gedeihet. — Das einzige bis jezt entdeckte Metall iſt das Eiſen, welches allenthalben in großem Ueberfluß, und an einigen Orten in der größten Reinheit angetroffen wird. An vielen Orten finden ſich die vortrefflichſten Steinkohlen; ſo wie auch Schiefer, Kalk und Granit, obgleich nicht in der unmittelbaren Nachbarſchaft von Port Jackſon. Sandſteine, Quarz und Quaderſtein gibt es überall. — Die Flüſſe und Seen ſind voll vortrefflicher Fiſche, und die Wälder, Ebenen und Sümpfe voll wilden Geflügels; und ob es gleich kein eigentliches „Wild" dort gibt, ſo gibt es auch auf der andern Seite, mit Ausnahme des Kangaroo, (?) [eine kleine Art Wolf (?)] welcher aber doch niemals dem Menſchen gefährlich iſt, auch keine reißende Thiere. Dagegen aber hat man viele giftige Inſekten und Amphibien, beſonders Skorpionen und Schlangen. — Die Urbewohner des Landes ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Kultur; und ein dreyßigjähriger Umgang mit den Europäern hat auch nicht die geringſte Veränderung unter ihnen hervorgebracht. Mit Ausnahme des Haares, welches bey ihnen nicht wollicht iſt, gleichen ſie vollkommen den Negern; welcher Unterſchied ſich bey den Bewohnern von Van-Diemens-Land auch nicht einmal findet. Uebrigens ſind ſie von den Bewohnern aller Süd-See Inſeln vollkommen verſchieden, ausgenommen den Neuguineern, welche auch nur durch eine enge Straße von Neuholland getrennt ſind. — Sidney, die Hauptſtadt der Kolonie, ungefähr ſieben Meilen vom Eingang des Port Jackſon, iſt unter dem gegenwärtigen Statthalter, Lachlan Macquarrie Eſq. bedeutend verſchönert worden und hat einige ſehr nützliche Anſtalten erhalten. Z. B. im Jahr 1817 die Bank von Neu-Süd-Wallis, deren Kapital ſich auf ungefähr L. 20,000 beläuft. Die Stadt enthält ferner zwey auf Koſten der Regierung veranſtaltete Schulen für arme Kinder beyderley Geſchlechts, beſonders Waiſen; nach den lezten Nachrichten waren in dieſer Anſtalt zuſammen 224 Zöglinge. Auch gibt es noch eine Sonntagsſchule, und eine Bibelgeſellſchaft, welche beyde durch Privatperſonen unterſtüzt und erhalten werden. Sonſt hat man auch noch hier und in andern Gegenden der Kolonie mehrere gute Penſion-Schulen. Aber eine Veranſtaltung verdient beſonders die Aufmerkſamkeit des Menſchenfreundes, nämlich die Schule für den Unterricht der Eingeborenen, dieſe enthielt im J. 1817 ſchon 18 Zöglinge, welche bereits bedeutende Fortſchritte im Leſen und Schreiben gemacht hatten. — Die Vertheidigungs-Anſtalten der Kolonie ſind ſehr unbedeutend, ſowol gegen innere als äußere Feinde. Die Garniſon beſtehet nicht über 700 Mann, welche, beſonders da ſie auch die beyden Pflanzörter auf Van-Diemens-Land zu beſetzen haben, bey der großen Anzahl der Verbannten, einer neuen Inſurrektion kaum gewachſen ſeyn dürften. Dabey verdienen die Feſtungswerke bey Sidney kaum den Namen; und wenn kein amerikaniſcher Caper die Stadt im lezten Krieg geplündert oder gebrandſchazt hat, ſo kann dieß nur als ein glücklicher Zufall betrachtet werden, indem ihnen wahrſcheinlich der hülfloſe Zuſtand derſelben unbekannt blieb. Auch iſt es zu bedauern, daß ſich nicht ein einziges Kriegsfahrzeug im Hafen befindet, welches die Gefangenen verhindern könnte, ſich der Kauffahrtey-Schiffe zu bemächtigen und ſie hinwegzuführen, was zum großen Verluſte der Eigenthümer, und zum Nachtheil des Handels überhaupt, nicht ſelten der Fall iſt. —

(Der Beſchluß folgt.)

Whigs und Torries.

Von dieſen beyden Benennungen, welche in der engliſchen Geſchichte der beyden lezten Jahrhunderte ſo wichtig geworden ſind, gibt das Morning Chronicle die folgende Herleitung: — „Die politiſchen Benennungen Whighs und Torries waren vor den Zeiten Karls II. nicht bekannt. Torach in der Iriſchen oder Erſ-Sprache bedeutet königlich; und Toirach geiſtlich; beyde aus einem Stammworte entſpringend, welches die höchſte Gewalt meinet. Das Wort Whig ward aus Chuaithaug,

Digitized by Google

vaterländiſch, gebildet. Es kommt zuerſt in der ſchottiſchen Geſchichte bey Gelegenheit des Whiggamor-Einfalls unter dem Herzoge von Argyle, vor: dieſer beſtand aus Gemeinden mit ihren Predigern an ihrer Spitze, welche für ihre Sache, die ſie für die Sache der Nation anſahen, betend in den Kampf zogen. Mor bedeutet in allen celtiſchen Sprachen, groß, und Whiggamor, die große Volksſache.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, December.

Hirzel's Nachfolger im Vorſtande der Hülfsgeſellſchaft in Zürich, der Direktor (des kaufmänniſchen Collegiums) Joh. Rudolf Schinz, konnte in ſeiner am zwanzigſten Jahresfeſt des wohlthätigen Vereines (25. Sept. 1819) gehaltenen Eröffnungsrede, faſt nur erfreuliche Dinge von dem Fortgang ſeiner Stiftungen und von den Ergebniſſen ſeiner Arbeiten melden. Zum Erſtenmal ward dieſe Jahresverſammlung in dem geräumigen Gebäude gehalten, worin jezt die Armenſchulen, das Blindeninſtitut u. ſ. w. vereinigt ſind, und das im Laufe des Jahrs, durch 165 unverzinsliche Aktien, jede zu 100 Gulden war angekauft worden, die im Laufe von 33 Jahren ohne Beſchwerde des Geſellſchaftsfonds zurückbezahlt werden ſollen, und von Particularen freywillig übernommen wurden. Nur der Zuſtand des Handels und die dem Manufakturweſen bevorſtehende furchtbare Criſe, erregt für die Zukunft nicht geringe Beſorgniſſe. „Unſere ſchweizeriſche Verfaſſung (ſagt Hr. Schinz), welche jedem Staatsbürger die gleichen Rechte in Handel und Wandel einräumt, iſt ſo liberal, daß ſelbſt Fremde, denen der Aufenthalt in unſerm Vaterland angenehm ſeyn kann, Schutz und Ausübungsrecht genießen, ohne mit irgend einigen erheblichen Laſten beſchwert zu werden. Alle und jede Erzeugniſſe und Fabrikate andrer Länder haben freyen Eingang ohne alle Abgaben, die irgend den Bezug erſchweren könnten. Dagegen aber vermehren ſich die ſchon längſt beſtehenden Verbote der Einfuhr unſerer Waaren und ſelbſt der Erzeugniſſe unſers Bodens, in die uns umgebenden Länder, oder nicht abzutragende Zölle werden aufgelegt, welche es unmöglich machen, weiter an ihre Ausfuhr zu denken. Die beſtehenden und immer neu entſtehenden Maſchinen für Spinn- und Webereyen, Geſchwindbleichen, Druckereyen u. ſ. f. beſchleunigen nicht nur die Fertigung aller Manufaktur-Produkte ſondern vervielfältigen dieſelben in ſolchem Grade, daß der Verbrauch mit dem Erzeugniß in keinem Verhältniß mehr ſteht, und Tauſende der Hände, welche ihren Unterhalt dadurch fanden, werden entbehrlich, die Löhnung verkürzt, und nur einzelne Wenige, welche zu den wichtigern Arbeiten gebraucht werden, genießen hinreichende Einnahme zu ihrer Exiſtenz. Jedes Land gewinnt durch ſolche mechaniſche Einrichtungen die Mittel, eigene Fabriken anzulegen, ohne viele Hände gebrauchen zu müſſen; und die Innhaber, welche ſich durch mannigfaltige Concurrenz in Gefahr finden, wenden alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel an, Einfuhrverbote und Zölle zu bewirken, um ſich einen Gewinn wo möglich zu ſichern, ohne das allgemeine Wohl in's Auge zu faſſen. Daß aber dieſe Vortheile eben nur anſcheinend ſind, beweiſen die allgemeinen in allen Ländern erſchallenden Klagen über den zerſtörten Handel, welche ſich immer vermehren; es beweißt ſolches der vor wenigen Monaten von Einzelnen ausgegangene Verein für Handelsfreyheit, der nun viele Tauſende zählt, welche bey allen deutſchen Monarchen um Beyſtand und Aufhebung der gegenſeitigen Bedrückungen anſtehen. Daß ſich die liberalen Inſtitutionen der Schweiz eignen, ſich an einen ſolchen Vertrag anzuſchließen, iſt wohl ganz außer Zweifel. Allein ſo ſehr es in den Wünſchen jedes Unbefangenen liegen muß, daß der Verkehr aller Länder freygegeben werde, da ja einer von dem andern mehr oder weniger ſeiner Artikel bedarf, und dieſe nicht zu beziehen vermag, wenn nicht durch den Abſatz eigener Produkte die Mittel beygebracht werden, ſich das Benöthigte anzuſchaffen, ſo ſchwer wird es zu erhalten ſeyn, daß eine ſolche Erleichterung erfolge, da die eingerichteten und ſich vermehrenden Mauthen und Zölle, die großen und übermäßigen Ausgaben der Staatsadminiſtrationen, des Kriegsweſens u. ſ. f. decken ſollten, welche nur durch indirekte Steuern in ſolchem Maaße erhoben werden können, ohne gefährliche Gährungen zu veranlaſſen. Es ſpringt zwar in die Augen, wie koſtbar die Mittel zur Einziehung dieſer Auflagen ſind, und daß dieſe wohl oft den größeren Theil deſſen verſchlingen, was die Mauth abwirft, ohne zu berechnen, was durch Schleichwege eingebracht, und mit großen Abgaben an die Contrebandiers verſchwendet wird, um nur etwas von den Erzeugiſſen eines Landes in's andere zu ſchaffen, wobey der Staat gar nichts gewinnt, wohl aber einzelne Individuen mit Lebensgefahr oder Einverſtändniß mit ſolchen, denen die Behinderung obliegen ſollte, eigenen Vortheil erbeuten, welches aber den Lohn des kärglich genährten Arbeiters weder verbeſſert, noch dem Fabrikherrn einen anſtändigen Ueberſchuß verſchafft, mithin dieſe unbeſtreitbaren Abgaben den Conſumenten drücken, ohne daß die arbeitende Klaſſe oder der Staat denjenigen Nutzen zöge, der durch beſcheidene Eintritts- und Ausgangszölle jede Contrebande behindern, und den vielfältigen Verkehr befördern könnte. Schwerlich werden jedoch die Regierungen größerer Staaten je zu richtigen Anſichten über das Mauthweſen gelangen, da ſolche zu viele Staatsdiener zählen, die beſoldet, verſorgt ſeyn müſſen, und in denen ſich die Regierung den Einfluß und den Anhang erhält, den ſie bey der neuen Kunſt, die Völker zu regieren, nicht entbehren will. Es iſt daher wenig Hoffnung zu nähren, daß ein ſolcher Plan bey mehreren der uns umgebenden und entfernteren Staaten Eingang finden werde; allein die Folgen davon erſcheinen von Jahr zu Jahr bedenklicher, indem fortſchreitend die in jedem Lande verarbeiteten Waaren auf den inneren Verbrauch zurückgedrängt werden, und dadurch jede auf einen größeren Abſatz berechnete Induſtrie zerſtört werden, die mit ſo großem Aufwand angelegten Maſchinen zur Unthätigkeit verdammt, die wenigen noch dabey beſchäftigten Menſchen in gänzliche Erwerbloſigkeit verſezt, die Verarmung vermehrt, und ſelbſt der Verkauf der Erzeugniſſe des Bodens erſchwert werden muß... Soll dieſer ſich mit ſchnellen Schritten nähernde Zeitpunkt abgewartet werden, bevor Hülfe beygeführt und den Wünſchen der Nationen entſprochen wird? Was wird der Erfolg ſeyn? Die Zerrüttung des Mittelſtandes, der das Glück einer Nation bezeichnet. Die Reichen jedes Orts laſſen ſich überall aufzählen, und leider erblickt man in allen Ländern die Vermehrung der Armen. Dieß goldene Zeitalter der Kunſt, Menſchenhände entbehrlich zu machen, hat die Armuth in einem unzuberechnenden Grade vermehrt, und führt zu Exceſſen, die uns von England mit grellen Farben geſchildert vor Augen liegen, und welche, zwar unter andern Formen, auch auf dem feſten Lande ihre Spuren zeigen.“ — Ohne Rettungsmittel ſelbſt anzuzeigen, ſchließt der Vorſteher der Zürcherſchen Hülfsgeſellſchaft dieſe Betrachtungen mit der Einladung an die Mitgeſellſchafter: bey jedem ertheilenden Rath und Beyhülfe die Folgen zu überdenken, welche der Verfall der Gewerbe herbeyführen muß, wenn den natürlichen Rechten des freyen, zwar geſezlichen Ordnungen unterworfenen Verkehrs nicht aufgeholfen wird.

Beylage: Intelligenz-Blatt, Nro. 49.

Digitized by Google

Nro. 307.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. December 1819.

Und loſe, leiſe liſpelts dann
Wie Wind in Weizen-Halmen:
Wer fromm iſt, ruh wie dieſer Mann,
In Lindenſchatten hier, und dann
Im Himmel unter Palmen.

Claudius.

Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode, insbeſondere über Beerdigung und Kirchhöfe.

(Beſchluß.)

Eben ſo wenig entſprechen Kirchhöfe à la pittoresque, zu Promenaden eingerichtet, einem geſunden Gefühl. *) Dieſe Erfindung iſt zwar allerdings dem Pariſer Volke nicht abzuſprechen; allein man findet doch auch in andern Gegenden nicht grade blos Kreuze und Grabſteine auf den Friedhöfen, wie der Verfaſſer der mehrgedachten Promenade glaubt. Alle Reiſenden gedenken der Schönheit der mahomedaniſchen Begräbnißplätze **). Die Afghanen nennen die ihrigen Städte der Schweigenden, und behängen die Gräber mit Guirlanden, zünden Weihrauch darauf an, weil ſie glauben, daß die Geiſter der Abgeſchiedenen dort wohnen, und jeder am Rande ſeines eigenen Grabes ſitze *) und den Duft dieſer Gaben einathme. Die Friedhöfe in Paraguay waren Gärten, die Gräber regelmäßig geordnet, mit den ſchönſten Pflanzen und Blumen geſchmückt, die Spaziergänge mit Orangenbäumen und Palmen bepflanzt. Die mähriſchen Brüder beobachten auf ihren Miſſionsplätzen dieſelbe Regelmäßigkeit und Anſtändigkeit, ſie nennen einen Begräbnißplatz „einen Gottesgrund.“ In vielen Gegenden von Wales ſind die Gräber ſorgfältig mit Blumen beſezt, und die Schönheit dieſer Sitte iſt von allen engliſchen Reiſenden anerkannt worden. In Gibſon's Nachträgen zu Camden wird bemerkt, daß die Sitte, Roſenbäume auf Gräber zu pflanzen, von Alters her unter den Griechen

*) Hier kann der deutſche Bearbeiter ſich unmöglich der Anſicht des Britten beyſtimmig erklären. Mehr ihm aus der Seele geſchrieben iſt das intereſſante 20. Kapitel in Castellan's Lettres sur la Grèce, l'Hellespont et Constantinople (1811) Partie 2, welches von den Champs des morts bey den Türken handelt. „Bey ihnen ſind die Gottesäcker die anmuthigſten Geſellſchaftsplätze in und bey der Stadt. Wie wenig ſahen auch die Griechen, die Römer den Tod mit der Furcht an, wie wir! Von den Türken könnten wir Reſignation, Ergebung in das Unvermeidliche lernen; nur muß dieſe nicht von Feigheit und Verzagtheit ausgehen. Ihre liebſten Promenaden gehen nach den Gräbern ihrer Freunde; hier ſitzen und ſinnen ſie, nicht in Dichterempfindeley, ſondern in ernſter Ruhe und ſtiller Betrachtung. — Ihre öffentlichen Begräbnißplätze ſind an Stellen angelegt, wo öffentliche Gebäude, Paläſte, Baſiliken, Säulengänge, Theater, Arenen aus dem Alterthum ſtanden, die eben durch die aus ihren Trümmern verfertigten Grabſteine häufig zerſtückelt worden ſind.“ D. W.

**) Auch von den Trauſen bemerkt Herodot 5. 4. welchen Quinctilian Inst. Or. 5, 11, 38 vor Augen hatte, daß ſie den Tod von der heiterſten Seite angeſehen. Sie gingen noch weiter, und begrüßten den Säugling, der zuerſt die Welt mit allen ihren Mühen und Widerwärtigkeiten erblickte, mit Wehklagen; mit fröhlichen, heitern Geſängen brachten ſie den Todten, der den ſchweren Kampf überſtanden, zu Grabe. Vergl. Fabric. in Sext. Empir. Pyrrh. Hypot. 3, 232 und das Epigramm des Archias Anal. Brunck. 2, 100. Von den Eſſedonern erzählt Pomponius Mela 2, 1 dieſelbe Sitte. D. W.

*) Dieſe Phantaſie, daß der Geiſt des Verſtorbenen auf dem Grabe ſitze, findet ſich auch in den nordländiſchen Sagen. In dieſem Sinne ſingt in der Sage vom Ingello's Schwerte Schulze (Cäcilie, Ende des dreyzehnten Geſangs) vom Angantir:

Doch wachend ſizt der Geiſt auf hohem Grabesſteine.

D. W.

Digitized by Google

und Römern gewöhnlich *), ſeit undenklichen Zeiten auch zu Oleley in Surrey beſonders unter jungen Männern und Frauen gebräuchlich war, welche ihre Geliebten verloren hatten, ſo daß der Kirchhof von Roſen blühte. Auch in mehreren katholiſchen Kantonen der Schweiz ſind die Gräber mit Blumen bepflanzt, und Waſſerdehälter ſtehen auf den Seiten mit Gießkannen, ſie zu begießen. **)

Wir erinnern uns nicht, die Schweizer Kirchhöfe von irgend einem Reiſenden erwähnt gefunden zu haben. Die Grabmähler ſind von Eiſen, mit Leiſten, Herzen, Wurfſpießen und Kreuzen verſehen, die der Armen bis auf die Grabſchrift ganz ſchwarz, die andern vergoldet und bemahlt. An katholiſchen Orten haben ſie kleine Heiligenbilder und andere religiöſe oder bildliche Vorſtellungen; vergoldete Crucifixe ſind auf dieſen Gräbern häufig, und nichts kann häßlicher bey Tage, oder geſpenſtiſcher bey Nacht ausſehen. Zu Lungern und zu Sarlen ſind kleine Porträts der Verſtorbenen in dieſe eiſernen Leiſten eingefügt, insgemein Mann und Frau beyſammen. Wenige Jahre reichen hin, dieſe vergänglichen Erinnerungen zu zerſtören; die Farben bleichen, die Geſichtszüge verſchwinden, und die zurückgebliebenen Striche ähneln dem Gemählde, wie ein Skelett dem lebenden Körper. Es liegt etwas Erſchütterndes und zugleich ſehr Rührendes in dem Anblick dieſer Dinge, wie auch ſie ſtufenweiſe dem Tod und der Verweſung entgegen reifen.

Der Herzog von Levis ſagt, daß alte Familien in England in ihren Parks ihre beſondern Grabſtätten zu haben pflegten. Doch iſt es im Gegentheil merkwürdig, daß Privatanlagen der Art ſich ſo wenige finden. Dagegen gibt es kein zweytes Land, wie England, wo die Halbverrückten, die man Humoriſten zu nennen pflegt, ihren wunderlichen Grillen auch in Beziehung auf Tod und Grab ungeſtörter und eigenſinniger nachgehängt hätten. Ein alter Raucher, der vor zehn Jahren in einem Werkhauſe 106 Jahre alt ſtarb, wünſchte ſeine Pfeife mit in ſein Grab gelegt zu wiſſen. Ein eifriger Wahlmann verordnete, ſein Sarg ſolle blau angeſtrichen werden, und die Träger blaue Bänder tragen. Starkgeiſter haben ihre Verachtung gegen die Nationalkirche ſelbſt dadurch zu zeigen gewagt, daß ſie die lezte Ehre ganz verſchmähten, und hoffnungslos zu ſterben erklärten. Für ſolche Seelen, deren Unglaube viel öfter in einer Verdorbenheit des Herzens, als in einer Verſtandesverirrung ſeinen Grund hat, erdachte Dante eine fürchterliche Beſtimmung — Gräber in der Hölle, um ſie lebendig darin einzumauern.

„Wäre die Glückſeligkeit jener Welt, ſagt Sir Thomas Brown, ſo bald erreicht, wie die Freuden dieſes Lebens, ſo wäre leben ein Märtyrerthum, und ſolchen, die keines nach dieſem glauben, muß Sterben mehr ſeyn als Tod. Wir können nur über die Vermeſſenheit verſtummen, welche nichts zu ſeyn und ins Chaos zurückzukehren wagt. Denn es iſt wohl der ſchwerſte Stein, den der Trübſinn auf den Menſchen wirft, wenn er ihm zuraunt, er ſtehe am Ziele ſeiner Natur, und da ſey kein künftiger Zuſtand, gegen welchen dieſe Erde eine Stufe, oder ſonſt zweck- und ſinnlos wäre.“

D. W.

Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Wales, und die davon abhängigen Niederlaſſungen auf Van-Diemens-Land, von W. C. Wentworth Eſq. Eingeborener der Kolonie.

(Fortſetzung.)

Das Klima der Kolonie beſonders im Innern iſt ſehr geſund, obgleich die Hitze in den Sommermonaten December, Januar und Februar nicht ſelten bis über 100° Fahrenheit ſteiget und gewöhnlich auf 80 ſtehet; eine Hitze, welche für den Europäer unerträglich ſeyn müſſte, würde die Luft nicht durch die Seewinde, welche ſich des Morgens um 9 Uhr erheben, und bis Sonnenuntergang fortblaſen, wann ſie von den Landwinden abgelöſet werden, abgekühlt. In dieſen Monaten gibt es häufige Donnerwetter von Regengüſſen begleitet, welche ſehr zur Erfriſchung der Erde beytragen. Im März iſt das Wetter ſehr regneriſch, im April veränderlich, aber im Mai wahrhaft reizend: der Himmel iſt dann gänzlich unbewölkt, und des Morgens und Abends, zuweilen auch in der Mitte des Tages mag man ein Feuer wohl leiden. Bey Sonnenaufgang ſtehet der Thermometer unter 50° und ſelten über 60°. Die Wintermonate Juni, Juli, Auguſt ſind beſonders des Nachts ausnehmend kalt, und von Reif, Eis und Nebel begleitet; Regen iſt zu dieſer Jahreszeit ſelten, aber, wenn es nicht frieret, pflegt ein ſchwerer Thau zu fallen. Der Thermometer fällt zuweilen bis unter 40°. Anfangs September dauern die Nebel und Kälte

---

*) Die heitere Anſicht dieſer Nationen des Alterthums vom Tode ſind durch Leſſing und Winkelmann bekannt. Nach dem Leztern in ſeiner Erläuterung zu den Gedanken von der Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke (Werke von Fernow Th. 1. S. 173) erſcheint das Bild des Todes auf einem alten Steine in einer Geſtalt, wie man es bey ihren Gaſtmahlen aufzuführen pflegte, durch Erinnerung an die Kürze des Lebens zum angenehmen Genuſſe deſſelben ermunternd; der Tod tanzt nämlich. Auf einem andern Steine iſt ein Todtengerippe mit zwey Schmetterlingen, ein Vogel faſſt den einen (Bild der Seelenwanderung). — Beſonders hielten die Alten einen plözlichen Tod für etwas Wünſchenswerthes und Angenehmes, ſie nannten ihn daher Euthanaſia. Homer ſagt von einem ſolchen: Apoll oder Artemis hat ihn getödtet. — Auf dem Grabhügel reicher Römer ſtand ein Genius, eine Schale in den Händen, aus denen die Todtenopfer (inferiae, χοαί) gegoſſen wurden (iusta facere).

D. W.

**) Der Kirchhof bey Leipzig und die ſeit etwa einem Jahrzehend bey Hamburg angelegten Begräbnißplätze verdienen ebenfalls eine ehrenvolle Erwähnung. Wer dieſe leztern jezt ſieht, bepflanzt mit Trauerweiden und andern paſſenden Pflanzen und Geſträuchen, wähnt ſchwerlich, daß hier einſt eine unfruchtbare kahle Sandwüſte Hamburg entſtellte, die jezt bey ihrem Nutzen ſeine Umgebungen nicht wenig verſchönert.

D. W.

Digitized by Google

immer noch fort, beſonders des Nachts, die Tage aber ſind hell, und gegen das Ende läſſt die Kälte bedeutend nach; leichte Regenſchauer von Donner und Bliß begleitet, ſind dann gewöhnlich, der Thermometer ſteigt bis auf 70°. Im Oktober fallen noch dann und wann Regenſchauer, die Tage werden wärmer, die See- und Landwinde herrſchen wieder abwechſelnd, aber auch heiße ſengende N. W. Winde ſind zu befürchten; dee Theemometee ſteigt öfters um Mittag bis auf 80°. Im November darf das Wetter ſchon wieder heiß genannt werden, indem der Thermometer zuweilen bis auf 90° ſteiget, trockene ſengende Winde, und häufige Donnerſtürme mit Regen oder Hagelſchloßen nehmen zu. — Unterleibs- und Lungenkrankheiten ſind hier die herrſchenden; erſtere zeigen ſich am meiſten unter dem ärmern Volkstheile, und den neuen Ankömmlingen in der Ruhr, bey welchen Leztern dieſelbe als die Gefährtin des Scorbut erſcheinet, und durch den häufigen Genuß geiſtiger Getränke, welchen die dortigen Einwohner nue zu ſehr ergeben ſind, meiſtens vermehrt werden. — Von Kinderkrankheiten weiß man hingegen nichts, die Maſern, Blattern und der Stickhuſten ſind gänzlich unbekannt in der Kolonie. Zwar richteten, vor mehrern Jahren, ehe noch die Kolonie auf der Inſel angelegt war, die Blattern, welche Cook dort zurückgelaſſen haben ſoll, große Verwüſtungen unter den Eingeborenen an; aber die Spur davon iſt nur noch in den Geſichtern einiger wenigen, die damals davon befallen wurden, ſichtbar, und wird duech die Gebeine derer erwieſen, welche in einſamen Höhlen, von allen Freunden und Verwandten verlaſſen, das Opfer dieſer Geiſſel wurden, und die man noch dann und wann antrifft; denn ſobald einer von ihnen davon befallen wurde, flohen ihn alle Uebrige, und ohne Zweifel ſtarben mehrere aus Mangel an Pflege, als an der Wuth der Krankheit. Um aber einer ſolchen ſchreckhaften Anſteckung vorzubeugen, wird unter den Pflanzern ſtreng auf die Einimpfung der Kuhpocken gehalten. — N. S. Wales beſizt alle mögliche Erdarten, von der kalten Kreide, bis zu dem fruchtbaren Leimen- und fetten Gartengrund. Bis auf 5 und 6 Meilen von der Küſte, iſt das Land von der erſtern Gattung, da es auf den beſten Stellen nichts als ein niedriges kraftloſes Geſträuch, und auf den übrigen auch nicht ein grünes Blatt hervorbringet. Oberhalb dieſer unfruchtbaren Wüſte, welche eine Art Gurt um die Inſel bildet, fängt das Erdreich plötzlich an beſſer zu werden. Die Bäume wachſen hier zu einer ſo bedeutenden Höhe, daß die höchſten Bäume in England wie Zwerge daneben ſtehen würden. Aber auch hier wüede der größte Fleiß nue eine mittelmäßige Fruchtbarkeit erzwingen können. Dieſe Art Landes, mit einigen wenigen Ausnahmen, bildet einen zweyten Gurt, ungefähr 10 Meilen tief. — In dieſer Entfernung indeſſen erhält alles eine andere Geſtalt; die Bäume ſtehen dünnee, und ſind von einer andern Gattung, welche beſſern Boden erfordert. Vier Meilen weiter eröffnet ſich endlich eine wahrhaft peachtvolle Landſchaft. Eine unendliche Folge von Hügeln und Thälern, bedeckt mit den reichſten Gräſern, auf welchen zahlreiche Herden umherſtreifen, zeiget an, daß man ſich in einem für den gebildeten Menſchen bewohnbaren Land befindet. Selbſt auf der Spitze der Hügel gibt das Erdeeich dem reichen Thalgrund nichts nach. Die Bäume aber, was ſonderbar klingen mag, werden hier kleiner und ſtehen viel weiter auseinander, ja ſo weit, daß, da der Boden auch von niedrigem Gehölze frey iſt, man mit Leichtigkeit dazwiſchen durch gallopiren kann. — Dieſe Beſchreibung trifft im Allgemeinen zu; indeſſen ſind die Ebenen an den Seiten der Flüſſe, die vom blauen Gebirge herab ſich auf der öſtlichen Seite ins Meer ergieſſen, beſonders fruchtbar, woran die großen Ueberſchwemmungen Schuld ſind, welche oft 90 Fuß hoch ſteigen, und einen Schleim, wie im Nil herbeyführen, welcher die Pflanzer der Mühe des Düngens überhebt, aber auch auf der andern Seite, da dieſe Ueberſchwemmungen keine beſtimmte Perioden halten, und ſich ſo oft zur Zeit der Saat als der Ernte einſtellen, oft ihren Perſonen ſowol als ihrem Eigenthum verderblich werden. — Der Paß, welcher über das blaue Gebirge führet, iſt erſt vor einigen Jahren (im J. 1814) entdeckt worden, und obgleich man viele Mühe an die Anlegung der Straße verwendet hat, ſo bleibt doch die Stelle, wo ſich dieſelbe an der weſtlichen Seite ins Thal hinab ſenket, für Karren und Wagen allzeit gefährlich; und alle Bemühung, um einen andern Uebergang ausfindig zu machen, ſind bis jezt fruchtlos geblieben. Dieſes Gebirge iſt an dem Orte, wo die Straße darüber führet, 58 Meilen breit, und fängt ungefähr 40 Meilen von Sidney an. — Die eigentliche Höhe deſſelben über die Meeresfläche iſt noch nicht berechnet worden; vermuthlich aber iſt ſie nicht über 4000 Fuß. Es iſt beynahe durchaus unfruchtbar, und in vieler Hinſicht der Gegend an der Seeküſte bey Port Jackſon ähnlich. Auch iſt es ſehr felſig, jedoch fehlt es ihm an Granit, die eigentliche Bezeichnung eines Urgebirges. Sandſtein ſtark mit Quarz durchwachſen und etwas Quaderſtein (?) iſt das einzige Geſtein, das man darin findet; ein Umſtand, der um ſo merkwürdiger, da der einzige Stein, den man in den niedern Gegenden jenſeits gleich vom Fuße deſſelben an, in einer Strecke von 200 Meilen antrifft, nur aus Granit beſtehet. Die ganze Gegend weſtwärts iſt durchaus fruchtbar, und ziemlich gut bewäſſert, nur gegen S. W. findet ſich ein Mangel an dieſem nothwendigen Elemente. Sie iſt im Allgemeinen ganz von niedrigem Gehölze entblößt und an einigen Orten gibt es gar kein Holz. Z. B. in den Bathurſt Ebenen, 180 Meilen von der Hauptſtadt, wo ſich ein Militär-Depot und einige Pflanzer befinden, gibt es auf einer abgemeſſenen Fläche von mehr als 60,000 Morgen kaum einen einzigen Baum. Dieſer weitläufigen weſtlichen Wildniß fehlt nun weiter nichts, um dereinſt der Sitz eines blühenden Geſchlechts zu werden, als ein ſchiffbarer Fluß, der ſie mit der öſtlichen Küſte in Verbindung ſetze. Ein großer Fluß wurde zwar im J. 1817 von Hrn. Oxley entdeckt; ob er ſich aber irgendwo ins Meer ergieße oder nicht, iſt jezt ein Gegenſtand der Unterſuchung. — Von allen Getreidearten gedeihen in N. S. W. der Weizen und das türkiſche Korn am beſten. Gerſte und Haſer ſo wie auch Weizen aber beſſer in dem kältern Van-Diemens-Land. Mit Ausnahme dee Aepfel, kommt jede Gattung des Obſtes fort; mit den Pfirſchen mäſtet man die Schweine; auch macht man einen vortrefflichen Wein daraus. Die europäiſchen Gemüsarten wurden meiſtens leicht dort einheimiſch, und nur wenige mißlangen im Verſuche, oder arteten aus. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

Aus Italien.

Der Doktor Panzg zu Neapel hat eine Art von Zange (Forceps) erfunden, vermittelſt welcher ein Wundarzt allein, ohne Beyhülfe irgend einer zweyten Perſon, Wunden verbinden kann. Demſelben Gelehrten verdankt man die Erfindung einer Maſchine, vermittelſt welcher ein einziger Wundarzt, ohne anderweitigen Beyſtand, im Stande iſt, Amputationen vorzunehmen. In Folge der erfreulichen, mit dieſen Inſtrumenten vorgenommenen Verſuche hat die Regierung ſich bewogen gefunden, die erzielten Reſultate öffentlich bekannt zu machen, und dem Erfinder jener Maſchinen, vornehmlich mit Hinſicht auf die bedeutenden Vortheile, welche dieſelben in Kriegszeiten gewähren können, eine Belohnung zuzutheilen.

Die Brerasche Akademie der ſchönen Künſte zu Mailand fährt fort, dem Publikum Proben ihres Geſchmackes und ihrer Thätigkeit zu geben. Ganz kürzlich hat ſie diejenigen ihrer Kunſt-Produkte öffentlich ausgeſtellt, die den Ruhm ihrer Urheber nicht weniger als der Nation, welcher dieſe angehören, am feſteſten zu gründen, geeignet ſind. Unter den ausgeſtellten Stücken von denen auch einige von weiblichen Künſtlern herrühren, werden in dem Conciliatore nachſtehende als vorzüglich bemerkenswerth angegeben: Washingtons Porträt, von Hrn. Joſeph Longhi geſtochen; eine große marmorne Bildſäule, die den Ganymed, mit dem in einen Adler verwandelten Zeus vorſtellt, von Hrn. Camillo Pacetti; der Dom von Mailand, eine ſcenographiſche Zeichnung von Franz Durelli; die Eitelkeit und die Beſcheidenheit, zwey, nach einem Gemählde des Bernardino Luino ausgeführte Miniaturſtücke von Franz Emanuel Scotto; verſchiedene Bildniſſe in Wachs, nebſt einem Löwen, von dem in dieſer Gattung ſehr vorzüglichen mailändiſchen Künſtler Cajetan Monti, und verſchiedene Landſchaften von Joſeph Canella, Marco Pozzi, Joſeph Bisi u. a. m.

In Betreff des bekannten und unermüdet thätigen italieniſchen Reiſenden, Belzoni, lauten die neueſten Nachrichten, in einem Briefe des Hrn. Cailloud, an den franzöſiſchen Akademiker Hrn. Jomard, (datirt von Alexandrien vom 3ten Oktober d. J.) dahin, daß ſich Hr. Belzoni, in Geſellſchaft des Hrn. Bitche, Secretärs des Hrn. Salt, leztlich nach Sekerta begeben; er war von da auf einem von Hrn. Cailloud ihm angedeuteten Wege bis zu den Ruinen einer unter dem 24ſten Grad gelegenen Stadt gelangt, welche man für das alte Bérénice hält. Dieſe Ruinen liegen unweit vom Meere, und ſind tief in den Sand begraben. Die Reiſenden bemerkten einige Ueberreſte eines Tempels mit Hieroglyphen, kehrten ſodann, auf einem andern Wege, ebenfalls durch die Wüſte wieder zurück und gelangten auf die Höhe von Edfou. Ohne alle Begleitung hat Hr. Belzoni auch die große und die kleinere Oaſe in Augenſchein genommen, und iſt unlängſt mit allen ſeinen Materialien, in der Abſicht, dieſelben öffentlich bekannt zu machen, nach Italien abgereiſt.

Unter dem Titel: Litologia umana d. i. chemiſche und ärztliche Unterſuchungen über die ſteinigen, in verſchiedenen Theilen des menſchlichen Körpers ſich bildenden Subſtanzen u. ſ. w. (Pavia 1819. 1ſter Band in Folio mit drey illuminirten Kupfertafeln) hat der Dr. G. Brugnatelli ein nachgelaſſenes Werk ſeines Vaters, des Dr. L. V. Brugnatelli, Profeſſors an der Univerſität zu Pavia, herausgegeben, welches das Reſultat zwanzigjähriger unabläſſiger Nachforſchungen und der Aufmerkſamkeit nicht allein der Aerzte von Profeſſion, ſondern auch aller Liebhaber werth iſt. Die Zeichnungen, womit derſelbe verziert iſt, ſind nach einer reichen Sammlung ſteiniger Subſtanzen verfertigt, welche der Verf. während ſeiner vierjährigen Praxis geſammelt hatte. Die verſchiedenen Geſtaltungen dieſer, in ihrer natürlichen Größe vorgeſtellten Subſtanzen ſind mit äußerſter Treue gezeichnet. Einige derſelben haben die Geſtalt einer Nadel, andere die einer Kornähre; noch andere ſind von der Größe eines Gänſeeyes. Um die innere Zuſammenſetzung dieſer Subſtanzen des Genauern erforſchen zu können, mußten mehrere derſelben in der Mitte entzwey geſchnitten werden, was Hr. Brugnatelli mit ungemeiner Geſchicklichkeit bewerkſtelliget hat. Von neun und vierzig der merkwürdigſten Stücke ſeiner Sammlung hat er eine umſtändliche Beſchreibung geliefert. Ihn ermuthigte bey ſeiner Arbeit die Hoffnung, ein Verwahrungsmittel gegen jene ſchreckliche Krankheit, welche dergleichen zufällige Concretionen veranlaßt, ausfindig zu machen. Im lezten Kapitel des Werkes werden die Reſultate dieſer Bemühung auseinander geſezt.

Der neuen, zu Florenz erſchienenen, bedeutend vermehrten Ausgabe der Schrift: Dei provvedimenti annonari u. ſ. w. des Ritter Johann Fabroni, die ſchon zur Zeit ihrer erſten Erſcheinung im Jahr 1804 Aufſehen im Publikum erregt hatte, wird als eines, die Beachtung aller, ſich mit der Staatsökonomie Beſchäftigender, ſo wie auch aller Freunde der Agricultur und der Menſchheit überhaupt in nicht geringem Grade verdienenden Werkes Erwähnung gethan. Es werden in demſelben, nach einer kurzen Auseinanderſetzung der theoretiſchen Vortheile einer unumſchränkten Freyheit, alle die Maßregeln und Hülfsmittel gemuſtert, zu denen die Regierungen älterer und neuerer Zeit ihre Zuflucht genommen haben, um den Getreidehandel in Ordnung zu bringen. Dieß wären, nach Hrn. Fabroni, ein Tarif des Preiſes der Lebensmittel, oder das Maximum, im Auslande gemachter Fruchtankäufe, die Verpflichtung, welche dem Landbauer aufgelegt wird, den Betrag ſeiner Erndten anzugeben, abſolute und beſchränkte, oder auch ſolche Ausfuhrverbote, die ſo lange gültig ſind, als das Korn nicht unter denjenigen Preis herabſinkt, welchen die Regierung als den Mittelpreis betrachtet, Prämien auf die Einfuhr in Theurungen und auf die Ausfuhr zu den Zeiten des Ueberfluſſes, Ausgangszölle in Jahren des Mangels, Eingangsgebühren in entgegengeſezten Fällen, öffentliche Magazine, Feſtſetzung des Brotpreiſes nach dem Kornpreiſe, Geſetze gegen die Vorkäufer, und Verkauf mit Verluſt oder zu einem niedrigern Preiſe desjenigen Brotes, das für die Armen beſtimmt iſt. Der aufgeſtellten Theorie zufolge wird von Hrn. Fabroni über alle dieſe Aushülfsmittel eingetreten und dargethan, daß durch keines derſelben der Zweck, den die Regierung ſich vorſezt, erreicht werde. Der Verfaſſer ſtellt mit ungeheurer Gelehrſamkeit die Verſuche zuſammen, welche alle Völker der Erde, zu allen Zeiten, in Betreff jener verſchiedenen Verordnungen, angeſtellt haben, und beweiſt ſo an der Hand der Erfahrung ganz unwiderſprechlich, daß jene Maßnahmen insgeſammt und immer von dem verderblichſten Erfolge geweſen, und daß, nach dem gegenwärtigen Zuſtande der Haushaltungs- und Staatswiſſenſchaft, der einzige kluge Rath, der ſich den Regierungen ertheilen läßt, darin beſtehe, daß man frey ein- und auslaſſe.

Eine, durch die Bemühungen des Hrn. Ottavio Morali, zu Mailand bey N. Pirotta erſchienene Quartausgabe des Orlando furioso hat das Verdienſt, der Ausgabe von 1532, der lezten von dreyen, welche Arioſt ſelbſt beſorgt und mit eigener Hand verbeſſert hat, gleichförmig zu ſeyn. Einzig rückſichtlich auf die Orthographie hat Hr. Morali ſich einige kleine Abweichungen erlaubt; übrigens iſt er dem Original-Texte mit Gewiſſenhaftigkeit treu geblieben. Der Ausgabe iſt ein von Hrn. Garavaglia ſehr ſchön geſtochenes Bildniß Arioſts vorangeſezt.

Digitized by Google

Nro. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. December 1819.

Der du als Menſch geboren wirſt,
Emanuel und Friedensfürſt,
Auf den die Väter hoffend ſah'n — —
Dich Gott, Meſſias, bet ich an.

Gellert.

Die Kindheit Jeſu.

Ein Oratorium von Herder.*)

Ein Engel.

Entſetzet Euch nicht!
Sieh' ich verkündig' Euch große Freude,
Und aller Welt!
Euch iſt geboren Chriſtus der Herr
Und liegt in Kripp und Windeln — —

(Himmliſche Muſik.)

„Ehre, Ehre ſey Gott in der Höhe
„Friede danieden,
„Und den Menſchen Heil!"

Die Hirten.

Ihr Brüder, ſind wir? wähnen? hören? ſahn?
Ein Engel! welch' ein Glanz! ſein himmliſch Angeſicht!
Und welche Stimm':

(wieder himmliſche Muſik.)

„Entſezt Euch nicht,
„Euch iſt geboren! —

Ein anderer Hirt.

Nacht der Himmel?
Bin ich im Himmel? — Paradies
Um mich umher! — Und ſprach Er nicht
Uns große Freuden „Geboren" — „Entſezt euch nicht!"

A. Ach in meinen Ohren
Iſt Jubel und Weiſſagung! — Er,
Den Gott verhieß!
So lange
Erſtehet, lange
Erſehnt, der Erdbeſeliger!
Soll alle Heiden
Wie Herden weiden
Im Friedenszelt.
Seelige Welt!

B. Soll, welche Freuden!
Uns Hirten weiden
Im Himmelszelt —

A. Er bricht! der Himmel bricht
O Licht! —

(Chor.)

„Ehre, Ehre ſey Gott in der Höhe
„Friede danieden,
„Und den Menſchen Heil!" —

A. Ach Brüder, wir erliegen
Dem Jubel. Seht! der blaue Sternenraum
Iſt ſchon geſchloſſen! und auf Erden
Iſt Nacht! vernehmen kaum
Den aufgeregten Freudenſchall der Herden!

B. Wir thun, was Gott uns ſpricht:
„Zaget nicht,
„Er liegt in Kripp und Windeln!" Laſſt uns gehn
Den neugebornen König ſehn!

Maria.

Schlummere ſanft in deiner Krippe
Holder Knabe!
Nun mein Alles, was ich habe!
Ach, wie ſchwebt auf ſeiner Lippe
Welche Wonne! welche Huld!

*) Aus der nächſte Oſtern erſcheinenden Biographie Herders.

Mir zum Eigenthum gegeben
Süße Gabe!
Arm und bloß, im tiefen Schlummer —
Aber Gott — in Müh und Kummer,
Hoffen will ich mit Geduld!
Schlummere ſanft u. ſ. w.
Ein Engel kam — Ich zitterte! der nannte
Mich ſelig: nannte
Dich Gottes, ew'gen Vaters Sohn!
In hohem Reich, auf Vater Davids Thron —
Ich betete!
Da ſegnete
Der Himmelsbote mich, wie milde! ſandte
Mich hin zur Tröſterin Eliſabeth, und wie
Empfing mich Sie!
Wie hob ſie meinen Muth! Ich ſang
Und glaubte — will mein Lebenlang
Auch glauben! Sieh' ich hange
Mit Mutterthränen über dir,
Du meines Herzens Sohn!
Du deines ew'gen Vaters Sohn!
Im Schlummer auch
Mich hörend — Ich verlange
Mir Nichts! bin Gottes! Dir,
Mein Ein und Alles Dir,
In Noth und Kummer zu leben,
Der ärmſten Mutter, mir
In fremder Stadt gegeben
Sollſt einſt, o ſüßer Fremdling, leben
Dem Gott, der Dich gegeben hat!

(Geſang der kommenden Hirten.)

Holde, hohe Wunder-Nacht,
Der Heiland iſt geboren!
Wir lagen da, in Himmelspracht
Alle wie verloren;
Ein Engel kam in Gottes Licht!

„Freut Euch Hirten, zaget nicht,
„Aller Welt iſt Freude!"

Da kam Geſang und Himmelsklang,
Hirten ſingt ihn Lebenslang!

„Ehre, Friede, Freude!"

Armer Knabe liegeſt da
In Kripp und Hüll' und Binden,
In Kripp und Binden ſollt' er ſeyn
Chriſt der Herr zu finden!
Wir ſingen Dir! wir geben Dir,
Frohen Herzens geben wir
Ihm Au' und Hütt' und Herden,
Er gibt uns Freud und güldne Zeit,
Brüder! Hirten! güldne Ewigkeit
Wird durch Ihn uns werden.

M a r i a.

Ich weih' Ihn Gott! und meine Seel'
Erhebt den Herrn! und all mein Geiſt
Erfreuet ſich Gottes, meines Heilandes!
Er hat die Blöde ſeiner Magd
Mit Vaterblick erſehen! Sieh
Von nun an werden mich lobpreiſen
Die Kindeskind. Der Herr! der Herr
Hat groſe Ding' an mir gethan
Der Mächtige! ſein Name iſt hehr! ſein Herz
Von Menſchenhuld und Mitleid wallend
Zu Kindeskind —

S i m e o n.

In Fried und Freude Gottes wall'
Ich nun von hinnen,
Ich ſah ihn mit den Augen mein
Meinen Heiland!
Seh' ihn! ach wie herzt mein Arm
Den Auserwählten Gottes!

Mich reget Geiſt! ich ſeh', ich ſeh:
Er wird ein Licht den Völkern ſeyn
Und ſeinem Volke Troſt und Ruhm!
Und vielen Heil und vielen Fall,
Und allen Kampf! — Ich ſeh, ich ſeh'
Ein Licht der Welt! —

Dir aber Mutter, wird er ſeyn
Ein Schwerdt ins Herz!
Ach vieler! vieler Menſchen Sinn
Wird Gott dann offenbaren —

Und nun in Fried und Freude laß
Mich Gott von hinnen!
Ich ſollt. ihn ſeh'n mit Augen mein,
Meinen Heiland,
Seh' ihn wie's mir Gott verhieß,
Und ſchlummere ſanft hinüber.

S c h l u ß = C h ö r e.

1) Deſſen Preiß die Hirten ſangen,
Und der Engel Jubel klangen,
Alle Ewigkeiten ſangen,
Jeſu, nimm dieß Loblied an!

2) Den Maria tief im Herzen
Trug die Seelige! mit Schmerzen
Drang ein Schwerdt zu ihrem Herzen,
Opfer, Jeſu, nimm es an!

3) Und mit Engels Sterbeblicken
Konnte dich auch mit Entzücken
Simeon ans Herze drücken,
Holder Jeſu, nimm es an!

4) Deſſen Preiß die Hirten ſangen,
Und der Engel Jubel klangen,
Alle Ewigkeiten ſangen,
Jeſu, nimm dieß Loblied an!

Des Kaiſers von China natürliche Sorgfalt für ſeine Unterthanen.

(Auszug aus der amtlichen Zeitung von China. Aus dem Month. Rev.)

Das dritte Jahr der Regierung des Yong-Tſching zeichnete ſich beſonders durch häufige Regengüſſe aus, welche in dem Königreiche Peckin und dem benachbarten Tong groſe Ueberſchwemmungen und Unfruchtbarkeit ver-

Digitized by Google

urſachten. In Folge derſelben Unglücksfälle zogen ſich viele tauſend Familien nach der Hauptſtadt zurück, wo ihnen der menſchenfreundliche Herrſcher nicht nur den Aufenthalt geſtattete, ſondern auch täglich eine große Menge Reis aus den öffentlichen Vorrathshäuſern zubereiten, und unter der hungrigen Volksmaſſe gehörig austheilen ließ. Da es ihm aber bald nach dieſer wohlthätigen Anordnung in den Sinn kam, daß die Austheilungsplätze, der ungeheuern Größe der Hauptſtadt wegen (ſie enthält jezt über 2,000,000 Einwohner) für Greiſe, Kranke, und das weibliche Geſchlecht zu fern, wodurch dieſelben verhindert ſeyn möchten, an ſeiner Wohlthat Theil zu nehmen, ſo ließ er noch fünf andere Plätze, und zwar auf eine ſolche Art, anlegen, daß keiner der wirklich Bedürftigen unverſorgt bleiben konnte, indem ſolche in eben ſo viel gleich großen Quartieren der Stadt errichtet wurden. Dieſes wahrhaft menſchenfreundliche Beſtreben wurde während des ganzen Winters fortgeſezt. Aber aller ſeiner Vorſichtsmaßregeln ungeachtet, muſſten viele aus andern Provinzen angekommene Arme, die kein Unterkommen finden konnten, die Nächte auf den Straßen zubringen. Der Kaiſer, welcher ſich insgeheim nach allem, was vorfiel, erkundigte, erfuhr dieſen Umſtand, und ließ ſogleich die mit der Stadt-Polizey beauftragten Mandarins vor ſich kommen, und redete ſie folgendermaßen an: „Eurer Aufſicht habe ich die fünf Armen-Viertel anvertraut; es iſt deßwegen Eure Pflicht, daß Ihr beſtändig darauf Euer Auge habet. Ihr wiſſt, wie beſonders ſtrenge dieſer Winter iſt; und doch höre ich, daß mehrere der Unterſtützung ſuchenden Armen des Nachts ohne Herberge bleiben; daß mehrere derſelben ſehr von der Kälte leiden, und daß einige ſogar dadurch umgekommen ſind. Es iſt mir äußerſt ſchmerzhaft, dergleichen erfahren zu müſſen, und mein Herz blutet wegen der Leiden dieſer Hülfloſen. Was! iſt es möglich, daß in einer ſo wohlhabenden und volkreichen Stadt, wie Peckin, ſich Niemand mitleidig genug befände, um denſelben einen Zufluchtsort zu gewähren? Das kann ich unmöglich glauben. Vielmehr bin ich überzeugt, daß viele meiner Unterthanen geneigt ſind, Gutes zu thun, aber ſie getrauen ſich nicht, den Armen ein Obdach zu gewähren, aus Furcht, Ihr möchtet ſie eines Verbrechens gegen die Polizeyordnung beſchuldigen. Dadurch aber wird eine äußerſt nothwendige Ausübung der Barmherzigkeit verhindert. Deßwegen befehle ich Euch, in Zukunft nachſichtiger zu ſeyn, und in dieſer Hinſicht mehr Freyheit zu geſtatten. Wahrlich, die gute Ordnung läſſt ſich doch noch erhalten, ohne daß man die Menſchenliebe unterſage? Erhaltet die Ruhe in der Hauptſtadt, aber laſſt es mir nicht mehr zu Ohren kommen, daß wieder ein Armer habe auf der Straße ſchlafen müſſen. Widerſtrebt nur denen nicht, die ſie bey ſich aufzunehmen wünſchen. Ein anderer Mond wird beſſeres Wetter herbeyführen; indeſſen aber müſſen wir, ſo lange dieſes fortdauert, den Unglücklichen beyſpringen, denen keine andere Zuflucht, als die Freygebigkeit ihres Fürſten und das thätige Wohlwollen ihrer vom Schickſal mehr begünſtigten Mitunterthanen offen ſtehet; und ich ſage es Euch nun ein für alle Mal, ſollte einer dieſer Armen entweder durch Kälte oder Hunger umkommen, ſo werde ichs als Eure Schuld anſehen, und Euch dafür zur Strafe ziehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, den 14. Decbr.

Der Tod des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg iſt in Ihrer Gegend vielleicht ſchon bekannt. In dem heute erſchienenen Münſteriſchen Intelligenzblatte befindet ſich folgende Anzeige:

„Ich erfülle die ſchmerzliche Pflicht, hiemit anzuzeigen, daß Gott meinen Gemahl, den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg Stolberg, Ritter der Kaiſerlich-Ruſſiſchen St. Annen- und Alexander-Newsky Orden, am 5. d. M. gegen 7 Uhr Abends, nach ſiebentägiger Krankheit, im eben angetretenen ſiebzigſten Jahre ſeines Alters, mit allen heiligen Sterbe-Sakramenten verſehen, zu ſich genommen hat.

Er litt und ſtarb, wie er lebte, in Gebet und Liebe.

Sechs abweſende und ſieben hier gegenwärtige Kinder ſind mit mir für dieſes Leben verwaiſt.

Ich entſpreche dem, wiederholt ausgedrückten, Wunſche des Verklärten, indem ich ſeine Seele dem Gebete aller ſeiner Freunde und Angehörigen empfehle.

Sondermühlen im Fürſtenthum Osnabrück, den 10. Dec. 1819.

Sophie, Gräfinn zu Stolberg Stolberg
geb. Gräfinn von Redern.

Sein unvermuthetes Hinſcheiden hat hier um ſo viel mehr Senſation erregt, je lebhafter das Intereſſe war, womit man in der jüngſt von Voß wieder begonnenen Fehde an ihm und ſeiner Sache aufs neue Theil genommen. Wol nirgend iſt die Voſſiſche Streitſchrift mit ſolchem Eifer geleſen worden, wie eben hier, wo der Uebertritt des Grafen geſchehen, und wo die geſammten in den Prozeß verwickelten Perſonen, von denen in jener Schrift ſo manche Individualitäten dem Publikum preis gegeben worden, entweder noch leben oder doch gelebt haben. Stolberg ſelbſt hat ſich vertheidigt, und zwar, wie er geäußert, „nicht ſowol für ſeine eigne Perſon, als ſeiner angegriffenen Freunde wegen.“ Sterbend hat er die Herausgabe ſeiner Antwort dem hieſigen Dechant Kellermann, dem ehemaligen Lehrer ſeiner Kinder, übertragen, demſelben, dem er ſein leztes „das Büchlein über die Liebe“ gewidmet hat.

— — r.

Dresden, am 1. December.

Mein lezter Bericht war von der Mitte Oktobers. Ueber ſechs Wochen ſind alſo ſeitdem verfloſſen, und doch wird der jezige ſehr kurz ſeyn, denn es geht ſo ſtill und ruhig nach dem ſchnell auf einander folgenden zwiefachen Feſte der hohen Vermählungen bey uns zu, daß ich faſt keinen Gegenſtand als die Bühne weiß, über welchen ich Ihnen Nachrichten mittheilen könnte. Vorerſt aber noch eine Berichtigung einer Notiz des vorigen Berichts. — Nicht wie dort angegeben worden, Fr. Kind,

ſondern Theodor Heil iſt der Verfaſſer des Prologs, welcher am 11. Oktober im Theater von Frau Schirmer geſprochen ward. Er hat ihn nachher in die Abendzeitung einrücken laſſen, und ſeinen Namen unterzeichnet. Sein Werk iſt von dem Könige mit dem Geſchenke einer goldenen Doſe beehrt worden. Ein gleiches Geſchenk haben auch die Dichter der beyden italieniſchen Cantaten, Paſtor Stöckhardt in Budiſſin und Geheim-Kämmerer Orlandi in Dresden, ſo wie deren Compoſiteur, der Kapellmeiſter Moriacchi, erhalten.

Mitte Novembers ſtarb einer der reichſten Partikuliers allhier, der Graf Hohenthal, vormals Conferenz-Miniſter, in ſeinem 83ſten Jahre. Sein großes Vermögen, das nahe an zwey Millionen betragen haben ſoll, erben, da er kinderlos war, ſeine Neffen. Er ſoll viele Legate an Kirchen und Schulen ausgeſezt haben.

Zum Theater alſo: Ich gebe die Neuigkeiten wie ſie auf einander folgten. Am 14. Oktober Carlo Fioras, eine große Oper mit Muſik von Fränzel. Vogel hat ein franzöſiſches Süjet recht glücklich bearbeitet, und ſo hatte die Oper ein Intereſſe, welches ihren Schweſtern meiſt abgeht. Beſonders zeichnete ſich Fräulein Julie Zucker durch Anmuth, Gefühl, Grazie und wohltönenden, reinen Geſang in der Rolle der Iſabella aus. Hr. Julius gab den Stummen mit Kunſt. Die Muſik iſt voll lieblicher Melodieen, wurde von dem Orcheſter, den meiſten Sängern, wie dem Chore, ſehr gut ausgeführt, und gefiel ſo, daß die Oper bereits viermal wiederholt worden iſt. Ich darf Fräul. Emilie Zucker nicht vergeſſen, die als Donna Barbare ſehr ergezlich war. Die vier Temperamente, Luſtſpiel in drey Akten von Ziegler, mit einem dazu gehörigen Nachſpiele, wurden am 4. November aufgeführt, und bald darauf wiederholt. Das Stück iſt bereits auf vielen Bühnen, und überall mit Beyfall gegeben worden. Die Kritiker ſchreyen freylich über manches darin, können ihm aber doch Leben, Wirkung, Wahrheit in einzelnen Zügen, Raſchheit des Dialogs, und mithin das nicht abſtreiten, was den ſogenannten klaſſiſchen Luſtſpielen nur gar zu oft abzugehen pflegt. Die Darſtellung war, bis auf Hrn. Julius, der den Sieborn, den Melancholikus offenbar mit Unluſt ſpielte, und daher nicht veredelte, ſondern zu einer Art von weinerlichem Gecken machte, eine gelungene. Beſonders zeichneten ſich, die Frauen Schirmer und Mayer, Fräul. Schubart, und die Herren Geyer, Hellwig, Wilhelmi und Pauly aus. Von Th. Heil ging am 23ſten ein kleines nach dem Franzöſiſchen bearbeitetes Luſtſpiel: Ein Beſuch im Narrenhauſe, oder Bedlams Nachbarſchaft, über die Bühne. Die Kleinigkeit, in welcher der Uebertrager den nur mit Einſchränkung glücklich zu nennenden Einfall gehabt hat, die Couplets des franzöſiſchen Vaudeville in deutſche, geſprochen werdende Reime zu verwandeln, gefiel ſehr, welches ſie beſonders dem trefflichen Spiel von Frau Schirmer als Amalie, und Hrn. Julius als Alfred verdankt, deren beyde verſtellte Wahnſinns-Scenen meiſterhaft zu nennen waren. Auch Herr Baſſi, Regiſſeur der italieniſchen Oper, der hier zum Erſtenmale im deutſchen Schauſpiele auftrat, war als Kapellmeiſter Crescendo, eine höchſt erheiternde Erſcheinung: Das lezte der neugegebenen Stücke war, am 25. November, Das unterbrochene Opferfeſt. Wer kennt dieſes Meiſterſtück des genialen Winters nicht bereits. Auch hier ward es ſeiner würdig aufgeführt. Fräul. J. Zucker errang wieder als Myrrha, durch ungemeine Anmuth und den Zauber der Lieblichkeit die Palme. Auch gefiel Hr. Bergmann ſehr als Murney, durch ſeinen angenehmen Geſang.

Herr Häſer aus Stuttgart ſang darin als lezte Gaſtrolle, den Maſſern, mit allgemeinem Beyfall. Dieſen hat ſich der brave Sänger, welcher zugleich das große Verdienſt hat, ein ſehr wackerer Schauſpieler zu ſeyn, in allen ſeinen fünf Darſtellungen, als Duca in der Camilla, Seneſchall im Johann von Paris, Seſim im Turco in Italia und Johann in den Schweſtern von Prag zu erwerben gewußt, und ſehr ungern ſah man ihn ſcheiden. In der italieniſchen Oper bewährte er auch noch das Verdienſt einer vorzüglichen italieniſchen Ausſprache, und gelungenen Vortrag des Rezitativs. Sein Spiel hat beſonders einen ſehr lobenswerthen Anſtand, und ſein Ton ungemeine Anmuth.

Mitte Oktobers ſahen und hörten wir auch Frau Strauß aus Prag, als Prinzeſſinn im Johann von Paris, die Eliſe im Lotterie-Looſe, und Marie im Blaubart. Ihre Kunſtfertigkeit ward beſonders im zweyten Stücke anerkannt, und man hatte zu beklagen, daß Unpäßlichkeit ſie in den beyden andern verhinderte, das ganze Metall ihrer Stimme ertönen zu laſſen.

Ein Hr. Braun, Mitglied der königl. Kapelle in Berlin, blies, nicht ohne Verdienſt, ein Conzertino auf der Oboe. Einer der höchſten Genüſſe war uns aber am 24. November bereitet, wo der unvergleichliche Spohr ein Violin-Konzert im Theater gab. Dieſes Adagio, der Schmelz dieſer Töne iſt einzig, und könnte ihm ein Virtuos an Beſiegung von Schwierigkeiten übertreffen, an Ausdruck im Vortrag, an Zauber der Melodie thut es ihm keiner gleich. Er ward mit Enthuſiasmus beklatſcht, und hat vom Könige ein ſehr reiches Geſchenk erhalten. Seine Frau ſpielte Adagio und Rondo auf der Harfe mit mannigfachem Verdienſt, doch wird ſie von der Kunſtſonne ihres Gatten überſtrahlt.

Die italieniſche Oper gab gar nichts Neues; nur der Turco in Italia war aus dem Schlafe geweckt worden. Die Gazza ladra wirkte immer fort anziehend.

Im deutſchen Theater waren recht gelungene Vorſtellungen, Zriny, der Haustyrann, Donna Diana, Don Gutierre, Wallenſteins Lager, die Familie Anglade, (mit einem veränderten Schluſſe, ſo daß Olſan gerettet wird), und das Leben ein Traum. Ich muß auch noch die des häuslichen Zwiſts, und des Vetter aus Bremen, am 28. November hinzuſetzen, wo durch Krankheit eines Bühnen-Mitglieds das angeſezte Stück nicht gegeben werden konnte, und eine Viertelſtunde vor der Aufführung noch neue Stücke ausgewählt werden mußten. Beſonders gelang das erſtere ohne Tadel, und Frau Hartwig, wie die Herren Hellwig und Pauli zeigten ſich im Impromptü vollkommen gut.

Die Quartetts der Mitglieder der muſikaliſchen Kapelle im Saale des polniſchen Gaſthofes ſind auch wieder angegangen, und werden viel und gern beſucht.

Vierſylbige Charade.

Das Erſte iſt ein Element,
Das wüthet, doch nicht Flammen brennt,
Das oft erſchreckt, auch oft erfreut
Wenn es uns wiegt in Seligkeit.

Das Zweyte ziemt dem Mann allein,
Doch manches Dämchen ſchlüpft hinein;
Dann muß der Mann ſich nach ihr drehn,
Doch deckt ſie's, läßt es keinen ſehn.

Das Ganze iſt ein Schreckenbild,
Das Schiffer oft mit Angſt erfüllt;
Er ſieht es nah, er ſieht es fern,
Lenkt weislich ab vom böſen Stern.

Johanne v. Aachen, geb. v. Amboten.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 302.
VLM.

Digitized by Google

Nro. 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. December 1819.

Nur der, der edel lebt, kann wohl und edel ſchreiben.

Kronegk.

Bruchſtücke aus den Briefen eines Wüetembergers an ſeine Freunde im Vaterlande. *)

Bagdad, den 27. Septbr. 1816.

Als ich auf der Inſel Milo (ehmals Melos) zum erſtenmal die griechiſchen Einwohner ſah, wunderte ich mich, wie wenig Männer eine ſogenannte griechiſche Naſe hatten, unter dem weiblichen Geſchlecht wae ſie hingegen ziemlich gemein, und was mir beſonders auffiel, wae, daß daſſelbe, ſo zu ſagen, nur eine Phyſiognomie hatte, indem Mädchen und Weiber, wenn nicht Alter einen Unterſchied hervorgebracht hatte, ſich alle ſo ähnlich ſahen, daß ich durch die Geſichtszüge allein keine von der andern zu unteeſcheiden vermochte.

In Paeos beſahen wir die berühmten alten Marmorbrüche; wir gingen und krochen bis an das Ende dee ausgehölten Gänge derſelben vor; der Marmoe iſt glänzend weiß, und funkelt, wenn man die Gänge mit Fackeln durchſtreift, überall ſieht man an dem Marmorfelſen die Spuren der Werkzeuge noch ſo friſch, als wenn man noch den Tag zuvor daran gearbeitet hätte. In einem zweyten Bruch, der aber nicht ſehe zugänglich iſt, da der Eingang faſt ganz einſtürzte, ſahen wie ein altes Basrelief in den Marmorfelſen eingehauen, allein es iſt in ſchlechtem Zuſtand, und die darunter befindliche griechiſche Inſchrift, bis auf wenige Buchſtaben, verwiſcht. Nichts deſto weniger ſieht man überall, um daſſelbe herum, Spuren von den Verſuchen europäiſcher Reiſenden, daſſelbe von dem Felſen abzulöſen. Den andern Morgen wollten wir nach der nahe gelegenen Inſel Antiparos überfahren, um die daſelbſt befindliche Grotte zu beſichtigen; im Augenblick aber, als wir uns auf den Weg machten, drehte ſich der Wind, und anſtatt nach Antiparos zu gehen, kehrten wir an Bord zurück. Unfern des Helleſponts nöthigte uns der Nordwind, zwiſchen Tenedos und der Troas, mitten in der Merrenge zu ankern, wo wir in der folgenden Nacht jenen Sturm hatten, von dem ich in dem Brief an meinen Vatee ſprach, und der ſo heftig war, daß auf dem feſten Land, in einem Dorf, ein Minaret einſtürzte, und mehrere Bäume entwurzelt wurden. Der Kapitän ſah voraus, daß der Nordwind meheere Tage anhalten würde, und Madame Rich war durch den Sturm ſo furchtſam gemacht, daß Hr. Rich ſich entſchloß, ſo unbereitet er auch war, und weder Bücher noch Inſtrumente bey ſich hatte, die Teoas zu beſichtigen, und ſo betrat ich Aſien zuerſt in der durch Homee ſo berühmten Ebene. Wir landeten etwa

*) Der Verfaſſer dieſer Briefe, welcher in der Geſellſchaft und unter dem Schutz des engliſchen Geſandten, Herrn Rich, die Reiſe nach Bagdad machte, weit entfernt, ſie für den Druck beſtimmt zu haben, würde es uns bey ſeiner ſchätzenswürdigen Beſcheidenheit kaum vergönnen, ſie unſern Leſern mitzutheilen, indem ſie keineswegs der Erfolg ſeiner Forſchungen und das Erzeugniß ernſter Bemühung ſind, ſondern die einfache Schilderung der erſten Eindrücke, die Erzählung deſſen, was er mit dem Andenken an die lieben Seinigen ſchaute und für ſie niederſchrieb. Die Früchte ſeiner Beſchäftigung wird er hoffentlich ſeinem Vaterlande einſt ſelbſt darlegen. Welche ſchöne Ernte es da zu erwarten hat, zeigt das ernſte, wiſſenſchaftliche Streben, und die vielſeitige Bildung, welche dieſe freundſchaftliche Briefen verrathen.

1¼ Stunde nordwärts der Ruinen von Alexandrien Troas, wo noch manche ſchöne Säulenſchafte von polirtem Granit auf dem Boden liegen, aus denen die Türken Kugeln für ihre ungeheure Kanonen in den Dardanellen machen. Ein großer Vorrath ſolcher Kugeln lag da bereit. Dieſe Barbaren wiſſen dieſe ſchöne Säulenſchafte zu nichts anderm zu benutzen, und wenn ſie es auch wüſſten, ſo wären ſie doch nie fähig, dieſelben ganz an einen andern Ort zu transportiren. Etwa eine Stunde von dieſen Ruinen, landeinwärts, beſahen wir ein ſehr großes Gebäude, das aber, ungeachtet ſeiner ſtarken Bauart, durch Erdbeben übel zugerichtet wurde. Durch Reiſebeſchreibungen, die ich in Konſtantinopel zu leſen bekam, erfuhr ich, daß mehrere gelehrte Reiſende, ſchon längſt, und zu einer Zeit, wo daſſelbe noch in einem beſſern Zuſtand war, ſtritten, ob daſſelbe ein Theater, Gymnaſium oder ein Bad geweſen ſey. Von da kamen wir nach einem Wege von etwa 4 Stunden nach Bunar Baſchy, einem türkiſchen Dorfe, in deſſen Nähe unter einem Felſenhügel eine Menge Quellen entſpringen, aus denen ſich ein Bach bildet, der, nach der Meinung mehrerer Gelehrten, der Scamander iſt. Unfern von dieſen Quellen erſtiegen wir eine Anhöhe, auf welcher zwey künſtliche Hügel ſind, der eine von Erde, ganz mit Gras und oben mit Gebüſch bedeckt, der andere ganz aus aufgehäuften Steinen beſtehend. Beyde ſind ſogenannte tumuli, und unter dem ſteinernen ſoll, zu Folge mehrerer Reiſenden, Hektor begraben ſeyn. Gewiß iſt es, daß innerhalb dieſes Steinhügels ein Mauerwerk iſt, das mit Gewalt geöffnet worden, und wieder mit Steinen angefüllt zu ſeyn ſcheint. Von dem andern Hügel (weſſen Grab er iſt, habe ich nirgends finden können) der höher iſt und höher liegt, hatten wir eine ſchöne Ausſicht; nördlich und weſtlich war die fruchtbare Ebene, in der mehrere ähnliche Grabhügel ſich befinden, unter welchen beſonders zwey auf einem Vorgebirge, dem alten Promontorium Sigaeum, auffallen, und welche durch ihre Lage unwiderſtreitbar ſich als die Grabhügel des Achilles und Patroklus beurkunden. Hinter uns öſtlich war der Ida ſichtbar, und nordwärts ein tiefes Thal, in dem ein Waldbach ſich ſchlängelt, der zwar damals (12. September v. J.) wenig Waſſer hatte, deſſen Bett aber hinlänglich zeigte, doß er zuweilen ſtark anwachſe; dieſes Flüßchen wird von mehreren gelehrten Reiſenden für den Simoeis gehalten. Ich muß es Ihnen überlaſſen, ſich den Eindruck vorzuſtellen, den alles dieſes auf mich machte, beſchreiben vermag ich ihn nicht. Den Abend gingen wir nach Kumkazeſſi, dem erſten aſiatiſchen Schloſſe, wo uns unſer Wegweiſer ohne weiteres zu einem der angeſehenſten Einwohner führte, der uns nach türkiſcher Sitte ſehr gut bewirthete, durch ſeine Blicke aber ſein Erſtaunen deutlich bezeigte, daß ein Mann ſich ſo erniedrigen könne, mit ſeinem Weibe an Einem Tiſch zu eſſen; nichts deſto weniger bekannte Madame Rich, daß unſer Wirth nach türkiſchen Begriffen ſehr höflich wäre, unerachtet er, während der ganzen Zeit, als wir in ſeinem Hauſe waren, ſie weder anſah, noch viel weniger aber ein Wort zu ihr ſprach. In der folgenden Nacht fuhren wir in einem Boote nach dem aſiatiſchen Schloſſe der Dardanellen, wo Hr. R. und ich die ungeheuren Kanonen beſichtigten, deren die größte eine Mündung hat, die im Durchmeſſer nahe an 2 Schuh betragen muß. Aus dieſer, ſo wie aus mehreren andern von geringerem Kaliber, wird immer mit marmornen oder granitenen Kugeln, die da bereit lagen, geſchoſſen. Einige Tage nachher kündigte unſer Kapitän uns durch einen Kanonenſchuß ſeine Ankunft an, und nun gingen wir an Bord. — Die europäiſche Küſte des Helleſpont und des Meers von Marmora iſt traurig anzuſehen, weil ſie, einige wenige Stellen ausgenommen, überall von Bäumen und Grün entblößt iſt; dagegen ſticht die aſiatiſche ab, die eine große Fülle von Vegetation hat. Ueberhaupt aber bietet das Meer von Marmora einen angenehmen Anblick dar; nie verliert man die Küſten von Europa und Aſien aus dem Geſichte, und überall, wo man hinblickt, ſieht man eine Menge Schiffe aller Gattungen. Eines Abends ward ich ſonderbar überraſcht, als ich auf einem griechiſchen Schiffe, das ſich während der Windſtille unwillkürlich dem unſrigen genähert hatte, auf einmal von einer ſchönen Stimme, ein griechiſches Lied, nach der Muſik „Freut euch des Lebens“ ſingen hörte.

Je mehr man ſich Konſtantinopel nähert, deſto ſchöner wird die Landſchaft, bis man endlich, nachdem man die Spize des Serails umſchifft hat, und in den Hafen gekommen iſt, die ganze Stadt vor ſich hat, die nebſt Skutari in Aſien einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick gewährt; nur ſo viel muß ich bemerken, daß meine Erwartungen, nach Allem, was ich von der Schönheit Konſtantinopels geleſen hatte, übertroffen wurden. So wie man aber landet, ſo verſchwindet der Zauber; da wird man ſogleich von einer Menge hungriger herrenloſer Hunde, (von denen es in allen türkiſchen Städten wimmelt) angefallen; man ſieht nichts als ſchlecht gepflaſterte, ſchmutzige, enge und ſtinkende Gaſſen oder vielmehr Gäschen, mit elenden hölzernen Häuſern, und dabey iſt man gezwungen, unter Strafe von allen europäiſchen Geſellſchaften ausgeſchloſſen zu werden, die größte Acht zu haben, keinen Eingebornen, er ſey Chriſt oder Mahometaner, zu berühren, wegen der Peſt, die eigentlich in Konſtantinopel und der Nachbarſchaft nie aufhört. Eine der Eigenheiten Konſtantinopels iſt, daß dort 2 türkiſche Begräbnißplätze die öffentlichen Spaziergänge der Europäer ſind, und wahrlich mit Recht; beyde, und beſonders der größere, bieten eine ſehr ſchöne Ausſicht dar, und ſind, ſo zu ſagen, mit einem Wald von Cypreſſenbäumen bedeckt, welche die Türken von Konſtantinopel immer auf die Gräber ihrer Verwandten pflanzen; die Grabſteine ſind mit lebhaf-

Digitized by Google

ten hellen Farben bemahlt, und oft mit goldenen Inſchriften und Aeabesken geziert; überhaupt flößen dieſe Begräbnißplätze nichts weniger als traurige Gedanken ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Beyſpiel bürgerlicher Tugend.

(Auszug aus der amtlichen Zeitung von China.

Tſing-Tai, ein Kaufmann von Chen-Si, verlor auf einer Reiſe nach Mong-Tſing, wohin er ſich begab, um Baumwolle einzukaufen, in der Nähe des Beeges Song-Kia, einen Beutel mit hundert und ſiebenzig Unzen Silber. Dieſen fand am nächſten Morgen ein nahe dabey pflügender armer Bauer, Namens Chi-Yeou. Aber weit entfernt, ſich den Schatz zueignen zu wollen, beſchloß er ſogleich, ihn zurückzugeben, und in dieſee Abſicht ſezte er ſeine Arbeit bis ſpät in dee Nacht ſo fort, daß er den Ort, wo er ihn gefunden hatte, beſtändig im Auge behalten konnte, in der Hoffnung den Eigenthümer deſſelben zurückkeheen zu ſehen, um den Beutel zu ſuchen. Da indeſſen Niemand erſchien, ſo ging Chi-Yeou nach Hauſe, und ſobald er ſeiner Frau ſeinen Fund vorgezeigt hatte, rief dieſe aus: „O, mein lieber Mann, wir müſſen nicht daran denken, dieſes zu behalten, da es nicht unſer gehört, lieber will ich in Armuth leben, ehe ich fremdes Eigenthum mir zueignen ſollte. Suche daher morgen denjenigen, welcher den Schatz verloren hat, ausfindig zu machen.“ — Tſing-Tai war indeſſen im Gaſthofe angekommen, wo er mit Schrecken ſeines groſſen Verluſtes inne waed; da er aber nicht wuſſte, wo er das Geld hatte fallen laſſen, und eine perſönliche Nachſuchung daher für verlorene Mühe hielt, ſo ließ er eine Anzeige davon in veeſchiedenen Gegenden der Stadt anſchlagen, worin er dem redlichen Finder des in demſelden genau beſchriedenen Eigenthums, der ſolches ihm zurückgeben würde, die Hälfte davon zu laſſen verſprach. Chi-Yeou höete bald von dieſer Benachrichtigung, und begab ſich ohne Zeitverluſt zum Mandarin, welcher die Aufſicht über die Stadt führte, und ſagte zu ihm, er habe den Beutel gefunden, und wenn er dem Kaufmann von Chen-Si einige Feagen vorlegen könnte, ſo würde er bald erkennen, ob dieſer der rechtmäßige Eigenthümer ſey oder nicht. Tſing-Tai wurde daher heebeygerufen, und nachdem er die Feagen des Findees zu deſſen Zufriedenheit beantwortet hatte, gab ihm derſelde zu ſeinem geoßen Erſtaunen den Beutel in demjenigen Zuſtande wieder zurück, wie er ihn hatte von ſeinem Maulthier fallen laſſen. Entzückt über dieſe, beynahe unerwartete Erſcheinung, wandte ſich Tſing-Tai an den ehrlichen Bauern, und indem er den Beutel öffnete, ſagte er zu ihm: „Ich habe verſpeochen das Geld mit dem, welchee es zurückgeben würde, zu theilen, nun muß ich auch Wort halten. — „Nein,“ verſezte dieſer, „ich habe keinen Anſpruch auf irgend etwas davon, es iſt alles Euer, und ich werde auch nicht eine Unze davon annehmen.“ Dieſer großmüthigen Weigerung des Chi-Yeou ungeachtet zählte der dankbaee Kaufmann doch fünf und achtzig Stück ab, und beſtand darauf, daß dee leztere ſie annehmen ſollte, aber ohne Eefolg. — Zulezt ſah ſich Tſing-Tai genöthigt einen andern Weg einzuſchlagen; er legte nämlich 107 Unzen auf die Seite, und indem er die übrigen 63 aufnahm, ſagte er, „ich wills Euch nicht veehehlen, das was ich ſo eben in den Beutel gethan, habe ich geborgt, was ich aber in meiner Hand habe iſt wirklich mein, ich bitte Euch demnach es ohne Anſtand zu nehmen.“ — „Ich habe nicht mehr Recht zum einen als zum andern, beydes iſt Euer, und ihe mögts nur behalten.“ — Alles dieſes geſchah vor Chi-Yeou's Hausthüre in Gegenwart meheerer ſeiner Nachdarn, denen dieſe Probe der Uneigennützigkeit ſo ſehe gefiel, daß ſie ſogleich zum Ober-Mandarin gingen, und ihm den Vorfall hinterbrachten. Dieſer duech die That eben ſo in Verwundeeung geſezt, und von dem Wunſche beſeelt, daß ſolcher der Regierung mitgetheilt werden möchte, ließ die Parteyen vor ſich kommen, erkundigte ſich genau nach allen Umſtänden, und ſandte zulezt einen föemlichen Beeicht darüber an den Statthalter von Ho-Nan, in welcher Provinz die Begebenheit ſich ereignet hatte, ab. Dieſer Beamte ſandte dem edelmüthigen Bauern und ſeinem Weibe ſogleich ein Geſchenk von 50 Unzen Silder, zur Belohnung ihres tugendhaften Verfaheens. Zu gleicher Zeit ließ er ihnen ein Gemählde zuſtellen, welches den edeln Wettſtreit voe Chi-Yeou's Thor daeſtellte, mit der Unterſcheift: Ein duech ſeine Uneigennützigkeit und Edelmuth ausgezeichnetes Ehepaar. — Noch nicht zufrieden mit dieſen Beyfallsbezeugungen, befahl er dem Oberkämmerer der Peovinz die Geſchichte niedeezuſchreiben, und übeeall zu verbeeiten, damit das Volk ſich an einer ſo lobenswerthen That ſpiegeln möchte. Auch wurde dem Statthalter von Mong-Sing aufgetragen dem Hauſe des Chi-Yeou gegenüber ein Denkmal errichten zu laſſen; dabey hielt er die Sache noch werth dem Kaiſer beeichtet zu werden. — Dem Fürſten gefiel die That nicht weniger als dem Unterkönig, und er beſchloß ſich der Gelegenheit zu bedienen, um bey demjenigen Theil ſeiner Unterthanen, welcher ſich zu ſolchen tugendhaften Handlungen nicht ſo geneigt fühlen möchte, eine heilſame Veränderung hervorzubringen; weßwegen er ein eigenhändiges Mandat ausfertigte, wovon die Abſchriften, nebſt dem Bericht des Unterkönigs nach allen Provinzen geſchickt wurden, und worin ee den Chi-Yeou zu einem ehrwürdigen Mandarin von der ſiebenten Klaſſe erhob, ihm das Recht zugeſtand, die in dieſem Stande übliche Kleidung zu tragen; und übeedieß wurden ihm noch andere hundert Unzen zum Geſchenke gegeben, damit ja nichts fehlen möchte, was Andere zur Nachahmung ſeines Beyſpiels bewegen könnte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, den 17. Dec.

Heute iſt hier (bey Friedr. Theiſſing) erſchienen: Todes-Urſache (ſoll heiſſen: Urſache des Todes) des Fr. Leop. Grafen zu Stolberg, vom Medizinalrath und Profeſſor von Druffel.

Hier ein Auszug desjenigen, was das gröſſere Publikum intereſſirt:

„Aus dem Geſchichtlichen der Krankheit ergab ſich, daß ein heftiger Nervenreiz beim gleich anfangs eingetretenen Erbrechen einer lauchgrünen Galle von höchſt widrigem Geruche, ſo wie der Zuſchnürung des Darms zum Grunde gelegen haben müſſe. Der Graf befand ſich nämlich während eines Beſuchs bey ſeiner liebenswürdigen Schwiegertochter Philipina zu Soeder ungemein wohl; nach der Zurückkunft zu Hauſe kommt ihm die Schmähſchrift von Voß zu Geſichte.

Erwägt man die Individualität des Grafen, wie ſie aus deſſen Schriften hervorleuchtet, oder erinnert man ſich derſelben noch anſchaulicher aus perſönlicher Bekanntſchaft, ſo drängt ſich von ſelbſt auf, wie ſehr das zart-empfindende Gemüth dieſes Mannes, der für Geiſtesfreyheit, Wahrheit und Tugend glühte, ergriffen werden muſſte. Mehrmals ſah ich in den Jahren 1801 bis 12 ihn wehmüthig bis zum phyſiſchen Unwohlſeyn geſtimmt, wenn die revolutionäre Zwangherrſchaft das Beſte der Menſchheit zernichtete, oder wenn er hier in ſeiner Umgebung erfuhr, wie Fürſtenberg's weiſe Anordnungen untergraben wurden.

Ueber die Schmähſchrift ſprach er das Wort aus: Ich muß die Unwahrheiten widerlegen, ſollte ich darüber ſterben. Die höchſt gemäſſigte Widerlegung, als ſolche ohne Zweifel auf das Gemüth nachtheiliger einwirkende, war ſeine lezte Beſchäftigung.“

Das Uebrige iſt ein umſtändlicher Bericht von der vorgenommenen Section, und ihrem, wie es ſcheint, merkwürdigen Reſultate. Am Schluſſe heiſt es: „Es iſt zu bemerken, daß während der Krankheit kein Moment von Unruhe des Geiſtes, von Irreſeyn, obgewaltet habe; dagegen ſind eine groſe Zahl bewunderuswürdiger Aeuſſerungen aufgenommen, welche die vollſte Gegenwart des Geiſtes bis zum lezten Aushauchen, die höchſte Willenskraft, eine Heiligkeit bey dem innigſten Verlangen in Demuth zu Dem, der da iſt, beurkunden. Wie ein Apoſtel, ſo benannte ihn noch jüngſt der Kaiſer von Oeſterreich, kehrte er zur ewigen Heimath.“

Angehängt iſt die Ode von Harding, aus der Hamburger Zeitung Nro. 195.

Schweiz, November.

In angeſtiegenem Alter, und an den Folgen einer von ihm ſelbſt ſeit langer Zeit erkannten organiſchen Bruſtkrankheit, aber bey ungeſchwächten Geiſteskräften und jugendlicher Munterkeit, ſtarb zu Genf am 21. Oktober, der als Arzt, Wundarzt und Naturforſcher gleich berühmte Profeſſor Jurine. Sein Vater, ein ausgezeichneter mechaniſcher Künſtler, war durch miſsrathene Unternehmungen in ökonomiſchen Zerfall gerathen. Die Regierung von Genf ſezte ihn durch den Vorſchuß einer mäſſigen Geldſumme in den Stand, ſeinem Sohne eine wiſſenſchaftliche Erziehung zu geben. Der junge Jurine erhielt dieſe zunächſt in der Vaterſtadt und hernach in Paris, wo neben der Wundarzneykunſt, welcher er ſich als ſeinem Beruf widmen ſollte, die geſammte Heilkunde und alle Naturwiſſenſchaften, ſeinen lebhaften und umfaſſenden Geiſt gleichmäſſig anzogen und beſchäftigten. Er machte ſchnelle Fortſchritte, kam nach Genf zurück, und eröffnete hier die Bahn des ausübenden Heilkünſtlers, der er mit ſeltenem Glück und Ruhm bis an ſein Ende treu geblieben iſt. Der Ruf ſeiner Kenntniſſe und Geſchicklichkeit verbreitete ſich bald auch im Ausland. Aus England, Frankreich, Italien und Deutſchland, ward ſein heilkundiger Rath vielfältig eingeholt; eine Menge Kranker aller dieſer Länder ſuchten ihn in Genf auf, und Vornehme lieſſen ihn zu ſich rufen, wodurch er Gelegenheit zu mancherley Reiſen erhielt; ſeinen lezten Beſuch in Paris veranlaſſte die tödtliche Krankheit der Frau v. Stael; ſeit einer Reihe von Jahren hatte er jedoch die Kunſtausübung gröſstentheils auf Conſultationen beſchränkt, theils um körperlicher Beſchwerden willen, theils um für ſeine Lieblingswiſſenſchaft, die Naturkunde, Zeit zu gewinnen, für die er in mehreren Fächern ausgedehnte und koſtbare Sammlungen angelegt hatte, die in Auswahl und zierlicher Anordnung von wenigen Privatſammlungen erreicht und ſchwerlich von irgend einer übertroffen ſeyn dürften; vorzugsweiſe ſind es die Entomologie, die Ichthyologie, die vergleichende Anatomie und die Mineralogie, auf die ſich ſeine Sammlungen wie ſeine gelehrten Arbeiten beziehen. Bey der Mannigfaltigkeit gleichzeitiger Studien bedurfte es eines beſonderen Antriebes, um ſeinen lebhaften Geiſt für die längere zur Ausarbeitung erforderliche Zeit auf einem Punkte feſtzuhalten; dieſen Antrieb ertheilten ihm die Preisaufgaben der gelehrten Geſellſchaften. Er hat manche derſelben beantwortet, und in England ſowohl als in Frankreich akademiſche Lorbern erworben; die lezte ſeiner gekrönten Preisſchriften iſt diejenige über den Croup, welche den von der franzöſiſchen Regierung ausgeſezten Preis von 12,000 Franken davontrug. Viele ſeiner Abhandlungen ſind in den Denkſchriften mehrerer Akademien zerſtreut, deren Mitglied Hr. Jurine war, und ſie verdienen geſammelt zu werden. Ein gröſſeres entomologiſches Werk begann er im Jahr 1807, durch die Herausgabe des erſten Bandes ſeiner Geſchichte der Hymenopteren, die er, ſo wie die Dypteren, nach einem neuen Syſtem ordnete, das ſeine Gattungskennzeichen in der Bildung der Flügelneze dieſer Inſekten wählte. Die ſchönen Zeichnungen zu dem (leider unvollendeten) Werke, hat ſeine kunſtreiche Tochter geliefert, die des Vaters liebenswürdige Gehülfinn für alle naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten geweſen iſt. Die geiſtvolle Einleitung des Buches werden auch Nichtkenner des Faches jederzeit mit Vergnügen leſen: Sie iſt eine ſchöne Entwicklung der von Bonnet entlehnten Ueberſchrift: „On y reconnoitra partout l'empreinte de cette Intelligence adorable, qui crayonna, de la même main, l'homme et la mouche.“ In den lezten Jahren hatte Hr. Jurine ſeine Abhandlungen über das Athemholen der Vögel, die Naturgeſchichte der unter dem Namen Kiefenfuß (Monoculus) bekannten Waſſer-Inſekten, und die Naturgeſchichte der Fiſche des Genferſees ausgearbeitet; dieſe müſſen druckfertig ſeyn, die zierlichen Abbildungen der Fiſche ſind vollendet und geſtochen, ſo daß man der Herausgabe, wenigſtens dieſes Theils ſeines gelehrten Nachlaſſes, mit Zuverſicht entgegen ſehen darf. Dem gelehrten Verdienſte zur Seite, ſteht bey Hrn. Jurine dasjenige der ſchönen Eigenſchaften und Tugenden eines Charakters, der ihn überaus liebenswürdig machte, und den glücklichen Heilkünſtler mit allen den Gaben ausſtattete, deren pſychiſche Kraft ſo vielfältig die Kräfte des materiellen Arzney-Vorrathes überſteigt. Wenige Zeit vor ſeinem Tode erlitt der vortreffliche Mann, durch den Verluſt ſeiner Gattinn, ſeiner zwey Töchter und eines Sohnes, vielfachen und bitteren Schmerz; ein Sohn allein nur iſt noch am Leben. Die um ſein Bett verſammelten Freunde ließ der Sterbende geloben, ſie ſollten ihm keine öffentliche Lobrede halten. Sie mögen uns alſo nur treu erzählen, wie er gelebt und was er geleiſtet hat: es wird dabey jedes Lob in der That überflüſſig werden.

Nro. 310.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 28. December 1819.

— — — Laß mich zu deiner Ehre
Unſchuldsvoll Dein Antlitz ſehen!
Nimm mich früh von dieſer Erde,
Ehe mir Dein Auge feind
Wegen meiner Sünde werde,
Und mein guter Engel weint.

Karſchin.

Das Kleinod.

In einem goldnen Schrein verſchloſſen
Liegt ein gar ſchöner Edelſtein,
Wer ſorgſam täglich ihn beſchauet,
Nur der bewahrt ihn klar und rein.

Ihr Knaben und ihr holden Mädchen,
Euch iſt das Kleinod wohl bekannt,
O hegt es ſtets mit banger Sorge,
O gebt es nie aus eurer Hand.

Wer ihn leichtſinnig fortgegeben,
Dem blüht kein Glück auf Erden mehr,
Erloſchen iſt der Glanz des Lebens,
Die ſüße Freude todt und leer.

Der Weisheit und der Wahrheit Schätze
Sind ohne ihn an keinem Ort,
Die Schönheit und die goldne Liebe
Sind ohne ihn ein eitles Wort.

Nicht Kraft und Jugend kann dich tröſten,
Mit ihm ſind Kraft und Jugend hin,
Mit ihm iſt alles hingegeben,
Mit ihm entſchwand des Lebens Sinn.

Drum Knaben und ihr holden Mädchen,
Bewahrt das Kleinod klar und rein,
Denn Weisheit, Leben, Liebe, Jugend
Sind ſchön nur in des Kleinod's Schein.

B. H. F.

Der Pflanzenkenner Chriſtian Conrad Sprengel.

(Geb. zu Alt-Brandenburg 1750; geſt. in Berlin 1816.)

Der Verfaſſer des Werkes: **Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen** (Berlin 1793) hat ſich einen ehrenvollen Rang in der Geſchichte der Wiſſenſchaft geſichert.*) Sein durch mancherley Seltſamkeiten ausgezeichnetes Leben verdient aber hinwieder auch näher gekannt zu ſeyn, und kann in verſchiedenen Beziehungen lehrreich genannt werden. Die nachſtehenden Züge ſind den umſtändlicheren Angaben enthoben, welche ein Schüler und Freund des Ver-

*) C. C. **Sprengel** hat durch ſeine Beobachtungen die Beziehung der Nectarien auf die Befruchtung in das helleſte Licht geſezt. Nicht allein unterſchied er die verſchiedenen Werkzeuge zur Aufbewahrung und Schützung des Nektars, ſondern er lehrte auch die Bedeutung der Saftmähler kennen, und zeigte, warum ſich die Antheren bey ſehr vielen Pflanzen gerade in der dem Stigma entgegengeſezten Seite öffnen. weil hier nämlich der Zugang zu den Nectarien den Inſekten frey ſteht, und ſie ſo den Pollen abſtreifen können. Er führte ferner den Begriff der **Dichogamie** ein, die ſonſt den Naturforſchern viel Bedenken erregt hatte. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß in derſelben Blume beyderley Geſchlechtstheile nicht zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, daß entweder die Antheren oder die Stigmen früher reif werden. Daher kann auf mechaniſche Weiſe nicht die Befruchtung erfolgen, ſondern es muß durch Inſekten aus andern Blumen der Pollen auf das eben reife Stigma gebracht werden. K. **Sprengel, Geſchichte der Botanik. II. 266.**

ſtorbenen in der botaniſchen Zeitung (1819. Nr. 35) über ihn mitgetheilt hat.

Das Leben Chriſtian Conrad Sprengel's (ſagt der ungenannte Verfaſſer dieſer Fragmente), welcher ſich ſowol durch ſeine Denkweiſe und durch ſeinen lebhaften Geiſt, als auch durch einen groſen Schatz von Kenntniſſen ausgezeichnet, wäre einer ausführlichen Beſchreibung werth, und würde ein eben ſo nützliches als anziehendes Leſebuch darbieten. Durch beſondere Urſachen wurde er bey ſeinem Leben nach und nach in die Verborgenheit zurückgedrängt; nach ſeinem Tode darf ſein Geiſt ohne Furcht und Anſtoß wieder unter den Sterblichen wandeln. Im Eifer für die Botanik vergaß er ſeines Amtes als Rektor in Spandau, und ward entſezt. Was ihm hier an Ehre verloren ging, gebe ihm die Wiſſenſchaft, für die er es opferte, dankbar wieder zurück! Selbſt was an ihm zu tadeln war, möge in Rückſicht ſeiner Umſtände, und als menſchliches Fehlen vor menſchlichen Richtern Entſchuldigung finden.

Er wohnte, nachdem er Spandau verlaſſen hatte, in Berlin am Hausvogteyplatze in einem Hintergebäude, ſtreng genommen unter dem Dache. Hier habe ich ihn in den Jahren 1809 bis 1813, wo ich ſeinen Unterricht genoß, öfters beſucht. Ich fand ihn jedesmal in einem alten Schlafrocke, mit der Nachtmütze und einer langen Pfeife, die Stube wie eine Rauchkammer mit Tabakswolken angefüllt. Er ſaß gewöhnlich am Fenſter, bey einem Buche oder bey ſeinem ausgelegten Herbarium. Ein Repoſitorium mit Büchern, ſeine Pflanzenſammlung, und einiges alte Hausgeräthe, machte den Inhalt des Zimmers aus, welches mit dieſer Ausſtattung gegen das Aeußere ſeines Bewohners gerade nicht abſtach.

Von Geſtalt war Sprengel wohlgebildet, mehr groß als klein, hager, doch noch zum Abnehmen, und ſtark von Knochenbau. Sein Geſicht war ausdrucksvoll, die Farbe friſch, das Auge lebhaſt. Das vor Alter ins Graue gehende Haar trug er unbeſchnitten, frey um die Schultern hängend. Sein Gang war aufrecht und feſt, er ging ziemlich ſchnell, und trotz ſeinem Alter halbe Tage lang. Er war mäſſig und einfach in ſeiner Koſt, mehr aus Sorge für ſeine Geſundheit, als aus wirklichem Mangel, der ihn, wie ſich nach ſeinem Tode gezeigt hat, mehr in ſeiner Bedenklichkeit wegen der Zukunft, als in der Gegenwart gedrückt haben mag. Er trank damals nichts als Waſſer. Verheirathet iſt er, ſo viel ich weiß, niemals geweſen.

Einfach wie in der Lebensweiſe, war er auch im geſellſchaftlichen Betragen. Er wuſſte nichts von Schmeicheleyen, und war ſelbſt mit den gewöhnlichen Höflichkeitsausdrücken nicht freygebig. Er ſprach, was er dachte, frey und offen heraus, und da ſein Geiſt leicht in jedes Weſen eindrang, Wahrheit aber ihm über alles ging, ſo muſſte das, was er ſprach, oft hart an die durch Täuſchung verwöhnte Welt anſtoßen. Er nahm keine Meinung unbedingt und nichts auf bloßen Glauben an; auf ſeine eigenen Anſichten verließ er ſich mehr, als auf jede fremde, ſie mochte kommen, von wem ſie wollte; was ihm einmal recht ſchien, das behauptete er hartnäckig und bis zur Leidenſchaft. So geſchah es, daß er den Vorwurf der Grobheit und Halsſtarrigkeit auf ſich lud, und nach und nach von allen gelehrten Freunden verlaſſen wurde. Im Ueberdruſſe der Streitigkeiten und vielleicht auch aus verſtecktem Stolze vermied er nun ſelbſt allen Umgang mit der gelehrten Welt, und zog ſich in ſein Zimmer zu philoſophiſcher Ruhe zurück. Von der Zeit an lebte er unbemerkt und ungenannt, nur von Wenigen geſehen und von wenig Schülern benuzt. Dieſe Wenigen aber erinnern ſich ſeiner mit Liebe; denn ſie verdanken ihm viel. Sein mannichfaltiges Wiſſen war ihnen eine reiche Quelle, ſein eigenthümlicher Charakter in vieler Hinſicht ihr Vorbild, und auch oftmals ihre geheime Luſt und Freude. Er lebte in einer ſeltnen liebenswürdigen Unſchuld des Herzens, ſeine Sitten waren aus einem vergangenen Jahrhundert, ſein Geiſt gehörte für ein künftiges; bey dieſer Verfaſſung konnte ihn kein beſſeres Schickſal treffen. Er ſtand, anſtößig für die Welt, unleidlich für den Gelehrten, ohne Verbindung und Genuß, als Einſiedler unter ſeinen Zeitgenoſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Bruchſtücke aus den Briefen eines Würtenbergers an ſeine Freunde im Vaterlande.

Bagdad, den 22. März 1816.

Unſere Reiſe führte uns durch Ismid, Angora, Tokat, Siwas, Malatia, Diarbekr, Mardin und Muſſul. In der ganzen Türkey gibt es Poſten oder vielmehr Poſtpferde, die aber, da ſie blos von der Regierung unterhalten werden, nur zu ihrem und zum Gebrauche derjenigen ſind, die von der Pforte hiezu ausdrücklich einen Firman oder Befehl erhalten, wodurch die Poſtmeiſter verbunden werden, dem Inhaber des Firmans die dieſem nöthige Anzahl Pferde zu liefern. Einen ſolchen Firman erhielt auch Hr. Rich. Er wuſſte aber ſehr wohl, daß in dieſem wohlgeordneten türkiſchen Reiche nichts in Ordnung geht, und daß daher ſein Firman nie hinreichen würde, ihm Pferde auf den Poſten zu verſchaffen, und daß er mit jedem Poſtmeiſter Streit haben würde, ohne jedoch ſeinen Zweck zu erreichen. Hr. Rich nahm daher in Konſtantinopel einen Tataren oder Kabinetskurier an, dem er die Vollziehung des Firmans übertrug, und für ſeine Mühe nach unſerer Ankunft dahier 3000 Piaſter, und jedem ſeiner zwey Bedienten 300 Piaſter zu bezahlen verſprach (ein Piaſter iſt 24 kr. R. W.) Wir bedurften über 20 Pferde, und ritten immer im guten Schritt; wir legten gewöhnlich zwiſchen 7 und 10 Stunden Wegs des Tags zurück, wenn die Poſten nicht weiter von einander entlegen waren; waren ſie aber 12 und mehrere Stunden entfernt, ſo machten wir ſie gewöhnlich in

Digitized by Google

zwey Tagereiſen. Mehrere Male ritten wir doch 12 Stunden lang, und ich konnte mich nicht genug verwundern, wie Mad. Rich, eine zarte Frau, dieſes ertragen konnte. Sie war auf der ganzen Reiſe als Tatar gekleidet, und ward nirgends als Frauenzimmer erkannt, vielmehr wurde ſie öfters für Hrn. Rich angeſehen, und ihr die ihm zugedachte Ehre erwieſen, was uns Alle lachen machte. — Die Kälte, für die ich ſo empfindlich bin, und die ich ſchon zum Voraus fürchtete, da ich wuſſte, daß wir gerade in den härteſten Wintermonaten reiſen würden, war unbedeutend, ſelbſt auf dem Taurus, dem höchſten Gebirge in Kleinaſien, auf das wir in den erſten Tagen des Jenners kamen, wo es mit 8 bis 10 Zoll tiefem Schnee bedeckt war. Auf dieſem Gebirge gibt es keine andere Wege, als jene, die durch den Hufſchlag der Pferde gebildet ſind, gewöhnlich nicht gar zwey Schuh breit, und öfters an dem Rande tiefer Abgründe ſich herumwinden; dieſe Wege werden, wie Sie ſich leicht denken können, durch Schneegeſtöber ſehr unſicher gemacht, weil der Reiſende der Gefahr ausgeſezt iſt, den ſchmalen Pfad zu verlieren, und in Abgründe zu ſtürzen. Ein ſolches Schneegeſtöber nöthigte uns, zwey Nächte und einen Tag in einem äußerſt elenden Karavanſeray zuzubringen, wo wir am meiſten auf unſerer ganzen Reiſe auszuſtehen hatten, weil in dem abſcheulichen Neſte, ſo geräumig es auch war, doch kein trockenes Plätzchen ſich fand, da der auf der Terraſſe tief liegende Schnee unaufhörlich ſchmolz, und überall durch die Decke herabtropfte. — Ein ganz eigenes Schauſpiel bot mir die Reiſe dar, die wir von Mardin nach Muſul in Geſellſchaft einer Karavane machten, welche aus mehr als 200 Mann, 400 Kameelen, 300 Mauleſeln und 200 Eſeln beſtand; das Land, durch das wir kamen, war größtentheils eine Wüſte, die aber nur angebaut zu werden brauchte, um ſehr fruchtbar zu ſeyn. Ehemals war ſie es auch, wie die Ueberbleibſel von Dörfern anzeigen, die man in ihr findet; ſeit 40 Jahren aber haben die Räuber dergeſtalt an Stärke zugenommen, ſo daß ſie nach und nach alle dieſe Dörfer zerſtört und das von Natur fruchtbare Land zu einer Wüſte gemacht haben. Dieſe Räuber (ein ganzer Völkerſtamm, Jeſidi genannt, deren würdige Gottheit der böſe Geiſt iſt, den ſie auch wirklich anbeten) treiben jezt in dieſer Gegend ungeſtört ihr Spiel, wenn nicht anders der Handwerksneid anderer Räuber, der Kurden und Araber, einen Krieg verurſacht, wobey aber die Jeſidi immer den Vortheil haben, daß man ſie nie in ihrem eigenen Lande, dem Sindſchar, angreifen kann, da dieſes ein Gebirge iſt, das ſchlechterdings für Niemand anders, als für ſie, zugänglich iſt, wie dieß ſchon mehrere Paſcha vor vielen Jahren auf ihre eigene Koſten gelernt haben, worauf dieſes Volk nur noch übermüthiger wurde. Unſere Reiſe von Muſul hieher machten wir zu Waſſer auf zwey Flößen, die auf eine ganz eigene Art gebaut waren; jeder Floß war etwa 20 Fuß ins Gevierte groß, und beſtand aus einer Menge aufgeblaſener und nebeneinander gebundener Geißhäute welche ſelbſt wieder an einige über ſie auf den vier Seiten und in die Mitte gelegte Stangen geheftet waren. Dieß war das Fuhrwerk, auf dem wir uns ſelbſt und unſer Gepäck einſchifften, und auf welchem man keinen Schritt thun konnte, ohne befürchten zu müſſen auszuglitſchen, und wenn nicht gar in den Fluß zu fallen, doch den Fuß zwiſchen zwey Häuten tief ins Waſſer einzutauchen, was mir ſelbſt einmal begegnete. —

(Der Beſchluß folgt.)

Zug aus der Theater-Kritik vom Jahre 1679 in Madrid.

(Aus den Briefen der Frau von Aunoi über Spanien.)

— — Uebrigens wird das ſchönſte Theaterſtück in der Welt, von denen nämlich, welche in der Stadt geſpielt werden, nur nach dem Eigenſinn irgend eines Elenden gelobt oder getadelt. Unter andern iſt ein Schuſter da, welcher den Ausſpruch thut, und ſich eine ſo unumſchränkte Macht erworben hat, dieſes zu thun, daß die Schriftſteller, wenn ſie ein Stück vollendet haben, zu ihm gehen und ſeinen Beyfall zu erhalten ſuchen. Sie leſen ihm ihre Schriften, der Schuſter nimmt ſeine wichtige Miene an und ſagt hundert unverſchämte Thorheiten, welche ſie verſchlucken müſſen. Am Ende von dieſem allem, wenn das Stück nun vorgeſtellt wird, richtet Jedermann ſeine Augen auf dieſen Gecken und beobachtet ſeine Bewegungen und Geberden. Die jungen Leute, ſie mögen ſo vornehm ſeyn als ſie wollen, ahmen ihm nach; wenn er gähnt, ſo gähnen ſie auch, wenn er lacht, ſo lachen ſie auch. Manchmal ergreift ihn die Ungeduld; er hat eine kleine Pfeife und fängt an zu pfeifen; auf einmal erſchallt das Schauſpielhaus von hundert andern Pfeifen, die ſo hell ſchallen, daß ſie den Zuhörern den Kopf toll machen. Der arme Dichter iſt in Verzweiflung und alle ſeine Arbeit und durchwachte Nächte ſind verloren, weil ein ſolcher Phantaſt übel aufgeräumt war.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Im achtzigſten Lebensjahre ſtarb hier am 7ten Oktober ein achtungswerther Mann, der ſeinen Namen auch ſehr berühmt gemacht hat. Hr. Markus Theodor Bourrit, lange Zeit Kantor an der Kathedralkirche von Genf, hat das große Verdienſt, mehrere durch Naturſchönheiten ausgezeichnete, aber bis dahin faſt unbekannte Gegenden in der Nähe ſeiner Vaterſtadt, verſchiedene wichtige Gletſcher und Gebirge des Chamounithals, des untern Wallis u. ſ. w., zuerſt bereiſt und beſchrieben zu haben, und von der Erſcheinung ſeiner mahleriſchen Reiſebeſchreibungen zählt ſich der Zeitpunkt des jährlichen Hinſtrömens einer Menge Reiſender in jene Gegenden. Sauſſure und Buffon haben zu Verbreitung ſeines Rufes hinwieder nicht wenig beygetragen; den erſteren begleitete Bourrit auf mehreren Alpenreiſen, und er lieferte auch manche Zeichnungen für die Beſchreibungen derſelben. Er ſelbſt lieferte zuerſt im Jahr 1772 die Reiſe nach den ſavoyiſchen Gletſchern, 1773 die umſtändliche Beſchreibung dieſer Gletſcher, 1781 die Anſichten des Montblanc und die Reiſe in's Aoſtathal, 1781 zwey Bände der Beſchreibung der rhätiſchen und penniniſchen Alpen, 1785 eine neue vermehrte Ausgabe der Beſchreibung der Gletſcher Savoyens und des Wallis, in drey Bänden, mit der

doch allzu anmaſſenden Aufſchrift, einer neuen Beſchreibung der Gletſcher der Alpenkette, 1791 und 1808 das Itineraire de Genève, und noch 1803 in zwey Bänden, die Beſchreibung der Alpenübergänge. Die meiſten dieſer Werke ſind in's Deutſche, ſo wie auch in andere lebende Sprachen überſezt worden, und Hr. Ebel bezeugt davon: „Ihr Verfaſſer beſizt ein glückliches Talent, die Natur in allen ihren Scenen lebendig zu mahlen, und den Leſer in das höchſte Intereſſe zu ziehen; zu bedauern iſt aber dabey, daß ſeine feurige Einbildungskraft oft die Grenze des Wahren überſpringt.“ In allen menſchlichen, bürgerlichen und Familien-Verhältniſſen war Hr. Bourrit gut und lobenswerth, wohlwollend und ausnehmend gefällig.

Bey der Akademie in Genf iſt eine neue Lehrſtelle für die Aſtronomie angeordnet, und durch Hrn. Alfred Gautier-DeTournes beſezt worden. Der ältere Dr. Mannoir hat kürzlich für ſeine Abhandlung über den Blutſchwamm (fungus hæmatodes), eine Krankheit, die er zuerſt genau umfaſſend beſchreibt, von der königlichen Akademie der Heilkunde in Bordeaux den ausgeſezten Preis erhalten... Die närriſche Wette eines Gutsbeſizers in Savoyen, des Hrn. B—d, vormaligen Sous-intendant du Chablais, hat etliche Wochen durch die müßige Genferwelt beſchäftigt und viel unverſtändiges Gerede veranlaſſt. Er wettet 500 Franken, die auch bey einem Geſchäftsmanne in Genf ſelbſt hinterlegt ſind, daß vor dem 30. Auguſt 1820 der Freyſtaat Genf ſeine Unabhängigkeit werde verloren haben. Das Wie bleibt ſein Geheimniß, oder vielmehr dasjenige ſeiner Myſtification. Die Genfer-Badauds aber erklären den ihnen vorgewieſenen goldenen Zahn, bald durch einen Tauſch, welcher ihre Stadt an Sardinien gegen den Hafen von Genua abtreten ſoll, bald meinen ſie, die Großthat in Parga ſolle an Genf wiederholt werden, bald finden ſie es am kürzeſten, die ganze Schweiz unter drey große Nachbarmächte theilen zu laſſen. Der Savoyarde lacht ihrer Thorheit.

Eine vernünftigere Unterhaltung gewährt der patriotiſche Vorſchlag eines achtungswerthen Handelshauſes, die wohlfeile Zeit zu Anſchaffung von Fruchtvorräthen zu benuzen. Vergeblich, ſagt der Entwurf der eröffneten Unterzeichnung, würden wir einen günſtigeren Zeitpunkt abwarten, um einen Handelsverkehr bey uns einzuführen, der unſern Märkten die weſentlichſten Vortheile bringen kann. Es ſollen nämlich auf Rechnung von Privaten, bey niedrigen Preiſen, im Ausland Kornvorräthe angekauft, und dieſelben alsdann, zur Zeit der höheren Preiſe, auf den Kornmärkten der Stadt wieder verkauft werden. Beynahe gleichzeitig ſchlägt über dieſen, dem volkreichen Genf, das für ſeinen Brodbedarf gutentheils von den Nachbarn (die gern und oft ſperren mögen) abhängig iſt, ſehr wichtigen Gegenſtand, der Staatsrath dem Souverainen- oder Repräſentanten-Rath einen Geſezes-Entwurf vor, der weſentlich auf einem beſtändigen für die Zeiten des Mangels diſponiblen Kornvorrath beruhet. Damit dieſer jedoch auch in gewöhnlichen Zeiten periodiſch erneuert werden könne, ſollen die Bäcker verpflichtet werden, jährlich ein beſtimmtes Fruchtmaß aus den Magazinen zu übernehmen. Die Kornverwalter ſollten auch befugt ſeyn, auf Rechnung von Privaten, die ſich ihrer bedienen wollen, Vorräthe anzuſchaffen, und endlich ſoll eine freye Niederlage (entrepôt libre) in Genf errichtet werden, worin benachbarte Eigenthümer ihre Kornvorräthe verwahren und jederzeit ungehindert darüber verfügen mögen. Ein Mitglied des Repräſentanten-Raths, Hr. Moulton, hat einen abweichenden Vorſchlag drucken laſſen, dem nach die Bäcker gehalten ſeyn ſollten, jeder einen zu beſtimmenden Kornvorrath in die Staatsmagazine zu liefern, worüber ſie hinwieder, nach näheren Vorſchriften und unter gewiſſen Beſchränkungen, verfügen können. Er meint damit, die ihm nachtheilig ſcheinende unmittelbare Dazwiſchenkunft der Regierung zu vermeiden.

Darmſtadt, am 20. Decbr.

In Nro. 300 des Morgenblatts iſt eine im Ganzen richtige Beſchreibung des neuen Theatergebäudes zu Darmſtadt enthalten; der Einſender hat ſich indeß in einigen Sachen geirrt, auch manches übergangen, was nöthig iſt, um ſich eine vollſtändige Vorſtellung von dieſem öffentlichen Gebäude zu machen. Die Säulen, auf welchem die erſten Ranglogen ruhen, ſind nicht von dunkelbraunem, ſondern von dunkelgrauem Marmor. Die Arabesken am Plafond ſind nicht farbig, ſondern gleich denen an den Bogenbrüſtungen, durchaus goldene; und das Haus ſelbſt ſteht zwar in keiner Berührung mit einem andern Gebäude, aber darum nicht ganz frey, weil es ſowol von der vordern linken Seite mit einer winkeligen Mauer begränzt wird, als auch die ganze hintere Seite von einer hohen Mauer umgeben iſt.

Es iſt allerdings wahr, daß das Haus beym Eintritt in das Spectatorium einen ſehr lieblichen Eindruck gewährt, aber für ſeinen Flächenraum iſt es zu hoch; von den Gallerien herab erſcheinen die Schauſpieler wie Knaben; auch iſt die wirklich ſchöne Beleuchtung durch den Kronleuchter, während des Spiels, den Zuſchauern auf den Gallerien und in der dritten Rangloge läſtig, ja ſie thut beſtimmt auch der Beleuchtung der Bühne großen Eintrag.

Da die Aufgänge zu den beyden Gallerien auf den Seiten des Hauſes angebracht ſind, ſo ſollte doch wohl auch eine Aufſchrift die Zuſchauer belehren, welche Gallerie ſie hinanſteigen wollen.

Was den Fremden beym Eintritt in die Vorhalle ganz beſonders auffallen muß, iſt der Anblick von mehr als 60 pyramidaliſch ineinander geſtellten Gewehren von eben ſo viel Soldaten, die in dieſes, dem Genuſſe der mildeſten Künſte gewidmete Haus unter Anführung eines Offiziers förmlich auf die Wache ziehen. Beym Eintritt der Herrſchaften treten dieſe Leute in's Gewehr, und nehmen dann die ganze Länge der ſchönen Vorhalle ein, ſo, daß in dieſem Augenblick der Zugang für die Zuſchauer, troz der Größe des Raums, gehemmt iſt. Auf alle Gänge des Hauſes ſind dieſe Soldaten auf ihre Poſten vertheilt, und ſelbſt in dem Parterre ſtehen an beyden Enden des Orcheſters zwey Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett.

Durch ein ſeltenes Glück iſt dieſes Gebäude für die Muſik ſehr günſtig ausgefallen; aber man hört viele Klagen über Unverſtändlichkeit deſſen, was von den Schauſpielern geſprochen wird. Dieſe Unverſtändlichkeit glauben die meiſten in dem ſtrengen Befehl zu finden, der bis jezt den Schauſpielern verboten hat, auch nur einen Schritt in das Proſcenium zu thun, das über zwölf Fuß breit iſt; und es iſt auch mir höchſt wahrſcheinlich, daß die Verſtändlichkeit des Schauſpielers viel gewinnen dürfte, wenn dieſer ſtrenge Befehl zurückgenommen würde. Dieſes würde noch außerdem den großen Vortheil gewähren, daß der Souffleur den Schauſpielern um wenigſtens fünf Schritte näher zuflüſtern könnte, ſtatt, daß er jezt oft zuſchreyen muß.

Dieſes herrliche neue Haus ward übrigens im November durch die alte Oper Cortez, alſo zwar mit Klang und Geſang eröffnet, aber weder durch ein Vorſpiel noch durch einen Prolog eingeweiht, was doch überall bey ſolchen Veranlaſſungen zu geſchehen pflegt, und deſſen Erwartung vorzüglich eine große Menge von Fremden, troz der ungünſtigen Witterung, hieher gezogen hatte.

Auf den Theaterzetteln hat das neue Haus den Titel: Hofoperntheater erhalten; man glaubte daher, daß das alte Theater für das rezitirende Schauſpiel beybehalten werden würde. Dieß iſt jedoch nicht der Fall; es werden vielmehr in dieſem Hofoperntheater auch Schauſpiele und zwar zweymal in der Woche gegeben. Wo dieß der Fall auch an andern Orten iſt, pflegt man das Gebäude mit dem Kollektivnamen: Hoftheater zu bezeichnen.

Digitized by Google

Nro. 311.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. December 1819.

Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Goethe.

Der Jäger.

Aus dichtem dunklen Buchenwald
Der braune Jäger trat,
Von ſeinen Tritten wiederhallt
Der einſam ſtille Pfad.

Es hielt des ſchönen Jünglings Hand
Den Bogen und den Pfeil;
Der Bogen ruhet abgeſpannt,
Zerbrochen war der Pfeil.

Entflammet von der Sonnengluth
Eilt er zum Waldesbach,
Zu kühlen durch die dunkle Fluth
Des Durſtes Ungemach.

Und wie er ſchöpft mit heißer Hand
Die Welle, kühl und rein,
Erſchaut er auf des Baches Rand
Geſchmiegt ein Mägdelein;

Ein Mägdelein, ſo wunderſchön,
Von ſüßem Schlaf umhüllt.
Jhn zog es, näher hinzugehn,
Von Sehnſucht tief erfüllt:

Da lag die liebliche Geſtalt
Jn Blumen und in Klee,
Der Locken goldne Fülle wallt
Auf ihres Buſens Schnee;

Die kleine Lippe, kirſchenroth,
Winkt ſüßeſten Genuß,
Jhn lockt die Blume, die ſie bot,
Jhn lockt der ſüße Kuß.

Es lächelt ja ihr Blüthenmund....
Er bücket ſich hinab;
Da ſchwankt der Raſen, da weicht der Grund,
Er ſinkt ins Wellengrab.

Bruchſtücke aus den Briefen eines Würtembergers, an ſeine Freunde im Vaterlande.

(Beſchluß.)

Den zweyten Tag nach unſerer Ankunft dahier hatte Hr. R. öffentliche Audienz bey'm Paſcha, wobey er mich demſelben vorſtellte; ehe wir uns wegbegaben, wurde Hr. R., unſer Doktor und ich nach türkiſcher Sitte, jeder mit einem Ehrenpelz bekleidet, eine Ehre, die mir bey der ſchon ſtarken Hitze ungemein beſchwerlich fiel. — Obgleich ich ſchon drey Wochen hier bin, ſo habe ich doch noch wenig von Bagdad geſehen, nicht nur weil ich viel zu thun habe, ſondern auch weil die Hitze ſchon zu groß iſt, als daß ich ausgehen könnte. Zum Beweiſe, wie ſtark die Hitze in dieſer Jahreszeit ſchon iſt, darf ich Jhnen nur ſagen, daß ſchon ſeit mehreren Tagen um Mittag das Fahrenheitſche Thermometer im Schatten auf 102 Grade ſtieg, und Abends 10 Uhr auf 83 ſtand;

Digitized by Google

wir ſchlafen daher ſchon ſeit mehreren Tagen auf der Terraſſe, das heißt wörtlich à la belle étoile, denn nur ſelten trübt hie und da ein Wölkchen den ſchön geſtirnten Himmel. Ungeachtet im Freyen, ſo kann ich doch nichts anders, als ein bloßes Leintuch auf mir ertragen, ſo warm iſt ſelbſt die Luft bey Nacht. So wie die Sonne aufgeht, ſo treibt ſie uns auch aus dem Bette und vom Dache herab; um dieſe Zeit reiten wir, der Doktor (der ein ſehr achtungswerther Mann, und ſchon dreyzehn Jahre hier iſt) und ich, einen Tag um den andern, auf etwa zwey Stunden aus. Um 7 oder 7½ Uhr wird gefrühſtückt, worauf dann Jedermann an ſeine Geſchäfte geht; nach 12 Uhr läſſt man ſich gewöhnlich etwas zu eſſen in's Zimmer bringen; da ich aber bisher noch nicht genug Appetit fühlte, ſo trinke ich blos eine Taſſe türkiſchen Kaffee (d. h. ohne Zucker und ohne Milch, ohne daß er deswegen bitter iſt, weil es ächter Mochakaffee iſt) und lege mich dann, nach dem Beyſpiel des ganzen Hauſes, ſchlafen bis nach 2 Uhr. Nach Sonnen-Untergang wird geſpeiſet, und zwar ebenfalls auf der Terraſſe, wobey wir das Vergnügen haben, von einer zahlloſen Menge Inſekten und Fledermäuſen umſchwärmt zu werden, und ich als Neuangekommener von den Moskiten heftig verfolgt werde. Nach Tiſch wird Thee getrunken, den ich jezt ſehr gern nehme, und um 10 Uhr gehen wir zu Bette; hier haben Sie die ganze Tages-Ordnung. So viel ich bisher von Bagdad kennen lernte, gefällt es mir beſſer, als irgend eine türkiſche Stadt, die ich ſeit Konſtantinopel ſah. Wie groß die Stadt iſt, kann ich wohl noch nicht angeben; ich weiß nur ſo viel, daß der größte und vorzüglichſte Theil derſelben auf dem linken Ufer des Tigris liegt, wo wir auch wohnen, und daß ich über 1½ Stunde brauchte, um im guten Schritt von dem Punkte, wo die Stadtmauer den Fluß zuerſt berührt, zu dem andern Platze zu reiten, wo dieſe wieder an den Fluß kommt. Die Häuſer ſind, wenigſtens auf unſerer linken Seite, ganz von Backſteinen gebaut, die Gaſſen immer unregelmäßig und ſo enge, daß oft nur drey Perſonen neben einander gehen könnten; ſie ſind nicht gepflaſtert, außer zwey oder drey, wegen Mangel und Theure der Steine, denn dieſe ſind, nebſt dem Holz, hier ein ſeltener Artikel, und ſo unglaublich es auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch wörtlich wahr, daß man hier zu Land weit und breit keinen Stein, auch nicht einmal kleine Kieſel ſieht, die ſonſt überall mit der Erde vermiſcht, oder als Grobſand auf den Ufern der Flüſſe gefunden werden. — Dieß iſt wohl genug für jezt von Bagdad.

Bagdad, den 8. April 1817.

Die Stadt iſt durch den Tigris in zwey Theile getheilt, welche durch eine elende Schiffbrücke verbunden, auf der man oft Lebensgefahr läuft, weil ſtets, da ſie die einzige Brücke iſt, eine Menge Leute darüber gehen, und ſie kaum 7 bis 8 Fuß breit iſt, die Sorgfalt der Türken aber nie ſo weit ging, ſie auf den beyden Seiten mit Schranken zu verſehen. Hr. Rich, ſo wie auch alle Regierungs-Beamten, wohnen in dem öſtlichen Theile; auf dem entgegengeſezten weſtlichen Ufer wohnen beynahe blos Araber, meiſtens in elenden einzig von Erde erbauten Häuſern. In unſerm Stadttheile ſind die Häuſer insgeſammt von Backſteinen gebaut, und gewöhnlich, wenn der Eigenthümer wohlhabend iſt, ein, oder wenn ich das ebene Dach oder Terraſſe auch nicht mitzähle, zwey Stockwerke hoch. Dieſes ebene Dach kann man als zweytes Stockwerk anſehen, denn es iſt auch abgetheilt, damit Jedermann im Sommer ſein beſonderes Schlafgemach habe, denn, wie ich Ihnen ſchrieb, man ſchläft hier von Anfang Mai bis Mitte Oktober auf dem Dach, wegen der großen Hitze. Aus dem nämlichen Grunde hält man ſich dann des Tages in einer Art Keller auf, welche jedoch hinlänglich hell ſind, um leſen und ſchreiben zu können. Die Stadtmauer, welche den öſtlichen Stadttheil umfaſſt, iſt von dem Ort, wo der Fluß in die Stadt eintritt, bis zu jenem, wo er wieder herausfließt, eine Stunde lang. Der Raum, welchen die Mauer einſchließt, iſt aber keineswegs ganz mit Gebäuden beſezt, ſondern es finden ſich viele Gärten darin, und eine öde Strecke, die wohl eine gute Viertelſtunde lang, und an einigen Orten mehrere hundert Klafter breit ſeyn muß. Die Umgegend iſt eine unabſehbare Ebene, auf welcher im Sommer, die beyden Ufer des Fluſſes ausgenommen, kein grüner Halm zu ſehen iſt. Das Feld wird hier nur ſo weit angebaut, als es möglich iſt, daſſelbe von dem Fluß her zu bewäſſern; dieß geſchieht durch Maſchinen, welche durch Ochſen getrieben, das Waſſer in kleinen 1 oder 2 Fuß breiten Rinnen auf die Felder leiten, wovon die entfernteſten ſehr ſelten mehr als eine Viertelſtunde vom Ufer entlegen ſind. Offenbar war aber ehemals dieſe Gegend beſſer angebaut, denn man findet an vielen Orten in der nun öden Ebene Spuren von Dörfern, die wahrſcheinlich durch Kanäle mit Waſſer verſehen wurden. Aus dieſer unvollſtändigen Beſchreibung können Sie wohl erſehen, daß die hieſige Gegend eben nicht ſehr anziehend iſt. Ein Vorzug, welchen Bagdad vielleicht vor allen türkiſchen Städten hat, iſt, daß das Volk im Allgemeinen ſehr gutmüthig, und gegen Europäer ſehr höflich iſt.

Bagdad, den 13. Auguſt 1817.

* * * ſchreibt mir, daß Sie zu erfahren wünſchten, welches die Erzeugniſſe wären, die von hier nach Europa ausgeführt würden. Meine Antwort iſt kurz; der ſüdliche Theil der Statthalterſchaft erzeugt nichts, das ſich zur Ausfuhr eignete, und der nördliche bringt blos Galläpfel hervor, die aber von dort aus gerade nach Aleppo geſandt, und von da nach Europa ausgeführt werden. Vor dem lezten Frieden war aber der Durchfuhrhandel ziemlich bedeutend, und beſtand beynahe ausſchließlich aus oſtindiſchen Waaren, als Zucker, Kaffee, Indigo und beſonders den berühmten Halstüchern, den Shawlen, die beſonders ſtark nach Konſtanti-

Digitized by Google

nopel verſandt wurden. Seit einigen Jahren aber wird dieſe leztere Waare über Perſien nach Konſtantinopel geſchickt, und der Handel mit den erſteren beſchränkt ſich jezt beynahe blos auf den Landesbedarf. Was aber den hieſigen Handel ganz zu Grunde richten wird, iſt nebſt der immer ſchlechter werdenden Regierung der Umſtand, daß der Paſcha von Egypten mit Indien in Handelsverbindung zu treten wünſcht, und deswegen einen ſehr mäßigen Zoll für die engliſch-oſtindiſchen Güter feſtgeſezt hat, was auch bereits zur Wirkung hatte, daß kürzlich mehrere engliſche Schiffe mit reichen Ladungen ſich von Indien nach Suez in Egypten begaben. Kommt der Handel auf dieſem Wege wirklich recht in Gang, ſo iſt es mit dem hieſigen ein Ende, weil die Seefracht von Indien nach Baßra, dem Haven von Bagdad, wie ich beſtimmt weiß, eben ſo hoch iſt, als jene von Indien nach Suez; von da aus konnen aber die Güter mit geringen Unkoſten nach Alexandrien geſchafft werden, während ſie von Baßra und hier aus nur mit ungeheuren Koſten durch Karavanen (die manchmal ganz geplündert werden) nach Aleppo und den ſyriſchen Häven geſandt werden können. Eine nothwendige Folge des Handelsweges über Egypten wird dann auch ſeyn, daß die oſtindiſchen Waaren in Trieſt wahrſcheinlich eben ſo wohlfeil (manche vielleicht wohlfeiler) als in London und in Amſterdam ſeyn werden, welches ſich wohl bald in 2 oder 3 Jahren zeigen wird. Der hieſige Einfuhrhandel, wovon auch wieder ein großer Theil nach Perſien geht, beſteht beſonders aus öſtreichiſchen und franzöſiſchen, für dieſe Länder beſonders gearbeiteten leichten Tüchern.

Der Pflanzenkenner Chriſtian Conrad Sprengel.

(Beſchluß.)

Zu ſeinem Unterhalte gab Sprengel Stunden in Sprachen und in der Botanik. Auch Frauenzimmer haben botaniſchen Unterricht von ihm genoſſen. Er hatte die Tochter eines Rathes, deſſen Namen mir entfallen iſt, zur Schülerinn, deren große Fortſchritte in der Botanik er mir oftmals rühmte. Ueberhaupt ſchien dieſes Haus das einzige zu ſeyn, dem er noch mit Wärme zugethan war, weil er eine liebreiche Aufnahme darin gefunden hatte. Er erzählte mir einſt als Beyſpiel ſeltener Freundſchaft, daß dieſer Rath ihm Geld angeboten hätte, wofür er doch keine Sicherheit leiſten konnte, weßhalb er es auch nicht angenommen hätte.

Er ſtellte Sonntags früh gewöhnlich botaniſche Excurſionen an, woran Jedermann gegen 2 bis 3 Groſchen für die Stunde Theil nehmen konnte. Keiner ſeiner Begleiter wird die darauf verwandte Zeit bereuen. Sprengel war auf dieſen Excurſionen nicht nur Botaniker, ſondern Lehrer in Allem, was nur vorkommen mochte. Er war an ſolchen Tagen ſehr geſprächig, oft witzig in ſeinen Bemerkungen und auch zu Anekdoten aufgelegt, die ihn hoch erfreuen konnten, wenn ſie geiſtreich waren. Doch bis zum offnen Lachen habe ich es niemals bey ihm kommen ſehen; ſeine Geſichtszüge waren zum Ernſt gebildet und bewegten ſich immer nur wenig. Alles, was er ſah und hörte, machte Eindruck auf ihn, die gleichgültigſte Rede nahm er ernſthaft auf, er ſuchte überall Belehrung für ſich oder Andere. Man hatte ſich ſehr in Acht zu nehmen, etwas Nichtiges oder gar Verkehrtes in ſeiner Gegenwart zu thun, oder zu ſagen; er ließ nichts von der Art unbemerkt und ungeſtraft. Einen jungen Berliner, der großen Werth auf das Ausländiſche legte, und dabey den Ausdruck brauchte, was weit her wäre, fragte er: wo ſind Sie denn her?

Er erklärte bey Gelegenheit eben ſo gut die Schrift auf einem Leichenſteine, oder den Bau einer Windmühle, oder den Sternenlauf, als eine Pflanze. Doch am liebſten ſprach er über Naturgegenſtände und Sprachangelegenheiten. Bey Excurſionen beſtimmte er Zeit und Ort zur Verſammlung, wo er pünktlich eintraf, aber auch nicht wartete, wenn die Stunde zum Aufbruch geſchlagen hatte. Da er die Gegend genau kannte, ſo führte er uns immer zu ſolchen Orten, wo ſeltene oder merkwürdige Pflanzen zu finden waren. Es gab wenig Plätze, wo er nicht ſelbſt etwas Neues entdeckt, oder etwas Beſonderes bemerkt hatte, und er nahm gern Gelegenheit, uns dahin zu führen. Sprachbemerkungen machte er bey jeder Gelegenheit, beſonders über die Namen der Pflanzen und die botaniſche Terminologie. Er ſagte oft: Linné hätte kein Griechiſch verſtanden, und darum viele Irrthümer begangen, und in die Nomenklatur gebracht. Von Willdenow urtheilte er in dieſer Hinſicht nicht viel beſſer. Zum Beyſpiel tadelte er ſcharf, daß derſelbe das unrichtige lange Wort Pelargonium eingeführt hätte, welches Pelargium heißen müßte, gleich wie man Geranium und nicht Geranomium ſage.

Ich fragte ihn, warum er den zweyten Theil ſeines Werks über die Befruchtung der Blumen nicht herausgegeben hätte? Er antwortete: es habe ihm an Unterſtützung und Aufmunterung gefehlt, und ſein Buchhändler hätte ihm nicht einmal ein Exemplar ſeines Werkes zu Gute gelaſſen. Ueber ſeine Entſetzung in Spandau ließ ſich natürlich nicht mit ihm ſprechen, auch vermied er ſelbſt jede Hinleitung auf dieſen ihm verhaßten Ort; doch ſagte er einmal, als wir ein Geranium vor uns hatten; hierüber habe ich einmal eine Predigt verſäumt, es hat mich aber nie gereuet.

Wegen Mangel an Unterſtützung und Beyfall hatte er gegen das Ende ſeines Lebens die Botanik ziemlich bey Seite geſezt; er gab ſich nun wieder mit alten und mit der engliſchen Sprache ab. Von den Vorzügen dieſer leztern war er ganz erfüllt, und zu den alten Klaſſikern wollte er, wie er

Digitized by Google

ſich ausdrückte, den Schlüſſel gefunden haben. Die Frucht ſeiner Sprachſtudien, und ſein leztes Werk: neue Kritik der klaſſiſchen römiſchen Dichter (1815) hat jedoch wenig Beyfall gefunden, und iſt vielmehr, wie ein Rezenſent ſich ausdrückt, nur durch ſeine unbegreifliche Verkehrtheit merkwürdig geworden. Hierüber habe ich nichts zu ſagen; ich kann mir indeſſen ſehr wohl denken, daß ein Mann, der alles mit dem Verſtande bezwingen wollte, was nicht durch die Sinne zu begreifen war, der alles verwarf, was wider ſeinen Verſtand lief, weil er dieſen nur für den rechten hielt, und der deßhalb mit einer faſt kindlichen Unbefangenheit die Natur von ſich gab, wie ſie auf ihn wirkte, daß ein ſolcher in den Schöpfungen der Phantaſie, und auf den Pfaden der Dichter, zu einer ſeltſamen, ja unförmlichen Erſcheinung werden muſſte.

Daß er bey dieſen Arbeiten dennoch ſeine Aufmerkſamkeit nicht ganz von der Natur abgezogen hatte, beweist ſeine um eben dieſe Zeit geſchriebene Darſtellung der Nützlichkeit der Bienen von einer neuen Seite (1812), eine Schrift, die alle Würdigung verdient, und den beſonderen Mann mit ſeinen vielſachen guten und ſeltſamen Eigenſchaften zugleich recht deutlich erkennen läſſt.

Es mag aus dieſem Wenigen hervorgehen, daß Sprengel als Menſch beachtungswerth, als Gelehrter zwar einſeitig, jedoch ſelbſtſtändig, als Botaniker aber vorzüglich darum von großen Verdienſten war, weil er alle ſeine Kenntniſſe unmittelbar aus der Natur geſchöpft, und ſeine richtigen Beobachtungen durch Nachdenken in wohlgefällige Einheit gebracht hatte. Ich wüſſte nicht, mit wem er ſich beſſer vergleichen lieſſe, als mit Ehrhart.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, den 21. Dec.

Seit der Eröffnung des neuen Hofoperntheaters, auf welchem jedoch auch zweymal in der Woche recitirendes Schauſpiel gegeben wird, wurden Mahomet, Verlegenheit und Liſt, Emilia Galotti, das Taſchenbuch, alte Zeit und neue Zeit, die eiferſüchtige Frau und der deutſche Hausvater gegeben. Am 17ten dieſes wählte der Regiſſeur Grüner zu ſeinem Benefiz Shakeſpear's Luſtſpiel: Was ihr wollt, nach Schlegels Ueberſetzung.

Orſino, den Herzog, gab Hölken, wie man ſolche Rollen von ihm zu ſehen gewohnt iſt, mit Anſtand und tiefer Empfindung. Olivia, die reiche Gräfinn, ward von Dem. Grüner recht gut vorgetragen. In der Rolle des Junkers Tobias von Rülps entwickelte ſich das reiche komiſche Talent Hanſtein's, der nicht, wie man bisweilen ihn mit Recht bezüchtigen kann, die Farben zu ſtark auftrug. Fuchs machte den dummen Ritter von Bleichenwange ſehr ergetzlich, und den Malvolio nahm Steck ganz ſo, wie ihn der Dichter ſo humoriſtiſch hingeſtellt hat, als einen pedantiſchen, ſich wichtig machenden, bornirten Offizianten. Fiſcher war als Narr überaus beweglich und in gleicher unerſchöpflicher Laune durch das ganze Stück, und Dem. Julie Frank überwand mit Einſicht alle Schwierigkeiten ihrer Doppelrolle, und ließ den zarten, weiblichen Charakter durch ihre Verkleidung nicht verloren gehen.

Trotz dem nun, daß alle Mitſpielenden mit höchſtem Fleiß und Präciſion, ich möchte ſagen, con amore, dieſes Stück ſo gut gaben, als nur irgend eines noch auf dem hieſigen Theater gegeben ward; trotz dem, daß die Scenerey, Koſtüm, Dekorationen ꝛc., kurz alles, was dem Stücke Reiz geben konnte, ſo trefflich angeordnet waren, wie man es nur wünſchen und von dem Regiſſeur, der hierin nicht leicht übertroffen wird, erwarten konnte, ſprach dieſes Stück doch unter Hunderten kaum Einen oder den Andern an, und man konnte ſehr deutlich die Langeweile auf vielen Geſichtern leſen.

Einen vollendeteren Triumph über Shakeſpear hätte ſich Kotzebue in ſeinem Leben wohl nicht träumen laſſen.

Freylich läſſt ſich über Gegenſtände des Geſchmacks nichts Abſolutes feſtſetzen; es ſteht Jedem frey, etwas ſchlecht zu finden, was einem Andern gefällt; aber du lieber Himmel! was ſoll am Ende werden, wenn man auf der Bühne gar nichts anders mehr ſehen mag, als was hübſch flach darüber hinſtreicht, als was man hübſch mit den Händen faſſen kann, wobey man gar nicht zu denken braucht, und was zwar einen augenblicklichen, aber ſelten einen bleibenden Eindruck macht!

Es war für den Beobachter in der That eine höchſt kontraſtirende Erſcheinung, während die höher Gebildeten ſich im reinen Genuſſe der trefflichen Darſtellung eines trefflichen Stücks von dem größten dramatiſchen Genie gütlich thaten, den großen Haufen in ein Anathem darüber ausbrechen zu hören. Viele aus dieſem witzelten über den Titel des Stücks und äußerten laut: man ſolle doch die Schauſpieler fragen, was ſie mit dieſem unverdauten Zeug denn eigentlich wollten? Heilige Thalia und du, ihr erſter Prieſter, heiliger Shakeſpear! vergebt ihnen!

Da die Intrigue des Stücks auf der außerordentlichen Aehnlichkeit des Bruders Sebaſtian mit der Schweſter Viola beruht, und dieſe leztere aus Liebe zum todtgeglaubten Bruder bey ihrer Verkleidung zum Diener des Herzogs ſich gerade ſo kleidet, wie ſich ihr Bruder zu tragen pflegte, ſo hatte der Regiſſeur wohlbedächtig die beyden Rollen derſelben Schauſpielerinn zugetheilt.

Dem aufmerkſamen Zuſchauer ward dieſes bey den erſten Worten, die Sebaſtian mit ſeinem Schiffskapitän ſprach, alsbald deutlich, aber viele, vielleicht die meiſten, überhörten das, konnten ſich in das Folgende nicht finden und erklärten nun geradezu das Stück für erbärmlich. Dieſem Miß- oder vielmehr Unverſtändniß wäre leicht durch ein kleines Abzeichen, eine Schärpe oder ſonſt was, das Sebaſtian in der Geſchwindigkeit übergeworfen, verhütet worden, ohne der nothwendigen Aehnlichkeit Eintrag zu thun.

Die Einwendungen, daß der Stoff des Stücks ſchon öfter da geweſen, daß der jetzige Geſchmack der Deutſchen etwas ganz Anderes verlange, als was vor mehr als 200 Jahren die rohen Engländer beluſtigt habe, daß Shakeſpear's Witz ſo ſchwerfällig, oder beſſer, ſchwer zu verſtehen ſey, und noch andere ſolche ordinäre Kritiken, die eben nicht im Paradieſe gemacht wurden, beweiſen wohl ziemlich deutlich, welchen unverkennbaren Einfluß ein gewiſſer Schauſpiellieferant während ſeiner Schreibperiode auf den Geſchmack des deutſchen Publikums hatte, und daß unſern Leſſing, Goethe, Schiller, Collin ꝛc. vielleicht erſt im nächſten Jahrhundert die Ehre wird, ſtändige Artikel auf den Repertorien der deutſchen Bühne zu werden.

Nro. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 30. December 1819.

— — — — —
Themis ſelber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Miſſt ſie Jedem ſeine Rechte,
Setzet ſelbſt der Gränze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet ſie zu Zeugen ein.

Schiller.

Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Wales, und die davon abhängigen Niederlaſſungen auf Van-Diemens Land, von W. C. Wentworth Eſq. Eingeborener der Kolonie.

(Fortſetzung.)

Die Viehzucht iſt dem Lande beſonders günſtig, und es iſt ganz erſtaunlich, wie ſchnell ſich daſſelbe ſeit einigen wenigen Jahren vermehrt hat. Zufolge der im Jahr 1800 (12 Jahre nach der Gründung der Pflanzung) vorgenommenen Zählung belief ſich die Anzahl der Pferde nur auf 163 Stück; die des Hornviehes auf 1024, und der Schafe auf 6124. Am Ende von 1813, hatten ſich die Pferde bis auf 1891, das Hornvieh auf 21,513, und die Schafe auf 65,121 vermehrt, und nach der lezten Zählung, von der man in England Nachricht erhalten, im Nov. 1817, gab es ſchon 3072 Pferde, 44,753 St. Hornvieh, und 170,420 Schafe. Dieß iſt eine Vermehrung, welche jede gewöhnliche Berechnung bey weitem überſteigt, und das erregte Erſtaunen würde noch größer werden, wenn man die ungeheure Anzahl Ochſen und Schafe hinzufügen könnte, die in dieſem Zeitraum geſchlachtet worden ſind. Dabey zeigt das Land die beſondere Eigenſchaft, die Wolle zu veredeln, ſo daß die haarigten indiſchen Schafe ohne alle Vermiſchung ſchon die vortheilhafte Wirkung des Himmelsſtriches empfunden haben; aber da, wo man ſpaniſche Widder bey der engliſchen Zucht eingeführt, iſt die Wolle ganz vortrefflich geworden, und ſtehet jezt ſchon kaum der ſächſiſchen nach; indem die lezte, welche im J. 1819 von dieſer Gattung auf den engliſchen Markt gebracht worden, zu 5 Schilling und 6 Pfennig verkauft worden iſt. Unter dieſen Umſtänden würde es der Klugheit der Regierung angemeſſen ſeyn, die Schafzucht in der Kolonie aufs kräftigſte zu befördern, indem dieſelbe mit der Zeit dahin gebracht werden könnte, daß ſie dem Mutterlande die ausländiſche Wolle in ſeinen Manufakturen entbehrlich machen könnte. Eine Sache, welche ſich noch durch den Umſtand um ſo mehr empfiehlt, daß dem Ackerbau dadurch kein Nachtheil erwachſen würde, indem die ungeheuern öden Strecken jenſeits des Gebirges doch in Jahrhunderten nicht ganz würde angebaut werden können. Auch bieten ſich in dieſem Zweige dem Kapitaliſten unermeſſliche Vortheile dar, indem er, während ſich das angelegte Kapital aufs unglaublichſte vergrößerte, jährlich an 70 pro Cent gewinnen würde. — Van-Diemens-Land liegt zwiſchen 40° 42′ und 43° 43′ d. L. und 145° 31′ und 148° 22′ d. B. Die Eingebornen der Inſel ſind, wo möglich, noch roher als die Neuholländer. Sie leben gänzlich von der Jagd, und haben auch nicht die geringſte Kenntniß vom Fiſchfang. Nicht einmal das rohe Kanoe, welches ihre Nachbarn aus Baumrinde zu verfertigen wiſſen, iſt ihnen bekannt. Auch ihre Waffen ſind bey weitem nicht ſo brauchbar, als es diejenigen ſind, deren ſich die erſtern bedienen: ein glücklicher Umſtand für die dortigen Europäer, deren geſchworene und unverſöhnliche Feinde ſie ſind. Dieſer tiefgewurzelte Haß aber entſprang nicht ſo ſehr von ihrer Wildheit, als von dem unbedachtſamen und unverzeihlichen Betragen der Engländer

Digitized by Google

bald nach ihrer erſten Niederlaſſung am Fluſſe Derwent. Die Eingebornen bezeigten ſich zuerſt ſehr freundlich gegen die neuen Ankömmlinge, bis ein großer Trupp derſelben, welcher ſich dieſen zutraulich näherte, auf die Weiſung des befehlhabenden Offiziers, welcher ihnen feindſelige Abſichten zutraute, mit einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer empfangen wurde, das ein großes Blutbad unter ihnen anrichtete. An die Stelle der vorigen Freundſchaft trat nun das bitterſte Rachgefühl, welches ſeitdem durch die häufigen Gefechte, die zwiſchen ihnen und den Pflanzern vorgefallen, aufs höchſte getrieben worden iſt. Dieſe zerſtören derſelben ſo viel ſie nur können, dagegen laſſen jene auch keine Gelegenheit vorbey gehen, um ſich an ihren blutdürſtigen Verfolgern zu rächen. Glücklicher Weiſe aber handeln ſie ſelten oder nie als der angreifende Theil, es ſey denn, daß ſie einem ihrer Feinde allein begegneten. Zwey mit Flinten bewaffnete Perſonen können daher ohne alle Gefahr die ganze Inſel durchſtreifen. — Die Küſten dieſer Inſel haben das abſchreckende Anſehen nicht, welches die von Neuholland haben. Vielmehr finden ſich ſehr ſchöne und fruchtbare Landſtriche, welche ſich bis ans Ufer erſtrecken; und das Innere des Landes iſt beynahe durchgängig zum Ackerbau geeignet. Die Inſel iſt im Ganzen genommen gebirgig, und folglich voller Ströme. Viele der Berge haben auf der Spitze beträchtliche Seen, wovon einige die Quellen bedeutender Flüſſe bilden. Unter dieſen behaupten der Derwent, Huon und Tamar den erſten Rang. — Vielleicht gibt es kein Eiland in der Welt, welches auf allen Seiten mit ſo vielen ſchönen Häfen umgeben iſt; ein Umſtand, welcher das Gedeihen der Kolonie ſehr fördern muß; die beſten darunter ſind der Derwent, Port Davy, Macquarrie Hafen, Port Dalrymple und die Auſterbucht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Nachbarn.

Vicus heißt im Lateiniſchen Flecken, Dorf, beſtimmter Umkreis. Die Franzoſen haben ihr Wort Voisin offenbar aus dem von Vicus abgeleiteten Wort Vicinus genommen, welches auch bey uns, beſonders in Verordnungen, den Ausdruck Vicinal-Wege hervorgebracht hat. Urſprünglich mochte ſich der Ausdruck Vicinus auf alle Einwohner ein und deſſelben Ortes erſtrecken, nachmals ſchränkte er ſich nur auf die neben einander liegender Häuſer ein, woher dann unſer Wort Nachbar entſtand, welches ich im Donau-Schwaben ſeiner eigentlichen Bedeutung gemäß vom Volke Nahbauer ausſprechen hörte; und in dieſem Sinne will die neuere Zeit die Worte Voisin und Nachbar verſtehen. Auf dem Lande, wie in der Stadt, iſt der Nachbar der uns zunächſt Wohnende, da aber der Raum dort viel ausgedehnter iſt, ſo kann unſer Nachbar vier Stunden von uns entfernt ſeyn. In Geſellſchaften, im Schauſpielhaus, in der Kirche, am Eßtiſch, ſind Nachbarn ſich näher. Dieſes Wort bezeichnet dann Leute, die ſich nahe neben einander befinden, und ſich dennoch oft nicht nahe genug glauben. — Iſt es nun ein Vortheil oder ein Nachtheil, Nachbarn zu haben? Sganarell würde ſagen: Es iſt es, und es iſt es nicht. Die Nachbarſchaft iſt eine Folge des geſellſchaftlichen Lebens, welches hinwieder eine Folge des Vortheils iſt, den die Menſchen — einzeln, ſchwach und hülflos — aus dem Beyſammenſeyn ziehen. Der Nachbar gibt dir Feuer und Waſſer, fallen dich Räuber an, ſo vertheidigt er dich, und wirſt du vor Gericht gezogen, ſo gibt er dir gutes Zeugniß: daher das Sprichwort: „ein Nachbar an der Wand iſt mehr werth wie ein Vetter im Land.“

Iſt aber dein Nachbar kritlich, ſeine Frau zänkiſch, ſeine Kinder lärmiſch, ſein Geſinde unverſchämt; ſo gibt dir die Nachbarſchaft ſtatt aller dieſer Annehmlichkeiten lauter Noth und Plage. Beſſer wär es dir in einer Einöde, als neben einem Menſchen, der dich beleidigt, dich plündert, Händel ſucht — daher man im Franzöſiſchen das Sprichwort hat: Böſer Nachbar, guter Anwald; (mauvais voisin, bon Avocat) was wohl ſo viel ſagen will, als: habe ich einen böſen Nachbar, ſo gebe mir Gott einen guten Anwald!

Das Nachbarſeyn iſt nur bey Menſchen von ganz gleichem Rang und Vermögen von wirklichem Vortheil, wie ſchon die alte Fabel vom Hirſchkäfer und dem Kaninchen gelehrt; in jedem andern Fall bringt es den Schwachen dem Stärkern in die Nähe, wobey der Erſte keinen Gewinn hat. Alle Kraft der Geſetze vermag nichts gegen die Bosheit eines mächtigen Nachbars. Möchte er unſer kleines Beſitzthum gern erwerben und ſein Anerbot hat uns nicht zum Verkaufe bewogen, ſo quält er uns durch tauſenderley Verdruß. Der kleinſte geſtrenge Herr ahmt dem großen Friedrich lieber in ſeinem Ehrgeiz, als in ſeiner Mäßigung nach. Ich kannte einen reichen Gutsherrn, der alle Felder um einen einzigen Acker her, den man ihm nicht verkaufen wollte, an ſich brachte, ihn dann mit hohen Pappeln umpflanzte, zwar weislich in der vom Geſetz vorgeſchriebenen Entfernung, aber dennoch ſo, daß kein Sonnenſtrahl mehr zu ihm gelangen konnte, und kein Hälmchen mehr darauf wuchs.

Du möchteſt gern in Frieden leben, aber da baut der gewaltige Herr Nachbar einen Hundeſtall an einer Zwiſchenmauer hin. Die Hunde, die dich Nachts mit ihrem Geheul geſtört, machen dir bey Tages-Anbruch den Kopf ſchwindlich mit ihrem ungeheuren Gebell! Die Bedienten üben ſich zu deiner Verzweiflung auf dem Waldhorn, wobey ihnen ihr edler Herr die falſcheſten Töne aus allen Kräften ihrer Bruſt hervorſtoßen lehrt.

Ludwig's XIV. Kabinets-Sekretär, der Präſident Roſe, beſaß mitten in der Herrſchaft Chantilly ein ziemlich anſehnliches, von ihr unabhängiges Gut. Julius von Bourbon, der Sohn des großen Condé (es gab nur einen ſolchen) wollte

Digitized by Google

eigenmächtig auf dieſem Gute jagen, und weil er nicht in den gewohnten Formen der Höflichkeit um die Erlaubniß bat, verſchloß man ihm den Eingang zum Gut. Der edle Fürſt ſchwor Rache! Mit großer Mühe und großen Koſten muſſten ſeine Jagd-Beamte 3 bis 400 Füchſe zuſammen fangen, und über das Gehäg des Gutes werfen, innerhalb dem bis jezt nur Hühner umherſpazirt, nun aber bald nichts mehr wie Füchſe zu ſehen waren. Seit Simſon's Heldenthat hatte man deren nie ſo viel auf einem Fleck geſehen — glücklicherweiſe hatte man vergeſſen, dieſe mit Bränden zu verſehen! Obgleich Roſe Parlaments-Präſident war, und dieſe Herren vom Parlament nicht immer als die beſten Nachbarn berühmt waren, hätte er doch wohl über dieſen Prinzen- oder Pagenſtreich lachen müſſen, hätte ſich Ludwig XIV. nicht ſeines Sekretairs angenommen, und ſeinen Vetter genöthigt, ſeinem Bedienten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Julius von Bourbon muſſte die Füchſe wieder einfangen laſſen — ob er auch die Hühner wieder erſezte, iſt nicht bekannt.

An öffentlichen Orten iſt's ſehr gut, wenn du weißt, wen du in deiner Nähe haſt. Wenn ein anerkannt ſchlechter Burſch dir in der Kirche ſein Geſangbuch oder eine Priſe Tabak anbietet, ſo biſt du compromittirt. Auch im Schauſpiel ſey gegen deine Nachbarn auf deiner Hut; nicht nur wegen deines guten Rufs, auch wegen deiner Bequemlichkeit. Du glaubſt den beſten Platz zu haben, ſo pflanzen ſich Leute um dich her, unter denen du alles Sehens und Hörens beraubt biſt. Vor dir eine Dame mit einem der monſtröſen Hüte, aus denen die Geſichter wie aus der Mündung einer ungeheuern Trompete heraus gucken, die dir, den Himmel ausgenommen, alle Dekorationen verſtecken; neben dir ein paar Kritiker, die über das Schauſpiel urtheilen, ohne es zu verſtehen, oder in der Oper alle Arien nachbrummen, ſtatt ſie anzuhören, oder ein paar junge Herren, die ihre Urſache haben, durch launigen Beyfall oder Tadel das Loos einer kleinen Schauſpielerinn zu beſtimmen. Für die Menſchen, welche dieſen Lärm machen, iſt er ohne Zweifel ſehr kurzweilig, aber für Leute, die des Schauſpiels wegen in's Schauſpiel gehen, iſt es zum Verzweifeln. Aus dem allen erſehen wir, wie gut Martin Luther den Weltlauf kannte, wenn er unter dem täglichen Brod auch gute Nachbarn verſtanden wiſſen wollte, wie der Heidelberger Katechismus in der vierten Bitte erklärt.

Ueber Roſſini in Wien.

(Fortſetzung.)

Im kaiſerlichen Operntheater wurde zum Namensfeſte des Kaiſers vor Kurzem eine neue Oper gegeben, von der man im Voraus ſchon ſo viel gehört hatte, daß man nachher gar nichts mehr hören wollte. Dieſe war: Roſſini's Richard und Zoraide. Die Ouvertüre iſt ein Gemiſch von Horn, Clarinetten, Fagott und Oboenſolo's, welche nach einem langen Satze in Emoll plötzlich Echomäßig ſich einander verfolgen. Man kann ſich denken, wie den Wienern zu Muthe ward, welche bey einer Ouvertüre einen großartigen Tonſatz von tiefem Gehalt erwarten, wenn ſie ihn auch nicht allemal erhalten. Jedoch friſchen die herrlichen Werke Mozarts, Cherubinis und Anderer dieſen ſchönen Glauben immer wieder auf. Deßhalb ließ die Ouvertüre ſehr kalt, bis die ſtark beſezten, und durch 40 Inſtrumentaliſten von der türkiſchen Muſik verſtärkten Chöre einiges Feuer in die Zuhörer brachten. Jedoch auch dieſes war nur Strohfeuer. Der Auftritt des Nubiſchen Herrſchers Agorant (Hr. Forti) bewegte zwar die Herzen ſeiner Verehrer etwas, beſonders durch die Erinnerung an ſo viele ſchön verfloſſene Stunden, welche ſeine Kunſtproduktionen ausfüllten, da jedoch die Verehrer dieſes Sängers in beyden Geſchlechtern nicht gleich groß ſind, und das ſchöne nicht viel applaudirte, ſo konnte auch Hrn. Forti's Solo kein Furore erregen. Das Erſcheinen der Mad. Grünbaum (Zoraide) und der Mad. Waldmüller (Agorants Gattinn) — zwey auf dem Felde des Ruhmes wetteifernde Prime donne — machte dem Beyfall in etwas Luft, doch erhob ſich auch hier wieder das Geziſche der Schlangen, welches Dante in ſeiner Hölle ſa ſchön beſchrieben hat. Manche ſich für Kenner ausgebende Leute meinten, der Mangel an Gehalt, an Originalität, an wahrer dramatiſcher Schönheit ſey die Urſache von der Kälte, mit der die Oper aufgenommen werde. Sie verſicherten, die ewigen Triolen, in denen zwey Stimmen bald in Sexten, bald in Terzen parallel neben einander gehen, und bey welchen man die Geſchicklichkeit der Sänger wohl abmerken könne — dieß wäre kein Erſatz für den Abgang alles ächten, dramatiſchen Geſanges.

Dieß ſey der nämliche Styl, ſagten ſie, als welcher in der ſchlechten franzöſiſchen Bildhauerkunſt und Mahlerey herrſchte, die ſich vor einem Jahrhundert über ganz Europa verbreitet hatte.

Andere Kritiker — denn jede Gattung hat ſeine Unterabtheilungen — meinten, daß die Ouvertüre ein Tongemälde ſey, und daß die Solo's das Erwachen der Vögel, den Aufgang der Sonne und noch einiges Andere bedeuten ſolle, und daß man dieſes alles in Neapel ordentlich ſehen könne, weil da der Vorhang während der Ouvertüre offen ſey, und die ganze Morgenröthe dort ordentlich dargeſtellt werde. Auch dieſe Meinung fand Eingang, und manche fanden es ſpäterhin ganz bewährt.

Andere konnten nicht begreifen, warum die effektvollen und brav geſungenen Chöre nicht Eindruck genug machen wollten, beſonders der, wo die Nubier auf der Mauer ſtehen. Denn in den oft vortrefflichen Darſtellungen der Hofoper hat es ſich ſchon mehrmals ereignet, daß die Chöre repetirt wurden, indeß man die Soloſtimmen überſahe. Manche Chöre in Richard, beſonders das erſte Finale, ſind nun aber recht gut und effektvoll, wenn man es nicht gar zu ſtrenge

Digitized by Google

nimmt, und darüber hinweggeht, daß Stellen aus Roſſini's früheren Opern ganz kopirt, andere wieder ganz nachgebildet ſind. Beſonders iſt das Orcheſter effektvoll geſezt, und wird hier trefflich executirt. Die allzugroße Freyheit, mit der Roſſini Clarinetten in der höchſten Höhe anfangen, und oft die ſchwierigſten Klavierpaſſagen machen läſſt, ſchadet nichts; denn der Inſtrumentaliſt macht doch nur was möglich iſt. Bleibt etwas aus, ſo kann man dieß in der Partitur dann nachleſen. Auch die Bäſſe bitten um Ablaß, denn was ihrer Natur zuwider iſt, und den Cello's zugehört, das kann ihnen nicht zugemuthet werden: Ultra posse nemo obligatur!

Unter dieſen ſich kreuzenden Meinungen über den Grund des Nichtgefallens und den Ungrund des Mißfallens wurde noch eine laut, nämlich dieſe, daß es Sitte ſey, an feyerlichen Tagen im Theater nicht zu applaudiren. Von einigen Seiten wurde auch dieſe Meinung als die einzig wahre zu Papier gebracht, und ordentlich für die Nachwelt protokollirt.

Die Wahrheit ſtellte ſich auch ſchon des andern Tages dar, denn die zweyte Aufführung fiel auf den Montag, einen Tag, an welchem das wahre kritiſche Theaterpublikum zugegen war. Ein großer Applaus krönte den Eifer und die große Mühe, welche alle Mitglieder der K. K. Hofoper, ſo wie das Orcheſter unter des braven Weigels Direktion, auf die langen und vielen vorausgehenden Proben gewendet hatten. Bey vielen Theatern möchte jedoch dieſe Operation nicht ſo gut von ſtatten gehen, weil erſtlich weder ſo ausgezeichnete Sänger, noch Inſtrumentaliſten vorhanden ſind, zweytens aber das Publikum die meiſten Theater erhalten muß, weßhalb man nach ſeiner Stimme und Ausſpruch ſich zu richten genöthigt iſt. Die Dekorationen und das Coſtume waren von ausgezeichnetem Geſchmacke und von ſeltener Pracht, wie denn überhaupt die Hoftheater-Direktion jede neue Darſtellung durch die großartigſten Mittel auf das Prachtvollſte auszuſtatten weiß.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schweiz.

Die durch den verewigten Hirzel geſtiftete ſchweizeriſche gemeinnützige Geſellſchaft hat in ihrer dießjährigen in Zürich gehaltenen Verſammlung, einige zweckmäßige Veränderungen ihrer Organiſation beſchloſſen. Indem ſie den Kreis ihrer Beſtrebungen, der ſich bisher auf die Kenntniß und Beförderung des Armenweſens beſchränkte, nun auch auf Erziehung und Unterricht im Allgemeinen, und auf Landwirthſchaft und Gewerbe, in ſo fern dieſe ſich auf gemeinnützige Anſtalten und Unternehmungen beziehen, ausgedehnt hat, begreift ſie nun alſo auch die Beſchäftigung mit den wahren Grundpfeilern des Wohlſtandes. Drey beſtändige Commiſſionen, die eine für Armenweſen, die andere für Erziehung und Unterricht, die dritte für Landwirthſchaft und Gewerbe, ſammeln das Jahr hindurch von den Mitgliedern Berichte und Aufſätze aus ihren Fächern, und jede liefert auf die Jahresſitzung einen umfaſſenden Bericht und eine Auswahl von Fragen zur Bearbeitung durch die Mitglieder. Das Archiv der Geſellſchaft bleibt in dem Stiftungsorte Zürich; der Verſammlungsort wird künftig wechſeln; für 1820 ward St. Gallen zum Sitzungsorte und Herr Antiſtes Scherer zum Präſidenten gewählt. Die 1810 ausgeſchriebenen Fragen zeigen den Geiſt der achtungswerthen Geſellſchaft und ſind folgende:

„Worauf iſt bey der Beſtimmung der Begriffe von unverſchuldeter und ſelbſtverſchuldeter Armuth zu achten? und in wie fern haben Armenanſtalten auf jenen Unterſchied Rückſicht zu nehmen? — Welchen moraliſchen und ökonomiſchen Einfluß hat man von den Verbindungen zu Wittwen-, Erſparniß-, Alters-, Leichen-Kaſſen und andern ſolcher Art bis dahin bemerkt? — Wodurch iſt es zu erreichen, daß ſowohl freywillige Arbeitshäuſer, als Zwangsarbeitshäuſer, zur Beſſerung der Aufgenommenen und zur Beförderung der Sittlichkeit im Allgemeinen beytragen, und wie läſſt ſich beſonders die mündliche Unterhaltung der Anweſenden unſchädlich machen und leiten? Was wird in dieſer Hinſicht gethan, und was könnte gethan werden? — Was können Privatmänner und Geſellſchaften thun, um die Auswanderungen für den Mutterſtaat unſchädlich, und für Auswandernde glücklich zu machen? — In welchem Verhältniſſe befindet ſich ein Auswanderer gegen ſeinen Mutterſtaat? Welche Begriffe wären hierüber, mit Rückſicht auf Beybehaltung oder Aufgebung des Bürgerrechtes, auf gänzlichen Austritt oder ſpätere Rückkehr, feſtzuſetzen und zu verbreiten? — Welche Vorſichtsmaßregeln ſind anzuwenden, damit an denjenigen Orten, wo während der lezten Jahre größere oder kleinere Strecken von Gemeindeboden angebaut worden, es in ſpätern Zeiten, bey ähnlicher Noth und vermehrter Bevölkerung nicht an Hülfsmitteln fehle? — Welches werden die Reſultate des allgemeinen Beſtrebens, ſo viel Land anzubauen als möglich, und das angebaute möglichſt ergiebig zu machen, seyn müſſen? Was läßt ſich von der Art und Natur unſers Bodens hierüber erwarten? — Was hat die Einführung verſchiedener, für die Schweiz neuer Getreidearten während der lezten Jahre für Reſultate gewährt? — Welches ſind die allgemeinen Ergebniſſe der neuerlich in Verbindung mit der Stallfütterung getriebenen Sennereyen? Haben ſie zu- oder abgenommen? Und was haben ſie für Einfluß auf die Oekonomie des Landbauers, den Preis der Lebensmittel, den Wohlſtand des Landes? — Welcher Nutzen ließe ſich von einem populär abgefaßten, und auf die Schweiz genaue Rückſicht nehmenden Handbuche der Landwirthſchaft erwarten? Wie wäre daſſelbe einzurichten? Was wäre bey jeder einzelnen Abtheilung (Ackerbau, Wieſenbau, Weinbau, Obſtbau, Gartenbau, Viehzucht, Forſtkunde des Privatmannes und Alpenwirthſchaft) hauptſächlich ins Auge zu faſſen? — Was für Verſuche und Erfahrungen ſind in der Schweiz in Hinſicht auf die Verpflegung der Waiſen in Privathäuſern, anſtatt in Waiſenhäuſern, gemacht worden? — Wären für die Schweiz einige Findelhäuſer nöthig und zweckmäßig? Dürfte eine ſehr vorſichtige Einrichtung derſelben zu Hoffnungen größerer Moralität berechtigen? — Wodurch empfiehlt ſich die Lancaſterſche Methode für die Schweiz? und in welchem Maße wäre eine größere Verbreitung derſelben zweckmäßig? — Welchen Eingang haben bis dahin die gymnaſtiſchen Uebungen der Jugend, wie ſie in den neueſten Zeiten getrieben werden, in der Schweiz gefunden? Wo ſind welche eingeführt? Wie ſind ſie beſchaffen? Was für Hinderniſſe findet die Sache? Wo und warum erſcheinen ſie als entbehrlich? — Wie wäre ein öfteres Zuſammenkommen ſchweizeriſcher Jünglinge aus verſchiedenen Kantonen zu veranlaſſen, zu leiten, unkoſtſpielig zu machen, und zu welchen Hoffnungen würde es berechtigen?“

Mit einem ſeltenen Vergnügen ſiehet man aus der ſiebenten Rechnung der Unterſtützungs-Anſtalt für Blinde in Schaffhauſen (1819), wie bey unverdroſſenem Eifer und gefühlvollem Benützen, ein ſchwacher Keim in geringer Zeit zu freudiger Entfaltung gebracht werden kann. Dieſer Fond, der jezt 4450 Gulden Vermögen zeigt, erwuchs zuerſt aus den kleinſten Beyträgen, zu denen dann freylich größere Gaben geleitet wurden. Dieſe Stiftung iſt, mehr als kein Votiv-Gemählde und keine Wallfahrt, ein Denkmal des Dankes im Sinn des Chriſtenthums. Ihr Vorſteher war ſelbſt ſeit ſeinen erſten Jahren blind; geheilt durch Doktor Jung, widmet er ſich (wie unſre Leſer aus den frühern Berichten wiſſen) nun einzig den Nothleidenden, und beſonders dem Bemühen, armen Blinden ihr Loos zu verſüßen.

Digitized by Google

Nro. 313.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 31. December 1819.

Du kennſt den Ruhm
Der Abgeſchiednen,
Der Vorwelt Thaten
Sind Sonnenſtrahlen
Um deine Seele.

Nimm du die Harfe,
Der Jugend Barden
Dein Lied zu lehren;
Damit die Zukunft
Das Licht erhalte.

Alt-Engliſch.

Der Sänger im ruſſiſchen Lager vor der Schlacht von Tarutina. *)

(Nach dem Ruſſiſchen des Schukowsky.)

Den Helden dieß der alten Zeit,
  Euch, unſern Ahnen, Ehre!
Die Mächt'gen ſind nicht mehr im Streit,
  Die Führer tapfrer Heere.
Ihr Haus ward vom Orkan zerſtört,
  Ihr Grab von Pflugesgleiſen,
Der friſche Morgenthau verzehrt
  Des Helms, des Panzers Eiſen.
Doch lebt des Vaters Geiſt im Sohn,
  Uns winken ihre Bahnen,
Dort ruft ihr edler Staub uns ſchon
  Und ihre Thaten mahnen.
Seht ihr ſie fürchterlich und ſchön
  In Aetherſchaaren weben
Und ihre Schatten in den Höhn
  Um unſre Zelte ſchweben?

O Swatoſlav, einſt Graun der Welt,
  Dein Adler rauſchet nieder,
Wir ſterben, ſchmachlos iſt wer fällt,
  So donnerts durch die Glieder.
Und du, am Don der Heiden Tod
  Und die dir gleich an Namen,
Ihr ſtürzet, wie der Donner droht,
  Euch auf des Feindes Samen.
Und unſer Peter mit Euch — hört,
  Hört ihr's Poltawa, klingen?
Die fremde Rotte frißt das Schwert,
  Triumph, die Welten ſingen!
Schon lang' ſind deines Blickes Ziel,
  O Räuber, unſre Gauen,
Entfleuch, dein Roß und Reiter fiel,
  Dein Weg ſind Leichenauen.
Verbirg mit dem Sarmaten weit
  Im Hain die Furcht, die Schande,
Dein Bruder iſt und dein Geleit
  Der Feind von Thron und Lande.
Doch wer iſt jener Rieſe dort,
  Ein Held der Mitternächte;
Wild zu der Feinde Lagerort
  Sein Auge ſpricht Gefechte?
Als ſie ihn ſo in Wolken ſahn,
  In rauſchend ſtürm'ſchen Zügen,
Entflohn auf ſchnee'ger Alpenbahn
  Die Schatten ſeinen Siegen.
Der Franke, der Sarmate ſieht
  Mit Graun zu ſeiner Höhe —
O Wehe, Wehe, Feinde flieht,
  Das iſt Suwarows Nähe!
Lob ſey Euch, Kindern alter Zeit,
  Lob Kindern Euch der Ehre,
Kühn eilen wie ihr einſt zum Streit,

*) Tarutina, zwiſchen Kaluga und Moskau gelegen, wo ſich nach dem ſchickſalsvollen Brande von Moskau, Murat gegen die Ruſſen ſchlug. Der Dichter, der dieſes Gedicht vor der erwähnten Schlacht ſchrieb, war ſelbſt unter den Freywilligen befindlich. Sein Talent fand an dem Kaiſer von Rußland einen Beſchützer und Beförderer. Seine Gedichte tragen den Stempel des Genies und der Originalität, der ſich ſelbſt in der Behandlung der Sprache unverkennbar offenbart. Eben ſo wenig verläugnet er den Einfluß, den die vertraute Bekanntſchaft mit Deutſchlands erſten Dichtern auf ihn gehabt, von denen er neulich unter dem Titel: Für Wenige, eine Sammlung von Ueberſetzungen und Nachbildungen herausgegeben, welches Werk zu dem Gelungenſten gehört, was dieſe Gattung aufzuweiſen hat.

Digitized by Google

Zum blut'gen Feſt die Heere.
Ja, euer Siegesreigen wacht
Hoch über unſern Fahnen
Und ſäet vor uns in der Schlacht
Dem Feinde Todesahnen.
Den Becher voll, das Schwert heraus,
Für Streit gebt Streit und Graus für Graus
Und Wehe dir, Verderber!
Dieß, Freunde, bringt dem Vaterland,
Wo euer Herz die Milde
Des erſten Daſeyns einſt empfand,
Ihr Fluren, ihr Gefilde,
Des Vaterhimmels ſanfter Schein,
Ihr Ströme, die wir ehren,
Der Kinderſpiele goldner Reihn,
Der Kindheit erſte Lehren —
Was iſt, das deinem Zauber gleicht,
O heil'ge Vatererde,
Wo iſt das Herz, das nicht erweicht,
Wenn es dich ſegnet, werde?
Dort, wo das Haus der Eltern ſteht,
Wo Gattinn, Kinder trauern,
Für uns vor Gott ſteht ihr Gebet,
Wie ihres Lebens Mauern.
Dort ſind die Jungfraun — ſüßer Lohn! —
Die Freunde, die Getreuen,
Der Zaren Grab, der Zaren Thron,
Dort ruhn der Väter Reihen.
Für ſie, o Freunde, unſer Blut,
Stürmt auf des Feindes Fahnen!
Fürs Vaterland die heil'ge Glut
Erweckt das Grab der Ahnen!
Dir dieſer Becher, Rußlands Zar,
Daß deine Herrſchaft währe!
Dein heilger Thron iſt uns Altar
Und unſer Schwur iſt — Ehre.
Seyd treu! die Treu' empfingen wir
Von unſrer Ahnen Stamme,
O Zar, ſieh' deine Kinder hier,
Dir glüht der Liebe Flamme.
Ein jeder Streiter iſt ein Slav;
Der Pflicht ſind alle eigen,
Entflieh', verrätheriſcher Sklav,
Und fremd ſind uns die Feigen.
Lob den Gefallnen immerdar,
Ihr wohnt in Himmelshallen;
Dort wohnt der Euren treue Schaar,
Die Helden, die gefallen.
Das Lob entwecket Euch der Gruft,
Das Wort der künft'gen Jahre;
Von ihnen lernt der Tod, ſo ruft
Der Greis im Silberhaare!
Beo eurer Namen Laut entglühn
Die Führer und ſie ſtürmen
Des Feindes Mauern, pflanzen kühn
Die Fahnen auf den Thürmen.
Der Rache dieß — zum Kampfe fort —
Zum Himmel hebt die Rechte,
Tod oder Sieg das Loſungswort,
Gott, Lenker der Gefechte.
O Feind, aus unſern Stämmen nie
Wirſt du dir Krieger ſchaffen,
Vor deinem Führer fliehen ſie
Und werfen ab die Waffen.
Nur Pfeil' und Panzer ſind dein Raub,
Nicht Schätze, du Bethörter,
Die Höf' und Städte wurden Staub,
Und Pflug und Sichel — Schwerter.
Der Wüthrich lockt mit Schmeichelwort
Nach Moskau ſeine Bande,
Er droht uns von dem Kreml dort
Mit Frieden und mit Schande.
„Ich zieh' im Siegesprangen ein;
Hört ihr ſich Jubel heben? —
„Staub ſoll das Volk, der Herrſcher ſeyn!“
Er naht — um ſelbſt zu beben;
Die Rache reizet Moskau auf,
Es lodert hoch in Flammen
Und ſtürzet über ſeinen Lauf
Im Donnerfall zuſammen!

Karl des Erſten Gnadenbezeigungen gegen die hohe Schule von Neapel.

(Aus Peter Gianones bürgerlicher Geſchichte des Königreichs Neapel.)

Karl trat, rückſichtlich ſeiner Vorliebe für die Wiſſenſchaften und für die Stadt Neapel, in die Fußſtapfen des ſchwäbiſchen Kaiſers Friedrich II. Sein Streben ging dahin, dieſer Stadt einen bleibenden Ruhm zu verſchaffen; in dieſer Abſicht erweiterte er die von Friedrich errichtete hohe Schule, und vermehrte deren Freyheiten und Vorrechte. König Robert, ſein Enkel, erwähnt unter ſeinen Geſetzen, welche er denen ſeines Vaters und Großvaters hinzufügte, ein anſehnliches Privilegium, das Karl I. 1266 im erſten Jahr ſeiner Regierung dieſer hohen Schule ertheilte. Robert von Bari, ſein Protonotarius in Nocera, ſezte ſolches auf. Der König zeigt in demſelben *), wie ſehr er für die Ehre, den Ruhm und das Wohl dieſer wiſſenſchaftlichen Anſtalt beſorgt ſey; denn um ſowol den Lehrern als den Lernenden mehrere Vorrechte zu geſtatten, ſezt er ihnen einen eigenen oder beſondern Oberbeamten oder Verwalter der Gerechtigkeit, und befiehlt, es ſollen alle Civil- und Kriminal-Prozeſſe vor demſelben unterſucht, Prozeſſe vor ihm geführt, und ſowol der Schuldige als der Kläger an ihn gewieſen werden; ſo daß man ſie vor keinen andern Richter und vor kein anderes Gericht fordern könnte, es wäre dann, daß ſie aus freyem Willen den Erzbiſchof zum Schiedsrichter verlangten, oder einen Lehrer der hohen Schule, über ihre Streitigkeiten zu ſprechen, aufforderten. Er ſezte dieſem Oberamtmann, wenn er ein Neapolitaner war, zwanzig Unzen Goldes, wenn ein Fremder, dreyßig Unzen jährlichen Gehalt aus. Er gab ihm zu deſto ſicherer und feſterer Verwaltung der Gerechtigkeit drey Beyſitzer; einen Ausländer, welcher von den ausländiſchen Studenten erwählt wurde, einen Italiener, welchen die ſtudierenden Italiener erwählten, und einen Neapolitaner, den die Studenten des Inlandes ernen-

*) In Capitul. regni, unter dem Titel: Privilegium Colleg. Neap. Stud.

Digitized by Google

nen durften. Dieſe Beyſitzer aber ſollten alle drey Monate verändert werden.

Auch ertheilte er dieſem Oberbeamten die Vollmacht, daß er, mit Zuziehung der Beyſitzer, der Lehrer und der Anführer der Studenten, den zum Verkauf ausgebotenen Lebensmitteln ſelbſt den Preis beſtimmen ſollte; doch alſo, daß er weder dem Käufer noch Verkäufer zum Nachtheil gereiche; auch erlaubte er, daß dieſe Richter und Beyſitzer, mit Einwilligung der Studenten, ehrliche Männer ernennen durften, welche den Studenten Zimmer und Wohnungen um einen billigen Preis anſchafften und beſorgten; und damit die Studenten nicht im Mindeſten in ihrem Fleiße geſtört werden möchten, verbot er allen Beamten und Hofdienern, ihnen nicht mit Erpreſſungen, Frohndienſten, Einforderungen, perſönlichen Dienſten beſchwerlich zu fallen, wenn auch gleich ſeine Hofhaltung oder die Stadt Neapel ſelbige nöthig haben ſollten. Es ſollten auch andere Beamte des Reichs und Zollaufſeher ſich nicht unterſtehen, für Waaren oder Pakete, oder ſonſt etwas, ſo den Studenten zu ihrem Unterhalt und Nothdurft geſchickt würde, irgend etwas von Zoll, Acciſe oder Weggeld abzufordern, indem des Königs ernſtlicher Wille ſey, ſie gänzlich von der Gerichtsbarkeit dieſer Beamten zu befreyen.

Endlich ladet er alle Nationen ein, ihre Söhne ſtudierens halber nach Neapel zu ſenden, und verſpricht, es ſolle ihnen nicht nur ein freyer und ſicherer Zugang, ſondern auch ein ungehinderter Abzug nach ihrem Belieben geſtattet ſeyn; ſie ſollten gütig aufgenommen werden, und unter dem königlichen Schutz und Gnade ſich aller Gewogenheit zu erfreuen haben. Des Gerichtshofs dieſes Oberamtmanns, den auch Karl II. beſtätigte, geſchieht auch in den königlichen Archiven Meldung. Summonte ſagte, die Schätzung der Fiſche ſey in Gegenwart dieſes Oberamtmanns, der Beyſitzer und Studenten gewöhnlich in der Kirche des heil. Andreas del Nido geſchehen. So weit Gianone. —

(Wirklich beſaß Neapel in dieſer Zeit eine große Zahl der damals berühmteſten Gelehrten. Jakob Belviſo als Lehrer des bürgerlichen Girand de Cumis, als Lehrer des kanoniſchen Rechts, der nachmals heilig geſprochene Thomas von Aquino lehrte die Gottesgelahrtheit, Philipp von Caſtrocoelo war Lehrer der Heilkunde. Daß dieſe Anſtalt zu dem ſteigenden Flor von Neapel damals ungemein beytrug, verſichern die geſchichtlichen Nachrichten der Zeit.)

Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Wales, und die davon abhängigen Niederlaſſungen auf Van-Diemens Land, von W. C. Wentworth Eſq. Eingeborener der Kolonie.

(Fortſetzung.)

Das Thierreich dieſer Inſel iſt von dem von Neuholland wenig unterſchieden. Zwar iſt der Cancaroo hier nicht einheimiſch, dagegen aber haben die Heerden hier einen andern Feind in einem Thier aus dem Panthergeſchlecht, von beſonderer (?) Größe, welches aber nicht ſo zahlreich vorhanden iſt, als der Cancaroo auf jener Inſel; daher ſeine Verheerungen nicht ſo zahlreich, dagegen aber auch, wenn ſie ſtattfinden, deſto größer ſind. Dem Menſchen indeſſen iſt dieſes Thier auch nicht gefährlich, und flieht ihn, wo es deſſelben anſichtig wird. Giftige Inſekten ſind hier weder ſo zahlreich noch ſo gefährlich, als auf Neuholland, und die Vögel ſind beynahe ohne Ausnahme auf beyden Inſeln von denſelben Gattungen. Auch ſind die Flüſſe und Seen der Inſel mit denſelben Gattungen von Fiſchen angefüllt. Die Auſtern ſind hier beſſer, obgleich nicht in größerer Menge. Die Felſen, welche an der Küſte und in den Häven umherliegen, ſind gänzlich mit Muſcheln bedeckt, ſo wie es die Felſen bey Port Jackſon mit Auſtern ſind. Im Pflanzenreich der beyden Inſeln iſt die Aehnlichkeit nicht ganz ſo groß; die Verſchiedenheit findet aber nur in einigen der niedrigen Pflanzen Statt. In den Bäumen ſieht man beynahe gar keinen Unterſchied. Wenn es Van-Diemens-Land an der Ceder, dem Mahagony- und Roſenholz fehlet, ſo hat es dafür das Schwarzholz, die Huon-Fichte und eine Art äußerſt wohlriechenden Eibenbaumes. Eiſen, Alaun, Kohlen, Schiefer, Kalkſtein, Asbeſt und Baſalt gibt es hier in großer Menge; Kupfer nicht ſo viel. — Die beyden hieſigen Pflanzörter ſind: Hebart-Town, der Sitz des Unterſtatthalters, erſt vor 15 Jahren 9 Meilen oberhalb der Mündung des Derwent angelegt, ein ſchlecht gebauter Ort, nicht über 1000 Seelen enthaltend; und Launceston, ungefähr 30 Meilen innerhalb des Port Dalrymple, am Zuſammenfluß des Nord- und Süd-Esk mit dem Fluſſe Tamar, ein wenig beſſer als ein unbedeutendes Dorf, deſſen Einwohner zwiſchen 3 und 400 Seelen betragen. — Der Fluß Tamar iſt zwar in der Nähe der Stadt tief genug, um Schiffe von 150 Tonnen zu tragen; aber die Schiffahrt auf dem Fluſſe iſt, der vielen ſeichten Stellen und Sandbänke wegen, die er enthält, ſo gefährlich, daß man ſich hat zulezt entſchließen müſſen, den Sitz der Regierung näher an den Eingang des Havens zu verlegen; weswegen man vor 3 Jahren den Bau einer neuen Stadt, George Town genannt, angefangen, wo ſich wahrſcheinlich jezt ſchon der Kommandant und vielleicht das ganze Civil- und Militär-Regierungs-Perſonale befindet, welches den endlichen Verfall der alten Stadt nach ſich ziehen wird, indem die meiſten Bewohner derſelben der Regierung nachfolgen werden. — Der Zuſtand der Straßen und Brücken auf dieſer Inſel iſt nicht ſo gut, als bey Port Jackſon, welcher die Pflanzer hier aber um ſo mehr entbehren können, da es zur Fortſchaffung ihrer Produkte eine ſo große Menge ſchiffbarer Flüſſe und Ströme gibt, woran man in der leztern Kolonie einen ziemlichen Mangel hat. Die Art, wie man hier Brücken über die Ströme anlegt, iſt ſehr einfach. Man hauet die höchſten und dem Ufer zunächſt

ſtehenden Bäume ab, ſo daß der Stamm im Fallen mit der Spitze auf das entgegengeſezte Ufer zu liegen kömmt, worauf man die Zweige abhauet, und queer über die nebeneinander liegenden Stämme leget, und ſolche mit Erde überſchüttet; ein Mittel, deſſen man ſich auch hier und da auf Port Jackſon bedienet.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im December.

Die Muſik hat in Hamburg ſtets eine viel günſtigere Aufnahme gefunden als die Mahlerey. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts ſchrieb hier Kaiſer, außer unzähligen Cantaten, ſeine allegoriſchen Opern, welche damals für Meiſterwerke galten und denen es auch gewiß nicht an innerm Werth fehlt. Höher noch ſtieg aber der Ruhm ſeines Nachfolgers Telemann, deſſen Oratorium „das ſelige Erwachen“ noch vor ungefähr 10 — 12 Jahren in der hieſigen Hoſpital-Kirche alljährlich vorgetragen wurde. Zu ſeiner Zeit finden ſich auch ſchon Spuren der ausübenden Muſikliebhaberey. Die Männer zwar glaubten genug gethan zu haben, wenn ſie den Flügel zuſammenhämmerten, die Geige, höchſtens das Cello leidlich mitſtreichen, oder der Flöte erträgliche Töne abzwingen konnten; bey den Frauen aber fand man häufig gute Clavierſpielerinnen, und, wiewol ſelten, gute Sängerinnen. In dem Nachlaß älterer Familien finden ſich noch bisweilen vollſtändige Partituren mit ausgeſchriebenen Stimmen einzelner Arien von Kaiſer, Telemann, Jomelli, Galuppi, Scarlatti, Seb. Bach, Graun, Haſſe u. ſ. w. Aber viel erfreulicher war die nun folgende Periode, nach der Berufung des Kapellmeiſters Ph. Em. Bach. Zwar nicht, wie ſein Vater, Coloß und unerreichbares Vorbild des contrapunktiſchen Studiums, gehörte er doch durchaus zu den in allen Zeiten ſeltenen Erſcheinungen wahrer Kunſtgröße. Bey ſeinem Amtsantritt war er bemüht, mit den wenigen Mitteln, die ihm zu Gebot ſtanden, unſrer Vaterſtadt eine dauernde Kirchenmuſik zu verſchaffen. Er brachte ein kleines aber ausgeſuchtes Geſangperſonal zuſammen, von welchem jezt noch der Altſänger Delver und der noch im hohen Alter ausgezeichnete Baſſiſt Hofmann am Leben ſind. Die meiſten ſeiner eigenen Werke, namentlich ſein berühmtes Heilig, ſchrieb er für dieſe Sänger und begründete durch dieſe, ſo wie durch die Aufführung von Händels Meſſias und Judas Makkabäus zuerſt einen ſoliden Geſchmack für Muſik. Auch die Muſikliebhaberey gewann jezt neues Leben; unter andern bildete ſich Klopſtocks Gattinn ſeine jezt noch lebende Wittwe zu einer vorzüglichen Sängerinn. Die würdige Frau wird es mir nicht verargen, daß ich hier den vielen ihrer noch lebenden Zeitgenoſſen, welche das Glück hatten, ſie zu hören, dieſe Periode in das Gedächtniß zurückrufe. Ihr Triumph war die Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt.“

Auch die Opernmuſik fand jezt mehr Beyfall und Aufmunterung. Außer einer franzöſiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft, welche Monſignys und andrer Componiſten jener Zeit, Opern gab, kam Guardiſonis italieniſche Geſellſchaft hieher und auch die deutſche Oper hob ſich zu einer für den Zeitpunkt bedeutenden Höhe. Nur wenige Städte konnten ſich rühmen Sängerinnen wie die Benda, Minna Brandes und die Schweſtern Keilholz zu gleicher Zeit auf der Bühne vereinigt zu ſehen.

An Konzerten fehlte es gleichfalls nicht. Die berühmteſten Virtuoſen z. B. die Mara, Lolli u. a. m. überzeugten Hamburg von der Größe ihres Talents. Das erſte, ſoviel mir bewußt iſt) ſtehende Konzert,“ ward von dem Muſikhändler Weſtphalen in dem jezt zur Artillerie-Kaſerne umgeſchaffenen Konzertſaal eingerichtet. Künſtler und Liebhaber vereinigten ſich, dieſer Unternehmung Dauer zu verſchaffen. Es erhielt ſich viele Jahre hindurch.

Nach Bachs Tode trat eine tonloſe Zwiſchenzeit ein. Jahrelang blieb die Stelle eines Muſikdirektors unbeſezt, ob ſich gleich viele Bewerber dazu fanden. Endlich fixirte ſich die Wahl auf zwey derſelben, den zu Göttingen verſtorbenen Doctor Forkel und unſern Landsmann Schwenke, einen Schüler Kirnbergers. Lezterer wurde erwählt und die Erfahrung hat bewährt, welch ein günſtiges Loos man durch dieſe Wahl gezogen hat.

(Der Beſchluß folgt.)

London, den 17. Dec.

Der größte Amethyſt, welcher vielleicht je geſehen worden, wurde vor Kurzem nach London gebracht; er iſt zwey Fuß lang und 14 Zoll breit, vom ſchönſten Grün, und enthält die prächtigſten Criſtalliſationen, er ſoll 150 Pfd. wiegen. Der Eigenthümer, ein hieſiger Kaufmann, um ſich einen Theil der Eingangsgebühren zu erſparen, gab den Werth nur auf 65 Pfd. Sterl. an; weswegen ihn die Mauth in Beſchlag nahm, welche ihn, wie gewöhnlich zum öffentlichen Verkauf ausbieten wird. Den eigentlichen Werth, den man ihm giebt, haben wir nicht erfahren können.

Die Nachricht über den Bau eines neuen Pallaſtes für den Prinz Regent kam zuerſt durch einen Artikel einer hieſigen Zeitung, the morning Post, ins Publikum, war aber unſtreitig zu voreilig, indem ſolche von demſelben Blatte zwey Tage nachher widerrufen wurde. Daß ein ſolches Werk für die Würde der engliſchen Nation wünſchenswerth ſey, iſt keinem Zweifel unterworfen; aber eben ſo wenig iſt es zu glauben, daß der Hof, bey dem gegenwärtigen verwirrten Zuſtand der Finanzen, ernſtlich an deſſen Ausführung denken werde. Man vernimmt zwar, der Prinz habe ſich ſchon Plane dazu entwerfen laſſen, dabey wird es aber auch höchſt wahrſcheinlich für jezt bleiben.

Die Ausſtellung der von Lawrence gemahlten Porträts hat noch nicht ſtatt gehabt. — Den lezten Nachrichten aus N. S. Wallis zufolge, waren die Colonien immer noch in einem fortſchreitenden Zuſtand der Verbeſſerung. Die Eingebornen benehmen ſich friedlich, aber ihrer Civiliſation ſtehen noch immer die vorigen Schwierigkeiten entgegen; viele indeſſen fangen doch an, ſich ihrer Nacktheit zu ſchämen, und an mehrere Bedeckung zu denken. Die Schule für den Unterricht ihrer Jugend zu Sidney beſtehet noch, wenig Eltern aber ſind zu bewegen, ihre Kinder dahin zu ſchicken. Der Statthalter hat im Anfange dieſes Jahres in Verbindung mit einigen der angeſehenſten Einwohner in leztgenannter Stadt eine Spar-Bank (savingbank) für die armen Freyen ſowol als Gefangenen errichtet. —

Man hat hier im Coventgarden Schauſpielhauſe am 13ten dieß zum Erſtenmale Schillers Maria Stuart nach der Ueberſezung des Hrn. Mellish aufgeführt; der vielen Abänderungen und Verkürzungen ungeachtet, die man angewandt, fand das hieſige Publikum das Stück doch zu lang, und den fünften Akt beſonders zu ſchwerfällig, oder vielmehr zu rührend. Referent hatte keine Gelegenheit bey der Vorſtellung zugegen zu ſeyn, kann alſo nur das Zeugniß Anderer anführen; man hatte uns indeſſen eine andere Vorſtellung verſprochen, über welche er ſich einen näheren Bericht vorbehält. Die Schauſpieler ſollen bey der gegenwärtigen ihr Beſtes gethan haben.

Beylage: Monats-Regiſter, December.

Digitized by Google

Nro. 1.

Literatur-Blatt.

1819.

Religionslehre.

Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſeyn. Die Ueberzeugungen der Gottbekenner in ihrer irrigen Trennung und ihrem urſprünglichen Zuſammenhange allgemeinfaßlich dargeſtellt von C. A. H. Clodius. Erſter Theil in 2 Abth. Leipzig bey Göſchen 1818. XXIV. und 517 S. gr. 8.

Ein dickes Buch iſt ein dickes Uebel, ſagt das Sprichwort. Das Körnchen Wahrheit, welches in demſelben liegt, erkennt niemand beſſer, als ein Recenſent, der ſo eben durch 517 Seiten *philoſophiſcher Frömmigkeit* ſich hindurch geleſen hat, und nun ſeinen Leſern von dem Inhalte dieſer 517 Seiten auf 4 bis 8 Spalten einen Begriff geben ſoll.

Der Titel ſchon gibt zu erkennen, daß der Verf. die Religion in einer doppelten Beziehung zum Menſchengeſchlechte betrachten will: als Keim der Zwietracht und als Wort des Friedens. Der vorliegende erſte Theil, welchen der Verf. ſelbſt den polemiſchen nennt, hat es hauptſächlich mit der Zwietracht der Religionsanſichten zu thun. Darüber nach der beſtimmten Verheißung des Titels, die ſchon im Vorberichte S. VI. Z. 2. v. u. in eine bloße *Hoffnung* ſich verwandelt, *allgemein faßlich* zu ſchreiben, iſt eine ſehr ſchwierige Aufgabe. Daß der V. der rechte Mann zu ihrer Löſung ſey, darüber erregt der gedachte Vorbericht erhebliche Zweifel. Es heißt darinne:

„Aus dem Wunſche, für jeden, der überhaupt nur zum Leſen und Selbſtdenken reif iſt, faßlich zu ſchreiben, iſt ein freyer Vortrag entſtanden. Dieſe *freye* Gedankenreihe kann aber zugleich die Wahrheit erläutern, daß die Religion der gemeinſchaftliche Mittelpunkt der zerſtreuten Gedankenwelt iſt, daß alle Radien, wie von der Peripherie zum Centrum, eben ſo vom Centrum zur Peripherie führen.“

Der Werth des Einfalles, die Wahrheit eines Vortrags durch die Beſchaffenheit ſeiner Form erläutern zu wollen läßt ſich am hellſten anſchauen bey dem Bilde, welches der Verf. ſelbſt vom Zirkel mit ſeinem Centrum, ſeiner Peripherie und ſeinen Radien hergenommen hat. Würden wir nicht lachen über den Lehrer der Geometrie, welcher in der Erklärung des Zirkels, ſeiner Beſtandtheile und ſeiner Eigenſchaften dadurch allgemein faßlich zu werden hoffte, daß er uns die Erklärung, anſtatt in gewöhnlichen Parallelzeilen, in Geſtalt eines von Radien durchſchnittenen Zirkels niederſchriebe; oder auch, während mündlichen Vortrags, in dieſen geraden und krummen Linien herum gienge, und bald im Centrum ſich drehte, bald in einem Radius zur Peripherie, bald in einem Bogenſtück fort, und bald wieder in einem andern Radius zum Mittelpunkte zurück ſchritte?

Gleichwohl werden die Leſer des Buches ſo ziemlich dieſen wunderlichen Anblick haben, ja die gleich folgende Stelle des Vorberichts bereitet ſie ſogar auf einen noch ſeltſameren vor. „Unſere Zeit,“ heißt es da, „iſt eben ſowol, wie der gewandte Gelehrte (als ob der gewandte Gelehrte nicht auch in dem Begriffe unſerer Zeit enthalten wäre!) des Gedankenüberfluſſes müde, und verlangt kurze, zu einem einſt möglichen Endurtheile vordringende Sätze. Zu dieſer Kürze iſt *ſtrenge* Gedankenfolge nöthig. Daß auch dieſe ſtrenge Gedankenfolge der gegenwärtigen Schrift nicht abgehe, erweiſt die jedem der zwey Bände vorangehende *Ueberſicht*.“ Alſo eine *freye* Gedankenreihe und eine *ſtrenge* Gedankenfolge zugleich: jene im Buch, dieſe in der Ueberſicht, im unalphabetiſchen index realis. Eine *ſolche* ſtrenge Gedankenfolge fehlt auch einem *Lexicon* nicht, nur daß man ſie dort wegen der Buchſtabenordnung leichter herausfinden kann, als hier. Welche Klarheit läßt ſich von dem Vortrage eines Autors erwarten, der ſo unklar und ſich ſelbſt widerſprechend über ſeinen Zweck und über die Mittel ſpricht, wodurch er ihn zu erreichen gedenkt?

Der polemiſche Zweck dieſes erſten Theils forderte klare Darlegung der zu beſtreitenden Syſteme und ihre Widerlegung. Kann man irgend ein Syſtem auf unſyſtematiſchem Wege klar darlegen, und bündig widerlegen? Aber darauf kommt es unſerm Verf. auch nicht an. Er will in §§. ſprechen, declamiren, phraſiren, über *Religion*, die nichts anders iſt als *entwickeltes Menſchenbewußtſeyn*, erkanntes (?) und gefühltes Verhältniß der *menſchlichen Ichheit* zum Urweſen; über Atheismus und Indifferentismus; über Naturalismus, Supernaturalismus und Rationalismus; nebenbey auch über *Miltons* Teufel, *Goethes* Fauſt u. dergl. mehr. Er hat viel zuſammen geleſen und wieder auseinander gedacht; er iſt mit den beſtehenden Religionsanſichten, wie mit denen daraus hervorgehenden menſchlichen Einrichtungen, Handlungs- und Empfindungsweiſen meiſt unzufrieden, weil er meiſt nur das *Gefühl* hört, wo der *Verſtand* eine Stimme hat, und ſo, durch einen langen, und wegen ſeiner Kreuz- und Querwendungen unüberſehlichen Weg, führt er den Leſer endlich zu dem myſtiſchen *Glaubensbekenntniſſe* einer *lebendigen* Religion, welche ſich von allen *Abwegen* der drey *unduldſamen Religionsanſichten* gleich entfernt hält. Es lautet S. 510 wörtlich alſo: „In der *Ewigkeit* iſt der dreyeinige Gott! Im Anfange der Zeit aber, nach Moſes, der Geiſt, und dieſer göttliche *Geiſt* ſprach ſich *liebend*, zeugend über dem *Nichts* als *Schöpferwort* aus, und es ward das Licht nebſt der Kraft, und es erſchienen Himmel, Meere und Erden mit ihren Schweren.“ (Verſteht ſich doch wohl die Meere *auf* den Erden, und die Erden in den Himmelsräumen? Und was verſteht der Verf. unter den Schweren?) In der *Natur*, in dem *Reiche der Kraft*, die aber in uns zur Sünde ward, (die ganze Natur?) wer-

den wir geboren, begrüßen das Licht, hören geweckt in der Weltgeſchichte das fortſchallende Wort der wachſenden beſſernden Weisheit und geben im religiöſen Bewußtſeyn durch den Geiſt zum Sohne, und von dieſem in den heiligen Schooß der väterlichen Liebe zurück."

Das Glaubensbekenntniß des Rec. iſt, daß dieſes Glaubensbekenntniß entſtanden iſt, ungefähr wie nach demſelben die Welt: durch ein liebendes Brüten des menſchlichen Geiſtes über dem Nichts, durch einen myſtiſchen Coitus deſſelben mit dem Unbegreiflichen. Zeugend ſprach er ſich als Schöpferwort in dem gegenwärtigen Buche, jedoch bis jetzt nur zur Hälfte, aus; aber es wird weder Licht dadurch werden, noch ein Reich der Kraft. Die neue Schöpfung mahnt vielmehr nur allzuſehr an das Reich und an die Weihe der Unkraft! nur daß hier die Philoſophie, wie vor 5 Jahren die Poeſie, ihr Weihwaſſer darüber gießt.

Rec. hat ſeine Leſer mit einem kecken Sprunge über 509 Seiten hinweg aus dem Vorberichte gleich zu dem Reſultate der ganzen Abhandlung verſetzt. Jetzt wiſſen ſie, daferne ſie ſich irgend auf die Erſcheinungen der Unkraft in der neueren Zeit (auf den Krüdenerianismus) verſtehen, woran ſie mit dem Verf. ſind, und können nun ruhig zuſehen, wenn Rec. zurückgeht, um ihnen die intereſſanteſten Stellen des überſprungenen Weges bemerklich zu machen.

Der Verf. nennt die Frage: Ob in, mit und über der Welt und ihren ſchrankenloſen Lebensentwickelungen ein Gott, ein allbeherrſchender Geiſt, eine Vorſehung ſey? einen Abgrund von Unſinn. (S. 17.) Wer ſie mit dem vollen, zweifelnden Ernſte (beſſer mit ernſtlichem Zweifel) aufwerfen könnte, der hätte ſich gewaltſam von ſich ſelbſt, von Wille, Gefühl und Einbildungskraft getrennt, hätte ſich denkend hin auf das Nichts geſtellt, und könnte ſich daher ſchwerlich wundern, wenn er unter ſich das Nichts fände. Bey ſolcher gewaltſamen Gauklerſtellung des menſchlichen Verſtandes zeigt ihm die Erfahrung ſeiner Sinne, unter Anleitung der Begriffe, die ſogenannte Natur ebenſowol, als die verkehrte Richtung ſeines Verſtandes das All, zerſtückt und entheiligt, in einem umgekehrten, alles verzerrenden Spiegel. S. (19.) Rec. hebt dieſe Stelle nicht aus, um mit dem Verf. auf den ſehr richtigen Satz zu kommen, daß das Daſeyn Gottes ſich nicht beweiſen, ſondern nur, ungefähr wie unſer eignes, ſich im Bewußtſeyn nachweiſen laſſe. Es iſt ihm hier blos um das Bild vom „umgekehrten Spiegel" zu thun. Man mag einen Spiegel umkehren, wie man will; er entſtellt und verzerrt nichts. Selbſt der Hohlſpiegel und der convexe, entſtellt und verzerrt, wenn man ihn umkehrt, im Grunde nicht mehr, als vorher. Des Herrn Verf. Gottbekenner mag recht haben, wenn er S. 39 dem Menſchen zuruft: „Du biſt dir ſelbſt ein Traumbild, halb Licht, halb Nebel, und kannſt alſo von dir, wie von den Dingen, nur in dämmernden Bildern reden." Aber muß denn der Menſch darum eben in falſchen und widerſinnigen Bildern reden, die nichts anſchaulich machen, als ſeine Unbekanntſchaft mit den bekannteſten Eigenſchaften des Spiegels? An ſolchen Bildern iſt Herr C. ſehr fruchtbar. S. 46 ſpricht er von dem dreyfachen Wege zu entwickelter Erkenntniß (zur Entwickelung der Erkenntniß), je nachdem der Menſch, kraft ſeines denkenden Abſonderungsvermögens, ſich mehr in die Raumwelt der Natur, oder mehr in die Zeitwelt der Geſchichte, oder wiederum in die Ewigkeit alles vernünftigen Seyns ſtellt. (Vergl. S. 41.) „Aber dieſer dreyfache Weg würde immer zu Einem Wege zuſammenfallen, wie alle gleiche Richtungen, die neben einander in's Unendliche hinaus ſich erſtrecken, wenn im Unendlichen draußen das Ziel liegt." Hätte der Verf. ſeine Geometrie nicht vergeſſen; ſo wüßte er, daß gleiche Richtungen, die von verſchiedenen Punkten ausgehen, Parallelen ſind, die nie zuſammenfallen können. Verſtand er aber darunter Richtungen von verſchiedenen Punkten aus zu Einem Ziele; ſo war ohne alle Erläuterung klar, daß ſie, wenn ſie wirklich hinkommen, ſich daſelbſt treffen müſſen. Nur wenn, wie der Verf. ſagt, das Ziel im Unendlichen draußen liegt, nur dann treffen ſie ſich nicht, denn — ſie kommen nicht hin. Wozu ſolche ſchielende Erläuterungen des einfachen Satzes S. 47, daß der Menſch, welcher Gott ahnet in der Natur, ihn auch ſuchen und finden wird in der Geſchichte, und im Innerſten ſeines Gewiſſens? Herr C. kann es aber durchaus nicht laſſen, das Klare zu verdunkeln: denn auch bey dieſem Satze fügt er hinzu: in deiner gläubigen Liebe. Kann denn dieſe Liebe zu Gott ſonder kommen, als bis ihn das Gemüth ſchon geſucht und gefunden hat in Natur, Geſchichte oder Gewiſſen? Iſt es nicht überhaupt Unſinn zu ſagen, daß der Menſch in der gläubigen Liebe zu einem Gegenſtande dieſen Gegenſtand ſelbſt ſuchen und finden könne? Auf dieſer Umkehrung der Begriffe ruhen die Lehren eines Schwedenborg und eines Tauler, welche Herr C. S. 51 und 52 preiſet; und aus welchen er folgert: „daß die wahre Sittlichkeit nichts anderes iſt, als ein auf Gott in und außer uns gerichtetes, nach Gott ſeufzendes und hinarbeitendes Leben, hinarbeitend, himmliſch zu werden, wie der in der Finſterniß befangene Bergmann nach der Goldader ſucht, die er noch nicht ſah, und die er findet."

Beklagenswerth ſcheint dem Rec. jeder Menſch, der die natürliche Ordnung ſeiner Geiſtes- und Gemüthsthätigkeit umdrehen muß, um Gott in ſeinem Bewußtſeyn zu finden; der ſich erſt ſtacheln muß zu einer in das Leere hineinſtrebenden Liebe, damit ſein Sehnen und Seufzen ſich ſeinen eignen Gegenſtand ausmittele; der, wie der Verf. S. 53, alle Sittlichkeit darein ſetzt, durch die vereinten Lebenskräfte (die uns doch wohl Gott gegeben hat, ſie auch für andere Menſchen anzuwenden) Gott zu ſuchen, und ihn im Glauben dürſtend zu umfaſſen. Abgeſehen von aller Offenbarung, welche immer der menſchlichen Zweifelſucht unterliegt; vernehmen wir nicht das Sittengeſetz durch die Vernunft und durch das moraliſche Gefühl, das Gewiſſen? Durch dieſe zwey Organe, die einzigen, wodurch überhaupt das Ueberſinnliche in ein geſundes Bewußtſeyn gelangen kann; gibt Gott ſein Geſetz, von deſſen Vollziehung das Wohl der Menſchheit (im Gegenſatz der Thierheit) abhangt. Wenn wir das einſehen; reicht es nicht hin, Ehrfurcht (von welcher Gottes ſeufzende Liebhaber gewöhnlich ganz ſtillſchweigen) und Liebe für den Geſetzgeber zu wecken, der uns eben durch dieſe Geſetzgebung, die das Thier entbehrt, zu Menſchen machte? Müſſen wir auch noch auf andern Wegen die Gottheit ſuchen, welche nicht für gut fand unſerer Erkenntniß näher zu treten? Müſſen wir ſie durch ſeufzende Sehnſucht zu uns herabzuziehen, oder in der lächerlichen Arbeit, himmliſch zu werden auf der Erde, zu ihr empor zu klimmen ſtreben?

Beobachten wir doch nur einmal an der Hand der Erfahrung dieſe ſeufzende Liebe zu Gott (um nicht zu ſagen: dieſe ſeufzende Gottliebe)! Wohin führt ihr Seufzen, Sehnen und Dürſten nach dem Himmel? Zur Unzufrieden-

Digitized by Google

heit mit allen menſchlichen Dingen: zur Kälte gegen die menſchliche Geſellſchaft und ihr Wohl; zur Unthätigkeit für daſſelbe; zur Verſchwendung aller geiſtigen Lebenskräfte (oft auch der körperlichen dazu) für das täuſchende und unſtäte Gefühl einer anticipirten Seligkeit; zur Troſtloſigkeit, wenn auf dem Sterbebette der Zweifel erwacht, ob Gott auch wohl zärtlich genug ſey, einem bloßen Seufzen und Dürſten nach ihm ſeine Gegenliebe, einem Vermeiden des Böſen ohne direkte Thätigkeit für die Menſchheit ſeine Gnade zu gewähren.

Man leſe in dieſer Hinſicht, was unſer Verf. S. 131 ff. über unſeren Familiengeiſt, und über unſere kriegeriſche Vaterlandsliebe ſagt; wie er S. 169 den Familiengeiſt und den Vaterlandsgeiſt anklagt, daß er mehr ſeyn wolle, als Liebe, daß er ſich drängen wolle an die Stelle der weggeſtoßenen, alle Menſchen vereinenden Sittlichkeit. „Das Vaterland will wieder zum heidniſchen Götzen werden, und ſich an die Stelle des Vaters aller Menſchen auf den Thron erheben. — Eine falſche Vaterlandsliebe, mit Volksſtolz und Volkseitelkeit in Verbindung, in thörige Affenliebe ausartend, will, mit der Miene wahrer Sittlichkeit zur Parteywuth geſteigert, alles verketzern, was wider die eingebildete Majeſtät des einzelnen Volks verſtößt u. ſ. w.“ Wie mancherley Wahres auch in dem, hier extradirten, Räſonnement ſeyn mag; ſo fühlt man doch darum nicht minder, daß man an des Verfaſſers Hand auf dem Wege zu der Anſicht wandelt: Die Kirche über dem Staat! auf dem Wege zu einem religiöſen Kosmopolitismus, der praktiſch nur Eine menſchliche Geſellſchaft ohne die Abtheilungen anerkennt, in welche ſie ſich zerſetzt hat; der thätig ſeyn will nur für dies Eine, Große, für welches er ſelten etwas Erhebliches thun kann; und der eben deßhalb dasjenige gering achtet und ungethan läſſt, was er für den kleineren Kreis thun könnte, dem er zunächſt angehört.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein ſolcher nach Gott dürſtender Philoſoph, dem auf Erden nichts gefallen will, auch den Dichtern nicht hold iſt, beſonders den dramatiſchen, welche bisweilen nicht umhin können, auch die diaboliſche Natur des Menſchen in die anziehenden Farben zu kleiden, mit welchen ſie zu täuſchen pflegt. Viele Leſer wird es amüſiren, Herrn C. S. 184 über Goethe's Fauſt und über Goethe ſelbſt abſprechen zu hören. Er ſpricht von Fauſts indifferentiſtiſcher Anſicht, welche den Haupthelden verſühbet, und doch durch keine poetiſche Gerechtigkeit in dieſem Fragmente beſtraft wird. Kennt denn Herr C. nur das Fragment, und nicht die Tragödie, worinnen Fauſt zur Hölle fährt? Iſt es nicht poetiſche Gerechtigkeit genug, wenn einen Indifferentiſten, der Böſes that, der Teufel holt? „Er iſt nicht einmal grundböſe, ſondern eigentlich ſchlecht, und alſo ein eben ſo untragiſcher Gegenſtand.“ Herr C. ſcheint ſich auf die tragiſche Dichtkunſt zu verſtehen, ungefähr wie auf die Geometrie und die optiſchen Wiſſenſchaften. Doch das möchte hingehen; wenn er aber S. 186 Goethe den Vorwurf macht, daß er den Seelenzuſtand des bösgeſinnten Fauſt mit einer zu großen Fülle liebender Phantaſie ausgeſchmückt habe, „wie ſie demjenigen nur zu Gebothe ſtehen kann, welcher eine Lieblingswahrheit mit heiterer und reiner Ueberzeugung geliebten Freunden vorträgt“; ſo iſt das ein eben ſo hämiſcher als unverſtändiger Rückblick von dem (ſchlechten) Fauſt auf den Charakter und die Religionsanſicht ſeines Urhebers. Daß Herr C. kein Dichter iſt, zeigt ſchon ſeine Sprache, die höchſtens zur myſtiſchen Poeſie taugen würde; aber wiſſen ſollte er doch, daß dem dramatiſchen Dichter die Fähigkeit nicht fehlen darf, ſich ganz in die Stelle aller ſeiner Perſonagen, auch der böſen, hinein zu denken, und das Schlimmſte, was er als Menſch haſſt, in ihrem Namen eben ſo warm vorzutragen, als ob er es liebte.

Goethe hat in dem Buch: Aus meinem Leben, beyläufig über die Schwächen des verſtorbenen Dichters Clodius geſprochen, und harmlos erzählt, wie er als Jüngling mit anderen Muthwilligen die Geiſel der Satyre dagegen geſchwungen. Rec. erinnert ſich, daß der Verf. der vorliegenden Schrift, als Sohn jenes Clodius, dieſe Stelle der Goethe'ſchen Selbſtbiographie übel aufgenommen, und in einem öffentlichen Blatte dagegen geſprochen hat. Sollte jener hämiſche Rückblick von Fauſt auf Goethe eine Wirkung jener Empfindlichkeit ſeyn? Das wäre nicht fein für einen Chriſten, der nur nach Gott (nicht nach Rache) dürſten, der ſeufzend ſich zum Himmliſchen hinauf arbeiten will, und dazu Andere in ellenlangen Redeſätzen ermahnt. Il faut prêcher d'exemple!

Rec. glaubt dieſe Anzeige nicht beſſer ſchließen zu können, als mit der Empfehlung eines Mittels, wodurch die Leſer die Mühe ſich erſparen können, das Buch durchzuleſen. Der Verf. führt S. 43 eine bekannte Stelle Miltons (die Lehre des Engels Raphael an Adam) an, und ſetzt hinzu: „Unſere ganze gegenwärtige Schrift kann als ihre Erklärung gelten.“ Mit unverletztem Gewiſſen kann Rec. verſichern, daß das Erklärte ungleich klarer iſt, als die Erklärung, und wer die einzige Seite lieſt, welche jenes enthält, kann die übrigen 516, wenn er ſie nicht zu recenſiren hat, füglich entbehren. Doch ſey damit keinesweges geſagt, daß der Geduldige, welcher es unternimmt, es ganz ohne Frucht thun werde. Es gibt in dem dunkeln Walde auch einige lichte Stellen. Richtig und klar z. B. unterſcheidet er S. 203 ff. die verſchiedenen Gattungen des ſogenannten Naturalismus, und mit Kraft geht er S. 176 den modernen Volksthümlern zu Leibe, denen ihr Volksthum weit über Religion und Chriſtenthum geht. „Viele (ſagt er) rücken ſchon gerade heraus mit der Sprache, und bringen z. B. Wodan und die Religion der Edda hervor, die der Deutſche annehmen müſſe, um ächt und gediegen deutſch zu ſeyn. Paſſender allerdings für politiſch-militäriſche Staaten, die ihre ganze Größe in der Anzahl der Bajonette ſuchen, iſt die Verehrung des nordiſchen Gottes Flint, der einen Gott der Flinten (!) und Feuerſteine abgeben kann, oder die Religion Odins, die allen auf dem Siechbett Sterbenden den Himmel abſprach, ſolche ausgenommen, die unter dem Flügel (?) eines Reuters oder Soldaten konnten eingelaſſen werden.“

Vermiſchte Literatur.

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. Herausgegeben von Friedrich Jacobs. 1r Band Frauenſpiegel. Leipzig bey Cnobloch 1818. 492 S. u. XVI. kl. 8.

Wir erinnern uns nicht, ein Buch geleſen zu haben, das uns ſo innig, wie das oben angezeigte, angeſprochen hätte. Eine himmliſche Reinheit durchweht das rührende Gemählde, das uns der verehrungswürdige Verf. in der Geſchichte der edelſten Menſchen, die er allen Wandel menſchlichen Glücks und Unglücks durchleben läſſt, vorträgt. In dem wahreſten Bild des Lebens iſt das Tiefſte, der Religion, das Reinſte der Sittlichkeit und das Erfahrenſte der

Digitized by Google

Lebensweisheit vorgetragen, und wir möchten es daher aufs möglichſte verbreitet wiſſen, beſonders aber müſſen wir es jedem unverdorbenen männlichen und weiblichen Weſen vor und nach der Ehe aufs dringendſte empfehlen. — Solche Leſer werden einen Schatz in dieſen Blättern finden, der ihnen in jeder Lage des Lebens nützlich und heilbringend ſeyn wird, und ſie werden die Feder ſegnen, die ſo Schöngedachtes und Tiefempfundenes ſo herzandringend zu ſchreiben wußte.

Aus den beygefügten vortrefflichen mütterlichen Lehren an eine Tochter, die in die Ehe tritt, wollen wir nur, ſo wie es der Zufall gibt, eine Stelle wählen.

„Vergiß nie, daß die Quellen des Glücks in Dir ſelbſt fließen, und daß, wenn der Schatz der Zufriedenheit nicht in Dir liegt, Du vergebens Geiſter beſchwörſt, um ihn auf fremden Grund und Boden zu heben. Ein geſunder Menſch ſchläft auch auf einem harten Lager aus; einem kranken Gemüthe gibt auch das Füllhorn des Glücks keinen Genuß. Nur ein unſchuldiges Herz iſt geſund; nur ein geſundes iſt froh. Wer an den Augen leidet, dem geben die ſchönſten Farben Schmerz; dem Gelbſüchtigen erſcheinen ſie ſchmutzig, und den Fieberkranken ekeln die beſten Speiſen an. Iſt es nicht ſtrafbar, die Einrichtung der Welt, die Menſchen um Dich her, ja, die Vorſehung ſelbſt anzuklagen, wenn Du bey der Verwirrung Deines Gemüths, bey den Fieberſchauern Deiner Begierden, bey der Zerſtörung Deiner innern Harmonie überall Verwirrung, Leerheit und Diſſonanzen erblickſt? Schlägt nicht der edelſte Wein in einem unreinen Gefäße um? und warum tadelſt Du an der Welt, was Du ſelbſt verſchuldet haſt? Auf einem verſtimmten Inſtrumente wird die beſte Muſik entſtellt, und wenn Du zu träge biſt oder zu ungeſchickt, um die Saiten zu ſtimmen, ſo mußt Du nicht über ſchlechte Muſik klagen. Wenn Dir die Welt mißfällt und Du Luſt zum Verbeſſern fühlſt, ſo kehre Dich zuerſt gegen Dich ſelbſt, und ſey feſt überzeugt, daß der Himmel heiterer werden wird, wenn Du die Wolken aus Deinem Herzen vertrieben haſt. Es ſteht nicht in Deiner Gewalt, reicher zu ſeyn, als Du biſt; aber Dir einiges zu verſagen, das ſteht in Deiner Gewalt. Die Menſchen zu ändern, mit denen Du in Berührung ſtehſt, iſt in vielen Fällen unmöglich, und auf keine Weiſe leicht; aber Dich ſelbſt zu größerer Duldſamkeit zu gewöhnen, iſt nicht unmöglich. Verlange nicht von Andern, was Du Dir ſelbſt nicht zumutheſt; oder muthe Dir vielmehr zuerſt zu, was Du von Andern verlangen willſt. Gewöhne Dich an Nachgiebigkeit, ſo wirſt Du ſelten den Starrſinn Anderer anzuklagen haben; noch werden Dich, wenn Du wahrhaft beſcheiden biſt, die Anſprüche Anderer kränken. Es iſt leichter die, welche Dich eines Fehlers zeihen, vor ihre eigene Thüre zu ſchicken; aber es iſt beſſer, Dich von dem gerügten Fehler frey zu machen. Wer ſich auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt zu ſchaffen macht, wird wenige Zeit übrig haben, den Mängeln Anderer nachzuſpüren. Sich Ehren-Pforten aufzubauen von fremden Fehlern iſt eine eitle Luſt unſers Geſchlechts, die oft hart gebüßt wird. Du wirſt dieſe Luſt beſiegen, wenn Du Dich ſelbſt fragſt, ob Du nicht an demſelben Fehler krank liegſt, oder an ſchlimmern? und ob Du Dir nicht Dein eignes Urtheil ſprichſt? — Es iſt viel für das Glück gewonnen, wenn man aufhört, unzufrieden mit Andern zu ſeyn. Haſt Du es ſo weit gebracht, daß Du mit Dir ſelbſt zufrieden ſeyn darfſt, ſo fängt Dein Himmel ſchon hienieden an, und wie eng auch immer Deine Hütte ſey, es wohnt ein größeres Glück darinn, als in irgend einer Königsburg Platz hat. Heilige alſo den Tempel in Dir, ſo wirſt Du auf geweihtem Boden wohnen, den keiner der Feinde des Lebens betreten darf. Dann werden auch ſeine Dornen ihre Spitzen verlieren, und Du wirſt leicht und leiſe — wenn auch unbemerkt und unbekannt — aus Deinem irdiſchen Himmel in einen andern noch herrlichern eingehen.“

Der Volksſchulenfreund, ein Hülfsbuch zum Leſen, Denken und Lernen, von C. Fr. Hempel, Pfarrer zu Stünzhayn bey Altenburg. Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Nebſt 4 Abbildungen von Giftpflanzen. Leipzig 1818. bey Fried. Chriſt. Dürr.

Die mehrere Auflagen, welche ſich dieſes Volksbuch zu erfreuen hatte, ſprechen ſchon für die zweckmäßige Einrichtung deſſelben; der wohlfeile Preis deſſelben erleichtert die allgemeine Einführung, wozu man es empfehlen kann.

Franzöſiſche Literatur.

Memoires sur quelques changements faits à la Boussole et au Rapporteur et description d'un nouvel instrument nommé Grammomètre, servant à disposer sur les plans et les cartes les hauteurs et les inclinaisons des écritures et à diviser sans compas les lignes droites. Par Massiat, Chef d'escadron au corps royal des ingénieurs géographes militaires. 1 Vol. 8. avec huit planches.

Der Compaß, dieſes man möchte ſagen Zauber-Inſtrument, iſt nicht allein dem Schiffer unentbehrlich: auch dem Jäger in großen Waldungen, dem Reiſenden in Wüſten, dem Feldmeſſer bey Aufnahme von Planen, dem Ingenieur bey Anlegung von Feſtungs-Werken, allen iſt er von größerem oder geringerem Nutzen.

Sowol in Frankreich als in England hat man neuerdings alle Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung und Vervollkommnung verwandt, deren dieſes Inſtrument, in Beziehung auf ſpeciellen Gebrauch, fähig iſt. Der Verfaſſer des vorliegenden Buches insbeſondere hat geſucht durch neue Hinzufügungen ſeinen Gebrauch auszudehnen und ſicher zu ſtellen, ohne der boussole de campagne ihr Verdienſt abſprechen zu wollen.

In der Einleitung berührt Hr. Maſſiat die Meynungen der Geſchichtforſcher über den Urſprung des Compaſſes, dann handelt er von dem Magnetismus im Allgemeinen, von der Wirkung des Magnets auf das Eiſen und den Stahl, ferner von den beſten Verfahrungsarten künſtliche Magnete verſchiedener Geſtalt hervorzubringen. Hierauf folgen Betrachtungen über den Compaß und die Erſcheinungen der Magnet-Nadel, ſofort beſchreibt er ihre Abweichung, deren Zunehmen von Nord nach Weſt ſeit anderthalb Jahrhunderten, und ihr Stilleſtehen ſeit ungefähr 2 oder 3 Jahren. Endlich beſtimmt er ihre Abweichungen in den verſchiedenen Jahreszeiten, ihr Schwanken zu den verſchiedenen Tageszeiten, die im Sommer in unſerem Clima einen Viertelgrad betragen.

Sofort geht er zur Beſchreibung ſeines Compaſſes und der von ihm angebrachten Verbeſſerungen über. Nachdem er das Techniſche ſeiner Erfindungen bis ins kleinſte Detail beſchrieben hat, giebt der Verfaſſer die nöthigen Anleitungen zum Gebrauch des Inſtruments, das er Grammometer nennt.

Wer dieſes in vieler Hinſicht brauchbare Inſtrument erhalten will, ohne nach der im Buche ſelbſt gegebenen Anleitung es verfertigen zu laſſen, hat ſich an Hrn. Lenoir, ingénieur du roi à Paris, zu addreſſiren, welcher ſie verfertigt.

Digitized by Google

Nro. 2.

Literatur = Blatt.

1819.

Dramatiſche Dichtkunſt.

I. **Die That.** Trauerſpiel in 5 Akten von Thereſe von Artner. [illegible] Schuld von Adolph Müllner erſter Theil. Leipzig 1817. b. Hartleben.

II. **Die Macht der Leidenſchaft.** Trauerſpiel in 4 Akten von Karl Schöne. Berlin b. Amelang. 1818.

III. **Die Ahnfrau.** Ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen von F. Grillparzer. Wien b. Walliſhauſer. 1817.

IV. **Der Schickſalsſtrumpf.** Tragödie in zwey Akten von den Brüdern Fatalis. Leipzig b. Brockhaus. 1818.

Dieſe vier Erzeugniſſe ſind ſämmtlich Nachſchößlinge des bekannten Trauerſpiels, die Schuld.

Die Verfaſſerinn von Nro. I. wollte den Freundesmord aus Liebe zur Gattinn des Freundes, welcher von der Vorfabel der Schuld den Hauptmoment ausmacht, als eine beſondere Tragödie ausführen. Konnte das gelingen? Schwerlich: denn die Befriedigung, welche eine Tragödie uns gewähren ſoll, beſteht in einem wunderſamen Gemiſch von Schmerz und Luſt, und welche Luſt kann es uns wohl gewähren, hier dasjenige in Handlung geſetzt zu ſehen, was in der Schuld ſehr abſichtlich (m. ſ. die dem Stück beygedruckte Recenſion von Bernard) dem Auge entzogen, und in den Hintergrund der Vergangenheit gerückt iſt: eine ſtrafbare Leidenſchaft und eine leidenſchaftliche Miſſethat? und dagegen gerade dasjenige **nicht** zu ſehen, was dort die gemiſchten Empfindungen des Schauens und Mitleids erregt: die furchtbaren Folgen der That, in denen eine höhere, richtende Macht als gerecht, und, inſoferne ſie uns die Wahrſcheinlichkeit einer Vergebung jenſeits ahnen läſſt, zugleich als milde ſich offenbart? Die Dichterinn fühlte das, und glaubte dem Uebel dadurch zu begegnen, daß ſie Hugo's That zu mildern und als entſchuldigungswerth darzuſtellen ſuchte. Aber hier fiel ſie in einen neuen Irrthum, indem ſie Hugo's Aberglauben, das Hirngeſpinnſt eines gefolterten Gewiſſens, als **Wirklichkeit** in ihre Dichtung einführte. Die Zigeunerinn, welche ſo manche Recenſenten der Schuld mit ihrer Prophezeihung garſtig hinter das Licht geführt hat, betrog auch unſere Verfaſſerinn. Sie ließ dieſelbe in ihrer Dichtung mithandeln, und aus gegründeter Erbitterung gegen Laura (Carlos und Hugo's Mutter) **ſelbſt** die Erfüllung ihrer Verwünſchung herbeyführen durch einen Tolltrank, welchen ſie Hugo im Augenblick der Leidenſchaftlichkeit reicht. Jedermann fühlt, daß hiermit der Begriff der Freyheit zerſtört war, auf welchem unſer Antheil an der Haupthandlung ihres Helden ruhen müſſte. Was würden wir für Othello empfinden, wenn Jago, um ſeine böſen Abſichten auszuführen, ihn mit Schierling oder Belladonna **toll**, und ſo zum Mörder der Desdemona machte? Im übrigen zeigt Frl. v. **Artner** ein unverkennbares Dichtertalent, und ihr Werk hat im einzelnen mehrere gelungene Stellen, die es leſenswerth machen.

Der Verf. von Nro. II. wollte ein **Gegenſtück** der Schuld, eine Widerlegung derſelben ſchreiben. Ihn hatte die Zigeunerinn und Hugo's aſtrologiſche Träumerey nicht blos hinter das Licht, das heißt, nicht blos in den Schatten, ſondern in die dickſte Finſterniß geführt. In ſeinem Stück ſollte kein Fatalismus ſeyn, das Schickſal ſollte gar nichts darin zu ſchaffen haben, ſondern alles die Leidenſchaft thun. So ſehen wir denn einen Verliebten, der ſeinen Freund, den Bräutigam der Geliebten, erſt vergiften will, dann aber im Zweykampf umbringt, und mit der Ueberzeugung, daß er allein an Allem Schuld ſey, ſich endlich ſelbſt erſticht. Des Herrn S. vierfüßige Trochäen hinken folgendermaßen:

> Als im Garten die Natur
> Freundlich mich umfing, berauſcht war
> Ich — Gefangnen gleich, die aus des
> Kerkers dumpfer Nacht geführt, nach
> Jahrelangem Leiden, wieder
> Frei der Sonne Licht begrüßen.

Seine Poeſie nimmt im Munde der wahnwitzigen Braut ſich ſo aus:

> Fallt doch nicht in's Grab hinein,
> Stoßt euch nicht an dieſen Stein,
> Ach, wie blaß iſt Mondenſchein!

Einzelne Verſe hat er wörtlich aus der Schuld abgeſchrieben, unter andern den, welcher unter dem ſchlechten Titelkupfer des Wiener Nachdrucks ſteht: Gott ſey gnädig meiner Seele!

Das Stück Nro. III. hat Glück auf der Bühne gemacht. Der Verf. wollte weder die Schuld nachahmen, noch ſich ihr entgegenſtellen; er war blos von derſelben angeregt, welches er zwar nicht, wie die V.V. von I. und II. ausdrücklich geſteht, woran aber gleich der Anfang S. 2., wo Bertha am **Fenſter**, ungefähr wie Elvire, von der ſtürmiſchen Nacht und von der mit dem Leichentuch des Schnee's bedeckten Erde ſpricht, keinen Zweifel übrig läſſt. Er arbeitete auf Erreichung der **Wirkungen**, welche er in Wien von der Schuld hatte hervorbringen ſehen, mit ähnlichen, doch nicht mit copirten Mitteln. Nur hatte er zu ſehr die **Theater**-Wirkung im Auge, und machte Effekte, welche bey der Schuld zufällig ſind, zu ſeinem Hauptzweck. Das beunruhigte Gewiſſen Elvirens, und das gepeinigte Hugo's füllt die beyden erſten Akte der Schuld, allzureichlich vielleicht, mit Ahnungen und Aengſtlichkeiten an, welche im Zuſchauer eine Art von Geſpenſterſchauer erregen. Für

den Eindruck der Fabel auf das Gemüth iſt das nicht weſentlich; aber Herr G. erfand eine Fabel, welche dieſem Nebenzwecke als Hauptzwecke dienen ſollte. Ein Geſpenſt, die Ahnfrau der Familie, verdammt auf Erden zu wandeln, bis die Familie untergegangen iſt, erſcheint, iſt Zuſchauerinn der Uebelthat und des Leidens, und tödtet endlich den Helden, der unwiſſend zum Vatermörder und zum Veranlaſſer des Todes ſeiner Schweſter und Geliebten geworden iſt, durch ihre Umarmung. Was dagegen die Dramaturgie und die Aeſthetik überhaupt einwenden muß, und häufig eingewendet hat, wollen wir hier nicht wiederholen. Es muß aber aller Gebrechen ungeachtet anerkannt werden, daß der Verf. in dieſer mährchenhaften Tragödie dichteriſche und namentlich dramatiſche Anlagen gezeigt hat, welche die Reife des Geſchmacks und die Schärfung der Erfindungskraft, welche Zeit und Studium gewähren, zu ſehr erfreulichen Früchten ausbilden können. Herr G. hat poetiſche Intuition. Seine Bilder tragen noch die Spuren ihrer Vorbilder; aber auch des Beſtrebens, zu variiren, und ſelbſt zu überbieten, welches letztere freylich in Sachen des Geſchmacks etwas gefährlich iſt. Er iſt, mit einem Wort, ein Theaterdichter guter Hoffnung. Mög' er nur bedenken, daß es mit der Wirkung von der Bühne herab allein nicht gethan iſt, und daß der Werth eines dramatiſchen Gedichtes mehr von der Qualität, als von der Quantität des Effektes abhangt.

Nro. IV. iſt eine Parodie, oder eigentlicher zu reden ein Schimpf- und Spottſtück auf die Schuld und auf die Ahnfrau. Den Geiſt deſſelben zu charakteriſiren, ſtehe der Schluß hier:

Kunigunde. Jezt bitt' ich Sie, warum iſt das Alles geſchehen?
Moralino. Warum?
Weil das Schickſal war ſo dumm.
Wär' kein Schickſal dumm auf Erden,
Könnten Trauerſpiele werden????

Die Zeitung für die elegante Welt hat Herrn Caſtelli in Wien als Verfaſſer genannt, und er hat nicht widerſprochen. Iſt er es; ſo iſt die Nennung ſeines Namens die härteſte Kritik, die ihn treffen kann.

Vermiſchte Literatur.

Erinnerungsbuch an die Jubelfeyer der proteſtantiſchen Kirche, den 31. Oktober 1817. Bearbeitet für den Bürger und Landmann von Carl Friederich Hempel, Pfarrer in Stünzhayn bey Altenburg. Leipzig 1818. bey Friedr. Chriſt. Dürr.

Auch der Bürger und Landmann kann aus der Jubelfeyer der proteſtantiſchen Kirche manches zu ſeiner Belehrung und Erbauung vernehmen, und in obiger Schrift iſt dafür geſorgt, daß ihm das Mittel hiezu nicht fehle.

Franzöſiſche Litteratur.

L'Israélite français, ouvrage moral et littéraire redigé par une société de gens de lettres. 1 — 9 livraison 1818.

Wir haben die Folge von neun dieſer Hefte durchleſen, ehe wir unſern Leſern einige Kunde von ihnen gaben, und hoffen die wohlmeinenden Herausgeber werden es nicht als Mangel an Theilnahme an einem Unternehmen anſehen, das von dem edeln Beſtreben ihrer franzöſiſchen Landsleute zeugt. Nach der Erſcheinung von neun Heften können wir mit Zuverläſſigkeit ſagen, daß dieſe Unternehmung nicht die Geburt einer wohlmeinenden Aufwallung iſt, ſondern von Männern unterſtützt und betrieben wird, die mit Aufopferung und Beharrlichkeit das Nützliche, nicht das Glänzende wollen. Die Wahl der einzelnen Aufſätze ſcheint einzig für das Bedürfniß des jüdiſchen Volks berechnet, nicht zu ſeiner aufgedrungenen Verherrlichung bey ſeinen anders denkenden Mitlebenden. Oft mögen ſie für unſern Standpunkt der Bildung nicht Intereſſe genug zu haben ſcheinen, oft mag uns auch die individuelle Anſicht des jüdiſchen, ſeinem Urſprung und ſeiner Denkart ſo unbegreiflich treuen Volkes fehlen, um ihr Intereſſe ſchätzen zu können.

Die Bemühung der franz. Juden, ſich an ihr jetziges Vaterland durch bürgerliche Bande zu knüpfen, iſt überall ſichtbar, ſie bedient ſich der Dankbarkeit und der Ehre zu dieſem Zweck, und wenn die Beſcheidenheit im Selbſtbewußtſeyn, die Anerkennung des allgemeinen Intereſſe, und das Streben nach höherer Bildung, welche dieſe neun Hefte darlegen, Folge der bürgerlichen Rechte ſind, welche dieſes Volk ſeit der Umwälzung in Frankreich genießt; ſo wäre die Frage über ſeine Verhältniſſe in andern Ländern wohl entſchieden.

Vorzüglich muß auf dieſes Volk die im neunten Hefte erwähnte Schrift des polniſchen Generals Grafen Kraſinsky *) wirken, welche einen ſehr edeln und kühnen Weg vorſchlägt, die zahlreichen polniſchen Juden mit den Staatsbürgern zu vereinen. Wir können nicht umhin allen dieſen großmüthigen Maßregeln den glücklichſten Fortgang zu wünſchen, weil wir überzeugt ſind, daß eine ungeheure Maſſe von Unmoralität für uns Chriſten vertilgt werden würde, wenn die politiſche Einrichtung dieſes alte Volk unſrer Unbilligkeit entzöge und der Veredlung zuführte.

*) Aperçu sur les juifs de Pologne p. V. C. Comte de Krasinsky, Général de Division, Maréchal de la Diète; dedié au Gen. Zajonesk, Vice-Roi de Pologne. Paris.

Engliſcher Literaturbericht vom Auguſt und September 1818.

(Fortſetzung.)

Sehr intereſſant iſt noch ein neueres Werk:

America and her Resources. By John Bristed, Counsellor at Law. gr. 8. 504 S. 1 Lſtrl. koſtet dieſer zu London erſchienene Nachdruck des zu New-York gedruckten Originals. Das Werk iſt dem Staatskanzler von New-York, James Kent, zugeeignet. Der Vrf., welcher nach der Vorrede zu New-York wohnt, wo er Rechtsconſulent iſt, ſagt in dieſer Vorrede, er habe gegen das Ende des Jahres 1809 in einer ſpäter unter dem Titel: Resources of the British Empire neugedruckten Schrift die

Digitized by Google

Meynung durchzuführen verſucht, daß die endliche Vernichtung der Uebermacht Frankreichs von den politiſchen und militäriſchen Einrichtungen deſſelben Staats, von dem Widerſtande des Volkes auf dem feſten Lande Europas und von den Hülfsquellen des brittiſchen Reichs zu erwarten ſey. Man habe ihn deßhalb damals als einen in den wirklichen Verhältniſſen der Dinge unnunterrichteten, ſelbſt an Verſtand und geſundem Urtheil baaren Geiſterſeher angefeindet, der Erfolg habe ſeine Grundſätze gerechtfertigt, und die Fehde darüber geſchlichtet. In jener Schrift nun habe er die vorliegende verſprochen, an der er derzeit ſchon drey Jahre geſammelt und gearbeitet. Er beabſichtigt mit dieſer keine ſtatiſtiſche Ueberſicht: dieſe habe Pitkin von Connecticut, ein Mitglied des Congreſſes, bereits in dem Statistical View gegeben, einem Werke, das dem Politiker für die Kenntniß des Handels, Landbaus, Fabrikweſens, der Staatsſchulden, Einkunfte und Ausgaben der vereinigten Staaten eine reiche Ausbeute liefere, und das B. dankbar benützt zu haben bekennt. Seine Abſicht ſey vielmehr, einen kurzen Umriß von dem phyſiſchen, geiſtigen, und ſittlichen Charakter, dem Zuſtande und den Hülfsquellen der vereinigten Staaten ohne alle Beſchränkung durch partheyiſche Grundſätze zu liefern. Er habe von keiner dieſer Parteyen etwas erwartet oder zu erwarten, und könne alſo durchaus freymüthig und vorurtheilsfrey urtheilen. Die Einleitung gibt einige wenige Bemerkungen, wie wichtig eine gehörige Bekanntſchaft mit den Hülfsquellen und dem Charakter der vereinigten Staaten, und wie falſch und nachtheilig die Darſtellungen engliſcher Schriftſteller darüber ſind. Das erſte Kapitel gibt eine Ueberſicht des Flächeninhalts, der Bevölkerung, des Ackerbaus und des Seeweſens in den vereinigten Staaten; das zweyte betrachtet ihren inländiſchen und auswärtigen Handel; das dritte ihre Fabriken und Manufakturen; das vierte ihre Finanzen; das fünfte ihre Verfaſſung, Polizey und Geſetzgebung, das ſechste ihre Literatur, Künſte und Wiſſenſchaften; das ſiebente ihre Religion, Sittlichkeit, Gewohnheiten, Gebräuche und Charakter. Das Werk ſchließt mit einem Total-Ueberblick über die gegenwärtige Lage Europas, beſonders Spaniens, Frankreichs, Englands und Rußlands und den wahrſcheinlichen Folgen der gegenwärtigen europäiſchen Coalition gegen die vereinigten Staaten. Der Vſ. zeigt mit Recht überall, wie ſehr der engliſche Nationalhaß die wahren Thatſachen in den meiſten Punkten entſtellte, und würdigt die gemachten Einwürfe mit lobenswürdiger Ruhe. Das Werk iſt von höchſtem Intereſſe bey ſeiner ſeltnen Gründlichkeit und Beleſenheit, und verdient eine deutſche Bearbeitung, durch einen deutſchen Mann, die auch wohl nicht ausbleiben wird. Für dieſe Blätter iſt folgender gedrängter Auszug aus dem ſechsten Kapitel S. 304 — 373 beſtimmt.

Ueberſicht des literariſchen und wiſſenſchaftlichen Zuſtandes der nordamerikaniſchen Freyſtaaten im Jahre 1818. (Nach Briſted.)

Briſted, in dem dieſe Ueberſchrift führenden Kapitel ſeines ſchätzbaren Werkes, erinnert zuerſt, das Quaterly Review 1814 Jan. habe die niedrige Stufe der Wiſſenſchaften in den vereinigten Staaten aus folgenden Urſachen zu erklären geſucht nämlich: der Gelegenheit ſich auf eine andere minder mühſame und mißliche Art dort zu bereichern und auszuzeichnen, den Drangſalen und Gefahren der eigentlichen Koloniſten dem Revolutionskriege, dem ungeordneten Zuſtand der Dinge, der mehrere Jahre nach deſſen Beendigung fortdauerte, und den Urſprung und Fortgang der franzöſiſchen Revolution. Alles dieſes wirkte zuſammen dahin, den Geiſt des Volks mehr auf Gewinnſucht, auf Kriegsunternehmungen, auf politiſche Thätigkeit zu richten, als auf die ſtilleren Freuden der Schriftſtellerey. Dann warnt Briſted auch hier, nicht den engliſchen Kritikern zu trauen, die oft nur aus Haß und Eiferſucht den literariſchen Ruhm der Freyſtaaten zu untergraben oder zu hintertreiben ſuchten. Kräftig habe Walſh im erſten Bande ſeines American Review dieſe Unart gerügt. Am lächerlichſten ſey die zuerſt von Büffon geäußerte, unter den Franzoſen, wie dieß Franklin noch erfahren, gänge und gabe Meinung, als liege es im amerikaniſchen Erd- und Himmelsſtrich, wenn von Geſchlecht zu Geſchlecht bey Menſchen und Thieren die phyſiſchen und intellektuellen Kräfte abnähmen!! Die Amerikaner haben dieſe leeren Behauptungen durch Thatſachen widerlegt, die eben ſo ſehr Einſicht, Scharfſinn, Unternehmungsgeiſt und Ausdauer in den Beſchäftigungen des Friedens, als die höchſte Gewandtheit, Unerſchrockenheit und Heldenmüthigkeit im Land- und Seekriege beweiſen. Die große Maſſe des amerikaniſchen Volkes, fährt Briſted fort, übertrifft die aller anderer Länder in Schlauheit und Verſtand, in der praktiſchen Behendigkeit, die die Menſchen geſchickt macht, ſich in neue Verhältniſſe und vorher nie erprobte Verſuche mit Glück einzulaſſen. Es würde jedem andern Lande ſchwer werden, Männer von größerem Genie in ihrem Fache aufzuweiſen, als Rittenhouſe, Franklin und Weſt. Die Urſachen, warum die vereinigten Staaten den civiliſirteſten europäiſchen Nationen noch in den Verfeinerungen der Kunſt, den Verbeſſerungen der Wiſſenſchaften und dem Schimmer der Gelehrſamkeit nachſtehen, liegen tiefer. Zunächſt liegen ſie in dem geſellſchaftlichen Zuſtande dieſes Landes. Eine verhältnißmäßig ſparſame Bevölkerung, über eine unermeßliche Erdfläche zerſtreut, ſtellt dem Entſtehen und dem Umlauf literariſcher Produkte wichtige Hinderniſſe entgegen; die Kindheit ſeiner National Unabhängigkeit und die eigenthümliche Einrichtung ſeiner geſelligen Verhältniſſe verſtattet nicht die Wohlhabenheit, der koſtbare oder häufige Ausgaben von Originalwerken Bedürfniß ſeyn könnten; der Mittel des Unterhalts ſind ſo viele und dieſe ſo leicht zu erlangen, daß faſt jedes regſame Talent im Volke ſich an der Verfolgung eines merkantiliſchen, landwirthſchaftlichen rc. Planes übt, ſtatt den ruhigern und weniger einträglichen literariſchen Arbeiten obzuliegen.

Ueberdieß macht die Seltenheit öffentlicher und Privat-Biliotheken jedes große wiſſenſchaftliche und gelehrte Unternehmen mühſam und ſchwierig; der Mangel an ſchriftſtelleriſchem Wetteifer, an Belohnungen und Ehrenbezeugungen, die gänzliche Unthätigkeit der Regierung in Sachen der Erudition, ſammt dem ziemlich allgemeinen Abgang einer liberalen Erziehung ſchrecken große Talente nothwendig ab, ſich ausſchließlich den Wiſſenſchaften zu widmen, und hindern das Erſcheinen der vollendeten Produktionen, die ein Genie nur in ungeſtörter Muße und bey ausgebreiteten Kenntniſſen erzeugen kann. Der Geſchmack der meiſten nordamerikaniſchen Leſer läßt ſich aus den Büchern abnehmen in den öffentlichen Bibliotheken zu New-York, Philadelphia und Boſton, den drey aufgeklärteſten Provinzen der Union. Am meiſten werden Novellen, beſonders engliſche, nebſt einigen ſchlechten Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen gefodert; ihnen zunächſt Schauſpiele und Farcen. Moraliſche Ver-

ſuche und Geſchichtswerke werden ein wenig im erſten, weniger in dem zweyten, und in den übrigen Bänden gar nicht abgenutzt; die Klaſſiker, die metaphyſiſchen und philoſophiſchen Werke ruhen auf ihren Repoſitorien, keine profane Hand ſchüttelt den Staub von ihren Deckeln. Wie die Mehrzahl der Leſer, ſo auch die der Schriftſteller: dieſer Grundſatz beſtätigt ſich auch hier. Zu der letztern Klaſſe aber bekennen ſich eben darum die Gebildeten nicht. Die beſten Gelehrten in Amerika ſind diejenigen, die auſſer den Wiſſenſchaften noch einem andern Fache obliegen. Unter den Geiſtlichen, Aerzten, Rechtsgelehrten und andern gebildeten Männern, die Antheil an landwirthſchaftlichen oder Handels-Unternehmungen haben, gibt es Viele, die ihren Collegen auf der andern Seite des atlantiſchen Meeres in keiner Hinſicht weichen. Dieſe aber ſchriftſtellern nicht. Zu dieſem Allem kommt nun noch endlich, daß der beſtändige Zufluß von engliſcher Literatur den Geiſt der einheimiſchen niederdrückt, weil er eine Sucht nach fremden Erſcheinungen und eine gezwungene Verachtung der vaterländiſchen erzeugt.

Deſſenungeachtet hat der wiſſenſchaftliche Sinn ſeit den letzten Jahren unverkennbar zugenommen. Dieß bezeugen die Einführung fremder, der Nachdruck engliſcher Bücher und die Werke amerikaniſcher Schriftſteller. So werden die Wiſſenſchaften hier in der Folge mit England verhältnißmäßig immer gleichen Schritt halten können. Freylich treten in Nordamerika wiederum noch andere Hinderniſſe in den Weg. Dahin gehört unter Anderm die unſelige Gewohnheit, ins practiſche Leben in zu früher Jugend einzutreten, oft ſchon vor der Zeit der geſetzlichen Mündigkeit. Die akademiſchen Inſtitute (colleges) und ferner zu ſchlecht beſoldet, als daß ihre Vorſteher ſich mit ihrem Lehrfache mehr als zum nothdürftigſten Unterricht bekannt machen ſollten. Verderblich wirkt der allgemeine Hang, ſein Talent in Zeitungs-Aufſätzen und politiſchen Pamphlets zu erſchöpfen. Periodiſche Journale, wie Reviews oder Magazine, können ſich ſelten lange behaupten, meiſt aus Mangel an tüchtigen Mitarbeitern. Eben ſo nachtheilig wirkt das übertriebenſte Haſchen nach Neuigkeiten, welches ſelbſt dasjenige übertrifft, das dort Demoſthenes ſeinen Landsleuten vorwirft. Dieſe Sucht nach Abwechslung geht durch den ganzen geſellſchaftlichen Verein. Die Fälle ſind nicht ſelten, wo derſelbe Mann, der als Geiſtlicher ins Leben eilte, Advokat, Pächter, Gütermäkler nach einander wurde, Sitz im Congreß oder ſonſt eine Staatsbedienung erhielt, und ſein Leben als Kaufmann und Banquier beſchloß. Das Volk tauſcht unaufhörlich mit ſeinen Wohnſtätten, Beſchäftigungen, Planen und Abſichten; ſelten bleibt ein Bedienter zwey Monate an einem Platze; Wohnhäuſer werden jährlich, und bisweilen noch öfter gewechſelt; zahlreiche Familien, die vorlängſt ſich in den ältern Staaten von New-York, Connecticut und Maſſachuſetts angeſiedelt hatten, wandern nach dem Ohio zu, oder in die Gebiete von Alabama, Illinois und Miſſiſippi *) Eine ſolche Neuerungsſucht wirkt auch auf die periodiſchen Werke ein: ſie genießen bey ihrem Entſtehn gewöhnlich eine flüchtige Theilnahme, und ſterben eines frühen Todes. So iſt es der Zeitſchrift: The American Review and Magazine ergangen, die ein achtungswürdiger Verein vor einigen Jahren zu New-York herausgab, ſo dem Boston Anthology, welche die Arbeiten der gelehrteſten Männer in dieſer Stadt ſammelte; ſo ganz neuerdings noch dem American Review des gelehrten und geiſtreichen Walſh, das mit dem vierten Bande ſeine Endſchaft erreichte. Und doch gehört grade eine nordamerikaniſche kritiſche Zeitſchrift zu den wichtigſten Bedürfniſſen, und könnte mehr wirken, als die jetzt dort nachgedruckten und weitverbreiteten Edinburgh und Quaterly Reviews.

(Der Beſchluß folgt)

*) Dieß beſtätigt auch Birkbeck.

Ueberſicht der neueſten däniſchen Literatur v. J. 1817.

(Fortſetzung.)

Zur neuern däniſchen Geſchichte finden ſich intereſſante Beyträge in Nachrichten vom Könige Friederich III. und von den während ſeiner Regierung vorgefallenen merkwürdigſten Begebenheiten, durch R. Nyerup, Profeſſor. Aehnliche Beyträge enthält der ſehr verdienſtvolle Hiſtoriſche Kalender von den Profeſſoren Engelstoft (zugleich Mitglied der Königl. Direction der Univerſität und der lateiniſchen Schulen) und J. Möller, Dr. der Theol. 3r Bd. Es erſcheint jährlich ein Band ungefähr auf 30 Bogen. Der Inhalt beſchränkt ſich jedoch nicht blos auf die Geſchichte des Vaterlandes oder auf rein-hiſtoriſche Aufſätze; ſo hat dieſer 3te Bd. z. B. eine ausführliche, mit vieler Beleſenheit, ſehr gründlicher Sachkenntniß und Kritik geſchriebene Darſtellung der Belagerung Wiens von den Türken im Jahre 1683, durch Engelstoft; der hiſtoriſche Vortrag der Verfaſſer verbindet Intereſſe mit Würde. 2) Bemerkungen über die Statiſtik und ihr Verhältniß zur Staatsökonomie, von Ebendemſ. Außerdem: Leben des merkwürdigen däniſchen Biſchofs Jesper Brochmann, durch Möller. (Seitenſtück zu den früher von demſelben Verf. gelieferten verdienſtlichen Schilderungen ausgezeichneter Theologen Dänemarks.) Entwurf einer däniſchen Literaturgeſchichte für die Jahre 1801 — 1813, von Ebendemſelben. (Fortſetzung). — Prof. Möller hat auch die Lebensbeſchreibung des (jüngſt verſtorbenen) Biſchofs Balle herausgegeben, welche eine ſehr intereſſante Ueberſicht eines bedeutenden und wichtigen Zeitraums der Kirchen-Hiſtorie und der theologiſchen Literatur in Dänemark gibt.

Schriften, zur allgemeinen Geſchichte gehörig, ſind: Hiſtoriſches Wörterbuch, ausgearbeitet von Profeſſor O. Wolff. 8r Bd. — Ueberſicht der Weltgeſchichte vorzüglich im lutherſchen Zeitraum von dem Prediger N. F. S. Grundtwig. Eine neue umgearbeitete und vermehrte Auflage des früheren, univerſal-hiſtoriſchen Werks des Verfaſſers. Den Fehlern der ältern Ausgabe von 1812, welche damals viel Senſation erregte, hat er hier zu entgehen geſucht, jedoch kommen auch in der neuen nicht immer billige Urtheile vor, und die eingeſchalteten Reflectionen ſcheinen noch zu häufig zu ſeyn; ſo wie die Würde des hiſtoriſchen Styls hier bisweilen mittelſt platter Ausdrücke und Wendungen verletzt wird. Dieß iſt um ſo mehr zu bedauren, indem dieſer Verfaſſer ſonſt eine ſeltene Stärke und Reinheit der Mutterſprache beſitzt. — Auszug der allgemeinen Weltgeſchichte A. Kalls durch Mag. Werlauff, Profeſſor. Etatsrath und Ritter Abraham Kall, älteſter Profeſſor in der Geſchichte und Reſtor der Univerſität zu Kopenhagen, iſt im Norden mittelſt ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit und ſeiner tiefen hiſtoriſchen Kenntniſſe ſchon lange berühmt und geſchätzt

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1 8 1 9.

Engliſcher Literaturbericht vom Auguſt und September 1818.

(Beſchluß.)

Je weiter nun auch Nordamerika in der Gelehrſamkeit zurück iſt, deſto allgemeiner ſind dagegen die Elementarkenntniſſe im Volke verbreitet. Die meiſten Staaten, und beſonders die von Neu-England, haben Diſtriktſchulen errichtet zum Unterricht aller Kinder der Eingebornen ohne Ausnahme. Faſt jeder Amerikaner kann daher leſen, ſchreiben und rechnen, und wenn er auch ſonſt nichts lieſt, ſo ſieht er doch wenigſtens in die Zeitungen, deren in der Union mehr gedruckt werden, als im ganzen brittiſchen Reiche. Daß eine liberale, wiſſenſchaftliche Erziehung weniger befördert wird, daran iſt der Kleinigkeitsgeiſt, der auf Einzelnheiten, vorzüglich auf Rechenexempel gerichtete Blick und die Bereicherungswuth der Kaufleute Schuld. Die höhern Schulen beſtehen aus ungebildeten auswärtigen Abenteurern, die ſich das Anſehen von Lehrern zu verſchaffen gewußt haben, und aus Knaben, deren einziges Dichten und Trachten darauf gerichtet iſt, wieder ſo viel zu lernen, um mit ihrem Wiſſen Geld zu verdienen. Solche Schulmeiſter treiben ſich zu Haufen in allen Städten umher, und wetteifern in den übertriebenſten Verſprechungen und Behauptungen, wie ſie einen ganzen Kurſus höherer Bildung in wenig Monaten, und, was die Hauptſache, mit wenig Koſten durchmachen würden. Die Ueberzeugung von dieſem traurigen Zuſtande des Unterrichts veranlaßte den Präſidenten des Columbia-College, den Doctor Harris, im Jahre 1816 den Curatoren des College einen Plan zur Errichtung eines Schullehrer-Seminars, wie das zu Edinburg iſt, vorzulegen; dieſer Plan iſt aber noch nicht angenommen.

Eben ſo wenig tröſtlich iſt der Zuſtand der Collegien und Univerſitäten, wohin die jungen Leute roh und unvorbereitet ſchon im vierzehnten Jahre geſchickt werden, um im achtzehnten Jahre als Baccalaureen auftreten zu können. In den vereinigten Staaten ſind überhaupt an 50 Collegen, unter denen die von Harvard in Maſſachuſetts, Yale in Connecticut und Princetown in New-Jerſey den größten Ruf und Zufluß haben. Am reichſten dotirt iſt Harvard, wo dreyzehn Profeſſuren ſind.

Auffallend und eine Folge des dürftigen Unterrichts iſt die falſche Ausſprache der Nordamerikaner nicht blos bey lateiniſchen, ſondern ſelbſt bey engliſchen Wörtern.

In der Literatur verdienen einige hiſtoriſche Werke, größtentheils über Lokalgeſchichte, Erwähnung. Novellen giebt es wenig, und wenig gute; da ihr Stoff weder aus dem einförmigen, für große intereſſante Ereigniſſe wenig empfänglichen Leben der Pflanzer, noch aus den in Verachtung ſtehenden Sagen und Ueberlieferungen der Indianer zu ſchöpfen iſt. In der Poeſie werden die beſten engliſchen Dichter am liebſten geleſen. Unter vaterländiſchen Werken ſind von dem verſtorbenen Präſidenten Dwight aus ſeinem Jünglingsalter zwey ſchätzbare Dichtungen bekannt: Die Eroberung von Kanaan und Greenfield-Hill. Barlows Columbiade hat gelungene Beſchreibungen. Sargeant in Boſton lieferte einige gute lyriſche Verſuche. Die Hochzeit von Vanmond hat einen hohen Schwung; der jugendliche Verfaſſer verräth hier und dort die Hand eines Meiſters. Woodworths Gedichte, die ganz kürzlich in New-York herausgekommen ſind, zeigen keine gelehrte Bildung, aber ein kräftiges Talent und ein tiefes Gefühl. Das größte Nationalwerk, was die vereinigten Staaten hervorgebracht haben, iſt des Oberrichters (Chief Justice) Marſchall's Leben Waſhington's. Marſchall's Naturanlagen und Kenntniſſe ſind längſt bewährt. In den Jahren 1797 und 1798 zeigte er ſich als geſchickter Diplomat in ſeinen bekannten Unterhandlungen mit Talleyrand, und jetzt behauptet er als Oberrichter in den vereinigten Staaten mit meiſterlicher Tüchtigkeit, Feſtigkeit und Würde die Rechte der Freyheit und des Geſetzes. Sein Werk trägt ſichtbare Spuren der Eilfertigkeit, iſt aber in einem klaren, männlichen und kräftigen Styl verfaßt, und enthält einen ganz vortrefflichen Umriß von der Geſchichte der brittiſch-nordamerikaniſchen Kolonien ſeit ihrer erſten Gründung bis zum Ausbruch des Freyheitskrieges.

Unter den periodiſchen Schriften zeichnet ſich das Portefeuille (Port-Folio) unter ſeinem gegenwärtigen Herausgeber John E. Hall durch Geſchmack und kritiſches Urtheil aus. Das Journal ward ſchon vor zwanzig Jahren von dem verſtorbenen Dennie, dem ſogenannten amerikaniſchen Addiſon, gegründet, und iſt das einzige periodiſche Werk in den amerikaniſchen Staaten, das ſich eines ſo langen Lebens erfreut hat. Für eine allgemeinere und gemiſchtere Belehrung eignet ſich das zu Boſton erſcheinende nordamerikaniſche Review unter allen am meiſten. In dem Analectic Magazine finden ſich brave Originalaufſätze, Biographien und Recenſionen; das Portico zu Baltimore verdiente um ſeiner kräftigen Gedanken, kühnen Originalität und männlichen Sprache willen eine ernſtlichere Unterſtützung. Das American Magazine and Review, das kürzlich in New-York vom Stapel gelaufen iſt, giebt lehrreiche Aufſchlüſſe über die Verhandlungen der verſchiedenen gelehrten Geſellſchaften in den vereinigten Staaten; ſeine Kritik iſt etwas unbarmherzig.

Unter den witzigen Erzeugniſſen zeichnet ſich Trumbull's M'Fingal aus, das die Tories während der Revolution lächerlich machen ſoll, und Waſhington Irving's Salmagundi und Geſchichte von Knickerbocker, die mit gutmüthigem Witz und feiner Ironie die modiſchen Thorheiten, die in den vereinigten Staaten ihre Herrſchaft ausüben, mitnimmt und glücklich in der Zeichnung einiger Charaktere iſt. Irving's Skizze einer Biographie des ſchottiſchen Dichters Campbell vereinigt geſundes Räſonnement, zarten Geſchmack und treffendes Urtheil

Digitized by Google

mit Gefühl und eleganter Schreibart. Wirt hat ſich durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten eben ſo berühmt gemacht, als durch ſeine Rednertalente; er iſt in Virginien der erſte Advokat. Der verſtorbene Fiſher Ames wird der amerikaniſche Burke genannt. Coiben's Leben Futtons iſt das ſehr lehrreiche und ſchätzbare Werk eines Mannes, der ſich freylich mehr zum öffentlichen Redner ſchickt, als zum Schriftſteller.

Unſtreitig der erſte Gelehrte an jener Seite des atlantiſchen Meers iſt aber Walſh, ein Mann, von der Natur reich ausgeſtattet, und ausgebildet, ſo weit Erziehung, Studium und Erfahrung es vermögen. Dennoch werden ſeine Schriften mehr in England als im Vaterlande begehrt und gewürdigt. Seine Briefe über den Charakter und Genius der franzöſiſchen Verfaſſung (geprieſen in den engliſchen Reviews, und von dem Lord Oberrichter Ellenborough von ſeinem Stuhle in King's Bench herab) ſind in England viermal aufgelegt, in Amerika erſt zweymal!

Die ſchönen Künſte befinden ſich in einem kläglichen Zuſtande: die Sculptur regt ſich nicht über die geſchnitzten Grabſteine eines Kirchhofs hinaus, und die Malerey beſchränkt ſich auf Miniaturgemälde, Porträts und Landſchaften. Die einzigen glänzenden Ausnahmen ſind Trumbull's hiſtoriſche Stücke, die Schlacht von Bunker's Hill, der Tod von Montgomery, der Auszug aus Gibraltar, ſamt einigen bibliſchen Süjets und den großen Nationalbildern, an denen er jetzt für das Capitol zu Waſhington arbeitet. Amerikaniſches Kunſtgenie hat ſich in Weſt, Trumbull, Stuart, Copeley, Alſton und Leslie gezeigt. Die Akademien der ſchönen Künſte zu New-York und Philadelphia beſitzen einige ſchöne Gemählde und Bildhauer-Arbeiten aus Europa. Boſton, New-York, Philadelphia und Waſhington enthalten einige ſehr ſchöne öffentliche Gebäude; das Rathhaus von New York, ein Marmor-Gebäude, übertrifft an Pracht und Schönheit vielleicht jedes europäiſche Gebäude außer Italien. Ganz vorzüglich ſtark iſt das Genie der Amerikaner in den mechaniſchen Künſten *) Viel läßt ſich für die Wiſſenſchaften von den gelehrten Geſellſchaften in Boſton, New-York und Philadelphia erwarten, beſonders von der hiſtoriſchen und der literariſchen und philoſophiſchen Geſellſchaft in New-York, deren Mitglieder, die Gouverneure Morris und Clinton, ſich durch mehrere Abhandlungen ausgezeichnet haben. Ein großes, dringendes Bedürfniß, das ſchon Waſhington 1775 fühlte und der Präſident in ſeinem Bericht vom 2ten December 1817 dem Congreß wieder ans Herz legte, iſt die Errichtung einer National-Univerſität und eine, von dem Congreß ausgehende, gleichmäßige Organiſation des Schulweſens und aller Bildungsanſtalten in den vereinigten Staaten.

Praktiſch beſſer als die Knaben werden die Mädchen erzogen, und das weibliche Geſchlecht iſt in Nordamerika im Allgemeinen gebildeter und kenntnißreicher, als das männliche. In einigen größern Städten gehört es zum Ton, daß die Töchter, außer den gewöhnlichen weiblichen Geſchicklichkeiten, auch etwas Chemie und Botanik lernen. In New-York hält der berühmte Lehrer Griscom Vorleſungen über Naturphiloſophie für junge Mädchen, die aus den angeſehenſten Familien dieſelben fleißig beſuchen.

*) Weiſſed übergeht das Theater und die Muſik ganz mit Stillſchweigen.

Zu beherzigende Winke gibt den nordamerikaniſchen Frauen Miß Hannah More in ihren Grundzügen eines neuen Syſtems weiblicher Erziehung. Das weibliche Geſchlecht hat hier noch eine andere Beſtimmung, als blos dem Hausſtande und der Kindererziehung vorzuſtehen. In den Freyſtaaten iſt das Frauenzimmer auch die Zierde geſelliger Unterhaltung und edler Aufheiterung nach vollbrachtem läſtigem Tagwerk.

Ueberſicht der neueſten däniſchen Literatur v. J. 1817.

(Fortſetzung.)

Als Beytrag zur Geſchichte des Auslandes verdient vorzüglich erwähnt zu werden: Briefe aus Schweden im Jahre 1812, von Chr. Molbech (Sekretair bey der königl. Bibliothek), wovon der 2te und 3te Theil, welche das Werk vollenden, im J. 1817 erſchienen ſind. Von einer deutſchen Ueberſetzung iſt der 1ſte Theil herausgekommen. Die mitgetheilten intereſſanten Nachrichten zeichnen ſich durch Mannigfaltigkeit, Wahrheitsliebe und Gründlichkeit aus, und werden mittelſt einer wohlgelungenen Darſtellung um ſo mehr anziehend. Eine kurze Ueberſicht der Epochen in der ſchwediſchen Literargeſchichte iſt dem dritten Theil hinzugefügt worden. — Mit einer Ueberſetzung von Chateaubriands Reiſe nach Jeruſalem iſt ein Magazin der neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen angefangen worden. — Zur Geſchichte des Tages gehörig oder politiſche Pamphlets ſind: eine Ueberſetzung des Manuſcripts aus St. Helena, drey ebenfalls überſetzte Piecen, die Geſchichte Napoleons betreffend, und eine kleine Originalſchrift über denſelben, letztere in Norwegen erſchienen.

Kritiſche, litterariſche und andere periodiſche Schriften: Die däniſche Literatur-Zeitung wird im Verlage A. Seidelins herausgegeben und von Prof. Müller redigirt. Es iſt ſehr zu bedauren, daß dieſes einzige der däniſchen Literatur ausſchließend gewidmete Inſtitut jetzt nicht, wie in ältern Zeiten, da es mehrere Mitarbeiter zählte, dieſe Literatur mit einiger Vollſtändigkeit umfaſſen kann, und daß, als Folge hievon, ſogar wichtigere Originalſchriften ſtets unrecenſirt bleiben. (Es war damals: Kopenhagener Nachrichten von gelehrten Sachen, und ſpäter: Gelehrte Nachrichten betitelt und kam in einem andern Verlage heraus; dieß Literaturblatt iſt ſehr alt.) — Journal für auswärtige Literatur, von den Profeſſoren der Univerſität: Engelstoft, J. W. Hornemann, P. E. Müller, J. Möller, Oerſted und Schlegel. Dieſes Journal enthält jedoch nicht originale Beurtheilungen der fremden Schriften, ſondern Ueberſetzungen und Auszüge der beſten kritiſchen Journale des Auslands. — Hier verdient auch das jährliche Verzeichniß der in den drey nordiſchen Reichen erſcheinenden Bücher einer Erwähnung. — Die folgende Schrift, wenn ſie gleich nicht unter die periodiſchen gehört, dürfte jedoch hier eine angemeſſene Stelle finden. Zwölf Paragraphen über Jens Baggeſen von P. Hjort; eine kritiſche Reviſion der geſammten Baggeſenſchen Werke, bey welcher es nur zu bedauern iſt, daß der, übrigens gerechte, Eifer des Verfaſſers gegen die, in jeder Rückſicht ſchlechten, polemiſchen Schriften des erwähnten Dichters, ihn zu Ausdrücken und, obwohl ſeltener, zu Urtheilen verleitet, die dem völlig unpartheyiſchen Richter

wohl nicht entſchlüpfen konnten. Hievon abgeſehen, legt dieſe kritiſch-literariſche Schrift (die auch zu einer von Baggeſen eingeklagten Rechtsſache hat Veranlaſſung geben müſſen) viel Studium und kritiſches Talent dar. — Von Rahbek werden zwey periodiſche Schriften herausgegeben: Minerva monatlich, und der Zuſchauer wöchentlich. Minerva iſt eine neue Fortſetzung des ältern trefflichen periodiſchen Werks unter ſelbigem Titel, welches auch Rahbek mehr als zwanzig Jahre hindurch herausgab. Es möchte wohl mehreren verſchiedenen Umſtänden zuzuſchreiben ſeyn, daß die neue Minerva wenigſtens noch nicht ſich mit der ältern im innern Werthe, und noch weniger in Hinſicht eines anſtändigen Aeußeren, vergleichen kann. Der Zuſchauer wird in derſelben Manier als eine ältere Schrift Rahbeks unter dem Titel: der däniſche Zuſchauer, geſchrieben, und iſt alſo moraliſch-ſatyriſchen Inhalts. — Die Monatſchrift Athene nahm mit Juli 1813 ihren Anfang und iſt mit December 1817 beendigt, indem der Herausgeber, der Bibliotheksecretair Molbech, ſtatt jener eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften unter dem Titel Athenäum angekündigt hat. Der Inhalt der beyden Monatſchriften Athene und Minerva ſind vermiſchte Aufſätze über allgemein-intereſſante Gegenſtände; jedoch ſcheint Athene, der Mehrheit der Abhandlungen nach, hauptſächlich einen äſthetiſch-literariſchen Zweck, Minerva dagegen mehr einen politiſch-ökonomiſchen zu haben. Athene erreichte neun Bände, jeder von meiſtens 40 Bogen. — Seit 1816 giebt Grundtwig Dannevirke (der Dänenwald) heraus, eine Zeitſchrift meiſtens populär-philoſophiſchen Inhalts, deren Gegenſtände indeß nicht ſelten auch die altnordiſche Geſchichte und Poeſie ſind. — Diejenigen periodiſchen Schriften, die einer beſtimmten Wiſſenſchaft ausſchließend gewidmet ſind, ſind ſchon oben erwähnt worden. — Noch ſind als Zeitſchriften vermiſchten Inhalts anzuführen: Journal für Politik, Natur- und Menſchen-Kenntniß durch Profeſſor O. Wolff, erſcheint monatlich; eine gut gewählte Lectüre aus fremden allgemein intereſſanten Werken. — Neueſtes Gemälde Kopenhagens von S. Soldin, zweymal in jeder Woche herausgegeben, ein vielgeleſenes Blatt, das ſich hauptſächlich mit den zur Tagesordnung gehörigen bürgerlichen Angelegenheiten beſchäftigt. — Der Bürgerfreund, durch eine wohlthätige Geſellſchaft, deren Fonds die Einnahmen von dieſem Wochenblatt zu Theil werden, geſchrieben, iſt von ſehr vermiſchtem Inhalt und meiſtens Ueberſetzung. Es hat jetzt ſein 28ſtes Jahr erlebt. — Der Polizeyfreund iſt dem Polizeywesen Kopenhagens beſonders gewidmet, kömmt wöchentlich heraus und leitet die Aufmerkſamkeit der Einwohner und der Polizeybehörde auf viele Unordnungen, die in einer großen Stadt ihrer Beobachtung ſonſt leicht entgingen. — Es verdient vielleicht hier erwähnt zu werden, daß in Kopenhagen jährlich ein ſogenannter Wegweiſer herausgegeben wird, oder ein Verzeichniß der Namen der meiſten Einwohner der Stadt mit Hinzufügen der Straße, wo ſie wohnen, und der Nummer ihrer Wohnung.

Unter Staatsökonomie hätte eigentlich des jährlich erſcheinenden Hof- und Staats-Calenders, ſo wie der wöchentlich herausgegebenen Collegial-Zeitung erwähnt werden ſollen. Die Collegial-Zeitung wird von den Canzley-Deputirten Monrad und Oerſted geſammelt und redigirt, iſt offiziell und giebt von den öffentlichen Verfügungen der Regierung, ſo wie von den Motiven, welche dieſe Verfügungen geleitet haben, Nachricht.

Von den zehn bis zwölf politiſchen Zeitungen Dänemarks kommen zwey bis drey in der Reſidenz, die übrigen in den Provinzial-Städten heraus. Die in Kopenhagen erſcheinende Staats-Zeitung wird unter der Aufſicht der Regierung redigirt.

Periodiſche Schriften in Norwegen: Die norwegiſche Reichs-Zeitung, officiell, enthält Regierungs-Nachrichten, aber nur in ganz kurzen Anzeigen, und daneben politiſche Neuigkeiten, Avertiſſements ꝛc. — Norwegiſches Nationalblatt, gewiſſermaßen als ein Oppoſitionsblatt anzuſehen. — Saga, eine Quartalſchrift von Storm-Munk, ſcheint ſeinem Namen nicht ganz zu entſprechen. — Der norwegiſche Zuſchauer folgt nicht ganz dem Plane des däniſchen.

Vermiſchte Schriften. Hier ſind vorzüglich zu erwähnen die Sammlungen zweyer literariſcher Geſellſchaften: 1) Schriften der ſkandinaviſchen Literaturgeſellſchaft, 2) Schriften der königl. norwegiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften im neunzehnten Jahrhundert. 1ſter Band. Die aus zwey Bänden, unter dem Titel: Skandinaviſches Muſeum, und aus 14 Bänden, unter der, ſpäter angenommenen, bereits erwähnten Aufſchrift, beſtehende Schrift-Sammlung der ſkandinaviſchen Geſellſchaft iſt eine der auserwählteſten, die je eine Literatur vorzuzeigen hatte. Mehrere der berühmteſten Schriftſteller haben hier wiſſenſchaftliche Abhandlungen und andere Beyträge geliefert, die zur Geſchichte, vorzüglich der altſkandinaviſchen, Statiſtik und Numismatik, Mathematik und Phyſik, Philoſophie und Aeſthetik gehören. — Converſations-Lexicon oder encyclopädiſches Handbuch der in geſellſchaftlicher Unterhaltung und bey der Leſung vorkommenden Namen und Begriffe zur Geſchichte, Diplomatik, Archäologie, den Künſten und ſchönen Wiſſenſchaften ꝛc. ꝛc. ꝛc. gehörig. Ins Däniſche überſetzt mit mehrern Veränderungen und Zulagen von H. A. Koſod. Von dieſer däniſchen Bearbeitung einer deutſchen Schrift ſind 3 Bände erſchienen. — Verhandlungen bey dem Jubelfeſte (der lateiniſchen Schule) auf Herlufsholm (in der Nähe der kleinen Stadt Neſtved und in einer der ſchönſten Gegenden Seelands). Einige ausgezeichnete Männer Dänemarks ſind aus dieſer Schule hervorgegangen. Der alte Hornemann, erſter Profeſſor der Theologie zu Kopenhagen und Commandeur des Dannebrog-Ordens, ein Schüler der Lehranſtalt von Herlufsholm, hielt bey Veranlaſſung des Feſtes eine ſchöne Rede.

Land- und See-Charten Literatur in Dänemark.

Major Meyer hat im Jahre 1817 eine Ausgabe von Landcharten für die Schulen angefangen. Dieſe Ausgabe ſcheint im Ganzen für ihre Beſtimmung zweckmäßig, und die bis jetzt erſchienenen Karten ſind ſehr deutlich und ſauber. — Im Verlage bey C. L. Lohe und aus ſeiner Stein-Druckerey wird ein neuer Schul-Atlas herausgegeben, welcher, in Hinſicht der Sauberkeit, den Charten Meyers ſehr nachſteht, aber auch, ungeachtet ſelbſt dieſe Charten zu einem ziemlich niedrigen Preiſe (etwa 10 Schill. Species) verkauft werden, noch wohlfeiler iſt, nämlich etwa 8 Schill. Spec. — Von dem königl. Charten-Archiv des See-Etats ſind, unter den vielen treff-

ſchen Seecharten, die daſelbſt erſchienen, auch einige Land=charten herausgegeben worden, welche den beſten deutſchen gleich kommen. Vorzüglich ſchön und genau iſt die General=Charte von Dänemark und bisher die vollkommenſte ihrer Art. Durch die Angabe der wichtigſten Landſtraßen und aller Fährſtellen hat dieſe Charte an Brauchbarkeit gewonnen.

Die eigentliche Beſtimmung des gedachten Charten=Archivs iſt übrigens Seecharten zum öffentlichen Gebrauch darzubieten; und wie dieß wichtige Inſtitut, deſſen Arbeiten und die zu ihrer möglichſten Vervollkommnung geſchehenen Verfügungen zur wahren Ehre der Nation gereichen, jenen Zweck erfüllt hat, wird die folgende, aus einer ſehr wohlgeſchriebenen Recenſion in der däniſchen Literatur=Zeitung entlehnten, kurze Ueberſicht darlegen: Am Schluſſe des Jahres 1784 ward das Archiv errichtet, und die Oberaufſicht deſſelben dem jetzigen Contre=Admiral, damaligen Capitain, Paul de Löwenörn anvertraut. Dieſem Mann, ſeinem Eifer und ſeiner einſichtsvollen Verwaltung verdankt es, neben den wohlgeordneten und freygebigen Unterſtützungen der Regierung, ſeinen jetzigen Flor. Natürlich wurden die weit gedehnten Küſten Dänemarks und Norwegens, ſo wie die an dieſe Küſten gränzenden Meere, Sunde und Meerbuſen die erſten Gegenſtände der zu verfertigenden Seecharte. Auf Koſten des Königs wurden daher jährlich See=Offiziere mit kleinen Fahrzeugen zur genauen Unterſuchung und Sondirung der Gründe im Kattegat, der Nordſee u. ſ. w. kommandirt. Die Küſte Norwegens ward zu gleicher Zeit von der öſtlichſten Gränze gegen Schweden bis nordwärts von Drontheim, eine Strecke von etwa 200 geographiſchen Meilen, trigonometriſch und hydrographiſch ausgemeſſen. Dieſe Arbeit, mit großen Schwierigkeiten ſowohl wegen des Klimas, als wegen der zum Theil unwirthbaren Küſten verbunden, nahm ſeinen Anfang im Jahre 1785 und war nach Verlauf von 13 bis 14 Jahren vollendet. Die Ausführung entſprach der Mühe und den Koſten völlig, denn die Meſſung war den geſchickteſten Männern anvertraut geweſen. Allmählig, ſo wie eine hinlängliche Strecke ausgemeſſen war, kamen die Charten heraus. Vorher waren mehrere der norwegiſchen Häfen ſo wenig gekannt, daß die Seefahrer ſie oft nicht anders, als wie man fremde Küſten entdeckt, ſuchen mußten, nämlich mittelſt Annäherung aufs Gerathewohl, und durch Erforſchungen von den etwa an Bord kommenden Lootſen oder andern Küſteneinwohnern. — Die weſtliche Küſte Islands war ſchon früher unterſucht worden, jedoch nicht ganz befriedigend in Hinſicht der Verfertigung der Charte. Nachdem aber der Director des Archivs im Jahre 1786 die Gelegenheit einer Expedition nach gedachter Küſte für die nöthigen noch fehlenden Obſervationen benutzt hatte, gab er im Jahre 1788 die Charte dieſer Küſte aus. Auf jener Reiſe umſegelte er zugleich die Inſeln Hetland, und ward dadurch der Erſte, welcher durch genauere Beobachtungen die Lage dieſer Inſeln beſtimmte, die zuvor faſt auf allen Seecharten, ſelbſt in Hinſicht der Breite, ſehr fehlerhaft war. In 1788 erſchien die Charte dieſer Inſeln.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Literatur.

Allgemeine Chronik der dritten Jubel=Feyer der deutſchen evangeliſchen Kirche im Jahre 1817, nebſt einigen Nachrichten von dieſer Feyer in auswärtigen Ländern. Herausgegeben von Chriſt. Schreiber, von B. C. Beillodter und W. Hennings. Erſter Band, welcher die Beſchreibungen der kirchlichen Feyerlichkeiten nebſt einer Sammlung von Miscellen enthält, mit 5 Kupfern. Erfurt und Gotha, in der Hennings'ſchen Buchhandlung 1819.

Mit vieler Sorgfalt iſt in dieſer Schrift alles zuſammengeſtellt, was jene für die evangeliſche Kirche ſo wichtige Jubelfeyer veranlaßte, und in den beygefügten Kupfern iſt auch dasjenige beygefügt, was in dieſer Beziehung Intereſſantes für das Auge dargeſtellt zu werden verdient.

Erdbeſchreibung.

Grundzüge des erſten wiſſenſchaftlichen Unterrichts für Töchter, für Mittelſchulen, und zur Selbſtbelehrung, von Theopher Friederich Dittenberger, Stadtpfarrer in Heidelberg. Erſtes Bändchen. Geographie nach natürlichen Gränzen mit einem Anhang der politiſchen Erdbeſchreibung. Carlsruhe, bey Gottlieb Braun 1818.

Hand= und Lehrbuch der reinen Geographie nach natürlichen Grenzen nebſt einem politiſch=ſtatiſtiſchen Anhange und einem Fabrik= und Handelsregiſter über Europa, von Friederich Dittenberger, Großherzogl. Badiſchem Lieutenant im Linien=Infanterie=Regiment Großherzog Nro. 3. Erſter Theil. Europa. Carlsruhe bey Gottlieb Braun. 1818.

Dieſe beyde von Vater und Sohn verfaßte Schriften gehen von dem richtigen Geſichtspunkt aus, daß die Erdbeſchreibung nach den natürlichen Verhältniſſen der Erde, und nicht nach den wandelbaren politiſchen gelehrt werden müſſe, jenes iſt das Anſchauliche, der Natur Gemäße, dieſes iſt blos Sache des Gedächtniſſes, und ſteten Veränderungen unterworfen; dabey iſt jenes der wahre Leitſtern, mittelſt deſſen man allein ein richtiges Bild unſrer Erde erhält, und alle Ereigniſſe auf derſelben weit richtiger beurtheilen lernt, als wenn man blos das politiſche Fundament für den Unterricht gebraucht.

Was nun in dem erſtern Werk für den Unterricht der Mütter= und Töchter=Schulen geleiſtet wurde, das iſt in dem zweyten für Jung und Alt von jedem Stand und Geſchlecht auf eine ſolche Weiſe ausgeführt, daß die verdienſtvollen Verfaſſer für dieſe ihre Arbeit auf die allgemeine Erkenntlichkeit Anſpruch haben; beſonders wird aber das zweyte Werk zum Militär=Unterricht ſehr tauglich befunden werden.

Zu dieſer Lehrart nach natürlichen Gränzen wird nun auch ein wohlfeiler

Hand= und Schul=Atlas in 55 Charten, entworfen und gezeichnet von Hrn. Lieut. Dittenberger und Hrn. Adjud. Sommerlött

geliefert, wovon die fertigen Nummern; niedlich in Stein geſtochen, vor uns liegen. Sie ſind ſehr zweckmäßig ausgeführt, und werden daher den Unterricht ſehr erleichtern.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Engliſcher Literaturbericht vom Oktober und November 1818.

1. Geographie. A Second Journey trough Persia to Constantinopel, between the Years 1810 and 1816. By James Morier. 4. Mit Karten und Kupfern. 3 L. 13 Sh. 6 D. geb. Der Verfaſſer dieſes koſtbaren Werkes war der verſtorbene Geſandtſchaftsſecretär und bevollmächtigten Miniſter beym perſiſchen Hofe. Das Werk enthält auch das Tagebuch einer Reiſe von Braſilien und Bombay nach dem perſiſchen Meerbuſen. Vgl. Literaturblatt Oktober Nro. 36. S. 141.

Noch unter der Preſſe iſt: Narrative of the Expedition to Algiers in the Year 1816. By Mr. Abraham Salamé. Dieß iſt ein, auf beſondere Erlaubniß herausgegebener, mit Kupfern geſchmückter, Bericht von der bekannten Expedition des Lord Exmouth. Der Verf. iſt ein geborner Aegyptier und begleitete als königl. großbritanniſcher Dollmetſcher für die orientaliſchen Sprachen Se. Herrlichkeit zum Behuf der Negociationen mit dem Dey.

Narrative of a ten Year's Residence at Tripoli in Africa. Second Edition. 4. 390 S. 2 L. 12 Sh. 6 L. geb. Dieſe Reiſebeſchreibung, welche ſich vorzüglich über das häusliche Weſen und die Sitten der Bewohner dieſes Raubſtaates verbreitet, und gerade dadurch ihr beſonderes Intereſſe hat, rührt von einer Dame her, der Schwegerinn des verſtorbenen brittiſchen Conſuls Richard Tully daſelbſt. Die Breiten und häufigen Wiederholungen rauben dem Werke viel von dem Reiz, den man beym Leſen deſſelben empfindet. Es iſt die urſprüngliche Form des Briefwechſels beybehalten, und dieſer wurde während der zehn Jahre 1783 bis 1793 geführt, da Ali Paſcha, ein milder Regent und beſonderer Beſchützer der chriſtlichen Reſidenten, Tripolis beherrſchte. Die Verf. benutzte dieſen ſeltenen Frieden beſonders, um das weibliche Geſchlecht jener Zone kennen zu lernen, und was ſie erzählt iſt glaubs- und merkwürdig. Freylich gibt ſie nur einzelne zerſtreute Bemerkungen; das einzige Zuſammenhängende iſt, was ſie über die Peſt von 1785 und 1786 in den dortigen Gegenden erzählt. Reizend iſt das Bild, das die Verfaſſerinn von dem Klima entwirft; in den Gärten Citronen- und Orangenbäume mit Früchten überladen, hohe Dattelbäume mit ungeheuren Wipfeln, längs den Gartenmauern arabiſche Veilchen und Jasminen, die die Luft mit Wohlgeruch erfüllen. Faſt zu umſtändlich verweilt die Verfaſſerinn bey der Beſchreibung eines Beſuchs in dem Harem des Paſchas. Der Zugang führt durch lange gewölbte Gänge, wonach der weibliche Beſuch (denn männliche Fremde werden gar nicht zugelaſſen) einen dunkeln Hofplatz erreicht, über dem Kopfe mit eiſernen Stangen umgittert; von da wird man in die Zimmer geführt. Die Frau des Paſcha, der die Verf. einen Beſuch abſtattete, war über vierzig, und, obgleich noch ſehr hübſch, doch von Gram, ſo wie durch die ſtrengen Faſten, entſtellt, die ſie ſich um des Verluſtes geliebter Kinder auferlegt hatte. Ihre Gemüthsart zeichnete ein freundliches Wohlwollen aus, das mit dem Charakter des Volks, wie er zuerſt erſcheint, einen auffallenden Contraſt bildete. Sie hatte ihre Töchter bey ſich, die an chriſtliche Renegaten verheirathet waren, da es in Tripolis, wie bey civiliſirten Völkern überhaupt, die Etikette erfordert, das königliche Blut nicht mit dem der Unterthanen zu miſchen. Heirathen finden hier ſehr frühzeitig Statt, ſo daß die Weiber oft ſchon im dreyßigſten Jahre Großmütter ſind. — Ein anderes Mal erhielt die Verf. Beſuch von Mohrinnen. „Geſtern Abend", ſchreibt ſie, „hatten wir die große Auszeichnung, daß uns die Damen von der Familie des Hadgi Abderrahman zum Abendeſſen beſuchten, das einzige Mal, da einem chriſtlichen Hauſe dieſe Vergünſtigung zu Theil ward. Der Geſandte ſelbſt kam zuerſt Abends um 9 Uhr, zehn Minuten ſpäter ſeine Gemahlinn und älteſte Tochter von ſeiner erſten Frau und zwey mohriſche Damen, Verwandte von der Familie, mit ihrem Gefolge von ſchwarzen und weiſſen Mädchen. Die Herren entfernten ſich und kein männlicher Bedienter durfte ſich blicken laſſen; Auch der Geſandte verließ uns, ſobald die Damen hereintraten, da die Landesſitte es ihm verbietet, beym Eſſen in ſeiner Familie zugegen zu ſeyn. Die mohriſchen Frauenzimmer waren bey ihrer Ankunft ſo verhüllt, daß es unmöglich war ſie zu erkennen, und man konnte die Herrinnen nur durch die zahlreichen ſie umgebenden Dienerinnen und an dem weiſſen und zarten Geſpinnſt ihrer Schleyer unterſcheiden. Als ihre Sklavinnen ihnen die Umſchlagtücher abnahmen, ſchimmerten unter dem nächſten durchſichtigen Gewebe oder Barakan die koſtbarſten mit Juwelen beſetzten Anzüge hervor. Viele Unterhaltung gewährte uns die Neugier und das Erſtaunen unſerer Beſucherinnen bey allen Gegenſtänden im Hauſe. Beſonders verwunderten ſie ſich über die umherliegenden Bücher, da ſie nur Manuſcripte zu ſehen oder vielmehr davon zu hören gewohnt waren, und ſie ſchienen es nicht glauben zu wollen, daß Frauenzimmer ſich hinſetzen könnten, um ſolche Bücher durchzuleſen. „Bey den Schlafzimmern, die zur Aufnahme von Offizieren und andern Fremden eingerichtet waren, bezeigten Einige ihr Befremden, daß Männer die Erlaubniß hätten, in demſelben Flügel des Hauſes zu ſchlafen, der von den Damen der Familie bewohnt wurde. Als man ihnen die Betten zeigte, hielten ſie die Gebände (ſo nannten ſie die mit Vorhängen verſchloſſenen Bettſtellen) für beſondere Kammern, denn ihre eigenen Betten oder Lager ſind in ihrer Sedda oder Slafgemach auf platter Erde, und ſtehen in Alkoven, mit reichen Teppichen verziert." — In Hinſicht der Toilette geben die mohriſchen Damen ihren ſchönen Schweſtern in Europa nichts nach, weder in Luxus noch in Umſtändlichkeit. Die Verfaſſerinn gibt eine komiſche Beſchreibung von ihren Gebräuchen in dieſer Beziehung bey dem Beſuch einer Familie, wo die Frauen, von einer Menge Sklavinnen umringt waren,

Digitized by Google

deren jede am Putztiſche ihr beſonderes Aemtchen verſah. „Die Eine flocht das Haar, die Andere ſalbte es, eine Dritte ſprengte Schönheitswaſſer; eine Vierte malte die Augenwimper, eine Fünfte legte die Juwelen an, eine Sechste ſetzte den Kopfputz auf und eine Siebente prüfte die Geſtalt im Ganzen. Einige von dieſen Verrichtungen, wie das Malen der Augenwimper, ſind höchſt langweilig, einige ſehr ſchmerzhaft, wie den Augbraunen durch Ausreißen jedes überflüſſigen Haares eine vortheilhafte Rundung zu geben. Doch iſt dieſe Putzſucht nicht allgemein, und Andere finden auch noch Zeit zur Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, indem ſie eigenhändig (und dieß thun manche von der königlichen Familie) die Speiſen bereiten, um vor Vergiftungen ſicher zu ſeyn. Die Erholungsſtunden füllen die türkiſchen oder mohriſchen Damen mit Geſang und Tanz aus.“ — Das Buch iſt übrigens ſo voll von Erzählungen, wie ſonſt faſt keins, von Entführung unſchuldiger Mädchen, von ſchrecklichen Beyſpielen der Rache und plötzlichem Glückswechſel, Folgen des geſetzloſen Zuſtandes, in dem ſich dieſer Staat befindet. Eine Georgianerinn wurde in einem frühen Alter ihren Eltern entriſſen, fiel aber glücklicher Weiſe in die Hände eines wohlwollenden Beſchützers, der ſie heirathete und in ihr eine wackere Mutter ſeiner Kinder fand. Dagegen wurde eine ſchöne Cirkaſſierinn das Opfer der Wuth eines verſchmähten Anbeters. Noch trauriger iſt die Geſchichte von der Tochter eines ſehr angeſehenen Beamten. Gezwungen ihr Haus zu verlaſſen und in das Serail zu gehen, nahm ſie einen tödtlichen Trank mit ſich, und lag, als der Paſcha in ihr Zimmer trat, entſeelt am Boden. Ein Opfer der erwähnten Peſt wurde die halbe Zahl der jüdiſchen, beynahe die Halbe der mohriſchen und eine noch größere Zahl armer chriſtlicher Bewohner der Stadt. — Die Kupfer zu dem Buche ſind gut ausgeführt, doch ſcheinen ſie von neuerem Datum als der Briefwechſel, und das ſchöne Bild des verſtorbenen Beys Sidy Haſſan, das dem Titel gegenüberſteht, iſt muthmaßlich nur die Geburt einer ſchöpferiſchen Phantaſie. Der Herausgeber hat aus den Reiſebeſchreibungen Neuerer, wie Blaquiere und Chateaubriand Anmerkungen hinzugefügt, deren lebendiger Styl eben ſo anziehend, als die Breite des Textes häufig abſtoßend iſt.

A Narrative of a Journey of five thousand miles through the Eastern and Western States of America, By Henry Bradshaw Fearon. 8. 10 Sh. 6 D. geb. Dies Werk iſt in doppelter Hinſicht ſehr wichtig. Zuerſt beweiſt es, daß jetzt ſchon nicht mehr verdienſt- und hülfloſes Geſindel, ſondern wohlhabende und kenntnißreiche Männer mit ihren Familien aus der alten Welt in die neue überwandern, ſodann gibt es einen gewiß unparteyiſchen, von beyden Seiten erwogenen Bericht für Jeden, den es gelüſten ſollte, ſeine Heimath mit dieſen Gegenden zu vertauſchen. Der Verf. ward nämlich im Juni 1801 von 39 engliſchen Familien abgeordnet, um zu erforſchen, ob und welcher Theil der nordamerikaniſchen Staaten ſich für ihre Niederlaſſung eigne. In Folge dieſes Auftrages legte er eine Strecke von wenigſtens 5000 Meilen zurück, indem er die nordamerikaniſchen Freyſtaaten nach allen Richtungen durchkreuzte. Seine acht Berichte wurden bey ſeiner Rückkehr nicht blos von ſeinen Auftraggebern und Freunden begierig geleſen, ſondern er erhielt auch von vielen angeſehenen Fremden die Einladung ſie ihnen mitzutheilen. Um Aller Wünſche zu befriedigen, erſchienen ſie hier im Druck. Es iſt unverkennbar der Verf. gleichweit entfernt, blos einen eitlen Lobredner als einen unbilligen Tadler abgeben zu wollen. Eine andere Frage iſt: ob ihm Nationalvorurtheile nicht Manches in einem falſchen Lichte erſcheinen lieſſen. Wenigſtens bleibt aber ſeine Abſicht, die Wahrheit zu geben, außer Zweifel, ſo wie ſeine Fähigkeit, über manches bisher Unerklärte Aufſchluß zu ertheilen. Den perſönlichen Charakter der Amerikaner ſchildert er nicht zum Vortheilhafteſten. Wenig erleuchtet über die politiſchen Verhältniſſe und Intereſſen der übrigen Reiche der Erde, nicht aus Mangel an Verſtand, ſondern aus Mangel an geordneten Kenntniſſen, iſt Jeder ohne Ausnahme gegen England eingenommen, obgleich er ſich beleidigt fühlen würde, wollte man ſeine engliſche Abkunft bezweifeln, und obgleich ſie Moden und Bücher aus England herüberkommen laſſen. Dabey ſind ſie im höchſten Grade von ſich eingenommen. Man erzählt von General Moreau, daß er, als ein Freund ihm bey ſeinem Aufenthalte in Amerika während des letzten Krieges mit England bemerkte, ſeine militäriſchen Talente würden dem Freyſtaate von dem weſentlichſten Nutzen ſeyn, dieß läugnete und ſagte, es ſey kein Trommelſchläger in der amerikaniſchen Armee, der ſich nicht für einen General Moreau hielte. Dieſe Selbſtgefälligkeit erſtreckt ſich auf Alles. Jeder glaubt in ſeinem Fache den Gipfel der Vollkommenheit erreicht zu haben: beſonders gilt dieß von den mechaniſchen Künſten. Ein Amerikaner hält es ganz für unmöglich von einem Fremden noch etwas lernen zu können; er weiß alles, ſein Kopf iſt eine Encyclopädie, ein Converſationslexikon. Die Urſachen dieſer Verirrung findet Fearon in mehreren Umſtänden: ſie fühlen ſich erſt jetzt in ihrer Selbſtſtändigkeit, es geht ihnen, wie den Knaben, die eben mündig geworden. Dabey ſind ſie grade auf dem Wege, einen ausgezeichneten Ruhm zu gewinnen, ohne daß es ſie eine verhältnißmäßige Mühe koſtete. So gerathen ſie in die Selbſttäuſchung, daß ſie das wirklich ſchon zu ſeyn glauben, was ſie zu werden wünſchen. — Außer den acht Berichten gibt Fearon noch Bemerkungen über Birkbecks Notes and Letters. (Literaturbl. 1818. April. Nro. 16.)

Noch unter der Preſſe befindet ſich die Narrative of the Expedition which sailed from England in the Winter of 1817. By James Hackett, First Lieutenant in the late Artillery Brigade. 8. Das Buch gibt Nachrichten von der Expedition, die unter Befehl von Campbell, Gilmore, Wilſon und Hippesley auslief, um mit den ſüdamerikaniſchen Patrioten gemeinſchaftliche Sache zu machen. Man erfährt dabey intereſſante Details über den Krieg der Independenten und ihren wahren politiſchen Charakter, gelegentlich auch die widrigen Schickſale des Vfs., der zuletzt, nachdem ſeine Brigade aufgelöst und er bey der Inſel St. Bartholomäus ans Land geſetzt worden, ſich als gemeiner Matroſe anwerben laſſen muſſte, um nach England zurückkehren zu können.

Felix Alvarez, or Manners in Spain. By Alexander R. C. Dallas Esq. 3 Voll. 12. 18 Sh. Außer einer Erzählung der Hauptereigniſſe des letzten ſpaniſchen Krieges gibt dieß Werk mehrere Anekdoten und Züge des Nationalcharakters, endlich Bruchſtücke aus der neueſten ſpaniſchen Poeſie.

Der ehemalige Reſident am Hofe des Sultans von Java, Crawford, wird eine Beſchreibung der Inſeln Java, Bali und Celebes herausgeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueberſicht der neueſten däniſchen Literatur v. J. 1817.

(Beſchluß.)

Einige Jahre ſpäter ward eine ſyſtematiſche trigonometriſche und hydrographiſche Ausmeſſung der geſammten Küſten Islands verfügt. Dieſe Ausmeſſung iſt jetzt ihrer Beendigung nahe, und ſo iſt wiedernm eine mühſame Arbeit von großem Umfange mit Ehre vollbracht. Die ſpeziellen See-Charten von den Küſten ſind demzufolge auch bereits angefangen.

Im Jahre 1800 erſchien die Charte von dem Kattegat, welche von ſo viel größerer Wichtigkeit ſeyn muß, als dieſes Fahrwaſſer bekanntlich eins der gefahrvollſten und ſchwierigſten iſt.

Ueberdieß ſind von dem Archiv erſchienen: Seecharten von einem Theil der Oſtſee und von den Meerengen zwiſchen den däniſchen Inſeln, ſo wie zwiſchen Dänemark und Schweden; ſechs Specialcharten von den Weſt- und Oſt-Küſten Islands; General-Charte eines Theils der isländiſchen Oſt-Küſte; Charte von den Färoe-Inſeln; ſieben Spezialcharten über die Küſte Norwegens; Charte von Skegerak oder von dem Fahrwaſſer zwiſchen Kattegat und der norwegiſchen Küſte, zwey Charten von der Nordſee ꝛc. ꝛc. Zu dieſen Charten der vaterländiſchen Küſten und Meere kommen ferner: eine Spezialcharte der engliſchen Küſte von Süd-Foreland bis zu Margate, und die, im Jahre 1817 erſchienene, Charte von dem Kanal zwiſchen England und Frankreich. Die Zahl der geſammten, bis jetzt herausgegebenen, däniſchen Seecharten des Archivs macht 26 aus, ohne die, mit den zu jeder Charte gehörigen Beſchreibungen, gelieferten Vignetten mit Proſpecten, und kleineren Spezialcharten mit in Rechnung zu bringen. Dieſe Spezialcharten betragen 25 Stücke, die Proſpekte 29. Die gedachten Beſchreibungen geben den Charten faſt einen verdoppelten Werth; einge ſind zugleich in deutſcher und engliſcher Sprache abgefaßt. Zu der Beſchreibung des Kattegats (deren 6te Auflage in 1816 erſchien) gehören 4, zu den Beſchreibungen der norwegiſchen Küſte 20 Proſpekte u. ſ. w.

Die obengedachte Charte des Kanals iſt nebſt der zugehörigen Beſchreibung nach den beſten neueſten Charten und Nachrichten bearbeitet. Der Umſtand, welchen der Direktor des Archivs als beſondere Urſache der Schwierigkeiten bey der Ausarbeitung dieſer Charte und deren Beſchreibung angeführt hat, iſt ſehr merkwürdig. Sie liegt nämlich in dem Mangel an Genauigkeit der engliſchen Seecharte. Es iſt ſehr auffallend zu erfahren, daß vielleicht keine ſeefahrende Nation ihre Seecharten mit einer ſolchen Nachläſſigkeit behandelt, als eben die, welche im Beſitz des ausgebreitetſten Seehandels iſt. Die engliſchen Seecharten ſtehen nicht unter öffentlicher Aufſicht, ein jeder darf ſie herausgeben. Mehrere dieſer Herausgeber beſtreben ſich nur, ihren Arbeiten die gewöhnliche engliſche Eleganz zu geben, für die Genauigkeit ſind ſie unbeſorgt; und da Admiral Knigth in neueren Zeiten durch ſeine hydrographiſchen Arbeiten berühmt geworden, ſo hat man in England ihn als Verfaſſer von Charten fälſchlich genannt, auf denen grobe Unrichtigkeiten ſich befinden. So z. B. hat die im J. 1815 unter dem Namen Knigths erſchienene Charte des Kanals mehrere Hauptpunkte, deren Breite und Länge nicht mit denjenigen übereinſtimmen, welche angeblich durch die in England vorgenommenen großen trigonometriſchen Ausmeſſungen gefunden ſind.

Bereits ſeit einer Reihe von Jahren ſind mehrere der hier erwähnten Charten und Beſchreibungen in den Händen der Seefahrenden aus allen Nationen, und das Leben, ſo wie das Eigenthum, vieler Menſchen ſind, mittelſt der dadurch gegebenen Leitung und Warnung, gerettet worden. Aehnliche Rettung und Leitung hat der däniſche Staat den Seefahrenden durch die vielen auf deſſen Küſten errichteten Leuchtfeuer ertheilt, der übrigen zweckmäßigen Verfügungen in dieſer Hinſicht hier nicht zu gedenken.

Außer den erwähnten Mitteln, wodurch man die Vollſtändigkeit und Genauigkeit der Seecharten zu bewirken geſucht hat, iſt zugleich von dem Direktor eine weitläufige Korreſpondenz geführt worden, um durch Privatnachrichten die Mängel der öffentlichen Nachrichten anderer Nationen zu erſetzen. Zum Behuf einer ganz genauen Bezeichnung verſchiedener Küſten Dänemarks auf den Charten iſt ihm auch die durch die königl. däniſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften mehrere Jahre hindurch verfügte geographiſche Feldmeſſung ſehr nützlich geweſen. Dieſe Feldmeſſung wird übrigens für die bereits ſeit dem Jahre 1766 angefangene Herausgebung der trefflichen Landcharten der gedachten Geſellſchaft angeſtellt. Die Ausmeſſungen nahmen im J. 1762 ihren Anfang, und die eben ſo ſchön geſtochenen, als genau und wohl ausgeführten ſpeziellen Landcharten, in großem Format, von den verſchiedenen Theilen Dänemarks, ſind die Früchte derſelben. Noch erwartet man von der Geſellſchaft eine Generalcharte von Dänemark, und vier Specialcharten von den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, letztere nach eben dem Maßſtabe, wie der der däniſchen Charten. In dieſer Abſicht wird die Feldmeſſung in den gedachten Herzogthümern fortgeſetzt, und hoffentlich wird man künftig auch auf eine Charte des Herzogthums Lauenburg bedacht ſeyn. (Das Herzogthum Lauenburg wird, den Beſtimmungen der Geſellſchaft zufolge, auf die vierte Charte der beyden vorgedachten Herzogthümer aufgenommen werden.) — Als Männer, deren Verdienſte um die geographiſche Ausmeſſung Dänemarks, ſo wie um die hier erwähnten Landcharten, ſehr ausgezeichnet ſind, iſt es billig den berühmten Aſtronomen Kopenhagens, Etatsrath und Profeſſor Bugge, Ritter (geſt. 1815) und den ſo eben verſtorbenen Landinſpektor und Ritter Caſpar Weſſel, einen trefflichen und einſichtsvollen Greis, zu nennen.

Von den däniſch-weſtindiſchen Inſeln hat man zwey geographiſche Charten durch den Generallieutenant und ehemaligen Generalgouverneur der Inſeln P. L. v. Oxholm. — Die beſte Generalcharte Norwegens iſt noch immer die von Pontoppidan ſchon vor mehrern Jahren zu Kopenhagen herausgegeben. Sie iſt von einer Geographie Norwegens begleitet, und in ſehr großem Format. Der nördlichſte Theil iſt auf einem beſondern Blatte gezeichnet, ſo daß dieſes Blatt mit dem andern, welches die ſüdlichern Theile befaßt, zuſammengeſetzt werden kann. Die Charte des nördlichen Theils kam im Jahre 1795 heraus, wogegen die des ſüdlichen Theils ſchon in 1785 erſchienen war. Von geringerem Werthe iſt eine ältere Charte von Norwegen durch Wangenſtein. — Von ausgezeichneter Güte iſt die Militair-Charte von Dänemark, Norwegen und Schweden, oder vom ganzen Scandinavien, welche Charte eigentlich zu dem berühmten Werke gehört;

Digitized by Google

Das Kriegstheater in Norden, oder geographiſche, typographiſche und hiſtoriſche Beſchreibung der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden, nebſt den deutſchen Provinzen derſelben, als Einleitung zur Kriegsgeſchichte Königs Friederich IV., vom königl. däniſchen General-Adjutanten, Artillerie-Major H. O. Scheel.

Die ältern in Dänemark erſchienenen Landcharten von dem däniſchen Reiche oder von fremden Ländern, theils in einzelnen Stücken herausgegeben, theils zu Atlaſſen oder Sammlungen gehörig, mögen wohl für diejenige Zeit, da ſie zum Vorſchein gekommen ſind, ihren Werth gehabt haben; jetzt ſind ſie aber, zum Theil wegen der vielen geſchehenen politiſchen Veränderungen, meiſtens nicht mehr brauchbar.

Von den Herzogthümern Schleswig und Holſtein hat man zwey ſehr gute Special-Charten, welche bey Röhß in Schleswig, die von Holſtein in 1801 (2te rechtmäßige Aufl.), die vom Herzogthum Schleswig in 1806, erſchienen ſind. Auf dem Nachſtich der Charte von Holſtein iſt die wichtige Inſel Fehmern ganz weggelaſſen.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt 1818.

(27. Juli.) Die Herren Pelletier und Caventon überreichen die Notiz eines neuen Alcali, welches von dieſen zwey Scheidekünſtlern in der St. Ignazbohne und in der Nux vomica entdeckt ward, das viele Aehnlichkeit mit dem Morphium hat und auf die thieriſche Oekonomie gleichmäßig aber ungleich viel ſtärker wirkt, als das Alcoholertract der Nux vomica. Die Klaſſe der ſauren Pflanzenſubſtanzen (ſagen die Verfaſſer) iſt ſehr zahlreich; die der alcaliniſchen hingegen war bis dahin auf die Morphine beſchränkt; Hr. Vauquelin hatte inzwiſchen bey ſeiner Analyſe der Daphne alpina eine Subſtanz ausgeſchieden, in der er die alcaliniſchen Eigenſchaften nachwies. Unſere Subſtanz wird eine neue Gattung dieſer Klaſſe bilden, die ſich weiter vermehren kann und die Hr. Vauquelin zuerſt erkannt hatte. Um hieran zu erinnern und um unſerer Subſtanz einen einfachen Namen zu geben, wollen wir ſie Vauqueline heißen.

Hr. de Barente übermacht Hrn. Lavigne's Tafeln über die Stärke der geiſtigen Flüſſigkeiten. Es ſoll darüber Bericht erſtattet werden.

Die neu erfundenen Lampen der Herren Brunet und Gagneau werden gleichfalls an die Prüfung einer Commiſſion gewieſen.

Hr. Cauchi erſtattet über eine von Hr. Le Breton eingereichte geometriſche Abhandlung einen Bericht, nach welchem dieſelbe keiner Aufmerkſamkeit werth iſt.

Der Bericht einer Commiſſion über Lacoſte's Mittel zu Verminderung der Heftigkeit der Gewitter und zu Hinderung der Bildung der Schloßen, erklärt: die Arbeit enthalte keine auf zuverläſſige Beobachtungen gegründete neue Unterſuchungen, und des Verfaſſers Anſichten ſeyen keineswegs befriedigend genug dargethan, um den Beyfall der Akademie zu verdienen.

Hr. Thenard lieſt ſeine Beobachtungen über neue Verbindungen des Origens und verſchiedener Säuren.

Hr. Geoffroi-Saint-Hilaire lieſt eine neue Abhandlung über die Stimmorgane.

(3. Auguſt.) Hr. Moreau de Jonnés theilt einen Brief aus den Antillen mit, der von acht verſchiedenen, kürzlich auf dieſen Inſeln ſtatt gefundenen, Erdbeben Kunde gibt. „Berichte von den Antillen melden, daß zwiſchen dem verfloſſenen Chriſtmonat und dem Monat Mai des gegenwärtigen Jahrs, auf mehreren Eilanden dieſer Inſelgruppe acht verſchiedene Erderſchütterungen wahrgenommen wurden. In jedem Monat fand eine derſelben ſtatt und ſieben davon wurden zwiſchen neun und eilf Uhr Abends verſpürt. Nur im Monat April trafen zwey Erdbeben ein und damals erfolgten die Erſchütterungen des einen bey Tage. Das letzte auf Martinique verſpürte Erdbeben erfolgte am 21. Mai um neun und ein halb Uhr Abends. Alle dieſe Erſcheinungen waren mit keinen anderweitigen Zufällen begleitet; die Schwingungen des Bodens geſchahen langſam und ohne Stöße, wie dieß immer der Fall iſt; aber ihre periodiſche Wiederkehr verdient Aufmerkſamkeit und dürfte vielleicht mit zuſammentreffenden Erſcheinungen auf dem amerikaniſchen Feſtlande in Verbindung ſtehen.“

Hr. Thenard erſtattet einen Commiſſionalbericht über die Abhandlung der Herren Chevillot und Edwards vom mineraliſchen Camäleon. Es liefert derſelbe neue, auf eigene Verſuche gegründete, Aufſchlüſſe über die chymiſchen Urſachen, oder Verbindungen und Trennungen, welche in ihrer Folgenreihe die Farbenänderungen der merkwürdigen Subſtanz begründen. Das Urtheil der Commiſſarien iſt günſtig ausgefallen, und die Arbeit wird der Aufnahme in das Recueil des savans étrangers werth geachtet.

Ein durch Hr. Rouget erfundenes mechaniſches Bett beſitzt, dem Bericht der mit ſeiner Prüfung beauftragten Commiſſarien zufolge, keine neuen oder eigenthümlichen Vorzüge.

Hr. Laplace lieſt einige Bemerkungen über die Figur der Erde.

Hr. Traullé überreicht ſeine Beobachtungen einer ſprudelnden Quelle bey Abbeville (zur Prüfung an eine Commiſſion).

(10. Auguſt.) Hr. Thenard lieſt nachträgliche Bemerkungen zu ſeiner Abhandlung über die Verbindungen der Säuren mit dem Origen.

Die Herren Hallé, Pinel, Berthollet, Percy und Cuvier werden durch geheimes Stimmenmehr mit Entwerfung des Programms über die phyſiologiſche Preisfrage beauftragt.

Hr. Laugier lieſt eine Abhandlung über ein neues Verfahren für die Extraction des Nickels und Kobolts.

Man lieſt die erſte Hälfte einer Denkſchrift des Hrn. Kramp von Straßburg über die Anwendung der Analyſis auf die Lehre vom Blutumlauf.

(17. Aug.) Hr. Salvage übermacht der Academie eine Abhandlung über das Verfahren zu Ausmittlung der Zahl der poſitiven, der negativen und der imaginären Wurzeln jeder Art Gleichung. (Zur Prüfung an eine Commiſſion.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Engliſcher Literaturbericht vom October und November 1818.

(Beſchluß.)

2. Geſchichte. John Brown's Werk über die nordiſchen Höfe (Literaturbl. 1818. Febr. No. 6. S. 21) wird widerlich durch die unerträgliche Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit des Verfaſſers, der ſich ſelbſt gar nicht anders als Miſter Brown einführt, und wenig brauchbar, da er nur behauptet, er ſey mit allen geheimen Triebfedern, die die nordiſchen Höfe ſeit mehrern Jahren geleitet haben, bekannt, ohne irgendwo zu ſeinen Angaben Belege und Beweiſe beyzubringen. Auch die Weiſe, wie er überall den verbannten König Guſtav abfertigt, empört. Er behauptet nicht nur, daß er illegitim ſey, ſondern vergißt ſich ſo weit, alle Umſtände von der Erniedrigung dieſes unglücklichen Monarchen ins Lächerliche zu ziehen. „Und doch (dieß ſind die Worte des New Monthly Magazine) war bey allen Fehlern dieſes Mannes ſein Betragen in dem großen europäiſchen Freiheitskampfe gleichmäßiger, uneigennütziger und großmüthiger, als das der Mächte, die in einer glücklichern Stunde ſeinem Beyſpiel folgten, und ſeitdem von ihm und ſeiner Familie ihre Hand abzogen.“ Der Vf. gibt ſich das Anſehn, als ſey er von der mißvergnügten Faktion in Schweden gebraucht worden, um mit dem brittiſchen Gouvernement wegen deſſen Mitwirkung in der dortigen Revolution zu unterhandeln, unter der Abſicht, einen engliſchen Prinzen auf den ſchwediſchen Thron zu bringen. Dieſer Prinz ſoll der Herzog von Glouceſter geweſen ſeyn, und Miſter Brown will über dieſe Angelegenheit mehrere Zuſammenkünfte mit Spencer Perceval gepflogen haben, bis dieſer Miniſter die Sache für ſich zu mißlich fand und die Unterhandlungen abbrach.

The Inquisition unmasked. By D. Antonio Puigblanch. Translated from the Author J. enlarged Copy by William Walton Esq. 2 Vol. 8 L. 10 S. geb. mit 12 hiſtoriſchen Kupfern. Nächſt des ſpaniſchen Mönchs und Staatsraths Llorente, iſt dieſes das zweyte Hauptwerk, das über dieſen Gegenſtand durch die neueſte Geſchichte Spaniens veranlaſſt worden iſt. Es ward zu der Zeit geſchrieben, als ſich die Nationalverſammlung in Spanien über die Frage berathſchlagte, ob das Tribunal der Inquiſition wieder eingeführt werden ſollte und iſt beſtimmt, die Nothwendigkeit ſeiner Unterdrückung zu zeigen. Das hiſtoriſche und philoſophiſch-politiſche Räſonnement iſt, wie der Titel angiebt, auf authentiſche Urkunden gegründet, und wird daher intereſſante Vergleichungspunkte mit dem Werke Llorente's darbieten.

Unter der Preſſe ſind: Von Robert Southey Memoiren von dem Leben John Weſley's, des Stifters der engliſchen Methodiſten. Political and literary Anecdotes of his own Times. By Dr. William King, Principal of St. Mary Hall, Oxford. Ferner Second Memoir on Babylon. By Claudius James Rich, Esq. 8. Eine Vergleichung der alten Beſchreibung von Babylon mit den in jener Gegend noch vorhandenen Ueberreſten, aus Veranlaſſung der Bemerkungen, die der Major Rennel über dieſen Gegenſtand in der Archaeologia gegeben hat.

History of the Rise and Progress of Music, theoretical and practical. By G. Jones. 15 Sh. Auszug aus der Enciclopædia Londinensis, einem Lexikon der Künſte und Wiſſenſchaften, das einen ſo weitſchichtigen Umfang hat, daß viele Artikel große Werke für ſich ausmachen: daher die wichtigſten beſonders abgedruckt werden. So erſchien die vorliegende Geſchichte der Muſik, deren Verfaſſer der Schüler des ehrwürdigen C. F. Baumgarten, des, wie er in einer engliſchen Zeitſchrift bezeichnet wird, einzigen noch lebenden Muſikers aus der alten Schule, ſeyn ſoll. Auf 120 enggedruckten Seiten die ganze Geſchichte der Muſik beyſammen zu haben, und zwar von einem gründlichen, unterrichteten Muſiker, war gewiß für England etwas ſehr Erwünſchtes, trotz der Werke von Burney, Hawkins ꝛc. Dazu kommt, daß Jones Selbſtdenker iſt und durchaus nicht blos geſammelt und nachgeſprochen hat, was Andere vor ihm behauptet, ſondern mit Kritik und Räſonnement die wichtigſten Streitfragen in der Geſchichte der Muſik hervorhebt.

Junius. Sir Philip Francis denied. A Letter addressed to the British Nation. 8. 1 Sh. 6 D. Zur Vervollſtändigung der Akten über den Verfaſſer von Junius Briefen, der nach den neuſten Schriften ziemlich unzweifelhaft Philipp Francis iſt (ſ. Liter. Blatt März No. 12. 1818 S. 46) ſtatte ich auch über die vorliegende unbedeutende Brochüre Bericht ab. Eine Mrs. Serres, Nichte des verſtorbenen Doctor Wilmot, bemüht ſich darin zu beweiſen, daß kein Anderer als dieſer Geiſtliche der Urheber jener Briefe war. Doch ſind ihre Gründe ziemlich ſchwach. Sie reduciren ſich blos zuvörderſt auf eine Aehnlichkeit der Handſchrift; das Wort David hat in dem Manuſcript, das ſie von Dr. W. beſitzt, dem Anſcheine nach eine auffallende Aehnlichkeit mit demſelben Worte in den Woodfall gehörigen Manuſcripten des Junius, und die Buchſtaben i e w d und n ſind ganz gleich geſchrieben! Ein andres Argument wird von den vertrauten Verhältniſſen hergenommen, in denen Dr. W. mit Lord Chatham, Biſchof von Winchester, Markgräfinn von Anſpach, Markiſinn von Taviſtok und mehreren Perſonen von politiſcher Wichtigkeit ſtand. Der letzte Grund iſt, daß das Papier eines handſchriftlichen Buchs in dem literariſchen Nachlaſſe des Dr. W. daſſelbe Fabrikzeichen hat mit dem, worauf Woodfalls Manuſcript geſchrieben iſt.

3. Poeſie. Samor, Lord of the Bright City, an Heroick Poem, by the Rev. S. H. Milman. 358 S. 8. Der Dichter des Fazio (Morgenblatt 1818. April. No. 80) gibt hier aus reicher Phantaſie ein Heldengedicht, deſſen treffliche, erhabene Stellen nur hier und da durch Undeutlichkeiten verdunkelt werden. Beſonders reich, wenn auch

nicht immer grade glücklich, iſt er in Gleichniſſen. Schön iſt gleich der Anfang, wo er aus vollem Gefühl ſein Vaterland begrüßt. Wirklich an Milton erinnert die Beſchreibung des Morgens im dritten Buche, und das anziehende, poetiſche Bild, das er von der ſchönen Rowena entwirft. Der Inhalt des Gedichts iſt aus der alten brittiſchen Geſchichte genommen, als die Britten gegen die Einfälle der Picten und Scoten bey den ſächſiſchen Heerführern Hengiſt und Horſa Schutz ſuchten. Samor iſt nach Hollinshed der Graf von Glouceſter, und „die Stadt des Glanzes" Glouceſter, ehemals von den Britten Caer Gloew genannt.

The Friends: a Poem by the Rev. Francis Hodgson 189 S. Eine Erzählung voll ſchöner, wahrhaft poetiſcher Ergießungen. Sie ſchildert auf eine angreifende Weiſe die Schickſale zweyer Freunde Theodor und Ferdinand, Freunde durch gleiche Geſinnungen, gleichen Geſchmack und gleiche Ehrfurcht vor dem Höchſten, was der Menſch hat, ſeinem Glauben. Das erſte Buch führt durch mehrere romantiſche Gegenden von Wales, welche beyde Freunde bereiſen; es athmet die ungetrübten Freuden einer edlen Eintracht. Stürmiſcher geht es im zweyten. Von kühnem Unternehmungsgeiſt hingeriſſen, betritt Ferdinand die militäriſche Laufbahn, und nimmt Dienſte bey der brittiſchen Armee in Nordamerika. Das dritte Buch ſtellt ihm den andern Freund gegenüber, gleich niedergeſchlagen über die Trennung von ſeinem Ferdinand wie über den Tod ſeines Vaters. Seine Wunden heilen durch den Zauber der Liebe, die ihn zu einem ſchönen und tugendhaften Mädchen hinzieht. Aber die Liebe macht ihn nicht ſorglos. Die Nachricht, daß Ferdinand von einem Haufen indianiſcher Wilden gefangen worden, beſtimmt ihn, alle Rückſichten dem Rufe der Freundſchaft aufzuopfern; er trennt ſich von ſeiner theuren Geliebten, und vertraut ſich dem Meere an, um ſeinen Freund wieder zu gewinnen. Dies gelingt ihm; die Freunde werden wieder vereinigt, und genießen auf ihrer Rückfahrt nach Europa die Freuden des Wiederſehns. Doch nicht lange: ein Schiffbruch beſchleunigt ihr Ende, ſie finden in den Wellen ein frühzeitiges Grab. — Schön ſind die in dieſe einfache Erzählung eingeflochtenen Epiſoden. Von dem engliſchen Vorurtheil, das die Aeſthetik der Moral unterordnet, ſtatt beyde von einem höhern Princip abzuleiten, iſt übrigens auch dieſer Dichter nicht frey, und als Nationalgrille iſt ihm ſeine befangene Anſicht der deutſchen Muſe (S. 97) zu verzeihen.

Poems, by Arthur Brooke, Esq. Gleichfalls wahrhafte Poeſien eines Unglücklichen, deſſen Schickſalsnacht nur ſolche Stralen ſeines Genius erhellen. Alle Gedichte dieſer Sammlung ſtehen in unmittelbarer Beziehung auf den Zuſtand des Urhebers, veranlaſſt durch irgend eine traurige, äußere Erſcheinung. Einige kann man mit Recht ſchön nennen, insbeſondere zeichnen Beurtheiler drey aus: der Selbſtmord, eine Hymne auf den Schlaf, und ein Gedicht an Lord Byron.

Tales of my Landlord. Second series, collected and arranged by Jedediah Cleishbotham 4 Voll. Die frühern Erzählungen unter dieſem Titel (ſ. Literaturbl. 1817. Jun. No. 21. und 1818. Jan. No. 1.) haben ein Aufſehen erregt, das durch die vorliegende Folge ſehr herabgeſetzt wird. Freylich erheben ſich dieſe Erzählungen weit über die gewöhnlichen Romane, doch eignen ſie ſich nicht, den Ruhm des Vfs. von Waverly und Guy Mannering zu vermehren. Für ſchottiſche Leſer haben ſie ein beſonderes Intereſſe, weil ſie die Ueberlieferungen ihrer Vorzeit ins Gedächtniß zurückrufen. Wir haben hier faſt nur Verbrechergeſchichten. Der Umſtand, um den ſich dieſelben drehen, iſt die Tödtung eines Kapitän Porteous. Ein Mann, Namens Wilſon, hatte in Verbindung mit dem Helden der Erzählung Robinſon, ſonſt auch Staunton genannt, das Zollhaus zu Fife, wo eine Menge Contrebande zuſammengehäuft lag, geplündert, und war den Gerichten überliefert worden. Staunton entkam mit Hülfe der kühnen Unerſchrockenheit ſeines Freundes. Wilſon erhielt aber ſein Todesurtheil. An dem Tage des Todesurtheils feuerte Porteous, welcher wuſſte oder wiſſen wollte, daß man eine Befreyung beabſichtigte, wegen eines unbedeutenden Auflaufs unter den zuſammengelaufenen Haufen, tödtete mehrere Unſchuldige, und wurde darum durch ein Geſchwornengericht ſeiner Heimath verurtheilt zu ſterben, aber durch die Königinn Caroline, die in Abweſenheit des Königs in Hannover, Regentinn war, begnadigt. Der Pöbel, aufgehetzt und angeführt von dem gedachten Robinſon, beſchloß mit Gewalt den Kapitän Porteous zu tödten, und ging, nachdem die That gelungen war, friedlich auseinander. Robinſon hatte ſchon früher die Effie Deans, die Tochter eines benachbarten Kuhhirten, verführt; da aber die Frucht ihrer Verbindung gleich nach der Geburt verſchwand, ſo fiel auf die unglückliche Mutter der Verdacht, ſie vernichtet zu haben. Sie kam deßhalb in Unterſuchung, und ward nach Ermeſſen der Umſtände des Kindesmords ſchuldig befunden, wiewohl der Gnade dringend empfohlen. Ihre ältere Schweſter, Jeanie Deans, macht ſich auf den Weg nach London, um durch die Vermittlung des Herzogs von Argyle eine Erlaſſung der Strafe auszuwirken. Unterwegs führen ſie Umſtände in das Haus eines Geiſtlichen, ſeines Namens Staunton; es klärt ſich endlich auf, daß dieſer Robinſons Vater iſt, und nach mehreren Fehlſchlägen erhält ſie Gehör bey der Königinn Karoline, der ſie ihre Geſchichte erzählt, und die huldreichſt ihr zuſagt, beym Könige für ihre unglückliche Schweſter ein Vorwort einzulegen. Nach erreichtem Endzweck ihrer Reiſe kehrt Jeanie in ihre Heimath zurück, und wird ſpäter die Gattinn des Freundes und Geſpielen ihrer Kindheit Reuben Butler, eines presbyterianiſchen Geiſtlichen, der durch den Herzog von Argyle eine treffliche Stelle erhält. Staunton heirathet Effie Deans, wird Baronet und Erbe eines weitläufigen Landgutes, und nimmt ſeine Gattinn mit nach England, wo das Andenken an ſeine frühern Vergehungen längſt vergeſſen iſt. Zuletzt erhält er den Tod von der Hand ſeines Sohnes, der bald nach ſeiner Geburt von einer frühern Geliebten Stauntons der Mutter geraubt, und einem Schleichhändler und Banditen, Namens Donachan Dhu zur Erziehung übergeben wird, in deſſen Geſellſchaft er ſeinen Vater anfällt, um ihn zu berauben, und ihn tödtet. — Man ſieht aus dieſer kurzen Darſtellung, wie unzuſammenhängend und unwahrſcheinlich die Thatumſtände aneinander gereiht ſind, und dieſer barocke Plan wird durch 4 Bände hindurch mit einer faſt unerträglichen Breite ausgeſponnen. Auch dieſes Werk wimmelt wieder von ſchottiſchen Ausdrücken, und iſt darum ohne Lexikon ſelbſt für den Engländer ſchwer zu verſtehen. Man will aus zuverläſſigen Quellen wiſſen, daß nicht Walter Scott ſondern ſein Bruder der Cleiſbotham iſt.

Madame Panache, die Verf. von Manners, wird eine neue Novelle in 2 Bänden herausgeben: A Year and a Day.

Digitized by Google

Vermiſchte Schriften.

Das Menſchenleben und ſeine Blüthe. Eine Darſtellung aus den hehren Erſcheinungen der Zeitalter. Von Karl Heinrich Sandberger, Rechtsgelehrtem. Wiesbaden, 1818. In Commiſſion bey der L. Schellenbergſchen Hofbuchhandlung. XII und 446 S. 8.

Ueber den Zweck dieſes Werks erklärt ſich der Verf. in der Vorrede folgendermaßen:

„Den Menſchen mit ſeiner Geſchichte zu verſöhnen, iſt ein ſchwieriges Unternehmen, eben ſo ſchwierig, als die Launen eines einzelnen Lebens zuſammen zu reimen. Männer von Geiſt äußerten die Klage, daß wohl das Ganze nur ein ängſtlicher, unzuſammenhangender Traum ſey, der an den Weſen vorüberziehe, wie die Jahreszeiten an der todten Natur. Aber fürwahr, es läſſt ſich Beſſeres entziffern! Die Launen und die Regel machen zuſammen das bewegte Bild und die Regel darf uns freuen, wenn die Laune ſchweift.

„Das Gemählde der Vergangenheit ſteht nun einmal als das Leben des Weltplans in ſeiner Verwicklung vor unſerem Auge. Seine Geſtalt zu verändern, beruht nicht bey uns. Aber den Geſichtspunkt zu faſſen, iſt dem Beſchauer gegeben. Und läſſt der ſchönere ſich finden, warum ſollten wir ihn nicht ergreifen? — Partheylichkeit hat das bey einem Gemählde noch Niemand genannt, und ſchwebt nicht über der höheren Wahrheit des Lebens für jeden der Troſt einer Wahl? Der menſchliche Geiſt ehrt ſich in dem Wählen und greift ſeiner würdig nach dem Höchſten. Es iſt des Verfaſſers Abſicht, dem Leben, der Staatenverfaſſung dieſe höhere, ja, wo es ſeyn kann, die jugendlich heitere Seite abzugewinnen.“

„Nur einen Faden wollte und konnte der Verf. geben; das Leben ſelbſt, Natur und Geſchichte ſind das Handbuch, das man nicht geben kann.“ Dieſes muß ſich freylich jeder ſelbſt geben oder darinn leſen, aber anziehend wird es für jeden ſeyn, aus dieſem verdienſtvollen Werk die Art und Weiſe zu entnehmen, wie der Verf. die Gegenſtände aufſaſſt; wie er durch Stellen aus den Alten, die auf dieſe oder jene Gedanken anſpielen, andeutet, wie ſie vom jetzigen Leben erfaſſt und verarbeitet werden müſſen.

Zur Beurtheilung der Behandlungsart des Verf. wollen wir den 19ten Abſchnitt „Frauen-Ehre“ unſern Leſern mittheilen:

„Achtung, zarte Achtung den Frauen! — Fern von ihnen ſey Sorge, Schmerz, die Bürden der männlichen Kraft. Dann blüht das Menſchengeſchlecht. Dann erſtehen jene Männer, die ein Volk bilden in dem Sinne des Worts. Wir ſchonen den Baum, der früchtebeladen Segen bietet für den freudeloſen Winter. Schonen wir auch die, welche Stützen ſetzen dem Winter der Jahre, Stützen in Kraft, in Geiſt, in tugendlicher Gewohnheit! — Was kann dem Manne ſchöneres begegnen, als die holde Sitte der Frau? Nicht wird Aphrodite mehr verehrt, nicht Cupido; aber was wir himmliſches kennen, noch in der chriſtlichen Zeit, iſt die edle fühlende Frau! Auf dem Throne wird ihr die Anbetung der Zeitalter; in der Hütte iſt ſie die Erſcheinung eines Engels. Was Großes geboren iſt, hat die Gaben der Mutter; was Inniges die Kunſt verherrlichet, iſt die Gebenedeiete mit ihrem Sohne. Wie ein Lüftchen ſtreift, kräuſelnd über den Waſſern, die ſtill den hohen Himmel zurückſtrahlen, wie der Hauch ſpielt über dem Spiegel, wenn heimlich vertraut die Beſcheidenheit um ihre Reize befragt; ſo ſpielt in lichter Unſchuld zartes Gefühl über das Antlitz des Weibes, ſtets mahnend, ob die himmliſche Schweſter, Tugend, erröthe, die uns unſichtbar geleitet. Dieſen reinen Spiegel zu bewahren, iſt das Palladium der Menſchheit!“

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt 1818.

(Fortſetzung.)

Hr. Prony erſtattete einen Commiſſionalbericht über denjenigen Theil der Reiſe durch England von Hr. Dupin, welches die bürgerliche und die Waſſerbau-Kunſt betrifft. Die Handſchrift von dieſer Abtheilung allein nur beträgt zwei Foliobände, und ſie wird von belehrenden Zeichnungen und Grundriſſen der merkwürdigſten Gebäude und Hafenmaſchinen begleitet. Folgendes iſt eine gedrängte Ueberſicht der reichhaltigen Angaben. 1. Militär-Seehafen. Das Seearſenal von Depford iſt wenig bedeutend und enthält keine bemerkenswerthen neueren Arbeiten. Merkwürdiger und geräumiger hingegen iſt das durch ſeine Lage zum Bau großer Kriegsſchiffe geeignete Arſenal von Woolwich. Nur allein in dem Zeitraum von 1789 bis 1799 ſind drey und eine halbe Million Franken ausſchließlich auf den Bau von Kummen, Niederlagen und Werkſtätten für Schiffmaſten verwandt worden; daraus mag man auf die Geſammtausgaben dieſer Anſtalt ſchließen. In Woolwich bemerkte Hr. Dupin eine Werkſtätte, deren Dachſtuhl eiſern und hinwieder auch mit Eiſenplatten gedeckt war; er theilt die umſtändlichen Angaben über die Verfertigungsart und die Koſten dieſer eben ſo leichten als dauerhaften Dächer mit. Er beſchreibt ſorgfältig eine neue Maſchine, wodurch die Kraft der Waſſerdämpfe zum Krümmen beträchtlich großer Holzſtücke gebraucht wird, und geht hierauf zur Beſchreibung einer neuen Schmiedewerkſtätte über, die nach dem Entwurf des Hrn. Rennie gegenwärtig in Woolwich ſehr groß und weitläufig errichtet wird. Die Hämmer und Blaſebälge werden durch drey Dampfmaſchinen in Bewegung geſetzt und es ſollen darin theils Schiffanker, theils alle großen für die Seehäfen erforderlichen Geräthſchaften aus Guß- und Schlageiſen verfertigt werden.

Noch ungleich viel größere Arbeiten als in Woolwich werden im Arſenal von Scheerneß zu Stande gebracht. Daſſelbe iſt auf dem Sumpfboden einer Inſel erbaut, die durch Anſchwemmungen der Themſe und der Medway gebildet ward; darum muſſte gleich anfangs der unſichere Boden durch nebeneinander in den Schlamm verſenkte alte Schiffsrümpfe befeſtigt werden. Das Parlament hat ſeit Kurzem die Hälfte der Stadt erkauft und läſſt die Häuſer zu Vergrößerung des Arſenals niederreißen. Längs der Medway wird eine prachtvolle Ufermauer aus Granit von Cornwallis auf Grundpfählen erbaut, welche 48 Fuß unter die Waſſerfläche eingeſenkt ſind. Dieſe zur Hälfte vollendeten Arbeiten waren in voller Thätigkeit, als Hr. Dupin den Hafen beſuchte. Er beſchreibt umſtändlich die Schwierigkeiten, womit theils das Ausſchöpfen des Waſſers, theils das Einſchlagen der Pfähle, die Befeſtigung der Fundamente und die Arbeiten unter der Taucherglocke

Digitized by Google

verbunden waren; er giebt Auskunft über die Behandlung dieſer letzteren und über alles, was die Verrichtungen der Werkleute in der Glocke erleichtern kann.

Nach engliſcher Sitte werden die Schiffsmaſten im Waſſer aufbewahrt. In Sheerneß ſind ſie geſchoßweiſe, auf den über parallel nebeneinander liegenden Balken befindlichen Brettern gereiht, in Behältern, die mit doppelten Schleußenthüren verſehen ſind, ſo daß ſie zur Zeit der Ebbe wie zur Zeit der Fluth voll Waſſer behalten oder auch davon entleert werden können, je nachdem man Maſtbäume holen oder hinbringen will; auch kann bey ihrer vereinzelten Stellung auf parallelen Lagern jedes einzelne Stück weggenommen oder eingeſchoben werden, ohne daß dadurch die übrigen in Unordnung gerathen. Das Waſſer der Baudocken wird durch Pumpen mit Paternoſterwerken ausgeſchöpft, welche durch eine Dampfmaſchine von funfzig Pferdeſtärken in Bewegung geſetzt iſt. Die Schiffe ſollen mit der Fluth einlaufen; dringende Fälle ausgenommen, erwartet man die Ebbe für das Ausſchöpfen des Waſſers; nach Oeffnung der Schutzbretter läuft der größte Theil des Waſſers aus, und es bleibt nur weniges übrig, das ausgepumpt werden muß. Dieſe prachtvollen, zu deſto größerer Dauerhaftigkeit aus Granit von Cornwallis erbauten Werke, ſollen in zehn Jahren vollendet ſeyn und ihr Koſtenbetrag wird auf zehn Millionen franzöſiſcher Franken anſteigen.

Auch im Arſenal von Chatham werden wichtige neue Waſſerbauten vorgenommen und die vormals hölzernen Docken jetzt aus gehauenen Steinen aufgeführt. Man iſt mit dem Entwurfe großer Erweiterungen und einer Verdoppelung dieſes Arſenales beſchäftigt, wozu eine, durch die Anſchwemmungen der Medway vorwärts dem alten Gebäude gebildete Inſel benutzt werden ſoll. Die neue Abtheilung würde alsdann für die neuen Bauten verwandt werden, und die andere hingegen zu Ausbeſſerungen und Ausrüſtungen aufbehalten bleiben. Der coloſſaliſchen Größe der engliſchen Seemacht und ihren Werkſtätten ungeachtet, iſt die Regierung dennoch ſtets auf neue Erweiterungen bedacht und mitten im Frieden entwickelt ſie mehr und mehr alle Hauptbeſtandtheile des Seekriegs. Mit dem Arſenal von Chatham ſteht auch eine ſchöne, neuerlich von Hr. Brünet errichtete Sägewerkſtätte in Verbindung; ſie iſt auf einer Anhöhe erbaut; die Sägehölzer werden durch einen unterirdiſchen Canal herbeygeführt und durch eine Vorrichtung mit Gegengewicht in die Höhe gehoben. Es wird dieß Gegengewicht durch das Waſſer des Kühlers der Dampfmaſchine gebildet, welche die Sägen in Bewegung ſetzt, und ſomit wird das, gewöhnlich ungebraucht verlorne Waſſer, hier auf eine nützliche Weiſe angewandt. Der Mechanismus dieſer Säge verdient ſorgfältig ſtudiert zu werden und Hr. Dupin hat dieſes durch vier vollſtändige und ſchöne Zeichnungen ungemein erleichtert. Endlich befinden ſich im Arſenal von Chatam bemerkenswerthe Vorrichtungen, um augenblicklich eine große Waſſermaſſe nach irgend einer Stelle, wo Feuer ausbrechen möchte, hinzubringen.

Von allen Werkſtätten der engliſchen Marine iſt dann aber das Seearſenal von Portsmouth das größte und wichtigſte. Es begreift daſſelbe auch die Schule der Seeoffiziere und Schiffsbauleute, ſo wie hinwieder die Werkſtätten, worin die wichtigſten Kunſtarbeiten aus Eiſen und Kupfer, und alle für den Dienſt der Staatsflotte erforderlichen Blöcke, jeder Gegenſtand nach einer allgemeinen und ausſchließlichen Vorſchrift und Typus, verfertigt werden. Die Blockmacherey (poulierie) von Portsmouth, befaſſt eigenthümliche und bemerkenswerthe Vorkehrungen, die jedoch mehr der eigentlichen Schiffsarchitectur angehören und demnach in einer anderen Abtheilung des Reiſewerks behandelt werden ſollen. Unterhalb der Blockmacherey befindet ſich ein ſehr großer und tiefer Waſſerbehälter, der durch Gänge oder Rinnen mit den wichtigſten Baudocken zuſammenhängt. Dieſer Behälter liegt gewöhnlich trocken. Wenn ein Fahrzeug zum Ausbeſſern in die Docke gebracht iſt, wird dieſelbe alsbald geſchloſſen; alsdann öffnet man ein Schutzbrett und das Waſſer der Docke ergießt ſich ſogleich in den tiefen Behälter. — Die Dampfmaſchine der Werkſtätte der Blockmacherey kann nun mit Muße das Waſſer aus dem Behälter wieder ausſchöpfen, wogegen der große Vortheil zu Tage liegt, daß das auszubeſſernde Schiff in wenigen Minuten trocken gelegt wird, was in manchen Fällen unzuberechnenden Gewinn bringt.

Umſtändlich werden von Hr. Dupin die Gebäude der Verproviantirungs-Anſtalt ſowol als des großen Hoſpitals, die eigenthümlichen Vorzüge derſelben, ſo wie ihre ſinnreichen und nachahmungswerthen Einrichtungen beſchrieben. Das letzte der von ihm beſuchten Arſenale iſt dasjenige von Plymouth, welches durch Sprengung eines Theils des Felſens erweitert werden muſſte, worauf die ſeine Anlagen umgebende Stadt erbaut iſt. Die wichtigſte Arbeit, mit der man ſich jetzt dort beſchäftigt, iſt der Bau des großen Steindamms, deſſen Beſchreibung in einem ſchon gedruckten Werk des Verfaſſers (Memoires sur la marine et les ponts-et-chaussées de France et d'Angleterre) kann nachgeſehen werden.

2. Seehafen zum Dienſt des Handels. Die Anlagen und Einrichtungen der Handelsſeehafen ſind Früchte von Privatvereinen, an denen die Regierung keinen Theil nimmt, aber ſie ſind in der That noch viel erſtaunenswerther als diejenigen, von welchen bisher die Rede war. Von einer vollſtändigen Aufzählung derſelben kann in dieſem Auszug gar nicht die Rede ſeyn und man muß ſich auf einige der merkwürdigſten beſchränken. Der Reiſende geht vom rechten Ufer der Themſe aus, folgt nordwärts der Oſtküſte Englands und Schottlands bis zum Kanal der zwey Meere, als dem Endpunkt der Kunſtarbeiten im Norden von Großbritannien. Dieſem Canal entlang erreicht der Verfaſſer die Weſtküſte Schottlands, folgt ihr in ſüdlicher Richtung, gelangt hierauf an die Weſtküſte Englands, die er, ſo wie den äußerſten ſüdlichen Theil, in Augenſchein nimmt und hierauf, indem er die ganze Frankreich gegenüber liegende Küſte beſichtigt, nach London zurückkehrt.

Kingſton an dem Hull hat eine rechtwinkligte Form und iſt umſchloſſen von einem größeren und einem kleineren Fluſſe, von zwey bereits gegrabenen Becken und von einem dritten, das alsbald ſoll in Arbeit genommen werden. Bey dieſen Ausgrabungen hat man es mit einem ſchlammigten, völlig weichen Boden zu thun, der ein eigenthümliches, mehr und minder ſinnreiches Verfahren erheiſcht. Der Verfaſſer gibt werthvolle Nachricht von einer halbkreisförmigen Plankenausfütterung (batardeau), die hundert Meters im Durchſchnitt hat, eine einfache und dreiſte Structur darbietet und zum Behuf der Gründung und Erbauung der Einfahrt des neuen Beckens errichtet ward.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Taſchenbücher.

Rheinblüthen. Carlsruh bey Braun. 1819.

Das Rheinthal, Gedicht von Schweighäuſer. Ein gewagter Anfang, indem er die Forderung an alles, was dieſes Taſchenbuch weiter geben kann, ſehr hoch ſtellt. Es iſt ein ſchön tönender Geſang aus ſchönem Geiſte erklungen, der wohl wetteifernd bey dem beliebten Rheinweinlied ertönen ſollte. — Die Grafen von Habsburg, von Lembke; eine ſchön geſungne Romanze, die, wenn nicht auf alte Sage gegründet, auch ſchön erdacht iſt. — Herrn Thieles Gedicht: die Sonnenflecken, iſt recht hübſch; man möchte dergleichen aber doch eine Rodomontate nennen, denn wenn es einmal wirklich zum Weltuntergang kommen ſollte, möchte Hr. Thiele und Mlle. doch etwas verlegener ausſehen, als ſie es in dieſem artigen Gedichte verſichern. — Das Windſpiel, Erzählung aus dem Mittelalter; alſo kennt man die Ingredienzen. Daß arme Sünder gern Karthenſer werden, iſt in jedem Zeitalter der Fall, aber niemals herzerhebend; alſo auch nicht in dieſer Geſchichte, die ſehr gut erzählt iſt. — Herr Charles, von Hebel, wahre Geſchichte. Dem Sinn nach ſo fromm und herzlich wie Hebels Muſe immer erſcheint, und in dem Ton erzählt, welchen er ſich zu eigen gemacht und den man für volksthümlich erkannt hat. Dieſe kleine Erzählung war im Lauf des vorigen Jahres eine Zierde des Morgenblatts. — Lied aus der Ferne von B., ſehr rührend und naiv. Gern möchten wir einige Strophen anführen, müſſen es uns aber des Raumes wegen hier und überall verſagen. — Sabina, Erzählung von Schreiber. Iſt ſo ſchön erzählt! Aber warum mahlen uns diejenigen unſrer Schriftſteller, welche auf den Geſchmack wirken zu wollen ſich das Recht erworben haben, ſo ſcheusliche Bilder, wie das des ruchloſen Leontio, auf den nackten Leichnam der Erdroſſelten gebunden? Das verwirft die Sittſamkeit, das erweckt nicht Rührung, das erlaubt nicht das Schönheits-Geſetz. Es macht die Kunſt zum Kunſtſtück, wenn es dem Dichter dennoch gelingen ſollte, dadurch zu intereſſiren. — Das Thaler-Kabinet, von Miltitz. Ein ſehr lockres Gewebe, mit ſehr verzerrten Geſtalten bemahlt, deſſen ſittlicher Werth wenigſtens ſo ungewiß bleibt, wie die Abkunft ſeines Helden. — Rudolph und Aeneli, von Poſſel. Wir ſind verſucht zu ſagen, daß dieſe kleine Erzählung mehr Haltung im Geiſt des Zeitalters und als Geſchichte mehr Karakter hat, wie irgend eine andre der vielen Ritterzeit-Geſchichten, die man uns jetzt ſchenkt. Der Verfaſſer hat ſich nicht durch eine befremdliche Sprache eine alterthümliche Maske zuſammen zu flicken geſucht, ſondern erzählt mit den Ausdrücken unſrer Zeit vergangne Dinge. Das wüſte Kriegsleben, der ſtille Hirtenſtand, die verworrene Luſt und der verſöhnende Tod, geben ſich raſch und bedeutend die Hände zu dem kurzen Lebensreigen. — Die geſtörte Trauung, von Schreiber. Ein ſchauerliches Ammenmährchen, deſſen Grund-Idee auch in Goethes Braut von Korinth liegt, aber hier ganz anders eingekleidet und ſehr gut erzählt iſt. Mehrere Gedichte laſſen wir des Raumes wegen unberührt, danken aber für manches dem freundlichen Sänger. Unter den Kupferſtichen iſt das Titelkupfer: Stephanie, Markgräfinn von Baden, eine Zugabe, welche dieſem Taſchenbuch allein ſchon Werth gäbe. Iſt es ihr ähnlich — was wir nicht wiſſen — ſo ſchmücken wir dieſes ſchöne Geſicht gern mit den in ihr anerkannten Tugenden; iſt es das nicht, ſo würden uns dieſe holden Züge das Symbol dieſer Tugenden ſcheinen. Die übrigen Kupferſtiche gehören unter die beſten der dießjährigen Taſchenbücher.

Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen von Fr. Kind 1819.

Das Nachtlager von Granada. Uns hat dieſe Kleinigkeit im Leſen viel Vergnügen gemacht, und ein lebhaftes Verlangen erregt es aufführen zu ſehen. Den öffentlichen Nachrichten zufolge ſoll es auch auf mehreren Bühnen mit Beyfall aufgenommen worden ſeyn — ein Lohn, den der zierliche Dichter für den flüchtigen Genuß, den er dem Publikum gibt, wohl verdient. Ein verkappter Königsſohn und eine liebende Hirtinn, Räuber-Geſindel und eine Schlafſtätte, welche an Werners gräulichen Februar erinnert; dann die blutige Ausleerung des Laſters und das glänzende Convert, welches der Tugend gelegt wird, Deutſchlands Präeminenz zur Würze und Arabiſche Ruinen zum Surtout — das kann in unſrer Zeit, in ſo artigen Verſen vorgetragen, ſeine Wirkung nicht verfehlen. — Der Scalde und der Held, als Prolog zum Yngurd, wenn er in zwey Hälften getheilt auf die Bühne gebracht wird. Es iſt angenehm wahrzunehmen, wie ein geiſtvoller Mann das Unleidliche zu beſſern vermag. Soll Yngurd alſo mißhandelt werden, daß man ihn in zwey Abenden darſtellt, ſo verbindet dieſer Prolog allein die ſchmerzliche Trennung. — Die Todtenmahnung, von Loeben. Dieſe Gattung Wundergeſchichten einmal geſtattet — und das iſt doch billig, da ſie ihre Vollendung in ſich beſitzen kann — ſcheint uns dieſe Geſchichte eine der intereſſanteſten dieſer Gattung, und von den Geſchenken, welche Graf Loeben den Taſchenbüchern ſeit einigen Jahren machte, iſt ſie uns das geſchätzteſte. Wäre ſie von preziöſen Ausdrücken rein, wie: „während ſich Liſertas Gelock in Wohlgerüchen berauſcht“ — und: „Liſerta, welche den Goldkamm durch ſchwarze Wellen der Locken gleiten und die düftigen Schäume der Locken theilen ließ . . .“ — ſo müßten wir ſie für eine der beſten Schauergeſchichten halten. Allein bey ſolchen Perioden fällt uns immer das Räthſel aus Weiſſe's altem Kinderfreund ein: „Geringrer als ich, durchſchneide die Luft, entledge den Träger des Kalbfells.“ — Graf von Altberg von Fr. Laun. Die Firma von altdeutſch

wird dieſer Geſchichte ja wohl Leſer zuſichern. Solche Erzählungen gleichen unſerm altdeutſchen Damen-Putze. Die Form kann in der Geſchichte nicht nachgewieſen werden, die Stoffe ſind neu; aber die Mode hat ſie geſtempelt. — Die Brautfahrt, von Kena von Nidda. Wir beſannen uns am Schluß dieſer, in Verſe gebrachten, Mordgeſchichte, warum es wohl nur ſieben Todtgeſchlagene darin gab? Bey ſo einem Schickſalsgang konnte ja der Cantor beym Eintritt des Brautpaars in die Kirche, von der Orgel herabfallend das Brautpaar todtſchlagen, der Sänger ſelbſt aus Alteration darüber ſterben und die Brautfahrt als Geſpenſt beſingen. — Der Weingarten, von Kind, läſſt ſich ſehr angenehm leſen; er führt uns die Vorgänge ſehr anſchaulich vor Augen und hinterläſſt ein Anerkennen moraliſcher Rechtfertigung, welches beweiſt, daß der Verfaſſer das Walten des Schickſals nicht als Beherrſcherinn der moraliſchen Kraft im Menſchen darſtellen will. — Der Hageſtolz und die Unvermählte, von Arthur von Nordſtern. Zwey Gedichte, die wir mit Wohlgefallen auszuzeichnen wünſchen, bevor wir unſern Leſern ſagen, daß ſie in der Zahl der übrigen, ſehr liebe Dichtungen finden werden. Dieſe beyden aber werden manchen Leſer anſprechen, und ſein innerſtes Herz ausſprechen. Sehr wünſchten wir in den vorletzten Strophen der Unvermählten mehr Klarheit, um dieſe werthen Gedichte recht ungeſtört ins Herz zu ſchließen. — Guſtav Schilling in Schmerz und Heil vergnügt ſeine Leſer vollkommen durch die Art, wie er erzählt; uns aber ſehr wenig durch das was er erzählt. Während der letzten Kriegszeit herrſcht das Nervenfieber — wie es ſcheint in einem Städtchen am Rhein; Emiliens Liebe für Benno erlöſcht in ihrer Neigung zu einem franzöſiſchen Oberſten; die Seuche ergreift Benno und er ſieht in ſeinem erſten Paroxismus Emiliens Untreue; geht — doch wohl auch im Paroxismus? — zu ihr, inokulirt ihr wahrſcheinlich die Krankheit, macht ihr ſehr ungroßmüthige Vorwürfe über ihre Untreue, die ſie ſehr edel eingeſteht. Es iſt kein Wunder, daß er nun recht krank wird und daß ſein Delirium, das einen Hauptplatz in der Erzählung einnimmt, ſehr ängſtlich iſt. Endlich geneſt er, findet den Oberſten und Emilien todt; geht mit einer Freundinn, deren Gatte an eben dem Tage, wo das Nervenfieber ihn ergriff, begraben ward, zum erſtenmal im Garten ſpazieren, wirbt um ſie und macht Hochzeit. In den Fieberträumen iſt viel Phantaſie. — Der Einkauf, von Theodor Hell; Verwandlungen von Langbein, werden erheitern, die Strophe in dieſem letztern: „Baſtel, das Schreiberlein, ſtrebet nach Brede" wird leicht zum Sprichwort werden. — Väterliche Gewalt, von Prätzel. Sollte wohl dieſe Art von Komiſchem, wo der Haſelſtecken zwiſchen Vater und Sohn die Hauptrolle ſpielt; dieſe Art von Naivität, wo ein Mädchen von zwölf Jahren eine Liebesintrigue durch Zeichengeben aus dem Bühnen-Fenſter anfängt; und durch Fußtreten unter dem Tiſch und Geſichterſchneiden fortſetzt — ſollte ſie wohl unſerer Bildung angemeſſen ſeyn, wohl zu irgend einer Bildung beytragen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Engliſcher Literaturbericht vom Dezember 1818.

1. Poeſie. Hobhouſe's hiſtoriſche Erläuterungen des vierten Geſanges von Childe Harold (576 S. S. Literaturbl. 1818. Aug. No. 30. S. 117) ſind für das Gedicht ſelbſt nichts weniger als vortheilhaft. Statt die poetiſchen Schönheiten deſſelben hervorzuheben und ins Licht zu ſtellen, zieht H. ſelbſt jedes Beywort in die niedrigſte Proſe herab. Ueberdieß kann man ſeine Aufklärungen größtentheils in jedem Lexikon oder Encyclopädie ſelbſt nachſchlagen. Angehängt iſt ein Verſuch über die gegenwärtige Literatur Italiens, die aus italieniſchen kritiſchen Zeitſchriften zuſammengetragen ſcheint. Hier wird eine Notiz von dem Leben und den Schriften des Ceſarotti, Parini, Alfieri, Pindemonti, Monti und Foſcolo gegeben. Die Notiz über Parini iſt die erheblichſte und vollſtändigſte, die Kritik über Foſcolo's Abhandlung vom Urſprung und den Obliegenheiten der Literatur die beſte im Buche. Die übrigen Zugaben beſtehen unter Anderm in werthloſen Briefen von Taſſo und in einem Facſimile ſeiner Handſchrift für Curioſitätenliebhaber.

Miß Porden, bekannt durch ein Gedicht The Veils (Literaturblatt 1818. März. No. 10), hat kürzlich ein ſehr gehaltloſes und in Diktion und Verſification mangelhaftes über die Nordpol-Expedition geſchrieben (8. 2 Sh. 6 D.), von denen ein Recenſent bemerkt, daß ihrer Muſe zu rathen wäre, ſo ſchnell als möglich durch die Davisſtraße wieder nach einer ſüdlichen Region ihren Weg zu ſuchen.

The Gentleman. A Satire. 100 S. 4 Sh. geb. Dieſe Satyre iſt in den Jahren 1812 bis 1815 geſchrieben, und würde bey größerer Feile und bey Anwendung des Schnitzmeſſers in einigen Ordnungen ein ſehr ſchätzbares Gedicht ſeyn. Es ſcheint mir intereſſant, die eigene Stimme eines Engländers über dieſes Zeitgemälde zu vernehmen. Das Monthly Review (Nov. 1818) ſagt: „Der Dichter geht die herrſchenden Thorheiten des Tages durch, wie ſie ſich in unſern ernſthaften Verhältniſſen und in unſern Vergnügungen offenbaren. Er eifert gegen die Uebertreibung, die Ueberſchreitung der Schranken der Natur und folglich des guten Geſchmacks, die jetzt dem engliſchen Genius charakteriſtiſch iſt. Er preiſt den Gentleman, wenn er ſich auf eine würdige Weiſe mit den Mühen des Ackerbaus beſchäftigt, mißbilligt aber, daß er ſich mit dem Dünger gemein macht. Er betrachtet den Hang zu Zerſtreuungen, den er bey Alt und Jung findet, nicht mit dem Auge eines Cynikers, aber er jammert darüber, in einem Spieler einen Senator wiederzuerkennen; und kann den Pferdejungen nicht mit dem Gentleman reimen. Mit einem Worte; er vertritt alle praktiſchen Regeln der Mittelſtraße, die Frieden über die Geſellſchaft verbreiten; und der Menſchheit eine moraliſche Würde verleihen." Beſonders verdienen vom Ausländer ſeine Bemerkungen über den neueren Geiſt der engliſchen Poeſie beherzigt zu werden. Das Werkchen begleiten Noten, die viel Werth haben. In einer derſelben läſſt er ſich über den modernen Geſchmack ſo vernehmen: „Es gibt eben ſo viel junge Männer als junge Mädchen, welche Southey's Roderic Milton's verlornem Paradieſe, Milman's Fazio dem Othello Shakſpeare's, Leigh Hunt's Rimini dem Orlando Arioſt's, und Byron's Corſaren der Iliade Homers vorziehen. Bey ihnen läſſt ſich zum Glück noch eine Periode des gereiften Urtheils erwarten, wo ſie über die Entſcheidung ihrer frühern Jahre beſchämt ſeyn werden; beſtärkt ſich aber das reifere Alter ſelbſt in dem ſchlechten Geſchmack, ſo iſt leider keine Beſſerung mehr zu hoffen."

The Recluse of the Pyrenees: a Poem. 64 S. Daß der Dichter ein Nachahmer der Byronſchen Manier iſt, läſſt ſich nicht verkennen, und verdient als ein Beweis von

Ungeſchmack und verkehrtem Takte Mißbilligung. Es iſt aber allemal ein unglücklicher Verſuch, wenn Kritiker dieſe Nachahmungsſucht eines nicht ganz unpoetiſchen Kopfes in einzelnen Gedanken und Wendungen finden wollen: es widerfährt ihnen dann gewiß ſehr häufig, daß ſie dem Nachahmer Unrecht thun. Ein Beyſpiel diene hier für viele. Der Nachahmer ſagt irgendwo:

> That all the wisdom which we learn below
> Is but the vanity of all to know.

Hier wittert ein Recenſent ein Plagiat aus der Stelle des Childe Harold:

> Well didst thou speak, Athena's wisest son:
> All that we know is, nothing can be known.

Byron geſteht ſelbſt, dieſen Spruch einem alten Philoſophen zu verdanken. Ihm würde alſo eher noch dieſer Vorwurf zu machen ſeyn, da der Verfaſſer der vorliegenden Poeſie ſowol in der Wendung als ſcharfgenommen in der Erfindung ſelbſt einen ganz andern Satz aufſtellt. Die Nachahmung iſt in ſolchen einzelnen Stellen überall nicht, und meiſt wohl nur in der Manier zu ſuchen. — Uebrigens iſt der Stoff des Gedichts mager genug: Ein verwundeter brittiſcher Offizier bleibt in ſeinem Blute auf dem Schlachtfelde nach der Pyrenäenſchlacht liegen. Hier findet ihn ein alter Einſiedler und rettet ihn vor den wilden Thieren, die hier auf Raub ausgehen. Der Einſiedler iſt ein Graf Alba, der eine ſchöne Tochter hat. Zu dieſer faßt der Held des Gedichts natürlich eine inbrünſtige Liebe, und das Gedicht ſchließt ohne weitere Entwickelung, die der Vf. in einer Note ſonderbar genug bey einer andern Gelegenheit verſpricht.

Noch einmal empfehle ich Ihnen Barrett's Lobgedicht des weiblichen Geſchlechts. 12. 121 S. (S. Literaturbl. 1818. Oct. No. 37. S. 146.) In der Vorrede heißt es, der Vf. habe ſchon früher über denſelben Gegenſtand ein Gedicht herausgegeben, daſſelbe aber, durch Kritiken auf ſeine Fehler aufmerkſam gemacht, ſo viel als möglich zu unterdrücken geſucht. Das vorliegende Gedicht iſt in einer ſchönen, wohlklingenden Sprache geſchrieben; und athmet einen ſeltenen dichteriſchen Aufſchwung, der eine gewiſſe Monotonie künſtlich verſteckt, welche in dem Stoffe ſelbſt und in der generellen Schilderung von Vorzügen des Geſchlechts liegt, die grade erſt dadurch anziehend werden, wenn man ſie ſich individualiſirt denkt. Das Gedicht eröffnet mit einem erhebenden Geſange auf die unvergeßliche Prinzeſſinn Charlotte; dann geht der Dichter zu den Urſachen über, welchen die Unterdrückung des ſchönen Geſchlechts in frühern Zeiten zuzuſchreiben iſt. Es folgt eine Vergleichung zwiſchen beyden Geſchlechtern voll treffender Züge. „Dem Weibe, heißt es unter andern, deſſen beſte Bücher Menſchenherzen ſind, verlieh die weiſe Vorſicht einen weniger tiefen Geiſt. Des Mannes Geiſt iſt hehr, der ihrige liebenswürdig; er ſollte verkünden, wie Donnerkeile fallen, ſie, wie Roſen ſinken. Ihr raſcher Verſtand entſcheidet, wenn der ſeinige überlegt; ſie fühlt eine Wahrheit, die er blos berechnet. Er ahnet das nahende Unglück, ſie faßt geſchickt das Gute der Gegenwart auf; ſein iſt die thätige Beharrlichkeit, die erwirbt, ihr die leidende Geduld, die erhält." Der Dichter zählt dann die Tugenden auf, in welchen das weibliche Geſchlecht dem männlichen überlegen iſt, und ſchließt ſehr ſchön ſo: „Die Tugend zu behüten, den Muth zu erſetzen, der ihrem ſanften Geſchlechte mangelt, ſiehe, darum ward ihr die Beſcheidenheit verliehn; ein geheimer Zauber, deſſen Erröthen beſchämen, deſſen Zittern zurückwehren kann. Stark durch die Schwäche ſelbſt, die ſie verräth, zieht ſie einen Nebel um unſern glühenden Starrblick. Das ängſtliche Pochen des Herzens, die zitternde Anmuth, welche ihre Holdſeligkeit ſo gern verbergen möchte, die ſchöne Mißbilligung, die erſtaunt ſcheint, die zarte Strafe der weggewandten Augen: das ſind ihre Waffen, und mit ihnen ſiegt ſie. Die Liebe verſtummt, das Laſter widerruft ſeine ſchmeichleriſche Rede." Schön ſind die folgenden Verſe: „Sie entweihte ihren Erlöſer nicht mit verrätheriſchem Kuſſe, ſie verläugnete ihn nicht mit unheiligen Lippen, ſie konnte, da die Apoſtel bebten, der Gefahr Trotz bieten, die letzte bey ſeinem Kreuze, die erſte bey ſeinem Grabe." Der Schluß des erſten Geſangs iſt dieſem entſprechend, voll innigen Gefühls. Im folgenden leitet B. von dieſen Vorzügen die Allgewalt des weiblichen Geſchlechts her. „Mit lieblichen Unvollkommenheiten geboren, mit Mängeln, die reizen, und Schwächen, welche zieren, herrſcht ſie durch Zurückhaltung und Ehrfurcht gebietende Sanftheit; ihre Seufzer ſind Befehle, ihre Liebkoſungen Feſſeln. Warum klingt ihre Stimme wie der Ton einer Saite? Warum ſpricht ihr Auge beredter, als es eine ſterbliche Zunge vermag? Warum gab die Natur ihr Blicke, welche ſiegen, bis der Mann auf ſeinen bebenden Knien ſie anſtarrt und im Anſtaunen ſchwach wird wie ſie? Es geſchah, um dieſe Künſte gegen unſre Waffen zu gebrauchen, und die herrſchbegierige Kraft durch bezaubernde Reize zu zähmen!" Unter den weiblichen Reizen konnte die Schönheit nicht übergangen werden; der Vf. ſtellt dem lebhaften und heiteren Bilde eines funfzehnjährigen Mädchens das Gemählde einer ſchönen Frau gegenüber, und hebt die Vorzüge Beyder intereſſant heraus. Seine Farbengebung iſt dabey glänzend, doch rein und unanſtößig. „Aber, fährt er dann fort, nachdem er bemerkt hat, daß alles in der Kunſt und in der Natur an Eindruck verliert, je länger man es anſchaut, „aber unerſättlich ruht das Auge auf einem ſchönen Mädchen. Jeder Blick findet ſie noch lieblicher, jeder Moment des Anſchauens verlangt noch einen zweyten. Doch muß dann die geiſtige Grazie das Spiel der Züge beleben, es muß die Unſchuld das ſchöne Bild von innen heraus erhellen." Der anziehendſte und geglättetſte Theil des Gedichts iſt die darauf folgende Epiſode von einem unglücklichen Opfer der Verführung, die dieſen Geſang ſchließt. Der dritte Geſang beſingt die Liebe, und gewinnt dem vielgefeyerten Gegenſtande manche nicht uneigenthümliche Seite ab. Richtig werden die Symptome dieſer Leidenſchaft bezeichnet. Das in der folgenden Epiſode lebendig und erhaben geſchilderte Ungewitter leitet den Dichter zu dem urſprünglichen Wirkungskreiſe des Weibes, und das Gedicht ſchließt mit dem lieblichen Bilde eines Weibes in ſeiner ſtillen, ländlichen und häuslichen Eingezogenheit.

2. Geſchichte. Musical Biography. 2 Voll. 8. 24 S. geb. Leben und Werkverzeichniß der ausgezeichnetſten ſowol unter den jetzt lebenden als verſtorbenen Komponiſten und muſikaliſchen Schriftſtellern Europas ſeit den letzten drey Jahrhunderten.

Memoires of Geo. Fred. Cooke. By W. Dunlap, Esq. in 2 Voll. 8. Mit einem Porträt. 21 S geb. Cooke war Schauſpieler vom königlichen Theater und Coventgarden.

Die bereits (Literaturbl. 1818. Febr. No. 6) angekündigten Briefe von Horace Walpole ſind nunmehr erſchienen, und ein höchſt wichtiger Beytrag zur Geſchichte jener Zeit. Der Verf. iſt den deutſchen Literatoren vorzüglich durch ſeinen „ſonderbar intereſſanten" Roman: Das Schloß von Otranto, bekannt. In England wird dieſer

Digitized by Google

unter ſeinen Werken nicht grade am höchſten geſchätzt, wenn man gleich den Schönheiten des Styls und den ritterlichen Ideen Gerechtigkeit widerfahren läſſt. Deſto mehr hält man von der mysterious mother, ſo ſchaudererregend auch der Stoff und beſonders die Hauptperſon, dieſe Mutter ſelbſt iſt; die kräftige Charakterzeichnung, die Gewandtheit des reimloſen, altengliſchen Versmaßes werden gerühmt; man nennt es ein glänzendes Denkmal ſeines Geiſtes, und bedauert, dieſes kühne, kräftige Talent in ſeinen übrigen Werken nicht wiedergefunden zu haben, welche zu ſehr die Mäßigung und Zierlichkeit des Gentleman athmeten. Seine vers de société zeigen das vergebliche Bemühn, ſüßlichen franzöſiſchen Scherz in einer männlichen, rauhen Sprache wiederzugeben; ſeine Biographien ſind nach dem Geſchmack der franzöſiſchen Memoiren, mit eben ſo oberflächlicher Kritik wie dieſe. Sein leichter, lebendiger Ausdruck, ſeine feinen Bemerkungen, ſeine glückliche Erzählungsgabe berechtigen zu großen Erwartungen von ſeinen Briefen, und wirklich werden die vorliegenden für ſo vorzüglich anerkannt, daß man Walpole faſt über alle Briefſteller Englands erhebt, was neben einem Cheſterfield und Gray viel ſagen will. Selbſt die Eigenthümlichkeiten in dem Charakter Walpole's ſind dieſer Schreibart günſtig. Er iſt ein feiner, abgeſchliffener Gentleman, der eine feine Bildung hat, ohne grade viel Kenntniſſe geltend zu machen, ein entſchiedener Whig als Staatsmann und doch weit entfernt ſich zum Volksfreunde zu ſtempeln. Vielmehr fühlt ſich ſeine unbegränzte Eitelkeit im Umgange mit Großen unendlich geſchmeichelt, ſo wenig er auch dem Anſcheine nach ſich daraus etwas zu machen ſcheint. Grade ſeine Eitelkeit veranlaſſt ihn zu ſo manchen umſtändlichen Erzählungen, die für die Geſchichte jener Zeit in jeder Hinſicht, man mag moraliſche oder politiſche Individualiſirung wünſchen, höchſt anziehend ſind. Er zeigt ſich auch an manchen Stellen als einen Kenner der höhern Welt. So wenn er bemerkt, daß moraliſche Reflexionen das Kleid ſind, das man gern nach erlittenen Unglücksfällen trägt, oder wenn er warnt, diejenigen, die uns gleichgültig ſind, mit Artigkeit zu behandeln, weil man doch zuletzt nicht umhin kann, ihnen zu zeigen, daß man ihrer überdrüſſig iſt, und dann ſie mehr beleidigt, als wenn man nie verſucht hätte, ihnen zu gefallen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom August 1818.

(Fortſetzung.)

Im größten Detail wird die Bauart der Brücke von Sunderland beſchrieben und durch einen beygefügten genauen Plan erläutert, eben ſo die hydrauliſchen Maſchinen aller Art, deren man ſich in Hull und in Sunderland bedient. Der Reiſende beſichtigt und beſchreibt die Leuchtthürme von Sunderland, Tynemouth und Berwick. In Newcaſtle beſucht er verſchiedene wichtige Fabriken und bemerkt darin jedesmal dasjenige, was mehr oder minder direkten Bezug auf die öffentlichen Arbeiten hat, mit denen ſich ſein Werk vorzugsweiſe beſchäftigt.

Bey Schottland werden ſehr ausführliche allgemeine Betrachtungen über den geſellſchaftlichen Zuſtand des Landes vorausgeſandt und hierauf die Hauptſtadt beſchrieben hinſichtlich auf ihre bürgerlichen Anſtalten, Gebäude und Denkmäler beſchrieben. Die Arbeiten des zunächſt bey der Stadt befindlichen Hafens von Leith ſind umſtändlich beſchrieben. In Dundee, am Ufer des Tay, werden noch größere Arbeiten dieſen Hafen gleichſam völlig neu geſtalten. Hr. Dupin theilt die dazu von mehreren Ingenieurs entworfenen Plane mit.

Der ſeit ſieben Jahren erſt vollendete Leuchtthurm von Bell-Rock bey Arbrouth iſt der Vorwurf einer weitläufigen Beſchreibung, worin der Verfaſſer theils die Natur der bey ſeinem Bau zu überwindenden Schwierigkeiten und das dabey beobachtete Verfahren, theils die Feuer des Leuchtthurms, ihre Wirkungen und ihren Mechanismus, auf eine ſehr belehrende Weiſe abhandelt.

Nordwärts vom Leuchtthurme von Bell-Rock ſind die Hafen von Montroſe, von Aberdeen und von Peterhead die bedeutendſten, bey denen Hr. Dupin am meiſten verweilt. Seine Beſchreibung des caledoniſchen Kanals iſt ſchon anderwärts (auch auszugsweiſe im Morgenblatt) bekannt gemacht worden.

Der wichtigſte ſchottiſche Hafen der Oſtküſte iſt derjenige von Glasgow, dem auch die Stationen von Greenock und von Port Glasgow angehören, welche gleichſam ſeine Vorderhafen bilden. Glasgow enthält eine ſehr große Zahl durch Erfindung und Nutzbarkeit merkwürdiger öffentlicher Werke, ſo wie hinwieder mannigfache, große und ſehr vervollkommnete Manufakturen. Der Reiſende handelt davon umſtändlich. Er verweilt insbeſondere bey dem Verfahren, wodurch der Clydefluß für große Schiffe von Glasgow bis zu ſeiner Ausmündung ſchiffbar gemacht ward; bey den Arbeiten des Kanals beyder Meere etwas weſtwärts von Glasgow und Edinburg; bey den Kanälen von Monkland und Paisley; bey dem Gebrauch der Dampfſchiffe u. ſ. w.

Südwärts von Glasgow iſt man jetzt mit mancherley Arbeiten beſchäftigt, die ſich theils auf den Bau neuer Seehafen, theils auf die Verbeſſerung ſchon vorhandener beziehen; aber alle dieſe Arbeiten, wie zahlreich und mannigfaltig ſie auch ſeyn mögen, verſchwinden gewiſſermaßen vor denen in Liverpool. Eine doppelte Reihe dreiter Hafenbecken, über zwey engliſche Meilen lang, reicht nicht hin, um alle für den Handel dieſer Stadt gebrauchten Schiffe zu faſſen; es müſſen neue gegraben und die alten breiter oder tiefer gemacht werden. Dieſe Werke, wozu Hr. Rennie die Plane lieferte, werden mit Anwendung aller der Mittel zu Stande gebracht, welche die Fortſchritte der Kunſt darbieten konnte. Neue Maſchinen, die überall angewandten Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen, die Trennung und Ordnung der Arbeiten, ſind die Vorwürfe, welche abwechſelnd die Aufmerkſamkeit der Reiſenden feſſeln und die ſein Tagebuch beſchreibt.

Auf dem Merſeyfluß, der bey Liverpool vorbeyfließt, ſteigt er bis zur Einfahrt des höchſtmerkwürdigen Kanals des Herzogs von Bridgewater hinauf und beſchreibt die an dieſer Einfahrt vorkommenden Werke, ſo wie die eiſerne Hängebrücke, welche an dieſer Stelle über den Merſey errichtet werden ſoll. Weiterhin beſchäftigt er ſich mit den Kanälen von Cheſter und Nantwick, vorzüglich aber mit demjenigen von Ellesmére, deſſen Waſſerleitungen er beſchreibt. Eine dieſer letztern, die ſchiffbar iſt, beſteht aus Eiſen und hat über eintauſend Fuß Länge. Hr. Dupin theilt den Plan derſelben mit und gibt Aufſchlüſſe über ihren Bau. Ueber den Hafen von Holyhead, wo große Arbeiten vorgenommen werden, theilt er gleichfalls ſeine Beobachtungen mit.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Taſchenbücher.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Darmſtadt bey Heyer und Leske, 1819.

Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen, von Hofmann. Da wandeln wirklich die Menſchen vor uns herum, wie man ſie ſich denken muß, wenn man noch vor vierzig Jahren ein Nürnberger Bürgerhaus mit ſeinen ungeheuern Hausehrn, ſeinen rothgepflaſterten Zimmern mit einzelnen breiten Fenſtern, von blankgeputzten runden Scheiben, ſah, und ſich das alte Geräth darein denkt, wovon noch vor wenig Jahren die letzten Trümmer hie und da auf dem Trödelmarkt — oft wahre Alterthumsſchätze — verkauft wurden. Das Coſtüm dieſer Geſchichte, ſowol der Sitten wie der Denkart, däucht uns von der höchſten Wahrheit zu ſeyn! Dabey nirgends Pinſeley, weder des Gefühls, noch der Frömmigkeit, und doch ſo zartſinnig und fromm! Das bischen Aberglauben in dem kraftvollen Küfer iſt ſo ſeelenkundig aufgefaſſt. Conrad ſchmeckt ein bischen nach Fouqués Helden mit den Wieſenbäumen ſtatt Lanzen. Ein Wort von Hofmann müſſen wir anführen, weil es dem unſtudierten Leſer mehr als mancher Band verwickelter Perioden klar macht, warum Künſtler und Bürger in jenem fünfzehnten Jahrhundert ſo lebendig daherſchritten. Hofmann ſagt: „in jener Zeit wo Kunſt und Handwerk ſich die Hände boten" — nähern wir dieſe beyden Stände einen dem andern und der nachdenkende Leſer ſieht plötzlich den Handwerker veredelt und begeiſt, warum der Künſtler bey ſo unnachahmlicher Wahrheit in Deutſchland vom Ideale ſo fern blieb. — Unterirdiſche Liebe, von Clauren. Wir haben ſchon in ſo manchen Fällen einzig unſerm Gefühl getreu zu urtheilen gewagt, ohne uns je eine Verurtheilung für geſtattet zu halten, daß wir uns auch nicht verbieten, über Hrn. Claurens mißbrauchtes Talent unſern Mißmuth zu äußern. Eine traurige Verirrung ſeines Geſchmacks verführet ihn, den unverfänglichſten Vorgängen in ſeinen Erzählungen einen Anſtrich von Lüſternheit zu geben, die ſie aus der wahrhaft gebildeten Geſellſchaft ausſchließen und dieſe alſo des Genuſſes berauben, welchen die Friſche ſeiner Phantaſie, ſeine leichte angenehme Sprache und raſche Erzählung ihr ſchenken würde. Möchte er doch lieber — wenn ſeine Anſichten ihm dergleichen ſchlüpfrige Schilderungen erlauben — die ſtreitenden Elemente ſcheiden, und einmal ein eigentlich unartiges Buch ſchreiben, vor welchem Frauen und gute Geſellſchaft gewarnt werden könnten, was ſich bey Taſchenbüchern nicht gut thun läſſt. — Eiſenknappe und Waldhorn, von Müller. Eine ganz artig und anſpruchslos erzählte Ritter- und Geiſter-Geſchichte. — Die Burg St. Severin, von Fouqué. Offenbar lebt dieſer Dichter in ſeiner gemüthlichſten Sphäre, wenn er franzöſiſche Karaktere idealiſirt. Milde und natürlich verwebt ſich in dieſer angenehmen Geſchichte die mäßige Nordlands-Großſprecherey, die der liebe Dichter ſeinem galliſchen Blute eingeimpft hat, mit dieſem franzöſiſchen Karakter und bringt eine anmuthige Wirkung hervor. — Liebes-Geſänge, von Wetzel, und eine Reihe Dichtungen von eben dem Dichter, welche an Goethes unnachahmliche römiſche Elegien erinnern, aber dennoch gefallen. — Die Blume und der Vogel, ein kleines Gedicht von Gerſtenbergk, das durch die zarte Schwermuth und die ſinnvollen Bilder ſehr anzieht, welche dieſem Dichter ſo eigen ſind. — Der Berggeiſt, von August Lafontaine. Man wird dieſe Erzählung ſo gerne leſen, wie alles, was der liebe Erzähler ſeit vielen Jahren vorträgt. Dieſes gerne verdankt er einem gewiſſen Zauber der Gemüthlichkeit, die ihm, unerachtet der ſteten Wiederkehr derſelben Karaktere und der Abentheuerlichkeit der Begebenheiten, dennoch ſein Publikum zuſichert. — Die Höhle der Erſchlagnen, von Gerſtenbergk. Die zarte, ſchwermüthige, ganz in Empfindung ſich auflöſende Phantaſie, welche Gerſtenbergks kleinen Gedichten einen ſo großen Zauber verleiht, ſchadet dieſer Erzählung. Das Lied mit ſeinem einfachen Gegenſtande ſchwebt wie ein dunkler Nachtvogel vor unſrer Phantaſie, ſie überläſſt ſich der Wehmuth, die ſein leiſer Flug, ſein ernſtgefärbter Fittich in ihr erweckt; allein wenn Schaaren von dieſen bedeutungsvollen Gebilden uns umſchwirrten, würde der lichtſuchende Geiſt ſich ermannen und ſie verſcheuchen. Die lange Reihe Bilder unbeſtrittnen Jammers, welche dieſe Erzählung füllen, bringen, ſo ſchön ſie ſind, eine bängliche Empfindung hervor. Unglück, grenzenloſes Unglück, erfuhren Viele; davon niedergeworfen zu werden, iſt kein Verdienſt; dieſe Niederlage ſchön mahlen, iſt eines; aber wir möchten einen ſo zarten Sinn ſich an erhebendern Gegenſtänden üben ſehen.

Frauentaſchenbuch von de la Motte Fouqué. Nürnberg bey Schrag, 1819.

Dem Kloſter der Liebenden, von Fouqué, liegt eine Sage zum Grunde, die man bey allen Sagen beſitzenden Völkern erzählt findet; wie einem Ritter um ſeine Geliebte zu erhalten, von ihrem ſtrengen Vater Thaten auferlegt werden, bey deren Ausführung er, weil ſie Menſchenkräfte überſtiegen, in dem Moment der Vollendung erliegt. Eine ähnliche ſoll ſich auch in dem, dem Ritterthum ganz angehörenden, nun längſt erloſchnen Geſchlechte der Coucy befinden. Fouqué hat ſie dramatiſch behandelt, in einer der rührendſten Geſtalten dargeſtellt. Er hat ſich für dieſe Gegenſtände ein für alle mal die gedehnte und geſchrobne Sprache der alten franzöſiſchen Ritterromane angeeignet, die er aber auch ſinnreich und zierlich mit völliger Conſequenz durchführet. Wie wir ehmals dieſe Romane laſen, wünſchten wir ihre edeln Gefühle, ihre ſpannenden Situationen einfach vorgetragen zu ſehen: thäte das Fouqué, ſo würde er ſeine Vorgänger ſiegreich über-

Digitized by Google

treffen, da er Geiſt und Tiefe vor ihnen allen voraus hat. — Erinnerungen an Johann von Beſſer und ſeine Gattinn Katharine Eliſabeth, geborne Kühlenwein von Franz Horn. Ein ſehr intereſſanter Beytrag zur Karakteriſtik jener Zeit (dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts) beſonders durch die Auszüge, welche der Verf. aus Beſſers eigenhändig geſchriebenem Leben mittheilt. Um ſo ſtörender ſcheint uns die Nachahmung dieſes Styls von Seiten Herrn Horns. Er bringt damit die Wirkung hervor, die Boiſſerees erreichen würden, wenn ſie, um ihre herrlichen Gemählde zu zeigen, ſich ſelbſt in ein Mittelalters-Koſtüme ſetzten. Für den Gegenſtand und den Sinn der Erzählung ſind wir Herrn H. den lebhafteſten Dank ſchuldig, ſie iſt reich an pſychologiſchen Zügen, an lebhaften Darſtellungen, und höchſt rührend durch der Kühlenwein innige, hingebende Liebe. Auch die angehängten Gedichte Beſſers ſind hier ganz an ihrem Platz und vervollkommnen dieſen ſehr gehaltreichen Aufſatz. — Auswahl aus den Gedichten Joh. Angelus, in einem Brief von Franz Horn. Wahrſcheinlich war Angelus ein Mönch, der, wie das Jahr wo ſein „Cherubiniſcher Wandersmann“ gedruckt ward, beweist (1675), in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Mit ſeltner Breite verſichert der Briefſteller: mit der neuen Myſtik ſey es gänzlich aus, ſie ſey verſchwunden und verſpottet; ſo ſehr er nun auch dieſe gehaſſt, ſo nöthig halte er einen Zuſtand bey dem „den ſinnigen Naturen die Zeit wie die Ewigkeit wird, und der Menſch die unendliche Gnade fühlt, durch reine hingebende Liebe in Gott und mit Gott vereinigt zu werden.“ Hr. Horn hält das für etwas Andres wie Myſtik, und ſpricht auch Johannes Angelus von dieſer frey, als welche keineswegs in ſeinen Epigrammen herrſche; denn der Satz: „die Seele wird was Gott iſt“, der auf die verſchiedenſte Art in dieſen ausgeſprochen iſt, müſſe nie anders verſtanden werden, als „daß die Seele aus Gnaden werde, was Gott von Natur.“ Dem Leſer, welchem dieſes vollkommen klar iſt, werden auch folgende Epigramme nicht myſtiſch vorkommen, deren ähnliche uns Herr Horn 115 ſchenkt.

1.

Ich muß Maria ſeyn und Gott aus mir gebähren,
Soll er mich ewiglich der Seeligkeit gewähren.

2.

Gott opfert ſich ihm ſelbſt. Ich bin in jedem Nu
Sein Tempel, ſein Altar, ſein Betſtuhl, wo ich ruh.

3.

Gott liebet mich allein, nach mir iſt ihm ſo bange,
Daß er auch ſtirbt vor Angſt, daß ich ihm nicht anhange. —

Pellegrin, von Karl Borromäus Freyherr von Miltiz. Wir finden eine gewiſſe Beſcheidenheit darin, wenn ein Dichter ſeinen Namen, wie er genannt wird unter den Menſchen, ſo reichlich ausſchreibt. Er beweist, wie wenig er ſich als Dichter vorzudrängen Anſpruch macht. Der Freyherr hat aber Unrecht; er erzählt wirklich eine höchſt wundervolle Geſchichte recht gut. Nur in der Art der Einkleidung und der Oertlichkeiten, die er annimmt, ſcheint er fehlgegriffen zu haben. Für dieſe Art Wunder und Frömmigkeit wäre der gewöhnliche Legendenſtyl und die ferne Wunderzeit wohl angemeſſner, wie das von ihm gewählte moderne Gewand. Von einem unwürdigen Wüſtling, wie Pellegrin, den ein Wunder durchs Leben begleitet — die Worte memento mori zeigen ſich, ſo oft er eine Schandthat begeht, in glühenden Buchſtaben auf ſeiner Stirn — möchten wohl Spötter in unſern Zeiten ſich zu ſagen herausnehmen: das Stirnzeichen ſey nichts wie die Kolleraber geweſen. Daß ſo ein Bube endlich als Kloſterheiliger ſtirbt, würde auch beſſer in eine Legende, als in ein Frauentaſchenbuch unſrer Zeit gepaſſt haben. — Das Recht will Recht behalten, Erzählung von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué. Wenn eine Darſtellung ihre Leſer in ſo einem Grade wie dieſe anzieht, wäre jede tadelnde Bemerkung undankbare Mäkeley. Auffallend iſt es uns in dieſer Erzählung, daß ſie, ohne daß einer der Karaktere über die Höhe gewöhnlicher Menſchen ragt, doch nicht verrathen würde, von einem Frauenzimmer geſchrieben zu ſeyn. Das männliche Leben und Treiben iſt darin mit ſo ſonderbarer Sicherheit geſchildert, daß wir die Dame bewundern, die es ſich ſo lebendig conſtruirte. — Das Marmorbild, eine Novelle von Joſeph Freyherrn von Eichendorf. Italieniſche Dekorationen, Luſt und Feſte, Hexereyen und ein wenig Frömmigkeit, recht bunt gemiſcht, auch eine Art Teufel, denen der Sonntag zuwider iſt. — Hinter ſolchen Novellen muß des alten Hübners praktiſche Frage ja nicht ſtehen, die Antwort könnte leicht unverbindlich ausfallen. — Die Legenden von Kaiſer Karl dem Großen von Heermann ſind wirklich aus alten Legenden geſchöpft und einige davon werden, einfältig und gläubig erzählt, in Bayern auf den Jahrmärkten auf Löſchpapier gedruckt um einen Batzen verkauft. — Der Raum erlaubt uns nicht, über den poetiſchen Theil dieſes reichhaltigen Taſchenbuches viel zu ſagen. Es ſind viele innige und wohltönende Dichtungen darin. Einige ſehr gelungne Ueberſetzungen nach Lord Byron, von Henriette Schubart, eine Ueberſetzung von Walter Scots Romanze: Elſe Brand, die ihrem Original ſehr treu, Schauder und Theilnahme erweckt. Von Fouqué: das Pfand, normanniſche Sage, haben wir mit vieler Theilnahme geleſen und meynten oft des Sängers Stimme wirklich in den dunkeln Hallen zu hören; ſo gut ſtellt der Dichter das Bild dar, was wir uns von der Barden-Zeit machen. Bey ſo Vielem, was wir dankbar und anerkennend empfingen, drang ſich dennoch im Allgemeinen die Bemerkung in uns auf, daß der darin überwiegende Hang zur myſtiſchen Frommheit und weichlichen Schwärmerey zur zweckmäßigen Bildung der Frauen, denen dieſes Taſchenbuch gewidmet iſt, wenig ſich eignet.

Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft gewidmet von St. Schütz. 1819.

Der Umſchlag des Taſchenbuchs und der daneben befindliche Kalender iſt reich und launig verziert; eben ſo haben die zwölf Monat-Kupfer, Kunſtliebhabereyen betitelt, einen Reichthum von Laune, und in den beygefügten leichten Liedern von Schütz, treffenden, wohlangebrachten Spott. — Das Luſtſchloß der ſchönen Laura, Novelle nach dem Spaniſchen, ganz im Karakter der ſo benannten Erzählungen. Sie beſtehen in einer Reihe verliebter und halsbrechender Situationen, die wie Karten ausgeſpielt ſind und in deren vielfältiger Zuſammenſtellung man bewundert, wie ſinnreich ſie der Erzähler in ein Ganzes verbindet. Der heitre Müßiggang eines ſüdlichen Volks, oder Aller, die das Glück haben, des ähnlichen zu genießen, mögen damit erfreut werden können; mit tieferm Gemüth und thätigem Geiſt bewundert man dieſe Eigenthümlichkeit, bleibt aber kalt und wird endlich gelangweilt. — Die

Digitized by Google

Muthwilligen, eine Arabeſke von St. Schütz; dieſer ganz willkührlich erfundne Titel, ſoll wahrſcheinlich die Willkühr der Zuſammenſetzung in dieſer Erzählung bezeichnen, dann iſt er wohl gewählt! Es iſt nicht möglich ein lockereres Gewebe zu ſehn; aber es iſt bunt und heiter und der Hauch eines zuverſichtlichen Geiſtes weht es fröhlich umher. — Der Verhaßte, von Laun. Das Gelingen, mit welchem dieſer Dichter, den wir ſchon oft angeklagt haben, ſeine komiſche Laune mit zu wenig Anmuth auszulaſſen, hier Ueberſpannung und Myſtik zum Gegenſtand ſeiner Dichtung gemacht hat, ſcheint uns ſehr verdienſtlich. Das moraliſche Gefühl iſt empört über Ludovikens phantaſtiſchen Haß gegen Müller; die geſunde Vernunft über den Traum, und die Erfahrung ſpricht gegen die Verſichrung, daß Müller mit ſo einer ſchwärmenden Egoiſtinn glücklich ſeyn könnte; allein Launs Darſtellung iſt übereedrud, wahr gehalten; nur hätten wir gewünſcht, die Erzählerinn hätte nicht am Theetiſch, nicht in der Gegenwart eines hinzugekommenen Fremden geſprochen — doch ſo einer Verletzung des zarten Gefühls iſt ſo eine überſpannte Heldinn auch fähig! — Die Wunder der Erkenntniß, von St. Schütz. Wir bitten unſre Leſer, dieſes Gedicht nicht zu übergehen und es nicht flüchtig anzuſehen. Es enthält ſchöne, tief aus dem Herzen gegriffne Gedanken, und ſollte eine äſthetiſche Kritik einige proſaiſche Zeilen finden, ſo bemerken wir, daß ein nachdenkender Sinn in einem Lehrgedicht, zu welcher Gattung das gegenwärtige ſich hinneigt, von dieſem Fehler, wenn er nur mit Einfalt verbunden bleibt, nicht ſo geſtört wird, wie zu blühende Ausdrücke es thun könnten. — Doge und Dogareſſe, von Hofmann. Vor dem Leben, welches aus dieſem Bilde ſpricht, ſchweigt jede Bemerkung eines Fleckens, einer Härte. Wir könnten fragen, warum die Geſtalt der Alten durchaus an eine groteske Hexe erinnern muß? Allein wir können nicht umhin, einzugeſtehn, daß ſie zur Lebendigkeit des Ganzen beyträgt. Sie zuckt durch die Gewitter-Luft dieſes Gemähldes, wie eine ſcheusliche Fledermaus vor den hochrothen, Gewitter drohenden Abendhimmel, aus dem Dickigt der Tannen betrachtet.

(Der Beſchluß folgt.)

Engliſcher Literaturbericht vom Dezember 1818.

(Fortſetzung.)

History of Brazil. By Robert Southey. Part the second. 4. 718 S. 2 L. 12 S. 6 D. geb. Seit dem Erſcheinen des erſten Bandes dieſer Geſchichte ſind ſieben Jahre unter mannigfaltigen andern Arbeiten verfloſſen, zu denen das Amt eines poet laureate in der neuern Zeitgeſchichte Veranlaſſung genug fand. Die Geſchichte von Braſilien iſt um ſo ſorgfältiger ausgefeilt worden. Der erſte Band, welcher, wie ſich Southey darüber in der Vorrede zum zweyten beklagt, von einem franzöſiſchen Schriftſteller, Namens Beauchamp, auf das Unverſchämteſte geplündert worden iſt, ſchloß mit dem Zuſtande Braſiliens um die Mitte des 17ten Jahrhunderts; der gegenwärtige geht von 1640 bis 1685. und der dritte, der aufs baldigſte verſprochen wird, ſoll die neuſten Zeiten berühren. Der Hauptfehler dieſer Arbeit iſt Mangel an Pragmatismus; die Geſchichte iſt nichts als eine chronologiſche Zuſammenreihung einzelner Vorfälle ohne allen ſonſtigen Verband. Auch ſind Umſtände und Charaktere von ſehr geringer hiſtoriſcher Wichtigkeit mit zu großer Ausführlichkeit gewürdigt worden. Die Geſchichte von Braſilien bietet überhaupt wenig Intereſſe dar; das widerwärtige Betragen der Gouverneurs, welche die Befehle des Mutterlandes wenig achteten, ihre Habſucht und Grauſamkeit bleiben ſich während aller Jahrhunderte faſt gleichförmig. Das meiſte Intereſſe gewährt noch die Geſchichte der Ausbreitung der chriſtlichen Religion in den dortigen Gegenden, die durch Jeſuiten von Paraguay aus geſchah, wo ſie ſich 1586 auf Veranlaſſung des traurigen Religionszuſtandes in der Diöceſe Tucuman angeſiedelt hatten. Und zwar ſtrebten dieſe Väter anfangs mit Uneigennützigkeit, Eifer und Beharrlichkeit in ihrem mühſeligen Berufe. Sie ſuchten beſonders auch die Sinne des Volks durch den äußern Glanz des katholiſchen Ritus zu feſſeln, und benutzten für den Dienſt der Kirche beſonders auch das den Indianern angeborne große Talent für Muſik.

3. Geographie und Reiſebeſchreibungen. Hackett's in meinem vorigen Berichte bereits angezeigtes Werk iſt vorzüglich jetzt für Deutſchland von der höchſten Wichtigkeit, da ſo häufig von den Seehäfen der Nordſee heimlich und öffentlich Leute ausgeſchifft werden, die ſich auf bloße, freylich ſehr glänzende Verſprechungen hin für die Sache der ſüdamerikaniſchen Independenten haben anwerben laſſen. Auch in London befinden ſich Werboffiziere für die Sache der Patrioten, unter Andern einer, Mendez, der ſich Agent von Venezuela nennt. Von dieſem ließ ſich unter Andern Hackett überreden, als Artillerieoffizier Dienſte zu nehmen; er muſſte ſich ſelbſt ausrüſten, doch wurden ihm, wie jedem ſeiner Gefährten, gleich bey ihrer Landung im ſpaniſchen Amerika 200 Dollars, und überdieß gleicher Sold und Traktamente, wie bey der brittiſchen Armee, verſprochen. Fünf Corps brittiſcher Freywilligen ließen ſich mit ihm zugleich bereden; zu dem erſten gehörte er, alle ſeine Kameraden waren vortrefflich equipirt, die Uniform glänzend. So verließen 860 engliſche Unterthanen im Dezember 1817 ihr Vaterland. Die Transportſchiffe ſollten auf St. Thomas und St. Bartholomäus zuſammentreffen, wo nähere Nachrichten über den Stand der Dinge auf jenem Continent entgegen zu ſehen war. Drey Corps kamen wohlbehalten zu Bartholomäus an, und fanden bey dem ſchwediſchen Gouverneur einen guten Empfang, doch brachte das ſchlechte Betragen Einiger unter ihnen auch die übrigen um dieſe liberale Behandlung. Wochenlang ſahen ſie hier vergebens Nachrichten von Venezuela entgegen, bis ſich Einer von ihnen entſchloß, auf einer benachbarten Inſel Erkundigungen einzuziehen, die denn dahin ausfielen, daß die Inſurgenten an Geld und an Credit gleich ſehr entblößt wären. Die dadurch vermehrte Beſorgniß der Rekruten verſchlimmerte noch mehr ihre Lage, deren Unannehmlichkeit vollends ihren höchſten Grad durch neue, wirklich unerhörte Exceſſe einiger ihrer Cameraden erreichte. Endlich gingen die Schiffe nach Granada ab, wo aber die Nachrichten über die Sache der Patrioten eben ſo ungünſtig wie auf Bartholomäus lauteten. So löste ſich das Corps, zu dem der Verf. gehörte, vollends auf; Einige gingen nach Nordamerika, Andre ſchloſſen ſich an ein andres Corps an; einige Wenige blieben zurück in einem Zuſtande zwiſchen Furcht, Sorge und Bedenklichkeit, unter dieſen der Verf., der endlich durch die Ankunft einiger Offiziere, die in dem Dienſte der Patrioten geweſen und ihre Entlaſſung ausgewirkt hatten, zu einem feſten Entſchluß gebracht wurde. Dieſe ſtellten nämlich die Lage der Dinge auf dem

ſpaniſchen Continente ſo bar, daß es rathſamer ſchien, alle möglichen Schickſale zu beſtehen, als ſich irgend einer der ſtreitenden Partheyen zuzugeſellen. Der Rücktritt deſſen, der ſich einmal an die Patrioten angeſchloſſen hat, iſt ſo unausführbar, daß ſich Fremdlinge dadurch in einer Art von Sklaverey befinden. Außer den lokalen Schwierigkeiten machen die Independenten jedes Loskommen durch die unerhörteſten Maaßregeln vollends unmöglich. Ihre Lage ward höchſt kläglich geſchildert, ganz ohne Disciplin, von ordentlichen Waffen faſt entblößt, deren Stelle Meſſer und andere Inſtrumente vertreten, kaum nothdürftig mit Kleidung verſehen, ſo daß die vornehmſten Offiziere ſich aus rohen Büffelshäuten die mangelnden Kleidungsſtücke erſetzen müſſen. Die Armeen der Independenten marſchiren hordenweis ohne Zucht und Ordnung; all ihr Gepäck tragen ſie auf dem Rücken, Zelte haben ſie gar nicht, und ihre Lager ſind ohne Maß und Regelmäßigkeit. Das von beyden Seiten beobachtete Vertilgungsprincip macht die Gefechte mörderiſch; kein Gefangener, ſelbſt nicht die Verwundeten auf dem Schlachtfelde, werden am Leben gelaſſen; Verwüſtung bezeichnet die Spur ihrer Streifzüge. Kurz das Reſultat der Bemerkungen des Vfs. geht nach ſeinen eignen Worten dahin, daß Ausländer, die ihre Ehre und die Pflichten der Menſchheit lieben, ſich für keine der ſtreitenden Partheyen in dieſe Gräuelkriege, die die fruchtbaren Ebnen des ſüdamerikaniſchen Kontinents veröden und entvölkern, miſchen dürfen. Man muß aber bey dieſem abſchreckenden Berichte drey Umſtände nicht vergeſſen: Der Vf. kennt den Zuſtand der Independenten nur aus Hörenſagen, ſeine Gefährten haben ferner das eigentlich Hülfloſe ihrer Lage ihrem eignen Betragen beyzumeſſen, und endlich war der Vf. ſelbſt nie vorher Militär, und wie es allen ſolchen geht, die ſich zuerſt durch Sold und prächtige Uniform leiten laſſen, die Unbequemlichkeiten des Standes ſcheinen ihnen deſto unerträglicher. Wäre es auch ſonſt denkbar, daß von London aus noch im November 1818 wieder zwey Schiffe Mac Gregors unter Segel gehen konnten! Auf einem derſelben befand ſich grade der oben erwähnte Don Mendez, der aber in England nie in der Eigenſchaft eines Agenten von Venezuela anerkannt worden iſt. *)

*) Vgl. Allg. Zeitung 1818. Nov. No. 329.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt 1818.

(Beſchluß.)

Briſtol iſt nach London und Liverpool die erſte brittiſche Seeſtadt. Hier finden ſich Maſchinen zum Behuf der Anlegung von Hammerwerken, die überaus beachtenswerth ſind, aber freylich an Gewicht und Intereſſe immerhin noch weit hinter dem zurückſtehen, was die ſeit Anfang des Jahrhunderts für die Stadt und den Hafen von London ausgeführten Werke an die Hand geben.

Hafenbecken von außerordentlichem Umfang, welche mit den größten Schiffslaſten beladene Fahrzeuge aufnehmen, die mit eigenthümlichen Magazinen verſehen, mit weit ausgedehnten Mauern umgeben ſind, und eben ſo viele Freyhafen zum geſonderten Dienſte des Handels mit beyden Indien, mit den Antillen und mit Europa bilden; eine aus Granitfels erbaute Brücke von 400 Metres Länge; eine eiſerne nur aus drey Bogen beſtehende 200 Metres lange Brücke; dieß ſind die wichtigſten neueren Bauwerke der brittiſchen Hauptſtadt. Man hat dazu das Verfahren und die Hülfsmittel gebraucht, welche die Wiſſenſchaft und die Waſſerbaukunſt in ihrem gegenwärtigen vervollkommneten Zuſtand darbieten konnten; die Taucherglocke, die durch Dampf bewegte Ausräumungsmaſchine, die eiſernen Kraniche, Wagen- und Fahrbahnen, wurden überall angewandt; Hr. Dupin gibt von allem umſtändliche Kunde, ſtellt die Wirkung dar und würdigt Vortheile ſowol als Nachtheile jedes einzelnen Verfahrens.

Am Schluſſe ſeines Berichtes drückt Hr. Prony ſich alſo aus: „Wie ſummariſch dieſer Auszug des großen Werkes von Hr. Dupin auch ſeyn mag, dürfte er doch wohl hinreichen, um die Meynung der Academie über die neuen Anſprüche zu begründen, die der gelehrte Verfaſſer ſich auf den Dank nicht allein der franzöſiſchen Ingenieurs, ſondern überhaupt aller derer erworben hat, denen die Verbreitung der nützlichſten Kenntniſſe angelegen iſt. Die von Hr. Dupin beſchriebenen und behandelten Gegenſtände liegen außer dem Kreiſe derer, welche die meiſten Reiſenden zu beurtheilen im Stande ſind, daher auch was ſie von ihnen ſagen nur in ſehr oberflächlichen und oft auch unrichtigen Angaben beſteht. Man darf es alſo für einen ſehr glücklichen Umſtand anſehen, daß ein Beobachter, wie Hr. Dupin, der in den mathematiſchen und phyſicaliſchen Wiſſenſchaften nicht minder als in den Baukünſten bewandert iſt, ſich mit einem ſo rühmlichen und beharrlichen Eifer den Wanderungen durch ein an induſtriellen Erzeugniſſen ſo vorzugsweiſe reiches Land gewidmet und weder Mühen noch Beſchwerden geſcheuet hat, um uns mit deſſen merkwürdigſten Eigenthümlichkeiten aufs genaueſte bekannt zu machen. Die Beſchreibungen, welche Hr. Dupin liefert, empfehlen ſich durch die bereits aus ſeinen früheren Arbeiten ſattſam bekannte Methode und Klarheit; aber ein, ſelbſt bey denen, die über Kunſtgegenſtände zu ſchreiben im Stande ſind, ſeltenes Talent iſt dasjenige, welches Hr. Dupin in den ſchönen und großen Zeichnungen, die ſein Werk begleiten, zu Tage legt; dieſe machen einen eben ſo wichtigen als merkwürdigen Theil ſeiner großen Arbeit aus, da es in der That ganz unmöglich wäre, allen Detail, welchen die geographiſche Darſtellung vor Augen legt, durch den noch ſo umſtändlichen Text zu erſetzen; dieſer aber in Verbindung mit jenen iſt völlig hinreichend, um den Ingenieur in den Stand zu ſetzen, die beſchriebenen Gegenſtände ſelbſt zu verfertigen. Unſtreitig bietet ſich hier einer der vielfältigen Anläſſe dar, wo die Akademie die ausgezeichneten von der polytechniſchen Schule, zu deren vorzüglichſten Zöglingen Hr. Dupin gehört, dem Staate geleiſteten Dienſte wahrnehmen kann. In dieſer Anſtalt wurden und werden immer noch die Männer gebildet, aus denen die große Mehrheit der verſchiedenen öffentlichen Dienſtcorps beſteht, und die durch eben ſo gründliche als umfaſſende Kenntniſſe, für jede Gattung der auf Wiſſenſchaften und Künſte Bezug habenden Forſchungen, Unterſuchungen und Beobachtungen ohne Unterſchied gleich vorbereitet und fähig ſind. Die den ſchriftlichen und zeichnenden Beſchreibungen beygefügten kritiſchen Prüfungen und Urtheile des Hrn. Dupin erhöhen noch den Werth und die Nutzbarkeit ſeiner Arbeit.“ Es folgen nun die Anträge zu Belobung von Seite der Akademie, zur Aufnahme einiger der anziehendſten Abſchnitte der Werke in den Recueil des savans étrangers und der Wunſch, daß das ganze Werk nebſt den dazu gehörenden Zeichnungen bald möge gedruckt werden.

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1819.

Taſchenbücher.

Rheiniſches Taſchenbuch. Darmſtadt bey Heyer und Leske, 1819.

Die voranſtehende Genealogie der fürſtlichen Häuſer iſt eine Zugabe dieſes Taſchenbuchs, welche die Leſer mit Dank annehmen, da ſie die übrigen belletriſtiſchen Taſchenbücher entbehren. — Geſchichte Margaretens von Valois von Cecilie. Der hiſtoriſche Roman iſt ſchon lange von den Franzoſen bearbeitet worden; in neuern Zeiten hat ſich Fr. v. Genlis beſonders darin hervorgethan. Er ſcheint dem weiblichen Geſchmack angemeſſen; denn die wirkliche Geſchichte genügt ſeinem Bedürfniß, ſich ans Einzelne zu halten, zu wenig. Die Frauen wollen lieben und verwerfen; dazu muß der geſchichtliche Menſch zum Geſellſchafts-Menſchen werden — genügt ihnen doch nicht einmal die Perſönlichkeit der Helden, ſie machen auch an die des Schriftſtellers Anſprüche, und wollen dem tugendhafteſten Buch nicht Kredit geben, wenn ſie einige üble Nachricht von der Tugend des Verfaſſers haben. Cecilia iſt ihrer Vorgängerinn, Genlis, mit einem gebildetern Gemüthe nachgefolgt, und deßhalb iſt ihre Schilderung reiner von romanhaften Auswüchſen geblieben. Wenn ſolche Ausarbeitungen den weiblichen Leſern Luſt zur Geſchichte einflößen, verdienen ſie vielen Dank, wenn man aber die Geſchichte ſchon mit Luſt geleſen hat, ſcheut man ſie, ſelbſt wenn ſie ſo vorzüglich, wie die hier vorliegende, ſind. — Geſchichte des Prinzen Zimzim, nach Beauregard Pandin, aus dem Franzöſiſchen. Iſt gut erzählt und ganz hiſtoriſch, und dient auch unter andern zu beweiſen, daß der alte grämliche König, der ſo über Mangel am Neuen klagte, ſehr recht hatte. — Waldesruf, von la Motte Fouqué, verſpricht den Leſern allen Genuß, den ſie von jeher bey den Dichtungen dieſes phantaſievollen Mannes gefunden; auch gewährt ſie ihn, zugleich empfindet er aber auch den unwohlthätigen Schwindel, den die Bilder der Zauber-Laterne in ihrer ſcharfen Beleuchtung, unſichern Umriſſen und willkührlichen Zuſammenſtellungen hervorbringen. Der Leſer unterſcheidet mühſam was der Held im Fieber träumte oder im Leben that. — Oktavia, Erzählung von Krug von Nidda. Ein Baron und Künſtler rettet in Töplitz eine himmliſche Schönheit vor den Fangzähnen eines Ebers; und ſympathiſirt mit ihr, ſchlägt ſich für ſie, kann ſie nicht heirathen, weil die Schöne ſchon einen gewaltig böſen Mann hat; ſie hofft aber auf Diſpenſation vom Papſte und gibt dem Baron ein Rendezvous auf den nächſten Jahrstag auf der Prager Brücke. Ohne daß er ſich die geringſte Mühe gibt, ihren Namen oder Aufenthalt zu erfahren, trennt er ſich von ihr, und richtet ſeine Sachen ſo einfältig ein, daß er unmittelbar vor dem Termin in der Nähe von Prag arretirt wird. General Wurmſer, der wirkliche und von den Weiſſenburger Linien her bekannte, unter dem der Baron gedient hat, erſcheint als gefühlvoller, enthuſiaſtiſcher Freund und befreyt den ungeduldigen Liebhaber. Aber das Rendezvous war verſäumt; dennoch eilt er nach Prag auf die Brücke, wo er dem Leichenzug ſeiner Geliebten begegnet. Sie hatte ſich am beſtimmten Tage pünktlich eingeſtellt, aber ſtatt ihres Liebhabers erſchien ihr böſer Mann und wollte ſie entführen. Sie ward zwar gerettet, fiel aber aus Kummer über das verfehlte Rendezvous und Schrecken über die Entführung in ein Nervenfieber, an dem ſie ſtarb. Das alles erfährt der Baron von der Schweſter der Verſtorbnen, und erzählt es nun ſeinen Freunden im kleinen Venedig zu Prag. — Tannenwäldchen und Schilderhaus, von Prätzel. Eine erheiternde, gutmüthige, zartgefühlte Erzählung, die durch dieſe Eigenſchaften auf eine angenehme Art an Florian erinnert. Sehr national erſetzt Prätzel das Naive des Franzoſen mit dem gemüthlich Grotesken in ſeinem herzlich wackern ſteifküßigen Unteroffizier, und eben dieſes verhindert auch, daß der Schluß, welchem man Schuld geben könnte, etwas zu theatraliſch zu ſeyn, den Eindruck nicht ſtört. Wir hätten das hieher gehörige Kupfer wohl ſo mild gehalten gewünſcht, wie die Erzählung; aber in ihm, wie in vielen dieſer Taſchenbuchskupfer, ſcheinen unſre Zeichner in den Fehler der Franzoſen zu fallen und ihre Leute ſich auf der Bühne, und noch dazu auf einer ziemlich ſchlechten, zu denken. — Das Gelübde, von Reinbeck, beweiſt, daß dieſer geübte Erzähler ſich nicht begnügt, in einer und derſelben Form zu arbeiten. Er hat ſich hier auch in die der Ritterzeit verſetzt und es iſt ihm mit der Beſonnenheit und Vollendung gelungen, welche Sprachkunde und Verſtandesreife ſolchen Dichtungen mittheilen.

Cornelia. Herausgegeben von A. Schreiber. Mit dem Bruſtbild der gegenwärtigen Kaiſerinn von Oeſterreich. Heidelberg bey J. Engelmann 1819.

Die Todtenglocke, von Schreiber, lieſt ſich, wie alles was dieſer beliebte Dichter erzählt, ſehr angenehm. Erfindung und Farbe gehört ganz dem Modeton vom Mittelalter, der uns überall als mehr oder weniger hübſche Karaktermaske vorgetragen wird. — Der Mönch, von Schreiber. Die Sage iſt in eine ſo unbeſtimmte Zeit verſetzt, daß ſie nur die Phantaſie beſchäftigt, und nicht die bey dergleichen Erzählungen oft läſtig aufodernden hiſtoriſchen Erinnerungen, anregt; deßhalb hat ſie uns bey ihrem raſchen Gang ſehr angenehm beſchäftigt. — Peter von Staufenberg, von Schreiber. Es iſt Fouqué's mit ſo vielem Recht bewunderte Undine in einer weniger phantaſtiſchen Geſtalt. Der Verfaſſer verſichert, daß er einer Volksſage treuer geblieben ſey, als der Dichter des armen zerfließenden Zauberkindes — das mag ſeyn; allein das erleichterte ihm nicht die unnöthige Aufgabe einen ſchon oft behandelten Gegenſtand aufs Neue darzuſtellen. — Von

Digitized by Google

Reinbeck befinden ſich hier ein paar ſehr melodiſche, zart geſungne Lieder; von Schreiber: das Opfer, ein ſchönes Gedicht, eben ſo die Erſcheinung auf dem Rupretsberge zu Bingen, eine anziehende Romanze. Von Viator: Germania, eine Dichtung voll Ernſt und Würde, deren Sänger ſeinen Freunden mit Unrecht das Vergnügen vorenthält, ihm bey ſeinem rechten Namen dafür danken zu können. — Die Sängerinn, von Auguſt Karom. Der Verfaſſer hat weniger, wie wir es durch unſre Taſchenbücher gewohnt ſind, die Uebung zu erzählen; auch der Gang ſeiner Geſchichte iſt verworren und gedehnt. — Deutſcher Frauenmuth. Dieſe Markgräfinn Maria Franziska war eine brave Frau; in der Geſchichte läſſt man ihr Gerechtigkeit widerfahren; anſpruchslos erzählt würde man ihr auch Beyfall geben; aber mit den Anſprüchen angekündet und als etwas Außerordentliches aufgedrungen, verfehlt ſie, wie ſo manches was man uns in gleich guter Abſicht, mit gleicher Anmaßung gab, den Endzweck.

* * *

Wir müſſen noch manches andere Taſchenbuch, deſſen Titel uns bekannt ward, das gute Glück aber nicht in unſre Hände führte, unberührt laſſen. Wenn wir nun aber den Inhalt der hier vorliegenden zuſammenfaſſen, können wir nur mit Vergnügen anerkennen, daß ihr Werth dem des vergangnen Jahres keineswegs nachſteht. Unter den Erzählungen ſind gewiß manche, welche die Taſchenbuchs-Dauer überlebend ſich ſpäterhin in Sammlungen als Bezeichnung dieſes Zeitpunkts in ihrer Gattung erhalten werden, und in den kleinen Poeſien ſcheint Geſchmack und Maas die Uebertreibungen der letzt vergangnen Jahre zu verdrängen. Dankend für vielfachen Genuß laſſen wir nun dieſe kleine Bücher mit den Wogen der Zeit hinziehn.

Engliſcher Literaturbericht vom Dezember 1818.

(Beſchluß.)

Journal of Travels in the United States of North-America and in Lower Canada, performed in the Year 1817. By John Palmer. 8. 456 S. 12 Sh. geb. Palmer gehört zu den gewöhnlichen Reiſebeſchreibern. Der dürftigſte Theil ſeines Buchs ſind ſeine eigenen Tagebuchsnotizen, der übrige ſind Auszüge aus Büchern und Zeitungen. Doch gibt er darin manche Nachrichten vorzüglich von den weſtlichen Gegenden Nordamerikas, von Pennſylvanien, von den Staaten Ohio und Kentuky, die ſchon deßhalb ihren Werth haben, weil ſie Birkbeck's Ausſagen (ſ. unten) beglaubigen. Die Bemerkungen über den Ackerbau, die er einem Freunde verdankt, ſind für Landwirthe ſehr brauchbar. — Cincinnati, das 522 Meilen unterhalb Pittsburg liegt, wird vermuthlich bald eine der größten amerikaniſchen Städte werden; es zählt ſchon jetzt 8000 Einwohner. Es erſcheinen daſelbſt zwey wöchentliche Zeitungen, welche jede an 1500 Exemplare abſetzen. Für Niederlaſſungen ſcheint der Ohioſtaat unter allen weſtlich von dem Alleghanygebirgen gelegenen am geeignetſten. Selbſt der Theil dieſes Staats, der zwiſchen den beyden Miamis liegt und von Cincinnati nördlich bis zum Erieſee reicht, iſt ſchon ziemlich bevölkert, und P. ſagt, es werde bald der blühendſte und angebauteſte Theil der ganzen Provinz ſeyn. Die Hauptſtadt vom Kentukyſtaate Lexington, zählte 1817 ſchon 6600 E., hat ein College, mehrere Banken, ſechs Kirchen ꝛc. 1773 war hier noch ein bloßes Jagdrevier. Aus den Zeitungsauszügen Palmers zeichnete ich mir die Gehalte der erſten nordamerikaniſchen Beamten aus: Der Präſident erhält jährlich 25,000 Dollars, der Vicepräſident 5000, der Staats- und Finanzſekretär eben ſo viel, die bevollmächtigten Miniſter 9000, ein Mitglied des Congreſſes täglich 8 Dollars. Ein amerikaniſcher Dollar iſt etwas mehr als ein ſächſiſcher Thaler!

Travels through the United States of America, in the Years 1806 and 1807, and 1809, 1810 and 1811. By John Melish. Mit Kupfern. 8. 8 Sh. Der Titel beſagt noch, daß dieſe Reiſebeſchreibungen bis zum Jahr 1815 berichtigt und verbeſſert ſind.

Letters from Illinois, by Morris Birkbeck. 8. 114 S. 5 Sh. geb. Der Vf. dieſer Briefe hat ſich durch ſeine Notes (Literaturbl. 1818. April. No. 16. S. 61) von einer ſehr vortheilhaften Seite bekannt gemacht. Mit geſpannter Erwartung nimmt man dieſe Briefe eines Mannes, der aus einem gentleman-farmer des alten Englands ein amerikaniſcher back-wood's man *) geworden iſt, zur Hand, um zu erfahren, wie es der wohlhabenden Koloniſtenfamilie in dem merkwürdigen Weſt-Continente weiter ergieng. Indeß ſchon das Datum dieſer Briefe (Januar 1818), das nur um 5 Monate jünger iſt, als die im September 1817 geſchriebenen Notes, beweiſt, daß die Zeit zu kurz war, um, zumal bey den mannigfaltigen Arbeiten eines neuen Anbauers, lehrreiche und zweckmäßige Erfahrungen mittheilen zu können. Das Quaterly Review, das überhaupt einen offenſiven Standpunkt gegen Nordamerika genommen zu haben ſcheint, erklärt die Briefe Birkbecks (No. XXXVII. Sept. 1818. S. 74) geradezu für untergeſchoben und giebt nicht undeutlich zu verſtehen, daß es das Ganze für ein Manövre amerikaniſchgeſinnter Patrioten hält, deren Zweck ſey, neue Pflanzer aus der alten Welt herüberzuziehen. Dieſe Vermuthung ſcheint mir indeß zu gewagt und wenigſtens dadurch unwahrſcheinlich, daß B. ohne Scheu auch die Unannehmlichkeiten ſeiner neuen Lage und Umgebung aufdeckt. Wozu ſollte ferner die Komödie dienen, daß B. ſich ſelbſt immer als einen mit ſeiner neuen Lage Unzufriednen zeigt? Mich dünkt, ſolcher ſchlechter Kunſtgriffe bedürfen die Nordamerikaner nicht, um Europäer für ihre Anpflanzungen zu gewinnen. — So fern man darauf verzichtet, hier die eignen landwirthſchaftlichen Erfahrungen des Vfs. zu finden, da er noch keinen Pflug angeſetzt und noch kein Saatkorn in die Erde gelegt hatte, ſo enthält das kleine Buch doch manche unterhaltende und belehrende Nachrichten von den ſogenannten back-settlements (Binnen-Kolonien). Es läſſt ſich denken, daß bey dieſen neuen Anlagen für die kirchlichen und richterlichen Bedürfniſſe der Koloniſten noch ſehr wenig hat geſchehen können. Hier iſt das Meiſte von der Zukunft zu erwarten

A Chronological History of Voyages into the Arctic Regions. By John Barrow. 8. 427 S. So flüchtig dieſe Geſchichte auch gearbeitet ſcheint, ſo iſt ſie doch ein höchſt ſchätzbares Hülfsmittel für alle, die ſich mit den in unſern Tagen vielfältig betretenen Polargegenden bekannt machen wollen. Eine treffliche Karte begleitet das Werk. Die erſten Blätter zählen die Entdeckungen auf, welche die alten Skandinavier von Island, Grönland, Labrador und Newfoundland machten; das zweyte Kapitel die Reiſen des ſechszehnten Jahrhunderts ſammt den Reiſen Da-

*) Backwood (Hinterwald) iſt der übliche Ausdruck für die neuen Anſiedlungen jenſeits der Alleghanygebirge.

vis; das dritte handelt das ſiebzehnte Jahrhundert ab, umfaſſt unter Andern Halls, Hudſon's, Button's und Baffin's Unternehmungen. Das vierte Kapitel verbreitet ſich über die Entdeckungen des letzten Jahrhunderts und namentlich die ruſſiſchen auf der nördlichen Küſte von Sibirien. Das fünfte und letzte gibt eine kurze Ueberſicht über die Ausrüſtung, Beſtimmung und erſten Schritte der Kapitäne Buchan und Roß. Der Anhang gibt zwey Handſchriften; die eine enthält eine Reiſe in das Innere von Newfoundland, die andre die Entdeckung der Anianſtraße durch Maldonado 1588. Die Hypotheſe des Vfs., daß eine Durchfahrt zu finden ſey von Baffinsbay nach der Behringsſtraße, macht ihn gegen manche ſonſt glaubwürdige Reiſeberichte, namentlich gegen Baffin, deſſen Genauigkeit der Kapitän Roß noch neuerdings wieder beſtätigt hat, ungerecht.

Narrative of the Shipwrek of the Oswego on the Coast of South Barbary. By Judah Paddock, her late Master. Kapitän Riley's merkwürdigen Schickſalen, deren Glaubwürdigkeit hier und da in Zweifel geſetzt worden zu ſeyn ſcheint, ſind Paddock's ähnlich. Auch er mußte mit ſeiner Mannſchaft nach erlittenem Schiffbruch eine harte Sklaverey unter den Arabern beſtehen; auch er wurde, und auf dieſelbe Weiſe, aus dem Elende erlöſt. Beyder Erzählungen beſtätigen einander. Nur iſt zu bedauern, daß Paddock's Bericht weniger deutlich und zuſammenhängend iſt als Riley's, da jener nicht wie dieſer Notizen an Ort und Stelle ſich aufzeichnete, ſondern aus dem Gedächtniſſe referirt. Das Morgenblatt hat bereits auch von Paddock's Reiſebeſchreibung einen Auszug gegeben, 1818. December. No. 295 und 296.

Travels in Egypt, Nubia, Holy Land, Mount Libanon and Cyprus, in the Year 1814. By Henry Light, Captain in the Royal Artillery. 4. Seit Buonaparte's ägyptiſchem Feldzuge iſt wißbegierigen Reiſenden der Weg zu dieſem merkwürdigen Lande gebahnt, und mit Hülfe von Pococke, Denon und Hamilton kann jetzt jeder beurlaubte Offizier mit ziemlicher Zuverläſſigkeit die Punkte ausmitteln, wo Gräber, Tempel, Säulen, Pyramiden und ägyptiſche Coloſſalſtatuen befindlich ſind. Doch jenſeit Philä geben dieſe Hülfsmittel aus. Norden hat zwar eine allgemeine Beſchreibung von Nubien bis nach Deir, und Legh (Literaturbl. 1818. April. No. 14. S. 54) eine etwas genauere bis Ibrim gegeben. Aber eine umſtändliche Beſchreibung dieſes Nilthales fehlt noch. Philä's geographiſche Lage hat Nouet gemeſſen, ſonſt iſt hier nicht ein einziger Punkt, deſſen Breite beſtimmt wäre; auch wiſſen wir wenig von der dortigen Naturgeſchichte und Geologie, über die muthmaßliche Höhe des Nils über der Oberfläche des Meers beym zweyten Katarakte. Es heißt, daß die Journale des verſtorbnen einſichtsvollen und unermüdlichen Herrn Burkhardt, die jetzt gedruckt werden (Literaturbl. a. a. O.) hier manche Aufſchlüſſe geben werden. Vergebens ſucht man dieſe in dem vorliegenden Werke. Sein Verfaſſer, ein engliſcher Offizier, machte eine flüchtige Reiſe den Nil aufwärts bis Ibrim; es ſcheinen ſeine Bemerkungen urſprünglich nur zur Privatmittheilung an Freunde beſtimmt geweſen zu ſeyn. Für den Geographen haben ſie nur durch das vortreffliche Portefeuille genauer und gutausgeführter Zeichnungen Werth, die leider ſehr plump in Kupfer geſtochen ſind. Die meiſten von Light's Bemerkungen über Nubien hatte er bereits Walpole mitgetheilt, der ſie in ſeinen Memoiren über die europäiſche und aſiatiſche Türkey benutzt hat (ſ. Literaturbl. 1818. Febr. No. 6. S. 22). — Bey Gelegenheit der Anzeige des Light'ſchen Werks theilt das Quaterly Review (No. XXXVII. Sept. 1818. S. 190 ff.) Nachrichten eines römiſchen Reiſenden Belzoni, der mit Genehmigung des brittiſchen Generalconſuls Salt in Cairo ſehr wichtige Reiſen in Oberägypten und Nubien gemacht hat. Die wichtigſte Arbeit Belzoni's iſt die Eröffnung der zweyten Pyramide von Ghiza, bekannt unter dem Namen ihres angeblichen Erbauers Cephrenes. Herodot, deſſen Nachrichten ſich ſonſt durch die neuſten Nachforſchungen als ſehr genau bewährt haben, erzählt, der Angabe nach hätte dieſe Pyramide keine unterirdiſche Gemächer. Allein Belzoni hat dennoch im Februar 1818 mit ſechzig Arbeitern eine Nachgrabung angeſtellt, und wirklich Kammern gefunden. Auch dieſe neuſten Entdeckungen haben übrigens gezeigt, daß dieſe Pyramiden ſo wenig die aſtronomiſche Beſtimmung von Sonnenuhren oder Magnetnadeln, um einen gewiſſen Meridian ziehen zu können, haben, als unſre heutigen Kirchen, wenn deren Seiten nach den vier Gegenden des Kompaſſes gerichtet werden. Vielmehr ſind es Begräbniſſe, Denkmäler menſchlicher, ſich ſelbſt überlebender, Eitelkeit, welche einen Deſpoten trieb, ſchon bey Lebzeiten eine Stäte zu erbauen, wo ſeine Gebeine unangetaſtet ruhen könnten: ein Zweck, den ſie trotz allem Sand und Steinwerk, mit dem die Zugänge verrammt und verſchüttet ſind, nicht erreichen, wie wenigſtens die früher von Shaw geöffnete Pyramide des Cheops bewies. Dieſer Tyrann wandte 360,000 Unterthanen zwanzig Jahre lang an (Herod. B. 2), um dieſe Grabſtätte zu gründen, und doch fand Shaw in dem großen ſteinernen Sarge keinen einzigen Knochen ſeines Gerippes mehr! — Nachträglich bemerkt das beſagte Heft des Quaterly Review noch S. 220, daß Major Fitzclarence auf ſeiner Landreiſe von Indien kurz nachdem Belzoni die Pyramide des Cephrenes geöffnet hatte, Cairo beſuchte, und ein Stück von dem Knochengerippe, das in derſelben gefunden war, nach England brachte, um es als eine merkwürdige Antike Sr. kön. Hoheit dem Prinzen Regenten zu verehren. Dieſer ließ es durch Sir Everard Home unterſuchen, und es ward zur Vergleichung des Wuchſes der alten Aegyptier mit dem der modernen Europäer dem Collegium der Chirurgen vorgelegt, wo es ſich denn ergab, daß dieß Fragment der Ueberreſt einer — Kuh war. Daraus erklärt ſich denn die ungeheure Größe der Sarkophage, in denen man die thieriſchen Ueberreſte des Apis oder Oſiris beyſetzte. Eine andere Frage iſt, ob damit die obige Hypotheſe von der urſprünglichen Beſtimmung der Pyramiden umgeſtoßen wird und nicht deſſenungeachtet die Pharaonen etwa mit dieſen Schutzgöttern des Landes die großen Grabmäler getheilt haben.

Sicily and its Inhabitants. By W. H. Thompson, Esq. 4. Mit Kupfern. 1 L. 11 S. 6 D. geb. Beobachtungen, geſammelt während eines zweyjährigen Aufenthalts auf dieſer Inſel.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Herbſtmonat 1818.

(31. Auguſt.) Hr. Cuvier überreicht eine Note des königlichen Prokurators in Figeac, Hr. Delpont, über die nahe bey Brenguer in Quercy entdeckten Foſſilen-

Knochen. Sie enthalten Bruchſtücke vom Rhinoceros, von der in Etampes gefundenen Hirſchart, von Pferden und Ochſen.

Hr. Mongez lieſt eine Note über eine, nach Angaben, welche ſich auf einer alten Grabſchrift fanden, in einer Vorſtadt von Lyon aufgefundenen Mineralquelle.

Hr. Paliſſot de Beauvois erſtattet einen Commiſſionalbericht über den Atlas botanique des Hr. Lefebure in Verdun. Das Werk iſt gedruckt, jetzt aber für eine neue Ausgabe mit Zuſätzen und Aenderungen verſehen. Der Verfaſſer hält ſeine Anordnung der Pflanzen für einfacher, natürlicher und zweckmäßiger, als die bisher bekannten, zumal er das Tournefortſche und Linnei'ſche Syſtem zum Behuf ſeiner Eintheilung gewiſſermaßen vereindart hat, und die Blumenkrone, ihr Daſeyn oder Nichtdaſeyn, ſo wie ihre Geſtalt, zu Bildung von acht Klaſſen gebraucht, die dann weiterhin zum Theil nach den Grundſätzen des linneiſchen Sexual-Syſtems in Unterabtheilungen zerfallen. So manche Vorgänger Hr. Lefebure für dieſe Vereinbarung hatte, ſo iſt die ſeinige jedoch eigenthümlich und es empfiehlt ſich dieſelbe durch ihren Scharfſinn und die viele Sorgfalt, welche auf Verminderung der Ausnahmen (exceptions) verwandt worden iſt. Schon als eine nochmalige neue Methode hat ſie Verdienſt, und die Kommiſſarien halten dieſelbe weiterer Vervollkommnung eben ſo würdig als fähig.

Hr. Berthollet erſtattet über eine Abhandlung des Hr. Laugier Bericht, die von der Bearbeitung des Cobalts und Nickels handelt und des Abdrucks in der Sammlung der savans étrangers werth erachtet wird.

Hr. Vauquelin lieſt die zweyte Hälfte der Abhandlung, worin die Reſultate ſeiner neuen Verſuche über das Cyanogen enthalten ſind.

(7. Herbſtm.) Hr. Cordier, korreſpondirendes Mitglied der Akademie, lieſt eine Abhandlung über die Kieſel-Breccie von Mont-Dore, eine merkwürdige unregelmäßige Steinart, die im älteſten vulkaniſchen Boden der Auvergne, am Fuß der Puy-de-Sancy, in der Nähe der Quelle der Dordogne und einſtweilen vorzüglich im Flußbett der Dore vorkömmt. Ihre chymiſche Analyſe zeigt auf 100 Theile des Geſteins: Kieſelerde 28,40; Schwefelſäure 27,03; Alaun 31,80; Potaſche 5,79; protoxydirtes Eiſen 1,44; Waſſer 3,72; Verluſt 1,82; zuſammen 100 Theile. Es hat demnach die Breccie von Mont-Dore in ihrer Zuſammenſetzung eine merkwürdige Verwandtſchaft mit der alaunhaltigen Steinart von Tolfa, die lange für ausſchließlich und einzig in ihrer Art gehalten ward, und ſeit dreyhundert Jahren durch ihr wichtiges Erzeugniß (Alume di Tolfa), ſo wie ſeit Monnet und Bergmann durch ſorgfältige Analyſen der größten Scheidekünſtler, berühmt iſt. Die Erhaltung des Alauns aus jenem wie aus dieſem Stein unterliegt keinem Zweifel und die noch nicht hinlänglich gelöſte Frage, in wie weit die Breccie von Mont-Dore bauwürdig und baubar (exploitable) ſey, iſt für Frankreich wichtig. Die zahlreichen Alaunfabriken in Europa und in Frankreich insbeſondere, haben bis dahin (welches Mineral ſie auch bearbeiten mochten) noch keine den Produkten von Tolfa und von Montione völlig gleichkommenden Fabrikate geliefert; wenigſtens ſind die meiſten Abnehmer dieſer Meinung. Den Currentpreiſen von Paris im Jahr 1818 zufolge wurden dieſe letztern Alaunarten, die unter dem gemeinſamen Namen des römiſchen Alauns vorkommen, mit 99 Fr. für den metriſchen Centner bezahlt, während der Lütticher zu 73 Fr. und der ſogenannte Pariſer zu 62 Fr. im Preiſe ſtund. Dieſer ungeheure Unterſchied geht aus mehrfachen Urſachen hervor, deren wichtigſte einerſeits der blinde Schlendrian und die Vorurtheile vieler Käufer, anderſeits dann aber auch die ſtete und unveränderliche Gleichförmigkeit und Homogeneität der Produkte ſind, welche das Mineral von Tolfa liefert. Auf jeden Fall iſt der Reiz römiſchen Alaun in Paris zu verfertigen, oder richtiger geſagt, die äußeren Kennzeichen davon nachzuahmen, ſo groß, daß dem Bericht der Herren Thenard und Roard zufolg (Annales de Chimie, juillet 1806) vieler und wirklich auch recht guter verfertigt wird. Man begreift dieß leicht, wenn man weiß, daß ein günſtiger Abſatz mehrerer in der That vorzüglicher einheimiſcher Fabrikate, doch einzig nur mittelſt ſolcher Nachahmung erzielt werden kann; allein die Einfuhr des ächten römiſchen Alauns bleibt daneben immer noch ſehr groß. Ihr in den Douanenregiſtern für 1816 und 1817 verzeichneter Betrag, belauft ſich im Durchſchnitt jährlich auf 246,466 Kilogramme, welches ungefähr die Hälfte der jährlichen Fabrikation in Tolfa ausmacht. Die Einfuhrgebühr ſcheint kein Hinderniß zu ſeyn, obgleich dieſelbe beträchtlich iſt und ohne Nebenkoſten 20 oder 22 Fr. vom metriſchen Centner beträgt, je nachdem die Waare auf franzöſiſchen oder fremden Schiffen eingebracht wird. In den nemlichen Jahren wurden im Durchſchnitt 538.637 Kilogramme geringere Alaune eingeführt, welche 15 Fr. bis 16 Fr. 50 Cent. vom metriſchen Centner Eingangsgebühr zahlen. Ausgeführt wurden in eben dieſen Jahren von den letzten Alaunarten 46,965 Kil. Im Jahr 1817 ward die ſehr kleine Quantität römiſchen Alauns von 2,595 Kil. ausgeführt. Ueberhaupt zeigt es ſich, daß die Ausfuhr ſehr gering war und die Einfuhr hingegen auf 785,103 Kil. Alaune aller Art anſtieg. Dieſe zuverläſſigen Angaben können nicht mit den Angaben der früheren Verwaltung vor 1814 verglichen werden, weil damals das franzöſiſche Gebiet nicht allein Belgien und Saarbrück, wo vieler Alaun verfertigt wird, ſondern auch die römiſchen Staaten enthielt. Daneben hatte die Sperre des Feſtlandes den Handel aus ſeinen natürlichen Fugen gehoben. Inzwiſchen mögen hier annoch folgende Angaben Platz finden: im Jahr 1807, wo die römiſchen Staaten noch nicht einverleibt waren, betrug die Einfuhr von Alaun jeder Art 736,643 Kil. und die Ausfuhr dagegen 513,124 Kil. Im Jahr 1811 betrug die Einfuhr nur noch 250,510 Kil. und die Ausfuhr war auf 525,843 Kil. angeſtiegen. Dieſe Jahre können füglich zum Maßſtab der weiter folgenden dienen. Der wiſſenſchaftliche Theil der Abhandlung iſt hier eines Auszuges nicht fähig. Der Verfaſſer ſtellt die durch ſchwefelſaure Dämpfe veränderten Laven als eine eigne Art unauflöslicher Salze dar.

Einen Commiſſionalbericht erſtattet Hr. Duméril über die zweyte und dritte Vorleſung des Hr. Edwards von der Asphyxie der Reptilien aus der Batracien-Familie, deren Aufnahme in das Recueil des savans étrangers beſchloſſen ward.

(14. Herbſtm.) Der Graf Lacépède lieſt eine Notiz über die Cétacéen, welche in den Meeren von Japan angetroffen werden.

Hr. Thenard lieſt die Fortſetzung ſeiner Verſuche mit den oxygenirten Säuren.

Hr. Molard erſtattet Bericht über zwey die zweckmäßigſte Behandlung der Kleiderſchnitte betreffende Abhandlungen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Franzöſiſche Literatur.

Histoire de l'insurrection des Esclaves dans le Nord de St. Domingue, par Antoine Metral. (Geſchichte der Sklaven=Empörung im Norden von St. Domingo.) — Bis jetzt, ſo ſagt der Verfaſſer, hat kein Europäer die Verkettung und die geſchichtliche Würdigung dieſes merkwürdigen Ereigniſſes darzuſtellen gewuſſt, deſſen einzelne Umſtände er mit Mühe theils aus verſchiedenen Schriften, theils aus mündlicher Erzählung bejahrter Männer, die dieſe Epoche erlebt hatten, geſammelt, theils aber auch von ausgezeichneten Generalen erfahren hat. Das gegenwärtige Werk bildet den erſten Theil der ſieben Bücher über den Bürgerkrieg von St. Domingo von demſelben Verfaſſer. Dieſes größere Werk umfaſſt den Zeitraum von 1789 bis 1804, die andern Theile werden nacheinander erſcheinen, und der letzte die unglückliche vom Conſul Bonaparte angeordnete Expedition enthalten, welche General Leclerc commandirte, der mit ſeiner Armee dort den Tod fand.

Die jedem Menſchen angeborne Liebe zur Freyheit, und die Theilung der Koloniſten von St. Domingo in mehrere Parteyen, gab den Sklaven den erſten Anlaß zur Empörung im Jahr 1791, die ſo furchtbar und wüthend war, als man von Menſchen erwarten konnte, welche in thieriſcher Unwiſſenheit erzogen waren. Es befanden ſich um dieſe Zeit mehrere Abentheuer auf der Inſel, Matroſen und andre Menſchen ohne Vermögen, welche von Frankreich herübergekommen waren, um ſich wieder etwas zu erwerben. Dieſe durchzogen das Land, beſuchten die Arbeitsplätze der Sklaven, beklagten ihr trauriges Loos, ſagten ihnen, daß ſie ſo gut wie ihre Gebieter zur Freyheit geboren ſeyen, und deuteten ihnen an, wie ſie ſich von den Sklavenketten befreyen könnten. Mit freudiger Neugierde hörten die Sklaven dieſe Erzählungen an, insgeheim beſchäftigten ſie ſich damit in ihren Freyſtunden, und mehr und mehr wurde in ihnen der leidenſchaftliche Wunſch rege, frey zu ſeyn.

Dieſe große Menſchenzahl beſtand aus allen Klaſſen der Geſellſchaft ihres afrikaniſchen Vaterlandes; Prieſter, Königsſöhne und ihre Unterthanen waren als Kriegsgefangene verkauft worden. Eben ſo verſchieden waren ihre Volksſtämme an Karakter, Anlagen und Graden der Wildheit.

Dieſe Menſchen nun, von wenigen Europäern aufgeregt, verſtanden ſich unter einander, um das Sklavenjoch abzuwerfen und ſich der Reichthümer ihrer Herren zu bemächtigen. Die Heftigkeit und die Bitterkeit ihres Haſſes erlaubten keinen tiefer ausgedachten Plan; ihre Rache brach los, als die Verſchwörung kaum verabredet war. Sie legten Feuer in die Gebäude Chabaud, allein es gelang, den Brand zu löſchen, die Sklaven dieſes Hauſes wurden ergriffen, ſie verriethen die Verſchwörung, aber ſie ſchien ſo ungeheuerlich, daß ſie nicht einmal glaubwürdig gefunden ward, und daß man ſie als unwahrſcheinlich verwarf. Allein ſie wurde immer gewiſſer und gewiſſer. Nach den Ausſagen eines alten Sklaven war in der Nacht vom 14. Aug. (1791) auf dem Gute Lenormand eine Verſammlung gehalten worden, zu der jedes Arbeitshaus einer gewiſſen Anzahl benachbarter Kirchſpiele zwey Deputirte geſandt hatte. Dort ſollte der ſeit langer Zeit beabſichtigte Empörungstag feſtgeſetzt werden. Er erzählte, daß ſie, bevor ſie ſich verſammelten, in einer noch nicht betretenen, mit Wald bewachſenen Gegend ein großes Opfer gehalten hätten. Das Opferthier war ein ſchwarzes Schwein, mit Fetiſchen umgeben, außerdem noch verſchiedene andere Gaben. Eine junge, weiß gekleidete Prieſterinn, habe dem Schwein unter den gewöhnlichen Ceremonien ein heiliges Meſſer in die Eingeweide geſtoßen, von ſeinem Blut haben ſie gierig getrunken und ſeine ſchwarze Borſten als Talismann, der im Kampf ſie unverwundbar machen ſollte, haben ſie an ſich geſteckt. Nach Vollendung dieſer Ceremonie begaben ſie ſich nach dem Gute Lenormand, in den geheimſten und ſicherſten Ort, deſſen Zugänge ſorgfältig mit Wachen beſetzt waren, und hier ſprach einer der Verſchwornen folgende Worte: „Zum erſtenmal, meine Brüder, vereinigt uns die Freyheit, ſeit Barbaren uns von unſern Heerden wegſchleppten, um uns weit fort über dem großen Meere, ferne von den Gräbern unſrer Väter, in der unmenſchlichſten Sklaverey zu halten. Tage und Nächte bringen wir in unausgeſetzter Arbeit zu, nur um unſre Gebieter zu bereichern; während daß ſie in Ueberfluß und Ruhe leben, mangelt uns das Nothwendigſte und keine Ruhe erquickt unſere Glieder. Jeder Körper trägt deutliche Merkmale des drückenden Joches, unter dem wir ſeufzen, wir altern vor der Zeit, wir ſterben alt in der Jugend. Felſen, Höhlen, Wälder dienen unſerer Freyheit nicht. Unſre Weiber gebären oft zu frühe, ihre Brüſte vertrocknen theils, theils ſollen ſie nur die Kinder unſrer Gebieter ernähren. Sie beflecken unſere Töchter, ehe ſie mannbar werden, unſre Ehen entehrt ihre Wolluſt, und ſie ſcheuen ſich nicht, ihre Kinder zu mißhandeln und zu enterben, wenn ſie ſich mit den unſrigen verbinden wollen. Dieß iſt unſer hartes Schickſal; Ketten, Qualen und Strafen aller Art machen uns unſer Leben zur Laſt. Doch iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen und uns ſo gering, daß wenn ſie halb nackt und mit unſern Lumpen bekleidet gingen und in unſern Hütten wohnen müſſten, wir aber ihre reichen Kleider trügen, wenn junge Sklaven uns bedienten, ſo wären ſie unſre Sklaven, wie ihre Herren. Laſſt uns darum mit offener Gewalt zu Werk gehen, wir ſind zahlreicher als ſie; wir wollen ihre Häuſer in Brand ſtecken. Unſre Gebieter, ihre Weiber und Kinder, ſie alle, die, wenn ſie den Unfall überlebten, ihr Eigenthum an uns wieder geltend zu machen ſuchen würden, ſie ſollen unter Todesſtreichen fallen."

Dieſe Rede machte den tiefſten Eindruck. Alle wollten, nachdem ſie die fürchterlichſten Eidſchwüre ausgeſprochen hatten, noch dieſe Nacht ihren Plan ausführen, wenn ſie

Digitized by Google

nicht die Ueberlegung, daß ihr Unternehmen dadurch ſcheitern könnte, davon zurückgehalten hätte.

Die Flammen, welche ſo viele Schätze und die Paläſte verzehren ſollten, in denen die Herren der Sklaven lebten, brachen in der Nacht vom 21. auf den 22. Auguſt in der Beſitzung Noe aus. Bald griffen ſie weiter um ſich, und da zugleich das Morden begann, läuteten die Koloniſten an dieſem Orte die Sturmglocken und ſuchten ſich zur Vertheidigung zu vereinen. Allein eben ſo ſchnell zerſtreut als zuſammen getreten, hatten einige kaum Zeit, an das Ufer des Meeres zu kommen und ſich dort eilig in Fahrzeuge zu werfen, andre ſich nach Cap françois zu flüchten, während daß der größere Theil ohne Vertheidigung der tollen Wuth der Sklaven ausgeſetzt blieb. Bey der taggleichen Helle der Feuersbrunſt, verbreiten ſie trunken von Zorn und unverſöhnlicher Rache, überall den Tod, Männer, Weiber, Kinder, alles fällt unter ihren Streichen. Ein ſchauervoller Untergang wird ihnen im Angeſicht ihrer brennenden Wohnungen; viele hielten ſich feſt umklammert, um in dieſem ſchrecklichen Jammer gleiches Schickſal zu theilen. Mord, Brand und Entehrung der Unſchuld, entſetzte die Sterbenden.

Dieſe Gräuel-Scenen hörten mit Anbruch des Tages auf, um bey Nacht wieder zu beginnen; ſie reichten von Ort zu Ort. Ein gewiſſer Boukmans, ein Sklave wie ein wildes Thier, führte ſie an und ermunterte ſie zum Mord und zur Zerſtörung. Doch fand ſich auch eine kleine Zahl Sklaven, die eine feſte Anhänglichkeit an ihre Herren bewieſen. Einige gaben ihr Leben Preis, um das ihrer Gebieter zu retten, andre flüchteten dieſelben in das Dickicht alter verwachſener Wälder, oder auf Felſen, und nährten ſie dort ſo lange, bis ſie, nach der Stadt oder an das Ufer des Meeres zu gelangen, augenblickliche Sicherheit gefunden hatten. Aber nichts ging über die Anhänglichkeit und Treue einiger Sklavenweiber, welche man ſitzend neben dem Leichnam ihrer Gebieterinnen in dem Zuſtand trüben Hinſtarrens fand, der das Zeichen übermäßigen Unglücks iſt. Diejenigen, deren zarte Jugend von muthvollen Sklaven-Ammen gepflegt worden war, kamen nicht um; die heilige, in der Wiege entſtandene Freundſchaft und Anhänglichkeit ward für ſie Schutzwehr gegen das Schwert der Verſchwornen.

Als die Koloniſten von dem, dem Abhang des Berges nach gebauten Cap françois aus, dieſes furchtbare Schauſpiel erblickten, blieben die einen bis zur Unthätigkeit beſtürzt durch dieſes Unglück, andere ſchlugen verzweifelte, aber nicht auszuführende Mittel vor, andere befanden ſich in völliger Verwirrung ihrer Gedanken. Der größte Theil wollte in der Verzweiflung die Kolonie den verſchwornen Sklaven überlaſſen. Bey allen ward nun die Feigheit ſichtbar, welche der Stolz des Glücks bisher verhüllt gehalten hatte. Das Unglück fand ſie ohne Kraft und Tugend, ſchleichende Wirkung der Sklaverey, welche ihr verderbliches Gift dem Herrn mittheilt wie dem Sklaven. Die Colonial-Verſammlung, die ihren Sitz in der Capſtadt hatte, war durch Vorurtheile, Verſchiedenheit der Meynungen und Parteygeiſt getheilt, und ſo ward ſie nur ein Unglück weiter. Die empörten Sklaven waren funfzehn bis zwanzigtauſend Mann ſtark, der allgemeine Schrecken verdreyfachte ihre Zahl. Wer es vermochte, ſchiffte ſich ein, die Verzweiflung ſtieg in der Stadt, man verlor alle Hoffnung. In der Luft erblickte man häufig Raubvögel, welche der Geruch der unbegrabenen Leichname anzog.

Der Gouverneur Blanchelande, ein ſchwacher und zum Befehlen wenig geſchickter Mann, wollte anfangs ſeine Truppen gegen die Empörer ſchicken, allein Furcht hieß ihn ſie wieder zurückrufen, um die Stadt zu vertheidigen und zu behaupten. Er ließ drey Lager bilden, welche die Stadt beſchützen konnten, worauf einige Abtheilungen ausgeſchickt wurden, um das Kriegsglück zu verſuchen. Es gelang ihnen, die Empörer zu zerſtreuen und Gefangene zu machen, welche ſie mit ſich ſchleppten, und die nachmals auf Befehl ihrer Herren umgebracht wurden.

Die Colonial-Verſammlung, welche anfing Hoffnung zu ſchöpfen, daß es ihr vielleicht gelingen möchte, die Empörung zu ſtillen, gedachte gleich dieſe Umſtände zu benützen und das Joch des Mutterlandes abzuſchütteln. Anſtatt es um Hülfe zu bitten und die Farbigen, gegen welche ſie ſtets tödtlichen Haß hegte, auf ihre Seite zu bringen, hielt ſie für klüger, ſich an den Gouverneur von Jamaika zu wenden, ſo wie an den des ſpaniſchen Theils der Inſel und an die vereinigten Staaten. In ihrer traurigen Verblendung ſuchte ſie die Hülfe Englands, das ſeine Feindſchaft verbarg, Spaniens, das zum Krieg ſich rüſtete, und der vereinigten Staaten, welche ihre glücklichen Verhältniſſe für das Schickſal Anderer gleichgültig macht. Mit den bitterſten Vorwürfen klagte man Frankreich aller dieſer Uebel an, und die Meiſten wünſchten, ſich, es koſte was es wolle, von ihm zu trennen. Alle Unterhandlungen mit den obgenannten Mächten blieben fruchtlos. Der Admiral Affleck allein ſchickte von Jamaika aus 2 Fregatten mit ſchön redneriſchen Entſchuldigungen über die wenige Hülfe, die er bey ſo großer Gefahr zu leiſten vermöge. Der Präſident der Verſammlung, Marquis de Cadusch, ſah keine Rettung mehr als von England, und da er Frankreich durch die Unruhen, die ſich daſelbſt offenbarten und die ſeiner leidenſchaftlichen Seele aufs Aeußerſte verhaßt waren, für verloren hielt, ſo ſchlug er vor, die Kolonie an England zu überantworten.

Unterdeſſen hatte man mit den wenigen erhaltenen Waffen und Munitionen den kleinen Krieg gegen die Empörer fortgeſetzt und viele Gefangene gemacht, welche aufs Grauſamſte gemartert und ums Leben gebracht wurden. Unerachtet dieſer Hinrichtungen wuchs der Aufſtand von Tag zu Tag, denn es waren ſtarke, unerſchütterliche Karaktere, welche ihn leiteten, die den Tod auf dem Schlachtfeld der Strafe, die den Empörer traf, vorzogen: ein Sklave, Namens Jean François, war ihr oberſter Anführer. In den Angriff und die Vertheidigung legte er alle Arten von Schlingen, zugleich beſtand ſeine Taktik mehr im Schrecken als im Kampf ſelbſt; er ſtritt weniger als er floh, allein er ließ unaufhörlich wieder zum Treffen umkehren, ſo daß ſeine Flucht und ſeine Rückkehr, gleich viel Schrecken einjagten. Da er die Kunſt verſtand, ſich geſchlagen zu ſtellen, ſo war er nie ſtärker, als wenn man ihn eben für verloren hielt. Bewundernswürdig an ſeiner Anführung war, daß er unerachtet der vielen Entbehrungen und ſteten Trotz gegen Gefahren, welche dieſer Krieg erforderte, doch unter ſo vielen Leuten verſchiedenen Urſprungs und verſchiedener Sitten ſtrenge Mannszucht halten und ſeinen Befehlen unbedingten Gehorſam verſchaffen konnte. Mit den Generalen der alten Zeit hatte er das gemein, daß er für ſchöne Waffen und prachtvolle Pferde beſondere Vorliebe hegte. Er trug reich geſtickte Kleider und ſeine Equipagen waren von ausgeſuchter Pracht, ſey es, daß dieſer Luxus ihm angeboren war, oder daß er ihn ſeiner Befehlshaberſtelle für angemeſſen hielt. Für einen Sklaven war ſein Charakter ungemein edelmüthig. —

Zu Stellvertretern hatte dieſer Chef Biaſſou und Touſſaint Louverture. Biaſſou tauglicher für die Ausführung als für den Entwurf, war von außerordentlichen Körperkraft. Ein heißes Blut machte ſeinen Zorn heftig und fürchterlich. Wenn er eine Grauſamkeit erfuhr, die gegen die Seinigen begangen worden war, ſo machte er ſich mit eigener Hand an ſeine Gefangenen, und wurde nicht eher wieder ruhig, bis ihre blutigen Köpfe in dem Staube rollten. Seine Tapferkeit war ſo wild, daß er alle Zeit für verloren hielt, die nicht dem Blutvergießen gewidmet war. In kaltblütigen Augenblicken beſaß er Tugenden; nichts glich ſeiner Wohlthätigkeit und ſeinem Edelmuth. Seine Verbrechen waren mehr die Kinder der Empörung als ſeines Herzens; eine Art wilden Geiſtes belebte ſeine Handlungen, oft geadelt durch Milde, aber auch wieder verdunkelt durch blinde Wuth. Von allen Chefs der Empörer beſaß keiner mehr Mitleidigkeit, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit als Touſſaint Louverture. Man hatte ihm dieſen Beynamen der Leichtigkeit wegen gegeben, mit der er in alle verträgſame Vorſchläge einging. Seit ſeiner Kindheit Sklave, hatte er die Herden von Breda gehütet; während dieſer Beſchäftigung erlernte er für ſich das Schreiben und Leſen. Menſchlich in dieſem unmenſchlichſten aller Kriege, hatte er, ſo viel an ihm war, jede Art der Barbarey zu verhindern geſucht. Da er die Freyheit ohne Verbrechen ſtrebte, ſo übte er nur dann Rache, wenn die Nothwendigkeit ſie gebot. Er war um ſo unerforſchlicher in ſeinen Planen, weil er ſie unter einer anſcheinenden Offenheit verbarg. Sein Anſtand war edel und kräftig. Eben ſo ſtark im Unglück als im Glück, that er nichts der Tugend Unwürdiges. Die außerordentlichſten Opfer koſteten ihn nichts, wenn er dadurch die Seinigen, die er über Alles liebte, aus der Sklaverey reißen konnte; mit einem unbegreiflichen Scharfblick entdeckte er auch die verborgenſten Fallen, die man zu ſeinem Verderben erſann. Er baute die Grundlagen zu den Bildungs-Anſtalten eines neuen Volkes mit der Umſicht des Geiſtes, die da beurtheilen muß, was dauern kann und was untergehen wird. Sein für den Frieden wie für den Krieg gleich taugliches Genie, verband in drohenden Gefahren jene Kaltblütigkeit der Anordnung mit dem Feuer der Ausführung, welches ſelbſt Unfälle unſchädlich macht und ſtets den Sieg davon trägt. Welchen Eindruck auch das unerwartetſte Ereigniß machte, nie konnte es ihn außer Faſſung bringen, und weislich wußte er auch dann noch die beſten Mittel zu ergreifen. Mit dieſen Geiſtesgaben verband er die genaueſte Kenntniß des Landes. Sein Körper war gewandt und nicht zu groß, ſein Geſicht voll Ausdruck, ſein Blick raſch und durchdringend, ſein Ganzes Aufmerkſamkeit gebietend. Die beyden Männer, welche die Kolonie dieſen Empörer-Häuptlingen entgegen ſtellte, waren H. Touzard und der Marquis de Monral. Der erſte hatte mit Auszeichnung den vereinigten Staaten von Nordamerika gedient und einen Arm verloren. Herr v. Monral war in jeder Rückſicht ein alter Mann, obgleich voll jugendlicher Hitze und Ungeduld. Eine kräftige, beißende und trockene Beredſamkeit, ein rauher und wilder Karakter und große Unbiegſamkeit bey einmal gefaßtem Plan, zogen ihm abwechſelnd die Liebe oder den Haß der verſchiedenen Parteyen zu. Dieſe beyden Generale führten den Krieg mit ziemlicher Thätigkeit, beſonders in der nördlichen Gegend, die noch nicht ſo ſehr verheert worden war. In mehreren Gefechten wurden die Empörer geſchlagen, aber dadurch lernten ſie den Krieg führen, und ihre Anzahl beruhigte ſie immer mehr über die Furcht, von einer Hand voll Soldaten überwunden zu werden. Spanien beförderte außerdem ihr Unternehmen, es ſandte ihren Häuptlingen Ehrenkreuze, ſonſt Belohnung der Tapferkeit und Treue; in der irrigen Hoffnung, die franzöſiſche Revolution durch eine entfernte Inſurrektion zu ſtillen, verſäumte es nichts, was dieſe nähren konnte, Zugvieh, Waffen, Kanonen, Wagen, Geld, ſelbſt Pläne für den Krieg wurden von dort aus geſandt. Dieſe Hülfeleiſtungen gaben den Empörern ein Uebergewicht; ſie verbreiteten ihre Verheerungen immer weiter, doch waren ſie nicht wie die Koloniſten ſtets unbarmherzig. In mehreren ihrer Lager wurden die Gefangenen ganz als ſolche behandelt, in andern aber in dem Maße niedergehauen, wie man erfuhr, daß die Koloniſten die Sklaven hinrichten ließen. Oft beſchränkte ſich die Rache der Sklaven darauf, daß ſie ſich von ihren früheren Herren in Wagen ziehen ließen, die Miene und den Ton des Gebieters annahmen und nun dieſelben fragten, ob ſie nicht auch ſo viel Verſtand hätten, wie ſie.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Herbſtmonat 1818.

(Beſchluß.)

Die franzöſiſche Regierung hat vor einigen Jahren für ein einfaches und zuverläſſiges Verfahren für die Aufbewahrung vegetabiliſcher Subſtanzen, welches Herr Appert ihr mittheilte, den Erfinder belohnt und hernach bekannt gemacht. Es iſt ſolches ſo zu ſagen bey allen Thier- und Pflanzentheilen anwendbar, auch auf die zur Fäulniß am meiſten geneigten. Weſentlich beſteht daſſelbe darin, daß die aufzubewahrende Subſtanz in ein Gefäß gebracht, darin hermetiſch verſchloſſen und hernach in einem Marienbad der Siedwaſſerhitze eine angemeſſene Zeit lang ausgeſetzt wird. Beym Fleiſch thut man wohl, daſſelbe, ehe es in die Gefäße verſchloſſen wird, zum Theil ſieden zu laſſen. Wenn das erhaltende Verfahren gelingen ſoll, ſo muß die Subſtanz der Hitze hinlängliche Zeit ausgeſetzt bleiben, um in ihrer Geſammtmaſſe die Temperatur des ſiedenden Waſſers anzunehmen und es muß das Gefäß vollkommen gut verſchloſſen ſeyn. Hr. Appert brauchte anfangs gläſerne Flaſchen oder Gefäße, die aber, ſonderheitlich wenn ſie große Oeffnungen hatten, mit Mühe und kaum genau verſchloſſen werden konnten; gegenwärtig findet man es vorzüglicher, ſich cylindriſcher Weißblechbüchſen zu bedienen, deren Fugen, nachdem ſie angefüllt ſind, verlöthet werden. Dieß Verfahren iſt vorzüglich für thieriſche Subſtanzen, welche vorſichtiger als die vegetabiliſchen behandelt ſeyn wollen, nützlich. Die Weißblechbüchſen gewähren beynebens noch einen andern Vortheil: man kann daran, ohne ſie zu öffnen, wahrnehmen, ob ihr Inhalt ſich in gutem Zuſtand befindet. Wenn dieſelben nämlich bey einer etwas hohen Temperatur verſchloſſen und hernach ins ſiedende Waſſer oder in deſſen Dämpfe gebracht werden, ſo wölben ſie ſich einwärts, durch die darin erzeugte Leere, und in dieſem Zuſtand ſollen ſie bleiben; wofern nun aber der Inhalt in Verderbniß übergeht, ſo entwickeln ſich elaſtiſche Flüſſigkeiten daraus, welche den Boden der Büchſe nach außen hin wölben. In London wird

Digitized by Google

das Verfahren des Herrn Appert zu Aufbewahrung des Fleiſches manufacturmäßig angewandt.

Oktober 1818.

(21. September) Hr. Oneſiphore Pecqueur überreicht ſeine Denkſchrift von einem die Bewegungen des Himmelskreiſes darſtellenden Räderwerk.

Hrn. Fourier's Commiſſionsbericht über eine Abhandlung des Studieninſpectors der polyt. Schule, Hr. Binet, Unterſuchungen über die allgemeinen mechaniſchen Kräfte, nebſt Darſtellung eines neuen, dem der lebendigen Kräfte analogen Princips. Der Schluß iſt alſo: Die Unterſuchungen, welche die Vervollkommnung der allgemeinen Mechanik bezwecken, ſind für die induſtriellen Künſte und für das Studium der Natur gleich wichtig. Die mit der Prüfung der Arbeit des Hrn. Binet beauftragte Commiſſion hat dieſe demnach, um der Wahl ihres Gegenſtandes nicht minder, als um ſeiner Behandlungsweiſe willen, des Beyfalls der Akademie und der Aufnahme in den Recueil des Savans étrangers werth befunden.

Herr Sané erſtattet einen Commiſſionsbericht über ein handſchriftliches Werk des Hrn. Dupin, von der engliſchen Schiffbaukunſt. Es beſchäftigt ſich daſſelbe vorzüglich oder ausſchließlich mit den neueren nachahmungswerthen Vervollkommnungen. Die Britten befolgen ſeit einigen Jahren für das Gebälke ihrer Schiffe ein Verfahren, das vor mehr als hundert Jahren ſchon in Frankreich, aber nicht mit dem gewünſchten Erfolg, war verſucht worden. Es beſteht in dem Weglaſſen der Wegern (vaigrage de la cale) und in Verſtärkung der ſenkrechten Verbindungen der Schiffsverkleidung und des Fugenwerks, durch fernere ſchräge innere Bande. Auf den Bericht des Hrn. Dupin über die Vortheile dieſes Verfahrens, wünſchen die Commiſſarien, daß ein Verſuch damit in den franzöſiſchen Seehäfen angeſtellt werden möge. Am Schluſſe der Mittheilungen über den Schiffsbau geht Hr. Dupin zu umſtändlichen Berichten von mancherley Gegenſtänden über, die mit jenem in mehr oder minder naher Verbindung ſtehen. Er theilt die Reſultate der vielen in England angeſtellten Verſuche zu Ausmittlung des Widerſtands der Flüſſigkeiten, ſo wie der Stärke des Zuſammenhangs der Holzarten, des Hanfes, des rohen und verarbeiteten Eiſens mit. Indem er den Britten das ihnen gebührende Lob in Hinſicht auf den praktiſchen Theil der Schiffsbaukunſt zukommen läſſt, liefert er eine merkwürdige Stelle aus einem im J. 1806 durch die königl. britaniſchen Commiſſarien verfaſſten, und auf Befehl des Parlements gedruckten, Bericht über die zweckmäßigen Mittel um die Theorie der Schiffsbaukunſt, welche in England noch ſehr weit zurückſteht, in Aufnahme zu bringen. „Die Franzoſen (heißt es darin) haben die Schiffsbaukunſt mehr als kein anderes Volk vervollkommnet. Wenn wir für unſere Bauten uns genau an die beſten Formen der eroberten franzöſiſchen Schiffe hielten und wenn wir unſer Talent der Ausführung mit den theoretiſchen Kenntniſſen unſerer Rivalen verbanden, ſo erhielten wir jene Fahrzeuge, welche als die vorzüglichſten unſrer Marine anerkannt ſind." Die Commiſſarien waren einſtimmig der Meinung, es verdiene das Werk des Hrn. Dupin den Beyfall und die aufmunternde Belobung der Akademie.

Die nämliche gute Aufnahme erhielt noch ein anderes Werk des Hrn. Dupin, die Architecture hydraulique et civile de la grande Bretagne, worüber Hr. Prony im Namen einer Commiſſion Bericht erſtattete. Die durch neuen und eigenthümlichen Bau merkwürdigen Brücken, die Kanäle, deren Grabungen die größten Schwierigkeiten darbot, die Leuchtthürme, die öffentlichen Gebäude, die Häfen zum Dienſt des Seehandels und vorzüglich die Seearſenale, ſind Gegenſtände der Beſchreibungen und Prüfungen dieſes Werks, das beynebens auch eine große Zahl kürzlich in England erfundener oder vervollkommneter Maſchinen bekannt macht.

Die Akademie bildet ſich in geheimen Ausſchuß zur Discuſſion der für die durch Hrn. Perrier's Tod in der mechaniſchen Klaſſe erledigte Stelle vorgeſchlagenen Kandidaten. Dieſe ſind, in erſter Reihe, die Herren Dupin und Binet und nach ihnen die Herren Hachette, Cagniart, Latour, Gengembre und Manoury-d'Ectot.

(28. September) Der Arzt am Inſtitut für junge Blinde, Hr. Guillié, ſendet eine Abhandlung über ein von ihm erfundenes Staarſchnittmeſſer.

Herr Dupin wird zum Mitgliede für die Section der Mechanik mit abſoluter Stimmenmehrheit erwählt.

Man verlieſt eine Abhandlung des Hrn. Portal über die Erweiterungen und Aneurismen des Herzens.

Hr. Biot lieſt eine Denkſchrift über die Rotationen der Lichtmoleculen in feſten, flüſſigen und Gasſubſtanzen.

(5. October) Der Freyherr v. Humboldt überreicht die neunte Lieferung ſeiner Nova genera et species Plantarum.

Hr. Thénard theilt eine neue Reihenfolge von Beobachtungen über die oxygenirten Säuren mit.

Hr. de Férussac lieſt eine Abhandlung über das Erforderniß eines anerkannten Lehrſyſtems (corps de doctrine) für Geographie und Statiſtik.

Hr. Moreau de Jonnès legt die Reſultate einiger, die Bevölkerung der Antillen betreffenden, Unterſuchungen der arithmetiſchen Rechenkunſt vor.

(12 October.) Der Eigenthümer einer Seilerbahn in Bordeaux, Hr. Dudoul, gibt vorläufige Kunde von, durch ihn erfundenen, Vervollkommnungen ſeiner Kunſt.

Hr. Yvart lieſt einen Auszug von Beobachtungen über das Wäſſerungsverfahren in Frankreich, in Italien, in der Schweiz und in England.

Hr. Eggert ſendet aus Kopenhagen eine Abhandlung, welche eine neue Cosmogenie aus der Theorie der Gährung abzuleiten beabſichtigt.

Hr. Fray übermacht einen Ballon, worin ſeit langer Zeit deſtillirtes Waſſer, Stickluft und Waſſerſtoffgas verwahrt ſind und worin er glaubt, daß nunmehr lebendige Körper ſich erzeugt haben werden.

(19. October) Die Herren Gay-Luſſac und Boſc berichten über die von ihnen vorgenommene Unterſuchung des Inhalts von Hrn. Frays Ballon. Es fand ſich darin gar nichts Neues, und anders nichts als atmoſphäriſche Luft, indem der Ballon nicht gehörig verſchloſſen geweſen war.

Hr. Larches lieſt eine Abhandlung über das Selbſtſtillen der Mütter, ſeine Vortheile und Nachtheile, über die Ernährung der Kinder durch Ammen und auf andere künſtliche Weiſen.

Hr. Faure lieſt eine Abhandlung über die Iris und die künſtlichen Pupillen.

Die erſte Hälfte einer, nachher an die Commiſſarien überwieſenen, Abhandlung des Hrn. Bene, über die Electricität, wird verleſen.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Romane.

Die Prinzeſſinnen, von Starkloff. Aarau bei Sauerländer. 1818.

Bald nach ihrer Erſcheinung laſen wir die Anzeige, welche dieſes Blatt von Olaf enthielt, einer romantiſchen Geſchichte aus dem dreyßigjährigen Kriege, von demſelben Verfaſſer. Der Dichter und der Anzeiger ſchienen uns von gleichem ſchönen Enthuſiasmus befeuert, ſo daß uns die wenigen Seiten zwar zu keinem Urtheil über das Gedicht verhalfen, aber eine warme Theilnahme an dem Dichter und ſeinem Bewunderer einflößten. „Luſt und Liebe ſind die Fittige zu großen Thaten“ ſingt der Dichter; ſie ſind es aber auch zum guten, rechtlichen, bürgerlichen Leben und dieſe Meinung ſchien uns durch das Waffengetümmel und die jugendliche National-Prahlerey durchzublicken. Sehr begierig griffen wir daher nach „den Prinzeſſinnen“. Wir vermieden es, dieſe Mehrzahl mit dem Ritter- und Deutſchthümlichen jenes Olafs in Einklang bringen zu wollen und laſen ohne alle vorgefaſſte Meinung Herrn v. St. neue Dichtung durch. Allein wir erfuhren, wie wenig der Menſch ſich ſelbſt kennt, wenn er ſich von vorgefaſſter Meinung frey glaubt. Unſer Erſtaunen nahm mit jedem Bogen zu: den Verfaſſer des Olafs, wie die Anzeige in der Litt. Beylage ihn ſchildert, ſich eine heilloſe, ganz gemeine Hofintrigue zum Gegenſtand wählen und ſeine Helden endlich in eine heimliche Verbindung verflochten zu ſehen, die, wenn ſie wirklich zu den vorhandnen gehörte, einen Charakter trug, bey dem ihr blutiger Tod kein Intereſſe einflößt, als das, ſie der heil'gen Hand des Geſetzes entzogen zu ſehen. Mit der Wärme des Gefühls, mit dem tiefen Blick in das menſchliche Herz, mit der hohen Meinung von deutſchem Werth, welche im Olaf ſichtbar ſind, muß der Verfaſſer ſehr bewegende Urſachen gehabt haben, um Gegenſtände zu ſchildern, die jedem geſunden Gemüth ſo verhaſſt ſeyn müſſen, wie Hofintrigue und Aufruhr. Dem unerachtet hat ſich Herr v. St. gefallen, ſeine Helden, einen Carlos und Poſa, in ſolche Lagen zu verſetzen. Dem Zuſammenhang ihrer Verhältniſſe konnten wir, aufrichtig geſtanden, durch die Sündfluth von Hoffeſten, Kronleuchtern, geſtickten Kleidern und Equipagen nicht folgen, und aus den diplomatiſchen Geſprächen, den Boudoirs-Unterhaltungen, wo die Damen zwey, drey Seiten lange Diſſertationen anhören, welche die große Welt und die eleganten Boudoirs nirgends geſtatten — nie klar verſtehen. Doch das war auch vielleicht nicht des Verfaſſers Abſicht, da wir vermuthen, daß eine Menge Hörenſagen von Vorhandnen, Gelungnen, Beabſichtigten, Geſcheiterten von dem Verfaſſer benutzt wurde. Eben ſo iſt es mit den Perſonen des Romans. Sie mögen an manchen Orten im Fleiſche wallen, dieſe Damen und Herrn. Das kann auch, beſonders anfangs, dieſen Prinzeſſinnen an kleinen Höfen und ihren Anhängſeln Leſer verſchaffen, ſie finden „ſich und ihre Miſere“ darinn wieder, nur viel prächtiger, „grandioſer“. Wenn Herr v. St. ſo einen Maskenaufzug gibt, kommts ihm auf ein Paar hundert Ellen ſilberner Franzen mehr oder weniger gar nicht an, indeß manch lebendes Prinzeßchen, das die Rechnung der Putzmacherinn vom vorigen Faſching noch drückt, mit geheimer Ehrfurcht an ſo eine Prinzeß Ida hinauf ſieht, welcher alle Butiken des Verfaſſers zu Gebote ſtehen. Jünglinge, denen Welt und Geſchäfte noch fremd ſind, werden in Graf Rauhenſtein einen Heros und in ſeinen diplomatiſchen Umtrieben eine höchſt wichtige Thätigkeit finden; allein wer die große Welt ſah, lächelt über die nichtsbedeutenden Ausmahlungen von ſilbernen Theemaſchinen und ſeidenen Polſtern, und einer unſrer großen Diplomatiker möchte doch an dieſer Prinzeſſinnen Diplomatik manches finden, das wohl nach des mißverſtandnen Machiavel Rezept eingefädelt iſt, in der Wirklichkeit aber nicht alſo behandelt werden kann.

Der Dichter ſcheint uns jedoch nur in der Wahl ſeines Gegenſtandes einen Fehlgriff gemacht zu haben, unſre Freude an ſeinem Talent haben die Prinzeſſinnen nicht vermindert. Seine Karaktere, ſo wie er ſie nun einmal auffaßt, ſind mit feſter Hand durchgeführt, ſein Converſations-Geiſt iſt wahr und witzig; allein ſein Converſations-Ton völlig verfehlt und immer ſo weitſchweifig, daß wohl wenige Leſer ein ſolches Geſpräch ganz leſen werden, ſo wie Geſpräche mit ſo langen ſpitzfindigen Reden wohl nirgend gehalten werden mögen, am wenigſten unter den Halbgöttern eines Boudoirs. Die gränzenloſe Weitläufigkeit in der Auseinanderſetzung der Motive, der Gefühle, ermüdet unendlich! Allein alle dieſe überflüſſigen Worte ſind gut geſagt, edel und gehalten der Styl, kein Jagen nach neuen Worten. — Daß ſeine Hofleute ſo viel franzöſiſche Ausdrücke brauchen, beruht doch wohl auf einer falſchen Vorausſetzung. Sie ſprechen lieber ganz franzöſiſch. Eine Ballade, die der Verf. einmiſcht, gibt uns von ſeinem Talent zu dieſer Dichtart einen ſehr vortheilhaften Begriff; ſo wie die ſittliche Zartheit, mit der er ſeine weibliche Charaktere ſchildert, ihm den Dank des ſchönen Geſchlechts gewinnen muß. Wir wünſchten oft Romane zu finden, welche uns neben dem Mißbehagen über den verfehlten Entwurf und die fehlerhafte Entwicklung, ſo wie Herrn v. St...'s Prinzeſſinnen, die Zuverſicht einflößten, von dem Verfaſſer, wenn er das Leben nur unbefangen auf ſich wirken läßt, unfehlbar noch ſehr reife Geiſtesſchöpfungen zu empfangen. In nähere Beleuchtung dieſes Romans mögen wir, aus Urſachen, die wir oben berührten, nicht eingehn.

Franzöſiſche Literatur.

Histoire de l'insurrection des Esclaves dans le Nord de St. Domingue, par Antoine Métral. (Geſchichte der Sklaven-Empörung im Norden v. St. Domingo).

(Beſchluß.)

Die Sklaven-Truppe, gegen welche Touzard marſchierte, hatte ſich in der Nähe von Alquier verſchanzt; er

Digitized by Google

überrumpelte ſie bey Nacht, wo es allein möglich war, ihre Wachſamkeit zu täuſchen. Touzard hatte im Voraus durch ſeine Spionen in Erfahrung gebracht, daß die Empörer in der Kirche zu Limbe, nahe bey ihrem Lager, achtzig Koloniſten-Frauen mit ihren Kindern eingeſperrt hielten. In der Furcht, die Sklaven möchten ſie während des Angriffs niedermachen, ſuchte er dieſen zuvorzukommen, indem er hiezu einen Reiterhaufen abſchickte. In dem Augenblick, wo dieſe Reiter bey der Kirche ankamen, waren auch Sklaven mit gezucktem Schwert eilig vor ihrem Thor angelangt; allein voll Ingrimm, ihre Rache nicht ausüben zu können, welche ihnen ihre Niederlage etwas weniger ſchmerzlich gemacht haben würde, mußten ſie unverrichteter Sache zurückkehren. Man denke ſich den Zuſtand jener Frauen, den ſchnellen Uebergang von Schrecken zur Freude, der ſie faſt tödten mußte! Keine konnte Worte, keine Thränen finden.

Um dieſe Zeit war es, als von Europa die Nachricht kam, daß Frankreich durch ein Geſetz vom 24. Sept. 1791 die politiſche Gleichheit wieder aufgehoben habe, durch welche es zu eilig den von freyen Eltern gebornen Menſchen gemiſchter Farbe Freyheit zugeſtanden hatte. Ihr Schmerz hierüber war ſo heftig, daß er an Verzweiflung gränzte. Ein Theil wollte ſich mit den Empörern vereinigen, obſchon ſie alles durch ſie verloren, ein andrer mit den Koloniſten, obſchon ſie, nachdem ſie ihnen das Leben gegeben, ſie nun von der Freyheit zurück ſtießen. Wo ein Vaterland finden? riefen ſie mit thränenden Augen; der Sklave findet es in Afrika's weiten Ländern, ſeinem Herrn bieten drey Welttheile eine Heimath an; aber wie Kinder dieſes Landes, eine neue Art von Menſchen, wir finden ſie nirgends! — Alle Umſtände machten die Freundſchaft dieſer farbigen Menſchen unentbehrlich; die Stadt war auf dem Punkt, genommen zu werden. Touzard und Rouvrai ſprachen vor der Verſammlung zu ihren Gunſten, und verſicherten, daß ſie für nichts ſtünden, wenn man dieſe Klaſſe von Menſchen nicht für ihre Sache verbände. Allein die Verſammlung verwarf dieſe weiſe Meynung und ſuchte nur ihren Haß durch deren Erniedrigung zu befriedigen.

Frankreich erfüllten dazumal die ſchrecklichſten Gerüchte über den Sklaven-Aufruhr. Die National-Verſammlung hatte Roume, Mirbeck und St. Leger nach St. Domingo abgeordnet, und mit ihnen 3000 Mann Soldaten dahin geſandt, welche aber nur geringe Hülfe brachten, indem ſie von einem Sturm zerſtreut, in einzelnen Haufen eintrafen. Um ſo vielem Unglück abzuhelfen und den Haß zu mildern, hatten die Abgeordneten allen freyen Menſchen Amneſtie angekündigt, welche diejenigen befriedigte, die Strafe fürchteten, denjenigen aber, welche Rache wünſchten, genügte ſie nicht. Jean François, froh über die Ankunft der Abgeordneten und die Amneſtie, bewies ſeine Freude hierüber durch ein Feſt, das er ſeiner Armee gab. Touſſaint mit Raynal und Dupleſſis wurden zu den Abgeordneten geſandt. Allein die Verſammlung, beleidigt, daß Sklaven von Frieden zu ſprechen wagten, gab ihnen folgende trotzig ſtolze Antwort: „Boten der empörten Neger! Die Verſammlung, welche durch das Geſetz beſteht, kann ſich mit Leuten, welche ſich gegen das Geſetz bewaffnet haben, nicht in Unterhandlung einlaſſen; begebt euch hinweg.“ Die Abgeſandten brachten dieſe Antwort in ihr Lager zurück. Alsbald ließ der jähzornige Biaſſou die Gefangenen vorführen, um ſie zu tödten, allein Touſſaint, deſſen ſchönerer Sinn Menſchlichkeit für lobenswerther hielt, gab ſeiner Rache anfangs Beyfall, fand aber dann Mittel, ſie allmählig zu beſänftigen.

Die Abgeordneten, bekümmert über dieſe Ereigniſſe, gewannen das Zutrauen der Sklaven, und hatten zu St. Michel eine Zuſammenkunft mit Jean François. Die Colonial-Verſammlung ſchickte dazu eine Deputation, der ſie jedoch keinen anerkannten Karakter gab, um dadurch die Unterhandlung zu verwirren, weil ſie dieſelbe für ungeſetzlich hielt. Jean François erſchien hier mit dem Gewicht und der Würde eines Oberhaupts, nicht mehr als Sklave, er befehligt Hunderttauſende, die für die Freyheit bewaffnet waren; in dieſer Eigenſchaft wollte er den Frieden unterhandeln. Ein Koloniſt, Namens Bullet, vergaß ſeine jetzige Lage, ſah in ihm nur einen Sklaven, und gab ihm einen Schlag mit der Peitſche, während er ſein Pferd beym Zügel hielt. Entrüſtet über dieſe Gemeinheit, kehrt dieſer Anführer ruhig zu den Seinigen zurück. St. Leger begab ſich allein und ohne Waffen vor das Lager der Feinde, gewann Jean François's Zutrauen wieder, der ſich beſänftigen ließ und mit ihm zurückkehrte. Die Abgeordneten verlangten zuerſt Auslieferung der Gefangenen; ſie ward von ihm unter der Bedingung der Gegenſeitigkeit zugeſtanden. Sogleich und auf guten Glauben hin, überlieferte er nun die Gefangenen, welche in den Händen ſeiner Mitbrüder waren, und befahl, daß die entfernter zurückgehaltenen herbeygeführt würden. Von der andern Seite aber behielt man die Gefangenen zurück, und ſo begann alſo die Friedens-Unterhandlung mit einem Treubruch. Die Koloniſten ließen nun im Lager der Sklaven die Nachricht verbreiten, daß die Abgeordneten nur einen Scheinfrieden ſchließen wollten, um ihre Gegner gänzlich auszurotten. — Die Feindſeligkeiten wurden nicht eingeſtellt.

Die Colonial-Verſammlung, eben ſo unerbittlich gegen die Freygelaſſenen, welche ſich für ſie ſchlugen, als gegen die empörten Sklaven, ließ jenen die Waffen abnehmen. Dieſe Maßregel machte die farbigen Menſchen wüthend, und viele von ihnen gingen zu den Sklaven über, wodurch beſonders der Haufen eines gewiſſen Candy, eines Freygelaſſenen und vorzüglich wilden Anführers der Empörten, vergrößert wurde. Unter ſeinem Befehl legten ſie Feuer in die Gemeinden um das Fort Dauphin, welche ſie vorher ſo tapfer vertheidigt hatten. Die Natur ſchaudert, wenn man bedenkt, daß ſie die eignen Kinder jener Hartherzigen waren. Mit blinder Wuth ſengte und verbrannte Candy die Gegend umher. Endlich bemächtigte er ſich des Städtchens Ouanaminthe, deſſen Bewohner er entwaffnete; dieſe ſahen bald ein, daß ſie unterhandeln müßten, es koſte was es wolle. Touzard und Rouvrai, die ſich von der Armee zurückgezogen hatten, ſeit die Freygelaſſnen von derſelben entfernt worden waren, bemeiſterten ſich dieſer Unterhandlung, und die Abgeordneten, welche zwiſchen den Herren und Sklaven keinen Frieden hatten zu Stande bringen können, ſuchten ihn nun zwiſchen Freygelaſſnen und Herren herbeyzuführen. Politiſche Gleichheit war die Hauptbedingung dieſes Vertrags, den man den Vertrag von Ouanaminthe nannte. Nach Abſchluß dieſes Vertrags richteten ſie ihre Waffen wieder gegen die Sklaven, verrichteten Heldenthaten und gewannen die hartnäckige und blutige Schlacht von Jacquezy. Die Colonial-Verſammlung, weit entfernt den Vertrag von Ouanaminthe zu genehmigen, ſtiftete insgeheim die Menge gegen die Abgeordneten auf, ſchwächte ihr Anſehen durch Beleidigungen und ließ die Farbigen gefangen nehmen, welche zur Ratifikation des Friedens abgeſandt worden waren. Durch dieſes unwürdige Benehmen wand-

Digitized by Google

ten ſich die Freygelaſſnen wieder auf die Seite der Empörer und ein Rachgefühl, das ſchreckliche Scenen veranlaſſte, erfüllte ihre Seele. Sie fingen mit Metzeley der in die Kirche von Onanaminthe geflüchteten Koloniſten an.

Die Wuth dieſes über alle Beſchreibung ſchauderhaften Kriegs legte ſich endlich im Januar 1792 durch eine ſonderbare Vereinigung verſchiedener Parteyen, deren eine die des Königthums, zu der die vornehmſten Armee-Offiziere gehörten, welchen ſo manche vom Hofe erhaltene Gnade in bleibender Erinnerung war, die andre die der Freygelaſſenen, welche ein Vaterland und politiſche Gleichheit verlangten, ohne daß beyde die Freyheit der Sklaven wünſchten. Touzard, Rouvrai und einige andre Chefs verſtanden ſich mit ihnen, und ſo entſtand ein militäriſches Gouvernement, das ſchnell beſtrafte, die Colonial-Verſammlungen, deren Politik nichts taugte, im Zaum hielt, dem Haß der Sklaven-Herren Schranken ſtellte, und die Sklaven ſelbſt bändigte. Dieſe Sklaven aber, ſey es aus Ermattung über die Schritte, welche ſie zur Freyheit hatten thun wollen, ſey es aus Plan, um den Schlag ihrer Rache zu verſchieben, die während der Ruhe neue Kräfte gewinnen ſollte, hatten jetzt von ihrer Wildheit nachgelaſſen. Die Feindſchaft erſchöpfte ſich allmählig, der rohe Muth der Häuptlinge der Empörer ward gemildert durch Liebkoſungen und Hoffnungen, die man ihnen machte. Man beſchwor ſie ſowol aus Ehrfurcht für das Königthum, deſſen Flaggen in ihren Lagern wehten, als auch im Namen der Freyheit, für die ſie ſo viel Blut vergoſſen und den Norden von Domingo mit Trümmern bedeckt hatten, man beſchwor ſie, dieſem Krieg ein Ende zu machen, nach welchem die Sklaverey aufhören und die Freyheit herrſchen würde.

Dieß war der erſte Anfang der Empörung, welchem die jetzige Republik Haity ihren Urſprung verdankt, die nun wahrſcheinlicher Weiſe auch wieder die Urſache anderer Folgen ſeyn wird.

Schweizer-Literatur.

Denkmal ſchweizeriſcher Reformatoren in einer Reihe von Vorleſungen, von dem Profeſſor der Theologie J. M. Fels. St. Gallen Huber u. Comp. 1818.

Dem Verfaſſer war es nicht um biographiſche Nachrichten zu thun, die anderswo umſtändlicher zu finden ſind, aber er wünſchte in den Geiſt und die Abſichten der Männer einzudringen, von denen das Werk der Schweizerreformation zunächſt ausging, und daneben ihr perſönliches Verhältniß zu dem damaligen Stand der Begriffe und Einſichten zu entwickeln, um aus beyden fruchtbare Anwendungen auf die Gegenwart und die Jetztwelt hervorgehen zu laſſen. Oecolampad, Zwingli und Vadian ſind es, bey denen er verweilt, am meiſten jedoch bey dem letzten, dem großen Polyhiſtor, Bürgermeiſter, Arzt und Theolog von St. Gallen, deſſen Leben und Thaten nirgends nach Verdienſt bis dahin ſind erörtert worden, und deſſen Handſchriften, ſelbſt jetzt noch, einem fleißigen Forſcher reiche Ausbeute verheißen, da ſie, ſammt einer ausgedehnten Correſpondenz mit den berühmteſten Zeitgenoſſen, ſorgſam in der Stadtbibliothek aufbewahrt werden, wie der edle von Watt dieſes ſelbſt begehrt hatte, als er kurz vor ſeinem Tod (1551), dem Magiſtrat von St. Gallen das Verzeichniß ſeiner, für jene Zeit reichen, Bibliothek mit den Worten übergab: „Sehet da, liebſte Herren, meinen Schatz, die fürtrefflichſten Bücher in allen Künſten und Wiſſenſchaften, welche ich hiemit teſtamentsweis dem gemeinen Weſen der Stadt St. Gallen vermacht haben will; doch mit dieſem Beding und Begehren, daß ein ehrſamer Rath die Sorg und Mühe aufnehme, dieſelben an einem auserleſenen Ort, zum gemeinen Nutzen der Bürgerſchaft, fleißig aufzubehalten und zu bewahren.“

Es war ein glücklicher Gedanke des Herrn Fels, für ſeine Schilderung des Geiſtes der drey Männer, eine der merkwürdigen Schriften jedes derſelben ſich zu wählen, aus deren Analyſe hernach die eigenthümlichen Betrachtungen des Vorleſers gezogen werden. Von Oecolampad wählte er die Abhandlung über die Lehre vom Abendmahl; von Zwingli das Schreiben über die Wiedertäufer und von Vadian die, gegen die ſchwenkfeldiſchen Schwärmereyen gerichtete Denkſchrift. — „Die Reformatoren (ſagt Hr. Fels u. a.) waren Menſchen, und um ſo weniger über das Irren, Straucheln und Fallen erhaben, als ſie ſelbſt, im finſtern Aberglauben erzogen, in einer Zeit großer Unwiſſenheit göttlicher und menſchlicher Dinge lebten, und, guter Hülfsmittel entblößt, mit unbeſchreiblicher Anſtrengung, unter ungeheuren Schwierigkeiten, unmöglich alles, oder auch nur mehr leiſten konnten, als ſie in Erforſchung und Ausbreitung heilſamer Wahrheiten, unter augenſcheinlichem Segen der Gottheit, zur größten Bewunderung einer dankbaren Nachwelt wirklich zu Stande gebracht haben. Aber eben darum durften und wollten ſie den Fortſchritten folgender Jahrhunderte keinen Riegel vorſchieben, vielmehr bekrönten ſie ihre großen Verdienſte um die Menſchheit durch die Grundſätze und Grundgeſetze, die ſie in ihren Kirchen aufſtellten: daß jeder Chriſt in Gegenſtänden des Heils ſelbſt ſehen könne, und alles prüfen und das Gute behalten dürfe; und daß der Theolog an keine Art von menſchlicher Autorität gebunden, Alles das ungeſtört und freudig ſolle lehren und predigen können, was dem nach vernünftigen Grundſätzen und Regeln und mit Anwendung der beſten Hülfsmittel erklärten Worte Gottes in der Bibel gemäß ſey, und auch, nicht etwa nur aus den Buchſtaben, ſondern vornehmlich aus dem Geiſte des Chriſtenthums, als heilige Wahrheit erwieſen werden könne. Wie überſchwenglich glückſelig ſind wir in unſern Tagen, zu welchen eben die Reformatoren mit aller ihrer Kraft die Bahn gebrochen haben; wie glückſelig in dem Beſitze herrlicher Syſteme der natürlichen oder philoſophiſchen Religionslehre für unſere Vernunft und bey der vollkommneren Bibelkenntniß und reineren hellern Dogmatik für unſern Glauben! Und welch ein unverantwortlicher Undank gegen die größten Wohlthaten des erziehenden Vaters der Menſchheit wäre es, wenn jemand dieſe Vorzüge verkennen, dieſe Hülfsmittel verachten, das hellere und ſchönere Licht verſchmähen, und ſich ſelbſt oder Andere, aus Mangel an Bildung ſeiner Vernunft oder Beleuchtung ſeines Glaubens der beunruhigenden Alternative ausſetzen wollte, entweder die Vernunft oder den Glauben aufgeben zu müſſen! Nein, der Chriſt in unſern Tagen wird zwar noch immer Vieles glauben, das er nicht begreifen kann, weil es die Gränzen ſeines Verſtandes überſteigt; ſo wie auch viele Gegenſtände, Kräfte und Geſetze der Natur ihm unbegreiflich ſind, und er ſich ſelbſt das größte Geheimniß iſt und bleibt; aber nie ſoll er ſich etwas aufſchwatzen oder aufdringen laſſen, das gegen den geſunden Menſchenverſtand und ſeine ſtets ſorgfältiger ausgebildete Vernunft wäre.

„Die Heroen (ſo drückt ſich der Verfaſſer an einer andern Stelle aus) der Reformation konnten, durften und wollten keinesweges unſere Meiſter ſeyn und werden, und ihr ſo theures Andenken würde durch eine kindiſche Anhänglichkeit, blinde Nachbeterey und abergläubige Unterwürfigkeit nicht geehret, ſondern geſchändet werden; nicht Geſetzgeber und Richter unſers Glaubens, Vorgänger nur und Muſter können und ſollen ſie uns ſeyn auf dem Wege zur Wahrheit! Denn eben die Wahrheit liebten, ſuchten, verbreiteten und vertheidigten ſie bis zu ihrem letzten Lebenshauche. Die Wahrheit hatte bey ihnen einen weit höheren Werth, als alle jugendliche Eindrücke, eingeſogene Vorurtheile, äußere Verhältniſſe und Umſtände; ſie war ihnen lieber als Ruhe und Gemächlichkeit, Anſehen und Einkommen, und theurer als das Leben. Wer gleichgültig iſt gegen religiöſe Wahrheit, oder nur für einen Wahn und ſeine Secte eifert; wer zu träge iſt nach Wahrheit mit Geduld und Anſtrengung zu forſchen, zu ſchwach, ſie, wo er ſie findet, zu ergreifen, zu feige, ihr zu folgen und zu behaupten, der hat noch keinen Funken von dem heiligen Feuer, das ihre Seelen durchglühte — er kann nicht ihr Jünger ſeyn, und er iſt unwürdig ihren Namen in ſeinem Munde zu führen“.

Ueber die Schwärmereyen und Secten unſerer Tage endlich, erklärt ſich Hr. Feis u. a. alſo: „Zur Schwärmerey können leicht auch fromme gute Seelen, von vorzüglichen Anlagen und zum Sectenweſen liebenswürdige, vortreffliche Perſonen, verführt werden. Bey dem Gebrauche der Bibel und der öffentlichen Anſtalten und Mittel der Erbauung, wenn dabey dem geſunden Verſtande und der erleuchteten Vernunft ihre Rechte über die Phantaſie bewahrt werden, kann der Beytritt zu irgend einer Secte keinem evangeliſchen Chriſten, aus keinem gültigen Grunde ein wirklich geiſtiges Bedürfniß ſeyn! Wie bedenklich hingegen ſollte Jedem die Unterwerfung unter fremde unbekannte Parteyhäupter, die Entfremdung von ſeinem verordneten und geprüften Lehrer und von ſeiner Kirche und Gemeinde; die Andacht mehr erhitzter als erleuchteter Köpfe, die Bibelauslegungen und Glaubenstheorien unwiſſender Menſchen, die Collecten für weit entfernte Unternehmungen und noch andere Dinge ſolcher Art, vorkommen! Und der Erſatz für die Gefahr, getäuſcht oder betrogen, oder gegen ſeine Abſicht und Meinung zu Verſündigungen an der Wahrheit und ihren Herolden an der Gemeinde oder auch an ſeiner eigenen Familie, verleitet zu werden, beſteht in lauter Nachtheil und Schaden für die Liebe und für den Wachsthum an Weisheit und Tugend. Leere Einbildungen, ſüße Träume, eitle Hoffnungen können ſolchen Schaden an Vorzügen des Geiſtes und Herzens, ſo wie an Würde und Gemeinnützigkeit des Lebens, nur ſchlecht vergüten, und einſt, beym Erwachen aus dem phantaſtiſchen Wahne, wird es weder rühmlich noch beſeligend ſeyn, ſeine Lebensbahn im Traume durchwandelt zu haben.“

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, vom November 1818.

(26. Oct.) Hr. Leroi theilt einen Verſuch über die Entzündung des Pulvers durch den Stoß (choc) ohne vorangehende Funkenerzeugung mit.

Hr. Dupin's Commiſſionalbericht über das durch Hr. Duboul vorgeſchlagene Verfahren beym Zuſammendrehen der Seile. Ein Tauwerk wird durch die Zuſammendrehung ſeiner Litzen (torons) verfertigt, welche letztere hinwieder aus einfachern Litzen, oder aus einfachen gleichförmig gedrehten Faden verfertigt werden. Bekanntlich iſt die nothwendige Wirkung der Zuſammendrehung von den Beſtandtheilen eines Tauwerks, ihre Verkürzung; ſo daß, zum Beyſpiel, mit Faden, welche 1200 Metres Länge haben, kein längeres Tau als von 1000 Metres, von 900 Metres u. ſ. w. verfertigt werden kann. Für die einfachſten Tauwerke werden drey Bündel von gleicher Zahl und Stärke der Faden genommen, die man durch Zuſammendrehung vereinbart. Für die Ankertaue (câbles) werden drey jener einfachen Taue genommen, zuſammengedreht und zum zweytenmal vereinbart. Jedes dieſer Verfahren bringt durch die Wirkung der Drehung eine beſondere Verkürzung hervor und die Geſammtverkürzung iſt das Reſultat der zwey oder drey einzelnen Verkürzungen. Hieraus ergeben ſich nun mehrere merkwürdige Fragen. Welches iſt, bey einem einfach oder doppelt gedrehten Tauwerk, der Geſammtgrad von Drehung, welcher die mindeſte Schwächung der Geſammtkraft der gerade ausgedehnten und in Bündel vereinbarten Faden liefert? Welches iſt hernach das vortheilhafteſte Verhältniß der Drehung eines einfachen Litzen zu jener der erſten und zweyten Vereinbarung? Hierin weicht nun Hr. Duboul weſentlich von dem in den franzöſiſchen Seehafen gewohnten Verfahren ab. Er gibt nämlich ſeinen Tauwerken überhaupt eine geringere Verkürzung. Die einfachen Litzen läſſt er verhältnißmäßig ſtärker zuſammendrehen, hernach aber wird bey der erſten und vorzüglich bey der zweyten Vereinbarung eine geringere Drehung vorgenommen. Worin beſteht der Erfolg dieſes abweichenden Verfahrens? Aus Duhamels Verſuchen weiß man, daß, wofern alle andern Umſtände gleich ſind, das Tauwerk um ſo ſtärker wird, je geringer die Verkürzung ſeiner Faden iſt. Darum zeigen ſich die Tauwerke des Hrn. Duboul ſtärker. Hinwieder ſind die ſtärker gedrehten Seile dichter zuſammengepreſſt; das Waſſer dringt minder leicht in ihre Subſtanz ein; ſie dauern länger, und dieſer Umſtand iſt von höchſter Wichtigkeit für das Seeweſen. Darauf läſſt ſich jedoch erwiedern, daß, weil Hr. Duboul ſeinen erſten Litzen eine ſehr ſtarke Verkürzung gibt, ſie beynahe auch eben ſo ſtark zuſammengedreht ſind, als beym gewöhnlichen Verfahren: die dem Tauwerk ſchädliche Feuchtigkeit iſt nun aber nicht diejenige, welche zwiſchen die Litzen eindringt, ſondern die, welche dieſe letztern ſelbſt durchdringt. Die Schiffſeile werden ſtark zuſammengedreht, damit ihre ſich einander enger anſchließende Faden eine Maſſe bilden, welche den Reibungen beſſer widerſtehen möge, die ihr äußeres Gewebe angreifen und ſie unbrauchbar machen. Hier kann man ſagen, der Widerſtand der Maſſe beruhe auf der Zuſammendrehung jedes einzelnen Litzen, und nicht auf der mehreren oder minderen Verlängerung der durch die Vereinbarung der Litzen gebildeten Spiralen. Man könnte auch ſogar unſchwer darthun, daß je länger dieſe Spiralen ſind, deſto leichter und mit weniger Widerſtand die Tauwerke über die Winden und andere Körper hingleiten, und mithin dann auch ſich weniger abnutzen. Der Schluß des Commiſſionalberichts geht dahin, daß die Vorſchläge des Hr. Duboul weitere Prüfung verdienen und daß nur eine Reihenfolge ſorgfältig angeſtellter Verſuche über ihren Werth entſcheiden kann. Es hat Hr. Duboul für das Zuſammendrehen der Tauwerke auch eine neue Maſchine vorgeſchlagen, die dem Befinden der Commiſſarien zufolge Vortheile gewähren kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 11.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Theaterkunſt.

Seltſame Leiden eines Theater-Directors. Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots Manier. Berlin 1819. in der Maurerſchen Buchhandlung.

Ein, dritthalbhundert Octavſeiten langes, Zwengeſpräch zwiſchen zwey Theaterdirectoren, worinnen von den Leiden gehandelt wird, welche mit ihrer Geſchäftsführung verbunden ſind, inſoferne dieſelben beſonders aus der Charaktergemeinheit gewöhnlicher Schauſpieler, Sänger, Componiſten und Theaterpoeten hervorgehen. Der eigentlich Leidende, vom Verf. der G r a u e genannt, verdient die Leiden, worüber er klagt; denn er ſteht offenbar ohne Beruf auf ſeinem Poſten. Er iſt einer von den gewöhnlichen Comödiantenchefs, den einzig der Beſitz der nothdürftigen Mittel und der Muth zu einer Theaterunternehmung an die Spitze einer Truppe geſtellt zu haben ſcheinen. Daher ſteht er denn auch mit dem Publikum und ſeinen Hiſtrionen ganz in demjenigen Verhältniß, welches unvermeidlich iſt, wenn dem Director Anſehen, Einſicht und Unabhängigkeit mangeln. Das Hauptleiden, welches ihn jetzt eben in Verzweiflung ſetzt, iſt der geſcheiterte Verſuch, dem Publikum eine H u n d e o p e r aufzutiſchen, um die Kaſſe zu füllen. Es wäre zu wünſchen, daß dergleichen Verſuche, um der lieben Einnahme willen dem Ungeſchmack des vornehmen und geringen Pöbels zu ſchmeicheln, ſich immer ſo beſtraften; dann würde ja wohl den Theaterdirectoren klar werden, wo das Ziel aufgeſteckt iſt, nach welchem ſie ſtreben ſollen. Ein jeder Theaterdirector ſollte von Rechtswegen ein K ü n ſ t l e r ſeyn; nicht eben nothwendig ein Schauſpieler, wohl aber ein Schauſpielkünſtler, das heißt ein Menſch, der auf den Bretern ein S c h a u ſ p i e l hervorzubringen verſteht, wie der Dichter ein Gedicht, der Maler ein Bild, der Bildhauer eine Statue, der Muſikdirector eine Muſik. Sein erſter, jede andere Rückſicht unter ſich ordnender Zweck ſollte ſeyn, jeden Theaterabend ein würdiges K u n ſ t w e r k aufzuſtellen, indem er die Wahl des Stücks nach Maßgabe der zu ſeiner Dispoſition ſtehenden Talente und Mittel träfe, und die Perſonalkräfte zum Ziele eines zweckmäßigen Zuſammenwirkens leitete. Dergleichen Directoren aber möchte man in Deutſchland, wie Diogenes die Menſchen in der Welt, mit der Laterne ſuchen, und darum vor allen Dingen iſt das, was wir unſere Theaterk u n ſ t nennen, nichts als ein H a n d w e r k. Wir haben Dichter und Reimſchmiede, Maler und Stubenanſtreicher, Bildhauer und Leichenſteinmacher, Muſiker und Bierfiedler, Kapellmeiſter und Oberſtadtpfeifer, ja ſogar Schauſpieler und Komödianten; überall ſehen wir die Kunſt als ein wirklich Vorhandenes über dem gleichnamigen Handwerk ſtehen. Nur das Theater iſt noch zurück, hier ſehen wir, wenn wir das Ganze der Kunſtleitung in's Auge faſſen, nichts, als ein lucratives Gewerbe, dem keine wahre, gleichnamige Kunſt entſpricht. Die t h e a t r a l i ſ c h e D i r i g i r k u n ſ t iſt nur als Idee vorhanden, und auch das vielleicht nur in wenigen Köpfen, die vor dem Geſchrey der Handwerker nicht zum Worte kommen, geſchweige denn zu irgend einer Thätigkeit, welche den wahren Kunſtzweck in dieſer Sphäre practiſch fördern könnte.

Weder unſeres Verfs. G r a u e r, noch der B r a u n e, der ihn tröſtet und belehrt, haben von ſolch einer Dirigirkunſt einen Begriff, und obwohl der letztgenannte mehr Erfahrung, Ruhe und savoir faire zeigt, ſo hat er doch ſchon darum ſehr wohl daran gethan, von ſeinem wandernden Theaterthrone zum Gewerbe eines Puppenſpielers herabzuſteigen, weil er an der Einſeitigkeit und Befangenheit des Geſchmacks in Kunſtſachen laborirt. Da der Verf. ſ e l b ſ t durch ſeinen Mund zu reden ſcheint, ſo bedarf dieſer Vorwurf einiger Belege.

Von S. 134 an ſpricht der Braune über das eigentlich Dramatiſche: „Iſt es nicht recht dem innigſten Weſen des Drama entgegen, wird ſeine eigenthümlich wirkende Kraft nicht ganz gelähmt, wenn uns die That, die wir mit eignen Augen zu ſchauen gedachten, nur erzählt wird?" Es kommt alles darauf an, was es für eine That iſt, die wir zu ſehen gedachten. Shakſpeare, auf welchen der Braune ſich als auf ſein Ideal beruft, ſollte, wenn er ihn r e c h t ſtudiert hätte, ihn ſelbſt von dem Schielenden ſeiner Behauptung überzeugt haben. Wir ſehen in Macbeth die Ermordung Duncans n i c h t mit Augen; iſt denn darum die Scene, wo ſie uns beſchrieben wird, undramatiſch? Gerade dadurch, daß Shakſpeare dieſe That dem Auge entrückte, zeigte er uns den großen Dichter; daß er im Lear dem Gloſter auf der Bühne die Augen austreten läßt, das gehört dem S c h a u ſ p i e l e r Shakſpeare, welcher nur allzuoft der rohen Schauluſt eines an Henker-Exekutionen gewöhnten Volkes fröhnte. Der Braune iſt in Bezug auf obigen ſchiefen Grundſatz ſehr wider die erzählenden Expoſitionen. Er erklärt S. 137 Schillers Carlos für ganz undramatiſch, und findet in der wundervoll herrlichen Expoſition des Tell den Beweis, daß der wahre Dichter dazu der Erzählung nicht bedarf. Hat er wohl in ſeines Abgotts, Shakeſpeare's, Sturm die lange Erzählung ſtudiert, welche Proſpero der Miranda macht, um dem Zuſchauer die Vorgeſchichte zu exponiren? Hat er im Oedip (in Colonos) des Sophokles die Erzählung des Boten von der Apotheoſe des Helden geleſen? Es iſt ein grober Realismus des Geſchmacks, der alles ſ e h e n will. Auf die Phantaſie vor allen ſoll die Wirkung des Kunſtwerkes gehen, und auf der Bühne iſt dieſe, nach Beſchaffenheit der Fälle, eben ſo oft durch das Ohr als durch das Auge anzuregen. Derſelbe Realismus, obwol er offenbar der Quell des heilloſen Dekorations- und Spektakelweſens iſt, welches der Braune verdammt, verleitet ihn S. 141 ff. zu übertriebenen Anſprüchen auf die Congruenz des physique, der äußerlichen Individualität der Schauſpieler und Schau-

ſpielerinnen mit der Vorſtellung des Dichters von der darzuſtellenden Perſon. Er ſcheint die Macht nicht zu kennen, welche die Phantaſie des wahren Künſtlers für den Augenblick ſelbſt über die äußerliche Perſon ausübt; die Täuſchung nicht, worein oft eine Stellung, eine Bewegung, ein ergreifender Blick uns in Hinſicht auf das phyſiſche Naturell des Handelnden verſetzen kann, wenn unſere Phantaſie einmal aufgeregt iſt. Eben ſo ſchief und einſeitig, wie oben über Shakſpeare, urtheilt er S. 187 ff. über Calderon; er treibt hier den Realismus ſo weit, daß er in der Andacht zum Kreuz, dem ſtandhaften Prinzen, dem Magus u. ſ. f. nur katholiſche Schauſpieler, und dieſe Stücke nur vor einem katholiſchen Publikum ganz an ihrem Platze finden will. Rec. kann ihm hier faſt in nichts beyfallen, als in dem Wunſche, daß man den Calderon fleißig überſetzen möge. So groß dieſer Mann als Dichter iſt; ſo glaubt Rec. doch, daß das, alles Fremde anbetende, Deutſchland ihn überſchätzt. Das wird ſich ändern, jemehr es ihn überſetzt. Man wird nach und nach einſehen lernen, daß der große Dichter ein theatraliſcher Vielſchreiber war, der in Grundidee, Gedanken, Bildern, Verſen ſogar, ſich vielfach ſelbſt wiederholte, und den Vorurtheilen und Schwachheiten ſeiner Zeit und ſeines Volkes häufig auf Koſten des allgemein Gültigen, wahrhaft Großen und ächt Menſchlichen ſchmeichelte. Mit einem Worte, der Braune ſteht überall dem Vorwurfe Leſſings bloß: Wer einen einſeitigen Geſchmack hat, hat gar keinen. Daher wird das, was er über die Kunſt ſagt, ihr wenig weſentlichen Nutzen ſchaffen, und die Leſer werden ſich an die mit Humor erzählten Anekdoten halten müſſen, um wenigſtens den Nebenzweck des Buches, die Unterhaltung, nicht zu verfehlen.

Lachen erregend iſt in der That S. 190 ff. die Schilderung der Leiden, welche die Irritabilität der Poeten, beſonders der ſchlechten, über die Bühnenvorſteher bringt. Aber beyde, der Braune wie der Graue, bedenken nicht, daß ihre Amtsgenoſſen meiſtentheils an den guten Dichtern ihrer Nation die Martern verſchulden, welche ihnen die ſchlechten zufügen. Es iſt kaum ein unzweckmäßigeres, dem Vorſchreiten der Kunſt hinderlicheres Verhältniß zu denken, als dasjenige iſt, in welches die meiſten Direktoren ſich gegen die lebenden Theaterdichter ſetzen. Verbindungen mit ihnen, welche dazu führen könnten, einander über die Praxis zweyer unzertrennlichen Künſte wechſelſeitig aufzuklären, ſcheuen ſie, anſtatt daß ſie darnach geizen ſollten. Nur ungern ſehen ſie dieſelben bey der Einübung ihrer Werke mitthätig, ja nicht einmal unter den Zuſchauern mögen ſie ihre Geſichter gern erblicken, weil ſie die Rüge der Böcke fürchten, welche ſie und ihre Leute ſchießen. Auf eine, beyde Theile erniedrigende Weiſe zahlen ſie ihnen für ihre Manuſcripte einen armſeligen Kaufſchilling, deſſen zehnfachen Betrag ſie bey größerer Fähigkeit zu ihrer Kunſtleitung füglich an demjenigen erſparen könnten, was ſie für geſchmackloſe und ſinnwidrige Pracht an Dekorationen und Kleidern wegwerfen; während ſie durch Abonnement auf überſetzte Novitäten anſtatt der vaterländiſchen Dichtkunſt die unwürdige Spekulation einheimiſcher Kleingeiſter ermuntern. Ja ſelbſt an der äußerlichen Achtung laſſen ſie es fehlen, und Rec. iſt Zeuge eines Falles geweſen, wo ein dramatiſcher Dichter von ausgebreitetem Rufe, in einem Theater, auf deſſen Repertoire ſeine Werke ſich befanden, nicht einmal die kleine Aufmerkſamkeit erlebte, ſich einen anſtändigen und bequemen Platz geſichert zu ſehen; man ſendete ihm ein Freybillet auf einen Raum, wo das jus primae occupationis galt.

Aus dieſem Verhältniß, wovon hier nur einige Grundzüge gegeben werden konnten, entſpringt ein großer Theil der Verachtung, welche die dramatiſchen Dichter gegen die Bühnenverwaltungen hegen, und der Braune hätte den Grauen wenigſtens auf die fühlbarſten Folgen derſelben aufmerkſam machen ſollen. Nicht der engliſche Shakſpeare noch der ſpaniſche Calderon können uns ein deutſches Theater geben. Nicht die gedungenen Lobeserhebungen in den Ortszeitungen, die ſichtbar aus den Federn bedürftiger Journaliſten fließen, können den Ruf der deutſchen Bühne heben. Die wahren Freunde der dramatiſchen Kunſt werden ſtets ihre Achtung für dieſelbe nach dem Maße abmeſſen, nach welchem ſie von ihr den dramatiſchen Dichtern und den Werken zugemeſſen wird, welche die Nation liebt und ehrt, weil ſie den Stempel der Dauer tragen. Im übrigen enthält das Buch mancherley Richtiges und Gutes; Rec. glaubt aber gezeigt zu haben, daß es mit zu viel Irrigem gemiſcht iſt, um ſonderlich nützen zu können. Ein Direktionspraktiker, der es mit Vortheil leſen will, wird Wahr und Falſch mit großer Sorgfalt ſondern müſſen, und wenn er das kann; ſo kann er das Buch allenfalls entbehren. Inzwiſchen hat Rec. dasjenige, was der Verf. S. 211 ff. von der Theaterkritik ſagt, wie ſie heut zu Tage in unſern Notizenblättern erſcheint, durchaus richtig und ſehr leſenswürdig gefunden. Der Braune beſchwert ſich beſonders über die Lobhudeleyen, welche die guten Freunde der Schauſpieler und beſonders der Schauſpielerinnen in die Zeitblätter zu praktiziren wiſſen, und welche den doppelten Nachtheil haben, daß ſie mittelmäßige und ſchlechte Schauſpieler hoffärtig und anmaßend gegen den Direktor machen, und daß ſie ſeine Bühne in den Augen der Verſtändigen lächerlich erſcheinen laſſen. Es mag noch hingehen, wenn dieſe Lobhudeleyen (ein vom Verf. recht treffend gewähltes Wort) von anonymen Correſpondenzlern herrühren; aber wenn Gelehrte, deren Name die Aufmerkſamkeit der Leſer weckt, und deren ausgebreitete Kenntniß im äſthetiſchen Fache ihre Kritiken theatraliſcher Erſcheinungen in literariſcher Hinſicht intereſſant macht, die Schwachheit haben, namentlich ſolchen ekelhaften Lobs- und Liebes-Honig aufzutiſchen, dann wird der Nachtheil viel größer, und der Director, der ſolch Unweſen liebt oder gar befördert, beweiſt ſchon dadurch, daß er in ſeinem Fache ein armer Sünder iſt. Vor allen gibt Rec. der Aeußerung des Braunen Beyfall, daß der ächte Kritiker der Ortsbühne ſich auf das ſorgfältigſte verbergen müſſe. Aber wie? In den Expeditionen der Zeitſchriften und in den Druckereyen werden leicht von Unverſchwiegenen die Handſchriften und von dem Publikum die Verfaſſer am Styl erkannt. Kaum ſcheint ein anderes Mittel zu finden, als dasjenige iſt, deſſen ſich die Berliner Theaterkritiker in der eleganten Zeitung, nämlich die ſogenannten Vier und zwanziger, bedienen. Sie geben den Stoff, und ein Auswärtiger, der ſich nennt, bearbeitet ihn. Aber was mag dieſer Drittmann nicht alles zu ertragen haben?

Die Schreibart des Verf. iſt als fließend und unterhaltend bekannt. Ausdrücke wie: wirblig: und ſchwirbligt S. 240 u. E. ſind jedoch keine Zierden des Styls. Statt der gewöhnlichen Buchhändleranzeigen hat die Verlagshandlung in die öffentlichen Blätter, namentlich in die Zeitung für die elegante Welt, Intell. Bl. Nro. 5., eine Verſicherung des Correctors einrücken laſſen, daß er bey Leſung der Correctur einen ganz einzigen Genuß gehabt

Digitized by Google

habe. Daher vermuthlich die zahlreichen Druckfehler. Ein tüchtiger Corrector muß nicht genieſsen, ſondern corrigiren.

Schweizer-Literatur.

Berg-, Land-, und Seereiſe von Ulrich Hegner. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1818. 124 S. in 12.

Der Verfaſſer der Molkenkur und der früheren mit der Aufſchrift: Auch ich war in Paris, erſchienenen Reiſebeſchreibung nach der Hauptſtadt Frankreichs, iſt ein Reiſender, dem man ſich gern als Begleiter anſchließt, und Niemanden wird es gereuen, ſeine hier erzählte vorjährige Wanderung von Winterthur über Zürich und Zug nach dem Rigi und über Luzern zurück — in ungefähr ſo viel Viertelſtunden mitzumachen, als er ſelbſt darauf Tage (5) verwandt hat. So wenig dieſe Mittheilung der Entſchuldigung bedarf, ſo mag man doch gern des Büchleins Entſtehung hören. „Jede Reiſe ſuche ich (ſagt der Vf.) auf dreyfache Weiſe zu machen: Zuerſt in der Einbildung, das heißt, durch vorläufiges Leſen über die Gegenſtände meiner Reiſe, von denen ich mir ſomit die richtige Vorſtellung zu machen ſuche, die aber meiſt eine ganz andre iſt. Alsdann reiſe ich in der Wirklichkeit, um nichts auf der Welt bekümmert, als was die Gegenwart beingt. Und zuletzt am Schreibtiſche zu Hauſe, wo ich aller Beſchwerlichkeit entlaſtet, meine flüchtigen Bemerkungen in's Reine bringe, berichtige, und mich erſt dann über das Geſchehene recht verſtändige. Und dieſer letzte Genuß iſt nicht der kleinſte; warum ſollte ich ſeiner entbehren? — Finden dann die Freunde, das Erzeugniß möchte gedruckt werden, wer könnte widerſtehen? Ich bin unſchuldig!"

Des Hr. Hegner's Manier iſt bekannt; indem er die Eindrücke darſtellt, welche das wechſelnde Leben der Außenwelt in ſeinem edlen und reinen Gemüth hervorbringt, regt er im Gemüth des Leſers ähnliche auf. „Endlich kamen wir (ſo beſchreibt er die erſten Empfindungen auf der Rigiculm) aus der bisher umſchloſſenen Gegend oben auf den Rand des Staffels, wo ſich auf einmal eine Welt nach Norden öffnet; und da vergaßen wir auch auf einmal Hitze und Müdigkeit, ja das ganze Leben, das hinter uns war. Ueber und um uns leuchtete die Sonne aus wolkenloſem Himmel, und unter uns erblickten wir — nicht die Ausſicht des Landes, ſondern ein unabſehbares weiſſes Nebelmeer, das ſtill auf dem Gelände lag und bis an die halbe Höhe des Berges reichte. Aus dieſem Meere ragten die Felſen des nahen Pilatus wie eine Seeküſte hervor; und alles war ſo ruhig, wie wenn ein zweyter Himmel unter uns wäre. Ausſichten von der Höhe in die Tiefe des Landes hatten wir ſchon oft geſehen, aber nie noch ſo ein Wolkenmeer unter uns. So muß Noah von dem Berg herab, wo ſeine Arche ruhte, die Erde geſchaut haben, als noch das Gewäſſer auf der Tiefe lag. Und unter dieſer ſtillen Decke, ſagten wir einander, und hatten Mühe es zu begreifen, waltet jetzt das regſame menſchliche Leben in Leid und Freude. Ja, da unten ſind unſre Brüder, und mühen ſich wie die Ameiſen, graben wie die Maulwürfe und ſuchen mit unſtätem Auge die Sonne des Friedens, die hier oben uns umgibt. Auch wir werden wieder in das Mühſal hinunterkommen, und oft zagende Blicke in die Höhe werfen; laſſt uns dann nicht vergeſſen, was wir hier anſchaulich fühlten, daß, im geiſtigen ſo wie im phyſiſchen Leben, der düſtre Schleyer, der uns drückt, nur aus leichtem Nebel gewebt iſt, über den in geringer Höhe das goldene Licht eines herrlichen Tages waltet."

Mit vorzüglicher Theilnahme las Ref. die Bemerkungen über die Grabmäler, welche bey der Stiftskirche zu Luzern um den Gottesacker in einem erhöheten Gang, meiſt von Stein, manche geſchmackvoll gearbeitet und auch wohl mit paſſenden Inſchriften verſehen, angebracht ſind. „Freylich (ſagt der Vrf.) finden ſich auch einige Auswüchſe der Kunſt und Poeſie, die nirgends fehlen, wo Denkmale der Todten aufgeſtellt ſind, weil die Zärtlichkeit für den, der nicht wieder kömmt, ſo leicht und oft aus verſchiedenen Gründen, über das Maß hinausläuft, welches die beſonnene Kunſt erfordert. Unter dieſen Todtenmalen ſieht man auch ſolche, die nicht in Stein gehauen, ſondern in Oehl gemahlt ſind, und deßhalb hier an der freyen Luft nur kurze Dauer verſprechen; was liegt daran, wenn die Erinnerung nur im Herzen der Liebe lebt; denn was iſt ein Denkmal ohne ſie? Auch die ſchönſten werden zuletzt mehr ein Denkmal des Meiſters, der ſie gemacht, als deſſen, den ſie verewigen ſollten. Ein hier aufgeſtelltes Oelgemählde, wo der Tod zu einem Geiſtlichen heranſchleicht, der auf der Geige ſpielt, geht unter dieſen ernſthaften Gegenſtänden beynahe in's Spaßhafte über. Wahrſcheinlich war der Verewigte ein leidenſchaftlicher Liebhaber des Saitenſpiels, den ein glückliches Ende mitten aus ſeiner Lieblingsbeſchäftigung riß; wenigſtens muß man die Vorſtellung ſo deuten. Würdiger indeß des ernſten Platzes möchte es geweſen ſeyn, wenn man den Spielmann ſo gemacht hätte, wie ihn ein winkender Genius aufmerkſam auf eine höhere Muſik macht und er in entzücktem Emporſchauen ſein Tongeräthe aus matter Hand in den Staub ſinken läßt." Einer vorzüglichen Auszeichnung werth ſind hinwieder die Betrachtungen, zu denen die Wallfahrt über den grauſen Schutt des Sturzes vom Rußberg die Veranlaſſung gab.

Franzöſiſche Literatur.

Voyage pittoresque dans le Boccage de la Vendée. Ou vues de Clisson et de ses environs, dessinées par Thienon peintre, et gravées à l'aqua tinta par Peringer. (Mahleriſche Reiſe in der Vendee, oder Anſicht von Cliſſon und ſeinen Umgebungen u. ſ. w.)

Zwey Brüder, Pierre und François Cacault, von denen der erſte lange die Geſandtſchafts-Geſchäfte in Rom und Neapel verſehen, der andre zwanzig Jahre als Künſtler in Italien gelebt hatte, ſind die Erſten, welche auf die Schönheit der Gegend von Cliſſon aufmerkſam machten. Sie hatten mehrere Jahre ihres Lebens und faſt ihr ganzes Vermögen auf den Ankauf einer großen Menge Gemählde, Statuen, Bronzen und Gipsabgüſſe gewendet, und waren anfangs Sinnes, ihr Muſeum in ihrer Vaterſtadt Nantes zu bilden, allein die Schönheiten von Cliſſon, obſchon noch von Verwüſtung und Trümmer umgeben, zogen ſie ſo mächtig an, daß ſie ſich beſtimmten, ihre Sammlung hier aufzuſtellen. Sie hofften Neugierige und Künſtler anzuziehen und dadurch zur Wieder-Aufnahme der Gegend einiges beyzutragen. Wirklich zog auch der Zulauf von Liebhabern und Neugierigen die Errichtung mehrerer Wirthshäuſer nach ſich und mehrere Häuſer wurden aufgebaut. Unter dieſen Liebhabern ſcheint nun auch, obſchon ſein Name dem Werke nicht vorangeſetzt iſt, Hr. Lemot, der Herausgeber gegenwärtigen Werks, geweſen zu ſeyn; er iſt als Bildhauer, durch die ihm aufgetragne Wiederher-

Digitized by Google

ſtellung der bronzenen Statue Heinrich IV, rühmlichſt bekannt; Geſchäfte hatten ihn in jene Gegend geführt, er begegnete daſelbſt dem geſchickten Landſchaftsmahler Thienon und unternahm mit ihm gemeinſchaftlich dieſe mahleriſche Reiſe. Die dreyßig Anſichten, aus denen das Werk beſteht, ſind von dem berühmten Schloß dieſer Stadt, oder von deſſen Ruinen genommen und erinnern an alte Sagen, die ſich von den Hölen und Felſen der Gegend erhalten haben. Die Zeichnung iſt meiſterhaft, die Darſtellung äußerſt wahr, die Behandlung in Aquatinta iſt ſo zart, daß ſie der Handzeichnung näher kommt als irgend etwas, das wir in dieſer Gattung geſehen haben. Iſt nun urſprünglich der Zweck des Kupferſtichs Handzeichnung zu erſetzen, ſo hat ihn dieſes Werk mehr als irgend eines erreicht.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom November 1818.

(Beſchluß.)

Hr. Vauquelin erſtattet einen Bericht über die unauslöſchlichen Zeichen (étiquettes) auf Glas, von Hr. Lutton's Erfindung. Er trägt nämlich zuerſt auf die Oberfläche des Glaſes einen weiſſen Schmelz (email) in Geſtalt eines viereckigten Papierblättchens, und hernach zeichnet er die Buchſtaben auf den Firniß, ehe derſelbe gebrannt oder getrocknet wird, ſo daß das durchſichtige Glas die Schrift ſichtbar macht.

Hr. Brongniart liest eine Abhandlung des Bergwerk-Ingenieurs Hr. Le Gallois über das fer carbonaté lithoide.

(2. Nov.) Hr. Navier liest einen Aufſatz über die Waſſerſchöpfräder. (Commiſſion verwieſen.)

Hr. Ampère erſtattet Bericht über eine von Hrn. Rivey erfundene Feuerleiter. Ohne dem neuen Rettungswerkzeug über die ſchon bekannten hinaus einen beſonderen Werth einzuräumen, findet der Berichterſtatter dennoch, daß in der Maſchine des Hrn. Rivey eine neue Idee angewandt iſt, welche in gewiſſen Fällen gute Dienſte leiſten könne. Um die lange Leiter, welche ſeine Vorrichtung erheiſcht, minder biegſam und jedoch nicht ſchwerer zu machen, iſt Hr. Rivey auf den Gedanken gefallen, ſie aus zwey Paar Gabelarmen (limons) zuſammenzuſetzen, deren jedes ſeine eigenen Sproſſen (échelons) hat; dieß gibt alſo zwei übereinander ſtehende Leitern, welche durch einen der Länge einer Treppenſtufe gleichkommenden Zwiſchenraum von einander getrennt und durch Querſtangen (traverses) ſo miteinander verbunden ſind, daß die Sproſſen der einen Leiter der Mitte der Zwiſchenräume zutreffen, welche die Sproſſen der andern Leiter von einander trennen. Durch dieſe Einrichtung gelang es dem Erfinder, der Doppelleiter die Form einer zweyſeitigen (à deux faces) Treppe zu geben; ein die ſämmtlichen Sproſſen wechſelnd umſchlingendes Seil nimmt die ganze Breite der Leiter ein, wodurch dann ſo viele Treppenſtufen (marches) als Leiterſproſſen (échelons) ſind, gebildet werden. Damit erhält der Fuß einen bequemern Stand, als auf den einfachen Sproſſen, und die Seilumwindung entzieht dem Aug die Tiefe, in welche man herabſteigt, deren Anblick ſonſt manche Perſonen furchtſam macht.

Hr. Dupin liest einen Aufſatz des Hr. Chanot über die Zuſammendrehung der Tauwerke. (Commiſſionalprüfung angeordnet.)

(9. Nov.) Denkſchrift des Hr. Marine-Ingenieurs Hubert über die von ihm im Seearſenal von Rochefort ausgeführten Arbeiten. (Commiſſion angeordnet); eben ſo die Vorleſung des Hr. Houton-Labillardiere über das Acide pyro-mucique.

Hr. Moreau de Jonnés liest geologiſche und mineralogiſche Betrachtungen über die Inſeln von Guadeloupe.

Hr. Brun-Neergard theilt eine Notiz über die Arbeiten des verſtorbenen D. Münter in Copenhagen mit.

(16. Nov.) Dem Begehren des Hrn. Beaufort entſprechend, wird in einer kleinen verſiegelten Kapſel eine piece d'horlogerie beym Secretariat der Academie deponirt, und durch ähnliche Willfahrung wird ebendaſelbſt ein verſiegeltes Packet niedergelegt, worauf geſchrieben ſteht: Travail pour être déposé au Secrétariat par M. de la Borne, 16 novembre 1818.

Von einem Hagelſchlag in Nordamerika, mit außerordentlich großen Schloßen, wird folgender Brief-Auszug des D. R. Crookshank an den D. P. Wilſon, vom Columbia-Collegium, mitgetheilt: Am 4. Brachmonat (1814) gegen Mittag, erhob ſich, am süd-weſtlichen Horizont, ein dunkles Gewölk, das einer gewöhnlichen elektriſchen Wolke glich, indem man auf der Oberſeite der verſchiedenen Wolkenſchichten, halbkugelförmige oder convexe Erhöhungen wahrnahm, während die untere Seite mit dem Erdboden parallel zu ſeyn ſchien. Aus Nord-Oſt ſah man einige dünne Wolken ſehr ſchnell nach der erſtgenannten etwas größeren Wolke hinziehen; beyde vereint hoben ſich hierauf um mehrere Grade ſenkrecht und ſchienen eine außerordentliche Höhe zu erreichen. Ich verkündigte unter dieſen Umſtänden ein nahes Schloſſengewitter, und wirklich trat dieß auch bald ein und die Schloſſen waren von außerordentlicher Größe. Nachdem das mit Regen ſich endigende Gewitter vorbey war, wurden mehrere gefunden, die zu groß waren, um in ein Gefäß von vier Zoll Durchmeſſer einzugehen. Andere, während des Hagelſchlags ſelbſt geſammelte Schloſſen, hatten dreyzehn, vierzehn und ſogar fünfzehn Zoll Umkreis, und dennoch, was in der That Erſtaunen erregt, richtete dieſes Ungewitter beynahe gar keinen Schaden an, obgleich ſeine Ausdehnung fünf Millen breit und deren zwanzig bis dreyßig lang ſeyn mochte, auch insbeſondere der mittlere Raum dieſes Umfangs, wo die größten Schloſſen fielen, ungefähr eine Mille betrug. Die Gewitterwolke ſchien aus mehreren abgeſonderten und ſich ſtufenweiſe anſteigend bewegenden Wolken zu beſtehen. Zum Glück war beynahe gänzlich Windſtille vorhanden. Die größten Schloſſen ſchienen durch die Vereinbarung vieler anderer gebildet, und dieſe hinwieder waren aus noch kleinern Körnern zuſammengeſetzt. Doch gab es auch ſolche, die ungewöhnlich groß, aber einfach, und einem in Waſſer eingetauchten, hernach wieder gefrornen Schneeballe glichen. Die anſehnlichſten dieſer Art, welche ich ſah, hatten den Umfang eines großen Hühnereies. Am nämlichen Tag, um fünf Uhr Abends ungefähr, trat ein brennender Wind ein, der denen, welche ihn einathmeten, Todesgefahr brachte; es blieb kein anderes Schutzmittel übrig, als ſich tief gegen die Fläche des Erdbodens zu bücken. Die Blätter verſchiedener Pflanzen wurden davon völlig vertrocknet und an dieſer Spur konnte man ſeinen Weg, in einer Ausdehnung von ſechzig Millen in der Nähe und längs dem Ohiofluß verfolgen. In der Gegend von Cincinnati wurden die Spitzen der grünen Aehren eines ganzen Haferfeldes davon völlig gebleicht. — Dieſer heiße Luftſtrom ward indeß völlig außer dem Umfang, wo die Schloſſen niedergefallen waren, oſt- und ſüdwärts verſpürt.

Nro. 12.

Literatur-Blatt.

1 8 1 9.

Schweizer-Literatur.

Bilder aus dem Leben Ulrich Zwingli von Joh. Peſtalozzi. Zürich bey Orell 1819.

Das Dutzend kleiner Dichtungen ſind der lebendige Erguß eines von dem ſchönen und großen Geiſte des Zürcher Reformators aufgeregten Gemüthes, und eine der lieblichſten Blüthen, welche die Enkel jetzt wetteifernd, dem verewigten Lehrer, für das dritte Secularfeſt zum Ehrenkranze flechten. Es umfaßt der Cyclus dieſer freundliche Theilnahme weckenden Bilder je die denkwürdigſten Momente von Zwingli's Leben und Wirken. Seine Herkunft aus dem einſamen Thale in Toggenburg's Bergen, ſeine Bildungsjahre und ſein erſtes Predigtamt in Glarus, gehören der Jugendperiode an. Von dem Aufenthalt im letzteren Orte heißt es:

Noch höhre Berge ſchließen um den Guten
Im neuen Heimathsthale ihren Kranz,
Es bricht ſich an den dunkeln Felſenwänden
Im reinen Abendſchein der Sonnenglanz.
Die Woge ſchäumt aus unterird'ſchen Klüften
Und höhlt ſich ihre Bahnen ſchroff und kahl,
Und bebend blickt das Auge zu der Firne,
Wenn ſie Lauinen wirft in's bange Thal.
Ernſt wird im ernſten Umkreis auch das Leben,
Zurückgedrängt der Sinne flücht'ger Schein,
Zur Höhe fühlet ſich der Geiſt gezogen
Und rings um ihn muß Licht und Wahrheit ſeyn.
Da täuſchet nicht mehr, was im Zeitgewühle
Und in des Lebens gleißendem Verkehr
Der eitle Wahn den Menſchen ausgeſpendet,
Er läßt die Seele unerquickt und leer.
Der Bergmann ſieht die Sterne Gottes glänzen
Und ſeiner Firnen ewig reiche Pracht,
Die niedre Welt hat ihren Reiz verloren,
Er fühlt ſich groß — Gott hat Ihn frey gemacht.

Seine geiſtige Erziehung ward gewiſſermaßen durch das Begleit der Kriegszüge nach Italien vollendet; denn:

Nicht im Frieden, auf blumigten Au'n,
Wo Brüder ſich trauliche Hütten bau'n,
Nicht im ſchön geebneten Leben,
Magſt Du das Weſen der Menſchheit erſchau'n;
Nur in des Krieges gewaltigem Weben,
In der Kräfte wildem Streiten,
Wo Stärke gilt und Muth und Liſt,
Da magſt Du deuten
Was im Menſchen iſt.

Dem Kloſteraufenthalt in Einſiedlen folgt der Ruf nach Zürich.

Die ſonnenreiche Stadt an Seegeſtaden
Helvetiens ehrwürdig Haupt,
Von allen Gaben der Natur umfloſſen,
Von allen Blüthen reich umlaubt,
Wer wird ohn' Ehrfurcht deinen Sinn verkünden?
Wer nennt, o Zürich! deinen Ruhm?
Der größte, den das Vaterland geboren,
Iſt ewig nun dein Eigenthum.

Der frühere Kämpfer gegen das Unweſen des Cölibats, verehlichte ſich nach fünfjährigem Aufenthalt in Zürich.

Nur wo der Liebe Strahl im Herzen ſcheinet
Und treu der Gatte ſich zum Gatten hält,
In Zweyen ſich die Flamme einet,
Da iſt das Leben wohlbeſtellt
Und alles Schöne, das die Welt
Im Schooße trägt, lacht Dir entgegen;
Der Eltern Glück, der Kinder Segen;
Und ob auch Deine Hütte fällt,
Und Dich in's Grab die Deinen ſenken,
Du lebſt in Ihrem Angedenken.

Die noch weiteren Bilder zeichnen den Reformator in ſeinem fruchtbaren Wirkungskreiſe, mitten unter den gleichgeſinnten Freunden und Mitarbeitern; das letzte aber ſtellt den Abſchied des Sterbenden auf dem Wahlplatze dar, und ſeinen Ausruf:

„Was kann mir denn
Die Macht der Welt und meiner Feinde ſchaden?
Sie können ja allein den Leib mir tödten.
Vergeblich iſt der Menſchen Hohn und Spott;
Die Seele rettet ſich hinauf zu Gott!“

* * *

Und ſie ſchwang ſich empor in die reinen Gefilde,
Wo nicht mehr der Menſchlichkeit blendender Wahn,
Wo der himmliſchen Wahrheit leuchtende Milde
Die Seelen leitet auf ebener Bahn.
Genug war's der irdiſchen Mühen und Leiden,
Gott ſah, was der Gute auf Erden gethan,
Und rufet den würdigen Kämpfer heran,
Zu genießen der Seligkeit lohnende Freuden!

Geſchichte.

Die Geſchichte der Merovingiſchen Hausmeier, von G. H. Pertz, Doctor der Philoſophie. Mit einer Vorrede von Hofrath Heeren.

Die Vorrede dieſer Schrift ſchon enthält eine intereſſante Parallele zwiſchen den Hausmeiern der fränkiſchen Könige und der Groß-Emire der Chalifen, ſo, wie es unſerem hochgeſchätzten Heeren gegeben iſt, in wenigen Worten Vieles zu ſagen, mit wenigen Strichen charakteriſtiſche Bilder zu entwerfen. Der Verfaſſer der vorliegenden Geſchichte war früher Heeren's Schüler, deſſen Achtung und Anerkenntniß ſeines hiſtoriſchen Forſchens allein ſchon Lob genug iſt. Das tiefere Eindringen in die Einzelheiten der Männer und Umſtände, welchen das Haus-Meiers Amt ſeinen Urſprung verdankt, durch welche es ausgebildet und endlich erblich wurde, iſt von großem Intereſſe,

Digitized by Google

indem jenes Amt zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Staaten, aus verſchiedenen oder ähnlichen Urſachen ins Leben getreten iſt, hier dieſen Anfang, dort jenes Ende genommen hat. Die Lehre ſeiner Erſcheinung und ſeines Weſens bleibt für den Politiker und Hiſtoriker gleich wichtig.

Rec. erlaubt ſich, aus der Erzählung, wie der Hausmeier Pipin königliche Macht, ihrem ganzen auch äußeren Umfang nach, erworben habe, die Worte des Verfaſſers anzuführen.

So vereinigte endlich (ein Menſchen-Alter nach der Schlacht von Vincy) der kühne glückliche Held, der weiſe Regent, der Verehrer der Religion, der Erbe 150-jährigen Ruhmes eines Geſchlechts von Helden, Geſetzgebern, Richtern und Freunden der Kirche, der Fürſt und Hausmeier Pipin mit der unbeſtrittenen Macht des Königs die Liebe und Dankbarkeit aller Franken. Auch die äußeren Zeichen der Herrſchaft fingen ſchon an, auf ihn überzugehen; man berechnete die Zeit nach den Jahren ſeiner Regierung, wie nach denen des Königs, er gab Privilegien in eignem Namen, nannte Deutſchland und Gallien ſein Reich, ſich ſelbſt Herzog und Fürſt, wie vir inluster und Herrſcher von Gottes Gnaden, und die Güter und Pfalzen der Merovinger ſein Eigenthum, wie ſchon längſt alle Herzoge, Grafen, Biſchöſſe und Aebte ſeine Leute waren und hießen. Alſo beſchloſſen denn dieſe im 266ſten Jahre, nachdem Chlodowig den Franken-Staat in Gallien geſtiftet, im 122ſten, nachdem Dagobert durch Demüthigung des ältern Pipin zum letztenmal Königliche Uebermacht bewieſen, ihrem Herrſcher auch den Königlichen Namen zu geben. Biſchoff Burchard von Wirzburg und Abt Folrad von St. Denys, Pipins Capellan, erſchienen in der Stadt der Apoſtel, und legten dem Nachfolger des heil'gen Petrus im Namen des fränkiſchen Volks und des Hausmeiers die Frage vor: „ob es beſſer ſey, daß der König ſey und „heiße, welcher alle Macht und Geſchäfte, oder welcher „den Namen deſſelben beſitze?“ Zacharias antwortete mit apoſtoliſchem Anſehen: „es ſcheine ihm beſſer und nützlicher, daß jener König heiße und ſey, der alle Gewalt „in der Regierung habe, als welcher mit Unrecht König genannt werde.“

Im 752ſten Jahre nach Chriſti Geburt brachten ſie die Antwort zurück, der blödſinnige Childerich mit ſeinem Sohn ward Mönch in Sithin, dem Kloſter des heiligen Bertin; auf dem Geſilde, wo Chlodowig ſeinen erſten Sieg erfochten, ward der Hausmeier Pipin zum König ausgerufen, nach alter Sitte auf den Schild gehoben und dreymal in der kriegeriſchen Verſammlung umhergetragen. Die Kirche heiligte ihre Wahl, Bonifacius ſalbte den neuen König in St. Medardus Kloſter zu Soiſſons, und der Ruf ſeiner Macht und der Schrecken ſeiner Kraft verbreitete ſich in alle Länder.

Ein Jahr war verfloſſen, bis Remen in Weſtfalen drangen die ſiegreichen Waffen des neuen Königs, die Sachſen erneuerten alte Eide. Als er mit Ruhm zurückkehrte, erſchien zu Diedenhofen ein Bote, verkündete die Ankunft des Römiſchen Biſchoffs, Stephanus, des Nachfolgers der heiligen Apoſtel. In Alter und Verfolgung habe er den Schnee des Bernhards Berges nicht geſcheut, ſeinen uralten Stuhl und Italien verlaſſen um der Freyheit willen. Er kam herab im Geleite des jungen Carl nach Pontion, wo ihn der König erwartete, ein härenes Kleid deckte ſeinen Körper, das Haupt mit Aſche beſtreut, zerriſſnen Herzens, ja ſank er mit den Prieſtern der Römiſchen Kirche in den Staub, flehte bey dem Erbarmen des allmächtigen Gottes, bey dem Verdienſte der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus zu dem Fürſten, daß er ihn und das Römiſche Volk von der Hand der Longobarden, von der Knechtſchaft Haiſtulfs, des ſtolzen Königs, befreye und erhob ſich erſt dann von der Erde, als ihm der König mit ſeinen Söhnen und den großen Franken zum Zeichen der Gewährung die Hand gereicht. Er überwinterte zu St. Denys. Zwiſchen Rom und Franken ward der erſte Bund geſchloſſen (754); in der Kirche zu St. Denys ſalbte und ſegnete der apoſtoliſche Vater den König Pipin mit Carl und Carlomann, ſeinen Söhnen, zu Königen und Beſchützern des heiligen Stuhls, ſegnete die Königinn Bertha und die Fürſten der Franken, und band ſie durch zeitliche und ewige Strafen an dieſes Haus. Pipin aber entbot und führte ſein Volk in das Land Italien.

Notizen über italieniſche Literatur.

Das zu Padua herauskommende Tagbuch der Literatur rühmt im Mai- und Juni-Heft des vergangenen Jahres das von Campagnoni aus dem franzöſiſchen überſetzte Werk des Grafen Tracy: Elementi d'ideologia, wovon der zweyte Theil die allgemeine Grammatik enthält (Milano 1817)), welche er als die Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Ausdrucks der Gedanken beſchreibt. Ebendaſelbſt findet ſich ein Auszug von dem kürzlich in Venedig erſchienenen Buch des Andrea Majer dell' imitazione pittorica, dell' eccellenza delle opere di Tiziano, womit eine mit Recht tadelnde und die gröbſten Fehler nachweiſende Beurtheilung der Lebensbeſchreibung des Tiziano von Ticozzi verknüpſt iſt. Majer tritt hier als Kunſtnaturaliſt auf, zieht über Mengs, Winckelmann und die Metaphyſiker los, ſchließt aus den ſich widerſprechenden Beſtimmungen vom Ideal des Schönen, man ſollte ſich gar nicht darauf einlaſſen, und räth ſtatt der Nachahmung alter Denkmale die getreue Abbildung der Natur. Die vernünftigen Aeſthetiker werden mit ihm die Natur für das höchſte Vorbild der Kunſt halten, aber ſie wiſſen, was Majer verkannte, daß die Natur bewußtlos nach Ideen ſchafft und Ideale körperlich ausprägt, daß darum der Künſtler, der die Natur wahrhaft nachahmt und kein Handwerker iſt, von Ideen beherrſcht und getrieben den Meiſel oder Pinſel führen muß. Und ſo kommen wir wieder auf die ideale Schönheit zurück. Pſychologiſch merkwürdig iſt, daß Majer als ein großer Freund und Kenner der Tonkunſt ſich gegen die Nachbildung der alten Bildhauerkunſt erklärte, da die ätheriſchen Schwingen von jener, namentlich in neuer Zeit, dem ſtarren Bildern von dieſer gerade entgegen geſetzt ſind. Daſſelbe Literaturheft rühmt unter dem Artikel literariſcher Briefwechſel S. 175. die Lebensbeſchreibung des Columbus von Boſſi (Milano 1818. 8.), und macht S. 170. eine kurze Anzeige von Rinck's kritiſcher Abhandlung, worin er den Aemilius Probus an die Stelle des Cornelius Nepos ſetzt, mit dem Verſprechen einer nachfolgenden längern Recenſion. Um deutſche Philologen anzureizen, ein Urtheil zu fällen, ob man in Zukunft die allbekannten Lebensbeſchreibungen unter dem Titel des Probus herausgeben müſſe, ſey mir vergönnt, die Meinung des italieniſchen Richters hieher zu ſetzen: Noi speriamo che sarà quanto prima pubblicato il più esteso scritto in lingua latina, di cui fa promessa, e nel quale vedremo forse citati i codici, e riportati in originale i

Digitized by Google

passi, e percosi dire, i documenti sui quali fonda le sue induzioni. Certo da questo Saggio si vede, che il sig. Rinck è ben fornito di erudizione ed' ingegno per averne ad attendare la miglior opera. Für die Alterthumskundige zeige ich ferner an, daß der von Alter und Arbeit gebückte Bibliothekar Jakob Morelli im Begriff iſt, septem Epistolae variae eruditionis, meiſt bibliographiſchen Inhalts, im Seminarium zu Padua herauszugeben, nebſt einem Verzeichniß ſeiner Schriften, da vielleicht jene ſeine letzte ſeyn möchte. Die griechiſchen Geſchichtſchreiber werden bald in italieniſcher Sprache erſcheinen, der Herodot von Muſtoxidi mit Anmerkungen. Im vorigen Jahr gab Adriano Baldi, deſſen geographiſche Werke die beſten in Italien ſind, und vieles den deutſchen von dieſem Fache verdanken, in einem einzigen großen Blatt eine mühſam zuſammengedrängte Ueberſicht der ganzen Erdbeſchreibung heraus, und zwar ſowol der phyſiſchen als der politiſchen. Nachdem er von den allgemeinen Beſtimmungen der Welttheile, Länge und Breite, Flächeninhalt, Bevölkerung, Meere, Flüſſe, Berge, Sprache, Religion, Verfaſſung u. ſ. w. gehandelt, führt er die einzelnen Staaten neben einander auf, nebſt ihrer Größe, Volkszahl und den Hauptſtädten: in der gegenüber ſtehenden Rubrik ſind die betreffenden Meere und Flüſſe nebſt den daran liegenden Städten, ihrer Einwohnerzahl und andere Eigenthümlichkeiten angezeigt. Nächſten April wird Euſebs Chronik in zwey Bänden auf der Inſel S. Lazaro fertig werden. Ebendaſelbſt finden ſich viele Handſchriften von den beyden nur in armeniſcher Sprachen erhaltenen Sendſchreiben der Corinther an den Apoſtel Paulus und Pauli an die Corinther, woraus dieſe nächſtens in deutſcher Sprache mit einer Einleitung über die ſehr wahrſcheinliche Aechtheit viel vollſtändiger und richtiger erſcheinen werden, als dieß aus einer einzigen und dazu verdorbenen und mangelhaften Handſchrift von den beyden Engländern Whiſton am Ende des Moses Chorenensis und von Carpzov geſchehen konnte. Dieſes unbeachtete, den griechiſchen und lateiniſchen Kirchenvätern unbekannt gebliebene, in ächt apoſtoliſchem Geiſt verfaßte Sendſchreiben Pauli wird ſchon im J. 300 nach Chr. von einem großen armeniſchen Biſchof unter dem Namen des Apoſtels angeführt.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Dezember 1818.

(22. Nov.) Die Akademie wählt zwey Correſpondenten für die botaniſche Section, den Britten Hrn. Smith und den Deutſchen Hrn. Kunth.

An die Stelle des verſtorbenen aſtronomiſchen Correſpondenten, des Hr. Ferrer, ward der General Brisbane ernannt.

Hr. Berthollet erſtattet Bericht über eine Abhandlung des Hr. Houtou-Labillardiere, worin eine neue Säure beſchrieben wird, die ſich während der Calcination der Schleimſäure (acide mucique) erzeugt, die der Entdecker acide pyro-mucique nennt und deren Verſchiedenheit von der Benzoe- und Bernſtein-Säure er angiebt. Die Commiſſarien rühmen die Arbeit und empfehlen ihren Abdruck in dem Recueil des savans étrangers (von dem fortwährend nichts erſcheint, ſo daß die Hinweiſung auf denſelben für anders nichts als für eine Ehrenmeldung gelten kann).

Hr. Thenard lieſt eine Abhandlung über den Einfluß des Waſſers auf die Bildung der oxigenirten Säuren.

Hr. Dupin erſtattet Bericht über die neuen im Arſenal von Rochefort unter Hrn. Hubert's Leitung verfertigten Maſchinen. Der erſte Theil des Berichtes beſchäftigt ſich mit dem Hammer, deſſen ſich Hr. Hubert zum Schmieden der großen Fügeſtücke bedient, und es enthält derſelbe unter Anderm ſehr merkwürdige Berechnungen über die Kraft des Durchſchnitt-Tagewerks (valeur de la journée moyenne) eines Schmiedearbeiters, und der Umſtände, unter welchen jene Kraft ihr Maximum erreicht. Zum Behuf dieſer Berechnungen hat Hr. Hubert, ein ganzes Jahr hindurch, die Zeit, während welcher die Arbeiter im Arſenal von Rochefort täglich das Eiſen ſchmiedeten und die Zahl der Hammerſchläge jedes Arbeiters genau aufzeichnen laſſen. Das Tagewerk eines Arbeiters, der mit ausgeſtrecktem Arm ſeinen Hammer einen Kreis beſchreiben läßt, beträgt im Durchſchnitt 1694 Schläge, in zwanzig Glühungen (chaudes), die zuſammen zwey Stunden und zwey Minuten dauern; für den Arbeiter, der auf gewohnte Weiſe vor ſich hin ſchmiedet, beträgt ſie 2259 Schläge in fünfzig Glühungen, welche zwey Stunden zwanzig Minuten dauern. Die weitere Entwicklung des Verfahrens für die Berechnung der Durchſchnittskraft der Hammerſchläge würde hier allzuvielen Raum einnehmen. Der zweyte Theil des Berichtes über das von Hr. Hubert angewandte neue Verfahren für die Verfertigung der Seile und Tauwerke, iſt ebenfalls, zumal ohne Abbildung der Maſchinen, eines Auszugs nicht fähig.

(30. Nov.) Hr. Dartigue meldet, ſein hydrauliſches Druckwerk (balancier hydraulique), worüber der Akademie ein Bericht erſtattet worden iſt, ſey nunmehr in ſeiner Fabrik von Vonêche, an der Straße von Nancy nach Colmar, im Großen ausgeführt.

Die Akademie ernennt zum korreſpondirenden Mitglied ihrer Claſſe der Mechanik den Hrn. Hubert in Rochefort.

(7. Dec.) Hr. Cuvier lieſt einen Brief aus Calcutta, der die Beſchreibung eines Tapirs (Tapir suillus, das größte Landthier in Südamerika) vom alten Feſtland enthält, welcher von Malayen gefangen ward und jetzt in der Menagerie des General-Gouverneurs von Oſtindien befindlich iſt.

Die Akademie ernennt den Hrn. Clarion als Candidaten für die Lehrſtelle an der pharmaceutiſchen Schule.

Nach angehörtem Bericht des Hrn. Cuvier, wird der durch einen Ungenannten geſtiftete jährliche Preis für die Experimental-Phyſiologie, zum erſtenmal alſo bekannt gemacht: „Die Akademie der Wiſſenſchaften thut kund, daß ſie eine Denkmünze, 440 Fr. an Werth, dem gedruckten oder handſchriftlichen Werke zuerkennen will, das ihr bis zum 1. Chriſtmonat 1819 zukömmt, und von dem ſie dafür halten wird, daß es um die Fortſchritte der Experimental-Phyſiologie das meiſte Verdienſt hat.“

Hr. Hallé lieſt den Bericht über eine Abhandlung des Hr. Gondret von der Anwendung des leeren Raumes in der Heilkunſt. Was Hr. Gondret etwas geſucht und ſeltſam den leeren Raum (le vide) nennt, iſt anders nichts als die einfache und bekannte Wirkung der trocknen Schröpfköpfe (ventouses), durch welche allerdings die Luft an der Stelle der Oberfläche des Körpers, auf die man jene hinſetzt, verdünnt wird. Das Verfahren iſt durch Anwendung der Wärme, der Verdünſtung einer brennbaren Flüſſigkeit, oder auch der Luftpumpe verſchiedener Modifikationen fähig; in jedem Fall aber ſchwillt die

Hautfläche in dem verdünnten Raum auf, die Gefäſſe und Zellen des Hautorgans erweitern ſich und nehmen allmählig eine größere Menge Flüſſigkeiten auf, die ſie aus den benachbarten Theilen an ſich ziehen. Die Frage, wie weit ſich die Wirkung der Schröpfköpfe ausdehnt, kann nur durch Erfahrung und Beobachtung ausgemittelt werden. Hr. Gondret verſichert, öftere gute Wirkungen von Anwendung des Mittels an Theilen, die von dem leidenden weit entfernt waren, erfahren zu haben. Das längſt und überall bekannte Verfahren ſcheint in Frankreich in Vergeſſenheit gekommen zu ſeyn, und die Commiſſarien finden die Arbeit des Beyfalls der Academie werth.

(14. Dec.) Hr. Cuvier überreicht eine, von dem Maire von Alais, Hr. d'Hombres-Firmas, verfaſſte Notiz, über den Asphalt und die Verſteinerungen von Anzon im Garddepartement.

Der Scheidekünſtler Hr. Chevreul meldet ſchriftlich, er habe in den Beeren des Viburnum opulus die nämliche Säure wiedergefunden, die er im Delphin. globiceps entdeckt hatte.

Hr. Charles erſtattet über die Carcelſche, durch Gagneau und Brunet vervollkommnete Lampe einen Bericht; die Beſchreibung des ſtatt des Räderwerks angewandten neuen Mechanismus, bleibt ohne Figuren unverſtändlich.

Eine durch Hr. Cauchy vorgeleſene mathematiſche Arbeit führt die Aufſchrift: Mémoire sur l'intégration générale des équations aux différences partielles du premier ordre en nombre quelconque de variables indépendantes.

(28. Dec.) Hr. Latreille erſtattet Bericht über Hrn. Dutrochet's Abhandlung von der Fortpflanzung der Blattläuſe (pucerons). Bonnet hatte bereits geſagt: „Man nehme eine junge (Blattlaus) bey ihrer Geburt, man bringe ſie alſogleich in einen völlig abgeſonderten Raum und man gebrauche jede erdenkbare Vorſicht, um ihrer Jungfräulichkeit gewiß zu ſeyn; man laſſe ſie durch Argusaugen bewachen: ſobald der kleine Einſiedler ein gewiſſes Wachsthum erreicht hat, wird er anfangen Junge zu gebären und in wenig Tagen iſt er auch ſchon von einem zahlreichen Haushalt umgeben. Wiederholt man den gleichen Verſuch mit einem der Abkömmlinge dieſer Familie, ſo wird der neue Einſiedler ſich gleich ſeinem Vater fortpflanzen, und dieſe zweyte in gänzlicher Abſonderung erzogene Geſchlechtsfolge, wird nicht weniger fruchtbar ſeyn als die erſte war; man wiederhole den Verſuch von einer Generation zur andern, man vernachläſſige keinerlei Vorſicht und man ſetze, wenn die Geduld dafür ausreicht, das Experiment bis in's neunte Glied fort, ſo werden doch jederzeit wieder fruchtbare Jungfrauen zum Vorſchein kommen." — Dieſe merkwürdige Erſcheinung iſt auf gedoppelte Weiſe erklärt worden; theils wurden die weiblichen Blattläuſe für ächte Zwitter gehalten, theils nahm man mit Trembley an, die Befruchtung des Männchens dehne ſich auf eine unbeſtimmte Zahl einander folgender weiblicher Generationen aus, ſtatt wie gewöhnlich nur die einfache Befruchtung zur Folge zu haben. Hr. Dutrochet hat beyde Meinungen geprüft, und er glaubt durch ſeine Verſuche darthun zu können, daß die lebendig gebärenden Blattläuſe wahre Hermaphroditen ſeyen. Die Commiſſarien finden nun zwar ſeine Beweisführung nicht überzeugend genug, ſie halten jedoch dafür, es liefere die Abhandlung einen werthvollen Beytrag zur Kenntniß der inneren Structur der Blattläuſe. Die größte Art, welche Hr. Dutrochet unterſuchen konnte (diejenige, ſo auf den wilden Cichorien lebt), hatte nicht über drey Millimeter Länge auf anderthalb Millimeter Breite, wo ſie am dickſten iſt. Er hat inzwiſchen ausgemittelt, daß der Nahrungskanal in beyden Geſchlechtern gleich beſchaffen iſt. Es beſteht derſelbe aus einer äußerſt feinen Speiſeröhre, die ſich im Fortgang des zweymal zurückgebogenen Canals erweitert. Gallengefäße hat Hr. Dutrochet keine bemerkt. Der weibliche Eierſtock theilt ſich in ſieben Aeſtchen oder Zweige, die ſich in einen gemeinſamen Eierkanal öffnen. Durch das Microscop ſieht man in den Aeſtchen Junge, die, je näher ſie dem Eiergang ſich befinden, auch deſto vollkommner erſcheinen; ſie ſind alle gelblicht, halb durchſichtig, die Augen ſind deutlich zu unterſcheiden; ihre Geſtalt iſt es ebenfalls, und ſie ſind alle gegen den Eiergang rückwärts gekehrt; auch werden dieſe Inſecten, wie ſonſt ſchon bemerkt ward, rücklings geboren. Die entfernteſten Fötus zeigen ſich nur noch als Eier und ſind um ſo kleiner, je weiter ſie vom Ausgang entfernt ſtehen. Hr. Dutrochet beſchreibt hinwieder auch die Structur der männlichen Blattläuſe.

Von dem nämlichen Verfaſſer wurden zwey neue Abhandlungen vorgeleſen und an die Prüfung von Commiſſarien gewieſen. Die eine beſchäftigt ſich mit der Geſchichte des Eies vor der Legezeit, und die andere mit der Entwicklung der Federn und Haare.

Linguiſtiſche Arbeiten des Hr. Charles Pougens.

Seit ein und vierzig Jahren beſchäftigt ſich der achtungswürdige Gelehrte, Hr. Charles-Pougens in Paris, Mitglied der königlichen Akademie der Innſchriften und der ſchönen Wiſſenſchaften, mit zwey großen Werken der Sprachforſchung, dem Trésor des Origines und dem Dictionnaire grammatical de la langue française. Die Einleitung (discours preliminaire) zum erſteren und ein Probeheft von funfzig Artikeln, die dem ganzen, bey dreytauſend achthundert Rubriken befaſſenden Werk enthoben wurden, ſind gegenwärtig in der königlichen Druckerey unter der Preſſe. Es wird dieß Specimen die Etymologie umſtändlich und hernach den ſummariſchen Inhalt der einzelnen Artikel liefern. Das grammatiſch raiſonnirende Wörterbuch enthält zuerſt die Etymologie in kurzem Abriſſe, alsdann die Erklärungen des Worts und hernach ſeine verſchiedenen Bedeutungen und Anwendungen, von zahlreichen, den Claſſikern der Jahrhunderte Ludwigs des XIV. und Ludwigs des XV. enthobenen Beyſpielen begleitet. Dieß Programm füllt einen Quartband von ungefähr 500 Seiten, und eine ſpätere zweyte Abtheilung deſſelben wird das alphabetiſche Verzeichniß der über viertauſend für den Trésor des Origines gebrauchten Bücher enthalten. Der arbeitſame und gelehrte Verfaſſer will hinwieder auch ungeſäumt ſeine Archeologie françois herausgeben, ein Wörterbuch ſolcher Worte und Redensarten, die in Vergeſſenheit gekommen ſind, aber der Wiederaufnahme in die Sprache würdig ſcheinen. Jeder Artikel iſt mit Beyſpielen aus den Werken der vorzüglichſten franzöſiſchen Schriftſteller des 12ten, 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts, gedruckten Büchern ſowol als Handſchriften, begleitet, denen hinwieder die Citaten engliſcher, italiäniſcher, ſpaniſcher Claſſiker u. ſ. w. folgen, welche den Gebrauch jener von den alten franzöſiſchen Schriftſtellern entlehnten Worte oder Redensarten beybehalten haben.

Digitized by Google

Nro. 13.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Dramatiſche Literatur.

Hermannfried, letzter König in Thüringen. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von D. F. G. Wetzel. Berlin in der Realſchul-Buchhandlung. 1818. 123 S. gr. 8.

Einzelne Stellen dieſes Stückes, welches nicht für die Bühne geſchrieben zu ſeyn ſcheint, verrathen Beruf zur Dichtkunſt. Den zur tragiſchen macht das Ganze mehr als zweifelhaft. Die Fabel iſt folgende.

Hermannfried, durch ein *graues Männlein* geſpenſtiſch verfolgt, und durch ſein ſtolzes Weib Amalberta angetrieben, trägt ſeinem Vertrauten Iring auf, ſeine beyde Brüder, Baldrich und Berthar, welche als geladne Gäſte zu ihm kommen, in der Nacht zu ermorden, um Herr ihrer Landestheile zu werden. Die That gelingt nur halb, Berthar entflieht, und wird nun für Baldrichs Mörder ausgegeben. Bis hieher iſt die Anlage eine offenbar ſehr matte Nachahmung des Macbeth. Das graue Männchen, welches jedoch zum Glück dem Zuſchauer nicht ſichtbar wird, ſoll die Hexen vorſtellen. Es prophezeit zwar nicht, wie jene, um den Helden zu verführen; aber es hat's auch nicht nöthig, denn der Held zeigt ſich uns gleich in der erſten Scene als ein complett nichtswürdiger Menſch, welcher in dem Augenblicke, da er eben von einem ſeiner Brüder aus der Gewalt eines Bären gerettet worden, die Begierde nach ihren *Ländern* ausſpricht. Eine Begierde, welche ſich zur Lüſternheit des Unterthans nach einer Krone ungefähr eben ſo verhält, wie der Ehrgeiz zum Geldgeiz; wie die Sucht nach der Ungebundenheit höchſter, menſchlicher Würde zu dem Triebe nach vermehrten Einkünften. Dieſem niedrigen Character bleibt der Held treu in der Scene mit Amalberta. Es fehlt ihm nichts, als der Muth zur That, die zu ſeinen, ſchon früher ausgeſprochenen Wünſchen führt; und dieſen ſtößt ihm ſein Weib durch einen, zu dieſem Behufe gemiſchten *Trank* ein. Wie pſychologiſch-armſelig! Die folgende Scene zwiſchen ihm und dem Vertrauten, der Auftrag des Mordes, mahnt an Yngred und Marduff im vierten Acte jenes neueren Trauerſpiels, jedoch nur durch die Scheu, den Auftrag auszuſprechen; alle übrigen Motiven jener Scene, welche ſie allenfalls dem moraliſchen Gefühle erträglich machen: der Drang der Gefahr für den Helden, die Unerträglichkeit des Gedankens, ſich der Krone beraubt zu ſehen, das Sträuben der Menſchlichkeit im Diener, und deſſen Anhänglichkeit an den Herrn, mangeln hier. Hermannfried gibt den Auftrag aus freyer, unzweifelhafter Nichtswürdigkeit, die kein Trank entſchuldiget, und Iring übernimmt ihn S. 20, weil die *Königinn* den Mord will, für die er heimlich ehebrecheriſche Neigung hegt.

Was können wir nun wohl an einem ſolchen Helden noch zu ſehen bekommen, das tragiſch-erhaben wäre? Will uns Herr W., wie Shakſpeare, den raſchen Lauf der Fortſchritte im Böſen, das ſchnelle Wachsthum des blutgetränkten Frevelmuthes zeigen? Wir wollen ſehen. Der entflohene Berthar überzieht den Brudermörder mit Krieg. Dieſer verbündet ſich mit Clodwig von Frankreich, dem er Theil an Berthars Ländern verſpricht, in der dem Leſer unverhehlten Abſicht, nicht Wort zu halten. In der Schlacht ſtößt er auf Berthar, er fühlt ſeinen Arm wie „mürben Zunder" — ein allerliebſtes Bild! — das Gewiſſen erwacht, Verſöhnung iſt nah, die Schwerter entfallen den Händen; da kommt Amalberta, faßt das Schwert ihres Gemahls, und ſtößt Berthar nieder. Hier reißt dem Dichter der Knoten, den er geknüpft hatte, Bruderkrieg, mitten in der Arbeit, im dritten Act, entzwei in ungeübter Hand. Er knüpft nun für die übrigen zwey Acte einen andern an, Krieg zwiſchen Hermannfried und der Nebenperſon Clodwig, um die Erfüllung des unterſchriebenen, von Amalberta aber hinterliſtig zerriſſenen Allianztractats, alſo um die Abtretung eines Stückes Land. Das iſt *diplomatiſch* und *politiſch*; aber nimmermehr tragiſch. Und nun das Ende! In den erwähnten Krieg miſcht ſich der Sachſenheerführer, Fürſt zu Anhalt, welcher des gefallenen Berthar Tochter Radegunde liebt, die in Hermannfrieds Gewalt geblieben iſt. Er, nicht Clodwig, der ihn vielmehr an Hermannfried für deſſen *Schätze* verkaufen wollte, erſtürmt die Burg, und bleibt im Gefecht. Amalberta ſpringt ſtolz in die Flammen. Hermannfried bettelt bey Clodwig knieend um ſein Leben, und da er die Schuld ſeiner Nichtswürdigkeit ſehr mit Unrecht auf den vertrauten Iring ſchiebt, wird er von dieſem umgebracht. Iring folgt auf dem Wege eines hochſinnigen Selbſtmordes, mit den Worten: „Ein Adler fahr ich auf zu meiner Sonne!" der geliebten Amalberta nach, und Radagunde zieht einer Heirath mit Clodwig, wozu dieſer Luſt hat, das *Kloſter* vor.

Was iſt nun wohl tragiſch an dieſem Ragout von Mord, Krieg, Wortbrüchigkeit und Liebe? Auf welche, der Tragödie würdige, Anſicht des Lebens und der moraliſchen Welt, auf welchen großen Hauptgedanken führt dieſer Knäuel man möchte lieber ſagen, dieſer Papierſchnitzelball willkürlich zuſammen gekneteter Begebenheiten? Es wäre nicht der Mühe werth, davon zu ſprechen, wenn nicht, wie oben gedacht worden, einige kräftige und ſchöne, poetiſche Stellen auf Anlagen des Verf. zur lyriſchen Poeſie ſchließen ließen, mit welchem er hier auf einem ihm unbekannten Felde im Finſtern umherirrte. Dahin gehören Berthars Monolog S. 59, Hermannfrieds Verzweiflungskeckheit und Amalberta's Kampfluſt S. 81 und noch einige andere glücklich ausgedrückte Gedanken. Aber wie theuer muß man ſie erkaufen, wenn man ſolche Bilder, ſolche Schimpfwörter und ſolche Sprachfehler überſtehen muß, wie z. B. Dein *Auge* rollt *Donner* auf mich her S. 13. Von ein (er) zur andern Gränze S. 17. Da mag der Teufel freſſen S. 29. Hurenliebe,

Tatzen (von Menſchen gebraucht), räudige Hunde (von Amalberta geſagt), Hundsgeſicht, (zu derſelben vom König der Franken geſagt) S. 30, 31, 35, 85. Geiler Schwamm, gemeines Löſchpapier, Affenbild, aufgeblähter Froſch, Bettelkönig, lumpiger Sclav — alles Schimpfwörter, womit die hohen Häupter, Hermannfried, Clodwig und Amalberta, S. 72, 73, 74 und a. O. einander ins Angeſicht bedienen. Laſſen wir den Vorhang fallen. Nicht alles Unanſtändige läſſt ſich anſtändiger Weiſe rügen. Aber einer ſeltſamen Vergeſſlichkeit des Verfs. iſt noch zu erwähnen. S. 55 erſcheint ein Söhnlein Hermannfrieds, welchem Radegunde das Weſen der Herbſtfäden oder des Mädchenſommers bedeutſam mit den Worten erklärt:

Es ſpinnens Geiſter wohl aus Silberlein,
(ſoll vermuthlich Silber-Lein nicht Silberchen heiſſen)
So zart und fein! ſieht wunderlieblich aus
Im Sonnenſtrahl — doch bald verweht's der Wind.

Es iſt ein ganz wohlgezognes Kind, und man fragt am Schluſſe, wo bis auf deſſen Baſe Radegunde die ganze Familie todt iſt, billig, wo es hingekommen, oder, wenn es noch da ſeyn ſollte, was aus ihm wird. Schillern entſchuldigte wegen des Verſchwindens der Geigersfrau aus dem letzten Akt von Kabale und Liebe das Verſehen, welches er begangen, indem er in den beiden erſten ein Hauptglied der Familie von ſo gemeiner Geſinnung eingeführt hatte, daß deſſen Schmerz über das durch jene niedrige Geſinnung verſchuldete Unheil uns nicht gerührt haben würde. Dieſe Entſchuldigung fällt hier weg, und Hr. Wetzel ſcheint das Kind blos — aus der Acht gelaſſen zu haben.

D i c h t k u n ſt.

Blüthen der Phantaſie von Karl Heibler. Zeitz, 1819 in der Webelſchen Buchhandlung.

Dieſe Blüthen verſprechen Früchte. Der wahrſcheinlich noch junge Verfaſſer iſt von Schillers lyriſch-philoſophiſchem Genius zum Geſang angeregt worden. Freylich wohl iſt das Meiſte in dieſer Sammlung Nachahmung, die bisweilen ſtörend an das allbekannte Vorbild mahnet, aber dennoch iſt in dem Verfaſſer ein Gemüth nicht zu verkennen, welches dem Sonnenſtrahle der überſinnlichen Welt ſich aufſchließt; und ſeine Phantaſie ſcheint mit der Betrachtung der ernſten Seiten des Lebens aus reiner Neigung ſich zu vermählen. Der Eintritt in das Leben S. 3 ff. iſt zwar ein wenig breit; doch man ſtößet auf Sentenzen wie:

Des Sarges Schlüſſel liegt in unſrer Wiege,
Und Trennung iſt die Tochter des Empfangs.

Der Schiffer S. 10, ob er uns auch dadurch ſtört, daß er allzumerklich den Ruderſchlag (den Rythmus) des Glockenliedes nachahmt, läuft doch am Schluſſe mit unſerer Phantaſie glücklich in den Hafen des Jenſeits ein. Das Kommen des Fürſten iſt zwar nur Gelegenheitsgedicht (bey der Ankunft des Herzogs von Gotha in Altenburg); inzwiſchen iſt S. 26 der Umſtand, daß dort keine Schwerdter und Speere bey dem Empfange blitzten, gemüthlich benutzt. Die Verzweiflung (eines Liebenden, der die Geliebte mit einem Andern zum Altare gehen ſieht) erregt Mitgefühl, und erſchüttert durch den Mordsgedanken am Schluß:

Todesröhre — Schickſals Donner-Bothen!
Hah! ich fühle meine Kraft!
Braut! wir gehen zu den Todten,
Braut! ich fordre Rechenſchaft.

Dieß Gedicht iſt das Beſte der Sammlung, und der Schieferdecker S. 57 ſteht ihm nicht unwürdig zur Seite. In der leichtern Gattung ſind die Tänze S. 76 ff. recht artige Liederchen, obſchon Reime wie: runde und bunte, fehlerhaft genannt werden müſſen, beſonders im Liede. Ueberhaupt gibt es der Flecken manche, und der Längen viele. Aber jene wird Studium und Uebung meiden lernen, und dieſe werden (wie nach dem M. Bl. vor 25 Jahren Bürger an Müllner ſchrieb) ſich in eben dem Maaße kürzen, in welchem der Reichthum an Ideen im Haupte des jungen Dichters zunimmt. Zum beſondern Lobe muß Rec. bemerken, daß er nirgends bey Herrn H. auch nur auf die kleinſte Spur einer Neigung zum Loſen und Frivolen geſtoßen iſt. Auch bey den Spielen irdiſcher Luſt (z. B. S. 55) denkt der junge Sänger immer an das Große der Natur, und an den Ernſt des menſchlichen Lebens.

O du, des Tanzes
Mächtige Welle!
Reißeſt den Menſchen
Von Stelle zu Stelle.
Gleich auch der Sohle
Geflügeltem Spiele
Rollen die Pole
Und rollen die Ziele,
Tanzen die Stunden
Im feſtlichen Kranz,
Innig verbunden,
Den ewigen Tanz.

V e r m i ſ ch t e S ch r i f t e n.

Freundliche Schriften für freundliche Leſer, von Franz Horn. Nürnberg bey Schrag, 1817.

Auf den ſeltſamen Titel dieſes Buches entſinnet ſich Recenſent vor einiger Zeit ein Epigramm geleſen zu haben, welches, wenn er es richtig behalten hat, ſo lautete:

Freundliche Schriften für freundliche Leſer von Horn? Das iſt dunkel.
Wünſcheſt du Leſer von Horn? Giebſt du ein hörnernes Buch?

Der Herr V. ſcheint dieſen gemeinen Ausfall dadurch einigermaßen verſchuldet zu haben, daß er ſich ordentlich abmüht, überall Ungemeines zu ſagen und Gemeines auf ungemeine Weiſe vorzutragen. Die Novelle: das Eine was hilft, hat dem Rec. nicht gegen das Uebel der Langeweile geholfen. Es iſt eine chriſtlich-erbauliche, legendenhaftige Wundergeſchichte. Die Biographie des Dichters Günther iſt ungleich weniger anziehend, als das Wenige, was Goethe in ſeinem Leben, Theil 2, über dieſen verſchollenen Unglücklichen ſagt. Eine Erzählung aus einer 1717 gedruckten Biographie J. W. Peterſens em-

phet. Sie enthält die Hinrichtung eines Gotteslängners (des Kleinſchmidts Günther), welche 1687 zu Lübeck erfolgte, nachdem Peterſen vergeblich verſucht hatte, durch Auslegung einer träumeriſchen Viſion ihn zum wahren Glauben zu bekehren. Eine einfach rührende Geſchichte nennt ſie unſer V. Ja wohl einfach rührend! denn gemiſchte Empfindungen (des Schmerzes und der Luſt) gibt nur das ernſte Schöne; das Barbariſche, mit Frömmeley erzählt, ſtößt das einfache Gefühl des Abſcheues ein. H. F. H. fordert in dem ſpätern Aufſatze, über die Kritik der deutſchen Dichtkunſt, daß jedes Kunſtwerk, von einem Chriſten aufgeſtellt, von der Religion durchzieht, durchweht, durchglüht ſeyn, aber davon nicht viel darinnen geredet werden ſolle, weil von allen Koketterien die Koketterie mit dem Chriſtenthum die gefährlichſte und gräßlichſte (?) ſey. Damit hat er im Grunde ſelbſt ſowol dieſer einfach rührenden Geſchichte, als auch der oben gedachten Wundergeſchichte das Urtheil geſprochen; ja ſogar ſich ſelbſt gibt er damit ähnlichem Urtheile preiß: denn wenn die abſurde Behauptung, „daß nur der wahre Chriſt wahrhaft ſcherzen könne,“ nicht eine ſolche Koketterie iſt, was iſt ſie denn? Die unchriſtlichen Griechen haben ſich auf den Scherz ungleich beſſer verſtanden, als H. Fr. H., welches ſich ſchon allein auf S. 153 erweislich machen läſſt. Witz iſt nicht ſeine Stärke.

Die Andeutungen, in welchen der V. ſich beſonders zu gefallen ſcheint, ſind eine Art von Orakelſprüchen, denen durch Verdrehung des natürlichen Sinnes der Worte der Reiz des Paradoxen ohne große Mühe mitgetheilt worden iſt. „Nero's Streben ging dahin, die Tyranney und die frevelhafte Willkür zur Poeſie zu erheben.“ Was verſteht der V. hier unter Poeſie? Vielleicht die Uebertreibung? dann wäre Napoleons Eroberungsſucht auch Poeſie, und ſelbſt die vorliegenden freundlichen Schriften würden voll davon ſeyn. Aber der V. übertreibt das Streben, ſeinen individuellen Empfindungen den Anſtrich allgemein wahrer Gedanken zu geben, zuweilen bis zu wahrem Gallimathias, beſonders, wenn er von der Heiligkeit und Unantaſtbarkeit der Muſik ſpricht. Er ruft ein klägliches Wehe über jeden, der dieſe Kunſt haſſen könnte, und vermiſſt, S. 164, an Friedrich Schlegel etwas, was er mit einem, „gewichtigen und gar lieben und herrlichen Worte“ ſagen will: Muſik! Noch mehr: „Wir (Herr Franz Horn von Gottes Gnaden) möchten die Muſik ſelbſt und einige Flammen zu Hülfe nehmen, um auf dieſe Weiſe zu ſagen, was wir eigentlich meinen.“ Sollte nicht der Verſtand und die Sprache viel beſſer als Muſik und Flammen dazu taugen, eine Meinung auszudrücken? Es wird nur darauf ankommen, daß der V. ſeine dunkeln Ideen, die vielleicht, wie manche Empfindungen, nur durch Muſik mittheilbar ſind, in klare verwandle. Bey der Art, wie derſelbe über Schlegels Uebertritt zur katholiſchen Religion ſpricht, hat Rec. eine Empfindung gehabt, die ſich zum Glück ohne Muſik ausdrücken läſſt. Er fand es nämlich höchſt indiſkret, über Gewiſſensangelegenheiten eines noch lebenden Schriftſtellers, dem man doch nicht durch ſeine Schriften in die Bruſt ſchauen kann, ſo in's Blaue hinein öffentlich zu räſonniren.

Die dramaturgiſchen Fragmente ſind unbedeutend, wer nicht klar und ſcharf zu denken verſteht, der verſucht in dieſem Fache ſich vergebens. In den Gedichten des Vs. dagegen iſt vieles, was das Gemüth anſpricht, wenn ſchon die Phantaſie dadurch eben nicht ſehr angeregt wird. Vielleicht könnt' er hier Erfreuliches leiſten, wenn er ſich aller Bizarrerie möglichſt zu entſchlagen ſuchen wollte. Die ungebundene Rede gibt ihm zu viel Raum dazu. In dem breiten Bette der Proſa fließt ſeine Freundlichkeit, deren Echtheit zu bezweifeln übrigends kein Grund vorhanden iſt, allzuſehr in's Breite, und überſchwemmt das Gebiet der Religions- und Kunſt-Philoſophie mit ſüßem Waſſer.

Aktenmäßige Darſtellung der Vorfälle, welche im letztverfloſſenen Sommer auf der Univerſität zu Göttingen Statt gefunden haben. Hannover, Hahn'ſche Hofbuchhandlung.

Bey dem großen Intreſſe, das jene Vorfälle erregten, mag die Erſcheinung dieſer Darſtellung für den unpartheyiſchen Beurtheiler erwünſcht ſeyn. Indeſſen bleibt es immer zu bedauern, daß nicht Maßregeln aufgefunden werden konnten, eine Jugend-Angelegenheit anders als durch gewaltſame Mittel auszugleichen.

Engliſcher Literaturbericht vom Februar 1819.

1. Journalauszüge. (Für dieſe Rubrik eignet ſich nur ein Artikel aus dem neuſten Heft des Quaterly Review No. XXXVIII. Jan. 1819), der der Frau von Genlis Auszüge aus dem Journal des Marquis de Dangeau und Lemontey's dahin gehöriges Werk beurtheilt. Memoirenſchreiben, bemerkt der Recenſent, war eine Liebhaberey des ſiebzehnten Jahrhunderts. Jetzt hat dieſe Beſchäftigung durch die vielen Zeitungen, welche die neuſten Nachrichten liefern, ihren Reiz verloren. Freylich erſetzen dieſe ſie an Umſtändlichkeit und Gründlichkeit keineswegs; ſie ſchaden vielmehr, ſofern aus Furcht vor ihrer Redſeligkeit jetzt ſeltener die Beweggründe mancher öffentlichen Schritte ans Tageslicht kommen, und gleichwol die größten Verhandlungen des Tages jetzt in perſönlichen Conferenzen abgemacht werden. Die unoffiziellen und abſichtlich magern Conferenz-Protokolle haben keinen hiſtoriſchen Werth. Eben ſo wenig läſſt ſich von den Privatpapieren der jetzt ſo überaus beſchäftigten Staatsminiſter erwarten, und man hat daher, ſo parador es klingen mag, Grund zu fürchten, daß dieſes Druck- und ſchreibfertige Jahrhundert, eben ſo wenige Hülfsmittel für die politiſche, aber noch viel weniger für die Sittengeſchichte, als irgend ein früheres ſeit der Palingeneſie hinterlaſſen wird. — Dangeau's Memoiren ſind eben ſo merkwürdig als lehrreich. Pierre de Courcillon, Marquis von Dangeau, ward geboren 1638 und war alſo faſt ein Jahr jünger als Ludwig XIV. Seine Familie war proteſtantiſch, er ging frühzeitig zur katholiſchen Religion über. Wie alle Franzoſen jener Zeit, diente er zuerſt in der Armee, und zeichnete ſich hier aus. 1665 ward er Oberſter im königl. Leibregiment, welche Stelle er nachher aufgab und in perſönliche Dienſte bey dem Könige trat. Dieſer gebrauchte ihn zu mehreren Unterhandlungen, einer in England wegen der zweyten Ehe von James, Herzoge von York mit Maria von Modena, und ertheilte ihm mehrere Aemter. Er folgte Scuderey als Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und ward Beſchützer Boileau's, der ihm die berühmte Satire über

Digitized by Google

den Adel zueignete. Man legt ihm Eitelkeit zur Laſt, ſein Tagebuch verräth davon keine Spur. Nur auf ſeine Gemahlin und deren Familie that er ſich vielleicht etwas zu ſehr zu Gute. Sie war von der Familie Löwenſtein, und wagte ſich lange Sophie von Baiern zu nennen, wegen einer Verwandtſchaft mit dieſem Fürſtenhauſe zur linken Hand, bis dieß ihr unter der Hand unterſagt wurde. Uebrigens war ſie eine ausgezeichnet ſchöne und ſtreng tugendhafte Frau, in welchem Lobe alle ihre Zeitgenoſſen übereinſtimmen. Ihr Gemahl beſaß eine große Fertigkeit im Calculiren, und war daher ein vorzüglicher Spieler. Als er den König einſt um eine Gnade bat, geſtand dieſer ſie ihm zu, wenn er während des Spiels hundert Verſe machte, grade hundert und nicht mehr. Nach dem Spiele, bey dem er ſo wenig beſchäftigt ſchien, wie ſonſt, ſagte er die hundert Verſe her; er hatte ſie gemacht, ſie gezählt, und in ſeinem Gedächtniſſe geordnet, alles ohne durch den Lärm des Spiels geſtört zu ſeyn. Madame de Sevigne bewundert in ihren Briefen Dangeau's ungeheures Spielgenie, mit dem er ſelbſt den Launen der Glücksgöttin die Wage hielt. — Sein Journal beginnt mit dem Jahre 1684, und geht mit ſtrenger Genauigkeit von Tag zu Tag bis 1720. Seine Bemerkungen ſind außerordentlich kurz, er erwähnt nur das wirklich Wichtige, und doch zählt der Auszug der Genlis 1500 Oktavſeiten, zu denen Lemontey noch 300 fügte. Dieſe voluminöſe Größe hatte bisher jeden Drucker abgeſchreckt, wiewohl man allgemein wußte, daß das Journal exiſtirte, und ganz Europa auf ſeinen Inhalt begierig war. Bloße Unterhaltung findet man hier nicht; wer aber ſolche Lektüre liebt, und die handelnden Perſonen einigermaßen ſchon kennt, wird den Bemerkungen über ſie vielfaches Intereſſe abgewinnen. Für die Hof-Etikette iſt das Buch von dem größten Werth. Vielleicht iſt Frau von Genlis durch ihr Dictionnaire des Etiquettes zuerſt darauf aufmerkſam geworden. Der engliſche Kritiker tadelt den Auszug dieſer Frau in dreyfacher Hinſicht: ſie hätte mit ihren Erläuterungen weniger ſparſam ſeyn, nicht ſo viele wichtige Stellen, daß Lemontey's Nachtrag faſt intereſſanter iſt, als ihr ganzer Auszug, übergehen, und ſich nicht die Parteylichkeit zu Schulden kommen laſſen müſſen, Stellen, die ihrer Anſicht von Ludwigs XIV Charakter ungünſtig ſind, zu unterdrücken und entgegengeſetzte Stellen ſogar auf Koſten der Treue zu verunſtalten. Lemontey ſcheint ſeinem Unternehmen nicht ſehr gewachſen, ſein Bemerker iſt faſt durchgängig der Herzog von St. Simon, dieſer bittere, aber unterhaltende Schriftſteller. Doch hat er dieſen nicht einmal überall richtig verſtanden.

2. Geſchichte. Die bereits 1818 März im Literaturbl. No. 11 angekündigte Biographie Sheridans von Thomas Moore, als zu ſeinen ſämmtlichen Werken, die ebenfalls nächſtens herauskommen werden, gehörig, wird bereits im Verlage Murray's in Quart gedruckt.

Letters from the Hon. Horace Walpole to the Rev. William Cole and others, from 1745 to 1782. Now first published from the Originals. London 1818. 4. 259 S. Dieß Buch verdankt ſeine Erſcheinung dem bereits früher in dieſem Bericht erwähnten Briefwechſel zwiſchen Walpole und Montagu. Die Originale der vorliegenden Briefſammlung befinden ſich im brittiſchen Muſeum. Cole war Vikar von Burnham in Buckinghamſhire, ein ausgezeichneter Alterthumsforſcher, mit dem Walpole (der übrigens bekanntlich nicht viel auf antiquariſche Klaubereyen hielt bis ans Ende ſeines Lebens (Cole ſtarb 16. Dec. 1782) in dem innigſten und freundſchaftlichſten Verkehr ſtand. Dieß macht dieſe Sammlung noch intereſſanter, als die früher angezeigte, da Montagu ſchon viele Jahre vor ſeinem Ende jede Verbindung mit Walpole abgebrochen hatte.

3. Poeſie. Von Florence Macarthy iſt ſchon die vierte Ausgabe erſchienen.

Die bereits angekündigte Beduinen-Romanze Antar iſt nunmehr ausgegeben worden. kl. 8. S. 298. Antar, etwa der arabiſche Herkules zu nennen, war der Sohn eines arabiſchen Fürſten vom Stamme der Abs, ſeine Mutter eine Schwarze, die der Vater auf einem ſeiner Raubzüge zur Gefangenen gemacht hatte. Von ſeiner Sklavengeburt erhob ſich Antar durch Talent und Tapferkeit zu der höchſten Stufe der Ehre in ſeinem Volke; er ward Vertrauter ſeines Königs, und ragte über alle Oberhäupter Arabiens. Seine Blüthezeit fällt gegen das Ende des ſechsten und zu Anfange des ſiebenten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung. Die Romanze über ihn ward urſprünglich, wie es ſcheint, aus Ueberlieferungen zuſammengeſetzt durch Osmay, einen der ausgezeichneten Gelehrten, die den Hof Harun al Raſchids und ſeiner Gelehrten Nachfolger Al Amyn und Al Mamun zierten; die Romanze iſt im ganzen Oriente bekannt und vielgeleſen; Europa erfuhr ihre Exiſtenz erſt durch den Hrn. von Hammer, und die vorliegende Ueberſetzung iſt aller Vermuthung nach die erſte in einer europäiſchen Sprache. *)

Lectures on the English Poets. Delivered at the Surrey Institution. By William Hazlitt. 8. 331 S. Das Surreyſche Inſtitut iſt eine Anſtalt zur Beförderung wiſſenſchaftlicher und künſtlicher Bildung, in London eröffnet ſeit dem 25. März 1808. Die Eigner, deren Zahl auf 700 beſchränkt iſt, bezahlen 30 Guineen für eine Actie, durch die ſie das Recht haben, das Inſtitut ſelbſt zu beſuchen, oder einem Andern ihr Billet zu überlaſſen. Es hat eine ſchätzbare Bibliothek und ein Leſekabinet, wo die Londoner Tagsblätter und alle intereſſanten einheimiſchen und ausländiſchen Journale ꝛc. gehalten werden. Auch wird ein Lokal zu Vorleſungen benutzt. Hier hielt Hazlitt, der Verf. der engl. Kritik über Goethes Wahrheit und Dichtung (der Name iſt im Literaturbl. 1818 Dec. No. 43 verdruckt) kürzlich die obenerwähnten über engliſche Poeſie, gegen welche zuerſt das New Monthly Magazine und jetzt das Quaterly Review No. XXXVIII (1819 Jan.) ganz unbarmherzig zu Felde ziehen. Sie ſprechen ihm alles geſunde Urtheil ab. Sein Buch enthalte keine einzige richtige Bemerkung, die andere Schriftſteller nicht kürzer, deutlicher und beſſer geſagt hätten. Proben, die gegeben werden, zeugen denn nun freylich wenigſtens nicht von einem großen Talent in Definitionen. Der Styl der Vorleſungen iſt überladen mit unnöthigen und oft unverſtändlichem Wortſchwall. Man nennt das Buch in dieſer Beziehung an incoherent jamble of gaudy words. Dabey läßt ſich aus Manchem ſchließen, daß Hazlitt mit den alten Sprachen und ihrer Literatur völlig unbekannt iſt. — Der allgemeine Theil umfaßt weitſchichtige Bemerkungen über das Weſen der Poeſie überhaupt, in dem beſondern charakteriſirt er die einzelnen engliſchen Dichter, und führt einzelne ſchöne Stellen aus ihnen an, doch ohne in der Entwickelung ihrer Schönheiten glücklich zu ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Dieſe Vermuthung iſt nicht richtig, denn Hr. v. Hammer hat eine franzöſiſche Ueberſetzung hievon ſchon vor mehreren Jahren verfertigt.

Digitized by Google

Nro. 14.

Literatur-Blatt.

1819.

Franzöſiſche Literatur.

De la justice criminelle en France d'après les loix permanantes, les loix d'executions et les doctrines des tribunaux. par Mr. Berenger. (Ueber das peinliche Recht in Frankreich u. ſ. w.)

Herr Berenger iſt eine ehemalige Magiſtratsperſon aus Grenoble, einem Lande, das an vorzüglichen Männern fruchtbar iſt; ſein Buch ſetzt ihn jetzt unter die erſten Criminaliſten von Frankreich; ſein ehemaliger Beruf und die Bildung, die er, um zu ihm zu gelangen, erhielt, muß aber auch den Leſer aufmerkſam machen, daß er ſeinen Standpunkt bey deſſen Beurtheilung nicht verliere. Das Gebäude, welches uns der Verfaſſer zergliedert, iſt auf den Trümmern deſſen errichtet, zu deſſen Dienſt er ſeine Fähigkeiten bildete, indem er nach Ehrenſtellen ſtrebte. Gewiß machte ihn dieſes fähig, den Unterſchied des Alten und des Neuen zu erkennen; ob er Geiſtesfreyheit genug errang, um es richtig zu beurtheilen, ſuche der Scharfſinn des Leſers zu entdecken.

Er theilt ſein Werk in drei Haupttheile; der erſte handelt von der Gerichtsordnung der verſchiedenen Gerichtshöfe in Frankreich, ſowol derer, die während der Revolution errichtet worden ſind, als unter Bonaparte und nach der Reſtauration: das heißt, die peinlichen und Zucht-Gerichtshöfe, die gemeinen und beſonderen Bezirks-Gerichte, das Kriegsgericht und die Kriegskommiſſionen, die Prevotal-Höfe, die außerordentlichen Gerichtshöfe, welche geſetzwidrig eingeſetzt waren, oder die geſetzlichen Morde, von dem Geſchwornen-Gericht und dem Vergleich zwiſchen dieſem Gericht in England und Frankreich. Eben ſo behandelt der Verf. auch die allgemeine Polizey und die Gefahr und Nutzloſigkeit eines allgemeinen Polizey-Miniſters; endlich die Verwaltungsbehörden und die Präfekten, in ſo fern ſie gerichtliche Befugniß haben. Ein Kapitel verſucht zu beweiſen, daß das Daſeyn der Präfekten die öffentliche Sicherheit gefährdet. Im zweyten Hauptſtück ſpricht er von der Prozeß-Einleitung, den Debatten, dem Urtheil und deſſen Vollziehung. Ueberall ergreift er die Gelegenheit, die Fehler der franz. Geſetzgebung und die geringe Sicherheit der Bürger in ein helles Licht zu ſetzen, und deutet die Verbeſſerungen an, deren jeder Theil benöthigt iſt. Im dritten Hauptſtück behandelt er die außerordentlichen Geſetze, und einige neuerlich eingeführte Gebräuche, z. B. die Belohnungen für Angabe großer Verbrecher, die Preiſe, die auf ſtrafbare Köpfe geſetzt ſind, (das wird der Verf. doch nicht für eine neue Erfindung halten?) über den Gebrauch, eine Gemeine für das Verbrechen eines ihrer Mitglieder verantwortlich zu machen; über die Telegraphiſchen Nachrichten, die, weil ſie keine Unterſchrift haben können, alſo auch keine Verantwortlichkeit mit ſich bringen, doch vermöge des durch ſie überbrachten Befehls, das Leben eines Menſchen in Gefahr ſetzen können.

Nachdem wir alſo den Inhalt dieſes Werks im Ganzen angezeigt haben, wollen wir unſre Leſer durch einige Bruchſtücke, mit der Art der Behandlung bekannt machen.

„In einem verfaſſungsgemäßen Staat, ſagt Herr Berenger, iſt das Geſchwornen-Gericht die Ergänzung der Grundgeſetze, und die Bürgſchaft der Freyheit überhaupt. Zerſtört man dieſes Gericht, läſſt es entarten, oder wendet es nicht auf alle Fälle an, ſo wird die Regierung, ſelbſt wenn ſie die konſtitutionellen und repräſentativen Formen beybehält, wieder eigenmächtig, weil ſie vermittelſt der beſoldeten und abhängigen Gerichtshöfe im Namen des Geſetzes ſelbſt, das Geſetz verletzen kann. Das Urtheil der Geſchwornen muß alſo in Frankreich der Grundſtein des peinlichen Rechts ſeyn. Jede dieſem Gericht widerſtrebende Form iſt eine Abweichung von dem Rechte jedes Bürgers: von ſeinesgleichen gerichtet zu werden, und es erfolgt aus dieſem erſten Grundſatz, oder wenn man will: dieſem erſten Grundſtein der ſtellvertretenden Verfaſſung, daß jeder Gerichtshof, welcher die Dazwiſchenkunft eines Geſchwornen-Gerichts nicht zuläße, ein außerordentliches Tribunal iſt (tribunal d'exeption *).

Indem der Verf., dieſer Anſicht gemäß, unſeren jetzigen Zuſtand der Gerichtsverfaſſung betrachtet, ſieht er ihn als in außerordentliche Tribunale und gewöhnliche mit Geſchwornen gebildete Gerichtshöfe eingetheilt, an. Die außerordentlichen Gerichtshöfe theilen ſich ganz natürlich in fortwährende und in zeitige — eine Art Ungeheuer in dem bürgerlichen Verein. Die erſten haben eine Gerichtsbarkeit, die ſie nicht aufhören zu üben, die andern werden für den Augenblick geſchaffen, für eine gewiſſe Zeit, für beſondere Fälle. . . Dieſes ſind heftige Mittel, die, als Heilmittel gebraucht, das Uebel verſchlimmern, und wenn man ſie zur Unterdrückung verwendet, die Tyranney an Tag legen. Wenn man alle die Acten von Verbrechen betrachtet, welche dieſen verſchiedenen außerordentlichen Tribunalen zugewieſen ſind, iſt man ſehr bekümmert über die wenigen, an großer Wichtigkeit für die bürgerliche Geſellſchaft ganz leeren Fälle, auf welche das Geſchwornen-Gericht noch anwendbar iſt; betrachtet man nun aber weiter die Art der Zuſammenſetzung dieſes Gerichts, ſo muß man bey der Wahrnehmung erſchrecken, daß ſie bey uns bloße Kommiſſionen ſind, furchtbarer, wie die außerordentlichen Tribunale ſelbſt.

Weiterhin belehrt uns der Verfaſſer über die Doctrin eines außerordentlichen Gerichtshofes. Er verſteht darunter deſſen Anſicht ſeiner Pflichten, und die Grundſätze, nach welchen er verfährt. „Seine einzige Doctrin, ſagt er, geht dahin, den Zweck zu erfüllen, wegen deſſen er berufen iſt; erwartet von ihm weder Mitleid noch Menſchlichkeit, noch Gerechtigkeits-

*) Wir haben uns nicht unterrichten können, ob unſre Sprache einen beſonders geeigneten Ausdruck dafür habe.

Digitized by Google

Gefühl, verlaßt euch nicht einmal auf den bisher gezeigten Karakter der Menſchen, aus denen er beſteht. Ein Menſch, der ſchlecht genug iſt, um eine Stelle anzunehmen, die ihn in den Fall ſetzt, Handlungen zu ſtrafen, die nur deßhalb Verbrechen genannt werden, weil ſie einem Despoten oder einer Faktion mißfallen, der opfert ſeine Ehre hin, von dem Augenblick an, wo er ſich der Ungerechtigkeit eignet. Grauſamkeit iſt die Folge ſeines verhaßten Berufs; einmal an ihn gefeſſelt, kann er nicht mehr zurückſchreiten, das Geſetz, oder der barbariſche Befehl iſt da, welcher ein Wort, einen Gedanken ſtraft, er muß es in Anwendung bringen, will er nicht alles Mißfallen, allen Zorn ſeiner Partey oder ſeines Herrn über ſein Haupt ziehen. Vor dieſem Gericht ſind alle Tugenden, Redlichkeit, dem Vaterlande geleiſtete Dienſte, weder beachtet, noch für Anſprüche auf Gunſt oder Nachſicht gehalten; vielmehr reizen dieſe Berechtigungen Menſchen, welche ihr Beruf entwürdigte. Die Gewalt, die ſie lohnt, hat ihnen ihre Opfer ausgezeichnet, ſie ſchworen zu gehorchen, ihnen liegt nichts ob, als den Streich zu führen, und darin beſteht alle Doctrin eines ſolchen Gerichts.“

Dann geht der Verf. auf die Zuſammenſetzung der Gerichtshöfe von Ludwig XI. bis zu unſern Tagen über, und zeigt, daß die Könige oder die Faktionen, ſo bald ſie die Macht in Händen haben, immer Menſchen genug finden, die bereit ſind, ihnen zu dienen. Er ſchließt mit einer Anekdote, die wir anführen wollen. „Ich kannte, ſagt er, eine Magiſtratsperſon, hochfahrend im Glück, unerbittlich gegen abgeurtheilte Angeklagte, unbarmherzig gegen Irrthümer, von denen ſie gewiß nicht ſicher war, ſelbſt frey zu ſeyn, einen Mann, deſſen Stimme im Gerichtsſaale leider nur zu ſehr an einen unſeligen Zeitpunkt erinnerte, dem das Strafgeſetz nie ausdrücklich genug ſprach, der nie Arme genug zu haben glaubte, es zu vollſtrecken. Wie er einſt ſeinen Richterſtuhl verließ und in der Geſellſchaft Erholung ſuchte, ſprach er von der Laſt und Sorge ſeines Berufs. Mit erheuchelter Empfindung ſchilderte er alle die innern Kämpfe, die ihm ein Strafurtheil koſtete; er beklagte den Irrthum des Publikums, das ſein Herz der Strenge, mit welcher er ſich zu waffnen gezwungen ſey, beſchuldigte; und ſeufzend ſetzte er hinzu: daß eine Magiſtratsperſon Pflichten erfüllen müſſe, die von denen andrer Menſchen ſehr abwichen; daß ſie, um das Geſetz zu vollſtrecken, um die Faktionen zu unterdrücken, dem Mitleid entſagen müſſe, und daß es ſogar Fälle gäbe, wo ſie ſich über alle menſchliche Rückſichten zu erheben genöthigt ſey. — Man ließ den Mann ſprechen; niemand unterbrach ihn. Wie er des Sprechens müde war, hielt er inne und wunderte ſich über das ausdrucksvolle Stillſchweigen, das um ihn herrſchte. Dieſes dauerte noch eine Weile; dann richtete ein ernſter Mann das Wort an ihn: — Ich denke wie Sie; die öffentliche Meynung richtet nur die Handlungen, nie die Geſinnung. Ich habe Carrier gekannt; die Geſetze der Convention, die Befehle des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, die Nothwendigkeit, die vorgeblichen Aufrührer der Vendee zu ſtrafen, nöthigten ihn zu fürchterlichen Hinrichtungen . . . . dem unerachtet verſtand ich ihn, wenn ſich ſeine Seele im freundſchaftlichen Geſpräch ergoß, und er mit Seufzen ſeinen Schmerz, ſein Mitleid ausdrückte. Seine Pflicht! das Wohl des Vaterlandes! ſetzte er dann hinzu — dennoch rechnete man ihm ſeine Bekümmerniſſe nicht an, ſein Kopf fiel und ſein Andenken iſt verabſcheut. — Dieſe Worte beſtürzten den Richter; die Anweſenden bezeigten mit einem leiſen Gemurmel dem ernſten Mann ihren Beyfall, und der neue Fouquet Thinville verſchwand, von der Verachtung der Geſellſchaft begleitet.“

Eines der anziehendſten Hauptſtücke iſt dasjenige, wo er von der Art des Geſchwornen-Gerichts ſpricht, wie Frankreich es haben ſollte. Dieſes verdient in dem Werke ſelbſt geleſen zu werden; es enthält neue, lichtvolle Gedanken, und kann den Völkern, welche es bey ſich einzuführen im Begriff ſind, von Nutzen ſeyn. Einige wohlgeſinnte Publiciſten, unter Andern Herr Aignan, hatten vorgeſchlagen, die Geſchwornen aus dem Wahl-Collegium zu ziehen, und dieſes Syſtem hatte Beyfall gefunden. Herr Berenger widerlegt es mit vielem Recht. „Dieſe Weiſe, ſagt er, wäre die fehlerhafteſte, ſie widerſtrebte am mehrſten der Natur der Sache. Die Eigenſchaft eines Geſchwornen ſoll nicht durch einen Umſtand erlangt werden, der von dem Menſchen unabhängig iſt, wie das Wahlrecht. Wenn dieſe Eigenſchaft feſtgeſetzt worden iſt, macht ſie ein Recht aus, das man durch ſich ſelbſt beſitzt, das man nicht übertragen kann; ſonſt wäre ja der Geſchworne der Bevollmächtigte einer Claſſe von Menſchen, oder eines Theils der Geſellſchaft und das Geſchwornen Urtheil nicht mehr das Urtheil von Gleich zu Gleichem. Beym Schluſſe ſeiner Erörterung verſtärkt er ſie mit einem handgreiflichen Beyſpiel: „Gäbe es, fragt er, viele Liberale, die von Geſchwornen gerichtet werden möchten, welche aus den Wahlmännern von 1815 ernannt wären? Gäbe es viele, durch verſchiedene Meynung bezeichnete Menſchen, die ihr Schickſal Geſchwornen aus Departements gewählt anvertrauen möchten, wo dieſe Meynung nicht die ſiegende wäre? Und im Süden von Frankreich, wo die Katholiken herrſchen, wo ſich ihr Haß gegen die entgegengeſetzte Sekte ſo grauſam erwieſen hat, werden ſie da die Großmuth haben, Geſchworne, die nicht von ihrer Kirche ſind, zu ernennen, und würden ſie das Recht aufgeben mögen, die Proteſtanten gerichtlich zu mißhandeln?“

Der Verf. verkündet über die Vergehen der Preſſe eine ganz neue Lehre. „Dieſe Art Vergehen, ſagt er, ſcheint mir falſch gewürdigt zu ſeyn; und bey allen Erörterungen, welche ich über dieſen Gegenſtand gehört habe, ſcheint man aus Unwiſſenheit oder mit Fleiß in ſeiner Natur geirrt zu haben. Die Preſſe an und für ſich begründet das Vergehen nicht, ſie bringt nur die Beweisſtücke hervor, durch welche das Vergehen dargethan wird. Wie aufrühreriſch und aufwiegelnd eine Schrift ſey, ſo iſt ſie ſo wenig ein Vergehen, wie der Dolch, deſſen ſich der Mörder bediente; die Schrift und der Dolch ſind nur Werkzeuge, deren Daſeyn von allen andern Umſtänden getrennt, an und für ſich gleichgültig iſt. Die Schrift ſtiftet Aufruhr und Empörung; allein dann liegt das Vergehen in dem Aufruhr und der Empörung, ſo wie der Mord in der Wunde beruht, welche die Waffe hervorbrachte. Schrift und Dolch ſind nichts an ſich ſelbſt, ſie ſind nur ſtumme Zeugen von der verbrecheriſchen That. Dieſe Unterſcheidung zwiſchen dem Verbrechen und deſſen Werkzeuge ſind unerläßlich, und man muß ſie durchaus vernachläſſigt oder vergeblich nicht gekannt haben, um die aus ihnen fließenden, natürlichen Folgen zu mißkennen. Die wichtigſte davon iſt: es kann bey einer guten Juſtiz keine andere Geſetzes-Verletzung geben, als eine unmittelbare; dieſe Art Verletzung allein begründet ein Vergehen, oder ein Verbrechen, von welchem die Schrift der Beweis iſt; wollte man aus dieſer Schrift ein andres, als dieſes einzige Vergehen folgern, ſo handelte man gegen alle Regeln einer geſunden Geſetzgebung. Nach dieſer Lehre wäre der Verfaſſer einer zum Aufruhr reizenden Schrift nur einem Dolcheſchmid gleich

zu ſtellen und an ſich ſelbſt ſo wenig ſtrafbar, wie jeder Andre, der eine erlaubte Betriebſamkeit übte. Dieſe Lehre ſcheint uns doch noch eines reifern Nachdenkens werth. Außerdem ſtimmt Hr. Berenger der Mehrzahl in Frankreich bey, welche die Preſſe-Vergehen einem Geſchwornen-Gericht, keinem Zucht-Tribunal zugewieſen haben will, weil dieſes bey der Verurtheilung vieler Schriften nur ſeine eigne Sache rächen würde. Beſtände ſich dieſes Geſchwornen-Gericht gar nicht in der franzöſiſchen Geſetzgebung, wäre es gänzlich aufgehoben, ſo müſſte man es der Vergehen der Preſſe wegen wiederherſtellen. Auf einen einzigen Fall angewendet, bezielt es noch Einfluß auf alle andre, denn indem es die Freyheit der Preſſe beſchützte, diente es jeder andern Freyheit zum Schutz. Was für Gerichtshöfe man auch für andre Verbrechen einführte, würde es ſelbſt für die, deren Unterdrückung die Regierung am mehrſten wünſchen muß, der Preſſe, unter den Schutz der Geſchwornen geſtellt, gelingen, ungerechte Urtheile, willkürliche Handlungen und Machtmißbrauch zu verhüten.

Hr. B. behandelt auch in einem Hauptſtück die ſeit der Revolution in Frankreich eingeführte allgemeine Polizey. Fremde Fürſten wollten ſie nachahmen, ſtanden aber weislich von dieſem Vorhaben ab. Er beleuchtet ihre Nutzloſigkeit und ſchädlichen, ſo politiſchen als moraliſchen Einfluß. Schließlich ſagt er: „da wo eine allgemeine Polizey ſtatt findet, beruht die Regierung ganz in der Polizey, der Vorſtand dieſes Regierungszweigs iſt Herrſcher im Staat, er hat ſein Heer, ſeine Soldaten, die er allein kennt, deren Stärke um ſo furchtbarer iſt, da ſie uns allſeitig umgiebt, ohne daß wir ſie wahrnehmen, ja nur zu errathen vermögen.“

Die Freymüthigkeit, der Scharfſinn und die Wärme, welche in dieſem Werk herrſchen, muß Theilnahme und Nachdenken erwecken.

Engliſcher Literaturbericht vom Februar 1819.

(Beſchluß.)

---

4. Geographie und Reiſen. Gedruckt werden Letters from the North of Italy. By William Stewart Rose 2 Voll 8. Sie ſind an Henry Hallam, den gelehrten Verfaſſer der Darſtellung der europäiſchen Reiche im Mittelalter (1818 März Literaturbl. No. 13. Der. Lit. No. 43) gerichtet, und verſprechen neue Betrachtungen über die Verfaſſung, das Klima, die Sitte, Sprache und Literatur Italiens.

Henderſon's Reiſe nach Island, angekündigt im Literaturbl. 1818 Oktob. No. 37, iſt erſchienen. — Island ſteht ohne Beyſpiel in der Geſchichte. Mitten in Kälte und Armuth ſangen hier die Scalden ihre Geſchichten alter Zeit, die wir in der Edda geſammelt finden, verfaſſten die Geſchichtsforſcher ihre Sagas und die Geſetzgeber ein Geſetzbuch zu einer Zeit, da die größte Unwiſſenheit noch ihre Fittige über das übrige Europa ausſpannte. Island iſt viel beſucht und beſchrieben worden; der Präſident Joſeph Banks, von Troil, John Stanley, Hooker, George Mackenzie, Doctor Holland und Bright verdienen die rühmlichſte Erwähnung. Doch berührten dieſe nur einzelne Theile der Inſel. Henderſon iſt der erſte, der in die innere Einöde der Inſel drang, ein Jahr lang im genauſten Verkehr mit den Einwohnern lebte, und daher außer der Beſtätigung des Bekannten viel Neues gibt. Henderſon iſt überdieß wohlunterrichtet, rechtlich und gefühlvoll, fern von den kleinlichen Vorurtheilen gewöhnlicher Miſſionarien, und in ſeinen Anſichten unbefangen, wenn man etwa ſein Bemühn ausnimmt, in dem, was er in Island beobachtete, immer orientaliſche Beziehungen zu finden, und bibliſche Gebräuche und Redensarten auf dortige Verhältniſſe anzuwenden. — Das Innere der Inſel, die eine Ausdehnung von faſt 20,000 Quadratmeilen hat, iſt eine fürchterliche unwirthbare Wüſte, ohne alle menſchliche Wohnung, und den Einwohnern ſelbſt faſt gänzlich unbekannt. Faſt jeder Hügel iſt ein Vulkan, zwölf bis vierzehn Berge ragen über die andern hervor, mit ewigem Eis und Schnee bedeckt, in der Landesſprache Yokuls (Gletſcher) genannt. Einſt ſoll Island mit Wäldern bedeckt geweſen ſeyn, von denen man noch Spuren aufgegraben haben will. Allein jetzt findet ſich nur noch ein ſogenannter Wald auf der weſtlichen Küſte Borgafiord, wo die längſten Birken zwölf Fuß Höhe erreichen; dickere als zehnzollige Stämme kann die ganze Inſel jetzt nicht aufweiſen. Der erſte Entdecker dieſer Inſel, Nadodd, im neunten Jahrhundert, nannte ſie Schneeland, Floki, ein norwegiſcher Seeräuber, aber, wie Einige erzählen, im Geiſte des Widerſpruchs Eisland. Ihre urſprünglichen Anſiedler waren Auswandrer, die Norwegen aus Furcht vor ſeinem tyranniſchen Beherrſcher verlaſſen hatten, und hier eine Art Freyſtaat ſtifteten. Ihre Unabhängigkeit ward im J. 1261 etwas geſchmälert, als ſie ihrem Mutterlande botmäßig wurden, doch bedungen ſie ſich ausdrücklich ihre alten Geſetze und Freyheiten aus. 1387 kamen ſie an Dänemark, doch ohne daß ſich etwas in der Form änderte bis 1800, wo die Althing oder Generalverſammlung abgeſchafft wurde, und ein Obergerichtshof an deſſen Stelle kam, von dem eine Appellation an das höchſte Gericht in Dänemark Statt findet. Die erſten Anſiedler brachten ihre Religion, ihre Götter, ja ſelbſt das Bauholz, die Erde ihrer Altäre und Tempel mit. Erſt im Jahre 1000 predigten zwey Verbannte, mit Namen Hialti und Giſſur, die nach Island zurückgekehrt waren, mit Gefahr ihres Lebens das Chriſtenthum vor der damals grade ſitzenden Generalverſammlung, begleitet von ſieben Männern im Prieſterrocke und große Crucifixe in den Händen. Eben da ſie die Vorzüge der chriſtlichen Religion vor der heidniſchen auseinanderſetzten, kam die Nachricht, daß ein benachbarter Berg Feuer ſpeie. Seht ihr, riefen nun die Heiden aus, es zürnen die Götter, daß der alte Glaube angetaſtet wird! Doch einer der Heiden, Snorro Goda mit Namen, ſchien von der Wahrheit der neuen Lehre durchdrungen. Warum, ſprach er, zürnten denn damals die Götter, als der Fels verbrannte, auf dem wir hier ſtehen? Und von dieſer Stunde an trat der chriſtliche Glaube an die Stelle des Heidenthums. — Im Jahre 1540 wich der Katholicismus den Grundſätzen der Reformation. — Die dürftigen Pfründen zwingen die Geiſtlichen zwar, Ackerbau zu treiben und an die gewöhnlichſten Arbeiten ſelbſt Hand anzulegen; aber ſie verwalten nichts deſto weniger ihre Paſtoralgeſchäfte mit der größten Gewiſſenhaftigkeit. Die geſellige Bildung iſt durch alle Volksklaſſen verbreitet, die häusliche Erziehung vortrefflich. Auf der ganzen 48000 Seelen zählenden Inſel gibt es nur eine öffentliche Schule, und doch trifft man ſelten ein Mädchen oder einen Knaben von zehn Jahren, der nicht leſen und ſchreiben könnte. Jünglinge, die ſich kaum einige Meilen weit von ihrem Geburtsorte entfernt haben, hört man häufig Stellen aus

Digitized by Google

griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern citiren. Bey Gelegenheit eines Geſprächs bewies ein Bauer, daß er die Zeitrechnung der Muhamedaner kenne. — Frömmigkeit iſt ein Charakterzug der Isländer. Nichts iſt erhebender, als die Sonntagsfeyer auf Island. Die kleine aus Holz und Torf erbaute Kirche liegt vielleicht mitten zwiſchen den Trümmern eines Lavaſtromes, oder unter mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen, in einem Winkel, wo das Gemüth unter der Todtenſtille und Zerſtörung der umgebenden Natur faſt erliegt. Hier kommen die Isländer zuſammen, um ihre religiöſen Pflichten abzuwarten. Schon ſieht man eine Gruppe von Bauern und Bäurinnen um die Kirche verſammelt, die auf die Ankunft ihres Paſtors warten: alle im Sonntagsſtaate, ihre Kinder um ſich, und die Pferde, auf denen ſie von ihren weit entlegenen Wohnungen hergekommen ſind, ruhig unweit der kleinen Verſammlung graſend Die neu Ankommenden werden mit einem Kuß der Reihe nach bewillkommt, und die Freuden geſelliger Unterhaltung, die den Isländern ſo ſelten zu Theil werden, verbinden ſich geſchickt mit dieſer Gelegenheit ihrer religiöſen Pflichtübungen. Endlich tritt der Prieſter unter ſie als ein Freund; er begrüßt jeden ſeiner Gemeinde einzeln, und bückt ſich, um ſeinen faſt väterlichen Kuß den Kleinen zu geben, die unter ſeiner geiſtlichen Obhut aufwachſen. Nach Abwartung dieſer Liebesdienſte gehen alle ins Bethaus. — Ihre Wohnungen ſind klein, eng und ungeſund, ihre Nahrung kärglich. Ihren Kindern ſind Talgſtücke ein ſolcher Leckerbiſſen, wie den unſrigen Kandieszucker. Hitzige Getränke ſind ihnen völlig unbekannt. — Als Henderſon ans Land ſtieg, wandte er ſich ſogleich an den Archidiakonus der ihm eine Bibel in Folio vorzeigte, deren Blätter freylich durch den Zahn der Zeit gelitten, aber durch die Hand eines Bauern ſehr künſtlich wieder ergänzt worden ſind. Unter dieſen ſind gute Handſchriften überhaupt nichts Seltenes. — Henderſon liefert eine umſtändliche Beſchreibung der Geyſer (von dem isländ. geysa heftig und ungeſtüm hervorquillen), die ſehr merkwürdig iſt. So heißen bekanntlich die ſiedenden Springbrunnen, die Dampf und Waſſer hundert, ja hundert und funfzig Fuß in die Höhe werfen. — Rührend iſt es zu leſen, mit welchen Empfindungen der Dankbarkeit und der Freude Henderſon's Vertheilung der Bibeln überall aufgenommen wurde. — Er beſuchte auch Bágiſa jenſeits der Wüſte, wo John Thorlackſon, der berühmte isländiſche Dichter und Ueberſetzer Miltons, eine Pfarre von kaum 30 Thl. jährlich verſieht. Der Reiſende traf ihn grade beym Heumachen; ſeine Hütte iſt niedrig, dicht an der Thür das einzige kleine Fenſter angebracht, unter dem der Tiſch ſteht, wo er die Ergießungen ſeiner Muſe aufs Papier wirft. — Ueberall findet der Reiſende in Island die gaſtfreundlichſte Aufnahme. Es iſt Landesſitte, daß ſich die Tochter oder Frau vom Hauſe geehrt fühlt, ihn zu bedienen, ihm die Pantoffel zu reichen, und überhaupt beym Schlafengehen behülflich zu ſeyn.

Außer der bereits angekündigten Reiſebeſchreibung von Roß wird über die **Nordpolexpedition** auch ein Werk vom Kapitän **David Buchan** erſcheinen, der die königl. Schiffe Dorothea und Trent kommandirte. Das Werk wird den Titel führen Narative of an attempt to discover a passage over the North Pole to Behring's Straits 4 mit Kupfern.

Ferner wird erſcheinen: Journal of an Expedition over Parts of the (hitherto) Terra incogniita of Australasia. By **John Oxley**, Esq. Mit einer ganz neuen Karte und mehreren Kupferſtichen. 4. Der Verf., Generalinſpektor in Neu-Südwallis und Marine-Offizier, giebt hierin die Reſultate einer Expedition, die auf Befehl der brittiſchen Regierung im Jahre 1817 in den Diſtrickt von Neu-Südwallis unternommen wurde.

Hackelt's in meinem vorigjährigen Decemberbericht im Auszuge mitgetheiltes Werk iſt kürzlich durch einen Artikel des Morning Chronicle vom 18. Januar heftig angegriffen worden. Dieſe Note des Don Luis Lopez Mendez, der ſich Generaldeputirten des Obergouvernements von Venezuela in London nennt, unterzeichnet von ihm ſelbſt, nennt Hackelts Werk ein Pamphlet gegen Venezuela und deſſen Deputirte, zuſammengeſetzt aus eitlen Mährchen und groben Verläumdungen. Er maße ſich unrechtmäßiger Weiſe den Titel eines Lieutenants an, da er früher in gar keinen militäriſchen Dienſten geſtanden. Er habe ſich damals mit ſeinen übrigen Gefährten freywillig bey dem Deputirten gemeldet, dieſer habe aber die Contracte nur mit Vorbehalt der Ratification des Gouvernements von Venezuela unterzeichnet. Hackelt ſey nicht einmal bis Angoſtura, dem Sitz des Gouvernements von Venezuela gekommen, wie es doch ſeine Pflicht geweſen wäre, hätte er es ernſtlich mit der Verfechtung der Freyheit gemeint. Der Oberſte Gilmore, der mit ihm auf demſelben Schiffe geweſen, commandire jetzt die Artillerie daſelbſt, und ſtehe bey den Independenten in hohem Anſehn. Die übrigen Befehlshaber und Offiziere dieſer Rekruten hätten keineswegs ihre Schuldigkeit erfüllt, und das Gouvernement habe an ihnen über 400 Dollars für jeden rein weggeworfen. Die, welche jetzt wiedergekommen, verlangten eine Schadloshaltung aus durchaus unrechtlichen Gründen. Die Ausfälle gegen den General Bolivar erklärt der Deputirte für eine ſchamloſe Erdichtung, die ſich am einfachſten durch die aufgefangenen und zu Buenos Ayres, Guayana und auch in London gedruckten Depeſchen des Generals Morillo widerlegen.

Gedruckt wird An Account of the Mission from Cape Coast Castle to the Kingdom of Ashantee in Africa. By Thomas Edward Bowdich, Esq. 4. Mit einer Karte und mehreren Kupfern. Dieſer Reiſebericht umfaſſt nach der Ankündigung Bemerkungen über die Geſchichte, Geſetze, abergläubiſchen Sitten und Gebräuche, die Baukunſt und den Handelsverkehr des Königreichs Aſhantee, ferner unter Andern die Ueberſetzung einer arabiſchen Notiz über Parks Tod. Der Vf. war ſelbſt an der Spitze der Geſandtſchaft, die in jenes Reich abging.

Nächſtens wird ausgegeben werden: Journey over Land from the Head Quarters of the Marquess of Hastings in India through Egypt to England in the Years 1817 — 1818. By Major **Fitz-Clarence**. 4. Mit Karten, Kupfern und Planen. Murray verſpricht in der Anzeige dieſes Werks auch Nachrichten von den Begebenheiten des letzten Krieges und den Sitten und dem Charakter der Pindaries, ferner eine Beſchreibung der merkwürdigen Denkmäler (Sculptures Mountains) von Ellora und der neuſten intereſſanten Entdeckungen in den Gräbern der ägyptiſchen Pyramiden.

Journey from Moscow to Constantinopel in the Years 1817 and 1818. By **William Macmichael** 4. M. K. Der Vf. nennt ſich auf dem Titel einen von den Reiſegefährten des Doctor Radcliffe.

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1819.

Theaterkunſt.

Geſchichte des Theaters in Leipzig. Von deſſen erſten Spuren bis auf die neueſte Zeit. Leipzig bey Brockhaus. 1818. 364 S. 8.

Aus dem Buche erhellet, daß Leipzig bis zum Jahr 1817 kein ſtehendes Theater gehabt hat, ſondern blos von fremden Schauſpielergeſellſchaften abwechſelnd beſucht worden iſt. Mit der Errichtung dieſes ſtehenden Stadttheaters ſchließt die Schrift, mithin iſt ſchwer einzuſehen, wie ſie zu ihrem Titel kommt. Das Theater in Leipzig konnte bis dahin keine Geſchichte haben, weil es nicht exiſtirte; und was etwa mit der Theaterkunſt überhaupt in Leipzig ſich begab, iſt keine Geſchichte des Theaters daſelbſt, ſondern blos ein Beytrag zur Geſchichte der Schauſpielkunſt. Dafür iſt denn auch die Schrift zu nehmen. Sie verdient inſofern Lob, als der Verf. fleißig geſammelt und gut geordnet hat; Tadel aber, weil er den Einfluß Leipzigs auf die Vervollkommnung der deutſchen Schauſpielkunſt, wie er S. 267 ſich ausdrückt, offenbar zu hoch anſchlägt, und überhaupt um der Leipziger Leſer willen gewaltig breit von Dingen ſpricht, welche das größere Publikum langweilen müſſen. Inzwiſchen wollte er den Beförderern und Intereſſenten der neuen Theatereinrichtung, deren Entſtehung er von S. 217 bis 266 weitläufig erzählt, mit dieſer Schrift wahrſcheinlich eine Artigkeit erweiſen; und das mag denn die Sache entſchuldigen bey denjenigen, welche geneigt ſeyn möchten, über den lobredneriſchen Eröffnungsprolog S. 258 und namentlich über die Stelle deſſelben zu ſpotten:

Hier (in Leipzig) iſt die Heimath deutſcher Kunſt,
Der Künſtler Vaterland.

Rec. muß bekennen, daß ihm das neue Stadttheater, welches er mehrmals zu beſuchen Gelegenheit genommen hat, nicht als eine ſolche Kunſt-Heimath vorgekommen iſt, ſo artig es auch ausgeſchmückt und erleuchtet iſt: es wäre denn etwa in der Hinſicht, daß man in der Heimath ſich's gern bequem macht, und nicht mehr Kräfte für den Zweck des Gefallens aufwendet, als man eben braucht, ein leicht befriedigtes, erregbares Publikum zu unterhalten *).

Doch der holden Kunſt gebührte,
Daß ein ſchön'res Haus ſie zierte,

heißt es in der ſchilleriſirenden Baurede S. 257. Warum nicht lieber umgekehrt? Der Verfaſſer ſcheint S. 307 von der Erſprießlichkeit ſolcher Umkehrung ſehr lebhaft überzeugt zu ſeyn, ja auch ſogar davon, daß ſie gleich im Anfang, bey der Organiſation der Geſellſchaft, zu begründen geweſen ſeyn würde. Für Leipzig war das doppelt wichtig. Es paßt völlig hierher, was ein Berliner Theaterkritiker in der Speneriſchen Zeitung No. 18 von Berlin ſagt: „Wir haben hier eine Univerſität. Wer von uns weiß es nicht, wie das Theater den gebildeten Jüngling anzieht, wie es auf ihn wirkt. Welch ein Anſpruch mehr an unſre Bühne, nur das Edlere, das Schönere zu geben, und vor Allem das höhere Drama vorwalten zu laſſen, welches durch erhabene Thaten und Gedanken den Jüngling, wie den Mann, thätig und gedankenvoll macht, während er hohes Vergnügen empfindet.“ Die vorwaltende Organiſation einer mittelmäßigen Oper war nicht der geradeſte Weg zu dieſem Ziele, und die hier vorgetragene Geſchichte der Theatereinrichtung läßt Zweifel übrig, ob man dieſes Ziel ernſtlich gewollt habe.

*) Die Hall. A. Lit. Zeit. behauptet in No. 11 der Ergänzungsblätter, daß die neue Geſellſchaft in Hinſicht des Perſonals der bisherigen (der Dresdener, die im Sommer Leipzig beſuchte) nachſtehe. Aber das Perſonal iſt die Hauptſache; Flitterſtaat iſt überall ein armſeliges Marktſchreyerthum der Theaterkunſt.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Der neun und zwanzigſte Januar 1819. Ein Wort von Herzen. In ſceniſcher Anordnung gedichtet von Theodor Hell. Dresden, gedr. bey Ramming.

Ein Feſtſpiel zur goldnen Hochzeit des Königs und der Königinn von Sachſen, welche letztgenannte am 29. Jan. 1769 in Dresden ankam. Alſo nur Gelegenheitsgedicht, flüchtig gearbeitet; aber wirklich das Herz ansprechend, und wenigſtens in einem Moment echt poetiſch. Es iſt der, wo des Jubelpaares alter Bedienter, Leberecht, ſein gepapptes Feſtgebäude anſträgt: zwey zuſammengewachſene, transparente Herzen, aus denen Opferdampf ſteigt. Man lacht über die Verſe, womit er die Erſcheinung erklärt, über ſeine Hofmannswaldauiſche Poeſie, welche ein treues Herz, weil ſtets gute Dinge daraus emporſteigen, mit einem Räucherfaſſe vergleicht; und wie er im beſten Deklamiren iſt, brennt das Feſtwerk an.

„Laß brennen ſo,“ ſagt der Jubelbräutigam,
„Iſts doch ein Vorbild auch, erbaulich recht und froh,
„Daß, wenn nun nicht mehr hält das bröckelnde Gebäude,
„Aufſchlägt die Himmelsglut aus unſerm Erdenkleide,
„Daß, was verwachſen war in alter Lieb' und Treu,
„Zugleich auch ſo vereint durch Todesgluthen ſey.“

Rec. findet die Art ſchön wie hier dem Komiſchen das Rührende, Erhebende abgewonnen worden iſt. Undramatiſch hingegen iſt S. 19 die Expoſition der Liebesgeſchichte des Enkels mit einer jungen Römerin; ſeine Mutter, Amalia, erzählt ſie Leuten, welche ſie vollkommen kennen, und bereits alle Anſtalten getroffen haben, ſie heute noch glücklich zu Ende zu führen. Den Fall des eigentlichen Aparté ausgenommen, muß der Zuhörer nie merken, daß etwas nur darum geſagt wird, daß er es erfahre.

Digitized by Google

Die moderne Sappho, ein muſikaliſch-dramatiſches Durcheinander ohne Sinn und Verſtand. Herausgegeben von Adolph von Schaden. Leipzig 1819. 136 S. 8.

Sinn iſt wohl in dem Produkt, aber mit dem Verſtand ſteht's ſo ſo. Die moderne Sappho iſt ein elegantes Freudenmädchen, liebt einen Herumtreiber Pfaffhahn (Phaon) und wird von ihm um ihr Dienſtmädchen Melitta verlaſſen. Es galt dem Verf. eine Parodie des bekannten Trauerſpiels Sappho von Grillparzer, welchem der Vorwurf gemacht worden iſt, daß ſeine Fabel zu nah' am Gebiet des äſthetiſch Niedrigen liege. Aber es verräth eine ſehr mäßige Portion von Spötterverſtande, dieſen Vorwurf dadurch parodirend ausführen zu wollen, daß der Vf. Eckelerregendes und Pöbelhaftes ſtatt des Lächerlichen malte. Die Scene S. 87, wo Sappho mit einer großen Ruthe der Melitta den Allerwertheſten roth machen will, reicht allein hin, dem Vf. dießfalls den Stab zu brechen. Rec. hat nur über Eine, und zwar eine epiſodiſche Perſonnage lachen können, nämlich über den Studenten Hasper a Spada: „Ich war in raſenden Schwulibus, hatte einen raſenden Philiſter geprügelt, der raſender Weiſe gegen das raſende Thurnthum raiſonnirte", u. ſ. f. Ferner: „Ich ſchwöre es in des raſenden Jahns und in des raſenden Arndts raſenden Namen!" u. dergl. m. Vielleicht aber war es weniger der raſende Studioſus, welcher den Rec. zum Lachen reizte, als der zufällige Umſtand, daß er eben folgende Anzeige in Berliner Blättern geleſen hatte: „Die Turnübungen auf dem hieſigen Turnplatze fangen auch in dieſem zehnten Turnjahre wie immer den 31. d. M. an. — Mittwoche und Sonnabend Nachmittag bleibt die Hauptturnzeit. Zu Anfang und Ende iſt Turnkür, in der Mitte Turnſchule, vor der Turnſchule wird erſt Turnraſt gehalten" u. ſ. w. Das ewige Raſen des Burſchen tritt vermöge der franzöſiſchen Phraſe: La tête me tourne, mit dem ewigen Turnen des Turnſtyles in eine Ideenverbindung, welche das Zwerchfell reizt. Das Produkt ſchließt ungefähr eben ſo, wie die früher angezeigte Parodie der Ahnfrau, der Schickſalsſtrumpf:

> Wollt ihr nach der Urſach fragen,
> Wenn viel Unſinn jetzt erſcheint?

Les beaux esprits se rencontrent. Das eben ſo ſchlecht gearbeitete als unzüchtige Kupfer gleicht den Bildern, die man in Schenkhäuſern bisweilen auf der inwendigen Seite der Thüren heimlicher Gemächer antrifft. Wer es verfertiget hat, ſteht auf dem Titel, ſoll aber durch Rec. nicht weiter verbreitet werden. Iſt der Name des Verf. eine Pſeudonymität, die auf die Abſicht, der beliebten Tragödie zu ſchaden, hindeuten ſoll; ſo iſt es eine rechtloſe, da es einen Schriftſteller gibt, der dieſen Namen wirklich führt.

Schweizer Literatur.

M. Huldreich Zwingli's ſämmtliche Schriften im Auszuge, von zwey Zürcher Gelehrten, dem Profeſſor Leonhard Uſteri und dem Pfarrer Salomon Vögelin bearbeitet, erſte Hälfte des erſten Bandes (Zürich bey Zenner, 1818. 296 S. 8.)

Es hatte der ehrwürdige Spalding vor funfzig Jahren, bey einer gelegentlichen Erwähnung von Zwingli's Verdienſten, ſich geäußert: „Seine Tochter, die ſchweizeriſch-reformirte Kirche, ſollte ſeinem Andenken mehr Ehre erweiſen und uns durch eine neue Auflage ſeiner Schriften den Gebrauch derſelben erleichtern." Die Herren Uſteri und Vögelin haben mehr und Beſſeres gethan, indem ſie den Kern dieſer Schriften mit verſtändiger Auswahl und gewiſſenhafter Treue in ſyſtematiſcher Ordnung und in reiner Sprache liefern, ſo daß es jedem Leſer nunmehr ein Leichtes iſt, über jeden von Zwingli behandelten Gegenſtand ſeinen vollſtändigen Ideengang und ſeine Theorie nachzuſehen und damit vertraut zu werden, indem er den Reformator überall ſelbſt ſprechen hört, zumal nirgends die alterthümliche Einfachheit und Energie ſeiner Sprache verwiſcht, ſondern einzig nur das Veraltete und dadurch unverſtändlich Gewordene in Schreibart und Worten gegen Gemeinverſtändliches vertauſcht ward. Die Folianten von Zwingli's ſämmtlichen Schriften neu abdrucken zu laſſen wäre leichter geweſen; aber wer hätte ſie gekauft und wer hätte ſie geleſen?

Das Ganze wird in zwey Bänden oder vier Abtheilungen umfaſſt, deren drey letztere der erſten ungeſäumt folgen ſollen. Sie begreifen die drey Hauptabtheilungen: Religion, Kirche und Staat, die hernach wieder in paſſende Unterabtheilungen zerfallen. Eine überaus reichhaltige Einleitung liefert den, in ſtreng chronologiſcher Ordnung und rein hiſtoriſch abgefaſſten, Lebenslauf (Jahrtafel) Zwingli's, der ganz neu aus den Quellen bearbeitet iſt und wofür neben allen gedruckten, auch die, einzig in Zürich zu findenden, handſchriftlichen Hülfsmittel mit muſterhaftem Fleiße benutzt wurden.

Mit dieſer Jahrtafel, welche zugleich zeigt, bey welcher Veranlaſſung und in welcher Reihenfolge Zwingli jede einzelne ſeiner Schriften verfertigte und herausgab, ward annoch ein ſyſtematiſches Verzeichniß dieſer Schriften verbunden, deren 43 der Vertheidigung der Reformen in Lehre und Cultus, ſowol insgeſammt als im Einzelnen, gewidmet ſind, 7 andere den Widerſtand der biſchöflichen Curie in Conſtanz insbeſondere betreffen, 17 in eigenen oder fremden perſönlichen Angelegenheiten, als Vertheidigungen, Ermahnungen u. ſ. w. geſchrieben und 13 endlich exegetiſchen Inhalts ſind. Dieſer literariſche Theil des Werks ſteht in genauer Verbindung mit dem ausführlichen kritiſch-biographiſchen Verzeichniß der Schriften Zwingli's, welches der eine Herausgeber (Hr. Uſteri) vor einigen Jahren ſchon als Anhang zu Zwingli's Leben von J. C. Heß mitgetheilt hatte.

Engliſcher Literaturbericht, Jannar 1819.

(Verſpätet.)

1. Journaliſtik.

Es iſt mein Plan, in dieſen literariſchen Berichten von 1819 an, unter der vorſtehenden Rubrik die für die Leſer des Morgenblattes wichtigen und Unterhaltung gewährenden Anſichten der beſten engliſchen Journale über ausländiſche Werke vom Belang mitzutheilen. Vorzüglich hat das Edingburgh Review gegenwärtig in Deutſchland eine ſolche Aufmerkſamkeit erregt, daß ich es für ein kleines Verdienſt halte, auch diejenigen, die das Journal nicht leſen, mit gehörig beachteten und abgemeſſenen Auszügen bekannt zu machen. Wichtige Bemerkungen dieſes Review bey Gelegenheit einheimiſcher Werke wird der Leſer ſchon früher in dieſen Berichten nicht vermiſſt haben, für die übrigen eignet ſich die vorſtehende Ueberſchrift.

Digitized by Google

Die ſo eben erſchienene No. IX des Edinburgh Review enthält pag. 275–317 eine Recenſion von dem Werke der Baronin Stael-Holſtein über die franzöſiſche Revolution. Der Beurtheiler verweilt am längſten bey den Betrachtungen der Vf. über die Revolution ſelbſt und über Buonaparte, übergeht dagegen die über Englands Geſchichte, Verfaſſung und geſellſchaftlichen Verhältniſſe, als „zu ſehr ins Schöne gemalt.“ Er findet in dieſem Theile des Werks mehr Spuren einer ſcharfſinnigen Theorie, als richtiger Beobachtung, und hegt den Verdacht, daß das Gemälde der engliſchen Geſelligkeit nur eine Hypotheſe und keine Kopie des wirklichen Lebens oder wenigſtens nur eine allgemeine Abſtraction von ſehr wenigen und nicht ſehr häufigen Beyſpielen iſt. „Eine Frau von dem großen Talent und der Berühmtheit der Vf. iſt nicht im Stande, aus eigner Beobachtung den wahren Ton und Charakter engliſcher Geſellſchaften kennen zu lernen, ſowol weil ſie vermuthlich nicht die engern Familienzirkel ſah, wo ſie ſich am vortheilhafteſten zeigt, als auch weil ihre Gegenwart dem Beſcheidenern Stillſchweigen auferlegen und den Eitlen und Ehrgeizigen zu einer unnatürlichen Praleren und Ruhmredigkeit reizen mußte. — Von dem Werke überhaupt ſagt der Beurtheiler: „Kein Buch kann möglicher Weiſe ein größeres Intereſſe beſitzen, als dieſes. Es iſt das letzte Vermächtniß der glänzendſten Schriftſtellerin, die unſere Tage geſehen, und es handelt von einer Periode der Geſchichte, die wir bereits die ſeit Jahrhunderten wichtigſte nennen, und die den ſpätern Jahrhunderten vermuthlich noch wichtiger erſcheinen wird. Wir müſſen dabey geſtehen, daß wir die Vf. für die ausgezeichnetſte unter allen Schriftſtellern halten, die ihr Vaterland ſeit Voltaire und Rouſſeau hervorbrachte, und als Weib für die größte Schriftſtellerin, die jemals ein Land oder ein Zeitalter erzeugte. Ihr Geſchmack iſt vielleicht nicht ganz geläutert, ihre Schreibart zu ungleich und zu anmaßend. Dieſe Fehler gehen vielleicht ſogar noch weiter. Ihr Streben nach Effekt und der dadurch veranlaßte Ton der Uebertreibung haben gelegentlich wohl ihr geſundes Urtheil beeinträchtigt, und einigen ihrer Darſtellungen von Thatſachen einen verdächtigen Farbenglanz geliehen. Auf jeden Fall verleidete dieß ihr die beſcheidenere Arbeit, bey der Erläuterung einzelner Umſtände zu verweilen, oder ihren Behauptungen in der Ordnung alle Vorderſätze voranzuſchicken. Sie gibt ihre Geſchichte in abſtracten Sätzen, ihre Theorien in Aphorismen, und ſtatt die ſyſtematiſche Einheit darzulegen, die allein die Mutter der Kraft, Schönheit und Klarheit heißt, iſt der größte Theil ihrer Werke wie eine Sammlung brillanter Fragmente anzuſehen, in welchen eine reichliche Portion Wiederholungen keinesweges den Eindruck einer guten Portion Inconſequenzen ſchwächt. Doch tragen wir kein Bedenken zu behaupten, daß wir in eben dieſen Werken, wir mögen ſie nun als Bruchſtücke oder als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachten, mehr originelle und tiefe Bemerkungen, mehr neue Vergleichungspunkte, mehr Scharfſinn und Einbildungskraft, endlich mehr von der wahren Philoſophie der Leidenſchaften, der politiſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung ihrer Zeitgenoſſen finden, als bey irgend einem Autor, der uns im Gedächtniſſe iſt. Ihre Beredſamkeit iſt für jede Materie gleich groß, und ausgezeichnet die Lebendigkeit, mit der ſie die Kämpfe des menſchlichen Geiſtes, in denen Gewiſſensangſt oder Reue noch den Fluch der böſen That erhöhet, darſtellt. Wiewol es ſchwer iſt, ihr da zu widerſtehen, wo ſie es ernſtlich meint: ſo können wir ihr doch nicht in allen Anſichten beyſtimmen, oder alle ihre Gefühle billigen. Sie übertreibt die Wichtigkeit der Litteratur, mag dieſe den Charakter der Menſchheit beſtimmen, oder auf ihr Glück Einfluß haben ſollen, und ſie ſtellt mit zu großer Entſchiedenheit die Theorien über ihre vergangene und ihre zukünftige Geſchichte. Für Gegenſtände der Art fehlt es uns noch an hinreichenden Daten, um darüber zu philoſophiren, und wir müſſen, ſo fürchten wir, für eine lange Zukunft hin uns begnügen, manche Dinge zufällig zu nennen, welche beſtimmten Urſachen zuzuſchreiben es befriedigender ſeyn würde. In ihrer Schätzung des Glücks und ihren Begriffen von der Weisheit des Privatlebens halten wir ſie für eben ſo irrig als unglücklich. Sie macht Affekte und Leidenſchaften viel zu unentbehrlich, und gibt allen ihren Schilderungen zu einförmig einen übertrieben pathetiſchen oder gezierten Anſtrich.“ — Der Rec. gibt den politiſchen Anſichten der Frau v. St. viel mehr Beyfall, und findet in ihr überall die warme Freundin und Vertheidigerin liberaler, praktiſcher und humaner Grundſätze. Er nennt ihre Schriften erfüllt von den lebhafteſten Hoffnungen auf Verbeſſerung unſeres geſellſchaftlichen Zuſtandes, und den Mitteln, dieß zu erreichen, von den durchgreifendſten Widerlegungen herrſchender Irrthümer über dieſen Gegenſtand, und von den beredſamſten Ermahnungen an die, welche ein Intereſſe oder eine Ehre darin finden, ſie zu vertheidigen. „Selbſt wer am wenigſten geneigt ſeyn möchte, ihr beyzuſtimmen, muß einräumen, daß aus ihren Schriften viel zu lernen iſt, und wir können dieſen kein größeres Lob geben, als wenn wir ſagen, daß ihr Zweck iſt, nicht nur Freyheit und Humanität zu befördern, ſondern auch die ihnen ſich entgegen lehnenden Vorurtheile eher zu mildern als zu ſchärfen.“ — „Von dem vorliegenden Werke wiſſen wir im Allgemeinen nicht recht, was wir ſagen ſollen. Es enthält eine Menge intereſſanter Bemerkungen und eine noch größere Menge umſtändlicher Darſtellungen, — doch läßt ſich eben nicht behaupten, daß ſie eine gute Geſchichte geſchrieben habe. Sie iſt zu ſehr in Fragmente zerſtückelt, zu oft durch Reflexionen unterbrochen; viele Ereigniſſe ſind ganz übergangen, andere zu kleinlich behandelt.“ Bey den Bemerkungen über Buonaparte ſagt der Rec.: „Zuletzt kommen wir auf Buonaparte, ein Name, der auf die Nachwelt kommen wird, und von dem es noch vielleicht nicht klar iſt, wie die Nachwelt einſt über ihn urtheilt. Der größte Eroberer in einem Zeitalter, wo große Eroberungen nicht mehr möglich ſchienen, der glänzendſte Uſurpator in einem Reiche, wo ſeit Jahrhunderten nichts von Uſurpation gehört ward; der im Triumphe in faſt alle Hauptſtädte des feſten Landes von Europa einzog, und die Tochter des ſtolzeſten Herrſchers auf dem Continente zuletzt in ſein Ehebett führte; — der nach Willkühr Könige wählte und abſetzte, und ſechzehn Jahre lang den Schwertern ſeiner auswärtigen Feinde und den Dolchen einheimiſcher Parteyungen Trotz bot! Ueber einen ſolchen Mann können erſt künftige Geſchlechter Gericht halten; aber die Zeugniſſe, nach denen ſie ihr Urtheil ſprechen, müſſen ihnen von den Zeitgenoſſen geliefert werden. Frau von Stael hat einen großen Theil dieſer Zeugniſſe geſammelt, und ſie im Ganzen mit großer Unpartheylichkeit niedergeſchrieben. — Alle ihre Talente ſcheinen ſich in die Höhe zu ſchwingen, und zu vereinigen, wenn ſie von dem außerordentlichen Manne anfängt zu ſprechen, und ſo geſchickt und gründlich ſein Charakter auch vor Kurzem entwickelt worden iſt, ſo glauben wir doch, es iſt nie auch nur halb ſo gut geſchehen, als in dem vorliegenden Werke.“

Digitized by Google

Der *zweyte* Artikel des Review berichtigt die durch ein zu Rom 1301 erſchienenes Pamphlet verbreitete und jetzt 1814 von F. Cancellieri nur auf einen andern Namen geſtellte irrige Meinung, als habe Dante den Stoff zu ſeinem Epos aus einer beſtimmten alten Mönchsviſion entlehnt, ſondern zeigt, daß die Grundideen des Epos mit den religiöſen Anſichten jener Zeit übereinſtimmen, und gibt bey der Gelegenheit eine treffliche Beleuchtung der damaligen Periode.

Ein *dritter* Artikel recenſirt die zu Paris 1817 anonym erſchienenen Mélanges d'Histoire et de Literature. Wir lernen, daß der Herausgeber dieſer für die Literargeſchichte ſchätzbaren Sammlung ein *Quintin Crawford*, ein ſehr achtbarer Gentleman von ſchottiſcher Familie iſt, der ſeit langer Zeit in Paris lebt. Der erſte Aufſatz betriffe *Abälard und Heloiſe*. Die gewöhnliche Erzählung von dieſen Liebenden iſt unrichtig. Abälard war bekanntlich ein in der Philoſophie und ganzen Literatur ſeines Zeitalters höchſt ausgezeichneter Mann. Er verliebte ſich in Heloiſe, und benutzte die Habſucht des alten Canonicus Hubert, bey dem ſie lebte, indem er ihn durch ein bedeutendes Koſtgeld vermochte, ihn ins Haus zu nehmen, wobey der Canonicus ſich noch ausbedung, daß er ſeine Nichte unterrichten ſollte. Als ſie ſchwanger von ihm war, entflohen Beide; bey ſeiner Schweſter erwartete ſie ihre Niederkunft, und er kehrte bald darauf zurück, ſeine Studien fortzuſetzen, ohne dem Anſcheine nach im Geringſten von ſeiner Achtung verloren zu haben. Crawford beſtimmt die Zeit ihrer Niederkunft auf 1118, da ſie 18 und er 38 Jahr alt war. Er fand bald Mittel, Hubert zu beſänftigen, indem er ihr die Ehe verſprach; aber Heloiſe weigerte ſich in einer Anwandlung romantiſcher Zärtlichkeit, etwas mehr (oder weniger) ſeyn zu wollen, als ſeine Geliebte, und wollte von einem Plan nichts hören, der nach den Sitten der Zeit der Hauptbeſchäftigung ſeines Lebens ein Ende gemacht haben würde. Man verſtand ſich endlich zu einer heimlichen Vermählung, um den Onkel zufrieden zu ſtellen, bey dem ſie nach wie vor lebte, während der Liebhaber ſeinen gewöhnlichen Arbeiten nachging, und ſie ſelten ſah. Zuletzt fingen einige Stimmen an zu murren, und ſich über die Nachgiebigkeit des Canonicus zu beſchweren. Er betheuerte ihnen, daß die Liebenden verheirathet wären, was dieſe in Abrede ſtellten, und dieß hatte einen Streit mit Hubert und eine zweyte Entführung ſeiner Nichte zur Folge. Die bekannte Kataſtrophe folgte wahrſcheinlich bald darnach; außer Hubert und einem treuloſen Diener Abälards waren fünf Perſonen thätig, von denen nur einer nebſt dem Diener ergriffen wurde. Man beſtrafte ſie mit der Wiedervergeltung, und blendete ſie obendrein; Huberts Güter fielen der Kirche anheim. — Abälard beſchloß jetzt, ſich von der Welt zurückzuziehen, und rieth ſeiner unglücklichen Freundin daſſelbe zu thun. Im Jahre 1122 nahm ſie zu Argenteuil nach dem gewöhnlichen Noviziat den Schleier, und bald darauf legte er zu St. Denis ſein Gelübde ab. Unruhig, rauh und zankſüchtig, wie er war, hielt er in dieſer Brüderſchaft nicht lange aus, ſondern begab ſich in einen wilden Wald unweit Nogent-ſur-Seine, wo er zwiſchen 1128 und 1130 Paraclet gründete. Wiewohl er anfangs nur einen Holzſchoppen ſtatt der Kapelle, und wenige elende Hütten zur Wohnung hatte, zog ſein großer Ruf doch eine Menge Schüler herbey, die, um ſeinen Unterricht zu genießen, Einſiedler wurden. Unter dieſen Umſtänden wurde er Abt von St. Gildas de Ruys, wohin er ſofort ſich begab. Indeſſen war Heloiſens Kloſter durch den Verfall ſeiner Ländereyen an ein anderes Haus aufgelöst worden und Abälard lud ſie ein, Aebtiſſinn von Paraclet zu werden, wo ſie ſich mit einigen andern Flüchtlingen, unter denen zwey ſeiner Nichten waren, niederließ. Auch zu St. Gildas konnte er ſich mit ſeinen Mönchen nicht vertragen; ſeine Unglücksfälle hatten, wie es ſcheine, ſein von Natur reizbares Gemüth erbittert. Peter von Cluny verſchaffte ihm einen Zufluchtsort, und er ſtarb in dieſem Kloſter an einer Hautkrankheit im April 1142, drey und ſechzig Jahr alt. Heloiſe überlebte ihn zwanzig Jahre, und ſtarb in demſelben Alter. Ihr einziges Kind, das wegen ſeiner außerordentlichen Schönheit Aſtrolabe genannt wurde, ließ ſich weihen, erhielt durch die Vermittelung des guten Abtes von Cluny eine Kanonie, und überlebte ihren Vater, ohne weitere Spuren von ihm in der Geſchichte zu hinterlaſſen. Abälards letzte Reſte wurden, auf Heloiſens Verlangen, nach Paraclet gebracht, und ſie in demſelben Sarge beſtattet. Später wurden die Körper getrennt, aber 1779 wieder vereinigt. Abälards Gebeine waren, bis auf den außerordentlich dicken Schädel, zu Staub geworden; Heloiſens Gebeine hatten ſich viel beſſer erhalten, auch ihr Schädel war ſehr ſtark, ihre Zähne noch blendend weiß. Während der Revolution wurden dieſe Reſte nach Paris gebracht, wo man ſie bis vor Kurzem in dem Muſeum alter Denkmäler aufbewahrte. Jetzt haben ſie eine geweihtere Stätte auf dem Kirchhof des Pere Lachaiſe. — Der Vf. gibt Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande von Paraclet, welche eine von Vielen behauptete Meinung beſtätigen, daß ſolche Klöſter unter Einſchränkungen auch noch jetzt für manche Menſchen von dem größten Nutzen ſeyn würden.

Der folgende Aufſatz handelt von dem *Manne mit der eiſernen Maske*, der bekanntlich von 1661 bis 1708 im Gefängniß ſchmachtete. Die größte Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß es ein Bruder Ludwigs XIV. war, der ihm ſo ähnlich ſah, daß dieſe Aehnlichkeit auf die Spur der gefährlichen Entdeckung geleitet haben würde. Ob er aber ein rechtmäßig gezeugter Zwillingsbruder oder ein unehelches Kind der Anna von Oeſterreich war, ſo bald nach Ludwigs XIV. Tode geboren, daß ſeine Rechtmäßigkeit möglich gemacht werden konnte, haben wir keine Mittel zu entſcheiden. Der Vf. neigt ſich auf die Seite der letztern Meinung. „Die Beantwortung der Frage, ſagt das Review, iſt an und für ſich nicht von beſonderer Wichtigkeit. Aber der Zuſtand eines Landes verdient eine ernſte Betrachtung, das einer Regierung gehorchen muſſte, welche ungeſtraft in entlegene Gefängniſſe und nachmals im Herzen der Hauptſtadt faſt vierzig Jahre lang eine ſo ausgezeichnete Perſon einſperren konnte, daß ihr Wärter, allemal ein Mann von vornehmem Range und Anſehn, ſie mit eigner Hand bediente; daß dieſer Unglückliche während einer ſo langen Zeit gezwungen war, ſein Geſicht zu verbergen (die Maske war nicht von Eiſen, ſondern von ſchwarzem Sammt), bey Strafe des augenblicklichen Todes, welche der Wächter Befehl hatte durch einen Schuß zu vollziehen, wenn er beym Nachſehen fände, daß er ſich zeigte; daß keine öffentliche Erwähnung dieſes Umſtandes jemals geſchah, bis Voltaire viele Jahre nachher die Geſchichte erzählte; daß, wiewohl mehrere Perſonen Gewaltthätigkeiten ſahen, die um den Gefangenen zu ſichern verübt wurden, das Volk ſo lange ſich ſollte mit dem bloßen Gerede begnügt haben; und endlich daß Mehrere plötzlich ſollten todt gefunden worden ſeyn, wenn ſie zufällig in die Lage gekommen waren, wo ſie die wichtige Entdeckung hätten machen *können*.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 16.

Literatur-Blatt.

1819.

Geſchichte.

Württembergiſches Jahrbuch. Herausgegeben von M. J. D. G. Memminger. Zweyter Jahrgang. Stuttgart und Tübingen, im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. LXIII. und 296. S. in 8.

Ref. hat bey Erſcheinung des erſten Jahrgangs dieſer ſchätzbaren Schrift, über ihren Zweck und ihre Einrichtung, den Leſern des Morgenblatts (Nro. 15. Literaturbl. 1818.) umſtändlichen Bericht erſtattet. Indem nun der zweyte Jahrgang hervortritt, ſieht er mit Vergnügen ſeinen damals geäußerten Wunſch in Erfüllung gehen, daß das vaterländiſche Publikum die Fortſetzung dieſes Werks, wie es ſich gebühre, thätig erleichtern und unterſtützen, und dadurch der Literatur ein Produkt erhalten möchte, das der Zeitgenoſſenſchaft ſo viele angenehme und nützliche Belehrung gewährt, und das die Nachkommen mit Dank und Liebe leſen werden. Etwas Aehnliches mit dieſem Jahrbuche ſtellt uns die vaterländiſche Vorzeit in einer periodiſchen Schrift dar, welche der Tübingiſche Profeſſor Georg Conrad Pregizer, im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Titel: Gott geheiligte Poeſie, herausgab, und worin er, nach dem Geſchmacke jener Zeit, jedes Jahr berichtete, was ſich Merkwürdiges im Lande und in ſeiner Nachbarſchaft begeben, den hiſtoriſchen Stoff aber immer mit einer reichen Zugabe von Reimen verſetzte, die von ſeinem äſthetiſchen Sinn keinen groſſen Begriff erregen. Dieſes Werk wurde mehrere Jahre lang fortgeſetzt und noch jetzt achtet es der Forſcher, als eine reiche Schatzkammer hiſtoriſcher und genealogiſcher Details, die man ſonſt nirgends findet. Indem es auf ſolche Weiſe unter den Alten gedieh und erhalten ward, bewährten dieſe dadurch ihre Liebe zum heimatlichen Boden und zu dem Stammsverbande, dem ſie angehörten. Unmöglich aber könnten die Neuern behaupten, daß ſie in dieſer Tugend den Vätern glichen, wenn ſie einem Werke, von gleichem Zwecke, aber in höherm Geiſte angelegt und ausgeführt, ihre Unterſtützung entziehen wollten.

Voraus geht, wie im vorigen Jahrgange, die Perſonal-Ueberſicht des Königl. Hauſes, des Hofes und der höhern Staatsbehörden, und ein Bericht über den Beſuch, den die Kaiſerinn Mutter von Rußland im October 1818 in Stuttgart machte. Man lieſt den letztern nicht ohne tiefe Rührung, indem der rein menſchliche und edle Sinn, der, äußern Glanz und eitle Prunkfeſte verſchmähend, in den Hauptfiguren hervortritt, jedes empfängliche Herz ergreift; aber es miſcht ſich die ſchmerzlichſte Wehmuth in dieß Gefühl, da von ihm die Erinnerung an den fürchterlichen Schlag des Verhängniſſes unzertrennlich iſt, der auf dieſe glücklichen Tage des Wiederſehens folgte.

Die Chronik des Jahrs (S. 1—162.) zerfällt in drey Abſchnitte. In dem erſten wird alles Bemerkenswerthe berichtet, was ſich in den verſchiedenen Regionen des phyſiſchen, bürgerlichen, kirchlichen, literariſchen, Kunſt- und Gewerbe-Lebens zugetragen hat. Beſonders intereſſant iſt die Zuſammenſtellung der Anſtalten und Verordnungen, die von Seiten der Staatsverwaltung gegründet und erlaſſen worden ſind, und in denen ein höchſt achtungswürdiger Geiſt der Rechtlichkeit und der Milde ſich ausſpricht, den nur die ſtärkſte Ungelehrigkeit oder der böſe Wille verkennen kann. Auch in dem Felde der intellectuellen und ſittlichen Volksbildung, in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt, und in mannigfaltigen Förderungen des Nahrungsſtandes gibt ſich dieſer Geiſt zu erkennen, der die Macht, welche die Herrſchaft verleiht, nur dadurch pflichtmäßig anzuwenden glaubt, indem er den zum ächten Bürgerthum erhobenen Unterthanen zur Selbſtſtändigkeit, zur Freyheit und zu immer größerm Wohlſtande leitet. Dieſe löbliche Wirkſamkeit der Regierung wird hier mit Einſicht, umfaſſend und freymüthig dargeſtellt, und Vieles beygebracht, was nicht aus den Zeitſchriften des Landes ausgehoben, ſondern von dem Verf. durch unmittelbare Beobachtung der Ereigniſſe geſammelt iſt. Indeß hat Ref. doch auch manches vermiſſt. So ſind die Beſtrebungen der Pietiſten, eine beſondere kirchliche Gemeinſchaft im Staate zu bilden, mit Stillſchweigen übergangen; daſſelbe gilt von der Senſation, welche die Volksfreunde gemacht haben, die ſchon als Zeichen des hohen Grades, auf dem nun in Württemberg die Freyheit der Preſſe ſteht, eine Erwähnung verdient hätten; auch wird der Plane und Verheißungen nicht gedacht, die die Redaction des Unterhaltungsblattes, in Beziehung auf Armenverſorgung, ihren Leſern wiederholt vorgelegt hat, und die, wenn die Leiſtungen dem Worte entſprechen, gewiß ſehr beachtenswerth ſind; überdieß iſt die Betrachtung über den Zuſtand der öffentlichen Sittlichkeit zu dürftig ausgefallen, ein Fehler, der in Zukunft wenigſtens zum Theil wird vermieden werden können, wenn der Annaliſt die in dem Regierungsblatte fortwährend bekanntgemachten Erkenntniſſe der Criminalgerichtshöfe zu dieſem Behufe benützen und in zweckmäßige Ueberſichten bringen wird. Noch kann nicht überſehen werden, daß diejenigen Verordnungen der Staatsverwaltung, welche wirklich in Vollzug geſetzt worden, nicht ſorgfältig genug von der nicht geringen Zahl derjenigen unterſchieden ſind, deren Vollzug bisher durch die Indolenz, die Vorurtheile und die Böswilligkeit der Unterbehörden verhindert worden iſt. Daß der Verf. meiſtens, ohne Einmiſchung von Urtheilen oder Reflexionen, einfach und ruhig erzählt, und die Thatſachen, wie ſie ſich ergeben, ohne künſtliche Ausſtattung aufführt, finden wir ſehr löblich; denn eben hierin liegt der Charakter, durch den ſich die Chronik von der höhern hiſtoriſchen Darſtellung unterſcheidet. Deſſen ungeachtet iſt aber auch auf die erſtere eine geiſtvolle, ſie veredelnde Manier anwendbar, von der

Lang in ſeinen Annalen des Fürſtenthums Anſpach unter der preußiſchen Regierung, allen denen, die in dieſem Fache mehr als das Gewöhnliche leiſten wollen, ein treffliches Muſter gegeben hat. — Unter den beſondern Denkwürdigkeiten zeichnet ſich die Beſchreibung des landwirthſchaftlichen Feſtes zu Cannſtatt durch Inhalt und Darſtellung aus, ſo wie die biographiſchen Nachrichten von dem Maler Dieterich von Biberach, beſonders durch die Kämpfe, die er mit dem Schickſale beſtand und glücklich vollendete, eine ſehr anziehende Lektüre gewähren. — Der Nekrolog giebt dießmal blos einen kurzen Lebensabriß von Ferdinand Wetheeiln, einem geiſtvollen, edeln Jüngling, mit deſſen frühem Tode dem Vaterlande ſchöne Hoffnungen untergegangen ſind.

Von den der Chronik angehängten Abhandlungen und Nachrichten verſchiedenen Inhalts verdienen folgende die Aufmerkſamkeit des Hiſtorikers und Statiſtikers. Wie ſehr die Vorſehung von jeher über Württemberg und ſeinem Regentenhauſe wachte. Man findet hier anziehende Bemerkungen über das Emporkommen des Landes und der herrſchenden Dynaſtie, und über das Glück, mit dem ſo oft die drohendſten Gefahren überwunden wurden. Indeſſen ſtellt der Titel des Aufſatzes den Gegenſtand in einen falſchen Geſichtspunkt. Denn die Vorſehung wacht über kein Land mehr, als über das andere, und glückliche Ereigniſſe ſind kein Beweis, daß ſie das eine vor dem andern begünſtige, was überhaupt ein roher, anthropopathiſcher Begriff wäre. Ohnehin wird in Württemberg niemand behaupten, daß das Volk durch die Vergrößerung des Landes glücklicher geworden ſey, als es vorhin war. Ueberhaupt iſt es für den Hiſtoriker nicht räthlich, in den Ereigniſſen den Gang der Vorſehung nachweiſen zu wollen. Wer hat ihren Sinn erkannt? Wer iſt ihr Rathgeber geweſen? — Kloſter Weil. Eine kurze, mit Benützung einer alten Handſchrift gefertigte Geſchichte dieſes ſchon im J. 1230 geſtifteten und 1571 ſecularisirten Dominicaner Frauenkloſters, in deſſen Nähe der König im vergangenen Jahre durch den Hofbaumeiſter Salucci einen geſchmackvollen Pavillon erbauen ließ, der hier beſchrieben und abgebildet iſt. — Kurze Geſchichte des Steuer-Cataſters im vormaligen Herzogthum Württemberg, von W. Eine ſehr ſchätzbare Darſtellung der ſeit 1607 in W. begonnenen Bemühungen, das Steuerweſen auf ein ſolides Grundſteuer-Cataſter zu baſiren, in welcher die Schwierigkeiten, die ſich bey dieſem Geſchäfte überall darbieten, und die Rückſichten, die dabey zu nehmen ſind, recht anſchaulich hervortreten. „Dieſe Cataſtergeſchichte,“ ſagt der Verf. ſehr wahr und treffend, am Schluſſe, „predigt laut „die große Lehre, daß der ganze Erfolg bey Geſchäften dieſer Art, neben richtigen Grundſätzen für Beſteuerung und „Einſchätzung, hauptſächlich von der Art der Ausführung abhange. Einförmigkeit und Schnelligkeit ſind die Bedingungen des Gelingens, aber ſie werden nie erfüllt, durch zahlreich beſetzte Directionscollegien, durch herr- und landſchaftliche Widerſprüche, durch „lange Debatten über fremdartige Gegenſtände und unweſentliche Nebendinge, durch karge Eintheilung der erforderlichen Geldmittel, und durch gutmüthiges Streben, „es Allen recht zu machen.“ — Denkwürdigkeiten von Marbach von Pahl. Es werden die reizenden Umgebungen dieſer Stadt, die als der Geburtsort zweyer großer Männer, Tobias Majers u. Friedrich Schillers, für jeden gebildeten Deutſchen eine heilige Stätte iſt, beſchrieben, und die Hauptmomente ihrer Geſchichte, zum Theil aus noch beſtehenden Denkmalen und urkundlichen Quellen erhoben, dargeſtellt. — Soll man Wirtemberg oder Württemberg ſchreiben? Von dem geh. Archivar Scheffer. Es läßt ſich etymologiſch nicht nachweiſen, welches die richtige Schreibung ſey; dagegen hat ſich, wie der Verf. hier umſtändlich darthut, in einem Zeitraum von mehr als 700 Jahren, der Gebrauch am längſten für „Wirtemberg“ erklärt, ohne Zweifel, weil man, bey der Unzuläſſigkeit einer ſichern Ableitung des Namens, der alt-hergebrachten Ordnung, in welcher die ältern Regenten des Hauſes, bey der Unterſchrift ihres Namens und auch auf ihren Siegeln, ſich immer gleich geblieben, nachzugehen gewohnt geweſen. Dieſem Gebrauche hat ſich die Schreibung Württemberg — die wegen des regelwidrigen verdoppelten t auch ungrammatiſch iſt — ganz willkührlich entgegengeſetzt, und ſeit 1802 iſt ſie ſogar von der Regierung zum Geſetze gemacht worden. Wir glauben aber, daß ſich dieſes Geſetz ſo wenig gegen das uralte Herkommen und die Grammatik behaupten werde, als die von dem Kaiſer Siegmund gegebene Verordnung, daß Schisma in Zukunft nach mensa declinirt werden ſoll. — Verſuch einer Berechnung des Nationalvermögens und Einkommens, nebſt einer Ueberſicht der Abgaben und des Staatseinkommens von Württemberg. Dieſer Aufſatz, der ſein Reſultat durch ſcharfſinnige Unterſuchungen und Berechnungen ausmittelt, und dem ſehr intereſſante Bemerkungen über die in demſelben eingeſchlagene Berechnungsweiſe, von dem Profeſſor Fulda, angehängt ſind, iſt eine dankenswerthe Bereicherung der vaterländiſchen Statiſtik. Ohne dem Verf. in dem Einzelnen nachfolgen zu können, bemerken wir nur die Hauptergebniſſe ſeiner Unterſuchung, nach denen ſich das ſämtliche Nationalvermögen von W. an Grundeigenthum, Gebäuden, Vieh, Capitalien ꝛc. mit Einſchluß des Staats-, Kirchen-, Stiftungs- und Commun-Eigenthums auf 1.003.169.000 fl., das jährliche rohe National-Einkommen auf 62,112,000 fl. und das reine National-Einkommen auf 15,000,000 fl. beläuft. Die Totalſumme der öffentlichen Abgaben aber beträgt, mit Ausnahme der Zehenten, Gülten ꝛc. 11,190,000 fl. Da zeigt ſich alſo allerdings noch auf der Seite des National-Einkommens ein bedeutender Ueberſchuß. — „Berechnen „wir aber, ſagt der Verf., was der Staat und andere, „theils durch eigenen Beſitz, theils durch Zehenten und „auf anderm Wege entweder voraus am rohen, oder am „reinen Ertrage wegnehmen; ſo werden die Summen ſich „ziemlich gleichſtellen, und es iſt demnach leicht einzuſehen, „daß der Württemberger auch im ordentlichen Wege bisher „immer außerordentlich angelegt war. Erwägen wir dabey „noch, daß dem Bürger, außer den eigentlichen Abgaben, „als Mitglied des Staats, noch mancherley theils freywillige, theils unfreywillige Leiſtungen, Beyträge zu wohlthätigen Zwecken, Brandkaſſengeld, Gerichts- und Schreiberey-Koſten ꝛc. obliegen; daß in den vergangenen ſchweren „Zeiten es ſelten bey den aufgezählten Abgaben blieb, ſondern dieſelben häufig vergrößert, und bald durch Capital-, Beſoldungs- und Vermögens-Steuern, bald durch „Colonial-Impoſt, Poſtgefälle und andere Abgaben vermehrt „wurden; daß überdieß die Unterthanen noch durch außerordentliche Kriegslaſten, ſchwere Einquartierungen, Vorſpann und Naturral-Lieferungen gedrückt wurden, und der „Communſchaden nicht ſelten die ordentliche Jahrsſteuer „um das Dreyfache überſtieg, daß endlich eine ungewöhnlich ſtrenge Strafgerechtigkeit oft einen großen Theil von

Digitized by Google

„dem Erwerbe der Einwohner, ja, manchmal ihr ganzes „Vermögen in Anſpruch nahm; — erwägen wir dieſes al„les, ſo iſt es faſt unbegreiflich, wie der Würtemberger „dieſe Zeiten überſtehen konnte.“ — Die drey geiſtlichen Inſtitute, die Wittwenkaſſe (die ohne den nach abgeſondertem Fond des Ulmer Wittwen-Inſtituts von ungefähr 50,000 fl. auf Martini 1817 ein Activ-Vermögen von 135,133 fl. beſaß), der Beſoldungsverbeſſerungsfond und der Unterſtützungsfond. Der Beſoldungsverbeſſerungsfond, der die Beſoldungen der jüngeren Geiſtlichen auf Koſten der ältern vermehret, iſt einer der unglücklichſten Mißgriffe der ſchreibermäßig calculirenden Verwaltungsweiſe, dem ohne Zweifel von der jetzigen milden Regierung ſo bald möglich geſteuert werden wird, und gegen den ſich längſt die vereinte Stimme aller Diener der würtembergiſchen evangeliſchen Kirche hätte erheben ſollen. Wenn je die Beſoldungen nicht hinreichen, um das Bedürfniß der Beſoldeten zu decken, ſo iſt es ja doch billig, daß der jüngere Diener entbehre, der ſchon um ſeiner kräftigeren Natur willen leichter entbehrt, ſein Amt ohne Gehülfen verſehen kann, und den die Erziehung und Verſorgung ſeiner Familie noch wenig koſtet. Kehrt man aber dieſe Ordnung der Dinge um, ſo erheitert man das Leben der Jugend und trübt den Abend der Greiſe, und entreißt den letztern jede Hülfe und Erleichterung, die man dem treuen Arbeiter am Ende ſeines Tagewerks nicht ohne ſchreiendes Unrecht entzieht. — Neueſte Bevölkerung von Würtemberg. Zu Ende des Jahrs 1816 waren es 1,411,392. Zu Ende des Jahrs 1817 1,395,462 Menſchen. — Vaterländiſche Literatur. Unter dieſem Titel werden in Zukunft, ſo wie es hier zum erſtenmale geſchieht, Verzeichniſſe aller im Laufe des Jahrs in und außer Würtemberg erſchienenen Schriften geliefert, welche auf dieſes Land Bezug haben. Da die Verzeichniſſe nicht raiſonirend ſind, ſo liegt das vorzüglichſte Verdienſt derſelben in ihrer Vollſtändigkeit. In dem gegenwärtigen hat indeß Ref. mehrere hieher gehörige Schriften vermißt, die er jedoch nicht namhaft machen will, weil ſie vielleicht in dem von dem Verf. für den nächſten Jahrgang verſprochenen Katalogen, der die landſtändiſchen und die Verfaſſungsangelegenheiten betreffenden Schriften werden aufgeführet werden.

Engliſcher Literaturbericht, Januar 1819.

(Fortſetzung.)

Einer der folgenden Aufſätze des Review handelt von den Reichthümern, die die Staatsminiſter in Frankreich zuſammengehäuft haben. Cardinal Mazarin hat einer genauen Berechnung zufolge, während ſeiner Verwaltung, ſeine Gebäude, Stiftungen Penſionen an Verwandte und Erbſchaften eingeſchloſſen, bis an zweyhundert Millionen Livres erworben und durchgebracht. Dubois genoß vor ſeinem Ende ein jährliches Einkommen von 110,000 Lſtel., eine engliſche Penſion von 40,000 Lſtel. mit eingerechnet, die dieſem verworfenen Menſchen unweigerlich ausgezahlt wurden, warum ſieht man nicht. Fleury beſchränkte ſich dagegen, alles in allem, auf 5000 Lſtrl. jährlich. Selbſt der tugendhafte Sully hatte des Jahrs über 30,000 Lſtel., die nach jetzigem Geldwerthe 60 bis 70,000 Lſtel. ausmachen würden. Faſt eben ſo viel hatte Colbert, außer den beſondern Summen, die ihm der König zahlte; ferner Le Tellier und Louvois. — Das intereſſanteſte und längſte Stück dieſer Sammlung iſt aber ein Journal, das eine Madame du Hauſſet, Kammerfrau der berühmten Pompadour, geführet hat und faſt 170 Seiten einnimmt. Der Herausgeber erzählt ſo die Art, wie er es erhielt. Marigni, der Bruder der königlichen Favoritin, verbrannte eines Morgens alte Papiere, als einer ſeiner Freunde, Herr de Senar de Meilhan zu ihm kam. Als jener zufällig bemerkte: hier iſt ein Journal von der Dienerin meiner Schweſter, die eine ſehr brave Perſon war, bat de Senar ſich daſſelbe aus, und rettete es von den Flammen. Crawford hat es von dieſem gekauft, und bei dem gegenwärtigen Abdruck nur die orthographiſchen Fehler verbeſſert. Sie erwähnt gleich Anfangs, daß ſie das Tagebuch auf die Bitte einer talentvollen Freundin gehalten, welche gewünſcht, ſie möchte ein Buch in der Art der Souvenirs der Madame de Caylus ſchreiben. Sie hatte die Abſicht, ihrer Freundin das Tagebuch mitzutheilen, um ihm eine beſſere Geſtalt zu geben, doch glücklicher Weiſe geſchah dies nicht, und es erſcheint jetzt in der ganzen Einfalt und Treuherzigkeit ſeiner urſprünglichen Geſtalt, die ſeine Glaubwürdigkeit um ſo weniger verdächtig machen. Dieſe wird unbezweifelt, wenn man einzelne Schilderungen des damaligen Hoflebens darin mit den Mémoires secretes des franzöſiſchen Hiſtoriographen Düclos vergleicht, die erſt nach dem Tode der Hauſſet erſchienen, und mit ihren Angaben auf das Ueberraſchendſte übereinſtimmen. Wir leſen hier die merkwürdigſten Umſtändlichkeiten über das Privatleben des Königs, über ſeine geheimen Beſuche bey der Pompadour, über ſein Serail im Hirſchparke, wo er gewöhnlich Intriguen geringerer Art ſpielte, über die Beſorgniß ſeiner Geliebten, andere Perſonen von Rang möchten ſie ausſtechen, indeß ſie ſolche niedrige Buhlereien ſchwerlich argwöhnte; ja, über das Leben aller der Vornehmen, die in dieſen Tagen am Hofe herrſchten. Die Vf. ſchreibt dies alles mit einer Unbefangenheit, als wenn ſie das Läſterliche dieſer Verhältniſſe nicht ahnete. Das Intereſſe des Tagebuchs wird noch ganz beſonders durch den Umſtand erhöht, daß Mad. du Hauſſet die Geliebte des berühmten Quesnay war, Erfinders des phyſiokratiſchen oder ökonomiſchen Syſtems. Er war bekanntlich ein ausgezeichneter Arzt, und begann in Nantes zu practiziren, von wo aus er den Herzog von Villeroi als deſſen Arzt nach Paris begleitete. Hier ſaß er gerade in des Herzogs Wagen, als Mad. d'Estrades, Favorite der Pompadour und d'Argenſons Geliebte epileptiſche Zufälle bekam. Er wurde hinzugerufen, und verbarg vor der ganzen Familie die Natur der Krankheit ſo geſchickt, daß ſie ihn ihrem mächtigen Freunde empfahl. Dieſer ernannte ihn zu ihrem Arzte, und wirkte für ihn ſowohl eine Stelle bei Hofe als eine Wohnung zu Verſailles aus. Er war der Sohn eines Bauern, und da er ſeine erſten Jahre auf dem Lande zugebracht hatte, ſo behielt er für daſſelbe eine beſondere Vorliebe, die ſeinen politiſchen Lehren vielleicht die eigene Richtung gab. Seine Schüler oder Anhänger, die Oekonomiſten, ehrten ihn wie einſt die alten Philoſophen die Stifter ihrer Sekten; ſie nannten ihn Meiſter, und führten das Autos epha fleißig im Munde. Bey ſeiner unermüdlichen Thätigkeit bedurfte ſein Geiſt immer neuer Nahrung, und er legte ſich noch im ſiebzigſten Jahre mit Erfolg auf das Studium der mathematiſchen Wiſſenſchaften. Er ſtarb 1774., achtzig Jahr alt. Quesnay beſaß viel Frohſinn und Gutmüthigkeit; er gefiel ſich im Geſpräch eine Art von Apologen anzubringen, die insgemein Gegenſtände des Landes betrafen. Er ſprach mit vieler Wärme ohne das Bemühen zu glänzen. In einem kleinen Apartement, ſehr nahe bei dem der Pompadour, wohnte er, und hatte immer einige Gelehrte und Hofmänner bei ſich zum Beſuch. Man ſprach alsdann ſehr frei, aber mehr über Sachen als über Perſonen. Der König nannte ihn

Digitized by Google

ſeinen Denker; er ſchickte ihm den Adelsbrief, und machte ſelbſt ſein Wappen, indem er auf das Schild die Blume ſetzte, die man im franzöſ. pensée nennt. — Alles, was man hier von Quesnay erfährt, iſt höchſt anziehend. Mad. du Hausset erzählt mit ihrer gewöhnlichen Naivetät: „Ich war bald die Freundin des Doctor Quesnay geworden, der oft zwey und drey Stunden bey mir zubrachte. Er ſah bey ſich Perſonen von allen Parteyen, aber in kleiner Zahl; alle hatten ein großes Zutrauen zu ihm. Man ſprach über alles ſehr frey, und was ihm und den Andern zum Ruhme gereicht, man wiederholte nie.' — Quesnay hatte, wie erwähnt, die Gewohnheit, in Geſellſchaften ſeine Anſichten oder Belehrungen in Fabeln einzukleiden. Ein ſehr unterhaltendes Beyſpiel davon erzählt Mad. du Hausset: „Der König ging mit Madame in den Feigengarten, und bald darauf traten Quesnay, nach ihm Herr von Marigni herein. Ich ſprach verächtlich von einem, der das Geld ſehr liebte, der Doctor fing an zu lachen, und ſagte: Ich habe einen drolligen Traum die Nacht gehabt. Ich war im Lande der alten Germanen, mein Haus war ſehr groß, ich hatte Getreidehaufen, Vieh in Menge, und große Tonnen voll Gerſtenſaft; aber ich litt am Schnupfen, und wußte nicht, wie ich nach einer funfzig Meilen von da entfernten Quelle kommen wollte, die mich heilen ſollte. Ich mußte zu einem fremden Volke. Da erſchien ein Zauberer und ſprach: Mich rührt deine Verlegenheit. Sieh, nimm dies Päckchen Prelinplupin-Pulver; alle, denen du davon gibſt, werden dich beherbergen, dich ſpeiſen und alle Dienſte ſonſt erweiſen. Ich nahm das Pulver und bedankte mich." — Ach, wie wäre mir das Prelinplupin-Pulver lieb, unterbrach ich Quesnay, hätte ich nur einen Schrank voll davon. „Na, ſagte der Doctor, das Pulver iſt das Geld, das ihr verachtet. Sagt mir, wer hat von Allen, die herkommen, den meiſten Einfluß?" — Das weiß ich nicht, verſetzte ich. — „Das iſt Herr von Montmartel (damals Hofbanquier, der ſeinem Sohne, dem Marquis de Brûnoy, ein Vermögen von 32 Millionen hinterließ), der vier bis fünfmal im Jahre kommt!" Warum iſt er ſo geachtet? weil er Koffer voll Prelinpinpin hat (der Doctor zog dabey einige Goldſtücke aus der Taſche). Alles, was exiſtirt, ſteckt in dieſen kleinen Stücken, die euch bequem bis ans Ende der Welt bringen. Alle Menſchen gehorchen denen, die dieß Pulver haben, und beeifern ſich, ihnen gefällig zu ſeyn. Man verachtet Glück, Freyheit, Vergnügungen jeder Art, wenn man das Geld verachtet." — Ein Herr mit einem blauen Ordensbande ging vor dem Fenſter vorüber, ich bemerkte: Dieſer Herr iſt mit ſeinen Orden zufriedener, als mit tauſend und aber tauſend von Ihren Stücken. — „Wenn ich, antwortete Quesnay, den König um eine Penſion bitte, ſo iſt das eben ſo gut, als ſpräche ich zu ihm: Gebt mir ein Mittel, beſſer zu eſſen, mich wärmer anzuziehen, mir einen Wagen anzuſchaffen. Aber wer ihn um ein Band bittet, würde ſagen, wenn er zu bekennen wagte, was er denkt: Ich bin eitel, und möchte gar zu gern, wenn ich ſo vorüberginge, daß das Volk mich mit einem dumm-verwunderten Geſicht angaffte und vor mir ſtehen bliebe; ich möchte gern, ach gar zu gern, wenn ich in ein Zimmer trete, Effect machen, und die Aufmerkſamkeit der Leute auf mich ziehen, die ſich vielleicht bei meiner Entfernung über mich luſtig machen; ich möchte gern von der Menge Monſeigneur genannt werden. Iſt denn das nicht alles Wind? Das Band wird ihm faſt in keinem Lande etwas helfen; ihm gibt kein Orden, mir aber geben meine Stücke überall die Mittel in die Hand, den Unglücklichen beyzuſtehen. Es lebe das allmächtige Prelinpinpin-Pulver!" Bey dieſen letzten Worten hörte man in einem Seitenkabinet lautes Lachen. Die Thür öffnete ſich, der König trat mit Madame und dem Herrn von Gontant herein. Er wiederholte: „Es lebe das Prelinplupin-Pulver! Doctor, können Sie mir davon verſchaffen?"" — Das Journal gibt umſtändliche Nachrichten von der ſyſtematiſchen Methode, die das Gouvernement anwandte, um den Inhalt der mit der Poſt verſandten Briefe zu erfahren; es befaſſte ſich ein förmliches Departement mit einem Oberintendanten und ſechs bis ſieben Schreibern damit. „Der Doctor Quesnay, fügt Mad. du Hausset hinzu, tobte mehrmals in meiner Gegenwart gegen dieß infame Miniſterium, wie er es nannte, und ſo heftig, daß der Schaum ihm vor den Mund trat. „Ich möchte eben ſo wenig mit dem Poſtintendanten eſſen, wie mit dem Abdecker," ſagte der Doctor." — „Man muß geſtehen, bemerkt ſie natürlich genug, es war in den Zimmern der königlichen Maitreſſe erſtaunlich, ſolche Aeußerungen zu hören, und das dauert ſchon 20 Jahre, ohne daß Jemand davon geredet hätte. Das war die Rechtlichkeit, die mit Lebhaftigkeit vertheilt, pflegte Herr von Marigni zu ſagen, nicht Launen oder böſes Herz, das ſein Gift aushaucht." — Man ſieht in dem Tagebuche recht ehrlich das Gewebe der Weiberränke aufgedeckt, die das franzöſiſche Kabinet leitete und verführte. Es iſt aus der Geſchichte bekannt, daß Ehrenſtellen durch Maitreſſen vergeben, und eigentlich nur durch ſie über Krieg und Frieden entſchieden wurde. Ein Mann, wie der Dûc de Choiſeul, ein Damenſchleicher und Petitmaitre, gewann Ehre und Anſehen. Das Review bemerkt, es ſey gut, über den damaligen Zuſtand Frankreichs richtige Anſichten zu verbreiten: „In Frankreich und in England giebt es eine unſinnige und ausgeartete Partey, die nichts thut, als das Alte loben und die neue Ordnung der Dinge bey unſern Nachbarn bekritteln. Nur die gröbſte Dummheit kann ſolchen flachen Tiraden ihr Ohr leihen. Aber es iſt die Pflicht jedes Freundes des Vaterlands, und menſchlicher Veredlung, ſeine Kräfte anzuwenden, um den dadurch veranlaſſten Bemühungen entgegenzuarbeiten und ſie in ihrer Blöße zu zeigen, wie ſie nur eine Contra-Revolution beabſichtigen, die im Falle des Gelingens durch Metzeley und Verwirrung blos zu einer Erneuerung des ſyſtematiſchen Deſpotismus und der Unterdrückung führen kann. Glücklicher Weiſe ſcheint dieſer Erfolg jetzt nicht zu befürchten, aber ſchon der Verſuch würde Frankreich höchſt elend machen und den Frieden aller ſeiner Nachbarn bedrohen. In wie fern die gegenwärtige Regierung des Landes die beſte iſt, iſt eine andere Frage, in welche wir uns hier nicht einlaſſen wollen. Doch ſehen wir ſie aus einem ſehr günſtigen Lichte an, und hegen zu allen denen, die es in der letzten Zeit ſo ſtandhaft verwaltet haben, unſer Vertrauen. Gewiß iſt ihre entſchiedene Vorzüglichkeit vor der vorigen Verfaſſung zu offenkundig, um einen Zweifel zuzulaſſen, und diejenigen, welche die Zeit nicht abwarten können, wo ſie der unſrigen völlig entſpricht, ſollten bedenken, daß die unſrige nicht das Werk des Scharfſinns, ſondern der Zeit war, daß ein weſentlicher Unterſchied in dem gegenwärtigen politiſchen Charakter und den Gewohnheiten beyder Nationen liegt, und daß die friedliche Fortdauer des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge unſre Nachbarn für eine größere Freyheit vorbereiten, und ihnen nach aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit den Beſitz derſelben zugleich mit der Fähigkeit, ſie zu genießen, verleihen wird." (Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 17.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Dichtkunſt.

Dramatiſche Dichtungen, von Matthäus v. Collin. 1r u. 2r Bd., Peſth, bey Hartleben, 1813. 3r u. 4r Bd. ebendaſ. 1817.

Es iſt nicht meine Abſicht, von dem Inhalte dieſer vier ſtarken Bände eine vollſtändige Kritik zu liefern. Ich will blos die Leſer von dem Genuß unterhalten, welchen mehrere dieſer Dramen mir gewährt haben. Bey den drey erſten: Der Tod Friedrichs des Streitbaren, der Cid, und Marius, war er faſt Null. Ich zweifelte, daß der Dichter Beruf hätte für das hiſtoriſch⸗poetiſche Drama, worinnen er, nach dem Vorberichte, dem großen Muſter und Meiſter der Britten nachſtreben wollte. Aber ich habe nach Leſung des 3ten und 4ten Bandes meinen Zweifel gänzlich fahren laſſen müſſen. Der Dichter hat das Vorurtheil, welches ich gegen ihn gefaſſt hatte, in vier hiſtoriſchen Folgeſtücken (gleichſam in vier aufeinander folgenden Schlachten eines poetiſchen Feldzuges) überwunden.

Der erſte Angriff: Bela's Krieg mit dem Vater, brachte den Feind nur theilweiſe zum Weichen. Dieſes Stück beginnt mit dem Ausbruche jenes bekannten Krieges, und endiget mit Bela's Flucht nach Oeſterreich, die er nach dem Verluſt von Schümegh unternimmt, eben als der Vater nach dem Tode ſeines, dem Bela feindlichen Günſtlings, ihm die Hand zur Verſöhnung bieten wollte. Nur Eine Scene deſſelben griff mein Vorurtheil mit ſtarker Hand an. Es war die S. 135—139, wo der gefangene Boiſo ſeinem Ueberwinder, dem Heiden Boritz, den Lichtfunken des Glaubens in die Seele wirft:

> Ihr opfert an den Bäumen, an den Quellen,
> Ihr grabt euch tiefe Gruben in die Erde,
> Und ruft mit dumpfem Ton Gebet hinein;
> Iſt wohl Verſtand in ſolcherley Beginnen?
> Hat ſich der Baum, die Quelle, ſelbſt geſchaffen?
> Beſteht die Erde durch ſich ſelber wohl,
> Die ſolchem Wechſel unterworfen iſt,
> Daß ſie mit jedem Jahre ſchwach ergraut,
> Vom Froſt des Alters ſchwächlich überwunden?
> Iſt nun der Baum nicht Gott, und nicht die Quelle,
> Und ſelbſt die Erde nicht, der beyden Mutter;
> Wie ſoll denn jener Klotz, den ihr geſchnitzt,
> Ein lächerliches Bild von Menſch und Thier,
> So heiliger Verehrung würdig ſeyn?

Boris forſcht weiter. Boiſo lenkt ſeine Betrachtung auf die Pracht des Firmaments. Sind — fragt Boris — die Sterne die Götter? Sonn' und Mond? Licht und Finſterniß? Es iſt ein braver Pinſelſtrich, daß der alte tapfere Boiſo antwortet:

> Ihr ſprecht tiefdenkend doch nur Unſinn aus,
> Daß ich mich ſelber faſt mit euch verwirre:
> Ich wieß euch auf des Himmels Wölbung hin,
> Weil ſie ein herrlicher Pallaſt erſcheint,
> Woher der Segen ſtrömt auf dieſe Erde.
> Dort oben leben ſie ein heilig Leben,
> Mit Sang und Freuden jenen Thron umgebend,
> Worauf der Weltengründer herrlich ſitzt.
> Dort wohnt der Ewige, der uns erſchuf.

Boris erwiedert:

> Ihr ſpracht ein weiſes Wort gefällig aus,
> Und ſehr begreiflich ſcheint mir eure Lehre.

Welchem Heiden von geſundem Geiſt ſchiene ſie es nicht, wenn der Lehrer, ſelbſt ein geſunder Sohn der Natur, ſtatt der Dialektik die Natur ſprechen läſſt, und unbekümmert um den klügelnden Verſtand, der ihn ſelbſt verwirren könnte, den geraden Weg durch das Anſchauungsvermögen der Phantaſie in das Gemüth des Schülers einſchlägt?

Reicher an glücklichen Zügen iſt das zweyte Gemälde, die feindlichen Söhne. Bela kommt in Oeſterreich an, wo Herzog Leopold der Glorreiche regiert. König Andreas (Bela's Vater) folgt ihm mit ſeinem Heere: denn nicht aus Unmacht will er nachzugeben ſcheinen. Bela und ſelbſt Leopold mißtrauen deswegen der Nachricht von ſeiner Sinnesänderung und auf dem fremden Boden ſcheint der Greuel des Verwandten⸗Krieges ſich erneuern zu wollen. Der Dichter führt uns nun ein anderes, unſeliges Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn vor. Leopolds älteſter Sohn, Heinrich der Grauſame (von Babenberg), tritt uns gleich auf der 3ten Seite im kräftigen Umriſſe ſeines ganzen ſcheußlichen Karakters entgegen. Bös über die Strenge der Ritter von Kunringen, denen ihn der abweſende Vater zur Zucht übergeben hatte, lechzt er nach der Herrſchaft, um ſie zu ſtrafen mit unerhörter Todesart, die er ſelbſt erfinden möchte. Die Eiſenjungfrau, die den Umarmten in tauſend Bröcklein zerſchneidet, ſteht ihm nicht an, es würd' ihm der Ruhm der Invention mangeln. Aber

> Was meynt ihr? habt ihr davon ſchon gehört?
> Wenn eines ſehr gehaſſten Manns Verwandte,
> Mann ſo wie Weib, und Kinder wie die Greiſe,
> Man ſchlachtete; im aufgefangnen Blut
> So dann den Mann erſäufte? Schmerz genug
> Hätt' in der Wanne voll befreundten Bluts,
> Bis er einſchluckte ſeinen Tod, der Mann,
> Und neu auch, dächt' ich, wäre die Erfindung.

Man ſieht, daß dem gräulichen Bilde, neben der Herrſchſucht, Rachgier und Eitelkeit auch der karakteriſtiſche Zug der Unwiſſenheit nicht fehlt. Die Geſchichte von Atreus und Thyeſt kennt Heinrich nicht, und „die Hiſtorie der alten Kaiſer, die einſt hauſ'ten, wo jetzt der Papſt iſt, und von denen er manche wunderwürdige Todverhängung hat erzählen hören," will er ſich verdeutſchen und vorleſen laſſen, nachdem er vor allen Dingen ſeines Vaters Lieblingsgebäude, die neue Hofburg, in Brand geſteckt haben wird. Er für ſeine Perſon gedenkt künftig ſich auf eine Feſte im Hochgebirg zu ſetzen, wo ihm Niemand ſchaden kann, doch kaum naht ein Kunringer, ſo läſſt der Feig⸗

Digitized by Google

ling voller Angſt die Brandfackeln verbergen. So ſteht das ganze Scheuſal auf einmal ſplitternackt vor uns, und die — Naivetät möcht' ich ſagen, — womit er ſich ſelbſt entblößt, weil die *dumme* Bosheit, gleich der unwiſſenden *Unſchuld*, keine *Schaam* kennt, eröffnet dem Blick eine grauvolle Tiefe der Menſchheit. Abſcheu und Verachtung halten ſo genau ſich die Wage, daß kein Haß aufkommen, und uns hindern kann, an der bösartigen Stupidität uns zu ergötzen. Shakſpeare's Richard hat dieſen Vorzug nicht, und Bela, der um ſeiner geliebten Maria willen das Schwert gegen den Vater zog, und jetzt die Waffen des Herzogs Leopold gegen ihn zu wenden trachtet, wird neben dieſem Babenberger ein Engel des Lichts. Aber, werden die Moralitätskrämer fragen, was ſoll dieſe scheußliche Geſtalt im Drama? Sie erfüllt trefflich einen, nach meiner Einſicht, ſehr poetiſchen Zweck: ſie dient der Glorie des Herzogs Leopold zum hebenden Hintergrunde. Man denke ſich einen Mann, ſo edel von Gemüth, ſo chriſtlich-menſchlich von Geſinnung, ſo tief im Innerſten gerecht, daß er mitten in dem Schmerz, der Vater eines ſolchen Sohns zu ſeyn, einen Schmerz, der gegen die *Menſchheit* ſo leicht erbittern könnte, dennoch die Sache des an ſeinem Rechte verletzten Bela gegen den ungerecht handelnden Vater zu vertreten im Stande iſt. So leuchtet dieſer Leupold in unſere Augen, und wie wir deutlicher die Körper der Planeten erkennen, wenn ſie vor der Sonnenſcheibe vorübergehen, ſo dient ſein moraliſcher Glanz wiederum den verirrten Gemüthern Bela's und des Königs Andreas zur klar heraushebenden Unterlage. Ein *ſolcher* Vermittler! Wir fühlen, ſie *müſſen* ſich verſöhnen, wenn auch nicht durch ſeine Vermittelung, doch darum, weil er *exiſtirt*, weil er *uns* mit allen menſchlichen Gebrechen, mit allen unvorſetzlichen Jergängen der moraliſchen Kräfte verſöhnt. In der That gelangt er von dem innigen Wunſche nach dieſer Verſöhnung der entzweyten Verwandten nicht bis zum guten Werke ſelbſt, denn materialiter iſt es ſchon vorhanden. Andreas bereut, was er gethan, und den neu erwachten *Vater* in ſeiner Bruſt darf Bela nur erkennen; ſo muß er in ſeine Arme ſinken. So geſchieht es. Ungeſehen wird Bela Zeuge des Auftritts, wo König Andreas ſeine Kriegsfahne beym Anblick der Fahne ſeines Sohnes und Mitregenten zertritt, „daß das wehende Tuch die Schmach ſeines Herzens nicht ferner den Lüften verkündige.“ Sein eigenes Unrecht wird ihm klar. Es beugt ihn ſchier vernichtend nieder. Da tritt wieder ein, ihn moraliſch, und uns poetiſch erhebendes Bild an die Seite, Heinrich, der Abſchaum. Er war dem Vater entflohen, um ſich dem, ſeiner Meynung nach, zum Krieg gegen denſelben heranziehenden Andreas in die Arme zu werfen. Der Münzmeiſter Dietrich, vom Knaben Friedrich (dem Bruder Heinrichs) angeſtiftet, zieht aus gegen ihn mit ſeinem Pfennighammer, und fordert ihn zum Kampf auf dieſe lächerliche Waffe, um ſeiner Schlechtigkeit ungangbare Münze in rüſtigen Schlägen umzuprägen. Ohne Gefecht ergibt ſich der Feige, und er bringt ihn an das Thor, wo Bela Wache hält. Bela's Schmähungen über ſeine Meuterey erwiedert er mit einem:

Ich bin euer Spiegel.

> Doch ihr gefallt euch nicht, wie es mir ſcheint,
> Da ihr mit grimmerhitzten Blicken nur
> Anſchauet euer zweytes Selbſt. Habt ihr
> Den Vater nicht verrathen, ſo wie ich?

Bela's dreymal wiederkehrendes:

> Es iſt ein Unterſchied doch zwiſchen uns!

wirkt herrlich in dieſem Zungenkampfe, aus welchem Bela entſchuldiget hervorgeht.

> Was ſtellt ihr euch an meine grade Seite,
> Und meſſt den Höcker eurer Schmach an mir,
> Als trüg' ich gleichen Pack auf ſchuld'gem Rücken?
> Zieht euer Schwert, zieht, ſag' ich, ich vergeſſ' es,
> Wie tief ihr unter mir, und will euch zücht'gen.

Herzog Leupold erſcheint, er hört, wie nahe Bela's Verſöhnung mit dem Vater iſt.

> Wo aber iſt der Bothe, der mir kündе
> Den Frieden auch mit *meinem* Sohn?

Heinrich gelobt Beſſerung. Ungeachtet der trotzigen Miene des Sünders, mit dem ſehnſüchtigen Seufzer nach der Erfüllung des Verſprechens, entläßt ihn Leopold verzeihend. Jetzt erſt iſt es Zeit, *poetiſch* Zeit, Bela in des Vaters Arm zu führen, und der Dichter thut es (S. 290.) mit einer Simplizität, die den feinſten dramatiſchen Takt verräth. Hier, wo alles vorbereitet war, wäre jedes Bild, jedes Gleichniß, jeder Schmuck der Rede, ein farbenſpielender Eiszapfen für die von ſtillem Entzücken erwärmte Bruſt des Beſchauers geweſen.

Eine ſolche Zuſammenſtellung echt-poetiſcher Elemente, ein ſolches *Dichten* mit *Karakteren*, möcht' ich ſagen, durchbrach in dieſer zweyten Schlacht (um bey meinem obigen Kriegsbilde zu bleiben), das Centrum meiner Zweifel an des Herrn v. C. Talent, und vergebens ſuchten die zerſtreuten Flüchtlinge ſich in der Betrachtung einiger *flacheren* Geſtalten des Gemähldes zu ſammeln, unter denen auch Bela's Gattin, Maria, ſich befindet, der es an Gelegenheit fehlt, ſich dem Auge handelnd zu entfalten. Mein aus dem Feld geſchlagenes Vorurtheil flüchtete zum folgenden Stück: *Der Tod Heinrichs des Grauſamen*, einer Tragödie in Einem Akt: denn hier, dacht' ich, muß der Feind, der es bekämpfte, eine ſchwache Seite zeigen. Dieſer Abſchaum ſoll ſterben? Wen kann es rühren, wenn er als *ſolcher* ſtirbt? Und beſſert er ſich, wie iſt das in Einem Akte darzuſtellen?

Vorurtheil, dein Nam' iſt Blödſichtigkeit! Dieſer Heinrich von Babenberg, der dreymal ſeinem Vater nach dem Leben getrachtet, und in deſſen Abweſenheit die Mutter ſchadenfroh aus der Burg vertrieben hatte, erſcheint, ein lang umhergetriebener, lebensmüder und bis zur Krankheit erſchöpfter Flüchtling in einem Thal bey Znaym. Er erfährt, daß dieſer Anger der Rabenſtein iſt.

> Nun, wahrlich, Gott hat es alſo gefühlt.
> — — — und ſein Recht behauptet
> Der Ort am Sünder, merk' ich, denn mich faßt
> Ein Todesſchauer, und ich denk' zu ſterben.

Halb bewußtlos ſinkt er auf ſeinem Sitze zurück. Hadmar von Kunringen und ſeine Schwägerin Adelgunde paſſiren den Ort auf einer Wallfahrt nach Brugg, wo ihrer Leopold bereits harrt. Aus einer nahen Hütte ſtürzt ein gemeiner Mann. Er treibt ſeinen Sohn vor ſich her, welcher zitternd vor ihm auf die Knie ſinkt. Die bejahrte Mutter folgt ihm auf Krücken. Der Bube hat, um ſchnöden Geldes willen, ihr nach der Kehle gegriffen, und der wüthende Vater ſpricht eine furchtbare Verwünſchung über ihn aus. Dieſe Scene reißt Heinrich aus ſeinem Dumpfſinn empor.

> Wunder gäb's nicht mehr?
> Doch hat ein Wunder nur mich hergedrängt,
> Daß ich verdorr' an dieſes Fluches Flamme.

Er gibt ſich zu erkennen, beſchreibt, was er gethan, nimmt allen Vaterfluch auf Erden als *ſein* Eigenthum in Anſpruch, und heißt die unglücklichen Eltern, ſich mit dem

bleichen Sünder auszuſöhnen, der neben ihm entſchuldigungswürdig erſcheint.

> — — Macht ein Loch
> Mir in der Erde Weichen auf; ein Grab
> Von armen Sündern — — — daß
> Ich unterkrieche; denn ich ſchäme mich.

Der erſchütterte Vater ladet ihn, in ſeine Hütte zu treten.

> — Ich will es thun.
> Es währt nicht lange mehr mit mir, ich fühl's,
> Für hier iſt's bald vorüber, wär's auch dort!

Adelgunde will ihm nach, um frommen Troſt dem Zerknirſchten zuzuſprechen. Hadmar will ihm beſſeren Troſt von Brugg holen: den edlen, zur Vergebung ſtets geneigten Vater. Da erſcheint Leopold ſelbſt, und vernimmt den Zuſtand ſeines Sohnes. Er kämpft mit ſich um den Entſchluß, ihn ſterben zu ſehen. Der Mann kommt aus der Hütte. Er vermag nicht, die freudige Hoffnung zu verbergen, daß der Anblick von Heinrichs ſchrecklicher Gewiſſensangſt ſeinen eignen Sohn für immer gebeſſert habe. Der Herzog ſtraft ihn ernſt darum, daß er ſeinem Kinde fluchen konnte, und geht mit ihm hinein, den Sterbenden zu ſegnen. Der Kunringer ſpricht begeiſtert über Leopolds innere Herrlichkeit; er deckt mit kurzen, kräftigen Worten den Quell von Heinrichs Verderbniß auf, den endlich doch die Glut reuiger Selbſterkenntniß austrocknen mußte; und nun tritt der Mann heraus, und **erzählt** Heinrichs Tod in des Vaters Armen mit der rührenden Simplicität des Boten der bey Sophokles das Verſcheiden Oedips im Haine der Eumeniden verkündet. Wir ſind verſöhnt mit ihm, wie der Vater; hinausgerückt über den Bereich der giftigen Pfeile des Haſſes, womit die Bösartigkeit der menſchlichen Natur unſer Gemüth anfüllt; erhoben über den wilden Drang in uns, mit der Gottheit über die Gebrechen und Auswüchſe ihrer moraliſchen Schöpfung zu hadern. **Gut** iſt die Welt, weil ſo in ihr, wer **bös** war, ſterben kann. Was iſt tragiſch, wenn es dieſer Stoff nicht iſt? Der Sünder, der am Rand des Grabes noch die Höll' in ſeiner Bruſt bezwingt, iſt er nicht ein ſicherer Gewährsmann für die Unverſiegbarkeit der moraliſchen Kraft in unſerer Natur? Gewährt ſein Tod uns nicht eine erhebendere Befriedigung, als das Hinfahren in Verzweiflung, das Verbluten unter der Geiſſel einer rächenden Vergeltung, worauf die Gerechtigkeitskrämer unſerer Kunſtkritik ſo gewalt'g verſeſſen ſind?

Das vierte Stück, ein Vorſpiel: **Der Streit am Grabe**, und das Drama ſelbſt: **Die Kunringer**, iſt ein Gemählde, welches ſich kurz mit den Worten beſchreiben läßt: Eine jugendlich aufgehende Fürſtenſonne, die den Nebel des Vaſallenſtolzes mühſam, aber ſicher niederkämpft, und den Lichtſtrom der Vergebung auf die kriegverheerte Flur ergießt. Leopold der Glorreiche iſt nicht mehr. Sein Sohn Friedrich, nachher der Streitbare genannt, iſt ſein Nachfolger. Die ſtolzen Kunringer, Hadmar und Heinrich, bey Leopolds Leben oft die Bändiger ſeiner jugendlichen Triebe, entzweyen ſich mit ihm an Leopolds Grabe. Hadmar reizt den milderen Heinrich zum Vaſallenkrieg gegen den Herzog. Wir ſehen jenen, der unvermählt iſt, Anfangs noch als hochgeſinnten, ritterlichen Feind ſeines Herrn; ſpäter, vom Bann der Kirche gereizt, als Stürmer der Klöſter und Verwüſter der Kirchen; noch weiterhin in den Banden einer ſchönen, aber eben ſo ſchlechten als einfältigen Dirne, deren Habſucht ihn mittelſt abgelockten Verſprechens zum Raubritter macht; zuletzt mit Liſt gefangen, und in Stricken vor ſeinen Herrn geführt. Doch ſelbſt in dieſem Sturz noch müſſen wir eine impoſante Ruine erkennen, die des Wiederaufbaus fähig und würdig iſt. Heinrich, als Gatt' und Vater glücklich, folgt dem Drange ſeines Vaſallenſtolzes mit Widerſtreben. Den Schatz des Herzogs, mit deſſen liſtigem Raube der Krieg beginnt, bewahrt er unberührt. Ritterlich befehdet er ſeinen Lehensherrn, und verdient durch die Art, wie er ſich endlich unterwirft, die Verzeihung, die ihm zu Theil wird. Der Dichter, Shakſpeare's hiſtoriſche Dramen im Auge, hat nicht vergeſſen, dem Ernſt des Ganzen einen Zuſatz von Komik beyzumiſchen. Der Bauchmenſch Caſpar von Raſtenberg, ſeine beyden Knechte und ſeine Tochter Lieſe, mit einer ihm angetrauten Küchenmagd erzeugt, (Hadmar's obenerwähnte Dirne, aus deren geräumigem Herzen er einen früheren Liebhaber, Hartneid, verdrängt), dienen mit Glück dieſem Zweck. Der Knecht Hans beſchreibt das neue Liebesverſtändniß Hadmars mit Lieſen dem Nebenbuhler Hartneid alſo:

> Erheitert euch, 's iſt ſpaßhaft anzuſehen,
> Wenn ſie ſelbander durch die Zimmer ſchreiten:
> Er, an die Decke ſtreifend mit dem Helmbuſch,
> Sie, wie ein klein Vergißmeinnicht am Boden,
> Mit blauen Augen leuchtend. Liebesworte,
> Weil ſie ſo tief hertrippelt unter ihm,
> Ruft er ihr mit verſtärktem Donner zu,
> Und ſie, ſo wie ein Gänschen im Gewitter
> Den Blitz ſucht, ſucht ſein Aug' und hebt das Haupt.

Der aus ſeiner belagerten Burg mit Feuer ausgetriebene Caſpar **ſtirbt** ſogar ergetzlich.

Hans.

> Bergnieder rolltet ihr, gleich einem Faß,
> An dem die Taue reißen, wenn zum Keller
> Unkund'ger Männer Schaar es niederläßt.

Caſpar.

> Wär' ich in einen Keller nur gefallen!
> — — — — Ihr hättet
> Mich in den Keller tragen ſollen, Schurken!

Thaddä und Hans.

> Ja, tragen! — Trägt ſich auch ein Berg? — Ihr brüll'tet
> Wie ein gehetzter Bär, unmenſchlich, ſcheußlich. —
> Ihr habt geſchlagen mich, weil ich die Hand
> Euch hinhielt, euch zu helfen.

Caſpar.

> O ſchweigt ſtill.

Thaddä.

> Schweig ſtille, Hans, denn ſieh, er wird ganz bleich. — —

Heinrich von Kunringen.

> Geht ihr zu Tode, Caſpar?

Caſpar.

> Nein, es geht
> Der Tod zu mir. — — — —
> Die Trübſal letzter Zeit hat mich geliefert.
> — — — — — — — —
> Führt mich dort wo hinein: denn ſoll ich ſterben,
> Soll's ohne gute Lehre doch geſchehn,
> Mir iſt dergleichen in den Tod zuwider.

Der Raum erlaubt nicht, mehr gelungene Züge anzuführen, auch verlieren die kräftigen Striche in ihrer Vereinzelung.

Das ſind die vier Schlachten, in welchen Herr v. C. mein Vorurtheil gegen ihn überwunden hat. Der in's Einzelne gehende Tadel gehört nicht hieher; er wär ein ſchlechter Dank für den Genuß, den er mir bereitet hat,

und den ich andern Leſern unverkümmert gönne. Die hier beſchriebenen Gebilde ſollten billig nicht überſehen werden. Gleichwol laufen ſie dieſe Gefahr, theils weil ſie nicht geeignet ſind, auf dem Markt der Bühne ausgeſtellt zu werden; theils weil ſie in einer Sammlung ſtehen, die eben ſo viel minder glückliche Verſuche enthält und gerade mit dieſen minder glücklichen anhebt. Darum hat es mir hier am Platz geſchienen, darüber zu ſprechen.

Müllner.

Die Macht der Verhältniſſe. Trauerſpiel in fünf Aufzügen, und zwey Briefe über die antike und moderne Tragödie und über das ſogenannte bürgerliche Trauerſpiel, von Ludwig Robert. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'ſchen Buchhandlung 1819. 8.

Eine einfache Verlagsanzeige dieſes Trauerſpiels konnte mir — dem Verfaſſer — nicht genügen, da mein Name, der bey weitem den meiſten Leſern unbekannt ſeyn wird, unmöglich ihre Aufmerkſamkeit erregen kann. Das kaufmänniſche Lob der Buchhandlungen aber, die im hergebrachten Tone jedwede ihrer Waaren als eine vortrefflichſte ausrufen, ſchien mir unwürdig und beſchämend. Daher entſchloß ich mich, mein Werk in die Leſewelt mit eigener Hand einzuführen, wie ſchwierig dieſe Aufgabe auch ſey und wie leicht mein Verfahren mißdeutet werden dürfte.

Das Stück iſt im Jahre 1811 geſchrieben und hat ſich ſeit jener Zeit auf den Repertoirs der vorzüglichſten Bühnen des nördlichen Deutſchlands erhalten, wo es ſtets mit jener bedeutſamen Stille angehört wurde, die ich als Beweis theatraliſcher Wirkung anführen darf; und woraus der einſichtige Leſer dieſer Anzeige ſchließen wird, daß ihm hier kein lyriſches Gedicht gereicht wird, das Laune und Mode willkührlich in dramatiſche Form gegoſſen haben. Ich ſetze hinzu: er wird kein fehlerloſes Werk, aber ein in einfacher Proſa geſchriebenes Trauerſpiel finden, von dem ich glauben darf, daß ſeine Gediegenheit ſeine mir bekannten und unbekannten Schwächen überwieget. — Die Gattung, zu der dieſes Stück gehört, iſt verrufen; und es war vielleicht in dieſer Zeit, wo die gerechte Reaktion gegen weitverbreitete proſaiſche Plattheit durch die phantaſtiſche Romatik begann, kühn, mit einem ſchmuckloſen bürgerlichen Trauerſpiele aufzutreten. Da indeſſen der Verſuch nicht geſcheitert iſt, ſo lade ich alle Gegner dieſer Gattung ein, den allbekannten Spruch: „Was kann denn dieſer Miſère Großes begegnen?“ nur ſo lange zu beſeitigen, bis ſie die beyden auf dem Titel angezeigten Briefe werden geleſen haben; womit ich nun gar nicht ſagen will, daß ſie ſich dadurch eines andern überzeugen werden, wohl aber, daß es ein Wort zu ſeiner Zeit iſt, das manches zu bedenken gibt.

So viel und nicht mehr hielt ich für nothwendig, meinen künftigen Leſern öffentlich zu ſagen; und ich würde hier ſchließen, wenn ich nicht die Darſtellung dieſes Stücks auch auf den Bühnen des ſüdlichen Deutſchlands wünſchte. Hier ſcheut man ſich noch dieſes Trauerſpiel aufzuführen. Und warum? — Weil in demſelben ein Offizier von Adel einem bürgerlichen Privatmanne den Zweykampf verweigert und dieſe Weigerung mit dem Leben bezahlt. Das könnte, ſpricht man, Mißfallen erregen, Spaltungen veranlaſſen, Gerede geben. Auf Deutſch überſetzt, heißt das: Es liegt dem Stücke ein zu anti-adeliches Prinzip zu Grunde. — Ich antworte mit einer Thatſache: — Iffland hatte die nämlichen Bedenklichkeiten, und verweigerte daher die Aufführung. Nach ſeinem Tode wurde das Stück unter Leitung des Herrn Grafen Brühl in Berlin gegeben. Mißfallen erregte es nicht, denn es iſt noch immer auf dem Repertoir; von Spaltungen war nichts zu ſpüren; Gerede aber gab es genug, mündliches und gedrucktes, lobendes und tadelndes, und in einer offiziellen Kritik, in den damaligen dramaturgiſchen Blättern, mußte ich die harte Rüge leſen, daß der Autor des Stücks auf adeliches Blut ſehr viel zu halten ſchien. — Was geh't nun aus dieſem ſich widerſprechenden Tadel hervor? — Doch wohl nichts anders, als daß ich Herr meines Stoffes war; wenigſtens ſo ſehr, daß ich, keine Partey ergreifend, die Ereigniſſe und Charaktere mit faktiſcher Wahrheit darſtellen und ſtets die Grundidee (den Titel) des Stücks ins Auge faſſen konnte. Nur am Ende des Stücks ertönt die Stimme der Wahrheit. Ein Geiſtlicher ſpricht es aus, wie ruchlos der Zweykampf überhaupt ſey, hindeutend auf den Ausgang der hier dargeſtellten allgemeinen liebloſen Verwirrung. Daher glaube ich auch, daß es recht an der Zeit ſey, dieſes Stück, das ſeine theatraliſche Wirkung noch nie verfehlt hat, gerade im ſüdlichen Deutſchland zu geben, wo eine weiſe Regierung im Begriff ſtehet, wirkſame Geſetze gegen den Zweykampf zu geben, um dieſe Ruine aus finſterer, barbariſcher Zeit endlich niederzubrechen, um dieſen Schandfleck in der geſitteten Chriſtenheit endlich zu tilgen.

Der Verf.

Kleine literariſche Notizen.

In den Recherches sur les bibliotheques anciennes et modernes, welche der Bibliothekar der Mazariniſchen Bibliothek in Paris, Herr Petit-Radel kürzlich herausgab, findet ſich eine Ueberſicht des gegenwärtigen Zuſtandes der öffentlichen Bibliotheken in Frankreich, worunter die anſehnlichſten ſind: die königliche Bibliothek, welche ungefähr 800,000 Bände zählt, mit Inbegriff von 50000 Handſchriften; die Bibliothek von Monſieur im Arſenal befaßt 150,000 Druckbände und 5000 Handſchriften; die Bibliothek von Saint Genevieve, worin 110 000 gedruckte Bände und 2000 Handſchriften vorkommen; die Bibliothek in Lyon, mit 106 000 Bände; diejenige in Bordeaux mit 105,000; die Mazariniſche Bibliothek (in Paris), welche aus 90,000 Druckbänden und 3437 Handſchriften beſteht; die Bibliothek von Verſailles mit 40,000, diejenige von Dijon mit 35,000 Bänden. Die Zahl der öffentlichen Bibliotheken der 86 Departements ſteigt an 274, deren über 40 in Paris befindlich ſind, 7 im Norddepartement, 6 in denen der Seine und Oiſe und Vogeſen. Zwey und zwanzig Departements enthalten jedes nur eine Büchersammlung. Von mehr als 80 dieſer Bibliotheken iſt die Zahl der Bände unbekannt. In denen, deren Zahl man kennt, ſteigt die Zuſammenrechnung auf 3,345,287 Bände an, wovon 1,125,347 ſich in Paris befinden.

Bey den ſeltnen Mitteln, die uns in Deutſchland zu Gebote ſtehen, über ſpaniſche Litteratur Nachricht zu erhalten, iſt es für gelehrte Agronomen vielleicht intereſſant zu wiſſen, daß in den letzten Jahren folgende den Landbau betreffende Werke in Spanien erſchienen ſind: Simon Roxas Clemente y Rubio, Ensayo sobra las Variedades de la vid Comun. 8. Madrid. 1807. 324 S., worin 119 Rebenarten beſchrieben werden; dann: Lagasca Nova plantarum Species et al. 8. Madrid, 1815., welches eine Beſchreibung von einigen vierzig Getreide-Gattungen enthält.

Digitized by Google

Nro. 18.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Sappho. Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von **Franz Grillparzer.** Wien, bey Walliſhauſer, 1819. 127 S. 8.

Ueber dieſes Stück iſt in den Theaternachrichten des Morgenblatts und vieler andern Journale ſchon vielerley geſprochen worden. Jetzt liegt es, um mit Voltaire zu reden, au grand jour de l'impression, und ſetzt die Kritik in den Stand, mit Belegen, die jedermann zugänglich ſind, es zu loben oder zu tadeln.

Sappho, des Glückes müde, welches die Dichtkunſt und ihr Ruhm gewähren, bringt von einer Reiſe — Kunſtreiſe nach heutiger Art zu reden — den ſchönen Jüngling Phaon mit, und gedenkt nun mit ihm in häuslichem Liebesglück zu leben, welches ſie lang' entbehrt hat. Sie verhehlt nicht, was ſie ſucht: denn ſie ſagt ihm (Seite 16.) in's Geſicht:

> Des Leibes Schönheit iſt ein ſchönes Gut,
> Und Lebensluſt ein köſtlicher Gewinn. —
> Kalt, frucht- und duftlos drückt er (der Lorbeer) das Haupt,
> Dem er Erſatz verſprach für manches Opfer,
> Gar ängſtlich ſteht ſich's auf der Menſchheit Höh'n,
> Und ewig iſt die arme Kunſt gezwungen,
> (mit ausgebreiteten Armen gegen Phaon)
> Zu betteln von des Lebens Ueberfluß.

Phaon, noch geblendet von dem Glanze, welcher Sappho, die Herrin ihrer Inſel, umgiebt, ſcheint geneigt, von ſeinem Ueberfluß an Leben ihr das Gebetene zu gewähren. Aber ihre ſechzehnjährige Sclavin Melitta zieht bey der Tafel ſeinen Blick auf ſich, und fällt ihm nach Tiſche zufällig (bey'm Pflücken einer hochhängenden Roſe) in den Arm, Mund auf Mund. Sappho ſieht es; zweifelt; überzeugt ſich, daß „der Pfeil ſitzt," will Melitta erſtechen; will, nachdem Phaon es gehindert, und ihr die Liebe angekündiget, das Mädchen von der Inſel entfernen; ſtatt deſſen entflieht Phaon, den ſie behalten wollte, mit der Kleinen; beyde werden eingeholt und zurückgebracht; es entſteht über das Unrecht des Undanks und das Recht der Liebe eine heftige Conteſtation, welche damit endiget, daß Sappho zum Selbſtgefühl ihrer Dichterwürde erwacht, die Götter anruft, die Liebenden zu ſegnen, und ſich in das Meer ſtürzet.

Der Dichter hat, wie man ſieht, den Charakter der griechiſchen Sängerin getreulich nach dem Inhalt ihrer Ode an Aphrodite gezeichnet, die er denn auch (Seite 25.) von Neuem überſetzt, und der Sappho in den Mund gelegt hat. Sehnſucht hochreifer Weiblichkeit nach Jünglingsliebe iſt der Grundzug des Bildes, daraus fließt eine Eiferſucht, wie ſie aus ſolchem Quell kommen kann; und aus der Raupenpuppe der ſinnlichen Triebe ſteigt endlich die freye Seele der unglücklichen Sängerin zu ihrer Heimath, dem Olympos, empor.

Der Stoff iſt, nach Schillers bekannter Unterſcheidung, nicht ſentimental, ſondern naiv, und ſo auch hat ihn der Dichter behandelt, ſoweit es nur irgend die äußerliche Züchtigkeit des heutigen Theaterpublikums zuließ. An den drey Hauptperſonen bedeckt nur ein leichtes Florkleid, aus Sentenzen und Bildern gewoben, die Nacktheit der menſchlichen Natur. Sappho hat keinen andern Anſpruch auf Phaons Liebe, als ihre Sehnſucht darnach; ſie hat nichts für ihn gethan, als daß ſie ſeiner anbringenden Bewunderung mit Liebe begegnete, und ihn an ihre glänzende Seite erhob, ohne daß er recht wuſſte, wie ihm geſchah.

> Hervorgezogen an den Strahl des Lichts,
> Auf einen luſt'gen Gipfel hingeſtellt,
> Nach dem der Beſten Wünſche fruchtlos zielen,
> Erliege ich der unverhofften Wonne,
> Kann ich mich ſelbſt in all dem Glück nicht finden.

Das ſagt er ihr (S. 11.) ſelbſt. Für dergleichen Glückſeligkeit iſt kein Dank mehr zu erwarten, ſobald dem Beſitzer eine beſſere winkt. Phaon folgt dem Zuge der Natur zu der jungen Melitta, und als zumal Sappho in dem häßlichen Lichte einer niedrigen Eiferſucht ſich zeigt, (den Dolch gegen die wehrloſe Sclavin gezückt, weil ſie eine Roſe, die Phaon ihr ſchenkte, nicht ſofort von ſich thun will), was Wunder, daß er ſeiner lockeren Pflicht gegen dieſelbe los und ledig ſich fühlt? Melitta ihres Theils fand an Phaon Geſchmack, ſobald ſie ihn erblickte (S. 5.); nachdem ſie die Roſe und den Kuß von ihm empfangen hat, eilt ſie zum Fluß, ſich zu baden; wäſcht ſich Arme und Geſicht, daß ſie „in hellem Purpur feurig glühen" (S. 59.), kleidet ſich unter heiterm Geſang (S. 60.) ſorgfältig an, und ſchmückt Buſen und Haare mit Roſen, worunter natürlich Phaons Geſchenk zunächſt am Herzen blüht. Sie ſcheint freylich im Geſpräch mit Sappho (S. 62.) den Grund von alle dem nicht zu wiſſen:

> Warum? — Ey nu, daß du zurückgekehrt,
> Daß du — ich weiß nicht recht, doch fröhlich bin ich.

Aber niemand wird ihr das glauben können, da ſie Phaons Roſe mit Gefahr ihres Lebens vertheidiget, und (S. 91.) ſich ſonder Schwierigkeit von ihm zum Kahne der Flucht führen läſſt. Das Gefühl der Dankbarkeit gegen Sappho, welche ſie als hülfloſes Kind, das ſeinen Urſprung nicht kannte, von Räubern gekauft, und mütterlich gepflegt hat, weicht zwar nicht aus ihrer Bruſt; aber was vermag es gegen die blinde Naturgewalt des erſten Jünglingskuſſes? So ſteht in den drey Hauptperſonen das ſittliche Prinzip unter der Gewalt des ſinnlichen Triebes, und ſelbſt die endliche Erhebung der Sappho über ihr Mißgeſchick in der irdiſchen Liebe, hat der Dichter, abſichtlich unfehlbar, ohne die Schnellkraft einer moraliſchen Triebfeder zu Stande gebracht. Nicht früher, als bis ſie ihr Spiel an die jugendlicheren Reize der Dienerin ohne alle Möglichkeit der Selbſttäuſchung verloren hat, flüchtet ihr Gemüth unter das Panier des Dichterſtolzes, welcher die Stirn in den

Digitized by Google

Olymp erhebt. In aller Pracht der gekrönten Sängerin erſcheint ſie (S. 121.), dankt den Göttern für dieſe Gunſt, und ſpringt vom lodernden Berg-Altar Aphroditens herab in die See. Phaon und Melitta, denen inzwiſchen der alte Sclav Rhamnes, einſt ihr Lehrer auf der Leyer (S. 5.), von S. 115—119., den Kopf auf das Nachdrücklichſte gewaſchen hat, ſind erſchüttert durch ihre ſtolze That, und die Tragödie iſt zu Ende.

Genau betrachtet iſt es derſelbe Fall mit dem Geſchäft der Kritik, in ſofern ſie durch den Titel aufgefordert wird, über eine Tragödie zu urtheilen: denn es iſt eigentlich keine da. Die Handlung des Stückes regt nichts auf in Geiſt und Gemüth, was uns die Unbezwinglichkeit unſerer moraliſchen Kraft zu empfinden gäbe. Selbſt ein Dichter, welcher den Kelch des Ruhms gekoſtet hätte, wird bey dem Tode der Sappho ſchwerlich etwas anders empfinden, als die Möglichkeit, der Selbſtqual um die Untreue einer Geliebten durch einen ſtolzen Tod zu entrinnen. Iſt alſo die Dichtung eine Tragödie; ſo iſt ſie höchſtens eine für die gekrönten Poeten, die ſich, wie Sappho (S. 124.), ſagen können:

> Es tönt mein goldnes Lied von fremden Zungen,
> Und mit der Erde nur wird Sappho untergeh'n.

Wenn es aber auch dem Stück an wahrer, tragiſcher Kraft gänzlich fehlt; ſo iſt doch im Autor ein ſehr erfreuliches, dramatiſches Talent vorhanden. Er hat Anſchauung von der Natur der menſchlichen Leidenſchaften, und beſitzt die Gabe ihrer Darſtellung durch Dialog und Theaterhandlung in einem ungewöhnlichen Grade. Aber zum Tragöden gehört mehr. Dieſer hat es nicht mit dem moraliſch-äſthetiſchen Plebs von Schauſpielern und Zuſchauern zu thun, welche Schiller bey den bekannten Verſen im Auge hatte:

> Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
> Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?

Die aufrichtigen Liebhaber der Melpomene wollen nicht blos Wahrheit und Leben im Gemählde, ſondern auch Schönheit und Erhabenheit ſeines Inhalts. Wir wollen mit Herrn G. um Phaon und Melitta nicht rechten. Größe kann von dieſen Nebenfiguren nicht gefordert werden. Melitta iſt in ihrer offenen Natürlichkeit wirklich ſchön gezeichnet, wenn ſchon nicht moraliſch ſchön. Phaon freilich nicht; aber der Vorwurf, daß er ſchlecht ſey, iſt ihm nicht mit Recht gemacht worden, und ſelbſt die Behauptung in dem bekannten „Was und Wie?“ daß ein *würdiger* Phaon hier beſſer am Platz geweſen wäre, ſcheint auf einem Irrthum zu beruhen. Der Fehler liegt einzig in der Hauptfigur. Die Sehnſucht einer verblühenden Frau nach der Liebe eines ſchönen Jünglings, iſt ein *unſchöner* Gegenſtand, eine partie honteuse der Weiblichkeit, die eine gekrönte Liebesdichterin nicht entblößen kann, ohne ihre *doppelte* Würde zu verletzen. Durch ihren freywilligen Tod, wenn auch nicht der Stolz auf ihre poetiſche Unſterblichkeit, den Phaon mühſam genug aufrüttelt, ſie dazu begeiſterte, würde ſie höchſtens die *Hälfte* der verlornen Achtung wieder gewinnen, und ſchon darum kann er dem geläuterten Kunſtgeſchmack nicht als ein *erhabener* Gegenſtand imponiren. Ueberhaupt iſt Selbſtmord aus *unerwiederter* Liebe, wie ihn auch immer die Dichtkunſt aufputzen mag, niemals erhaben; denn er zeigt die moraliſche Kraft nicht in ihrer Ueberlegenheit über die Luſt am Leben, über den Reitz der Sinnenwelt; ſondern umgekehrt die Luſt am Leben in ihrer Abhängigkeit von dem Triebe nach Genuß des Lebens, und folglich die moraliſche Kraft im Zuſtande der Ohnmacht. Selbſt Ariadne, von Theſeus auf Naxos verlaſſen, iſt ein Stoff für das Melodram, aber ſchwerlich für die Tragödie, wenn der Dichter, ihre Apotheoſe in Bacchus Armen bey Seite ſetzend, ſie durch einen Sprung in das Meer endigen laſſen will. Und gleichwol — wieviel höher ſteht ſie, als dieſe Sappho. Es iſt ein Held, der ihr Herz vereieth; ſie hatte die Liebe, die er ihr heuchelte, durch ſeine Errettung verdient; es iſt keine Sclavin, baar an jedem andern Verdienſt außer dem Reiz der unberührten Jugendknoſpe, um welche ſie verlaſſen wird; ſie erniedrigt ſich nicht durch eine Eiferſucht, welche, wie die der Sappho (S. 65.), ihr gegen die Nebenbuhlerin die Worte dictiert:

> Leg dieſe eiteln Kleider erſt von dir,
> Ich kann dich ſo nicht ſehn. Geh! Andre Kleider!
> Der bunte Schmuck verletzt mein Auge.

Und dennoch kann ihr Zuſtand uns zwar rühren, aber ihr Sprung in das Meer nicht erheben. Würde dem anders ſeyn, wenn ſie eine Dichterin wäre, und mit dem Bekenntniß (S. 125.) ſtürbe:

> Zu ſchwach fühl' ich mich, länger noch zu kämpfen?

Herr G. fühlt ſich hoffentlich *nicht* zu ſchwach, mit den Hinderniſſen zu kämpfen, welche der Ausbildung ſeines unbezweifelten dramatiſchen Talentes zum Dienſt der tragiſchen Muſe noch entgegen ſtehen. Er wird es verſchmähen lernen, die Menge durch lebendige Darſtellung ihrer *erbärmlichen* Natur zu locken, und den Mangel der *großen, unendlichen*, mit dem Siegesgepränge einer ſittlich unwürdig ſterbenden Sängerin kaum nothdürftig zuzudecken. In dieſer Vorausſetzung mögen hier noch einige Bemerkungen über Einzelheiten Platz finden.

Lang vor dem Druck hat Böttiger, bey Gelegenheit einer Theaterkritik, Herrn G. der Rüge gewürdiget, daß Sappho unmöglich in den Wettkämpfen zu *Olympia* den Lorbeer errungen haben kann, weil ſie, als Weib, dort nicht erſcheinen konnte. Warum hat er dieſen Anſtoß nicht weggeſchafft? Es mag nicht getadelt werden, daß er zuweilen einen Alexandriner unter die jambiſchen Fünffüße laufen läßt; aber ſolche:

> Der meines Strebens, mei | nes Wirkens ſich erfreut, (S. 7.)

taugen überall nicht viel. S. 8. rühmt Sappho ihren Landsleuten den Phaon auch als *Dichter*. Warum gerade das? S. 19. ſteht:

> Und *rinnend* Eis ſtockt in der Andern Herzen.

Was rinnt, ſtockt nicht, und was ſtockt, das rinnt nicht. Des *Zornes* Stachel (S. 21.) iſt kein glückliches Bild. S. 29. ſchämt ſich Phaon, daß er um Sappho ſeine Eltern ganz vergeſſen hat, und tröſtet ſich dann:

> Und ſelbſt mein Vater, ſieht er ſie nur erſt,
> Gern legt er ab das alte Vorurtheil,
> Das frecher Zitherſpielerinnen Anblick
> Mit frommer Scheu ihm in die Bruſt geprägt.

Der Zug hat Wahrheit, aber *zuviel* für dieſe Sappho, welche ſo eben ſich ziemlich andringlich gezeigt hat. Wem das oben angeführte „Betteln der armen Kunſt von des Lebens Ueberfluß“ hier einfällt, der wird kaum ſich des Gedankens erwehren, daß des alten Mannes Vorurtheil recht haben könnte. Eine Mitſclavin nennt (S. 31.) Melitten: Du *arges Ding*. S. 47. martern unerfüllte Wünſche *mit bitterm Stachel*. Gibt es etwa auch einen *ſüßen Stachel erfüllter* Liebeswünſche, an welchen die tragiſche Poeſie durch Erwähnung des Gegentheils mit Anſtand mahnen dürfte? S. 51. hängt das ganze Leben als ein Edelſtein am Halſe der neugebornen Liebe. Was ſagt dieſer Bombaſt? S. 66. ſoll Melitta *Moder* in der Bruſt haben, ſo jung ſie auch iſt. Sappho, den Dolch in der Hand, ruft (S. 67.): Falſche Schlange! Auch ich kann

ſtechen!“ Das Stück ſchließt mit den Verſen des Rhamnes:

> Verwelkt der Lorbeer und das Saitenſpiel verklungen.
> Es war auf Erden ihre Heimath nicht.
> Sie iſt zurückgekehret zu den Ihren.

Der Sclav ſcheint nicht zu wiſſen, daß der Lorbeer, der den Dichter kränzt, mit dem Tode deſſelben erſt recht zu grünen anfängt. Auch will er wohl ſagen: Sie iſt zurückgekehret zu ihres Gleichen, zu den Göttern. Zu den Ihren, ſagt etwas ganz Anderes. Der ſchönen Stellen gibt es weit mehr, als ſolcher Flecken; und daß man darunter auf manche alte Bekannte in neuen Kleidern ſtößt, iſt kein gegründeter Vorwurf. Corneille pflegte, wenn er Fremdes nutzbar fand, zu ſagen: Cette scène est bonne, elle est à moi. Einzelne Gedanken zumal, wer wollte da, wo ſie paſſend ſtehen, mit dem Dichter über das Ureigenthum daran richten? Und wie leicht täuſcht auf der Reminiſcenzenjagd der Schein! Als beſonders kräftig, reif und reich an eignen, wohl ausgedrückten Gedanken, zeichnen ſich die Strafreden des Rhamnes (S. 115. ff.) aus. Man könnte faſt ſagen, ſie ſtechen ab gegen den Ton des Ganzen.

Engliſcher Literaturbericht vom Februar 1819.

(Fortſetzung.)

Hieran knüpft ſich der ſiebente Artikel des Review, der die zu Paris 1817 in 4 Bänden erſchienenen Memoiren des verſtorbenen Abbe Georgel (Literaturbl. 1818. No. 10. S. 39 ff.) beurtheilt. Dieſer Abbe war im Jahre 1731 zu Bruyeres geboren und von Jeſuiten zu Dijon und Straßburg erzogen. Als 1762 dieſer Orden aufgehoben wurde, wuſſte er ſich die Gunſt des Prinzen Louis Rohan, ſpäter berühmt oder berüchtigt als Cardinal von Rohan, zu verſchaffen, dem er treu und eifrig gedient zu haben ſcheint. Nach der Verbannung des Herzogs von Choiſeul, einer Kreatur der Madame du Barry, wurde der Herzog von Aiguillon Finanzminiſter und der Cardinal Rohan Geſandter in Wien, deſſen Geſandtſchaftsſekretär Georgel. Darnach wurde dieſer Abbe in einen Prozeß mit dem Marſchall von Broglio verwickelt, aus dem der Geiſtliche ſich als Günſtling des Premierminiſters Maurepas noch ganz leidlich herauszog. Für die berüchtigte Geſchichte des diamantenen Halsſchmuckes muſſte der Abbe mit ſeinem Gönner, dem Cardinal, büßen, und wurde in ſeine Vaterſtadt Bruyeres verwieſen. Eine kurze Geſandtſchaft nach Rußland im Intereſſe der Malteſer-Ritter und ein langes Exil in der Schweiz, während der franzöſiſchen Revolution, beſchließen die Geſchichte Georgels. — Den größten Eindruck machte unter allen Begebenheiten auf ihn die Aufhebung des Jeſuitenordens. Immer kommt er wieder darauf zurück, er iſt nicht abgeneigt, dieſer Gewaltthat, wie er ſie nennt, alle Uebel der Revolution beyzumeſſen; er behauptet, Clemens XIV. hätte über dieſen Schritt zu ſpät die heftigſten Gewiſſensbiſſe gefühlt. Oft habe man ihn auf ſeinem Zimmer, wenn er allein geweſen, rufen hören: Compulsus feci! Des Herzogs von Choiſeul's Haß gegen dieſen Orden ſchreibt er einer Anekdote zu, wo der Herzog noch als Geſandter in Wien erfahren habe, daß die Jeſuiten gewuſſt, was er zu Paris in einer Geſellſchaft geäußert. Dieſe geheime Polizey habe ihn ſo erbittert. — Merkwürdig iſt die Art, wie dieſer mächtige Orden in Spanien durch den Grafen Aranda aufgehoben wurde. Der Abbe erzählt dieß ſo: „Das geheime Kabinet Sr. katholiſchen Majeſtät war die Werkſtätte, wo der Graf von Aranda allein mit dem König den Keil ſchmiedete, der auf einen Wurf alle ſpaniſchen Jeſuiten, die in den beyden Hemiſphären verbreitet waren, vernichten ſollte. Alle Befehle für die vier Welttheile wurden blos und allein von dem Grafen von Aranda minutirt, abgeſchrieben und expedirt. Dieſe Befehle, welche der König mit Jo el rey unterzeichnete und der Präſident des Raths von Caſtilien contraſignirte, waren ſo beſtimmt und unumwunden, daß die Todesſtrafe darauf ſtand, ſie weiter zu interpretiren oder die Vollziehung zu verzögern. Jedes Packet, addreſſirt an die Generalgouverneurs der Provinzen und an die Alcaden der Städte, wo ſich Jeſuiten aufhielten, war mit drey Siegeln verſehen, dem des Königs, dem des Oberraths von Caſtilien und dem des Präſidenten dieſes Tribunals, welche Form einen geheimen Auftrag von der höchſten Wichtigkeit bezeichnet. Auf dem zweyten ebenfalls mit drey Pettſchaften verſiegelten Umſchlage las man die Worte: „Bey Todesſtrafe iſt dieß Packet erſt am 2. April 1767, dem Verfalltage, zu eröffnen.“ Der Inhalt dieſes Befehls lautete: „Ich verſehe Euch mit meiner ganzen königl. Macht und Gewalt, Euch auf der Stelle, ohne Widerrede und Verzug mit bewaffneter Mannſchaft in das Haus oder die Häuſer der Jeſuiten zu begeben. Ihr habt ſie ſämmtlich feſt zu nehmen und als Gefangene nach dem und dem Hafen innerhalb 24 Stunden zu ſchaffen, dort werden ſie auf dazu beſtimmten Schiffen eingeſchifft werden. Im Augenblick der Ausführung dieſes Befehls laſſt Ihr auf die Archive des Hauſes und die Papiere der Einzelnen das Siegel legen, ohne Jemanden zu verſtatten, auſſer den Gebetbüchern und der zur Ueberfahrt unumgänglich nothwendigen Bekleidung etwas mit zu nehmen. Wenn ſich nach der Verſchiffung in Eurem Diſtrikte noch ein einziger Jeſuit betreffen läſſt, er ſey ſelbſt krank oder dem Tode nahe, ſo habt Ihr das Leben verwirkt.“ Nach dieſen Befehlen brach an dem beſtimmten Tage und zu der angegebenen Stunde das Ungewitter zu gleicher Zeit in Spanien, auf den Küſten der Barbarey, im ſüdlichen Afrika, in Aſien, in Amerika und auf allen Inſeln der ſpaniſchen Monarchie aus. Die Explosion wurde ſo geheim gehalten, daß nicht nur kein Jeſuit, ſondern ſelbſt kein Miniſter, keine Magiſtratsperſon vor dem bezeichneten Tage in allen Gegenden, wo die ſpaniſche Krone Niederlaſſungen des Ordens hatte, ſich das verſah. Alle Transportſchiffe fand man in den verſchiednen angegebenen Häfen bereit: ihre Ordre lautete übereinſtimmend: „Höchſter Befehl von Seiten des Königs, geradenweges nach dem mittelländiſchen Meere zu ſegeln, um die weggenommenen Gefangenen an den Küſten des Kirchenſtaats auszuſetzen, ohne bey Todesſtrafe unter irgenderley Vorwande irgendwo Jemanden während der Ueberfahrt ans Land zu laſſen, mit der Weiſung, überall bis zur Landung die ſtrengſte Verſchwiegenheit zu beobachten.“ — Um ſich einen Begriff von der Ausartung der Regierung Ludwigs XV. zu machen dient folgender Auszug aus den Memoiren über die Abkunft der Madame du Barry. „Die Schwächen und Bedürfniſſe des Königs nahmen mit ſeinen ſtrafbaren Gewohnheiten zu; eine Kabale, von der verſteckteſten Intrigue geſponnen, benutzte geſchickt dieſen Umſtand, um ſich den Willen des Monarchen durch Mittel zu ſichern, würdig der Ausgeartetheit ihrer Urheber; dieſe verdorbenen und laſterhaften Menſchen hatten in den Schlupfwinkeln der Unſittlichkeit eine verworfene Dirne ausgeſpähet, die man wegen ihres Wuchſes, ihrer Friſche, in die Sinne fallenden Geſichtsbildung, jungfräulichen Mienen, übrigen Reize und vorzüglich der

Gabe der Unterhaltung ganz geeignet fand, die Rolle einer königlichen Favoritin zu ſpielen. Sie zweifelten nicht, daß Ludwig XV., wenn er erſt einmal beſiegt war, ſich nicht entſchließen ſollte, ihr einen Miniſter zu opfern, deſſen Entfernung ſie ungeſäumt fodern ſollte. Der Herzog von Aiguillon, perſönlicher Feind des Herzogs von Choiſeul, war an der Spitze dieſer Kabale; le Bel, erſter Kammerdiener des Königs und der Vertraute ſeiner unſittlichen Vergnügungen, war der hauptſächlichſte Rädelsführer; der Graf dû Barry, ein Menſch mit verlorner Ehre, durch Schulden und Ausſchweifungen ruinirt, ward auserſehen, die Intrigue einzufädeln; er hatte das Amt, den Götzen, vor dem man die Macht des Monarchen beugen wollte, zuzuſtutzen. — Nachdem erſt einmal alle Batterien dieſer abſcheulichen Intrigue aufgeführt waren, ward es dem Kammerdiener le Bel nicht ſchwer, in dem Könige das Verlangen nach der bezauberndſten Perſon zu erregen, die er jemals geſehn zu haben vorgab. Die Lange, ſo hieß die berüchtigte Gräfin dû Barry, nach der Reihe unterhalten von Radix de Sainte-Foy, dem Grafen Archambal und dem Grafen dû Barry, war kaum zum Vorſchein gekommen, als Ludwig XV. ſich ſterblich in ſie verliebte. Die abgerichtete Buhlerin reizte durch ihre kindlichen Weigerungen die Leidenſchaft des Königs um ſo mehr. Der Monarch überließ dem le Bel die Vorkehrungen, doch verlangte er um jeden Preis das köſtliche Geſchöpf zu beſitzen. Dieſe Vorkehrungen waren bald getroffen, der roué dû Barry (ſo nannte man den Grafen zu Verſailles) verheyrathete die Lange mit ſeinem Bruder, den man gleich nach der Hochzeit auf Reiſen ſchickte. So kam die junge Gräfin dû Barry in die Arme Ludwigs XV., der in der Glut ſeiner Empfindung ihr eine Wohnung bey Hofe einräumte, ſie zur Titular-Maitreſſe erklärte, und die ſtrafbarſten Gunſtbezeigungen an ihr verſchwendete.“ — Sie bewirkte die Verbannung des Herzogs von Choiſeul! — Der Parc aux Cerfs war ein abſcheuliches Inſtitut in dem Verſailler Park unter der Leitung von le Bel. So das Review. Einer der unterhaltendſten Abſchnitte in den Memoiren des Abbe, iſt die Beſchreibung einer Geſandtſchaft nach Wien und die Schilderung, die er von den Haupt-Charakteren dieſes Hofes entwirft. Unter andern gibt er von dem Prinzen Kaunitz, nachdem er ihn als einen Geſchäftsmann ſehr erhoben, folgende Beſchreibung ſeiner Gewohnheiten und ſeines Privatlebens: „Die ſchönſten Schaumünzen haben ihre Kehrſeite. Der große Mann hatte auch große Sonderbarkeiten und große Thorheiten; er wollte, ihm müßte die Zeit verfließen, ohne daß er nöthig hätte, die einzelnen Abſchnitte zu meſſen. Er hatte daher durchaus keine Uhren, nach Gutdünken theilte er den Tag ein. Um Mitternacht legte er ſich allemal nieder, und ließ ſich die Zeitungen vorleſen, um einzuſchlafen. Beym Erwachen ließ er ſeine erſten Gehülfen rufen, und hörte vom Bette aus die Depeſchen an und dictirte die Hauptſätze der Antworten. Nach Beendigung dieſer Arbeit ließ er eine Kaleſche vorfahren, um die Promenade zu beſuchen, oder beſtieg ein Pferd, um auf der Reitbahn zu reiten; er bildete ſich ein, ein vortrefflicher Reiter zu ſeyn. Man ging hin, um ihn hier zu ſehen, und dieſe Neugier ſchmeichelte ihm höchlichſt. Seine Spazierfahrten oder Uebungen dauerten ſo lange, bis er ihrer überdrüſſig war, und ohne die Zeit zu berechnen, die er darauf verwandte. Bey ſeiner Rückkehr machte er Toilette, deren Länge und kleinliche Umſtändlichkeit dem Bilde, das wir vom Staatsmann aufſtellten, den Schatten geben. Nach geendigter Toilette ging er zur Tafel, oft um vier, fünf und ſechs Uhr Abends. Die eingeladene Geſellſchaft ſpielte bis dahin im Salon, ungewiß, um welche Zeit geſpeiſt werde. Sobald er erſchien, hatte das Spiel ein Ende, und die Gäſte folgten ihm in ehrerbietiger Entfernung in den Speiſeſaal. Seine Tafel war immer gut beſetzt, ſeiner eigenen ſtrengen Mäßigkeit ungeachtet; er hatte ſeine beſondern Gerichte, die er für ſeinen Magen und ſeinen Zuſtand zuträglich hielt, ſelbſt wenn er bey Andern ſpeiſte. Keiner verließ die Tafel, ohne beſondere Beweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit genoſſen zu haben. Vor Aufhebung derſelben legte er, ſelbſt wenn ihm Damen vom höchſten Rang zur Seite ſaßen, einen kleinen Taſchenſpiegel vor ſich hin, ſo wie ein Zahnſtocher-Etuis, und reinigte ſich Mund und Zähne. Man hatte ſich an eine ſo ſehr dem Anſtand zuwiderlaufende Sitte gewöhnt, ſie fiel Keinem mehr auf. Selbſt die Kaiſerin duldete die Schwächen eines Miniſters, der ihr ſolche Dienſte geleiſtet hatte und noch verhieß.“ — Bekannt in Deutſchland iſt die Geſchichte des geheimnißvollen Unbekannten, l'honnête criminel, wie er ſich ſelbſt nannte, der dem Abbe Georgel für ſeine Geſandtſchaft ſo wichtige Dienſte leiſtete. — Die Geſchichte des Halsſchmuckdiebſtahls wird hier ſehr umſtändlich, und, wie es ſcheint, authentiſch berichtigt. Zuerſt wird die Art erzählt, wie der Cardinal Rohan, der ſich den Haß der Königin Marie Antoinette durch ſeine ſtarken Aeußerungen gegen die Kaiſerin Maria Thereſia zugezogen hatte, und um jedes Opfer die verſcherzte Gunſt wieder erlangen wollte, von einer Madame la Motte getäuſcht wurde, die ihm vorſpiegelte, ſie könne ihm die Gunſt wieder verſchaffen, und unter dieſem Vorwande ihm durch einen ausgezeichneten Pſeudographen, Billette, geſchriebene Briefe als von der Königin zuſteckte, in welchen er zuletzt auch angeblich wegen einer augenblicklichen Verlegenheit um eine Geldſumme erſucht wurde. Nirgends iſt die Geſchichte der Mademoiſelle d'Oliva, einer Bewohnerin des Palais Royal, ſo umſtändlich erzählt, als hier. Vor ihr that der betrogene Cardinal im bois de Boulogne einen Fußfall, in der Meynung, es ſey die Königin, und fühlte ſich durch das Geſchenk ihres Porträts und einer Roſe überglücklich. Darauf wird erzählt, wie der Cardinal veranlaßt wurde, von den Juwelierern Boehmer und Basnage den koſtbaren Halsſchmuck zu kaufen, den Madame de la Motte ſofort in London wieder zu Gelde machte. Cagliostro ſpielte auch eine Rolle bey dieſer ſchmählichen Geſchichte.

Der achte Artikel handelt von dem Manuscript de l'Isle d'Elbe. Des Bourbons en 1815. Publié par le Comte — 8. 100 S. Ridgway. London. und ſetzt ſie an Gehalt weit über das, was von Buonapartes Umgebungen jemals geſchrieben iſt. Am meiſten iſt an der Schrift die abentheuerliche Vorrede auszuſtellen, nach der Buonaparte, angeblich ſelbſt vom 20. Februar 1815 an dieſe Schrift dictiet und beabſichtigt haben ſoll, ſie ſtatt einer Art Manifeſt gegen die Bourbons am 26. Februar, als er Elba verließ, mit ſich zu nehmen, was jedoch unterblieben. Das Manuſcript ſoll noch in England, und die Hand von einem genauen Vertrauten Buonapartes ſeyn. Dieß macht auch der ganze Inhalt wahrſcheinlich. Nach Darlegung deſſelben folgen im Review einige Bemerkungen über die wichtigſten Fragen, die dieſe Broſchüre zum Gegenſtande hat, über Buonapartes Entthronung und das Benehmen ſeiner Nachfolger, über ſeine Verwahrung als Gefangener und ſeine Behandlung in dieſem Zuſtande. Die Unterſuchung muß, ſo intereſſant ſie iſt, als rein politiſch von dieſem Bericht ausgeſchloſſen bleiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 19.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Taſchenbücher.

Urania. 1819. Leipzig, bey Brockhaus. 461 S.

Das Publikum kennt die Preiſaufgaben, welche der Verleger den Dichtern gemacht hat. Laut des Vorworts haben diesmal die (unbekannten) Preiſrichter unter allen Gedichten der verſchiedenen Gattungen, welche das Programm genannt hatte: poetiſche Erzählung, Epiſtel, Idylle, Sonnettenkranz, Ode und Elegie, nicht ein einziges gefunden, dem ein erſter Preiß gebührte, welches denn, beyläufig geſagt, für den Herrn Verleger ziemlich eben ſo vortheilhaft iſt, als für eine Lotterieverwaltung, wenn die hohen Gewinne von Niemand gewonnen werden. Inzwiſchen haben die geheimen Preiſrichter doch mehrere, wohlgelungene Gedichte ausgezeichnet, und die vorzüglichſten derſelben ſind hier abgedruckt, weil denn doch die Urania — voll werden muſſte. An ihre Spitze ſtellt das Vorwort: Saladdin, romantiſches Gedicht in vier Geſängen, von Friedrich Teuſcher. Ungemein ſchöne Verſe; aber eine ungemein matte Compoſition. Saladdin liebt die Tochter eines Zauberers, und ſein Glück hängt von der Bedingung ab:

> Wenn einſt das Unerhörte ſich begiebt,
> Daß ungerührt bey eines Jünglings Fleh'n
> Ein Mädchen bleibt, und doch den Jüngling liebt,
> Und ihn, den ſie verſtoßen und betrübt,
> Ihn, der der Reize Lockung ſich entwindet,
> Auf ferner Bahn noch treu und liebend findet.

Dieſes unerhörte Paar findet ſich endlich, und zwar in dem Sohne Saladdins, Reſitan, den ihm eine, zum Glück bald verſtorbene, Conventionsgattin gebar, und in Mirza, der Tochter ſeiner, ebenfalls anderweit vermählten, und jetzt auch wieder ledigen Geliebten, die er dieſer entwendet, und dem Sohne als eine Schweſter zur Geſpielin gibt. Das ſcheint der Canevas des Oberon; aber es ſind nur ähnliche Fäden, die der Verfaſſer zu verweben nicht geſchickt genug war, und daher verwirrte. Sein ſchier unbegreiflicher Mißgriff liegt darin, daß er uns mit dem Zuſammenhange des Geſchickes beyder Paare, und mit der Probe, welche Reſitan und Mirza beſtehen ſollen, erſt ganz am Schluſſe bekannt macht, nachdem ſie dieſelbe bereits glücklich beſtanden haben. Er fängt mit dem Zeitpunkte an, wo Reſitan und Mirza ſchon getrennt ſind; (man weiß nicht recht warum?) ſie erſehnen und ſuchen ſich, ein buntes Zauberweſen treibt ſie wirbelnd um, und ohne Antheil ſehen wir ihre endliche Vereinigung.

Die unbekannten Preiſrichter mögen einen ſeltſamen Geſchmack haben, wenn ſie es waren, die Herren Brockhaus veranlaſſten, dieſem Saladdin den Vorrang vor Winklers Sinnpflanze (S. 273) einzuräumen. Zwar ſind die Verſe minder geglättet, man ſtößt auf Reimſpuren, wie dieſer:

> Wie ſeltſam doch, daß gleichſam mit uns theilen
> Der Sittſamkeit Gefühl ſie leblos ſoll;

und auf Wiederholungen eines und deſſelben Epitheton, wie z. B.

> Daß mit ſanftem Niederneigen
> Sich ein ſanfter Sphärenreigen
> In das Thal zu ſenken ſchien;

aber die ganze Erzählung iſt echt poetiſch, denn ſie iſt es in ihrer Grundidee; die Sinnpflanze wird zum Bild einer unbefriedigten Liebesflamme, die ſtill in der beſänftigten Bruſt ſich reinigt, und ſtatt des Menſchen den Dichter beſeliget. Alles, was an Freuden von oben herabkommt in das Gemüth,

> Gleich dieſer Pflanze ſchenken es die Götter,
> Berührt es unſanft, und es ſenkt die Blätter.

Als beſte Idylle iſt abgedruckt: der Abend am Jägerhauſe, von Sarrazin. Es mangelt der, dieſer Gattung eigenen, langen und breiten Geſchwätzigkeit hin und wieder die dritte Dimenſion, die Tiefe der Empfindung und des Gedankens; auch ſind die Hüttner am Bach (S. 435. u. 439.) überley, d. h. ohne poetiſchen Zweck. Inzwiſchen ſpricht im Ganzen die Schilderung des unerwarteten Verlobungsabends ſanft und freundlich an, wenn es ſchon kein Herrmann und Dorothea iſt, und auch Kinds Abend am Waldbrunnen nachſteht, in welchem die edle Selbſtbeherrſchung des Bräutigams, welcher um des unerzognen Bruders willen ſeine heißeſten Wünſche zügelte, den Leſer inniger und genußreicher rührt.

Die Epiſteln von Werning ſind nicht arm an Gedanken, doch könnte die ſatyriſche Beize hier und da ſchärfer ſeyn. Der Hexameter lieſt ſich angenehm. Die Elegie, das Gewitter, von demſelben, hat keinen elegiſchen Stoff, und die Reflexion überflügelt die Empfindung; doch ſtößt man gern auf Betrachtungen, wie die des Sängers, der unter den kleinen Buchbaum flüchtet:

> Euch mißtraue der Menſch klüglich, ihr Rieſen des Hains!
> Macht und Größe der Erd', o ihr täuſcht. Mich ſichert das Niedre.

Der Hymnus: *Sursum corda*, des nämlichen Dichters fliegt kräftig auf in dem hochgewölbten Tempel der göttlichen Macht, dem Weltall, ſinkt aber am Ende bis zu dem frömmelnden „leiſen Schmachten der Herzen nach Herzensreinheit.“

Der Sonnettenkranz von Schober iſt locker geflochten und ohne Bedeutung, kein Selam. In Nro. 5. (S. 167.) iſt ſteigen auf weichen gereimt, welches wegen der verſchiedenen Ausſprache von g und ch ſo unrein iſt, als ſtreiten und leiden. In Nro. 6. ſtört es den Wohllaut, daß dem vierarmigen Reime in eiten in der dritten Strophe der allzuähnliche in eiden und enden folgt.

Rec. beſchränkt ſich des Raumes halber auf die eben angeführten Gedichte, welche zu den Preiſen concurrirt haben. Auf proſaiſche Erzählungen ſtand keiner; doch finden ſich deren von Hoffmann, Thereſe Huber und Otto, Graf v. Löben, welche Unterhaltung gewähren. Die Freyfrau von Bechtoldsheim hat Weimars Meiſterſänger,

Digitized by Google

nicht in Meiſterliedern beſungen. Sie ſingt (S. 314.) wie Wieland auf ſie gewirkt:

Und nach und nach entdeck' ich eigne Flügel.

Rec. gewahrt ſie nicht an ihr. Die Kupfer aus Romeo und Julia ſind gelungen, mit Ausnahme des erſten, wo Romeo ein air bête hat, und nach der Hand der Julia greift, als ob er fürchtete, daß ſie naß oder ſchmutzig wäre. Die dazu gehörige Abhandlung über Shakſpeare, von Abeken, enthält meiſt Vielgeſagtes, und über den Vorrang, den in der Poeſie die Form vor dem Weſen (?) behaupten ſoll, Schielendes. Doch fällt man dem Verf. gern bey, wenn er gegen die Abgötterey ſpricht, welche man jetzt mit Calderon um ſeiner ſogenannten Chriſtlichkeit willen treibt, wovon ſich gerade in ſeinen beſten, am meiſten poetiſchen Compoſitionen, z. B. Leben ein Traum, Arzt ſeiner Ehre, keine characteriſirende Spur findet. Die Art, wie er den Gedanken, daß das Leben ein Traum ſey, neben dem Sakramentalakte (Frohnleichnamsſtücke) gleiches Namens auch als Schickſalstragödie ausführte, beweiſt hinlänglich, daß ſeine Dichterkraft nicht auf ſeiner Religion ruhte, ſondern von ihr unabhängig war. Ueberhaupt iſt ſeine Poeſie die Poeſie eines adeligen, von Jeſuiten erzognen, und von der Gunſt des Hofes abhängigen Spaniers, und trägt faſt allenthalben die Farbe der Convention; die Shakſpear'ſche iſt der freie Athemzug des geſunden Sohnes der Natur. Seine Helden ſind Menſchen vor allen; die des Calderon Edelleute, und wenns hoch kommt, Myſtiker daneben. Wie Schiller von den Helden der franzöſiſchen Tragödie ſagt: ſie legen ſich mit der Krone zu Bette; ſo kann man von denen im Calderon ſagen, daß ſie es mit Federhut, Mantel und Degen thun.

Ueber die neuen Preißaufgaben läſſt der Verleger ſich in dem beygedruckten Programm ganz verſtändig vernehmen, ſcheint jedoch von der bezauberten Roſe, welcher früher ſein Vehmgericht den Preiß zuerkannt hat, ein wenig bezauberter zu ſeyn, als derjenige Theil des Publikums, welcher eigener Geſchmacksurtheile fähig iſt.

Dramatiſche Dichtkunſt.

1) Almanach dramatiſcher Spiele ꝛc., von A. von Kotzebue. Siebzehnter Jahrgang. Leipzig, bey Kummer 1819. 376 S. 12.

2) Luſtſpiele oder dramatiſcher Almanach für das J. 1819, von F. A. v. Kurländer. Neunter Jahrgang. Leipzig, Baumgärtneriſche Buchhandlung. 337 S. 8.

3) Almanach für Privatbühnen. Drittes Bändchen, auf das J. 1819. Herausgegeben von Adolph Müllner. Leipzig, bey Göſchen. 517 S. 8.

Wir haben dieſe drey Taſchenbücher nach ihrer Anciennetät rangirt, damit keines böſe werde.

No. 1. beginnt mit einer derben, aber ganz unterhaltenden Poſſe, die Verkleidungen. Dann folgt ein Luſtſpiel, frey nach Bouilly und Deſaugiers, der fürſtliche Wildfang, und eine komiſche Oper, nach Théaulon, die Roſenmädchen. Die Spuren des ausländiſchen Urſprungs ſind mit geſchickter Hand verwiſcht, und Ks. Witz, obſchon bisweilen minder fein, als der franzöſiſche, gibt dennoch den Nachbildungen mehr theatraliſches Leben, als die Urbilder haben. Zuletzt ein Drama, die Selbſtmörder. Nichts als die bekannte Anekdote: Ein Reicher will ſich aus Ueberſättigung und Menſchenverachtung, ein Armer aus Mangel in das Waſſer ſtürzen. Der Reiche hebt die Dürftigkeit des Armen, ſieht ſein Familienglück und ſeine brave Tochter, und gewinnt wieder Luſt am Leben. Es fehlt dem Herrn v. K. nicht leicht, mit ſeinen Gemählden häuslicher Lagen zu rühren, und auch hier lockt er gewiß dem Zuſchauer eine Thräne ab. Hätte er das wunderliche Unglück des Reichen fleißiger ausgemahlt, es als das unnatürliche Produkt der Hyperkultur dem natürlichen Elend der Armuth in ſchärferem, pſychologiſch-einleuchtendem Contraſte gegenüber geſtellt, und ſo vor der Rührung die Reflexion angeregt; ſo würde das Rührſpiel ein Drama der höheren Gattung, eine Tragödie von glücklichem Ausgange geworden ſeyn. Doch das war ſeine Abſicht nicht.

No. 2. enthält nationaliſirende Uebertragungen moderner, franzöſiſcher Luſtſpiele. Wer von dem Geſchmack iſt, welchen Schiller mit den Worten bezeichnete: „Ein derber Spaß, nichts gehet uns drüber,“ findet ſeine Rechnung nicht. Converſationswitz der guten Geſellſchaft, iſt der herrſchende Ton. Der Großonkel unterhält durch eine lebhafte Intrigue. Haß für Haß iſt eine franzöſiſche Verflechtung von Moreto's: El Desden con el Desden, eine Männerhaſſerin wird durch verſtellten Frauenhaß ihres Anbeters kurirt. Verſchiedene Lebensweiſe iſt ein, bisweilen faſt zu grelles Gemählde thörichten Modelebens. Der allbeliebte Magdeburger, Herr von Mondſchein, iſt keine gelungene Figur. Er verwechſelt zwar fleißig den Dativ mit dem Accuſativ, wie ein Berliner, conſtruirt aber wie ein Jude, und macht Wortgemenge, wie ein Deutſchfranzos. Und wie kommt überhaupt der Preuße dazu, in dem deutſchen Wien die Rolle des reichen Engländers und allbeliebten Franzoſen zugleich zu ſpielen? Das il a d'esprit (de l'esprit) (S. 254.) iſt unfehlbar ein Druckfehler. Welche von Beyden? iſt ein Seitenſtück des bekannten: Welcher iſt mein Vetter? Seite 305 machen die ſpielenden Perſonen dem kleinen Dramalet von Müllner, der Blitzſtrahl, große Komplimente, welches unter den Herausgebern von Taſchenbüchern gleicher Tendenz heut zu Tage nicht eben gewöhnlich iſt. Alle vier Stücke ſind in ungebundener Rede, und die Aeußerlichkeit des Taſchenbuchs iſt der von den frühern Jahrgängen, die einen andern Verleger hatten, vorzuziehen.

No. 3. enthält, wie der vorjährige Band, mehr fremde als eigene Arbeit. Die bereits auf allen guten Bühnen erſchienene Donna Diana (das bey No. 2. erwähnte Stolz gegen Stolz des Moreto), von Weſt, gegen das ausgeſudelte Mannſcript weſentlich verändert. Der beſte Kritikus iſt das große Publikum, und dieſes ſcheint über den Werth dieſer metriſchen Bearbeitung günſtig entſchieden zu haben. Die Freyſtadt, tragiſches Gemählde von E. v. Houwald, macht uns, ſo klein es iſt, mit einem Dichtertalent bekannt, welches im Mild-tragiſchen viel verſpricht. Der Reim geht durch das ganze Stück, und das Metrum wirkt muſikaliſch. Die Reimverſchlingungen und Enjambements, deren der Herausgeber, namentlich im Yngurd, ſich bedient hat, ſind hier beſſer vermieden. Zum eigentlichen dramatiſchen Effekt fehlt es jedoch an Handlung, an Wechſel der Situation. Ein Verfolgter, der ſein Weib längſt todt glaubt, und ſich als Todtengräber verborgen hält, findet ſie wieder im Leichenhaus, eine jüngſt Verſchiedene, die er begraben ſoll, und ſtirbt an ihrem Sarge, ein Lebensmüder, eine ablaufende Uhr,

Digitized by Google

deren matter Hammerſchlag zum letzten Male leis die Glocke rührt. *Ich bin mein Bruder*, Luſtſpiel, von *Conteſſa*. Proſa, im Anfang etwas zu gedehnt, und nicht genug durch die raſchen Wechſelſchläge des Witzes belebt, womit Steigenteſch mehrmals ähnliche, auf Eiferſüchteley und Verkennung beruhende Stücke anziehend gemacht hat. *Der Abend am Waldbrunnen*, von *Friedrich Kind*, Idylle. Mehr dichteriſche als dramatiſche Schönheiten, in welcher letzteren Rückſicht ihm das folgende, *der Vorſatz*, von *Holbein*, ein Duodram, vorzuziehen iſt. Die Unwahrſcheinlichkeit, daß zwey getrennt geweſene Liebende, ſich nicht ſofort wiedererkennend, ihre eigenen Nebenbuhler werden, iſt mit Geiſt und Geſchick gedeckt. Vom Herausgeber, pour tout potage, die *Onkeley*. Die leichte Intrigue eines franzöſiſchen Stücks von Etienne, in einem Anflug von kritiſchem Humor gegen das ewig wiederkehrende Onkelweſen gewendet, welches mit dem modernen Luſtſpiel der Franzoſen in das Deutſche übergegangen iſt. Das *Wittwen*weſen im heutigen franzöſiſchen Luſtſpiel könnte eben ſo parodirt werden, die Wittwen und die Onkels ſcheinen die Jungfrauen und die Väter ganz verdrängen zu wollen. Die Kupfer ſind hier nicht, wie in No. 1. und 2., illuminirte Figuren, ſondern Scenen, und das Titelkupfer von Henſel ſatyriſch und voller Gedanken. Ganz unten der *Hund mit der Laterne*, von Genien hinausgepeitſcht. Utinam!

Romane.

Hubers geſammelte Erzählungen. Fortgeſetzt von Thereſe Huber, geb. Heyne. 3r Bd. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1819.

Vorworte werden oft, ſelbſt bey wichtigen Büchern, nicht geleſen; wie viel weniger bey kleinen Romanen. Um dem wohlgemeinten Vorwort dieſes in der nahen Oſtermeſſe zu erſcheinenden Buchs mehrere Leſer, und vielleicht dadurch ihm ſelbſt Freunde zu verſchaffen, möge es hier als ſeine Anzeige erſcheinen.

„Ein ſehr lebhaftes, ſcharfgezeichnetes Bild weiblicher Liebenswürdigkeit und weiblichen Berufs, hatten mir von jeher Schriftſtellerey als *entnaturend* und *entſtelland* für mein Geſchlecht anſehen laſſen. Jede Ausnahme war in meinen Augen — eine Ausnahme! und nachdem ich vier und zwanzig Jahre lang eine Ausnahme zu machen geſtrebt habe, bin ich davon mehr überzeugt, als je. Huber entdeckte die Fähigkeit in mir, die Erfahrungen und Beobachtungen meines Lebens, in willkührliche Handlungen geſtaltet, darzuſtellen, und fromme Gründe forderten mich auf, dieſes Talent zu üben. Zehn Jahre lang ahneten ſelbſt unſre vertrauteſten Freunde nicht meinen Antheil an meines Gatten Geiſtes-Erzeugniſſen, und während dieſer zehn Jahre wußte ich es ſelbſt gar nicht klar, daß manches ſchmeichelhafte Lob, was ehrenwerthe Urtheile erfreuter Leſer über die von Huber herausgegebnen Erzählungen äußerten, zum Theil mir angehöre. Ich war zu innig mit ihm verbunden, war zu ſehr in meinen häuslichen Beruf vertieft, um etwas mein zu nennen. Sein war *alles* — mein Wohl und mein Weh, und deshalb hatte ich ſo zahlreiche Intereſſen, weil ich die ſeinen alle hatte und die meinen dazu, ohne das Eigenthum je zu unterſcheiden. Lange, nachdem ſein Tod mich zur verarmten Allein-Eigenthümerin meiner ſelbſt gemacht hatte, und ich das ausgeplünderte Gut nun ſelbſt verwalten ſollte, fuhr ich fort manches zu ſchreiben, und fand oft Nachſicht, oft Ermunterung. Aber nie war mein Name gedruckt worden; und ich ſcheute mich davor; denn dieſes Stillſchweigen war das Letzte, was mir aus meinem rein weiblichen Schriftſteller-Verhältniß von Hubers Lebzeiten her blieb. Eine Anzeige im Morgenblatt von meinen Briefen über Holland, nennte meinen Namen — ſo viel mir bekannt iſt — zum erſten Mal. Ganz unberufen, weder der Autor noch das Publikum gewannen dabey, und das vom Verleger auf den Titel der holländiſchen Briefe geſetzte Th. H. gab dem Anzeiger kein Recht dazu. Später hielt es der wackre Gerhard Fleiſcher in Leipzig für zweckmäßiger, meinen Namen ausgeſchrieben unter eine Kleinigkeit in ſeiner Minerva zu ſetzen, und nun war mein Incognito eine Mummerey, die eben ſo gegen mein weibliches Gefühl ſtreitet, wie die Autorſchaft ſelbſt.

„Ich nenne mich deshalb jetzt, aus denſelben Gründen, warum ich ſo lange ungenennt zu bleiben wünſchte. Daß die Schriftſtellerin eine rüſtige Hausmutter ſeyn könne, wird dem Publikum zu glauben ſehr ſchwer, deswegen verſchwieg ich meine litterariſche Beſchäftigung, ſo lange das zu ſeyn mein Beruf war. Die greiſende Matrone hat nun keinen Hausſtand mehr, ſie kann jetzt noch Mutter-Pflichten *erfüllen*, indem ſie ſchreibt; nicht ſie *vernachläſſigen*. Allein in der Zeit, wo ich ungenannt vor meine Leſer trat, und jetzt, da ich mich nenne, geſchah es gewiſſenhaft und beſcheiden; gewiſſenhaft, weil ich mit dieſen Blättern in der Hand, ſo wie mit allen Thaten meines Lebens vor meinem innern Richter ſtehe, und vor Jenem erſcheinen werde, und beſcheiden, weil ich weiß, wie weit ich, ſelbſt in dieſem geringfügigen Zweig meiner Dichtungsgattung, unter dem Ideale zurückbleibe."

Engliſcher Literaturbericht vom Jannar 1819.

(Fortſetzung.)

2. Poeſie.

Von den Tales of my Landlord iſt ſchon eine dritte Series in vier Bänden bereits bedeutend vorgerückt.

Florence Macarthy: an Irish Tale. By Lady Morgan. 12. 4 Voll. Der Roman ſpannt die Erwartung, weil es hieß, die Verf. werde darin auch eine kleine literariſche Rache gegen die Kritiker, die ſie ſo ſcharf und zum Theil unbarmherzig mitgenommen haben, ausüben. Wirklich ſollen ſie in einzelnen der hier geſchilderten Charaktere ziemlich kenntlich gemacht ſeyn. Was die Novelle ſelbſt anlangt, ſo verweilt die Verf. etwas zu umſtändlich bey der Ausmahlung einzelner Scenen, ſo daß dadurch leicht der Faden des Ganzen verloren geht. Die Verwickelung iſt frappant genug, vielleicht etwas unwahrſcheinlich. Ein Umriß derſelben mag hier folgen: In einem Schiffe, das zu Dublin wegen widriger Winde landet, befinden ſich zwey Perſonen, die ſich anfangs einander völlig unbekannt ſind: der eine iſt der Befehlshaber und Eigenthümer des Schiffes ſelbſt, das il Librador heißt, ein berühmter Guerillas-Heerführer, ſüdamerikaniſcher Independent; der andre ein junger Engländer, De Vere, ein ſeltſames Ge-

miſch von Philoſoph, Phantaſt, Elegant und Dichter. (Einige meynen, Byron werde in ihm charakteriſirt). Beyde beſchließen, bis Buttevant zu Lande weiter zu reiſen, verſchmähen aber die Reiſegeſellſchaft der alten Lady Magillicuddy mit rother Naſe und grüner Brille, die ſo gern den dritten Platz im Wagen haben möchte. Mit dieſem widerlichen Frauenbilde treffen ſie gleichwol unterwegs zu ihrem höchſten Verdruß häufig zuſammen. Ihre Geſpräche und Bemerkungen über Wege, das Ausſehn des Landes und die Beſchaffenheit der Wirthe, vertreten die Stelle der Abentheuer, ohne welche ſie das ſüdliche Irland erreichen. Hier wünſcht der Commodore den zu Kauf ausgebotenen Landſitz Court Fitzadelm zu erſtehen, und beſucht deshalb den Mäkler Darby Crawley, der mit ſeinen Brüdern und Söhnen durch knechtiſche Ergebenheit gegen die Regierung und durch Bedrückung des Volkes zu Wohlſtand gekommen iſt. Die verwittwete Markiſin von Dunore, welche die Eignerin des Gutes iſt, beſucht mit einer Geſellſchaft ſehr origineller Perſonen (ein wüthender Theaterdilettant, ein Patriot ꝛc. ſind darunter) ihre irländiſchen Landgüter. Auf dem Schloſſe, wo ſie abgeſtiegen iſt, macht ihr der Commodore ſeine Aufwartung als General Fitzwalter, und Lady Clancare, eine Urenkelin des großen irländiſchen Feldherrn Macarthy More. Dieſe iſt die Heldin der Novelle; es läßt ſich an einzelnen Zügen nicht verkennen, daß die Dichterin in ihr ſich ſelbſt zeichnen wollte. Kabalen des Mäklers, der längſt Lady Clancare und den General Fitzwalter gehaßt hat, bleiben erfolglos. In dem General entdeckt ſich endlich der Marquis von Dunore ſelbſt, deſſen Abſicht war, unter dieſer Verhüllung ſeine erblichen Anſprüche deſto vorſichtiger zu verfolgen, die Lady Clancare, ſonſt Florence Macarthy, iſt, ohne daß er es weiß, ſeine ihm angetraute Gemahlin. Beyde gelangen wieder in den Beſitz ihrer väterlichen Beſitzungen. De Vere iſt, wie ſich ausweiſt, ſein Couſin, der Lord Adelm, und die Mrs. Magillicuddy ebenfalls eine Macarthy. — Lady Morgan hat in dieſer Novelle wieder ihre politiſche Meynung geltend gemacht. Sie iſt für das Volk wider die Regierung, ſie ergießt ihre Klagen beſonders über die ſchlechte Regierung Irlands. — Die erſte Auflage des Werks iſt bereits bey ihrem Erſcheinen vergriffen, und es wird daher an einer zweyten gedruckt.

Replies to the Letters of the Fudge Family in Paris. Edited by Thomas Brown. 12. 165 S. Es iſt die Fortſetzung der im Literaturblatt 1818 Aug. No. 30. angezeigten politiſchen Satyren. Sie geben den frühern an Witz nichts nach, und ſind, wie ſie, antiminiſteriell. Lady Mary M. und Miß Dolly Delaney antworten der Miß Biddy, Mylord C—gh dem Philipp, Richard Renegade dem Bob, William Veritas dem Patrioten Phelim Connor, Timothy Spindrain dem David Longmetre, und Tim. Fudge, ein angehender Advocat, ſeinem Bruder Philipp. Genialität können ſelbſt die eifrigſten Miniſteriellen dieſen Verſen nicht abſprechen Ihnen ſagt die Liebesgeſchichte zwiſchen Spinbrain und Mary M. am meiſten zu.

3. Geſchichte.

The Lifes and Adventures of Antar (von welchem das Morgenblatt Auszüge gegeben hat). Antar war ein berühmtes Oberhaupt der Beduinenaraber, dabey Kriegsheld und Dichter, der wenige Jahre vor der muhamedaniſchen Zeitrechnung blühte. Das genannte im Druck befindliche Werk iſt eine Ueberſetzung aus dem Arabiſchen, von T. Hamilton, dem morgenländiſchen Sekretär in der brittiſchen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel.

A Series of Portraits of the Emperors of Turkey, from the Fundation of the Monarchy to the Year 1815. By John Young, groß Folio. 132 S. Dies Prachtwerk iſt dem Prinzen Regenten zugeeignet. Ungeachtet des Verbots des muhamedaniſchen Geſetzes wurden Portraits der ottomaniſchen Familie in Conſtantinopel gemahlt und im Schatze des Sultans aufbewahrt, wo ſie ganz unzugänglich blieben, bis auf Veranlaſſung des verſtorbenen Selim III., eines Kunſtfreundes, das türkiſche Gouvernement im Jahr 1806 ſeinem Geſandten in London eine Kiſte mit Copien jener Portraits und dem Auftrage überſchickte, ſie durch einen engliſchen Künſtler in Kupfer ſtechen zu laſſen. Man wandte ſich an Young, und die erſte Probe, die dieſer mit Othman, dem Gründer der Dynaſtie, machte, gefiel ſo ſehr, daß er die Einladung erhielt, die ganze Reihe auszuarbeiten, jedoch unter der Verbindlichkeit der höchſten Diſcretion und des Abzugs ſehr weniger Exemplare. Young arbeitete in Mezzotinto und war fleißig. Selims Tod ꝛc. unterbrach das Unternehmen, welches einige Jahre ruhte, bis Young es aus eigenem Antriebe und mit Eifer wieder fortſetzte, und die ganze Folge der Copien, welche ein ſehr talentvoller griechiſcher Bauer unter unmittelbarer Aufſicht Selims entworfen hatte, beendigte. Das Werk ward dem jetzigen Sultan vorgelegt, und mit kaiſerlicher Freygebigkeit belohnt. Zugleich wurde Young in Stand geſetzt, die beyden Nachfolger Selims beyzufügen. Die beigefügten engliſchen und franzöſiſchen biographiſchen Notizen ſind aus Vignetten der türkiſchen Copien und ſehr gut beſchrieben. Folgende Ueberſicht aller türkiſchen Dynaſten ſchien mir in mehr als einer Hinſicht bemerkenswerth:

Othman regierte von 1298 bis 1325.
Orchan — — 1325 — 1358.
Amurath I. — — 1358 — 1389.
Bajazet I. — — 1389 — 1403.
Mahomet I. — — 1403 — 1421.
Amurath II. — — 1421 — 1451.
Mahomet II. — — 1451 — 1481.
Bajazet II. — — 1481 — 1512.
Selim I. — — 1512 — 1520.
Soliman I. — — 1520 — 1566.
Selim II. — — 1566 — 1574.
Amurath III. — — 1574 — 1595.
Mahomet III. — — 1595 — 1604.
Achmet I. — — 1604 — 1617.
Muſtapha I. — — 1617 — 1622.
Othman II. (während deſſen Regierung Muſtapha in einem Thurm gefangen ſaß) regierte 1621.
Amurath IV. — — 1623 — 1640.
Ibrahim — — 1640 — 1649.
Mahomet IV. — — 1649 — 1987.
Soliman II. — — 1687 — 1690.
Achmet II. — — 1690 — 1695.
Muſtapha II. — — 1695 — 1703.
Achmet III. — — 1703 — 1730.
Mahomet V. — — 1730 — 1754.
Othmen III. — — 1754 — 1757.
Muſtapha III. — — 1757 — 1774.
Achmet VI. — — 1774 — 1789.
Selim III. — — 1789 — 1807.
Muſtapha IV. — — 1807 — 1808.
Mahmud iſt gegenwärtig regierender Sultan.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Schauſpiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Ueberſetzt von Ernſt Friedrich Otto von der Malsburg. Erſter Band. Leipzig, bey Brockhaus, 1819. LXX und 366 S. 8.

Außer der langen, blumenreichen und zum Theil myſtiſchen Vorrede, welche den berühmten Spanier lobpreißt, enthält dieſer Band zwey Komödien: Es iſt beſſer als es war, und: Es iſt ſchlimmer als es war. Mit dem Ueberſetzen des Calderon ſcheint es in Deutſchland ſchlimmer zu werden, als es war: denn ſowol in der Wahl der Stücke, als in der Uebertragung ſtehet Herr v. M. ſeinen Vorgängern, Schlegel und Gries, offenbar nach. Die beyden Luſtſpiele: Mejor está que estaba und Peor está que estaba, ſind nicht nur, wie die meiſten ſpaniſchen Intriguenſtücke, ohne ſcharf geſchiedene Charaktere, ſondern die Intrigue ſelbſt iſt auch in beyden von einer ſehr geringen komiſchen Kraft. In dem einen wie in dem andern iſt die Hauptperſon ein Ritter, welcher ſeinen Rival im Zweykampf getödtet hat. Er wird geſucht, verbirgt ſich, geräth in Liebesabentheuer, wird verwechſelt, zieht Damen in ſeine Verlegenheiten, und wird endlich erkannt. Dieſe Verlegenheiten ſind, auf Seiten der Damen beſonders, ſo ernſtlich, es ſteht dabey ihre Ehre ſo offenbar auf dem Spiel, und ſie ſprechen ihre Klagen darüber ſo tragiſch aus, daß die Verwickelungen, wodurch ſie in dieſe peinigenden Lagen gerathen, wenn ſie auch der Verſtand als geiſtreich anerkennen muß, doch nicht echt komiſch zu wirken im Stande ſind. Die Stelle des Witzes, der dem Luſtſpiel ſo unentbehrlich iſt, vertritt meiſt eine weitausholende, ſpitzige Dialectik und einige Späße des Grazioſo, die ſelten glücklich ſind.

Die Ueberſetzungs-Methode des Herrn v. M. iſt dieſenige ſclaviſche Nachbildung der metriſchen Formen Calderons, welche die Hall. Lit. Zeit. an Gries mit Gründen getadelt hat, die dem Rec. unwiderleglich ſcheinen. Jene Formen ſind im Originale ſo künſtlich, daß es ein Wunder des Zufalls wäre, wenn ſie in unſerer, der ſpaniſchen ſo ganz unähnlichen Sprache treu nachgebildet werden könnten, ohne daß entweder ihr, oder dem Gedanken Calderons Gewalt geſchähe. Wie oft der Ueberſetzer das Letztgenannte gethan, das nachzuweiſen würde Anführungen und Vergleichungen nöthig machen, wozu es hier an Raume gebricht. In den erſtgedachten Fehler iſt er ziemlich auf jeder Seite verfallen.

> Sagt, daß mir der Tod begann,

muß (S. 331) einen Reim auf kann hergeben. S. 332. heißt es:

> — Ihr (der Liſarda) Glanz iſt Meeresſtille,
> Der Keine nahen dürfe,
> Daß ſie ſie nicht gleich wie ein Wächslein ſchlürfe.

S. 323. ſteht:

> Iſt er's nicht, ſoll Liebe kämpfen,
> Und Unmöglichkeiten dämpfen.

Häufig ſind Verſe, wie S. 298.

> — — — was du umſonſt
> Später wünſchſt (wünſcheſt) zurückzuzaubern.

Man muß ein Ruſſe ſeyn, um ſchſtz auszuſprechen. S. 293. finden wir:

> Denn ich hörte ſelbſt ein Brauſen
> Und ein Gehn, dann, wie wenn Einer
> Sich vom Fenſter ſchwingt, ein ſauſen.

Ja, gleich die erſte Seite der Ueberſetzung zeigt, was man in Hinſicht der freyen Bewegung der Sprache zu erwarten habe:

> Herrin, was geſchah (dir) zu Leide?
> Wenn ich's denkend ſchon verſcheide,
> Sprich, was würd' ich, ſollt' ich's ſagen?

In der Vorrede S. XXXIX. ſagt Herr v. M.: „Es iſt der deutſchen Poeſie weder etwas Unmögliches, noch etwas Schweres, ſich in den Formen der Romantiker aller dichteriſchen neuen (neueren) Völker mit Leichtigkeit, Freyheit und Natur zu bewegen. Bey der Ueberſetzung wird zwar manche Feſſel dadurch bereitet, doch das iſt ja der ſchönſte Sieg, den die dichteriſche Freyheit in den zarten Blumenbanden, die ſie umſchlingen, erringt, wenn ſie dieſelben zu Kränzen um ihr wallendes Haar zu winden weiß, womit ſie zum Himmel ſiegt.“ Blätter, wie die obigen, taugen durchaus nicht in einen ſolchen Siegerkranz. Der Bühnenwirkung der Luſtſpiele aber, an welche der Ueberſetzer nach S. LXVI ff. glaubt, dafern man dieß und das ſtreichen wollte, ſind ſie ein tödtliches Gift. Wenn da nur irgend einmal eine Dame in der Verlegenheit ſpricht: Ich verſcheide, anſtatt: ich ſterbe, ich vergehe; ſo kommt uns das ſchon hölzern vor, ungefähr wie es einem Franzoſen vorkommen würde, wenn die Actrice ſtatt: je me meurs, ſprechen müßte: je décède.

Rechtswiſſenſchaft.

Ueber das Brauchbare in der franzöſiſchen Kriminal-Gerichtsverfaſſung und Proceßordnung, zur Aufnahme in das preußiſche Rechts-Syſtem. Von dem Präſidenten Friedrich Wilhelm von Rappard zu Hamm. 1817. 39 S. 8.

Eine preußiſche Literaturzeitung, (die Hall. No. 64.) nennt es eine beachtenswerthe Erſcheinung, daß faſt alle

preußiſche Juriſten, welche aus eigner Erfahrung das preuſſiſche Verfahren kennen, ſich im Allgemeinen und Weſentlichen gegen deſſen Vertauſchung mit dem franzöſiſchen Verfahren erklärt haben, welches bekanntlich die unter preuſſiſche Botmäßigkeit gefallenen Rheinprovinzen nicht gern fahren laſſen wollen. Dieſe Erſcheinung iſt ganz in der Ordnung: denn wie eine preußiſche Literaturzeitung gedachte preußiſche Erſcheinung, ſo mögen billig auch „faſt alle“ preußiſche Juriſten, welche das preußiſche Verfahren aus eigner preußiſcher Erfahrung kennen, dagegen aber das franzöſiſche ſo gut wie gar nicht verſtehen, dem preußiſchen Verfahren vor dem franzöſiſchen den Vorzug geben. Aber der Herr Präſident v. R., ſo rückſichtsvoll er auch in der Einkleidung ſeiner Abhandlung ſich zeigt, ſcheint es doch mit dieſem Vorzug nicht ſo recht ernſtlich zu meynen; denn es ſind Hauptpunkte, welche er aus dem franzöſiſchen Strafrechtsprozeſſe in den preußiſchen aufzunehmen vorſchlägt. Er will, freylich mit deutſcher Halbſchierigkeit, vulgo Modifikationen genannt, Oeffentlichkeit des Verfahrens, und Verfolgung der Verbrecher vor Gericht durch das ministère public. Zwey Dinge, welche mit dem Strafgerichts-Verfahren auf Miniſterial-Reſcripte oder gar auf Hof- und Kabinetsordern in praxi gänzlich unverträglich ſind. Genau betrachtet aber iſt die halbſchierige Oeffentlichkeit, die er vorſchlägt, nur ſcheinbar. Der Zweck aller Oeffentlichkeit iſt, eine ſolche Theilnahme des Publikums an der Sache zu erregen, welche den Richter von der Ungerechtigkeit abſchrecke, ihn Geſchicklichkeit zu zeigen (und folglich auch zu beſitzen) anhalte, und ſo die Rechte des beſchuldigten wie des klagenden Theils ſicherer ſtelle. Wo aber ſoll eine ſolche Theilnahme herkommen, wenn man nur a) bey dem Vortrage des Aktenauszugs, b) bey der Vernehmung der Zeugen, und c) bey Publikation des Erkenntniſſes die Thüren vom Tempel der Themis öfnen will? Den lebendigen Conflikt von Anklage und Vertheidigung, das ſchlichtende Einſchreiten des Richteramts, das ganze Drama des Criminalprozeſſes muß öffentlich geſpielt werden, wenn das Publikum ſich zahlreich einfinden und lebhaft Theil nehmen ſoll. Des Herrn v. R's Oeffentlichkeit gleicht ungefähr dem Verſuche, jemanden ſtatt eines Buchs einen bloßen unverbürgten Index davon, und ein fremdes Urtheil darüber mitzutheilen, um ihn für das Buch zu intereſſiren.

Die Geſchwornen-Gerichte will Hr. v. R. nicht, weil ſie — ohne Gründe entſcheiden. Wenn ſie das thun, ſo ſind ſie freylich den Henker nicht werth. Aber die vel quasi gelehrten Richter, die, einzig von den Miniſtern abhängig, aus ſchlechten Gründen ſchlecht rechtſprechen, oder die (wie nach Hrn. Grävells vielbeſprochener Selbſtbiographie (S. 2.) die Herren Oberlandes-Gerichtsräthe zu Soldin) wider den Referenten votiren, damit er nicht einer „autormäßigen Superiorität“ über ſie ſich anmaßen möge — die ſind noch viel häßlichere Figuren im Gemählde der Staatsgeſellſchaft. Das Inſtitut der Jury, worüber ſeit Feuerbachs bekannter Schrift ſo viel geſtritten worden iſt, ſcheint dem Herrn W., ſoviel den rechtsphiloſophiſchen Begriff deſſelben betrifft, noch eine terra incognita zu ſeyn. Er hat ſeine Beziehung zur Politik von der rein prozeßrechtlichen noch nicht geſchieden. Der Staat ſoll die heilige Gerechtigkeit verwalten, aber nicht der Regent, der Hof, das Miniſterium ꝛc. durch die in ihrem Lohn und Brod ſtehenden Diener über Leben, Ehr' und Eigenthum ſchalten. Darum ſollen die vom Staate angeſtellten rechtsgelehrten Richter in Hinſicht des Urtheils über die thatſächliche Wahrheit des Falles gebunden ſeyn an den Ausſpruch unbeſoldeter, und von dem Angeſchuldigten durch Nichtgebrauch des ausgedehnten Verwerfungsrechtes gleichſam miterwählter Richter von geſundem Menſchenverſtande. Der Zweck iſt gut, er ſcheint unerläßlich in einer Zeit, wo die Klagen über Staatsbeamtenunbill faſt die Ohren des Publikums zerſprengen, und ſein Mißtrauen gegen die gens à gages auf das höchſte treiben. Es mag vielleicht im Reiche der Möglichkeit zu ſeiner Erreichung beſſere Mittel geben, als die Jury des franzöſiſchen Prozeßrechtes iſt. Aber im preußiſchen Criminalverfahren iſt gar keins vorhanden; es iſt dabey an dieſen Zweck einer Staatskunſt, wie ſie für das Jahrhundert der „wiedererlangten deutſchen Freyheit“ ſich ziemet, gar nicht gedacht, und daher iſt es wohl natürlich, daß die Rheinpreußiſchen Juriſten (von den reinpreußiſchen wohl zu unterſcheiden) an ihrer Jury hängen wie am Leben. Was man auch immer gegen dieſelbe zu Markt bringt; immer haben ſie die Antwort bereit: Man geb' uns etwas Beſſeres zu Sicherung vor Söldnerwillkühr! Schlecht Wetter iſt beſſer als gar keins; denn gar kein Wetter iſt der jüngſte Tag. — Daß der Herr W. nicht zum beſten ſtyliſirt, zeigt der Titel, welcher heißen müßte: Ueber dasjenige, was in der franzöſ. K. u. P. O. zur Aufnahme in das pr. R. S. brauchbar iſt. In verbis simus faciles, zumal mit den realiſtiſchen Geſchäftsmännern.

Dichtkunſt.

Das Gottesurtheil. Rittergedicht in fünf Geſängen, von Luiſe Brachmann, Leipzig, 1818. bey Hinrichs.

Der Ritter Graf Hugo von Regenſtein raubt Adelgunden, die Tochter des Grafen Kuno von Käfernburg, vom Altar weg, wo ſie mit dem jungen Grafen von Orlamünd vermählt werden ſollte, und flieht mit ihr auf ſeine Burg. Wie billig überzieht man ihn dafür mit Krieg; aber der Himmel ſcheint einer ungerechten Sache hold zu ſeyn; die Feſtigkeit des Regenſteins und Hugo's Tapferkeit trotzen allen Angriffen, und die Belagerer müſſen abziehen. Vater und Bräutigam ſchlagen nun den Weg des Rechts ein; aber ſey es nun, daß Hugo geheime Freunde hatte, oder daß der Kaiſer ſeiner früheren Waffenthaten dachte, oder auch, daß mancher gute Rechtsgrund für ihn ſprach, der ſich laut zu werden ſcheute:

> Gnug. Tag für Tag blieb die Entſcheidung liegen,
> Laut rief die Klage, doch die Richter ſchwiegen.

Während ſo Hugo und Adelgunde des Glückes der Liebe genoſſen, regten die Beleidigten für ihre Sache die heilige Vehm auf, Hugo wurde auf die bekannte ſchauerliche Weiſe geladen, und mußte ſich endlich zum Erſcheinen entſchlieſſen, als er wahrnahm, daß Diener des furchtbaren Gerichts ſelbſt unter der Mannſchaft ſeiner Burg verborgen waren, deren Einer ſich ihm als ſolchen zu erkennen gab, und zum Begleiter anbot. Er erſcheint, und vertheidiget ſeine Sache mit der Behauptung: daß Adelgunde ihm früher, als dem Grafen von Orlamünd, von ihrem Vater zur Gattin verſprochen worden ſey. Einer der Vehmrichter

bezeugt die Wahrheit davon, und ſpricht für ihn. Die Gemüther ſchwanken; aber Parteygeiſt und Nepotismus ſiegen durch die Mehrzahl. Hugo wird verdammt. Da ruft er Gott zum Richter auf, eilt an den Eingang des Bezirks, ſchwingt ſich auf ſein Roß, und ſetzt in einen tiefen Abgrund hinunter. Ein Wunder erhält ihn friſch und geſund ſammt dem treuen Roß. Die Vehm erkennt ihren Irrthum, und die Liebenden bleiben vereint:

> Denn Gottes Urtheil ſteht, den Kampf zu ſchlichten,
> Hoch über allen menſchlichen Gerichten.

Die Fabel iſt, wie man ſieht, höchſt einfach, und wird denjenigen matt vorkommen, welche in dem modernen, romantiſchen Epos abentheuerliche Begebenheiten, buntes Gemiſch der Geſtalten und wunderbarliche Mithandlungen einer phantaſtiſchen Zauberwelt fordern. Aber die Dichterin hat bewieſen, daß auch die längere Romanze dieſer Hebel entbehren, und ſtatt vieler Wunderbarkeiten mit einem einzigen, gewichtigen Wunder ausreichen könne, wie die Tragödie ſtatt vieler Begebenheiten mit Einer gediegenen That. Die Hauptſache bleibt immer, daß die Handlung der Romanze, ohne dramatiſche Form, dramatiſches Leben, dramatiſche Bewegung erhalte; und das hat dieſer ihre Schöpferin durch wohlberechnete, kunſtſinnige Behandlung zu ertheilen gewußt. Das Hauptmittel, deſſen ſie ſich bedient hat, iſt die geſchickte, nicht dichteriſche Beſchreibung des Streites (der Waffen ſowol als der Gründe), und der im Leſer bis dicht an den Ausgang ſorgfältig genährte Zweifel, auf weſſen Seite das Recht ſey. Wir fangen damit an, den Brauträuber zu verabſcheuen. Seine Tapferkeit mildert dieſes Gefühl. Unſere Theilnahme ſteigt, als wir ſehen, daß er von Adelgunden geliebt iſt. Wir wünſchen, daß er ſich rechtfertigen möge. Er thut es, wir zagen um ihn, und das Wunder des Himmels, welches ihn rettet, befriedigt uns. Soll Rec. an dieſer Behandlung des Ganzen etwas tadeln, ſo iſt es einzig der Umſtand, daß die Dichterin den Streit vor dem öffentlichen Gericht, vor Kaiſer und Reich, nicht eben ſo lebendig vor unſer inneres Auge gebracht hat, als den Kampf der Waffen und den Streit vor der heiligen Vehm. Sie fertigt den eigentlichen Prozeß blos mit einer kurzen, ſchier trockenen Erwähnung ab, anſtatt uns deſſen feyerliche Scene zu eröffnen, welche zu dem Schlachtſtück der Belagerung und dem Nachtſtück des heimlichen Gerichts ein ſehr gutes, dem Kunſtzweck gemäßes Mittelbild gegeben haben würde. Das Gedicht iſt in ſchönen, regelmäßigen, achtzeiligen Stanzen geſchrieben, und die Sprache eben ſo poetiſch, als frey von aller modiſchen Ziererey und Verbrämung. Flecken, wie z. B. das zweymal gleich aufeinander wiederholte bald (S. 79.) ſind ſelten. Die typographiſche Form iſt geſchmackvoll und elegant.

Engliſcher Literaturbericht vom Januar 1819.

(Beſchluß.)

4. Geographie und Reiſebeſchreibungen.

F. Hall, der Verf. der bereits angezeigten Reiſen nach Canada, war der Kriegsſekretär des Generals Wilſon, Gouverneurs von Canada.

Es wird nächſtens erſcheinen: A Voyage of Discovery to the Arctic Regions, in Search of a Northweſt Paſsage, in his Majeſty's Ships Iſabella and Alexander. By Capitain John Roſs, Commander of the Expedition. 4. mit vielen Kupfern und Karten. Nach den wenigen Proben, die davon bekannt geworden ſind, zieht dieſes Werk die größte Aufmerkſamkeit nicht blos wegen ſeiner Belehrung, ſondern auch wegen ſeiner Unterhaltung auf ſich. Einen erſchütternden Eindruck von den großartigen Erſcheinungen dieſer entlegenen Länder und Meere, hat Ackermann kürzlich durch ein Kupfer zu ſeinem Repoſitory Jan. 1819 gegeben. Die Sonne leuchtet wie eine halbe Kugel um Mitternacht durch das dichte Dunkel, der Ocean ſieht aus wie vom Monde beleuchtet; was man in der pechſchwarzen Farbe, die Himmel und Meer verhüllt, erkennt, ſind ungeheure Eismaſſen, daneben große und kleine Eisinſeln. Ein früherer Reiſender, Macken, hatte ſchon einmal dieſen Anblick, Lord Mulgrave (Kapitän Philipps) bezweifelte die Wahrheit; ſein Aufenthalt in den Polargegenden war auch nur kurz. — Das Merkwürdigſte von Roß Reiſe iſt die Entdeckung einer Menſchenanſiedlung an den nördlichen Küſten von Baffins-Bay, unſtreitig der dümmſten Menſchen auf dieſer Erde. Man fragte die Einzelnen, die man traf, nach der Zahl ihres Volks, doch ſie hatten weder einen Begriff von Zahlen noch überhaupt einen entſprechenden Ausdruck zur Beantwortung der Frage. Sie ſtahlen am offnen Tage, und ſchienen dieß für erlaubt zu halten. Doch was einer einmal in den Händen gehabt, und war es nur ein Stock, das konnte er ruhig liegen laſſen, kein Anderer entwandte es ihm wieder. Bey dieſen Diebſtählen benahmen ſie ſich höchſt ungeſchickt. Man fand bey ihnen Meſſer oder vielmehr Sägen, deren Griff ganz unerträglich nach ranzigem Oel roch, und die höchſt roh und plump verfertigt waren. Das Eiſen, das ſie dazu gebrauchen, hat man ſeitdem unterſucht, und durch den Umſtand, daß es Nickel enthielt, aufmerkſam geworden, ausgemittelt, daß es Meteoreiſen ſey. Man hält es, vielleicht etwas zu voreilig, für möglich, durch dieſe Entdeckung den merkwürdigen Erſcheinungen des Magnetismus und der Abweichung der Nadel näher auf die Spur zu kommen. Vögel machen die Hauptnahrung dieſes einſamen Volks. Der nördlichſte Punkt der Baffin's-Bay ſoll im 78. Breitengrade und dort keine nordweſtliche Durchfahrt ſeyn. Der Eſkimaux, welcher als Dollmetſcher die Reiſe mitmachte, John Sackhouſe, hatte ein glückliches Talent im Zeichnen, und viele ſeiner höchſt charakteriſtiſchen und getreuen Skizzen werden mit jener Reiſebeſchreibung herausgegeben werden. Leider iſt ihr Urheber unterwegs vermuthlich umgekommen, wenigſtens verloren; er fuhr mit einem Boote eine Strecke ins Meer und ward nicht wieder geſehen. — Wie begierig man auch in Deutſchland auf dieſe Reiſe ſeyn muß, beweiſt ſich daraus, daß bereits zwey deutſche Ueberſetzungen verſprochen ſind, von Fleiſcher in Leipzig und dem bekannten Reiſenden und Glottographen Nemnich in Hamburg, welcher letztere wohl einen entſchiedenen Beruf zu ſolchen Arbeiten hat.

Ferner wird nächſtens erſcheinen: A Geographical and Statiſtical Deſcription of Scotland. By James Playfair. Der Verf. iſt Hiſtoriograph Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Regenten. — Account of the Weſtern Iſles of Scotland, particularly with regard to Geology. By I. Macculloch. 2 Voll. 8. Der Verf. iſt ein ge-

ſchickter Arzt. Auch Bemerkungen über Antiquitäten, über die Landwirthſchaft finden ſich in dem Werke. Ein Quartband erläuternder Kupfer begleiten daſſelbe.

A Journey to Rome and Naples, performed in 1817. By Henry Saſs. 8. 400 S. Dieſe im Literaturbl. 1818, April No. 15. angekündigte Reiſebeſchreibung iſt jetzt herausgekommen. Der etwas anmaßende Titel verſpricht noch einen Bericht über den gegenwärtigen geſelligen Zuſtand und über die ſchönen Künſte in Italien, und rührt alſo ſchwerlich von dem beſcheidnen Verfaſſer, der ein junger angehender Mahler zu ſeyn ſcheint, her. Denn von dem erſtern findet man in dem Werke ſelbſt keine Spur. Auch möchten ſolche Nachrichten einem Reiſenden ſchwer werden, da die Italiäner theils aus Armuth, theils aus Nationalſitte und politiſchem Vorurtheil mit den zahlloſen Fremden, die ihr klaſſiſches Land heimſuchen, jeden genauern häuslichen Umgang vermeiden. Bemerkungen über ſchöne Künſte finden ſich in dem ganzen Buche ſo gut als gar keine, und die Einleitung, die von ihnen handelt, hält ſich zu ſehr an allgemeine Sätze, um einen beſondern Werth zu haben. Namen und ausländiſche Wörter findet man ſehr häufig verkehrt geſchrieben, was auch die Schuld des Setzers ſeyn kann; übrigens athmet das Buch einen warmen und ungezierten Sinn für alles Gute und Schöne. Der Verf. übertreibt ſeine Vorliebe für Frankreich, das er überall in einem roſenfarbenen Glanze ſieht. Von Turin und Genua bemerkt er, daß der König von Sardinien dort durchaus nicht beliebt iſt. Er beſchwert ſich über das ſchlechte Reiſen in Italien; doch mag er ſelbſt wegen der Wahl des Weges daran Schuld ſeyn. So ging er zu Waſſer in einer Feluke von Genua nach Livorno, und von da über Piſa nach Rom, ohne Florenz zu berühren. Er ſah alſo vielleicht die ſchönſte Landſtraße in Europa nicht, von Turin über Mailand und Bologna; er nahm den ſchlechten Weg über Radiſocani, ſtatt über Florenz zu gehen und den viel beſſern Weg von Perugia wahrzunehmen. In Rom ſchweift ſeine Begeiſterung für das Antike etwas über die Gränzen. Er klagt bitter über die Römer, die ſich nicht ſcheuten, aus den Trümmern der alten Roma ihre modernen Paläſte aufzuführen. Auswärtige nehmen ſich jetzt der Ueberreſte des Alterthums an; hoch und mit Pracht preiſt Saſſ in dieſer Hinſicht die Herzogin von Devonſhire, deren Ausgrabungen auf dem Forum von dem glänzendſten Erfolg geweſen ſind. Die edle Frau hat ſeitdem eine Prachtausgabe von Horazens Reiſe nach Brundusium durch Bodoni zu Parma mit einer trefflichen italiäniſchen Ueberſetzung und vielen zum Theil unvergleichlich ſchönen erläuternden Kupfern beſorgen laſſen, wo man nur bedauern muß, daß das Werk für das größere Publikum zu koſtbar iſt. Jetzt hat ſie Erläuterungen der Aeneide im Werke. — Sehr traurig für jeden Verehrer der Kunſt iſt, was Saſſ von Portici und der Sixtiniſchen Kapelle ſagt: „Die ſtrafbarſte Vernachläſſigung, die blindeſte Gleichgültigkeit iſt der päpſtlichen Regierung vorzuwerfen. Während man darüber ein Geſchrey erhob, daß die Statuen nach Frankreich geſchafft wurden, wo man ſie doch viel beſſer ſehen konnte, und während mit erzwungener Heftigkeit ihre Zurückgabe verlangt wurde, duldet man jetzt, daß die ſchönen Werke, die nicht fortgeführt werden konnten, ſo verletzt werden, daß an keine Wiederherſtellung zu denken iſt. Die Gemählde Raphael's aus der Bibel im Corridor, ſind vom Dampf faſt zerſtört, die in den Zimmern ſchiefern und fallen aus derſelben Urſache von den Mauern ab (wer weiß, was Freskomahlerey iſt, wird bey dieſer Nachricht zittern). Und eine hölzerne Maſchine iſt zu irgend einem frivolen Zweck aufgerichtet und angenagelt an dieſelbe Mauer in der Sixtiniſchen Kapelle, welche einen Theil des jüngſten Gerichts, und zwar die ſchönſten Gruppen, die es gibt, bedeckt. Die Erhaltung ſolcher Werke iſt nicht blos Sache der Nation, ſondern Welt und Nachkommen ſind dabey betheiligt.“ Auf ſeiner Reiſe von Rom nach Neapel ward Saſſ von Räubern überfallen. Er bemerkt dabey, daß die Franzoſen Italien ganz von Räubern, faſt ganz von Banditen geſäubert hatten, daß die jetzige Regierung von Neapel mit jenen unterhandle, und dieſe ihr blutiges Handwerk forttreiben laſſe. Der König habe, wie dieſes Syſtem des barbariſchen Mittelalters eine neapolitaniſche Zeitung ſchamlos genug ſelbſt geſtehe, zwey hundert Lſtrl. jährlich dem Chef einer Räuberbande bewilligt, um eine Straße in Calabrien rein zu halten! — Der Verf. übertreibt ſeine Bewunderung für Buonaparte und deſſen Anhang, während er Blücher dagegen für einen Halbmenſchen (a semibarbarian) hält!

A View of the Agricultural, Commercial and Financial Interests of Ceylon. By Anthony Bertolacci, Esq. 8. 577 S. 18 Sh. geh. Bisher lieferten nur Reiſende Nachrichten von Ceylon. So gab Knox eine bey dem langſamen Fortſchreiten der orientaliſchen Völker noch jetzt unverkennbar treue Schilderung des Theils der Inſel, der vom Könige von Candy regiert wird. Percival und Cordiner beſchrieben das Gebiet und die Einwohner des brittiſchen Theils; jener hat durch den Styl, dieſer durch die Genauigkeit ſeiner Angaben den Vorzug. Beyde ſagen indeß über Handel und die dadurch gewonnenen Staatseinkünfte nur wenig. Mit dieſen beſchäftigt ſich nun das vorliegende Werk insbeſondere. Sein Verfaſſer iſt ein geborner Corſe, und erhielt, als Corſika zu Anfange der franzöſiſchen Revolution im Beſitz der Engländer war, zuerſt auf dieſer Inſel eine Anſtellung. Als die Engländer von Corſika abzogen, begleitete er ſeinen Gönner Frederik North zuerſt nach England, dann nach Ceylon, wo er ſechzehn Jahre lang in verſchiedenen Fächern beſchäftigt wurde. Er arbeitete ſein Werk nach offiziellen Aktenſtücken aus, es iſt daher, wiewol etwas trocken und breit geſchrieben, doch ſehr belehrend. Eine neue, recht deutliche Karte von Kapitän Schneider iſt beygebunden. — Nach B. hat die Vaccination auch in Ceylon die Zunahme der Bevölkerung merklich befördert. Der großbritanniſche Theil zählt jetzt faſt eine Million Einwohner; die Staatseinkünfte belaufen ſich auf 2 bis 300,000 Lſtrl., die Ausgaben auf 3 bis 400,000 Lſtrl. Die politiſche Wichtigkeit dieſer Beſitzung rechtfertigt ein ſolches Mißverhältniß. B. hält die Inſel zum Reisbau ſehr geeignet. Der Nationalcharakter der Ceyloneſer iſt keinesweges liebenswürdig; ſie haben etwas Wildes und Heuchleriſches.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Theater.

Dramatiſches Sträußchen, für das Jahr 1819. Von J. F. Caſtelli. Vierter Jahrgang. Wien, bey Wallishauſſer.

Verkannte Treue, Drama in 3 Akten nach Pelletier Volmeranges. Einem Ehemanne wird durch zwey nichtswürdige Verwandte mit allzuleichter Mühe Verdacht gegen ſeine Gattin und ſeinen Freund beygebracht, und nachdem er ſich mit dem Freunde geſchoſſen (verſteht ſich: beyde fehl, wie der Poet), überzeugt ihn dieſer von ſeinem Unrecht. In dem ungenannten Lande, wo ſich das begibt, herrſcht eine ſeltſame Gerichtsverfaſſung. Der Ehemann, ein Graf, reicht ſeine Scheidungsklage bey dem Miniſter ein, und dieſer ſchickt ſeinen Sekretär, welcher die Parteyen und Zeugen vernimmt.

Die Zeche, oder Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon, eine Krähwinkliade in 1 Akt, nach einer wahren Anekdote. Daß der Gaſtwirth einen Reiſenden übertheuert, deshalb bey ſich ſelbſt, als dem Bürgermeiſter des Orts, verklagt wird, und, von der Beredſamkeit eines Barbiers und Winkeladvokaten bey ſeinem conſulariſchen Ehrgefühl angefaßt, ſich ſelbſt für einen ſpitzbübiſchen Wirth erklärt, um für einen großen Bürgermeiſter zu gelten: das iſt für eine Farce ein recht artiger Stoff, nur hätt' er beſſer mit Witz und Humor gewürzt werden müſſen, als Herr C. gethan hat. Hier einige Pröbchen: „Mein Sohn hat ein wichtiges Amt, er iſt Poſtillon, er iſt auf dem beſten Wege. (S. 138.) Die Börſe, die wir kluger Maaßen zu ebener Erde im Rathhaus-Saale angebracht haben, damit der Cours nicht höher ſteige. (S. 144.) Der Seilermeiſter Knopf contra den Bauerknecht Stöpſel, der ſich beſoffener Weiſe in ſeine geſpannten Stricke verſchlungen und ſie zerriſſen hat, — ein verwickelter Fall.“ (S. 159.) Für das kritiſche Richteramt ſind Fälle, wie der vorliegende, nicht verwickelt. Uebrigens iſt die angeblich wahre Anekdote, woraus dieß Produkt geſchaffen worden, auch ſchon in dem franzöſiſchen: La carte à payer, behandelt.

Narrheit und Narrerey, Luſtſpiel in 1 Akt nach Deſaugiers. In der Narren-Heilanſtalt eines berühmten Arztes wird ein Bräutigam für die Tochter und ein Irrſinniger aus unglücklicher Liebe erwartet; jener wird für dieſen genommen, und durch einen irrſinnigen Profeſſor der Phyſik, der ſich für den Herrn der Anſtalt hält, und alles verheirathen will, kommt es zu einer Verlobung, wobey der wirkliche Narrenarzt, den fixen Ideen ſich zum Schein fügend, ſelbſt den Notar ſpielt. Die Unterſchrift des erwünſchten Bräutigams klärt den Irrthum auf, und die pointe des Stücks iſt, daß der verrückte Profeſſor der Phyſik mit ſeiner Sucht, die Leute zu verheirathen, Klügeres bewirkte, als der kluge Arzt, der einen Liebhaber ſeiner Tochter für einen Narren hielt, den er heilen ſollte. In der Hand eines franzöſiſchen Vaudeville-Schreibers ein ergiebiger Stoff, überall Stahl und Stein zu den Witzfunken des Wortſpiels. Aber der Verdeutſcher ſcheint den Franzoſen kaum verſtanden zu haben.

Die hölzerne Uhr, Drama in 1 Akt, nach Bernard-Valville. Der Kern des Lachſtoffs iſt eine Wanduhr, in welcher ein verfolgter und hungriger Soldat der geſchlagenen feindlichen Armee von mitleidigen Weibern verſteckt wird, und ein Loch in dem Uhrkaſten, durch welches er herausgreift, und einem Knecht, welcher unmittelbar davor Tafel halten will, den Mundvorrath wegnimmt. Der Rührſtoff iſt die edle Denkungsart eines franzöſiſchen Invaliden, der den bey ihm verſteckten Feind der Strenge des ſiegreichen Generals entziehen will. Friedensnachricht macht, wie in Kotzebue's Stück, das Taſchenbuch, der Sache ein erwünſchtes Ende. Wozu Herr C. ſolche ausländiſche, dramatiſche Miſere in die deutſche Literatur verpflanzt hat, iſt nicht abzuſehen. Effekt, wie er ihn mit dem Aubri-Hunde und dem Fualdes-Morde hervorgebracht hat, kann er doch von ſo etwas unmöglich erwarten.

Zum Schluß iſt hier, ſein, ſeit 8—9 Jahren bekanntes Luſtſpiel: **Raphael**, anderweit abgedruckt. Es wiegt den ganzen übrigen Plunder auf, wenn ſchon ſolche Caſuren:

> Die Galathe, das A | bendmahl und auch die Schlacht.
> Mir mangelt jene frey | e Liebenswürdigkeit.

ſolche Sprachmängel:

> Ein jeder ſteigt allein und ſtatt ſich zu vereinen,
> Bewerfen jene, die ſich nahe ſind, (ſich) mit Steinen.

und ſolche Reime: gehn, Cäcilien, nicht daraus verſchwunden ſind. Von ſolchen Blumen, gleichviel, ob aus heimiſchem oder ausländiſchem Samen, binde Herr C. künftig ſeine dramatiſchen Sträußchen zuſammen. In dem gegenwärtigen nimmt ſich dieſer Raphael aus, wie ein Vergißmeinnicht unter Teiſtblumen. Und ſo iſt auch wohl der Wiederabdruck gemeint: Die Kritik ſoll nicht vergeſſen, daß Herr C. auf höheren Rang Anſpruch hat, als auf den eines Novitätenlieferanten. Aber simplex interpellatio non interrumpit praescriptionem. Wie wenn die Kritik mit dieſem Vergißmeinnicht thäte, wie Sophie von Malten in den Vertrauten:

> Sinnvoll, wie ich's erhielt, geb' ich es wieder zurück?

Deutſches Alterthum.

Forſchungen im Gebiete der Geſchichte, Alterthums- und Schriftenkunde Deutſchlands, von Julius Leichtlen. Erſte Folge; gedruckt mit Roſſet'ſchen Schriften. 1818. 8. 119 Seiten.

Unter dieſem Titel gedenkt der Hr. Verf. von Zeit zu Zeit aus dem reichen Gebiete der Geſchichte der Alterthums-

und Schriften-Kunde Deutſchlands Abhandlungen zur Beleh-rung zu liefern, wovon er mit dieſem Hefte einen intereſſanten Anfang gemacht hat. Aus der Abhandlung: „von dem römiſchen Zehndlande, zwiſchen Rhein, Main und Donau“ wollen wir unſern Leſern den Abſchnitt „Zeitrechnung des oberrheiniſchen Zehndlandes“ mittheilen.

Kurz vor Chriſti Geburt verlaſſen die meiſten Deutſchen das Land zwiſchen Rhein, Main und Donau.

Gallier und unterjochte Deutſche ſiedeln ſich allmählig, unter dem Schutze der Römer, darin an.

Jahr nach Chriſtus:

51. Einbruch der Katten in's Zehndland.
70. Aufſtand der Deutſchen am linken Rheinufer.
98. Das Zehndland iſt dem römiſchen Reiche einverleibt.
120. Blühen Tarodunum, Arae Flaviae, Rinſtawa, Alkimönnis, Kantiöbis.
141. Denkmal, errichtet dem K. Antoninus Pius zu Köſching bey Ingolſtadt.
148. Ein Hauptmann der 1ſten Kohorte Helvetier errichtet der Fortuna und dem Apollo Altäre zu Beckingen am Neckar.
179. Ein Wehrmann der 8ten Legion ſtellt einen Altar auf an der Jart, zu Jarthauſen.
186. Ein Wehrmann der 22ſten Legion weiht dem Jupiter und der Juno einen Altar, bey Oinhauſen.
194. Caſſianus Caſſatius und Attianus ſetzen der Diana Abnoba einen Altar im Kinzigthal zu Mühlenbach.
197. Die Respublica aquensis (Baden) widmet dem Kronprinz Karakalla ein Werk.
199. Demſelben wird zu Neuſtatt am Kocher ein Standbild errichtet.
201. Ein Altwehrmann der 22ſten Legion erbauet mit ſeiner Familie dem Apollo eine Kapelle zu Großbottwar, öſtlich dem Neckar.
204. Die 8te Legion widmet dem Karakalla ein Denkmal zu Tübingen.
213. Karakalla ſchlägt ſich mit den Allemannen am Main.
— Die Civitas Aquensis (Baden) errichtet Leugenzeiger, bey Nöttingen.
— 1. Decem. Der Vordriſt der 3ten Kohorte Brittonen ſetzt der Minerva einen Altar an der Altmühl.
221. Ein Zeichenträger ſetzt allen Göttern einen Altar auf ſeinem Eigen, zu Jarthauſen.
222. Die Civitas Aurelia Aquensis (Baden) ſtellt Leugenzeiger auf, zu Elmendingen, Au am Rhein und bey Steinbach.
223. Dieſelbe beſorgt Errichtung von Wegſäulen, bey Nöttingen und Steinbach.
224. 13. Jan. Ein Wehrmann der 22ſten Legion errichtet allen Göttern einen Altar, bey Kanſtatt.
234. Allemannen beunruhigen das Zehndland.
237. Kaiſer Maximus mit ſeinem Sohne, läßt in der Gränzfeſtung bey Oehringen bauen.
252. Poſthumius, Befehlshaber im rheiniſchen Vorlande, erbauet 7 Jahre hindurch Feſtungen.
271. Die Allemannen durchbrechen den römiſchen Landhag, und ſtreifen bis über den Rhein.
277. Drängt ſie Probus, nach heftigen Kämpfen, wieder über den Neckar und die Alp zurück, und ſetzt ſich von Neuem feſt.
283. Nach ſeinem Tode überſchwemmen die Allemannen das Zehndland abermals.
293. Kaiſer Konſtantius I. dringt verwüſtend durch das Land vom Unterrhein bis an die Donau.
297. Die Allemannen brechen über den Rhein, werden aber von Konſtantius bey Langres und bey Windiſch geſchlagen.
305. Hören alle Spuren von Römern im Innern des Zehndlandes auf.

Vermiſchte Schriften.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Zuckerfabrication in Deutſchland, vorzüglich in Beziehung der Runkel- oder Zuckerrübe; nebſt Anweiſung zu einem ſehr einfachen und vortheilhaften Verfahren, ohne viele Mühe und Koſten einen Zucker und Syrup daraus zu gewinnen. Nach den in der landwirthſchaftlichen Gewerbsanſtalt des Herrn Nathuſius in Althaldensleben erhaltenen, mehrjährigen Reſultaten und andern gemachten Erfahrungen theoretiſch und practiſch dargeſtellt von Juſtus Heinrich Friedrich Lehmann, vormaligem Director der Zuckerfabrik in Althaldensleben, Apotheker und Mitgliede der naturforſchenden Geſellſchaft in Halle; Magdeburg, bey W. Heinrichshofen, 1818. 48 und 158 Seiten in 8.

Nachdem wir von der Noth der Theurung nicht mehr gedrängt, Ruhe und Frieden wiedergekehrt iſt, iſt es jedes ſein Vaterland liebenden Deutſchen Pflicht, kräftig dahin zu wirken, daß unſre Kunſterzeugniſſe, beſonders die aus Grund und Boden hervorgehende, möglichſt gehoben werden; dahin möchte nun vorzüglich die Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben zu rechnen ſeyn.

Mögen Vorurtheile und Intereſſe noch ſo ſtark dagegen ſprechen, die Wahrheit wird und muß doch noch ſiegen; nur dahin iſt zu wirken, daß dieß ſobald als möglich geſchehe, und dabey möchten wir auf obige Schrift die allgemeinſte Aufmerkſamkeit wecken, ſie gibt alles an, was zu wiſſen nöthig iſt, um mit Eifer und Beharrlichkeit das große Ziel zu erreichen. — Man bemerke nur, was der Vf. S. 34. anführt, daß 100 Pf. Runkelrüben bey einem genau angeſtellten Verſuch 13½ Pf. Zuckermaſſe gegeben haben, und hierin alſo dem Zuckerrohe gleich ſind, von welchem man nach bekannten Erfahrungen (S. 12.) auch nicht mehr erwarten kann, und daß nach S. 36. die Gewinnungskoſt des Zuckers aus Runkelrüben nicht höher komme, als bey dem aus dem Rohre. Man bedenke, daß dadurch jährlich zwiſchen 20—24 Millionen Gulden in Deutſchland erſpart würden, nicht zu gedenken der Beſchäftigung, die hiedurch dem armen Volk zuwüchſe, und der andern landwirthſchaftlichen Vortheile! —

Franzöſiſche Literatur.

La Sainte Bible qui contient le vieux et le nouveau Testament, traduction nouvelle Le livre de Job — Auch unter dem beſondern Titel: Le livre de Job nouvellement traduit d'après

Digitized by Google

le texte original non ponctué et les anciennes versions, notamment l'Arabe et la Syriaque avec un Commentaire imprimé à part par J. Louis Bridel, Professeur de Langues Orientales et de l'Interprétation des Livres saints dans l'Académie de Lausanne, à Paris, de l'Imprimerie de Firmin Didot. Rue Jacob. n. 24. 1818. gr. 8. LXII S. Einleitung und 154 S. Ueberſetzung.

Dieſes durch typographiſche Schönheit ausgezeichnete Werk iſt auf Koſten des Verfaſſers gedruckt und eigentlich blos zum Geſchenk für Freunde und Gelehrte beſtimmt. Wer es zu empfangen wünſcht darf ſich entweder an Herrn Firmin Didot in Paris, oder an den Verfaſſer in frankirten Briefen wenden. — Je weniger zeither in Frankreich und der franzöſiſchen Schweiz für die Fortſchritte der Auslegung der heil. Schrift geſchehen iſt, deſto erfreulicher iſt es, durch dieſes Werk die Reſultate der kritiſchen Forſchungen der Deutſchen in einer ſehr gefälligen und genießbaren Form nach Frankreich verpflanzt zu ſehen. Aber auch dem deutſchen Leſer, wenn er der franzöſiſchen Sprache mächtig iſt, beſonders den Gebildeten, welche die gelehrten Schriften unſerer Theologen nicht leſen, iſt dieſes Werk zu empfehlen. Die Einleitung enthält die Reſultate der neueſten Unterſuchungen über Alter, Sprache, Inhalt, Plan u. ſ. w. des Buchs Hiob. Die Ueberſetzung iſt, mit Ausnahme des proſaiſchen Prologs und Epilogs metriſch; das Ganze nach den einzelnen Unterredungen abgetheilt, und dieſe ſelbſt ſind durch vorangeſetzte Inhaltsanzeigen und eingeſtreute kurze Bemerkungen, welche die Gemüthsſtimmung der Sprechenden bezeichnen oder die äußeren Umſtände angeben, welche die Rede des Gedichts vorauszuſetzen ſcheint, treffend erläutert. — Die übrigen Bücher der heil. Schrift werden nach und nach auf ähnliche Weiſe bearbeitet, folgen. An dem Drucke der Pſalmen wird bereits gearbeitet.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Jenner 1819.

(4. Jenner.) In der erſten Sitzung wird Herr Sané zum Präſidenten erwählt, mehrere Commiſſionen ernannt und die übrige Zeit auf kleinere Correſpondenzemittheilung verwendet.

(11. Jenner.) Der Aufſeher des Schiffahrt-Weſens überſendet die bey der Brücke la Tournelle im Jahr 1818 über den Stand (das Steigen und Fallen) der Seine gemachten Beobachtungen. Folgendes iſt die kurze Ueberſicht der ſeit 1807 einſchließlich der Akademie überreichten gleichartigen Berichte. Als meteorologiſche Angabe muß die nachgehende Tafel ein allgemeineres Intereſſe gewähren. Die Null des Maßſtabs trifft mit dem niedrigſten im Jahr 1713 beobachteten Waſſerſtand zuſammen, welcher ſich ungefähr einen halben Meter über dem Flußbett erhebt.

Tafel des Waſſerſtandes der Seine beym pont de la Tournelle, nach Meteen berechnet.

Jahre.	Höchſter Waſſerſtand.	Meters.	Niedrigſter Waſſerſtand.	
1807	3. Merz	6,70	8. Herbſtmonat	— 0,05
1808	7. Chriſtmonat	3,62	23. Heumonat	+ 0,05
1809	14. Jenner	5,00	23. Wintermonat	+ 6,49
1810	3. Jenner	3,63	16. Wintermonat	+ 0,09
1811	20. Hornung	5,34	23. Herbſtmonat	+ 0,00
1812	. .	.	. .	.
1813	23. Wintermonat	2,96	22. Herbſtmonat	+ 0,06
1814	21. Jenner	4,80	18. Weinmonat	— 0,09
1815	26. Merz	3,42	19. Herbſtmonat	— 0,14
1816	22. Chriſtmonat	5,48	31. Weinmonat	+ 0,90
1817	13. Merz	6,30	22. Herbſtmonat	+ 0,36
1818	15. Merz	5,20	8. Herbſtmonat	+ 0,40

Der höchſte bekannte Waſſerſtand war der vom Jahr 1658; das Waſſer ſtieg auf 8 Met., 83. Im Jahr 1767 war der Waſſerſtand um 27 Centimeters niedriger als die Null des Maßſtabes, oder als das niedrigſte Waſſer von 1719. Dieß war der niedrigſte Punkt, zu welchem der Fluß herabſank, ſeit man tägliche Beobachtungen ſeiner Veränderungen macht.

Herr Biot theilt die Beſchreibung einer von Herrn Jurine in Genf beobachteten ſeltenen Waſſerſpiegelung (mirage latéral) mit. Herr Labillardiere lieſt eine Abhandlung über die Menettäpfel und Herr Girard eine Denkſchrift über die Topographie und Landesform (relief) von Paris.

Herr Dupin erſtattet einen Commiſſionalbericht über eine von dem Brücken- und Straßen-Ingenieur, Hrn. Navier, der Akademie eingereichte Abhandlung, worin das Verhältniß der Bewegungskraft und ihrer Wirkung in den zu Emporhebung des Waſſers angewandten Räderwerken auszumitteln verſucht wird. Der Schluß des Berichtes druckt ſich alſo aus: Man erkennt in der Arbeit des Hrn. Navier den Zögling einer Schule (der polytechniſchen), die mit dem Verfahren der beſchreibenden Meßkunſt wohl vertraut iſt, und er weiß davon trefflichen Gebrauch zu machen. Die Commiſſarien halten die Denkſchrift des Beyfalls der Akademie und der Aufnahme in den Recueil des Savans etrangers würdig.

Herr Yvart lieſt eine Beſchreibung ſeiner Beſteigung des Puy-de-Dôme.

(18. Jenner.) Der Herzog von Glocester wohnte dieſer Sitzung bey, worin zuerſt Herr Thenard einen Nachtrag zu ſeiner Abhandlung über das oxigenirte Waſſer vorlas. Er hat das, durch eigene Vorrichtungen zum 120-fachen Betrag ſeines Umfangs mit Oxigen geſchwängerte Waſſer, unter der Luftpumpe mittelſt der Schwefelſäure alſo concentrirt, daß daſſelbe den mehr als 400-fachen Betrag ſeines Umfangs an Sauerſtoff enthielt. Das ſolchergeſtalt concentrirte Waſſer beſitzt merkwürdige Eigenſchaften: auf die Oberfläche der Haut gebracht, wird das Oberhäutchen bald davon angegriffen, gebleicht und man verſpürt eine Zeitlang heftiges Prickeln; der Geſchmack des Waſſers iſt ſowol bitter als zuſammenziehend; bringt man einige Tropfen deſſelben in eine Röhre und thut hernach Silberoxid dazu, ſo erhitzt ſich die Röhre dermaßen, daß man ſie nicht in der Hand behalten mag, und das Ausdrängen iſt

ehe heſtig; wird endlich etwas mehr davon in ein Glas geſchüttet, in welches man das friſchbereitete und noch feuchte Silberoxyd plötzlich fallen läſſt, ſo erfolgt eine Art Exploſion.

Herr Dupin lieſt einen Abſchnitt ſeines großen Werks der von dem Zuſtand der Wiſſenſchaften und Kunſt in Schottland handelt.

Herr von Juſſieu erſtattet über zwey botaniſche Handſchriften Bericht, welche Hr. Loiſeleur-Deslongs-champs der Akademie zur Prüfung eingereicht hatte. Die eine dieſer Arbeiten hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie die botaniſchen Charaktere der Pflanzen nebſt ihren Heilkräften in einer gemeinſamen Ueberſicht zuſammenſtellt. In dem zweyten Werk ſucht Herr Deslongschamps verſchiedene ausländiſche Arzneyſtoffe durch andere aus einheimiſchen Pflanzen gezogene zu erſetzen. Jedes der durch Surrogate entbehrlich zu machenden Arzneymittel wird in einer eigenen Abhandlung hiſtoriſch bearbeitet und eben ſo auch die einheimiſchen Pflanzen, welche an deſſen Stelle gebraucht werden können. Die Commiſſarien tragen auf Belohnung dieſer letzteren Arbeit bey der Akademie an.

Eine Abhandlung des Herrn Serres über die Knochenbildung (Osteogenie) wird an Commiſſarien zur Prüfung überwieſen.

Herr Fourier lieſt eine Denkſchrift über die Theorie und Würdigung der Verſicherungsanſtalten, worin die mathematiſchen Verhältniſſe dieſer Vereine entwickelt werden, deren Glieder ſich zu gemeinſamer Tragung zufälliger Verluſte, nach einer verhältnißmäßigen Vertheilung unter die Eigenthümer verſtändigen, wie dieß bey den Verſicherungsanſtalten gegen Brandunglück, Wetterſchaden u. dergl. der Fall iſt. Das Verhältniß der Gefahren, gegen welche dieſe Sicherungsvereine geſchloſſen ſind, wird für die Theilnehmer weſentlich verändert, indem die Gefahr eines gänzlichen oder ſehr großen Verluſtes, ſo viel wie völlig für ſie verſchwindet, und hingegen durch die Gefahr eines ſehr kleinen und geringen Verluſtes erſetzt wird, die nun öfterer und wahrſcheinlicher als zuvor eintritt. Die daraus ſich ergebende Compenſation wird ein Gegenſtand der Wahrſcheinlichkeitsrechnung, die ſehr befriedigend auf alle ihre Verhältniſſe kann angewandt werden. Seit Daniel Bernoulli haben bekanntlich manche deutſche, brittiſche und franzöſiſche Mathematiker dieſes Feld bearbeitet, auf welchem jetzt Hr. Fourier eine Aehrenleſe hält. Er führet durch jene Berechnung den Beweis, daß für jeden Theilnehmer der Vortheil des Vereins in dem Verhältniß wächst, als der verſicherte Gegenſtand einen größeren Theiler ſeines Geſammtvermögens bildet; ſo daß den größten Vortheil der zieht, deſſen ganzes Eigenthum in dem verſicherten Gegenſtand begriffen iſt; er berechnet den Mehrwerth, den die verſicherten Gegenſtände durch die Verſicherung erhalten; er zeigt, wie die zahlreichere vor der minder zahlreichen Vereinbarung leicht zu berechnende Vorzüge haben muß, und wie überhaupt die Verſicherungsanſtalten durch Anwendung des Probabilitäts-Calculs zur Würdigung und Benutzung der in denſelben ſich ſtets mehrenden Erfahrungsangaben vervollkommnet werden könne. „Es hat (ſo drückt ſich Hr. Fourier am Schluſſe aus) dieſe ſchwierige, von Paſcal und Fermat in Frankreich erfundene Theorie, deren Keimentwicklung durch Huygens gepflegt und die Hauptgrundlagen durch Jacob Bernoulli gelegt wurden, in England die glücklichſten Fortſchritte gemacht. In dieſem Lande vorzüglich, wo man nicht bey ſpeculativen, eine bloß geiſtige Theilnahme weckende Forſchungen ſtehen geblieben iſt, hat ſie ſich zum Rang jener poſitiven Kenntniſſe erhoben, welche auf die wichtigſten Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens unmittelbar nützliche Anwendung leiden. Der Verfaſſer der analytiſchen Theorie der Wahrſcheinlichkeiten hat ihr eine weitere Ausdehnung und höhere Vollkommenheit ertheilt, und ſie iſt durch ſein großes Werk gleichſam eine neue Wiſſenſchaft geworden, die nun über faſt alle Theile der politiſchen Rechenkunſt und der natürlichen Philoſophie Licht verbreitet. Von ihren Anwendungen unabhängig und in ſich ſelbſt betrachtet, gehört ſie den logiſchen Theorien an, deren Anfangsgründe ſich in den Schriften des Ariſtoteles finden. Es kann nicht fehlen, daß ſie bald den philoſophiſchen Grundwiſſenſchaften im öffentlichen Unterricht wird beygezählt werden.“

(25. Jenner.) Die von Hr. Gase eingereichte Abhandlung mit der Aufſchrift: Philoſophiſche Prüfung der Grundlagen der Phyſiologie, wird an eine Commiſſion gewieſen.

Hr. Girard lieſt einen Bericht über die Karte und Denkſchrift des Grafen Platen, die Hr. Berzelius in einer früheren Sitzung überreicht hatte, und welche über die Verhältniſſe des Schiffahrts-Canals, der gegenwärtig in Schweden ausgeführt wird, umſtändliche Nachrichten ertheilt. Es wird dieſer Canal das baltiſche Meer mit der Nordſee verbinden, und ſomit die Ausfuhr der ſchwediſchen Landeserzeugniſſe auch in Kriegszeiten möglich machen, wenn die Sundenge durch däniſche Corſaren und die Batterien von Cronenborg verſchloſſen iſt. Die Koſten der Ausführung ſind auf fünfzehn Millionen Franken berechnet, die zum Theil von der Regierung getragen und zum Theil durch freywillige Unterzeichnungen zuſammengebracht werden. Im Jahr 1817 waren ſchon drey Fünftheile der Arbeit vollendet. Die Zahl der Arbeiter betrug abwechſelnd drey bis ſiebentauſend. Um ſich von den überaus großen Vortheilen, welche die wichtige Unternehmung dem Lande bringen muß, einen Begriff zu machen, darf man nur wiſſen, daß die alleinige Ausdehnung der inneren Landſeeküſten, deren Zuſammenhang durch ſie bewerkſtelligt werden ſoll, 143 ſchwediſche Meilen oder ungefähr 2500 Kilometers beträgt. Der Bericht enthält eine umſtändliche Darſtellung aller unter der Leitung des Grafen Platen ausgeführten Arbeiten, iſt aber, in Ermanglung der dazu gehörenden Karte, eines verſtändlichen Auszuges nicht fähig.

Hr: Caſſin lieſt eine Abhandlung über die Krankheiten der Pflanzen und das dabey anzuwendende Heilverfahren. Sie wird an Commiſſarien zur Prüfung gewieſen.

Hr. Yvart lieſt eine Denkſchrift über Verbeſſerungen der Landeskultur (plantations) überhaupt und vorzüglich derjenigen der Auvergne.

Hr. d'Orsay kündigt eine neue Papierzubereitung an, bey der kein chemiſches Verfahren die Dinte im Papier ſoll austilgen können. Die Akademie beauftragte einige Mitglieder von der Sache nähere Kenntniß zu nehmen.

Literatur-Blatt.

1819.

Dichtkunſt.

Hermann der Cherusker. Ein Heldengedicht in zwölf Geſängen, von Georg Chriſtian Braun. Mainz, 1819. Bey Florian Kupferberg.

„Der Vorzeit Geſtalten in's Leben herauf zu rufen, aus dem Dunkel einer mehr als tauſend Jahre dingegangenen Zeit einige Lichter zur Erhellung und Aufheiterung einer ſpäteren, die des Lichts noch nicht zu viel hat, anzuſtecken, damit ſie wahren Glanz vom falſchen unterſcheiden lerne; das war, außer der Luſt, die mich zum Werke trieb, mein Ziel bey der Arbeit.“ So ſagt der Verfaſſer im Vorwort. Seine Abſicht iſt ſehr löblich und ſein Werk verdient ſchon, um der rein vaterländiſchen Richtung willen, Achtung. Dennoch ſcheint uns der Stoff, vom Standpunkt der Poeſie aus betrachtet, nicht glücklich gewählt, was uns ſchon Klopſtocks dramatiſche Bearbeitung bewieſen zu haben ſcheint. Die römiſche und deutſche Welt ſtehen ſich in ihm gegenüber. Von jener wiſſen wir alles aufs genaueſte: Charaktere, Sitten, Begebenheiten, Zeitumſtände. Die handelnden Perſonen ſind uns mit allen Bedingungen und Motiven der Handlungen von der Geſchichte gegeben. Dagegen was iſt uns Charakteriſtiſches von dem deutſchen Alterthum jener Zeit geblieben, die den Helden des Gedichtes hergeben, und im Lichte daſtehen, während die römiſche Welt die Schattenſeite ſeyn, oder als Folie dienen ſoll? So herrlich die That des Hermanns iſt, mit wie wenigen Worten ſind er und ſie aus römiſchem und griechiſchem Munde auf uns gekommen. In welchem geſchichtlichen Dunkel bleibt für uns ſein und ſeiner deutſchen Genoſſen Charakter; wie unſichtbar ſind alle Fäden der Handlung hier, in welch allgemeinen Umriſſen kennen wir die deutſchen Sitten und Gebräuche jener Zeit; kurz, wie gänzlich fehlt auf dieſer Seite alles Coſtume! Aus dieſem Mißverhältniß geht der Uebelſtand hervor, daß die Phantaſie auf der deutſchen Seite alles erfinden muß, wenn dieſe hervortreten, daß ſie auf der römiſchen Seite nichts erfinden darf, wenn dieſe nicht entſtellt werden ſoll. Und gelänge ihm Beydes noch ſo wohl, ſo weilt die Aufmerkſamkeit des Leſers doch unwillkürlich auf den geſchichtlicheren römiſchen Parthien des Gedichts, und verliert die deutſchen Helden aus den Augen. Wenigſtens erinnert ſich der Referent, daß ihn ſchon als Knabe in Klopſtocks Hermannsſchlacht der romaniſirte Flavius weit mehr feſſelte, als ſein Bruder Hermann in aller Glorie herbey-phantaſirter Deutſchheit. Mit dieſen Gedanken nahm Ref. das Buch in die Hand, und jetzt, da er das Geleſene weglegt, findet er ſie aufs Neue beſtättigt. Der erſte Geſang beginnt mit einer ſchönen Situation. Hermann, aus Italien heimgekehet, ſteht auf den Gräbern ſeiner Väter. „Roma's Sonne verſinkt!“ damit beginnen ſeine Gedanken und das Gedicht. Aber nun folgt (und es konnte nicht anders ſeyn) eine Fluth moderner Empfindungen und Reflexionen, die uns Zeit und Ort nothwendig vergeſſen machen.

Uebrigens geht die Handlung raſch vorwärts: Hermann und ſein Vater Siegmar verſchwören ſich ſchon in dieſem Geſang. Hermann findet Thusnelden; beyder Bund fürs Leben. Aber Segeſts zürnende Dazwiſchenkunft, und Ingomars unglückliche Liebe zu jener, läſſt Schlimmes ahnen. Was Hermann Thusnelden von ſeinem Aufenthalt in Rom erzählt, von dem Schwerte, das ihm Kato's Freundin gegeben, ſtört nicht nur als unwahr, ganz der obigen Bemerkung gemäß; es iſt auch an ſich unwahrſcheinlich. Den zweyten Geſang füllt die Verſammlung der deutſchen Fürſten, ihre Reden, Hermanns Erwählung zum Oberſten nach beſchloſſenem Bund und Krieg, eine prophetiſche Kampfprobe zwiſchen einem Deutſchen und einem gefangenen Römer. Obgleich die Reden der Fürſten nicht ohne Charakteriſtik ſind (nur ohne altdeutſche!), namentlich Segeſts Tücke kenntlich gezeichnet iſt, blickt doch die Subjektivität des Verfaſſers für ein Epos viel zu viel durch, und Hermann ſelbſt iſt mehr Träger ſeiner Ideen, als daß er eine rechte Eigenthümlichkeit entwickelte. Im dritten Geſang, Hermanns Wanderung nach Rügen; auf dieſer Reiſe lernt er deutſche Bünde kennen, läſſt ſich von der Prophetin Aurina die Zukunft bis auf die Leipziger Schlacht und Waterloo, in dunkeln Bildern weiſſagen, und vom Prieſter der Hertha einweihen. Er ſchließt zu Deutſchlands Vereinigung mit den Schwelfen Bund. Zugleich erfährt er vom Prieſter Thusnelda's Schickſal. Die ſchöne Stelle mag, auch als Probe der edeln Sprache, die durchgängig in dem Gedicht herrſchet, hier ſtehen:

— o ſäh'ſt du Thusnelda,
Wie ſie Ketten jetzt träget um dich, wie ihr Ruf in der Felskluft
Hermann, auch dir nur begehre! An den ehernen Herzen der Hüter
Breche ſich ihr Flehn, wie die Wog' am erbarmungsloſen Geſtade,
Und was der Vater ſchwur, das vernimm: (o raff' in die Tiefe
Hela ſein Wort, und mit ihm den Mann, der den ſchrecklichſten Eid ſprach!)
„Tochter nicht mehr, dich verſchlinge der Grund lebendig, bevor du
Felſenherz mir berauſcheſt mit ſchäumendem Tranke der Wonne.
Hermanns Braut wird nimmer, was aus Segeſtes gezeugt iſt!
Unſer Blut vermählet ſich nicht, o höret uns, Götter,
Hör' es Hela, da drunten! Ihr Geiſter der Luft und der Tiefe!
Eh ſoll Blut der Tochter des Vaters Hände benetzen,
Als ich in Siegmars Geſchlecht mich ſelbſt entehrend begrabe,
Oder im ſtolzen Triumph ſoll Rom vor dem Wagen gefeſſelt
Schauen mein Kind, und prange er im Sieg, der ſtolzeſte Bergſohn,
Dann ſoll ſtill ſein Herz in unendlichem Jammer zerreiſſen.
Trag' er die Adler als Raub, doch die Braut entführt ihm der Römer!“

Digitized by Google

Alſo ſchwur die Segeſt, und du weißt es, noch hat er vom Fremdling

Wenn er auch Vieles gelernt, noch nicht gelernet den Meyneid!

An ſolchen ſchönen Einzelheiten iſt das Gedicht reich. Beſonders wohlthätig iſt, neben der deutſchen Geſinnung, die nicht vernachläſſigte altclaſſiſche Ausbildung des Geiſtes, die es beurkundet. —

Vierter Geſang: Hermann befreyt Thusneiden, mit Hülfe Freya's und unter den Sprüchen der Nornen. Dabey großer Aufwand von Wunderbarem aus der nordiſchen Mythologie. Aber der Held und ſeine Geliebte werden darüber vernachläſſigt.

Im fünften Geſang Völkerverſammlung. Die Völker ſind gut aufgezählt und charakteriſirt. Vortrefflich iſt die Schilderung der Katten und der Brukterer. — Nach einem Streit Hermanns und ſeines Schwiegervaters Segeſt, der jedoch geſchlichtet wird, geht Hermann mit ſeinem Vater in das römiſche Lager des Varus, um Segeſts Verrathe zuvor zu kommen. Aber Segeſt iſt ihm vorangeeilt, um ihn als Verräther und Räuber ſeiner Tochter zu verklagen. Jetzt erſt treten wir in die römiſche Welt ein. Abſichtlich oder unbewuſſt hat ſie der Verfaſſer ſo lange als möglich von der deutſchen entfernt gehalten. Die Charakteriſtik des Römers Varus hätte dem Dichter leichter werden ſollen; dennoch erhalten wir kein harmoniſches Bild ſeines Charakters. Die Art, wie er mit Segeſt und unmittelbar darauf mit Siegmar und Hermann handelt, ſoll wohl nur feine verſchmitzte Gewandtheit beurkunden, hat aber doch etwas in ſich Widerſprechendes. Varus führt die Fürſten zum Mahle. Segeſt iſt auch hier ſehr gut gezeichnet. Er klagt Hermann öffentlich des Verraths an; der, wie auf Unſchuld trotzend, Feſſeln für ſich und den Vater verlangt. Varus traut ihm, die hereintretende Glycera endigt den Streit. Die Scene verwandelt ſich in ein römiſches Bacchanal, das Mädchen ſingt eine Ode von Horaz; Segeſt ſchilt ergrimmt dazwiſchen und verläſſt endlich das Mahl. Nun erzählt Hermann dem halbberauſchten Varus mit Liſten, daß ſich wirklich eine Verſchwörung, aber im nördlichen Deutſchland, gegen ihn gebildet, daß er ihm ſelbſt den Weg dahin zeigen wolle, um ſie zeitig genug zu unterdrücken. Dieſer Betrug, der hiſtoriſch begründet iſt (Dio Cassius 56, 19), wirft auf einmal ein ganz andres Licht auf Hermanns Charakter, der offenbar bisher, geſchichtlich unrichtig, viel zu arglos geſchildert war. Zuletzt verlaſſen die Fürſten den Varus in Glycera's Armen. Im ſechsten Geſang wird Thusnelda von Kattwald aus ſeines Vaters Händen gerettet. — Das Lager des Varus bricht auf. Nach einem mühſamen Marſch wird Abends ein Feldlager geſchlagen, und nun entſpringt Hermann vor Varus Augen über den Wall. Darauf folgt im ſiebenten Geſang der Angriff der Deutſchen und eine weit ausgeſponnene Schlachterzählung, durch die man ſich nicht mit Luſt durchlieſt. Siegmar ſtirbt, und Barden (die nun dem deutſchen Alterthum, wenigſtens in der Poeſie, aufgedrungen bleiben) beſingen ihn. Im achten Geſang fleht Varus den Jupiter um Rettung an, und jetzt folgt ein Kampf der römiſchen und deutſchen Götter, von dem Ref. lieber ganz ſchweigen will, auf den aber, neben Vielem, was darüber zu ſagen wäre, ſeine obigen Bemerkungen über das Verhältniß der altrömiſchen zur altdeutſchen Zeit ihre volle Anwendung finden. Im Himmel ſingt Wodan; auf Erden ſingen die Barden Hermanns Lob, das ſein Nebenbuhler Ingomar mit Neid anhört. Durch den neunten Geſang windet ſich die Schlacht fort, bis Varus, deſſen Heer von Hermann und Ingomar vernichtet iſt, ſich ſelbſt tödtet, nachdem er Hermann und ſein Geſchlecht verflucht hat. Kattwald und Thusnelda kommen dazu, und Hermann ſchließt mit jenem den Todesbund. Uebrigens zerſtreuen hier eine Menge Nebenbegebenheiten die Aufmerkſamkeit. Nach der Meynung des Ref. ſollte das Epos hier ſchließen. Die Haupthandlung (Deutſchlands Befreyung) iſt geſchloſſen, alle Hinderniſſe weggeräumt, der Knoten vollkommen gelöst; was folgt, gehört wohl in eine Biographie Hermanns, aber nicht mehr in das Epos, wenigſtens nicht mehr in Eines und daſſelbe. Hermanns Tod iſt ein neuer Gegenſtand für die Poeſie; er gehört nicht in den Cyclus des bisherigen. Denn im zehnten Geſang beginnt ein bürgerlicher Krieg Hermanns und Kattwalds gegen Marbod. Thusnelda wird von Ingomar auf Segeſts Antrieb entführt. Hermann belagert Segeſts Lager und wird verwundet. Ein verwirrter und grauenvoller Kampf um Thusnelda füllt den eilften Geſang. Dieſe wird zuletzt wieder von Segeſt geraubt, dem Hermanns Bruder, Flavius, mit einer Römerſchaar zu Hülfe gekommen iſt. Im zwölften Geſang, nach einem epiſodiſchen Ritt Hermanns in die Unterwelt, verſammelt Segeſt den Ingomar und andere Feinde Hermanns, und er und ſein Freund Kattwald werden getödtet. In allem dieſem iſt keine Einheit mehr; die Charaktere werden von den Begebenheiten verſchwemmt, und ſelbſt der Tod des Helden kann auf den ermüdeten Leſer keinen großen Eindruck mehr machen.

Das Ganze hat auf den Ref. nicht als Epos gewirkt, und Hermann, wie er hier in die Handlung eingeführt wird, kann ihm durchaus nicht als Held und Mittelpunkt des Gedichts erſcheinen. Aber großen Genuß im Einzelnen glaubt er den Leſern verſprechen zu dürfen, und Abſicht, wie Fleiß des Dichters iſt höchſt rühmlich, auch an dem Ganzen.

Monat-Roſen; eine Zeitſchrift, herausgegeben von Th. v. Haupt, 3. Heft. Düſſeldorf, gedruckt in der Dänzer'ſchen Buchdruckerey.

Bey den abentheuerlichen, aber ſehr gut gewählten Zügen aus der deutſchen Geſchichte, welche uns dieſes Heft mittheilt, wünſchten wir nur die Angabe der Quellen zugefügt, weil ſie manchen Leſer reizen könnten, ſich durch den Wuſt einer Chronik oder alten Hiſtorienbuchs durch zu arbeiten, um auf ſolche Züge zu ſtoßen. Da es uns Deutſchen ſo ſehr an Memoiren fehlt, müſſen Auszüge aus jenen Werken ihre Stelle erſetzen und uns Zeiten vergegenwärtigen, die uns die Geſchichtſchreiber unſrer Zeit, wie pomphaft ſie auch über ihre Vortrefflichkeit exklamiren, weder anſchaulich noch intereſſant machen können; denn Lobſprüche geben keine Vortrefflichkeit, und Ausrufungen keine Darſtellung. Wir glauben wohl, daß die Reiſe-Abentheuer des Baron v. Schelmufsky, deren Fortſetzung ſich hier findet, vielen Leſern unbekannt waren, daß ſie dabey lachen würden, daß dieſe Abentheuer zur Darſtellung jenes Zeitalters beytragen; allein die Gebrüder Grimm, wie uns dünckt, haben vor wenigen Jahren eine neue Ausgabe dieſes Buchs veranſtaltet, welche dieſen Abdruck doch wohl entbehrlich macht, und da dieſer Artikel von gar nichts, was ſein Alter und Entſtehung bezeichnet, begleitet iſt, fehlt ihm für Literatur und Sittengeſchichte der hiſtoriſche Werth. Ueber altdeutſche und nordiſche Poeſie, aus dem Engl. von Hülſtett, für uns ein Fragment, da uns die erſten Hefte

Digitized by Google

dieſes Journals nicht zu Geſicht kamen, iſt uns das angenehmſte Geſchenk dieſer Sammlung, indem darin, ohne den feſten Vorſatz, alles anzurühmen und zu bewundern, mit welchem unſre Landsleute jetzt dieſen Gegenſtand behandeln, vieles zuſammengeſtellt iſt, welches die Leſer angenehm unterrichtet. Schade daß die Gegenſtände ſchwankend bleiben, weil der Verfaſſer oft den Ausdruck: „ganz Deutſchland“ braucht, wo es ſehr nöthig geweſen wäre die Gegend näher zu beſtimmen. Wir haben wenige oder keine Gegenſtände des Intereſſes, die jemals ganz Deutſchland angehört hätten. Den eigentlich poetiſchen Theil dieſer Sammlung laſſen wir auf ſich beruhen. Sollte Etwas daraus den Zeitgeſchmack überheben, ſo bedarf es unſrer Erwähnung nicht erſt. Der Geiſt dieſer Sammlung verſpricht dem Leſer ſo manichfaltige Unterhaltung, daß wir den Fortgang derſelben für ihn wünſchen.

Reiſebeſchreibungen.

Ma promenade au delà des Alpes. A Berne, chez Bourgdorfer, 1819. 12.

Die niedliche Vignette und das Titelkupfer (von Lory gezeichnet und von Girardet geſtochen) verkünden das Ziel der Luſtreiſe, in ergötzenden Bildern der borromäiſchen Eylande. Der Weg ging von Coppet aus, und was von der edlen Bewohnerin des ſchönen Landſitzes angedeutet wird, verräth den früheren Zeitpunkt der Reiſe und darüberhin auch wohl den Reiſenden ſelbſt. Hr. Heinrich Meiſter in Zürich, der Verfaſſer dieſer Erinnerungsblätter, gehörte dem vertrauteren Kreiſe der gefeierten Frau an und wäre vor vielen Andern geeignet, ihrem Gedächtniſſe den Dienſt zu erweiſen, den er bereits manchen ſeiner berühmten Freunde und Zeitgenoſſen, Diderot, Lavater'n u. A. m. trefflich und preiswürdig geleiſtet hat; hier wird die Scene des Scheidens von der, Leben, Reiz, Friede und Glück über ihre Umgebungen verbreitenden Gutsbeſitzerin geſchildert, das die lang genährte Sehnſucht nach der bisher nicht geſehenen italieniſchen Landſchaft herbeyführte. Elle pourrait être beaucoup moins spirituelle qu'elle ne l'est (ſo drückt ſich Hr. Meiſter aus), qu'on la trouverait encore infiniment aimable; elle aurait moins de perfections, moins de vertus, moins de bonté qu'elle n'en montre dans tous les momens de sa vie, qu'on si sentirait encore entrainé par la grace de son esprit, par la touchante amabilité de sons caractère. Die brückenreiche Kunſtſtraße auf dem ſavoyiſchen Seeufer ſtimmt den Reiſenden zu einer Bewunderung, welche durch die Fernſicht über das blühende Gefilde des jenſeitigen, von Städtchen, Dörfern, ländlichen Hütten und Häuſern wimmelnden Waadtlandes, in billigen Schranken erhalten wird. „Welche Vereinbarung von Kräften und Mitteln erheiſcht nicht die Ausführung ſo großer und kühner Werke! Es ſprechen ſolche Denkmale den Charakter einer Macht aus, deren entſchloſſenem Willen kein Hinderniß widerſtehen zu können ſcheint, oder, um mich vielleicht noch richtiger auszudrücken, den Charakter jener Willenskraft, die ohne Beyſpiel in der Geſchichte, einzig nur das wunderbare Machtgebäude aufzuführen vermocht hat. Wenn aber in ihnen hinwieder auch ein nützlicher und auf mehrere Geſchlechtsfolgen ſich wohlthätig ausdehnender Zweck zu Tage legt, alsdann mögen dieſe Denkmale ſich vollends eignen, jedes philanthropiſche Gemüth ſogar mit den der übergroßen Macht innwohnenden Gefahren und Laſten zu verſöhnen. Wie groß jedoch und wie unwiderſtehlich die Herrſchermacht ſeyn mag, zuletzt wird immerhin offenbar, daß es leichter iſt, prachtvolle Kunſtſtraßen zu erbauen, als das Land, welches von ihnen durchzogen wird, bevölkert und fruchtbar zu machen, und ſeinen Bewohnern, nicht Reichthum, aber beſcheidenen Wohlſtand, Ruhe und Sicherheit zu gewähren. Wenn es große Unternehmungen, erſtaunenswerthe Umwälzungen, Wunder der Kunſt und des Fleißes gibt, die der Zauberſtab ſchrankenloſer Macht einzig nur ins Daſeyn rufen zu können ſcheint, und die dadurch öfters auch wohl mit unbegreiflicher Schnelligkeit und Leichtigkeit zu Stande gebracht werden; ſo ſtehen ihnen gegenüber andere Ergebniſſe wohlthätiger Sittigung, die außer den Kreiſen jener Allgewalt zu liegen ſcheinen, und die ſich nicht leicht anders völlig entwickeln mögen, als unter dem milden Einfluß der Geſetze und Sitten eines freyeren Staatshaushalts, von örtlichen Verhältniſſen begünſtigt und füraus durch Mitwirkung der langſam aber deſto ſicherer vorrückenden Zeit, und der in und mit ihr allmälig weiter ſchreitenden Geiſtesbildung, Einſicht und Aufklärung.“

Die Reiſe durch's Wallis geht in kleinen Tagereiſen vor ſich, welche außer der Straße und dem Gaſthof andere Dinge mehr zu beachten geſtatten, und man findet darum auch in dieſem Tagebuch manche werthvolle Bemerkung über die von der Natur reich ausgeſtattete und von ihren Bewohnern übel vernachläſſigte Landſchaft. Statt des Waſſerfalls der Piſſevache, an der Straße von St. Moritz nach Martinach, den der Reiſende der Legitimität ſeines Ruhmes ungeachtet etwas ſchnöde behandelt, empfiehlt er die bisher faſt unbekannt gebliebene, ſeinem Zeugniſſe nach gar viel ſehenswerthere Cascade von Turtman oder Tortemagne, die er mit dem Reichenbach des Haslithales vergleicht und in dem Contraſt der wilden Geſtaltung mit den lachenden Umgebungen der ſchönſten Wieſengründe, eine preiswerthe Erhöhung ſeiner Reitze findet. Die Heilquelle von St. Moritz veranlaſſt allgemeine Betrachtungen über den Waſſerreichthum jeglicher Art, deſſen ſich die Schweiz vor allen übrigen Ländern zu erfreuen hat, und das, zumal in ſeinen zahlreichen Heilbädern, lange nicht nach Verdienſt gekannt und benutzt iſt. Der Wirth in Martinach verſicherte, es habe ſeit einigen Jahren die Zahl der Cretins ſich beträchtlich vermindert, wovon er jedoch einen andern Grund nicht anzugeben wuſſte, als vielleicht die gegen vormals geringere abergläubiſche Achtung, um nicht zu ſagen Ehrfurcht für dieſe unglücklichen Geſchöpfe. Von ſchöner Körpergeſtalt, und zumal von den ſchönen Walliſerinnen, deren St. Preux mit ſo viel Wohlgefallen gedenkt, bekam der Reiſende nichts zu ſehen; er vermuthet aber, es habe der kräftigere und ſchönere Menſchenſtamm ſich in einigen Seitenthälern des großen Rhonethals erhalten. In ſeltſamem Abſtich zu dem freundlichen, offenen und gutmüthigen Grüßen, mit denen Männer und Weiber dem Fremdling, den ſie auf der Landſtraße zum erſtenmal ſehen, entgegenkommen, ſteht das Ergebniß der Verſuche für ein weiteres Geſpräch; denn ſelten nur wird man Antwort in der nämlichen Sprache erhalten, in der man die Leute anſprach. Auf eine franzöſiſche Frage folgt höflich die deutſche Antwort, man verſtehe nicht; und auf die deutſche Frage bleibt ſelten die Entſchuldigung nicht antworten zu können, in franzöſiſcher oder italieniſcher Sprache, aus; ſo ſehr kreuzen und vermiſchen ſich in dem kleinen Landſtriche die verſchiedenen Völkerſchaften und Sprachen mannigfach. Was von den Arbeiten der Simplon-

Digitized by Google

ſtraße geſagt wird, haben Andere vollſtändiger und umfaſſendee gemeldet.

Bey der Ankunſt am langen See, wo zur Ueberfahrt nach den Inſeln eine Barke beſtiegen wird, drückt ſich der Reiſende alſo aus: „Wie berühmt und wie ſchön auch die Ufer dieſes Sees ſind, ſo bieten ſie doch weber die impoſanten Maſſen dar, die der Genſer-See zeigt, noch die ſanft belebten, wellenförmigen Hügel, die in reizendem Wechſel den Zürichſee umkränzen, und eben ſo wenig die mannigfachen, ſchönen und lebhaften Schattirungen des Grüns und Geſträuches, womit die Natur die Bäche und die Schluchten deckte, durch welche das friſche und helle Waſſer der erſtern dem See zufließt. Was man aber vollends vermiſſt, das ſind die ſanften Bilder des Glücks, des Friedens und des Arbeitsfleißes, die der Zürichſee in ſeiner Uferbekleidung beſitzt, welche einen vollendeten Kranz ſchöner Dörfer, hübſcher Weiler und zahlreicher einzelner Häuſer darſtellt, die zwar freylich nur einfach, meiſt jedoch ſehr reinlich gehalten ſind, und nicht mindern Wohlſtand, als Ordnung und guten Haushalt verkünden. Ich zweiſle, ob es einen andern Fleck auf der Erde gibt, deſſen Beoölkeenng zahlreicher und thätiger, der Landbau mühſam und mancherley Cultur umfaſſend, dabey aber verſtändiger und glücklicher behandelt ſey. Um das Bild zu vollenden, denke man ſich das kleine friedliche und ſichere Meer, wie öfters der Fall iſt, mit zahlreichen Segeln, mit Fiſcher-Booten, Gondeln, Nachen, Flößen, und mit großen, die Kaufmannsgütee aus Italien nach der Schweiz und Deutſchland führenden Barken, bisweilen auch mit Kähnen bedeckt, welche die Wallfahrer nach Maria-Einſiedlen bringen, deren klagender und religiöſer Geſang in den Stimmen des Echo's wiederhallt, und zwar ziemlich eintönig iſt, aber immerhin etwas Feierliches und Rührendes an ſich trägt.“

Den Beſchluß der Reiſebeſchreibung machen Betrachtungen über den Charakter der italieniſchen Völker, die ſich mit folgender Stelle enden: „Seit die Italiener aufhörten Gebieter und Herren der Erde zu ſeyn, ſind ſie jederzeit die unruhigſten, ſtörrigſten, verſchlagenſten, mitunter auch ſehr furchtbare und verführeriſche Sclaven geweſen. Sie würden dieß vermuthlich noch weit mehr ſeyn, wenn ſie nicht unter allen europäiſchen Völkern jetzt am meiſten verweichlicht wären, durch Clima wie durch Sitten, durch das ununterbrochene fremde Joch, durch den Einfluß römiſcher Staatsklugheit, welche Beharrlichkeit und Veränderlichkeit, Anmaßung und Schwäche gleichzeitig in ſich vereinbart. Der verſchiednen Urſachen unerachtet, welche zuſammentreffend die Fortſchritte der Aufklärung in Italien hindern zu ſollen ſcheinen, darf man zweifeln, ob es ein anderes Land gibt, worin eine größere Zahl gebildeter und gründlich gelehrter Männer, ohne anderen Reiz und Zweck, außer der innwohnenden Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt, worin mehr Geiſt und Kenntniß mit weniger Anmaßung, zum Glänzen oder öffentlich Auftreten — vorhanden ſeyen? Sollte der Ruf der Falſchheit, worin die Italiener vielleicht mit Unrecht ſtehen, nicht von der ausnehmenden Lebhaftigkeit ihrer erſten Eindrücke herrühren? Der Zwang, den ſie ſich aufzulegen und die Gewöhnung, jene nicht merken zu laſſen, die ſie theils um löblicher Hinſicht auf Andrer willen, theils aus perſönlicher, nothwendiger Klugheit annehmen müſſen, geben ihnen, wie mir deucht, jenen Ausdruck der Verſchlagenheit, der die unverdiente Beſchuldigung veranlaſſt, und den andern Völker, von minder empfänglicher Phantaſie oder ruhigerem und kälterem Charakter, nicht beſitzen.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Hornung 1819.

(1. Hornung.) Die Herren de Boſſel und Sané werden beauftragt, über eine Abhandlung des Hr. Ramatuelle Bericht zu erſtatten, die von dem Gebrauch barometriſcher Zeichen für die Schiffahrt handelt.

Hr. de Beauvois erſtattet mündlichen Bericht über den Methodus nova muscorum, d. i. die neue Eintheilung der Mooſe des Hrn. Bridel in Gotha.

Hr. Berthollet erſtattet einen Commiſſionalbericht über die Abhandlung der Herren Pelletier und Caventou, die ſich mit einem von dieſen Scheidekünſtlern in der St. Ignazbohne, der Nux vomica u. ſ. w. entdeckten neuen Pflanzenalkali, Strychine genannt, beſchäftigt. Die heftig reizende Subſtanz wirkt hauptſächlich auf das Rückenmark und verurſacht einen Starrkrampf, ſo daß Doctor Magendie, deſſen Verſuche der Abhandlung angehängt ſind, dem Alkali den Namen Tétanine zu ertheilen vorſchlägt. Der Berichterſtatter trug auf Belohnung der vorzüglichen Arbeit und Aufnahme derſelben in den Recueil des savans etrangers an.

Hr. Vicat lieſt eine gehaltreiche Abhandlung über die künſtlichen Puzzolanerden. Hr. Dupin erſtattet mündlichen Bericht über das gedruckte Werk des Hr. Borgnis von den Maſchinen. Hr. Yvart lieſt allgemeine Betrachtungen über die künſtlichen Wieſen.

Durch Scrutinium werden die Commiſſarien ernannt, welche den Gegenſtand der naturwiſſenſchaftlichen Preisaufgabe vorſchlagen ſollen.

(8. Hornung.) Hr. Latreille lieſt eine Abhandlung über eine den Scarabäus betreffende Stelle beym Horapollon.

Hr. Poiſſon überreicht eine Denkſchrift, welche als Fortſetzung ſeiner vorjährigen Abhandlung über die Bewegung der in cylindriſchen Röhren enthaltenen elaſtiſchen Flüſſigkeiten, die Theorie der Blasinſtrumente darſtellt.

Man verlieſt eine Abhandlung des Hrn. Dutrochet über die Grundgeſetze der Bildung organiſcher Geſchöpfe.

Hr. Deyeux erſtattet mündlichen Bericht über des Herrn Caventou neues Lehrbuch der Pharmacie.

(15 Hornung.) Hr. Geoffroy St. Hilaire erſtattet Bericht über die Abhandlung des Hrn. Doctor de Serres, welche die Geſetze der Knochenbildung darſtellt. Beobachtungen des Hrn. Larrey über eine merkwürdige chirurgiſche Operation, werden der Prüfung einer Commiſſion überwieſen.

Hr. Berthollet meldet, daß von den eingelaufenen Preisſchriften über die Zeitigung der Obſtfrüchte, keine des Preiſes würdig erfunden ward. Er trägt an und die Akademie genehmigt die Wiederholung der Preisfrage, durch ein umſtändlicheres Programm, das den Mitbewerbern zum Leitfaden dienen möge. Die Commiſſarien, welche die von Lalande geſtiftete Schaumünze zur Belohnung aſtronomiſchen Verdienſtes ertheilen ſollen, werden durchs Scrutinium ernannt.

Digitized by Google

Nro. 23.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Theater.

Die Macht der Verhältniſſe. Ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, und zwey Briefe über das antike und moderne und über das ſogenannte bürgerliche Trauerſpiel von Ludwig Robert. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'ſchen Buchhandlung.

Dieſes Trauerſpiel, obſchon aus ganz modernem Stoff gebildet, tritt in die Schranken wie ein alter Ritter, gepanzert hinten und vorn: denn von den zwey autokritiſchen Briefen an eine Freundin, die auf dem Titel erwähnt ſind, macht der eine die Vorrede, der andere die Nachrede, und beyde haben den Zweck, das Stück gegen die möglichen Anfechtungen zu vertheidigen. Wir von Cotta's Gnaden, erwählter tragiſcher Recenſent des Literaturblattes, dulden aber nicht, daß man alſo geharniſcht vor unſere heilige Vehm trete; wir ſchneiden dem Ritter die Riemen los, laſſen Bruſtharniſch und Rückenſtück unbeachtet zu Boden fallen, und halten uns vor der Hand an den Leib des Geladenen, und an den darin waltenden Geiſt.

Der Schriftſteller Weiß geräth im Unterhaltungsklubb in Zwieſpalt mit dem Oberſten der Garde, Grafen von Falkenau, dem Liebhaber ſeiner Schweſter, und zwar wegen ſtandesmäßiger Aeußerungen deſſelben über das bürgerliche Mädchen. Der Oberſt ſchlägt ihn nach dem löblichen Gebrauch von ao. 1792 (da ſpielt das Stück) cavalièrement et militairement in's Geſicht. Weiß, den die anweſenden Offiziers hinderten, dieſe Scheußlichkeit auf der Stelle zu rächen, fordert ihn. Der Graf ſcheint nicht abgeneigt, ſich mit ihm zu ſchlagen; aber die Standesverhältniſſe, worauf beſonders ſein Vater, der Juſtizminiſter, viel hält, machen ihn zweifelhaft, ob er dürfe. Er beruft den hohen Rath der Offiziere zuſammen, welcher niedrig genug denkt, verneinend zu entſcheiden. Weiß erfährt es, bietet dem Grafen im verriegelten Zimmer Piſtolen an, und da dieſer den Kampf verweigert, ſchießt er ihn nieder, und wird verhaftet. Der Miniſter macht den Gerechten, er bittet den Fürſten, ihn für dieſen Fall aller Theilnahme am Richteramte zu überheben — war es denn ao. 1792 in irgend einem deutſchen Staate nicht ohnehin Rechtens, daß der Vater nicht Richter von dem Mörder ſeines Sohnes ſeyn konnte? — und ſein Stellvertreter, der Präſident, macht die dem Verbrecher ſelbſt noch unbekannte Entdeckung, daß er ein Baſtard des Miniſters (und folglich ein Brudermörder vel quasi) iſt. Da der Miniſter, den Ruf ſeiner Unpartheylichkeit zu bewahren, den Präſidenten durchaus nicht geheim ſprechen will über dieſen Criminalfall; ſo muß dieſer ihm das Geheimniß vor Zeugen entdecken, und der Graf hat nun die Schande im Proſpect, ſeinen unehelichen Sohn auf dem Blutgerüſt ſterben zu ſehen. Was iſt zu thun? Der Präſident hat ihm Gift eingehändigt, welches man dem Verhafteten abgenommen hatte. Der Graf ſteckt es zu ſich, und begibt ſich zu dem Gefangenen in der Abſicht, ihn zu beſtimmen, daß er ihn und ſich der Schmach durch einen Selbſtmord überhebe. Weiß hat den Gedanken ſelbſt, ehe der Vater ihn ausſpricht, er fordert das ihm abgenommene Gift zurück, erhält, und verſchluckt es. Nachdem die Begnadigung, durch des Miniſters Gemahlin bey dem Fürſten ausgewirkt, angekommen iſt, geht der Vater hin, ſeine That öffentlich zu büßen, und der Sohn ſtirbt unter dem Zuſpruch des Predigers Weiß, den er irrig für ſeinen Vater gehalten hatte.

Daß dieſes Trauerſpiel weder claſſiſcher noch romantiſcher Natur iſt, liegt auf der Hand. Aber wie ſteht es um ſeine bürgerliche? Die Sitten und Charactere ſind nach dem Leben und mit lebendigen Farben gemalt. Die Hauptſituationen erſchütternd und von theatraliſchem Effect. Die Begebenheiten wohl geordnet, und die Handlungen zur Gnüge motivirt. Was will man mehr? Die Kritik antwortet: tragiſche Kraft. Nicht daß ſie dem Stück durchaus fehlte; der Verf. hat ſie nur nicht klar erkannt. Er ſucht ſie in dem Untergange des gegen die Macht der Standesverhältniſſe ankämpfenden Helden des Stückes, und behandelt dieſe Macht bis an den Schluß als ein Surrogat des antiken Fatum, als die Ananke, welche der menſchlichen Freyheit entgegen tritt. Da kann ſie nicht liegen: denn dieſe Macht iſt ein Hirngeſpinnſt, welches Weiß ſelbſt mit einem Piſtolenſchuſſe vernichtet. Selbſt der Miniſter erkennt es S. 125 dafür, als er ſein Leben einen einzigen großen Irrthum nennt, und die Schlußworte des Predigers geben es der Reflexion als eine offenbare Nullität preis. Durch das Triebwerk ſolcher Vorurtheile läſſt ſich gar wohl die Handlung eines Trauerſpiels bewegen. Schillers Kabale und Liebe kann als Beyſpiel dienen. Aber der Kampf mit ihnen iſt kein erhabenes Schauſpiel, der Held beſiege ſie, oder unterlieg' ihnen, und er ſiegt, er unterliegt im inneren oder im äußeren Kampfe; nimmermehr gibt das eine tragiſche Größe. In Kabale und Liebe dienen ſie nur als Einwirkungen von außen, um in den Gemüthern von Ferdinand und Luiſen den Kampf gewaltiger Leidenſchaften (Lieb' und Eiferſucht, Jungfrauen- und Kindesliebe) zu erhitzen, und die Kraftentwickelung zu ſteigern. Es iſt dieſer Kampf, welcher Schillers bürgerliches Drama zur Tragödie macht, nicht Ferdinands Auflehnen gegen das Standesvorurtheil, nicht der lockere Cauſalzuſammenhang ſeines Untergangs mit dieſen Mißgeburten des conventionellen Lebens, von welchen Weiß in vorliegendem Stück S. 122 ſehr treffend ſagt: „O über die lieben bequemen Verhältniſſe, die immer herhalten müſſen, wenn man Natur und Recht mit Füßen tritt! Was ſind ſie anders als die jedesmaligen Geſammtſünden des Jahrhunderts?" Herr R. hat ſeine erfreuliche Darſtellungsgabe auf dieſe precäre Macht des Vorurtheils gerichtet, anſtatt ſie auf den Kampf der Leidenſchaft zu richten, welche zufällig dadurch gegen einander getrieben werden. Dieſer Mißgriff muſſte nothwendig die tragiſche Kraft der Begebenheit brechen. Selbſt die des Othello würde

nicht bald ſeyn, was ſie iſt, wenn es Shakeſpeare's Hauptzweck geweſen wäre, an dieſer Fabel die Macht der Verläumdung ſtatt der Lawinenartigkeit der Eiferſucht anſchaulich zu machen. Das falſche Ehrgefühl wird in Weiß wie im Miniſter viel zu leicht fertig mit der Vernunft und mit dem mächtigen Triebe der Natur, als daß wie durch das Ganze der Compoſition echt tragiſch gerührt, und zum Gefühl unſerer eignen, moraliſchen Kraft erhoben werden könnten.

Im Einzelnen findet ſich wenig Störendes. Die Redensart S. 18: „Ich, dem der Edelſinn nicht als anerkanntes Erbgut überkommen iſt, hält Rec. für undeutſch. „Ein Anfang von Schlagfluß“ S. 21. iſt vermuthlich ein Druckfehler. Lies: Anfall.“ „Begriffe über (von) Pflicht und Ehre“ iſt S. 48 übel geſagt. Die Gräfin Eleonora ſpricht von dem Falle, daß der Oberſt Emilien zu Falle bringen könnte, S. 35 mit zu wenig weiblicher Delicateſſe.

Des Gerügten ungeachtet zeugt das Werk unwiderredlich von Talent, ja es macht ſogar ein größeres wahrſcheinlich, als zu Familiengemählden der Iffland'ſchen, oder, wenn man lieber will der Diderot'ſchen Schule erforderlich iſt. Der obgedachte autokritiſche Briefwechſel macht die Irrthümer kenntlich, in welchen dieſes Talent befangen iſt: Vorliebe für die proſaiſche Naturmäßigkeit, vielleicht durch Ifflands Virtuoſität in der Darſtellung derſelben genährt; Abneigung gegen die Schickſalsidee, aus Halbkenntniß oder Mißverſtand der Griechen erklärlich, und vielleicht am beſten durch Blümners Werk über Aeſchylos zu beſchwichtigen; endlich Unklarheit des Begriffes vom Großen und Erhabenen, ohne welches weder eine Leidenſchafts- noch eine Schickſalstragödie, weder eine heroiſche noch eine bürgerliche gedacht werden kann. Doch die Art, wie er die Mängel ſeines Werks vertheidiget, zeigt, daß er ſie fühlt, und daß er über ſich zu denken weiß. Das reicht hin, die beſten Hoffnungen von ihm zu begründen. Je mehr er ſelbſt über die Macht der Verhältniſſe ſich erhebt, und je kleiner ihm die Geburten conventioneller Vortheile erſcheinen; deſto beſſer wird er die tragiſchen Begebenheiten dieſer Sphäre nach den Geſetzen der Kunſt darſtellen lernen. Wer den Strom irgend einer Zeit malen will, ſteht am beſten auf einem Berge, hebt die Zuſchauer eben dahin empor, und ſagt ihnen: Seht! in dem blauen Zwirnfaden dort unten kann man ertrinken, wenn man ſich nicht in Acht nimmt; und hat der Froſt ihn gehärtet, und bricht dann die Sonne das Eis; ſo kann er Städte und Länder verheeren. Die Figur eines Präſidenten von Walter laſſen wir in Schillers Familiengemählde nur paſſiren, weil wir einen Ferdinand neben ihr erblicken, aus deſſen Munde die Worte gehen: „Laß doch ſehn, ob mein Adelsbrief älter iſt, als der Riß zum unendlichen Weltall“ und: „Kann der Fürſt Handlungen münzen, wie ſeine Dreyer?“ Die knechtiſche Unterweeſung aller Hauptperſonen unter die Knute des Vorurtheils (denn auch Weiß fügt ihr S. 27 ſeine Herzensneigung) erregt dem gereinigten Kunſtſinn einen Abgeſchmack, der keinen reinen Kunſtgenuß aufkommen läſſt.

Journale.

Monat-Roſen; fünftes Heft. Düſſeldorf, 1818; gedruckt in der J. C. Dänzer'ſchen Buchdruckerey.

Dieſes Heft ſcheint ſeine Vorgänger, die auch ſchon dankbare Leſer gefunden haben, an einigen intereſſanten Aufſätzen zu übertreffen. Wir rechnen dahin das Bruchſtück aus Lalla Rookh, und, in ſofern dieſe Aufſätze zur Sitten- und Kultur-Geſchichte gehören, die Blutſchrift der Cleviſchen Jungfrau, die Ferkelpredigt und das ſchöne A B C; aber nur als Beytrag zur Kultur-Geſchichte unſers Vaterlands. Im ſiebenzehnten Jahrhundert ſchrieben die cleviſchen Jungfrauen dieſen Brief, und im neunzehnten ſahen wir, im Ernſt und in ſehr ſchlechtem Scherz, die öffentlichen Freywerbereyen in unſeren Tagesblättern Sitte werden; das ſchöne A B C iſt etwa gleichzeitig mit den Decameron der Margaretha von Valois, mit Marot u. ſ. w. Hatte Frankreich damals auch ſo moraliſche Spruch-Dichter? kann Deutſchland von jener Zeit auch ſo viel Feinheit und Witz aufweiſen? In derſelben Zeit, wie Herr Pfarrer Sulbon die Ferkelpredigt hielt, ſprach Bourdaloue vor Ludwig XIV. Als geſchichtliche Beyträge iſt das alſo recht gut, aber für Roſen können dieſe rohen Blüthen eines dürren Bodens doch nicht gelten? Noch weniger Schelmuvsky, welcher — da dieſe Bücher für die Handwerksburſchen zahlloſe Male aufgelegt wurden, — nicht einmal zur Zeitkultur gehört, indem der verſchmitztere Aufleger, wenn er ſo glücklich iſt, einen witzigen Vetter Baader oder Schneider zu haben, zu ſeiner Auflage einige Zuſätze machen läſſt. Die Mannigfaltigkeit dieſes Hefts, bey dem Intereſſe der erwähnten hiſtoriſchen Beyträge, wird ihm ſein Publikum zuſichern.

Engliſcher Literaturbericht vom März und April 1819.

1. Geſchichte. The Life of Mary Queen of Scots. By George Chalmers. 2 Voll. 4. Nachdem Whitacker (Lond. 1787. 1790. 3 Voll. 8) die Königin ſo umſtändlich und unwiderſprechlich gerechtfertigt iſt trotz des Werks von Malcolm Laing (4 Voll. Lond. 1804. 8) ein neuer Verſuch der Art faſt überflüſſig geworden. Dennoch lieſt ſich die vorliegende Biographie einer ſo ſchönen und ſo unglücklichen Frau ſehr angenehm. Der Verfaſſer, ein Schotte von Geburt, hat dieſelbe aus Staatspapieren entnommen, und die bereits vorhandenen Druckſchriften umſtändlich verglichen. Auch hier wird aus ungedruckten Handſchriften beſtätigt, daß Darnley zu Glasgow nicht an Gift ſtarb, ſondern vielmehr an den damals herrſchenden Blattern. Auch wird gezeigt, daß die Declarationen, aus welchen früher der Beweis geführt wurde, daß Marie an dem Tode ihres Gemahls Schuld ſey, untergeſchoben ſind. Chalmers geht wol ein wenig zu weit, wenn er Marie nicht blos als unſchuldig, ſondern als einen Sittenſpiegel darſtellt.

2. Poeſie. Night, a descriptive Poem. Part I in four books. 12. 144 S. Dieß Gedicht enthält in ſeinen vier Büchern eben ſo viele Erzählungen, deren Scene in die Nacht fällt. Das erſte Buch ſingt die tragiſche Geſchichte zweyer Liebenden; das zweyte die Geſchichte einer Hexe, die ihren böſen Widerſachern verfällt; das dritte Buch gründet ſich auf eine angebliche Thatſache der neuern Geſchichte. General Wolf durch ein nächtliches Geſpenſt zum Ueberfall des Feindes ermuntert, und die Liebe der Miranion zu dem franzöſiſchen General. Das vierte Buch hat am mehrſten poetiſchen Werth: es verſetzt uns nach Moſkwa, in der Nacht, wo die Stadt lodert und Napoleon ſich in ſchauderhafter Einſamkeit auf dem Kremlin befindet. Der Verfaſſer dieſes Gedichts ſoll Elliott heißen. Man wirft ihm vorzüglich einige Scotticisme, Nachläſſigkeiten und Mißgeſchick in Erfindung neuer Wortzuſammenſetzungen vor. Doch räumt man ſein poetiſches Talent ein, was

Digitized by Google

bey einem Gegenſtande viel ſagen will, der ſchon früher von Yorick ſo unnübertrefflich bearbeitet worden iſt.

Human Life, a Poem. By Samuel Rogers Kl. 4. 94 S. Dieſes faſt zu ſplendid gedruckte Gedicht hat einen zarten, melancholiſchen Anſtrich, der den gefühlvollen Leſer ungemein feſſelt. Die Verſe ſind wohlklingend, die Reime nur zuweilen etwas einförmig. Die Ausführung des großen Thema's beſchränkt ſich mehr auf den Umriß einer Anſicht deſſelben, und verräth einen bildſamen Geſchmack und eine anmuthige Phantaſie. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen ſchreiten wir an der Hand des Dichters von Stufe zu Stufe das menſchliche Leben hindurch, das er in Kindheit, Jugend, Mannsalter, Liebe, Ehe, häusliche Freud' und Leid, Krieg, Frieden, bürgerliche Zwietracht, Zurückgezogenheit vom thätigen Leben und das Alter mit ſeinen Annehmlichkeiten eintheilt. Angehängt ſind zwey kleine Gedichte, von welchen das eine: Der Knabe von Egremond, ungemein lieblich und anſprechend iſt.

The Banquet: in three Cantos. 8. 144 S. Ein heiteres Gedicht, Seitenſtück zu Berchoux Gaſtronomie. Mit Laune, Kenntniß und Gewandtheit ſchildert der Dichter im erſten Geſange die Künſte der alten Köche und in den beyden andern die modernen Leckereyen. Die Kupfer ſollen von einer Dame ſeyn: ſie verrathen eine feine, geübte Hand. Die Noten ſind eben ſo unterhaltend und witzig, wie das Gedicht ſelbſt. So z. B. charakteriſirt eine ein Feſt ſo: Altum silentium, stridor dentium, clangor gentium. In einer andern wird von Montmaur, einem berühmten Vielfreſſer, der in Paris 1648 ſtarb, erzählt, daß er in einer Geſellſchaft, die viel gelärmt, geſchwatzt und gelacht, den Gäſten zugeſchrien hat: Stille, meine Herren, wenn ich bitten darf, Sie machen ſo viel Lärm, daß ich mich nicht einmal eſſen hören kann. Der Marſchall Villers fragte ſeinen Schweizer eines Tags: Wie viel Scheiben Rindfleiſch kannſt Du zur Zeit eſſen? — O Herr, nicht viel, höchſtens fünf bis ſechs. — Und wie viel Hammelrippen? — Hammelrippen nicht viel, mehr als 7 bis 8 gewiß nicht. — Aber wie viel Hühnchen? — O Hühnchen, ſehr wenig, allenfalls ein Dutzend! — Gut, und Tauben? — O Tauben blutwenig, 40, vielleicht 50, je nachdem ſie zubereitet ſind. — Und Lerchen? — Ach Lerchen, Lerchen, gnädiger Herr, ſo viel Sie wollen.

3. Geographie. Travels in various Countries of Europe, Asia and Africa. By Eduard Daniel Clarke. Part. III. Section I. 4. 763 S. Der dritte Theil dieſer Reiſebeſchreibung (vergl. Literaturblatt 1818. No. 44) begreift Dänemark, Norwegen, Schweden, Lappland und Finnland. Der Vf. beſuchte Dänemark vor 20 Jahren. Faſt zu kleinliche Umſtändlichkeit und Wiederholung des Bekannten ſind die Mängel dieſer Arbeit auch in dem vorliegenden Bande.

Romane.

Ursula, Princesse britannique d'aprés la Légende et les Peintures d'Hemmeling; par un ami des Lettres et des Arts, Gand, 1818; nebſt einem Bruſtbild von Hemmling und einer Darſtellung des Reliquienkaſtens der heiligen Urſula.

Herr v. Keverberg, ein angeſehener Beamter in Gent, gibt dem Publikum hier, in jeder Rückſicht ganz etwas Anderes als der Titel verſpricht, und in Abſicht auf Kunſt-Geſchichte etwas ganz unerwartet Reichhaltiges und Nützliches. Er ſelbſt ſagt in der kurzen, mit achtungswürdiger Beſcheidenheit vorgetragenen Vorrede: „Dieſes ganze Werk iſt der Kunſt gewiedmet; meine Abſicht dabey war, ein nur wenig bekanntes Meiſterſtück der Kunſt, vermittelſt einer Erzählung, der ich Annehmlichkeit zu geben beſtrebt war, allgemeiner bekannt zu machen." Zu dieſem Endzweck bildete er aus den ſonderbaren, wahrſcheinlich auf einer hiſtoriſchen Thatſache beruhenden, durch den Zeitgeiſt und zufällige Mißverſtändniſſe abentheuerlich verſtellten Legenden der heiligen Urſula und ihrer Jungfrauen einen religiöſen Roman, in welchem er die Gemählde Hemmlings aus dem Leben dieſer Heiligen als geſchichtlichen Leitfaden für ſeine Phantaſie benützte. Dieſe Gemählde befinden ſich in Brügge auf einem Reliquien-Kaſten der Heiligen; Hemmling ſtellte auf ihm in ſechs Abbildungen ihr Leben, und in vier andern ihre Apotheoſe dar. Der gute Geſchmack und der klare Verſtand kann ſich bey allen Zwittergattungen einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren, und daher trifft die Legende, die in Roman übergeht, gleicher Tadel wie den hiſtoriſchen Roman u. ſ. w.

Doch dieſer Abſchnitt des vor uns liegenden Buches füllt ſeine geringere Hälfte; die größere bietet dem Leſer unverhofft eine Sammlung von höchſt ſchätzbaren Notizen, welche der Verfaſſer mit lobenswerthem Eifer über Hemmling aufzuſuchen bemühet war.

Seine Lebensumſtände ſind ſehr wenig bekannt. Er wurde in Flandern geboren, und lebte in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Man erzählt von ihm, er ſey als ein armer kranker Kriegsmann ins Sct. Johannes-Spital in Brügge gekommen, und habe bey ſeiner Geneſung in dieſem ſtillen Aufenthalte ſeine (wie es ſcheint durch den Kriegsdienſt in Vergeſſenheit gerathene) außerordentliche Talente für die Mahlerey kund gegeben.

Wirklich beſitzt auch dieſes Spital von ſeinen noch in den Niederlanden gebliebenen Werken die vorzüglichſten. Der Reliquienkaſten der heiligen Urſula, deſſen Beſchreibung wir nun dem Herrn von K. verdanken, gehört dazu; die Innſchriften zeigen, daß Hemmling die meiſten dieſer Werke im Jahre 1479 vollendete. Aus vielen Gründen läſſt ſich vermuthen, daß er nicht nur die ſchönſten Gegenden Deutſchlands, ſondern auch Italien beſucht habe.

Der Verfaſſer liefert ein Verzeichniß von allen Werken unſres Mahlers, die ihm bekannt geworden, oder die er unter ſeinem Namen erwähnt gefunden, nebſt Anzeige des Orts und Beſitzers. Bey mehreren iſt es zweifelhaft, ob ſie noch, und wo ſie jetzt vorhanden ſind, oder ob der Name des Meiſters richtig angegeben iſt? — Fernere von verſchiedenen Seiten fortgeſetzte Forſchungen werden hierüber erſt näheren Aufſchluß verſchaffen können. — Wir für uns bemerken nur, daß die in der (ſeit 6 Wochen nach Stuttgart verſetzten) Sammlung der H. B. befindlichen Werke Hemmlings unvollſtändig angeführt und zum Theil unrichtig bezeichnet ſind; und bedauern in der Hinſicht, daß der Verfaſſer ſich nicht ſelbſt an die zu artiſtiſchen und literariſchen Mittheilungen bereitwilligen Beſitzer gewendet, und noch mehr, daß er nicht Gelegenheit gehabt hat, ihre Sammlung zu beſchauen. Sie enthält außer den 5 im Verzeichniſſe angegebenen Gemählden noch 4, oder, nach des Verfaſſers Art zu zählen, welcher die außen bemahlten Flügeldecken beſonders rechnet, noch 6, und ſohin zuſammen 11 unbezweifelte Werke Hemmlings.

Alle Kenner, welche die Vergleichung angeſtellt, haben immer bezeugt, daß darunter und unter denen im Sct. Johanns-Spital zu Brügge ſeine größten bekannten Meiſterwerke ſeyen.

Wir erwähnen von den in des Verfaſſers Verzeichniß fehlenden Gemählden nur eins, nämlich den Cyclus aus dem Leben Chriſti und der Maria; weil dieß durch den Reichthum an Figuren und die geiſtreiche Compoſition mit jenem Cyclus aus dem Leben der Urſula große Aehnlichkeit hat, und überhaupt eines der bedeutendſten und eigenthümlichſten Werke iſt.

Die 6 Fuß lange und dritthald Fuß hohe Tafel umfaßt (die in weiter Ferne mit ganz kleinen Figürchen angedeuteten Geſchichten nicht zu rechnen) über 15 Darſtellungen, welche je nach Erforderung des Gegenſtandes auf die ſinnreichſte und glücklichſte Weiſe mit einander verbunden oder von einander geſchieden ſind. Den größten Raum nimmt die Hin- und Herreiſe der zur Anbetung des Kindes wandernden Könige ein, und hierin liegt noch eine andere Aehnlichkeit mit jenem Gemählde aus dem Leben der heil. Urſula, als wo die Reiſe der Haupt-Gegenſtand iſt.

Dieß Wenige mag zu gegenwärtigem Zwecke hinreichen. Vielleicht theilen die H. B., welche ſich ſeit einer Reihe von Jahren mit Forſchungen und Arbeiten zur ältern Kunſt-Geſchichte und beſonders auch zu den Biographien des Johann van Eyck und Johann Hemmling beſchäftigen, bald Ausführlicheres und manches Dunkele Aufklärende über die beyden, mit Recht ſo ſehr gefeyerten, Künſtler mit.

Wir ſchließen unſre Anzeige, indem wir allen Kunſtfreunden, die nach den Niederlanden reiſen, das intereſſante Buch unſres Verfaſſers aufs angelegentlichſte empfehlen.

Wiſſenſchaftliche Nachricht.

In Frankfurt hat ſich ſeit Anfang dieſes Jahres ein wiſſenſchaftlicher Verein von Staatsmännern, Gelehrten und Geſchichtfreunden aus allen Theilen des Vaterlandes gebildet, zur Beförderung einer Geſammt-Ausgabe der Quellen-Schriftſteller deutſcher Geſchichten des Mittelalters.

Dieſer Verein wurde zuerſt im verfloſſenen Sommer durch den Herrn Staatsminiſter, Freyherrn von Stein gebildet, der einen Zuſammentritt beytragender Mitglieder aus der Zahl ſeiner Freunde und Bekannten, dem Freyherrn von Landsberg-Vehi im Münſterſchen, Frhrn. von Mirbach zu Haef im Jülichſchen, dem Banquier Hrn. Theodor Mühlens zu Frankfurt, Hrn. Landes-Direktor von Romberg zu Brüninghauſen, in der Grafſchaft Mark, Hrn. Ober-Präſidenten Grafen von Solms-Laubach und Dombechanten Wirkl. Geheimen Rath Grafen von Spiegel in Münſter, veranlaßte.

Gleichzeitig wurde beſchloſſen, aus ihren Beyträgen einen Fond zuſammen zu bringen, um die Honorare der Gelehrten zu beſtreiten, auf daß die neue, möglichſt vollſtändige Ausgabe der Quellen-Schriftſteller für einen möglichſt wohlfeilen, allein aus den Selbſtkoſten des Druckes und Papiers beſtehenden Verkaufspreiß dem Publikum verlaſſen werden könne. In Verfolgung des bezeichneten Zweckes wurde ein vaterländiſcher Gelehrter veranlaßt, eine Ankündigung einer Geſammt-Ausgabe der beſten Quellen-Schriftſteller deutſcher Geſchichten des Mittelalters, an Deutſchlands gelehrtes und gebildetes Publikum gerichtet, zu entwerfen; dieſe Ankündigung wurde zum Druck befördert.

(Münſter, mit Aſchendorff'ſchen Schriften 1818. gr. 4. 35 S.)

Sie umfaßt als Entwurf: 1) den Zweck und nächſten Umfang dieſer Sammlung. 2) Die Anordnungsweiſe. 3) Die Bearbeitungsweiſe. 4) Die Vertheilung unter die Herren Mitarbeiter. 5) Eine beyläufige Ueberſicht der Haupt-Quellen-Schriften deutſcher Geſchichten des Mittelalters.

So konſtituirte ſich, unter dem 20ſten des jüngſt verfloſſenen Wintermonats in Frankfurt am Main, als einem zu ſolchem Unternehmen vorzüglich geeigneten Mittelpunkte Deutſchlands, ein Verein zur Beförderung einer vollſtändigen Ausgabe der deutſchen Geſchicht-Quellen. Zur Bildung einer Central-Direktion für die Leitung und Ueberſicht des geſammten Unternehmens vereinten ſich mit dem Freyherrn von Stein und ſeinen obenerwähnten Freunden, aus der Zahl der dortigen Miniſter und Bundestags-Geſandten, die Herrn Staats- und bevollmächtigten Miniſter, Frhr. v. Aretin, v. Berkheim, v. Pleſſen und v. Wangenheim.

Im Namen und aus Auftrag der Geſellſchaft erging nun unter dem 20ſten des jetzt verfloſſenen Monats eine Anzeige und Aufforderung an Deutſchlands gelehrte Männer und Freunde vaterländiſcher Geſchichte, welcher die bereits erwähnte Ankündigung des Unternehmens zur freundlichen Erwägung und Beurtheilung als vorläufiger Entwurf beygefügt und empfohlen wurde, um hiernächſt die Erinnerungen, Wünſche und Anzeigen über beſtimmte Theilnahme möglichſt bald zu vernehmen. Hiernach ſoll denn ein umfaſſender, feſtbegränzter und geordneter Plan, begleitet von einer möglichſt vollſtändigen Ueberſicht der in die Sammlung aufzunehmenden Quellen-Schriften erſcheinen, als nächſte Bedingung zur Ausführung des Unternehmens.

Zu dieſem ſchönen vaterländiſchen Unternehmen ſind beträchtliche Geld-Zuſchüſſe bereits gewidmet, ein wiſſenſchaftlicher Briefwechſel nach den Hauptorten Deutſchlands und Europa's beſteht ſchon mit gedeihlichem Erfolge, weitere thätige Unterſtützung jeder Art von edlen Männern iſt zugeſichert, koſtbare noch ungedruckte Hülfsmittel reicher Sammlungen ſind bereits namhaft gemacht und angeboten.

Somit iſt denn die erfreuliche Hoffnung vorhanden, auch Deutſchland ſeine Materialien zu einer noch fehlenden Geſchichte aus den Quellen zu bewahren, zur Verherrlichung einer großen Vergangenheit, zur Anregung und zum Frommen des vaterländiſchen Sinnes der Mitwelt, zur Erbauung und Nacheiferung kommender Geſchlechter! —

Der Genius des Vaterlandes ſchütze und ſegne das Unternehmen!

Digitized by Google

Nro. 24.

Literatur = Blatt.

1819.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Palnatoke. Ein Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'ſchen Buchhandlung 1819. 160 S. 8.

Der Dichter ſcheint bey dieſem Werke gewiſſenhaft das nonum prematur in annum beobachtet zu haben: denn nach dem Datum des vorangedruckten Briefes zu urtheilen iſt es ſchon 1810 geſchrieben*). Er verwahrt ſich darin gegen den Vorwurf, Schillers Tell nachgeahmt zu haben. Er kann ihn nicht treffen. Die Geſchichte hat ſich ſelbſt nachgeahmt, indem ſie den Schuß nach dem Apfel auf des Sohnes Haupte, zu welchem der Dänenkönig Harald Blauzahn den Ehrgeiz des Helden Palnatoke reizte, dreyhundert Jahre ſpäter in der Schweiz wiederholte. Außer dieſer Thatſache hat das Stück mit Schillers Wilhelm Tell keine Aehnlichkeit. Die Forderung des Schuſſes bringt in Palnatoke den Entſchluß zur Reiſe, gegen den Tyrannen und Brudermörder Harald Blauzahn für deſſen Sohn, den Seekönig Swend Zwickbart zu fechten, den der Vater wider herkömmliches Recht von der Mitregentſchaft ausgeſchloſſen hatte, weil er nicht zum Chriſtenthum übergetreten war. Die Verbindung der heidniſchen Helden zu dieſem Kampf, und die Luſt, welche Harald unter Beyrath des Biſchofs Poppo dagegen anwendet, bewegen bis zum vierten Akt die Handlung. Der dritte Mordanſchlag des Königs gegen Palnatoke treibt dieſen zu der Ausübung des juris talionis. Er ermordet den Feind in ſeinem Gemach, in welches er ſich zu ſchleichen weiß. Die Rache des Geſchickes folgt ihm auf dem Fuße, und er ahnet ihre Nähe. Der Verdacht fällt auf ihn, der neue Herrſcher Swend ladet ihn zu ſich, um ihn auszuforſchen. Er bekennt und vertheidiget ſeine That, wird von einem ſeiner eignen Verbündeten, der ihn aus der Gefahr retten will, in der Blindheit der Kriegerwuth (Berſerkerwuth) getödtet, und ſtirbt mit den Worten:

> Dank, Bue! Dank! Da ſchwand der rothe Schatten;
> Du haſt den Flecken mir vom Schild gewaſchen.

Dieſes nordiſche Heidenſpiel, aus welchem die Frauen gänzlich verbannt ſind, gehört, nach der Eintheilung des Ariſtoteles, unter die einfachen, unverwickelten Tragödien. Keine Dunkelheit der Vorgeſchichte ſpannt die Erwartung, keine überraſchende Entdeckung erſchüttert das Gemüth; aber die rohe Coloſſalität der Sitten und Charaktere aus der nordiſchen Heldenzeit ſetzt die Phantaſie in eine angenehme Thätigkeit, das Ahnungsvermögen wird lebhaft angeregt, wir fühlen das Walten einer überſinnlichen Gerechtigkeit in der Verkettung von Urſach' und Wirkung, Verſchuldung und Vergeltung, und der Tod des ſchwer gereizten Palnatoke, als Gegenbild des verzweiflungsvollen Sterbens von Harald (S. 125), gewährt dem Gemüth eine ſanft vom irdiſchen Boden emporhebende Befriedigung.

Da der rühmlich bekannte Dichter kein geborner Deutſcher iſt; ſo darf es die Kritik mit Sprache und Versbau nicht genau nehmen. „Du hochmuthetest (vermaßeſt) dich; (S. 23) daß es ferner von Deutſchlands Kaiſer immer ſtets abhange ◡ – ◡; (S. 40) deine Einſicht und Beweisheit; (S. 43.) Zu dieſem Bund ghört (gehört) ſeltne Kriegerſtärke, das (die) gab Natur mir nicht; (S. 50.) Ein Herz, der Andern That zu fühlen, und (zu) ſchätzen;" (ebendaſ.) der Jambus:

> „Eine Güte, Treue, Freundſchaft, Hülfſamkeit;" (S. 53.)

„Kühn haſt du zerbrochen den Sklavenkerker ſchändlichen Verdacktes;" (S. 131) das alles ſind Flecken, Härten und Wagniſſe, die wir dem Ausländer billig nachſehen müſſen, der unſerer Literatur einen Aladdin, Axel und Walburg, Correggio u. ſ. f. gegeben hat. Für die Bühne ſcheint übrigens das Stück nicht geſchrieben zu ſeyn.

Staats = Wiſſenſchaft.

Andeutungen zur Kritik der neuen Königl. Preuß. Zoll= und Verbrauchſteuer=Geſetzgebung. Leipzig bey Brockhaus 1819. 196 S. 8. (Preis, 1 fl. 30. kr.)

Eine ſtrenge, aber ruhige; wiſſenſchaftlich ſcharfe, aber zugleich praktiſch=nutzbare Kritik des vielbeſprochenen Zollgeſetzes, womit eine Gutes wollende, aber noch zur Zeit der Wohlthat eines conſtitutionellen Zuſtandes entbehrende Miniſterial=Regierung der Idee der föderativen deutſchen Einheit und Einigkeit in der öffentlichen Meinung einen tödtlichen Streich verſetzt, und (vielleicht!) ſich ſelbſt eine gefährliche Wunde beygebracht hat. Wollte man neben der Staatseinnahme die Landesinduſtrie durch dieſes, die übrigen deutſchen Stämme feindlich berührende, alſo Haß erregende Syſtem erhöhen; ſo ſchlug man, nach des Vs. Meinung, einen viel zu theuren Weg ein, und die Reiſekoſten überwiegen ſchier den Reiſevortheil. Der V. weiſet überall dieſem Syſtem legiſlatoriſche Fehler nach, und läſſt dabey lebhaft fühlen, daß ſie bey Mitwirkung einer guten Volksvertretung faſt unmöglich geweſen wären. Gut; aber dieſer Staat hat nun einmal noch keine; was ſollen die Miniſter machen, wenn ſie Geld ſchaffen ſollen? Warten, bis eine zu Stande kommt, wozu noch ſo wenig Anſtalt ſichtbar iſt? das kann man Miniſtern unmöglich zumuthen, es wäre denn nach dem Recht der Repreſſalien von Seiten derjenigen, niedrigeren Staatsdiener, deren Glückſeligkeitstriebe ſie ihrerſeits zumuthen, Olympiaden= und Decennien=lang von proviſoriſcher Luſt zu leben, und einer ihren Zuſtand garantirenden Organiſation zu harren. Uebel=

*) Dieß iſt ein Irrthum — der Aufſchub des Abdrucks hat eine ganz andere Urſache. Red.

Digitized by Google

gens ruht des Verfaſſers kritiſcher Verbeſſerungsvorſchlag hauptſächlich auf einer Theilung der Monarchie in Preußen diſſeits und jenſeits der Elbe (im Syſtem der Zollgeſetzgebung, verſteht ſich) über deren Zweckmäßigkeit ſchon das Weimar. Opp. Bl. (Beil. v. 20. Mai, ſich ausgeſprochen hat.

Aber gedachtes Blatt bringt (S. 366.) auch die Behauptung zu Markte: Preußen hätte lieber auf 3 Jahre den Verſuch einer Einkommenſteuer und einer Erbſchaftsſteuer machen ſollen. Die Einkommenſteuer mag hingehen, der auf Freyheitsſinn gegründete Haß der Engländer gegen dieſe Beutelguckende Beſchatzung iſt in dem tragſamen Deutſchland nicht zu fürchten. Aber eine Erbſchaftsſteuer? noch eine Erbſchaftsſteuer? Der Herr Verfaſſer des Opp. Bl. (oder im Style der neueren Zeitungsbureaukratie zu reden: die Herren Redacteurs und reſp. Herausgeber) müſſen gänzlich ignoriren, daß in ganz Preußen (auch in den neuerworbenen Provinzen, wo ſo etwas eigentlich ohne Bewilligung der rechtlich beſtehenden Stände rechtlich uneinführbar war) eine ungeheure Erbſchaftsſteuer bereits faktiſch beſteht unter dem Namen des Erbſchaftsſtempels, welcher nach Maaßgabe der Verwandſchaftsnähe 5 bis 8 p. C. beträgt, ſonach mit reſp. 20 oder 15 Erbfällen den ganzen Capitalwerth eines Vermögens in die Staatskaſſen bringet, und den Staat ex asse und auf eine ganz anſehnliche Quota, zum Miterben der Wittwen und Waiſen macht. Hiezu noch eine beſondere Erbſchaftsſteuer einführen, hieße mit dem deutſchen Rechtsgefühl ein Frevelſpiel treiben; und das O. Bl. möchte billig erſt das Beſtehende der Länder kennen lernen, ehe es ihnen Rathſchläge zur Operation für den künftigen Beſtand gäbe.

Gränzzollſyſtem (Douane) des geſammten deutſchen Bundes gegen das nichtdeutſche Ausland, und möglichſte Aufhebung aller Zollgränzen im Innern von Deutſchland — das ſcheint gleichſam der Schrey der öffentlichen Meinung, die vox populi vox dei zu ſeyn, ohne deren Beachtung jetzt nicht leicht ein Zollgeſetz vor dem Richterſtuhle der Kritik Gnade finden dürfte. Ob die P. Regierung dieſen Zwecke widerſtrebt, oder ob ſie ihn durch ihr Syſtem befördert; und ob ſie ihn letzteren Falls unwillkürlich, oder abſichtlich, ſtaatsklug, ja ſogar edelſinnig (durch temporäre Aufopferung ihrer deutſchen Popularität) befördert: darüber kann jetzt noch nicht füglich geurtheilt werden. Wir leben in einer Zeit, wo die Regierungen durch die Unvorſichtigkeit und Ungewandtheit ihrer Faiseurs an der guten Vorausſetzung, an der Präſumtion gerechter und wahrhaft edler Zwecke, bedeutend verloren haben, und der unbefangenſte Recenſent läuft in einer ſolchen Zeit Gefahr, ihnen Unrecht zu thun. Alſo Geduld!

Ueberſicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom März 1819.

(22. Febr.) Hr. Navier erbittet ſich Comiſſarien der Akademie, zur Prüfung des erſten Theils einer mit Anmerkungen begleiteten neuen Ausgabe von Belidors Waſſerbaukunſt, die er veranſtalten will. Seinem Anſuchen wird entſprochen.

Zwey Abhandlungen des Hrn. Coſte, deren die eine von den Situationsmeſſungen, die andere von einer Generaliſirung des Fermatſchen Theorems über die doppelten Gleichungen handelt, werden an die Prüfung einer Commiſſion überwieſen.

Hr. Percy lieſt den Bericht über die Ausrottung einer Balggeſchwulſt, die ein gewiſſer Moret in der Gegend von Louviers wohnhaft, an der Unterkinnlade und am Halſe trug. Die ſchwierige durch Hr. Larrey vollzogene Operation gelang vortrefflich. Die Geſchwulſt hatte die Größe einer Doppelfauſt; die ſehr zahlreiche[illegible]gefäße, welche während der Operation durchſchnitten werden mußten, erforderten ſechszehn Unterbindungen; die vielen Lappen der Hautbedeckung dieſer großen Wunde wurden mittelſt achtzehn Nathſtichen vereinigt; die Arbeit dauerte fünfzig Minuten, und nach vierunddreißig Tagen war die Narbe vollendet.

Hr. Delamore lieſt einen Bericht über die trigonometriſchen Unterſuchungen des Hr. Sorlin, die ſich durch Ordnung, Klarheit und Zierlichkeit zu empfehlen ſcheinen. Der Verfaſſer verheißt ihre Fortſetzung.

Hr. Berthollet legt als Berichterſtatter einer Commiſſion, die Abfaſſung der erneuerten Preisaufgabe über die Zeitigung des Obſtes vor, welche genehmigt wird und alſo lautet:

Chemiſche Preisaufgabe. Die Akademie hatte zum zweyten Mal die Reife der Früchte (la maturation des fruits) zum Vorwurf des Preiſes ausgegeben, den ſie in der dießjährigen öffentlichen Sitzung ertheilen wollte. Weil die eingelaufnen Preisſchriften die erforderlichen Eigenſchaften nicht beſaßen, die Akademie aber dafür hält, es ſey der Gegenſtand intereſſant genug, um die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher einer Erſcheinung zuzuwenden, welche über die Theorie der vegetabiliſchen Verhältniſſe großes Licht verbreiten, und deren Aufklärung praktiſch nützliche Reſultate gewähren kann, ſo glaubte ſie, durch ein umſtändlicheres Programm, die Preisbewerber auf eine ſicherere Bahn, als die bisher befolgte, hinweiſen zu ſollen. Sie wird daher in ihrer öffentlichen Sitzung vom Merz 1821 eine Goldmedaille von 3000 Fr. Werth, der preiswürdig erfundenen Abhandlung zutheilen, worin die chemiſchen Veränderungen befriedigend angegeben ſind, welche während der Zeitigung und nachher in den Baumfrüchten vorgehen. Zu Löſung dieſer Frage iſt erforderlich: 1. Die Analyſe der Früchte, in den wichtigſten Zeitpunkten ihres Wachsthums und ihrer Reife, ſo wie auch ſpäter während ihres Weichwerdens und ihrer Fäulniß (blessissement et pourriture) vorzunehmen; 2. die Beſchaffenheit und die Menge der zu dieſen verſchiedenen Zeiten im Obſt enthaltenen Subſtanzen gegeneinander zu vergleichen; 3. den Einfluß äußerer Agentien, voraus der das Obſt umgebenden Luft und die dadurch bewirkten Veränderung auszumitteln. Es mögen die Beobachtungen ſich auf einige Obſtarten beſchränken, wofern daraus hinlänglich allgemeine Folgerungen zu ziehen möglich erachtet wird.

Hr. Gay-Luſſac erſtattet Bericht über die neue Papierzubereitung des Hr. Dorſay. Die Subſtanz, welche dieſer zur Papierbereitung gebraucht, (er wünſcht daß dieſelbe einſtweilen nicht genannt werde), beſitzt wirklich die Eigenſchaft, die gewöhnliche Dinte durch Säuren und Chlorum unvertilgbar zu machen; den alcaliniſchen Auflöſungen mag ſie hingegen nicht widerſtehen; da ſie jedoch nicht koſtbar iſt, ſo dürfte ihre Beymiſchung zum Papier, im Zeitpunkt wo es geleimt wird, vortheilhaft ſeyn, und ſowol einigen Nachtheilen vorbeugen, als die Entfärbung

Digitized by Google

hindern, welche die ſchlecht bereitete Dinte mit der Zeit erleidet.

Hr. Dorſay verfertigt hinwieder auch eine Dinte, die ſeiner Behauptung nach, allen Reagentien widerſteht. Die Commiſſarien, denen kein Muſter derſelben zu freyer Verfügung überlaſſen ward, glaubten ſich jeder beſtimmten Aeußerung darüber enthalten zu ſollen. Sie bemerken hingegen daß die meiſten bisher bekannten ſogenannten unauslöſchbaren Dinten, mehr und minder verſteckter chineſiſcher Tuſch ſind, und den Nachtheil haben, daß ſie einen Niederſchlag bilden, und durch einfaches Abwaſchen ausgelöſcht werden mögen. Die vortheilhafteſte Anwendung des chineſiſchen Tuſches, ſagt der Berichterſtatter, beſteht darin, daß er in durch Salzſäure geſäuertem Gummiwaſſer aufgelöst wird. Hr. Berzelius ſagte ihm, daß die Kaufleute in Schweden ſich dieſer Dinte bedienen. Einige Perſonen haben hinwieder eine Miſchung der gewöhnlichen Dinte mit chineſiſchem Tuſche empfohlen.

Es wird eine Abhandlung des Hrn. Dutrochet über die Bildung der organiſchen Körper vorgeleſen.

Die zoologiſche Section ſchlägt als Candidaten für eine ihrer erledigten Correſpondenten Stellen vor, die Herren Dutrochet, Rudolphi, Poli, Kirby und Schweigger.

(1. März) Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire lieſt eine Abhandlung, über die Art, wie die Beutelratte (Didelphis) die Jungen auf ihren Zitzen zur Welt bringt.

Hr. Coquebert de Montbret erſtattet einen Commiſſionalbericht über die eingelaufenen ſtatiſtiſchen Preisſchriften. Der erſte Preis ward der handſchriftlich eingereichten ſtatiſtiſchen Darſtellung der franzöſiſchen weſtindiſchen Colonien von Hr. Moreau de Jonnés zuerkannt. Ein zweyter Preis iſt den Wünſchen der Akademie entſprechend, von dem Miniſter des Innern dargereicht, und dem Baron Trouve für ſeine allgemeine und ſtatiſtiſche Beſchreibung des Audedepartements (ein Quartband von 680 Seiten, mit Karten und Kupfern) zuerkannt worden.

Zum Correſpondent der zoologiſchen Section ward Hr. Dutrochet mit Stimmenmehrheit ernannt.

Die Ueberſicht der zu Alais im Jahr 1818 von Hr. Dhombres Firmas angeſtellten meteorologiſchen Beobachtungen wird einer Commiſſion zur Prüfung überwieſen.

Dem Wunſche des Miniſters des Seeweſens entſprechend, ernennt die Akademie Commiſſarien, zur Prüfung verſchiedener Maſchinen des Hr. Belzé-Fradin.

(8. März) Der Arzt Hr. Fournier lieſt eine Abhandlung über die Tonkunſt und ihre Heilkräfte.

Hr. Dupetit-Thouars lieſt eine Denkſchrift über das Mark der Bäume, die durch eine Commiſſion geprüft werden ſoll.

Hr. Cuvier erſtattet einen Commiſſionalbericht über den Erfolg der Preisaufgabe für die Zergliederung des Lascaris. Der Preis ward dem Hr. Jules Cloquet zuerkannt.

Ein zweyter Bericht des Hrn. Cuvier betrifft eine neue Preisaufgabe, deren beſter Löſung im März 1821 eine Goldmedaille von 3000 Fr. Werth zuerkannt werden ſoll; ſie iſt folgende: man verlangt eine vergleichende Beſchreibung des Gehirns in den vier Klaſſen der Thiere mit Wirbelknochen, und inſonderheit der Reptilien und Fiſche, wobey die Analogie der verſchiedenen Theile dieſes Organs ſoll ausgemittelt, die Form- und Größe-Veränderungen, welche ſie darbieten, genau ſoll angegeben, und die Wurzeln der Gehirnnerven ſo tief wie möglich ſollen verfolgt werden. Die Beobachtungen dürfen ſich auf eine Anzahl gewählter Gattungen der wichtigſten natürlichen Familien jeder Klaſſe beſchränken; dagegen wird gefordert, daß die Haupt-Präparate in hinlänglich genauen Zeichnungen dargeſtellt ſeyen, um wiederholt und erwahret werden zu können.

(15. März.) Hr. Arago erſtattet Bericht über die Preisſchriften zu Löſung der dießjährigen phyſikaliſchen Aufgabe, unter denen die Abhandlung des Brücken- und Straßen-Ingenieurs, Hrn. Fresnel, gekrönt ward.

Man verlieſt eine Notiz über die drey im verfloſſenen Jahr beobachteten Cometen; von Hrn. Nicollet.

Hr. Molard erſtattet einen Commiſſionalbericht über das der Akademie handſchriftlich eingereichte und zum Druck bereit liegende Werk des Hrn. Bernard Duboul über die Seilerkunſt (art de la corderie), dem die Commiſſarien das Zeugniß einer nützlichen Arbeit ertheilen.

Die mit Prüfung der Arbeiten und Beobachtungen, welche für den von Lalande geſtifteten aſtronomiſchen Preis concurriren können, beauftragten Commiſſarien erklären, daß ſie den dießjährigen Preis dem Hr. Pons, welcher drey neue Cometen entdeckte, zuerkannt haben.

(Oeffentliche Sitzung am 22. März.) Die neuen Preisfragen wurden bekannt gemacht, und die Preisertheilung ausgeſprochen. Die obbemerkte gekrönte Preisſchrift des Hrn. Fresnel hat zum Vorwurf die Wirkungen der Beugung der geraden und zurückgeworfenen Lichtſtrahlen, wenn ſie nahe an der Oberfläche der Körper vorbeygehen.

Hr. Fourier las hierauf eine Abhandlung über die phyſikaliſchen und mathematiſchen Theorien der Wärme.

Hr. Delambre trug eine hiſtoriſche Notiz über das Leben und die Werke des Hrn. Perier vor.

Hr. Biot las eine Fortſetzung ſeines Berichts über die im vorigen Jahr auf den Shetlandinſeln vorgenommenen, die Ausmittlung der Geſtaltung der Erde bezweckenden Arbeiten.

Hr. Latreille hielt eine Vorleſung über die auf alten Egyptiſchen Denkmalen vorkommenden, gemalten oder gegrabenen Inſekten.

(29. März) Hr. Thenard theilt mündlich die Ergebniſſe ſeiner neuſten Unterſuchungen des oxigenirten Waſſers mit.

Eine merkwürdige Denkſchrift des Hrn. Magendie über die lymphatiſchen Gefäſſe der Vögel wird an die Prüfung von Commiſſarien gewieſen.

Hr Biot lieſt eine Fortſetzung ſeiner Abhandlung über die allgemeinen Geſetze der doppelten Refraktion und Polariſation in kryſtalliſirten Körpern.

H. Arago lieſt ein Schreiben des Hr. Dhombres Firmas, welchem auch die ſorgfältigſten Verſuche zu Wiederholung der von Hr. Morichini gemachten Beobachtungen, über die magnetiſche Kraft des violetten Lichtſtrahls, jederzeit mißlungen ſind.

Die botaniſche Section ſchlägt für eine durch den Tod des Hrn. Ortega erledigte Korreſpondenten-Stelle vor, die HH. Beidel in Gotha Auguſte Saint-Hilaire in Orleans Sprengel in Halle, Link in Berlin Perſoon auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung Dunal in Montpellier, Desvaux in Poitiers, Schwägrichen in Leipzig, Pavon in Madrit.

Digitized by Google

Ueber den unreinen Geiſt in literariſchen Blättern. *)

Wer Beyträge inhumaner Art nicht zurückweiſen will, oder nicht kann — der nehme, wenn ehrloſe Angriffe ſich in ſein **Morgenblatt** eingeſchwärzt haben, wenigſtens auch die Vertheidigung auf, und zeige ſich darin ehrlich und gerecht!

Auf den Schleichwegen der Anonymität laden nicht ſelten auch unreine Geiſter ihre eigene Schmach und ihren Groll ab, wie ein giftiges Thier ſeinen Schlamm.

Ganz beweislos ſetzen ſie durch Lüge und Verdrehung den Menſchen in dem Schriftſteller herab.

Ihren leichtfertigen Umtrieb, die mit dem Mißbrauch des Schriftſtellerberufes gleichzeitige Unſittlichkeit, ihren Seelenſchmutz und derſelben niederträchtige Geſinnungen habe ich ſattſam in meinen Schriften erklärt.

Der Leſer begreifet nun wohl ihren in kritiſchen Wäldern über mich und mein Schickſal ſchadenfroh **höhnenden Dämon.**

In dem **Literaturblatt** 45. 1818. **Tübingen,** iſt in der Recenſion ſchon der erſte Satz eine Lüge.

Nie habe ich mich ſelbſt, weder mündlich noch ſchriftlich den **deutſchen Rouſſeau** genannt.

Ich fände gar keinen Beweggrund dazu, wäre ich auch ſo eitel als die Schmähſucht des Recenſenten mich darſtellt.

Die Vaterfreuden von acht Kindern und eben ſo viel Enkeln haben mich vor dem gelehrten Trübſinn bewahrt, dem Rouſſeau unterlegen iſt, der ſeine Kinder ins Waiſenhaus gab.

Seine Lage und Kränklichkeit und die damals beſſere Waiſenhaus Anſtalt in Frankreich vermindern ja wohl dieſe Schuld, die er ſchmerzlich gebüßt und bereut hat.

Er ſchrieb mit bezaubernder Beredſamkeit zu Gunſten des ſogenannten Naturſtandes der Unſchuld und Kindheit des Menſchengeſchlechts, und gab der **unwiſſenden Einfalt den Vorzug vor den Wiſſenſchaften.**

Die Afterkultur und die Unſitte der Handwerksgelehrten- und Krittler legen noch itzt ſeinen Beweiſen ein ſchweres Gewicht bey.

Der Zweck in meinen Schriften hingegen iſt **Aufklärung mit Einfalt der Sitten zu vereinen.**

Das Streben in denſelben, ihre Wahrheiten und Gedanken, die Recenſent bis zur **Herrlichkeit** erhebt, um ſie gleich darauf wieder deſto tiefer herunter zu ſetzen, nennt er **Verkehrtheit, eine bis zur Unziemlichkeit gehende Reibung** gegen beſtehende Zerrüttungen und Mißverhältniſſe, worin er ſich wohlgefällt.

Glaubt denn Recenſent die ganze Welt ſo belügen zu können, daß ſie in meinen Schriften nur mein Intereſſe und alſo mich, wie er ſagt, **auf einem ganz untergeordneten Standpunkt** — nicht das Intereſſe der Menſchheit dargeſtellt erblicket?

Sind die Leſer alle ſo blind, als Recenſent boshaft iſt?

Zugleich erbittert er ſich gar erbärmlich über Rouſſeau, um auch in dieſem mir weh zu thun, weil Wieland und das Wiener-Modejournal mich ihm an die Seite geſtellt haben, was ich wahrlich nicht hindern konnte.

Mag er zu ſeiner Beſchämung Rouſſeau's Grabſchrift leſen, die ein wichtigerer Mann, als er iſt, verfaßt hat — Schiller.

Die meinige, wozu die ganze Recenſion als eine Jammerelegie ſchon da ſteht, möchte er wohl ſo bald nicht leſen, ob mich gleich ſchon dahin ſchwinden ſieht ſeine ſieche Phantaſie.

Das Saitenſpiel meines durch alle widrigen Schickſale und ſelbſt durch ſein widriges Schattengemählde noch ganz **unverſtimmten Lebens verhallet noch nicht** zu ſeiner ſcheinheilig **ſchmerzlichen Freude.**

Dennoch nennt er die durch meine Lebensweiſe lebendige Bewährung meiner Grundſätze eine **pſychologiſche Krankengeſchichte** und in der Verkehrtheit ſeines Sinnes mit frecher Stirne einen **verzerrenden Spiegel.**

Er iſt der Erſte und Einzige, der meine Grundſätze mit meiner Lebensweiſe in Widerſpruch ſetzt.

Hier nun tritt aus dem nächtlichen Schlupfwinkel perſoneller Gehäſſigkeit die Arglist des Recenſenten hervor, und fördert in ſeinem rabuliſtiſchen Vortrage das feinſte Gift der Verläumdung zu Tage.

Doch dieſes Unweſen von Recenſion, die Miſeren, die darin vorkommen, ſind der Aufmerkſamkeit und der Widerlegung nicht werth —

Das kriechende Gewürme, das in literariſchen Sümpfen herumwühlt, und ſich mit Koth beſpuckt — eckelt mich an. —

Meine Schriften und meine Geſinnungen bedürfen keine Rechtfertigung, jeder reine Geiſt wird des reinen Geiſtes darin gewahr —

Meine Schickſale haben ſo wenig, als die gegen mich gerichteten literariſchen Mißgeburten mein inneres im 74ſten Jahre noch blühende Leben ergriffen — weil kein innerer Wurm, keine niedere Geſinnung in mir nagt —

Sie haben in mir keinen ruheloſen, **mich ſelbſt quälenden, feindſeligen Dämon** erzeugt, wie dieſen feigen papierenen Schwächlingen träumt —

Aber es gibt auch ſchwachſinnige, ſonſt wohl gutmüthige Leſer, die ſich, ihrer Rückſichten und beengenden Verhältniſſe wegen, kein eigenes Urtheil zutraun — dieſe wünſche ich mitleidig zurecht zu weiſen.

In mir ſelbſt habe ich den Seelenfrieden des Rechtſinns und der Menſchenliebe — aber ich gebe ſchlechten Menſchen, welche die Rechte und Würde der Menſchheit verletzen und an deren zeitlichem Intereſſe ſo gerne auch Schriftgelehrte und Phariſäer ſich anſchließen, ſo lange ich lebe — keine Ruhe.

Anmerkung.

Wirf keinen Stein in den Brunnen, woraus du geſchöpft haſt — ſagt ein arabiſches Sprüchwort, welches Jean Paul uns erklärt.

Himmel! in welche Brunnen werden mehr Steine geworfen, als in den Brunnen der Wahrheit, der Quelle des ewigen Rechts.

Ein dumpfer, dunkler Recenſent hat vielleicht in ſeinem Leben nicht eine einzige frohe Minute dem Dichter und Weiſen gereicht, der die empfänglichen Leſer mit himmliſchen Stunden erfreut.

Gleichwol taucht das Thier ſeine Tatze ein, und verwirft oft giftig und biſſig das Gute, das es ins Böſe verdreht.

Amand Berghofer.

*) Dieſer Aufſatz bezieht ſich auf eine, in Nro. 45 vorigen Jahrs unſrer literariſchen Beylage befindlichen, Anzeige folgender beyden kleinen Werkchen des Herrn Berghofers: „Hofſcheu und ländliches Heimweh, eine Biographie,“ und „Literariſches Vermächtniß.“ — Dieſes letzte hatte den Verfaſſer der Anzeige verleitet, H. Berghofer für verſtorben zu halten. Er lebt, wie er durch dieſe Zeilen beweiſt, und fordert die Aufnahme dieſer Rüge von der Redaktion als ein Recht, da ſie jene Anzeige aufgenommen hat. Da die Leſer durch dieſe Rüge angeregt werden können, jene Anzeige und etwa auch die angezeigten Schriften Herrn Berghofers zu leſen, ſo werden ſie durch die Sache ſelbſt in Stand geſetzt werden, über alle dabey intereſſirten Theile zu urtheilen. D. R.

Digitized by Google

Literatur - Blatt.

1 8 1 9.

Geſchichte.

Bailleul's kritiſche Unterſuchungen über das hinterlaſſene Werk der Frau von Stael, betitelt: Betrachtungen über die wichtigſten Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution. (Examen critique de l'ouvrage posthume de Mme la B^nne^ de Staël, ayant pour titre: Considérations sur les principaux événemens de la révolution française.) Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Anmerkungen und Zuſätzen von Friedrich Ludwig Lindner. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1819.

Die Grundſätze, welche den Geiſt der franzöſiſchen Revolution charakteriſiren, und nicht mit denen, dieſe große Begebenheit zufällig begleitenden, Verbrechen verwechſelt werden dürfen, ſind von keinem Schriftſteller mit größerer Schärfe und Klarheit dargeſtellt worden, als von Bailleul in dem angezeigten Werke. Er hat mit Ruhe und Beſonnenheit die verſchiedenen Anſprüche, wodurch der Kampf um dieſe Grundſätze furchtbar und entſcheidend wurde, geprüft. Sein Werk iſt ein unentbehrliches Handbuch für jeden, der die franzöſiſche Revolution, ja, alle gegenwärtig im politiſchen Leben der Völker ſich regenden Erwartungen verſtehen will. Nicht blos den Leſern der Betrachtungen der Frau von Stael, allen denkenden Beobachtern der Zeitgeſchichte dient es als nothwendiges Hülfsmittel, ſich in dem Gewirre der Leidenſchaften zu orientiren.

Die deutſche Ueberſetzung hat dieſe gehaltvolle Schrift für einen zweyten Kreis von Leſern unter uns zugänglich gemacht; ſie iſt überdem reichlich mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen, wodurch die Beziehung der abgehandelten Gegenſtände auf deutſche Angelegenheiten vielfach angeregt wird.

Wir hoffen, daß dieſes Werk bald in den Händen aller Leſer ſeyn werde, welche Theil an dem erwachten öffentlichen Leben der Völker nehmen.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Der Flibuſtier oder die Eroberung von Panama. Ein romantiſches Trauerſpiel in vier Acten. Von Joſeph Freyherrn von Auffenberg, Lieutenant der Großherzoglich Badiſchen Garde zu Pferde. Bamberg und Würzburg, in den Goebhardtiſchen Buchhandlungen. 1819. 132. S. 8.

Der Verf. iſt wahrſcheinlich jung, ſo kurze Zeit nach langwierigem Weltkriege findet man alte Lieutenants ſelten. Trügt dieſe Vermuthung nicht; ſo begründet ſie die Hoffnung, daß Herr von Auffenberg nicht vergebens die Flügel ſeiner Phantaſie bewegt habe, um auf den Berg zu kommen, wo der Tempel der Melpomene ſteht. Kraft genug haben dieſe Flügel, den Vogel vom Boden aufwärts nach den Wolken zu heben; aber dieſe ſichere Richtung zum Ziele mangelt noch dem rauſchenden Fluge. Das thut nichts. Nur der Aar des Genies fliegt in gerader Bahn der Sonne des Schönen und Wahren zu. Das Talent mag immer kreisförmig aufſteigen; wenn es nur ſteigt, ſo muß es doch über lang oder kurz das Wolkenreich hinter ſich laſſen, und in den Regionen ankommen, wo das klar erkannte, leuchtende Ziel nicht mehr zu verfehlen iſt.

Der franzöſiſche Graf Marſillac hatte mit einer Spanierin fürſtlichen Geblütes ſich vermählt. Die Ungetreue entfloh mit dem Granden Alonzo Benalkazar, und in Marſillac flammte der Nationalhaß, den die Liebe unterdrückt hatte, in unauslöſchlicher Glut empor. Er ging nach Südamerika, und ward unter dem Namen Taureau Häuptling der Waldſtier-Jäger (Bukanier), die als freye Waldmänner mit den Spaniern, den Unterdrückern der neuen Welt, in einer Art von Krieg lebten. Im erſten Akt verbindet er ſich mit dem Admiral der engliſchen Kaperflotte, Morgan, dem berühmten Seekönig der Flibuſtier, zur Beſtürmung der ſpaniſchen Veſte Panama; und wir machen hier Bekanntſchaft mit ſeinem jungen Neffen, Montbars, welcher brennt, ſeinen tapfern Vater zu rächen, der in dieſem Freybeuterkriege gegen die Spanier gefallen iſt. Benalkazar iſt Gouverneur von Panama, lebt dort mit Marſillac's entflohener Gattinn Clariſſa in verbrecheriſcher Ehe, und hat ſeine Schuld dadurch vermehrt, daß er ſeine Tochter Maria mit einem Manne, den ſie nicht liebte, mit Schiffskapitän Don Gusman vermählte. Marſillac weiß davon nichts: denn — er hat den Namen des Frauenräubers nie erfahren, welches wir ihm S. 10. auf's Wort glauben müſſen, obwol es der Anfang dieſer Erzählung:

Ein ſpan'ſcher Geck kam in mein Vaterland u. ſ. f.

nicht eben ſehr wahrſcheinlich macht. Benalkazar hat Schwiegerſohn und Tochter aus Panama gen Spanien geſandt, um vom Mutterlande Hülfstruppen zu erlangen. Der junge Flibuſtier Montbars kapert das Schiff Gusmanns, (ein Probeſtück, ihm von Morgan aufgegeben) und erkennt in Marien, welche Gusmann Anfangs für ſeine Schweſter ausgibt, das Ideal ſeiner Jünglingsträume. Bald zwar erfährt er, daß ſie Gusmanns Gattin iſt, und alſo nicht die ſeinige werden kann; aber ihr Herz iſt noch frey, und ſchlägt kraft der romantiſch präſtabilirten Harmonie für ihn. Was kümmert ihn die Spanne Zeit? Maria hat ſeiner dunkeln Erdenſehnſucht ein helles Ziel jenſeits aufgeſteckt, ſie iſt ſeine Braut für die Ewigkeit und edelmüthig nimmt er ihren Gatten gegen den wilden Haß der Flibuſtier in Schutz. Das alles begiebt ſich bis zum Ende des zweyten Aktes auf dem

Digitized by Google

Ellanthe Bayaha. Im dritten finden wir die Filibuſtier und Bukanier vor Panama. Morgan hat mit Benalkazar einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, und Montbars ſoll in die Veſte, um den Gouverneur durch die Nachricht, daß ſeine Tochter in der Gewalt der Filibuſtier ſey, zur Uebergabe zu bewegen. Er ſchlägt vor, ſeine Gefangenen gleich mitzunehmen, damit der Anblick der Tochter des Vaters Herz überwältige. Morgan williget darein, weil er zweifelt, daß von dem Spanier die Veſtung als Löſegeld zu bekommen ſey, und für dieſen Fall will er vor der Hand mit ſieben Tonnen Goldes ſich begnügen. Montbars iſt entſchloſſen, dem Vater die Tochter wiederzugeben, und die ſieben Tonnen Löſegeld ſelbſt zu zahlen. (S. 87. und 110.) Daß er ſie beſitzt, leidet ſonach weiter keinen Zweifel. Zum Unglück muß ihn ſein Oheim Marſillac auf Morgans Befehl begleiten. Dieſer erkennt an Benalkazars Seite ſeine entflohne Gattinn, die Rache kocht auf, und er ſtößt ſie nieder. Benalkazar wird ohnmächtig, der ſpaniſche Feldherr Diego di Colomara läßt Marſillac und Montbars in den Kerker werfen, und gibt Befehl zu einem Ausfall auf den Feind. Im Zwiſchenakt iſt Benalkazar geſtorben; nachdem er ſeine Tochter beſchworen, den edelmüthigen Filibuſtier zu retten. Sie befreyt ihn heimlich durch einen verborgenen Gang, nachdem ſie ihm das Schwert gezeigt, mit welchem ſie ſelbſt als patriotiſche Spanierinn gegen die Belagerer zu fechten gedenkt. Die Liebenden ſcheiden in dem Vorgefühl, daß in Folge dieſes Kampfes der Tod ſie vermählen werde. Marſillac, nach der Ermordung Clariſſens wahnwitzig geworden, bleibt in Panama zurück. Der Platz wird erſtürmt, er miſcht ſich unter die Fechtenden, von ſeiner Hand fällt Maria, und Montbars erſticht ſich über der Leiche mit einer Viſion in den offenen Himmel.

Die Schwächen dieſer Fabel leuchten von ſelbſt ein; aber die Ausführung bewährt poetiſche Kraft. Die Grundidee: Liebe, die, auf Erden hoffnungslos, in der Vorahnung einer rein pſychiſchen Vermählung jenſeits des Grabes zur Erhebung über ihren irdiſchen Quell, über die ſinnliche Natur, erſtarket, hat eine tragiſche Höhe, mit welcher ſich weder die bekannte Ahnfrau von Grillparzer, noch Th. Körners halbverſchollener Zriny meſſen kann. Mit lebhafter Farbengebung iſt dieſe in das Ueberſinnliche emporſchlagende Flamme auf dem düſtern Grund der Verſchuldung von Benalkazar und Clariſſe gemalt. Marſillac's Wahnwitz ermangelt keinesweges des echten poetiſchen Kerns, des wahren tragiſchen Witzes im Wahne. Er hält S. 125 den Sturm auf die Veſtung für das Weltgericht. Dabey, wähnt er, hab' er ſelbſt zu ſchaffen. So ſtürmt er in den Kampf, tödtet Clariſſens ehebrecheriſch erzeugte Tochter, und klagt ſich dann S. 129 bey ſich ſelbſt an:

> Taureau! Taureau! Du biſt ein ſchlechter Richter,
> Die Unſchuld hätteſt du nicht morden ſollen.

Der hiſtoriſche Hintergrund des ganzen Gemähldes von irdiſcher Schuld und Strafe, und Flucht der ſchuldloſen Opfer zum Aſyl der überſinnlichen Welt, iſt mit dichteriſchem Takt gewählt. Weltgeſchichtliche Maſſen gegen einander auf dem großen Kampfplatze eines Welttheils, wie die Leidenſchaften des Nationalhaſſes und der Individualliebe in der menſchlichen Bruſt! Ein Kampf, in welchem der Wahnſinn der Weltgeſchichte, die Völkerwuth, ſo ſchlecht wie der tolle Bukanier Taureau das Richteramt verwaltet. Jetzt, wie damals! (1670.) Denn hat nicht in denſelben Himmelsſtrichen die Geiſtestyranney neue Filibuſtier und Bukanier erzeugt, welche das Unrecht ihres Gewerbes mit dem Greuelthum der alten Blutſchuld ihrer Gegner beſchönigen, und ihre wilde Streitluſt, ihre nimmerſatte Raubſucht dadurch zu adeln trachten, daß ſie dieſelbe gegen die Unterdrücker der bürgerlichen und der Gewiſſens-Freyheit, gegen die Beſchützer des Kaſtengeiſtes und der heiligen Hermandad richten? Daran zu mahnen, ziemt dem tragiſchen Dichter gar wohl. Er iſt berufen, ſeiner Zeit den Spiegel der Vergangenheit vorzuhalten, und, wie S. 102., ſeinem Jahrhundert zuzurufen:

> In eurem Blute muß die Schuld erſticken,
> Verbrechen im Verbrechen untergehn:
> Denn, ob der Menſch auch mit dem Heil'gen ſpotte,
> Sein Spott iſt Kindertroz der ſchwachen Bruſt:
> So kämpft die Welle mit dem Meeres-Felſen,
> Und geißelt ſich im eignen Zorn zurück.

Allerdings iſt dieſer Spiegel hier eine ſchier etwas zu breite Fläche; aber doch merkt man faſt überall, daß er aus einer Maſſe iſt, die ſich recht gut zum poetiſchen Hohlſpiegel wird ausſchleifen laſſen. Herr v. A. zeigt darin eine entſchiedene Ueberlegenheit über den Herrn Grafen Julius von Soden, der in ſeinem Pizarro die Proſa ſelbſt iſt, und ſeine Geſchichtskunde auf Koſten der dichteriſchen Kraft beurkundet, indem er in ein kleinliches Detail eingeht, welches ohne die hiſtoriſchen Anmerkungen Wenigen verſtändlich ſeyn würde. Das Hauptverſehen unſeres Vf. liegt in der dramatiſchen Behandlung der oben angegebenen Grundidee. Der Kampf der ſinnlichen Menſchennatur gegen die überſinnliche iſt nicht ſtark, nicht dauernd genug; das Vertrauen auf die Ewigkeit ſiegt in den Gemüthern Maria's und Montbars über den natürlichen Anſpruch des Glückſeligkeitstriebes an die Zeitlichkeit zu leicht, zu entſcheidend, zu früh: und darunter leidet offenbar das dramatiſche Intereſſe an den Begegniſſen der Hauptperſonen.

Das Theater ſcheint Herr v. A. noch wenig zu kennen. Er hat die am meiſten wirkungsfähigen Momente der Handlung der Gefahr ausgeſetzt, im Lärm der Machinerie unterzugehen. Sprache und Versbau haben ihre Flecken. „Da wurmte mir's" (mich's) iſt S. 13 gegen Adelung. „Die gleicher Haß gen Spanien verband" (S. 19 u. 57.) hält Rec. für falſch. Gen iſt nicht rein ſynonimiſch mit gegen, es heißt nie contre, ſondern nur envers. Man ficht gegen, man ſegelt gen Spanien.

> „Mir iſt, als hätte ich dich einſt geſehen,
> Begegnet in dem Fluge meiner Träume." (S. 63.)

Begegnen will den Dativ (dir) und eigentlich auch das Hülfswort ſeyn: Wär' dir in meiner Träume Flug' begegnet. Unſcandirbar ſind S. 69 u. 98 die Verſe:

> ⏑ – ⏑ – ⏑
> „Der Krieg iſt launiſch — wie ein zweyter Saturn."
> ⏑ – ⏑ – ⏑
> „So geht der Vulkan einſt in Trümmern über."

Ebendaſelbſt hat „viel gewaltſam" eine Flickſylbe. S. 82 ſollte der Vers:

> ⏑ – ⏑ – ⏑
> „Verzeihlich! zu hoch bin ich dir verpflichtet."

billig lauten: Dir bin ich zu hoch verpflichtet. Die Stelle ebendaſelbſt:

> „Eh noch ihr reiner Geiſt die Erdenhülle
> Zu ſeiner Götterſchönheit auferhob."

iſt unklar im Context. S. 86 fehlt dem letzten Verſe, eb

Digitized by Google

nem alexandriniſchen Sechsfüßler, die Cäſur; und wenn S. 99. Clariſſen ihr Genius zur Entſchuldigung ihres Ehebruchs die Worte zuflüſtert:

„Der Leib kann leben; bleibt der Geiſt nur rein;“

ſo werden die Moralphiloſophen die Sentenz nur von dem Falle der Nothzucht für vollwichtig gelten laſſen können.

Glücklich dagegen, ſelbſt in theatraliſcher Hinſicht, iſt S. 51 der Moment gedacht, wo Montbars, zwiſchen Gusmann und Maria ſtehend, ſpricht:

—„eine Axe bin ich zweier Pole,
Hier ſteht der Haß, und hier die Liebe.“

Keck und ſchön das Bild S. 57.

„Doch er (der Sturm) verſchonet oft die kleine Regenhütte,
Die an die Bruſt des alten Uferfelſens
Mit zitternder Verwegenheit ſich ſchmiegt.“

Auch die Vergleichung des ſpaniſchen Alleinherrſchers mit dem Phaëton S. 104 iſt brav ausgeführt; und Morgans Anrufung S. 32:

„Eröffne dich, o Himmel, dieſem Schwur,
Und ſchreib' ihn an das hohe Firmament,
Damit er flamme unter den Geſtirnen,
Und ſichtbar ſey den Völkern dieſer Welt!“

hat poetiſchen Schwung. Es wäre beyläufig nicht übel, wenn der Himmel die Verſprechungen der Herrſcher an die Völker alle Nächte neu auflegte am Firmamente, wo die Cenſur nicht ſtreichen kann. Morgans Ironie S. 70 ergreift durch Wahrheit der Bemerkung:

„Wer eine ganze Nachwelt glücklich macht,
Der wird im Taumel dieſes Glücks vergeſſen.
Wer ewig leben will, der muß mit Blut
Sich in das Stammbuch der Geſchlechter ſchreiben. —
Die Wunden heilen iſt ein ziemlich Werk,
Nur wer ſie ſchlug, lebt für die Ewigkeit.“

Leider! Daß der Jahre Lauf die Namen der Weltverheerer „ſchnee-rein wäſcht,“ das eben weckt beſtändig „neue Helden auf.“ Möge unſer Verf. durch dieſes Lob ſich ermuntern laſſen zu neuem Streben, und nicht niederſchlagen durch den Tadel. Eine Recenſion iſt ewig nicht mehr, als Eine Stimme, und gar keine Stimme über das Buch eines jungen Autors iſt ſchlimmer, als die ſchlimmſte.

Die Bartholomäus-Nacht. Ein Trauerſpiel in fünf Akten von Joſeph Freyherrn von Auffenberg, Lieutenant u. ſ. f. Bamberg und Würzburg in den Goebhardtiſchen Buchhandlungen 1819. 134 S. 8.

Das gleichzeitig erſchienene, romantiſche Trauerſpiel deſſelben Verfaſſers, der Filbuſtier, war Urſach, daß Rec. das gegenwärtige Erzeugniß mit Erwartungen in die Hand nahm. Sie wurden nicht befriediget. Der Bearbeitung dieſes ſpröden Stoffes war Herr v. A. nicht gewachſen. Es iſt überhaupt ſchwer, den Leichen einer geſchichtlich wohlbekannten Vergangenheit poetiſchen Lebensodem einzublaſen, und gelingt daher jungen Anfängern ſelten. Das gereicht ihm zur Entſchuldigung. Die Greuelthat der Catharina von Medicis kann nur in ſoferne Stoff der Tragödie werden, in wieferne der Dichter es verſteht, den Charakter der Thäterin als einen tragiſchen darzuſtellen. So giebt ihn die Geſchichte nicht, auch die That ſelbſt zeigt ihn nicht an. Es fehlt die Größe im Böſen, die man neuerlich die moraliſch-negative hat nennen wollen. Shakspeare bringt ſie im Macbeth dadurch zur Anſchauung, daß er uns zu Zeugen ihres furchtbar impoſanten Wachsthums macht. Unſer Verf. ſtellt die Bosheit fertig hin als ein μιαρὸν, welches keinen Kunſtgenuß gewähren kann. Coligni erregt wenig Antheil, er iſt flach gebildet, wie alle übrigen Figuren des Stücks. König Karl erregt ſchier Lachen mit ſeinen ewigen: „Schmiede, Hammer, Ambos“ u. ſ. f. Der fanatiſche Haß der Religionspartheyen iſt ſchlaff benutzt für die Motivirung der Begebenheiten. Wir ſehen in den Reden der Handelnden nur ſeinen Schaum, nicht ſeine tiefe Quelle. Die Liebesverhältniſſe von Clara, Religni und Anjou ſind Epiſoden ohne weſentlichen Einfluß auf die Haupthandlung. Den Mordplan hören wir ausführlich beſchließen, und ſehen ihn an Coligni und den Seinigen ausführen genau, wie er beſchloſſen worden. Das iſt undramatiſch. Uebrigens wird Vulkan und Tavannes als Trochäus gebraucht.

Staats-Wiſſenſchaft.

1. Auch Etwas über den letztern Landtag im Königreiche Sachſen. Leipzig bey Brockhaus 1819.
2. Das preußiſche Zollgeſetz, die preußiſche Staatszeitung und der Zeitgeiſt. Ein kritiſcher Verſuch vom Profeſſor Krug. Ebendaſ. 1819.

Das Etwas No. 1. iſt eine lahme Entgegnung auf den im Februar-Hefte der Minerva erſchienenen Aufſatz über den gedachten Landtag. Die Freunde einer vernünftigen, auf Volksvertretung ruhenden, bürgerlichen Freyheit erwarteten von dieſem Landtage, dem erſten nach dem Unglück der Landestheilung, eine Verwandlung der Feudalſtände in eine wahrhafte, repräſentative Verfaſſung. Es kam aber nicht einmal dahin, daß die altadeligen Rittergutsbeſitzer den bürgerlichen und neuadeligen gleiche Rechte zugeſtanden hätten; geſchweige denn, daß von Volksvertretung, Verantwortlichkeit der Miniſter, Preßfreyheit und andern Intereſſen der Zeit die Rede geweſen wäre. Dieß hauptſächlich hat der Verf. des Aufſatzes in der Minerva gerügt, und die vorliegende kleine Schrift weiß gegen dieſe Rüge nichts zu ſagen, als daß die Feudalſtände die dießfallſige Initiative vom Regenten zu erwarten gehabt hätten. Warum denn? Aus Reſpect? Dieſer Grund iſt hier ſehr verdächtig. „Wir, die Feudalſtände, haben aus Reſpect unterlaſſen, uns zur Verzicht auf unſere, einer wahren Volksvertretung im Wege ſtehenden, Vorrechte zu erbieten.“ Wie klingt das? Ueberdieß führt der Vertreter dieſes übertriebenen Reſpectes S. 25 eine Stelle der Landtagsſchrift des Inhalts an: „Wie gewiß auch mehrere Verbeſſerungen, vorzüglich in der Repräſentation, gedenklich ſind; ſo dürfte doch über vieles der Ausſpruch der Erfahrung abzuwarten ſeyn, bevor Anträge, welche eine gänzliche Reform bezwecken, gethan werden mögen.“ Ueber dieſen Gegenſtand durch fremde Erfahrungen klug zu werden, braucht ungefähr ein halbes Jahrhundert. Die Feudalſtände hatten alſo in jener Stelle ihre Abgeneigtheit, dem wahren Sinne der Bundesakte und dem lauten Rufe der öffentlichen Meinung mit Aufopferung ihrer Feudalſtandſchaft ſich zu fügen, deutlich genug erklärt, und der Initiative des Regenten vorgebaut, anſtatt ſie ehrfurchtsvoll zu erwarten. Was läßt ſich zur Vertheidigung dieſes Verhaltens ſagen, das nicht ſchon in dem berühmten lit. Wochenblatte geſtanden hätte? Doch hat dieſes im Grunde die Feudalſtände niemals ernſtlich in Schutz genommen.

Der kritiſche Verſuch No. 2. iſt eine für das dritte (zu Johannis ungefähr zu erwartende) Heft des Her-

mes beſtimmte, und hier im voraus beſonders abgedruckte Recenſion. Nicht das preußiſche Zollgeſetz wird kritiſirt, ſondern zwey bekannte Schriften gegen das merkwürdige Miniſterialreſcript, welches virtualiter die ſouveränen anhaltiſchen Enklaven der preußiſchen Verbrauchsſteuer unterwirft. Die preußiſche Staatszeitung hat über dieſe Schrift in No. 28 geſprochen, und Rec. muß bekennen, daß ihm bey Einem Punkte der Entgegnung der Verſtand ſtillgeſtanden iſt. Die St. Z. leugnet nämlich, daß es dem Völkerrecht entgegen ſey, durch eigne, neue Zollgeſetze fremden Staaten ohne vorgängige Uebereinkunft mit ihnen Laſten aufzubürden; führt zum Beweis das Verfahren anderer Staaten an, und ſpottet bey dem Gedanken, daß in Leipzig über ein ſolches Völkerrecht geleſen werden können. Rec. würde erſchrecken, wenn man auf irgend einer deutſchen Univerſität über ein anderes läſe. Die reine Theorie des Völkerrechts verbietet jeden Eingriff in die natürliche Rechtsſphäre eines fremden Staats. Jeder Tranſitozoll z. B. iſt ihr ſchon entgegen, weil es allemal entweder der Staat woher oder der Staat wohin iſt, der ihn bezahlt, indem er dort den Werth der Waaren herabzieht, und hier hinaufſchraubt. Die Praxis, eigentlicher zu reden: die Macht im Gegenſatz des Rechts, erkennt dieſen Grundſatz nicht an. Die Theorie fragt nun weiter: Was iſt Rechtens, wenn er verletzt wird? Antwort: Repreſſalien. Wohin dieſe in der Praxis zu führen pflegen, wenn das Spiel von Druck und Gegendruck fortgeſetzt wird, und wenn Macht auf Macht trifft, iſt bekannt: zum Krieg. Hat es Macht mit Unmacht zu thun, mit einer Unmacht, die vielleicht nicht blos zum Krieg, ſondern ſelbſt zu Repreſſalien zu ſchwach iſt; ſo muß dieſe das Unrecht freylich dulden, aber ihr Recht bleibt ihr immer, und die Macht kann in den Fall kommen, es anerkennen zu müſſen. Frankreich in ſeiner Uebermacht beſchädigte widerrechtlich kleine deutſche Staaten, und kam in den Fall, den Schaden theilweiſe wenigſtens erſetzen zu müſſen. Hätt' es damals an ſeinen Gränzzöllen von unverbraucht ausgehenden Waaren Verbrauchsſteuern erhoben, würden die verbrauchenden Staaten, deren Unterthanen ſie virtualiter bezahlen mußten, nicht wenigſtens nach einem geringen, erweislichen Anſchlage Entſchädigung fodern, wenn ſchon die eigentlich beſchädigten Individuen nicht mehr auszumitteln wären? Gewiß und mit Recht: denn die aus Verletzung des Völkerrechts entſpringenden Beſchädigungen der Individuen geben dem Staate der Beſchädigten die Erſatzforderung. Wie er den Erſatz in ihre Hände bringen will, iſt ſeine Sache, der Beſchädigende hat ſich darum nicht zu kümmern, und die Schwierigkeit ihrer Ausmittelung, die Unmöglichkeit ſelbſt, gewährt ihm keine Ausflucht; ſchon darum nicht, weil dem Erſatzberechtigten Staate auf jeden Fall die Möglichkeit bleibt, den noch vorhandenen beſchädigten Individuen einen Theil des Erſatzwerthes dadurch zu Gute kommen zu laſſen, daß er ihn zum gemeinſamen Vortheil aller ſeiner Bürger verwendet. So ſteht die Sache in der Theorie des Völkerrechtes. Daß die Miniſterien anders zu handeln pflegen, gleichviel ob im Drange menſchlicher Bedürftigkeit (vulgo Noth) oder egoiſtiſcher Leidenſchaften, das wiſſen wir Alle; aber darum dürfen die Profeſſoren nicht anders lehren, wenn nicht die Doctrin aufhören ſoll, das Correctiv der Praxis zu ſeyn. Nehmt dieß Gewicht aus der einen Schaale hinweg; ſo ſinkt die andere in den Schlamm der Ichſucht hinab, und all' unſere Cultur wird zur Barbarey.

Die wiſſenſchaftliche Kritik muß ſo nach immer auf der Seite des Herrn P. K. und der beyden anhältiſchen Schriften bleiben, die er hier beyfällig beurtheilt hat, zumal da ſein Urtheil darüber den Stempel der Klarheit, der Freymüthigkeit, der Ruhe und des Anſtandes trägt.

Der kritiſche Verſuch, den er bey dieſer Gelegenheit zugleich an der Staatszeitung macht, trägt ihn ebenfalls; aber die Gründlichkeit fehlt ihm, und er kommt offenbar zu früh in Bezug auf dieß neugeborne Inſtitut. Imponirt hat dieſe Zeitſchrift nicht, das iſt gut. Sie wird ausſchließlich im Sinn ihrer Regierung geſchrieben. Das iſt auch gut, denn dadurch wird dieſer Sinn öffentlich bekannt. Sie gebraucht die Waffen des Witzes und des Spottes gegen ihre Anfechter. Das iſt abermals gut, denn il s'agit d'être lû, und gleiche (vielleicht überlegne) Waffen werden dieß Gefecht ſchon in ſeinen Schranken halten.

Der dritte Gegenſtand des krit. Verſuchs (der Zeitgeiſt) iſt nicht der wirkliche Zeitgeiſt, ſondern die vielbeſprochene Predigt dagegen vom Herrn Biſchof D. Eylert in Berlin. Hier war wohl die Kritik ein bischen Muthwille. Sie iſt überlei, und eine Kritik dieſer Kritik wäre ein ſuperfluum quadratum.

Schöne Literatur.

Anton von Buchers ſämtliche hinterlaſſene Werke. Herausgegeben von Joſ. von Kleſſing d. Jüng. 8. München 1819. 172 S.

Wir hoffen den Dank aller Menſchenfreunde, und unter dieſen vorzüglich den Dank der Freunde der Geſchichte und derjenigen, die ſich um Erziehung und Bildung der Völker kümmern, zu verdienen, wenn wir ſie auf ein Werk aufmerkſam machen, das in mehr als einer Beziehung eine wichtige Erſcheinung in der Literatur unſerer Tage iſt, und, während es das Publikum mit einem der würdigſten Gelehrten und Schulmänner Baierns, dem Hrn. Anton v. Bucher, Pfarrer zu Engelbrecht's-Münſter, bekannt macht, daſſelbe zugleich in manche bisher unenthüllt gebliebene Myſterien in der Geſchichte Baiern's einweiht. Mit Verwunderung und Erſtaunen, nicht ſelten mit gerechtem Unwillen, wird der Leſer die Triebräder kennen lernen, die ſo manches Unglück über das ſchöne Baiern, hinwälzten. Reine Wahrheitsliebe und hohe Liebe zum Vaterlande ſcheint jedes Wort deſſelben zu beſeelen, und damit nicht Klugheit ihn zum Verräther an dieſem und an dem Heiligthume der Geſchichte, der Wahrheit, mache, inſofern er angeſehenen noch lebenden Heuchlern die Larve vom Geſichte reißen mußte, ſcheint er mit der Ruhe eines Weiſen den Tod erwartet zu haben, um in einem nachgelaſſenen Werk aus ſeinem Grabe deſto lauter zur Nachwelt die ergreifenden Worte der Wahrheit ſprechen zu können. Wer Baiern in dieſer Beziehung kennen zu lernen Luſt trägt, der laſſe die Mühe ſich nicht gereuen, des ſeligen Pfarrers von Engelbrecht's-Münſter Schriften durchzuleſen.

Das wunderſchön geſtochene Bildniß des edlen von Bucher, ein Meiſterwerk des berühmten Kupferſtechers John in Wien, ziert als Titelkupfer dieſen erſten Band, und wird jede Portraiten-Sammlung edler um Vaterland und Menſchheit wohlverdienter Männer zieren.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Dichtkunſt.

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs von Würtemberg. Mit geſchichtlichen Belegen. Von Guſtav Schwab. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1819. 194. S. 8.

Der Titel würde den Inhalt dieſes Buches deutlicher anzeigen, wenn er umgekehrt lautete: Das Jugendleben Herzog Chriſtophs von Würtemberg in Romanzen. Sie heben an mit dem Todtſchlag, den Herzog Ulrich, Chriſtophs Vater, an Hans von Hutten verübte, weil er Kunde von deſſen vertraulichem Umgange mit ſeiner Gemahlinn erhalten hatte. Dann folgt Chriſtophs Geburt, die Vertreibung Ulrichs durch den ſchwäbiſchen Bund, die Gefangenſchaft des durch die Flucht der Herzoginn ganz verwaisten Kindes, und ſein Knaben- und Jünglingsleben in Wien, Frankreich und Italien durch deſſen Hauptbegebenheiten dargeſtellt, bis zu ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſinn von Brandenburg. Die Romanzen tragen den Stempel der größten Einfachheit, und ſind echt volksthümlich gehalten, dafern man unter dem Volk nur nicht den Pöbel verſteht. Für eine der beſten hält Rec. die funfzehnte, wo Philipp von Heſſen für Chriſtoph bey dem Kaiſer bittet. Doch die eigentliche Krone des Ganzen bilden die zwey vorletzten, 34 u. 35. Chriſtoph ſieht in München zum erſten Mal ſeine Mutter, die ihn in der Wiege verließ. „Wohl erkenn' ich ihn," ſagt die Fürſtinn:

„Wie helle Thränen ſcheinen
In ſeinem Angeſicht!
Ich kenne dich am Weinen,
Du liebes Angeſicht."

„Doch welch ein Arm, zu ſchützen,
Iſt dir gewachſen, Kind!
Wie, ſich darauf zu ſtützen,
Die Schultern tüchtig ſind;
Verlaſſen und verloren
Iſt nimmer ſolche Frau,
Die ſich zum Schirm geboren
So ſtolzen Gliederbau."

Man ſieht den deutſchen Fürſtenjüngling in ſeiner Kraftherrlichkeit vor ſich, und fühlt die Freude der Mutter mit. Auch iſt das Wiedererkennen am Weinen ein ſehr dichteriſcher Zug: das Bild des weinenden Säuglings hat keine Zeit aus dem Gedächtniß der unglücklichen Mutter verwiſchen können, und unbeſchrieben tritt es vor dem innern Auge des Leſers neben das Bild des trefflichen Jünglings. Nicht minder glücklich wählte der Dichter, indem er die Verſöhnung des Sohnes mit dem Vater der Phantaſie des Leſers anheim gibt, nachdem er Chriſtoph zu dem tannendüſtern Schloſſe Neuenbürg geführt hat.

Es öffnet ſich die Pforte,
Die ihm den Vater zeigt: —
Verſucht euch nicht, ihr Worte,
Und Liederklänge ſchweigt.

Mit zarter Hand iſt S. 100 die Sage von Chriſtophs Liebe für die nordiſche Königstochter Elsbetha berührt, und zur reinſten Neigung für ihn bewegt uns S. 112 die Art, wie er die ſeinige dem Wunſche des Vaters ſtill zum Opfer bringt. Der Dichter läßt dieſe Seite des Gefühls meiſterhaft ausklingen in dem Schluſſe dieſer Romanze:

Verlieren und Entſagen,
Das macht auf Erden reich,
Das Finden und Erjagen
Iſt für das Himmelreich.

Meine Kind', (ſtatt Kinder) Abſchied (–◡) auf Lied, Werk auf Berg gereimt, den Held (ſtatt Helden), ſind Anſtöße, die ſelten vorkommen. Am Ganzen findet Rec. kaum etwas zu wünſchen, als daß der Dichter in den Romanzen ſelbſt etwas klärer geweſen ſeyn möchte in Betreff der Feindſeligkeiten, welche die Hutten'ſche Familie, und die Herzoginn ſelbſt gegen den Herzog, ihren Gemahl, ausübte, und in Hinſicht der Gefahren und Verfolgungen, deren Chriſtoph ausgeſetzt war, während er dem König von Frankreich diente. Die geſchichtlichen Belege S. 131 ff. enthalten darüber manches, was die Regel der Romanze zur Anſchauung zu bringen nicht verwehrt haben würde. Es war freylich ſein Hauptzweck, Chriſtophs Charakter zu mahlen, ihn gleichſam unter der Hand des Geſchickes vor unſern Augen entſtehen zu laſſen: aber mehr Klarheit in der Entwickelung jener Verhältniſſe würd' ihn befördert haben. Doch er iſt nicht verfehlt, und die Dichtkunſt ſoll ja hier überhaupt nur der Geſchichte dienen, ungefähr wie die Muſik der Poeſie. Daher verweiſet uns auch der Dichter am Schluſſe wieder auf jene:

Dem ſchüchternen Gedichte
Gehört der Jüngling an.
Doch aus der Weltgeſchichte
Steigt herrlich auf der Mann.

Romane.

Blumen- Frucht- und Dornenſtücke; oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armen-Advokaten F. St.

Siebenkäs von Jean Paul. Vier Bändchen, Zweyte, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin, in der Realſchulbuchhandlung. 1818.

Referent war oft Zeuge, daß warme Verehrer von Jean Pauls Werken, ſelbſt dann, wann ſie den künſtleriſchen Werth derſelben recht ins Auge faſsten, doch nicht anders von ihnen redeten, als ſeyen ſie Erzeugniſſe einer wilden, blinden, und dem Verfaſſer unbewuſsten Begeiſtrung. Der Verfaſſer, glauben ſie, ſey ein blos leidendes Weſen, von der Natur mit großer Empfänglichkeit des Geiſtes und des Herzens ausgerüſtet; dieſe locke dann von Zeit zu Zeit eine Anzahl Geiſter herbey, die in ihm, ohne ſein Zuthun, allerley ſchöne Gedanken, Gefühle, Witzfunken und dergleichen auf eine geheimnißvoll, unbegreifliche Weiſe zurecht wühlen; und das werde dann endlich in dithyrambiſcher Wuth zu Papiere geſtürmt. Grade auf ſolcher Vorſtellung ruhet ihre Verehrung. Denn, ſagen ſie, was Menſchenhand gemacht hat, kann auch Menſchenhand zerſtören; wir aber wiſſen wohl, daß wir nichts Menſchlichs und Vergängliches in Jean Paul verehren; es iſt vielmehr das Göttliche und Ewige, was uns in ſeinen Werken anzieht und emporhebt, und Ewiges konnte er nur erringen, als der ewige Weltgeiſt ihn gefaſst hielt. Wie werden dieſe Verehrer über die Worte des Titels ſtaunen: „verbeſſerte und vermehrte Auflage!" wie noch mehr über das Bekenntniß in der Vorrede, daß ein Werk wie Siebenkäs nicht ſo natürlich entfahre und entſchieße, wie den Blattläuſen hinten der von Bienen ſo geſuchte Honigthau, ſondern daß er es vielmehr wie die gedachten Bienen den Honig, mit dem dazu gehörigen Wachſe künſtlich zubereite.

Ja, ihr lieben unſchuldigen Verehrer des großen Mannes, gewöhnt euch nur an den Gedanken, daß auch Er, den ihr in eurer dithyrambiſchen Anſicht ſeines Werthes, den Göttlichen, den Fehlloſen, den Unirrenden zu nennen pflegt, gleichwie ihr ſelbſt, menſchlichen Irrungen unterworfen ſey, nur nicht völlig ſo arg als ihr. Sey es euch nicht auffallend, daß er, wenn er von der erſten Auflage zur zweyten ſchreitet, hier mit der Baumſäge zu arbeiten hat, und dort mit dem Okuliermeſſer; daß es auch Noth thut, neue Bilder aufzuhängen und alte umzuwenden, Gedanken auszuquartieren, und Gedanken einzuquartieren, Charaktere dort zu beſſern, Geſinnungen anzuhalten, und hier zu ſchlimmern. Kurz, ihr Lieben, ſtimmt eure Anſicht ein wenig zur Natur herunter, und erhebt euch dadurch eben zu der wahren; ihr werdet dann euren Verehrten noch mehr verehren, wann ihr ſehet, mit wie beſonnener Anſtrengung er ehemalige Fehler tilgt, und neue Schönheiten hinzufügt, und bemüht iſt, das Licht der Wahrheit und der Schönheit, das ihm allerdings von oben her kam, immer heller leuchten zu laſſen.

Vom Siebenkäs im Allgemeinen zu reden, möchte jetzt, da jeder Gebildete ihn ſeit zwanzig Jahren kennt, die ausgenommen, die ſeitdem und kurz vorher geboren wurden, viel zu ſpät ſeyn. Referent will alſo nur das berühren, was dem Werke jetzt, da es von Neuem erſchienen, widerfahren iſt. Die größten Verbeſſerungen darin ſind die hiſtoriſchen. Seit der erſten Ausgabe hatte der Verfaſſer das Glück, theils den Schauplatz Kuhſchnappel ſelber (wie in Jean Pauls Briefen längſt berichtet worden) zu beſuchen und zu beſehen, theils durch den Briefwechſel mit dem Helden ſelber, ungedruckte Familienbegebenheiten zu gewinnen, zu welchen er wohl auf keinem andern Wege gelangen konnte, wenn er nicht etwa ſie erdichten wollte. Auch neue Leibgeberiana ſind erbeutet. Und wer ſich früher ſchon von der [illegible] den und hochgebildeten Natalia angezogen fühlte, wird nun erſt recht das liebenswürdige Weib kennen lernen und ins Herz ſchließen. — Zu bewundern iſt die kritiſche Strenge, mit welcher der Verfaſſer oft halbe, ja ganze Seiten opfert, in denen das ungeübte Auge nichts Mangelhaftes erkennen wird, und dafür Beſſeres an die Stelle ſetzt. Einige dieſer Zuſätze, deren faſt keine Seite der älteren Ausgabe entbehrt, mögen hier als Probe der übrigen unzähligen ſtehn. Am Schluſſe des zweyten Kapitels im erſten Bändchen (S. 74 der erſten Ausgabe) iſt folgendes hinzugekommen (beyläufig geſagt die 44ſte Hauptveränderung von S. 1 an): „O ihr beyden Freunde, Du der draußen, und Du der zu Hauſe! — Aber warum ſoll ich denn immerfort das alte aufquellende Gefühl zurückdrücken, das ihr in mir ſo ſtark wieder aufgeweckt, und mit welchem mich ſonſt in meinen Jugendjahren die Freundſchaft zwiſchen einem Swift und einem Arbuthnot und einem Pope in ihren Briefen gleichſam verſtohlen, aber ſo ſtark durchdrungen und erquickt? Und werden nicht auch viele andere ſich gleich mir erwärmt und ermannt haben an dem ruhenden ruhigen Lieben dieſer Männerherzen untereinander, welche, obſchon kalt und ſchneidend und ſcharf gegen die Außenwelt, in ihrer gemeinſchaftlichen Innenwelt zärtlich und feurig für einander arbeiteten und ſchlugen, gleichſam hohe Palmbäume langgeſtachelt gegen das gemeine Unten, aber im Gipfel voll köſtlichen Palmenwein der kräftigſten Freundſchaft? — Und wenn dieß alles ſo iſt: ſo darf ich wohl auf der tiefern Stufe unſerer beyden Freunde etwas ähnliches antreffen, das auch wir an ihnen nachlieben. Fragt nicht ſehr, warum beyde ſich miteinander verbrüderten; die Liebe braucht gar keine Erklärung, nur der Haß. Aller Urſprung des Beſten vom All an bis zu Gott hinauf, bedeckt ſich mit einer Nacht voll zu ferner Sterne. Beyde ſahen in der grünglänzenden Saftzeit der akademiſchen Jugend zuerſt einander durch die Bruſt ins Herz, aber mit den ungleichnamigen Polen zogen ſie ſich an. Siebenkäs erfreuete ſich vorzüglich an Leibgebers harter Kräftigkeit, ja ſogar Zornfähigkeit, an deſſen Fluch und Lachen über jeden vornehmen, jeden empfindſamen, ja jeden gelehrten Schein; denn er legte ein Ei ſeiner That oder ſeines tiefen Worts, wie der Kuntur das ſeinige ohne Neſt auf den nackten Felſen und lebte am liebſten ungenannt, daher er immer einen andern Namen annahm. Der Armenadvokat pflegte ihm deßhalb, um ſein Aergern darüber zu genießen, mehr als zehnmal zwey Anekdoten zu erzählen. Die erſte war, daß ein deutſcher Profeſſor u. ſ. w. noch zwey Seiten hindurch." — Aus dem dritten Bändchen S. 2 heben wir noch eine Schilderung aus: „Ein ähnliches Wunder iſt mir nie vorgekommen, es müſſte denn der Mann ſeyn, den ich in der Baireuter Harmonie gehört, welcher ſeiner Seits wieder eine ganze Academie royale de Musique, ein ganzes Orcheſter darſtellte, indem er mit ſeinem einzigen Körper alle Inſtrumente trug und ſpielte. Es blies dieſer Pantharmoniſt vor uns Theilharmoniſten ein Waldhorn, das er unter dem rechten Arme feſthielt; dieſer ſtrich wieder eine Geige, die er unter dem linken hielt, und dieſer klopfte wieder zur ſchicklichſten Zeit eine Trommel, die er auf dem Rücken trug; — und oben

Digitized by Google

hatt' er eine Mütze mit Schellen aufgeſetzt, die er leicht mit dem Kopfe janitſcharenmäßig ſchüttelte; und an die Fußknorren hatt' er Janitſcharen-Bleche angeſchnallt, die er damit kräftig wider einander ſchlug; — und ſo war der ganze Mann ein langer Klang, vom Wirbel bis zur Sohle, ſo daß man dieſen Gleichniß-Mann gern wieder mit etwas verglichen hätte, mit einem Fürſten, der alle Staats-Inſtrumente, Staats-Glieder und Repräſentanten ſelber repräſentiert. Wo ſoll nun aber vor Hauptſtädtern und Leſern, welche einem ſolchen Allſpieler als Allwiſſer gleichen, ein Mann wie ich, der wenn es hoch kommt nur von ſieben Künſten Heidelberger Magiſter und einiger Philoſophie Doktor iſt, echten Muth hernehmen, in ihrer Gegenwart künſtlich und glücklich auszuſchweifen?" —

Pope iſt oft bewundert worden wegen ſeines Lockenraubes, den er aus zwey Geſängen zu fünfen angeſchwellt, und mit einer Maſchinerie von Elementargeiſtern ſo künſtlich durchflochten hat, daß nirgend eine Spur von Ineinanderfügung ſichtbar iſt, ſondern alles, wie aus Einem Guſſe geſchmolzen erſcheint. Ein gleiches Lob verdient unſer Verfaſſer; nirgends wird man von etwas Hineingebrachtem die Spur finden, überall die höchſte Glätte und Ebenheit, außer an Stellen, wo der Verfaſſer abſichtlich rauh war, und Rauhheit zu ſeinem Charakter gehört. — Beweis, daß es ihm nicht drum zu thun war, einzelnes Blendende hineinzubringen, ſondern daß er ſtets das Ganze vor Augen hatte, und nur auf das ſah, was dieſem frommte.

Ein Fehler in Jean Pauls frühern Werken war, daß der Verfaſſer manchmal urtheilende Beywörter hinzufügte, die ſich aus dem Zuſammenhang ſelbſt ergeben, und die daher, beſonders wo das Gefühl ſpricht, den Eindruck eher ſchwächen als mehren. Wer beym Anblick einer ſchönen Gegend eine Weiſung verlangt, ſie ſey ſchön, wer bey einer kräftigen Sentenz einen Fingerzeig fodert, und für den Genuß ein Reizmittel, für den ſind wenigſtens Jean Pauls Werke nicht geſchrieben. Der geſunde Leſer ruft in ſolchem Falle dem Dichter zu, was Götz von Berlichingen ſeinem Georg: „Erzähle du, „laß mich richten!" Ueberall, wo ſie ſich fanden, hat der Verfaſſer ſolche ſtörende Beywörter getilgt; z. B. S. 70 d. alt. Ausg. lieſet man jetzt: „die Stätte ihres „Zuſammentreffens mit ihrer von den Alpen ſteigenden „Schweſter." wo ehemals ſtand: die Stätte ihres entzückenden Zuſammentreffens.

Große Anerkennung verdient die Landesverweiſung der ausländiſchen Wörter, welche ehemals den geſchickteſten Eingebornen den Platz wegnahmen. Jean Paul gehört zu den beſonnenen Sprachreinigern, die man nicht mit den ſinnloſen Sprachfegern vermenge, welche alles verbannt wiſſen wollen, worin ſie fremden Urſprung wittern, ſogar den Thee und den Kaffe. Ob Jean Paul nicht Einen Schritt noch oder ein paar hätte weiter gehen können, wir meinen gerade ſo weit, als der treffliche Kolbe vorſchreibt, darüber wagt Refr. kein Urtheil. Er ſieht wohl ein, daß der Schriftſteller im Gebiet der Laune fremder Wörter nicht ganz entrathen kann. Jean Paul hat jedes ausländiſche Wort mit lateiniſcher Schrift drucken laſſen, und ihm dadurch das eigentliche Bürgerrecht abgeſprochen.

Ausgeſetzt ſind endlich die Genitiv-End-S in den Samm- oder Geſammtwörtern, nach Wolke's Vorgange. Der geiſtreiche Verfaſſer hat ſich darüber in einer Reihe von Briefen, die das Morgenblatt im vorigen Jahre herausgab, weiter erklärt. Ob ſeine Gründe ſämmtlich überzeugen, und mithin zur Nachfolge in ſo weitem Umfange zwingen werden, muß die Zeit lehren. Adhuc sub judice lis est.

— v.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom April 1819.

(5. April.) Herr Rouquette de Kerguidon überreicht der Akademie eine neu von ihm erfundene Einrichtung für Kaffeekannen, zur Prüfung.

Eine Denkſchrift des Hrn. Deſagneaux über die Vervollkommnung der Zuglampen, Dochte u. ſ. w., ſo wie über eine Erfindung, wodurch die Schaufelräder erſetzt werden ſollen, wird an Kommiſſarien zur Prüfung überwieſen.

Hr. Girard lieſt eine Abhandlung über die flüſſigen Atmoſphären und über ihren Einfluß auf die wechſelweiſe Wirkung (action mutuelle) der darin befindlichen feſten Molecüln.

Die HH. Gay-Luſſac und Welther überreichen eine Abhandlung über eine neue aus Schwefel und Oxigen gebildete Säure.

Hr. Biot lieſt den letzten Abſchnitt ſeiner Denkſchrift über die allgemeinen Geſetze der gedoppelten Refraktion und der Polariſation in den regelmäßig kriſtalliſirten Körpern.

Hr. Valette lieſt einen Aufſatz über eine neue Art, die Bäder zu erwärmen.

(12. April.) Eine handſchriftlich der Akademie überreichte Abhandlung des Hrn. Gillon, über die Schiffahrt durch Anwendung der Wärme, wird an die Prüfung einer Kommiſſion gewieſen.

Hr. Coquebert de Montbret lieſt einen Auszug von Hrn. Moreau de Jonnes Werk über die Statiſtik der Kolonien.

Hr. Dulong legt die Ergebniſſe ſeiner gemeinſam mit Hrn. Petit angeſtellten Forſchungen über die verſchiedenen wichtigen Punkte der Wärme-Theorie vor.

Hr. Dunal wird mit Stimmenmehrheit an die erledigte Stelle eines Korreſpondenten der botaniſchen Sektion ernannt.

Die in der vorhergehenden Sitzung zur Prüfung der Eingaben des Hrn. Deſagneaux ernannten Kommiſſarien berichten, daß ſeine angeblichen Entdeckungen die Aufmerkſamkeit der Akademie nicht verdienen.

(19. April.) Man verlieſt ein Schreiben des Hrn. Beſſel, welches einen neuen Katalog der geraden Aufſteigungen der ſechs und dreiſſig Hauptgeſtirne enthält.

Herr Turpin lieſt eine botaniſche Abhandlung, welche an Kommiſſarien zur Prüfung gewieſen wird.

Ein Aufſatz des Hrn. Sedillot über ein neues Hülfsmittel, wodurch thieriſche Subſtanzen gegen die Fäulniß geſchützt werden mögen, wird an die Prüfung von Kommiſſarien überwieſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literariſche Notiz.

Ueber die neuerdings entdeckte Vervollſtändigung der Chronologie des Euſebius.

Es iſt jedem Geſchichtskundiger wohl bekannt, daß die Chronologie des Euſebius von Cäſarea in zwey Bücher abgetheilt war: das erſte hielt man lange Zeit für verloren; das zweyte wurde vom h. Hieronymus ins Lateiniſche überſetzt, war aber verfälſcht. Aus Armenien iſt uns daſſelbe nun vollſtändig und weniger verunſtaltet zugekommen. Das erſte Buch fängt von der Schöpfung der Welt an, und gehet bis zur Regierung des Caracalla; nämlich bis auf die 249ſte Olympiade: es enthält die Geſchichte von Chaldea, Aſirien, vom jüdiſchen Volk, von Egypten und Griechenland; es wird von den Königreichen Sizion, Argios, Athen, Corinth, Sparta, und auch von der macedoniſchen Dynaſtie ſammt deren Ausdehnungen, wie in Theſſalien und im übrigen Griechenland, als auch in Syrien, Perſien und Aegypten darin gehandelt. Es befindet ſich auch darin ein genaues Verzeichniß der Olympiaden vom Iphytus, Stifter der olympiſchen Spiele und dieſer Zeitrechnung, bis zur 249ſten Olympiade. Endlich hat es eine gelehrte Abhandlung von Rom und deſſen Urſprung. Dieſes iſt der Hauptinhalt des erſten ſeit ſchon ſo vielen Jahrhunderten vermiſſten und wichtigen Buchs des Euſebius.

Das zweyte Buch, von welchem man bis daher blos jene lateiniſche, aber unrichtige Ueberſetzung des H. Hieronymus hatte, worin er verſchiedene Begebenheiten der Römer willkürlicherweiſe eingeſchoben, — erſcheinet nun nach den bisherigen fehlervollen Manuſcripten in einer neuverbeſſerten Auflage, und iſt auch, wie das erſte, aus dem armeniſchen Codex in die lateiniſche Sprache überſetzt worden. In dieſem zweyten Buch beſtimmt Euſebius ſeine chronologiſche Regeln, ſowol in Betreff der Zeitordnung, als der Jahrsverhältniſſe einer Nation gegen die andere, und der zu gleicher Zeit vorgefallenen Begebenheiten, wovon ſich jeder Chronolog vergewiſſern kann. Dieſes zweyte Buch, wo es von der Geſchichte des Volks Gottes handelt, und zu dieſem Zweck von der Schöpfung der Welt anfängt, hält ſich an die in den heiligen Büchern beſchriebenen Geſchlechtsregiſter, und was die andern Völker betrifft, ſo fängt es, da alles in den erſten Jahrhunderten ſowol vor, als nach der Sündfluth, bis auf den Ninus und auf die zu gleicher Zeit ſich ereignete Geburt Abrahams in tiefer Dunkelheit verhüllet iſt, mit dieſer Geburtszeit, mit dem in dieſe Zeit eintreffenden 43ſten Jahr des Ninus, dem 22ſten des zweyten Königs von Sizion, und der 16ten Dynaſtie der Aegypter an. — Zu Mailand, wo das zweyte Buch im Jahr 1475 zum erſtenmal gedruckt worden, kam alſo nach 343 Jahren die erſte Auflage beyder Bücher des nun ganz vollſtändigen Werks heraus. Das vortreffliche Original, welches von ſeinem Verfaſſer in der griechiſchen Sprache geſchrieben, findet man nicht mehr. Armenien, das ein griechiſches Exemplar davon bekam, und es ſtudierte, überſetzte es in ſeine Sprache; endlich kam es von da auch nach Italien, wo es in deſſen alte Sprache (die lateiniſche) überſetzt wurde, um ſich, wie Armenien, damit zu belehren. Vielleicht hielt es der h. Hieronymus, da er das Werk des Euſebius nur wegen der Chronologie hoch ſchätzte, und da dieſe im zweyten Buch ganz enthalten war, für unnöthig, auch das erſte zu überſetzen: und daher kam es, daß eben das erſte Buch in der lateiniſchen Kirche verloren ging. Armenien dachte in dieſem Stück anders; es wollte beyde Bücher beſitzen und bewahrte ſie als einen großen Schatz. — Da ſich aber die Chronologie des Euſebius nicht über das 20ſte Jahr Conſtantins, nämlich über das 325ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung, erſtreckt, ſo glaubten die mailändiſchen Verleger den Geſchichts- und Zeitrechnungs-Kundigen einen nicht geringen Dienſt zu leiſten, wenn ſie noch ein anderes Werk, das von der nämlichen Materie handelt, und von einem Samuel von Any in der armeniſchen Sprache verfaſſt, und auch von ihnen in die lateiniſche Sprache überſetzt iſt, beyfügten. Der Verfaſſer deſſelben hielt ſich zu Any, ehmals die Hauptſtadt von Armenien, auf. Er war ein ſehr gelehrter Mann und beſaß die beyden Bücher des Euſebius; und ſchrieb, ihn nachahmend, im 12ten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung auch eine Chronologie; ſie enthält viel Merkwürdiges und iſt ebenfalls in zwey Bücher abgetheilt. Die Geſchichte der ältern Völker, welche im erſten Buch kurz abgefaſſt iſt, weicht in etlichen Stücken von jener des Euſebius ab. Die beſondere Geſchichte der armeniſchen Nation fängt von Aicus, ihrem Stifter und Zeitgenoſſen des Bels oder Nimbrods, an; und geht bis auf Jeſum Chriſtum. Im zweyten Buch, ſo ſich bis auf das Jahr Chriſti 1579 ausdehnt, iſt alles in chronologiſchen Tafeln eingetheilt, und in gleich weit abſtehenden Spalten ſind die Olympiaden, die Jahre Chriſti, die römiſchen Kaiſer und die griechiſchen; das jüdiſche Reich bis zu ſeiner Auflöſung; das perſiſche, ſarazeniſche und armeniſche Reich ſammt ſeinem Patriarchat, und zuletzt die Zeitrechnung der armeniſchen Nation angemerkt. Außer einer genauen Berechnung und gegenſeitigen Vergleichung der Zeitalter findet man auch zu gelegener Zeit eine Menge wichtiger die morgenländiſche Welt und Kirchengeſchichte betreffender Begebenheiten darin, ſo wie auch den Urſprung, die Fortſchritte, den Verfall und Wiederherſtellung der chriſtlichen Religion, und eine Erwähnung der Kirchenverſammlungen, der Martyrerpeinen, der Ketzereyen und Kirchenſpaltungen. Eben ſo geſchieht darin Meldung von den römiſchen Kaiſern, nämlich vom Auguſtus bis auf Manuel Comnenes; von zwey perſiſchen Dynaſtien, der Arbaciſchen und Saſanidiſchen, auf welche die Arabiſche oder Sarazeniſche folgt. Darin findet ſich auch die mehrmalen vorgefallene Wechslung der armeniſchen Krone, vom Tridates an bis auf ihre gänzliche Vernichtung. Ungeachtet ſolcher Veränderungen hielt ſich das armeniſche Patriarchat ſeit Jahrhunderten bis zu den Zeiten Samuels doch immer aufrecht, und blieb der chriſtlichen Religion und römiſchen Kirche beynahe immer getreu. — Die Verleger haben dieſer Ausgabe auch die griechiſchen Euſebianiſchen Bruchſtücke, welche von ihnen mit Mühe geſammelt und unten an Rand des lateiniſchen Textes geſetzt worden ſind, beygefügt; ſo wie ſie auch die dunkeln, oder zweifelhaften, oder durch Abſchreiber verfälſchten Stellen erklärt und durch hinlängliche Anmerkungen erläutert und verbeſſert haben.

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Mahleriſche Schauſpiele. I. Van Dyck's Landleben. II. Der Weinberg an der Elbe. Von Friedrich Kind. Leipzig bei Göſchen, 1817. 209 und 53 S mit Kupfern.

Im dritten Bändchen von F. Kind's Gedichten S. 224 zweyte Aufl. ſteht eine Erzählung: Das Mädchen von Savelthem, welche der Verf. S. 240 eine Vorarbeit ſeines „Kunſt-Idyll's, Van Dycks Landleben“ nennt. Van Dyck, von ſeinem Meiſter Rubens zum Behuf ſeiner Kunſtbildung nach Italien geſandt, blieb in Savelthem, wo ihn die Reize Lehnchens, der Tochter des Schöſſen Humprecht feſthielten; und anſtatt ſein Talent durch den Anblick der Kunſtwerke des claſſiſchen Bodens zu ſtärken, malte er Bilder für die Kirche des Dorfes, in denen er ſich und Lehnchen portraitirte. Rubens erfuhr es, und ſein Freund, der Ritter Nanni, übernahm das Geſchäft, den jungen Mann zu ſeiner Beſtimmung zurückzuführen. Als er Lehnchen ſah, verzweifelte er ſchier am Gelingen; doch wandte er ſich an ſie ſelbſt, und legte ihr den höheren Beruf des Geliebten und die Nothwendigkeit ſeiner Trennung von ihr ſo nah an das Herz, daß ſie freywillig, mit einem begeiſterten: „Erringe das Höchſte; und gern will ich leiden!“ ſich von ihm losriß, und mit dem Ritter ihn von dannen ziehen ließ.

So liegt der Stoff in der gedachten Vorarbeit vor Augen. Lehnchens Selbſtbezwingung iſt eine ſchöne Handlung; die innere Kraft, womit ſie ihr Liebesglück unbedingt und für immer dem Künſtlerruhme, der irdiſchen Unſterblichkeit ihres Geliebten aufopfert, hat eine moraliſche Größe, die den dramatiſchen Dichter leicht zu einer mild erhebenden Tragödie nach Art der Berenice des Racine begeiſtern könnte. Doch würd' er dabey auf große Schwierigkeiten ſtoßen: denn nicht allein müßt' er es bis zur Möglichkeit des lebendigen Mitgefühls uns wahrſcheinlich machen, daß in dem einfachen Landmädchen ein ſo hoher Sinn wohne für die Göttlichkeit der Kunſt und den Werth der künſtleriſchen Unſterblichkeit; ſondern er müßt' auch die Nothwendigkeit einer ewigen Trennung zur Anſchauung bringen. Jenes möchte ſich allenfalls thun laſſen. Lehnchen hat die Wirkung an Van Dycks Talent gefühlt an ſich ſelbſt, geſehen an allen Beſchauern ſeiner Kirchenbilder. Ihr Dorf war ihre Welt, in dieſer war Van Dyck der große, einzige Mahler, dieſen liebt ſie. Nun zeigt ihr Nanni, daß es eine größere Welt gibt, in welcher Van Dyck noch klein iſt, und ſie will nun, was es ihr auch koſten möge, daß er groß werde für alle Welt, daß er überall gelte für das, was er ihr gilt. Aber iſt dem alſo, woher dann die Nothwendigkeit einer Entſagung für immer? Van Dyck kann, wenn nun einmal ohne Italien kein Heil iſt für die Malerkunſt, hinziehen, der erſte Mahler der Welt werden, ihr treu bleiben, und wiederkehren, um ſie als Gattinn an ſeine Seite zu erheben. In den Umſtänden liegt kein Hinderniß. Der Stand trennt den Mahler und die Schöſſentochter nicht, ſelbſt der adelige Künſtler muß, wenn er im Drama gefallen ſoll, frey vom Kaſtenſtolze ſeyn; und Mangel an Geiſtesbildung kann nicht in Betrachtung kommen bey einem Mädchen, das ſolchen Sinn hat für die Kunſt und ihren Ruhm, ſolche Empfänglichkeit für das, was Schiller die äſthetiſche Erziehung nennt. Eine ſolche Natur wäre zur Gattinn eines Mahlers, eines niederländiſchen Naturmahlers zumal, geboren; Van Dyck könnte ihr nicht entſagen, wenn ſie auch auf ihn verzichten wollte, und wir müßten, wenn er es thäte, ihn um der Befangenheit ſeiner Einſicht und der Kleinheit ſeines Gemüths willen in eben dem Maße gering achten, in welchem ſie uns zur Bewunderung zwänge. Der Mahler des H. Martin und der Maria zu Savelthem würde dramatiſch verſchwinden vor dem Bilde ſo ſchöner, einfacher und ſittlich großer weiblicher Natur. Das Stück müßte, wenn Lehnchens Selbſtbezwingung, wenn ihre hochſinnige, der Kunſt zum Triumph gereichende Aufopferung des glücklichen Beyſammenſeyns ſein Grundſtoff ſeyn ſollte, nothwendig mit Van Dycks Schwure ewiger Treue, und mit der Ausſicht auf eine glückliche Zukunft beyder, ſich jetzt trennenden, Verlobten ſchließen.

So ſchließt unſer Dichter ſein Drama nicht, er wandelt einen ganz andern Weg, oder vielmehr er reitet ihn auf einem Steckenpferde. Er wollt' ein mahleriſches Schauſpiel dichten. Quid hoc sibi vult? Im eigentlichen Sinne muß das jedes Drama ſeyn. Er meinte ein ſolches, in welchem Nachbildungen bekannter Mahlerwerke als lebende Bühnengemälde, als tableaux vivants, vorkommen. Er wollte die Mahlerkunſt, und namentlich ihre niederländiſche Schule feyern. Dieſe Liebhaberey führte ihm die Feder, und trieb die poetiſche Erfindung in einem Kreiſe herum, aus welchem ohne gewaltſamen Sprung zum wahren Ziele dramatiſcher Kunſt nicht zu gelangen war. Ein Vorſpiel führt uns in Rubens fürſtliches Haus, wo Van Dyck vermißt, und ſein unzweckmäßiges Landleben bekannt wird. Das Drama ſelbſt zeigt uns Van Dyck unter den Landleuten, in einem Verhältniß mit Lehnchen, welches erfahrungsmäßig natürlich, aber in idealiſtiſcher Rückſicht ein Mißverhältniß iſt. Das Mädchen hat einen Verlobten ihres Standes, einen braven Niclas; Van Dyck hat ihr Herz mittelſt der Eitelkeit, welche ſeine Erſcheinung im Dorfe blendete, von ihm abgezogen; Lehnchen hat in ſeinem Gemüth den Künſtlerberuf zum Nebenbuhler, den Selbſtvorwurf über den Ungehorſam und Undank des Schülers gegen den Meiſter zum Widerſacher.

Doch die Holde ſoll ich laſſen,
Die ſich ganz mir eigen gab,
Die im innigen Umfaſſen,
Wie die treue Reb' am Stab',
Ihres Lebens Glück gefunden —
Sie, die, eines Andern Braut,

Digitized by Google

Mit dem Fremdling ſich verbunden,
Ihm ihr ganzes Heil vertraut?

So ſagt er S. 108; bald darauf ſchwört er dem Mädchen ewige Treue. Nun wird dieſe Situation von Intervenienten und Umſtänden beſtürmt. Nanni und ſeine Nichte Paola zeigen Lehnchen das Unhaltbare ihres, allerdings ſchon durch ihren Treubruch an Niclas moraliſch verunreinigten, Verhältniſſes zu Van Dyck; in ihm fachen ſie den Ehrgeitz des Künſtlers an. Humprecht fordert Gehorſam, Erfüllung ihres dem Niclas gegebnen Wortes. Sie weiß nicht, was ſie thun ſoll und fleht um Offenbarung des Himmels. Der Himmel gibt ſie höchſt *niederländiſch*. Martha, des Niclas Mutter, kommt mit der Nachricht, daß ihr Sohn ſich hat anwerben laſſen, und daß er zu Schiffe gehn will. Das entſcheidet. Lehnchen holt ihn zurück (S. 169), entbindet Van Dyck ſeines Wortes, und will, ungeachtet ſie Van Dyck noch liebt, ihre poſitive Pflicht gegen den früheren Verlobten erfüllen. Wie wenig ihm damit geholfen iſt, *fühlt* der wackere Baure, und ſagt S. 174 ſehr naiv: „Ich konnte euch nie haſſen, Herr Van Dyck — — *behaltet* das Mädchen, und laſſt *mich* in die weite Welt!" Doch Van Dyck beſteigt Rubens Schimmel, reitet mit wallendem Mantel von dannen, Lehnchen ruft mit ſchwärmeriſcher Verzuckung: Seht! St. Martin dort, und reicht Niclas die Hand. Paola ſenkt einen Lilienzweig über ſie, eine Lilie *fällt ab*, und der Dichter erklärt S. 189 in einer hiſtoriſchen Note, daß eine Lilie in früheren Zeiten für ein Anzeichen des baldigen *Todes* gehalten worden ſey.

Die Erfüllung dieſes Anzeichens wird in einem dramatiſchen *Anhange*: der Kirchhof zu Saventhem, dargeſtellt, der die Dichtung mit einem höchſt undramatiſchen Sprunge zur Tragödie unglücklichen Ausganges macht, worauf ſie bey *dieſer* Stellung der Perſonen gegen einander gleich Anfangs hätte angelegt werden müſſen. Van Dyck kommt aus Italien ruhmvoll zurück, und hört von dem blinden Organiſten Thomas die peinlich rührende Erzählung von Lehnchens Tode an.

Sie trat zum Altar, ſprach voll Muths das Ja.
Doch als die Ringe nun gewechſelt wurden,
Schlug ſie zum Altarbild, zu St. Martin,
Den jener Fremde nach ſich ſelbſt gemahlt,
Mit banger Scheu den thränennaſſen Blick
Und — ſank entkräftet auf die Stufen nieder.

Niclas iſt nach wenig Monden ihr im Tode gefolgt. Unglücklicher Van Dyck! Und wenn *nicht* unglücklich nun auf Zeitlebens: *Armſeliger* Van Dyck!

Kotzebue behauptete in ſeinem Lit. Wochenblatte, wo er nach ſeiner Weiſe über das ſchöne Aeußere dieſes Buches ſich moquirte: der Dichter habe ſich im Stoff vergriffen. Der Meinung iſt Rec. nicht. Er hat ihn nur nicht zu einem dramatiſchen Zweck verarbeitet, ſondern zu mahleriſchen Nebenzwecken. Die Braut im Kampf der Pflicht mit einer ſpäteren, unbezwinglichen Liebe, moraliſch würdig in der *Erfüllung* der Pflicht, und im Siege der überſinnlichen Natur ſinnlich untergehend — warum wäre das kein Stoff zu einem guten Drama? Nur Van Dyck mußte nicht im Vorſpiel und in den fünf Akten des Stücks als Hauptperſon behandelt werden, um uns im Anhange zu überzeugen, daß er in der Begebenheit eigentlich nur zur Nebenrolle des halbſchuldigen Unheilbringers berufen war, und daß er auch nur *dieſe* Rolle geſpielt hat, jedoch mit einer, die Hauptrolle beſchränkenden, ungebührlichen Breite.

Aber wenn der Dichter nun eben keine Tragödie ſchaffen *wollte*? Auch gut! Aber dann mußte er vor allen Dingen den falſchen Hauptgedanken aufgeben, daß der Künſtlerberuf, nach Italien zu reiſen, dem Jünglingsberuf, ein liebenswürdiges Landmädchen zu lieben, vorzuziehen ſey. Eine ſolche Grundidee ſpricht nur die Künſtlereitelkeit, nicht das menſchliche Gemüth im Allgemeinen an. Er mußte ſein Gebäude auf dem Grunde der alten Wahrheit aufführen: *nur Gleich und Gleich geſellt ſich wohl*, und die Verhältniſſe der Neigungen gegen einander ungefähr ſo ſtellen, wie ſie in Thümmels Reiſen zwiſchen dem Herrn dem Bedienten und der Margot ſtehen. Die *wahre* Liebe Lehnchens mußte feſt an Niclas hangen. Van Dyck's Eintritt in dieſe Atmoſphäre macht die Magnetnadel *ſchwanken*; aber ſie findet ihren Nord wieder, und zeigt dem Mahler, welcher ſich für ihren Anzugspol hielt, abſtoßend den Weg, den er zu nehmen hat, den Weg nach Süden. Hier war Stoff genug zu einem Luſtſpiel der feineren Art, und ſo hätte Van Dyck's Rückkehr zu der höheren Angelegenheit ſeines Lebens volle Befriedigung gewähren können.

Inzwiſchen alle dieſe Einreden gegen das Stück, wie es in *drey* Stücke zerſetzt vorliegt, gelten nur vor dem Richterſtuhle der Dramaturgie, welche vom Dichter verlangt, daß er ſeinen Stoff zum Hohlſpiegel ſchleife, der alle Strahlen der Gedanken und Empfindungen in Einen Focus ſammelt. In der Poeſie überhaupt iſt auch die camera obscura und die laterna magica zuläſſig, wovon jene die Natur treu, und frey von der Bedingung idealiſtiſcher Zweckmäßigkeit, mahlt; dieſe hingegen mit einzelnen Bildern ergötzt, deren lockerer Zuſammenhang untereinander nicht unter dem ſtrengen Geſetz der äſthetiſchen Nothwendigkeit ſteht. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet iſt dieſe Dichtung *ſchön*, und vollkommen des Beyfalls würdig, den ſie an mehreren Orten ſelbſt auf der Bühne gefunden hat. Sie gewährt die Ergötzlichkeiten der camera obscura und der laterna magica zugleich in angenehmer Abwechſelung, und *mehr* kann man ja im Grunde auch Goethe's bewundertem Fauſt nicht zugeſtehen, obſchon die Bilder in dieſer magiſchen Laterne von impoſanterer Größe und tieferer Bedeutung ſind. Daß im Van Dyck die Hauptgemählde Copien bekannter Mahlerwerke ſind, erhöht das Vergnügen des Kenners, und mahnt ihn daran, daß er vor keinem gemeinen Guckkaſten ſtehe. Die *Form* des Drama zu dieſem Zweck zu gebrauchen, war erlaubt, weil ſie ihn beförderte; obſchon dieſelbe dem *Weſen* der dramatiſchen Dichtkunſt und ihrer höchſten Würde nicht entſpricht. In Thaliens und Melpomenens Tempel ſollen die *Dichter* erfinden und ausführen, was ſpäter die *Mahler* zur Nachbildung einzelner Momente reizen mag. Der feinere Kunſtſinn wird es einem Stück von Schiller immer anmerken, daß es früher da war, als die Bilder dazu. So iſt die Ordnung der Dinge. Wird ſie umgekehrt, ſo unterliegt die dramatiſche Dichtkunſt einem Zwange demjenigen ähnlich, welchen der lyriſchen gegebene Endreime auferlegen würden. Flecken wie S. 96:

Da zog der Schall der hellen Geig' und Pfeifen

(*Geigen* und Pfeifen, oder Pfeife).

oder wie S. 162:

Ein wenig in der Gegend *rum* zu ſtreifen,

ſind wenigſtens im Munde des Van Dyck ſelten, und im Munde der niedrigeren Stände an ihrem Platze.

Das Feſtſpiel No. II. iſt von der kunſtſinnigſten Lieblichkeit. Man findet wohl auch S. 27. *thuen* um des Verſes willen für thun, S. 33. den Poet (en), S. 35.

Digitized by Google

Hymen (welche Betonung Rec. eben ſo wenig für deutſch hält, als der Franzos Sophoclès für franzöſiſch halten würde), S. 41. finden und hinten (gereimt), S. 43. ihrem Herz (en) und Geiſt, und S. 48. Maus, Braut und Bräutigam! im Munde eines Gebildeten. Aber man muß ein Recenſent ſeyn, um in dem leichten Fluſſe des Ganzen dergleichen nur zu bemerken. Wilhelm und Anna, Sohn und Tochter eines Weinbergsbeſitzers an der Elbe, wollen ihren Vater, welcher bey Feſtſpielen neue Erfindungen liebt, bey der Vermählungsfeier der königl. ſächſ. Prinzeſſinn Maria Anna Karolina und des Erzherzogs von Toſcana (Nov. 1817.) mit etwas Neuem ergetzen und ihn dadurch der Liebe geneigt machen, welche die Tochter Anna für den jungen Mahler Florentin und er für ſie empfindet. So werden als tableaux vivants drey, nach der Note S. 52. im Toſcaniſchen ausgegrabene, Vaſengemählde dargeſtellt: Triptolemus, der „des Pflugſchaars Segensſchwert erfand“ (bei den Römern bonus eventus), der bacchiſche Tanz und die griechiſche Braut, jene beyden bey Millin Peint. des Vases antiques 2. Band, Taf. 30. 1. Band, Taf. 27.; dieſes in der Hamilton-Tiſchbeiniſchen Sammlung Theil 1, Taf. 2. Der Sohn vom Hauſe, ein Versmann, begleitet die Erſcheinungen mit der Declamation von Gedichten, welche dieſelben auf die hohe Vermählung beziehen, und der Chor der Gäſte mit Geſängen, welche dieſes Ereigniß preiſen. Der Alte, welcher ſein Fürſtenhaus innig liebt, fühlt ſeine Neigung zu dem, was noch nicht da geweſen, befriediget, und wie Sachſen ſeine Prinzeſſin Anna mit Florenz vermählt; ſo verlobt er ſeine Anna mit dem Mahler Florentin unmittelbar, nachdem er ſie im lebenden Gemählde als Braut und Bräutigam geſehen. Von einem Feſtſpiel auf der Bühne darf man nicht mehr fodern, als hier geleiſtet iſt. Der dramatiſche Stoff, die Handlung des Stücks, darf keinen ſo lebhaften Antheil erregen, daß der Gegenſtand der Feyer daneben in Schatten treten könnte; er muß dieſem Gegenſtande ähnlich ſeyn, und bey der Ausführung muß er auf denſelben mit Geſchmack und Feinheit bezogen werden. Allen dieſen Erforderniſſen hat der Dichter vollkommen entſprochen. Die Vaſengemählde ſind als Kupfer beigefügt.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom April 1819.

(Fortſetzung.)

(26. April.) Hr. La Borne überreicht die verſiegelte Beſchreibung eines neuen phyſiſch-chymiſchen Apparats, zur einſtweiligen Aufbewahrung.

Hr. Percy erſtattet einen Kommiſſionalbericht, über die von Hr. Faure eingereichte Abhandlung, mit der Aufſchrift: Bemerkungen über die Iris, über die künſtlichen Pupillen und über ein neues Verfahren bey der Staaroperation.. Die Oeffnung einer künſtlichen Pupille kann auf dreyerley Arten geſchehen: durch Einſchnitt, Ausſchnitt und Ablöſung (decollement). Der Verfaſſer wendet wechſelweiſe das eine oder andere Verfahren an, je nach den Indicationen, welche die Beſchaffenheit des Auges im einzelnen Falle darbietet. Begnügt man ſich mit einem Einſchnitte der Iris, ſo ſchließt ſich dieſelbe bisweilen wieder. Um dieſes zu verhindern wird ein kleines Stück der Iris weggenommen. Hr. Doktor Faure hat dafür ein Werkzeug erfunden, das von dem früher angewandten in verſchiedenen Hinſichten abweicht. Die dritte Methode für die künſtliche Pupillenbildung beſteht in der Ablöſung eines Stücks der Iris von den korreſpondierenden Ciliarfalten, und in der Zerſtörung der kleinen Faſern der Aderhaut, welche jene mit dieſen verbinden. Dieß zuerſt von Hrn. Scarpa empfohlene Verfahren erheiſcht aber große Sorgfalt. Hr. Faure ſchlägt eine Modifikation deſſelben vor, die ihm gelungen iſt. Sie beſteht darin, daß die Fibern der Iris, ſtatt ſie auf einmal abzulöſen, gewiſſermaßen zerhackt und ihre kleinen Theilchen oder Bruchſtücke mit einem äußerſt zarten Häckchen ausgezogen werden. Was den Staarſchnitt betrifft, ſo ſcheint Hr. Dr. Faure dem Verfahren des Dr. Buchhorn in Magdeburg den Vorzug zugeben. Anſtatt die Nadel durch die harte Haut, wie gewöhnlich geſchieht, zur Zertheilung und Niederdrückung des Staars einzudringen, wird dieſelbe in die durchſichtige Hornhaut eingeſenkt. Hr. Faure erzählt die einzelnen Fälle, in denen dieß Verfahren mit gutem Erfolg von ihm angewandt worden iſt.

*

Ueber die Meteorſteine in China hat der Orientaliſt Hr. Abel Remuſat eine Denkſchrift geliefert, deren weſentlicher Inhalt folgender iſt:

Den Chineſen war die außerordentliche Erſcheinung längſt bekannt, welche ſeit wenigen Jahren erſt die Aufmerkſamkeit der Europäer allgemein aufgeregt, und in dieſem kurzen Zeitraum den Scepticism der Gelehrten vielfach beſchäftigt, ſo wie eine große Anzahl Hypotheſen veranlaßt hat. Das Niederfallen von Meteorſteinen mußte nothwendig unwiſſende und abergläubiſche Menſchen, welche die Urſachen und Vorbilder der irdiſchen Welt am Himmel ſuchen, und die Wechſel der Geſtirne, die Kometen, die Wolken ſogar, als Vorbedeutungen von Krieg oder Frieden, von Leben oder Tod der Häuptlinge, ſo wie von Glück oder Unglück der Völker betrachten — in Erſtaunen ſetzen. Wie kindiſch jedoch immerhin auch der Beweggrund ſeyn mochte, welcher die Beobachter leitete, ſo ſind ihre Beobachtungen darum nicht minder prüfenswerth, und ich hielt dafür, es dürfte ſich der Mühe lohnen, die Umſtände, unter denen ſie das Niederfallen der Meteorſteine beſchreiben, mit den in unſern Himmelsſtrichen wahrgenommenen zu vergleichen. Ich gebe darum hier eine Zuſammenſtellung deſſen, was ich Merkwürdiges über dieſen Gegenſtand in den Büchern der Chineſen und Japaneſen gefunden habe.

Der gewöhnlichſte für Meteorſteine gebrauchte Name iſt sing yun tchhing chi, verſteinerte Sternſchnuppen. Sie werden unter die Meteore gezählt, gleich den seni sing, das will ſagen, gleich den Sternſchnuppen und Feuerkugeln: wobey bemerkt werden muß, daß das Wort Sing umfaſſender iſt als Stern, indem es auch die Planeten und Kometen bezeichnet; ſo daß man vermuthen könnte, es dürfte die neueſte Hypotheſe, wodurch man das Niederfallen der Meteorſteine zu erklären verſucht hat, die älteſte Vorſtellung geweſen ſeyn, welche ſich den chineſiſchen Sternkundigern darbot. Einer ihrer Schriftſteller verweiſt zwar dieſe Meinung als groben Irrthum. „Von den älteſten Zeiten (ſagt er) bis auf jetzt, iſt die Menge dieſer gefallnen Sterne unzählbar, ohne daß man jedoch irgend eine Verminderung der am Himmel aufgehängten leuchtenden Körper wahrnehmen könnte. Oder ſollte es etwa der Fall ſeyn, daß ſtatt der auf die Erde gefallnen ſich wieder neue erzeugen, und

Digitized by Google

daß die Geſtirne ſich eben ſo fortpflanzen, wie die Menſchen?“ Ein anderer ſagt, der Name verſteinerte Sternſchnuppen komme einzig daher, daß ſich dieſe Körper dem Auge wie Sterne darſtellen, während es hingegen eine große Thorheit wäre, zu glauben, daß Steine Sterne ſeyn könnten. Dem erſtern der eben angeführten Verfaſſer zufolg, ſind die Sternſchnuppen ſelten länger als ein tchhi und ein thsun (0m, 4̕9 ungefähr); dagegen erwähnt die Geſchichte ungleich viel größerer Meteorſteine. Das Felſenſtück, welches bey der Quelle des gelben Fluſſes am nördlichen Ufer des Altan liegt, und von den Mongolen Khadaſoutſilao (Polarfels) genannt wird, ſoll, der Ueberlieferung zufolg, ein Meteorſtein ſeyn. Derſelbe hat über vier tchans (ungefähr 15 Meters) Höhe; er ſteht völlig vereinzelt und aufgerichtet, mitten in einer Ebene. Vermuthlich iſt es eine Maſſe gediegenen Eiſens, wie diejenigen von Krasnoyar, Otumpo, Mexico u. ſ. w. ſind.

Zuweilen verkündet kein beſonderes Vorzeichen den Fall der Aerolithen. Bey heiterem, wolkenloſem Himmel, bey Tage oder zur Nachtzeit, läßt ſich ganz unerwartet ein plötzliches donnerähnliches Getöſe auf mehrere Hundert Li (einige zehn Meilen) weit hören, welches das Niederfallen von mehr oder weniger zahlreichen Steinen begleitet. Meiſt jedoch wurden Feuerkugeln wahrgenommen, die das Firmament in verſchiedenen Richtungen und mit ungleichem Grade der Schnelligkeit durchzogen. Fand die Erſcheinung zur Nachtzeit ſtatt, ſo bemerkt man, daß ihr Licht Himmel und Erde erleuchtet und eine Tageshelle verurſacht hat. Im Augenblick des Zerplatzens der Kugel, hört man ein Getöſe, das mit dem eines einſtürzenden Hauſes oder des Ochſengebrülls verglichen wird. Das Geräuſch der niederfallenden Steine wird mit dem Flügelſchlag wilder Enten verglichen. Es fallen einer, zwey, oder auch mehr Steine nieder, bisweilen iſt es auch gleichſam ein ganzer Steinregen; ſie zeigen ſich brennend heiß im Augenblick ihres Niederſchlags und von ſchwärzlicher Farbe; mitunter ſind ſie auch ziemlich leicht an Gewicht. An der Stelle, wo die Feuerkugel anfänglich ſtund, bemerkt man einen Lichtſchein von einiger Ausdehnung, den man mit einer Schlange zu vergleichen gewöhnt iſt, und der längere oder kürzere Zeit andauert; der Himmel erſcheint bläſſer an dieſer Stelle, oder zu anderer Zeit iſt ſeine Färbung roth- oder grüngelb, wie Bambusgebüſche. Es ſind ſolche Meteorſteine, im freyen Felde, in Lagern, in Städten, in der Hauptſtadt niedergefallen; man hat bemerkt, daß Thiere davon erſchreckt wurden. Als ein ſolcher Stein, oder wie die Chineſen ſprechen, ein ſolcher Stern, im Lager von Kao-tſou (im Jahe 546) niederfiel, fiengen alle daſelbſt befindlichen Eſel zu ſchreyen an. Obgleich die Aerolithen häufig an bewohnten Orten niederfallen, ſo iſt doch in China ſo wenig als in Europa irgend ein Fall bekannt, wo Menſchen davon wären getroffen worden.

Ich habe, nach Ma-touan-lin einen Katalog der in China beobachteten Meteorſteine verfertigt, und die dabey beobachteten bemerkenswerthen Umſtände darin ſorgfältig verzeichnet. Hr. Deguignes, der Sohn, hat ein ähnliches chronologiſches Verzeichniß, wahrſcheinlich nicht ſelbſt, verfertigt, aber dem erſten Band ſeiner Reiſe nach Peking beygefügt; es werden darin acht ſolcher Erſcheinungen aufgezählt, die ſich alle vor Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung ereignet haben. Das Verzeichniß bey Ma-touan-lin fügt den ſchon bekannten etwa ſechzig andere bey, und geht bis zum Jahe 1001. Ich habe die Sammlung weiter fortgeſetzt, und will übrigens hier nur einige der neueſten Fälle, oder ſolcher gedenken, die mit merkwürdigen Umſtänden begleitet waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber Herrn Berghofers Aufſatz: „Ueber die unreinen Geiſter in literariſchen Blättern“ No. 24 der Beilage zum Morgenblatte No. 145 d. J.

Herrn B. Aufſatz zu widerlegen wäre ſehr unnütz, da ein Mann ſeiner Gemüthsart ſeinen Geſichtspunkt nicht verändern kann; mich als Recenſenten zu vertheidigen, wäre es ebenfalls, da dieſer Aufſatz die bündigſten Beiege zu meinen Anſichten über ſeinen Schriftſteller-Karakter gibt; allein er beſchuldigt mich einer Lüge und da bin ich den wenigen Leſern, welche es der Mühe werth halten, bey Hrn. Bs. Zorn und meinem Unrecht einen Augenblick zu verweilen, ſchuldig die Quelle meines Irrthums und meiner Behauptung anzugeben. Ich finde wirklich bei nochmaligen Ueberblick von Hrn. Bs. Biographie nicht, daß er ſich ſelbſt einen zweiten Rouſſeau genannt hätte. Es findet ſich zwar S. 43 der Biographie folgende Stelle: „Er kannte nun den Zuſtand des troſtloſen Gemüths eines lange genug Herumgetriebenen, der ſelbſt nach der Ruhe einer Feſtung verlangt“ und als Note ſteht: Rouſſeau. Dennoch hat Hr. B. Recht, wenn er ſagt, daß er ſich deshalb doch nicht ſelbſt einen Rouſſeau genannt hat; allein die außerordentliche Aehnlichkeit ſeines Karakters und ſeines Betragens mit Rouſſeau, haben mich die Uebereilung begehen machen, zu ſagen: „Er habe ſich ſelbſt einen zweyten Rouſſeau genannt,“ da er ſich doch nur als einen ſolchen geſchildert hat. Wie Rouſſeau haßt er alle Abhängigkeit und nimmt Geld von ſeinen Gönnern und Freunden. (Biographie S. 20 „ward ihm das Kaufgeld ſeines Hauſes von der Loge geſchenkt.“ — S. 26: „es waren tauſend Gulden die ihm ſein Freund Paſchinger ſchenkte.“ S. 25. „Tſchernitſchef verließ ihn mit reichlichen Geſchenken).“ Wie Rouſſeau ſchmäht er die Vornehmen und iſt mit ihnen in Verhältniſſen (74. 85. u. a. m.). Er beſucht ihre Tafeln und zieht doch trocken Brod vor (S. 20. 82 wo auch auf eben dieſer letzten Seite eine offenbare Unähnlichkeit zwiſchen Rouſſeau und Berghofer ſteht: „er begehrte von ſeinen Bekannten“ u. ſ. w. das that Rouſſeau nicht). Daß er ſich gern von Andern der deutſche Rouſſeau nennen ließ, beweiſe ich aus Seite 79 ſeiner Biographie, wo ſich unter mehreren von Herrn Berghofer dem Publikum geſchenkten ſchmeichelhaften Aktenſtücken auch eines unter folgender Aufſchrift befindet: Wiener Mode-Journal 1805 No. 3. „der öſterreichiſche Rouſſeau.“

Herrn Berghofers „oft bis zur Unziemlichkeit gehende Reibung gegen beſtehende Einrichtungen“ verweigere ich durch einzelne Stellen zu beweiſen. Solche einzelne Stellen werden der Angeberei ähnlich, die ich verachten würde, wenn Hr. B. dazu Gelegenheit gegeben hätte. Die Deklamationen eines, für das Gute lebhaft beſorgten Greiſes können Andre irre leiten, aber ihren Autor nicht anklagen. Sollte es irgend ein Leſer der Mühe werth halten, ſich darüber zu unterrichten, ſo ſind ja die beyden kleinen Bändchen ſchnell durchblättert und dadurch gewiß die Zahl von Herrn Berghofers bedauernden Freunden vermehrt.

Der Verfaſſer der in No. 45. der litt. Beilage des Morgenblatts 1818 enthaltenen Anzeige von Berghofers Biographie und Vermächtniß.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Theater.

Fürſtlicher Ernſt und Scherz. Zwey Bühnenſtücke von Adolf Emmerich Kroneisler. Leipzig bey Hartknoch. 1819.

„Seit 36 Jahren arbeitete der Verf. in Erholungsſtunden eines geſchäftvollen Lebens an Bühnenwerken; keins aber übergab er je dem Druck.“ Daran that er wohl. Was man in Erholungsſtunden für die Bühne ſchreibt, taugt ſelten viel: denn es bedarf einer, dem Begriffe der Erholung widerſprechenden, Anſtrengung der Phantaſie, des Gemüthes und des ordnenden Verſtandes, um in der ſchwerſten Dichtgattung etwas Gutes hervorzubringen. Herr Kroneisler (ein angenommener Name, wenn den Rec. nicht alles trügt) iſt nun 60 Jahr alt. Das erſte der vorliegenden Bühnenwerke: Zaubereyen bey'm Tonfeſte, lag ſeit 15 Jahren im Pulte. Da faßte er den Plan, ihm ein zweytes: das öffentliche Gericht, beyzufügen, und beyde drucken zu laſſen. Daran that er nicht wohl, und Rec. würde ſogar übel thun, davon zu ſprechen, wenn er nicht des Verf. Abſicht dabey löblich fände, und nicht der Meinung wäre, daß die dramatiſche Dichtkunſt ſie wirklich befördern könnte, wenn ſie es recht anfinge. Herr K. will von der Bühne herab die öffentliche Gerechtigkeitspflege durch lebendige Darſtellung ihrer Vorzüge empfehlen. Wir wiſſen aus Schillers Nachlaß, daß er einmal den Plan hatte, an der Entdeckung eines ſchlau und tief verborgenen Verbrechens die Allmacht einer gut verwalteten Spür-Polizey anſchaulich zu machen, und ſie als irdiſche Repräſentation der Allwiſſenheit des höchſten Richters in das Drama einzuführen. Viel leichter iſt die hier berührte Aufgabe. Es kommt, da ohnehin ein lebendiger, raſch zur Entſcheidung eilender Streit der Intereſſen das Lebensprinzip des Drama iſt, nur darauf an, daß der Fall, welcher vor Gericht öffentlich verhandelt wird, von dramatiſchem Effekt ſey und daß gerade die Oeffentlichkeit der Rechtspflege bey der Löſung des Knotens ſich in ihrem vortheilhafteſten Lichte zeige. Eben darin aber hat es Herr K. verſehen. Sein Fall iſt — eine Klage auf die Auszahlung eines Vermächtniſſes, welches durch eine ſpätere Verordnung des Erblaſſers widerrufen zu ſeyn ſcheint. Die Beklagte iſt Fürſtinn des Landes, der Kläger ein Unterthan, beyde ſind perſönlich gegenwärtig (der regierende Fürſt zum Ueberfluß auch), das Gericht ſpricht wider die Fürſtinn, ſie wird von ihrem Unrecht durch die lebendige Verhandlung überzeugt, und der gewinnende Theil dergeſtalt gerührt, daß er das Erſtrittene, welches er leicht entbehren kann, einer pia causa ſchenkt. An dieſem Stoff' iſt nicht ein gutes Haar in dramatiſcher Hinſicht. Aber man ſchieb' ihm einen Criminalfall unter. Ein verborgenes Verbrechen ſtürzt die verdächtige oder verfolgte Unſchuld in Leiden, bringt ſie in die höchſte Gefahr. Die leidige Aktenjuſtiz hat ſie ſchon verurtheilt, oder ſteht im Begriff es zu thun. Da wird die öffentliche eingeführt. Sie wird auf der Bühne vor unſern Augen verwaltet. Wir vermiſchen uns in unſerer Selbſttäuſchung mit dem Volk, welches als Chorus die Gallerie des Gerichtsſaales füllt. Wir hören Anklage und Vertheidigung, wir kennen die Unſchuld und ihre Gefahr, wir zittern vor dem ſchnell tödtenden Ausgange, und ſehen endlich die Wahrheit und das Recht ſiegen, weil Irrthum, Lüge und Parteylichkeit nicht Stand halten können vor den tauſend Augen des Chorus, vor der imposanten Erſcheinung eines mitrichtenden Volkes. Sollte nicht auf dieſem Wege eine weit größere, theatraliſche Wirkung hervorzubringen ſeyn, als mit der abgedroſchenen heiligen Vehm, die uns mit ihren ſchauerlichen Formen bewegen will, und mit dem lieben Gottesgericht, welches den Conflict der dramatiſchen Angelegenheiten in einen gemeinen Fauſtkampf verwandelt, und den mühſam geſchürzten Knoten in buchſtäblichem Sinne mit dem Schwerte zerhaut? Und wäre ſolch eine Wirkung nicht zugleich ein Mittel, über die öffentliche Gerichtspflege die Volksmeinung bis zu dem Grade zu erleuchten und für dieſelbe zu erwärmen, wo ſie auf die Machthaber, welche gern ihr Weſen bey verſchloſſenen Thüren treiben, und auf ihre Helfershelfer, ungefähr eben ſo wirkt, wie in der oben angedeuteten Scene der Chorus des Volks auf die Richter, die Zeugen und die Parteyen? wo ſie, die Machthaber, es nicht mehr wagen können, dem Volk im Leben zu verweigern, was es im Schauſpiel als heilſam erkannt und liebgewonnen hat?

Es gälte den Verſuch. Doch wollen wir juſt unſerm Verf. nicht rathen, ihn zu machen, wenigſtens nicht in Erholungsſtunden, nicht wie er S. 111. ſagt, „um durch die ſüße Arbeit an heitern Abenden ſich ſelber zu erquicken.“ Den Zweck, einem Intereſſe der Zeit auf dieſe Weiſe zu dienen, kann mit den eigenſinnigen Forderungen der dramatiſchen Dichtkunſt nur das kräftige Talent, vielleicht nur das wahre Genie vereinigen.

Franzöſiſche Literatur.

Memoires pour servir à l'histoire de la Revolution de Saint Domingue par M. le Lieutenant-Général Baron Pamphile de la Croix. (Denkſchrift als Beytrag zur Geſchichte der Revolution von Saint Domingo, 2 Bände. 8. Nebſt einer neuen Charte der Inſel und einem topographiſchen Riß der Stadt Crête à Pierrot.)

Wenn es die vorliegende Schrift leicht macht, die Ur-

ſachen der Revolution von St. Domingo zu erkennen, ihrem Gange, ihrer Entwicklung zu folgen, wenn es die Eintheilung und Ordnung der Gegenſtände, die Klarheit und Raſchheit des Vortrags erlauben, gleichzeitig das Ganze und die Einzelnheiten dieſes furchtbaren Vorgangs zu umfaſſen, ſo iſt es doch in einer bloßen Analyſe unmöglich, von ſo einem reichhaltigen Gegenſtand, der in dem kleinen Raum von zwey Bänden, aus denen dieſes Werk beſteht, zuſammen gedrängt iſt, einen hinlänglichen Begriff zu geben.

In dem Zeitpunkt, wo die Revolution in Frankreich ausbrach, ſtand die Kolonie von St. Domingo im höchſten Blüthenalter. Sie hatte das Uebermaß der Kraft und des Selbſtzutrauens erreicht, wo ſich in Geſammtheiten wie den Einzelnen das Bedürfniß der Mündigkeit entwickelt. Im Jahr 1789 ſtieg die Ausfuhr auf 461,000,000 Franken, und die Einfuhr erreichte nicht 205,000,000. Die Bilanz war alſo von 256,000,000 zu ihren Gunſten. Eine ungeheure, ganz dem Luxus und Schätzeſammeln gewidmete Summe. Denn in St. Domingo bringt der Boden, faſt ohne Kultur, einen Ueberfluß an geſunden Lebensmitteln hervor, und die Hitze macht die Kleidung mehr läſtig als angenehm. Dieſe 256,000,000 Fr. waren höchſt ungleich zwiſchen 40,000 weiſſe Einwohner zweyer Klaſſen getheilt; die erſte beſtand aus den großen Handelsleuten und den Pflanzern, die zweyte aus Geſchäftsleuten, Kaufleuten, Kaffeewirthen, Leuten, die in Buden handeln, und alle unter dem Namen: „weiſſe Leute“ begriffen waren. Die farbigen Leute und eine gewiſſe Klaſſe freyer Schwarzer nahmen auch an den Reichthümern und Vortheilen des Handels und des Anbaues Theil; doch vergleichsweiſe in geringer Zahl.

Was die Schwarzen anbetrifft, ſo waren ſie es, welche die Reichthümer erwarben, ſie ſelbſt aber nur ein Tauſchartikel; ein Schwarzer, der 2000 Fr. gekoſtet hatte, und dafür verkauft werden konnte, ſtellte einen Werth von 400 Piaſtern vor, eine Schwarze nur 300; ſämmtliche Sklaven, deren es mehr als 500,000 gab, und unter denen ſich die Männer zu den Weibern, wie zwey zu eins verhielten, hatten alſo den Kapital-Werth von tauſend Millionen.

Die Kolonial-Verwaltung, die Regierung und die Agenten der Hauptſtadt paſſten nicht mehr zu den ſtolzen Beſitzern ſolcher Reichthümer; beſonders ſeit ihre Eitelkeit ſie nach Titeln zu ſtreben trieb, und ſeit Heirathen — die ſich zwiſchen Geld und Dürftigkeit immer leicht ſchlieſſen — verſchiedene junge Creolinnen an Hof gebracht, und ſie zu Gräfinnen und Marquiſinnen erhoben hatten. Bald genügten Ehren und Reichthümer den Koloniſten nicht mehr; — ſo iſt der Menſch! Im Bedürfniß ſtrebt er nach dem Nothwendigen, im Wohlſtand nach Ueberfluß; iſt er reich, ſo trachtet er nach Ehren, mit Ehre überhäuft will er Macht. Sobald in Frankreich die Rede von Verbeſſerungen war, ließ St. Domingo ſeine Klagen gegen die Agenten des Mutterlandes laut werden; die Creolen waren zu ſtolz, um ſich fortan vor Gewalten zu beugen, die ſie anfingen als Fremde anzuſehen; ſie trachteten darnach, ſich ſelbſt zu ſchätzen, zu richten, zu verwalten. Die groſſen, in Paris lebenden Pflanzer bildeten eine Geſellſchaft, der Club Maſſiac benannt, der ſeine Einſprüche mit denen der Kolonien verband; in Port au Prince vereinigte ſich eine geheime Comité, und ihr Verkehr mit dem Club Maſſiac bereitete die Begebenheiten vor, welche nachmals das Schickſal von St. Domingo geändert haben.

In Frankreich hatte man mit trunkner Freude die Nationalfarben aufgeſteckt, in den Antillen ergriff man ſie mit einer Wuth des Entzückens; Veränderungen, die man bisher ingeheim erbeten hatte, forderte man nun offenbar. Jeder hoffte bey den neuen Verhältniſſen Gelegenheit, ſich eines Theils der Gewalt zu bemeiſtern. Da die Miliz den franzöſiſchen Nationaltruppen gleichgeſtellt war, erweckte die Hoffnung, Rang und Orden zu erhalten, den allgemeinen Ehrgeiz, man trieb ihn bis zur Lächerlichkeit; jeder Nationaltruppen-Kommandant wollte General-Kommandant ſeyn, und legte ſich dieſen Titel auch bey.

Es gab in St. Domingo ein durch die Vermiſchung europäiſchen und afrikaniſchen Blutes erzeugtes Geſchlecht, welches durch Freyſeyn zur Bürgerklaſſe, durch die Verachtung, welche es in der öffentlichen Meinung brandmarkte, zu den Sklaven gehörte. Unter dieſes rechne man noch reiche Eigenthümer, deren manche auch in Paris lebten. Sobald ihnen die Verkündung der Menſchenrechte zu Ohren kam, ſtrebten ſie nach bürgerlichen Rechten. Dieſe farbige Menſchen von Petit Goave unterzeichneten eine Bittſchrift, nicht um Gleichheit der Rechte zu erbitten, aber nur um einige Verbeſſerung ihres Zuſtandes, nur um die Fähigkeit, einen aus ihrem Mittel in die Provinzial-Verſammlung abſchicken zu dürfen. Sie alle wurden verhaftet. Ihre Bittſchrift war von Herrn Ferrand de Baudières verfaſſt worden, Seneſchal und erſter Magiſtrat des Orts; eine Comité verurtheilte dieſen ehrwürdigen Greis, ohne irgend eine Geſetzesform zu beobachten, zum Tode; ſein Kopf fiel unter dem Henkerbeil, ſein Leichnam ward grauſam gemißhandelt und ſein Kopf auf einer Pike umhergetragen.

Schon damals ſchmeichelte ſich eine fremde Regierung mit der Hoffnung, welche ſie auf Frankreichs Trübſale begründete. Sie bemächtigte ſich der Rache der farbigen Menſchen. Vincent Oger, ein reicher Metzgerſohn vom Cap François, war einer der Kommiſſäre, den dieſe Klaſſe nach Frankreich geſchickt hatte. Nach den vergeblichen Verſuchen, den Genuß bürgerlicher Rechte für ſie zu erlangen, beſchloß er nach St. Domingo zurückzukehren und ſie mit Gewalt zu erobern. Zuerſt ging er nach London; er erhielt dort Geld und Wechſelbriefe auf die vereinigten Staaten, um dort Kriegsvorräthe und Waffen zu kaufen. Menſchen, die nur den Handel kennen, verkaufen mit Gleichmuth Nahrungsmittel und Gift. Vincent Oger landete heimlich in St. Domingo und erſchien bald an der Spitze von dreyhundert Partengängern, um die Vollziehung des Dekrets vom 28. März 1790 zu fordern, welches allen freyen Menſchen ohne Anſehn der Farbe, ſobald ſie eine Abgabe entrichteten, die Ausübung bürgerlicher Rechte zutheilte. Dieſe Forderung empörte den Stolz der Weiſſen; man ſtürzte ſich Oger entgegen, ſeine Gefährten wurden als Empörer behandelt, geſchlagen, von Poſten zu Poſten verfolgt, bis ſie auseinander gingen; Oger und ſein Lieutenant Chavannes flohen in das ſpaniſche Gebiet, wurden aber eingefordert, und der Nord-Verſammlung ausgeliefert, welche ſie verurtheilte auf der Schandbühne lebendig gerädert zu werden, und bis zum letzten Athemzug daſelbſt ausgeſetzt zu verharren. Nachmals erſt wurden ihnen

Digitized by Google

die Köpfe abgelöſt und auf Pfähle geſpießt — ja was noch ſchrecklicher war; die Provinzial-Verſammlung wohnte insgeſammt dieſer ſchaudervollen Hinrichtung bey. Dieſe kalte Barbarey wandte alles Mitleid den Verurtheilten zu; ſie wurden als Freyheits-Märtyrer betrachtet, die Hinrichtung Ogees und ſeiner Gefährten, ſagt General la Croix, ſchied auf immer die Klaſſe der Farbigen von den Creolen, obſchon die Natur ſie noch verſchwägert hielt, und ihre Vortheile als Landeseigenthümer gemeinſchaftlich waren. Haß und Rache hatten dieſe Bande nun auf ewig zerriſſen.

Die farbigen Menſchen waren zu ſchwach, ſich zu rächen, ſie verſtellten ſich und haßten. Allein die Wirkung ihres Haſſes zeigte ſich in den Empörungen der Sklaven. Da ſie, dieſe Farbigen, zwiſchen dem Stolz der Weiſſen und dem Mißtrauen der Schwarzen mitten inne ſtanden, ſchlugen ſie ſich auf die Seite, von woher ſie den wenigſten Widerwillen zu überwinden haben konnten.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom April 1819.

(Beſchluß.)

Im ſechsten Jahr youan-ho (811), im dritten Monat, am Tag wou-ſiu, zwiſchen drey und fünf Uhr Nachmittags, bey bedecktem Himmel und kalter Luft, fiel eine Feuerkugel, ſo groß wie ein hou (ein Maß, das zehn Scheffel hält) zwiſchen Yan und Yun zur Erde. Ein donnerähnliches Getöſe ward viele Meilen weit gehört: die Faſanen flogen laut aufſchreyend davon. Ueber der Stelle, wo die Kugel niederfiel, blieb ein röthlicher Dunſt zurück, der ſchlangenförmig gewunden, die Länge eines tchang (ungefähr 3-, 8) hatte, bis gegen Abend andauerte und alsdann verſchwand. — Im zwölften Jahr (817), im neunten Monat, am Tage Ki-Kai, um drey oder vier Uhr nach Mitternacht, ward in Mitte des Himmels eine Sternſchnuppe ſichtbar; ihr Kopf glich einem Eimer und ihr Schwanz einer Barke von zweyhundert Hou an Gehalt; ſie war über zehn tchang (33 Meter) lang, und verurſachte ein Getöſe, gleich einem Schwarm fortfliegender Enten; das Licht, welches ſie verbreitete, glich dem Fackelſchein der Illuminationen. Sie zog in weſtlicher Richtung unter dem Monde weg, als plötzlich ein heftiger Knall, und im Augenblick, wo die Kugel zur Erde fiel, ein Gepraſſel, dreymal ſo ſtark wie das eines einſtürzenden Hauſes, gehört ward. Obgleich nicht allezeit Meteorſteine im Gefolge der Feuerkugeln erwähnt werden, ſo iſt doch wahrſcheinlich, daß beyde aus gleichen Urſachen entſtehen, und die Chineſen haben alſo auch mit gutem Grund beyde Erſcheinungen in eine Klaſſe zuſammengeordnet.

Im zweyten Jahr thian-yeou (905), im dritten Monat, am Tage i-tcheou, gegen Mitternacht, erſchien ein anſehnlicher Stern mitten am Firmament; er war fünf Scheffel groß, ſenkte ſich gegen Nord-Weſten hin ungefähr in der Länge von zehn tchang, und blieb alsdann ſtehen. Ueber ihm befanden ſich eine Menge kleiner Sterne, die gleichſam eine rothe oder orangengelbe Farbe bildeten, die auf wenigſtens fünf tchang Länge ſich ſchlangenförmig ausdehnte. Alle dieſe kleinen Sterne bewegten ſich in ſüd-öſtlicher Richtung, fielen dann wie ein Regen nieder, und bald nachher erlöſchte die Kugel. Mitten am Himmel blieb ein weißblauer, etwas ins Grünlichte ſpielender Dampf zurück, der nach und nach erlöſchte und verſchwand.

In den Jahren Wan-li der Dynaſtie der Ming (im Jahr 1516), im zwölften Monat, am fünf und zwanzigſten Tag, war in Chun-khing-fou, in der Provinz Ser-tchhouan, die Luft windſtill und der Himmel wolkenlos; plötzlich hörte man Donnergetöſe, und es fielen ſechs kugelförmige Steine zur Erde, deren einer acht, der andere funfzehn und ein dritter ſiebzehn Pfund an Gewicht hatte; die kleinern wogen ein Pfund und der kleinſte nur zehn Unzen.

Unter der Regierung von Wen-tſoung, dem König von Corea, die mit dem zweyten Jahr thyan-yeou (905) zuſammentrifft, fielen in Hoang-lie Meteorſteine, unter einem donnerähnlichen Getöſe nieder. Die Ortsbeamten ſandten die Steine nach Hof, und der Ceremonienmeiſter, welcher ſie dem König überreichte, ſagte in ſeinem unterthänigen Vortrage: Schon zur Zeit der Thſin ſeyen Steine vom Himmel gefallen; die gleiche Erſcheinung ſey dann ſpäter auch von Zeit zu Zeit, unter den Dynaſtien der Tſin und der Thang beobachtet worden, ſo daß dieſelbe in der That nicht als etwas Außerordentliches oder Erſtaunliches könne angeſehen werden, und daß ſie ſuraus nicht für ein Glück oder Unglück verkündendes Wunder dürfe gehalten werden. So vernünftig ward die Sache freylich nicht von Allen, die darüber geſchrieben haben, angeſehen, und wir wollen noch kürzlich einiger Mährchen gedenken, zu denen die Meteorſteine Veranlaſſung gaben.

Donneräxte, Beile, Glättſteine, Hammer, Stempel, Gabeln, Ringe, Perlen des Donners, oder eigentlich des Donnergottes, nennt man gewiſſe ſchwärzlichte oder violette Steine, die, wie man glaubt, mit dem Donner niederfallen, und deren Geſtalt mit den Gegenſtänden einige Aehnlichkeit hat, von denen jene Namen entlehnt ſind. Die Hammer wiegen mitunter mehrere Pfunde. Es finden ſich Stempel, die einen tchhi oder chineſiſchen Fuß lang ſind. Alle dieſe Stücke haben ein eiſen- oder ſtahlartiges Ausſehen. Man meldet davon wunderbare Dinge, die indeß auch der chineſiſche Schriftſteller, der ſie geſammelt hat, als lächerliche Mährchen behandelt. Die Erklärung, welche er hernach ſelbſt davon gibt, iſt freylich von nicht beſſerem Gehalte, da ſie auf irrigen Wahnbegriffen der chineſiſchen Naturlehre beruht. Die vernünftigſte ſeiner Behauptung iſt dieſe, daß die vorgeblichen Werkzeuge des Donnergottes ihrer Natur nach mit den Meteorſteinen (étoiles tombantes) übereinſtimmen; wogegen er alsdann aber zu weit geht, wenn er lehrt, die einen und andern ſeyen ähnliche und verwandte Erſcheinungen mit den Gold-, Korn-, Reis-, Haar- und Blutregen, deren die Zeitbücher gedenken. In der Geſchichte von Japan wird erzählt: im ſechsten Jahr, ſio-wa, der Regierung von Nin-Mio Ten-O (839), ſey am neun und zwanzigſten Tag des achten Monats in einer Gegend weſtlich der Stadt Thiantchhouan, welche von Steinen überall entblößt war, zehn Tage lang ein mit Donner begleiteter Regen gefallen.

nach deſſen Aufhören Steine zur Erde lagen, die Beilen und Pfeilſpitzen gleichſahen, und theils weiß, theils röthlich von Farbe waren. Aehnliche Beobachtungen wurden in zwey andern japaneſiſchen Städten und zwar drey Jahre nacheinander wiederholt gemacht; es geſchah dieß unter der Regierung von Konoko-Ten-O, in den Jahren Nenwa, das will ſagen in 885, 886 und 887.

Der japaneſiſche Schriftſteller, dem dieſe Angaben enthoben werden, behauptet, das Niederfallen der Donnerſteine komme ungleich öfterer in nördlichen Ländern vor, und ſey in Japan hingegen viel ſeltener; als Beweis hiefür erzählt er die Geſchichte eines der furchtbarſten Gewitter, das am zwanzigſten Tag des ſechsten Monats im Jahr 1710 über der Hauptſtadt ſich entleerte. Der Bliß ſchlug an ſehr vielen Orten ein, mehrere hundert Häuſer wurden zerſtört, und doch fand man nachher nicht einen einzigen jener Donnerkeile, oder andere Waffen des Donnergottes. Der Beweis iſt, wie man ſieht, ſehr übel gewählt, und er beweiſt gar nichts; hingegen bleibt es allerdings ſehr wahrſcheinlich, daß die Bruchſtücke mineraliſcher Subſtanzen, welchen die Unwiſſenheit jene lächerlichen Namen gab, den Angaben der glaubwürdigſten Schriftſteller gemäß, Aerolithen ſind, wo alsdann der Donner, von dem man ſie herleitet, eben jenes Getöſe iſt, welches beynahe immer das Zerplatzen der Feuerkugeln und den Niederſchlag der Meteorſteine begleitet. Eine andere wichtigere Folgerung, die ſich aus den Berichten der chineſiſchen und japaneſiſchen Schriftſteller ergibt, iſt dieſe, daß weit in den meiſten Fällen der lieou-ſing oder die Feuerkugel, welche die Meteorſteine liefert, vor ihrem Niederſchlag bemerkt ward, und die unmittelbare Urſache deſſelben geweſen zu ſeyn ſcheint. Dieſe Beobachtung trifft mit der Meinung der ſachkundigſten Männer überein; da ſie jedoch hinwieder auch bezweifelt worden iſt, ſo mag das bekräftigende Zeugniß der Chineſen immerhin noch einigermaßen beachtenswerth ſeyn. *)

*) In Thomſons phyſikaliſcher Zeitſchrift (April 1819) wird folgende merkwürdige Stelle über den atmoſphäriſchen Urſprung der Aerolithen, aus Glaubers Opus minerale (Amſterdam 1652), in Erinnerung gebracht: Neque hoc in terra solum metallica generationis aptissime, sed et in aere in densis nubibus idem moliuntur; siquidem non infrequenter videmus, non modo exilia animalcula, bruchos, eruces, ranas aliaque insecta, istic locorum concepta et exclusa, confertim cum pluviis descendisse, sed et fide dignis testimoniis constat, plusquam centenarios lapides, ferri etiam massas conglomeratarum guttarum specie, egregie malleabilis ex aere decidisse. Uti et varii cometæ, aliæque igneæ substantiæ in aere coacti accenduntur, materia absumpta emoriuntur, instar arsenicalis fumi delapsæ terram cum suis fœtibus inficiunt, unde multorum lethalium morborum seges felicissima pullulat. Ipsum etiam fulmen et fulgur nil est aliud quam subtile nitrum accensum, quemadmodum et cum fragore cadentes lapides in aere procreantur.

Ankündigung.

Nachricht einer Reiſe in die Levante im Jahr 1817 und 1818, von dem Grafen von Forbin, General-Direkter der königlichen Muſeen in Frankreich. (Voyage dans le Levant en 1817 et 1818 par Mr. le Comte de Forbin.)

Eine Menge Reiſende und einige ausgezeichnete Gelehrte haben die berühmten Oerter, an welchen Graf Forbin nur flüchtig vorüber eilte, mit gewiſſenhafter Genauigkeit beſucht und beſchrieben, allein bey ihren reichhaltigen, außerdem ſo vollſtändigen Arbeiten fehlen Abbildungen der Denkmale, Trachten und beſonders der Gegenden, welche die Einbildungskraft des Leſers anfeuern oder beſtimmen ſollten. Graf Forbin reiſte als Künſtler, er ſchrieb ſeine Bemerkungen auf dem Rand ſeiner Zeichnungen nieder; ſind ſie bey der Abfaſſung des Werks, was er jetzt dem Publikum darlegt, erweitert worden, ſo geſchah es, weil die noch lebendige Erinnerung, die noch fortdauernden Eindrücke ihn drängten, dieſe dem Leſer mitzutheilen. Er rechnet nicht darauf, zu unterrichten; er wünſcht Theilnahme einzuflößen, wünſcht ſich dem Leſer bey ſeiner Reiſe gleichſam zuzugeſellen. Da ihn der Tod des Herrn Cochereau und der unglückliche Zufall, der Herrn Huyot traf, während ſeiner Reiſe ganz auf ſeine eigne Hülfsmittel beſchränkte, hat er oft den Beyſtand dieſer beyden geſchickten Künſtler entbehrt; ſie hätten ihm Mittel zu mehrerer Ausführlichkeit und die Ausmeſſung einiger Gebäude verſchafft, von welchen der Graf nur den allgemeinen Anblick gibt.

Wir treten in keine genaue Herzählung der in dem zu erwartenden Werk enthaltenen Gegenſtände ein. Es kann als eine Vervollſtändigung der früher erſchienenen, zu denen ein Atlas fehlt, angeſehen werden. Wir wollen nur die Namen einiger der wichtigſten Orte und Denkmale angeben. Eine Anſicht von Milo nebſt einem Riß der Nachgrabungen nach den Gräbern der alten Stadt; zwey Anſichten von Athen; zwey von Conſtantinopel; eine von Epheſus, drey von St. Jean d'Acre; eine von den Ruinen von Ceſarea; eine von Jaffa; eine von Ronna; eine von Jeremia und dem Thal Therebinte, dreyzehn von Jeruſalem, von denen zwey Generalanſichten; eine das Innere des heiligen Grabes vorſtellend, nebſt einem genauen Riß der Kirche; zwey von Bethlehem, wovon die eine das Innere der Kirche; eine vom todten Meer; zwei von den Ruinen von Askalon; drey von Gaza; eine von Damiette; eine General-Anſicht der Pyramiden; der Riß der neu entdeckten Oeffnung der zweyten Pyramide; zwey der Moſcheen und Gräber von Cairo; acht von Theben, von denen zwey ſehr große; zwey von Siut; zwey von Alexandrien; eine, welche den Paſcha von Egypten in dem Augenblick der Metzeley der empörten Mamelucken vorſtelle; der Tanz der Almen von Benisoueſ; ein arabiſches Konzert; eine Raſt der Araber am Nilufer; Kleidertracht der Chriſten in Bethlehem; Kleidung der Frauen von Santorin. Dieſe Darſtellungen, alle geſtochen oder lithographiert, ſind von Künſtlern verfertigt, unter denen ſich folgende Namen befinden: Baltard, Bidauld, Bourgeois, Bouton, Caſtellan, Daguerre, Deburourt, Dejeunes, Fragonard, Granger, Herſedt, Iſabey, Lecomte, Légros, Leſueur, Thiénon, Carl und Horace Vernet, Mlle. Bouteiller.

Herr Engelmann, der mit dem Steindruck beauftragt iſt, wird ihm mit Sorgfalt und Eifer obliegen, und ſeine Anſtalt dadurch zu empfehlen wiſſen.

Digitized by Google

Nro. 29.

Literatur-Blatt.

1819.

Staats-Wiſſenſchaft.

Neueſte Behandlung eines Preußiſchen Staatsbeamten. Eine mit Aktenſtücken belegte Selbſtbiographie von Grävel, K. P. Regierungsrathe. 2 Bände. Leipzig in der Gräff'ſchen Buchhandlung 1818. 290, CXXXII und 139 S. gr. 8.

Ein in ſeiner Entſtehung, Tendenz und Ausführung gar wunderliches Buch; doch für das Publikum der juriſtiſchen Staatsdiener ſehr intereſſant. Der Verfaſſer, ſeit 1816 Regierungsrath in Merſeburg, durch mehrere wiſſenſchaftliche Schriften und am meiſten durch den philoſophiſchen Verſuch „der Menſch" (b. Maurer 1815) bekannt, gerieth mit dem Präſidenten dieſes Collegium in Spannung über die Gränzen des Präſidialbefugniſſes und den Begriff von Collegialität. Die Veranlaſſung zum Ausbruche des Mißverhältniſſes war die kleinlichſte von der Welt: über die Frage, ob an einem Platze, wohin der Präſident aus ſeinen Fenſtern ſehen konnte, am Sonntage die Fiſcher ausladen durften, war der Präſident für, und Herr G. wider die Unverletzlichkeit der Sabbathsfeyer. Mancherley nährte den Zwieſpalt, das Präſidium erſtattete einſeitig gegen den widerſpenſtigen Rath Bericht an die Miniſter des Innern und der Finanzen, und ohne daß der Beſchuldigte mit einer Verantwortung gehört worden wäre, erfolgte ein Reſcript, welches ihn in eine Strafe von 25 Thlr. nahm, und zugleich die muthmaßliche Animoſität des Berichtes wieder auszuathmen zu wollen ſchien. Es bezüchtigte unter andern Herrn G. der Ungeſchliffenheit der Sitten, und einer Neigung zur Eigenmacht. Dieſes herabſetzende Urtheil über ſeinen Charakter (über Sitten und Gemüthsart), auf dem Wege einer geſchäftlichen Oeffentlichkeit ausgeſprochen, ſchien dem philoſophiſchen Rechtsgelehrten eine unrechtmäßige Ausdehnung der disciplinariſchen Miniſterialgewalt. Er hielt es für Beleidigung ſeiner Ehre, deren Reizbarkeit ſein früherer, freywilliger Militärdienſt geſchärft haben mochte, und reichte gegen die beyden Miniſter eine Injurienklage bey dem Kammergericht ein. Dieſes verweigerte die Verfügung darauf. Der Recurs an die Staatskanzley brachte, von ruhig und discret gefaßten, ſpeciöſen Gründen unterſtützt, denſelben abfälligen Beſcheid, und das Kabinet beſtätigte ihn. Herr G., auf ſolcherley Lauf der Dinge nicht unvorbereitet, ließ inzwiſchen den erſten Band gegenwärtiger Schrift drucken, welcher eine, zuweilen etwas ruhmredige Beſchreibung ſeines Dienſtlebens, und einen Abdruck aller der Aktenſtücke enthält, welche ſein Mißverhältniß mit dem Präſidenten und deſſen ebenberührte Folgen betreffen.

Ehe dieſer erſte Band noch in den Buchhandel kam, warf ſich eine Vermittelung auf. Herr G. war ruhig genug geworden, von der beleidigten Ehre zu abſtrahiren, nur ſchien ihm um der Zukunft willen nöthig, daß der Mangel des Rechtes zu ſolcher Behandlung der Staatsdiener anerkannt würde. Er gab das zu erkennen, und indem er Exemplare des erſten Bandes höheren und höchſten Orts einreichte, erbot er ſich unter Vorausſetzung jenes Anerkenntniſſes, und — einer Vereinigung mit der Verlagshandlung ohne ſein Zuthun, die Herausgabe des Buchs zu unterlaſſen. Die Staatskanzley, ſo erzählt Herr G. Bd. 2. S. IX., betrachtete dieſe Herausgabe als Attentat eines Verbrechens, und ließ ihm die Wahl, deſſen Vergebung durch freywillige Unterdrückung der Schrift zu erlangen, oder ſich dem anzuordnenden Unterſuchungsproceſſe zu unterwerfen. Er wählte das Letzte, der erſte Band erſchien, der Verf. wurde vom Amte ſuſpendirt, die Unterſuchung eingeleitet, und ſein Recurs dagegen an das Kabinet abfällig beantwortet. Ihren Ausgang meldet der zweyte Band noch nicht. Er enthält außer der Fortſetzung der betreffenden Aktenſtücke ſieben wiſſenſchaftliche Abhandlungen, die näher oder entfernter auf den Fall ſelbſt Bezug haben. Sie ſind ſehr leſenswerth, beſonders die 6te und 7te vom Umfange der Disciplinargewalt, und von der Juſtiz über Amtsführung.

Das Publikum macht ſonach in dem Verfaſſer, ſelbſt von der literariſchen Seite ganz abgeſehen, eine höchſt intereſſante Bekanntſchaft. Er iſt nach S. 131 B. 2. Familienvater und ohne Vermögen. Der Muth, womit er gegen die Macht um dasjenige kämpft, was er für Recht hält, wär er auch urſprünglich nur aus verletztem, egoiſtiſchen Ehrtriebe entſprungen, verdient Hochachtung. Soll die Kritik ihm dieſen Muth ſchmälern durch eine Beleuchtung aus dem Geſichtspunkte der praktiſchen Staatswiſſenſchaft? Sie muß. Es iſt in einer Zeit, die für Staatsideen ſchwärmt, und bey einem Buche, welches unter jungen, unerfahrnen Candidaten des juriſtiſchen Staatsdienſtes leicht den Nachahmungstrieb wecken kann, doppelt ihres Amts, den Weg des Herrn G. aus dem Geſichtspunkte der praktiſchen Weisheit zu prüfen, welche von der egoiſtiſchen Klugheit ſehr verſchieden iſt.

Herr G. iſt, um mit Einem Wort' es auszuſprechen, in ſeinen Anſichten vom Staatsdienſt ein Idealiſt. Nicht das, was iſt, ſondern das, was ſeyn ſollte, wenn es ſeyn könnte, gilt ihm für wahr. Er fordert von ſeinem Staate Freyheit und Recht in einem Umfange und in einer Schärfe, in welcher er ſie zu gewähren nicht eingerichtet iſt. Freylich ſollte kein Miniſter auf den einſeitigen Bericht eines Präſidenten ungehört einen Rath beſtrafen, nicht einmal mit einem Verweiſe, und am wenigſten mit nachtheiligen Aeußerungen über perſönliche Eigenſchaften des Angeſchwärzten. Aber wenn er es nun thut; iſt in einem ſolchen Falle wohl eine Injurienklage zweckmäßig in einem militäriſch-monarchiſchen Staate, wo keine Conſtitution den Miniſter für Amtshandlungen einem Gerichtshofe verantwortlich macht? wo ſelbſt die Frage, ob die Schran-

Digitized by Google

ken der amtlichen Befugniß überſchritten worden, ſchwerlich eine Beleidigung finden kann, außer in der individuellen Anſicht des alleinherrſchenden Staatshauptes? Ref. ſelbſt kann ſich nicht überzeugen, daß der Vorwurf von Ungeſchliffenheit und von Neigung zur Eigenmacht die Ehre des Vs, im Sinne des Privatrechtes, wirklich verletzt habe. Geſchliffenheit der Sitten und Unabhängigkeit der Seele von egoiſtiſchen Trieben ſind Vorzüge, Vollkommenheiten, neben deren Mangel der Rechtsbegriff der Ehre ſehr wohl beſtehen kann. Die Gegner des Herrn G. haben eine ſchöne Gelegenheit vorbey gelaſſen, ihm ohne Gefahr für die Autorität ihre Ueberlegenheit beſonders in der letztgenannten Tugend zu beweiſen. Sie hätten ſich ohne Beſorgniß, den Proceß zu verlieren, dem Ausſpruch des Kammergerichtes freywillig unterwerfen können. Aber es giebt dießfalls keinen Rechtsanſpruch an ſie, und der Conſequenz halber hätte das von der Staatskanzley und vom Monarchen ſelbſt gar leicht gemißbilliget werden können.

Doch die Frage iſt jetzt nicht mehr von jenem Injurienproceſſe, ſondern von der Unterſuchung, die wegen der Herausgabe des vorliegenden Buches gegen den Vf. verhangen worden iſt. Hier iſt ein förmlicher Richterſpruch mit rechtswiſſenſchaftlichen Entſcheidungsgründen zu erwarten, und dieſer kann nicht anders, als intereſſant für Gelehrte vom Fach ſeyn, zumal jetzt, wo die dunkle Lehre von den Vergehen der Preſſe ſo viel Köpfe beſchäftiget. Daß Herr G., wie man zu ſagen pflegt, in irgend einem Punkte ſitzen bleiben werde, iſt wohl vorauszuſehen. Es wäre ein Wunder, wenn in einem ſo dicken Buche, vom Autor in eigner Rechtsangelegenheit geſchrieben, nicht irgend etwas vorkommen ſollte, welches ihn ſachfällig machte, wär es nur eine Verletzung der Amtsverſchwiegenheit, da, wo ſie an dem Rechte der öffentlichen Selbſtvertheidigung ihre Schranke findet. Aber dadurch wird die Herausgabe der ganzen Schrift noch kein Preßvergehen überhaupt, und der Gerichtshof hat Gelegenheit, die feinſte Unterſcheidungsgabe zu beurkunden. Mög' er das Publikum mit einem beſſeren Werke erfreuen, als in der berüchtigten Kotzebueiſchen Publizitätsſache die Schöppen der berühmten Univerſität Leipzig, deren Urtheil die Fakultät einer andern als wiſſenſchaftlich nichtig darlegte.

Man findet übrigens im Buche mancherley Curiosa. Dahin gehört B. 1 S. 251 der Brief einer Miniſterialexcellenz, deren Namen Herr G. diſcret verſchweigt, und ſeine Antwort darauf. Herr G. hatte dieſem Miniſter im Jahr 1808 ſeinen Neuplatoniſchen Staat überreicht, und der Brief, den er darauf erhielt, iſt eine Strafepiſtel der abgeſchmackteſten Art. und zeugt ſo ſtark von Beſchränktheit, daß man verſucht wird, ihn für erdichtet zu halten. Im zweyten B. S. 56 erzählt der Vf., daß Herr von Kircheiſen (jetzt Juſtizminiſter) ihn nie leiden können, weil er ihn irriger Weiſe für ein Genie gehalten, und daß er ihm dieſen Vorwurf in's Angeſicht gemacht habe. Wem fallen hier nicht die Worte Schillers (Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen 6.) ein: „Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchließen wird, (und wer kann ihm unrecht geben?) ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea, als mit einer Venus Urania zu theilen." Seltſam genug, daß man in den Ultra-Monarchieen noch nicht auf den Einfall gekommen iſt, Genie-Häuſer zu bauen, wie man Narren-Häuſer hat.

Franzöſiſche Literatur.

Urſprung und Fortſchritte der franzöſiſchen Geſetzgebung oder Geſchichte des öffentlichen und Privatrechts in Frankreich von dem Beginnen der Monarchie, die Revolutions-Zeit mit eingeſchloſſen. Von Hrn. Bernardi, Mitglied der Acad. des Inscription et belles lettres. (de l'origine et progrès de la législation françoise ou histoire u. ſ. w.)

Hrn. Bernardi hatte weniger die Abſicht, eine Geſchichte der Geſetzgebung zu ſchreiben, als in einem ziemlich engen Rahmen das Gemählde der verſchiednen Zeiträume und Thatſachen darzuſtellen, an welche die urſprünglichen Inſtitutionen der Monarchie geknüpft ſind, und die Verbeſſerungen, die ſie enthielten. Dem zu Folge macht er einen kurzen Abriß von der Geſetzgebung der Gallier, ihres Zuſtandes unter den Römern, der Eroberung unter den Franken, deren wichtigen Folgen, der Vermiſchung der Geſetze der Barbaren mit dem römiſchen Recht, den Urſprung des Kirchenrechts, und die Urſachen, welche zur Verbreitung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit beytrugen, bis zum Ende der erſten Dynaſtie. Nun geht er chronologiſch weiter: wie unter der zweyten Dynaſtie, die Geſetze Karls des Großen in Hauptſtücke eingetheilt wurden, was ihnen den Namen: Capitularien, gab; die Errichtung von Schulen bey den Hauptkirchen, den Einfluß der Kloſtereinrichtungen. In dieſer Zeit bildete ſich die päbſtliche Macht, einerſeits auf die unvorſichtigen Schenkungen der Fürſten, anderſeits auf die falſchen Dekretalen gegründet. Weiter kommt der Vf. auf die Wiederauflebung des römiſchen Rechts, welche zu unerwartet ſchnellen Fortſchritten der Ideenentwickelung verhalf. Von dieſer Epoche ſchreibt ſich auch der Urſprung der franz. Geſetzgebung her. Seit der Begründung der Monarchie war ſie ſchwankend geweſen; der Beſtimmtheit des römiſchen Rechtes gelang es unter Ludwig IX. die Gerichtsgebräuche der nordiſchen Völker zu verdrängen.

Darauf zeigt uns der Verf. wie die Geiſtlichkeit, um der Anarchie zu entgehen, die ſeit dem Einbruch der Barbaren Europa verheerte, ſich zu einem eignen, faſt unabhängigen Staat ausgebildet hatte, von dem der Papſt das Oberhaupt war; wie das Kirchenregiment (Hierarchie) ſich entwickelt, wie die geiſtliche Gerichtsbarkeit, welche nach römiſchen hie und da berichtigten Rechten urtheilte, ſich auf Koſten der bürgerlichen Gerichtshöfe ausdehnten, weil das Volk lieber da wo das Recht gehört wurde, ſich richten ließ, als es ſich den Gottesurtheilen in Schuldproben und Zweykämpfen unterwarf.

Ludwig IX. und ſeiner Nachfolger Geſchicklichkeit, wußten ſich derſelben Mittel, die man angewendet hatte, um das königliche Anſehn zu beſchränken, zu ſeiner Vergrößrung zu bedienen. Die Clercs (Schreiber) welche ſie in den königl. Gerichtshöfen anſtellten, führten die geiſtlichen Gerichts-Formen daſelbſt ein. Die barbariſchen Gebräuche verloren ſich nach und nach; die großen Gerichts-Corporationen, die Organe und Aufbewahrer der Geſetze,

Digitized by Google

entſtanden und überwältigten nach und nach, durch unermüdliches Bemühen, alle das Königthum beeinträchtigend Gewalten und gaben dem Thron den Glanz, deſſen er bis zu unſern Tagen genoſſen hat. Auf dieſem Weg gelangt Hr. Bernardi bis zum achtzehnten Jahrhundert, welches durch eine allgemeine Umwälzung die Arbeit der vergangnen Jahrhunderte zerſtören ſah. Der Verf. zeigt eine unverkennbare Vorliebe für die alte Geſetzgebung Frankreichs, doch iſt er weit entfernt ihre Gebrechen zu vertheidigen. Er iſt ein gründlicher Rechtsgelehrter, aber kein Freund der Revolution.

Memoires pour servir à l'histoire de la Revolution de Saint Domingue par M. le Lieutenant-Général Baron Pamphile de la Croix. (Denkſchrift als Beytrag zur Geſchichte der Revolution von Saint Domingo, 2 Bände. 8. Nebſt einer neuen Charte der Inſel und einem topographiſchen Riß der Stadt Crête à Pierrot.)

(Beſchluß.)

Zweyhundert Colonial-Deputirte, welche in St. Marc verſammelt waren, weigerten mit gleichem Hochmuth Frankreich das Recht, St. Domingo Geſetze geben zu können, und den Farbigen, obſchon ſie frey waren, den Genuß bürgerlicher Rechte zuzugeſtehn. Das Betragen dieſer Verſammlung war ſo gewaltthätig, daß es die verderbliche Kriſis für St. Domingo beförderte. Die vornehmſten, geſetzlich conſtituirten Gewalten, ſahen nicht ohne Eiferſucht dieſe neue Machthaber: ſie geſtatteten die Anforderungen der Farbigen und ſuchten ſich durch Schmeicheln und neue Eidesleiſtungen der Treue der Truppen zu verſichern.

Die Verſammlung von St. Marc hatte der Regierung Verſöhnungs-Commiſſaire geſchickt; man befahl ihnen, binnen vierundzwanzig Stunden die Capſtadt zu verlaſſen. Die Farben waren in Zwieſpalt, die Städte eben ſo; die feindſelig gewordnen Gewalten griffen ſich ſchonungslos an und ſuchten ſich, ohne zu bedenken, daß ſie die Anarchie herbeyzögen, zu vernichten; allein die Verblendung war ſo groß, daß man hoffte, ſelbſt durch dieſe Anarchie zu ſiegen. — Doch ſind denn nicht bey uns ebenfalls ähnliche Verbrechen und Unglücksfälle die Frucht ähnlicher Leidenſchaften und ähnlicher Irrthümer geweſen? —

Drohende Gerüchte, welche dem Sturm vorhergehen, verbreiteten ſich im Norden der Kolonie. Man ſprach von nichts als dunkeln Verſchwörungen, von ſchrecklichem Verrath; bald darauf bildeten ſich Zuſammenrottungen in den Arbeitshäuſern der weſtlichen Gegend: man vervielfältigte die Hinrichtungen — die Henker konnten der blutigen Arbeit nicht mehr genügen. Doch dieſe geſetzliche Morde brachten ihre gewöhnliche Wirkung hervor; die, welchen es an Vorwänden fehlt, erhalten welche, und der Unwille gibt ſtärkeren Seelen die Kraft, welche jeden Angriff zurückſchlägt und lähmt. Das Gefühl gemeinſchaftlicher Gefahr hätte die Weiſſen vereinigen ſollen; ſtatt deſſen ward es die Quelle ihres Zwieſpalts. Die Agenten beſchuldigten die Volksverſammlung, die Sklaven bewaffnet zu haben, und die Volksgeſellſchaften maßen dieſes den Agenten der Regierung bey.

Die empörten Neger zeichneten ſich indeß durch ihre abſcheuliche Grauſamkeiten aus, und die Weiſſen ſtraften in ihrer Wuth ohne Unterſchied den empörten Sklaven und den getreuen, der ſich ſeinem Herrn, Schutz flehend, nahte. Bald fand der Schwarze keine Sicherheit mehr, als im Lager ſeiner Farbe; die Weiſſen verſchonten niemand, und die Inſurgenten erkannten keine Neutralität mehr an.

Wir eilen über alle Begebenheiten hinweg, die ſich vom Jahre 1791 bis zum Tode des General le Clerc ſo ſchnell in St. Domingo gefolgt ſind. Bey den Hinderniſſen, den ganzen Inhalt vorliegenden Werkes zu entwickeln, heben wir das aus, was den Urſprung der Unruhen kenntlich zu machen beyträgt, denn es unterrichtet weniger das Unglück der Menſchen, als die Urſachen, welche es herbeyführten, zu kennen.

Ueberall wo Parteyen herrſchen, ſchmücken ſie ihre Leidenſchaften und ihren Eigennutz mit ehrenwerthen Farben. Die Schwarzen, welche die Wohnplätze verbrannten, nannten ſich „Leute des Königs.“ Die Farbigen hatten ſich aus brennender Rache, die Spanier aus der verächtlichen, kurzſichtigen Politik, welche auf das Unglück benachbarter Staaten ihre Spekulationen gründet, zu Agenten oder Mitſchuldigen der Inſurektion gemacht. Sie verſahen ſie mit den Werkzeugen zu Mord und Brand, und indeß die Nordamerikaner den Schwarzen Flinten und Pulver verkauften, bildete Großbritannien Legionen, um Franzoſen gegen Franzoſen in Kampf zu ſchicken, unterſtützte die Schwarzen und lehrte ſie den Stahl und das Schießgewehr zu noch mehr Verderben zu gebrauchen. Die Flamme breitete ſich nach Anſes à Pitres und Fort Dauphin aus, und verzehrte das letzte Eigenthum der Weiſſen in St. Domingo. Vergeblich ſchickte die Hauptſtadt Commiſſäre; ihre mißkannte Gewalt war ohnmächtig. General Galbaud der 1798 zum Befehlshaber von St. Domingo ernannt wurde, wollte ſich ihrer Obermacht entziehen; er bedrohte ſie, und ſie erklärten ihn der Befehlshaberſtelle verluſtig. Nun verſuchte er ſich mit gewaffneter Hand des Cap Francois zu bemächtigen. Schon hatte er ſich eines Theils der Stadt bemeiſtert; „als — ſo drückt ſich la Croix aus — „wüthende Rachſucht einen fürchterlichen Gedanken gebar; die Feſſeln der Schwarzen werden gebrochen, die „Gefängniſſe geöffnet, alle Arbeiter, alle Sklaven in der „Stadt, mehr als zehntauſend an der Zahl, werden von „den Farbigen bewaffnet, werden aufgehetzt, man verführt ſogar den Anführer der um das Cap gelagerten „Haufen, der ſeine unmenſchlichen Horden in die Stadt „führt. Dürſtend nach Blut und Beute kann die Erde ſie „nicht mehr tragen; ſie ſtoßen ſich Einer den Andern mehr „vorwärts, als ſie fortſchreiten, ihr furchtbares Geſchrey erſtickt den Donner der Kanonen und des Kleingewehrs. „Schaudernd nimmt Galbaud wahr, daß Alles um ihn erblaßt „und zurückweicht; zum Rückzug gezwungen zieht er ſich „gegen den Hafen, wo die Verwirrung ſo groß iſt, daß er ſich „in die See werfen muß, um ſeine Schaluppe zu erreichen. „Ein Moment, und das Meer verſchlingt ganze Haufen, „die ihrer Eile zum Opfer wurden. An mehreren Orten „der Stadt brach zu gleicher Zeit Feuer aus, und vollendete „dieſen grauſenvollen Auftritt. So fielen die Weiſſen durch „die Weiſſen, und der blutige Kampf der Gewalten vollendete den Untergang der Colonie, die ſie zu beſchützen berufen waren.“

Seit dieſer Zeit war St. Domingo fortwährend ein Schauplatz von Mord und Brand. Ein engliſcher Sklav,

der Neger Buckmann warf den erſten Feuerbrand in die Wohnplätze der Weiſſen; Jean François, Jeannot, Biaſſou, die von England beſoldeten Legionen, Touſſaint, Deſſalines, Chriſtophe haben dieſe Verbrechen nachgeahmt, oder übertroffen; es entſtand zwiſchen den Schwarzen, den Farbigen und den Weiſſen ein Wetteifer der Wuth und der Grauſamkeit, ſo daß man ungewiß iſt, wem in dieſer ſcheußlichen Bewerbung der Preis gebühret.

Das Unglück von General Le Clercs Unternehmen iſt allgemein bekannt; von 35000 Mann, die mit ihm in St. Domingo landeten, ſanken 25000 vor ihm in das Grab; gegen 7500 lagen in den Hoſpitälern, bey ſeinem Tod blieben noch gegen 2200 Streiter. 20000 Mann die ſpäter geſchickt wurden, die Matroſen der königlichen (?) See- und Handelsmacht, die bürgerlichen und Kriegsbeamte, die den Colonien zuſtrömenden Glücksjäger und mehr als 3000 Coloniſten theilten dieſes Schickſal. Rechnen wir zu dieſer furchtbaren Herzählung 9000 Farbige und Schwarze, welche Krieg und Elend verzehrten, und 4000 gerichtlich Geopferte, ſo finden ſich 65000 Menſchen, die in St. Domingo während vierunddreyßig Monate, nämlich ſeit Le Clercs Ausſchiffung, bis zu dem Augenblick gewaltſam umkamen, wo die Engländer. mit den Schwarzen verbündet, die Trümmer der franzöſiſchen Armee zwangen, die Colonie zu räumen, um auf franzöſiſchem Boden ihren letzten Odem zu verhauchen.

Nach dem Abzug der franzöſiſchen Truppen bemächtigte ſich Deſſalines der Obermacht; er nahm den Titel eines Gouvernements an, der jedoch bald abgeändert ward. Die Politik unſerer Feinde gefiel ſich darin, die Vorgänge in Frankreich zu parodiren. Der Kapuziner Brelle, ein Miſſionär aus dem nördlichen Theil der Inſel, goß das heilige Oehl auf das Haupt des blutdürſtigſten Schwarzen; er ſalbte und krönte den achten Oktober 1804 Deſſalines unter dem Namen Jakob I. zum König von Haiti. Deſſalines, der anfangs durch verrätheriſche Zuſicherungen die Weiſſen unter ſeinem Schutz zu bleiben beredet hatte, ließ bald viele verhaften und mehrere hinrichten. Den acht- undzwanzigſten April 1805 im ſechsten Monat ſeiner Regierung, befahl eine öffentliche Bekanntmachung den allgemeinen Mord aller Weiſſen. Prieſter, Aerzte und einige Handwerker waren allein ausgenommen. So erloſch nach ſechzehn Jahren von Zuckungen und Todeskampf die ganze weiſſe Bevölkerung in St. Domingo. Dieſer Tiger wollte die Farbigen auch ausrotten, aber er fiel in einem Hinterhalt den ſie ihm gelegt hatten. Ein langer, mörderiſcher Kampf zwiſchen Deſſalines, Chriſtophe und Pethion rächte das vergoſſne franzöſiſche Blut durch die Ströme deſſen, was Negern und Farbigen entfloß; endlich ward Pethion von den Einwohnern des Weſten und Süden zum Präſidenten der Republik Haiti ernannt, und Chriſtophe, welcher Herr des Nordens blieb, ließ ſich zum König krönen. Beyde Staaten ſind durch einen, zehn Lieuen breiten Landſtrich getheilt, indem die reichen Ebnen von Boncaſſin und die Mornen *), wodurch ſie hinſtreichen, nun mit dichten Wäldern bedeckt ſind, deren kräftigre Wuchs den Durchgang mit jedem Jahre unmöglicher macht.

Von 40000 Weiſſen und 574000 Schwarzen und Farbigen, aus denen 1789 die Bevölkerung von St. Domingo beſtand, blieben 480000 Schwarze, 20000 Farbige und gegen 1000 Weiſſe übrig. 261000 bewohnen Pethions Republik, 240000 Chriſtophes Königreich.

Der Ertrag der Colonie welcher 1789 auf 460,000.000 Fr. geſchätzt ward; und 1800 unter Touſſaint Louverture noch mehr wie 400,000,000 betrug, iſt auf 100,000.000 herabgeſchmolzen. Die Einkünfte der gegenwärtigen Regierungen betragen 48,000,000, ihre Ausgaben gegen 18,000,000, alſo bleibt jährlich ein Ueberſchuß von 30,000,000 Fr.

Die bewaffnete königl. Macht zählt 23,800 Mann, die der Republik 25,800; allein im Fall eines Angriffs iſt die ganze Bevölkerung die Waffen zu ergreifen ſchuldig, und das Heer jeder dieſer Regierungen zählt dann 100,000 Mann.

Die organiſchen Geſetze des Landeigenthums ſind beſtimmt und ſtrenger im Königthum, als in der Republik. Ein Artikel der Conſtitution vom Jahr 1805 befahl, daß die Städte beym erſten Kanonenſchuß verſchwinden und die ganze Nation ausſterben ſollte. Die in der Regierung ſeitdem ſtattgehabten Veränderungen, haben keine Milderung in dieſem Vertheidigungs-Plan hervor gebracht. In den am Geſtade liegenden Häuſern ſind brennbare Materien aufgehäuft, um ſie bey der Annährung des Feindes in Brand ſtecken zu können. Beyde Regierungen vernachläſſigen die Befeſtigung der Küſten-Städte, ihr Vertheidigungsſyſtem iſt ganz auf die Mornen und das innre Land gegründet. So iſt der jetzige Zuſtand von St. Domingo. Ein Verſuch, wie er vor Kurzen ſo zeitwidrig vorgeſchlagen ward, die alte Herrſchaft und Unterwürfigkeit dort wieder herzuſtellen, wär ein eben ſo unſinniges als grauſamens Unternehmen. Metzeleyen wären ſein einziger Erfolg. Auf dieſer verſchlingenden Erde iſt nun genug Blut, ſind nun genug Thränen gefloſſen — doch ſoll man billiger Entſchädigung entſagen? ſoll man Rechte mißkennen, Unglückliche ohne Schutz und Vorſprache laſſen? Gewiß nicht! Unſer Verfaſſer macht in einem eignen Hauptſtück die weiſeſten Vorſchläge, wie es, ohne den ſchenen Verdacht der Politik zu erregen, möglich ſey, die Vortheile der Gerechtigkeit und Politik zu verbinden.

Noch von einem Mann müſſen wir ſprechen, der von 1794 bis 1802 den erſten Platz in der Revolution ſeines Vaterlandes wie in Le Croix Denkwürdigkeiten, einnahm. Dieſes iſt Touſſaint Louverture, ein Neger, der bis in ſein vierundfunzigſtes Jahr unbekannt lebte, und dann plötzlich wie ein drohender Irrſtern hervortrat. Er vollbrachte ohne Zweifel erſtaunliche Dinge! er konnte ſich für den von Reynal prophezeiten Mann halten, konnte ſich den „größten der Schwarzen" benennen; allein der blutige Schleyer, durch den wir ihn erblicken, ſcheucht unſer Auge hinweg.

Im Anfange des Werks ſagt der Verfaſſer, daß er eifriger, Materialien für die Geſchichte zu ſammeln, als auf dem Felde der Literatur, das ihm immer fremd war, zu glänzen, geweſen ſey. Bey ſo ernſten Gegenſtänden ſind Zierlichkeit und Reinheit des Styls ohne Zweifel nur ein Nebenverdienſt: allein der Styl dieſes Werks wird, einige Flecken ausgenommen, welche in einer neuen Ausgabe leicht verwiſcht werden können den Beyfall Aller erhalten, welche das Studium des Menſchen und der Regierungsformen zu ihrem Augenmerk gemacht haben.

*) Ein Ausdruck, mit welchem in St. Domingo das Hügelland gemeint wird.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1 8 1 9.

Die Leipziger Bücher-Meſſe, Oſtern 1819.

(Erſte Ueberſicht. Das, was Alle angeht).

Das „allgemeine Verzeichniß von der Oſtermeſſe 1819" (Leipzig 371 S. gr. 8) enthält weit über 3000 Artikel, welche zum Verkaufe ausgeboten werden, ſelbſt nach Abzug älterer, die mit neuen Titelblättern verſehen worden ſind, und der in ausländiſchen Sprachen erſchienenen. Viele von den als fertig angekündigten Büchern kommen erſt gegen den Herbſt in den Buchhandel; dagegen ſind auch nicht wenige verzeichnet, welche ſchon lange im Umlaufe geweſen ſind.

Den ſtärkſten Beytrag liefern, wie herkömmlich, das Königreich und die Herzogthümer Sachſen; von ihnen geht der volle dritte Theil des Geſammtbetrages aus, ungefähr 1150 Artikel; Leipzig ſteuert gegen 830, Dresden 42, Meiſſen 15 bey; auf Weimar und Eiſenach kommen 70, auf Jena 40, auf Gotha 37, auf Meiningen 16, auf Coburg und Hildburghauſen 12. — Der Preußiſche Staat liefert etwa 720 Artikel, alſo um mehr als 100 weniger wie Leipzig; darunter erſcheinet beynahe die Hälfte, an 320, in Berlin; von Halle gehen 64, von Breslau 39, von Erfurt 25, von Königsberg 15, von Greifswalde 8, von Bonn 6 Artikel aus; nächſtdem machen ſich Magdeburg, Cölln, Münſter, Elberfeld, Eſſen, Hamm, Quedlinburg u. e. a. durch ihre verhältnißmäßige Fruchtbarkeit bemerklich. — Das K. Baiern liefert über 440 Artikel; davon München 112, Landshut 82, Sulzbach 21; neubaieriſche Städte können wohl die größere Hälfte in Anſpruch nehmen; Nürnberg und Fürth bringen 112, Erlangen 39, Ansbach und Baireuth 17, Bamberg und Würzburg 28, Augsburg 28, u. ſ. w. — Aus dem Oeſtreichiſchen Kaiſerſtaate werden nur 221 Art., demnach an 100 weniger, als Berlin hat, angemeldet; davon erſcheinen 124 in Wien, 60 in Prag, 18 in Peſth. Es iſt allerdings zu vermuthen, daß ein bedeutender Theil der im Oeſtereichiſchen gedruckten Bücher nicht auf den großen Leipziger Büchermarkt gebracht wird; darüber mögen die jetzt angekündigten „hiſtoriſch-kritiſchen Andeutungen über die Litteratur des Oeſtereichiſchen Kaiſerthums 1815 — 1816" (Wien b. Gerold) Aufſchluß zu geben anfangen; was um ſo erwünſchter iſt da der bisher den Wiener Jahrbüchern der Litteratur beygegebene Anhang, Bericht von der öſtrer. Litteratur, nicht fortgeſetzt werden zu ſollen ſcheint.

Das K. Würtemberg hat 139 Artikel; davon erſcheinen 78 in Stuttgart, 29 in Tübingen. — Die freye Stadt Frankfurt a. M. liefert 88; das K. Hannover 77, nämlich die Hauptſtadt 46, Göttingen 27, Lüneburg 4; das H. Braunſchweig 74, die Hauptſtadt 64, Helmſtädt 10. — Aus dem GH. Baden erhalten wir 58; aus Heidelberg 22, aus Freyburg 15, aus Carlsruhe 9 u. ſ. w. — Dem GH. Heſſen gehören 49; davon Gieſſen und Darmſtadt 35, Mainz 14. Heſſen-Caſſel beſchränkt ſich auf 19, welche in Marburg erſcheinen. — Hamburg bringet 47; Roſtock im GH. Mecklenburg 12; Lübeck 7; Bremen dießmal nur 3. — Auf das Herz. Naſſau kommen 11; auf Lemgo im Lippiſchen 9, auf Pyrmont 3.

Die Schweiz bringet 85 Art.; davon Zürich 31; Aran 24; Baſel 12; Bern 6; St. Gallen 5; Winterthur 5; Luzern 2. — Von den deutſch-däniſchen Ländern erhalten wir gegen 50 Art., von Altona allein 35. Kopenhagen bringet über 90. — Aus Frankreich kommen 43; die meiſten, 35, aus Straßburg; 8 aus Paris. Warſchau hat 7, Riga 6, Holland 4.

Der wiſſenſchaftliche Gewinn, welchen die ungeheure Büchermaſſe verheißet, ſcheint auch dieſesmal ungleich geringhaltiger auszufallen, als Viele gewünſcht und gehofft haben mögen. Vorzüglicher Bereicherung dürften ſich Naturkunde und Mathematik, dann Geſchichte und Alterthumswiſſenſchaft zu erfreuen haben. Vieles iſt rein zeitgemäß und die vorwaltenden Beſtrebungen in der deutſchen Welt andeutend; Vieles läßt auf Volksthümlichkeit in der Litteratur ſchließen, und hat in dieſer Beziehung auf ſorgfältige Beachtung gültigen Anſpruch.

Unter den 145 vermiſchten Schriften zählen wir an 20 Allerley, Sammlungen, Auszüge ꝛc., 9 Adreßbücher, 22 Kalender und Taſchenbücher, von welchen Solbrig's „Almanach aller Almanache" (Leipzig bei Franz) d. h. eine Blumenleſe aus ſämmtlichen Taſchenbüchern, das umfaſſendſte iſt, und 16 Flugſchriften über Neuigkeiten des Tages.

Reichlich wird für Unterhaltung durch Anekdoten, witzige Einfälle, ernſte und leichte Spöttereien, vermiſchte Sammlungen u. dergl. geſorgt. Auf den ausgebreitetſten Leſekreis hat Hebel's treffliches „Schatzkäſtlein" 2te Aufl. (bei Cotta) Anſpruch; demnächſt ſind E. T. A. Hoffmann's „Fantaſieſtücke in Calott's Manier" 2te Aufl. in 2 B. (Bamberg bei Kunze) willkommen: und es ſoll uns lieb ſeyn, wenn ſich Rud. v. Fraustadt mit ſeinen „90 Krokodileiern und 7 Nebenblättern" 2 Buch. in ihrer Nachbarſchaft zu behaupten vermag. Die „Witzfunken" 3, 2 dauern fort. Für lateiniſche Spaßfreunde hat F. Gazſik congenies jovialium (Kaſchau bei Wigand) geſammelt. — Ernſter ſind Meuſel's „hiſtor. litt. Unterhaltungen"; die N. A. von Seume Apokryphen, nebſt übrigem litt. Nachlaſſe, mit Anmerkungen von Clodius" (Leipz. bei Hartknoch); und „Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber" B. 1. Im Ganzen gehören in dieſes Fach gegen 50 Bücher und Büchlein. — Unter 26 Schriften, welche Kunſtſtücke, Spiele, Räthſel, Charaden ꝛc. ꝛc. enthalten, ſind 5 Chineſer-Spiele, Müchler's „Taſchenbuch für Kartenſpieler" m. K. (Leipz. bei Köhler) und ein „Maitre de plaisir" (Sondershauſen bei Voigt) bemerkenswerth; der letztere mag durch die Langeweile guter Geſellſchaft in Brunnen- und Bade-Oertern ſein Unterkommen finden.

Digitized by Google

Von 6 encyklopädiſchen Büchern zeichnen wir das „Converſations-Lexikon“, welches ſich immer vervollkommnet, aus; es erſcheint davon die 2te Lieferung der 5ten Auflage in 5 verſchiedenen Ausgaben und der 1ſte Supplementband für Beſitzer der 4ten Aufl.; die däniſche Ueberſetzung deſſelben iſt bis zum 8. B. vorgerückt. Die von Erſch und Gruber beſorgte „Allgemeine Encyklopädie“ iſt mit dem, bis Albus reichenden, 2ten B. fortgeſetzt worden, und hat, wie das vorgerückte Subſcribenten-Verzeichniß beweiſet, ein großes Publikum gefunden.

Eine ganz eigene und, ihres Einfluſſes wegen, gewiß vorzüglich wichtige Litteratur bilden die Zeitungen, Wochenblätter und Zeitſchriften; die allgemeineren und vermiſchten belaufen ſich auf 100, und wenigſtens halb ſo viele ſind für beſondere Zwecke und Fächer beſtimmt. Eine Schilderung und Würdigung des Geiſtes und der Richtung unſerer Zeitſchriften würde verdienſtlich ſeyn, und über einen Theil der öffentlichen Meinung nicht wenig Aufſchluß geben. Hier kann nur angeführt werden, daß zu den bisher beſtandenen 27 neue, von ſehr verſchiedener Art, hinzugekommen ſind. Die Zeitſchriften, welche ſich mit Bücher-Anzeigen beſchäftigen, werden vermehrt durch das „Allgemeine Repertorium der neueſten in- und ausländiſchen Litteratur“ (Leipz. bei Cnobloch,) monatlich in 2 Heften, und F. v. Cölln „freymüthige litter. Blätter“ (Berlin bei Maurer). Die „Anzeigeblätter neuer Bücher“ ſind zum 2ten Male aufgelegt worden. F. Raßmann und G. Reſe haben ein „Geſammt-Regiſter über die Recenſionen der Litteraturzeitungen und kritiſchen Journale 1818“ (Leipzig bei Engelmann) ausgearbeitet. — Ein erfreuliches Seitenſtück zu den trefflichen Kieler Blättern erwarten wir in der von G. Eberhardt herausgegebenen „Eleutheria oder Freyburger litter. Blätter“ (Freyburg b. Wagner). — v. Deyn giebt „Themis, Wiſſenſch. Zeitung theolog. jurist. und politiſchen Inhalts“ (Jena b. Schmidt) heraus. — Politiſchen Inhalts werden wohl die „neuen Brillen“ (Nordhauſen bei Happach) ſeyn; wer ihrer bedarf, mag verſuchen, ob ſie für ſein Auge taugen. — Einem beſtimmtern Leſekreiſe bieten ſich an „der Volksfreund aus Schwaben“ und der „Thüringiſche Volks-Freund“; J. Fürſt's „Bauernzeitung aus Frauenhof“ (Landshut bei Weber) und die „Dorfzeitung“ (Hildburghauſen bei Keſſeleing). — Ganz allgemein für Unterhaltung ſcheinen berechnet zu ſeyn: W. Lohmann's „Allgem. Unterhaltungsblatt“; H. Müller's „Wahrheit und Dichtung“; „N. Erholungsſtunden“ (Leipz. bei Schmidt) und G. Lotz, deſſen Originalien fortdauern, „Flora“. — In provinziellen und ſtädtiſchen Kreiſen mögen ſich bewegen mehre Wiener Zeitſchriften, z. B. „Converſationsblatt für wiſſenſchaftliche Unterhaltung,“ an welchem F. Schlegel, M. v. Collin, F. L. Z. Werner, A. Müller, Grillparzer, Caſtelli u. a. mitarbeiten; „Janus;“ „der Sammler;“ „der Bote von Tyrol;“ im Preuſſiſchen Staate: „der Märkiſche Bote;“ „der Beobachter am Zierzer und Glambecker See;“ die Halberſtädtiſche „Emma;“ die im Dunkel einherſchleichende „Abendſtunden“ (Breslau bei Buchbeiſter); Hermanns „Zeitſchrift für Weſtphalen“ (Eſſen bei Bädeker); das in Hanau herauskommende „Rheiniſch-Weſtphäliſche Magazin.“ Neben Gelſenbayner's „Mecklenburgiſchen Blättern“ tritt jetzt noch Maſius „Vandalia“ (Roſtock bei Stiller) hervor. Sicher iſt nicht alles, was hieher gehöret, im Meßverzeichniſſe angegeben; manches kann auch von uns überſehen worden ſeyn.

Dem Haushalt und Wirthſchaftswesen aller Art gehören 87 Artikel an, von denen nur einige hier ausgehoben werden können. Im Kleinen ſuchet Großes zu leiſten der „Rathgeber, wie man die Schuhe und Stiefeln am längſten tragen und dadurch eine ſichere alljährliche Erſparniß begründen kann“ (Landshut bei Weber). Aber zu fürchten iſt, daß das auf ſolche Art Gewonnene bald zerronnen ſeyn wird, wenn die hier angekündigten 13 Kochbücher zu fleißig ſtudirt und von geſchmackvoller Wißbegierde in Anwendung gebracht werden. Des Küchenmeiſters G. C. Singſtock „neueſtes vollſtändiges Handbuch der feinen Kochkunſt“ (Berlin bei Amelang) iſt zum 2ten Male aufgelegt worden. Vom Hofmundkoch Siebel erhalten wir ein „Taſchenbuch für Fasttäge“ (Bamberg bey Kunz), welches Vorſchriften zu 300 Faſtenſpeiſen ohne Fleiſchbrühe mittheilt, und von Fez. Walcha den „praktiſchen Koch, mit vorzüglichen Faſtenſpeiſen;“ beide werden wahrſcheinlich mehr geſucht und gründlicher beherzigt werden, als die in ihrer Nähe beſcheiden ſich anmeldenden Faſtenreden. E. Lennig lehrt eine „neue Art, das Fleiſch friſch zu erhalten;“ Bayrhammer empfiehlt wiederholt den „Gebrauch der iſländiſchen Flechte.“ In großen Ehren wird mit Recht die Kartoffel gehalten; „die Kartoffelfrucht in Rückſicht ihres mannigfaltigen Küchengebrauches“ hat die 3te Aufl. erlebt; auch erſcheint Putſche „Monographie der Kartoffel“ und ein „Kartoffel-Kabinet in 33 Abbildungen in Wachs.“

Zur Landwirthſchaft gehören über 40 Schriften; darunter K. Ch. G. Sturm „Syſtem der Landw.“ Ir. Th. in 2 B. (Jena bei Schmid) und ein von J. Rothſtein und F. J. Bertuch beſorgtes „Magazin für den deutſchen Flachs- und Hanfbau“ Heft 1. Aufmerkſamkeit verdienen J. B. Herrmann „landwirthſchaftliche Topographie von Salzburg“ und C. Sprengel „Nachricht über Hofwyl.“ — Ueber Gartenbau und Kunſt ſind 7, über Forſtweſen 14 Schriften, die nahmhafteren von Bechſtein, H. Cotta, Laurop, Hartig, a. d. Winkell, erſchienen.

Zur Gewerbkunde gehören gewiß 45 Bücher; (Krieger's) titelreiches „Handbuch“ wird mit dem 2. B. geſchloſſen.“ Das Neueſte und Nützlichſte der Erfindungen, Entdeckungen und Beobachtungen, beſonders der Engländer, Franzoſen und Deutſchen, in der Chemie, Fabrikwiſſenſchaft, Apothekerkunſt, Oekonomie und Waarenkenntniß“ (Nürnberg im Comtoir der Handlungszeitung) wird mit B. 17 fortgeſetzt; B. 3, 7, 9, 10 ſind neu aufgelegt worden; dieſes Werk muß uns die Archives des decouvertes et des inventions nouvelles, wovon für 1818 der 11te B. (Paris u. Straßburg bei Treuttel und Würz) herausgekommen iſt, erſetzen, und wird wohl auch großen Theiles das Chaptal'ſche Buch de l'Industrie française 2 Bde. (Paris bei Renouard) in ſich aufnehmen. — Claſſiſchen Werth hat das „Handbuch der Schiffahrtskunde“ (Hamburg bei Perthes). G. Lonkenſpeeger beſchreibet „bewegliche Achſen.“ C. Klatte gibt eine „Zäumungskunde“ (Berlin bei Rücker) heraus. J. Kreidemann's „Schneiderkunſt“ (Sondersh. bei Voigt) iſt in Jahresfriſt vergriffen, und erſcheint in 2ter verm. Auflage. — Von der Färberey handeln 8 Schriſten. Vom Weine 4; und darunter befinden ſich in drolliger Verwandtſchaft und doch in Gegenſatz: J. H. F. Lohmann „über Weinfabrikatur“ (Hannov. bei Helwing) und Härlin „über das Verbrechen der Weinverfälſchung“ (Stuttg. bei Steinkopf). Döbereiner's „Anleitung zur Verfertigung des Eſſigs“ wird

Digitized by Google

zum 3ten male aufgelegt. Auf gebrannte Waſſer beziehen ſich nur 2 Schriften, darunter Heembſtädt „Deſtillirkunſt.“ „Das Bamberger Bier“ wird von J. A. J. Seifert (Bamb. bei Kunz) beſchrieben.

Den Handel betreffen 30 Schriften, darunter 5 Geld-Maaß- und Gewichtbücher, 3 Wechſelarbitrage-Tafeln und 5 Schriften über Wechſelweſen.

Ueber deutſches Verfaſſungsweſen werden auch dießmal, wie ſeit 1814 immer im Steigen, viele, gegen 140 Schriften geliefert. Einer Sammlung hieher gehöriger vermiſchter Aufſätze „Vorwärts“ (Weimar im Ind. C.) iſt eine andere „Rückwärts“ (bei Enobloch, vielleicht als Commiſſions-Artikel von Krieger in Caſſel und Marburg) entgegengeſetzt. — Die von H. E. G. Paulus beſorgte Vierteljahrſchrift „Sophronizon,“ H. 1. 2. (Frankf. a. M. bei Wilmanns) kann mit Schlözers Staats-Anzeigen und Häberlin's Staats-Archiv verglichen werden; doch beſchränket ſie ſich nicht auf geſchichtliche Darſtellungen, ſondern theilt auch Unterſuchungen und Betrachtungen mit. Die „Denkſchrift über Deutſchlands Zuſtand, nach de Pradt“ (Frankf. a. M. bei Andreä) wird uns hoffentlich über unſer Vaterland nicht viel Neues ſagen; mehr könnte geſucht, ob aber auch gefunden (?) werden in „Verſuch einer Darſtellung unſerer Zeit“ 2 B. (Berlin bei Duncker), in Ch. Koſegarten's „Grundzügen unſeres Zeitalters in T.;“ in Hillebrand „über die Einheit der Zeit;“ und unter dem Spitztitel: „vom Götzendienſte unſerer Zeit, politiſchem Gleichgewichte, Conſtitution, Preßfreyheit“ (Leipz. bei Hartmann). — Gegen alte Thorheiten, die ſich wieder breit machen und unter allerley Selbſtſüchtigen trotzige Anwalde finden, ſind gerichtet: Lehmann „der Kampf der Zeit über Erbwürden, Zünfte und Erbadel vor dem Gerichtshofe der Vernunft“ (Königsberg b. Unzer) und „Ueber die adeliche oder bürgerliche Herkunft des menſchlichen Geſchlechts, eine bibliſch-ſatyriſche Forſchung“ (Leipz. bei Rein,) vielleicht aus dem gelehrten Nachlaſſe des freyſinnigen Gen. v. Dierike? Von der „Reiſe nach Hammelburg“ wird uns die „dritte Fahrt“ (Leipz. bei Barth) beſchrieben; der „Rückblick auf meine Reiſe über H.“ (Erlangen bei Palm) wird ſich wohl daran anſchließen ſollen. — Gefragt muß noch immer werden: „Warum müſſen wir Landſtände haben?“ (Frankf. a. M. bei Eichenberg), und es iſt nicht mehr als billig, daß darauf geantwortet wird.

In das deutſche Staatsrecht greifen 11 Schriften ein; mehre derſelben beziehen ſich auf die Weſtphäliſchen Domänenkäufer, andere auf die Verhandlungen zwiſchen Baden und Baiern. Ueber Noth und Theurung werden 4, über Betteley von W. Huffer, über Zünfte und Gewerbfreyheit 4, über Preßfreiheit 1 und über Büchernachdruck von Wilh. Körte Stimmen abgegeben. — Für den deutſchen Bundestag, von dem 4 Schr. handeln, hat ſich ein „Rathgeber“ (Leipz. bei Enobloch) eingefunden. Ueber deutſches Kriegsweſen und die Nothwendigkeit, Mannheim und Ulm zu Bundesfeſtungen zu machen, äußern ſich 3 Schriften.

Nun zu dem Einzelnen des Verfaſſungsweſens in einzelnen Staaten. Oeſterreich begnüget ſich mit 1 Art. — Preußen liefert 15 Schriften. „Pr. beſſerer Geiſt“ (Leipz. bei Steinacker) wird anerkannt; es wird ihm kein Schaden dadurch zuwachſen, daß Biſch. Eylert zum Kampfe gegen den Zeitgeiſt aufrufet. — Weinhold beſtehet einen „Kampf im Geiſt der Zeit.“ Die „Altbergiſche“ Staats-Verfaſſung wird erörtert; die „von dem ehemaligen Adel in Jülich, Cleve, Berg und Mark überreichte Denkſchrift“ wird urkundlich widerlegt. — Die leſenswertheſten Schriften über die Verfaſſungs-Angelegenheiten hat J. F. J. Sommer verfaßt. — Baiern behauptet eine große Ueberlegenheit mit 27 Schriften. Die von J. v. Klein in lateiniſchen Verſen beſungene Conſtitution, wird von Hari empfohlen, von Hazzi und Hornthal ſtreng geprüft und getadelt; auf die Ständeverſammlung beziehen ſich 3 Schriften; es wird eine Landtagszeitung ausgegeben, und G. v. Aretin theilt ſeine Anſichten über „Zeitbedürfniſſe“ in einem 1ſten Bdchn. mit. — Von Würtemberg gehen 2 Schr. über Verfaſſungs-Angelegenheiten aus, darunter „der Verfaſſungsſtreit,“ von C. H. Fetzer beſchrieben B. 1. (Stuttgart bei Sattler); eben ſo viele vom GH. Heſſen und von Schleswig-Holſtein; 1 von Baden und 1 vom K. Sachſen; die Weimariſchen und Hildburghäuſiſchen Landtagsverhandlungen ſind geſammelt worden.

Von andern für Deutſchlands innere Verhältniſſe mehr oder minder bedeutenden Angelegenheiten werden lebhaft verhandelt die Preußiſchen Zolleinrichtungen in 5 Artikeln; die Juden in 8 Artikeln, unter welchen Kley „Predigten“ und Jobiſon's Unterrichtsbücher Aufmerkſamkeit verdienen; Graf Benzel-Sternau hat „Anti-Iſrael, eine Vorleſung in der geheimen Akademie zum grünen Eſel gehalten“ (Arau bei Sauerländer) drucken laſſen. Auch können die Schriften über Freymaurerey, 13 an der Zahl, hieher gerechnet werden; von einiger Bedeutung können ſeyn: die „Darſtellung der Verhältniſſe der FM. zur Religion und zum Staate“ (Heidelb. bei Groos); G. v. Wedekind „Pythagoräiſcher Orden, Obſcuranten-vereine in der Chriſtenheit und der FM.“ (Leipzig bei Baumgärtner); Hinrichs „Maureriſche Laufbahn, aus dem Grade eines ſymboliſch getödteten FM., nach gewaltſamer Zerſtörung ſeines ſymboliſchen Cörpers, zum warnenden Nutzen ſeiner noch ſymboliſch lebenden Brüder, in die aus Licht und Finſterniß gebauete Welt hineingerufen rc. „über maureriſchen Deſpotismus“ (Hamburg bei Herold); wozu wahrſcheinlich ein Gegenſtück iſt: „Logenhierarchie, beſonders in Beziehung auf Krauſe's, Heldmann's und Gädikens FMſchriften“ (Freyberg bei Craz und Gerlach); von anerkanntem Werthe iſt Krauſe „Urbild der Menſchheit“ (Dresden bei Arnold). Ob auch J. C. Goldbeck's „Deutung der Null oder Flammenzüge ins Morgenroth der Wahrheit“ (Leipz. bei Franz) in dieſes Fach zu ſtellen iſt, mag unentſchieden bleiben.

Die den Deutſchen eigenthümliche litterariſche Thätigkeit im Erziehungs- und Unterrichtsweſen dauert fort und gereichet unſerm Vaterlande zur Ehre, wenn ſie auch von dem Vorwurfe, viel Ueberflüſſiges und Entbehrliches zu Tage zu fördern, nicht freygeſprochen werden kann. Es ſind dieſesmal gegen 170 Schriften der Art angemeldet, die auf einzelne Unterrichtsgegenſtände ſich beziehenden, deren leicht eben ſo viele ſeyn möchten, nicht mitgerechnet. Der allgemeineren Erziehungsſchriften ſind 7; von Niemeyer's „Grundſätzen“ und „Organiſation öffentlicher Schulen“ (wofür Bernhardi vor Kurzem gehaltvolle Abhandlungen herausgegeben hat) ſind neu aufgelegt worden. Carl Witte beſchreibt „die Erziehungsgeſchichte ſeines Sohnes,“ des bekannten Wunderkindes, in 2 Bänden (Leipz. bei Brockhaus). Dr. J. W. Zirgenbein

Digitized by Google

gibt F. A. Junker's „Pädagogiſche Aphorismen“ (Braunſchweig bei Meyer) heraus. — Die vermiſchten Kinderſchriften und Leſebücher belaufen ſich auf 45; darunter ſind mehre empfehlenswerthe z. B. von v. Honwald, Hold, Löhe, Loſſius, Krummacher ꝛc. — Reich iſt die Ernte für Volksſchulen in ungefähr 40 Artikeln. Stephani's „Schulfreund“ wird fortgeſetzt; Lehmus und Merz geben eine „Zeitung für deutſche Volksſchullehrer“ in Erlangen heraus, und in Sondershauſen erſcheinet eine „Litteraturzeitung für Volksſchullehrer.“ — Von J. Falk ergehet ein „Aufruf, zunächſt an die Landſtände des GH. Weimar und ſodann an das ganze deutſche Volk und deſſen Fürſten, über eine der ſchauderhafteſten Lücken unſerer Geſetzgebungen, die durch die traurige Verwechſelung von Volkserziehung mit Volksunterricht entſtanden iſt; im Anhange 19 Aktenſtücke“ (Leipz. bei Brockhaus). A. Zarnak ſucht zu erweiſen „daß Waiſenhäuſer die vollkommenſten Erziehungsanſtalten in dem Staat und für den Staat werden können“ (Berlin bei Maurer). Denzel's, Graſer's, Völter's Arbeiten bedürfen keiner Empfehlung; die (2) Anweiſungen der Lancaſterſchen Unterrichtsweiſe beſchränken ſich dermalen auf das Oeſterreichiſche, wo manches beſſer befunden werden mag, als das Beſtehende iſt. — Unter den 20 Schulbüchern ſind mehre ältere, welche wiederholt aufgelegt werden, z. B. Salzmann's Elementarbuch, Schlez Denkfreund zum 4ten Male, F. L. Wagner's Handbuch zum 9ten Male und für kathol. Bürgerſchulen bearbeitet von Dereſer zum 4ten Male; v. Rochow's Kinderfreund hat A. L. Hoppenſtedt herausgegeben. — ABC-Bücher ſind 20; die Stephani'ſche Handfibel kömmt in 8ter und die Wandfibel in 7ter Auflage heraus. — Unter 17 Schreibbüchern ſind 5 von J. J. Käſel in Prag.

Mit weiblicher Erziehung beſchäftigen ſich 10 Schriften. Treffliches erwarten wir in E. M. Arndt's „Briefen an Pſychidion“ (Altona bei Hammerich), welche als 3ter Theil der „Fragmente über Menſchenbildung“ ausgehen; auch hat Johanna v. Bültzingslöwen „Briefe über weibliche Bildung“ (Leipz. bei Gräff) bekannt gemacht. Von Campe „väterlichem Rath für meine Tochter“ wird die 8te Ausgabe angekündigt. — Den Unterricht der Taubſtummen betreffen 2 Schriften; für den der „Blinden“ hat J. W. Klein (Wien bei Schaumburg) ein Lehrbuch herausgegeben.

Auf Gymnaſien beziehen ſich 11 Artikel. Ihnen iſt eine eigene Zeitſchrift „Kratos“ (Prag bei Krauß) beſtimmt. Gutachten und hoffentlich bewährte Erfahrungen, werden mitgetheilt „über Methodologie“ (Merſeburg bei Klein) und „über Schuldiſciplin“ (Leipz. bei Barth), ſo wie in 2 Schriften, eine von A. Göring, „über Schulgeſetze.“ Allgemeineren wiſſenſchaftlichen Werth laſſen die von J. J. Prechtl mit dem 1ſten Bande begonnenen „Jahrbücher des polytechniſchen Inſtituts in Wien“ (W. bei Gerold) erwarten. Freudiger Erfolg iſt Bomhardt's freymüthigen Aeußerungen „über Verbeſſerung der Lehrſtellen an Baierſchen Gymnaſien“ (Ansbach bei Gaſſert) zu wünſchen.

Wird Pfotenhauer's, wahrſcheinlich rechtliche Abhandlung: „die Strafbarkeit der öffentlichen Verbrennung der Druckſchriften Anderer“ (die der eigenen ſcheint verſtattet zu ſeyn) „und die Zuläſſigkeit der Wiederklage bei dem Denunciations- und Unterſuchungs-Proceſſe, durch einen Rechtsfall erläutert“ (Halle bei Kümmel), in Beziehung auf noch nicht vergeſſene Vorfälle, mitgezählt, ſo erhält die Litteratur über und für Univerſitäten einen Zuwachs von 15 Artikeln. Die in Stourdza's Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne (Frankfurt a. M. bei Boſelli) ausgeſprochenen Anklagen oder Schmähungen (deren klug geſtellte und mit ſchönen Worten ausgeputzte Würdigung in dem Miniſterial-Litteratur-Blatte hoffentlich erfolgen wird) haben viermal verdiente Abfertigung gefunden; neben der von Krug, ſehr zweckmäßig auch in franzöſiſcher Sprache ausgegebenen, darf die des Grafen G. W. A. Kalkreuth nicht überſehen werden. Ueber „Heidelberg“ wird ein Jahrbericht erſtattet, welcher freylich an Umfang und litterariſcher Wichtigkeit den bis zum 8ten Febr. 1818 fortgeſetzten Annalen der Leidner Univerſität weit nachſteht. Ueber die Unruhen in Göttingen erſcheinen 3 Schr., darunter eine „aktenmäßige Darſtellung.“ An Liederbüchern wird bald Ueberfluß entſtehen; zu dem ſchon ziemlich vollſtändigen „Halliſchen“ kömmt ein Anhang; Follen hat „freye Stimmen friſcher Jugend“ (Jena bei Kröker) geſammelt; Röller hat für ein lateiniſches Commersbuch (Leipz. bei Franz) geſorgt.

(Der Beſchluß folgt).

Vermiſchte Schriften.

Neuer National-Kalender für die geſammte öſterreichiſche Monarchie auf das gemeine Jahr 1819, für Katholiken, Proteſtanten, Griechen, Ruſſen, Juden und Türken. Nach dem Brünner Meridian. Zum Unterricht und Vergnügen für Geiſtliche und Weltliche, Lehrer und Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet von Chr. Carl André, Herausgeber der Zeitſchriften: Hesperus, Nationalblatt für gebildete Leſer, und der ökonomiſchen Neuigkeiten und Verhandlungen, Zeitſchrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthſchaft, des Forſt- und Jagdweſens im öſterreichiſchen Kaiſerthume u. ſ. w. Neunter Jahrgang, 4. Prag 1819 bei Calve.

Die frühern Jahrgänge dieſes aufs zweckmäßigſte eingerichteten Volks-Calenders haben ſchon den ungetheilteſten Beyfall erhalten, wie ſie ihn verdienten, und dieſer neue Jahrgang darf auf gleiche Schätzung Anſpruch machen, da die Auswahl mit einer Klugheit und Umſicht gemacht iſt, daß alle aufgenommene Artikel, ſie ſeyen zur Belehrung oder Unterhaltung, die große Sorgfalt beweiſen, die der verdienſtvolle Verfaſſer auf dieſes Volksbuch verwendet. Möchte dieſer Kalender doch die möglichſte Verbreitung und der verehrte Herausgeber in dem großen Nutzen, den er dadurch bewirkt, ſeine verdiente Belohnung finden!

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Die Leipziger Bücher-Meſſe, Oſtern 1819.
(Erſte Ueberſicht. Das, was Alle angehet).
(Fortſetzung.)

Die körperliche Erziehung wird in 13 Schriften verhandelt; mehre vorhandene führt das Bücherverzeichniß nicht auf. Längſt bekannt iſt Friedländer's Abhandl. „über phyſiſche Erziehung;“ Elias Gymnaſtik (Leipzig b. Schmidt) wird abermals ausgeboten. Das Turnen (vielleicht früher, als ihm frommen konnte, litterariſch beſprochen und in die ſtreitende Bücherwelt eingeführt) hat zu vielen Streitigkeiten und Flugblättern Veranlaſſung gegeben; Kayßler und Bernhardi haben es mit beſonnener Ruhe gewürdigt und empfohlen; nicht geringere Einſicht und Unbefangenheit hoffen wir in F. Streß „über das Turnweſen und deſſen Verbindung mit den öffentlichen Schulen“ (Halle b. Kümmel) anzutreffen. Ch. F. Geisler hat einen „Turnfreund“ (Berlin b. Nauck), v. Schmeling, ein Buch über „die Landwehr gegründet auf Turnkunſt“ (B. b. Reimer) herausgegeben und C. v. Raumer's „vermiſchte Schriften“ (ebend.) enthalten viel Treffendes und für denkende Erzieher Beherzigenswerthes über dieſes, wenn es gehörig angewendet wird, ſehr wirkſame, aber unter dem allgemeinen Namen: Leibesübungen, ſchon längſt bekannte Mittel zur Ausbildung der körperlichen Kräfte. An Gegnern kann es der Turnkunſt nicht fehlen. Sie ſind von ihren Vertheidigern ſelbſt aufgeregt worden. Dieſe gingen hie und da in ihrem Eifer zu weit, auch mußte ſie einerſeits die behagliche Ruhe Mancher ſtören, die jede Verbeſſerung zu einer ungewohnten Anſtrengung nöthigt, andrerſeits weil ihre Vertheidiger mehr Beziehungen hinein legten, wie ſie an und für ſich hat, mußten ſie manches Vorurtheil verletzen. Es laſſen ſich die Gegner unter drey Claſſen bringen; in die erſte gehören die Ariſtokraten; ſie ſtreiten, wie Carl Freyherr v. Lüttwitz (Leipzig b. Gräff; der auch „Aphorismen über das Turnweſen“ verlegt, wenn nicht vielleicht Einer Schrift zwey Titel gegeben worden ſind) mit ziemlich ſchwachen Waffen für eine ziemlich unhaltbare Sache. An ſie ſchließet ſich die zweyte an, beſtehend aus Alt- und Weltklugen, welche dem vermeintlich Neuem abgeneigt ſind, und zum Theil aus Menſchen, die ſich bald durch Vorurtheile und ſteife Rechthaberey bald durch Perſönlichkeiten beſtimmen laſſen; die dritte wird von ſelbſtdenkenden Köpfen und Freygeſinnten gebildet, die dem gerne widerſprechen, was nicht von ihnen ausgeht, und bey der Gelegenheit ſich auf ihrem lieben Steckenpferde herumtummeln; auch haben ſie wohl von der Sache ſelbſt, worüber geſtritten wird, keine auf Erfahrung beruhende anſchauliche Vorſtellung. So erſcheint der wackere Pauli in den „Turnſachen“ (Berlin b. Voß.) welche des Guten und Wahren viel enthalten; zuletzt würde der redliche Kämpfer zur Sühne geneigt ſeyn, wenn die Turnfreunde dem verwünſchten Lateinſchreiben offenen Krieg ankündigen wollten; auch hierin hat er Recht, wenn nämlich vom Ideale, was erſtrebt, nicht von der Wirklichkeit, wofür gearbeitet wird, die Rede wäre. So erſcheint Einigen auch H. Steffens, der das Turnen ſtürzen will, weil er Fichtianismus darin findet und die Wirkſamkeit ſeiner Naturphiloſophie dadurch gefährdet bleibt. Was er in ſeinem „Turnziel“ gegen Kayßler geſagt hat, iſt von dieſem in der „Turnfehde des Prof. Steffens“ (Breslau b. Max) mit unverkennbarer ſittlicher Ueberlegenheit zurückgewieſen worden. Sind endlich einige in den Verirrungen ihrer Folgerungen ſo weit gegangen, um Kotzebue's Ermordung, über die künftiges Jahr ein beſonderes Litteratur-Repertorium erſcheinen wird, auf Rechnung der Turner zu ſchreiben, ſo werden ſie wohl thun, zu leſen, was Otto Schulz und Carl Gieſebrecht mit tüchtiger Geſinnung und achtungswürdiger Redlichkeit „über die neuen Aſſaſſinen“ (Berlin b. Maurer) allen billigen, und von keiner parteyiſchen Anſicht zu Vorurtheilen verleiteten, Leſern kund gethan haben.

Der Schriften über deutſche Sprache zählen wir 45. Die „Abhandlungen des Frankfurter Gelehrten-Vereines für d. Spr.“ werden mit St. 3 fortgeſetzt; an dieſer Thätigkeit werden die anderen deutſchen Geſellſchaften ein gutes Beyſpiel nehmen. Von den 16 grammatiſchen Artikeln darf keiner als verhältnißmäßig bedeutend genannt werden, ſeitdem der 1ſte Band von Jac. Grimms „deutſcher Grammatik“ (Göttingen b. Dieterich) bekannt geworden iſt; der beharrliche Forſcher bricht und ebnet den einzig richtigen und zu eben ſo reichen als ſicheren Ergebniſſen führenden geſchichtlichen Weg. Radlof hat eine „Rechtſchreibung“ herausgegeben und Heyſe's und Schweizer's Sprachlehren werden neu aufgelegt. Unter den zum Geſchlechte der Wörterbücher gehörigen 9 Artikeln ſind Th. Heinſius „volksthümliches WB.“ B. 1. (Leipz. bei Hahn) und F. J. Stalder „Schweizeriſche Dialektologie“ (Arau b. Sauerländer) die bedeutendſten. Maaß fährt fort, für Synonymik zu arbeiten und Eberhard's Synonymiſches Handwörterbuch wird zum 4ten male gedruckt. Unter den 13 Uebungsbüchern behaupten ſich die von Heinſius und Pölitz als die beliebteſten. Briefſteller werden 6 ausgeboten.

Zur deutſchen Geſchichte und Landeskunde gehören an 120 Schriften. Menzel's „Geſchichten der Deutſchen“ reichen im 4ten Bande bis zum Tode Richards. Von Heinrich's „Handbuch“ hat Pölitz eine 2te Ausgabe beſorgt; derſelbe fleißige Gelehrte ſchließet ſeine Fortſetzung der Poſſelt'ſchen Geſchichte mit dem 4ten Bande, welcher den Zeitraum von 1648 bis 1818 umfaſſet und ſich durch ſorgfältige Berückſichtigung des Zuſtandes des Volkes und der Verfaſſung auszeichnet. Von C. F. Eichhorn's überaus ſchätzbarer „deutſcher Staats- und Rechts-Geſchichte“ erhalten wir endlich den 3ten Band; der 1ſte und 2te ſind neu aufgelegt worden. — Für gründliche Forſchung und kritiſche Bearbeitung nach Urkunden und Quellen geſchiehet ungemein viel; und die von Dümgé verfaßte „Ankündigung einer Geſammt-Ausgabe der beſten

Digitized by Google

Quellen-Schriftſteller deutſcher Geſchichten des Mittel-Alters“ (Münſter b. Aſchendorff.) zu welchem Zwecke ſich in Frankfurt a. M. ein Verein ächt vaterländiſcher Männer gebildet hat, berechtiget zu nicht geringen Erwartungen. Durch J. Leichtlen „Forſchungen im Gebiete der Geſchichte, Alterthümer und Schriftenkunde Deutſchlands“ Heft 1 u. 2 (Freyburg b. Wagner) kann dieſer würdigen Unternehmung in Einzelnem vorgearbeitet und die erforderliche vaterländiſche Stimmung des Publikums gefördert werden. F. B. v. Buchholz hat „Lambert's von Aſchaffenburg Geſchichtsbuch“ überſetzt und mit Anmerkungen begleitet (Frankfurt a. M. b. Andreä). — Von C. K. Barth's reichhaltiger „Urgeſchichte Deutſchlands“ wird der 1ſte Band noch einmal ausgeboten; es wäre zu wünſchen, daß ein Druckfehler angenommen und die Anmeldung des 2ten Bds. verſtanden werden könnte; aber faſt iſt zu fürchten, daß es dem gründlichen Buche an Abſatz fehlt. J. G. Radlof ſtellt „neue Unterſuchungen des Keltenthums zur Aufhellung der Urgeſchichte Deutſchlands“ (Bonn b. Marcus) an und von G. Bruining erhalten wir einen Commentarius perpetuus in J. Caesaris, Strabonis, Melae, Plinii, Taciti, Dionis, Ptolomaei, Zosimi, Ammiani etc. aliorum historicorum, geographorum, rhetorum, poetarum complurium tradita de rebus Belgicis, Bataricis, Frisicis, Sicambricis aliis nonnullis (Lpz. b. Weidmann). A. W. Hennings ſchildert „die Deutſchen in der frühesten Vorzeit“ (Altona b. Hammerich). — C. A. Böttiger hat die „Geſchichte Heinrich's des Löwen“ (Hannover b. Hahn) aus den Quellen, F. L. Hofmann das Leben „Günther's von Schwarzburg aus Urkunden“ (Rudolſtadt) bearbeitet und in einer Gelegenheitsſchrift wird vom Aufenthalt des „Kaiſer Heinrich VII. in Bern 1310“ (Bern b. Jenny) Nachricht gegeben. — Daß J. Möſer's „Osnabrückiſche Geſchichte“ die dritte Auflage erlebt hat, iſt als gutes Zeichen der Zeit nicht aus der Acht zu laſſen. — Von F. L. Brunn wird „Deutſchland geogr. ſtatiſtiſch-politiſch“ in 3 Bden. (Berlin b. Schleſinger) beſchrieben.

Der Geſchichte und Landeskunde einzelner deutſchen Staaten wird beträchtlicher Zuwachs zu Theil. Auf Oeſterreich kommen 14 Artikel. Von J. B. Schel's „militäriſch-politiſcher Geſch. des öſterr. Kaiſerſtaates“ (W. b. Heubner) wird der 1ſte B. angekündigt; Chryſ. Hanthaler's Nachlaß wird gute urkundliche Ausbeute gewähren. C. v. Hellersberg handelt „von den Bojohemum der Alten.“ Czikane giebt „vaterländiſche Beyträge“ (Brünn b. Gaſtl) heraus und v. Cziaplovics theilet über „Slavonien und zum Theile Croatien“ in 2 Th. (Peſth b. Hartleben) brauchbaren Stoff mit, wenn auch in unbefriedigender Darſtellung. Viele genaue Nachrichten werden durch die „Kirchliche Topographie von Oeſterreich,“ welche Darnaut, v. Bergenſtamm und Schützenberger in 2 B. (W. b. Schaumburg) herausgegeben haben, gewonnen. Fz. Sartori ſchildert „Oeſterreichs Tibur;“ die öſt. „Burgveſten und Ritterſchlöſſer“ werden in 4 B. m. K. beſchrieben und Kopp v. Felſenthal giebt „maleriſche Darſtellungen“ vaterl. Gegenden in 10 Heften.

Auf Preußen kommen 30 und darunter mehre vielverſprechende Artikel. v. Dohm's claſſiſche „Denkwürdigkeiten“ werden mit B. 4 u. 5 fortgeſetzt. Von der „Geſchichte des Pr. Staates ſeit dem Hubertsburger Frieden“ erhalten wir den 2ten B. (Frankf. a. M. b. Herrmann). Unter 4 Schriften über Friedrich d. Großen zeichnen wir aus, des unſterblichen Königs „Briefe an die Gräfin v. Cames“ (Brandenburg b. Wieſeke) und C. v. Seidl „Friedrich der Gr. und ſeine Gegner“ B. 1. (Gotha b. Hennings,) welches Buch viele ſchätzbare Erörterungen und glaubhafte Berichtigungen, beſonders über den Baierſchen Erbfolgekrieg, auch manche neue urkundliche Nachrichten, freilich in keiner glatten Sprache und ohne kunſtmäſſige Ordnung und Verarbeitung, enthält. Von einzelnen Provinzen ſind dieſesmal Pommern, Schleſien und die Rheinländer am fleißigſten bearbeitet worden. J. J. Sell hat eine „Geſch. des Herz. Pommern“ in 3 B. (Berlin b. Flittner) geſchrieben; A. v. Wehrs gibt in der Nachricht von „Dars und Zingſt“ einen Beytrag zur alterthümlichen Kenntniß Neu-Vor-Pommerns; von Güſt. v. d. Lanken „Rügenſcher Geſchichte“ (Greifswald b. Mauritius) wird der 1ſte B. ausgegeben; und J. J. Grümbke hat „neue genaue geogr. ſtatiſtiſch hiſtoriſche Darſtellungen von der J. Rügen“ (Berlin b. Reimer) drucken laſſen. Für Schleſien iſt von Words ein „Katechismus der vaterländiſchen Geſchichte“ (Breslau b. Leuckart) verfaßt und in F. Kruſe „Budorgis“ (Lpz. b. Hartknoch) iſt das alte Schleſien im römiſchen Zeitalter aufzuklären verſucht worden. Der in Urkunden beleſene F. J. Bodmann in Mainz hat „Rheingauiſche Alterthümer“ 2. B. in 4. geſammelt; Dorow fängt an die „Opferſtätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein“ im 1ſten Heft m. K. (Wiesbaden b. Schellenberg) zu beſchreiben; von N. Vogt's „Bilderſaal rheiniſcher Geſchichten“ (Frankf. a. M. b. Herrmann) erſcheint die 1ſte Lieferung; J. A. Boost beantwortet die Frage: „was waren die Rheinländer als Menſchen u. Bürger und was iſt aus ihnen geworden?“ (Mainz b. Kupferberg). — Vorzügliche Empfehlung verdient die urkundlich treue, genaue und die deutſche Geſammtgeſchichte vielfach bereichernde „Geſchichte der Abtey Corvey,“ deren 1ſten B. Paul Wigand in 2 Abtheil. herausgegeben hat.

Unter den 24 Baiern betreffenden Artikeln ſcheinen mehre von unverkennbarer Wichtigkeit zu ſeyn. Gegen Zſchokke's Geſchichte ſind 5 Schriften gerichtet; die von Finauer und Güntbner werden den Forſcher nicht unbefriedigt laſſen; einige melden ſich als Ausgeburten leidenſchaftlichen Unwillens an. J. Andr. Buchner's „Reiſe auf der Teufelsmauer; Unterſuchung über die Ueberbleibſel der Römiſchen Schutzanſtalten im jenſeits der Donau gelegenen Rhätien; über den Carls-Canal“ (Regensb. b. Montag) werden als Bruchſtücke ſeiner Baierſchen Geſchichte angekündigt. In v. Portia's „Salztransport von Traunſtein nach Regensburg“ (Landshut b. Weber) wird eine Ueberſicht der Gegend verſprochen, wo Carl d. Gr. die Verbindung der Donau mit dem Rhein beabſichtet hat. — F. J. v. Lipowsky erläutert die Geſch. des „Herzoges Chriſtoph oder des Kampfes über Mitregierung in Baiern“ (München b. Lentner) und giebt „M. Schwaiger's Ambergiſche Chronik“ (M. b. Giel) heraus. F. C. Gullmann erzählet „die Geſchichte Augsburgs“ (Lpz. b. Kummer). Das „neue Taſchenbuch von Nürnberg“ (N. b. Riegel) m. K. hat durch verſtändige Einrichtung und geſchmackvolles Aeußeres auf eine Stelle in jeder deutſchen Handbibliothek den gerechteſten Anſpruch.

Für die Sächſiſche Geſchichte ſind unter 7 Art. bemerkenswerth: „Directorium diplomaticum Oberſachſens ſeit 704“ B. 1 Heft 1 (Altenburg b. Schnuphaſe), H. G. Kreußler's „Sächſiſche Fürſten in 61 Abbild.“ (Lpz. b. Fleiſcher); J. C. Haſche „Diplomatiſche Geſchichte von Dresden“ B. 2. — 4 und 30 Anſichten der herrlichen Umgebungen der Sächſ. Königsſtadt; ſo wie das 2te Bdch.

von G. F. Heſſe „Taſchenbuch der Geſch. und Topographie Thüringens.“ — Von Schmidt's „Geſch. des GH. Heſſen“ iſt der 2te B. fertig geworden. — N. Falk gibt „A. Heinrich's Nord-Frieſiſche Chronik“ in 2 Bden (Hamburg b. Perthes) und „Sammlungen zur nähern Kunde des Vaterlandes“ B. 1 (Altona b. Hammerich) heraus; auch ſind Weelauff's und Outzen's „Preisſchriften, die däniſche Sprache in Schleswig betreffend“ nicht zu überſehen. — J. C. v. Fichard erörtert die „Entſtehung der Reichsſtadt Frankfurt“ (F. b. Andreä) und H. L. Behrens liefert eine „Topographie des Stecknitz-Canals“ (Hamburg b. Herold).

Die deutſche Gelehrten-Geſchichte wird mit 19 Artikeln bereichert. Meuſel will die 5te Aufl. des Gel. Deutſchlands mit dem 17ten Bande fortſetzen; Strieder's „Grundlage zu einer Heſſiſchen Gelehrten-Geſchichte,“ eins der gehaltvollſten und genaueſten Litteraturwerke, iſt von C. W. Juſti mit dem 17. und 18. B., welcher zugleich das unentbehrliche vollſtändige Regiſter enthält, beendigt worden. Krey fährt fort mit mühſamem Fleiße ſich durch „Beyträge“ um die Mecklenburgiſche Gelehrtengeſchichte verdient zu machen. Von Wachler's „freymüthigen Worten über die allerneueſte deutſche Litteratur“ iſt das 3te Heft ausgegeben worden. — Unter den Lebensbeſchreibungen zeichnen ſich mehre durch Inhalt und Darſtellung aus; dahin rechnen wir: F. C. Hirzel von A. H. Wirz; Ch. J. Kraus von J. Voigt; J. L. Bleſſig von C. M. Fritz; J. J. Rambach von A. J. Rambach; F. L. Schröder von F. L. W. Meyer; M. Mendelsſohn von D. Friedländer; C. F. Loſſius von H. Müller; Zoega von Welker. Noch haben v. Hellersberg, Ch. F. Wittich, J. N. Ring ihre Biographen gefunden. Das über „A. v. Kotzebue's litterariſches und politiſches Wirken“ (Tobolsk??) zu Markt gebrachte armſelig zuſammengeſtoppelte Machwerk wird nur angeführt, um dagegen zu warnen; über die Ermordung dieſes Mannes iſt viel Unbedeutendes, auch Verſchrobenes und Schlechtgemeintes gedruckt worden, deſſen Muſterung der Herbſt-Ueberſicht vorbehalten bleibt.

In das Gebiet der deutſchen National-Litteratur gehören etwa 100 Artikel; werden Romane und Schauſpiele mitgezählt, ſo ſteiget die Zahl bis gegen 300. Bouterwek's „Geſchichte der d. Poeſie und Beredſamkeit“ ſoll mit dem 3ten B. beendet werden; aber zur Meſſe war er nicht fertig geworden. Von Wachler's „Vorleſungen über die Geſch. der d. National-Litteratur“ iſt der 2te und letzte Theil erſchienen. Einen ſchönen Genuß gewähret Fr. Horn's „Darſtellung der ſchönen Litteratur Deutſchland's von 1793 bis 1817“ (Berlin b. Enslin); durchweg offenbaret ſich, daß der Vf. in ſeiner ihm wohlbekannten Heimath lebet; ſeine Anſichten haben vollen Sinn und meiſt treffende Wahrheit, die Urtheile geſunde Gerechtigkeit und edle Milde. W. Hoßbach ſchildert „J. V. Andreä und ſein Zeitalter“ (Berlin b. Reimer); J. Löffler gibt „Nachrichten von Liederdichtern des Baier'ſchen Geſangbuches.“

Von älteren Werken führen wir an: „Ausgeleſene altdeutſche Gedichte, herausgegeben von J. Graf v. Kailach“; „Veit Weber's Kriegs- und Siegeslieder, mit Erläuterungen von H. Schreiber“ (Freyburg b. Herder); „Froſchmäuſeler, mit nöthigen Abkürzungen, ſonſt unverändert“ (Tübingen b. Oſiander); Hans Sachs Schwänke ꝛc. herausgegeben von Büſching“ B. 2. nunmehr in ganz unverändertem Textes-Abdrucke; dieſe Handausgabe hat ein ſchönes Aeußeres, artige Verzierungen und wird aus 6 Theilen beſtehen, davon der letzte ungedruckte Stücke enthalten ſoll; Rätze „Blumenleſe aus J. Böhm ſämmtlichen Schriften“ (Lpz. b. Hartknoch). — Ziska und Schottky geben „öſterreichiſche Volkslieder, mit ihren Singweiſen“ (Peſth b. Hartleben), G. J. Kuhn „Volkslieder, 2te Aufl. mit Muſikblättern“ (Bern b. Burgdorfer), Sendtner das 2te Heft der „Bavaria“ heraus. — Der Isländiſchen Litteraturgeſellſchaft iſt die mit B. 1. Abthl. 2 fortgeſetzte Ausgabe der Sturlungasaga edr Islandingasaga hin mikla (Kopenh. b. Brummer) zu verdanken. J. Thiele ſammelt Danske Folkesagn Th. 1. (Daſ. b. Gyldendal). „Die Königinhofer Handſchrift lyriſcher und epiſcher Nationalgeſänge“ iſt aus dem Altböhmiſchen von W. Swoboda verdeutſcht worden (Prag b. Krauß) und „Wladimir und deſſen Tafelrunde, Altruſſiſche Heldenlieder“ (Lpz. b. Brockhaus) werden deutſch unter uns eingeführt.

(Der Beſchluß folgt).

Dichtkunſt.

Die Nordiſchen Gäſte, oder der neunte Januar des Jahrs 1814. Ein Gedicht in zwölf Geſängen von Georg von Gaal. Wien bey K. F. Beck. 1819.

„Alexanders, des ruſſiſchen Kaiſers Majeſtät, und Höchſtihrer Schweſter, der Frau Großfürſtin von Oldenburg kaiſerliche Hoheit geruhten am 4. Januar des Jahres 1814 den Rheinfall bey Schaffhauſen, und auf Höchſtihrer Rückkehr von demſelben einen Landmann im Dorfe Neuhauſen zu beſuchen.“ (S. Aarauer Zeitung 1814, 9. Jan.) Die Proſa dieſes Zeitungsartikels hat, laut der erſten „hiſtoriſchen“ Anmerkung den Herrn Georg von Gaal zu dem vorliegenden Gedichte begeiſtert. Wie mögen unſre Großen lächeln, wenn ſie aus dem unbedeutendſten Akt ihrer fürſtlichen Herablaſſung, der für ſie faſt zur Etiquette, und längſt ein Eigenthum der Alltagsromane geworden iſt, plötzlich ein Epos von zwölf Geſängen ſich ergießen ſehen, und mit dem Rheinfall in die Wette rauſchen hören? Auch uns Leſern, die wir die Heldinn dieſes Gedichts ganz andre Beſuche in der Hütte machen ſahen, kann die Begeiſterung und das aus ihr entſprungene Gedicht, von dieſem Geſichtspunkt aus, nur lächerlich erſcheinen. Doch die Kritik könnte davon abſehen, wenn das Erzeugniß nur im Uebrigen ihren Forderungen entſpräche. Das Gedicht ſoll offenbar ein idylliſches Epos ſeyn, ein im niedern bürgerlichen Kreiſe ſich bewegendes, wie Voſſens Louiſe, in welches aber zugleich, wie in Goethe's Hermann und Dorothea, größere Weltſchickſale hineinſpielen. Allein wo bleibt in der vorliegenden Dichtung das Haupterforderniß der Epopöe, die Einheit des Stoffs? Von welcher Hauptperſon geht die Leitung der Handlung aus? Wo iſt der Einheitspunkt der verſchiednen Gruppen? Wo iſt das Intereſſe der Haupthandlung, wo der Knoten und die Auflöſung? Wie hängen die Epiſoden mit dem Ganzen zuſammen? Sind ſie wichtig genug? Sind die Charaktere intereſſant gedacht,

treten ſie in der Ausführung vollſtändig gezeichnet, lebendig ſich bewegend hervor? An dieſe und andre äſthetiſche Grundfragen ſcheint Herr von Gaal bey ſeiner Arbeit gar nicht gedacht zu haben, denn faſt auf alle läſſt ſich aus dem Gedicht entweder gar nicht, oder mit einem ſchneidenden Nein! antworten. Sämtliche 12 Geſänge ſchildern den Sonntag einer Küferfamilie zu Neuhauſen, wo das Elternpaar ſeinen 28ſten Hochzeittag feiert. In dieſes idylliſche Familiengemählde fällt der Durchzug der Ruſſen und der Beſuch der erhabenen Perſonen, ſo zufällig, ſo ohne alle Einwirkung in die Begebenheit herein, daß man, beſagte es der Titel nicht, dieſe nordiſchen Gäſte unmöglich für die Helden der Dichtung erklären könnte.

Im erſten Geſang liegt die Familie des Küfers noch insgeſammt in den Betten. Der zweyte Sohn Jakob, der am frühen Morgen aufſteht, um als Klarinettiſt der Muſikbande den Kaiſer zu Schaffhauſen begrüßen zu helfen, weckt zufällig die Mutter und dieſe den Vater auf, der im gemeinſten Schaffhäuſer Idiom (das ſoll dem Gedicht Nationalfarbe geben,) zu ſchimpfen anhebt:

„Ey ſo beginne zum Saparament, ſchon wieder den Prägel!
Weder bey Tage, noch Nachts läſſt dieſes Geſäze mir Ruhe u. ſ. w.

Bald aber, vom älteſten Sohne Bernet umgeſtimmt, geräth er in den pathetiſchen Ton:

„Sohn! du redeſt die Wahrheit, und dieſe beweget das Herz mir!
Rings iſt Jammer und Noth, und Furcht vor künftigen Dingen;
Wie der ſtarrende Fels des ſchneebedeckten Gebirges,
Welchen des milderen Lichtes erfreulicher Blick nicht erweichet;
So iſt unſer Geſchick —

Und nun folgen alltägliche, breite Reden, die im zweyten Geſang, wo der Wächter neue Heeresdurchzüge ankündigt, über Kriegsunglück und Frankenunheil, fortdauern und wobey die Milde Alexanders beyläufig erwähnt wird, und zur Vorbedeutung der glücklichen Begebenheit, die Mutter Anna die „übernatürliche“ Erſcheinung verkündigt, daß ſie die Euter ihrer Kuh heute „plattvoll“ gefunden, auch der jüngſte Knabe Hansli erzählt, daß es ihm im Traum goldne Nüſſe vom Baum geregnet. Der 3te Geſang geht ganz aufs Morgengebet und aufs Ankleiden der Mutter Bernets und Hansli's. Den 4ten Geſang nehmen Bernets Kochkünſte ein, die mit der unerträglichſten Breitheit ſo erzählt ſind, daß ſelbſt ein Koch ſie nicht ohne Langeweile durchleſen wird. Doch zieht ſich durch dieſen zähen Stoff die Liebe Bernets und ſeiner Nachbarin Mari, des Zimmermann Hebers Tochter, als eine liebliche Epiſode, wenn dieſe Begebenheit anders ſo genannt werden darf; denn ſie iſt eigentlich die einzige, die eine Spur von Verwickelung und Auflöſung zeigt, und ein durch das ganze Gedicht dauerndes Intereſſe erweckt. Hier hat der Dichter gezeigt, daß es ihm an zartem Sinn für eine idylliſche Liebe nicht fehlt, und daß ein Theil der Verkehrtheit, die durch das Uebrige des Gedichts herrſcht, wohl aus der ſo ganz verfehlten Wahl des Stoffes entſprungen iſt. — So lang im ſechsten Geſang die Liebesgedanken Bernets geſchildert werden, erhält ſich der Dichter noch in dieſer Höhe; aber die höchſt armſelige Erfindung eines Unfuges, der ſich in der Küche ereignet, zieht ihn bald wieder zu gänzlicher Gemeinheit herab, und füllt den Reſt des Geſangs mit der langweiligſten Erzählung. Der ſiebente Geſang beſchäftigt ſich mit der Mahlzeit. Jeder Schnitt, jeder Biſſen, jedes Wort wird beſchrieben; aber weder die bisher aufgetretenen Perſonen, noch der neuhinzugekommene Schulmeiſter entwickeln Charaktere, die über die gewöhnlichſte Allgemeinheit hinausgingen. Sollte man es glauben, daß der achte Geſang unter Beſchreibung des Reinigens der Beſtecke, der Verfertigung eines Schlittens für Hansli (dieſer allein ſind fünf und neunzig Verſe gewidmet) und des Beſuchs von Vettern und Nachbarn hingeht, die erzählen, daß der Kaiſer Alexander mit ſeiner Schweſter nach dem Rheinfall gefahren? Doch ſtößt der Leſer hier unerwartet auf einigen ächten Volkswitz. Die 114 erſten Verſe des 9ten Geſangs enthalten eine pomphafte aber dennoch unklare Beſchreibung des Rheinfalls, welche beweiſt, daß der „gewaltige Pinſel“, der dieſen Rheinfall gemahlt, eben ſo wenig ein homeriſcher iſt, als derjenige, der ſich am Schilde des Wirthshauſes zu Lauffen verewigt hat (ſ. S. 3.) Dem Kaiſer Alexander, der hier zum erſtenmal auftritt, ſind einige ergreifende Gedanken in die Seele gelegt, aber der Geſang ſchließt mit einer gänzlich zweckloſen Erſcheinung des Rheinesalten, durch welche das Wunderbare in dieſes Epos, man weiß nicht wie, hineingeſetzt wird.

Endlich, im zehnten Geſang, treten die hohen, nordiſchen Gäſte in des Küfers Hütte. Aber gerade dieſer Geſang iſt der ſchlechteſte. Er beginnt mit einer empörenden Schmeicheley. Während nämlich Bernet und die Mutter in der Bibel den Spruch leſen: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir u. ſ. w.“ — fährt ein Wagen vor und die — Götter der Erde treten herein. Wir machen keine weitre Anmerkung hierüber. Die hohen Fürſten genießen was ſie finden; Hansli's Preisſchrift wird vorgezeigt, und mit Goldſtücken belohnt; aber kein charakteriſtiſches Wort geht aus Beyder Munde. Fragen und Antworten ſind höchſt gewöhnlich; namentlich wird die erhabene Großfürſtin hier mit keinem Zuge gezeichnet. Erſt im eilften Geſang, nach der Abfahrt der hohen Geſchwiſter, erzählen die hereinſtrömenden Dorfbewohner von ihrer Herablaſſung und Großmuth zu Schaffhauſen, und im zwölften Geſang kommt, nach einer Liebesſcene zwiſchen Bernet und Mari, der Vater, der zum Kaiſer nach Schaffhauſen gerufen war, mit einem Goldbeutel zurück, und der Küfer und der Zimmermann verloben zum Andenken des Tags ihre Kinder. Daß dieſe zarte Liebe nicht einmal in Berührung mit den nordiſchen Gäſten geſetzt worden, iſt ganz räthelhaft. Der Dichter, ſcheint es, wollte der Geſchichte treu bleiben. Aber eben darum iſt der unepiſche Stoff unter ſeinen Händen nicht zur Poeſie geworden. — Die hiſtoriſchen Anmerkungen ſollen an den Charakteren ergänzen, was das Gedicht verſäumt hat. Z. B. das Signalement des Schulmeiſters: „Heinrich Häfele, 70 Jahre, ein intereſſanter, würdiger Greis mit ſchneeweiſſen Haaren — und einem Haarzopf. Er miſſt 6 Schuh in die Höhe“, und ſo weiter. Noch iſt ein ſchweizeriſches Gloſſar angehängt. In Handhabung der Sprache zeigt der Dichter Fertigkeit, aber der Hexameter gelingt ihm nicht immer.

Möge er ſich in kleinern, lyriſchen Formen, und an dichteriſchen Gegenſtänden mit größerem Glück verſuchen!

Literatur-Blatt.

1819.

Die Leipziger Bücher-Meſſe, Oſtern 1819.

(Erſte Ueberſicht. Das, was Alle angehet)

(Beſchluß.)

Von neueren deutſchen Claſſikern und geachteten Schriftſtellern bietet das Verzeichniß, gewiß zur wahren Freude aller vaterländiſch Geſinnten, mehr dar, als irgend eins der vorhergegangenen. Von Klopſtok's Meſſias, M. Claudius, J. G. Jacobis, v. Göking's Werken kommen neue Auflagen heraus. Auch Möſer's patriotiſche Phantaſien Th. 4., Leſſing's Schriften Th. 10., Fr. Richter's Hesperus ſind neu gedruckt worden; eben ſo Hamann's (von deſſen Werken recht bald eine vollſtändige Sammlung mit gebührend frommer Sorgfalt veranſtaltet werden möge!) „Sibylliniſche Blätter des Magus in Norden“ (Lpz. b. Brockhaus). Zu Goethe's Werken, von denen der 19. u. 20. B. fertig geworden ſind, kommen „der Divan“ und der „Maskenaufzug in Weimar“ hinzu. Von Schiller's Werken erſcheinen Th. 10 — 13 der kleinen Ausgabe; ſeine „Briefe an Herib. v. Dalberg 1781 u. ſ. w.“ (Carlsruhe b. Marx) ſind als Beyträge zur Geſchichte der früheren Bildung und Denkart des Dichters wichtig. Die neue Ausgabe von Wieland's Werken wird mit B. 5 — 10 fortgeſetzt; J. G. Jacobi's W. wird mit B. 4 in 3 Abthl., Huber's W. mit B. 4. J. Falk's mit B. 3, Woltmann's mit Lief. 2 u. 3, Weißer's mit Th. 4. A. v. Steigenteſch Schriften kommen in 6 B. (Darmſtadt b. Heyer) heraus; worüber ſich will's Gott nicht ſo viele freuen werden, als über die nun endlich als fertig angekündigte 1ſte Lieferung der Werke des lieben Vaters Peſtalozzi.

Der Gedichte und was dafür gelten ſoll, ſcheint etwas zu viel zu ſeyn. Sammlungen haben wir ein Dutzend gezählt; darunter befindet ſich „das vollſtändigſte Liederbuch der deutſchen Nation“ in 5 Thln. (Hamburg b. Herold). Von einem altmärkiſchen Landmann werden 3 Bändchen „plattdeutſcher Gedichte,“ von K. C. L. Langsdorf „neue Bergmannslieder,“ von Iſ. Maus „poetiſche Briefe,“ von C. Penſeler ein anthropologiſches Gedicht „das Weib“ (Nordhauſen b. Happach) angekündigt. Herzlich willkommen heißen wir C. Ph. Conz, Fouqué, Kind, Krummacher, J. R. Wyß: mit Vertrauen ſehen wir Arth. v. Nordſtern's „Irene“ (Lpz. b. Göſchen) entgegen und denken, daß G. Schwab in den „Romanzen aus dem Jugendleben H. Chriſtoph's von Würtemberg; mit geſchichtlichen Belegen“ (Stuttgart b. Cotta) einen guten Gedanken glücklich ausgeführt haben wird. C. Schulze „poetiſches Tagebuch“ wird 3r B. der Werke, und als romantiſche Heldengedichte werden F. Truſcher's „Saladin“ und J. G. Gedtſch „Zug der Normannen nach Jeruſalem“ (Lpz. b. Brockhaus) angemeldet. Von F. A. Müller's „Richard Löwenherz“ kömmt eine neue verbeſſerte Ausgabe (Berlin b. Nicolai) heraus. Auf die Angabe der ſonſt noch ausgeſtellten vielerley Blumen, Knoſpen, Blüthen, Sträuche und Büſche wollen wir uns wohlweislich nicht einlaſſen. — Von Ueberſetzungen aus neueren Sprachen ſind uns 8 Art. begegnet; darunter nimmt der Voßiſche Shakespear die erſte Stelle ein; Streckfuß Arioſt, wovon B. 4., und Gries Taſſo, wovon die 3te Auflage erſcheint, machen unſerer Litteratur anerkannt Ehre. J. Gr. v Soden fängt an, den Lope de Vega zu verdeutſchen; O. v. d. Malsburg ſetzet ſeinen deutſchen Calderon fort; und F. W. V. Schmidt giebt über „Clarendon Kirchentrennung von England“ reiche litterariſche Erörterungen und Nachweiſungen (B. b. Maurer).

Den dramatiſchen Neuigkeiten kann mehr Gutes als Schlimmes nachgeſagt werden; es ſind ihrer ungefähr 60, einſchließlich 6 Ueberſetzungen und 5 neue Auflagen. Ohne der Wiener allgem. Theaterzeitung und den raſtloſen dramaturgiſchen Briefſtellern in unſeren Tageblättern im geringſten vorzugreifen, erklären wir nur unſer Wohlgefallen an der Wahl vaterländiſcher Stoffe. So hat M. Span „Hermann den Cherusker“ Trauerſpiel in 5 Aufzügen (Wien b. Pichler) bearbeitet; F. C. M. Bieegans „Carl den Großen“ in 5 A. (Cölln b. Rommerskirch); Ph. Schmid „Conrad den Weiſen“ (Augsb. b. Jeniſch); Fouqué „Hieronymus von Stauf“ Tr. in 5 A. (Berlin b. Schleſinger); L. Uhland „Ludwig den Baiern“ (B. b. Reimer); W. v. Schütz den „Graf von Schwarzenberg“ (ebend.); C. L. Wurſtenberger „die Schlacht bey Sempach“ Tr. in 5 A. (Bern b. Walthard); A. Erhard „Haimeram“ (München b. Lentner); auch iſt der wackere Geſchichtſchreiber „Aventin“ (München b. Fleiſchmann) auf die Bühne gebracht worden. Unter den dramatiſchen Darſtellungen auswärtiger Geſchichtsſtoffe machen ſich bemerklich; J. v. Auffenberg's „Bartholomäusnacht“ und „die Flibuſtier“ (Bamberg b. Göbhardt); J. B. v. Zalhas „Heinrich von Anjou“ (Lpz. b. Voß); G. Döring „Cervantes“ (Frankf. a. M. b. Herrmann); W. v. Blomberg „Thomas Aniello“ (Hanau b. Schnitz). — Außerdem ſind unter anderen erſchienen: M. Tenelli „Thalia“ (Berlin b. Rücker); L. Robert „die Macht der Verhältniſſe“ (Stuttgart b. Cotta); A. Klingemann „Theater“ 3r B. (ebend.); „Eumenides Düſter im Müllner'ſcher Manier von Stahlpanzer“ (Lpz. b. Lauffer) u. m. a.

Die Romanen-Litteratur erhält einen Zuwachs von 130 Artikeln, einſchließlich 8 neue Auflagen, darunter „Eugenia's Briefe“ von H. Hirzel, 3te A. und Richter's „Hesperus,“ und 8 Ueberſetzungen, von welchen F. W. V. Schmidt „Rolands Abentheuer, nach Bojardo“ 2 Bde. (Berlin b. Nauck) eine der bedeutendſten ſeyn dürfte. — Unter den Fortſetzungen freuen wir uns vorzüglich über F. Jacob's „Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten“ 2r B. und Silvio Romano „Blumen u. Blätter“ 2r B.; Clauren, Kind, Laun, Stein, Schilling, von deſſen Werken eine 2te Sammlung mit B. 1 — 5 beginnt, haben ihren Leſekreis; auch J. v. Voß hat den ſeinigen. — Unter mehren deutſchen

Digitized by Google

Volksſagen tritt Fouqué „Altſächſiſcher Bildeeſaal" B. 3. hervor und von Fr. Furchau „Hans Sachs" erſcheint die 2te Abth. Gerle hat „Volksmährchen der Böhmen" in 2 Bden (Prag b. Calve) geſammelt. — Als Neuigkeiten empfehlen ſich bald vor allen anderen E. T. A. Hoffmann, deſſen „Phantaſieſtücke in Callot's Manier" neu aufgelegt worden ſind in 2 Bden, „klein Zaches genannt Zinnober" (B. b. Dümmler) und „Serapionsbrüder" (B. b. Reimer); die Erzählungen und Mährchen von C. W. Conteſſa, T. H. Friedrich, v. Houwald; die Novellen von Fz. Horn und von L. Brachmann; (Kähler's) „Epheuranken" und die „Bilder aus dem inneren Leben" (Lpz. b. Köchly). Von J. Gr. v. Soden erhalten wir „die zerbrochenen Eyer"; von Lafontaine „die Geſchwiſter oder die Reue" in 2 Thln.; von Ben. Naubert „Alexis und Louiſe, eine Badegeſchichte." — Die Schauer-, Geiſter-, Ritter- und Räuber-Geſchichten z. B. den „zweyten Rinaldini", und was zu der Geſellſchaft gehört, werden mit Stillſchweigen übergangen.

Kunſt-Artikel werden über 50 ſeyn. Geſchichtlichen Inhaltes ſind: J. J. v. Huber „Handbuch für Künſtler und Freunde der Kunſt" 2 Thle. (Augsburg b. Jeniſch); A. Bartsch le peintre 7te Lief. Th. 18, 19; N. Kindlinger „Nachricht von aufgefundenen Steinabdrücken, Holzſchnitten und Kupferſtichen des 14ten und 15ten Jahrh." (Frankf. a. M. b. Herrmann); A. Senefelder art de la lithographie (Paris b. Treuttel); und C. F. Stark „das Städelſche Kunſt-Inſtitut in Frankfurt a. M." (F. b. Varrentrapp). Unter den Kunſtwerken heben wir aus: „Lucas Cranach Handzeichnungen" (München b. Zeller); „Sammlung von Originalzeichnungen der vorzüglichſten Baierſchen Künſtler" (ebend.); „Schillers Eleuſiſches Feſt von J. M. Wagner, geſtochen von Ruſchewey"; „Raphael Verzierungen des Vatikan, in Steindruck" 1ſte Lief. (Coburg b. Popp); „Gabaud Analyse du tableau de la transfiguration de Raphael" (Paris b. Treuttel); „Peters Kreuzigung nach Rubens von E. Thelott" (Cölln b. Rommeeskirchen). — A. Hiet ſtellt „die Weihe des Eros Uranios, eine Maskerade" dar (B. b. Wittich); das „Coſtüme auf den Theatern in Berlin, wird mit H. 4 — 7 (ebend.) fortgeſetzt. — Quaglio hat „Denkmäler der Baukunſt des Mittelalters" (München) geſammelt; von G. Möller's „Denkmälern der deutſchen Baukunſt" erſcheint das 8te Heft. Weinbrenner's „Vorſchlag zu einem Siegesdenkmal für das Schlachtfeld bey Belle Alliance" (Karlsruhe b. Marx) wird wahrſcheinlich noch früh genug kommen, um beachtet werden zu können. — Von Winkler, F. A. Klein u. A. werden Pferde-Studien ausgeſtellt. Anſichten von Gegenden ſind ziemlich viele erſchienen, weniger Bildniſſe; zur Naturgeſchichte gehöret eine Menge von Abbildungen, deren an ſchicklicher Stelle Erwähnung geſchehen wird. — Der Anweiſungen zum Zeichnen ſind 20, darunter mehrere in München erſchienen; beachtenswerth iſt eine „Anleitung zum Schattiren im Figurenzeichnen, nach Raphael" 20 Bl. in Fol. (Coburg b. Popp). — Stickmuſter-Bücher werden 5 ausgeboten.

Von Muſikalien ſind 322 Artikel verzeichnet; mehr als ſonſt ſcheint für Guitarre und Flöte gearbeitet zu werden; doch bey weitem die Mehrzahl gehört für Flügel, Forteplano und Geige. Von den bekannteren Tonkünſtlern begegnen uns hier Duſſeck, Gyrowetz, Gelineck mit 8 Art., Pär mit 5, Bethoven mit 5, A. Romberg mit 4, B. Romberg mit 3, F. Ries mit 3, C. M. v. Weber mit 3, Cherubini und Wanhall jeder mit 2. Daß J. S. Bach's „Vorſpiele und Fugen" neu aufgelegt werden, dürften viele als eine Erſcheinung von guter Vorbedeutung betrachten.. — Choralbücher werden 15 angekündigt, darunter eins zum Würtembergiſchen Geſangbuche, eins zum Baierſchen (Sulzbach b. Seidel) und eins zum Kurheſſiſchen von Geoßheim. — Zur Geſanglehre haben C. G. H. Böhme, Irgang und Woibold Anweiſungen herausgegeben; die von A. Benelli wird in 2ter wohlfeilerer Ausgabe (Dresden b. Arnold) ausgeboten; auch ſind „Bemerkungen und Erfahrungen über Singunterricht in Volksſchulen" (Stuttgart b. Steinkopf) herausgekommen. — Tänze zählten wir 23.

(Die Ueberſicht des Ertrages von der Büchermeſſe für Kunſt-Gelehrſamkeit folgt im nächſten Monate).

Theaterkunſt.

Kunſt und Natur; Blätter aus meinem Reiſetagebuche. Von Auguſt Klingemann. Erſter Band. Braunſchweig bei G. C. E. Meyer 1819. 474 S. 8. (Mit dem Bildniß des Verfaſſers.)

Der geſchätzte dramatiſche Dichter war im Jahre 1817 Mitdirector einer Theateranſtalt zu Braunſchweig, welcher er jetzt allein vorſteht, und eine, mit dem Streben der echten dramatiſchen Dichtkunſt parallele Richtung zu geben ſich bemüht. Hiſtrionenſtreiche hatten, wie er in der Einleitung zu verſtehen gibt, ſeine inneren Kräfte ermüdet, und um ſich zu erholen, unternahm er eine Reiſe in Deutſchland, wobei er ſein Hauptaugenmerk der vaterländiſchen Bühne widmen wollte, ohne die Kunſt überhaupt, und die ihr ſo nah verwandte Natur, aus den Augen zu verlieren. Aus ſeinem Tagebuche entſtand dieſe Schrift. Er hat ſie ſeinen Reiſegefährten zugeeignet, die er nicht nennt. Dieſe Dedikation gilt eigentlich allen aufmerkſamen, kunſtliebenden Leſern; denn der Verf. ſchreibt ſo, daß er ſie ſämmtlich zu ſeinen Reiſegefährten macht. Wir lernen nicht nur das, was er beſchreibt, ſondern auch ihn ſelbſt, und zwar von ſehr anziehenden Seiten kennen. Was den Rec. inſonderheit betriſt; ſo befand er ſich, als er das Buch vor ſich nahm, in ähnlichem Falle mit dem Autor. Er hatte ſich zwar an keinem Theater müde dirigirt, aber an Theaterkritiken müde geleſen, nämlich an denjenigen, die der Verf. ſelbſt S. 7. die zahmen nennt, und aus welchen gewöhnlich nichts weiter hervorgeht, als daß ihre Urheber freybillettirte Notizenſchreiber ſind. Sich davon zu erholen, beſchloß er, eine Reiſe durch dieſes Buch zu machen, und darüber ein Tagebuch (von den Recenſenten gewöhnlich Extract genannt) zu halten, aus welchem er nun ſeinen Leſern das Beſte ſtatt einer ſchulgerechten Recenſion mittheilen will.

Wer, wie Klingemann, einen Fauſt gedichtet hat, reiſt von Braunſchweig aus billig zuerſt auf den Brocken. Das thut er denn auch S. 19., und zwar den Fauſt in der Hand, jedoch den Goethe'ſchen, welcher den Weg auf den Hexenberg ſo dichteriſch beſchreibt. Den ſeinigen hat er blos in der Taſche, und als er oben iſt, zieht er ihn erſt heraus, und ſtellt mit einem beſcheidenen: Si licet parva componere magnis (S. 22.) eine kleine Vergleichung der beyden dramatiſchen Fäuſte an, wovon die eine mehr die Leſe-

Digitized by Google

welt, die andere mehr das Theaterpublikum zu packen und feſtzuhalten geſchaffen iſt. Durch das Hannöverliſche reiſte K. des Sonntags, wo man dort die Weggelder doppelt bezahlen muß. Er hält das für eine Art von Strafe, welche die Regierung indirect auf die Verletzung der Sabbathsfeyer geſetzt habe, auf deren Heiligkeit man in England viel hält. Es wäre nicht das erſte Mal, daß die Pinsmacherey ihre rationes legis aus der Bibel genommen hätte; und man könnte dieſe sanctam rationem recht füglich auch auf die Grenzzölle ausdehnen. In Caſſel iſt es der Zopf der Schildwache am Thor, an welchen der Reiſende ſeine erſten Betrachtungen anknüpfte. Sie ſind ſehr mild. S. 31. heißt es: „Nur der ſtrengſte Bürger des Landes darf es ruhig wagen, ſein ſtrengſter Fürſt zu ſeyn; das gehaltene Geſetz hält ſeinen Thron, das ſtrafende deckt ſeine Tugenden auf, und ein reines Bewußtſeyn ſtählt den Willen und läßt ihn hoch daſtehen über der Zeit und ihren wechſelnden Geſchicken. So allein begründet ſich edler hoher Deſpotismus, und wohl den Ländern, welche ſich eines ſolchen erfreuen dürfen.“ Wenn das nicht Satyre iſt, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, warum es K. S. 38. ſonderbar findet, daß man in Caſſel die Theatereffekten, welche der König Hieronymus aus Braunſchweig entführt hatte, dem Braunſchweigiſchen Machthaber, welcher ſie reclamirte, mit dem Anführen verweigerte, daß ſie erobertes Eigenthum wären. In einem Völker- und Staatsrechte, welches lehrt, daß man das Eroberte (hier eigentlich entfremdete) Gut behalten, aber das von ihm verkaufte den Käufern wieder nehmen darf, ſcheint aber ſo wenig Total- und Zuſammenſpiel zu walten, als unſer Reiſender auf der Caſſelſchen Bühne fand, wo man ſeine Deutſche Treue ſchlecht aufführte. Weit ſchlechter noch fand er die Sachen zu Frankfurt a. M. beſtellt, nämlich auf dem Theater; denn bey der Bundesverſammlung herrſcht allbekanntlich ein vollkommenes Zuſammenſpiel, welches ſich beſonders bey bedenklichen Rechtsconflicten durch einſtimmige Incompetenzerklärung zu beurkunden pflegt. Um das theatraliſche Zuſammenſpiel zu befördern, kommt unſer Verf. S. 39. auf Müllner's Vorſchlag zurück, bey den Bühnen Vorleſer anzuſtellen, welche vor der Leſeprobe dem Perſonal das Stück vortragen. Aber in dieſem Vorſchlage war von der förmlichen Anſtellung eines ſolchen Lectors wohl nur ſcherzweiſe die Rede, und blos die Zweckmäßigkeit der Vorleſung (durch den Dichter, Director oder Regiſſeur) iſt von Müllner im Ernſt behauptet worden. Die angeſtellten Vorleſer würden gar bald werden, was die angeſtellten Theaterdichter zu ſeyn pflegen, von denen er irgendwo behauptet, daß ſie in der Regel eben ſo wenig Dichter ſind, als der Stiefelknecht ein Knecht. Daß der Dichter eines Stücks ſelten ein guter Vorleſer deſſelben ſey, wie K. behauptet, kann ihm Rec. nicht unbedingt zugeben. Im Kreiſe von Freunden leſen die meiſten gut; aber freilich vor Schauſpielern, die ihnen fremd ſind, und mit der Miene der Hiſtrionenſelbſtgenügſamkeit drein ſchauen, dürfte mancher befangen werden, und daher ein Dritter beſſer zu dem wichtigen Geſchäfte taugen. Schauſpieler können es ſelten, ſie ſind gewohnt, ihre Geiſteskräfte auf einzelne Rollen zu verwenden, wie denn auch unſer Verf. bemerkt, daß er von Iffland die Weihe der Kraft ſchlecht, von Ludwig Tiek aber Schlegels Hamlet vortrefflich vorleſen hörte. Auf jeden Fall iſt es eine beſondere Kunſt, welche der Schauſpielkunſt viel nützen könnte, wenn ſie als Hülfskunſt derſelben behandelt würde. Für das komiſche, auch wohl für das idylliſche Drama beſitzt ſie z. B. der Deklamator Solbrig in einem hohen Grade. Bei Privattheatern geht gewöhnlich alles von ſolchen Vorleſungen aus, wer ein Stück gern zur Aufführung bringen möchte, wirbt ſich auf dieſe Weiſe die Mitſpieler unter den Dilettanten ſeines Orts. In ſolchen Kreiſen ſollten die Vorſteher öffentlicher Bühnen nach Vorleſern ſich umſehen, und ſie in ihr Intereſſe ziehen.

In Darmſtadt, wo der Großherzog ſelbſt ſich perſönlich für die Bühne, jedoch vorzugsweiſe für die Oper intereſſirt, ſah K. Holbeins Fridolin mittelmäßig, in einem zu langſamen und bedächtigen Tempo aufführen. Es iſt ſchon gut, wo nur überhaupt ein Tempo bemerklich wird, welches nicht vom Souffleurkaſten ausgeht. Vom Heidelberger Faſſe (S. 81.) führt uns K. zu Vater Voß. Er will (S. 85.) den Othello nach der Ueberſetzung von Voß dem Sohne, auf die Bühne bringen. Das ſcheint dem Rec. noch zu früh. Beyde Voß überſetzen den Shakſpeare in ein Deutſch, welches ſie zum Theil erſt eigends zu dem Zweck bilden. Man ſehe darüber das antikritiſche Sendſchreiben von H. V. d. j. im Hermes 1819. B. II. Auf der Bühne, wo auf ein leichtes Faſſen der Rede ſo viel ankommt, wird das erſt dann am Platze ſeyn, wenn es Cours bekommen hat in der Nation. Dahingegen eifert K. mit Recht wider die Aufführung ſolcher Verſtümmelungen, nach welchen Schröder und Iffland den Lear gaben. Voß d. V. gab den Schauſpielern aus Eckhofs Zeiten das Zeugniß, daß ſie es verſtanden hätten, die rhytmiſche Recitation der Verſe mit dem richtigen Vortrage des Sinnes genau zu vereinigen. Iſt dem alſo; ſo hat die Bühne Rückſchritte gemacht; eine Abhandlung darüber käme zu rechter Zeit, und fände vielleicht Leſer, wenn ſie humoriſtiſch, etwa wie Müllners Wörterbuchsartikel, Scandiren und Reim, geſchrieben würde. In Mannheim fand K. auf der Bühne ein fuimus Troes; aber doch Lebhaftigkeit des Beyfalls, die er dem Theaterpublikum im Allgemeinen empfiehlt. Das von Weinbrenner erbaute Theater in Carlsruhe beurtheilt er S. 134. nicht durchaus günſtig. In der That ſcheint das Optiſche dem Akuſtiſchen in Betreff der, dem Theater nahen, Seitenplätze zur Ungebühr aufgeopfert zu ſeyn, welches auch in Leipzig der Fall iſt, wo derſelbe Baumeiſter wirkte. Sein Dreiviertheilszirkel für die Zuſchauer bildet in der Nähe der Bühne ein Vorgebirge, welches den größten Theil derſelben den Seitenplätzen verdeckt. Rec. hörte es in Leipzig einmal ſpottweiſe das Cap Horn nennen. Dieſe Figur kann überhaupt nur unter der Bedingung für optiſch richtig gelten, wenn die ganze Bühne, ſo weit auf ihr agirt wird, innerhalb des vierten Zirkelviertheils Raum findet. Denn zu allen den Punkten, welche außerhalb deſſelben liegen, findet aus den Seitenplätzen, welche der, den ganzen Zirkel in $\frac{1}{4}$ und $\frac{3}{4}$ abtheilenden Chorde nahe liegen, keine gerade Sehlinie ſtatt, und eine krumme gibt's nicht auf dieſem Planeten. Der Fehler iſt alſo mathematiſch klar. S. 138 f. ſpricht K. von der Oberverwaltung hoffähiger Intendanten ſehr wahre Worte. Dem Rec. fiel dabey eine litterariſche Anekdote ein, worüber er zu ſeiner Zeit herzlich hatte lachen müſſen. In dem ci-devant Berliniſchen Dramat. Wochenbl. No. 23. 1816. berichtete ein Dresdner Correſpondent (wer erräth den füßen nicht?), daß ein Schauſpieler mehrere Wochen auf der königl. Manege Reitſtunde gehabt habe, um in Vandyk den Schimmel gehörig zu tummeln, und fragte: „Würde das haben bewirkt werden können, wenn die Intendantur nicht in den Händen eines Mannes von höherem Range wäre?“ Bald darauf in No. 29. be-

richtete ein anderer (ein ſauerer), daß eine Schauſpielerinn durchgefallen ſey, welche mit hohem Gehalt auf das bloße Wort eines Stabsofſiziers von höherem Range engagirt worden war. Ein Leſeantecessor hatte dabei obige Stelle citiet, und beygeſchrieben: „Würde der Bock geſchoſſen worden ſeyn, wenn der Stabsoffizier von höherem Range den Intendanten von höherem Range nicht zu Rückſichten der Standesconvenienz bewogen hätte?“ Eben ſo wahr ſpricht er über das Vorherrſchen der Oper auf allen Hoftheatern, und über die Nebenrolle Melpomenens. Die Erſcheinung iſt in der That auffallend. Fehlt es in den höheren Regionen an Geiſt? Fühlen dort die menſchlichen Gemüther das Bedürfniß der Erſchütterung und Erhebung nicht mehr? Wird es der conventionellen Größe unheimlich der äſthetiſchen gegenüber? Rec. wüßte ſeit dem Tode des jüngſtverſtorbenen Königs von Würtemberg kaum einen deutſchen Fürſten zu nennen, welcher die Tragödie liebte und begünſtigte. Buonaparte hingegen war ſtolz auf ihren Beſitz, und machte in Erfurt Parade damit vor fremden Potentaten, die jetzt in deutſchen Hoftheatern ewig nur angeſungen und angetanzt, ſelten angeſprochen werden. Ungeheuer Summen werden für den Sinnenkitzel der Bühne verſchwendet, und vom tragiſchen Dichter und Schauſpieler nimmt man keine Notiz.

Beſſer fand Kl. die Angelegenheiten der Melpomene in Stuttgart beſtellt, wo ſie in einem hoffähigen Intendanten zugleich auch einen kunſtſinnigen Wächter über ihre Rechte gefunden hat. Unterrichtet von ſeinem Beſuch, empfieng die Bühne unſern V. mit einer höchſt würdigen Aufführung der Schuld. Von Eßlairs Darſtellung des Hugo Oerindur ſpricht er mit einer Begeiſterung, die um ſo unverdächtiger iſt, da er (begreiflich!) dem Stück nicht ſonderlich hold zu ſeyn ſcheint. Er iſt der Meinung des franzöſiſchen Kunſtrichters zugethan, welcher behauptet, die Tragödie ſey eigentlich mit dem Ausbruche des Geſtändniſſes zu Ende. Was dagegen M. im Vorbericht zur jüngſten Ausgabe des Buchs über den Unterſchied zwiſchen dem Ausgange eines peinlichen Unterſuchungs-Verfahrens (der Cataſtrophe einer Aſſiſen-Verhandlung) und einer Tragödie geſagt hat, ſcheint unſer V. nicht zu kennen. Rec. meint, das Stück gehe hier eigentlich erſt an, und möchte wünſchen, es ginge früher an, nämlich was Handlung und Pathos betrifft; ungefähr wie der Hamlet, welcher in dieſer Hinſicht ſchon da, wo durch das Schauſpiel im Schauſpiel das verborgene Verbrechen außer Zweifel geſetzt wird, die Vorakten völlig ſchließt, und von hier an einen thätigen Conflikt der feindlich gegen einander geſtellten Intereſſen auf dem klaren Boden der Gegenwart ſehen läßt. Inzwiſchen geſteht K. ein, daß auch in dem vierten Akte, den er (vielleicht aus Mangel an hinlänglichem Vertrautſeyn mit den alten Muſtern, und namentlich mit dem Oedipus tyrannus des Sophokles) für ein fünftes Rad am Wagen hält, Eßlair viel Großes geleiſtet, und lautſchallenden Beifall geerntet habe.“ (S. 164. u. 168.)

Ehe Rec. ſammt ſeinen Leſern mit dem Reiſenden weiter reiſt, will er die letztgedachten mit einer kleinen Unart deſſelben bekannt machen. Auguſt Klingemann hat nämlich von dem ſeel. Auguſt von Kotzebue die Gewohnheit angenommen, bey jeder Veranlaſſung auf den Ex-Kaiſer der Franzoſen und ſeine Familie zu ſchmähen. So belegt er S. 31. Hieronymus Buonaparte mit Scheltreden, deren Publicität Rec. für einen Mißbrauch der Preßfreiheit hält, da dieſer Mann noch zur Stunde unter uns Deutſchen lebt, und mit der Königswürde, welche bey weitem die meiſten und größten Mächte Europa's anerkannt hatten, doch unmöglich das Recht verloren haben kann, gegen öffentliche Injurien in Schutz genommen zu werden. Gegen Napoleon bringt er S. 170. die unverbürgte Anecdote der Umtaufung (Nicolaus in Napoleon) wieder zu Markte, und wärmt ſein ſchales Anagramm ο̕ παν ελου und παν ολεου ſelbſtgefällig auf. Ja er geht S. 337. bis zu der Lächerlichkeit, den Character der Cleopatra (in Rodogune) nur darum von dem Vorwurfe einer naturwidrigen Uebertreibung frey zu ſprechen, weil in Napoleon ein lebendes Beiſpiel ſolcher Grauſamkeit aus Herrſchbegier vorhanden ſey. Wann hat denn Nap. mit eigner Hand eigne leibliche Kinder umgebracht, weil ſie nicht für ihn morden gewollt? Solche Uebertreibungen ſchaden der guten Sache, und es iſt überall gemein, und vor allen eines tragiſchen Dichters unwürdig, über den geſtürzten und machtlos gewordenen Feind mit Schmähungen herzufallen, zumal wenn man in der Zeit, wo er noch Macht beſaß, nicht mehr gegen ihn gewagt hat, als dasjenige, weſſen Kl. an einer andern Stelle ſich rühmt: das politiſch ganz unſchuldige Stück, Deutſche Treue, zu ſchreiben. Da ſchwang Kotzebue die Autorgeißel ganz anders gegen den kriegſüchtigen Uſurpator. Genug von dieſer Schwachheit unſeres Vs., welche ſelbſt durch die Vermuthung, daß er durch Buonaparte's politiſches und kriegeriſches Treiben in Deutſchland in ſeinem ſchriftſtelleriſchen und theaterkünſtleriſchen Erwerbe geſtört worden, nur ſchlecht entſchuldiget werden würde.

S. 181. beſtätiget Kl., welcher den verewigten Leiſewitz perſönlich kannte, eine jüngſt in einem Journal vorgekommene Vermuthung über die Urſache, die das Talent dieſes Dichters der dramatiſchen Dichtkunſt entzog, und ihn unbeugſam beſtimmte, kurz vor ſeinem Tode ſeine Manuſcripte dem Feuer zu übergeben. Es war die Schiefſinnigkeit der Preißrichter bei der Bühne zu Hamburg, welche dem Julius von Tarent ſeinen Vorrang abſprachen. Man vergleiche damit die Anecdote S. 349. Der verſtorbene Schröder in Hamburg erklärte in einem Briefe an Kl., welchen er als Dramaturgen für ſeine Bühne gewinnen wollte, daß er Schillers Tod in Beziehung auf die deutſche Bühne durchaus für keinen Verluſt halte. Zu welchen Betrachtungen führt das über die Incompetenz ſelbſt der talentvollſten Bühnenleute in Sachen der höheren, dramatiſchen Dichtkunſt, zumal wenn ſie ſelbſt theatraliſche Schriftſtellerey getrieben haben. Selbſt Iffland war, nach unſers Vs. Zeugniß, nie recht mit der metriſchen Tragödie zu verſöhnen, die er bald ſpöttiſch Versthränenſpiel nannte. Die Geſchmacksproſa ſolcher Schauſpieler, welche durch ein mühſam ausgebildetes, einſeitiges Talent zu einer temporären Herrſchaft auf der Bühne gelangten, hat dem Aufflug der Kunſt ſtets geſchadet, und dem deutſchen Genius Blei an die Füße gehängt, um ihn in dem Bereich ihrer Empfänglichkeit feſtzuhalten. Das Beyſpiel von Leiſewitz diene den wahren Dichtern zur Warnung, wenn ſie die Luſt anwandelt, zu ausgeſetzten Theaterpreiſen zu concurriren. Gewöhnlich verräth ſchon die Stellung der Aufgabe die poetiſche Unmündigkeit ihrer Verfaſſer, wie ſich an ſehr jungen Beyſpielen zeigen ließe.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 33.

Literatur-Blatt.

1819.

Theaterkunſt.

Kunſt und Natur; Blätter aus meinem Reiſetagebuche. Von Auguſt Klingemann. Erſter Band. Braunſchweig bei G. C. E. Meyer 1819. 474 S. 8. (Mit dem Bildniß des Verfaſſers.)

(Beſchluß.)

Kehren wir zu Kl. nach Stuttgart zurück. Wir finden ihn S. 182. ff. in Danneckers Werkſtatt. Wir ſchauen und genießen mit ihm. In wenig Zeilen giebt er S. 189. die Beſchreibung eines Basrelief, auf welchem die Geſchichte der zwar zuhörenden, aber über ſie in die Ferne hinausſchauenden Tragödie vorlieſt. Der Gedanke wiegt einen Commentar über die Verhältniſſe zwiſchen Clio und Melpomene auf. Kl. reiſte von Stuttgart über Frankfurt zurück, und wir treffen ihn im zweyten Abſchnitte des Buchs S. 258. auf einer andern Reiſe, d. h. auf einer Reiſe anderen Zweckes. Er nennt ſie, wie früher diejenige der Herren Treitſchke und Schreivogel, die er in Frankfurt angetroffen hatte, eine Raubreiſe. Er wollte Talente fremder Bühnen für diejenige werben, welcher er künftig ſelbſt vorſtehen ſollte. Das Theater zu Hannover hat ihn nicht zu tiefgehender Kritik gereizt, obſchon er einzelne Talente, beſonders Holbein und ſeine Gattin (Renner), anerkennt. In Bremen fand er einen jungen Director (Gerber), einen talentvollen Schauſpieler, ſchier unter den Sorgen und Mühen der Regierung erliegend, und in Gefahr, ſein eignes Talent für muntere Liebhaber zu verderben. Der Ruf von dem Gaſtſpiel der Schröder in Hamburg zog ihn dort hin. Er legte an ihre Kunſt den großen Maaßſtab an, mit welchem er in Stuttgart Eßlair gemeſſen hatte, fand ſie jenem Heros gewachſen, und entwickelt ihr Spiel mit der nämlichen, lebendig mahlenden Begeiſterung. Am ausführlichſten ſpricht er über ihre Cleopatra in Rodogune, Brunhild' im Yngurd, und Lady Macbeth. In der erſtgedachten Rolle war ſie durchaus vollendet. In der Darſtellung der zweyten fand er mehr Subjectivität, als Objectivität. (S. 345); es iſt aber ſchwer zu verſtehen, was er damit meint. Er lobt drey objective Momente als große Kunſtäußerungen: „Trennt euch von Jema!“ dann die Zeichnung, welche die Wahnwitzige von Yngurds Heldenbilde entwirft: „Nichts hat die Natur“ u. ſ. f., endlich das wunderſame Hellſehen: „Seht ſeht! das iſt nicht in mir“ u. ſ. w. Im übrigen habe der Wahnwitz zu ſehr und zu ſchmerzlich für die Zuſchauer, in ſeiner eignen träumeriſchen Welt verkehrt, ohne nach Außen hinaus zu wirken. Anders in L. Macbeth, wo Kl. nur an dem zu modernen Coſtüm einigen Anſtoß nahm, das Spiel aber ganz aus einem Guſſe fand. Fein, wenn ſchon nicht zum beſten ausgedrückt, iſt S. 344 die vergleichende Bemerkung, daß Brunhilde mehr Vergangenheit als Gegenwart habe, L. Macbeth hingegen ganz im Augenblicke ſelbſt lebe. Vielleicht iſt es an Müllner überhaupt eine Eigenheit von problematiſchem Werthe, daß er ſeine Charaktere meiſt allzuſorgfältig auf die Quellen ihrer Entſtehung in der früheren Lebensgeſchichte zurückführt. So iſt Brunhilde das, was ſie iſt, geworden durch ihre unglückliche Liebe zu Eloff, und der Moment, wo ſie in der Anrede an das normänniſche Volk mit wenig Worten deſſen Selbſtmord berührt, iſt deshalb für die Schauſpielerin höchſt wichtig. Nur von dieſem Standpuncte (des Studiums) aus kann ſie hier ein Kunſtwerk aus Einem Guſſe ſchaffen. L. Macbeth hingegen iſt, weil ſie iſt; Shakſpeare ſtellt uns den furchtbaren Mannweib-Character hin mit der ſichern Hand des Genies; auf die Frage, wie er es geworden, läſſt er ſich nicht ein. So empfängt die Schauſpielerin die Rolle unmittelbar aus des Dichters Phantaſie, ſie ſieht das Bild ſchnell in dieſem zauberiſchen Spiegel entſtehen, nicht in der Vorgeſchichte des Stücks langſam ſich ausbilden, und kann es daher um ſo leichter in dieſer Einheit und Einfachheit dem Zuſchauer wiedergeben. Dieſer Unterſchied gereicht der Künſtlerin zur Entſchuldigung, wenn ſie dem feinen Kenner in der Rolle der Brunhilde minder genügte. Ueberdieß ſcheint aus der Schilderung, welche unſer V. S. 311 ff. von der Hamburgiſchen Darſtellung des Yngurd überhaupt macht, hervorzugehen, daß ihre Geſammtheit nicht die beſte war. Was Kl. (beſonders S. 314.) über die Mängel derſelben ſagt, iſt ſo anſchaulich als belehrend, und zeugt für ſeinen ſeltenen Beruf zu dem Geſchäft, die Darſtellung poetiſcher Stücke auf der Bühne zu leiten. Im übrigen ſpricht er vom Hamburger Theater mit vieler Achtung. Schröder's ſtrenger, oft pedantiſch ordnender Directorialgeiſt waltet noch fort auf demſelben, und ob auch zur Darſtellung Shakſpear'ſcher Genialität der Aufſchwung der Phantaſie, der echte poetiſche Cothurn fehle; ſo iſt doch der Gang der aus dem Franzöſiſchen übergetragenen Tragödie ſtreng regelmäßig, und die Darſtellung proſaiſch-characteriſtiſcher Stücke ſehr vollkommen in Vergleich mit Berlin und Weimar. Er nennt die Hamb. Bühne in ſo fern ausgezeichnet, als ein Ganzes darauf zur Anſicht gebracht wird, und ein Styl auch da noch ſich darſtellt, wo die gehörige Kunſthöhe unerreicht bleibt.

Nicht alſo in Berlin. Was die bekannte Beylage zum Yngurd diejenigen, welche dieß Haupttheater nicht aus eigner Beobachtung kennen, unwillkührlich ahnen läſſt, das ſpricht Kl. zwar in ſchonenden Formen, aber ſehr deutlich aus, und verfolgt das Uebel bis in ſeine Quellen. Talente ſind da; aber von verſchiedenen Schulen, von neuem und von altem Style. Daher „offenbarer Unzuſammenhang und divergirende Richtungen.“ Am wenigſten gut und zahlreich iſt die wahre Melpomene, die höhere Tragödie bedient. „Manche die im bürgerlichen Stücke ganz rüſtig daſtehen, werden ſofort Futter für das Pulver der Weißenfelſer Batterie, wenn ſie in einer idealen Sphäre auftreten müſſen.“ Reſultat: Das eigentliche Nationaltheater

iſt erſt noch zu erſchaffen, die ſich durch einander treibende Willkühr aufzuheben, und der Untergang des babylouiſchen Thurmbaues in einer allgemeinen Sprachverwirrung zu verhindern. (S. 403.) Man ſieht, daß unſer Kritiker aus einem weit ſtärkern Kaliber feuert, als gegenwärtig die Weißenfelſer Batterie führt. Wer weiß, ob es jetzt noch zeitgemäß iſt!

In Wittenberg, der Ex-Univerſität des unſterblichen Hamlet, fand der Reiſende kurioſe Dinge. Ein kunſtliebender Lieutenant hatte die hölzernen Standbilder der beyden ſächſiſchen Fürſten, Friedrichs des Weiſen und Johanns des Beſtändigen, in blau uniformirte Preußen verwandeln laſſen, und zu ihren neu vergoldeten Schwerdtern lederne Riemen angeſchafft. Auch Herzog Rudolf und die Seinigen hinter dem Altare der Schloßkirche ſind von dieſem Lieutenannt preußiſch behandelt worden (ſie S. 417.), und Luthers Hörſaal dient zur Exercierſtube. Ey nun, tempora mutantur et nos mutamur in illis. Den Franzoſen wird es S. 418. zum Verdienſt angerechnet, daß ſie mitten in ihrem Lazareth Luthers Zimmer heilig hielten. Ueber das Theater zu Leipzig urtheilt Kl. ungefähr eben ſo, wie die Theatercorreſpondenten derjenigen Journale, die nicht in Leipzig herauskommen. Er vermißte mit Befremden die poetiſche Perſon für einen Wallenſtein, Yngurd, Otto von Wittelsbach u. ſ. f. Nun, das Theater bedeutet ja nach Schiller die Welt, und auch in der Welt iſt dieſe Art von Leuten ſelten, ſie fehlt oft halbe Jahrhunderte lang ganz, und das iſt nur um ſo beſſer. Nicht billigen kann Rec., daß Kl. mehrere Male (S. 205. u. 427.) die erſte Liebhaberin und Heroinn dieſes Theaters da, wo er von ihrer Unzulänglichkeit für tiefe, poetiſche Rollen ſpricht, mit ihrem proſaiſchen Vornamen nennt: „Demoiſelle Chriſtine ......“ Das klingt gereizt. Sophie Schröder, ohne Madam, (S. 330.) das iſt in der Ordnung, hier vertritt der Vorname die Stelle des conventionellen Ehrentitels, der durch eine wahre, nationelle Celebrität in der literariſchen Republik verloren geht. Aber eine Demoiſelle Chriſtine X. iſt verhöhnend.

In Weißenfels referirte dem Reiſenden der Gaſthofskellner die Wichtigkeit, daß Müllner bis in den Tag hinein zu ſchlafen pflegt. Doch ſetzte ſich unſer V. auch in den Stand, ſeinen Leſern eine andere Wichtigkeit als Augenzeuge zu referiren, nämlich wie M. ausſieht: „Recht geſcheit, doch hat er eher ein juridiſch-ſcharfes als ein poetiſch-ſchwärmeriſches Auge. M., der dramatiſche Dichter, grollt übrigens ſo ſehr mit allen öffentlichen Bühnen, daß er ein, ihm ſelbſt minder, als ſeiner Nation gehörendes Talent völlig zu vergraben geſonnen ſcheint.“ Er ſcheint ſich anders beſonnen zu haben, und wenn nicht; ſollte denn ſo ein Ding, wie ein Talent iſt, der Nation gehören, wenn ſie es nicht bezahlt? Kl. ſcheint S. 430. zu beſorgen, daß M., der Juriſt, nicht nur die Verneinung dieſer Frage erweislich machen, ſondern wohl gar den Theaterdirectoren das onus aufproceſſiren möchte, in dergleichen Fällen für die Nation Zahlung zu leiſten. Daher ſagt er: „Deutſche Bühnendirectionen können dabey wenig thun.“ Auch ſoll der Sänger nicht mit dem Theaterdirector, ſondern mit dem Könige gehen, und es iſt nach meiner unbezweifelt gerechten Anſicht die Pflicht und Schuldigkeit der Fürſten, dem Genie nicht nur freye Luft und Sonnenlicht, ſondern auch unabhängige Freyheit von den Sorgen des Lebens zuzugeſtehen. Bisher hat freylich leider die unbequeme Sitte geherrſcht, alle lebendige Genies überhaupt möglichſt zu ignoriren und nur tote (ſo ſchreibt d. V. das Abject. todt überall) anzuerkennen; weshalb denſelben denn auch die Monumente gleichſam als Nachzahlung und Schadenerſatz höhern Orts bewilliget worden ſind.“ Für die Fürſten iſt dieſe Sitte ſehr bequem. Kl. ſucht ihren Grund im Neid der gleichzeitigen Schriftſteller, und beruft ſich auf die unfreundliche Art, womit Grillparzer bewillkommnet wurde. Sie war allerdings bei der Ahnfrau (den Erfolg der Sappho kannte Kl. da noch nicht) ſo arg, daß M. ſelbſt für Gr. gegen die Journaliſten Partey nahm. Aber jetzt paßt das Beyſpiel nicht mehr. Grillparzer, ein Oeſterreicher, iſt von ſeinem Monarchen in deſſen beſondere, perſönliche Fürſorge geſtellt worden. M. hingegen iſt laut der Dedication des Yngurd ein denationaliſirter Sachſe, und wenn man ihn nur nicht, gleich den ſächſiſchen Altvordern in Wittenberg, berlinerblau anſtreicht; was kann er mehr verlangen? Von den Theaterdirectoren nun zumal gar nicht, da er keine Hundecomedien ſchreiben kann. Doch Kl. iſt kein Freund davon, und betritt S. 433 das Theater zu Weimar mit einer Mahnung an die Worte des Otto von Wittelsbach: Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell? Wir in Mannheim ein: Fuimus Troes, ſo fand jer hier ein: Fuit ingens gloria Teucri vor. Das beſte, was er fand, den Dekorationsmaler, ward er für Braunſchweig an. Doch traf er auch, außer der Frau v. Krüdener, in dieſen Gegenden noch A. v. Kotzebue an; mit welchem er einen Abend in Erwartung einer wiederholten Fenſterkanonade zubrachte. Vor dem Druck dieſes Buchs erhielt er noch die Nachricht von deſſen Ermordung, und ſpricht von ihr S. 466., nach Rec. Meinung, etwas übereilt. Wohl mochte ſie den Menſchen in Kl. empören, und den Theaterdirector erſchrecken (denn wer lieferte die Neuigkeiten ſo häufig, brauchbar und wohlfeil, als v. K.?); aber was wäre der gute Name, die hohe Ehre unſerer Nation, wenn die Unthat eines einzelnen, politiſch-religiöſen Fanatikers ſie gefährden könnte? Doch unſer V. meint ja das nur, wenn — ! nämlich wenn die That eine vehmgerichtliche Execution war.

Rec. hat die Schrift hauptſächlich in Beziehung auf das, darin ſo oft berührte, deutſche Theaterweſen betrachtet, und für diejenigen, welche dafür ſich intereſſiren; iſt ſie von entſchiedenem Werth, obwohl Wien darinne fehlt, welches der Reiſende nicht berührete. Kl. verdient und genießt Achtung als dramatiſcher Dichter. Nach dieſem Buche zu urtheilen gebühret ſie ihm auch als Kritiker und Bühnenvorſteher. Keine raffinirte Dramaturgie a priori, keine Einſeitigkeit des Geſchmacks; umfaſſende Kenntniß der Schauſpielkunſt, reges Intereſſe an ihren möglichen Fortſchritten, und eine im Ganzen eben ſo klare als angenehme Mittheilung: mit dieſen Eigenſchaften, welche ſich hier zu Tage legen, iſt er an der Spitze eines Theaters an ſeinem Platze, und kann von da aus der deutſchen Bühne überhaupt ſehr nützlich werden. Dem geſammten Perſonal derſelben wollte Rec. durch gegenwärtige ausführlichere Anzeige (eine flüchtige findet ſich ſchon in der Eleg. Zeit.) das Buch vorzüglich empfehlen.

Alterthums-Kunde.

Herrad von Landſperg, Aebtiſſin zu Hohenburg oder St. Odilien im Elſaß, im zwölften Jahrhun-

dert, und ihr Werk Hortus deliciarum. Ein Beytrag zur Geſchichte der Wiſſenſchaften, Literatur, Kunſt, Kleidung, Waffen und Sitten des Mittelalters, von Chriſtian Moritz Engelhardt. Mit 12 Kupfertafeln in gr. Folio. — Stutgart und Tübingen in der Cotta'ſchen Buchhandlung.

Der Verfaſſer giebt ſelbſt in ſeinem Vorwort über den Gegenſtand und die Tendenz ſeiner Bearbeitung folgende Auskunft:

„Wir bieten dem Freunde des in einem Zaubernebel „entſchwebten Mittelalters, ſo wie jedem Forſcher der Cul„turgeſchichte, die erſte vollſtändige Kunde des merkwürdigen „Hortus deliciarum, Herradens von Landſperg, Aebtiſſin „zu St. Odilien oder Hohenburg im Elſaß, Zeitgenoſſin „Kaiſer Friedrich I. — deſſen beſonders Schutzes ſie ge„noß, dar. Noch ſind von dieſem, auf der öffentlichen Bi„bliothek zu Straßburg aufbewahrten, beträchtlichen Coder „nur unvollſtändige, unrichtige Nachrichten vorhanden. „Denn er enthält nicht, wie dieſe glauben laſſen, eine „Sammlung der Gedichte der gelehrten Aebtiſſin, wiewol „ſich mehrere dergleichen mit muſikaliſcher Begleitung da„rin vorfinden, ſondern eine Reihe von Auszügen; einige „aus der Bibel, der größte Theil aus Kirchenvätern „und andern theologiſchen, beſonders myſtiſch-allegoriſchen „Schriftſtellern, manche auch aus weltlich wiſſenſchaftli„chen, wie über Aſtronomie, Geographie, Mythologie u. ſ. „w., alles zur Belehrung und frommen Unterhaltung der „adelichen Kloſtergemeinde. Den bedeutendſten Werth ver„leiht dem Coder eine Menge ſorgfältiger, höchſt eigen„thümlicher Mahlereyen, meiſt bibliſche Geſchichten und Al„legorien; worunter manche die wunderſamſte Phantaſie „bezeugen. Einige ſind weltlicher Wiſſenſchaft, die letzte „der Stiftung des Kloſters, dem Andenken der unmittel„baren Vorgängerin Herradens, und aller Kloſterfräulein, „die ihre geiſtliche Heerde bildeten, gewidmet. Beſon„ders in ſo fern Herradens Werk gewiſſermaßen einen Ue„berblick, einen Maßſtab der Lage der damaligen literari„ſchen und wiſſenſchaftlichen Cultur zu gewähren geeig„net iſt, ſchien uns daſſelbe auch für die Gegenwart inter„eſſant, und dieſe Rückſicht leitete uns in der gedrängten „Schilderung, die wir davon mittheilen. Den reichſten „Stoff entfalteten uns aber die Gemählde zu den manch„fachſten Wahrnehmungen, über Coſtum, Sitten und Kunſt „des zwölften Jahrhunderts."

„Dieſe bilden den Hauptgegenſtand gegenwärtiger „Beyträge, ſo wie ſie auch größtentheils die Auswahl der „Mahlereyen beſtimmten, die wir in treuen fac ſimile zum „Belege beyfügen."

Alſo nicht nur der Freund der dichteriſchen Leiſtungen des Mittelalters, ſondern auch der hiſtoriſche Forſcher in umfaſſenderem Sinn, wird hier über Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt, Sitten und ſo weiter, mancherley Ausbeute geboten; ja die auf die Mahlereyen des Coder gegründeten, und durch die ſorgfältigen Nachbildungen in den Kupfertafeln, augenſcheinlich gemachten Wahrnehmungen über Kleidung, Waffen und Geräthſchaften des 12. Jahrhunderts, dürften ſelbſt für den ausübenden Künſtler und als Beytrag zur richtigen Theaterkoſtumirung beſtimmtes Intereſſe erregen.

Daß der Verfaſſer mit Liebe zu ſeinem Gegenſtand, und mit Sorgfalt gearbeitet, läßt ſich nicht verkennen. Freylich wohl zeigt ſich auch hie und da, daß ihm mancher Gegenſtand erſt im Laufe der Bearbeitung, und durch dieſelbe bekannter geworden iſt; ja die ſpäter beygefügten Bemerkungen erweiſen, daß er über manches nachmals erſt ſich noch vollern Aufſchluß erworben. Der Verfaſſer hat ſich, in Rückſicht ſeines Vortrags Mühe gegeben, Provinzialismen und Gallicismen (die bey den Elſäſſern durch den gleichlaufenden Gebrauch beyder Sprachen ſo leicht ſich einſchleichen) zu vermeiden, wenn es ihm auch nicht überall gelungen iſt. Provinzial-Worte ſind hie und da, doch ſelten ſtehn geblieben, z. B. Seite 101 Dekel für Decken.

Einen weſentlichen Beytrag für die Literatur des Mittelalters, für die Geſchichte und für den deutſchen Sprachforſcher, liefert die dem Werke angefügten Zugaben: nämlich, die ſämmtlichen Gedichte Herradens (alle lateiniſch), eine in dem Coder befindliche Papſtliſte, und ein Verzeichniß der als Erläuterungen des Lateiniſchen darin vorkommenden altdeutſchen Worte.

Die Kupfertafeln verdienen unſtreitiges Lob, und nicht weniger die Auswahl der Gegenſtände. Sie ſind nach den vom Verfaſſer ſelbſt kalkirten und gemalten Nachbildungen, die Bilder von J. X. Villomin, graveur antiquaire in Paris (dem Verfaſſer der monumens français inédits, und anderer ſchätzbaren Werke) mit großer Reinheit und Sachkunde im Umriß geſtochen, und nicht weniger brav die alte Schrift von Aubert älterm Sohn ebendaſelbſt.*) — Die Bemahlung der Exemplare, die dieſes Vorzugs genießen, iſt ſehr ſorgfältig unter den Augen des Verfaſſers in Straßburg geſchehn.

Wenn dieſe Arbeit den Kennern und Freunden dieſes Fachs nicht unwillkommen iſt, ſo verdankt ſich ihre Bekanntmachung allein der Bereitwilligkeit, mit der der Verleger, mit ſeinem nie erkaltendem Eifer zur Beförderung aller wiſſenſchaftlichen Strebungen, die Beſtreitung der verhältnißmäßig bedeutenden Koſten, auf das uneigennützigſte zu ſeiner Sache gemacht hat.

Es iſt uns angenehm beyfügen zu können, daß nachdem S. M. der König von Bayern durch ein huldvolles Handſchreiben, bereits vor 2 Jahren die Zueignung dieſes Werks anzunehmen gewürdiget, dem Verfaſſer, da deſſen Erſcheinung (beſonders wegen der Bemahlung der Kupfertafeln) ſich bis vor Kurzem verzögert, die Ehre zu Theil ward, dem König, bey allerhöchſt deſſen Anweſenheit in Baden, daſſelbe perſönlich überreichen zu dürfen, und daß ihm S. M. ſeitdem die ſchöne goldne Medaille, (auf einer

*) Die Kupfer enthalten Taf. 1 — 7 eine Auswahl ſolcher Bilder, aus Herradens Gemählden, die in Rückſicht auf Kleidung, Waffen, muſikaliſche Inſtrumente, Fuhrwerk, Wagen- und Pferd-Geſchirr, und häuslichen Geräthſchaften, beſonders hierin belehrend ſchienen. Die 8. Tafel giebt eine eigenthümliche allegoriſche Darſtellung der Sieben freyen Künſte und Wiſſenſchaften; die 9te eine höchſt ſonderbare, der Himmelsleiter und der menſchlichen Schwachheiten die die Hinaufſteigenden zu Fall bringen. Auf der 10ten Tafel befinden ſich Proben von Schrift, Muſik und Calendern und Martyrologen. Die zuſammengehörigen Tafeln 11 und 12, zeigen die Uebergabe des Kloſters Hohenburg an Chriſtus, die h. Jungfrau und den Apoſtel Petrus; — denſelben Herzog noch einmal ſeine Tochter Odilia als Aebtiſſin inveſtirend; endlich die Aebtiſſin Herrad, und ihre Vorgängerin und Lehrerin Relindis, mit den Bruſtbildern und Namen aller zu ihrer Zeit im Kloſter befindlich geweſenen Kloſterfrauen.

Digitized by Google

Seite das Bildniß des Königs, und auf der Kehrſeite ein Pantheon mit der Umſchrift, Ingenio et Industriae) zuſtellen zu laſſen geruht hat, „als ein Zeichen,“ wie ſich das Begleitungsſchreiben des Hrn. Staatsrath von Ringel ausdrückt der „Zufriedenheit, mit der S. M. das Ihr zugeeignete Werk aufgenommen.“

Einige Bemerkungen über ein Werk unter dem Titel:

Freimüthige Blätter über Gebrauch und Einrichtung des Carlsbades für K(C)urgäſte und für Karlsbader ſelbſt von Irgend Jemand. Sit venia verbo. 8. Leipzig 1819. bey Gerh. Fleiſcher d. jüng. 193 S.

Wir beſitzen bereits ſeit bald 300 Jahren (ſeit dem J. 1521) ſo viele Schriften über Karlsbad, daß ein ſtarker Bücherſchrank in Gefahr iſt unter der Laſt derſelben zu brechen, und wir ſehen nicht ein, wie Irgend Jemand in Verſuchung gerathen kann, über Karlsbad auch nur eine Zeile mehr zu ſchreiben, da die Acten über daſſelbe in phyſiſch-chymiſcher, in ärztlicher und auch in ſtatiſtiſcher Hinſicht geſchloſſen ſind; in letzterer nur in ſofern, als der Antheil, den die öſterreichiſche Regierung an der Verſchönerung und Vervollkommnung dieſes Bades nimmt, und die Thätigkeit des gegenwärtigen Oberſtburggrafen von Kollowrat zu Prag von Jahr zu Jahr neue Wohlthaten über Karlsbad ſpendet, und kräftig den Mängeln an demſelben zu begegnen bemüht iſt. Es müßte daher ſehr befremden, irgend Jemanden zu finden, der, ſtatt dasjenige zu tadeln, was wirklich tadelnswerth iſt, gerade das Schlechte lobt und das Gute tadelt, wenn man ſolcher Geiſter des Widerſpruches in neueren Zeiten nicht mehrere, leider immer vergebens, hätte beſchwören geſehen. Mit Bedauern und Mitleid lieſt man gleich im Eingange des Werkes die Selbſtſchilderung des Hrn. Irgend Jemand: „meine Natur gehört zu den nervenſiechſten und ſchwächſten, die man nur finden kann, und ich ſelbſt daher zu den bedauernswertheſten und trübſinnigſten Hypochondriſten, welche in Deutſchland aufzufinden ſeyn möchten.“ Nur in dieſem ſchmerzlichen Bekenntniſſe allein können diejenigen, die durch die Schilderung, welche der unglückliche Hr. Irgend Jemand von Karlsbad uns vorhält, und die ſich durch dieſelbe vielleicht abgehalten finden ſollten, den erbärmlichſten, ſchändlichſten, verweſenſten, elendeſten Ort in der Chriſtenheit, Karlsbad, zu beſuchen, um daſelbſt ihre Geſundheit wieder zu erlangen und ſich in Geſellſchaft der angeſehenſten Männer und Frauen eines großen Theiles von Europa zu finden, Beruhigung und Troſt erhalten. Der Hr. Irgend Jemand beklagt die hundert Thaler ſehr, die ſeine Badecur in Karlsbad ihn koſtete. Wie weit reicht ein ähnliches Sümmchen an minder großen Badeorten? Wir wollen nicht läugnen, daß es eigennützige, betrügeriſche, ſtolze, unachtſame Leute in Karlsbad, daß es ſchlechte Köche in Karlsbad giebt: wir haben aber alle dieſe Lebensſüßigkeiten auch an der Elbe und Oder, am Dnieſter und an der Etſch, an der Donau, an der Garonne und Seine, wie am Rheine mit eigenen Augen geſehen, mit eigenem Munde gekoſtet, und mit mehr als Einem hundert Thaler ſächſiſch bezahlt. Tutto il mondo e paese, ſagen die Italiäner, und es geht in Karlsbad nicht ſchlechter her, als irgend anderswo, wo die Welt nicht mit Brettern vernagelt, und noch Irgend Jemand geweſen iſt. Warum ſo menſchenfeindlich ſeyn, und Leidenden den Becher wehren, der ihre Leiden vielleicht mindern kann, müßten ſie denſelben auch theuer bezahlen! Wer reiſt in Bäder, um zu ſparen? Wer kauft nicht gern, auch noch ſo theuer, den höchſten Schatz des Lebens, Geſundheit! Daß der Verkäufer bey dieſem Kaufe ſich ſelbſt nicht vergeſſen wird, liegt in der Natur der Sache, und überhaupt in der Natur eines jeden Kaufes, bey welchem der Verkäufer in der Regel ſtets mehr Vortheil zieht als der Käufer. Wenn man, ſtatt dankbar dasjenige zu erkennen, was Regierungen und Miniſter, wie Graf Kollowrat, zum Beſten des Landes und der Menſchheit thun, ſtatt ſie mit Beſcheidenheit auf die noch beſtehenden Mängel aufmerkſam zu machen, die ihrer Aufmerkſamkeit entgangen ſind, auch das wirklich Gute tadelt, in einem Tone tadelt, der nur dem gröbſten Mißtone des Tadels, dem Pasquille, nahe kommt; wenn man, wo Wahrheit gehört werden würde, die Lüge ſprechen läßt; ſo iſt es ſehr zu beſorgen, daß Regierungen und Miniſter endlich Ueberdruß empfinden und bey der heiteren Perſpektive auf groben Undank, ſie mögen thätig das Wohl der Menſchheit fördern, oder alles gehen laſſen, wie es iſt, endlich ihre Hände gänzlich zurückziehen. Weit entfernt alſo, durch ſolchen Tadel, wie Irgend Jemand ſich hier erlaubt, der guten Sache gedient zu haben, ſcheint nur der ſchlimme Handel gefördert. Es wäre überflüſſig hier in Widerlegung der Anekdoten oder vielmehr der Lügen, die Irgend Jemand über Karlsbad verbreitet hat, ſich einzulaſſen. Wer erzählen kann, daß der Erzherzog Joſeph Palatin von Ungarn am Karlsbader Neubrunnen mit den Dielen durchbrach, während ein junger Herr (Prinz von S — s) dieſen Unfall ſich durch einen gewagten Salto-Mortale zuzog, wer ſeinen Lügen dadurch Gewicht zu verſchaffen ſucht, daß er erlauchte Perſonen zum Vorwurfe derſelben wählt, wird ſelbſt dort keinen Glauben verdienen, wo er vielleicht die Wahrheit ſagt.

Noch etwas, worauf wir, als Arzt, der ſeit 23 Jahren viele Kranke zu ihrer Rettung und Heilung nach Karlsbad ſchickte, das Publikum, in deſſen Hände dieſe Schrift vielleicht gerathen könnte, aufmerkſam machen zu müſſen für Pflicht erachtet, iſt: daß es den Rathſchlägen, die Irgend Jemand, der kein Arzt iſt, hier gegeben hat, durchaus keinen Glauben beymeſſe, wenn ihm anders ſein Leben lieb iſt. Hunderte werden, wir finden uns in Arztes Pflicht, zu dieſer Aeußerung gezwungen, Hundert werden ihr Grab zu Karlsbad finden, oder mit unheilbarem Siechthum heim kehren, wenn ſie ſich verführen laſſen, den Rathſchlägen des Hrn. Verfaſſers zu folgen, denn wir zweifeln ſehr, daß an Irgend Jemandem zum zweyten Male gelingen dürfte, was an Irgend Jemanden auf eine beynahe unglaubliche Weiſe einmal gelungen iſt. Wer das Karlsbad zur Heilung oder Linderung ſeiner Leiden beſuchen will, befrage hierüber ſeinen Arzt, und wenn dieſer das Bad zu Karlsbad rathſam findet, ſo befolge er, was die Art und Weiſe des Gebrauches betrifft, den Rath der dort am Bade befindlichen Bade-Aerzte, die Tauſenden durch zweckmäßige Anwendung deſſelben Heil und Geſundheit ſpendeten. Wann werden doch Layen aufhören über ärztliche Kunſt zu ſchreiben und Menſchenmord con amore zu verüben! —

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Heinrich von Anjou. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Johann Baptiſt von Zahlhas. Leipzig bei Voß. 1819. 232 S. 8. (1 Thlr. 8. Gr. ſächſ.)

Der Stoff iſt aus den Avantures de Gil Blas l. IV. ch. IV. genommen, und der Verf. hat ihn für die Bühne bearbeitet. Nach dem Vorbericht zu urtheilen, hat er die däniſche Bearbeitung von B. S. Ingemann, wovon wir eine metriſche Ueberſetzung von Lewezow (Blanca, Kopenhagen b. Bonnier 1815.) beſitzen, nicht gekannt, obſchon ſie in der Leipz. Lit. Zeit. v. J. 1817. No. 147 angezeigt, und die Art, wie der däniſche Dichter dieſen Stoff behandelt hat, dort auseinander geſetzt worden iſt. Daß er hinter dieſer Behandlungsweiſe weit zurückgeblieben iſt, verdient alſo Entſchuldigung; aber warum er, wider alle Regeln der tragiſchen Kunſt, die Erzählung des Le Sage ſo mit der Holzaxt zurecht gemacht hat, iſt ſchwer begreiflich. Nicht einmal den theatraliſchen Zug der Erzählung, daß der Miniſter des Königs Blanket für Blanca mit dem Namen der Prinzeſſinn ausgefüllt hat, und nun mittelſt deſſelben ſeinen hohen Zögling zu dem gefährlichen Schweigen zwingt, hat er zu benutzen verſtanden. Er läſſt Enrico freywillig ſich verſtellen, aus Furcht, daß er Sicilien nicht ohne die Hand der Conſtanze erhalten möchte. Bei Le Sage ferner liebt der Connetable Blanca, kennt ihre Liebe für den jungen König nicht, und wird, wie Blanca ſelbſt, ein Opfer der gutgemeinten Staatsprozedur des Miniſters Siffredi, der das Glück ſeiner Tochter der Ruhe des Reichs nachſetzen zu müſſen glaubt. Unſer Verf. macht aus ihm einen ſchlechten Menſchen, welcher den König haſſt, blos darum nach der Hand Blanca's trachtet, des Königs Brief an ſie unterſchlagen hilft, durch die plumpe (wegen der eben erſt angegangenen Trauerzeit ganz unwahrſcheinliche) Lüge, daß er deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin Conſtanze geſehen. Blanca's gekränkte Liebe zu dem Entſchluſſe eines mariage de vengeance reizt, und ihre Hand wiſſentlich ohne ihr Herz, ja ſogar auf die Bedingung annimmt, ſie nie als Gattinn zu berühren. Eine Nichtswürdigkeit, die ſelbſt Blanca's Vater, welcher nach S. 171. darum weiß und ſie zuläſſt, in ein häßliches Licht ſtellt. Dadurch geht das Intereſſanteſte verloren, was wie in der Erzählung des Le Sage finden, das Erwachen und Wachſen von der Eiferſucht des Connetable, welches uns vor einer, Blanca vernichtenden, Entdeckung zittern läſſt; und es bleibt nichts, als ein rein empörender Ausgang. Der Connetable fällt mit dem Degen den gehaſſten König an, den er bey ſeiner ſchuldloſen niederträchtig erſchlichenen Gattinn findet, wird vom König niedergeſtoßen, erſticht ſterbend die neben ihm knieende Blanca, und verſcheidet mit den Worten:

> Verzweifle, Majeſtät, ich ſterbe gern,
> Gott wird mich deinetwegen nicht verwerfen.

Ein ſcheußlicher Betrug, ein attentirter Königsmord, ein hämiſch vollzogner Meuchelmord, keine Entſchuldigung als blinder Haß, keine Reue, und noch Hoffnung auf Gottes Gnade? Es gereicht der deutſchen Theatercenſur ſehr zur Vertheidigung gegen den Vorwurf der Strenge, daß ſie dergleichen Dinge paſſiren laſſt.

S. 18 findet er Heinrich im Gemach der Blanca

> So todt — ſo ſtill — man hätte können hören,
> Wie ſich der Staub im Lichtſtrahl kräuſelte,
> Der einſam durch die Fenſterbolken ſchien.

Waren die Balken etwa durchſichtig? S. 25 berichtet Hubert, daß der König Robert (Roger) im Sarge verſchloſſen liegt; aber S. 83 kommt er aus dem Saale, wo Robert auf dem Paradebette liegt. Ein Dichter, muß, wie ein Lügner, ein gut Gedächtniß haben. S. 90 naſenſtübert Conſtanze die deutſche Sprachlehre:

> Couſin, laſſt uns nicht von uns ſelbſt beſchämen.

Es muß heißen beſchämt werden, oder: Laßt uns nicht uns ſelbſt beſchämen. Blanca ſagt S. 118. höchſt naiv:

> Ach, liebſter Gott, wie glücklich ſind die Kinder!

S. 199 hat der Regen die Luft gefegt (gereiniget) und abgekühlt, und S. 217 ſoll das Schloß von den Garden umrungen (umringt) werden. Der König nennt Blanca (in spe) ſtets: meine Frau, warum denn nicht Gattinn, Gemahlinn? S. 53 deckt ein eh'rner Vorhang das Vergangne. Ein Vorhang von Erz? Warum nicht lieber ein eherner Schieber oder Deckel? S. 77 ſagt Hubert (eine Art von Luſtigmacher) zum Prinzen:

> Ihr vergeſſt doch nie,
> Die Damen zu verbinden — die lagut,
> Die noch kein Sterblicher verwundete.

Der Witz, welchen er von S. 129 — 137 unter den Hofdamen debitirt, iſt nicht beſſer.

Von einem Produkt, welches von ſolchen Verſtößen wimmelt, würd' es der Mühe nicht lohnen, hier zu ſprechen, wenn nicht auch etwas daran zu rühmen wäre. Es iſt der Charakter der Conſtanze, und die Scene (V. Akt IV.), in welcher ſie ihn entwickelt. Le Sage hat ihn völlig im Dunkel gelaſſen; Ingemann hat ihn ſchwarz gemalt: unſer Verf. läſſt ihn in reinem, himmelstrautlichen Glanze leuchten, und das mit Recht. Nicht ohne poetiſche Nothwendigkeit ſoll der Tragöd menſchliche Bosheit in das Spiel der Leidenſchaften und des Verhängniſſes miſchen. Hätte H. v. Z. dieſen Grundſatz auch in Bezug auf den Connetable befolgt; ſo würd' er vielleicht etwas ſehr Gelungenes geliefert haben. Die Verſtellung, der Betrug, welchen der Prinz ſich erlaubt, um die Krone ſich zu retten, reicht hin, den unſeligen Ausgang herbeyzuführen. Daß dieſe Verſtellung unnöthig war, erhöht ihre tragiſche Wirkung. Eben ſo würde die Leichtgläubigkeit, womit Blanca dem Scheine traut, zweckmäßiger wirken, wenn nicht des Connetables abſichtliche Lüge ihre Uebereilung gewiſſermaßen in Schutz nähme. Hier fehlte unſer V. wahrſcheinlich aus einer irrigen Berechnung; er glaubte das Mitleid dadurch zu erhöhen, daß er in der Perſon des Connetables dem Haß und Abſcheu ein Ziel aufſteckte. Dort, bey der

Zeichnung der Conſtanze, traf er das Beſſere, weil er dem Gefühl folgte. Das läſſt einige Anlage vermuthen, welche das Nachdenken über den Grund ſolcher Gefühle ausbilden kann.

Literärgeſchichte.

Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands, während der Jahre 1790 bis 1818. Von Franz Horn. Berlin bey Enslin 1819.

Fortſetzung der durch ihre Gebrechen und Lächerlichkeiten bekannten kritiſchen Literaturgeſchichte des Herrn F. H., worin gemeines Maß häufig für großes geprieſen wird, weil der Herr Verf. ſelbſt nur eben nach dieſem Maße allenfalls etwas Namhaftes meſſen würde. Man muß mit ſo einſeitigen, in frömmelnder Selbſtſucht befangenen, gemüthlich ſeyn ſollenden, und auf das Paradoxe gerichteten Anſichten keine Geſchichte der ſchönen Literatur ſchreiben wollen; und man muß auf dieſem Gebiet ſelbſt mehr als Herr F. H. und von der Nation für mehr anerkannt ſeyn, um für die Dichter und Belletriſten ſeiner Zeit eine kritiſche Rangordnung feſtzuſetzen. Wir mögen Niemand dazu gratuliren, wenn es unſerem Verf. gefällt, ihn hoch zu ſtellen, ſeine in Süßlichkeit getauchte Anmaßung reizt die Satyre leicht gegen ſeine Protégés. Vor Kurzem kam uns ein werthloſes Drama eines ſonſt talentvollen Schriftſtellers in die Hand, welches Herr F. H. edirt und mit einer Vorrede begleitet hatte, worin er den Verfaſſer für einen großen Dichter erklärte. Ein Leſevorgänger hatte daneben geſchrieben:

> Daß ich ein großer Poet, ja der größeſte unter den größten,
> Glaub' es, erſtaunende Welt, blaſend verkündet's mein Horn.

Nicht lange darauf fanden wir in der Zeitung für die elegante Welt 1818 No. 108 denſelben Schriftſteller mit ausdrücklicher Beziehung auf dieſe Horniſche Heiligſprechung härter und beißender beurtheilt, als er verdient. Herr F. H. ſchreibe gemüthliche Romane, und überlaſſe helleren Köpfen von gebildetem Geſchmack die kritiſche Richtung der ſchönen Literatur.

Staatswiſſenſchaft.

Ueber Ehre und Freyheit. Zunächſt den Studierenden auf deutſchen Univerſitäten zur Beherzigung empfohlen. Leipzig bey Brockhaus 1819. (36 kr.)

Auch ein Erzeugniß der Zeit für die Zeit, aber aus edlem Samen, aus gutgeartetem, wohlbearbeitetem Boden. Der ungenannte Verfaſſer will durch Aufhellung der Begriffe von Ehre und von Freyheit dem Zweykampf und dem Mißbrauch der ſogenannten akademiſchen Freyheit auf den deutſchen Univerſitäten entgegen wirken. Er bewährt philoſophiſche Unterſcheidungsgabe, und natürliche aus dem Herzen fließende Beredſamkeit. Sollt' er mit jener hier und da über den Geſichtsbereich der Studenten hinausſchweifen; ſo wird er doch mit dieſer ihre Gemüther treffen. Und ſollten ſeine philoſophiſchen Anſichten nicht überall die Kritik der Schule aushalten; ſo wird doch ſein religiöſer Sinn in unverdorbenen Jünglingen die Empfänglichkeit aufregen für den Kampf der Tugend mit dem Vorurtheil und der leidigen Selbſtſucht.

Engliſcher Literaturbericht vom Mai, Juni und Juli 1819.

1. Poeſie. Von Lord Byron erſchien ſo eben ein Gedicht, deſſen Held Mazeppa iſt. Mazeppa war Page Johann Caſimirs, Königs von Polen; ſeine Bildung und Sitte verſchafften ihm Zutritt in dem Hauſe eines Mannes, deſſen Gemahlinn ſich in ihn verliebte. Der Gemahl überraſchte ſie, band Mazeppa auf ein wildes Pferd, und jagte es in die Steppen der Ukräne. Hier ſchweifte das Thier in den wilden Sandwüſten mit dem Unglücklichen umher, bis ihn ein Bauer rettete und erquickte. Er nahm Dienſte bey den Koſaken; Kenntniß und Tapferkeit halfen ihm empor, er ward Aide-de-Camp des Hettmanns Samoilowitſch. Doch bey dem Rückzuge aus der Krimm ward der undankbare Mazeppa ſeines Wohlthäters Ankläger, an ſeine Stelle gewählt, und der Abgeſetzte nach Sibirien geſchickt. Auch des Samoilowitſch zwey Söhne wurden das Opfer von Mazeppa's Argwohn und Ehrgeiz; er erlaubte ſich Gewaltthätigkeiten, die ihm ſelbſt ſeine eifrigſten Anhänger abtrünnig machten. Mazeppa nahm Partey für Karl XII. in dem Kriege gegen Peter den Großen, war mit einem kleinen Häuflein Koſaken in der Schlacht von Pultawa gegenwärtig, und zog ſich nach dieſer berühmten Niederlage mit dem Schwedenkönige nach Bender zurück. Er ſtarb hier auf türkiſchem Gebiete, es iſt ungewiß, ob an ſelbſt genommenem Gifte oder vor Gram. Sein Tod fällt in das verwichene Jahrhundert. Er ſoll ein Alter von achtzig Jahren erreicht haben, und ſeiner Laſter und Schickſale ungeachtet ward ſein Fall von den Koſaken ſehr betrauert, die ihn mit einem prächtigen Leichenbegängniß ehrten.

Jene ſeine frühſte unglückliche Liebe und deren Strafe iſt der Vorwurf von Byrons Dichtung.

2. Geographie und Reiſebeſchreibung. Die im Literaturblatte 1819 No. 14 bereits genannte Reiſebeſchreibung des Doktor Macmichael iſt in zwiefacher Hinſicht intereſſant, weil ſie nämlich einige wichtige Particularien über den Wiederaufbau von Moſkow und Rußlands Gränzverhältniſſe zur Türkey, ſodann weil ſie eine Reiſe nach Paläſtina und Syrien mittheilt von der Feder des den Leſern des Literaturblattes (1818 No. 14) bereits durch ſeine Reiſen nach den Waſſerfällen Egyptens vortheilhaft bekannten Legh.

Im Jahre 1817 war der Wiederaufbau der alten Reſidenz der Czare ſchon emſig vorwärts geſchritten. Auch in Moſkow wie faſt in jeder Stadt des innern Rußlands ſind die Häuſer nie von Bruchſteinen und nicht häufig von Backſteinen, ſondern von Baumſtämmen erbaut, welche aus den Waldungen des ſchwachbevölkerten Landes in Ueberfluß geliefert werden können, und die nach Moſkow zu Waſſer und zu Lande in großer Menge verführet werden. Bauholz wird hier auf den Märkten ſchon ganz vollſtändig in viereckigen oder länglichen Maſſen, fertig gezimmert, ausgeboten, ſo daß dieſe Materialien zu einer Wohnung kaufen, fortſchaffen und aufrichten oft kaum die Arbeit einer Woche iſt.

Sobald der Friede hergeſtellt war, beförderte die ruſſiſche Regierung mit liberaler Beyſteuer den Wiederaufbau der öffentlichen Gebäude; der Kremlin wurde 1816 wieder hergeſtellt und erweitert, die Univerſität in einem prächtigen Stil wieder erbaut, und das Jahr darauf eröffnet; ein Gleiches geſchah mit den Kirchen, und auf Privatkoſten entſtanden wieder die Straßen durch die Stadt. Moſkow hatte von jeher ein großes Areal; bey einer Bevölkerung, die nie 300,000 Seelen überſchritt, hatte es einen Umfang von mehr als zwanzig Meilen. Die Straßen waren durchgängig breit, und freye Plätze zwiſchen den Häuſern ſo gewöhnlich, daß es nur eine Straße gab, wo die Häuſer in fortlaufender Reihe ſtanden. Keine Stadt bot einen ſo großen Kontraſt dar; die kleinſten Hütten ſchloſſen ſich oft unmittelbar an die prächtigſten Paläſte an; auch bot kein Ort in Europa eine ſo ſeltſame Häufung von aſiatiſchen Verzierungen z. B. Mauer-Gemählden, Statuen, Vaſen und Säulen dar. Bey dem Wiederaufbau hat man ſich einigermaßen zu der Uebereinſtimmung und Einfachheit europäiſcher Städte bequemt. Der Abſtand zwiſchen größern und kleinern Gebäuden iſt weniger mißfällig, und die Straßen ſind noch breiter wie vordem. Dennoch bleibt Moſkow noch ſehr weit von unſern Anſichten von Regelmäßigkeit und Behaglichkeit entfernt, und bietet noch jetzt in vielen Gebäuden den Widerſtreit zwiſchen Verſchwendung und Dürftigkeit dar, der in ſeiner Bevölkerung ſo ſichtlich iſt. In der Schatzkammer des Kremlin ſah Dr. M. (er nennt es barbariſche Pracht) eine verſchwenderiſche Sammlung von ſeltenen Steinen, koſtbaren Waffenrüſtungen und alten Herrſcher-Inſignien, aber als ſein Auge in eine benachbarte Straße ſtreifte, bemerkte er Hunderte halbnackte Bettler, die vor Kälte ſchaudernd, gierig ihre Portionen magerer, in freyer Luft gekochter Suppe verſchlangen. — Moſkow iſt mehrmals von den Flammen verzehrt worden. Eine im Mai 1571 von tartariſchen Horden bewirkte Feuersbrunſt wird in dem engliſchen Briefe eines Augenzeugen ſehr emphatiſch geſchildert. Die Stadt wurde indeß mit neuem Glanze wiederhergeſtellt, und die Feuersbrünſte ſcheinen ſeitdem ſo häufig geweſen zu ſeyn, daß man ſie gar nicht mehr beachtet, wenn nicht mehrere hundert Häuſer aufgehen. Was die Ereigniſſe im September 1812 betrifft, ſo iſt der gemeine Ruſſe noch überzeugt, daß Franzoſen die Urheber des Brandes waren, eine Anſicht, die ſich aus den Erklärungen des ruſſiſchen Gouvernements und ſcheinbar durch die Zögerung des Brandes rechtfertigt (dieſer griff erſt zwey Tage nach dem Einrücken der franzöſiſchen Avantgarde um ſich). Der Gouverneur, Graf Roſtopſchin, hatte vorgängig die Reichskleinodien, die Ueberreſte der ruſſiſchen Patriarchen und andere Koſtbarkeiten der Krone und Kirche auf die Seite geſchafft; aber die Franzoſen nahmen beym Räumen der Stadt das berühmte Kreuz des heiligen Iwan mit ſich, und brachten es ſammt allen den Ruſſen in dem Feldzuge abgenommenen Fahnen zuerſt nach Smolensk, und dann über die Bereſina, wiewohl gegen das Ende dieſes unglücklichen Rückzugs Alles auf der Stelle dieſſeits Wilna liegen blieb, wo ein mit Schnee bedeckter Berg das Weiterſchaffen hinderte und ſie ſelbſt die Kriegsgelder im Stiche zu laſſen zwang.

Die Finanzen befinden ſich in Rußland keineswegs in einem blühenden Zuſtande; alle Zahlungen werden in Rubeln geleiſtet, deren innerer Silberwerth 20 Gr. iſt, wiewohl ein Silberrubel vier Papierrubeln gleich kommt.

Der Militärdienſt und insbeſondere die Hoſpitäler ſind ſehr verbeſſert worden durch die Thätigkeit des Sir J. Wylie und anderer auswärtigen Aerzte. Doch kann die Verbreitung von Aufklärung durch Fremde in Rußland nur theilweiſe wohlthätig wirken, ſo lange die Maſſe des Volks in Barbarey und Knechtſchaft ſchmachtet. Das Land wird erſt dann wirklich für Bildung empfänglich werden, wenn ſich eine Mittelklaſſe von Bürgern unter den Eingebornen geſtaltet haben wird, wie ſie bereits unter den übrigen kultivirten Nationen beſteht.

Dr. M. reiste von Moſkow über Kiew, Jaſſy, Bucharest und Adrianopel. In dem ſüdweſtlichen Winkel des europäiſchen Rußlands, insbeſondere von Olwiopol nach Odeſſa, wohnt eine Anzahl deutſcher Anſiedler, die hauptſächlich aus den öſterreichiſchen Staaten eingewandert ſind. Sie beſchäftigen ſich mit Ackerbau, und jede Familie erhält bey ihrer Niederlaſſung ein Darlehn von der ruſſiſchen Regierung, 500 Rthl. werth, für deren Erſtattung die ganze Gemeinde verantwortlich iſt. Seit 1816 iſt die Einwanderung aus Deutſchland nicht beträchtlich geweſen.

Die Reiſenden näherten ſich jetzt der türkiſchen Gränze, und gingen bald darauf über den in der Regierung Peters des Großen ſo berühmt gewordenen Pruth. Seit dem Frieden von 1812 bildet dieſer Fluß einen Theil der Gränze zwiſchen Rußland und der Türkey. Doch wird der Einfluß der erſtern Macht in den Provinzen der Moldau und Wallachei ſehr empfunden, welche, wiewohl noch der Pforte unterthan, von Chriſten griechiſcher Kirche bewohnt werden, die ihre Glaubensübereinſtimmung als ein mächtiges Band an den Petersburger Hof feſſelt. Die Hoſpodare oder Gouverneurs dieſer Provinzen ſind allemal von griechiſcher Familie, doch laufen ſie jeden Augenblick Gefahr, abgeſetzt, d. h. in der Regel ſtrangulirt zu werden, aus mancherley Gründen, angeblich weil ſie das Zutrauen des Sultans verſcherzt haben, aber oft nur, weil ſich wieder eine neue Faktion bey Hofe geltend macht. Rußland bedung ſich in dem Frieden von 1812 aus, daß jeder Hoſpodar wenigſtens ſieben Jahre lang funktioniren müſſe.

Legh, welcher den Doktor M. auf ſeiner Reiſe durch Rußland begleitet hatte, verließ ihn in Konſtantinopel, und ging zu Waſſer nach Paläſtina. Eine vierzehntägige Fahrt auf einem griechiſchen Schiffe brachte ihn am 2. April 1818 nach Jaffa, von hier machte er die Reiſe nach Jeruſalem, wo er unterwegs die Freude hatte, ſich an Landsleute als Reiſegefährte anſchließen zu können, nämlich Herrn Bankes und die Seekapitäne Irby und Mangles. Mit dieſen Herren machte er einen kurzen Abſtecher nach Oſten hin; ſie hatten die Geſellſchaft von ſechstauſend chriſtlichen Wallfahrern, die nach Oſtern von Jeruſalem an den Jordan zurückkehren. In der erſten Nacht lagerte ſich dieſer zahlreiche Zug an der Stätte von Jericho, brach folgenden Tags früh zwey Uhr auf, und erreichte mit Sonnenaufgang den heiligen Fluß, der einen reißenden Fall hat, aber nicht viel breiter iſt, als die Themſe unterhalb Oxford. Unſere Reiſenden verließen hier die Pilger, und kamen an das nordweſtliche Ufer des todten Meeres oder lacus Asphaltides, in deſſen bittern Waſſern ſie ſich badeten. Sie fanden den Geſchmack dieſes Waſſers unerträglich ſalzig, jeder angegriffene Theil der Haut ſchmerzte heftig nach dem erſten Untertauchen, und, wiewohl die Sage, als wenn Eiſen auf der Oberfläche ſchwimme, ungegründet iſt, ſo fühlt der Badende hier doch einen viel größern Widerſtand, als im gewöhnlichen Waſſer.

Nach Jeruſalem zurückgekehrt, wandten Legh und ſeine

Digitized by Google

Reiſegefährten alle Mühe an, einen Plan auszuführen, der ihnen ſehr am Herzen lag, nämlich in ſüdöſtlicher Richtung in dem Lande oberhalb des todten Meeres bis Wadi-Mooſa (Thal des Moſes) vorzudringen, wo angeblich die zu den Zeiten der römiſchen Herrſchaft beträchtliche Stadt Petra liegen ſoll. Aber durch keine Vorſtellung war von den türkiſchen Behörden zu Damaſkus, Jaffa und Jeruſalem ein Firman zu dieſen entfernten Reiſen zu erwirken, weil ſie die Sicherheit der Reiſenden nicht verbürgen konnten. Die Araber, die im Beſitz dieſes Landſtrichs ſind, wurden buchſtäblich für Wilde verſchrien, gewohnt, ſich in die Felsſchluchten zu verkriechen, und von dort aus Steine und Waffen auf den unbeſonnenen Wanderer, der ſich ſo nahe zu ihren Schlupfwinkeln heranwagt, hinabzuſchleudern. Dennoch beſchloſſen die Reiſenden dieſe Fahrt, ausgerüſtet mit Papieren, ſo gut ſie ſich dieſelben zu Jeruſalem hatten verſchaffen können, und im Vertrauen auf die Gewalt des Goldes, das ihnen von einer arabiſchen Horde zur andern Schutz verleihen ſollte. Sie machten mit Dienern und Dolmetſchern eine Geſellſchaft von acht Perſonen, alle in arabiſcher Tracht, mit Piſtolen bewaffnet, das in kleinen Goldſtücken beſtehende Geld in ledernen Katzen um den Leib gegürtet.

Den 6. Mai Abends verlieſſen ſie Jeruſalem, ſchliefen die Nacht in dem Kloſter zu Bethlehem, kamen früh am nächſten Morgen über die Sümpfe Salomons und dann in eine beſſer angebaute und einladende Gegend, als die Umgebungen von Jeruſalem ſind. Die Hügel, an denen ſie vorbeykamen, waren an den Seiten mit Tannen und Eichen bekleidet. Abends erreichten ſie die Stadt Hebron, dreyßig Meilen ſüdwärts von Jeruſalem, und beſuchten den äußern Theil der über Abrahams Grabe erbauten Moſchee. Mit Führern verſehen, die ſie nicht nach der gefährlichen Ebene von Wadi-Mooſa, ſondern nach Karrak Moab, einer Stadt oder vielmehr Feſtung auf der Oſtſeite des todten Meeres geleiten ſollten, ſetzten ſie ihre Reiſe fort, und paſſirten, das Thal an der äußerſten Südſpitze dieſes ausgedehnten Sees. Am 12. langten ſie bey der Feſtung Karrak an, erkauften von dem Scheik daſelbſt eine Eskorte nach Wadi-Mooſa für die mäßige Summe von 400 Piaſtern (75 Rthlr.), und eilten am 17. wieder ab. Nachdem ſie aber dieſen und den folgenden Tag ihre Reiſe fortgeſetzt hatten, erklärte ihr Führer ſich unfähig, ihnen ohne fernere Hülfe eines andern Scheiks, deſſen Land ſie nun paſſiren müßten, Beyſtand zu leiſten. Dieß machte eine neue Zahlung nothwendig, worauf bis zum 22. kein weiterer Aufenthalt erfolgte. Dann erreichten ſie das Land eines dritten Oberhaupts, genannt Ebn Raſchid, deſſen Gebiet ſüdlich von dem des vorigen, und nicht weit von Wadi-Mooſa entlegen war, und die Nachricht von ihrer Ankunft und ihrem Wunſche, das Thal zu beſuchen, gelangte an den Gouverneur des letztern Landſtrichs. Aber weit entfernt, ihnen zu gewähren, ſchwur dieſer wüthende Mann, „bey dem Schöpfer des Himmels ſolle kein Kaffer (Ungläubiger) ſein Land betreten.“ Solche Erklärung reizte den Zorn des andern Häuptlings, Ebn Raſchid, der an den Speer ſchlug, die Reiſenden ihm zu folgen bat, funfzig Araber anrief, und in Gegenwart ſeines Häufleins ſchwur „bey der Ehre ihrer Weiber und dem Barte des Propheten, es ſollten die Reiſenden aus den Waſſern des Wadi-Mooſa trinken.“

Am folgenden Tage zogen ſie weiter ſüdlich, und erblickten dann endlich den romantiſchen Punkt, der das Ziel ihrer mühſeligen Wallfahrt geweſen war. Die Klippen von Petra hatten ein wildes, fantaſtiſches Anſehen, und waren erſichtlich nicht weit vom Berge Hor entfernt; am äuſſerſten Horizonte und in einem Abſtande von achtzig Meilen konnte man einen kugelförmigen Berg unterſcheiden, den ſie für den Berg Sinai erkannten, indeß die nächſte Spitze des rothen Meeres keine vierzig Meilen entfernt war. Dieſe anziehenden Punkte verdoppelten ihr Verlangen, weiter zu reiſen; aber ein Mittags anlangender Bote berichtete, daß die feindlichen Araber zur Vertheidigung des Stroms an den beyden Seiten des Thales Wadi-Mooſa Poſto gefaſſt hatten. Die Reiſenden befanden ſich jetzt im Lande Edom, und überzeugten ſich bey dieſer und vielen andern Gelegenheiten, daß die heilige Schrift, abgeſehen von ihrem Anſehen in anderer Beziehung, ohne Vergleich den ſicherſten und lehrreichſten Leitfaden für den Wanderer im Oriente abgibt. Nahe bey dieſer Stelle ſandte Moſes einen Boten an den König von Edom, und ließ ihm entbieten (4. Moſ. 20, 17. 18.): „Laß uns durch dein Land ziehen: wir wollen nicht durch Aecker noch Weinberge gehen, auch nicht Waſſer aus den Brunnen trinken; die Landſtraße wollen wir ziehen, weder zur Rechten noch zur Linken weichen, bis wir durch deine Gränze kommen.“ Die Edomiter aber ſprachen zu ihnen: „Du ſollſt nicht durch mich ziehen, oder ich will dir mit dem Schwert entgegenziehen.“ — Auf eine zweyte und ſehr beſcheidene Vorſtellung unſerer Reiſenden erfolgte abermals eine entſchiedene abſchlägige Antwort des hartnäckigen Statthalters von Wadi-Mooſa: „Ihr ſollt weder durch unſer Land ziehen noch trinken von unſern Waſſern.“

Zwiefach entrüſtet gelobte jetzt Ebn Raſchid: „bey Gott und dem Propheten, daß ſie nicht zurückkehren ſollten, ſie hätten denn die Haſna des Pharaotempels in Wadi-Mooſa geſehen.“ Dann ward eine fernere Verſtärkung bis vierhundert Mann auf Befehl des Ebn Raſchid herbeygezogen, und übernachtete den Reiſenden zur Seite. Dieſe furchtbare Maßregel wirkte, am 26. gab endlich der widerwärtige Hauptmann nach, und willigte in die Reiſe der Fremdlinge. Sie langten in dem Thale oder richtiger Paſſe von Wadi-Mooſa unter ſtarker Bedeckung an, und fanden die Landſchaft ſehr jäh und romantiſch. Sie bemerkten hier mehrere Ueberreſte des Alterthums, als koloſſale Thierbilder in Stein gehauen, und Waſſerleitungen oder irdene Röhren zu beyden Seiten der Defilee. An einer andern Stelle ſah man einen Bogen, der vermuthlich zu einer Waſſerleitung gehörte und zwey gegeneinander überſtehende Abſtürze verband. Nach einem Ritte von beynahe zwey Meilen längs dem Paſſe ſprang den Reiſenden von einer Anhöhe ein prächtiger Tempel ins Auge. Dieſes herrliche Werk iſt bewunderungswürdig erhalten, weil es von dem ſoliden Vorſprung der überhangenden Felsmaſſen geſchützt wird. Hier auf einer faſt unzugänglichen Zinne ſteht eine Vaſe, von den Arabern Haina oder Schatzkammer des Pharao genannt. Eine umſtändliche Beſchreibung derſelben und der übrigen Alterthümer von Petra ſteht von Hrn. Bankes Feder zu erwarten. Legh ritt, als er den Berg Hor darauf in Südweſten erblickte hin, und erſtieg ihn. Nahe bey dem Kulm iſt ein kleines weiſſes, mit einer Kuppel bedecktes Gebäude, das Grab des Aaron enthaltend. Von dieſem Standpunkte aus genoß er einen klaren Anblick des Berges Sinai. Am nächſten Tage (27. Mai) kamen er und ſeine Gefährten bey weiterer Nachſuchung der Ruinen von Petra abermals zu demſelben Berge Hor, und dieß führte ſie zu der Entdeckung anderer Schluchten und Höhlungen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 35.

Literatur-Blatt.

1819.

Engliſcher Litteraturbericht vom Mai, Juni und Juli 1819.

(Fortſetzung.)

Am 28. überreichten unſere Reiſenden dem unerſchrockenen Eda Raſchid ein reiches Geſchenk, und traten den Rückweg an, jedoch in einer verſchiedenen Richtung. Sie erreichten am 2. Juni Karrak Moab, und brachten einige Tage mit neuen Unterſuchungen der Ufer des todten Meeres zu, deſſen Länge ſie auf vierzig Meilen ausmittelten, wiewohl ſie insgemein auf 70 und 80 angegeben wird. Von den Bergen der weſtlichen Küſte überſahen ſie faſt die ganze Waſſerfläche, nebſt Jericho und Jeruſalem in der weiteſten Ferne. Am 8. verlieſſen ſie Karrak Moab, kamen in nördlicher Richtung zuerſt über Rubbach, alt Rabbath Moab, die Hauptſtadt der Moabiter, paſſirten demnächſt den Fluß Arnon, verlieſſen das Land der Moabiter, und betraten das der Amoriter. Das Wetter war in ſich heiß. Ihr Weg gieng längs den Ruinen einer römiſchen Straße. Sie kamen durch Diban, das Dibon der Bibel, ritten längs dem Fuße des Berges Nebo, von deſſen Gipfel Moſes eine Ausſicht ins gelobte Land hatte. In einiger Entfernung iſt eine Ruine, angeblich Herodium, und nahe am Wege außer einem felſigen Hügel über funfzig Leichenſteine von der rohen Struktur des höchſten Alterthums. Jeder von ihnen beſteht aus vier unbehauenen Stücken, bedeckt mit einem breiten Blocke, und enthält vermuthlich Schmuck und Waffengeräth der alten Amoriter. Legh und ſeine Gefährten machten zu Hesbon Halt, deſſen Ueberreſte unbedeutend ſind, und verlieſſen es erſt am 13. wieder. Dann machten ſie einen Umweg von faſt dreyßig Meilen öſtlich, wo ſie die Ruinen von Rabbath Ammon ſahen, einer Stadt, urſprünglich die Hauptſtadt der Ammoniter genannt, und in ſeiner neuern Geſtalt bekannt unter dem Namen von Philadelphia, ein vermuthlich von einem egyptiſchen Könige hergeleiteter Name. Weiterhin nahmen ſie wiederum ihre nordweſtliche Richtung, kamen am 18. über den Fluß oder vielmehr Strom Zerka (den Zabock der Schrift), welcher die nördliche Gränze des Gebiets der Amoriter iſt, und langten an bey den prächtigen Ruinen von Jerraſch, ungefähr 30 Meilen ſüdöſtlich von dem See Galiläa's. Dieſe Ruinen, von einer Schönheit und Pracht, die die von Palmyra weit überſteigt, beſtehen aus zwey herrlichen Amphitheatern von Marmor, drey Tempeln und den Ueberreſten mehrerer Paläſte, alle von der ſchönſten Architektur, muthmaßlich aus dem Zeitalter des Kaiſers Aurelius Antonius.

Von Jerraſch richteten die Reiſenden wieder ihren Weg beſtändig nordweſtlich, giengen über den Jordan bey der Furth von Biſan (Bethſan), kamen durch Tiberias am See Galiläa's, und ritten quer durch das Land bis Acre an der Küſte, ungefähr ſechzig Meilen von Galiläa. In den Straßen von Acre ſieht man noch Menſchen ohne Augen und Ohren, als Zeugen der Grauſamkeit ihres verſtorbenen Beherrſchers, des bekannten Djezzar. Legh trennte ſich hier von ſeinen Reiſegefährten, und vertauſchte den arabiſchen Anzug mit einem türkiſchen. Er nahm jetzt den Weg nordwärts längs der Küſte, kam zuerſt über Sur, ein elendes Dorf, das an der Stelle von Tyrus liegt, und dann über Seyda, das alte Sidon. Nahe, aber mehr nach dem Innern hin iſt das Ländchen der Druſen, einer von einem Emir beherrſchten Horde, in der man insgemein die Abkömmlinge einiger zerſtreuter Kreuzfahrer vermuthet, welche ſich in die Gebirge Syriens flüchteten.

Der nächſte Gegenſtand der Neugier, jedoch in beträchtlicher Entfernung nach Norden hin, waren die Ruinen von Balbek oder Heliopolis, einer Stadt, deren Gründer unbekannt, aber bald Salomon, bald Auguſtus, Adrian, und, mit mehr Wahrſcheinlichkeit, Antonius Pius ſeyn ſoll. Es lag unmittelbar unter der Kette des Anti-Libanus, am Ausgange eines reichen und ſchönen Thales, und der merkwürdigſte Ueberreſt iſt ein wundervoll erhaltener Marmortempel. Legh nahm dann einen ſüdlichen Weg auf Damascus, etwa 50 Meilen von da ab, und er geſteht, daß der Anblick dieſer Stadt ſo ſchön iſt, daß er alle Beſchreibungen morgenländiſcher Landſchaften rechtfertigt. Der Reiſende, der von Nordweſten kommt, erblickt zur Linken einen wüſten Strich vor ſich, und in einiger Entfernung hohe Berge, aber unter ſich im Thale Moſcheen und Thürmchen unter unzähligen Gärten hervorſpringend, die mit Palmen, Granaten und Weinſtöcken bepflanzt und von den bunten Wendungen eines waſſerreichen und reißenden Stromes durchſchnitten ſind. Hier ruhen die Türken unter kühlem, erfriſchendem Schatten am Rande von marmornen Springbrunnen. Die Stadt paſſt jedoch zu der Landſchaft nicht, ſie iſt langgedehnt und eng, die Lehmmauern geben den Häuſern ein kläglichen Anſehen. Dagegen findet ſich im Innern der Wohnungen ziemlich viel Prunk, der Eſtrich iſt faſt durchgängig von Marmor, die Fenſter von bemaltem Glaſe und die Wände prächtig in Freſco gemalt.

Nach einwöchigen Aufenthalt zu Damascus war Legh im Stande, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um die Wüſte zwiſchen hier und den Ruinen von Palmyra zu paſſiren. Endlich wirkte er es aus, daß für etwa hundert Thaler zwey Führer und zwey Dromedare ihn und ſeinen Dollmetſcher nach Palmyra hin und zurück nach Homs, einer Stadt an der Landſtraße im nördlichen Syrien, bringen ſollten. Man brach Abends auf, reiste die Nacht durch, und erreichte am nächſten Morgen ein Lager von Arabern, bey deren Oberhaupte Legh eingeführt wurde und friſche Pferde erhielt. Die folgende Nacht brachte ſie nach Karietein, einem Dorfe, wegen eines ſchönen Quelles merkwürdig, wo Reiſende gewöhnlich einige Häute mit Waſſer füllen, ehe ſie ſich in die zwiſchen ihm und Palmyra liegende Wüſte von hundert Meilen hineinwagen. Auf

Digitized by Google

dieſem furchtbaren Wege ſah Legh das auffallende Phänomen, welches der entfernten Wüſte das Anſehen einer Meeresfläche gibt. Die Reiſe wurde mit denſelben Pferden und mit zwey Raſttagen in 24 Stunden zurückgelegt. Als Legh bey Sonnenaufgang aus dem Strom, der ſüdweſtlich von Palmyra fließt, trinken wollte, ſtanden ſchon die weiſſen Marmorblöcke der Stadt vor ihm.

Palmyra liegt 250 Meilen von Damaſkus ab in nordöſtlicher Richtung, ihre Ruinen haben faſt drey Meilen im Umkreiſe, und ſcheinen ſämmtlich Ueberreſte von öffentlichen Gebäuden zu ſeyn. Der berühmte Säulengang iſt theils von Granit, größtentheils aber von weißem Marmor, und dehnt ſich faſt dreyviertel Meilen aus. Der Urſprung von Palmyra iſt ungewiß, die Stadt war aber ſchon zu Cäſars Zeit von Bedeutung. Ihr Entſtehen und ihre Größe verdankt ſie vermuthlich dem ergiebigen Boden, und den einladenden Quellen in ihrer Nähe, mitten in der weiten Einöde, Vortheile, die ſie zu einer wichtigen Station für den Handelsverkehr zwiſchen der mittelländiſchen See und dem Euphrat machten. Zu Karakalla's Zeit wurde ſie eine römiſche Pflanzſtadt, und bekam als Gränzfeſtung gegen die Perſer eine noch größere Bedeutung. Den Zenith ihrer hiſtoriſchen Wichtigkeit erreichte ſie während der Regierung der unglücklichen Zenobia. — Die Ruinen haben ſich überraſchend gut erhalten, welches auch dem trockenen Klima zuzuſchreiben iſt, mehr aber noch dem Umſtande, daß in der ganzen Nachbarſchaft keine Stadt ſich findet, der die Materialien zu Nutze kommen könnten. Das jetzige Dorf oder vielmehr Dörfchen der Araber liegt in dem geräumigen Vorhofe des Sonnentempels.

Von Palmyra kehrte Legh nach dem nördlichen Syrien zurück, und reiste über Aleppo und Antiochien mit großer Schnelligkeit durch die romantiſchen Gefilde des Berges Taurus bis Konſtantinopel, wo er dieſe Wanderung beendigte. —

William Stewart Roſe's Briefe aus dem nördlichen Italien (vergl. Literaturbl. 1819 April No. 14) ſind jetzt ausgegeben worden. Der Verf., zweyter Sohn des verſtorbenen George Roſe, iſt bekannt, durch ſeine vor 15 Jahren erſchienenen Ueberſetzungen des Amadis von Gallien und des weniger bekannten Romans von Partheneper de Blois. Auch die vorliegenden Briefe tragen zwar den ſchon damals gerügten Fehler der Flüchtigkeit und des Obenhingehens, haben aber manche intereſſante Stellen über den geſelligen Zuſtand Italiens. Aerzte zwangen den Verf. in den Schlammbädern von Abano ſeine Geſundheit wieder zu ſuchen. „Abano, ein Dorf bey Padua, liegt in einer Ebene drey Meilen von den euganeiſchen Hügeln; ſeine Schlammbäder werden von paralytiſchen Kranken in der Mitte des Sommers beſucht. Die Unterhaltung, die der Badgaſt hier findet, iſt natürlich mehr für einen Italiener als für einen Engländer berechnet. Sie beſteht in proſaiſchem Kaffehausgeſchwätz, oder man hört einem Improviſatore zu, tanzt (d. h. wenn man kann) nach dem Geächze und Geknarre einer Fiedel, auf welcher ſich ein reiſender blinder Profeſſor hören läßt, ſpielt bey Tage Billard, Nachts Faro. Was aber die meiſte Schadloshaltung gewährt, iſt die Fülle Frohſinns und guter Laune, welche die Gebrechlichen hier mitbringen und zu der Jeder ſein Schärflein beygibt. Man ſieht beyde Geſchlechter, wenn ſie ihr Schlamm Lever und Meſſen abgewartet haben und die Hitze es irgend zuläßt, truppweiſe unter dem Baumgange, der die Zierde eines düſtern Gartens abgibt, auf und abwandeln, und hier hört man keine Wehklagen über perſönliche oder ärztliche Leiden, entdeckt keine üble Stimmung. Der Eine geſellt ſich zum Andern, unbekümmert, ob die Freunde der Standesverſchiedenheit ihre Naſe über die Annäherung rümpfen. Alles athmet Ruhe, Natürlichkeit und Heiterkeit. Dieſe Art Geſelligkeit findet ſich faſt durchgängig in Italien. Ich erinnere mich zwey Tage in der Familie eines Edelmannes verlebt zu haben, der das erſte Haus machte in einer kleinen Stadt in Toſkana, und wo ich zu meinem Befremden bey der Rückkehr von einem Abendſpaziergange alle Zubereitungen mit Lichtern und Tiſchen zu einer Spielparthie fand. Als ich mich erkundigte, wozu dieß dienen ſollte, erzählte man mir, meinen Wirth treffe jetzt die Reihe, den Klub zu halten, an welchem alle Notabeln des Orts Antheil nähmen. Hier war denn Alles zugegen, vom Feudatario bis zum Apothecker. — Manchmal haben ſelbſt gemeine Budenkrämer Zutritt zu dieſen ländlichen Converſazioni. Kommen ſie nach der Stadt zurück, ſo hat Jeder ſo viel Lebensart, ſich wieder auf ſeinen Standpunkt einzuſchränken."

Von der Geiſtlichkeit bemerkt Roſe, daß ſie im Eintreiben des Zehnten ſehr gemäßigt verfährt. Dieſer Zehnte ſelbſt iſt in den ergiebigſten Gegenden oft nur der vierzigſte Theil des Ertrags, nur für die hüglichten und unfruchtbaren Landſtrecken iſt er drückend. Ein venetianiſcher Richter verſicherte dem Reiſenden, daß er ſich aus ſeiner ganzen Praxis keinen Prozeß erinnere, den ein Geiſtlicher gegen einen Pächter wegen des Zehnten erhoben hätte, und überhaupt verdient der italieniſche Klerus, ſo neidiſch er auf die Vorrechte ſeines Ordens iſt, im Einzelnen den Vorwurf der Habſucht keineswegs. „Kann ich," bemerkte Roſe, „nach dem urtheilen, was ich geſehen habe, ſo würde mein Urtheil über die italieniſchen Landgeiſtlichen ſehr günſtig ausfallen, die ein endiges Leben führen, und ſich nie ungeziemend in die Freuden oder das Getümmel der Welt miſchen."

Von den Kaufleuten kann er ein Gleiches nicht ſagen, wenigſtens nicht von den kleinen Handelsleuten in den italieniſchen Städten, welche insgemein ſich wenig daraus machen, den Reiſenden zu rupfen.

Morde ſind ſeit Leopolds, ſeit des Großherzogs von Toſkana, Bemühungen um eine unpartheyiſche Handhabung der Geſetze vor der franzöſiſchen Revolution, und ſeit den ſtrengeren Maaßregeln der franzöſiſchen Regierungsbehörden, wo nicht ganz hintertrieben, doch ſehr ſelten geworden; nur Straßenräuber beflecken ſich noch mit Meucheley. — In Hinſicht der mal-aria, oder ungeſunden Luft, die auf der Weſtküſte Italiens ſo verderblich herrſcht, gibt Roſe einiges Bemerkenswerthe. Man müßte, meint er, die Zahl der eine feſte Wohnſtätte habenden Ackersleute vermehren, ihre Wohnungen erweitern, damit ſie nicht genöthigt werden, auf der Diele zu ſchlafen; man ſollte, wie in Malta, Cadiz und in einigen Gegenden Hollands, den Waſſermangel durch Sammeln des Regens auf dem Dache erſetzen. — Italien, als das Mutterland der Wiſſenſchaften geprieſen, leidet jetzt an einer allgemeinen Verwahrloſung der Erziehung in den niedern Volksklaſſen und an einer faſt durchgängigen Gleichgültigkeit gegen Literatur in den höhern Ständen. Der Buchladen einer italieniſchen Stadt iſt nicht ein Ort zur Lektüre oder zum Anſehen neuer Bücher, ſondern zur Unterhaltung. In Privathäuſern wird man

Digitized by Google

ſelten im Bibliothekzimmer empfangen; man fordert in den bewohnten Zimmern ſelten Bücher, ſie ſind insgemein auf die Dachſtube verbannt. Es fehlt den gröſsern Städten nicht an öffentlichen Bibliotheken, aber die meiſten, und davon iſt ſelbſt die des Vatikans nicht ausgenommen, ſind mangelhaft geordnet und planlos verwaltet. Die Handſchriften in dieſen ehrwürdigen Sammlungen ſind meiſt theologiſchen oder civilrechtlichen Inhalts. Eine ſehr ausgezeichnete Ausnahme fand Roſe in der Bibliothek zu Ferrara, wo er das Glück hatte, die Handſchrift des Orlando Furioſo zu ſehen. Seine Einſicht in dieſe unſchätzbare Reliquie giebt ihm Stoff zu einigen guten Bemerkungen über die Nothwendigkeit der letzten Feile, die ſelbſt der nicht verſchmähte, welcher ſie, ſollte man denken, am eheſten hätte entbehren können. „Es verdient dies bemerkt zu werden; denn wenn auf der einen Seite die Annahme irrig iſt, als ob nur diejenige Poeſie zum Herzen dringe, welche der Dichter dem Momente abgewinnt, ſo iſt die Meinung vollends falſch, daſs er ſeine rohen Gedanken allemal verbeſſert, wenn er ſie wieder durchſieht. Oft verſchlimmert er ſie, vielleicht weil er die Folge, in der ſie ihm bey der erſten Auffaſſung aufſtieſsen, aus dem Geſichte verloren hat. Doch finden dieſe Bemerkungen auf Arioſt ihre Anwendung nicht; er ſcheint von ſeinem Gegenſtande eben ſo erfüllt geweſen zu ſein, wenn er korrigirte, als wenn er ſchrieb, und nie geändert zu haben, ohne wirklich zu verbeſſern, wiewohl er ſeine Feile fortſetzte, ſo lange er lebte . . — Ich ſagte, wenige Dichter ſcheinen mehr unter dem Einfluſs der augenblicklichen Begeiſterung geſchrieben zu haben, als Arioſt; man kann hinzufügen, kein italieniſcher Dichter hat eine gröſsere Gewalt über die Sprache erreicht; denn wie gewandt und vertraut man ihn auch mit der gewöhnlichen Redeart findet, ſo bemerkt man doch zugleich, wie er darauf tauſend lateiniſche und lombardiſche Eigenthümlichkeiten impſt und mit dem mütterlichen Stamme amalgamirt. Wer jene Handſchriften prüft, kann ſich übrigens ſelbſt überzeugen, daſs Arioſt, als er ſeinen Orlando begann, noch mit den Vorzügen und feinern Wendungen ſeiner Sprache nicht vertraut war, und doch gilt jetzt die Diktion für ein Hauptverdienſt dieſes Meiſterwerks.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

Zuma ou la decouverte du Quinquina, suivi de la belle Paula, de Zéneide et cet. par Mad. de Genlis. (Die Entdeckung der China u. ſ. w.)

Gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte der Haſs der Indianer gegen die Spanier noch ſeine ganze Stärke. Ungeachtet der ſtrengſten Sklaverey, hatten ſie in Peru noch eine Art innerer Regierung erhalten, ſie ernannten ein Oberhaupt, deſſen geheimniſsvolles Walten ſie zu gewiſſen Zeiten in der nächtlichen Finſterniſs verſammelte, um ihren Schwur zu erneuern; zuweilen auch um ihnen Schlachtopfer unter ihren Feinden auszuzeichnen. Damals war Kimno ihr Oberhaupt, Vater des Mirvan, der vor Kurzem Zuma, die ſchönſte Indianerinn in der Gegend von Lima, geheirathet hatte. Der Vicekönig von Peru war ſo eben erneuert worden, und die Indianer, gewiſs, daſs er eben ſo barbariſch ſeyn müſſe wie ſeine Vorgänger, hielten eine nächtliche Verſammlung auf dem Hügel des Baums der Geſundheit — ſo nannten ſie den Baum, deſſen Rinde uns die China ſchenkt. Sie ſchworen, nie den Europäern die Kraft dieſes heiligen Baums, ihres einzig übrigen Gutes, zu entdecken; ſie beſchloſſen den Tod gegen Jeden, der dawider handelte, ihm, ſeinem Weibe, ſeinen Kindern, unter den fürchterlichſten Schwüren.

Der neue Vizekönig, Graf von Chinchon, verſäumte indeſs nichts, um ſich beliebt zu machen; aber ſeine Güte machte bey den Indianern keinen Eindruck. Sie hielten ſie für Falſchheit, oder für einen ſanften Anfang, wie ſie ihn ſchon unter mehreren Vizekönigen gehabt hatten, dem aber ſtets Ungerechtigkeit und Raubgier gefolgt war. Doch zur Verſtellung gezwungen, zeigten ſie ſich unterworfen und ehrerbietig. Ein Haufen junger Indianerinnen fand ſich zum Empfang der Vizeköniginn mit Blumenkörben und Kränzen an den Thoren von Lima ein. Zuma war an ihrer Spitze, und die Gräfinn ward von ihrer Schönheit und Holdſeligkeit ſo eingenommen, daſs ſie dieſelbe nach einigen Tagen aufforderte, unter den zum Dienſt der Vizeköniginn in dem Palaſt beſtellten Indianerinnen zu erſcheinen. Bald gewann ſie die Gräfinn ſo lieb, daſs ſie ihr den Dienſt in ihrem Schlafzimmer und um ihre Perſon übertrug, und was ihr auch die mit ihr von Europa herübergekommnen Frauen einwenden mochten, ihre Freundſchaft für ſie nahm täglich an Lebhaftigkeit zu.

In dieſer Zeit nahm der Gräfinn Geſundheit täglich ab, und ein Wechſelfieber führte ſie bald an die Schwelle des Grabes. Die Frauen des Palaſtes, welche Zuma ſtets mit eiferſüchtigen Blicken betrachtet hatten, beſchuldigten ſie, ihre Herrinn vergiftet zu haben, und weil man die junge Indianerinn einsmals überraſchte in das Getränk der Gräfinn ein Pulver zu miſchen, gewann der Verdacht noch mehr Grund. Dieſes Pulver war die Fieberrinde, von welcher Zuma die Heilung der Gräfinn erwartete. Sie ward verhaftet, vor Gericht geführt, und konnte nicht läugnen, daſs ſie ein Pulver in das Gefäſs geworfen; von der andern Seite war ſie durch einen Eid gebunden, das Daſeyn dieſes Pulvers den Europäern zu verbergen. Sie wagte ihr Leben, das ihres Gatten, ihres Kindes. Sie ward, ſo wie Mirvan, ihr Mitſchuldiger, zum Flammentode verurtheilt. Schon war der Scheiterhaufen aufgeſchichtet, ſchon waren die Unglücklichen an den Todespfahl gebunden, als die Gräfinn, feſt auf Zuma's Liebe vertrauend, auf einem Seſſel getragen, auf dem Richtplatz erſchien, um von ihrem Gemahl das Leben der Verurtheilten zu erbitten. Von den Indianern, welche den Scheiterhaufen umgaben, ertönt ſogleich: „es lebe die Vizeköniginn!“ Kimeo tritt aus dem Volkshaufen und ruft: „Ja, ſie ſoll leben!“ und eilt hinweg, ſogleich die Indianer zu verſammeln, die er zur Rücknahme des Eides bewegt, welcher den Europäern die Heilkraft des Baums der Geſundheit verbarg. Nun unterrichtet er den Vizekönig, wie das Pulver, welches Zuma ſeiner Gemahlinn beybrachte, weit entfernt ein Gift zu ſeyn, ihre Geſundheit wieder herſtellen werde. Er und mehrere ſeiner Gefährten genoſſen dergleichen vor ſeinen Augen. Die unſchuldig Verurtheilten wurden von den Spaniern und Indianern mit Dank und Bewunderung überhäuft; der Vizekönig nahm Zuma und Mirvan bey der Hand, trat auf den Balkon ſeines Palaſtes, und ſprach zu dem verſammelten Volke:

Digitized by Google

„Seht die freywilligen Opfer der Dankbarkeit, des Naturgefühls und der Heiligkeit des Schwures. Indianer, ihre erhabne Tugenden und die der Vizeköniginn haben euch euern, ehemals ſo rechtmäßigen, nun aber ungerechten Haß abzuſchwören bewogen. Ihr konntet euch nur durch einen allgemeinen Willen des grauſamen Gelübdes entbinden, welches die Rache ausſprach. Ihr habt es gethan! Aus heimlichen Feinden wurdet ihr die Wohlthäter der alten Welt.“ Zuma ward endlich auf des Vizekönigs Veranſtaltung mit Lorbeer gekrönt, im Triumph umhergetragen, wobey ihr Name als Wohlthäterinn der Gräfinn erſcholl.

Der vollendete Styl der Frau von Genlis muß dieſer Geſchichte viel Anziehendes verleihen. Auch der Stoff der Geſchichte hat einiges Intereſſe; allein die Ausführung gibt ihr den Glanz eines Opern-Ballets, welches die einfache Natur nachäffen will — es ſind ſchöne Gruppen, aber keine Natur, keine wirkliche noch veredelte. Und heut zu Tage, wo die ſeit Jahrhunderten verhüllte Nemeſis mit ehernem Schritt und leuchtendem Angeſicht über die blutbefloſſnen Gefilde des ſpaniſchen Amerika’s wandelt, iſt dieſe glänzende Darſtellung eines zärtlichen Vizekönigs und liebender Indianer außer der Zeit; der Beyfall, den Zuma beym Pariſer Publikum fand, beweiſt, daß ſie die wenigſten Leſer in ſo ernſter Beziehung betrachtet haben.

Die übrigen Erzählungen haben weniger Theilnahme erregt. Die des Tiber-Schilfes, welches muſikaliſche Töne flüſtert, wenn die Luft es bewegt, beruht, wie Frau v. Genlis verſichert, auf einer Thatſache. Sie erzählt von einem Liebenden, der in den Tönen des Schilfes die Stimme ſeiner Geliebten zu hören glaubt, die er während der Schreckenzeit in Frankreich unter dem Beile der Revolution verließ; er ſtirbt aus Verzweiflung, und ſein Mädchen, das ihn bald nachher in Rom aufſucht, geht in ein Kloſter. — Die Wittwe von Lüzi, einer kleinen Stadt in Burgund, gründet ſich auf einen, wohl mehr wie einmal ſtatt gehabten Vorfall. Eine Mutter, deren Sohn beym Heere iſt, ſieht einen Wagen mit Verwundeten vorbey führen, ſie bittet: ihr den Jüngſten zur Verpflegung zu übergeben, damit Andre ihrem Sohne vergelten — und der Verwundete iſt dieſer Sohn! Das Verdienſt von der Schreibart der Fr. v. G. beſteht in der Ausmahlung, in welcher ſie, fordert man nicht Innigkeit und allgemeine Wahrheit von ihr, wirklich Meiſterinn iſt.

Poetiſche Schriften.

Les quatre Ages. Par Charles Pougens, de l’Académie royale de Inscriptions et Belles-Lettres etc. etc. Paris chez Ant. Aug. Renouard. 1819, 139 pag. in 12.

Wären Geiſt und Sprache dieſer reizenden Dichtung minder franzöſiſch, ſo möchte man ſie für eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen nehmen. Was die beſchreibende Poeſie an glänzendem Schmucke der Erzählung leihen kann, iſt hier in reichem Maße beyſammen, und die kleine Schrift liefert einen neuen Beweis, daß die franzöſiſche Sprache für jede Schönheit dieſer Gattung empfänglich iſt, wofern Geſchmack, Phantaſie und Talent ſich, wie hier der Fall iſt, vereinen, um davon Gebrauch zu machen.

Das liebliche Gemählde ſtellt nicht ſowol die vier Alter des Menſchen, ſondern vielmehr die Liebe in jenen vier Altersſtufen dar. Im erſten Geſange ſehen wir, wie dieſe Leidenſchaft ſich aus den zarten Hüllen und aus jeder natürlichen Anmuth der Kindheit entwickelt; im zweyten ſtellt ſich ihr ſtürmiſcher, kühner, durch Widerſtand aufgereizter Charakter in den Spielen der Jugend dar; der dritte zeigt uns, wie ſie kräftig und wohlthätig das reife Alter zu beglücken vermag, und im vierten endlich erblicken wir jene ſanften und ruhigen Neigungen, welche heitere und zarte Erinnerungen noch bis zum letzten Lebenshauche unterhalten können. Die Scene iſt in einer der ſchönſten Umgegenden Rom’s, in der Nähe von Tivoli gelegen.

Die einfache und rührende Inſchrift am Schluſſe umfaſſt die ganze Fabel der freundlichen Bilder:

„Ici repose la depouille mortelle de deux époux centenaires, Floridor et Flore. Ils s’aimerent dès leur naissance, vieillirent ensemble, moururent à la même heure. Passant, qui que tu sois, Conquérant, Monarque ou Berger, porte envie à ce couple vertueux.“ Eine ſtrengere Kritik dürfte mitunter etwas ſtoßendes und gezwungenes in einigen Denkſprüchen finden, wie dieſer iſt: „Un sentiment vrai est le paganisme et non la poesie du coeur.“ Wenn aber auch ſo ſehr kleine einzelne Flecken vorkommen, ſo geben dafür ungleich mehr Züge und Aeußerungen des reinſten und wahrſten Gefühles vielfachen Erſatz. Wir wollen einzig nur des Wortes gedenken, das Flora bey der Rückkehr eines verlornen Sohnes in den Schoos der liebenswürdigen Familie zu ihrem Gatten ſagt: „O mon ami, souviens-toi de ton precepte favori, que tu as confirmé par de si nombreux exemples: Pour être assez bon, il faut être trop bon.“

Phyſiſche Weltkunde.

Gemälde der phyſiſchen Welt oder unterhaltende Darſtellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den beſten Quellen und mit beſtändiger Rückſicht auf die neueſten Entdeckungen bearbeitet, von Joh. Gottfried Sommer, mit Kupf. u. Charten. Erſten Bandes 1s — 5s Heft mit 6 Kupfertafeln. Prag 1818, bei Calve gr. 8.

Der verehrte Verfaſſer trägt in obigem Werk in einer populären faßlichen Schreib-Art das Intereſſanteſte aus der Himmels- und Erdkunde vor, und indem er, mit zweckmäßiger Vollſtändigkeit und mit Benutzung der neueſten Entdeckungen, alles, was zur Belehrung und Unterhaltung dienen kann, aufnahm, hat er das Tändelnde, das ſo oft dergleichen Darſtellungen zur Laſt fällt, vermieden, ohne durch eine ſtrenge Methode zu ermüden.

Da nicht nur die Gegenſtände ſelbſt, welche dieſes Werk umfaßt, ſondern auch die zum Verſtehen derſelben nöthigen Vorkenntniſſe klar bearbeitet und vorgetragen ſind, ſo können wir es jedem nur etwas aufmerkſamen Leſer empfehlen, und verſichern, daß er volle Befriedigung darin finden wird.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Franzöſiſche Literatur.

Voyage fait dans l'année 1816 et 1817 de New-York à la Nouvelle Orléans et de l'Oronoco au Miſſiſipi par les petites et les grandes Antilles. Contenant des details abſolument nouveaux ſur ces contrées, des portraits de perſonnages influents dans les Etats unis, et des Anecdotes ſur les Refugieux qui s'y ſont etablis, par l'Auteur des ſouvenirs des Antilles. 2 Vol. ches Gide fils. (Reiſe durch Neu=York nach Neu=Orleans u. ſ. w. im Jahr 1816 und 1817.)

Dieſes Werk, von dem Verfaſſer der Souvenirs des Antilles, iſt nicht von ähnlichem Werthe. Der Verfaſſer hat ſich bey keinem von beyden genannt, weil die Freymüthigkeit, mit der er ſprach, ihm das Inkognito, ſeiner Meinung nach, nöthig machte; allein man weiß dennoch, daß es Herr von Montluzon iſt, ein alter Offizier, der in Amerika gegen die Engländer focht. Ohne Zweifel enthält ſein Werk das Neueſte über manchen Gegenſtand; er beobachtet gut und erzählt getreulich; allein man muß ſeinen Standpunkt als Ultraroyaliſt und Gegner der Freyheit nie vergeſſen.

Die einfachen Sitten von Amerika haben keinen Reiz für einen Mann, welcher an die glänzenden Zirkel von Paris gewöhnt iſt. Sie verſtimmen ihn, er mahlt ſie, wie ſie ihm erſcheinen. „Geſtern, ſagt er, kam ich nach Norfolk; der Ort ſcheint mir traurig, wenig bevölkert. Wenn man Eine amerikaniſche Stadt ſieht, hat man ſie ſo ziemlich alle geſehen. Backſteinerne Häuſer, ſchnurgrade Straßen, Fußplatten, einige Pappeln hie und da zuſammen gepflanzt, eine Menge Krämerladen, keine Equipagen, ein Geſellſchafts=Körper ohne Haupt, ein Durcheinander von Fremden aller Länder, aller Kirchen, aber alleſammt dem Demokratismus im weiteſten Sinne des Worts zugethan, das alles mit einer entſchiednen Selbſtzufriedenheit, einer tiefen Unwiſſenheit, einer grenzenloſen Habſucht, einem unauslöſchlichen Golddurſte, einer komiſchen Eigenliebigkeit, einer mehr wie zweydeutigen Moralität vereinigt, und von den ſchwarzen Flügeln des blindeſten Aberglaubens beſchattet — das ſind die Züge, aus welchem das Bild der vereinigten Staaten zuſammengeſetzt iſt."

Der Verf. hat Herrn Madiſſon gekannt, und vierzehn Tage bey ihm in Montpellier Madiſſonhouſe zugebracht (im Jahr 1816, wo Madiſſon noch Präſident war). Er beſchreibt ſein Haus, ſeine Felder, ſeine Familie, ſeine Geſellſchaft, ſein Muſeum, und theilt einige mit ihm gehabte Unterredungen mit. „Wie ſich die Damen nach einem ſehr guten Mittageſſen fortbegeben hatten, bot ſich mir die Gelegenheit, mich mit dem Präſidenten, der ſehr unterrichtet iſt, lange allein zu unterreden. Wie wir auf den wilden und geſellſchaftlichen Zuſtand zu ſprechen kamen, ſagte er mir etwas Merkwürdiges: man ſieht täglich Weiſſe ihre Beſitzungen in den vereinigten Staaten verlaſſen, und freywillig das Wilden=Leben erwählen, ohne daß man ein Beyſpiel hätte, daß einer von ihnen wieder zur geſitteten Geſellſchaft zurückgekehrt ſey; dahingegen es unerhört iſt, daß ſich je ein Wilder freywillig unter einem kultivirten Volk wöhnlich niederlaſſe; meiſtens kehrt er zu ſeiner erſten Lebensart zurück." Nachdem er etliche ſolche Beyſpiele erzählt hatte, unter anderm das eines Wilden, den Hr. von La Fayette mit nach Europa genommen, der bey ſeiner Rückkehr nach Amerika eilig ſeine Kleider von ſich warf, und zu ſeiner Horde zurückkehrte, ſchloß der Präſident, daß der Menſch eine natürliche Neigung zum wilden Zuſtande habe, die ſich nur mehr bey der untern Klaſſe zeige, bey Menſchen, welche Familien=Bande und Eigenthum nicht ſo feſt an die Geſellſchaft knüpfen. „Wir ſehen täglich, fuhr er fort, wie allerley Arbeiter, die ſich an den innern Gränzen niederließen, ihren neuen Wohnort verlaſſen, um Hirten zu werden, große, auf weiten Strecken zerſtreute Herden zu hüten, oder zu treiben; nachdem ſie dieſes neue Geſchäft einige Wochen getrieben, begeben ſie ſich auf das Gebiet der Indianer, miſchen ſich unter die Wilden, bequemen ſich zu ihren Sitten, legen ihre Kleidung an, und gehen gänzlich in den Stamm, mit dem ſie ſich verbunden haben, über. Vielleicht bringt es ihnen einigen Vortheil, daß ſie an Stamm, Sprache und Farbe verſchieden ſind. Ohne Zweifel zieht ſie die gänzliche Freyheit, die Ungebundenheit an keinen Ort, keine Verpflichtung, keine Obliegenheit, die Abweſenheit von Sorge und Unruhe an, welche den Zuſtand des Wilden bezeichnet."

Hier folgen einige Züge aus dem Charakter der Wilden, die nach der Natur, und von einem guten Beobachter gezeichnet ſind.

Bey dem ſtrengſten Winter von Nord=Amerika, indeß der ausgeartete Menſch ſich mit Kleidern überladt und an ſeinen Heerd gebannt ſich vollends verzärtelt, hebt der Sohn der Natur, der ungebändigte Wilde, ſein ſtolzes Haupt empor, ſein Haar fliegt in den eiſigten Lüften, nackt trotzt er dem Nordwind. Mit leichtem Fuß durcheilt er die Wälder, die Berge, die gefrornen Seen, vom Bedürfniß oder der Jagdluſt, oder vom Kriegswechſel getrieben, oder geſtachelt von Rachſucht und dem Durſte nach dem Blute des Feindes.

Man muß nie hoffen, den Wilden zum Sklaven zu machen; er ſtirbt ſehr kurze Zeit, nachdem er ſeine Freyheit verlor. Seine Beſchaffenheit iſt darin ſehr vom Neger verſchieden. Alle Verſuche, die man ihn zu bändigen machte, ſchlugen fehl, der Wilde ward nach wenig Tagen erzwungnen Gehorſams kränkelnd, und nach einigen

Digitized by Google

Monaten ſtarb er immer. In welcher Lage ſich auch der Wilde befinde, empört ihn der Zwang, und er trachtet ſich oder Andern nach dem Leben. Auch ſind ihre Häuptlinge gewiſſermaßen ohne Macht, und aus dieſen Urſachen gibt man die Hoffnung, ſie durch die gewöhnlichen Mittel zu civiliſiren, ganz auf. Dieſe Häuptlinge hüten ſich wohl, ihren Gefährten gemeſſene Befehle zu geben. Sie haben eine ceremoniöſe Weiſe gegen einander, von der dieſe Häuptlinge, bey Gefahr des Lebens, des Abgeſetztwerdens und der allertiefſten Verachtung, nicht abgehen dürfen. Auch haben ſie nur in Kriegszeiten Wichtigkeit; im Frieden treiben die Wilden, was ſie wollen. Da ſie dann vereinzelt in getrennten Familien-Kreiſen leben, haben ſie wenig Verkehr zuſammen; ſo bald aber das Feldgeſchrey ertönt, ſtehen alle auf, begeiſtern ſich, vereinigen ſich und brechen unter einem Anführer auf, der ſie doch immer mehr bittet, als ihnen befiehlt.

Der natürliche Charakter des Wilden iſt kalt, ſein Herz wird einzig von Rache bewegt, dieſe ſchwört er ſeinem Feinde, und vererbt ſie oft auf ſeine Kinder fort. Weichen Gefühlen iſt er ganz unzugänglich. Wenn er nach langer Abweſenheit zurückkehrt und einem Freund begegnet, hält er ſich nicht auf, jener unterbricht ſeinen Gang auch nicht; ſie gehen aneinander vorüber. Tritt er in ſeine Hütte, ſo empfängt man ihn, als ſey er nie abgereist; weder Frau, Kinder, Freunde, keines fällt ihm um den Hals. Er ſetzt ſich hin, raucht und erzählt ruhig, daß er ſeinen Vater, Sohn oder Bruder auf dem Schlachtfelde gelaſſen hat. Ihre Beſuche untereinander ſind eben ſo ſonderbar. Der eintretende Beſucher nennt den, den er beſuchen will, worauf ſich alle Uebrigen in einen Winkel der Hütte begeben, um dieſen beyden Freyheit zu ihrer, nie fröhlichen Unterhaltung zu laſſen. Eben ſo benehmen ſie ſich, wenn ſie um ein Mädchen werben, jedoch darf der Bewerber, ſo lange die Tageshelle dauert, ſich keine Vertraulichkeit erlauben. Das Bewundrungswürdigſte unter dieſen Wilden iſt ihre unverletzliche Ehrſucht gegen das Alter. Selbſt der reife Mann zittert noch vor ſeinem Großvater, und die Befehle eines Greiſes werden immer genau erfüllt.

So iſt der Wilde im Innern des Landes; den Städten und von Europäern bewohnten Gegenden näher, hat er nicht mehr dieſe große Einfalt, und man nimmt aus dem Vergleich wohl wahr, daß er der Civiliſation fähig iſt.

Unter den intereſſanten Menſchen, die Herr von Montluzon, außer dem Präſidenten Madiſſon kennen lernte, ſpricht er auch von Jefferſon, Monroe, dem Ritter Oniz, und beſchreibt ihr Hausweſen mit vieler Wahrheit. Seine Wuth ſteigt aufs höchſte, wenn er in Neu-Orleans verwieſene Franzoſen anlangen und gaſtlich empfangen ſieht, wie z. B. Grouchy, Lallemand, Lefevre Desnonettes, Joſeph Bonaparte. „Es mußte, ſagt er von dieſem letzten, eine Million Menſchen gemetzelt werden, damit dieſer Magazin-Verwalter mit zwey Millionen baarem Gelde nach den vereinigten Staaten wandern konnte.“ Wir ziehen noch einige Bemerkungen über weniger bekannte Gegenſtände aus.

„Ich wohnte, ſagt der Verfaſſer bey Gelegenheit von Neu-Orleans, geſtern einem Ball der weiſſen Damen bey — alſo unterſcheidet man dieſe Geſellſchaft im Gegenſatz der farbigen Frauen. Er fand in einem ſchönen, länglich viereckigen Saale ſtatt, wo ringsherum Logen angebracht waren. Sechszig junge Frauenzimmer zierten ihn; ſie waren faſt alle in weiſſen Gewändern, mit zierlich geflochtnem und gelocktem Haar, und der ſchönſten friſcheſten Hautfarbe. Der Tanz iſt ihre herrſchende Leidenſchaft; ſie ſetzen ihn bis in ein ſpätes Alter fort; die junge Mutter verläßt den Walzer, um ihr Kind zu ſäugen, wozu ihr ihre freye Kleidung alle Leichtigkeit gibt. Die Frauen ſind hübſch, ſowol in Neu-Orleans als in Louiſiana. Das ſoll in Europa wie in Amerika die Wirkung einer feuchtwarmen Temperatur ſeyn. Sie ſind weiß, wohl gewachſen; manche unter ihnen trägt Züge, welche ihre jüdiſche Abkunft verrathen. Bey obenerwähntem Ball waren mehrere Amerikaner (aus den vereinigten Staaten) gegenwärtig, deren demliche Uniform ſich bey einem Beſuch in Mexico ſehr gut befinden würde. Obſchon dieſer Ball aus der beſten Geſellſchaft von Neu-Orleans beſtand, ſpürte man ihm doch die Kolonial-Gährung und demokratiſche Freyheit an. Die Männer, geſtiefelt und ohne angemeſſene Kleidung, mit einem Stock in der Hand, von ſo einer Größe, daß er füglich ein Prügel hätte genannt werden können. Der Tabacksrauch vermiſchte ſich anmuthig mit den Wohlgerüchen, welche den Seidenlocken der Schönen entſtrömten. Die Muſik war elend, ſechs barbariſche Bänkelſänger zerriſſen einem die Ohren mit ein Paar veralteten Tänzen, die in ihrem ſchleppend langſamen Takt dem Feuer der Tänzerinnen wenig entſprachen. Das Feſt begann um acht Uhr und dauerte bis früh um drey, die Damen begaben ſich mit aller Beſcheidenheit der Vorzeit zu Fuße nach Hauſe. Bevor man die Fußplatten angelegt hatte, welche jetzt die Stadt verſchönern, waren die Damen genöthigt, barfuß bis zum Tanzſaal zu gehen, wohin ihnen ein Sklave ihre Fußbekleidung nachtrug, und nach beendigtem Ball ward ſie wieder abgelegt, um mit den zierlichen nackten Füßchen den tiefen Koth zu durchwaten, welcher während des Carnevals, der Jahrszeit wegen, auch in Neu-Orleans ſehr tief iſt.“

„Die Stadt Havanna gleicht in keiner Rückſicht einer gewöhnlichen Stadt. Jedem Andern als einem Spanier fällt ſie auf; das Material und die Bauart der Häuſer nähern ſich dem Alterthum. Ich glaubte in Herkulanum oder Pompeji zu ſeyn, wenn es von ſeiner Aſche, von ſeiner Lava-Kruſte befreyt worden wäre. Die Stunde, wo ich dieſen Ort zuerſt betrat, erhöhte noch die Täuſchung. Die Häuſer haben meiſtens nur einen Erdſtock, deſſen Inneres bis unter das Dach reicht. Man erblickt weder Tapeten noch Hausgeräth, die Wände ſind nackt, zum Theil weiß angeſtrichen, unterhalb aber blau und gelb gefleckt gemahlt. Eine feſtgeſtampfte Erde dient zum Fußboden; Lampen und Leuchter ſind von Kupfer, ekelhaft und von barbariſchen Formen. Keine Kamine in den Häuſern; dennoch iſt die Luft im Jenner kalt genug, um das Feuer, ſchon um die Feuchtigkeit aus den Zimmern zu vertreiben, mit Vergnügen zu ſehen. Die zwölf Fuß hohen Fenſter haben weder Glasſcheiben noch Schalleen, ſondern hölzerne Gitter, wie in den älteſten ſpaniſchen Städten. Die Frauen verlaſſen ſie den ganzen Tag über wenig; außer dem Haus ſieht man ſie ſelten. Abends hört man in den Straßen Guitarre und Mandoline ſpielen. Man ſieht hier viele Weiſſe, deren Aeußeres Elend zur Schau trägt; Faulheit und Unreinlichkeit ſind an der Tagesordnung, am Empörendſten iſt es aber in Havanna, daß troß der Polizey des Gouverneurs, Hrn. von Cienfuegos, die Meuchelmorde an der Tagesordnung ſind. Man hört von nichts als Stilletſtichen, die Kinder ſelbſt üben ſich ſchon, als Lieblingsſpiel, mit kleinen hölzernen Dolchen (!!!) —

Digitized by Google

Erſt vor wenigen Tagen ward eine Dame mit dem Stilet erſtochen. Nach ſieben Uhr Abends iſt es unvorſichtig auf der Gaſſe zu gehen. Rache und Eiferſucht ſind die Veranlaſſung dieſer Gewaltthaten, nicht das Bedürfniß. Sie ſind ſo gemein, daß man nie mit Leuten, die eine Zeit in Havanna gelebt haben, zuſammen treffen kann, ohne daß ſie von Gefahren, denen ſie nur mit Mühe entgangen ſind, erzählen. So lange der Verfaſſer ſich daſelbſt aufhielt, zählte er zwey Meuchelmorde den Tag. (!!!) Einer dieſer Occasionangues, (ſo nennt man dieſe gedungnen Mörder) begegnete in der Gaſſe einer Dame, welche einen koſtbaren Diamantring am Finger hatte, er haute ihr den Arm ab und nahm ihn kaltblütig mit ſich fort, um ſich ſeiner Beute zu bemächtigen.

Man iſt in Europa über den Luxus der Havanna in großem Irrthum; der Ausſage der Reiſenden zu Folge, iſt das baare Geld dort im Ueberfluß vorhanden. In der That aber iſt es ſehr ſelten; die reichſten Einwohner haben oft keinen Heller in Händen, und der vorgebliche Luxus iſt in allen Annehmlichkeiten des Lebens um vier Jahrhunderte zurück. Weder ein Franzos noch ein anderer Fremder darf hier einen Laden halten; die Geſchäfte gehen ſehr ſchlecht; die Spanier ſind geizig und wollen nur wohlfeil einkaufen, Kaufleute verlieren funfzig Prozent von den Waaren, die ſie aus Europa einführen.“

Ein guter Royaliſt, im Sinn unſers Verf., wird von den Spaniern der Havanna als ein Feind der revolutionären Begriffe, welche in allen dieſen vulkaniſchen Köpfen gähren, ſcheel angeſehen werden. Die überwiegende Mehrzahl Aller, die, von Europa aus gerechnet, jenſeits der Meere wohnen, iſt mit dieſen zerſtörenden Grundſätzen angefüllt. Die Franzoſen aus Cuba, ſagt d. Verf., werden mir nicht widerſprechen; ſie, welche der Schutz der Lilien und die Goldſtücke nur im Publikum im Zaum halten, wofür ſie ſich unter ihren Vertrauten ſchadlos zu halten wiſſen. Heut zu Tage ſieht man unter den Spaniern, was ſeit der Revolution in Frankreich gemein iſt, von zwanzig verſammelten Menſchen keinen, der des Andern Meinung iſt. Die Gegenwart der Gewalt kann die Einen wohl berechtigen, im Sinne der Regierung zu ſprechen, allein die Andern zu unterdrücken gelingt ihr nicht. Dieſe letzten gehören zu allen Klaſſen, ſie erneuen ſich, wie die Köpfe der Hydra, und ſind um ſo ſtärker, da ſie keine falſchen Brüder unter ſich haben; indeß die andere, aus Adelichen, Prieſtern und Offizieren zuſammen geſetzt, ſich täglich verrathen und ihre Zahl durch die ſchimpfliche Abtrünnigkeit abnehmen ſieht. Dem Kaufmann von Cadix verletzt es die Augen, einen Adelichen vom Hofe ſeines Herrn mit einem Orden geſchmückt zu ſehen; dieſe Menſchen möchten alle Köpfe gleich ſtellen, und die erſten Klaſſen, deren Ueberlegenheit ſie aufreizt, überſpringen.

Die farbigen Menſchen und ſelbſt die Neger genießen in Havanna viele Freyheiten. Der Haß dieſer letzten gegen die Franzoſen iſt ſo heftig, daß ſie nicht mehr unter ihren Befehlen dienen wollen, wenn ſie Verwalter von ſpaniſchen Gütern ſind. Sie beſchimpfen ſie öffentlich und morden ſie oft. Die Neger, welche größtentheils frey ſind, bieten den Spaniern die Spitze. Unter den Caleceros (den Fuhrleuten der Kaleſchen in der Havanna) ſind, nach des Verf. Erfahrung, die Neger die allerunverſchämteſten.

Engliſcher Literaturbericht vom Mai, Juni und Juli 1819.

(Fortſetzung.)

Proceedings in Parga and the Jonian Islands. By Lieut. Colonel C. P. de Bosset. London pp. 198.

Der Verf. bekleidete in Dienſten der engliſchen Marine Jahrelang mehrere wichtige Aemter auf den joniſchen Inſeln zu Parga. Plötzlich ward er durch eine Order des Gouverneurs Sir Thomas Maitland am 26. September 1817, angeblich im Namen des Königs, aller ſeiner Functionen und Beſoldungen entſetzt. Im Gefühl ſeiner Unſchuld und in der Ueberzeugung, daß hier eine Kabale geſpielt ſey, deren Opfer er geworden, wandte er ſich bey ſeiner Rückkehr nach England geradenwegs an den Prinzen Regenten, und erfährt dann hier, wie er erzählt, daß der Gouverneur aus Privathaß ohne Auftrag gehandelt, die Folgen ſeines Verſehens aber für den Augenblick nicht zu ändern ſeyn, auch die Verminderung des engliſchen Militär-Etats überhaupt eine unmittelbare Entſchädigung nicht thunlich mache, ſo fern ſie in einer neuen Anſtellung beſtände, und er, de Boſſet, vorläufig auf halben Sold geſetzt werden ſolle. Ein dringendes Geſchäft ruft de Boſſet jetzt in ſein Vaterland, die Schweiz, ab, und, um ſich gegen die vielleicht aus dieſer Reiſe oder während ſeiner Abweſenheit erwachſenden nachtheiligen Gerüchte möglichſt zu ſichern, und überhaupt über den wahren Hergang der Sache das Publikum aufzuklären, erſcheint jene Schrift, eine mit lauter Originaldokumenten belegte Apologie. Für uns hat ſie an und für ſich kein weiteres Intereſſe; nur wegen der Notizen über Parga, die joniſchen Inſeln und die joniſche Akademie verdient das Buch eine beſondere Aufmerkſamkeit, indem der Verf. hier als Augenzeuge und aus eigner vieljähriger Erfahrung redet.

Parga iſt ein Städtchen an der Küſte von Epirus, auf einem kugelförmigen Felſen gebaut, mit Mauern umgeben, und auf drey Seiten von der See beſpült. Eine Art Citadelle, die der engliſche Kommandant bewohnt, erhebt den Platz zu einer nicht unwichtigen Feſtung. Das ſchöne Klima, das herrliche Waſſer, die paradieſiſche Gegend und die Induſtrie der Bewohner, welche ſich dadurch ſehr von türkiſchen Unterthanen unterſcheiden, machen dieſen Fleck zu einem der lachendſten und freundlichſten, die man ſich denken kann. Nach einigen Geographen iſt der Fluß der bey Parga vorbeyfließt, der Cocytus. Freylich erkennt man den Höllenfluß in ſeinem freundlichen Aeußern, in der üppigen Vegetation an ſeinen Ufern ſchwerlich wieder, doch nach der Beſchaffenheit ſeines Waſſers und ſeiner Nähe mit dem Acheron kann es kein anderer ſein. Er fließt zwiſchen Felſen in einem ſchmalen Bette, und bildet mehrere Waſſerfälle, ſein Waſſer ſieht weißlicht aus von der kalkigen Maſſe, mit der es geſchwängert iſt, und die ſich an die Felſen anſetzt. — Die Parginoten ſind wegen ihrer beſtändigen Feindſeligkeiten mit den Türken ein tapferes Völkchen, vertraut mit den Waffen und Gefahren. Die Männer ſind von kräftigem Wuchs; ihre Tracht iſt die der griechiſchen Eiländer, eine geſtickte Jacke, weite Hoſen von blauem Tuch, der Kopf mit einer rothen Mütze bedeckt. Sie tragen Schnurrbärte, und ſind insgeſammt mit Flinte, Piſtolen, Dolch und Säbel bewaffnet. Die Weiber ſind hübſch, ihre Kleidung iſt ein Jäckchen von Tuch oder Seide, geſtickt oder beſetzt mit Gold, mit einem langgefalteten Röckchen. Das Haar tragen ſie mit einer doppelten rothſeidnen Schnur

Digitized by Google

durchflochten und geſchmackvoll hinten aufgeſteckt. Wenn ſie ſich im Publikum zeigen, bedecken ſie den Kopf mit einem farbigen Tuche, das die antike Eleganz ihres Kopfputzes verbirgt. Ali Paſcha haßt die Parginoten, weil ſie den Opfern ſeiner Grauſamkeit, namentlich den unglücklichen Sulioten, eine gaſtfreye Zufluchtsſtätte darboten. Wein, Ackerbau und Schiffahrt ſind ihre Hauptbeſchäftigungen. Viele wandern nach Italien aus, als Wirthe und Aufwärter in dortigen Kaffehäuſern, und haben ſie ſich ſo in Ancona, Rom, Venedig oder Trieſt ein Sümmchen erübrigt, ſo kehren ſie damit an den heitern Ort ihrer Geburt zurück. Unter ihren Gebräuchen verdient einer bey ihren Ehen bemerkt zu werden. Das junge, von den Eltern und durch eigene Wahl für einander beſtimmte Paar lebt erſt ein Probejahr beyſammen, ehe der prieſterliche Segen es auf ewig bindet. Bis dahin iſt der Rücktritt zwar wohl erlaubt, aber doch allemal etwas gehäſſig, ſo daß man ſich ſehr ſelten dazu entſchließt. Weiber und Töchter ziehen täglich aus Parga aus, um eine Stunde von der Stadt aus einer Quelle: St. Triſos, Waſſer zum Hausbedarf zu ſchöpfen. Nichts iſt maleriſcher, als dieſe weiblichen Gruppen unter Oliven und Orangen mit den geſchmackvoll geformten Gefäßen auf den Köpfen hin und herſchwärmen zu ſehen. Sie betrachten dieſen herkömmlichen Gang als eine angenehme Erholung. — Recht in die Augen fallend iſt der Kontraſt zwiſchen dieſem fruchtbaren Ländchen und den wüſten Landſtrecken, die dicht daran gränzen, und auf jedem Schritt Verwüſtung und die Tyranney des Türkenjoches bezeugen. Einige zerſtreute Herden ziehen durch dieſe Flächen, deren Hirten elende Sklaven ſind. Zerſtörte und verlaſſene Wohnungen verkünden dem Reiſenden, daß dieß Land, ehe es dem Paſcha von Joannina zufiel, weniger unglücklich war. Erſchütternd iſt die Darſtellung, die de Boſſet gibt von den Bemühungen der Parginoten, trotz der Stipulation mit Ali Paſcha, nach der Parga an ihn abgetreten werden ſollte, unter engliſcher Botmäßigkeit zu bleiben. Einzeln befragt, erklärten alle einmüthig, das Land verlaſſen zu wollen, wenn ſie der Ruthe ihres grauſamen und erbitterten Feindes Preis gegeben werden ſollten. Es ereigneten ſich die rührendſten Scenen von Anhänglichkeit an England. Ein Taubſtummer drückte ſogar mit den deutlichſten Geberden aus, wie er von dem Paſcha ſich nur Gift und Mord erwarte, dann wies er nach der auf der Citadelle wehenden brittiſchen Flagge, und zeigte lebhaft, daß nur Gewalt ſie von dieſer geliebten Fahne losreißen würde. Wahrlich es blutet das menſchliche Herz, wenn ſolche Zeugniſſe von Treue von kaltſinnigen Diplomatikern mit Füßen getreten werden, und eine ſo heilige Anſprache des edlern Menſchen verſchloſſene Ohren findet!

Die joniſchen Inſeln haben für England nicht ſowol an ſich als dadurch eine politiſche Wichtigkeit, daß es hier ſo nahe bey der Türkey ſeine Hand leichter ins Spiel miſchen kann, wenn für daſſelbe bey dem bevorſtehenden Sturze der ottomaniſchen Herrſchaft, deſſen Vorboten ſich bereits in dem allmähligen Verfall ankündigen, entweder nun eine Unterſtützung oder eine Zerſtückelung rathſam würde. Englands Schutz iſt hinwiederum für die joniſchen Inſeln ſelbſt von Wichtigkeit, weil ihre Schiffahrt durch denſelben geſichert und ihren Produkten ein Markt eröffnet wird. Wiewohl nun dieſe Umſtände die Einwohner ſicher an England feſſeln, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß vor Bonaparte's Fall auf einigen dieſer Inſeln eine Parthie für Frankreich geſtimmt war, und ſich jetzt eine zu Gunſten Rußlands zeigte. Dieſe letztere Anhänglichkeit bewirkte nicht blos religiöſe Verwandtſchaft, ſondern perſönliche Verhältniſſe. Die franzöſiſchen und ruſſiſchen Dienſte boten, und dieſer bietet noch mehreren jungen Männern von den joniſchen Inſeln eine Bahn zum Glücke dar. Die Söhne einiger der vornehmſten Familien ſind in Frankreich und Rußland auf Koſten dieſer Staaten erzogen worden, haben die geeigneten Grundſätze eingeſogen, und jetzt nach ihren Talenten und Neigungen Anſtellungen gefunden. Der Graf Capo d'Iſtria, aus Corfu gebürtig, iſt ruſſiſch kaiſerlicher Staatsſekretär, Graf Loverdo, ein Cephalonier von Geburt, iſt General in der franzöſiſchen Armee. Die Auszeichnung, die von jenen Mächten ſonſt noch einzelnen Joniern widerfährt, die Vorliebe mehrerer derſelben für Rußland, die vielfachen Vortheile, die ſie durch dieſe Macht genießen für ihre Schiffahrt nach der Levante und dem ſchwarzen Meere, Vortheile, deren die brittiſche Flagge dort noch nicht theilhaftig iſt, müſſen das brittiſche Gouvernement zu den größten Klugheitsmaßregeln veranlaſſen, um die Anhänglichkeit nicht zu verſcherzen, ſondern mehr noch zu befeſtigen. Wie dieß durch Güte, durch aufmerkſame Verbeſſerung ihrer Schulen, ihrer Verfaſſung und mangelhaften Einrichtungen ſonſt zu erzielen ſteht, zeigt de Boſſet in einem Memoire vom März 1816.

De Boſſet theilt von der joniſchen Akademie, deren ſonſt zu Corfu gehaltne Sitzungen während der Statthalterſchaft von Sir Thomas Maitland, gänzlich unterbrochen worden ſind, ein Verzeichniß ſämmtlicher Mitglieder mit. Vicepräſident iſt Niccolo Delvinioto, Sekretär Viletta Calichiczaio. Die übrigen Mitglieder zerfallen in socj correspondenti, welche Letztere ſich wieder in die socj nelle Isole und nel Continente theilen. Von den letztern führt das Verzeichniß unter 65 Namen folgende bekannte auf: Coray und Barbiee de Bocage zu Paris, Brondſted, Koes und Münter in Kopenhagen, ſogar noch Heyne in Göttingen, den der Tod ſchon vor neun Jahren den Wiſſenſchaften entriß u. ſ. w.

(Die Fortſetzung folgt.)

Andachts-Bücher.

Katholiſches Gebet- und Erbauungsbuch im Geiſte der Religion Jeſu, verfaßt von J. J. Natter. Sechſte verbeſſerte und vermehrte Original-Auflage 8. Prag 1818, bei Calve.

Katholiſches Andachtsbuch für die Gebildeten unter dem weiblichen Geſchlecht, verfaßt von J. J. Natter. 8. Prag 1819. bei Calve.

Vernünftiger Gottesdienſt oder kurze Gebete zur Erweckung guter Entſchließungen, verfaßt von Peregrin Wenzel, Pfarrer zu Wittkowitz 8. Prag 1819. bei Calve.

Wir können dieſe drei Andachts-Bücher als ihrem Zweck vollkommen entſprechend aufs nachdrücklichſte empfehlen — ſie werden jedes gläubige Herz erbauen und Stoff zum Nachdenken über ſich ſelbſt und das Heiligſte für den Menſchen in reichlichem Maaße gewähren.

Digitized by Google

Nro. 37.

Literatur = Blatt.

1819.

Engliſcher Literaturbericht vom Mai, Juni und Juli 1819.

(Fortſetzung.)

3. Journalauszüge. Es liegen unter andern für dieſe Rubrik zwey Hefte des Edinburger Review vor mir, LXI. Dec. 1818 LXII. März 1819, erſt im Mai ausgegeben. Der erſte für das Morgenblatt intereſſante Artikel iſt über James Mill's Geſchichte des brittiſchen Indiens (3 Voll. 4. 2148 S.), auf das ich ſchon früher (Literaturbl. 1817. Aug. No. 26 und 1818. Jan. No. 2) aufmerkſam gemacht habe. Hier nur noch Einiges: Eine ſolche Geſchichte war ein längſt gefühltes, aber um ſo ſchwerer zu befriedigendes Bedürfniß, da die Materialien ſich mit jedem Jahre zu undurchdringlichern Maſſen anhäuften, ſo daß mehr als ein menſchliches Leben dazu gehört, ſie zu verarbeiten. Mill beſitzt Unpartheylichkeit, gelehrte Kenntniß und Geſchick zum Geſchichtſchreiber, am vorzüglichſten da, wo dieſer ſein kritiſches Amt zu verwalten, den pragmatiſchen Zuſammenhang auszuforſchen, und überhaupt mehr mit dem Verſtande als der Einbildungskraft zu operiren hat. Mill war nie in Indien, und hat höchſtens nur eine oberflächliche Kenntniß der orientaliſchen Sprachen; was er über die Vortheile ſagt, die beſonders der erſte dieſer beyden auf den erſten Anblick nachtheilig ſcheinenden Umſtände dem Hiſtoriker Indiens gewährt, mag nicht ganz ungegründet ſeyn. Das Werk zerfällt in ſechs Bücher. Das erſte enthält den Anfang und Fortgang des brittiſchen Verkehrs mit Indien, bis zur Stiftung der Compagnie auf einer ſoliden Grundlage durch die Akte der Königinn Anna. Das zweyte Buch handelt von den Hindus, das dritte von den Mahomedanern, das vierte begreift die Periode von 1708 bis zu der veränderten Verfaſſung der Compagnie im Jahre 1773. Das fünfte Buch führt die Geſchichte fort, bis zu der Zeit der Pitt's Akte 1784, der zweyten großen Umwälzung in der Verfaſſung der Compagnie, und das ſechste ſpinnt die Erzählung ab bis zu dem Schluſſe des Mahrattenkrieges 1805. — Die Compagnie, in deren Namen jetzt ein ſo großes Reich regiert wird, nahm ihren Urſprung mit einem Freybriefe der Königin Eliſabeth 1600, und machte ihr erſtes Unternehmen, zu welchem 68,373 Lſtrl. ſubſcribirt wurden, im Jahr 1601. Wie beſcheiden die Geſellſchaft damals anfing, zeigt ihre Weigerung, in ihren Geſchäften einen Edelmann zu engagiren. Urſprünglich ward der Handel nach dem Princip einer ordentlichen Geſellſchaft betrieben, jeder Subſcribent beſorgte ſeinen Antheil an dem Eigenthum für ſeine eigene Rechnung, und unterwarf ſich nur den allgemeinen Beſtimmungen. Die erſten acht Reiſen warfen einen Durchſchnittsavanz von nicht weniger als 171 pr. C. ab. Im Jahre 1610 verwandelte ſich die ordentliche in eine Aktien-Geſellſchaft, und die erſten vier Reiſen lieferten bey dieſem Princip nur einen Vortheil von 87½ pr. C. im Durchſchnitt. Von da an finden ſich keine beſtimmte Angaben bis 1627, wo die Compagnie eine Schuldenlaſt von 200,000 Lſtrl. hatte, und ihre Aktien mit 20 pr. C. discontirt wurden, ſo daß eine Aktie von 100 Lſtrl. zu 80 verkauft wurde. Schon damals fing ſie an, ſich gegen allen Freyhandel zu ſperren, und ein Monopol ausüben zu wollen. Eine mißverſtandene Ordre Cromwells 1657 veranlaßte die Holländer, ihre Nebenbuhler zu werden, und bis 1667 hatten die Unternehmungen der Compagnie einen ſehr unbedeutenden Fortgang. Endlich erklärte das Haus der Gemeinen, der König habe nicht die Macht, ohne Genehmigung des Parlaments die Freyheit des Handels zu beſchränken. Eine neue Maſcopei erhielt eine Parlamentsakte, doch nach einigen Unterhandlungen vereinigten ſich beyde Corporationen unter dem Namen der vereinigten Geſellſchaft nach Oſtindien handelnder Kaufleute. 1708 ſicherte ihnen das Parlament den ausſchließlichen Beſitz des Handels nach Oſten bis zum Ablauf einer dreyjährigen Anzeige nach dem 25. März 1726. Zur Zeit des neuen Freybriefs war die Compagnie folgendermaßen organiſirt. Alle Eigenthümer, die für 500 Lſtrl. Aktien beſaßen, verſammelten ſich in einem General Court, und hatten die oberſte geſetzgebende Gewalt, ſie machten alle Geſetze und Verfügungen, alle Beſtimmungen von Dividenden, alle Geldbewilligungen. Die ausübende Gewalt war 24 Direktoren übertragen, die von dem General Court aus den Perſonen gewählt wurden, die 200 Lſtrl. Stock hatten. Mills Bemerkungen über das genauere Detail dieſer Organiſation, die er mit der engliſchen Conſtitution zuſammenſtellt, ſind leſenswerth. In Indien wurden die Angelegenheiten der Compagnie von drey Rathſchaften (Councils) zu Bombay, Madras und Calcutta verwaltet, die in der Regel aus den älteſten Dienern der Compagnie zuſammengeſetzt waren. 1732 ward der Freybrief der Compagnie erneuert, unter der Bedingung, der Regierung einige Vorſchüſſe zu leiſten; man hatte aber ſo viel Widerſpruch gefunden, daß die Compagnie ſich wohl hütete, den Ablauf des Monopols wieder abzuwarten, ſondern ſchon im Jahre 1744, als Niemand daran dachte, und die Regierung ſich grade in großer Geldverlegenheit befand, eine Anleihe von einer Million zu 3 pr. C. anbot gegen die Verlängerung ihrer Freyheiten bis zum Ablauf der dreyjährigen Anzeige vom März 1780. Der Vorſchlag wurde angenommen, und die Regierung erhielt ſich ſo für ein halbes Jahrhundert im Beſitz. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann nun eine neue Epoche für Indien. 1746 ward die große Armee des Nabobs von Carnatic, der es ſich hatte beygehen laſſen, in das damals in franzöſiſchen Händen befindliche Madras einzufallen, durch ein einziges reguläres franzöſiſches Bataillon überwunden. Zu Pondichery fingen die Franzoſen auch an, Seypoys nach europäiſcher Weiſe zu organiſiren. Dieſe beyden wichtigen Schritte haben die große Gewalt der Europäer in Indien gegründet. Die Geſchichte der

Compagnie in ihrer neuen Beziehung als ſouveräne Macht iſt eine der lehrreichſten, die die Welthiſtorie darbietet, weil die Gründe jeder Verhandlung und jedes Ereigniſſes ſo klar vorliegen. Wegen der weiten Entfernung von England wurden die Lokalbeamten immer gezwungen, unverzüglich ihre Darſtellung jedes Vorfalls niederzuſchreiben; nach der Conſtitution der Präſident- oder Rathſchaften in Indien fanden bey allen Anläſſen Debatten Statt, in welchen die Gründe für und wider die zu ergreifenden Maßregeln erwogen, und nachher als Geſchäftsauszüge aufgezeichnet wurden. Eben ſo waren die Direktoren gezwungen, in ihren Depeſchen umſtändliche Inſtruktionen einzuſchicken, und alle dieſe Dokumente lagen oft zur Einſicht da, ſo oft das brittiſche Parlament ſich veranlaſſt fand, ſie zu Rathe zu ziehen. In der Periode von Haſtings Prozeſſe wurden die genaueſten Nachſuchungen angeſtellt, alle Dokumente, die über die frühere Geſchichte des brittiſchen Indiens ein Licht werfen konnten, zu Tage gefördert, und von den ſcharfſinnigſten Köpfen der Zeit commentirt. Aus dieſer Eigenthümlichkeit läſſt ſich gegen Mill behaupten, daß, ſo wenig auch das Betragen der indiſchen Gouverneurs vorwurfsfrey war, ſie darum doch nicht ſchlechter heißen können, als andere Souveräne, deren Motive nicht beſſer, aber verſteckter ſind. Das Journal knüpft hieran eine Darlegung der dieſe Anſicht vertheidigenden Gründe, und eine hier uns zu weit führende Erzählung der Schändlichkeiten, die im Namen der Compagnie ausgeübt wurden, S. 10 ff. Die heftigen und oft wiederholten Anklagen von gemißbrauchter Souveränität, die gegen die Compagnie erhoben wurden, veranlaſſten lange Parlamentsdebatten, und ſo erhielt die Compagnie im Jahre 1773 eine neue Conſtitution, nach welcher die Stimmfähigkeit in der Court der ſogenannten Eigenthümer, ſtatt der bisherigen 500, 1000 Lſtrl. Stock erforderte. In Indien wurde die Regierung von Bengalen, Bahar und Oriſſa einem Generalgouverneur und vier Räthen, welche das Parlament für fünf Jahre ernannte, übertragen, und ihnen die übrigen Präſidentſchaften untergeordnet. Zu Calcutta wurde ein oberſter Gerichtshof, deſſen Mitglieder vom Könige erwählt wurden, inſtallirt. Von Fox India Bill, nach der die Verwaltung Indiens in die Hände von ſieben durch das Parlament zu ernennenden Commiſſarien gegeben werden ſollte, hegt Mill keine hohe Meinung, und trotz Burke's Vertheidigungsrede läſſt ſich nicht läugnen, daß die Gründe, warum man von dieſen Commiſſarien eine beſſere Verwaltung hätte erwarten ſollen, ſchwach waren. Foxens Bill, die eine ſo wichtige Rolle in der engliſchen Geſchichte ſpielt, hatte aber doch wenigſtens den Vorzug der Verſtändlichkeit, indeß Pitts Plan, der endlich durchgeſetzt ward, in Myſterien gleichſam gehüllt erſchien. Ein Collegium wurde errichtet, beſtehend aus vier Mitgliedern (außer dem Finanzminiſter und einem von den Staatsſekretären), deren Verhaltungsnorm in höchſt unbeſtimmten und allgemeinen Ausdrücken abgefaſſt war, die aber die Verwaltungs-Angelegenheiten der Lokalbehörde kontrolliren ſollte. Mill beleuchtet das Unzureichende dieſer Reorganiſation umſtändlich. Spätere Reformen im Gerichtsweſen haben ebenfalls nicht die gewünſchte Folge gehabt, und der Rechtszuſtand der Einwohner Bengalens iſt traurig, ungeachtet eine gute Juſtizpflege und eine feſtere Beſtimmung der Rechtsverhältniſſe die einzigen politiſchen Segnungen ſind, die den Hindus von Europa her zu Theil werden können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rechtswiſſenſchaft.

Allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde von Dr. Amand Gottfried Adolph Müllner, Königl. Preußiſchem Hofrathe. Für Richter, Sachwalter und Studierende in allen Staaten deutſcher Zunge. Zweyte unveränderte Ausgabe. Leipzig bey Göſchen 1819. 298. S. groß 8.

„In allen Staaten deutſcher Zunge?“ Dieſer Beyſatz, welchen das Buch bey ſeiner erſten Erſcheinung vor 8 Jahren nicht führte, klingt ſo vollmäulig, daß er mißverſtanden werden könnte von denjenigen, welche den Inhalt nicht ſchon kennen. Die beyden ausführlichen Vorerinnerungen von 1811 und 1819 beugen dieſer Mißdeutung vor, wenn man einmal vom Titel bis auf die Vorreden gekommen. Eine gewöhnliche Dekretirkunſt, d. h. ein Inbegriff aller praktiſchen Regeln, die bey der Entſcheidung der Prozeſſe zu befolgen ſind, wäre in dieſer Allgemeinheit auf 298 Seiten unmöglich, weil faſt in jedem Staate die Prozeßform anders iſt, von welcher dieſe Regeln bedingt oder modificirt werden. Aber davon iſt hier nicht die Rede. Die Erlernung jener Regeln, gleichviel ob durch Leſung einer Dekretirkunſt oder durch Uebung in einem Spruchkollegium bewirkt, macht nur einen lokalen Urthelsverfaſſer. Der Verſtand, bewaffnet mit den philoſophiſchen Elementarbegriffen von dem Rechte, von den verſchiedenen Möglichkeiten ſeines Conflictes, und von der Entſcheidung deſſelben, macht den allgemeinen, d. h. einen ſolchen, der als Richter in jedem Lande fortkommen kann, ohne erſt eine beſondere Dekretirkunſt zu erlernen, ungefähr wie der gründliche Mathematiker, der, um als Rechner zu nützen, nicht nöthig hat, erſt ein Exempelbuch durchzuüben. Freylich — omne simile claudicat. Trotz aller Elementarbegriffe muß er die beſondere Geſetzgebung des Landes, er muß deſſen Civil-, Criminal- und Prozeßrecht kennen (wenn auch nicht gerade auswendig wiſſen); aber bey der Anwendung dieſer beſonderen Geſetzgebung im richterlichen Amte wird er immer nur in eben dem Maße ſicher gehen, in welchem er mit jenen Elementarbegriffen, mit dem unveränderlichen Grundweſen eines jeden Rechtsſtreites vertraut iſt. Dieſe Elementarbegriffe wiſſenſchaftlich zuſammenzuſtellen, unternahm der V. zu einer Zeit, wo er in ſeinem Vaterlande (Königreich Sachſen) eine plötzliche Einführung des franzöſiſchen Prozeßrechts befürchtete. Das fiel weg mit Napoleons Falle. Aber Sachſen wurde getheilt, und in dem preußiſchen Antheile wurde die preußiſche Gerichtsordnung promulgirt, und zwar ſo, daß ſie funfzehn Tage drauf ſchon in Geſetzeskraft treten muſſte, — „unfehlbar eine Zufälligkeit des Geſchäftsganges.“ Der Setzer hat hier ein faſt ſatyriſches qui pro quo gemacht, er hat ſtatt unfehlbar unſehbar geſetzt. Die Folgen davon, die jeder Rechtsgelehrte ſich leicht denken kann, beſchreibt er kurz und kräftig in der zweyten Vorerinnerung. Sie können, wenn auch nicht in dieſem Grade, doch überall eintreten, wo Richter, die mehr Männer der Einübung als der Wiſſenſchaft ſind, mit der Einführung eines neuen Prozeßrechtes, oder hauptſächlicher, durchgreifender Abänderungen des alten überrumpelt werden; den Fall des leidigen Länder- und Seelen-Tauſches zu geſchweigen. In dieſem Betracht hat er geglaubt, gegenwärtige Schrift, welche der berühmte Verfaſſer Quant. Forens.,,Apell. R. D. Kind

in ſeiner Abhandlung über die Bildung juriſtiſcher Staatsdiener empfohlen hat, dem dabey intereſſirten Publikum anderweit anzubieten.

Das erſte Buch conſtruirt aus dem Begriffe der innern und äußeren Freiheit des Menſchen (populärer: Wille und Vermögen ihn auszuführen) den des Rechts und der gegenüberſtehenden Pflicht. Möglich, daß die Fakultiſten das Haupt ſchütteln, wenn ſie S. 5 zwey poetiſche Beyſpiele von innerer Freyheit ohne äußere, und von äußerer ohne innere antreffen, nämlich: den Zuſtand des träumenden Hüon im Oberon, welcher ſeine Prinzeſſin aus den Fluten retten will, aber keiner Bewegung fähig iſt; ſodann den Zuſtand des Prinzen Bär bey Muſäus, der in den Tagen der Bezauberung dem blinden Triebe nicht widerſtehen kann, ſeinen geliebten Schwager zu freſſen. Doch Studierende, für die ja das Buch auch geſchrieben iſt, werden mit dem Poeten darüber nicht grollen; führt doch der ſtrenge Feuerbach gar oft Stellen aus franzöſiſchen Tragödien in juriſtiſchen Werken an. Aus dem Rechtsbegriffe wird die Nothwendigkeit des Staats (als eines Inſtituts zur Verwirklichung des Rechtszuſtandes durch Zwang); der Entſcheidung des Rechtes vor dem Falle durch Geſetze und nach dem Falle durch Rechtsſprüche; der Vollſtreckung dieſer Entſcheidungen, und der Gerechtigkeitspflege, i. e. der Zuſammenwirkung der geſetzgebenden, richterlichen und vollſtreckenden Staatsgewalt entwickelt. Dieſes Zuſammenwirken wird S. 103 unter dem (von Zachariä entlehnten) Bilde eines einzelnen Menſchen mit Vernunft, Verſtand und Willen vorgeſtellt. „Die Vernunft gibt die allgemeinen Regeln, nach welchen der Menſchen handeln ſoll; der Verſtand wendet ſie auf das Leben an, er erklärt ſie in Bezug auf die Umgebungen; durch ſie verſteht der Wille die Vernunft und vollzieht ihre Gebote mittelſt (mittels) der ihm dienenden Kräfte.“ Wollte Gott! Die Vernunft des Staats, die Geſetzgebung, iſt bisweilen ziemlich unvernünftig; ſein Verſtand, die Juſtiz, hat häufige Abſencen, und, ſein Wille, die vollſtreckende Gewalt, vollzieht bald ſeine eignen thieriſchen Triebe ſtatt der Geſetze und Rechtsſprüche, bald hat er, wo es die Vollſtreckung der letzteren gegen Mächtige oder Begünſtigte gilt, das Podagra und das Chiragra.

Das zweyte Buch wendet die allgemeinen Grundſätze von der Entſcheidung des Rechts auf den bürgerlichen Rechtsſtreit an, deſſen Weſen in Aufſtellung und Widerlegung von Syllogismen beſteht. Die Analyſe dieſer ſyllogiſtiſchen Natur führt S. 185 auf die Definition: „Urtheilen (heißt in Bezug auf die richterliche Gewalt und den bürgerlichen Prozeß), die von den Parteyen als Zwangsrechte vorgelegten Vernunftſchlüſſe für richtig oder unrichtig erklären.“ Der Strafrechtsprozeß wird in dem Buche gar nicht abgehandelt. Vom Strafrechte iſt nur beyläufig S. 83 — 97 in der Abſicht die Rede, ſeinen urſprünglichen Unterſchied vom bürgerlichen Rechte klar zu machen. Der Verf. leitet das Recht zu ſtrafen aus der Nothwendigkeit ab, daß der Staat die Geſetze vollſtrecke durch Zwang, und zwar durch pſychologiſchen, wo es durch phyſiſchen nicht geſchehen kann. Er will dieſes gefährliche Recht, welches auf die Theorie des Criminal-Terrorismus zu leiten ſcheint, S. 95 durch Zurückführung deſſelben auf einen höheren Grundſatz beſchränken. „So lange der Menſch noch eine andere Glückſeligkeit kennt, als die der rein moraliſchen Selbſtzufriedenheit, liegt es in der Natur der Dinge, daß er ſich geneigter fühlt, Rechte Anderer zu verletzen, als zu reſpectiren. Das Mißverhältniß zwiſchen Recht und Unrecht, Wohl und Wehe, darf der Geſetzgeber aufheben, weil es ein Hinderniß des ewigen (Rechts-) Friedens iſt; und er kann es, inſofern er mit dem Unrecht ein Wehe als Folge verbindet, welches im Stande iſt, den Menſchen vom Unrechte abzuhalten, ſo lange er noch innerlich frey genug iſt, zwiſchen Wohl und Wehe Vergleichungen anzuſtellen, ohne das Wehe gering zu achten, weil es entfernt und ungewiß iſt.“ Iſt durch die Macht des Triebes dieſe innere Freyheit einmal aufgehoben; ſo iſt der Menſch ſchon dem ſicheren Bereich des pſychologiſchen Zwanges entrückt, und Grauſamkeit der angedrohten Strafe macht nur Uebel ärger, weil ſie Leidenſchaft gegen Leidenſchaft bewaffnet zu einem inneren Kampfe, in welchem gewöhnlich diejenige, welche den Reiz der Gegenwart auf ihrer Seite hat, über die bleichen Schreckgeſtalten einer ungewiſſen Zukunft den Sieg davon trägt. Dieſe Abhaltungs-Theorie ſcheint zwiſchen der Beſſerungs- und Abſchreckungs-Theorie einen Mittelweg zu halten, den die Spekulation nicht ohne Frucht weiter verfolgen würde, hier iſt ſie blos als Excursus in einem Abhange zum 16ten Abſchnitte vorgetragen.

Der Vorwurf, welcher der Schrift früher gemacht worden iſt: daß ſie für die Mittelmäßigkeit des akademiſchen Fleißes nicht berechnet, und der jugendlichen Faſſungskraft nicht angepaßt wäre, iſt, wie der Vf. im Vorbericht No. 2 eingeſtanden hat, allerdings gegründet. Doch der Grund liegt nicht in einem übermäßigen Aufſteigen in die Höhen philoſophiſcher Abſtraktion; ſondern blos in dem faſt mathematiſch engen Zuſammenhange der Ideen, die nicht iſolirt, wie die Sätze gewöhnlicher Compendien, aufgefaßt, und in beliebiger Ordnung oder Unordnung dem Gedächtniß anvertraut werden können. Das letzt gedachte war unverträglich mit dem Zwecke dieſes Verſuchs. „Ihn dem Fleiße der Studierenden näher zu rücken, iſt Sache des Catheders. Gefällt es den Lehrern, ſich damit vertraut zu machen, ſo werden es nach und nach auch die Schüler. Den Titel des Buchs in dem Verzeichniſſe der Literatur mit dictiren, das thut es freylich nicht. Sein Inhalt muß des Lehrers geiſtiges Eigenthum werden, muß aus ſeinem Munde in den Schüler übergehen, und das Buch dann zur zuſammenhängenden Wiederholung dienen.“ Quod felix faustumque sit. Daß die angeſtellten Rechtslehrer dem Vortrage der allgemeinen Grundlehren der Urtheilskunſt ihre beſondere Mühe widmen, ſcheint vor allen nöthig in einer Zeit, wo die ſchnelle, öffentliche Rechtsentſcheidung in Deutſchland Platz nehmen zu wollen ſcheint, zu welchen wenigſtens diejenige Dekretirkunſt nicht geſchickt macht, welche auf der Kunſt baſirt iſt, Akten zu extrahiren, und daraus ad sententiam zu referiren.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Ludwig der Baier. Schauſpiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Berlin bey G. Reimer 1819. 156 S. 8.

Da A. Klingemann unter dem Titel: deutſche Treue den nämlichen hiſtoriſchen Stoff als Schauſpiel bearbeitet, und auf viele (wenn nicht auf alle) deutſche Theater gebracht hat; ſo muß die Kritik hier nothwendig vergleichen. Die Leſer kennen Schillers Gedicht, Deutſche Treue, welches Klingemann ſeinem Drama vordrucken ließ. Es enthält zwey ſchöne, hiſtoriſche Züge: Friedrichs von De

Digitized by Google

ſterreich freywillige Rückkehr in die Gefangenſchaft Ludwigs von Baiern, und Ludwigs Freundſchaft für den Gegner, bewährt durch das hochherzige Vertrauen, womit er demſelben ſein eignes Land zur Beſchützung übergab, als er gegen das für Friedrichs Rechte wider deſſen Willen bewaffnete Heer auszog. Klingemann wählte ausſchließlich den *erſten Zug* zum Stoffe, und folglich *Friedrich* zum Helden des Drama. Unſer Verf., welcher mit ſeiner Dichtung laut des kurzen Vorberichts um die bekannten Preiſe werben wollte, welche die Theater-Intendanz zu München für dramatiſche Stücke aus der Baieriſchen Geſchichte ausgeſetzt hatte, mußte natürlich den *zweyten* zum Hauptſtoff, und *Ludwig* zum Helden erkieſen. Dieſes leidige Muß ſtellte ſchon unſern Verf. gegen Klingemanns freye Wahl in Nachtheil. Des Oeſterreichers That, zumal wie ſie Kl. nach dem Urtheil ſeines Recenſenten in der Hall. Lit. Z. 1818. No. 79. in ihrer höchſtmöglichen inneren Herrlichkeit dargeſtellt hat, iſt der des Baiern an moraliſchem wie an dramatiſchem Gewicht überlegen; theils weil ſie voranging, und dem Baier Gewißheit gab, daß er *dieſem* Gegner vertrauen konnte; theils weil das Vertrauen auf die Treue eines Freundes ſeiner Natur nach das Gemüth minder bewegt, als die hohe Achtung für das Recht, womit der Oeſterreicher dem gegebenen Worte ſeine perſönliche Freyheit zum Opfer brachte; theils endlich weil die moraliſche Größe dieſes Vertrauens durch jeden inneren *Kampf*, das eigentliche Lebens-Element aller dramatiſchen Handlung, *gemindert* werden würde, während das ethiſche Gewicht jenes Opfers in eben dem Maaße *vermehrt* wird, in welchem es der Tugend ſchwerer wurde, es der Liebe zur Freyheit abzuringen. Schiller ließ im Gedicht das *Recht* auf die ſtreitige Kaiſerkrone zweifelhaft, oder vielmehr ganz unerörtert. Sehr richtig, weil beyde Züge von Hochherzigkeit gleich hell neben einander leuchten ſollten. Klingemann gab es, eben ſo richtig, dem Auſtrier, weil es die Größe *ſeiner* Handlung hob. Unſer Dichter mußt' es in die Wagſchaale Ludwigs legen, weil ſonſt die *Gemeinſchaft* der Krone, die er dem Gegner bietet, höchſtens nur als ein für ihn vortheilhafter *Vergleich* erſchienen wäre. Das hat er denn auch gethan; aber für die Hauptſache ohne entſchiedenen Gewinn. Der *vortheilhafte Vergleich* verſchwand; aber an ſeine Stelle trat immer nur die ſchuldige *Vergeltung* einer moraliſch großen That, und Ludwig ſelbſt muß S. 151 in dem Momente der Totalwirkung Friedrichs Uebergewicht anerkennen:

Bey Mühldorf ſiegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue ſiegeſt du.
Vor dir verliert mein Purpur ſeinen Glanz,
Nicht kann ich König ſeyn, wenn du's nicht biſt.

Der Dichter hat ſich weislich gehütet, für Friedrich dasjenige lebhafte Intereſſe zu erregen, wofür Klingemann alle dramaturgiſchen Mittel aufbot; aber immer iſt es Friedrich, deſſen innere Handlung uns am meiſten anzieht, während Ludwig nur *äußerlich* handelt, und ſelbſt den hochherzigen Entſchluß, während ſeines Zuges nach Brandenburg dem Auſtrier die Pflege ſeiner Kinder und ſeines Landes zu vertrauen, ohne eigentlichen, dramatiſch wirkſamen Kampf zwiſchen Trieb und Idee ſich abgewinnt.

Aus dieſen Umſtänden allein iſt es zu erklären, wenn unſeres Vfs. Dichtung minder, als die von Klingemann, das Gemüth ergreift und erhebt. An Dichter*kraft* ſteht er ſeinem Vorgänger nicht nach, nur an *Freyheit* in der Behandlung ſeines Stoffes war ihm dieſer überlegen, weil ihn keine Preisaufgabe band. Rec. findet Preisaufgaben für Dichter überhaupt nicht ſehr zweckmäßig, zumal wenn nicht ein Dichter, ſondern ein Theater-Intendant ſie ſtellt.

Der oftgeſagte Gedanke Oſcar's im Yngurd:

Frey muß ich ſeyn, ſo weit der Flügel trägt,
Der wunderſam im Menſchenhaupt ſich regt.
Frey muß die Willkühr mit dem Stoffe ſchalten,
Und lähmen würde mich das kleinſte Müſſen.

ſcheint mehr in recessu zu haben, als Nichtpoeten begreifen können.

Herr U. hat übrigens keinen der ausgeſetzten Preiſe erhalten, wie er, gleichſam an das Publikum appellirend, im Vorberichte ſagt. Das Publikum kann über die Appellation nicht eher erkennen, bis die *gekrönten* baieriſchen Dramen gedruckt vorliegen. Aber auch dann würden vielleicht die Preisrichter, wenn ſie ſchlechtere Erzeugniſſe gekrönt hätten, ſich mit dem Anführen entſchuldigen können, daß *dieſer* Stoff bereits als Drama auf der deutſchen Bühne vorhanden war. Mithin muß es vor der Hand bey dem Wunſche bewenden, daß der offenbar talentvolle Dichter ſich nicht, wie einſt *Leiſewitz*, durch dieß Mißgeſchick abſchrecken laſſe, dem Rufe ſeines Genius zu folgen. Das Ungeſchick, welches damals in dem Hamburger Preisgerichtshofe waltete, hat Deutſchland einen trefflichen dramatiſchen Dichter gekoſtet, und wir können nicht wünſchen, dieſe Erſcheinung wiederholt zu ſehen.

Vermiſchte Schriften.

Neueſtes wort- und ſacherklärendes Verdeutſchungswörterbuch aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Deutſchen bis jetzt, in Schriften und Büchern ſowohl als in der Umgangsſprache, noch immer für unentbehrlich und unerſetzlich gehalten haben; verbunden mit einer Erklärung auch der weniger bekannten Kunſtwörter und anderer Ausdrücke der deutſchen Sprache. Ein höchſt nützliches Handbuch für Geſchäftsmänner, Zeitungsleſer, und alle gebildete Menſchen überhaupt, von *Joh. Gottfr. Sommer*, zweyte durchaus umgearbeitete, verbeſſerte und ſehr vermehrte Ausgabe. Prag 1819, bey Calve. gr. 8.

Daß aus jeder Sprache alle fremden Ausdrücke verbannt werden ſollen, wenn ſie durch die eigenen zweckmäßig erſetzt werden können, verſteht ſich von ſelbſt; bey der ſo reichen und ſo ſchmiegſam deutſchen Sprache aber iſt dieſe Anforderung um ſo gerechter. Obiges Verdeutſchungswörterbuch hat dieß nun auf eine befriedigende Art gelöſet, und es wird daher von jedem mit Vortheil benutzt werden können, dem daran liegt, daß alles Fremdartige aus unſrer ſchönen Sprache verdrängt werde.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Engliſcher Literaturbericht vom Mai, Juni und Juli 1819.

(Fortſetzung.)

Der zweyte Artikel des Review gibt Auszüge aus den in Deutſchland ſchon bekannten Memoiren und Briefen der Madame d'Epinay (3 Voll. 8. Paris 1818). Der engliſche Rec. fühlt den Nationalſtolz beſonders angegriffen durch die Behandlung des großen David Hume von den Weiber-Cotterien in Paris, die anfangs den ernſten Gelehrten dazu erſehen hatten, den Sultan zu ſpielen, und zwiſchen zwey der ſchönſten Franzöſinnen auf dem Sofa zu ſitzen, denen es eines Abends gefiel, ziemlich natürlich die Unerbittlichen zu machen. Der Schluß dieſes Artikels iſt bitter: „Es mag für ein lebendiges, unterhaltendes Buch gelten; denn es erzählt in einer gefälligen Weiſe die Meinungen und Gewohnheiten merkwürdiger Männer (Rouſſeau, Diderot, Voltaire ꝛc. ꝛc.); nur miſcht es einige ſehr anſtößige und unſittliche Stellen mitunter, die das ganze Werk herabwürdigen. Allein wenn alle Anſtändigkeit und Zartheit des geſelligen Lebens in einer Schaale, und in der andern ein Fünffrankenſtück wäre, welcher franzöſiſche Buchhändler würde ſich bey der Wahl auch nur einen einzigen Augenblick beſinnen?"

Unter den folgenden iſt für uns der fünfte Artikel bemerkenswerth, der die Geſchichte der Cortes in Spanien, welche Sempere im Jahr 1815 zu Bordeaux herausgegeben hat, pag. 94 — 132 anzeigte. Sempere iſt einer von den Spaniern, deſſen Talente und Verdienſte jedem Lande Ehre bringen würden, und der aus ſeinem eignen durch die Mißgunſt ſeiner Beherrſcher verbannt ward. Er lebt jetzt in literariſcher Eingezogenheit zu Paris. Das vorliegende Werk zeigt Eigenthümlichkeit der Anſichten neben großer hiſtoriſcher Sorgfalt und Beſtimmtheit. Sempere ſtellte ſich in Oppoſition gegen die von Marina in ſeiner Theorie der Cortes ausgeſprochenen Meinungen, und er hat mehrere Irrthümer aufgedeckt, in welche jener geſchickte Schriftſteller verfiel, wenn ſeine Urtheilsfreyheit ſeinem Freiheitseifer unterlag. Das Edinburger Journal erörtert eine Materie, die Sempere nur gelegentlich berührt hatte, und auf eine Weiſe, daß man bedauern muß, wenn er ſie nicht umſtändlicher behandelt. Dieſe iſt der Urſprung und die Natur der alten Geſetze Spaniens. Leider iſt das Studium des juriſtiſchen Alterthums in Spanien, ungeachtet der ſchätzbaren Werke von Llorente, Manuel, Deirio und Marina, noch in ſeiner Kindheit.

Der Umſtand, daß das feſte Land von Europa durchgängig ſeine Bevölkerung oder ſeine Verfaſſung von den Söhnen des großen Teutoniſchen Stammes herleiten muß, iſt ſchon Grund genug, die alten Geſetzgebungen des Continents zu ſtudieren. Nach ihrer geographiſchen Lage mögen die belgiſchen und ſcandinaviſchen Stämme die erſten und die Viſigothen vielleicht die letzten von den Völkerſchaften geweſen ſeyn, welche von den Ufern des Euxinus und dem öſtlichen Asgard auswanderten. Das Schickſal führte die Viſigothen weit von den Gegenden ab, die ihre Brüder beherrſchten. Trotz der Sprachverſchiedenheit iſt zwiſchen den Spaniern und ihren gothiſchen Brüdern unter den Fichten Norwegens manche Aehnlichkeit, die Geſetze Spaniens tragen viele Spuren der Verwandtſchaft mit den runiſchen Verſen. — Die Halbinſel und die ſüdlichen Provinzen Galliens waren von den Viſigothen unterjocht, ehe ihre Geſetze aufgeſchrieben waren. St. Iſidor erzählt uns, daß den Gothen zuerſt Eurich (466 — 84) geſchriebene Geſetze gab. Sein Sohn Alarich beſtätigte das römiſche Civilrecht ſeinen römiſchen und vielleicht auch ſeinen gothiſchen Unterthanen in den galliſchen Provinzen 506. Die viſigothiſchen Könige hatten die legislative Gewalt nur mit Berathung der Stände. Ohne die Sanction der Verſammlungen, die in Spanien allemal zu Toledo gehalten wurden, gehorſamte man den königlichen Decreten nicht. Leovigildo erwarb ſich durch Reviſion der beſtehenden Geſetze ebenfalls den Namen eines Geſetzgebers der Gothen. Er, wie Siſenando, wurden „im langen Kleide, im Kleide des Friedens" abgemahlt, gewiß eine königlichere Tracht als Helm und Panzer. Unter Siſenando's Regierung und Vorſitz ward einer alten ſpaniſchen Sage zufolge in der vierten Rathsverſammlung zu Toledo 634 der Fuero Juzgo von 66 Biſchöfen verfaſſt. Der Geſetz-Codex erfuhr noch mehrere Reviſionen, bis unter Flavius Egica's Herrſchaft die letzte zu Stande kam. Aus dieſen Reviſionen entſtand die Geſetzſammlung der Viſigothen, die jetzt in doppeltem Texte exiſtirt, nämlich die leges Wisigothorum, von Lindenbrog und Andern herausgeben, und die ſpaniſche Ueberſetzung, bekannt unter dem Namen Fuero Juzgo, deren Alter ſich nicht genau beſtimmen läſſt, doch das dreyzehnte Jahrhundert überſchreitet. Die ſpaniſche Akademie hat von Beyden jetzt eine neue Ausgabe beſorgt. Die Criminalgeſetze ſind ſtrenge, ja grauſam. Die Civilgeſetze werden von Vielen gelobt, Cujacius pries die nahe Verwandtſchaft derſelben mit den römiſchen Civilgeſetzen. Daß die Viſigothen außer dieſem Buche noch Herkommen und ungeſchriebene rechtliche Gewohnheiten hatten, darf nicht überſehen werden. Dieſe alten Gebräuche, Fueros, von Caſtilien und Leon wurden in vielen ſtädtiſchen Rechten ausdrücklich beſtätigt. — Die Hauptofficiere von dem Caſtilianiſchen Heere und Flottenweſen wurden von den alten gothiſchen Geſchwornen gewählt, der Adalid, Almocaden, Alfaqueque und Comitee. Die Adaliden verſchwinden in der Regierung Don Juans des Zweyten. Die zweyte Periode der kaſtilianiſchen Jurisprudenz beginnt mit dem Fuero Real des Alonſo und mit deſſen noch berühmterem Werke, den Partidas, welche, nachdem ſie in den Cortes von Alcala geſetzliche Kraft erlangt hatten, alle alten kaſtilianiſchen Fueros verdrängten.

Ein anderer intereſſanter Artikel gibt aus fünf franzöſiſchen Schriften eine **Darſtellung der Fellenbergiſchen Inſtitute zu Hofwyl.** Daſſelbe hat bekanntlich auch die Aufmerkſamkeit Englands auf ſich gezogen, ſeitdem Brougham der Erziehungs-Committee einen Bericht davon vorgelegt, und gezeigt hat, wie einflußreich der ihm zum Grunde liegende Plan auf die Erziehung überhaupt und insbeſondere auf die ärmeren Volksklaſſen iſt. So viel es möglich war, ohne ſelbſt da geweſen zu ſeyn, hat der Edinburger Recenſent auf eine ſehr vollſtändige und deutliche Weiſe eine Entwickelung deſſelben geliefert. Im Verfolg heißt es darnach unter Andern: „Die allgemein von dem Plan gefaßte Meinung iſt ein anderer Beweis ſeines Erfolgs. Zuerſt hielten alle Nachbaren und beſonders die Regierung und Vornehmen in Bern Hrn. Fellenberg für einen Enthuſiaſten und Grillenfänger, deſſen Verſuche ſeinen gewiſſen Untergang herbeyführen würden. Später, als ſie die Verſuche gelingen ſahen, änderten ſie die Weiſe ihres Angriffs, ſie beſchrieben ihn als einen geldſüchtigen Menſchen, der unter einem Anſcheine von Menſchengüte habſüchtige Abſichten ausführe. Sie hielten insgemein die Erziehungsanſtalt für beßre Stände für eine ſehr ergiebige Quelle, aber nach genauerer Prüfung begreift ſich bald, daß dieſer Theil der Anſtalt nur ſeine eigenen Ausgaben zu decken vermag, und daß, wenn das Landweſen nicht ein Uebriges thäte, das Ganze nothwendig einen Krebsgang gehen müſſte. Jeder räumt ein, daß der Plan in der That gelungen, daß das Land ſehr verbeſſert, Sümpfe getrocknet ſind, und ſchöne Aehren wachſen, wo ſonſt nur Unkraut fortkam, daß die armen Tagelöhner in Lage, Kleidung und Erwerb ſich verbeſſert, und daß alles ein blühendes und gedeihliches Anſehen hat, und daß keine Schulden gemacht, oder ſonſt pekuniäre Verlegenheiten gefühlt worden ſind. Die Regierung hat Hrn. Fellenberg keinen Beyſtand geleiſtet, und kaum Duldung erwieſen. Die Patricier werfen ihm vor, daß er der Standeswürde zu viel vergebe, weil er, wie ſie es nennen, une vie pédagogique führe, d. h. ſich der werthvollſten und beſten aller menſchlichen Beſtrebungen, der Verbreitung der Tugend und der Mittheilung von Kenntniſſen hingebe, ſtatt ein langes Regiſter von Vorfahren anzublinzeln mit Namen, die in Bern und nirgends ſonſt bekannt ſind, oder ſich die Straßen dieſer alten und vermögenden Stadt auf- und abzubewegen, mit einem ſteifen Zopfe geziert, und mit einem langen Schwerte beläſtigt. Die höhern Behörden geben ihm jeden Anlaß zum Mißmuth. Die Erwähnung ſeiner Anſtalt wird abſichtlich in allen dortigen Tageblättern, die unter der Aufſicht der Regierung ſtehen, vermieden; ſelbſt die Ankunft eines Fremden darf nicht angezeigt werden, wenn er blos kommt, um Hofwyl zu beſuchen, wiewol jeder ängſtlich nambaft gemacht wird, ſobald er Bern ſehen will oder nur durchpaſſirt. Selbſt die Bemühungen des braven Herrn von Fellenberg, den Unterricht des Vaterlandes überhaupt durch Bildung der Volkslehrer zu verbeſſern, ſind verkannt und hintertrieben worden. Nur die gelehrten und gebildeten Männer in Genf laſſen ſeinen redlichen Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren, und haben ihn durch ihren Beyfall ermuthigt und erfreut. Es darf hier nur Herr von Bonſtetten genannt werden.“ *) In Beziehung auf die Anwendung der in dieſer Anſtalt befolgten Grundſätze erinnert der Verf., ſie dürften, ſo vortrefflich ſie an ſich wären, nur behutſam bey größern Staaten in Ausübung gebracht werden, namentlich in volkreichen, und vor allen in ſolchen Gegenden, wo Fabriken und Handel herrſchend ſind. Auf dieſe hatte Hr. von Fellenberg natürlich bey ſeinem Inſtitut keine Rückſicht zu nehmen.

Das Märzheft des Edinb. Rev. liefert im erſten Artikel von pag. 271 — 295 eine Biographie von Papſt Pius VI. und zwar angeblich aus andern und authentiſchern Quellen, als die beyden Werke, die in der Ueberſchrift dieſes Artikels genannt ſind, die Vita apologetica della Santa Memoria del Sommo Pontefice Pius VI Pellegrino Apostolico. Soleta 1818. 4. und Mémoires du Pontificat de Pie VI, pour servir à l'Histoire du Gouvernement ecclesiastique pendant les premières années de la Revolution. Lion 1817. Jene Vita hat einen öſterreichiſchen Unterthan zum Verfaſſer, iſt mehr ein Panegyricus, als eine Apologie, und verräth dadurch, daß ſie beſonders nur bey den letzten Jahren verweilt, ziemlich deutlich, daß Urſachen da waren, das frühere Leben nicht zu vertheidigen. Die Mémoires ſind nur eine neue geläuberte Ausgabe der Mémoires secrets de la vie de Pie VI, die zu Paris 1798 erſchienen und 1807 mit geringen Abänderungen wieder aufgelegt worden ſind; ihr urſprünglicher Zweck, die Verdorbenheit der päbſtlichen Regierung aufzudecken und ihre Abſetzung zu empfehlen, iſt jetzt veraltet, ſie haben aber immer noch einen hiſtoriſchen Werth, der nur durch die vielen freylich unterhaltenden, aber unanſtändigen Anekdoten von verliebten Pfaffen geſchmälert wird. Hier möge ein Auszug der engliſchen Biographie folgen.

Angiolo Braſchi, 1720 geboren, war der letzte männliche Erbe einer edlen Familie in Ceſena, deren zerrüttete Vermögensumſtände ihn in früher Jugend aus ſeinem Geburtsorte vertrieben. Nachdem er ohne ſonderlichen Erfolg einige Jahre in Rom Rechtspraktikant geweſen war, erwählte der Cardinal Rezzonico, Neffe des regierenden Papſtes Clemens XIII, ihn zum Prälaten, einer blos nominellen Würde, die nur Ausſicht auf Anwartſchaften eröffnet. Braſchi ward zuerſt als Architekt zu Rathe gezogen, nachher zum Großſchatzmeiſter der Kirche gemacht. Er war kein geſchickter Finanzler, und fiel daher einigen großen Banquiers in die Hände. Als Clemens XIV. (Ganganelli) den Thron beſtieg, wurde dem Schatzmeiſter Rechenſchaft abgefordert; vergebens ſteckte er ſich hinter Zahlungsſcheine und Calculs, man ertheilte ihm mit ungewöhnlicher Härte ſeine Entlaſſung. Doch konnte der neue Papſt nicht umhin, ihn zum Cardinal zu erheben, eine Belohnung, zu der das Schatzmeiſter-Amt berechtigt. Doch wurde ihm nur eine ſpärliche Penſion ausgeſetzt, und es war ein Glück für ihn, daß er in einem Gundi, der blos durch ihn zu großer Wohlhabenheit gelangt war, einen dankbaren Schuldner und Beyſtand fand. Braſchi ſcheint ſich den ältern Brutus zum Vorbild genommen, und ſeine Anſprüche hinter Geiſtesſchwäche verſteckt zu haben. Sein einfaches, faſt ärmliches Leben entwaffnete den Argwohn, als hege er ehrgeizige Abſichten, und während ſeine Freunde ihm nur eine ruhige bedeutungsloſe Zukunft weiſſagten, überſahen ihn ſeine höher aufſtrebenden Brüder entweder mit ſtiller Verachtung, oder rechneten auf ihn als auf einen ſichern und gefügigen Hülfsmann in ihren eigenen Anmaßungen. Ganganelli's Tod im Jahr 1775 und die Schritte des Conclave, welche Braſchi zum Papſtthum erhoben gegen **die Wünſche und Abſichten der meiſten**

*) Der Leſer begreift leicht, daß wir ihn aus engliſchen Journalen nicht über die Fellenbergiſchen Inſtitute unterrichten, ſondern ihm die Art, wie dieſer Mann dem engliſchen Publikum dargeſtellt wird, bekannt machen wollen.

Mitglieder, enthüllten auf einmal den Zweck und die Früchte jener langen Verſtellung. Einige Umſtände bey dem geheimnißvollen Prozeß einer Papſtwahl dürften hier zu erwähnen ſeyn. Die Zahl der Cardinäle iſt insgemein ſiebzig, ſelten mehr als zwey oder drey darüber oder darunter. Von dieſen iſt der größere Theil bedeutungslos und paſſiv, bloße Werkzeuge folglich in den Händen einiger Lenker. Dieſe Wirkſamen zerfallen, wenn ein Conclave gehalten wird, abermals in zwey regelmäßige Parteyen, zu der einen ſtellen ſich die Anhänger des letzten Papſtes, zu der andern die ſeines nächſten Vorgängers. Ein drittes Intereſſe und oft das wichtigſte iſt bey den fremden Kardinälen, welche die politiſchen Zwecke der katholiſchen Staaten, zu denen ſie gehören, vertreten. Frankreich, Spanien und Portugal haben ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert dafür geſtrebt, die Papſtwahl nach dem Prinzip des Gleichgewichts zu leiten. Durch das il mio Re non lo vuole einer dieſer Mächte, iſt ein Candidat von jeder Anwartſchaft ausgeſchloſſen. Oeſterreich übte neuerdings in der That daſſelbe Recht aus, wiewol es in der Form nicht anerkannt wird. Seit Adrians VI Zeiten waren alle Päpſte Italiener. Dabey iſt noch immer die Wahl am liebſten auf ſolche gefallen, die Talent genug haben, den Stuhl vor Entwürdigung und Mißbrauch zu bewahren, ohne das Genie, welches die Controlle abſchüttelt oder den Beyſtand verſchmäht.

(Der Beſchluß folgt.)

Franzöſiſche Litteratur.

Notice sur les travaux de la societé d'Encouragement par l'Industrie nationale, par Mr. Guillard Senanville, Agent général de la dite Société, Secrétaire du Comité consultatif des Arts et manufactures près S. E. le Ministre de l'Interieur. 1818. (Nachrichten über die Arbeiten der Geſellſchaft zur Beförderung der National-Induſtrie u. ſ. w.)

Dieſe Nachrichten erzählen zuförderſt den Urſprung dieſer Geſellſchaft, deren erſte Idee man den Ausſtellungen der National-Induſtrie verdankt, welche zuerſt unter dem Direktorium, dann unter den Conſuln, ſtatt fanden. Sie berichten von den erſten Arbeiten, welche den Endzweck hatten, die Koſten der Heizung und Beleuchtung zu vermindern; nachher zählen ſie alle Gegenſtände auf, die von der Geſellſchaft befördert worden ſind. In dieſer Abſicht verläſſt der Verfaſſer die geſchichtliche Form, um die der einfachſten Analyſe zu wählen, und von allen den Erfindungen zu ſprechen, welche der Geſellſchaft vorgelegt wurden und ihren Beifall erhielten.

Die Geſellſchaft hat, dieſen Nachrichten zufolge, dreierley Nutzen hervorgebracht: 1) durch die Gewerbszweige, das Verfahren oder die Maſchinen, welche ſie ſchuf, wiederherſtellte, oder unmittelbar einführte; 2) durch die Verbeſſerung, welche ſie durch ihren Einfluß und ihre Bemühungen hervorbrachte; 3) durch die verſchiedenen Erfindungen, die ſie beigetragen hat kennen und ſchätzen zu lernen. Die Zahl dieſer Gegenſtände in jedem der drey Fächer, beſonders in dieſem letzten, iſt ſo groß, daß ſie, da beſonders mancher techniſche Ausdruck von neuer Zuſammenſtellung und unüberſetzbar iſt, hier zu viel Raum einnähme.

Das Gute, was ſie gewirkt hat, wurde durch folgende Mittel hervorgebracht: Bekanntmachung von Denkſchriften; Briefwechſel, Verkehr mit Fabrikanten und Künſtlern, Unterſuchung der Erfindungen und Entdeckungen; Verſuche, Verfertigung von Modellen, Ankauf von bisher geheimgehaltnen Handgriffen oder Maſchinen, Ausſtellung von Induſtrie-Gegenſtänden, Verſorgung von Zöglingen in der Vieharzney-Anſtalt von Alfort, Schutz, welchen ſie jungen Künſtlern gab, Geld-Unterſtützung, Preiſe und Medaillen u. ſ. w. Die ganze Summe der Preiſe, die ſeit dem Urſprung der Geſellſchaft ausgeſetzt wurden, beträgt 184 000 Franken, die der ertheilten goldnen Medaille 74,600 Fr., außerdem noch 50 ſilberne Medaillen, jede von 40 Fr.

Unter die Mittel, welche die Geſellſchaft zur Beförderung der National-Induſtrie angewendet hat, müſſen wir noch rechnen: die Erörterungen, die in dem Verwaltungsrath die Gegenſtände, welche ihrer Unterſuchung vorgelegt ſind, veranlaſſen; die Berichte, welche ſie herbeyführen, die, ſelbſt wenn ſie ungünſtig ſind, immer heilſame Winke, nützliche Vorſchläge enthalten; den Unterricht zur Verbeſſerung verſchiedener Künſte; den Beiſtand, welcher der Geſellſchaft zur Verbreitung des gegenſeitigen Unterrichts gegeben worden iſt. Sie wird Frankreich in Zukunft noch auf eine andre Art nützlich werden: durch die gute Wahl der Candidaten für die Schule der Künſte und Handwerke, zu welcher ſie ein Königlicher Befehl vom 26. Febr. 1818 berechtigt.

Flugſchriften.

Kotzebue und die deutſchen Univerſitäten. Vom Profeſſor Krug. Zweyte verbeſſerte Auflage. Leipzig bey Brockhaus.

Ungeachtet der Berliniſche Cenſor (der jüngſtverſtorbene s. t. Renfner) nicht duldete, daß dieſe Schrift nach gewöhnlicher Buchhändlerart in den dortigen Zeitungen angekündiget würde, erlebte ſie doch im dritten Monate ſchon eine zweyte Auflage. Zu ihrer Empfehlung bedarf ſie alſo keiner Recenſion, ja ſie läßt eigentlich keine zu, weil ſie ſelbſt eine Recenſion iſt, nämlich vom Kotzebue'ſchen litterariſchen Wochenblatte, mit beſonderer Rückſicht auf das darin vorgekommene Räſonnement über das deutſche Univerſitätsweſen. Aber ihre Gegenſtände ſind jetzt an der Tagesordnung, und über dieſelben einige Worte mitzuſprechen, gibt uns die Schrift eine ſchickliche Veranlaſſung.

Was Kotzebue als Kritiker, als Richter im Literaturſtaate, werth war, liegt auf der Hand. Gründliche Prüfung war nie ſeine Sache. Er liebte ſcharfes Denken nicht, und ſprach meiſtens nur unterhaltend, witzig und eindringlich aus, was er empfand. Dabey ſprach natürlich die Leidenſchaft immer mit. Er konnte den verewigten Mineralogen Werner nicht loben, ohne zugleich auf den lebenden Dichter Werner zu ſchmähen. Er konnte die Fehde zwiſchen Mekel und Dzondi in Halle nicht erwähnen, ohne von Mekel auf ſeinen ewigen Feind Merkel zu kommen, und ihm mit fremden Worten Eins anzuhängen. Er verſtand ſoviel als nichts von Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Kriegswiſſenſchaft; aber er wochenblättelte über die Schriften dieſer Fächer. In Zeit von kaum 18 Monaten zeigte er kritiſch vielleicht 2000 Bücher an. Er konnte ſie nicht einmal geleſen, vielweniger ſtudiert haben. Aber was that das zur Sache? Er bekam, wie man ſagt, und wie eigentlich ſchon in der Natur ſeiner Anſtellung lag, den Preis der Bücher,

aus welchen er an ſeinen Monarchen literariſche Berichte zu erſtatten hatte, bezahlt, alſo — ! Er bezahlte, inſofern er ſie nicht umſonſt bekam, blos kritiſche Zeitſchriften, und ſchrieb daraus die ſeinige zuſammen. H. P. Krug beruft ſich dießfalls auf Müllner's Beweis in der Zeitung für die elegante Welt (unſehlbar meint er die eingemachte Leſefrucht Victoria), und führt ſechs andere Beyſpiele an, wo Kotzebue Kritiken aus Hermes ausſchrieb. (S. 16.) Er focht mit Witz, Spott und Verunglimpfung des deutſchen Volkscharakters gegen liberale Ideen, und ladete den ſchweren Verdacht auf ſich, daß er damit einer Klaſſe von Menſchen dienen wollte, welche die liberalen Ideen in einem erhabenen, gekrönten Haupte gern ein wenig alterirt geſehen hätten. Auf Conſequenz kam es ihm dabey nicht an, und unſer Verf. macht S. 11 auf eine Aeußerung aufmerkſam, die ihren Urheber mahlt. Sachſen, ſagte Kzb., habe das Unglück der Theilung verdient, weil es die Gelegenheit nicht benutzte, den aus Rußland entflohenen Napoleon als einen gemeinſchädlichen Menſchen auf ſeiner Durchreiſe durch Dresden aus dem Wege zu ſchaffen. Hr. P. K. fragt in einer Note: Wie wenn Sand das geleſen hätte? u. ſ. f. Mit einem Worte: Kotzebue war — Kotzebue, und ſein literariſches Wochenblatt diente, wie ſeine meiſten Dramen, den Neigungen und Leidenſchaften der bunten Menge. Daher ſein Abſatz, ſein Beliebtſeyn. Die Leichtigkeit, womit ſein Inhalt ſich faſſen ließ, gewann ihm die mittelmäßigen Köpfe. Die derbe Gemeinheit ſeiner Ausfälle zog das pecus der Leſewelt an. Ja Rec. iſt überzeugt, daß es ſelbſt viele Beſſere der Nation ungern vermiſſen werden: denn der ganze Kotzebue (als literariſcher Pontifex maximus eine oft draſtiſch wirkende komiſche Perſon) lebte und webte darin vor ihren Augen, und unterhielt diejenigen, welche ihn überſahen, um ſo ſicherer, da er ſie eben dieſer Ueberlegenheit halber durch ſeine literariſche Charlatanerie nicht leicht zu empören vermochte. Hierzu war er durch ſeine langjährige Vorherrſchaft auf der Volksbühne bekannt comme le loup gris, er lebte als Fremder in Deutſchland, hatte die Schlauheit gehabt, ſeinem Auftrage unter der Hand den Anſtrich eines diplomatiſchen Charakters zu geben, und ſo durft' er ſich gegen die deutſchen Regierungen mitten in Deutſchland mehr herausnehmen, als jeder andere deutſche Journaliſt. Selbſt die preußiſche Staatszeitung, welche (in No. 15.) der Frankfurter O. P. A. Zeitung es zur Pflicht machen wollte, über Preußen ſtets ernſthaft und nie ſcherzhaft zu ſprechen, ließ dem ruſſiſchen Staatsrathe das mehr als ſcherzhafte neue Zeitwort, welches er aus dem Namen eines auf fremdem Gebiet militäriſch verhafteten Offiziers bildete, ſamt manchem andern Zungendiebe (z. B. No. 10. S. 80 v. J. 1819. und verſteckter Weiſe S. 43. No. 6.) ohne Gegenrede paſſiren.

Wie Kzb. inſonderheit über die akademiſche Freyheit ſich ausließ, das wurde natürlich durch die beyden Umſtände beſtimmt, daß auf der Wartburg die akademiſche Freyheit einige Schriften von ihm verbrannt, und ihm in Weimar die Fenſter eingeworfen hatte. P. Kr. will es aus Kotzebue's Haß gegen die akademiſchen Literaturzeitungen ableiten, welche ſeine Werke (beſonders die dramatiſchen) mit ſcharfem, kritiſchen Meſſer zerlegten. Allerdings war Kzb. (Rec. hat ihn perſönlich gekannt) nicht ſtark genug, die literariſche Vehmrichterey der deutſchen Akademien ſo gering zu achten, als ſie, zumal in äſthetiſchen Dingen, es verdient. Er vergaß es ſtets, daß der Staat auf die Wahl der professorum poeseos ſich heut zu Tage nicht beſſer verſteht, als damals, wo der brave, aber durchaus proſaiſche Schrödh zu dieſer Stelle nach Wittenberg berufen wurde. Er ließ nicht von dem Anſpruch' ab, daß Leute, die den Erfolg und Ertrag ſeines dramatiſch-theatraliſchen Talentes mit Scheelſucht anſahen, endlich durch ſeine bis in fremde Welttheile reichende Celebrität bewogen werden ſollten, ihn mit Achtung zu kritiſiren. Aber er kannte ſehr gut die Ueberlegenheit ſeiner Publizität über die der zunftmäßigen, akademiſchen Literaturzüngeley. Er wußte, daß dieſe ihm nicht weſentlich ſchaden konnte, und verſtand ſich auf die Wahl der Mittel nach Maßgabe des Zwecks zu genau, als daß er hätte glauben ſollen, durch ſeine Befehdungen der akademiſchen Freyheit die Regierungen gegen jene kritiſchen Inſtitute zu bewaffnen, die durch die Gebrechlichkeit ihres matten und unſtäten inneren Getriebes dem Staate ſelbſt zu nahe verwandt ſind, als daß ſie ihm je gehäſſig erſcheinen könnten. Durch ſein lit. W. Bl. ihnen die Kundſchaft zu ſchmälern, ihren Abſatz auf die Gelehrten einzuſchränken, indem er ſie denjenigen entbehrlich machte, welche nur um der Converſation willen au courant des affaires littéraires bleiben wollen — das dürfte wohl Eine ſeiner Hauptabſichten bey Herausgabe des famöſen Blattes geweſen ſeyn; und er war nach des Rec. Dafürhalten nahe daran, ſie zu erreichen. Dank ſey es der Langſalmigkeit, Weitſchweifigkeit, Pedanterey und Unwitzigkeit derer, welche für ein miſerables Bogenhonorar die kritiſchen Gelehrten-Zeitungen füllen! Rec. glaubt daher, daß es lediglich der Akademicus Krug iſt, welcher Kotzebue hier dieſen Beweggrund unterſchiebt; und obſchon der Philoſoph Krug das Kotzebue'ſche Geſchwätz über akademiſche Freyheit mit logiſcher Sicherheit widerlegt; ſo ſchaut doch aus der neben die Widerlegung geſtellten, eigenen Anſicht der Sache wiederum der Akademicus zum Nachtheil der überzeugenden Kraft hervor. Gern wird man ihm in ſeinen Wünſchen für die Erhaltung der akademiſchen Leſefreyheit und Hörfreyheit beyfallen: wer den Staat kennt, und wer es weiß, wie leicht in ihm aus urſprünglich guten Abſichten Erbärmliches in vielköpfiger Ausführung entſpringt, der wird es vorempfinden, daß Einſchritte der Regierungen in dieſe Freyheit die Wahrheit in Kunſt und Wiſſenſchaft gar bald einer Inquiſitionsmäßigen Unterdrückung, einer türkiſchen Caſtrirung preisgeben dürften. Aber es gibt außerdem noch eine Lebefreyheit, und dieſe ſcheint es ſehr zu bedürfen, daß ſie — nicht abgeſchafft — wohl aber mit der Ruhe und Sicherheit der nicht ſtudierenden Einwohner in Univerſitätsſtädten polizeylich in beſſeren Einklang gebracht werde. Die Nachſicht und Knechtſamkeit der akademiſchen Senatoren, welche meiſt an der perſönlichen Zuneigung der Studenten ein zu nahes Intereſſe haben, um ſelbſt das milde Geſetz gegen fauſtrechtsmäßige Selbſthülfe und Störung des öffentlichen Friedens zu handhaben, geht wohl hie und da zu weit, und fordert allerdings die Aufmerkſamkeit der deutſchen Regierungen. Sand's That hat aber damit durchaus nichts gemein, und wenn ſie es war, welche die Aufmerkſamkeit der Machthaber weckte; ſo darf doch ihre Triebfeder es nicht ſeyn, welche derſelben die Richtung gibt.

Digitized by Google

Literatur-Blatt

1819.

Engliſcher Litteraturbericht vom Mai, Juni und Juli 1819.

(Beſchluß).

Im Jahre 1775 war eine große Frage in der katholiſchen Geſammtkirche, welche nichts weniger als die Wiederherſtellung oder fortgeſetzte Unterdrückung der Jeſuiten galt. Dieſer außerordentliche Körper war ohne Zweifel dem heiligen Stuhle ſelbſt furchtbar geworden, und doch war es im Ganzen der entſchiedene Wunſch und der offenbare Vortheil der Kirche, ihn wiederherzuſtellen, als den mächtigſten Verfechter des katholiſchen Glaubens, deſſen Glanz und Reichthümer nach Rom ihren Weg gefunden hatten, um dem Prunk des Vatikans und der Habſucht mächtiger Kardinäle zu fröhnen. Auf der andern Seite drangen alle derzeitigen Fürſten Europas auf ihre Unterdrückung, und Ganganelli, dem vermuthlich das Beyſpiel des engliſchen Heinrichs VIII. vor Augen ſtand, hatte es für klug gehalten, ſich zu ſchmiegen. Er war jetzt nicht mehr, und der große Plan der katholiſchen Souveräns ging damit um, keinen Nachfolger ihm zu geben von größerem Unternehmungsgeiſte und größerer Entſchloſſenheit, während Alle, die die gleißneriſche und unerſättliche Herrſchgier des Clerus theilten, um die Wiederherſtellung des mächtigen Ordens ängſtlich bemüht waren. Den Eifer beyder Parteyen zu ſeinem Vortheil benutzend und gegen beyde falſch, ward Braſchi Pius VI. Den ſchlaueſten Künſten des Kardinals Rezzonico, des großen Fürſprechers der Jeſuiten, verdankte Braſchi ſeine Würde. Aber kaum war er Pabſt, ſo warf er den läſtigen Mantel ab. Sein Geburtsort Ceſena muſſte die glänzendſten Feſte feyern, die er ſelbſt bis auf den Anzug der Armenkinder anordnete. Er nahm ganz den Ton eines unumſchränkten Beherrſchers an, und regierte unabhängiger von ſeinen Kardinälen, als einer ſeiner Vorweſer. Dem Gebrauche gemäß überreichten dieſe bey ſeiner Krönung einen Büſchel Flachs auf einer ſilbernen Schüſſel, und verbrannten ihn vor dem Neuerwählten mit den Worten: Sic transit Gloria mundi. Ein verächtliches Lächeln war ſein Commentar zu dieſer Lehre. Als man ihn befragt, auf welchen Fuß er ſeine Haushaltung eingerichtet haben wolle, verſetzte er ganz gegen die äußere Demuth ſeiner Vorgänger: Auf den Fuß eines Souveräns. Seit Alexander VI. und Adrian VI. hatte kein Pabſt einen Namen gewählt mit der Zahl 6. Das bekannte Diſtichon:

Sextus Tarquinius, Sextus Nero, Sextus et iste,
Semper sub Sextis perdita Roma fuit.

ſchreckte den Abergläubigen. Der neue Papſt verachtete die Vorbedeutungen, und nannte ſich kühn den ſechsten Pius: eine Kühnheit, die er nachher, was wirklich lächerlich iſt, in den Tagen ſeines Unglücks bitterlich bereute. Zum Aergerniß der ganzen katholiſchen Welt beſtieg er den päpſtlichen Stuhl ſogar ohne die nothwendige Paralina, ja was unerhört war, mit ſtolz gepudertem Haar baarhaupt. Als Cardinal hatte er ſein Haupthaar unter einer Perrücke verborgen, jetzt erſchien er in der Friſur eines Elegants von Ludwigs XV. Hofe. Obgleich im ſechs und funfzigſten Lebensjahre, war Se. Heiligkeit noch ſehr eitel und in Ihre Geſtalt verliebt: ein Beyſpiel für alle luſtigen Geiſtlichen, die denn bald alle herkömmliche Kleiderregeln vernachläſſigten. Doch war Pius VI. nur im Anzuge ein Stutzer, keineswegs den Laſtern ergeben, die dieſem ſonſt eigen ſind, und wenn er gegen Verirrungen Nachſicht übte, ſo muſſte er es in dem ausgearteten Zeitalter, wo Strenge den Anſtoß nur vermehrt haben würde, ohne die Sünde ſelbſt zu verhindern. Die Zerſtörung der bürgerlichen Freiheit und die Zunahme des Handels haben das Uebel gemeinſchaftlich befördert, indem durch den Verluſt jener dem Wohlhabenden und Edlen jede Beſchäftigung entzogen und nichts geblieben iſt, als dem Vergnügen nachzujagen, und der Handel die Mittel, dieſem Vergnügen zu fröhnen, vervielfältigte. Das Uebel muß ſich jedoch ſelbſt heilen, und hat ſchon damit angefangen, wiewohl auf die wildeſte und unſeligſte Weiſe. Die Müßigkeit und Verdorbenheit der Großen, die durch ſolche Vorgänge jeder politiſchen Thätigkeit entzogen ſind, machen ſie in den Augen des Volks zugleich verächtlich und gehäſſig, und es ſucht ſie durch blutige Empörung und unſinnige Reformplane zu geiſſeln und herunterzureißen. Die Verdorbenheit der Regentſchaft und der Regierung Ludwigs XV. war die wahre, wirkſame Urſache der franzöſiſchen Revolution, und wenn Pius VI. ähnliche Gräuel unter den römiſchen Würdenträgern aufzudecken vermied, verzögerte er mehr eine ähnliche Kataſtrophe in Italien, als er ſie beſchleunigte. Ungeachtet Pius aber auf der einen Seite auch die beyden Magiſtratsperſonen, genannt Vicario und Viceregente, welche die Stelle von Sittenrichtern in Rom vertraten, und die Inquiſition zum Aerger der Zeloten mehr und mehr beſchränkte, um die Laſter des unverheiratheten Klerus zu vertuſchen, ſo fand er doch an ſcandalöſen Chronikgeſchichten mehr Geſchmack, und benutzte die verliebten Bubleryen der alten von ſchönen Römerinnen insgeheim beherrſchten Kardinäle und Prälaten, um ſie deſto tiefer ſich unterzuordnen, mehr, als ſich ziemte. Viel weniger zu tadeln, wiewol für Frömmelnde viel ärgerlicher war es, wenn Pius den Mißbrauch der Weihſtätten, durch welchen Kirchen und Geſandtſchaftshäuſer die Schlupfwinkel von Mördern und Verbrechern aller Art geworden waren, beſchränkte.

Pius begünſtigte das Genie, doch gab er den ſchönen Künſten vor den Wiſſenſchaften den Vorzug, und er war weder ein ſehr unterrichteter noch ſehr unpartheyiſcher Gönner. Seine größte Schwäche war, aus einer Liebe zum Metaſtaſio und den Dichtern ſeiner Zeit die Arkadier zu begünſtigen oder zu dulden: ein ſeit der Revolution ſehr in ſein Dunkel zurückgetretener, vor 130 Jahren entſtandener Dichterklub, der in Italien eine Menge Dichtervereine hatte, und bei dem jeder Dummkopf, der ein Sonnett oder eine Sextine machen konnte, das Breve als Dichter und eine Anweiſung auf Ländereyen in einem ge-

mantiſchen Diſtrikt von Arkadien erhielt. Noch jetzt kommt ein Feemder kaum nach Rom, wo er nicht ſogleich von den Sekretären dieſer Akademie einen Beſuch erhält, die ihm den Lorber und eine Abſchrift von bereits fertigen Verſen, die denn im Namen des edlen Beſuchenden verleſen werden, anbieten. — Rezzonico that viel für die Künſte, indem er das Muſeum, Clementino genannt, ſtiftete, Pius ſtattete daſſelbe ſo reich aus, daß es ſeitdem Pio-Clementino heißt. Er begünſtigte alle Künſtler, nur die Architekten nicht; denn er hielt ſich ſelbſt für einen. Seine Bauſucht machte bey den dürftigen Umſtänden der päpſtlichen Kaſſe eine ungeheure Vermehrung des Papiergeldes nothwendig, die den Werth und Credit deſſelben verminderte. Ein andres Project des Papſtes ging auf Ackerbau; er unternahm das Rieſenwerk, die pontiniſchen Sümpfe austrocknen zu wollen, welches freilich nicht gelang, doch hatte Pius den Stolz, die Via Appia zum Vortheil des Handels wieder zu Tage zu födern, und von der gewonnenen Länderey geiſtliche Pfründen ſeinen beyden Schweſterſöhnen, die den Namen Braſchi annehmen mußten, zuzuwenden. Welche Mittel er ſich ſonſt erlaubte, um ſeine Verwandten zu Glanz und Würde zu erheben, haben die gerichtlichen Acten in der Sache des Don Amanzio, des einzigen Erben der reichen Familie der Lepri, bewieſen, welcher gegen eine Donation ſeiner Reichthümer an den Herzog Braſchi den Kardinalshut erkaufen wollte, aber in der beſtimmteſten Zuſage betrogen ward.

Jetzt kommt die Geſchichte auf die Leidensperiode des Papſtes. Die von Joſeph II. verbreiteten, gegen die weltliche Macht der Päpſte kämpfenden Janſeniſten und die Widerſetzlichkeit, welche Pius in vielen Ländern Europens erfahren mußte, brachten ihn auf den Gedanken, zu reiſen und ſich perſönlich in Wien zu zeigen. Allein dieſe Pilgerfahrt, zu der man eine alte Prophezeihung aus dem zwölften Jahrhundert unter dem Namen Pellegrinus Apoſtolicus wollte gefunden haben, entſprach ſeinen Erwaetungen keineswegs. Alles kindlichen Gehorſams ungeachtet, erfuhr der Papſt von Joſeph II. mehr die Behandlung eines Gefangenen, als eines Vaters der Chriſtenheit. Endlich bat ſich Pius eine Privatunterredung mit ihm aus, die denn nicht gut ausgeſchlagen werden konnte. Hier ſuchte Joſeph aber die Gehorſamspflicht der Monarchen gegen die Päpſte, gegen das göttliche Recht und die Bullen von Pius Vorgängern mit Janſeniſtiſchen Gründen, und mit mehr Gelehrſamkeit, als der Papſt, der ſich nie viel in dieſe Unterſuchungen gemiſcht hatte, entgegenſtellen konnte, geradezu und ohne Rückhalt zu beſtreiten, und bemerkte unverhohlen, daß in der That Prieſter zu allen Zeiten die Empörung der Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Souveräns geleitet hätten.

Joſeph erfuhr wenige Jahre darnach die Wahrheit dieſer Bemerkung. Wir glauben nicht, daß er vergiftet worden, und noch weniger, daß Pius an ſeinem Tode Antheil gehabt. Aber der Fürſt von Ligne, der Zeuge ſeiner letzten Augenblicke, behauptet, Joſeph ſey mit gebrochenem Herzen geſtorben über die Revolution des Adels und der Geiſtlichkeit in Brabant, und nach dem Benehmen des höhern Klerus im Anfange der franzöſiſchen Revolution läſſt es ſich kaum bezweifeln, daß, wenn er ſeinen Antheil an den nothwendigen Staatsabgaben hätte wagen wollen, der Adel dem Beyſpiele gefolgt, und die Revolution entweder verhindert oder weit weniger ſchrecklich geworden wäre.

Die Wirkungen der päpſtlichen Reiſe waren ſehr nachtheilig. Pius war höchſt einfach und anſpruchlos gereiſt; nur zu Ceſena konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, die Bürger ſeiner Vaterſtadt durch ſeinen Herrſcherglanz zu blenden, und erſchöpfte ihren kleinen Schatz für Feſte zu ſeiner Ehre. Er hatte Rom verlaſſen, von allen ſeinen Unterthanen gefürchtet; von ihnen verachtet kehrte er zurück. Selbſt der Pöbel ſpottete ſeiner Segnungen und ſchrie nach Brot. Er ſuchte die Schreyer zu beſchwichtigen, indem er die Kornpreiſe willkührlich herabſetzte; dieß richtete die Eigenthümer zu Grunde, und da ſich ſeine Gewalt nun gegen die Großen richtete, verwandelte ſich deren Verachtung in Haß. Pius ſchmeckte zu bald die bittern Früchte dieſes Haſſes, und litt alle die Qualen, welche Jeder empfindet, deſſen Vortheil mit ſeiner Pflicht im Widerſpruch ſteht, und deſſen Bedürfniſſe ſeine Mittel überſteigen. Er veränderte ſeine Diener, und ſuchte durch neue Gewaltthätigkeiten das Geſchrey über Tyrannei zu dämpfen. Sein unglücklicher Gemüthszuſtand in dieſer Zeit liegt in zwey langen Briefen zu Tage, die er über die ſkandalöſe Geſchichte von dem Halsſchmuck der Königinn von Frankreich ſchrieb. Die Unbill des Kardinals Rohan und der Kirche überhaupt hatten ſein Herz mit Erbitterung und ſchwermüthigen Ahnungen erfüllt. Wenn er ſeinen Namen ſchrieb, ſtockte er oft bey der unglücklichen Zahl ſechs, und ſagte dann wohl zu ſeinem Lieblingsſecretär Nardini: Ich fürchte, nach mir wird die Kirche keinen Papſt wieder bekommen. — In dee großen Paulskirche befindet ſich an den Mauern eine lange Reihe von Bruſtbildern mit den Porträts aller Päpſte, und es war nur noch ein Platz für Pius VI. übrig! Auch die päpſtlichen Begräbnißplätze waren bis auf einen bereits beſetzt.

Bekannt und im neueſten Andenken iſt das Einrücken der Franzoſen in Italien als Folge der Revolution, Bonaparte's geheime Anſtiſtungen durch die Kardinäle Ruffo und Zelada, und der Traktat von Tolentino, welcher Urſache geworden iſt, daß Bonaparte nie die Hauptſtadt der Welt ſah. Die Ermordung des franzöſiſchen Generals Düphot gab das Signal zu einem allgemeinen Herfallen übee die Franzoſen und Revolutionairs; dieſer Ueberfall hatte die militäriſche Beſetzung Roms, die Gefangennehmung und Abführung des 80jährigen Papſtes zur Folge. Achtzehn Monate ertrug er ſeine Verbannung und Verhaftung. Er ſtarb am Ende Auguſts 1799, nach einer längern Regieeung, als irgend einem Papſte ſeit Petrus zu Theil geworden.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Die Gleichen. Schauſpiel in 6 Aufzügen von Ludwig Achim von **Arnim**. Berlin, Maurerſche Buchhandlung 1819. 190 S. gr. 8.

Die Zweyweiberei des Grafen von Gleichen als Ahnen-Drama von glücklichem Ausgange. Ahnendrama? fragen die Leſer, was iſt das? Sie werden es gleich hören.

Der Ahnherr des Stammes von Gleichen — er heißt, wie im Zauberringe, Hug, und wer J. G. Heeders Buch, Verſtand und Erfahrung, beſitzt, der kann aus den erſten Blättern wiſſen, daß Hug eigentlich das Maſculinum von Here, Hägſa iſt, und einen überall umherſpähenden Geiſt bedeutet — alſo der Ahnherr Hug hatte aus der

Beute im Wendenlande mit ſeinen beyden geiſtlichen Brüdern einen Schatz zuſammengelegt, an welchen, weil er mit vielem Blutvergießen erworben worden war, der Teufel ſein Recht hatte (welches ſich die auf Beute ausgehenden Soldaten merken mögen). Um den Teufel, Geldteufel namentlich, los zu werden, kapitulirten ſie mit ihm. Sie vergruben den Schatz, unter der Bedingung, daß ihn der Teufel nur ſo lange hüten und haben ſollte, bis drey eheliche Söhne des Hauſes, die kein Geld hätten, den darauf gewälzten Stein vor Sonnenaufgang mit einander abhüben. Herr Hug von Gleichen theilte ſpäter in ſeinem Teſtamente ungleich zwiſchen ſeinen beyden Söhnen, und ſo entſtand die reiche Linie Neugleichen und die arme Altgleichen. In Altgleichen finden wir anitzt die Gräfinn Giſela mit drey Söhnen, die kein Geld haben, und wovon die älteſten, Zwillinge, das Haus von Wilddieberey erhalten. In Neugleichen treffen wir die Gräfinn (ihr Taufname iſt nicht genannt) als Strohwittwe. Ihr Gemahl iſt unmittelbar nach der Trauung (und wie es ſcheint vor Conſommation der Ehe) zur Eroberung des heiligen Landes ausgezogen, und ſie hat eben einen kranken Lehnvetter Pleſſe, der ihr früher den Hof gemacht, verpflegt und geheilt, bey welcher Gelegenheit ſich ergeben hat, daß beyde einander eigentlich geliebt, aber mißverſtanden haben. Sie beſchließen nun, in allen Ehren einen gemeinſchaftlichen Kundſchafts-Zug nach dem Morgenlande zu machen, wobey die Gräfinn als Ritter den Namen ihres Bruders Bernhard von Hanſtein führt. So wird vor der Hand Neugleichen leer. Laß ſehen, welche Unterhaltung Altgleichen darbietet.

Es ſind drey junge Grafen da, die kein Geld haben, Norbert, Gangolph und Joſeph. Sie ſind alſo berufen, den Schatz zu heben, welcher der Dreybrüderſchatz geheiſſen iſt, und von welchem ſie durch ein Chronikenbuch Kunde erhalten haben. Sind ſie ehelich; ſo muß ihn der Geldteufel hergeben. Der Stein wird gelüftet, der jüngere Graf Joſeph, fromm und Liebling der Mutter, ſteigt hinein, findet aber nichts vom Schatz; die Brüder laſſen erboßt den Stein über ihn zuklappen, und beſchließen, ihn in der Höhlung umkommen zu laſſen, da er unfehlbar unehelich ſey, und mithin ihnen den Schatz aus den Zähnen gerückt habe. Fehlgeſchoſſen! Sie ſind — die Zwillinge — unehelicher Geburt, und nicht einmal Kinder der Liebe, ſondern der ahnherrlichen Vorſicht. Hartmann, ein alter Diener des Hauſes, und Führer des jungen, elternloſen Grafen von Neugleichen, hatte bey irgend einer Nothgelegenheit ſich dem umgehenden Ahnherrn Hug verſchworen, der nun bisweilen aus ihm heraus handelte, ja ſogar bauchrednermäßig mit einer zweyten, fremden, geſpenſtigen Stimme aus ihm heraus ſprach. Als nun ſein Zögling unvermählt ſterben zu ſollen ſchien, und auf Altgleichen auch Frau Giſela zwar mit einem geliebten Gatten, aber kinderlos lebte, wurde dem in ihm ſpukenden Hug bange vor dem Untergange des Stammes, welchen ein Ahnherr auch in jener Welt noch billig für das ſchrecklichſte Uebel hält: denn

„Wer kann die Pracht der tauſendjähr'gen Eiche
Erſetzen, wenn ein Sturm ſie niederwirft?
An ihrer Stelle wächſt gemeines Gras.“

Er trieb daher ſeinen Hartmann an, ſich Haar und Bart darum zu raufen, die Feindſchaft beyder Linien zu vergeſſen, und Frau Giſela von Altgleichen zu bitten, daß ſie, um nur den Stamm zu erhalten, das Liebeswerk doch einmal mit einem Andern verſuchen möchte, als mit dem geliebten Gatten. Sie ließ ſich bereden, erwählte Hartmann, den Repräſentanten des Ahnherrn ſelbſt, zu dem Geſchäft der Vorſicht, und ſo kamen die Zwillinge Norbert und Gangolph zur Welt. Joſeph wurde ſpäter ehelicher Weiſe erzeugt, und der Teufel, der in der Schatzgrube ihn zurückbehielt, ſcheint ſich ſelbſt geirrt zu haben: denn wie hätte er ſonſt eben den frommen und ehelich erzeugten Joſeph hineln gelockt, den er doch, in Ermangelung allen Rechts an ihm, unmöglich behalten konnte.

Hug hatte inzwiſchen durch ſeinen Diener Hartmann die Vorſicht noch viel weiter getrieben. Der junge Graf von Altgleichen wurde durch dieſen Hartmann angetrieben, noch kurz vor dem unumgänglichen Kreuzzuge ſich mit der Gräfinn von Hanſtein zu vermählen. Er wurde gefangen, die Sultanstochter Amra gewann ihn lieb; gut, dachte Hartmann, zwey Weiber ſind beſſer als Eins, wo alles auf Fortpflanzung ankommt; und ſo trieb er den Grafen an, auch der Heidinn, die ihn retten konnte, die Ehe zu verſprechen, indem er ſich vermaß, die päpſtliche Vergunſt zur Bigamie ſelbſt von Rom zu holen, während das neue Paar auf Neugleichen zureiste. Dieſes trifft mit dem kundſchaftenden Paare in Venedig zuſammen, wo der Graf ſeine erſte Frau für deren Bruder nimmt. Hier begeben ſich nun durch Dazwiſchenkunft eines Räubers Geleratus, und einer auf italieniſche Weiſe in den Ritter Pleſſe verliebten (inamorata) Markeſa eine Menge Dinge, welche nach des Rec. Dafürhalten unbeſchadet der Hauptfabel ſich auch anders, oder — gar nicht, begeben möchten, und von denen nur ſoviel zu gedenken iſt, daß Pleſſe für todt gehalten wird, daß wir ihn aber in der Markung von Gleichen gerettet wieder finden, während ſich dort zwey heterogene Dinge bereiten, nämlich: in Neugleichen die Einſegnung der vom Papſt erlaubten Doppeleh', und in Altgleichen, wo Frau Giſela geſtorben, die Eroberung von Neugleichen, wozu die unehelichen Zwillinge ſich mit den Freyjägern verbunden haben, während Joſeph noch unter dem Steine ſteckt. Hier begibt ſich nun wieder mit Pleſſe, der ihm nachgereiſten Markeſa, und dem dazu gekommenen wirklichen Bernhard von Hanſtein, hauptſächlich durch Einmiſchung des doppelſtimmigen und doppelwilligen Hug-Hartmann, mancherley Abentheuerliches, was Rec. übergeht, weil es rein willkürlich zur Unterhaltung der Leſer erfunden und auf den Ausgang der Hauptſache ohne bedingenden Einfluß iſt. Genug, die Freyjäger greifen unmittelbar vor der kirchlichen Feyer der Doppelhochzeit Neugleichen an. Amra, welche dem Grafen ziemlich abhold worden iſt, fällt in ihre Hand. Sie ſagt ſich dem zu, der ſie erretten wird. Das thut Ritter Bernhard von Hanſtein, den der kranke Pleſſe der bedrohten Veſte zur Hülfe geſendet, und den ſie ſchon in ſeinem ſchweſterlichen Ebenbilde (der verkleideten Gräfinn) liebgewonnen hat. Ein Weib alſo hat der Graf verloren. Nachdem die Burg gerettet, das Zwillingspaar aus Altgleichen gefallen, und auch ſonſt alles, was nicht viel oder gar nichts taugt, umgekommen iſt im fünften Akte, finden wir uns im ſechsten bey dem Schatz- oder Joſeph-Steine wieder, wo Freyſchöffen ihr Weſen treiben, und wo Hartmann erſcheint, der wegen eines Mordverſuchs an Pleſſe ſchon mit der heil. Vehm zu ſchaffen hat. Die zweyte Stimme (Ahnherr Hug) ſpricht aus ihm: „Erhebt den Stein, hier findet ihr den Joſeph.“ Dictum factum; und der ganze Schatz liegt neben ihm.

„Wenn der gehoben, iſt auch Fried' im Haus," ſagt Hartmanns erſte Stimme; und die zweyte ſagt zur erſten:

„Ich habe dich zu deinem Ziel geführt,
Du haſt den letzten Sproſſen mir errettet.
Mein Stamm wird blühen durch die ferne Zukunſt."

Seines Dienſtes von Hug entlaſſen, geht er nun dem Tod durch das Vehmgericht muthig entgegen. Der Graf von Neugleichen, wohl fühlend, daß er auch ſeiner erſten Gattinn unwürdig iſt, vermählt ſie dem Ritter Pieſſe (der Papſt hatte bey der Erlaubniß zur Doppelehe ihr den freyen Rücktritt, die Auflöſung ihres Ehebandes vorbehalten) und wählt das Kloſterleben. Dem Pieſſe übergibt er den Knaben Joſeph, der nun Alt- und Neugleichen wieder zuſammen bringt. Die neue Kirche, die er zu bauen gelobt hat, bekommt den Schatz, welchen der Teufel herausgegeben hat, obſchon die Bedingung der Hebung, welche Hug eingegangen, nicht erfüllt worden iſt.

Wenn die Dramaturgie ein Schauſpiel dieſes Inhalts ſeiner Gattung nach benennen ſoll, ſo muß ſie den neuen Namen eines Ahnen-Drama fabriziren. Und warum ſollte man ihn nicht denjenigen dramatiſirten Familien-Mährchen beylegen können, in welchen das geſpenſtige Walten verſtorbener Vorfahren ungefähr diejenige Rolle ſpielt, welche in den Trilogieen der Alten den, in den Heroengeſchlechtern Recht oder Rache übenden Göttern zugetheilt war? Freylich kann ſie dieß Surrogat in der Tragödie nicht füglich gut heißen, ſelbſt in der vom Hauſen ſo gern geſehenen Ahnfrau nicht. Aber warum nicht im romantiſchen Schauſpiel? Wenn die ſpukenden Ahnen die Verwirrungen, die ſie bey Lebzeiten in ihren Familien geſtiftet haben, nur glücklich auflöſen, und die Sachen zu einem erwünſchten Ausgange bringen; ſo ſehen wir wohl darüber hinweg, daß ſie niedrigeren Urſprungs ſind, als die Götter der Alten, indem Kinderfurcht und Ammenglaube ſie geſchaffen hat, nicht die, nach der Anſchauung des allwaltenden Weltgeiſtes auffliegende Phantaſie ganzer, hochgebildeter Völker. Wenn der Dichter unſeren Glauben nicht in Anſpruch nimmt, um uns tragiſch zu erſchüttern, und über das Irdiſche zu erheben; ſo mag er immerhin ſeine Einbildungskraft in das Gebiet des Aberglaubens ausſenden, um uns zu unterhalten, und dem Natürlichen den Reiz des Wunderbaren beyzumiſchen.

So iſt es denn wohl auch mit vorliegender Dichtung gemeint. Unterhaltend hat Rec. ſie wirklich gefunden, mährchenhaft unterhaltend, und am meiſten in den willkürlichen, von der Hauptfabel nicht als nothwendig gerechtfertigten Zwiſchenbegebenheiten, die er oben übergangen hat, um ihnen den Reiz der Neuheit für die Leſer nicht zu rauben. Vieles Einzelne hat er ſchön gefunden, namentlich in dem erſten Geſpräch der Gräfinn von Neugleichen mit Pieſſe, in der ſpäteren Abſchiedsſcene zwiſchen beyden, in der Unterredung der Gräfinn mit Amra (S. 143 ff.), welche letztgenannte der Dichter oder der Setzer im Perſonenverzeichniſſe ganz vergeſſen hat; und endlich in dem letzten Zuſammentreffen der Markeſa mit Pieſſe, wo dieſe den Leſer auf einmal mit ihrer unreinen Zärtlichkeit für den Ritter dadurch verſöhnt, daß ſie dem ohnmächtigen Geliebten, der ſie verſchmähte, das Gift aus der Wunde ſaugt, die Hartmann durch einen meuchelmörderiſchen Pfeilſchuß ihm beygebracht hatte.

„Die Seele ſiegt, iſt nicht mehr zum Geſpötte
Der Welt in ihrer Sehnſucht, hat ihr Ziel
Gefunden, daß ſie ihn der Welt errette.
Vergebens iſt dein inniges Gefühl,
Ich rette ihn dem reinſten irdiſchen Bunde.
Wie Nacht und Tag, ſo trennet uns die Stunde,
Ich bin die Nacht, denn ich gefall' ihm nicht,
Ich darf nicht ſchauen ſeiner Augen Licht,
Nicht fühlen ſeines Herzens erſte Schläge,
Es trennen ſich auf ewig unſre Wege.
Ja, ohne Dank, ſo ſterbe ich für ihn,
Mein Herz ſteht ſtill, ſein Herz wird neu erglühn."

Der Ausgang endlich iſt in der Hauptſache erwünſcht zu nennen; die Schlechten kommen meiſt um, die Bedrängten werden gerettet, die Liebenden vermählen ſich; und daß der unbeſtändige Graf, der ſich von Hartmann für die Idee einer Doppelehe gewinnen ließ, am Ende beyde Frauen verliert, und ſich der Kirche verlobt, iſt nicht mehr wie billig. Die Zweyweiberei des Grafen von Gleichen, wie die Sage ſie berichtet, taugt nun einmal nicht zu dramatiſcher Befriedigung. Selbſt Goethe, der in der Stella dieſe Ausgleichung des Conflictes einer Doppelliebe verſuchte, und ihr jene Sage als rechtfertigendes Beyſpiel unterlegte, hat ſpäter dieß Schauſpiel in ein Trauerſpiel verwandelt.

Uebrigens iſt das Gedicht ſehr flüchtig gearbeitet, was man der phantaſtiſchen Laune wohl nachſehen mag, in welcher es geſchrieben iſt. Für die Bühne iſt es natürlich nicht geeignet, auch gewiß nicht für dieſelbe berechnet.

Romane.

Jervas, der lahme Bergmannsjunge. Aus dem Engliſchen überſetzt von A. Schilling. Hildburghauſen, in der Keſſelringſchen Hofbuchhandlung, 1819.

„Eine Erzählung, die ſo natürlich und ungekünſtelt iſt, daß ſie uns in Ungewißheit läßt, ob wir eine Dichtung oder eine Geſchichte leſen, iſt in Deutſchland eine ſo ſeltene Erſcheinung, daß ſie ſchon deßwegen werth iſt, in unſere Sprache übertragen zu werden." — Mit dieſen Eingangsworten der kurzen Vorrede iſt der vor uns liegende kleine Roman karakteriſirt. Der Held hat ein Leben voll befremdlicher Begebenheiten, die aber ganz natürlich aus den Verhältniſſen ſeines Landes und aus ſeinem Bergmanns-Beruf hervorgehen, ohne alle Einmiſchung abenteuerlicher Denkungsart und geſpannter Phantaſie. Jervas will, ſo bald er das Rechte zu erkennen im Stande iſt, einzig dieſes, und dieſer feſte Wille läuft wie ein Silberfaden durch das ganze Gewebe der Begebenheiten hin. Sie ſind darſtellend, raſch und einfach erzählt, auch klar und angenehm überſetzt. Einen, an die ſeelenkundigen, oder wundervollen, oder myſtiſchen, oder künſtelnden Taſchenbuchsgeſchichtchen unſrer Tage gewöhnten Leſer wird der hinkende Jervas mit ſeinem beſcheidnen Plan und zweckmäßigen Mitteln, ein wenig reich werden zu wollen, ſehr flach vorkommen, aber unſrer, noch nicht zu jener Lektüre geſteigerten Jugend empfehlen wir ihn als ein Beyſpiel von redlichem Streben, geprüfter Treue und deren lohnendem Erfolg.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Hieronymus von Stauf, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von F. Baron de la Motte Fouqué. Berlin in der Schleſingerſchen Buch- und Muſikhandlung. 1819. 200 S. 8.

Der Dichter warb mit dieſem Trauerſpiel um einen der Münchener Preiſe, und ging leer aus. Gleichviel:

„Ob Wen'ge des Turnieres Dank nur krönt (Kröne),
Sind nicht die andern Kämpfer drum gehöhnt;
Nein! Stolz noch flattern ihre Wappenfahnen,
Hinaus! Verſuch Dir was auf neuen Bahnen.“

Rec. findet die Bahn, auf welcher unſer ritterlicher Dichter ſeine Wappenfahne umher flattern läſſt, durchaus nicht neu; er hat ihn nie auf einer andern angetroffen. Daß es nicht die rechte iſt, um von der Bühne herab poetiſch auf die Gemüther zu wirken, ſcheint die Erfahrung an die Hand zu geben. Aber warum iſt ſie's nicht? Weil der Dichter zwar immer eine Menge ſchöner Einzelheiten giebt, aber ſie nicht zu einem großen, erhabenen, echt tragiſchen Ganzen zu verbinden weiß.

Stauf iſt ein urſprünglich wohlgeſinnter Held, dem aber nach einer Krone gelüſtet, ohne daß er es ſelbſt ſo recht merkt oder glaubt. Er hat das Vertrauen des jungen Herzogs Wilhelm von Baiern, der mit ſeinem Bruder Ludwig, welcher gern einen Landestheil haben möchte, in ſtetem Wechſel von Unfrieden und Verſöhnlichkeit lebt. Als man jenem den Verdacht eingeflößt hat, daß Ludwig ihm nach dem Leben trachte, und dieſer den Stauf um die Wahrheit fragt; entfährt dem herrſchſüchtigen Ritter, welchem Bruderkrieg als ein Mittel erſcheinen muß, im Trüben zu fiſchen, eine falſche Beſtätigung. Der innerliche Krieg droht nun Ausbruch; aber die Herzogin Mutter verſöhnt ihre Söhne, klagt Stauf des Hochverraths an, er wird verurtheilt und hingerichtet, wie es ſeine Reue ſelbſt wünſcht, und dadurch, daß er alle Rettung ausſchlägt, ſelbſt herbeiführt.

Welchen Antheil, welche mächtige, dem tragiſchen Eindruck günſtige Gemüthsbewegung kann dieſer Held uns erregen? Was ihn zum Böſen lockt, iſt Kronenluſt. Gut Holz zu einem tragiſchen Hebel; aber es muß ein tüchtiger Stamm davon genommen werden: die Kronenluſt muß Leidenſchaft, heftige Begierde ſeyn, oder vor unſeren Augen es werden, und ſo zu einer kühnen, ſchweren, großen (wenn ſchon im Böſen großen) That ſpornen. Iſt ſie ein geheimer, ſich ſelbſt nicht klarer Trieb, emporzukommen, und greift ſie nach dem leichten und ſchon darum niedrigen Mittel, einen falſchen Verdacht zu beſtätigen; ſo iſt der Hebel zu dünn, die tragiſche Laſt emporzuheben, deren Fall uns erſchüttern ſoll. Es iſt nichts Großes, nichts Erhabenes da, weder in der Leidenſchaft, noch in der That, und wir bleiben kalt. Der Dichter erwäge, wie Shakſpeare im Macbeth jenen Hebel zugehauen hat. Es iſt ein Cedernſtamm, wie bei Virgil der geblendete Cyclop ihn führt. Er ſtelle den Wallenſtein darneben. Wie klein ſchon wird die Erſcheinung der nämlichen, die Handlung bewegenden Leidenſchaft, obſchon ſie zu einer kühn gewagten, verbrecheriſchen That, der Veruntreuung eines kaiſerlichen Heeres, hintreibt. Sie ſchleicht auf dem Wege lang vorbereiteten Verraths dem Ziele zu. Aber ſelbſt neben dieſer äſthetiſchen Potenz iſt Stauf eine Null. Die beiden Brüder, ihr Zwiſt, ihre Verſöhnung, intereſſiren uns weit mehr, als er.

Der Dichter hat ſich viel Mühe gegeben, den Streich ſeines Helden, deſſen Niedrigkeit er fühlen mußte, zu mildern. Kaum hat Stauf den falſchen Verdacht verläumderiſch beſtätiget; ſo bereut er es, und ſendet nach dem Herzog aus, um zu widerrufen. Aber der iſt nicht zu haben, und er, Stauf, iſt im Begriff abzureiſen.

„Nun dann! der Würfel liegt. Der Himmel ſelbſt
Will einen Stauf nicht widerrufen hören.“

So geht er hin, und wirbt für den belognen Wilhelm die Ritter zum Krieg gegen Ludwig. Als er ſeine Gefahr erfährt, will er fort auf ſeine feſte Burg, und ſich vertheidigen. Da kommt ein holdes Bild (man weiß ſchon, daß dieß in Fouqué's Sprache ein edles Ritterfräulein, hier Hoffräulein, bedeutet), und ihr Anblick, ihr von jenſeits herüber tönendes:

„Und, Stauf, ich ſag' es Dir: Du bleibſt! Du bleibſt!

macht, daß er wirklich bleibt, ſich gefangen nehmen läſſt, und nach ſeiner irdiſchen Beſtrafung ſehnſüchtig wird. Recht ſchön; aber nicht groß, nicht erhaben, nichts von Kraft, außer der, welche der Geiſtliche ſo manchem armen Sünder einpredigt: die Kraft, ſich einem verdienten Straftode zu unterwerfen. Allerdings war wohl der Dichter in Wahl und Behandlung des Stoffes durch die Preisaufgabe beſchränkt. Aber quid inde? die Spekulationen einer Theater-Intendanz ändern nichts an den Anſprüchen der Kunſt.

Reiſebeſchreibung.

Tagebücher aus Italien. Erſtes Heft. München 1819 gedruckt bei Franz Seraph Hübſchmann.

„Der Natur und der Kunſt ſind dieſe Blätter geweiht, welche beide durch die Religion gebunden — aber zugleich verklärt ſind. Auch mögen ſie als Spiegel gelten — des Geiſtes und der Geſchichte. Der Geiſt hat Augenblicke, wo er ſich ſelbſt belauſcht; wo er — ſo wie eine in Anbetung entzückte Seele jedes Blatt vom Baume fallen hört, das da einklingt in das Loblied der Schöpfung — ſo auch ſeinem Zuſammenhang der Weltgeſchichte vernimmt. In ſolchen Augenblicken ſieht er ſich ſelbſt ins Auge, um ſein eigenes Weſen zu erkennen, näher zu rücken dem Ziele ſeiner Sehnſucht.“ — Ob der Reiſende mit einer Seele, welche die Blätter vom Baum fallen hört, und einem Geiſt, der ſich ſelbſt ins Auge ſieht, beſonders geſchickt zum Beobach-

Digitized by Google

ten und Wahrnehmen ausgerüſtet iſt, wagen wir nicht zu entſcheiden; dieſe Reiſehefte ſetzen auch darüber in keine Kenntniß, indem ſie uns nur Fragmente ſeiner an einzelnen Orten gehegten Empfindungen mittheilen. Ob dieſe Empfindungen mit den Orten, wo ſie empfunden werden, zuſammenhängen, iſt auch nicht klar. Uns ſcheint es oft, der wackre Mann hätte darum ſich nicht über Benediktbeuern hinaus zu bemühen brauchen. Wenn er z. B. in Zirl ſagt: „Ein Geheimniß habe ich der Natur ſchon abgewonnen, und einen Gedanken zur Klarheit emporgerückt, der ſeit Jahren verhüllt in bedeutungsvoller Ahnung meinen Geiſt beſchäftigt hat: daß nämlich die Schöpfung ein Spiegel iſt, in dem die Seele des Menſchen ihre Weſenheit erkennt“ — ſo iſt das ein reicher, lohnender Gedanke; aber daß unſer Reiſender, um ihn zu entdecken, von Benediktbeuern nach Zirl hätte pilgern müſſen, hätten wir nicht vermeynt. An einem andern Ort deutet er beſtimmter auf den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung; er drückt ſeine Empfindung bei einem Gemählde in Casa B... zu Verona, die heiligen drei Könige vorſtellend, mit folgenden Worten aus: „Auch die Könige ſenken das gekrönte Haupt, bringen eines langen Lebens Leiden und Freuden, bringen ihrer Herrſcher-Würde Majeſtät, und die Fülle ihrer Weisheit dar zum Opfer in die Krippe. Ach der Kuß dieſer Windeln iſt ſüßer als die Süßigkeit eines Königs-Lebens, (der Mann muß wohl weiter hergereiſt kommen, als von Benediktbeuern?) und die Kronen ſchmelzen dahin an dem ſanften Lichte dieſer Strahlen. Die Perlen und das funkelnde Geſchmeide und der duftige Sammt, das köſtliche Pelzwerk — ja die ſtillen Perlen und die purpurnen Korallen ſinken in den Staub hin, das Stroh dieſer Krippe zu zieren.“

Seine letzten Empfindungen, in dieſem Hefte, bekommt der Reiſende, wie er in Parma des Nachts zum Fenſter hinausſieht. Wir haben alſo noch eine lange Reihe von Heften zu erwarten, denen wir aber, ſo ſehr wir ſeine fromme Empfindung ehren, einen klarern und beſtimmtern Inhalt wünſchen müſſen.

Franzöſiſche Litteratur.

Le Manuel Guide des Voyageurs aux Etats-Unis de l'Amerique du Nord, où l'on trouve tous les renseignemens necessaires, fondés sur des faits pour y commercer avec sureté et profit, pour s'y établir avec avantage dans toutes sortes de situations. Ouvrage dans lequel on combat quelques opinions erronées repandues en Europa sur ces pays et où on presente quelques Idées simples et pratiques sur l'Etat politique actuel et à l'avenir probable, de la Floride orientale, des Isles sous le vent et de toutes les Colonies ou anciens domaines de la Couronne d'Espagne — adressé particulièrement aux commerçans et aux agriculteurs, ou aux personnes de toutes les professions et de tous les metiers, sur le Continent de l'Europe par Mr. F. D. G. Americain naturalisé, ancien Elève ingenieur 1818. (Reiſeführer durch die vereinigten Staaten von Nordamerika u. ſ. w.)

Das iſt der lange Titel eines kleinen Duodezbandes, welcher den Endzweck zu haben ſcheint, für Amerika zu werben und die Auswanderung aus Europa nach einem Lande zu befördern, das der Verfaſſer in jeder Rückſicht mit den lachendſten Farben darſtellt. Er meinte, daß es in keiner europäiſchen Sprache eine einfache, wahre, umfaſſende und der Fähigkeit jeder Klaſſe von Leſern angemeſſene Darſtellung gäbe; er hat wollen die Sache von Nordamerika führen, und uns mit dem Schauſpiel, welches die neue Welt bietet, vertraut machen. Der Reiſende findet hier außerdem alle Anleitung, ſich in Amerika fortzuhelfen und ſein Glück zu machen. Das Werk iſt mit Anekdoten untermengt, alle Welt iſt in ihnen genannt, ſo daß man ſchon im Voraus mit ſeinen künftigen Freunden Bekanntſchaft machen kann.

In Philadelphia, ſagt der Verfaſſer, iſt eine, nicht geſetzlich anerkannte Bank, allein Stephan Girard, derſelbe, welcher ſeine Nichte dem General l'Allemand, einer der Ritter des Champ d'Asyle, zur Frau gab, der Eigenthümer dieſer Bank, hat einen ſo feſten Credit, daß ſein Papier in Nordamerika mit dem der Nationalbank gleichen Werth hat. Man ſchätzt ſein Vermögen an Landeigenthum, Häuſern, Pachtungen, Schiffen, Waaren und andern Gütern auf 25 bis 30 Millionen Franken. Girard iſt in Frankreich geboren, hat aber nun vierzig Jahre in Amerika gelebt. Er hat viele Neider und Feinde; da er aber „der Schmid ſeines Glückes“ iſt, ſo dienen ihm ſein Reichthum und ſein großer Ruf zum beſten Zeugen ſeines beharrlichen Genies und ſeiner Rechtlichkeit in Geſchäften.

Vor einigen Jahren ward Herrn Girard ein junger Menſch aus ſeiner Provinz zugeſchickt und empfohlen, um ihn der Conſcription zu entziehen. Der Bankier empfing ihn gütig und fragte ihn, was er gelernt habe? worauf der Jüngling antwortete: daß er nichts gelernt habe, daß er die glänzende Erziehung junger reicher Leute erhalten habe. Alſo, ſagte Girard, haben Sie Geld, das müſſen Sie wuchern laſſen. — Ich glaubte, erwiederte Jener, daß Sie den Auftrag hätten für mich zu ſorgen. — Gar nicht! Sie wiſſen kein Geſchäft zu treiben, hier arbeitet alle Welt; wollen Sie in meinen Magazinen arbeiten, oder bei der Ausladung meiner Schiffe helfen, ſo können Sie, wie die Leute, die Sie dort ſehen, den Tag anderthalb Dollar verdienen. — Der junge Menſch verließ ihn höchlich erzürnt.

Herr R. iſt ſeit wenigſtens zwanzig Jahren Hrn. Girards erſter Buchhalter. Einer Arbeit müde, bei der er nie dazu kommen konnte, etwas für ſeine alten Tage bei Seite zu legen, nahm er den Entſchluß, ſeinen Prinzipal zu verlaſſen und ein Magazin auf eigne Rechnung anzulegen. Herr Girard, den einige Leute einen ſehr harten Mann nennen, ſagte zu ihm: R., mein Freund, Sie wollen von mir gehn, nachdem Sie zwanzig Jahre lang mit mir lebten; Sie wollen Kaufmann werden. Wie viel brauchen Sie dazu? Sogleich gab er ihm auf ſeine eigne Bank einen Wechſel auf 18,000 Dollar (94,000 Fr.), und befahl ihm, bey ihm zu bleiben. Seine Nichte, die vor Kurzem Gen. L'Allemand geheirathet hat, der er immer geſagt, daß ſie nichts von ihm zu erwarten habe, empfing bey ihrer Hochzeit einen edeln Beweis von Girards Großmuth und Güte.

Wenn ein Reiſender rechtlich ausſieht, offen und beſonders ruhig, ſo durchſuchen die Mauthbeamten der amerikaniſchen Häfen kaum ſein Gepäck. Vor wenigen Jahren brachte ein Franzoſe koſtbare Waaren in das Mauthhaus von Philadelphia, und gab ihren Werth nur zum Drittheil des Preiſes an, den ſie in Europa gekoſtet hatten. Dieſe Erklärungen werden auf dem Evangelium beſchworen. Wie er in ſeinen Gaſthof zurückkam, lachte er über ſeinen geglückten Betrug, dem er eine Erſparniß von 26,000 Fr. verdankte. Die Mauth erfuhr dieſes unvorſichtige Geſtändniß, die Waaren wurden mit Beſchlag belegt, und der Schuldige, als eines falſchen Eides überwieſen, mehrere Jahre zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt. Noch bis dieſe Stunde muß er Marmor ſägen.

In Amerika, Holland, England findet man in Aſſe-

Digitized by Google

kuranz-Bureaus die Liſten der Fahrzeuge aller Nationen; ſie bezeichnen das Alter, die Beſchaffenheit, die Stärke, die Fehler und Eigenſchaften jedes Fahrzeugs und den Namen ſeines Capitains. Auf dieſe geſchichtliche Thatſachen gründet ſich die Aſſekuranz der Waaren. Ein Schiff iſt mit A bezeichnet; das beweiſt, daß es den beſten Ruf hat, daß es erprobt worden iſt. Ein zweites mit B, beweiſt ein höheres Alter, geringere Eigenſchaften, einige Fehler. Das Zeichen C verſpricht nichts Gutes. Wenn man auf A drey Procent aſſekurirt, koſtet C zehn und noch mehr. Dieſe Regiſter ſind eine koſtbare Nachweiſung für Kaufleute, und auch für Reiſende. — Die Reiſenden ſollen ſich nie in die Angelegenheiten des Fahrzeugs miſchen; die Seeleute haben uns ganz unbekannte Handgriffe. Da ſie oft in Lebensgefahr gerathen würden, wenn man ſie nicht in ſtrenger Zucht hielt, und ſie, maßte ſich ein Fremder irgend eine Einmiſchung an, bald die Stimme des Chefs verkennen würden, iſt dieſe Ordnung nothwendig. Das Seeweſen hat auch einen den Geſetzen des feſten Landes ganz entgegen geſetzten Codex. In See kann der Capitain ſeinen Untergebenen ſchlagen, zerſetzen, feſſeln; auf dem feſten Lande wird einer, der den Andern ſchlägt oder nur beleidigt, ſtrenge geſtraft. Ich kehrte auf dem Fahrzeuge Rubicon, Capitain Nikolas Holdridge, aus Neuyork, nach Amerika zurück. Eines Morgens, nach einer fürchterlichen Nacht, befand ich mich auf dem Verdeck in dem Augenblick, wo der zweite Hauptmann, der tückiſch und ſchadenfroh ausſah, einen Matroſen, der nicht gehorcht hatte, mit der Fauſt ein paar Zähne einſchlug. Von Mitleid hingeriſſen, machte ich dieſem Offizier ſtrenge Vorwürfe; ich nannte ihn einen rohen Menſchen und ſchlechten Chriſten. Er antwortete mir nichts, allein der Capitain, mit welchem ich in ſehr freundſchaftlicher Verbindung war, ſtand auf, und half dem Matroſen, der ſich auf das Vordertheil geflüchtet hatte, noch mehr Schläge ertheilen. Der Capitain ſchien, indem er den Unglücklichen ſchlug, ſeinem Zorn gegen mich Luft machen zu wollen. Beym Frühſtück vergaß er mich aber nicht; er ſagte vor ſechs Damen und den gegenwärtigen Herren, daß er, ſollte es je einem Reiſenden einfallen, ſich ins Schiffs-Regiment zu miſchen, ihn ſogleich in Feſſeln legen würde. Der arme Matroſe hatte dieſes Schickſal, er ward geſchloſſen den ganzen Tag neben den Maſtkorb geſtellt. Wie wir ans Land kamen, klagte er vor Gericht, der Capitain ward vorgeladen, die Sache ward unterſucht, aber der Matroſe bekam Unrecht, weil er ſeinen Vorgeſetzten nicht gehorcht hatte. Auf den amerikaniſchen Schiffen iſt es des Sonntags verboten zu arbeiten. Gewöhnlich ſpricht der Capitain das Gebet; auch mit dem Namen Gottes zu fluchen iſt verboten.

Die Menſchen, welche Amerika mit lauter Stimme herbeyruft, ſollen kräftig ſeyn, anſtellig, arbeitſam und ſittlich; wenn ſie auch keine mechaniſche Kunſt, kein Handwerk können — das gilt gleich! — Arme und guter Wille wägen vieles Geld auf. Zehn Millionen Menſchen ſind auf dem Boden der vereinigten Staaten eine ſo ärmliche Bevölkerung, wie zwey Millionen es in Frankreich ſeyn würden. Folgendes beweiſe, wie ſehr es Amerika an Menſchen fehlt. Wie es im Jahr 1811 England den Krieg erklärte, befahl die Regierung 20,000 Mann auszuheben. Man verſprach ihnen die Vorausbezahlung von einem Jahr Arbeitslohn, zwanzig Sous täglichen Sold, und für ſie, oder, wenn ſie ſtürben, für ihre Familien, zwanzig Jauchert Land. — Dennoch fanden ſich nur 14,000 Mann in achtzehn Monaten. Im zweyten Kriegsjahr dekretirte der Kongreß eine Aushebung von 60,000 Mann; man verſprach ihnen durch eben das Geſetz 120 Dollars und drey Jauchert Land. Dennoch konnte das Heer nicht vollzählig gemacht werden. Bey genauerer Anſicht nahm man wahr, daß der größte Theil dieſer Menſchen Fremde waren, beſonders Irländer, und einige zu Grund gerichtete Leute. Alſo kann Amerika nicht hoffen, ein gutes, ſtehendes Heer zu haben, allein ein ſolches würde auch vielleicht der Verfaſſung und der Freyheit gefährlich werden, wie ſich das jeder Amerikaner ſehr lebhaft bewußt iſt.

Außerdem findet man in dieſem kleinen Buche eine Menge Notizen über die Sitten und Beredſamkeit der Amerikaner, über den Handel und die Statiſtik des Landes, ganz neue Nachrichten über die Staaten Luiſiana und Miſſiſippi, das Land Alabama, Geneſſée, Indiana, Miſſuri und Texas, die zum Theil aus dem Werk des Herrn Darby, Mitglied der hiſtoriſchen Geſellſchaft von Neuyork, genommen ſind, der ſechszehn Jahre lang in dem Südoſten der vereinigten Staaten umher gereiſt iſt. Sein Werk ward 1817 bekannt gemacht.

Ueberſicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Maimonat 1819.

(3. Mai.) Hr. von Lacépède erſtattet einen Commiſſionsbericht über eine Arbeit des Hrn. Doctor Fauenier, welche die Aufſchrift führet: Verſuch über die Tonkunſt, hinſichtlich ihres Einfluſſes auf die Menſchen und ihrer Anwendung als Heilmittel.

Hr. Girard lieſt einen umſtändlichen Bericht über die Abhandlung des Oberinſpektors der Brücken und Straßen, Hrn. Cachin, die eine vergleichende Würdigung des Hafendamms von Cherbourg und des Breakwater von Plymouth enthält.

Eine bei der Akademie eingelaufene Preisſchrift über die Mondtafeln wird vorgelegt.

Hr. Moreau de Jonnès lieſt Bemerkungen über die begleitenden Umſtände einer Erſcheinung, die als Beweis für die Theorie der Paſſatwinde gebraucht worden iſt. Seinen Angaben nach erfolgte der erſte Ausbruch des Vulcans der Inſel Saint-Vincent am 27. April 1812 gegen Mittag, und die Erſcheinung wiederholte ſich viele Tage nacheinander. In der Nacht vom 30. April auf den 1. May wurden die Explosionen auf Martinique und ſelbſt auch auf Guadeloupe gehört. Der vulkaniſche Staubregen begann am 1. May gegen ſieben Uhr Morgens auf der Inſel Barbados zu fallen; das Königliche Fort auf Martinique erreichte er um ein Uhr Nachmittags, Guadeloupe aber erſt gegen Abend. Die vulkaniſche Aſche, bemerkt Hr. Moreau, war demnach von St. Vincent nicht nur in öſtlicher Richtung nach Barbados, ſondern auch nach Martinique und bis nach Guadeloupe übergetragen worden, welche bey ſechs und dreyßig und bis auf fünf und ſiebenzig Stunden vom Mittelpunkt des Ausbruchs in der nördlichen Ausdehnung ſeiner Mittagslinie liegen; und die Zeitpunkte des Niederſchlags der Aſche auf dieſen drey entfernten Punkten zeigt keinen andern Unterſchied, außer dem, welcher von den verſchiedenen Entfernungen herrührt. Er ſucht hieraus zu erklären, wie dieſer Aſchenregen nach ſo ungleich gelegenen Gegenden hingebracht werden konnte, und ſchließt mit folgender Bemerkung: Aus dieſen Thatſachen geht hervor, daß es keineswegs mit den Paſſatwinden ſich kreuzende höhere Luftſtröme geweſen ſind, durch welche die vulkaniſche Aſche von Saint Vincent nach der Inſel Barbados geführt ward, ſondern daß vielmehr dieſe Ueber-

tragung durch die veränderliche Wirkung der Auſtral-Seewinde (brises australes) ſtatt fand, welche jene Sandauswürfe faſt gleichzeitig in weſtlicher und nördlicher Richtung an entfernte Orte übertrugen, von denen das am weiteſten gelegene fünfundſiebenzig Lieuen entfernt liegt.

(10. Mai.) Der geweſene Oberſt Leveier ſendet eine Abhandlung über neue Infanterie-Manövers, welche durch eine Commiſſion geprüft werden ſoll.

Die Akademie hört die mündlichen Berichterſtattungen über verſchiedene ihr eingeſandte Werke an, unter denen ſich die zweyte Ausgabe des vortrefflichen Essai sur les machines der Herren Lanz und Betbancourt befindet.

Hr. Berzelius legt die chymiſche Analyſe verſchiedener neuer oder minder bekannter Mineralkörper vor.

Hr. von Ferussac lieſt einzelne Bemerkungen über verſchiedene Arten der Weichthiere.

Durch geheime Stimmenmehrheit wird eine Commiſſion ernannt, welche die eingegangnen Preisſchriften über die Mondtafeln prüfen ſoll.

(17. Mai.) Hr. Joſeph Maria de Bunamante aus Mexico ſendet eine Abhandlung über die Cryſtallographie ein, welche dem Hrn Hauy zur Prüfung übergeben wird.

Hr. Percy lieſt eine Abhandlung über die Naſe, ihren Verluſt und Erſatz.

Hr. von Prony erſtattet einen Commiſſionalbericht über die Handſchrift einer neuen Ausgabe von Belidor's hydraulischer Architectur, durch Hrn. Navier berichtigt und vermehrt. Der Schluß dieſes Berichtes über ein Werk, welches ungeſäumt bei Firmin Didot erſcheinen wird, lautet alſo: „Die Akademie konnte aus der vorangehenden Darſtellung erſehen, wie ſehr Hr. Navier durch den erſten Band ſeiner Ausgabe von Belidor's Waſſerbaukunſt über dem gewöhnlichen Herausgeber und auch über faſt allen Commentatoren emporſteht. Der Gehalt ſeiner beygefügten Anmerkungen wiegt ein anſehnliches eigenes Werk auf, und ihr Verdienſt ſichert ihm Anſprüche auf den öffentlichen Dank, zumal von Seite der Ingenieurs, welche der Erſcheinung der übrigen Bände mit Verlangen entgegen ſehen müſſen. Wir halten dafür, es verdiene die Arbeit den Beyfall und die Belobung der Akademie.

Hr. Desprez lieſt eine Abhandlung über den erforderlichen Wärmegrad, bey dem die verſchiedenen Flüſſigkeiten Dampfgeſtalt annehmen. Eine Commiſſion ſoll dieſe Arbeit prüfen.

(24. May.) Hr. Moreau de Jonnés legt einige Notizen über die auf den Antillen herrſchenden Krankheiten vor. Vaccinirte Perſonen blieben unangeſteckt, wenn ſie mit Pockenkranken zur Zeit der Eiterung der Blattern im gleichen Bette lagen; wenn einige Kinder, welche vaccinirt geweſen ſeyn ſollten, von den Pocken befallen wurden, ſo ergab es ſich bey genauerer Prüfung, daß dieß nur ſolche waren, die durch Nichtärzte entweder mit unächtem Impfſtoff oder auf eine mangelhafte Weiſe waren geimpft worden.

Hr. Dupuytren lieſt Bemerkungen über die mit Erfolg beym Menſchen angeſtellte Unterbindung verſchiedener größerer Schlagadern (der artère sous-clavière, iliaque externe, carotide primitive etc.); eine Commiſſion ſoll darüber Bericht erſtatten.

Hr. Fourier erſtattet Bericht über die des Beyfalls der Akademie werth erfundene Aufzählung der wichtigſten Gegenſtände des Verbrauches ſowohl als des Kunſtfleißes der Hauptſtadt.

Hr. Monſigni lieſt eine Abhandlung übrr die Theorie des Geſangs.

Von Hrn. Deville wird eine Abhandlung über den im Jahr 1818 in Bengalen geherrſchten Cholera Morbus vorgeleſen.

(31. Mai.) Der Capitain vom Genieweſen, Hr. A. Bene, ſendet einen handſchriftlichen Aufſatz ein, über einen Irrthum, der, ſeiner Meinung nach, ſich in allen Werken über die Statik vorfindet.

Im Namen ihres Verfaſſers, des Hrn Pertuiſier, überreicht der Marſchall Herzog von Raguſa ein Werk mit der Aufſchrift, la Fortification ordonnée d'après les principes de la stratégie et de la balistique modernes.

Hr. Dumeril erſtattet Bericht über des Arztes Doctor Caſſin Denkſchrift von den Krankheiten der Pflanzen, die einerſeits von vieler Wiſſenſchaft und großen Kenntniſſen zeugen, anderſeits dann aber in einem unfruchtbaren ſyſtematiſchen Geiſt geſchrieben ſeyn ſoll.

Hr. Percy erſtattet Bericht über ein Inſtitut des Hrn. Valette, wodurch warmes Waſſer, zu augenblicklicher Bereitung von Bädern jeder beliebten Temperatur, in die Häuſer von Paris gebracht werden kann. Hr. Valette hat auf eine ſcharfſinnige Weiſe in ſehr großen Fäſſern metalliſche Cylinder und Röhren angebracht, in denen die Wärme ſich von ihrem Herde aus in der ganzen flüſſigen Maſſe gleichförmig vertheilt. Seine Fuhrwerke können beynebens ohne Jemandes Beſchwerde durch die Straßen geführet werden. Die Führer tragen das Waſſer in jedes beliebige Stockwerk, in einer beſondern Gattung Schlauch und auf einer neuen Art Tragreff. Das Waſſer für ein Bad wird 80 Centimen koſten; wird die Badewanne zugleich verlangt, ſo zahlt man 50 Centimen mehr. Die Badewannen, ſo Hr. Valette gebrauchen will, ſind aus dauerhaft gefirnißtem Leder, welches auch von ſiedendem Waſſer nicht angegriffen wird, verfertigt; ſie laſſen ſich zuſammenlegen, wie die Trinktaſſen der Jäger; ihr Gerüſte (charpente) oder Stütze beſteht aus Eiſen und wird ebenfalls zuſammengelegt; die Zurüſtung für das Bad iſt in wenigen Augenblicken vollendet. Die Commiſſarien fanden, es verdiene die Unternehmung des Hrn. Valette von der Akademie aufgemuntert zu werden.

Hr. Savart lieſt eine Abhandlung über die Verfertigung muſikaliſcher Inſtrumente, welche der Prüfung von Commiſſarien übergeben wird.

In einer zu Arras gedruckten Abhandlung unterſucht Hr. Perinet die verſchiedenen bis dahin vorgeſchlagenen Mittel, um das Waſſer am Bord der Schiffe gegen Verderbniß zu ſchützen; er findet bey jedem derſelben mehr oder minder nachtheilige Verhältniſſe, und giebt, ſeinen wiederholten Verſuchen zufolge, nachſtehendem Verfahren den Vorzug. Er mengt dem Waſſer, welches erhalten werden ſoll, gepulvertes Braunſteinoxid (oxide de manganèse) im dem Verhältniß von 1½ zu 250 bey, und läßt die Miſchung alle vierzehn Tage rütteln. Nach ſieben Jahren fortgeſetztem Verſuch war das Waſſer völlig unverändert geblieben. Das Braunſteinoxid beſitzt in der That nicht nur die Eigenſchaft, die Verderbniß des Waſſers zu hindern, ſondern hinwieder auch diejenige, verdorbenes Waſſer zu verbeſſern. Dagegen führt dieſes Verfahren einen Nachtheil mit ſich, welcher folgereich ſeyn kann, indem einiger Braunſtein im Waſſer aufgelöst bleibt. Es dürfte darum ungleich beſſer gethan ſeyn, das Waſſer in Cubikgefäßen von ſtarkem Eiſenblech aufzubehalten, wie die brittiſche Marine wirklich thut, oder vielleicht auch, wie Freſſynet zu thun verſucht hat, das Meerwaſſer zu deſtilliren.

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1819.

Religionsphiloſophie.

Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſeyn u. ſ. f.; allgemeinfaßlich dargeſtellt von C. A. H. Clodius. Theil 2. Hauptabtheilung 1. Leipzig, bey Göſchen 1819. 260 S. groß 8.

Den erſten Theil dieſer Schrift hat Rec. in dieſem Lit. Bl. ziemlich weitläufrig angezeigt. Das geſchieht gewöhnlich, wenn man nicht recht weiß, wie man mit dem Autor daran iſt. Jetzt weiß Rec. das genau, und wird ſich kürzer faſſen.

Lichtenberg erzählt in ſeiner Satyre: die Bittſchrift der Wahnſinnigen, Bd. I. S. 106 ſeiner vermiſchten Schriften, er ſey einmal auf den Gedanken gekommen, ob nicht der Saturn, welcher mit ſeinem Ringe mehr wie ein zerbrochenes Orrery, als wie ein Planet ausſieht, wohl gar das bey Seite geworfene Model von unſerm Sonnenſyſtem ſeyn könnte. Damit er mit der Bekanntmachung dieſes genialen Gedankenſprunges das gehörige Aufſehen in der Welt machen möchte, ſchlug man ihm vor, denſelben ganz einfach aufzuſchreiben, und dann in einem bekannten Tollhauſe beſtreichen, d. h. in den Erfindungs- und Genie-Styl überſetzen zu laſſen. Er that es und erhielt ihn folgendergeſtalt zurück:

„Dort hängt es, hinausgerückt über die Kernſchußweite des Lichts, wie groß! wie weggeworfen das Model — Rumpelkammer dem Schöpfer, unerſchöpfliches Muſeum für dich, Menſch! das Model einer Welt, ſelbſt Welt! ſelbſt vielleicht als Model bewohnt — nicht Pappdeckel, nicht Meſſing, ſondern Model Gottes! Saturn — welche Hieroglyphe! Coelus, Coelius — den Griechen Uranus, Uranie, Urarie, Orrery — alles klar, nicht Wink, ſondern Fingerzeig, Wortball in die Seele, dem Menſchen Licht vom Schöpfer aufgeſteckt, und vom Menſchen in Catheder nacht eingehüllt! Philoſophiren können ſie alle, ſehen keiner.

Primus ab aethereo venit Saturnus Olympo.

Primus Planeta nicht ultimus, erſtes Model, Probe — zeugt Jupiter und mit wem? vermählt — mit der Logika oder Arithmetika? Nein: mit der Ops, daher Optik, Aſtronomie, Erkenntniß des Allmächtigen. Vermählt Ops mit dem Saturn, und der Himmel ſteht euch offen. An ein Sandkorn Geſchmiedeter, wenn du etwas haſt, ſage, was haſt du? Sieh hin alſo, ſieh, und ſtarre mit entſtaartem Auge. Saturn! unter ihm die goldenen Zeiten — morgenländiſche Philoſophie — Bücher in Einem Wort."

Unſer Herr Clodius wollte den Gedanken ausführen, daß Gott, als er dem Adam einen lebendigen Odem in die Naſe bließ, gleichſam den menſchlichen Geiſt zeugte als Vater, und daß daher auch das erſte Wort, welches Adam ſprach, das Wort Vater war; daß er mit dieſem erſten Worte Gott benannte, von dem er ſich gezeugt fühlte. Dieſen ſchönen, poetiſchen, religiöſen, ſchon auf vielerley Weiſe von Andern ausgeſprochenen Gedanken beſtrich er nun ſelbſt alſo:

„Der erſtgeborne herrliche Sohn der Schöpfung, dem ein reinerer Hauch der Liebe zum Leben vom ſchaffenden Gott in die Bruſt gehaucht war, öffnete bey ſeinem Erwachen den Mund, und hauchte ihn aus, den erſten Ton der Bewunderung und der Sehnſucht, und ſchloß dann wieder ſtumm anbetend ſeine Lippen. So ward der erſte Vokal (A) in Liebe, und der erſte Conſonant (B) im Gebet geboren. So ward aus dem Geſange der Liebe, aus der erſten Poeſie des Gebets, das erſte artikulirte Wort (Aba), mit welchem der aus den Armen der ſichtbaren Mutter Natur ſich loswickelnde Menſch den unſichtbaren Vater grüßte, und laut ausſprechend begeiſtert von der Gottheit, ſich ſelbſt die Gottheit offenbarte. Und die Tradition war fertig. Die Religion, als ein kindliches Urgefühl, die Offenbarung, als eine Mittheilung aus dem Vaterherzen, beyde einfach, wie alles rein Göttliche, waren mit dem erſten Stammeln des erwachenden und anbetenden Menſchen gegeben, und in der That gebet das Wort, das den natürlichſten Vokal und den natürlichſten Conſonanten enthält, Aba, Vater, (Indiſch Dhada, Engliſch Dadda, Griechiſch παππας, πατηρ, Lateiniſch pater), in welchem die ganze Religion liegt, in wiefern ſie den Urſprung des Menſchengeiſtes, als eine Zeugung des Allerhöchſten, des Urgeiſtes darſtellt, von den früheſten Urſprachen des Orients an durch alle Dialekte." (S. 121).

O Lichtenberg! wach' auf, und ſieh hier dein: „Uranus, Uranie, Urarie, Orrery," ſieh dein: „Bücher in Einem Worte" wieder! Lies dieſes Buch, und erkenne darin den einfachen Gedanken, daß der Menſch, welcher Gott in ſeiner Bruſt fühlt, ihn auch überall in der ganzen Natur findet; beſtreichen, in den Erfindungs- und Genie-Styl überſetzt, ja, durch alle ſieben Style, die du (S. 106) nenneſt, von Groß-Shakeſpeariſch-Nonpareille an bis zum geſprengten Prinzenkopf, in ſchöner Abwechſelung durchgeführt! Willſt du wiſſen, verweſter Phyſiker, was das Licht iſt? „Man könnte das Licht die Blüte aller Naturordnung nennen, ſo wie das im Licht ſich und das All fühlende, erkennende Leben von der Naturordnung die Frucht iſt." (S. 154). Willſt du, todter Meßkünſtler, Gott mathematiſch ergründen? „Gott ſelbſt iſt weder klein noch groß, weder ſchwer noch leicht, weder eine Kugel noch eine Pyramide, und verliert nichts an ſeiner unendlichen Würde, wenn ihn der gemeindenkende Verſtand an räumliche und zeitliche Anſchauungen gebunden, einer Null gleichſetzt." (S. 172).

Von Stellen dieſer Art wimmelt die Schrift, welche unſer V. eine allgemeinfaßliche Darſtellung nennt. Rec. glaubt gern, daß Hr. Cl. von Gott und Religion tief im Innerſten durchdrungen iſt, und daß er die redliche Abſicht hat, durch Mittheilung dieſes Gefühls die durch Ver-

Digitized by Google

Landesgrübeley getrennten Ueberzeugungen der Gottbekenner zu vereinigen; aber er iſt überzeugt, daß eine ſolche Mittheilung, wenn der Beyſatz auf dem Titel: „allgemein faßlich dargeſtellt,“ ſie vor die Augen unſelbſtſtändiger Geiſter und Gemüther bringt, unermeßlichen Schaden ſtiften kann. Wer zum Myſticismus inclinirt, kann allenfalls toll darüber werden. Möchte der Verf. doch lieber ſeines Gefühls für die überſinnliche Wahrheit rein poetiſch ſich entladen. Es dünkt Rec., als ob er dazu Anlagen hätte; als ob es gerade das Uebergewicht der Phantaſie und der Empfindung wäre, welches ihn hindert, den Leſer philoſophirend zu befriedigen. Er verwirrt ihn, indem er überall die Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand durch das Aufrühren oberflächlicher oder halbverdauter Kenntniſſe trübt. Jener Rath übrigens, lieber zu dichten, als zu philoſophiren, gilt ziemlich für alle Natur-Philoſophen, unter welche auch unſer Verf. gehört, wie angelegentlich auch ſein Gedanken-Chaos dieſen Urſprung verläugnet. Desgleichen Weltweiſe hält Rec. überhaupt für mehr oder minder irregegangene Dichtertalente, für Reiter, die zu Fuß bergauf klettern, weil ſie den Steigbügel am Sattel des Flügelroſſes nicht finden können, welches ſie mühſam am Zügel nach ſich ziehen.

Schöne Litteratur.

Eugeniens Briefe. Von Heinrich Hirzel. Dritte verbeſſerte Auflage. Zürich 1819.

Neue Auflagen werden gewöhnlich nur mit der Bemerkung des Neuen darin angezeigt. Das können wir nicht einmal, da wir die vorigen nicht in Händen haben; allein da dieſe dritte beweiſt, daß die Leſer von Eugeniens Briefen zunehmen, glauben wir gegen den gewöhnlichen Gebrauch einige Worte hinzufügen zu dürfen.

Es ſcheint uns bey der Anzeige eines Buchs ſehr nothwendig, die Klaſſe von Leſern ins Auge zu faſſen, auf die es zunächſt wirken kann. Rückſichtlich Eugeniens Briefen, ſtoßen wir da auf eine Klaſſe, für die es ſehr verdienſtlich iſt, zu ſchreiben: — die der ſogenannten „guten Geſellſchaft,“ im vornehmen Sinn, beſonders den weiblichen Theil derſelben, Menſchen, die durch Lebensweiſe und tägliches Treiben ſo ſehr vom Nachdenken entfernt werden, daß ſie, die Beſuche der Kirche ausgenommen, ſehr ſelten in ihr eigenes Herz einkehren. Und dieſe Kirche befriedigt oft ihr Bedürfniß nicht. Der Prediger, der zu einer gemiſchten Gemeine ſpricht, muß ſeine Lehre in ein Gewand kleiden, in welchem ſie die armen Weltkinder nicht mehr auf ihre Lage anzupaſſen wiſſen, — unſere gebildete Welt iſt leider vom Evangelium zu weit entfernt. Deshalb ſehen wir weichfühlende, gutmeinende weibliche Geſchöpfe, ſehr zuſpruchsbedürftig ſich mit Eifer nach einem „guten Buche“ umſehen. Dieſe Beſſern ſind am meiſten in Gefahr, der myſtiſchen Schwärmerey Gehör zu geben, weil eine poetiſche Form ſich mehr, wie eine wackre Predigt zu ihren Gewohnheiten paßt. Dank alſo dem würdigen Verfaſſer von Eugeniens Briefen, der in dieſem ihrem Bedürfniſſe begegnet iſt. Dieſe Briefe behandeln manchen Gegenſtand des Nachdenkens mit Ernſt und Innigkeit, und indem ſie den von der Kirche angenommenen Begriffen treu bleiben, bekräftigen ſie den Jugendunterricht, und ordnen die Phantaſie. Die großen Naturſchilderungen führen ungeſucht und erhebend auf ihren großen Werkmeiſter zurück, und die Verwandtſchafts-Verhältniſſe, welche den vielfältigen Gemählden zum Netz dienen, flößen uns, indem ſie zugleich zum erweckenden Beyſpiel gereichen, eine große Theilnahme für die Briefſtellerin ein. — Eine Theilnahme, welche wohl der leeren Neugierde einer Romanenlektüre vorzuziehen iſt. Dieſe reißt uns in den Strudel der Leidenſchaften, von dem uns fernzuhalten, alle zweckmäßige Wirkſamkeit gebietet: die Frucht von Eugeniens Briefen wird ein Aufſchwung aus dieſem Strudel ſeyn, vermöge deſſen wir mit Luſt und Umſicht dieſer Wirkſamkeit nachgehen.

Der Verfaſſer hat, wie er ſich in der Vorrede ſelbſt ausſpricht, ſo gewiſſenhaft gearbeitet, daß er es gern hören wird, wenn wir ihm vorſchlagen, dieſen Briefen bey einer neuen Durchſicht eine, ganz der Zeitfolge gemäße Ordnung zu geben; ſo daß der Tod Athanaſiens wirklich die Briefſammlung beſchlöſſe, und der erſte Theil nicht bey dieſer rührenden Begebenheit aufhörte, da der Leſer erſt im zweyten Theil mit deren nähern Umſtänden bekannt gemacht wird. Die Sprache des Verfaſſers iſt ſehr ſorgfältig ausgearbeitet, vielleicht zu ſehr, ſo daß er den rühmlichen Zweck der Einfachheit, nach welchem er, ſeinem eigenen Geſtändniß nach, ſtrebt, dadurch einigermaßen verfehlt hat. Dieſe Sorgfalt iſt in unſrer Zeit ein ſeltenes, und darum ſo viel lobenswürdigeres Beſtreben. Sollte der würdige Mann unſre Bemerkung begründet finden, ſo würde durch deren Beachtung der Styl und die Sprache der verſchiedenen Perſonen, die er aufführt, auch mehr Individualität erhalten, an denen es ihrem Ausdruck, bey ſehr ſichern Umriſſen ihres Charakters, dennoch fehlt. Auch bemerken wir, daß ſich der Verfaſſer hie und da eines uneigenelichen Gebrauchs von Worten ſchuldig gemacht hat. Wenn er Theil II. Seite 22 ſagt: „Das, in das Thal ſich fällende Gewitter,“ ſo will er, verſtehen wir ihn recht, das ſich ſenkende ſagen. So braucht er mehrmals das Wörtchen „je“ ſtatt: „alle“; z. B. unter den Andeutungen der Schloßbewohner entwickeln ſich je die verborgenſten Reize der Gegend.“ — Das ſind kleine Fehler, welche dem Manne gar nicht zugerechnet werden müſſen, dem es gelingt, eine Sprache mit ſorgfältigem Schmuck zu ſchreiben, die er im gemeinen Leben unaufhörlich im barbariſchen Provinzial-Dialekt hören und ſogar oft mit ſprechen muß.

Wir haben geglaubt durch dieſe Darlegung unſrer Anſicht, dieſem Werke mehr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſeinen Wirkungskreis zu erweitern, als durch die bequeme, aber ſehr trügeriſche Methode des Stellenanführens geſchieht. Auch wäre bei Eugeniens Briefen die Wahl ſchwer, da gleich verbreitete Sorgfalt und dadurch erreichte Harmonie des Ganzen ſie bezeichnet.

Blüthen, dem Blüthenalter gewidmet, von dem Verfaſſer der Oſtereyer. Landshut 1819.

Der Wirkungskreis, den dieſer würdige Mann in dem katholiſchen Deutſchland gefunden, iſt von einem ſolchen Umfang, dabey ſo ſtill und ſo wohlthätig, daß er, ohne poetiſche Floskel, der Wirkungsart der Natur zu vergleichen iſt, die zahlloſe Keime ausſtreuend, nur nach ihrem Gedeihen, nie nach Anerkennung ſtrebt. Seine bibliſchen Geſchichten, ſeine Oſtereyer, ſind in viermal tauſend Händen, und ſind überall, die Stelle von etwas Schlechtem oder Mittelmäßigen erſetzend, zu einer geſündern Herzensbildung dienlich geweſen. Außer der ungeheuern Zahl dieſer Leſebücher, lehrt auch ein großer Theil Bayeriſcher Volks-

Digitized by Google

ſchulen ihren Kindern die erſten Leſeregeln nach einem kleinen Duodezblatt, das „von Gott" betitelt, einige fromme, zum Guten und Gebet ermunternde Worte enthält. Dieſe, abgeſchmackte Fibeln verdrängende, Zellen kommen, für einen Kreuzer das Stück gekauft, in die Hand vieler Tauſend von Volkskindern, und ſchenken ihnen in ihrem erſten Lehrſatz, ein paar fromme, richtige Gedanken. Wahrlich! wir müſſen hoffen dieſen Mann hatte rein frommes Gemüth demüthig bey dem Gedanken, daß er von ſeinem Dorfe aus Geſchlecht auf Geſchlecht zum Himmel weiſt, dann wird er einſt dort unterm Gellert begegnen, dem er einſt gleichen kann an wohlthätigem Einfluß, und ſie reichen ſich mit freudigem Entzücken die Hände. —

Dieſes kleine Buch enthält eine Anzahl Lieder des verſchiedenſten Inhalts, von denen uns einige ſchon aus Kinderbüchern bekannt waren. Wir können keins davon tadeln, und viele, ſehr viele entſprechen dem Zweck des erheiternden Unterrichts vollkommen. Am Reim möchte wohl hie und da auszuſetzen ſeyn, der iſt aber eine große Nebenſache, wenn es darauf ankömmt, einen frommen Gedanken in gefälligen Worten in ein liebes, junges Herz zu prägen. Es ſey uns erlaubt, eines unſerer liebſten Lieder hier mitzutheilen:

Liedchen beym Ausſäen der Blumen.

Sinke, o Körnlein, denn hinab,
Sink in's ſtille, kühle Grab,
In das Bett von Erde!
Erde ſtreu ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich nichts mehr,
Von dir ſehen werde.

Wüßteſt du, was ich da thu,
Hätteſt Sprache du dazu,
Ach du ſprächſt mit Weinen:
Nie ſeh' ich den Himmel mehr,
Nie den Garten um mich her,
Nie die Sonn' mehr ſcheinen.

Aber, Körnlein, habe Muth!
Sieh, du liegſt ja ſanft und gut,
Haſt bald ausgeſchlafen!
Blickſt dann aus der Erd empor,
Blühſt als eine Blum' hervor,
Biſt ganz neu geſchaffen.

Ich auch ſinke einſt hinab,
So wie du, ins kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde,
Aber herrlicher noch ruft,
Aus der ſtillen, düſtern Gruft,
Mich des Schöpfers: „Werde."

Die milde Frömmigkeit dieſes Liedes bezeichnet den Charakter des größten Theils dieſer Sammlung, auch die Fabeln, welche eingemiſcht ſind, vermeiden eben ſowohl das Weichlich ſpielende, als den ans Bonmot grenzenden Witz der dem Kinde ſo leicht die Sucht mittheilt, nach guten Einfällen zu haſchen. Weil dieſe Sammlung alſo nichts weiter will, wie würdige Gegenſtände mit kindlichem Herzen erfaſſen, ſo muß ſie der Kinderwelt wohlthun.

Deutſch-franzöſiſche Schriften.

Wir verſtehen darunter nicht Schriften, die ein Deutſch-Franzos in verhunztem Deutſch geſchrieben hat; ſondern ſolche, die in irgend einer Beziehung beyden Literaturen, der deutſchen und der franzöſiſchen, angehören.

1) Claſſiſches Theater der Franzoſen. I. Zaire, von Voltaire. Ueberſetzt von Peucer. Leipzig, bey Brockhaus 1819.

Wenn dieſe Ueberſetzung kein Meiſterſtück iſt; ſo erſcheint ſie doch als ein gelungenes Kunſtſtück. Herr P. hat in fünffüßigen Jamben, und zwar Vers um Vers übertragen. Das ganze Stück iſt alſo in der Ueberſetzung ungefähr um doppelt ſo viel Sylben kürzer, als das Original Verſe hat, und bey der breiten Zierlichkeit des franzöſiſchen Alexandriners, die es nie an müßigen Beywörtern fehlen läßt, iſt das unfehlbar ein Gewinn. Kritiſiren wir vier Verſe zur Probe.

Moi, jaloux! qu'à ce point ma fierté s'aviliſſe?
Que j'éprouve l'horreur de ce honteux ſupplice!
Moi! que je puiſſe aimer comme l'on ſait haïr!
Quiconque eſt ſoupçonneux invite à le trahir.

Herr P. überſetzt:

Wie? Eiferſucht? Wär' ich ſo tief geſunken?
So niedre Regung kam in meine Bruſt?
Ich ſollte lieben können, wie man haßt?
Nein, denn der Argwohn weckt ſich den Verrath.

Rec. würde geſucht haben, dem erſten Verſe ſeine fierté zu erhalten, und im zweyten den beſtimmten Modus (kam) zu vermeiden, der auf dem vorhergehenden unbeſtimmten (wär) nicht klappt. Etwa ſo:

Wie? Eiferſucht? So beugte ſich mein Stolz?
Schmachvoller Qual erbebte meine Bruſt?

Aber was ließe ſich an den zwey letzten Verſen ausſetzen? es wäre denn etwa das: „Nein, denn." So geht überall bald eine Kleinigkeit verloren, bald wird eine gewonnen, und wenn wir Verluſt und Gewinn gehörig compenſiren, müſſen wir die Arbeit gelungen nennen. In einer etwas lang gerathenen Vorrede ſpricht der Ueberſetzer über mancherley. Unter andern beweiſt er ausführlicher noch, als es von Müllner (Spiele für die Bühne. Bd. 1. S. 284 ff. Ausgabe von 1818 bey Göſchen) geſchehen iſt, daß der Rhythmus des franzöſiſchen Alexandriners ein ganz anderer iſt, als der des deutſchen; und da er jener früheren Entwickelung nicht gedenkt, ſo iſt anzunehmen, daß er ſie nicht gekannt hat, ſo nah' auch die ſeinige damit zuſammentrifft. Das Buch iſt ſchön und correct gedruckt, die Urſchrift en regard. Schon dieſer Umſtand ſichert dem Unternehmen, wenn es fortgeſetzt wird, die Abnehmer. Wer beſäße nicht gern die beſten Tragödien der Franzoſen mit einer guten Ueberſetzung an der Seite?

2) Bagatelles dramatiques par Bonafont. Paris 1816. (Auch bey Griesbammer in Leipzig.)

Der Puls von Babo, der arme Poet von Kotzebue, in gutes, fließendes Franzöſiſch überſetzt; hierzu noch ein kleines Stück, Les épreuves. Wir wollen nicht mit Hrn. B. darum rechten, daß er Babo's Puls unter die Baga-

Digitized by Google

tellen rechnet; ihn auch nicht fragen, ob er es blos wegen der Kürze des Stücks, oder darum thue, weil Babo nicht für gut gefunden hat, aus der Fabel der Stratonice, die ihm zum Grunde liegt, eine Tragödie zu drechſeln, wie der franzöſiſche Meiſter. Wir wollen ihm auch nachſehen, daß er den Anfang vom armen Poeten ganz (oder vielmehr doppelt) unwahr wieder gegeben hat. (Sein Monsieur Laurent beginnt:

> De la création ô chef-d'œuvre sublime,
> Image de Dieu même! oui, l'homme . . .

Non, cela n'ira pas; je ne trouverai point de rime sur l'homme: c'est un être sans rime et souvent sans raison! Im Franzöſiſchen iſt der Reim auf den Menſchen leicht zu finden, und überdieß braucht M. Laurent keinen, da er das Wort homme nicht an das Ende des Alexandrines ſtellt.) Genug, das Büchlein kann einen doppelten Nutzen gewähren. Einmal den Privatbühnen, welche gern in franzöſiſcher Sprache ſpielen; ſodann den Anfängern in dieſer Sprache, welche gern etwas leſen wollen, was ſie ſchon deutſch kennen, und daher bey mäßiger Kenntniß des Franzöſiſchen leicht weg zu leſen vermögen. Wie viel man dabey lernt, iſt bekannt. Nicht ohne Urſach geben die Lehrer den Anfängern im Franzöſiſchen den Robinſon in die Hand, welchen ſie als Kinder deutſch geleſen haben.

3) Quelques poésies françaises et allemandes par C. Ph. de Bonafont. Dresde, 1819.

Vermuthlich der nämliche Verfaſſer, ungeachtet des Adelswörtleins de, welches bey Nro. 2. mangelt. S. 25. ſagt er zur Freundſchaft: Toi, tu nous charme en tous les temps, und bemerkt in einer Note: Charme au lieu de charmes, est une licence permise en poésie. Auch die Kritik hat ähnliche licenses, ſie erlaubt ſich bisweilen, am Schluſſe der Wörter das s wegzuſtreichen, und für Quelques poésies zu ſchreiben: Quelque poésie, mais pas assez! Inzwiſchen zeigt doch Herr B. in den poésies allemandes, daß er unſerer Sprache mächtiger iſt, als die Franzoſen es zu ſeyn pflegen.

4) Le Narrateur ou Journal du Boudoir des Dames. Cah. I. II. Roudolstadt, 1819.

Sehr gut geſchrieben, und für deutſche Frauen, die gern franzöſiſch leſen, darum anziehend, weil nicht ſowohl von franzöſiſchen, als von deutſchen Angelegenheiten darin die Rede iſt, z. B. von dem lächerlichen Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, von Krug's ſpottender Gegenſchrift, vom Theater zu Weimar u. dgl. m. Von letztgenanntem heißt es Cah. II. p. 35: Gœthe, entravé de toute part par un génie malfaisant, (er kam aus Frankreich, der böſe Genius, in Geſtalt eines Pudels) en a abandonné les rênes, et depuis ce théatre dégénère sous la férule d'une comédienne qui, douée d'une impudence rare, se permet tout, parcequ'elle ose tout. Mais brisons là.

Eh bien, brisons!

Ueberſicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Brachmonat 1819.

(7. Jun.) Die Herren Sedillot und Salomon Mangé, in der Ueberzeugung, daß ſie nächſtens im Stande ſeyn werden, der Akademie ihr neuentdecktes Verfahren, um thieriſche Subſtanzen gegen Verweſung zu ſchützen, in ſeinem ganzen Zuſammenhange vorzutragen, bitten um die Erlaubniß, ihre früher darüber eingereichte Denkſchrift zurückzuziehen.

Herr Jeſuſtedt erbittet ſich Commiſſarien für die Prüfung einer ſeiner Meinung nach der Schiffahrtkunde wichtigen Entdeckung.

Herr Dr. Hombres-Firmas überſendet eine die Geſchichte der Cevennen betreffende Abhandlung.

Hr. Jomard überreicht Proben von Getreide, das in den Katacomben von Theben vorgefunden worden iſt. Commiſſarien, die aus den Sektionen der Botanik und Chemie gewählt wurden, ſollen daſſelbe prüfen.

Hr. Dupuytren lieſt eine Abhandlung über die Unterbindung der arteria iliaca externa, welche durch Commiſſarien geprüft werden ſoll.

Hr. Laurens überreicht eine von ihm neu erfundene Kaffeemaſchine.

(14. Jun.) Hr. Veillon erbittet ſich Commiſſarien, zur Prüfung des neuen Syſtems einer geheimen telegraphiſchen Correſpondenz.

Hr. Thenard lieſt eine Beobachtung über das oxygenirte Waſſer.

Hr. Deschamps erſtattet Bericht über den Entwurf eines das Säugen der Kinder betreffenden Werkes.

Hr. Chevreul lieſt eine Abhandlung über die Kuhbutter.

Hr. Dupin überreicht und lieſt eine Denkſchrift über die Bevölkerung von England.

(21. Jun.) Hr. Frey übermacht der Akademie Mineralſubſtanzen, von denen er glaubt, ſie ſeyen in verſchloſſenen Gefäßen durch die Vereinbarung gewiſſer Gasarten erzeugt worden. Dieſe, ſo wie ein Schreiben des nämlichen Beobachters über Thiere, die er auf ähnliche Weiſe in verſchloſſenen Gefäßen erzeugt glaubt, werden an Commiſſarien zur Prüfung überwieſen.

Hr. Dutrochet überſendet die durch einen Notar ausgefertigte Urkunde, über Verſuche, welche den Einfluß lebendiger Thiere auf die Magnetnadel betreffen.

Hr. de Bardançols überreicht eine von den Urſachen der electriſchen Erſcheinungen handelnde Denkſchrift.

Die nochmaligen vervollſtändigenden Angaben des Hrn. Cachin über den Waſſerdamm von Cherbourg werden an die Prüfung früher ernannter Commiſſarien gewieſen.

Die Akademie empfängt eine Denkſchrift über die Urſachen der bey Dampfmaſchinen ſich ereigneten Unglücksfälle.

Hr. de Laplace macht den Antrag, der Miniſter des Innern ſolle um die nöthigen Fonds erſucht werden, damit die vormals durch die Akademie veranſtalteten Arbeiten über die Bevölkerung Frankreichs neu fortgeſetzt werden könne. Die Akademie genehmigt den Vorſchlag.

Es wird beſchloſſen, die von der Akademie gekrönten Preisſchriften ſollen künftig der Sammlung ihrer Denkſchriften einverleibt werden können.

Hr. Dupin lieſt eine Note, worin die ihm über ſeine Vorleſung der letzten Sitzung gemachten Einwürfe beantwortet werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Theater.

Schauſpiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Ueberſetzt von Ernſt Friedrich Otto von der Malsburg. Zweyter Band. Leipzig, bey Brockhaus 1819.

I. Fürſt, Freund, Frau. Im Spaniſchen heißt das Stück: Amigo, Amante y Leal, aber Hr. v. M. hat nach S. XI. in der Abſicht, einen friſch einklingenden deutſchen Titel zu erhalten, die active Bedeutung des Spaniſchen in die leidende überſetzt. Was er mit dieſem grammatikaliſchen Unterſchiede ſagen will, iſt nicht klar; auf jeden Fall aber will es einem Ueberſetzer, der auf Treue Anſpruch macht, nicht ziemen, den Titel der Urſchrift zu verändern, wenn derſelbe überſetzbar iſt. Der Held dieſes Intriguenſtücks, D. Felix, iſt ein Edelmann, welcher ſeine Ehre darein ſetzt, ein treuer Diener ſeines Fürſten, ein treuer Freund und ein treuer Geliebter zu ſeyn. Der Fürſt und der Freund aber ſind für ſeine Geliebte (ſie heißt um der bekannten Calderon'ſchen Namenſpiele willen Aurora) entbrannt, ohne daß ſie ſein geheimgehaltenes Verhältniß mit ihr kennen. Der Fürſt, von der treu an D. Felix hangenden Aurora abweiſend behandelt, hat bey einem Beſuch eine unerkannte Mannsperſon (es war D. Felix ſelbſt) durch das Zimmer ſtreichen ſehen. Er trägt dem D. Felix auf, das Haus zu bewachen, um den Nebenbuhler zu erforſchen. Der treue Fürſtendiener thut es, und thut damit eben nichts Beſonderes, da er ſelbſt Auroren nicht ganz traut. Der Fürſt gebietet ihm, Auroren geſchickt zu entführen, und in ſein eignes, des D. Felix, Haus zu bringen; Lakaien ſollen mit Aurora's Kutſcher auf ihrer gewöhnlichen Spazierfarth Händel anfangen, und der verkleidete D. Felix ſich indeſſen des Sitzes bemeiſtern, und, als ob die Pferde durchgingen, davon fahren. Auch das übernimmt der treue Diener. Aber Aurora, unruhig über den Wegfall der Beſuche des Geliebten, hat ſich ſelbſt heimlich in ſeine Wohnung begeben, und er entführt ſtatt ihrer die Favoritin des Fürſten, Stella, welche in Aurora's Wagen ausgefahren iſt, um ihren abgefallenen Liebhaber zu täuſchen. Calderon benutzt dieſes Qui pro quo zu keinerley komiſchem Effekt. Aurora leidet ein wenig Eiferſucht, als ſie D. Felix mit einer Andern ankommen ſieht; aber bald enträthſelt ſich die Sache. Der Freund (D. Arias), der von Aurora's Unfall gehört hat, kommt an, bald darauf der Fürſt mit dem Vorwand der nämlichen Urſache ſeines Kommens. Er iſt beſtürzt, Stella hier zu finden. Sie ſagt ihm, daß ſie ebenfalls auf die Nachricht dieſes Unfalls herbey geeilt ſey, um ihre Freundin Aurora zu ſehen, und nimmt ſie mit ſich fort, ohne daß er es ſchicklicher Weiſe hindern kann. So ſcheitert das erſte Unternehmen der wunderlichen Fürſtendienertreue. Nun wird D. Felix zum Rendezvous mit einer Ungenannten beſchieden. Er kommt. Es iſt Aurora, die über ſeine Enthaltung von dem Umgange mit ihr ihn zur Rede ſtellt, und — ſehr richtig — ihm zu Gemüthe führt, daß er eigentlich ſchuldig wäre, ſie gegen den Fürſten zu ſchützen, nicht deſſen Unternehmungen gegen ſie zu befördern. Sie verlangt von ihm, er ſoll ſie als eine Fremde betrachten, und ihr in der Noth den Ritterdienſt leiſten, ſie auf ihr Landgut zu geleiten, wohin er ihr zu entfliehen gerathen hat, damit ſie des Fürſten und des D. Arias Bewerbungen entgehe. Das verſpricht er:

> Denn ſeh' ich in dieſer Pein
> Mich als einen Fremden an,
> Bleib ich treu als Unterthan,
> Hör nicht auf ein Freund zu ſeyn.

Eine Treue dieſer Art mag ſehr chevaleresk ſeyn; aber darauf bauen können weder die Fürſten noch die Freunde. Als D. Felix nun vor Aurora's Hauſe erſcheint, ſein Verſprechen zu erfüllen, findet er dort den Fürſten auf der Lauer, der bereits den (mit ihm aufgetretenen) Arias entfernt hat. Der treue Fürſtendiener macht ihn glauben, daß er gekommen ſey, Auroren für ihn in ſeine Villa zu entführen, und der Fürſt geht, um Stella zu bewachen, damit dieſe nicht wiederum dazwiſchen komme. So kommen Felix und Aurora aus der Stadt. Aber Arias wähnt ſie von einem Fremden entführt, eilt nach mit ſeinen Leuten und entreißt ſie dem unerkannten Felix im Gefechte. Dieſen finden wir voller Verzweiflung über den Verluſt in ſeiner Wohnung; aber ſiehe, D. Arias bringt Auroren ſelbſt zu D. Felix in Sicherheit, heiſcht von ihm das, was er für ſie gethan, bey ihr zum Vortheil ſeiner Liebe geltend zu machen, und will ſich entfernen. Jetzt entdeckt Felix ihm die Wahrheit, und ſagt ihm, daß er ſie dem Fürſten ſchuldig ſey, den er hier erwarte. Arias will ſie nun nicht hier laſſen, und es entſteht ein dialectiſcher Dreykampf, bey welchem die beyden Ritter endlich die Degen ziehen. Der Fürſt naht. D. Arias und Aurora verbergen ſich. Der Fürſt iſt durch Stella, der Aurora ſich vertraut hatte, aufgeklärt. Er kommt mit Eiferſucht; aber D. Felix, indem er ihm verblümt und zweydeutig ſeine Liebe bekennt, als ob ſie einer Geliebten in der Ferne gälte, übergibt ihm den Schlüſſel zu Aurorens Zimmer und bittet um die Erlaubniß, ſich für immer aus dem Reiche (Parma) zu entfernen. Dieſe Aufopferung rührt den Fürſten; er überläßt ihm die Geliebte. Aber nun iſt der treue Freund ſie dem Arias ſchuldig, und will ſie dieſem überlaſſen. Doch auch der iſt großmüthig, und ſo kommen denn die Liebenden endlich zuſammen unbeſchadet der Fürſtendiener- und Freundespflicht. Das hätte, wenn D. Felix gleich Anfangs ehrlich dem Fürſten und dem Freunde ſeine Liebe geſtanden hätte, ohne Drama geſchehen können; und wir ſehen, daß in dem Drama nichts ſo übel wegkommt, als die Würde der Frauen, und die Liebe, für deren Stärke

Digitized by Google

ein ſolches edelmüthiges Abtretenwollen immer ein ſchlechter Bürge iſt.

In einer langen, mit Blumen- und Demant-Bildern überladenen, brieflichen Vorrede ſpendet Hr. v. M. dieſem, troß der vielen Handlung für das Gemüth ſehr trockenen, den Geiſt nur mit Spitzfindigkeiten beſchäftigenden, und die wahren moraliſchen Pflichten der Offenheit und Liebestreue den eingebildeten der Chevalerie unterordnenden Stücke, unüberſchwengliche Lobſprüche. Wenn Calderon als Deutſcher wiedergeboren würde, er würde ſie dem Hrn. v. M. an der Ueberſetzung nicht vergelten können. Sie iſt häufig bis zur Unverſtändlichkeit gezwungen, und das Reim- und Aſſonanzſchmieden iſt bis zu Sünden gegen die Sprachlehre getrieben.

S. 21. Felix. Nimm die Reiſekleidung hin,
Die am Hof ich machen ließ.

Maco. Schau doch, Schnüre hatte dieſ' (dieſe.)

S. 34. Neue Martern mich bedrängen,
Neue Eiferſuchten quälen.

S. 48. Der Tod, der mich ermeuchelt,
Iſt ein Verräther, welcher Freundſchaft heuchelt.

S. 72. End' und Anfang meiner Mähr.

S. 77. — — Sagt ein Dichter
Von der Liebe doch ſo köſtlich:
„Die Tyrannin, Lieb', iſt höchſtens
Thorheit aber geiſtvoll,
Oder Geiſt, doch thöricht.“

(Was iſt Köſtliches an dieſer Verdeutſchung?)

S. 116. — Und ſo flog ich voran,
Um dich zu erinnern: Frauen
Rette Adel, Ruhm und Ehre,
Deſſen, dem ſie ſich vertrauen.

(Wie ſchwerfällig!)

S. 167. Nun ſo höre aus meinem Munde
Worte, Sonnenflammenbunte
Funken, wie ſie Amor ſtreute,
Thränen dir daraus zu ſchmieden.

S. 177. Laß dich warnen, mein Unglücke.

Daß Hr. v. M. auch da, wo er nicht überſetzt, die Sprache nicht recht in ſeiner Gewalt habe, lehrt die gedachte Vorrede. Z. B.: „Die Religion mag wohl eine vernichtende Kluft zwiſchen dieſe hohen Geiſter (Shakſpeare und Calderon) gelenkt haben.“ Vernichtet hat dieſe Kluft jene hohen Geiſter nicht. Nur geht unſer V. im Lobe des Spaniers faſt überall zu weit, weiter ſogar, als die Disseriatio de Poëseos dramaticae genere Hispanico des Herrn Heiberg, (Hafniae 1817.) die er jedoch nicht zu kennen ſcheint.

II. Wohl und Weh. Saber del mal y del bien. Der Graf Don Pedro de Lara, mit Recht von dem König Alphons von Caſtilien hochbegünſtigt, nimmt ſich eines im tiefſten Elend umherirrenden portugieſiſchen Ritters Don Alvaro an, verſchafft ihm die Gunſt des Königs, und ſchließt mit ihm die innigſte Freundſchaft. Zwey Höflinge bringen den Grafen bey dem König in den Verdacht eines verrätheriſchen Briefwechſels, er wird verbannt, und in das nämliche Elend verſtoßen, aus welchem er D. Alvaro erhob. Jetzt ſpricht er den beglückten Freund um Beyſtand an; aber in einem ungünſtigen Augenblicke. D. Alvaro hat eben vom König den Auftrag erhalten, die Schweſter des verſtoßenen Grafen, Hypolita, die er, D. Alvaro, ſelbſt mit Hoffnung liebt, und die bisher gegen die Liebe des Königs ſtreng ſich gezeigt hat, mit der Drohung zu beſtürmen, daß ihre Strenge die des Königs wecken, und ihrem Bruder den Tod bringen werde. Der König iſt (wie in Calderons Intriguen-Stücken faſt immer jemand) aux écoutes und D. Alvaro darf alſo ſeine fortdauernde Anhänglichkeit an den Grafen nicht kund geben; er muß undankbar ſcheinen, und ſich ohne Troſt für den Freund entfernen. Aus einem Selbſtgeſpräch des Grafen ſchließt der König auf deſſen Unſchuld, und verläßt unbemerkt ſeinen Hinterhalt. D. Alvaro und Hypolita nahen, und nun verbirgt ſich der Graf. Was Alvaro der Schweſter ſeines Freundes in der Vorausſetzung ſagt, daß es der König höre, beſtärkt den Grafen in ſeinem Irrthum über die Geſinnungen des erſtgenannten, und mitten in der Freude über die würdige Antwort ſeiner Schweſter auf die unwürdige Königsdrohung ergreift ihn der Zorn; er tritt hervor, bricht los, und zieht das Schwert. D. Alvaro entdeckt ihm das wahre Verhältniß. Er glaubt ihm nicht, und eilt fort mit dem Entſchluſſe: vor dem König den König ſelbſt zu verklagen, und ſich gegen Alvaro Recht zu verſchaffen. Die Sache endet damit, daß der König durch die Tugend der Hypolita beſtimmt wird, ſeine unziemliche Flamme zu unterdrücken. Er ſtraft die beyden Intriguants, reſtituirt den Grafen in integrum, und verlobt D. Alvaro mit Hypolita, eine Donna Laura aber, die geheim für D. Alvaro fühlt, mit dem Grafen, damit am Schluſſe des Stücks die Doppelheirath nicht fehle. Den Grazioſo macht Alvaro's Diener, der, das Weh r bey ſeinem Herrn müde, das Wohl bey dem Grafen ſucht; indem er mit deſſen Diener den Platz wechſelt; wodurch er denn, da der Graf verſtoßen wird, wiederum Wehe ſtatt Wohl empfängt.

Auch hier iſt wieder eine ſehr matte Fabel, und eine abgetragene Moral, welche Calderon nach ſeiner Weiſe glänzend aufgeputzt und ihre Blöße mit blendender Poeſie gedeckt hat. H. v. M. findet darinne eine Feyer des Sieges der unwandelbaren Tugend edler Freundſchaft über den Wechſel irdiſcher Zufälligkeit. Hätte Calderon dieſen Sieg feyern wollen; welch' ein armer Sünder von Poeten hätte er ſeyn müſſen, um den Alvaro im Kampfe der edlen Freundſchaft gegen den Glückswechſel ſo leicht durchzulaſſen? Wer ſein Original auf ſolche Weiſe überſetzt, der wird es ſchwerlich gut überſetzen; er wird ſchwerlich den richtigen Ton des Ganzen treffen. Doch wir wollten gern mit dem Ueberſetzer über das Ganze nicht rechten, wenn nur im Einzelnen weniger Anſtöße ſich fänden.

S. 191. Vor Wetters Widerſprüchen geborgen.

S. 202. Segne, glorreicher Alphonſo.

S. 221. Iſt euch ſanftmüth'ger zu Sinnen.

S. 224. Gott vergeb' es dir, Amen!

S. 229. Der ſich, um dankbar zu ſeyn.

S. 241. Laßt zwey Reichthümer uns ſammeln.

S. 309. Iſt er's, der dort allein? Ey ja!

S. 338. Eur Hoheit ziehe ſo verborgen.

(Dieſe ſieben Verſe ſollen viergliedrige Trochäen ſeyn.)

S. 275. Lieb', ach, falſchſte der Sirenen,
Lieb', ach, hämiſchſte der Schlangen.

(Das ſoll ausgeſprochen werden!)

S. 277. Laura, heut, wo ſo viel Ehr
Mir der König anthut, wag' ich
Doch mit Scheu es nur, und ſag: ich
Komme mit mehr Muth — u. ſ. ſ.

(Dieſes wag' ich und ſag': ich, ſoll ſich reimen!)

S. 305. Neben dem gezwungnen Steg
Den ſie täglich wandeln muß.

(Ja wohl gezwungen, wenn auch nicht den Steg.)

In der Vorrede erzählt Hr. v. M. ein Stück der portugieſiſchen Geſchichte, aus welchem Calderon hier einige Züge benutzt haben mag. Dieſe Erzählung iſt gut geſchrieben, und da ſie zugleich die Geſchichte des ſtandhaften Prinzen enthält, wird ſie den Verehrern jener herrlichen Tragödie willkommen ſeyn.

Vermiſchte Schriften.

Die Jeſuiten im Verhältniſſe zu Staat und Kirche. Zürich, 1819. 8. bey Orell, Füßli und Comp.

In dieſen Tagen, wo die Jeſuiten angefangen, aufs Neue das Haupt empor zu heben, wo ſelbſt unter Proteſtanten der im Finſtern ſchleichende Myſticismus, wiſſentlich oder unwiſſentlich, die Verbreitung jeſuitiſcher Grundſätze begünſtige; wo ſo viele ſich nicht ſcheuen, bald aus fanatiſchem Eifer, bald um der Willkühr eines geiſtlichen oder weltlichen Deſpotismus freyen Spielraum zu verſchaffen, die düſtern Zeiten des Mittelalters zurückzuwünſchen, verdient jeder Schriftſteller, welcher die Begriffe über verworrene, oft abſichtlich verworrene, Gegenſtände berichtigt, und ſie, von blendendem Schein entblößt, in ihrer wahren Geſtalt darzuſtellen ſucht, den Dank ſeiner Zeitgenoſſen. In die Klaſſe ſolcher Schriftſteller gehört, nach des Ref. Ueberzeugung, auch der Verf. der oben genannten kleinen, aber reichhaltigen Schrift. Er iſt kein Freund jeſuitiſcher Grundſätze; aber er ſpricht nicht als leidenſchaftlicher Gegner der Jeſuiten, ſondern als Forſcher der Geſchichte; man findet daher keine einzige Beſchuldigung gegen die Grundſätze des Ordens aufgeſtellt, welche nicht durch die eigenen Conſtitutionen deſſelben erwieſen wird. Und wenn er ſich gleich in ſtarken Ausdrücken über die Wiedereinführung der Jeſuiten in einem befreundeten ſchweizeriſchen Freyſtaat erklärt, ſo darf man ihm das um ſo viel weniger verargen, da dieſer Schritt ſelbſt von katholiſcher Seite mißbilliget worden iſt. Der Schrift liegt ein Aufſatz von Spittler *), nebſt MoncLam und Chalotais, zum Grunde, die der Verf. aber nicht blos ausſchrieb, ſondern überall die vom Orden ſelbſt bekannt gemachten Conſtitutionen und jeſuitiſchen Schriftſteller benutzte. Wir wollen kürzlich als Beleg davon den weſentlichen Inhalt dieſer intereſſanten Schrift anzeigen, um zum eigenen Leſen und Prüfen derſelben einzuladen.

Was man auch immer von den Zwecken des erſten Stifters der Geſellſchaft Jeſu denken mag, ſo machte ſie doch, wie der Verf. mit Recht behauptet, ihr Eifer und ihre Thätigkeit, welche ſchon früher viele Anhänger erwarb, und der blinde Gehorſam gegen den päpſtlichen Stuhl, zur feſteſten Stütze deſſelben. Unter den verſchiedenen Klaſſen der Mitglieder, von deren Verhältniſſen, Behandlungsart und Geſchäften die Schrift ſelbſt nachzuleſen iſt, bildeten die Profeſſen die eigentliche Geſellſchaft, und werden daher in den Conſtitutionen „die Knochen und Nerven," die „Säulen und Grundlagen" derſelben genannt. Eine eigene Klaſſe des Ordens, die, wenn gleich nie förmlich eingeſtanden, doch gewiß exiſtirte, waren die Affiliirten oder heimlichen Jeſuiten. Die Regierung der Geſellſchaft concentrirte ſich in der Perſon des Generals, dem jedes Individuum unbedingten Gehorſam ſchuldig war, und der den unbegränzteſten Deſpotismus übte. Zwar hatte er vier Aſſiſtenten um ſich, die ihm gleichſam als eine Art von Aufſeher zugegeben waren, aber dieſe konnten ihm nur dann gefährlich werden, wenn er gar zu auffallend — was ſelten der Fall war, und bey der Art ſeiner eigenen Bildung nicht leicht der Fall ſeyn konnte — dem Geiſt des Ordens entgegenhandelte. Auch die von Zeit zu Zeit gehaltenen Generalcongregationen gaben der Verfaſſung mehr den Schein eines Repräſentativſyſtems, als das Weſen deſſelben, indem ſie blos aus Kreaturen des Generals beſtand, die er, nach Belieben, ihrer Würde entſetzen oder in entfernte Miſſionen ſchicken konnte. Die jährlich an ihn eingehenden regelmäßigen Berichte beliefen ſich auf 6584; ohne die Schreiben von 200 Miſſionen und die unzähligen Privatbriefe, welche niemand außer dem General öffnen durfte, ſobald auf dem Umſchlage ſtand soli. Und da jeder wußte, daß er ſich durch Angebereyen beym General am beliebteſten machen konnte, ſo läßt ſich denken, wie weit dieſes Spionenſyſtem getrieben wurde. Der Jeſuit Mariana ſelbſt geſteht, daß die ganze Regierung der Geſellſchaft ſich auf Angeberey und Anſchwärzungen gründe. Welch ein genaues Regiſter darüber geführt wurde, zeigt folgendes Beyſpiel. Als der franzöſiſche Geſandte Choiſeul in Rom dem General ſeine Ergebenheit gegen den Orden bezeugte, wies ihm dieſer, zum Beweis, daß der Herzog nicht immer dieſe Geſinnungen gehabt habe, ein Regiſter nach, in welchem umſtändlich angegeben war, wo, wann und in weſſen Gegenwart Choiſeul zu Paris ſich vor mehrern Jahren in einer Geſellſchaft einige ungünſtige Aeußerungen über die Jeſuiten erlaubt hätte. Die Bildung der Novizen war darauf berechnet, ſie zu willenloſen Werkzeugen des Generals zu machen und durch die Art ihrer geiſtlichen Uebungen die Einbildungskraft aufs höchſte zu ſpannen. Durch die daraus entſtehenden Viſionen und ſchrecklichen Bilder wurden mehrere wahnſinnig gemacht.

Die Geſellſchaft hatte das Vorrecht, an allen beſtehenden oder künftigen Privilegien der andern Orden Theil zu nehmen; alle geiſtlichen Verrichtungen ohne, ja ſelbſt wider den Willen der Ordinarien, wo es immer ſeyn möge, zu übernehmen. Selbſt bey Schenkungen und an ſie gefallenen Stiftungen hatten die darauf haftenden Laſten keine Verbindlichkeit für die Jeſuiten. Sie durften allenthalben, wo es ihr General dienlich fand, Vorleſungen über Theologie und andere Wiſſenſchaften halten. Bey Streitigkeiten mit andern wählten ſie ſogenannte Conſervatoren, deren Entſcheidung ſich die Gegenparthey unbedingt unterwerfen mußte. Sie ſelbſt durften die Conſervatoren, ſogar nach ſchon angefangenem Proceß, abändern, wenn ſie etwa ein ungünſtiges Urtheil beſorgten. Zu allen dieſen Vorrechten kamen dann noch die Privilegien durch mündlichen Ausſpruch. Aeußerungen z. B., welche irgend ein Papſt nur geſprächsweiſe vor einem glaubwürdigen Zeugen, zu Gunſten des Ordens, gethan hatte, waren eben ſo gültig, als ein förmlich ertheiltes Breve.

Aus allem Vorigen ergibt ſich ſchon der furchtbare Ein-

---

*) Deutſche Encyclopädie Bd. 17.

Digitized by Google

fluß einer auf ſolche Grundſätze gebauten, aus 28000 Mitgliedern beſtehenden Geſellſchaft (ohne die heimlichen Jeſuiten zu rechnen), und noch mehr erhellet es aus folgenden Umſtänden: Sie bildete einen Staat im Staate, ohne daß jemand den ganzen Umfang ihrer Privilegien kannte, ſie miſchte ſich in Alles und beeinträchtigte den Genuß fremder Vorrechte. Ihr General entſchied ſelbſt über ſolche Punkte, über welche die Lehre der Kirche allgemein bekannt iſt, nach Willkür. Ihre Schriftſteller lehrten ungeſcheut die Rechtmäßigkeit des Königs- oder Regentenmords. Die abſcheuliche Lehre des Probabiliſmus, nach welcher man ſelbſt gegen die eigene Ueberzeugung handeln darf, ſobald nur irgend ein bedeutender Lehrer ſich für die angenommene Meinung erklärt und die des ſtillſchweigenden Vorbehalts, nach welchem man ſelbſt bey Eidſchwüren ſeine Worte in einem andern Sinn nehmen darf, als ſie verſtanden wurden, mußten Treue und Glauben aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannen. Daher warnt der Verf. beſonders die ſchweizeriſchen Regierungen, welche den Orden wieder bey ſich einführen wollen, nachdrücklich vor den ſie ſelbſt und ihre Kinder treffenden, unvermeidlichen Folgen dieſes Schrittes, da kein Grund ſey zu glauben, daß die Geſellſchaft einen beſſern Geiſt angenommen habe; und man unmöglich ihren Verſicherungen trauen dürfe, ſo lange ſie den Grundſatz beybehielten, es ſey erlaubt, bey allen Verſprechungen, ſich etwas anderes zu denken und vorzunehmen.

In Anſehung der vorgeblichen Verdienſte des Ordens um die Wiſſenſchaften, behauptet der Verf., auch hierin durch angeführte Thatſachen unterſtützt, des günſtigen Vorurtheils ungeachtet, welches einzelne berühmte Gelehrte unter den Jeſuiten erregen, könnten ſelbſt dieſe und ihr Einfluß auf die Bildung der europäiſchen Menſchheit — bey dem in ihrem Unterrichtsweſen herrſchenden Geiſt — nicht hoch angeſchlagen werden. Man wollte, nach dem eigenen Geſtändniß, gelehrte Männer nur, weil man dadurch mehr Anſehen bey Fürſten, Großen und bey dem Volk erhalten werde. Daher wurde das Studium des klaſſiſchen Alterthums, der Geſchichte und der Mathematik mit Eifer betrieben; aber ſo einſeitig, daß alles bloße Gedächtnißſache war. Neigung zum Prüfen und Forſchen wurde planmäßig unterdrückt, und nur Gedächtniß, Phantaſie und Witz ausſchließend beſchäftigt. Ihre allen philoſophiſchen Geiſt zerſtörende Philoſophie beſtand blos in Polemik und in der dunkeln Scholaſtik des Mittelalters. Ihre Theologie beſchränkte ſich auf Dogmatiker aus dem Orden, auf Caſuiſtik und jeſuitiſche Moral. Exegeſe war gänzlich verbannt. Zwey Jahrhunderte hindurch blieben die Lehrbücher immer die gleichen und alle mußten, von Jeſuiten verfaßt und von den Obern genehmigt ſeyn. Aus Allem ziehe am Ende der Verf. den Schluß, der letzte Zweck der Geſellſchaft ſey Unterdrückung der Gewiſſensfreyheit und Zurückführung des härteſten päpſtlichen Joches geweſen. Durch die verwerflichſten Mittel hätten ſie jedes edlere Streben erſtickt; durch den Grundſatz, den Leidenſchaften der Großen zu ſchmeicheln, die Verderbniß derſelben vergrößert, durch ihre Sittenlehre jede Art von Laſter befördert. „Wenn „ſich alſo jetzt“ (ſo ſchließt Ref. dieſe Anzeige, mit den eigenen Worten des Verf.) „der Orden wieder erhebt, wenn „andere geheime Verbindungen, die zum Theil, ohne es „zu ahnen, von Jeſuiten und Jeſuitiſmus beherrſcht wer„den, zwar verdeckter, aber eben ſo thätig, den freyen „Gebrauch der Vernunft zu unterdrücken und unter aller„ley wechſelnden Geſtalten Blindheit und Aberglauben zu „verbreiten trachten, um ihre Herrſchaft deſto ſicherer zu „gründen, ſo wird nicht nur der Proteſtant, ſondern auch „jeder gebildete Katholik, dem Aufkommen ſolcher Verbin„dungen mit allen Kräften entgegenwirken und dieſelben „als ein Unglück betrachten, deſſen Größe alles überſteigt, „was die Menſchheit ſeit mehr als zwanzig Jahren gelitten „hat.“

Ueberſicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Brachmonat 1819.

(Beſchluß.)

Hr. Dumeril erſtattet einen Commiſſionalbericht über die von Hrn. Deville eingereichte Abhandlung von der im Sommer des vorigen Jahrs in Bengalen beobachteten Epidemie der cholera morbus. Die Zufälle der Krankheit werden von Hrn. Deville alle angegeben: öfteres Erbrechen einer grünen, bisweilen auch dunkleren, grünlicht braunen, oder ſchwarzen Flüſſigkeit, mit gleichzeitigen, ähnlichen und kräftigen Entleerungen nach unten; ein heftiger, reißender und brennender Schmerz im Magen und Darmkanal; Bangigkeiten, heftiger Durſt, harter und geſpannter Unterleib, geringer Urinabgang, ausſetzender und bisweilen unmerklich werdender Puls, Ohnmachten, kalter Schweiß, ſtarrer Blick, Irrereden und Zuckungen. Einen oder zwei Tage nach dem Ueberfall, bisweilen auch nur wenige Stunden nach demſelben, erfolgte der tödtliche Ausgang. Die Erfahrungen des Hrn. Deville bekräftigen den Nutzen des, von Sydenham empfohlenen Heilmittels, der Auflöſung des Opiums im Wein, einer ſeither, unter dem Namen von Sydenhams Laudanum bekannten Zuſammenſetzung. Hr. Deville rühmt gleichmäßig die guten Wirkungen des Schwefeläthers und einiger anderer Mittel, der Blaſenpflaſter, Senfpflaſter der ſtärkenden Julepe u. ſ. w., die bis dahin nicht ſattſam gewürdigt wurden. Man ermangelt jedoch in ſeiner Abhandlung, die befriedigende Ausſcheidung der Fälle, in denen das eine oder andere Mittel den Vorzug verdient. Von acht Kranken verſichert er inzwiſchen durch ſein Verfahren ſieben geheilet zu haben.

(28. Jun.) Dem Hrn. Bardier werden Commiſſarien bewilligt, die er ſich, für die Prüfung einer neuen mechaniſchen Erfindung, von der Akademie erbittet.

Gleichmäßig wird dem Verlangen des Hrn. Bardier Sohn entſprochen, welcher ein verſiegeltes Päckchen im Archiv der Akademie niederzulegen wünſcht, worin die Zeichnungen einiger ſeiner Ton-Inſtrumente enthalten ſind.

Hr. Dulan lieſt eine gehaltreiche theoretiſche und praktiſche Abhandlung über die Widerſtandskraft des geſchmiedeten Eiſens, die zur Prüfung an Commiſſarien gewieſen wird.

Hr. Girard berichtet, die von Hrn. Duplen eingereichte Abhandlung über die Ziegeldachbedeckungen, enthalte nichts Neues und ſey der Aufmerkſamkeit der Akademie nicht werth.

Eine eingeſandte Abhandlung über die Dampfbote wird verleſen, und an die Prüfung von Commiſſarien gewieſen.

Zu Wiederbeſetzung der in der Klaſſe der Chymie durch den Tod des Hrn. Nicolas erledigten Correſpondentenſtelle werden von der Claſſe ſelbſt als Candidaten vorgeſchlagen die Herren Desoemer in Verberie, Berard in Montpellier, Hatchett in London, Stromeyer in Göttingen, Braconnot in Nancy und Collin in Dijon.

Nro. 43.

Literatur-Blatt.

1 8 1 9.

Franzöſiſche Litteratur.

Histoire métallique de Napoléon, ou recueil des médailles et des monnaies, qui ont été frappées depuis la première Campagne de l'armée d'Italie jusqu'à son abdication en 1815. Londres, (imprimé pour l'éditeur); se trouve chez Trouttel et Würtz et les principaux libraires de l'Europe 1819. 4to.

Große Bauwerke bezeugen überhaupt den Unternehmungsgeiſt, den Glanz einer Regierung, einer Weltepoche. Es bedarf aber erklärender Ueberlieferungen, die beſondern Augenblicke ihres Entſtehens zu beurkunden.

Medaillen, wo es der Zuſtand der Künſte erlaubt, jeder merkwürdigen Epoche dergleichen zu widmen, bilden dagegen die Titel der Bücher der Geſchichte; ſo wie die laufenden Münzen ihre ſprechende Chronologie.

In Frankreich hat ſich ſchon ſeit früheren Zeiten die Münz-Direktion zu Paris in den Beſitz geſetzt, ihre guten Künſtler und die trefflichen Mechanismen der Hauptmünzſtätte zur Verewigung merkwürdiger Begebenheiten, ſo wie zu Höflichkeitsbezeugungen gegen berühmte oder erlauchte Perſonen, die die Münzſtätte beſuchten, zu benützen. Man weiß, daß man letztere gewöhnlich auffordert den Münzſchwengel in Bewegung zu ſetzen, um den leichten Mechanismus zu bemerken, worauf dann eine Medaille mit ihrem Bildniß und angemeſſener Inſchrift darunter hervorgeht. Schon Peter der Große wurde ſo überraſcht.

Auch die Revolutionszeit hindurch unterblieb die Sitte nicht, allen denkwürdigen Begebenheiten Medaillen zu widmen; ja, ſie wurde ſogar zu manchen Zeiten mehr als je geübt, wie ſich denn auch größerer und reichhaltigerer Stoff als jemals darbot. — Beſonders von der Zeit an, wo die franzöſiſchen Heere von ruhmvollem Widerſtand und Vertheidigung ihres Vaterlandes, endlich zu widervergeltendem Angriff übergingen, ja, bis ſie auch ihrerſeits zuletzt den Sieg mißbrauchten, um angreifende Eroberer zu werden, verging kein Jahr, wo nicht die verewigende Kunſt Beſchäftigung genug erhalten hätte.

Bereits 1816 gab daher der verewigte Ritter Millin, Conſervateur der Medaillen und der Antiquitäten der Nationalbibliothek zu Paris eine: „histoire métallique de la revolution française," heraus, die die ſeit der Zuſammenberufung der Ständeverſammlung im Jahr 1789 bis zum erſten italieniſchen Feldzug Bonaparte's im Jahr 1796 geprägten Medaillen und Münzen begreift.

In der Vorrede dieſes Werks verſprach ſchon Millin einen zweyten Theil, unter dem Titel: „histoire métallique de Napoléon," die den Zeitraum von 1796 bis zur Schlacht von Auſterlitz 1805 in ſich faſſen ſollte. Allein ſo begierig man dieſem Werk entgegen ſah, kam es immer nicht zum Vorſchein.

Da nun die ſeit 1814 vorgefallenen Begebenheiten ſich nachher deſſen Bekanntmachung in Frankreich entgegen ſetzten, trat der Ritter Millin einige Zeit vor ſeinem Tod Kupferplatten und Mannſcript dem gegenwärtigen, (ſich nicht nennenden) Herausgeber ab, der ſie nunmehr in London dem Publikum übergeben hat. Den urſprünglichen 34 Platten fügte er noch fünfe hinzu, die von Millin übergangene Stücke enthalten; ſo beſteht jetzt der erſte Abſchnitt dieſes Werkes aus 39 Platten. Der zweyte, zugleich mit erſchienene, der dem Herausgeber eigenthümlich iſt, fängt mit dem Jahr 1806 an, und endet mit Napoleon's zweyter Abdankung im Jahr 1815, in 41 Platten; alſo ſind es überhaupt 86 Platten.

Die Sammlung gibt nicht nur die in Frankreich geprägten Medaillen, Münzen und Marken (für Mitglieder oberer Staatsbehörden oder gelehrter Korps), ſondern auch diejenigen der mit Frankreich verbündeten Staaten, der Prinzen der Bonaparte'ſchen Familie, und überhaupt alle Stücke, die zur Erläuterung dieſes Zeitraums dienen können; insgeſammt 377.

Ein bündiger Text beſchreibt und erläutert, wo es nöthig, das Gepräge, und zeigt die Veranlaſſung der Medaillen und Marken. Dem Ganzen iſt ein genaues Regiſter beygefügt.

Auch in Rückſicht auf Kunſt haben ſehr viele dieſer Medaillen, beſonders der Pariſer Münzſtätte, mehr oder weniger einen nicht gemeinen Werth. Die höhere Vorzüglichkeit, die im Ganzen diejenigen auszeichnet, die unter Napoleon als Kaiſer hervorgingen, bezeugen, daß die Ermunterungen, die er den Künſten gewährte, nicht verloren waren. Viele der letzteren ſind unter Denon's Leitung verfertigt, und bezeugen Geſchmack und Erfindungsgabe, freylich aber auch die Kunſt, allen Begebenheiten, nicht allein den günſtigen, ſondern auch den ungünſtigſten, die gefälligſte Wendung für ſeinen Beſchützer abzugewinnen. — Am liebſten ſind es die in Italien, hauptſächlich in Mailand, geprägten Stücke, die in der Ausführung und Erfindung am vortheilhafteſten mit den franzöſiſchen in die Schranken treten.

Wie in einer Laterna Magica zieht hier die ungeheure Weltepoche, der außerordentliche Mann, der ſie füllte, vor unſern Augen vorüber.

Wir ſehen die Siege der italieniſchen Armee. Noch widmen ſich die erſten Medaillen im Namen des Volks der ſiegreichen Armee. Bald fügt ſich das Bildniß des ruhmvollen Anführers hinzu. Die liguriſche Republik theilt ihre Dankbarkeit zwiſchen General Bonaparte und Herrn Wilhelm Faypoult. — Das franzöſiſche Inſtitut, in einer durch Größe und Schönheit ausgezeichneten Medaille, läßt dem ſiegreichen Imperator, der ſo eben den Frieden von

Campo-Formio ſchloß, prophetiſch durch die Siegesgöttin die Krone über dem Haupt nachtragen, während die ciſalpiniſche Republik in einer ungefähr gleichzeitigen, ihm, dem Italiker, die eben empfangene Freyheitsmütze, die ihr Minerva darreicht, verdankt.

Die Eroberung Aegyptens ſpricht ſich in mehreren mit Recht als Denon's Erfindung anvertrauter aus. Auf einer wird der Triumphwagen des Imperators von prächtig geſchirrten Kameelen gezogen.

Nun ſehen wir den erſten Conſul, als Sieger von Marengo.

Eine Medaille auf Deſaix, der dieſen Sieg mit ſeinem Leben erkaufte, iſt ſehr mißrathen, ſein Bildniß ſehr unähnlich. Sie enthält auch die Worte, die er — nicht ſprach.

Einige wenige Medaillen unter den drey Conſuln zeigen das Bildniß aller drey; die meiſten, beſonders die ſpätern, allein dasjenige Bonaparte's, und nur die Namen ſeiner ſogenannten Kollegen; ſo ſelbſt diejenige, die auf das Consulat à vie aller drey geprägt iſt.

Eine kleine Medaille bezeichnet Bonaparte mit dem einzigen Beywort: Pacifica, man wollte Pacificatori ſagen; und ſo erklärt auch die Erläuterung erſteres Wort.

Der Friede von Lüneville. Auf einer der dieſem Ereigniß gewidmeten erleuchtet die Sonne das mit dem Oelzweig belegte Frankreich; ein Blitz trifft England.

Das Bildniß Bonaparte's, jetzt bald Napoleons, fängt an von dem tief denkenden, etwas düſtern, aber anziehenden, arbeitsvoll aufſtrebenden, magern Profil, in das durch die errungene Größe befriedigte, gebietende, durch Gelingen in Zufriedenheit aufblühende, an körperlicher Rundung zunehmende, überzugehen. — Langſamer, aber doch nicht ungleich, Papſt Sixtus V. vor der Wahl und nach der Wahl.

Die den 1. Oktober 1801 mit England unterzeichneten Präliminarien ſind durch eine in Birmingham geprägte Medaille gefeyert. — Der Friede von Amiens durch zwey von ebendaſelbſt, und mehrere franzöſiſche.

Auf den Bruch dieſes Friedens zerreißt auf der Medaille von Denon's Erfindung, der engliſche Leopard die Friedens-Urkunde, auf der Gegenſeite eilt der Sieg auf ſchnellem Roſſe; die Exergue belehrt, daß die Medaille aus dem Silber der hannöverlichen Bergwerke geprägt iſt; l'an 4 de Bonaparte.

Napoleon Kaiſer.

Eidesleiſtung der Armee d'Angleterre bey Boulogne. — Stiftung der Ehrenlegion. — Einige auf die Anweſenheit des Papſtes in Paris, und die Krönung durch ihn. Sehr ſchön iſt die Kirche Notre-Dame auf der einen. — Mehrere auf die Krönungsfeyerlichkeiten überhaupt. Auf der einen erhebt Senat und Volk den Kaiſer auf dem Schild. Beſonders groß und ſchön ausgeführt iſt diejenige auf das von der Stadt Paris zu dieſer Feyer dem Kaiſer gegebene Mahl.

Verſchiedene in Italien auf Napoleon als König von Italien.

Feldzug von 1805. Anrede an die Armee. Capitulation von Ulm. Zu Insbruck wieder gefundene franzöſiſche Fahnen. Einnahme von Wien; ſehr ſchön iſt der mit einem Alexandersheim bedeckte Kopf Napoleons des Germanikers; in Mailand geprägt. — Schlacht von Auſterlitz, eine mit dem Bildniß der drey Kaiſer. — Friede von Preßburg.

Verbindung des damaligen Erbprinzen von Baden mit Stephanie. Die Geſtalten ſind ſehr mißrathen.

Eine Medaille von 1806 zeigt oben einen ſchwebenden Adler; auf einem Tiſche liegen Kronen und Zepter; davor ſteht der franzöſiſche Kaiſerthron Napoleons. Die Schrift der Exergue heißt: Souverainetés données.

Sehr auffallend merkwürdig iſt folgende Medaille; vorne Napoleons Bildniß, ohne Umſchrift; auf der Kehrſeite Herkules, der einen in zwey Fiſchſchwänze ſich endigenden Mann erdrückt, mit der Umſchrift ſteht: descente en Angleterre; die Schrift der Exerge heißt: frappée à Londres en 1804. Sie iſt von Jeuffroy, unter Denon's Leitung. Die Erklärung im Text neigt ſich dahin, aus der Medaille zu ſchließen, daß es nach dem mit dem Landungsprojekt nach England Ernſt geweſen, und die Armee bey Boulogne nicht ein bloßes Täuſchungsmittel, andere Zwecke zu verbergen. Dieſelbe Medaille findet ſich nochmals mit der veränderten Umſchrift; Toto orbe divisos Britannos, 1806; ſie ward ſo, um ſie gebrauchen zu können, nach der Erlaſſung der famöſen Dekrete von Mailand und Berlin, umgeſtaltet.

Noch eine Medaille auf die Krönung: Kaiſer Napoleon von gewaffneten Kriegern auf dem Schilde emporgehoben; eine Hydra ſpeyt Dolche. Die Umſchrift: Bonté de Titus; Sagesse de Marc Aurèle; Génie de Charlemagne; in der Exerge: Au nom du plus grand des héros frémit l'hydre Britannique.

Eine Medaille auf Kleber, mit wohlgetroffenem Bildniß. Inſchrift der Kehrſeite: Surnommé l'hercule français pour sa stature et son intrépidité, il brava mille fois la mort dans les camps, et tomba au Caire sous le fer d'un assassin.

Rheinbund. Vierzehn deutſche Fürſten, in voller Rüſtung ſchwören auf die Fasces mit dem Adler; in der Mitte im Hintergrunde ſteht der Fürſt Primas, gleichfalls gewapnet, in der Hand die geiſtlichen Inſignien.

Schlacht von Jena. Einzug in Berlin. — Eine Geſammtmedaille auf die Capitulation von Spandau, Magdeburg und Küſtrin. — Eine in Mailand geprägte Medaille, hat einerſeits Napoleon's Bildniß, mit dem Beynamen: Germanicus, Ruthenicus, Borussicus; auf der Kehrſeite, Jupiter auf dem Adler thronend; Umſchrift: Saxonia liberata, Borussicis deletis. Exergue: Jena. — Eine unter Denon's Direktion, hat vorne das Doppelbild Napoleons und Karls des Großen; auf der Kehrſeite, dasjenige Friedrich Auguſt's, Königs von Sachſen und Wittekind's. — Fernere Thaten des ruſſiſch-preußiſchen Feldzugs von 1806 bis 1807; die Schlacht von Eylau; Napoleon als griechiſcher Heros ruht auf blutig errungenen Trophäen, in den Händen Schwerdt und Siegesgöttin; Umſchrift: Victoria manenti. — Danzig; Schleſien; die drey Hauptſtädte Berlin, Warſchau, Königsberg. — Sieg von Friedland; die eine zeigt Napoleon als griechiſchen Heros, über feindlichen Leichen das Schwerdt Friedegebend in die Scheide ſteckend, die andere einen Genius, dieſen Sieg und den von Marengo, beyde am 14. Junius, auf ein Schild aufzeichnend.

Mehrere, der Zuſammenkunft der Souveraine auf dem Niemen und dem Frieden zu Tilſit gewidmet. Auf zweyen

die Bildniſſe der drey Souveraine, auf einer nur diejenigen Napoleons und Alexanders.

Viele Medaillen auf Kunſtwerke und Stiftungen, von Napoleon geſchaffen; z. B. die Simplonſtraße; ein ungeheurer alter Rieſe ruht auf den einzigen Felſenmaſſen des Bergs, an dem ſich die Straße hinaufwindet.

Konferenz von Erfurt.

Spaniſcher Krieg. Somo-Sierra erſtürmt. — Einzug in Madrid.

Oeſterreichiſcher Krieg von 1809. Bruch des Vertrags von Preßburg; vorne Trophäen von Eckmühl und Abensberg, Kehrſeite: Janustempel mit zerbrochener Thüre. — Eine andere: auf der Kehrſeite ein unter den Gebirgen zerſchmetterter Titan; Umſchrift: Agressus magnum rescindere coelum; Exergue: Austriacis fulmine dejectis. — Einzug in Wien; vorne die Porte St. Martin zu Paris; Kehrſeite: Kärntnerthor zu Wien.

Schlacht von Eßlingen (Aſpern); der Flußgott Donau zerbricht die Brücke; Umſchrift: Danuvius pontem indignatus. — (Damaliges Bulletin: le Général Danube).

Schlacht von Wagram. — Friede von Wien.

Vereinigung Roms und des Kirchenſtaats.

Friedrich Auguſt, König von Sachſen, beſucht die Medaillen-Münzſtatt zu Paris, Dezember 1809; — der König und die Königin von Bayern, Februar 1810.

Verbindung Napoleons mit Marie Louiſe; eine ganze Folge von Medaillen, darunter diejenigen der Stadt Straßburg beym Eintritt der Kaiſerin auf Frankreichs Boden; vorne das Münſter mit Bezeichnung und Datum (22. März 1810) des Ereigniſſes. — Geburt des Königs von Rom, und Tauffeyerlichkeiten; darunter eine ſehr große, von allen bonnes villes dem Kaiſer auf dieſes Ereigniß dargebracht; auf der Kehrſeite auf Mauerkronen die Namen aller dieſer Städte.

Der ruſſiſche Feldzug. — Einnahme von Wilna; zwey Polen beſchwören in Napoleons Hand die neue Konföderation. — Schlacht von Mojaisk. — Einzug in Moskau; die Kehrſeite zeigt den Kremel.

Rückzug des franzöſiſchen Heeres; ein forteilender Krieger wird von Boreas verfolgt; Exergue: Retraite de l'Armée, Novembre 1812. — (Man dürfte die Klugheit mit verhülltem Spiegel beyfügen.)

Sieg von Lützen; Sieg von Wurſchen (Bautzen.)

Medaille, in Bezug auf das von Napoleon auf dem Mont-Cenis dekretirte Denkmal auf die Anſtrengungen der Departemente eine neue Armee zu ſchaffen. Der Mont-Cenis; oben ein Thor mit dem darauf ruhenden Adler; Umſchrift: Confiance force; Exergue: En 3 mois la France et l'Italie arment 1,200,000 hommes pour la défense de l'Empire 1813. (Die man zwar verlangte, aber deren Stellung nicht mehr zu denken war.)

1814. Eine Medaille, auf der Kehrſeite ein ſtolz auf dem Donnerkeil ſtehender Adler; über ihm ein Stern; ein kleiner Siegesgott ſchwebt hinterwärts mit dem Siegeskranz; Umſchrift: Fevrier 1814.

In den 100 Tagen geprägte Medaillen: Napoleon wird von Soldaten und Volk, unter dem Bild eines Grenadiers und eines Bauers, bewillkommt; Exergue: Retour de l'Empereur, Mars 1815; Kehrſeite: ein Adler, die Dekorationen der Ehrenlegion im Munde, ſchwebt über das Meer von der Inſel Elba her. — Eine andere zeigt Napoleons Geſchwader, von Elba abſegelnd; oben drey ſich faſſende Hände: miles, imperator, populus, auf einem Bande beygeſchrieben; unten zerreißt ein Adler den Bourbon'ſchen Lilienſtangel. Kehrſeite: zwiſchen Lorbeerzweigen und das Unvergängliche bezeichnende Schlangen, die Inſchrift: Napoleoni magno, fideli Bertrand; Umſchrift: patriæ proditores obliti. (Die Verräther des Vaterlandes vergeſſen.)

Folgende beyde nach den Schlußereigniſſen jener Zeit in England durch Hrn. Mudin geſchlagen; die eine, vorne Napoleons Bildniß; Umſchrift: Napoléon Bonaparte; Kehrſeite: der Bellerophon, auf deſſen Flagge ſich ein Adler niedergelaſſen; Umſchrift: Surrendered to H. B. M. S. Bellerophon, Capt. Maitland; Exergue: 15. Junius 1815. — Die andere, auf der Kehrſeite: Napoleon ſitzt in tiefen Gedanken auf einem Felſen auf der Inſel Elba; die Siegesgöttin bringt ihm eine Schreibfeder und deutet auf eine neben ihr liegende Rolle, darauf die Geſchichte ſeiner Thaten zu ſchreiben; oberhalb ſchwebt die Göttin Fama in ihre Poſaune ſtoßend, ein Geſchichtsbuch in der Hand; Exergue: Napoléon at St. Helena.

Antwort des Recenſenten von Herrn Kroneislers Theaterſtücken „Fürſtlicher Ernſt und Scherz" auf Herrn Kroneislers Antikritik in dem Wegweiſer der Abendzeitung Nro. 7.

Der Herr Verfaſſer eifert gegen die Anonymität der Recenſenten überhaupt, und nennt mich einen Verkappten. Der Vorwurf, wenn er Grund hätte, würde ihn treffen; denn Kroneisler iſt nicht ſein wahrer Name. Wenigſtens gegen diejenigen Schriftſteller, welche vermöge der, in der litterariſchen Welt herrſchenden, poetiſchen Freiheit ihre Namen verfälſchen, müſſen die Recenſenten das Recht haben, die ihrigen zu verſchweigen. Der zweyte Vorwurf, daß ich das erſte der beyden Dramen nur genannt, und nichts über ſeinen Inhalt geſagt habe, hat in facto Grund, aber nicht in jure. Ich ſchwieg darüber aus Nachſicht mit dem Spätwerk eines Sechzigers (ſ. d. Vorrede), in welchem ich einen Mann von guten Geſinnungen und ſchätzbaren Kenntniſſen zu erkennen glaubte. Ich würde auch von dem zweyten Stück geſchwiegen haben, wenn ich nicht auf das Verdienſt daran hätte aufmerkſam machen können, daß es auf einen Punkt hinweiſt, wo für das wahre dramatiſche Talent ein der Urbarmachung werthes Feld liegen möchte. Dabey that mein Name nichts zur Sache, und der verkappte Autor würde nichts dabey gewinnen, wenn ich ihn nennte. Wer meinem Urtheile, wegen Mangels der Unterſchrift, mißtraut, kann für wenige Groſchen zur eigenen Einſicht in die Akten gelangen.

Der Rec.

Ueberſicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Heumonat 1819.

(5. Jul.) Hr. Latreille lieſt eine Denkſchrift über Plato's Atlantis.

Hr. Beudant legt den erſten Abſchnitt der, auf ſeiner neueſten Reiſe geſammelten, geologiſchen Beobachtungen vor, welcher von den Silber- und Goldbergwerken zu Schemnitz in Ungarn handelt.

Aus dem Vorſchlag für die chymiſche Klaſſe, wird Hr. Desormes zum Correſpondenten ernannt.

(12. Jul.) Hr. Dutrohet überreicht eine neue Abhandlung über den Einfluß organiſcher Körper auf die Magnetnadel.

Ein Nachtrag zu der Abhandlung über die Dampfbote wird an die mit Prüfung derſelben beauftragten Commiſſarien gewieſen.

Hr. Biot theilt einen an Hrn. Andrieux gerichteten Brief über die in der Nähe von Barbezieux gefallenen Meteorſteine mit.

Hr. Decandolle überreicht ein Fläſchchen mit geſchmolzenem rothem Schnee, welcher auf der Reiſe des Capitän Roß in der Baffingsbucht geſammelt worden war. Aus der damit vorgenommenen Analyſe ſcheint hervorzugehen, daß die färbende Subſtanz von organiſcher Natur iſt, womit dann auch die gleichartige Prüfung, welche Hr. Wollaston angeſtellt hat, zuſammentrifft.

Hr. Girard liest eine Abhandlung über den Ausfluß der atmoſphäriſchen Luft und des gekohlten Waſſerſtoffgas aus Leitungsröhren.

Hr. Dupuytren liest einen Aufſatz über die Unterbindung der Hauptſchlagadern, die an die Prüfung von Commiſſarien überwieſen wird.

(19. Jul.) Der Miniſter des Innern erſucht die Akademie um Mittheilung der Denkſchrift des Hrn. Fourier über die analytiſche Theorie der Verſicherungsanſtalten.

Hr. Lascallier überſendet aus Auftrag des Hrn. Hoſack das Gipsmodell eines Steines, welcher den Namen Trilobite führt, und daſſelbe ward hierauf dem Hrn. Brongniart zur Prüfung übergeben.

Hr. Aldini legt der Akademie neue galvaniſche Apparate vor.

Hr. Poiſſon liest eine die Theorie der Tonkunſt betreffende Abhandlung (memoire sur l'intégration de l'équation aux differences partielles, qui exprime le mouvement du son.)

Hr. Beudant liest den zweyten Abſchnitt ſeiner Abhandlung über die Schemnitzer Bergwerke vor.

Hr. Pelletier liest eine Abhandlung sur une nouvelle base ratiſiable organique.

Dem Tagebuch meteorologiſcher Beobachtungen, welche Hr. Marino Miguel Franzini in Liſſabon, während der Jahre 1816, 1817 und 1818 angeſtellt hat, ſind die nachfolgenden Angaben über ein ſtarkes am 2. Hornung 1816 dort ſtattgefundenes Erdbeben enthoben.

Am 2. Hornung 1816, vierzig Minuten nach Mitternacht (der Thermometer zeigte damals + 10° der hunderttheiligen Scale, der Barometer 753,1 Milli. und der Wind wehte aus Weſten) verſpürte man in Liſſabon einen ſtarken Stoß eines Erdbebens, der faſt eine volle Minute andauerte. Die Schwingungen ſchienen ihre Richtung von Nordoſt nach Südweſt zu nehmen. Der Vorfall erregte einen allgemeinen Schrecken unter den Bewohnern dieſer Stadt; die meiſten verließen ihre Wohnungen aus Beſorgniß mehrerer Stöße: wirklich verſpürte man deren um 6 und drei Viertel Uhr Morgens; doch kamen ſie den vorhergehenden weder an Stärke noch an Dauer gleich. Ein ſehr heftiger Regen fiel bald nach den erſten Schwingungen nieder.

Dieſes Erdbeben ward nicht nur im ganzen Königreich verſpürt, ſondern ſelbſt bis auf die Entfernung von 300 Lieuen weſtlich von Liſſabon, wie man aus den nachfolgenden Auszügen zweyer Schiffahrtstagebücher ſehen kann.

Auszug des auf dem Schiffe Le Marquis de Angeja während der Reiſe von Bengalen nach Liſſabon geführten Tagebuchs: „Am 1. Hornung 1816 um 11 ¾ Uhr Abends (welches der Stellung des Schiffs zufolge, die Stunden nach dem Meridian von Liſſabon berechnet, mit dem 2. Hornung 0 U. 46′ Morgens zuſammentrifft), verſpürte man auf dem Schiff eine Bewegung, die im erſten Augenblick glauben machte, der Schiffskiel habe eine Untiefe berührt, längs deren er hinſtreiſe. Dieſe Wirkung, die zuverläſſig von einem Erdbeben herrührte, dauerte über zwey Minuten; ſie wiederholte ſich um 5 Uhr Morgens (6 Uhr in Liſſabon), jedoch viel ſchwächer. Aus den aſtronomiſchen Beobachtungen vom 5. Hornung erſahen wir, daß im Augenblick der ſtarken Erſchütterung, unſer Fahrzeug ſich unter dem 34° 15′ nördlicher Breite, und unter 25° 10′ weſtlicher Länge vom Meridian der Stadt Liſſabon gezählt, befunden hat, wir uns demnach in weſt-ſüdweſtlicher Richtung zu derſelben und in einer Entfernung von 270 Lieuen von ihr befanden.

Auszug des am Bord vom Brigantin das Paketboot von Liſſabon, auf der Ueberfahrt von Braſilien nach Portugal geführten Tagebuchs. Am 2. Hornung, um 0 U. 15′ Morgens (0 U. 42′ in Liſſabon), verſpürten wir ſtarke Erſchütterungen, die 5 oder 6 Minuten dauerten. Dieſe Erſcheinung wiederholte ſich um 3 U. ¼ (3 U. 40′ in Liſſabon), aber nur mit einer Dauer von 2 oder 3 Secunden. Wir befanden uns damals unter 36° 56′ nördlicher Breite und 6° 52′ weſtlicher Länge, oder 120 Lieuen weſtſüdweſtlich von Liſſabon: um 5½ Uhr Morgens endlich (5 U. 57′ in Liſſabon), verſpürten wir die nämlichen Erſchütterungen, zum drittenmale drey Minuten lang.“

Man erſieht aus dieſen Angaben, daß die erſte und ſtärkſte Erſchütterung beynahe im nämlichen Augenblick an mehreren weit von einander entlegenen Orten verſpürt ward. Die öffentlichen Blätter meldeten damals die gleichzeitige auf der Inſel Madera und in Holland verſpürte Erſchütterung.

Nro. 41.

Literatur = Blatt.

1819.

Die Leipziger Bücher-Meſſe, Oſtern 1819.

Ertrag für Zunft-Gelehrſamkeit.

1) Die Sprachliteratur erhält einen Zuwachs von etwa 130 Artikeln. J. S. Vater theilet aus ſeinen reichen Vorräthen „Analekten der Sprachenkunde“ in einer 1ſten Sammlung (L. b. Dyk) mit. — Scharfſinnige Andeutungen über innere Verwandtſchaft der älteſten Sprachen laſſen ſich in J. A. Kanne de confusione in linguis Babylonica Spec. I. (Nürnb. b. Riegel) erwarten. — G. Blumhardt hat verſucht die „Familienverwandtſchaft der indiſchen Sprache“ (Baſel b. Neukirch) nachzuweiſen, und zu nicht geringen Erwartungen für etymologiſche Forſchung berechtiget A. W. v. Schlegel's Programm de usu linguae Brachmanum sacrae in causis linguae graecae et latinae indagandis (Bonn b. Weber). — Unter den 7 die hebräiſche Sprachlehre betreffenden Schriften ſind die 3te Auflage von Geſenius hebräiſche Grammatik und Winer's Methodik auszuzeichnen. — Die arabiſche Literatur wird durch die von G. W. Freytag (Prof. in Bonn) aus einer Pariſer Handſchrift herausgegebenen Selecta ex historia Halebi (Paris b. Treuttel) und durch die von H. Apetz bekannt gemachten Reiſebemerkungen über die Malabariſche Küſte von Ebn Batuta (Jena bei Cröker) bereichert. Viel Treffliches enthalten die fortgeſetzten „Fundgruben des Orients“ und J. v. Hammer's Aufſätze, z. B. über den arabiſchen Heldenroman Antar, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur.

Die Ernte auf dem fruchtbaren Felde der altclaſſiſchen Literatur iſt, wie immer, ſehr geſegnet, und auch dießesmal ſehr gehaltvoll. Von F. A. Wolf's „literäriſchen Analekten“ erſcheint die 4te Folge; von Thierſch Acta philol. Mon. 2. 4; von Creuzer's Meletemata das 3te Heft. — Ch. G. Heyne „Vorleſungen über die Archäologie der Kunſt des Alterthums“ werden (Braunſchweig bey Vieweg) herausgegeben. Fr. Gärtner theilt „Anſichten der am meiſten erhaltenen griechiſchen Monumente Siziliens“ in Steinabdrücken (München b. Zeller) mit. Von Creuzer's „Symbolik und Mythologie“ iſt der 1ſte Band einer umgearbeiteten Ausgabe mit einem Kupfer-Atlas für das ganze Werk fertig geworden. J. G. Rhode hat ſeine Meinung über die Quellen und Geſtaltung der Mythologie, in „Beyträgen zur Alterthumskunde“ H. 1. (Berlin b. Duncker) abgegeben, und von G. Hermann wird ein Brief an Creuzer „über Weſen und Behandlung der Mythologie“ (L. b. Fleiſcher) angekündigt. Von F. Sickler erhalten wir eine antiquariſche Forſchung über „Aeskulap und Dädalus“ und einen merkwürdigen Bericht „über die herkulaniſchen Manuſkripte in England“ (L. b. Brockhaus), worin ſein, von Britten unrichtig beurtheiltes Verfahren zur Auswickelung der Rollen gerechtfertigt wird. — Ueber Athen's Verfaſſung und Juſtizweſen ſind ſchätzbare Unterſuchungen an das Licht getreten: Schömann de comitiis Atheniensium ll. 3. (Greifsw. b. Mauritius); C. Plattner „Beyträge zur Kenntniß des Attiſchen Rechts“ (Marburg b. Krieger) und M. H. E. Meier historiae juris Attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum ll. 2. (Berlin b. Maurer).

Unter den 8 die griechiſche Sprachlehre betreffenden Artikeln treten als die bedeutendſten hervor: Buttmann „ausführliche griechiſche Sprachlehre“ Bd. I. (B. b. Mylius); Thierſch, „Griechiſche Grammatik“ 2te ſehr vervollkommnete Auflage; C. Lachmann de Choreis Tragicorum gr. ll. 4. (B. b. Reimer); Th. Reinesii, observationes in Suidam; herausgegeben von Ch. G. Müller (L. b. Vogel) und die 1ſte Abtheilung von Schneiders „Griechiſches Handwörterbuch“ bearbeitet durch F. Paſſow (ebendaſ.) Kobrika hat den 1ſten Bd. eines Lehrbuchs der neugriechiſchen Sprache (Wien bey Schalbacher) herausgegeben. Der Elementarbücher ſind 3; darunter hat das Jakobs'ſche die 7te, das Krebs'ſche die 4te Auflage erlebt.

Der Ausgaben und Erläuterungsſchriften griechiſcher Claſſiker ſind gegen 40. Ohne bey den Textes-Abdrücken (etwa 15 Artikel), unter welchen die, von Tauchnitz und Weigel verlegten, raſch fortſchreiten, zu verweilen, ſoll nur auf diejenigen aufmerkſam gemacht werden, von denen ſich das philologiſche Studium Gewinn zu verſprechen hat. Zum erſtenmale gedruckt erſcheinen Proklos und Olympiodoros Commentar zu Platons Alkibiades I., herausgegeben von F. Creuzer (Frankf. a. M. b. Brönner) und ein, höchſt wahrſcheinlich wenig bedeutender, Roman des Niketas Eugenianos, welchen nebſt einem Bruchſtück des Manaſſes (London b. Bohte) J. F. Boiſſonade bekannt macht. — Kritiſch bearbeitet ſind: Heſiod's Werke und Tage von F. Spohn (L. b. Weidmann); Tryphiodor von F. A. Wernicke (L. b. Fleiſcher); Nonnos Dionyſiaka von F. Gräfe B. 1. (L. b. Vogel); der Böckhſche Pindar wird mit B. 2. Th. 1., die von G. Hermann bearbeitete kleine Erfurdt'ſche Ausgabe des Sophokles mit Th. 4., der Beck'ſche Commentar zum Ariſtophanes mit B. 4. fortgeſetzt. Von C. Reiſig wird eine Ausgabe des Sophokleiſchen Oedipos auf Kolonos mit den alten Scholien (Jena b. Cröker) angekündigt. G. Kießling hat eine trefflich ausgeſtattete und durch Abdruck der Scholien bereicherte 2te Ausgabe des einſt von Harleß herausgegebenen Theokritos beſorgt (L. b. Weidmann). F. Creuzer's Commentationes Herodoteae Th. 1. (L. b. Hahn) enthalten einen herrlichen Schatz gründlicher Unterſuchungen und neuer Aufſchlüſſe. Der Fortſetzung von Friedemann's vollſtändigem Commentar zum Strabon ſehen wir bald entgegen; C. G. Groskurdt hat kritiſche Bemerkungen über Strabons Iberien (Stralſund b. Löffler) drucken laſſen. Von Platon's Werken hat Aſt eine neue Ausgabe mit Bd. 1. (L. b. Weidmann) begonnen. Die Wyttenbach'ſchen animad-

Digitized by Google

versiones ad Plutarchi Moralia ſind (L. b. Kühn) abgedruckt worden. — Der Ueberſetzungen griechiſcher Claſſiker ſind 5.

Zur römiſchen Literatur gehören 77 Artikel, faſt 30 mehr als zur griechiſchen; doch dürfte der Ertrag, nach innerer Gute gewürdigt, dem äußern Verhältniſſe nicht entſprechen. Unter den 18 Schriften gramatiſchen Inhaltes, erregen K. L. Schneider's „Unterſuchungen" H. 1. (Berlin b. Reimer) Aufmerkſamkeit; von den 19 Uebungsbüchern zeichnen ſich die aus, welche Rud. Hanhart, J. P. Krebs und J. D. Schulz verfaſſt oder neu bearbeitet haben. — Textes-Abdrücke glauben wir 14 gezählt zu haben. Für Tibullus iſt das Meiſte geſchehen; G. Huſchke hat dieſen Dichter mit einem ſehr anſehnlichen kritiſchen Apparat in 2 Bden. (L. b. Fleiſcher), E. C. Fr. Bach (L. b. Hahn) mit meiſt kritiſchen Anmerkungen herausgegeben; und zur Heyne'ſchen Ausgabe iſt ein von L. Diſſen beſorgtes Supplement (L. b. Vogel) erſchienen. J. Gurlitt hat Ch. G. Schwarz annotationes in Sulpiciae satiram abdrucken laſſen. F. A. Bothe hat eine lang vermiſſte Handausgabe der Seneca'ſchen Trauerſpiele mit berichtigenden Anmerkungen (L. b. Hahn) und einen Abdruck des Fea'ſchen Horatius (Heidelb. b. Oswald) beſorgt. Die Rath'ſche Ausgabe der philoſophiſchen Schriften Cicero's wird von C. G. Schütz (deſſen Handausgabe der ſämmtlichen Werke mit einem Bändereichen Regiſter bald beendigt ſeyn wird) mit dem 6ten Band fortgeſetzt; das Werk vom Redner hat O. M. Müller (Züllichau b. Darnmann) herausgegeben. Von F. Göller erhalten wir das 23ſte B. des Livius aus der Bamberger Handſchrift (Frankf. a. M. b. Hermann). Durch G. J. Rinck's saggio di un esame crit. per restituire ad Emilio Probo il libro de vita exc. vir. di Corn. Nepote (Göttingen b. Dieterich) kann die Unterſuchung der eigentlichen Entſtehungsgeſchichte der dem Cornelius Nepos zugeſchriebenen Lebensbeſchreibungen neu angeregt und bey dermalen vermehrten kritiſchen Hülfsmitteln zu einem feſteren Ergebniſſe gebracht werden. Von A. Krehl's kritiſcher Ausgabe der Werke des Priscianus (L. b. Weidmann) iſt der 1ſte Bd. fertig geworden. — Ueberſetzungen werden 17 gezählt, darunter Elamer Schmid's Horatius in 2 B. und G. Chr. Herrmann's „Probe einer neuen, mit kritiſchen Forſchungen über den Text verbundenen Verteutſchung des Tacitus" (Gieſſen b. Heyer).

Für lebende Sprachen laſſen ſich an 50 Artikel rechnen, meiſt Sprachlehren, Hülfs- und Uebungsbücher, beſonders des Franzöſiſchen. Von Zwickau und Leipzig werden viele Abdrücke franzöſiſcher Schriftſteller angekündigt. Beachtenswerth ſcheint J. da Tatischeff Dictionaire françois et russe in 2 Bden. 4. (L. b. Kummer) zu ſeyn.

2) Der geſchichtlichen Literatur dürfte wohl ein Zuwachs von 200 Artikeln zu Theil geworden ſeyn. — Unter den Hülfskenntniſſen der Geſchichte iſt, wie gewöhnlich, die Erdkunde am reichlichſten bedacht worden; es fallen ihr 39 abhandelnde Schriften und 28 Reiſebeſchreibungen zu. Da keine Fortſetzung von Ritter's trefflichem Werke angemeldet wird, ſo nimmt Fr. Förſters verſtändig angelegte „Einleitung in die allgemeine Erdkunde" ein Steindruck (Berlin b. Chriſtiani) mit Recht die erſte Stelle ein; auch hat C. Strauß die Erdbeſchreibung nach Naturgränzen bearbeitet (Berlin b. Oehmigke); der fleißige J. M. v. Liechtenſtern läſſt den 1ſten B. eines „Handbuchs der allgemeinen Welt- und Staatenkunde" (L. b. Hartmann) erſcheinen. Von mehreren Lehrbüchern kommen neue Auflagen heraus; vom Gaspari'ſchen und von Stein's Abriß die 10te; von dem Hohn'ſchen die 7te; von dem Rieſenbök'ſchen die 6te; von dem Hölderich'ſchen, Ulhlein'ſchen und von Stein's Handbuch die 4te; von dem Gutsmuth'ſchen die 2te. — J. G. Sommer's „Gemählde der phyſiſchen Welt" (Prag b. Calve) werden mit H. 5 und 6. fortgeſetzt. Ein „Naturgemählde der neuentdeckten Polar- und Tropenländer" erſcheint in 2 Th. (L. b. Hartmann). — Von den 8 ſtatiſtiſchen Artikeln treten hervor: v. Liechtenſtern's Tabellariſche „Ueberſicht"; G. N. Schnabel's „vergleichend-raiſonnirende St." Th. 1.; Tharup's Däniſche St. B. 5 und 6, und Register American 2 B. (L. b. Göſchen). — Unter den Reiſebeſchreibungen erregen die Aufmerkſamkeit: C. G. v. Odeleben „Beyträge zur Kenntniß von Italien, beſonders in mineralogiſcher Hinſicht" B. 1. (Freyberg b. Craz und Gerlach); Gr. Vargas Bedemar, Reiſe nach dem hohen Norden" 2 B. (Frankf. a. M. b. Hermann); und „Reiſe in mehrere Ruſſiſche Gouvernements" Th. 1. (Meiningen b. Keyßner). An des Prinzen Maximilian von Neuwied, Reiſe nach Braſilien, wird gedruckt. Die Mehrheit des kaufbaren Vorrathes beſtehet in Ueberſetzungen, deren Zweckmäßigkeit kaum zweifelhaft zu ſeyn ſcheint.

Bedeutend iſt, was für die Münzkunde geſchieht. Auf ihre Bereicherung ſind berechnet „Numismatiſche Anfragen oder Beſchreibungen wahrſcheinlich einziger und bis jetzt nicht bekannter Münzen" (Meiningen b. Keyßner); Appel hat ein „Repertorium zur Münzkunde des Mittelalters und der neueren Zeit" (Peſth b. Hartleben) angelegt; und C. M. Frähn's „Beyträge zur Muhammedaniſchen Münzkunde aus St. Petersburg" (Berlin b. Reimer) werden vielſeitige Belehrungen mittheilen. Zu Ludw. Lüders brauchbarem ſtatiſtiſch-heraldiſch-genealogiſchen Taſchenbuch iſt ein „Diplomatiſcher Codex" hinzugekommen. Die Elemente der Heraldik empfehlen ſich durch ein lockendes Aushängeſchild als „das nöthige Buch für den höheren und niederen Adel." M. Lutz hat ein „Baſeler Bürgerbuch mit Wappentafeln" (B. b. Schweighäuſer) herausgegeben. Die aus Koch's Nachlaſſe von Schöll zum Drucke beförderten genealogiſchen Tafeln der regierenden Häuſer in Weſt-Nord Europa werden mit dem 6ten Hefte beendet.

Der vermiſchten und biographiſchen Schriften, darunter auch F. v. Schmid Verteutſchung der franzöſiſchen allgemeinen Biographie B. 1, welche die der Urſchrift oft nöthigen Zuſätze, Berichtigungen und Verkürzungen erhalten haben wird, ſind 22. — Die allgemeine Weltgeſchichte wird in 15 Artikeln bearbeitet; wir beſchränken uns darauf, den 5ten Th. einer neuen Auflage der Becker-Woltmannſchen und die 2te Aufl. der Haacke'ſchen auszuzeichnen.

Zur alten Geſchichte gehören 14 Artikel, und es iſt nicht zu überſehen, wie viel ſorgfältiger als ſonſt die Urgeſchichte jetzt unterſucht wird. J. A. Kirchner unternimmt „das Alter der Erde" (L. b. Baumgärtner) genauer zu beſtimmen; C. F. Werner's Anſichten über „die Produktionskraft der Erde oder über die Entſtehung des Menſchengeſchlechts aus Naturkräften" (L. b. Engelmann) werden in einer 2ten vermehrten und verbeſſerten Auflage angemeldet; J. G. J. Ballenſtedt hat ein „Archiv für die neueſten Entdeckungen aus der Urwelt" mit dem 1ſten Hefte (Quedlinburg b. Baſſe) eröffnet, welches bey umſichtiger und ſtrenger Auswahl fruchtbaren Stoff zu Unterſuchungen ſammeln und aufſtellen kann. Für einen ſehr dunkeln Theil

der älteſten Geſchichte iſt einiges Licht zu hoffen in v. Donop „das Maguſaniſche Europa oder Phönizier in dem Innenlande des Europäiſchen Weſten" (Meiningen b. Keyßner) und in Fr. Magnuſſen „über die älteſte Heimath und Auswanderungen des Kaukaſiſchen Menſchenſtammes" (Däniſch: Kopenhagen b. Gyldendal); auch Röſch „Beyträge zur Geographie und Geſchichte der Vorzeit" (Stuttgart b. Löfflund) werden an Winken und Forſchungen ergiebig ſeyn. — F. Zumpt hat in Annales veterum Regnorum et populorum, imprimis Romanorum (Berlin b. Dümmler), ein empfehlenswerthes Hülfsbuch geliefert. Von Vierthaler's „Geſchichte der Griechen" iſt der 2te B., von B. G. Weiske die Fortſetzung und der Schluß ſeiner ungemein gründlichen und für kritiſche Bildung muſterhaften Abhandlung de hyperbole errorum in historia Philippi commissorum genetrice erſchienen. Die ſchon früher bekannten und wegen Eigenthümlichkeit der Betrachtung geſchätzten „Philoſophiſchen Unterſuchungen über die Römer von Fr. Buchholz" werden beſonders abgedruckt; der 1ſte B. (Berlin b. Enslin) iſt fertig. G. Ch. Haberland hat pro Romanis Sardiniam inter bellum Punicum primum et secundum occupantibus (Halle im Waiſenhaus) geſchrieben.

Mit dem Mittelalter beſchäftigen ſich 8 Artikel. Fr. Rehm's „Geſchichte des Mittelalters" (Marburg b. Krieger) wird im Herbſte ausgegeben werden. Von d'Agincourt Histoire de l'art iſt das 19 und 20 Heft, welches den 2ten und 3ten Abſchnitt des Textes begreift, von Cicognara storia della scultura der 3te B., von Sismondi Histoire des républiques italiennes die 2te Auflage angekündigt. Snorro Sturleſon's Königs-Chronik iſt von Grundwig in das Däniſche zu überſetzen (K. b. Bonnier) angefangen worden. Gr. v. Wackerbarth beſchreibt den „erſten Feldzug der Osmaniſchen Türken auf Europäiſchem Boden" Fol. (Hamburg b. Herold). Von Wilken's „Geſchichte der Kreuzzüge" iſt des 3ten B. 2te Abth., von Haken's „Gemählde der Kreuzzüge" der 3te Th. fertig geworden. C. W. Spieker hat J. F. Schachert's „Peter v. Amiens und Gottfried v. Bouillon, oder Geſchichte der Eroberung des heil. Grabes" (Berlin b. Lüderitz) herausgegeben.

Der neueren Geſchichte gehören 30 Artikel, von denen nur die bedeutendſten hier ausgehoben worden. Die von Schöll beſorgte neue Ausgabe der Koch'ſchen Histoire des traités depuis la paix de Westphalie iſt mit dem 15ten B. beendet. Bory de St. Vincent hat Tableau politique des règnes de Charles II. et Jacques II. in 2 B. (Gotha b. Perthes) herausgegeben. Karamſin's „Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs" wird von Hauenſchild (Riga b. Hartmann) in das Deutſche überſetzt; B. v. Wichmann will die „Urkunde über die Wahl Michael Romanow's zum Czaar" (L. b. Gleditſch, vermuthlich zur Mitbegründung der jetzt ſo eifrig vertheidigten Lehre von der Legitimität herausgeben. „Spaniens und Südamerika's Conſtitutionen" werden (L. b. Brockhaus) abgedruckt; von der Revolution des letzteren handeln 3 Schriften, die bald durch andere verdrängt werden dürften. Für die neueſte franzöſiſche Geſchichte ſind außer den in Deutſchland veranſtalteten Abdrücken von Mad. de Stael Considerations und Bailleul examen crit. derſelben, ſo wie von des Gr. Bertrand Manuscrit de l'isle d'Elbe, bemerkenswerth der amtliche Briefwechſel Napoleons während des Italieniſchen Feldzugs und deſſelben Briefwechſel mit Carnot im Jahr 1815.

Auf die Literaturgeſchichte kommen 7 Artikel. W. Roscoe's Skizze „Ueber Urſprung und Schickſale der Gelehrſamkeit und Kunſt" iſt von A. W. Lindau (L. b. Rein) aus dem Engliſchen überſetzt worden. Von Rotermund's Fortſetzung des Jöcher'ſchen Gelehrten-Lexikons wird die 1ſte Lieferung des 6ten Bs angekündigt. Sismondi de la litterature du midi de l'Europe iſt zum zweytenmale aufgelegt worden. W. A. v. Schlegel hat ſich in den observations sur la langue et la litterature Provençale (Paris b. Schöll) auf das neue als gründlichen und geiſtreichen Forſcher bewährt. Von Ch. F. Schloſſer iſt Vincent's v. Beauvais „Hand und Lehrbuch" überſetzt (Frankfurt a. M. b. Wilmanns) und mit trefflichen geſchichtlichen Abhandlungen begleitet worden.

Die Kirchengeſchichte erhält einen Zuwachs von 34 Artikeln; 21 derſelben beziehen ſich auf die Deutſche, 9 auf die Schweizeriſche Reformationsgeſchichte; unter den letztern ſind die von Fels und Kirchhofer, ſo wie die von Uſteri und Vögeli beſorgte Ausgabe der Werke Zwingli's, bemerkenswerth. — J. P. Nbbe verſucht „das Ideal der allgemeinen Religionsgeſchichte" (L. b. Weygand) zu veranſchaulichen. Dem Fleiße und der umfaſſenden Einſicht C. F. Stäudlin's verdanken wir eine gehaltvolle „Kirchengeſchichte von Großbritannien," deren 1ſter Bd. (Göttingen b. Vandenhoek) ausgegeben worden iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dramatiſche Dichtkunſt.

Raphael Sanzio von Urbino. Ein dramatiſches Spiel in fünf Akten, von Georg Chriſtian Braun. Mit einem noch ungedruckten Gedicht Schillers an einen Künſtler, ſo wie mit erklärenden Anmerkungen und ſechs Umriſſen in Kpf. Mainz, bey Kupferberg 1819. 212 S. 8.

„Wie verhält ſich der große Künſtler zu ſeinem Nebenbuhler; wie zu ſeinem Herrn oder Fürſten; zu der Zeit, in der er wirket, und endlich zur Welt? Dieſe Frage (n) wollte ich in vorliegendem Drama löſen." So der Verf. in dem Vorwort. Die Worte: „wie verhält ſich," ſind ſo vieldeutig, daß man, um die Aufgabe zu verſtehen, die er ſich machte, den Verſuch der Auflöſung um Erläuterung antreten muß.

Die Nebenbuhler, welche hier auftreten, ſind Rafael und Michael Angelo. „Gleichwie in Raphaels Gemählde, der Schule von Athen, die Perſonen nicht nach ihrem gleichzeitigen Zuſammenleben, ſondern nur nach der Idee des dichtenden Mahlers zuſammengebracht ſind, ſo wird man auch hier gleichſam nur das Jahrhundert in den Hauptperſonen, die ihm den Namen gaben, wieder finden. Darum iſt allenthalben die Zeitrechnung verletzt, wo es der dichteriſche Zweck erforderte." Hanc veniam damus petimusque vicissim. Wir halten uns an den dichteriſchen Zweck. Der Autor bringt die beyden Kunſtrivale in Rom mit dem Papſt Julius II. von Rovera, dem Grafen Caſtiglione von Mantua (dem Verf. des Drama, der Hofmann) und mit dem erſten Baumeiſter der St. Peterskirche, Bramante, zuſammen. Dieſer hat eine Tochter Fornarina, die als ſolche der Welt unbekannt iſt. Sterbend vertraut er dieſes Geheimniß und die Waiſe ſelbſt dem M. Angelo an. Rafael liebt ſie und beſitzt ihre Gegenliebe. Auch Caſtig-

lione empfindet für ſie. Angelo hingegen, der überhaupt keine andere Geliebte kennt, als ſeine Kunſt, und keine andern Kinder mag, als ſeine Werke, fühlt ſich würdig, den von Bramante angefangenen Bau fortzuſetzen, welchen der Papſt, um ſeinen rauhen Stolz zu beugen, dem Rafael aufträgt. Aus dieſen wechſelſeitigen Angelegenheiten entwickelt ſich die Begebenheit des Stücks. Angelo ſcheint nicht abgeneigt, ſein neues Pflegekind dem Caſtiglione zu geben; als er aber ihre Neigung für Rafael erfährt, denkt er ſie dieſem zu. Er entzweyt ſich wegen der Verweigerung des Fortbaues der Kirche mit dem Papſt, und will entfliehen. Dieſer läſſt ihn mit Gewalt zurückbringen. Der mit jenem Fortbau beauftragte Rafael tritt willig zurück, Caſtiglione gibt ſeine Abſichten auf Fornarina auf, ſie wird Rafaels Braut, und alles endet glücklich.

Dieſe Fabel iſt matt, und ſteht in Hinſicht des Antheils, den ſie erregen kann, unter denen von Oehlenſchlägers Correggio und von Kinds Vandyk. Aber die dichteriſche Ausführung iſt kräftig, geſchmackvoll, geiſtreich und in vielen Rückſichten der Ausführung jener beyden Dramen vorzuziehen. Die Charaktere ſind mit feſter Hand gezeichnet, und geſchickt in Contraſt geſetzt; die Situationen poetiſch angelegt und ausgemahlt; die Künſtlerſeelen in ihrer Menſchlichkeit wie in ihrer Uraniden-Natur dem Blicke des Leſers mit Klarheit entfaltet. Was an anziehender Kraft der Fabel abgeht, das erſetzen die Hauptperſonen des Stückes, die dichteriſch idealiſirten Sitten, und der Reiz der Begeiſterung für die bildende Kunſt, welche durch das ganze Gedicht weht. Die Verhältniſſe des großen Künſtlers zum Kunſtrival, zum Fürſten, zu ſeiner Zeit und zur Welt, kommen freylich nicht im Allgemeinen, nicht als etwas durch innere Nothwendigkeit mit dem Weſen eines Künſtlers Verbundenes zur Anſchauung; aber die Beziehungen, in welchen gerade dieſe beyden Bilder vermöge ihrer Gemüths- und Sinnesart mit einander und mit ihren, gerade ſo und nicht anders beſchaffenen Umgebungen ſtehen, ſind ſo dargeſtellt, daß ihre Wahrheit, ihre von den Charakteren bedingte Nothwendigkeit einleuchtet. Nicht, wie im Correggio, mit der Selbſtqual des Zweifels an Talent, und einer niedrigen, gemeinen, bedürftigen Lebenswirklichkeit; nicht, wie im Vandyk, mit eigner, minder edler und des hohen Kunſtberufes unwürdiger Neigung von mehr ſinnlichem als geiſtigem Urſprunge, hat hier der Genius zu kämpfen. Anerkannt, geliebt und gepflegt von dem kunſtſinnigen Papſt, hat er nur mit dem Stolze des Beherrſchers der Könige ſich auszugleichen, und die Reibungen zweyer ungleichartigen Charaktere aufzuheben, die mit verſchiedenem Sinne, doch mit gleichem Eifer ihm dienen. Nicht, wie der Dichter des Vandyk, mit der Nachbildung berühmter Gemählde durch Schauſpieler will unſer Verf. ſchauluſtige Theaterbeſucher ergötzen. Aber wie der Mahler den Mahler verſteht, das weiß er uns zu mahlen, als Rafael die Bilder muſtert, die ihm Dürer geſendet hat.

Da reitet ſtracks
Ein Ritter her, ein wahrer Eiſenmann;
Grad aus geht ſein Geſicht, ob neben ihm
Der hohle Tod auch trabt auf ſeiner Mähre,
Und hinten gar der Teufel ihn verfolgt.
Wie düſter rings die Wildniß, und wie ſchroff
Die Felſen, denen eine Burg entſteigt
Mit vielen Thürmlein; unten trabt ein Hund
So düſter hin, als ob er zum Geleit
Des Todes mit gehörte, und zertreten
Liegt eine Eidechs in dem Vordergrund.
Iſt wahrlich gut erfunden, und es ſchaut
Der Rittergeiſt, der ſich aus Tod und Teufel
Nichts macht, gar trefflich aus dem grauſ'gen Bild.
(S. 36.)

Inzwiſchen kommt es doch einmal zu einem lebenden Gemählde; aber ganz anders, wie bey Kind. Der Papſt gibt den Künſtlern ein Feſt, von Caſtiglione erfunden, und von dem kunſtſinnigen Kardinal Bembo angeordnet. Es iſt für den Zweck berechnet, den Genius in ihnen zu neuen Werken anzuregen. So tritt Rafael Akt III. Sc. 2. in eine Verſammlung der Philoſophen des claſſiſchen Alterthums. Er führt mit ihnen geiſtreiche, von Seiten der darſtellenden Gäſte des Feſtes auf obgedachten Zweck berechnete Geſpräche, z. B. S. 99. mit Pythagoras:

R. Er ſchreibt nicht Zahlen, ſondern, wie es ſcheint,
So ſind's (ſind es) Figuren; vielgelehrter Mann,
Sag', welche hältſt du für die ſchönſte aller?
P. Die in ſich ſelbſt ſich bildet und verſchlingt.
R. Das iſt die Schlange, die den Schwanz ſich beißt.
P. Ganz recht, das Sinnbild des Gedankens: wird er
Nicht aus ſich ſelbſt, und kehrt in ſich zurück?
R. Gerundet nennt man drum ein Kunſtwerk auch,
Das in ſich anfängt und auch in ſich endet.
So leg' ich alles an, daß eins das andre
Nothwendig nach ſich zieht; was in den Kreis
Nicht ſelbſt ſich füget, nenn' ich Ueberfluß.

Angeregt von allen Seiten, erhebt zuletzt der Genius des Mahlers ſeine Flügel. Er „muß doch ſehn, ob's keine Gruppe giebt," er eilt in den Vorgrund, und wir ſehen ihn gleichſam ſeine Schule von Athen im Geiſt und im Gemüth' empfangen.

Das Liebesverhältniß zwiſchen ihm und Fornarina iſt reinſte, ſchuldloſeſte Menſchlichkeit, die in der Scene Seite 48 ff. reinen Himmel mit allen ſeinen Engeln in der Bruſt der Liebenden ſehen läßt.

Die Lieb' iſt ja die Seele des Gebets,
Wer nie geliebt hat, der hat nie gebetet;
In ihrer Sprache ruft die Schöpfung: Gott!

Der ſterbende Bramante vermacht S. 68. dem kräftigen Angelo den angefangenen Bau. Ihn und ſeine Tochter bey den Händen faſſend, verſcheidet er mit den Worten:

Empfange, Meer der Geiſter, einen Tropfen.

Als er aus Rom fliehen will, ſagt ihm ſein Schüler Daniel: „Ich gehe mit euch in die Hölle."

A. Erſt wollen wir heraus. Wo Tyranney
Und Zwang und Herrſchſucht, und in ihrem Dienſt
Der Knechtsſinn wohnt, die heuchleriſche Demuth,
Da iſt die Hölle, ärger als im Dante.
Mein großer Landsmann hat in ihre Flammen
Die rechten Männer grad gebracht, und ich
Möcht' auch einmal ein ähnliches (Bild) verſuchen;
Doch ohne Midasohren kommen mir
Die Herren nicht davon. (S. 118).

Trefflich iſt ganz am Schluſſe, mitten unter Caſtigliones Kunſtſchätzen, Rafaels und Angelos Friedensſchluß. Doch der Raum fehlt, hier das Schönſte daraus anzuführen. Schon die obigen Stellen werden die Leſer überzeugen, daß Herr Braun eine Hand beſitzt, die Apollons Saiten zu rühren verſteht. „Das (der) Stift" S. 17 und die dunkle Stelle Seite 46 Vers 4 ſind vielleicht nur Druckfehler. Die Kupfer ſind Portraits, und das Gedicht von Schiller trägt alle Spuren der Aechtheit, obſchon Hr. B. den Empfänger des Originals und die Wittwe, die es beſitzen ſoll, nicht genannt hat.

Digitized by Google

Nro. 45.

Literatur-Blatt.

1819.

Die Leipziger Bücher-Meſſe, Oſtern 1819.

Ertrag für Zunft-Gelehrſamkeit.

(Fortſetzung.)

3) Die Literatur der **Philoſophie** wird mit ungefähr 40 Artikeln vermehrt; werden jedoch die kleineren Streit- und Flug-Schriften, welche gelegentlich in das Gebiet der Philoſophie hinüberſtreifen und woran unſer kampfluſtiges Zeitalter ſo übermäßig reich iſt, mitgezählt, ſo ſteigt die Anzahl weit höher. Da dieſe Erzeugniſſe geiſtiger Reibung oft fruchtbarer an kräftiger Eigenthümlichkeit und ſinnvollen Winken und Erklärungen, folglich für ernſttiefe Betrachtung ergiebiger ſind, als viele ausführlichere Werke, ſo würde ein Jahrbuch der philoſophiſchen Polemik wünſchenswerth und ein wiſſenſchaftlich verdienſtliches Unternehmen ſeyn. Faſt alles, was in dem Bücherverzeichniſſe angemeldet wird, geht von unſeren Univerſitäten aus und dieſe bleiben alſo im Beſitzſtande der, jetzt nicht blos von Corſen gehaßten und verrufenen Ideologie. L. **Thilo** hat den „Begriff und die Eintheilung der Allwiſſenſchaft“ (Breslau b. Holäufer) aufgeſtellt. L. J. **Windiſchmann's** „Umriſſe der Philoſophie; Geſchichte und Syſtem“ (Bonn b. Weber) werden den Verehrern des geiſtreichen Denkers willkommen ſeyn. J. **Hillebrand** hat eine „Propädeutik der Philoſophie; Encyklopädie und Geſchichte“ (Heidelberg b. Groos) herausgegeben. Von Fr. **Delbrück** erhalten wir eine philoſophiſche Charakteriſtik des „Sokrates“ (Cölln b. Bachem). — Beachtenswerth ſind S. **Erhardt's** „Vorderſätze zur Aufſtellung einer ſyſtematiſchen Anthropologie“ (Freyburg b. Wagner); G. E. **Schulze** „pſychiſche Anthropologie“ wird zum zweyten Male aufgelegt. — C. **Niederoth's** „Theorie des Wiſſens, mit beſonderer Rückſicht auf Skepticismus“ (Göttingen b. Vandenhoek) wird nicht blos Naturphiloſophen mißfallen. J. A **Wendel's** „ſkeptiſche Logik“ und E. **Reinhold's** „Verſuch einer Begründung und neuen Darſtellung der logiſchen Formen“ dürfen ſo wenig wie H. W. E. v. **Keyſerlingk's** „Metaphyſik“ und Abhandlung de vera liberæ voluntatis significatione, mit Stillſchweigen übergangen werden. — Viel Treffliches iſt von J. F. **Fries** „Beyträgen zur Geſchichte der Ph.“ (Heidelberg b. Mohr) zu erwarten; das 1ſte Heft enthält Ideen zur Geſchichte der Ethik, beſonders Vergleichung der Ariſtoteliſchen mit der neueren Deutſchen. Nic. **Möller** erkläret ſich „über das abſolute Princip der Ethik“ (Leipzig b. Brockhaus). F. **Köppen** hat die „Rechtslehre nach Platoniſchen Grundſätzen“ (L. b. Fleiſcher) bearbeitet. — J. J. **Wagner** betrachtet „Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt und Staat in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen“ (Erlangen b. Palm). Ueber Staatswirthſchaft haben **Jakob** und **Lüder**, über Staatspolizey F. W. **Emmermann** geſchrieben . Mit dem Finanzweſen beſchäftigen ſich 5 Schriften; H. **Keßler** ſtellt eine „Dynamik der Finanzwiſſenſchaft“ (Tübingen b. Laupp) auf; **Krehl** gibt „Beyträge zur Bildung der Steuerwiſſenſchaft“ (Stuttgart b. Sattler) und C. F. v. **Schmidt-Phiſeldek** ſucht den „Begriff vom Gelde“ (Kopenhagen b. Brummer) zu beſtimmen. — Unter den populären Schriften ſind zu bemerken: „Ideale für alle Stände“ (Arau b. Sauerländer) und beſonders „Eine ernſte Unterſuchung des Gebrauchs, Krieg zu führen, worin gezeigt wird, daß der Krieg die Folge einer herrſchenden Verblendung iſt und Mittel zu ſeiner Abſchaffung vorgeſchlagen werden. Erſte Abhandlung der Geſellſchaft zur Beförderung eines immerwährenden und allgemeinen Friedens. Aus dem Engliſchen“ (Pyrmont b. Uslar); ſie kann gewiſſermaßen als Beylage zu dem „Archiv des heiligen Bundes“ betrachtet werden.

4) **Mathematiſchen** Inhalts ſind 96 Schriften; darunter 38 Rechnenbücher und 8 Anweiſungen zum Kopfrechnen. Aufmerkſamkeit erregen F. v. **Drieberg** „Arithmetik der Griechen“ Th. 1. (Leipzig b. Weigel) und „die mathem. Intervallenlehre der Griechen“ (L. b. Knobloch). Von J. T. **Mayer** erhalten wir einen „vollſtändigen Lehrbegriff der höheren Analyſis“ in 2 Bänden (Göttingen b. Vandenhoek); von dem für die Wiſſenſchaft zu früh verſtorbenen F. **Raupach** einen „Grundriß der Dynamik“ (Halle b. Hemmerde). — Die Aufſchrift von **Joſ. Mikley's** „Grundriß einer Totalgrundmatheſis oder Anwendung der Mathematik auf reingeiſtige Gegenſtände, vermittelſt der Conſtruction einer reflexionellen Mappe des Totalgrundes und der Größenverhältniſſe aller im Weltall möglichen Wiſſens- und Sittlichkeits-Entwickelungen zum unbeendbaren Wachsthume der Weltall-Erziehungs-Wirthſchaft“ m. 2 K. u. 2 Tab. (Wien b. Gerold), ſpricht ſich ſelbſt zu vernehmlich aus, um einer genaueren Zergliederung zu bedürfen; die Kaufluſtigen werden nicht verabſäumen, ſich vorerſt mit den Kupfertafeln bekannt zu machen.

Unter den 10 die **Aſtronomie** betreffenden Artikeln fällt J. E. **Bode** Uranographie mit 20 K. (Berlin b. Maurer) ins Auge; des ſcharfſinnigen C. J. **Gauß** zwey Abhandlungen wird kein Sachkundiger lange miſſen wollen. — Auf die **Baukunſt** beziehen ſich 14 Schriften; v. **Wiebeking** fängt an „Jahrbücher der Bauwiſſenſchaft“ (Frankf. a. M. b. Jäger) herauszugeben.

5) Die **Kriegswiſſenſchaft** wird in 31 Schriften bearbeitet. Mit Uebergehung mechaniſcher Anweiſungen, z. B. „Auszug aus dem Abrichtungs- und Exercier-Reglement der K. K. Infanterie, beſonders Artillerie“ und dergleichen, ſcheinen angeführt werden zu müſſen: „Lehrbuch der Kriegsübungen für das Fußvolk“ (München b. Thienemann) und C. **Decker's** „Gefechtslehre der Cavallerie und reitenden Artillerie“ und „Verſuch einer Geſchichte des Geſchützweſens“ (Berlin b. Mittler). — Von den Werken über **Kriegsgeſchichte**, es ſind ihrer 13, zeichnet ſich aus: „Geſchichte des Feldzuges im J. 1799 in Deutſchland und in der Schweiz“ 2 B. mit Pl. (Wien b. Schaumburg); **Dumas** Précis wird fortgeſetzt. P. F. **Stuhr** hat an-

geſangen „die Brandenburg-Preußiſche Kriegsverfaſſung ſeit Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürſten“ Th. 1. (Berlin b. Maurer) zu beſchreiben.

6) Das Feld der Naturkunde wird ſehr fleißig angebaut; 140 Artikel können auf ſie gerechnet werden; darunter ſind freylich nicht viele, doch mehre in der Naturbeſchreibung, welche als wiſſenſchaftliche Bereicherungen erachtet werden können. — Allgemeineren Inhalts ſind D. H. Grindel's „Anſichten der Natur“ (Leipzig b. Steinacker) und Fr. W. v. Selchow's „Naturanſichten“ (Erfurt b. Keyſer). — Zur Naturgeſchichte gehören, außer ziemlich vielen Kinderbüchern, deren oben gedacht worden iſt, einige Lehrbücher; das Raff'ſche ſcheint noch immer gutes Glück zu machen; es erlebt, ungeachtet zahlreicher Nachdrücke, die 12te Auflage mit ſeinen fratzenhaften Bildern. Von A. Meißner's „naturwiſſenſchaftlichem Anzeiger der Schweizergeſellſchaft“ werden der 1ſte und 2te Jahrgang (Arau b. S.) angekündigt. A. F. Schweigger's „Beobachtungen auf naturhiſtoriſchen Reiſen“ (Berlin b. Reimer) verſprechen gute Ausbeute; ſie ſollen auch anatomiſch-phyſiologiſche Unterſuchungen über Korallen und Bemerkungen über Bernſtein enthalten. — Zur Thierbeſchreibung gehören 18 Artikel, von denen wir, außer Suſemihl „zoologiſchen Abbildungen“ H. 1 u. 2. (Darmſtadt b. Heyer) und C. Schmid „Beſchreibung der Säugthiere, mit 132 Abbild.“ (Nürnberg b. Schrag), beſonders hervorheben R. A. Rudolphi Entozoorum Synopsis m. K. (Berlin b. Rücker) und Adelb. v. Chamiſſo (durch den „Mann ohne Schatten“ bey Vielen in freundlichem Andenken) de animalibus quibusdam e classe vermium Linnæana H. 1. (Berlin b. Dümmler), die Frucht beharrlicher Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt 1815 bis 1818. — Ueppiger Reichthum herrſcht in der Pflanzenkunde; auf ſie kommen 43 Artikel; mehre Floren, ſchätzbare Monographien, namentlich gründliche Unterſuchungen der Schwämme. Von allgemeinerer wiſſenſchaftlicher Wichtigkeit ſind die Forſchungen, welche Nees v. Eſenbek, Biſchoff und Rothe über „die Entwickelung der Pflanzenſubſtanz, phyſiologiſch, chemiſch und mathematiſch“ (Erlangen b. Palm) angeſtellt haben, und F. P. Caſſel morphonomia botanica m. K. (Cölln b. Dumont). — Beträchtlichen Zuwachs gewinnt die Mineralogie in mehr als 20, meiſt wichtigen Schriften. Scipio Breiſlack „Lehrbuch der Geologie“ B. 1. iſt mit Anmerkungen von F. C. v. Strombeck (Braunſchweig b. Vieweg) verdeutſcht, von Campmas in das Franzöſiſche (Leipzig b. Cnobloch) überſetzt worden; ſo erſcheint auch von Hauy's „Ebenmaaßgeſetz der Kryſtallbildung“ eine Ueberſetzung (Frankf. a. M. b. Hermann) mit Anmerkungen. Von Steffens „Oryktognoſie“ iſt der 3te B., von Villefosse de la richesse minerale der 3te u. 4te B. fertig geworden. Angekündigt werden M. v. Engelhardts „geognoſtiſche Unterſuchungsmethoden“. — C. v. Raumer ſtellt „das Gebirge Nieder-Schleſiens, der Gr. Glatz und eines Theiles von Böhmen und der Oberlauſitz“ m. 2 K. (Berlin b. Reimer) dar; J. Steininger theilt „geognoſtiſche Studien am Mittelrheine“ (Mainz b. Kupferberg) mit; Gr. Vargas Bedemar beſchreibt „die Inſel Bornholm in geognoſtiſcher Hinſicht“ (Frankf. a. M. b. Hermann); und C. A. Blöde überſetzt Hiſinger's „mineralogiſche Geographie von Schweden, mit Anmerkungen“. Ueber Baſalt hat Ch. Keferſtein geſchrieben, über Bimſteine und deren Porphyre C. W. Noſe, über foſſile Zähne und Knochen urweltlicher Thiere bey Thiede im Braunſchweigiſchen Birling.

Die Phyſik hat 19 Artikel; Gilbert und Muncke haben Lehrbücher herausgegeben. J. Weber betrachtet „Phyſik als Wiſſenſchaft oder die Dynamik der geſammten Natur“ (Landshut b. Weber) und ſtellt (ebend.) eine „dynamiſche Licht-, Farben- und Wärme-Theorie“ auf; v. Yelin äußert ſich „über Magnetismus und Elektricität als identiſche und Urkräfte“ (München b. Lindauer). — Auf Witterungslehre beziehen ſich 8 Schriften; die bedeutenderen werden die von C. Bode und H. W. Brandes ſeyn; Stark's „Meteorologiſche Jahrbücher“ ſind bis zum J. 1817 fortgeſetzt worden.

Die Chemie begnügt ſich mit 9 Artikeln. Gmelin's Handbuch iſt mit B. 3. geſchloſſen; von P. T. Meisner's Handbuch (Wien b. Gerold) erſcheint der 1ſte B. — Die Literatur der Heilquellen vermehrt ſich mit 10 Artikeln. Allgemeinere Beſchreibungen ſind in Berlin (b. Flittner), von Moſche (L. b. Brockhaus) und von Wetzler (Mainz b. Kupferberg) herausgekommen. Von Baden handelt Kölreuter; über Gebrauch des Carlsbades werden freymüthige Blätter (Leipzig b. Fleiſcher) ausgeboten; Doberan ſchildert J. G. Vogel; Goldberg Bornemann in einem 2ten H.; Marienbad F. Sartori und C. J. Zeidler.

7) Zur Arzneywiſſenſchaft gehören gegen 180 Artikel. J. J. Günther hat einen „architektoniſchen Grundriß“ derſelben (Cölln b. Rommerskirchen) entworfen. — Zu den bisher vorhandenen Zeitſchriften kommen 2 neue hinzu: „Zeitſchrift für Natur- und Heilkunde, herausgegeben von den Profeſſoren der chirurg. medicin. Akademie in Dresden“ (Dr. b. Arnold), und v. Stransky „Geiſt der neueſten medicin. chirurg. Schriften“ in Quartalheften (Augsburg b. Jenliſch). — W. Richter's „Geſchichte der Medicin in Rußland“ wird mit Th. 3 u. 4. fortgeſetzt; Sambez hat „die Ruſſiſchen Dampfbäder“, J. C. L. Ziermann „die Krankheiten Siciliens“ (Hannover b. Helwing) beſchrieben. — Der zur populären Geſundheits- und Heilkunde gehörigen Schriften ſind 15. Eine Hamburger „Geſundheitszeitung“ wird von Sieveking herausgegeben; J. L. Kilian hat eine diätetiſche „Hausarzneykunde“ (L. b. Hartleben) geſchrieben. Ob der angekündigte „Geſundheitskatechismus für Schulen“ (Landshut b. Thoman) ein anderer als der Fauſt'ſche iſt, läßt ſich aus dem Titel nicht erſehen.

Unter 15 Artikeln, welche Anatomie und Phyſiologie betreffen, zeichnen wir aus: C. C. Pohl lateiniſche Abhandlung über die vergleichende Zergliederung der Gehörwerkzeuge m. K. (Wien b. Schaumburg); möge ſie ein Seitenſtück zu D. W. Sömmering's wackerer Arbeit über die vergleichende Anatomie des Auges (Gött. 1818) ſeyn! und C. Mehl's Unterſuchung der „Thieriſchen Bewegung“ (Würzburg b. Göbhardt). J. F. Renard will „die Erzeugung des Geſchlechts nach Willkür, nicht durch phyſiſche Manipulationen, ſondern nach dem Willen der Eltern“ (Elberfeld b. Schaub) darthun und zugleich erweiſen, daß ſelbſt durch Ausſchweifung oder andere Urſachen geſchwächte Perſonen im Stande ſind, geſunde Kinder zu zeugen. — Auf den Magnetismus beziehen ſich 13 Artikel, von denen vielleicht die ſpöttiſch-höhnenden mehr Leſer finden werden, als die lehrreichen „Erfahrungen“ J. R. Lichtenſtädt's (Berlin b. Sander) und K. L. Bährends „Beobachtungen“ (Eſſen b. Bädecker). D. F. Weiſſe macht „Erfahrungen über arzneyverſtändige Somnambulen, nebſt einigen Verſuchen mit einer Waſſerfühlerin“ (Berlin b. Flittner) bekannt.

Pathologie und Therapie erhalten einen Zuwachs von 40 Artikeln. Petöcz ſtellt eine „Theorie der Heilkunde“ auf. Von P. J. Horſch „Krankheitslehre und Heilkunde“ (Frankf. a. M. b. Andreä) wird der 1ſte, von Kieſer's „Syſtem“ der 2te B., von Kreyſig's „Syſtem“ des 1ſten B. 2te Abth. angekündigt. J. A. Walther beginnt ein ausführliches Werk „über das Weſen der phthiſiſchen Conſtitution“ (Bamberg b. Kunz) mit dem 1ſten B.; C. v. Brühl-Cramer hat „die Trunkſucht“ in Unterſuchung genommen (Berlin b. Nicolai) und hofft ſie durch eine rationelle Heilmethode zu bekämpfen. Das Scharlach wird von Ch. Pfeufer und von J. Wendt beſchrieben. Salzmann's Buch über die Onanie wird zum 4ten Male, das Keyſer'ſche zum 5ten Male aufgelegt. — Joſ. Weidlich empfiehlt den „Badſtuhl in örtlichen Krankheiten“ (Wien b. Gerold). Ueberſetzungen glauben wir 6 gezählt zu haben.

Auf die Chirurgie kommen 35 Artikel, einſchließlich 10 Ueberſetzungen; über die Naſenbildung hat Roddi geſchrieben; von Augenkrankheiten handeln mehrere Schriften; C. H. Weller hat ſie in einem Handbuche für Studirende (Berlin b. Schüppel) bearbeitet, welches vielleicht die allgemeinere Verminderung des zum Zeichen der Zeit gewordenen Brillengebrauchs in der Jugendwelt zur Folge haben wird. Die Entbindungskunſt bleibt dießmal auf 3 Artikel beſchränkt.

Zur Arzneymittellehre gehören 4 Art.; zur Pharmacie 14, einſchließlich 2 Ueberſetzungen; Buchner, Bucholz und Trommsdorf beharren in ihrer bekannten Thätigkeit; Geiger äußert ſich „über Apotheker-Taxen“.

Die Thierheilkunſt wird in 16 Art. von Buſch, Lappe, Ribbe u. A. bearbeitet; für die Pferde ſorgen Mehrere, beſonders Schwab und Tennecker.

Der gerichtlichen Medicin wird ein Zuwachs von 14 Schriften zu Theil; der geſammte Vorrath dieſer Literatur iſt von C. F. L. Wildberg in Bibliotheca medicinæ publicæ 2 B. 4. (Berlin b. Flittner) verzeichnet worden.

8) Auf die Rechtswiſſenſchaft kommen etwas über 100 Schriften. Von L. Stöhr's Encyklopädie erſcheint der 2te B. — Das römiſche Civilrecht wird in 22 Artikeln bearbeitet. F. W. v. Ulmenſtein gibt eine „Handbibliothek des Civilrechts“ (Berlin b. Flittner) heraus. v. Savigny's Zeitſchrift wird fortgeſetzt. Hugo's „Lehrbuch der Geſchichte des röm. Rechts“ iſt in einer 6ten Aufl. neu überarbeitet worden. Wenk's *M. Vacarius primus juris R. in Anglia Professor* (Leipzig b. Hartmann) iſt ein ſchätzbarer Beytrag zur Literargeſchichte. — Grundriſſe zu Vorleſungen über die Pandekten erhalten wir von Haubold und von Schweppe in 2ter Aufl.; von Glück's „Erläuterungen der P.“ iſt der 20ſte B. angemeldet; C. Schrader gibt einzelne Titel der P., kritiſch berichtigt heraus; Gensler erörtert die Lehre von „Diligenz und Culpa“. — Von M. Tönſen „Grundſätzen eines allgemeinen poſitiven Privatrechts“ (Schleswig b. Koch) erſcheint der 1ſte Th. —

Zu Deutſchem Rechte gehören an 38 Artikel; die entſchiedene Mehrheit hat beſchränkteres provinzielles Intereſſe. „Das Jütſche Low“ iſt von D. N. Falk (Altona b. Hammerich) herausgegeben worden.

Unter den 15 Art., welche das Peinliche Recht angehen, befindet ſich eine 6te Aufl. von G. J. F. Meiſter's Lehrbuch, ein „Handbuch“ von J. T. Werner (Hadamar Gel. B.), und G. W. Böhmer's Abhandlung „über die Folter“ (Weimar im Ind. C.). Von J. F. Ch. Berger's „Repertorium des Preußiſchen Criminalrechts“ (Zeiz b. Webel) wird der 1ſte B. angemeldet. Chriſtenſen gibt eine „Beſchreibung der in Schleswig und Holſtein, Hamburg und Lübeck, zum Theil auch in Hannover und Mecklenburg in den J. 1802 bis 1817 beſtraften oder mit Steckbriefen verfolgten Verbrecher, nach dem Alphabete geordnet, mit erläuternden Anmerkungen und einem Regiſter der Hauptkennzeichen verſehen“ in 2 Theilen (Hamburg b. Perthes).

Zum Staats- und Völkerrechte gehören 3 Art.; zur praktiſchen Jurisprudenz 6, darunter A. Mallinckrodt „über praktiſches Geſchäftsleben“; neue Auflagen von Martin's „Anweiſung“ und „Lehrbuch“ und B. W. Pfeiffer's Sammlung der „Entſcheidungen des (durch ſtrenge Gerechtigkeitsliebe ausgezeichneten) Ober-Appellationsgerichtes in Caſſel“ B. 1.

Auf allgemeinere Theilnahme haben die Verhandlungen über Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens Anſpruch; 10 Schriften beſchäftigen ſich damit, unter welchen die von A. Mallinckrodt, der die „Beredſamkeit als Bedürfniß unſerer Zeit“ (Weimar im Ind. C.) darſtellt, von Gravell, Mosqua, Preuſchen u. A. Aufmerkſamkeit verdienen; ſo wie auch die Gutachten franzöſiſcher Juriſten nicht überſehen werden dürfen. Ueber die Geſchwornen-Gerichte erklären ſich v. Feuerbach, C. J. v. Sparre-Wangenſtein, und Mittermaier.

(Der Beſchluß folgt.)

Staatswiſſenſchaft.

Okens Dienſtentſetzung. Aktenmäßiger Bericht darüber. Leipzig bey Brockhaus 1819.

Die Leſer kennen dieſe betrübte Geſchichte aus den Tagesblättern. Die Regierungen von Weimar und Gotha ließen dem Prof. Oken in Jena durch den academiſchen Senat die Alternative vorlegen: entweder die Herausgabe ſeiner Monatsſchrift Iſis oder ſeine Profeſſur aufzugeben. Da er ſich zu jenem nicht entſchließen konnte, entſetzte man ihn dieſer *sans autre forme de procès.*

Eine kurze kritiſche Anzeige der vorliegenden Schrift in den Hamburgiſchen Originalien Nro. 106 S. 867 äußert: „Der Fall gehört der Rechtswiſſenſchaft an, und wenn es noch in Deutſchland einen echten academiſchen Gemeingeiſt gäbe; ſo müßte darüber auf allen deutſchen Univerſitäten diſputirt, er müßte in Diſſertationen und Programmen beleuchtet werden.“ Wir laſſen es dahin geſtellt ſeyn, ob die Sache in Hinſicht des Rechts zweifelhaft genug ſeyn würde, um auf den Lehrſtühlen Stoff zum Diſputiren abgeben zu können; aber in den Büreaux der Zeitungsſchreiber hat ſich wirklich eine Art von Diſputatorium darüber etablirt. Die Tagesblätter, welche ſich für Interpreten der öffentlichen Meinung geben, haben die Rechtmäßigkeit des Verfahrens verneint, und in der That dringt ſich dem Unbetheiligten die Schlußreihe auf: Oken hatte entweder durch den Inhalt, welchen er der Iſis gab, eines Vergehens ſich ſchuldig gemacht, wodurch er die Profeſſur verwirkte; oder nicht. Im erſten Falle mußte man ihm nicht die Wahl laſſen, zwiſchen der Iſis und der Profeſſur; im zweyten durfte man ſie ihm um der Iſis willen nicht entziehen. Gegen dieſe Theſis iſt die Preußiſche Staatszeitung als Opponentin aufgetreten. Sie hat ge-

Digitized by Google

meint, es würde alles darauf ankommen, ob nach den poſitiven Geſetzen des Landes es einer Unterſuchung und eines Richterſpruches bedürfe, um einen Staatsdiener ſeines Amtes zu entlaſſen. Auch hat ſie neuerlich in Nro. 76. auf einen franzöſiſchen Rechtsfall ſich berufen. Der Profeſſor an der Rechtsſchule, M. Bavoux, obſchon von der Anklage wegen aufrühreriſcher Lehren freygeſprochen, iſt von der Commiſſion für den öffentlichen Unterricht unter dem Vorſitz des Präſidenten Royer-Collard ſeines Amtes entſetzt worden, und die gedachte Zeitung ſagt bey Gelegenheit dieſer Nachricht: „Alſo nicht blos in Weimar, auch in Frankreich, wo die liberalen Inſtitutionen, das Geſchwornen-Gericht und die Preßfreyheit herrſchen, wird ein Lehrer durch die adminiſtrative Behörde ſeines Amtes entſetzt, weil dieſe Behörde ihn ungeeignet findet, die Jugend zu unterrichten.“ Darf die wiſſenſchaftliche Kritik in dieſem Zeitungsdiſputatorium präſidiren; ſo muß ſie der Opponentin abfällig ſeyn. Der Fall des Herrn Bavoux hat mit dem von Oken nichts Weſentliches gemein. Die franzöſiſche Commiſſion für den öffentlichen Unterricht iſt eine Behörde, zu deren Competenz es unfehlbar gehört, die Tauglichkeit angeſtellter Lehrer zu unterſuchen, und bey erwieſenem Mangel derſelben ſie des Amts zu entlaſſen; auch erhellet aus der Zeitungsnachricht, daß ſie in dem genannten Falle förmlich darüber abgeſprochen hat, und es muß daher vorausgeſetzt werden, daß ſie den Sachbeſtand unterſucht, und dabey den Angeſchuldigten gehört habe. Nach vorliegendem Bericht iſt von alle dem in Okens Falle nichts geſchehen. Auch würde im Allgemeinen, nach geſunden ſtaatswiſſenſchaftlichen Begriffen, eine Unterſuchung dieſer Art nicht für ein Regierungscollegium unmittelbar gehören, aus dem einfachen Grunde, weil ſolche Collegien vermöge ihres Zweckes nicht eben mit Männern beſetzt zu ſeyn pflegen, welche über die Tauglichkeit oder Untauglichkeit eines akademiſchen Lehrers mit Sicherheit urtheilen können; und in allen dergleichen Fällen iſt bekanntlich ſolch ein Collegium ſchuldig, die entſcheidende Staatsgewalt Sachverſtändigen zu übertragen, und ſich auf Ausübung der vollſtreckenden, nach erfolgter Entſcheidung, zu beſchränken.

Ja ſogar angenommen, daß die poſitiven Geſetze des Landes der Regierung erlaubten, dabey nach bloßem Gutdünken zu verfahren; ſo würd' es doch weder ihrer, noch des Souveräns Würde gemäß ſeyn, ſich dieſer Erlaubniß zu bedienen, ohne durch ſachverſtändige Unterſuchung den möglichen Schein einer durch menſchliche Leidenſchaft beherrſchten Willkür von ſich abzuwenden. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, hält auch der erſte Grund der verehelichen Opponentin nicht Stich; und vorausgeſetzt, daß der Titel unſerer Schrift nicht lügt, daß der Bericht wirklich aktenmäßig iſt, müſſen wir der Meinung des Hamburgiſchen Recenſenten beyfallen, daß derſelbe ein merkwürdiges Denkmal für die Rechtswiſſenſchaft ſey, indem er Stoff im Ueberfluß darbietet, Rechtsfragen zu diſcutiren, die von großem, praktiſchen Intereſſe ſind.

Daran zwar, ob Herr Oken Profeſſor (der Naturwiſſenſchaften, wenn wir nicht irren) in Jena ſey oder nicht? hat ſie kein Intereſſe. Aber die Frage, ob die Staatsgewalt geſetzmäßig angeſtellte Inhaber öffentlicher Lehrſtühle willkürlich entlaſſen darf, wie ein Hauswirth ſeine Tagarbeiter, iſt dem Staatsrecht erheblich. Denn wäre ſie zu bejahen, ſo würde folgen, daß die Inhaber der Staatsgewalt der Ausbildung der Wiſſenſchaften mittelſt lebendiger Lehre auf den Akademien nach rein ſubjektiven Anſichten oder Leidenſchaften willkürliche Schranken ſetzen könnten. Sie würden es völlig in ihrer Macht haben, von den Lehrſtühlen ſtatt des Lichtes, welches der Staatseinrichtung ſelbſt den Weg zur Vervollkommnung erleuchten ſoll, eine Finſterniß ausgehen zu laſſen, welche vielleicht das Beherrſchen erleichtert, aber gewiß den moraliſchen Zweck der Staatsgeſellſchaft vernichtet. Die Staatswiſſenſchaft hat keine exekutive Gewalt, wie die Staatspraxis; aber ſie hat die Fähigkeit, ſich einer größeren zu bemächtigen, die ohne Zerſtörung ihres Weſens nie gemißbraucht werden kann: wir meinen die Macht der Wahrheit, die ihres Sieges, wenn ſchon nicht der Zeit deſſelben, immer gewiß ſeyn kann.

Aus dieſen Gründen empfehlen wir obgenannte Schrift den deutſchen Rechtsgelehrten, nicht um daraus zu lernen, ſondern um ſie belehrend zu commentiren.

Franzöſiſche Literatur.

Supplement aux œuvres de Diderot, 1. Vol. Nachtrag zu (Diderots Werken.)

Der Buchhändler Belin, welcher Diderots Werke herausgibt, hat es für paſſender gefunden, dieſe einzelnen, noch nicht bekannten Aufſätze des geiſtreichen Schriftſtellers getrennt herauszugeben, ehe er ſie der Sammlung einverleibt. Das Publikum hat ſie aber lau empfangen. Sie beſtehen in einer Reiſe durch Holland, wohin den Verfaſſer ſeine Rückkehr von Petersburg führte; einzig ſtatiſtiſche Notizen, die, ſeit der gänzlichen Umſchaffung dieſes Landes, keinen Werth mehr haben: einige charakteriſtiſche Züge, einige hinlänglich bekannte Anekdoten. Der zweyte Theil dieſes Buchs enthält Urtheile über die Kunſtausſtellung von 1761 — 1769 und über die damaligen Bildhauer und Mahler, die kein großes Intereſſe haben. Ein Artikel über die Unterrichtsanſtalten in Rußland, ſind der Kaiſerin Katharine zugeſchrieben worden, wahrſcheinlicher iſt es aber, daß er auf ihren Befehl geſchrieben worden iſt. Man lobt darin ſehr den Gebrauch in Deutſchland, verwickelte Proceſſe den berühmteſten Univerſitäten vorzulegen, ohne die darin verwickelten Perſonen zu nennen, weil das Urtheil der Profeſſoren dann allzeit unpartheyiſch ſeyn müſſe.

Histoire de Jeanne d'Albret par Mlle Vauvillier 3. Vol. (Geſchichte der Johanne d'Albret.)

Johannens Leben konnte nicht hinlänglichen Stoff zu drey Bänden verleihen, auch enthalten ſie nicht nur ihre Geſchichte, ſondern die von ganz Frankreich, von der Zeit, wo ſie in der Welt und am Hofe lebte von 1540 bis 1572. Das Werk iſt eine Compilation der Geſchichtſchreiber über jene Zeit, in welcher auch Brantome benutzt iſt, woran ſich franzöſiſche Anzeigen, ſeiner, zeitgemäß oft rohen Leichtfertigkeit wegen, Aergerniß nehmen. Gründlich hiſtoriſchen Werth hat das Werk nicht, aber mit ſeinem artigen Titelkupfer, Johanne als zwölfjähriges Kind vorſtellend, wie ſie 1540 den Herzog von Cleve heirathete, wird es, da es elegant geſchrieben iſt, in den Salons geleſen werden, und hie und da vielleicht Geſchmack an Geſchichte anregen.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Die Leipziger Bücher-Meſſe, Oſtern 1819.

Ertrag für Zunft-Gelehrſamkeit.

(Beſchluß)

9) Die Zahl der angekündigten Theologiſchen Schriften überſteigt 450, von welchen nur ein ſehr kleiner Theil wiſſenſchaftlich bedeutend heißen kann; die Mehrheit beſteht in Erbauungs-, Kinderunterrichts- und Gelegenheits-, zum Theil auch Streit-Schriften. Für unbefangene und ſittliche Beobachter wird dieſe Betriebſamkeit viel Erfreuliches haben; eines Theiles zeugt ſie von Allgemeinheit der äuſſeren Theilnahme an religiöſen Angelegenheiten, denn religiöſer Sinn beſtehet ohne viele Bücher, auf der andern Seite beurkundet ſie reges Streben des Standes, der auf Stimmung der Gemüther, nächſt dem Erzieher und Volkslehrer, den entſchiedenſten Einfluß hat.

Ueber Chriſtenthum will Jeder mitſprechen, dem es um den Ruf eines ſogenannten guten Kopfes zu thun iſt, und weil gar Viele meinen, die Sache laſſe ſich blos geſchichtlich oder angeblich rein philoſophiſch betrachten und beurtheilen. Daher entblödet ſich auch der Jude S. Ascher nicht, „von dem zukünftigen Schickſale des Chriſtenthums“ ſeine Phantasmata drucken zu laſſen und Crim. R. C. L. Paalzow will die Mitwelt zum „äſthetiſchen Chriſtenthume“ (Lemgo b. Meyer) erheben. Wer nach geſchichtlich-heiligender und tröſtend-ſtärkender Anſicht des Chriſtenthums ſtrebet, wolle ſich des verewigten C. L. W. Stark „das Leben und deſſen höchſte Zwecke“, wovon jetzt der 2te B. erſcheint (Jena b. Cröker), beſtens empfohlen ſeyn laſſen.

Vieler Augen und Gedanken richten ſich auf Zuſtand und Verfaſſung der chriſtlichen Kirche; die Unterſuchung greift, wie die Meiſten glauben, tief in das Staatsleben ein. Die Katholiken ſind mit Recht ernſtlich darauf bedacht, die äuſſere Verfaſſung ihrer Kirche ſicher zu ſtellen. Unter den hierüber laut gewordenen Stimmen verdienen vor allen anderen gehört zu werden: Onymus „über die Verhältniſſe der deutſchen kathol. K.“ und Sommer „von der Kirche in dieſer Zeit“. Solche Sprecher für Wahrheit und Recht haben zu viel Einſicht und wahrhaft frommen Biederſinn, um von Wiederherſtellung des Jeſuiten-Ordens einiges Heil zu erwarten; für weniger Unterrichtete ſind Schriften beſtimmt, wie „die Jeſuiten im Verhältniſſe zu Staat und Kirche“ (Zürich b. Orell) und „Briefe über den gefährlichen Einfluß der Jeſuiten auf die Erziehung“ (ebendaſ.) Auch wird von den Beſſeren unter den Stimmführern für die kathol. Kirche die Nothwendigkeit anerkannt, der Gewalt oder dem Machtſtreben der römiſchen Curie geſetzliche Schranken zu ſetzen. Auf dieſen Gegenſtand beziehen ſich 4 Schriften; Barruel „vom Papſte“ aus dem Franzöſ. wird zum 2ten Male (Landshut) aufgelegt; der „Geiſt der römiſchen Curie“ (München b. Fleiſchmann) wird geſchildert; und J. S. Vater hat „kirchen- und ſtaatsrechtliche Erörterungen des Verhältniſſes kathol. Landesherrn zu dem Papſte“ (Königsberg b. Unger) drucken laſſen. Die beredtſte Warnung gegen Curial-Uebermuth liegt in dem Baieriſchen Concordat, worüber 6 Schriften angemeldet werden, und in den Streitigkeiten über die Wahl des Freyherrn v. Weſſenberg; dieſe werden in 10 Schriften verhandelt; nur Eine derſelben iſt gegen W., und es läßt ſich der finſtere Schlupfwinkel bald entdecken, aus dem ſie hervorgegangen iſt; J. L. Koch hat ein wackeres „Rechtsgutachten über das Verfahren des römiſchen Hofes“ (Frankf. a M. b. Andreä) herausgegeben; und Walzner erinnert an „Biſchof Otto von Sonnenberg und Ludwig von Freyburg“ (Carlsruhe b. Müller). — Zu einer äußeren und amtlichen Annäherung der Katholiken und Proteſtanten iſt keine Ausſicht, und ſie wird ſo wenig durch „Paalzow's „Syneſius“, als durch Beckedorf's Sophiſtik und durch die weiſen Demonſtrationen in den Wiener Jahrbüchern befördert werden. Brüderlicher Chriſtenſinn führt zu einer inneren Eintracht, wovor Pfaffengeiſt ſich entſetzen würde, wenn ſie ſich ihm offenbarte; es gehört zu den kaum geahneten Geheimniſſen, daß ſo etwas vorhanden iſt und wächſt, aber durch geräuſchvolle, auch noch ſo lobpreiſende Oeffentlichkeit gefährdet werden würde. Von katholiſcher Kirchenverfaſſung und Geſetzgebung handeln noch 9 Schriften.

Eben ſo eifrig, wie Katholiken, arbeiten Proteſtanten an ihrer kirchlichen Verfaſſung; Schuderoff, der ſich recht gründlicher Anfeindung der verſtockten Ariſtokraten aller Art würdig gemacht hat und genüglich erfreut, ſucht den „innerlich nothwendigen Zuſammenhang der Staats- und Kirchen-Verfaſſung“ zu erweiſen, was ihm nicht ſchwer geworden ſeyn wird. Die Preußiſche Synodal-Einrichtung reget friſches Leben an und wird ſich mit jedem Jahre fruchtbarer an guten Werken zeigen; auf ſie beziehen ſich 9 Schriften, unter welchen die von Ch. C. Gebauer und L. A. Kähler die meiſten Erwartungen erregen. — Mit der Union der beyden proteſtantiſchen Kirchen beſchäftigen ſich 11 Schriften; die meiſten ſind dafür; Gen. Sup. Bretſchneider hat ſich mit Mäßigung dagegen erklärt, und es wird ihm nicht widerfahren, was einem anderen Sächſiſchen Gottesgelehrten unter der Aufſchrift „Trauriger Kampf des Prof. Tittmann gegen die Vereinigung der evangel. Kirchen“ (Halle b. Hendel) angethan worden iſt.

G. S. Franke gibt uns eine „Encyklopädie der Theologie“ (Altona b. H.); von Nöſſelt's „Anweiſung“ erſcheint die 3te Aufl. — Fuhrmann's Handbuch der theol. Litt.“ wird mit Abth. 1. des 2ten Bandes fortgeſetzt. — Zu den erfreulichſten Erwartungen berechtigt die Ankündigung einer „Theolog. Zeitſchrift“, welche Schleiermacher und de Wette (Berlin b. Reimer) herausgeben wollen; ſie wird im ſtrengſten Sinne wiſſenſchaftlichen Inhalts ſeyn. Die übrigen Zeitſchriften dauern ſämmtlich fort. Ueber den

Digitized by Google

in manchen derſelben herrſchenden Ton wird Klage erhoben; namentlich hat die Felder-Maſtiaux'ſche Literaturzeitung mehrere Gegner gefunden. Der „öffentlichen Darſtellung theologiſcher Ausfälle und Zänkereyen über Religion, Proteſtantismus, Kirchenweſen und Union; mit Beyſpielen aus den neueſten Schriften genannter Theologen belegt“ (Quedlinburg b. Baſſe) wird es nicht an Stoff zur Fortſetzung in mehreren Heften fehlen.

Zum Bibelſtudium gehören an 50 Artikel. Die immer zahlreicheren Berichte von Bibelgeſellſchaften ſcheinen nur ſehr unvollſtändig verzeichnet zu ſeyn; ihre Thätigkeit kann aus den „Neueſten Nachrichten aus dem Reiche Gottes“ (Berlin b. Obſt) erſehen werden; die Folgen von der Einführung des Buches aller Bücher in die katholiſche Laienwelt ſind nicht zu berechnen. Von Ueberſetzungen werden 4 aufgeführt; Einleitungen und allgemein faſsliche Erläuterungen 8; bibliſche Geſchichten 9.

Winer hat ſich der Bearbeitung eines „Bibliſchen Reallexikons“ (Leipzig b. Reclam) unterzogen. — Für Erklärung und Kritik der Bücher des Alten Teſtaments iſt viel geleiſtet worden in 10 Artikeln, von denen die bedeutendeſten zu ſeyn ſcheinen J. L. Hug de pentateuchi versione Alexandriæ (Freyburg b. Herder); J. G. Dahler de librorum paralipomenorum auctoritate atque fide historica (Leipzig b. Gleditſch); „die Hebräiſchen Propheten“ von J. G. Eichhorn, 2ter B.; C. D. Breithaupt Commentarius in Saadianam versionem Jesaiæ arabicam (Roſtock b. Stiller) und die Abhandlungen von F. Erdmann über Jeremias, von D. v. Cölln über Zephanias, von F. B. Köſter über Zacharias. — Unter den 10, das Neue Teſtament betreffenden Artikeln ſind bemerkenswerth: die 4te Ausgabe von Schleusner's Lexikon in 4 Th., die Spohn'ſche Ausgabe des Schöttgen'ſchen Wörterbuchs, und F. Lücke „vollſtändiger Commentar über die Schriften des Evangeliſten Johannes“ (Bonn b. Weber); der 1ſte Band ſoll das Evangelium enthalten.

Zur chriſtlichen Alterthumskunde gehören 7 Schriften: Auguſti hat ein „Lehrbuch“ derſelben (L. b. Dyk) herausgegeben. Durch gehaltvolle Gründlichkeit zeichnen ſich aus C. Schöne „Geſchichtsforſchungen über kirchliche Gebräuche und Einrichtungen der Chriſten“ B. 1. m. K. (Berlin b. Reimer) A. Keſtner ſchildert „die Agape oder den moraliſch-religiöſen Geheimbund der Chriſten, von Clemens dem Römer nach einer hierarchiſchen Conſtitution, mit einer myſtiſch-maureriſchen (wirklich? ſo hat D. Bahrdt doch Recht gehabt?) Symbolik, einem Myſterien-Cultus, unter Domitian geſtiftet“ (Jena b. Schmid). — Die Bereicherung der Patriſtik in 6 Art. beſteht zum größeren Theile in Ueberſetzungen der Apoſtoliſchen Väter, des Auguſtinus, Makarius und Bernhard.

Die Literatur der Glaubens- und Sittenlehre wird mit 40 Art. vermehrt. Unter den proteſtantiſchen heben wir aus: F. L. O. Baumgarten-Crulius „Einleitung“ (L. b. Engelmann) und Ph. Marheinecke „Grundlehren der chriſtl. Dogmatik“ (B. b. Dümmler); Seiler's Compendium wird zum 4ten Male aufgelegt. Die durch Harms Theſen veranlaſsten Streitigkeiten werden in 13 Schriften fortgeführt; im Weſentlichen hat Harms gewiß Viele auf ſeiner Seite, wenn er im Sendſchreiben an Lehmus behauptet, „daß es mit der Vernunftreligion nichts ſey“. Auch über Rationalismus und Supranaturalismus wird noch fleißig unterſucht und gekämpft; C. W. Stein ſtellt „Grundlinien zur Würdigung der Urtheile über R. u. S.“ (L. b. Barth); F. A. Klein „Grundlinien des Religioſismus“ (L. b. Kollmann) auf. — Von den Arbeiten katholiſcher Theologen ſind anzuführen des wackeren Dunmus „Glaubenslehren praktiſch vorgetragen“ Th. 1. (Sulzbach b. Seidel); Atzenberger hat eine Introductio (Landshut) herausgegeben; von dem Dobmayr'ſchen Syſtem erſcheinen B. 7 u. 8; das Klüpfel'ſche Lehrbuch und Feyer's Dogmatik in 7 B. werden neu aufgelegt.

Der Unterrichtsbücher und Katechismen ſind 46; proteſtantiſche 36, katholiſche 10.

Von den 11 zur Paſtoraltheologie gehörigen Schriften iſt Schärer „der Prediger bey Miſſethätern“ 2. B. (Erlangen b. Palm) zu beachten. — Auf die Homiletik kommen 18, auf die Liturgik 3 Schriften.

Erbauungsbücher aller Art mögen an oder über 180 ſeyn. — Predigtſammlungen haben wir 66 gezählt, darunter 16, die ſich auf die Reformationsfeyer beziehen, und 10 von katholiſchen Verfaſſern. Zu den Muſterarbeiten ſind die von Schleiermacher, Theremin, Dräſeke, Ammon, Hanſtein, Hoppenſtedt, Schuderoff, Schott zu zählen. — Vermiſchte und für einzelne Stände und Verhältniſſe beſtimmte Erbauungsbücher ſind ungefähr 50 angemeldet; Gebet- und Andachtsbücher über 50, davon die Mehrheit für Katholiken, nur 10 für Proteſtanten. — Unter den 17 Geſangbüchern findet ſich ein „Chriſtoſophiſches“ (Kiel in der akadem. B.).

Franzöſiſche Literatur.

Petit tableau de Paris par Mad. de Sartory auteur du Duc de Lauzun etc. (Kleines Gemählde von Paris.)

Die Verfaſſerin hat Geiſt, und ihr Geſchlecht, welchem die Eigenſchaft der Beobachtung in ihren nächſten Umgebungen, und der lebendigen Darſtellung des Beobachteten eigen iſt, machten ſie zu der Sittenſchilderung ihrer Zeit, in einem bedungenen Umfange geſchickt. Sie geht mit einer entſchiedenen Vorliebe für Paris, einer Vorliebe, die bis zur unerſchütterlichen Ueberzeugung ſeiner Vorzüge geſteigert iſt, ans Werk. Wenn der unbefangene Fremde dieſem in ſo mancher Beziehung beypflichten muß, ſo können wir die Vorliebe der Franzöſinn leicht nachſehen.

Eines Abends, erzählt Mad. Sartory unter Andern, kam Graf Melville zu Fuß in den Salon des Etrangers zurück; er begegnete auf dem Boulevard des Italiens zwey verdächtig ausſehenden Menſchen, die ſeine Börſe fordern, und ihm einige Meſſerſtiche geben, die glücklicherweiſe nur ſeinen Arm treffen; noch glücklicher traf es ſich, daß der junge Alfred von St. Geran in der Nähe war, den Grafen befreit, und ihn verwundet nach Haus bringt. Kaum dort eingetreten, wirft ſich ihm ſeine ſchöne, junge Tochter zu Füßen, und ſinkt in Ohnmacht. Alfred verliebt ſich in ſie, der Vater wird geheilt; Alfred heirathet Floreſtine, und die Geſellſchaft verſammelt ſich bey dem jungen Ehepaar, das „eines der guten Häuſer macht.“ Auf dieſes Netz trägt

Digitized by Google

nun Mad. Sartory ihrr Gemählde drs Pariſer Geſellſchaftslebens auf. Man muß geſtehen, daß es zirmlich abenteuerlich gewoben iſt, indem Mordanſchläge, auf den Pariſer Boulevards ausgeübt, eine ziemlich ſeltne Erſcheinung ſeyn möchten.

Floerſtinens Geſellſchaft iſt aus Perſonen vrrſchiedener Partreyen zuſammengeſetzt, abre ſtets ſolchen, die zu den Leuten von gutem Ton gehörrn; man erörtert, abee ohne zu erſchöpfen, und hauptſächlich ohne ſich zu erbittern, man erzählt Anekdoten und verläumdet zuweilen den lieben Nächſten. Doch hat die Politik immer den Vorrang; die Feauen nehmen Theil daean, denn man ſchickt ſie nicht, wie in England, vom Tiſch hinweg; allein die mehrſten von ihnen laſſen die Männer von Dingen ſprechen, die ſie wirklich beſſer verſtehen. Unter den Anekdoten läßt ſie Herrn de Pradt einem Freunde die Umſtände der Trauung Napoleons mit Marie Luiſe faſt wörtlich erzählen, wie er ſie in ſeinen vier Concordaten vorträgt, ſie fügt nur noch hinzu, Napoleon habe de Pradt (der bekanntlich als Großalmoſenier dem damaligen Kaiſer am nächſten ſtand) gefragt: warum gibt mir die Kaiſerin keinen Ring? — Weil es in Frankreich Sitte iſt, daß der Gemahl allein einen gibt. — Ah gut! und einen Augenblick darauf fügte er ganz leiſe und zu ihm geneigt hinzu: Wiſſen Sie, warum die Weiber einen Ring bekommen? Es rührt von einem alten römiſchen Geſetz her, welches will, daß alle Sklaven Ringe tragen. Da unſre Weibee nur unſre Sklaven ſind, müſſen ſie dieſes Zeichen dee Knechtſchaft tragen.

Auch Mad. Sartory wiederholt, daß Bonaparte bemüht war, die Gebräuche des alten Hofs wiedee aufzubringen. Auf dieſen Umſtand gründetr ſich die Gunſt der Herren von Ségur und von Narbonne. Des Letztern wird als eines der geiſtreichſten Männer drr ehemaligen guten Geſellſchaft gedacht. Einer von Mad. Sartory Geſellſchaftern erzählt: als Ordonnanzoffizier ſah ich ihn oft; er hatte wirklich das Talent der glücklichſten Antworten, eine liebenswürdige, ſtets gleiche Laune, doch Alles war Außenſeite, wenig Tiefe, wenig Zuſammenhang. Ich war gegenwärtig, wie ihn Napoleon bey ſeiner Rückkehr aus Deutſchland fragte: Nun, was ſagt man von mir? — Sire, ein Theil nennt Sie einen Gott, ein anderer einen Teufel, abrr keiner kann glauben, daß Sie ein Menſch ſind, antwortete Narbonne. Ein andersmal zog er ſich noch glücklicher heraus; Narbonnes Mutter geſtand gefliſſentlich ihren Abſcheu vor Bonaparte; dieſer glaubte ſeinen Adjudanten in Verlegenheit zu ſetzen, indem er ſagte: und was denkt denn Ihee Mutter von mir? — Sire, ſie begnügt ſich zu bewundern. — Dieſe Antworten ſind es, die ſeine Feinde veranlaßten zu ſagen, ſie wollten eine Sammlung nicht ſeiner Bonmots, ſondern ſeiner Basmots herausgeben. — Frau von Vallée ſagt: man verſichre, der Anfang von Narbonnes Gunſt habe darin beſtanden, daß er einſt, da er dem Kaiſer ein Papier zu übergeben hatte, ers ihm auf ſeinen Hut gelegt, darreichte, wie es ehemals bey dem Könige Sitte war. Dieſer Umſtand ſoll Bonaparte aufgefallen ſeyn, und von da ſeine Gunſt begonnen haben. Graf Germain, der ehemals Geſandter in Würzburg war, ſoll von ihm geſagt haben: Hat ihn der Kaiſer ein paarmal recht angefahren, ſo wird er ſo dumm wie wir. Wir müſſen geſtehen, dieſe Züge tragen ſo gänzlich die Geringfügigkeit und Seichte des Salons, daß ſie, auch wenn ſie wahr ſind, den geſellſchaftlichen Platz von Mad. Sartory Gewährsmänneen völlig bezeichnen.

Mad. Sartory Geſellſchaft beſucht auch die Promenade von Longchamp, dee Ort, welcher die Pariſer in den Oſterfeyertagen anzieht. Nach der Schreckenszeit war er ihnen etwas Neues, man lief haufenweis hin, aber in republikaniſcher Einfachheit verſammelte ſich nur die Menge daſelbſt, Miethwagen, alte Whiskys und dgl. Mlle. Despeaux, die berühmteſte Modehändlerin jener Zeit, kündigte indeß Hüte à la Longchamp an. Man riß ſich darum! Sie waren von einfachem weiſſem Baſt, odee Taffent mit Blumen geziert, und koſteten nur dreißig Francs. (Die Damen, welche ihee Hüte jetzt bey der Herbault nehmen, bezahlen ſie mit 300 Fr.; die für 100 Fr. wurden dieſes Jahr ſo ärmlich gefunden, daß ſie alle im Laden blieben.) Unter dem Conſulat ließen ſich auf Longchamp endlich einige Equipagen mit Vierſpann ſehen; einige Perſonen trieben den Luxus bis zu kleinen Silber-Treſſen auf den Hüten und Krägen der Bedienten; nach und nach nahm dieſer Luxus zu, aber Longchamp erregte keine Neugierde mehr; die Vornehmeren ſchickten ihre leere Wagen dahin, und miſchten ſich bey gutem Wetter ſelbſt unter den Haufen der Fußgänger; dennoch machten die Miethwagen immee die Mehrzahl. Ohne allen hinreichenden Grund erhob es ſich im letzten Jahr (1818) wieder zu ſeinem höchſten Glanz — vielleicht nur von dem herrlichſten Wetter begünſtigt. Wirklich bot es im letzten Oſterfeſt das glänzendſte Schauſpiel, welches der ausgelaſſene Luxus bey der größten Vervollkommnung ſeiner Befriedigungsmittel geben kann.

Bey dieſem allem geht der Roman ſeinen Gang fort; doch damit es ihm nicht an Bewegung fehle, muß Alfred von St. Geran, der bisher ſeine Frau ausgemacht für die ſchönſte in Paris hielt, den Verdruß erleben, daß eine Fremde anlangt, deren Schönheit allgemein für vorzüglicher gerechnet wird. Die Fremde erſcheint und ſetzt wirklich alles in Schatten: es iſt eine Deutſche, die den Fürſten Branicky geheirathet hat, Alfred verliebt ſich in ſie, wird ſeiner Frau untreu und ſie fällt in eine ſchleichende Krankheit, während der ſich ihre erſte Schwangerſchaft erklärt. Dieſer Umſtand führt Alfred zu ſeiner Pflicht zurück, und damit beſchließt der erſte Band.

Anecdotes inedites pour faire suite aux memoires de Mad. d'Epinay precédées d'un examen de ces Mem. (Ungedruckte Anekdoten als Anhang zu den Memoiren der Mad. d'Epinay, denen eine Unterſuchung dieſer Mem. angehängt iſt.)

Das Schickſal dieſer Memoiren hat der nächſten Nachwelt die arme Epinay in keinem rühmlichen Lichte gezeigt; ſie ſchienen alle das große Wort des Meiſters nie gehört zu haben: „wer reiner iſt wie ſie, der werfe den erſten Stein.“

Der Verfaſſer vorliegenden Buchs hält Mad. d'Epinay nicht ſelbſt für die Verfaſſerin ihrer Memoiren. Er gibt ſie Grimm ſchuld, weil dieſem daran hätte liegen müſſen, Rouſſeau und Duclos zu verkleinern. Grimm ſagt, daß ſeine Freundin nichts hinterlaſſen habe, als eine ſehr unvollſtändige Fortſetzung der Conversations d'Emilie und viele Bruchſtücke eines langen unvollendeten Romans. Dar-

aus ſetzte er die Memoiren, die erſt nach Frau von Houdetot ihrem Tode erſcheinen ſollten, zuſammen. Bald nach dieſen Memoiren erſchien: Consequences mediates des revelations de Mad. d'Epinay, oder Briefe des Herrn von Varennes an ſeinen Schwager, Herr de la Live, mit dem Epigraph: „Die geſchmähte Ehre kennt keinen Zügel; ſie muß ohne alle menſchliche Rückſicht alle ihre Schmäher mit in ihr Verderben ziehen. Mein Namen gehört meiner Familie und meinen Nachkommen, ich kann ſie nicht einem meiner Vorfahren, der ſie verletzte, aufopfern.“ Der Verfaſſer, Hr. Toillepied de la Varennes, erzählt Dinge, die das von Frau von Epinay gegebne Aergerniß wohl nur fortſetzen möchten; er verdenkt es denen, welche jene Memoiren erſcheinen lieſſen; ſie hätten ſie an ſich kaufen ſollen — das war auch wirklich die Abſicht dieſer Perſonen, wie ſie aber darüber unterhandeln wollten, erfuhren ſie, daß in England ſchon eine Ausgabe verkauft werde.

Die Nachrichten, welche das Publikum bisher von Fr. von Houdetot gehabt hat, werden von unſerm Verfaſſer beſonders verdächtig gemacht. Rouſſeau ſoll am wahrſten über ſie geſprochen haben, Lady Morgan, die einer gewiſſen Partey überall viel Aergerniß gegeben hat, ſoll „irrig und unziemlich“ von ihr geſprochen haben. Eine Vicomteſſe d'Allard, welche, da ſie dreyzehn Jahr in Frau von Houdetot Geſellſchaftszirkel gelebt, und zwey Jahre lang während dieſer Zeit beſtändig mit ihr umgegangen iſt, hat dem Herausgeber folgende Nachrichten von ihr gegeben. „Rouſſeau, obſchon er ſagt, daß ſie nicht ſchön war, hat ſie mit Täuſchung angeſehen. Es kann häßlichen Frauen zum Troſt dienen, daß Frau von Houdetot, welche häßlich war, ihrem Verſtand, noch mehr ihrer einnehmenden Gemüthsart es verdankte, ſo leidenſchaftlich und treu geliebt worden zu ſeyn. Sie war nicht allein kurzſichtig und hatte runde Augen, ſondern ſie ſchielte auch ſtark, welches ihre Seele hinderte, ſich in ihren Zügen zu ſchildern. Ihre Stirn war ſehr niedrig, ihre Naſe dick, die Blattern hatten ihre Haut geld gefärbt, und jede Narbe war braun in der Tiefe; das machte ihr einen ſchmutzigen Teint, der vor dieſer Krankheit ſchön geweſen ſeyn mag. Rouſſeau ſagt ſehr recht: ihre Bewegungen waren linkiſch, aber anmuthig, ihr ſchlechtes Geſicht gab ihnen Unſicherheit, allein, da ſie wohl gewachſen war, da ſie den berühmten Marcel zum Tanzmeiſter gehabt hatte, beſaß ſie Grazie. Ihr Buſen war ſchön, Hände, Arme und Füße niedlich. Sie hatte eine lebhafte Einbildungskraft, war zärtlich und unendlich gut. In ihrer Jugend mag ſie unüberlegt gehandelt, und vielleicht auch ſpäterhin nicht viel nachgedacht haben; aber ſie war rechtſchaffen und hatte geſunden Verſtand. Oft, wenn ein Streit ſtatt hatte, endigte ſie ihn durch eine ſcharfſinnige, feine Ueberſicht, gegen die ſich nichts mehr einwenden ließ. Ich kenne Leute, welche von dieſer Eigenſchaft ihres Geiſtes verletzt waren; „Sie ſtopft uns den Mund“ ſagten ſie. So häßlich wie ich ſie, der Wahrheit nach, beſchrieben habe, hat nie die Schönheit einer andern Frau ihren Neid erregt; ſie lobte ſie aufrichtig und bereitwillig — da ſie geliebt war, verlangte ſie nichts weiter. Ihre Neigung für St. Lambert behielt immer alle Kennzeichen der zärtlichſten Liebe; aber mir ſchien ſie ſchon ſeit langer Zeit rein wie die Freundſchaft zu ſeyn. Sie machte gern Verſe an ihn und machte deren ſehr artige. In ihrer Jugend war ſie einer frömmelnden Tante übergeben; wie dieſe ihre Neigung zum Dichten wahrnahm, wollte ſie dieſelbe daran verhindern; da es ihr nichts half, nahm ſie ihr alles Papier hinweg. Da ſie eine Hausfrau aus ihr bilden wollte, trug ſie ihr die Wirthſchafts-Rechnungen auf. Wie das junge Mädchen eines Tags in des Kutſchers Rechnung Zwiſchenräume fand, ſchrieb ſie Verſe hinein, die Tante überraſchte ſie, ſchmählte und holte ihren Vater, Hrn. von Bellegarde, herbey; der ſchmälte auch ein bischen, las aber die Verſe und fand ſie hübſch; weil er aber einen Fehler darin antraf, nahm er die Feder, um ihn zu beſſern; da fiel ihm die Tochter um den Hals, denn ſie ſah wohl, daß ein alſo gebeſſerter Fehler nicht unverzeihlich war.

Der Verfaſſer kann die Urſache, welche Frau von Epinay bewog, ihre Memoiren zu ſchreiben, gar nicht begreifen. Er rechnet alle die her, welche ſeiner Faſſungskraft angemeſſen ſind, vergißt aber, daß eine gefühlvolle Seele bey unklarem Verſtande aber redlichem Streben, im Streit zwiſchen Leidenſchaft und undeutlich erkannter, ſchlecht erfüllter Pflicht, das Bedürfniß hat zu ſchreiben, Geſtändniſſe zu machen, ſich durch die Erinnerung ihrer guten Empfindungen zu beruhigen, wenn das Andenken von Irrthümern ſie quält. Wie Heloiſe kann ſie alles, nur nicht vergeſſen. „Man hätte Unrecht, ſagt Frau von Allard weiter, die Sitten in Paris nach dem Zirkel der Frau von Epinay zu beurtheilen. In ihm herrſchte eine Freiheit, die in Zügelloſigkeit ausartete. Er beſtand aus Schriftſtellern, Künſtlern und jungen Frauen; unter dieſen letzten befanden ſich gegen zwölf, die vor ihrem fünf und zwanzigſten Jahre ſtarben — wahrſcheinlich hatten ſie die Deviſe jener Prinzeß angenommen, die ihr Leben „kurz und gut“ haben wollte. Anfangs beſuchten dieſe Frauen Zirkel, wo der Anſtand ſtrenger beobachtet wurde; nach und nach gingen ſie weniger dahin, um ſich untereinander, noch mehr, um ſich bey Frau von Epinay zu verſammeln, welche ihr Mittelpunkt zu ſeyn ſchien. Man fand Jelyotte unter ihnen, (einen Opernſänger) der, wegen des Beyfalls der Frauen und ſeiner Diskretion über ihre Gunſt berühmt war. Bey einigen Damen des höchſten Ranges war er eingeführt, aber kein Mitglied ihrer Geſellſchaft; das war er aber bey Frau von Epinay. Wenn man mit St. Lambert über die dahin gehörenden Frauen ſprach, ſagte er: „ja, die Sache iſt wahr; allein ſie waren ſehr liebenswürdig; ſie waren bezaubernd.“ Damit endeten alle Geſtändniſſe, die ihm die Wahrheit abdrang. Beym Anfang ſeines Verhältniſſes mit Frau von Houdetot wohnte er bey dem Marſchall von Bauvau, ſeinem Freund, mit dem er erzogen war. Dort ſah er eine andere Gattung Geſellſchaft, die er nach und nach für die der Frau von Epinay vernachläſſigte; bald aber ging er weniger zu ihr, weil ihm Frau von Houdetot einen Zirkel bildete, der ihm noch angenehmer war. Dort, ſagt Duclos, lobte man ihn verſchwenderiſch, das war etwas; aber es fehlte noch eine Stufe — Frau von Houdetot erſtieg ſie, um nie aus der Höhe herabzuſteigen: ſie bewunderte ihn ſo lange ſie lebte. Es wäre vielleicht ſchwer, die Sitten jener Zeit wegen ihrer Mannigfaltigkeit, zu beurtheilen. Die des Hofs und der Stadt waren ſich nicht ähnlich, und in dieſen letzten waren viele Schattierungen, es wäre aber ungerecht, ſie nach denen der Frau v. Epinay, welche ſtets anſtößig waren, zu beurtheilen.

Digitized by Google

Nro. 47.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Theater.

Dramatiſche Dichtungen von D. Ernſt Raupach, Ruſſ. Kaiſerl. Hofrathe u. ſ. w. I. Timoleon. II. Lorenzo und Cecilia. III. Die Fürſten Chawanſky. Liegnitz bey J. F. Kuhlmey 1818. 458 S. groß 8.

Timoleon von Korinth befreyt aus reinem Antheil an dem Schickſal eines unterjochten Volkes die Syrakuſaner von der Herrſchaft der Punier durch eine gewonnene Schlacht, und ſchlägt die Krone aus, welche das dankbare Volk ihm anbietet. Aus dieſem einfachen Stoffe hat Herr R. ein Drama à la grèque mit ſchillériſirenden Chören gemacht. Es iſt weder Kraft noch Saft darinnen, und Rec. thut ſich etwas darauf zu gut, daß er die Geduld gehabt hat, von dem Prolog der Klio an:

Ich bin die Tochter Zevs und Mnemoſynens,
Es nennen Klio mich die Sterblichen,

bis zu der Schlußſtrophe des Chors ſich hindurch zu leſen:

Dein Gedächtniß wird beſtehn, ſo lange
Ueber uns ſich dreht des Himmels Pol,
Bis du aufſteigſt zu der Götter Range,
Schöner Heros, lebe wohl.

Da der Verf. nach dem Titel Profeſſor der Geſchichte, nicht der Aſtronomie iſt; ſo hat er allenfalls ignoriren können, daß der Pol des Himmels eben derjenige Punkt iſt, der ſich nicht dreht, auch nicht ſcheinbar. Daß er aber einen guten Reim auf wohl abgiebt, iſt nicht zu leugnen; doch der richtigſte darauf iſt immer: Hohl. Warum inzwiſchen überhaupt Reim?

Darum ſoll der Menſch den Göttern trauen
Wie Gewitter auch mit Nacht verbauen
Seines Lebens Sonnenlicht.

Verbauen? Warum nicht lieber gar vermauern? S. 53. ſpricht nach Timoleons Siege ein Halbchor:

Triumph! Triumph! wie weihen froh
Dem Scherz nun unſre Tage;
Hinüber zu dem Feinde floh
Der Jammer und die Klage;
Die unſre Trauer einſt ergötzt,
Sie trauern, ſeufzen, weinen jetzt.

Iſt das nicht ganz der hohe, dithyrambiſche Schwung des äſchyleiſchen Chorus?

Nummer 2. iſt ein Trauerſpiel. Der Fürſt will ſeinen Sohn Lorenzo zum Behuf der Acquiſition eines Fürſtenthums an eine Nichte verheyrathen; aber er mag ſie nicht, weil er Cecilien, die mit ihm aufgewachſene Pflegetochter ſeiner Mutter liebt. Dieſe, eine fromme Perſon, hört nicht ſobald, daß Lorenzo's Bruderliebe eine heißere Natur angenommen hat, als ſie beſchließt, in's Kloſter zu gehen. Lorenzo raubt ſie aus der Kloſterkirche weg, wo ſie am Grabmale ihrer Mutter ein Thränengeſpräch mit ihrer Amme hält. Im Felſenſchloß eines Vertrauten heyrathet er ſie par force, und verbindet ſich mit fünf Räuberhauptleuten, ſeinen Vater vom Thron zu ſtürzen. Cecilie, um ihn zum Gehorſam gegen denſelben zurückzuführen, nimmt Gift, und ſtirbt den ganzen fünften Akt hindurch ſo rührend, daß er ihr verſpricht, ein gehorſamer Sohn zu werden. S. 179 betet ſie das Vaterunſer, in Reime gebracht:

Vater unſer, Unendlicher!
Der du throneſt in himmlicher Ferne,
Dein Name werde geheiligt, Herr,
Geheiligt von Sterne zu Sterne.
Zu uns komme dein Reich: jede Kreatur
In deiner prangenden Weltenflur
Erkenn' und ehre dich gerne, u. ſ. w.

Dagegen iſt freylich Mahlmanns zu ihrer Zeit bewunderte Paraphraſe dieſes Gebetes pure, klare Bänkelſängerey. Lorenzo ſeinerſeits überbietet in dem Ausdruck ſeiner Liebe den Jaromir in der Ahnfrau weit:

Genieße, iſt das heiligſte Gebot:
Das warme Leben frißt der kalte Tod.
Dich zu beſitzen würgt' ich ſelbſt die Tugend!
O! ſchwelgen einen einz'gen Augenblick
Im Blütenparadieſe deiner Jugend,
Iſt mehr als aller Ewigkeiten Glück.

Da er das Cecilien ſchon S. 145 im zweyten Akte ſagt; ſo iſt es zu verwundern, daß ſie ihm erſt nach der Vermählung, nämlich im fünften Akte S. 251, darauf antwortet:

O wehe mir!
Die Liebe war nur ſchmutzige Begier.

Inzwiſchen dieſe Art Liebe iſt vom beſten Theatereffekt, das lehren die neueſten Erfahrungen. Der Monolog, wo Cecilie das Gift nimmt, iſt netto 10 Seiten lang, und es heißt darinne von der jenſeitigen Heimath:

Ich ſah ſie eſt und nie. —
Wie wird ſie ſeyn? —
Wie? — Wie? —

Nachdem Rec. dieſe zwey Produkte geleſen hatte, gieng er an das dritte, die Fürſten Chawanſky, mit Widerwillen. Aber er fand ſich angenehm überraſcht. Dieß Stück ſcheint viel ſpäter geſchrieben zu ſeyn, als jene Schülerarbeiten. Hier iſt ein reges Getriebe von Intereſſe und Leidenſchaften, ein Hauptgedanke von anſehnlicher äſthetiſchen Größe, ein dichteriſcher Blick auf das Leben, und ein Wechſelſpiel von Gedanken und Empfindungen, welches Leben und zum größten Theil auch Wahrheit hat. Fürſt Jury Chawanſky war der Freund des jungen Zaars Fedor, der im Vorgefühl der Kürze ſeines Lebens ihn zum Reichsverweſer, und zum Gemahl

Digitized by Google

ſeiner Schweſter Maria beſtimmt hatte, von welcher er geliebt wurde. Während er auf Reiſen ſich zu ſeinem hohen Beruf geſchickt zu machen ſucht, ſtirbt Fedor, und er findet das Regiment in der Nariſchkin Händen. Er geht zum Heere, und wird bald durch Tapferkeit wichtig und durch Siege mächtig. Inzwiſchen ſetzt ein Aufruhr Mariens Schweſter Sophia auf den Thron, auf welchem ſie ſich durch blutige Werke befeſtiget. Sein Vater, Fürſt Iwan, vorhin Oberhaupt der Strelitzen, iſt mit dem Hofe zerfallen, und hat ſeine Würde niedergelegt. Jury kommt zurück. Die ſchwärmeriſche Hoffnung, als Regent einen neuen Tag über Rußland heraufzuführen, hat ihn nicht verlaſſen. Sein Heldenruf verſchafft ihm den Platz ſeines Vaters, und er betritt den Hof in der Abſicht, Mariens Liebe wieder anzufachen, und an ihrer Hand den Weg zum Throne zu finden. Unerwartet zeigt ſich ihm ein näherer Weg. Die Regentin Sophia liebt ihn. Müde, die Zügel einer Herrſchaft zu führen, welche ſie gleich anfangs mit Blut beſudelt hatte, beſchließt ſie, ihn auf den Thron zu erheben, und im Glück der Liebe die Vorwürfe des Gewiſſens zu ertränken. Das Geheimniß dieſer Verhältniſſe wird von Chawanſky's Feinden durchſchaut und Marien verrathen, die, gekränkt ſchon durch Jury's Kälte gegen ſie, nun in den Flammen der Eiferſucht zur Rache entglüht. Während Jury abweſend iſt, ſpielt einer ſeiner Feinde der Regentin einen Brief an ihn in die Hände, welchen Maria ſchrieb, um ihn in den falſchen Verdacht zu bringen, daß er in Uebereinſtimmung mit ſeinem Vater auf Betrug umgehe, und Sophien eine Liebe heuchle, die er für Marien empfinde. Außer ſich vor eiferſüchtiger Wuth, befiehlt ſie, Vater und Sohn zu verhaften. Es gelingt nur in Hinſicht des Vaters. Der Sohn iſt ſchon unter ſeinen Strelitzen in Moſkau, um ſie auf ſeine bevorſtehende Erhebung und auf den Kampf vorzubereiten, in welchen er dadurch mit den Gegnern ſeines Hauſes zu gerathen fürchtet. Dieſe bewegen immittelſt die aufgebrachte Regentin, den Vater ihres Geliebten ungehört hinrichten zu laſſen. Dieß geſchieht in dem Schloſſe Wosdwiſchensko. Jury erfährt die Verhaftung ſeines Vaters. Er kann ſie nicht anders erklären, als durch die Vorausſetzung, daß ſeine Feinde der Perſon der Regentin durch eine Palaſtrevolte ſich bemächtigt, und die Macht an ſich geriſſen haben, in ihrem Namen feindſelig gegen ſein Haus zu verfahren. An der Spitze der Strelitzen zieht er nach dem Schloß, findet Widerſtand, erobert es, und erfährt nun, was geſchehen iſt, aus dem Munde der verzweifelnden Sophia, welche durch Marien von dem ihr geſpielten Betrug bereits unterrichtet iſt. Dieſer Fall ſeines Vaters unter dem Henkerbeil bringt eine mächtige Umwälzung in ſeinem Innern hervor. Der ſchwärmeriſche Glaube, daß er zum Beherrſcher und Beglücker des Reichs berufen ſey, bricht in ihm zuſammen.

„Schwer iſt es, großer Geiſt, dich zu verſtehn;
Denn deine Laute ſind Jahrhunderte,
Und eine Weltgeſchichte jedes Wort.“ (S. 404.)

Die ſchreckliche Folge der Maaßregeln, die er nahm, um zu dieſem Ziele zu gelangen, überzeugt ihn, daß er auf frevelhafter Bahn wandelte.

„Was iſt es nun, ſo ich gethan? Die Lehre
Hab' ich gegeben jedem Böſewicht,
Der einen Freybrief ſucht für ſeine Laſter,
Daß, wer des Schwertes Gunſt weiß zu erwerben,
Sich leicht emporſchwingt über das Geſetz.“ (S. 405.)

Er beſchließt, dafür zu büßen, befiehlt den Strelitzen, ihn zu verlaſſen, und gibt ſich ſeinen Gegnern, den Bojaren, gefangen, damit ſie ihn als Rebellen richten. Sie verdammen ihn auf der Stelle zum Tode, und da für den Augenblick die Macht in ſeiner Gegner Händen iſt, und er keine Rettung will; ſo kann ſelbſt Sophia ihn nicht retten. Mit dem für ihn gezognen Schwerte in der Hand ſtürzt ſie ohnmächtig nieder, er übergiebt es den Bojaren, und wird abgeführt zum Tode.

In dieſer Fabel iſt tragiſche Kraft, wenn ſchon nicht die höchſte. Der Held hat die ariſtoteliſchen Eigenſchaften. Sein Geiſt zwingt uns Achtung ab. Sein Gemüth erwirbt durch die ſchwärmeriſche Idee, der Beglücker eines Reichs zu werden, unſeren warmen Antheil. Verzeihlich greift er fehl in den Mitteln zu ſeinem Zwecke; an den Folgen dieſes Mißgriffs ſcheitert ſein geiſtiges Leben, und nicht ohne moraliſche Größe gibt er das ſinnliche Daſeyn auf.

Die dramatiſche Ausführung leidet freylich noch an mancherley Gebrechlichkeiten. Der Dialog geht bisweilen im Cirkel, und wird für die Erwartung rückläufig, wie die Planeten am Himmel für unſere Augen. (z. B. S. 280 u. S. 283. f. d. Mitte.) Die Reflexion wird nicht ſelten zu breit ausgeſponnen, und in 8- und mehrſeitigen Monologen hält die Lyrik zur Ungebühr das Fortſchreiten der Handlung auf. Aber Talent zeigt ſich doch für die Dramatik, und die poetiſche Begeiſterung ſprüht manche glänzende und erwärmende Funken. So ſagt Jury S. 307 im Gefühl ſeiner Kraft und im Bewußtſeyn ſeiner edlen Abſicht;

Laßt mich das Zepter führen,
Und Rußlands böſes Schickſal iſt verſöhnt. —
Wo eine Sonne waltet, können ja
Die Erden nicht zerſtörend ſich begegnen.

Als die wüthende Sophia den Befehl zur Verhaftung und Herbeyſchaffung beyder Fürſten ausſpricht, ſetzt ihr der Intrigant des Stücks, um ſie noch mehr zu reizen, ein „Bedenkt —“ entgegen.

Bedenken? ich? Wer biſt du, Menſch,
Daß du ſolch Wort mir ſagſt? Sprichſt du zu Gott,
Wenn er den Hagel ſchüttet auf die Saaten,
Den Strom verheerend aus den Dämmen treibt,
„Bedenke?“ und warum zu mir? u. ſ. f.

Der Herrſcherſtolz ſpricht da nicht minder poetiſch ſich aus, als dort das ſchwärmeriſche Selbſtvertrauen. Der Monolog Sophiens zu Anfang des 4ten Aktes iſt brav empfunden und gedacht. Es iſt Nacht. Sie ſteht am offenen Fenſter:

Was rieſelt es hier ſo ſchauerlich
Wie fließendes Blut? — —
O feige Thörin, Phantaſie, es ſind
Die welken Blätter, die der Abendwind
Auf ſeinen Schwingen ſonſt zu Grabe trägt. —
— — — In Fried' und Freundſchaft haben,
Auf einem Mutterſtamme ſonder Neid
Noch Scheelſucht, ſie der ſüßen Himmelsgaben
Des Thaues und der Sonne ſich gefreut;
Und nie hat wilde Herrſchſucht ſie entzweyt.
Und wir, (ſie meint ſich und Maria) auch eines Stammes Schweſterblüten,
Wir trauern grollend über fremdes Glück u. ſ. f.

Und nachdem ſie gegen die Vertraute Helena das Gefühl der Liebe verwünſcht hat:

Nein, – glaube nicht was die Gefolterte ſpricht!
Wo du nicht liebeſt, ſo lebeſt du nicht.
Und wie der Wurm in der Erde ſtumpf
Dem Froſche nur nachzieht und modrigen Grüften,
Kreuchſt du herum an den ſonnigen Lüften;
Dich ſättigen iſt deines Lebens Triumph. —
Aber hinaus in Unendlichkeit
Dehnet die Liebe die ängſtende Schranke;
Wie hoch und wie tief, wie nah' und wie weit
Sich immer auch ſchwinge der kühne Gedanke,
Bis zu der Welten ſaphirnem Dach,
Es ſchwinget das Herz ſich ihm fühlend nach.
Es reden die Blumen, es ſingen die Sterne
Von deines Buſens unſäglichem Glück,
Und aus der Tiefe, wie aus der Ferne,
Tönt melodiſch dein Jubel zurück. — —
Und es dräut von der Hölle Ränken
Irdiſcher Seligkeit ewig Gefahr:
Darum will ich den Dolch dir ſchenken,
Fein geſchliffen; er theilet ein Haar.
Und wie verdammt in der Klüfte Schooß
Ueber dem Golde brüten die Drachen,
Muß dein Auge dann ſchlummerlos
Den Geliebten umſpähn und bewachen;
Im Schmerz, in der Freud', am Tag und im Traum; —
Und flöge leiſ' über der Lippen Saum
Ein fremdes Lächeln nur, deſſen Quelle
Sich dir verbirgt —
Da nahet der Teufel, — da ſchafft die Hölle —
Schnell den Verräther gewürgt! —

Um ſolcher kräftigen (wenn auch nicht eben correcten) Flügelſchläge willen kann man ſchon Verſe vergeben, wie dieſe;

Wär eine Heilige
Aus ihrer Seligkeit
Wiedergekommen zum
Irdiſchen Leben, zu
Erdengefühlen, ſie
Hätt' ihn geliebt, geliebt wie ich.

Genug, wenn das nächſtkünftige Stück dieſes Verf. über dieſes dritte ſich nur halb ſo hoch erhebt, als daſſelbe an poetiſcher Kraft die beyden obenerwähnten Vorläufer übertrifft; ſo wird die Kennerſchaft ihn unbedenklich als dramatiſchen Dichter begrüßen können. Der ſeel. Kotzebue in ſeinem L. W. B. und die Elegante (wenn Rec. nicht irrt) haben es zu früh gethan.

Taſchenbücher - Literatur.

Anekdotenalmanach auf das Jahr 1820. Geſammelt und herausgegeben von Karl Müchler. Mit einem Titelkupfer. Berlin, bey Duncker und Humblot.

Dieß iſt der eilfte Jahrgang einer Sammlung kleiner Erzählungen, Witzworte, Scherze, Sarkasmen, Wortſpiele u. dgl., die der Verfaſſer als Züge berühmter oder berüchtigter Perſonen, welche der Geſchichte angehören, mit Sorgfalt geſammelt, und womit er ſo lange fortfahren zu wollen erklärt, bis ihm die Stimme der Leſewelt warnend zu erkennen gäbe, es habe Zeit damit zu enden.

Zur Probe heben wir folgendes aus:

Erklären Sie mir doch den Unterſchied zwiſchen Whigs und Torys in England ſagte der König von Frankreich Ludwig XVI. zu dem Miniſter Vergennes.

„Sire, der Unterſchied liegt blos in den Worten," verſetzte der Befragte: die Torys ſind Whigs, ſo lange „ſie ſich um eine Stelle bewerben, und die Whigs ſind „Torys, ſobald ſie die Stelle erhalten haben."

* * *

Als Karl XII. von Schweden aus Bender in ſeine Staaten zurückgekehrt war, ritt er einſt, von einem kleinen Gefolge begleitet, ſpazieren.

Weit hinter ſich ließ er ſolches zurück, denn ſeine raſtloſe Seele fand nirgends Ruhe. So kam er ganz allein an eine Feldpforte, wie ſie jetzt noch in Schweden, Liefland und Rußland gebräuchlich ſind, um das Vieh von den Bepflanzungen abzuhalten.

Karl öffnete vom Pferde die leicht aufzumachende Pforte, verſchloß ſie aber nicht wieder durch den hölzernen Riegel, weil er ſein Gefolge hinter ſich glaubte.

Der Eigenthümer des Orts, ein Fähndrich bey der Armee, ſtand gerade einige Schritte davon, und da er den König nie nahe geſehen, ihn alſo nicht kannte, ſo ſchimpfte er ſehr und verlangte, er ſolle augenblicklich umkehren, da hier weder ein Weg, noch es überhaupt erlaubt ſey, hier zu reiten; wenigſtens ſey es höchſt unvernünftig, die Pforte offen zu laſſen.

„Schweig," rief ihm Karl verdrießlich entgegen; „und mache Dir Deine Pforte ſelbſt zu."

Dieſe Antwort ſchien dem Gutsbeſitzer ſo unverſchämt, daß er dem Pferde des Königs wüthend in den Zügel fiel, um es zurück zu halten. Karl hochergrimmt griff nach dem Degen, aber ſein gewandter, ſtärkerer Gegner riß ihm dieſen aus der Hand. Jetzt zog Karl ſein Piſtol und drohte, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er den Degen nicht augenblicklich auf einen nahen Stein legen würde.

Der Gutsbeſitzer ſah ſich gezwungen, dieß zu thun; „aber hätte ich nur ein Piſtol," rief er eben ſo zornig: „ſo ſollteſt Du das Prahlen wohl laſſen!"

Geh', ich will warten, hol' ein Piſtol! rief der König und wirklich eilte ſein entrüſteter Gegner nach der nahen Wohnung und kehrte nach einigen Augenblicken haſtig mit einem Piſtol zurück. Wie ſtutzte er aber, als er das inzwiſchen angekommene Gefolge des Monarchen, und unter demſelben ſeinen eigenen ihm wohlbekannten Oberſten gewahr wurde. Er merkte nun, wer der Unbekannte ſey — und kehrte erſchrocken ſtill wieder um.

Karl's Gefolge ſah mit Erſtaunen, daß der König, ohne ein Wort zu ſagen, vom Pferde ſtieg und ſeinen Degen von einem Stein holte. Wie ſehr jeden dieß auch befremdete, ſo erlaubte ſich doch keiner eine neugierige Frage. Karl hingegen erkundigte ſich nach einer Weile, wie von ungefähr, nach dem Namen und Stand des Gutsbeſitzers, und als einige Tage darauf das Regiment, bey welchem dieſer ſtand, vor ihm aufmarſchiren mußte ſprengte er auf den Fähndrich zu, hielt ganz dicht vor ihm, ſah' ihn eine Weile ſtarr an und ſagte dann endlich in ſanftem Tone: „Sie ſind Lieutenant!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Religions Geſchichte.

Darſtellung gegenwärtiger Ausbreitung des Chriſtenthums auf dem Erdball. Ein geſchichtlicher Umriß von Heinrich Zſchokke. Arau bey Sauerländer, 1819. 130 S. 4to.

Es verdiente dieſer Aufſatz den beſonderen Abdruck aus den Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit, und er trägt alle die Vorzüge an ſich, welche in den

hiſtoriſchen Arbeiten des geiſtreichen Verfaſſers geſchätzt werden. „Wie zuſammengedrängt oder unvollſtändig immerhin (beſagt die Vorrede) dieſe Ueberſicht des großen Gegenſtands gegeben ſeyn mag, der mehr oder weniger jeden anziehen muß, dem ſeine Religion das edelſte Gut des Gemüthes iſt, kann es doch ſeyn, daß ſie, in Ermangelung des Beſſeren, Nutzen ſtifte. Vielleicht erweckt ſie in einem geiſtvollen Mann den Gedanken, mit der ausführlichen Geſchichte der allmähligen Verbreitung des Chriſtenthums durch alle Welttheile, ein Gegenſtück zu Raynals Geſchichte der Handlungsniederlaſſung der Europäer in beyden Indien zu liefern; eine würdige Aufgabe für den deutſchen Ernſt, Scharfſinn, Fleiß und unbefangenen Sinn. Denn die Geſchichte von Verpflanzung des Chriſtenthums in die fernſten Gegenden iſt Geſchichte der Geſittung aller Nationen; Geſchichte der Geiſtesfreiheit, der ächten Veredlung des menſchlichen Geſchlechts; Geſchichte der großen in's Ewige fortdauernden Revolutionen der Geiſterwelt, mit denen ſich weder an Umfang noch Wirkung, die Revolutionen der Staaten, des Handels, der Kriegskunſt, oder irgend eines anderen menſchlichen Werkes vergleichen laſſen. Vielmehr alle dieſe Erſcheinungen und Verwandlungen der Völkerverhältniſſe ſind erſt Wirkung von der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes. Und kein Sieg bei Zama, oder in den Katalaniſchen Feldern, oder (Karls der Martellen wider die Sarazenen) bey Poitiers, oder (wider die Napoleoniſche Macht bey Leipzig), geſtaltete die Welt ſo um, wie der Sieg eines beglückten Weiſen über die Herrſchaft eines allgemeinen Irrthums, die Menſchheit.“ Dem Verfaſſer lag vorzüglich auch am Herzen, klar zu machen, warum die Miſſionen zu den Heiden ſo ſelten ihren vollen Zweck erfüllen, und welche Verbeſſerungen ausführbar und wünſchbar ſeyn würden; wieviel noch übrig ſey zu thun für die allgemeine Veredlung der Menſchheit durch das Chriſtenthum, und wie ehrwürdig die Bemühungen jener Miſſionsanſtalten ſind, welche im Stillen zur Aufklärung und Vermenſchlichung der Wilden fortwirken. Höheres (ſagt er), als dieſes kann kein Sterblicher verrichten; denn, wer es verrichtet, folgt, als ein neuer Bote des Himmelreichs, den Schritten ſeines göttlichen Meiſters.

Von Europa ausgehend und mit Südindien endigend, liefert Hr. Zſchokke welthiſtoriſche Anſichten der Völkergeſittung durch das Chriſtenthum, für die er die Miſſionsberichte mit verſtändiger Umſicht benutzt und die Schaale nirgends mit dem Kerne verwechſelt hat. „Kirchen (ſagt er in den Schlußbetrachtungen der trefflichen Denkſchrift), Kirchen ſind Erzeugniſſe des Zeitalters und verändern in dieſen, gleich ihnen, die Geſtalten; aber die Religion (der Geiſterſtand zu Gott) iſt wie das Geſetz, welches die Erſcheinungen der Natur bewegt, über den Wechſel der Zeit und ihrer Erſcheinungen erhaben, aus Gott und in Gott ſelbſt. Wer wird daher nicht beklagen, wenn Bekenner Chriſti ſich um Kirchlichkeiten verfolgen, und ihren gegenſeitigen Haß in entfernte Welttheile tragen, wo ſie wie Jeſus lehren, und Geiſter näher zum ewigen Vater führen wollen? Wer wird nicht beklagen, wenn die Miſſionarien Gewinn gemacht zu haben glauben, ſobald ſie nur einen Chriſten andern Bekenntniſſes zu ihrer Kirche übergeführt, oder den Heiden ein Kirchenthum und eine Dogmatik beygebracht haben, welche beyde ſo geformt, weder Chriſtus noch ſeine erſten Jünger gekannt haben. Inzwiſchen, was immer der Miſſionar auch den Heiden bringe, wie immer der kluge Jeſuit, der fromme Quaker, der ernſte Methodiſt, der gemüthliche Herrnhuter lehre: jedesmal iſt in der äußern Schaale ſeiner Dogmen etwas Göttliches eingeſchloſſen. Dieß wird bleiben, dieß leiſe fortwirken und erleuchten, während die Schale gemach wieder verwittert und zerfällt. Wir Geiſter ſind nicht Bürger der Erde, ſondern der Stadt Gottes, die Weltall heißt, und unſer Leben füllt nicht den Augenblick, ſondern die Ewigkeit aus. Was können wir in dieſer erhabenen Stellung, unſerer Beſtimmung Würdigeres verrichten, als gleich Chriſto und durch ſein Wort, die vom Irrthum und Heidenthum gefeſſelten Geiſter befreyen, und Gott, dem Vater der Barmherzigkeit näher bringen? Wie ſich jeder freut, nicht Thier zu ſeyn, nicht Säugling geblieben zu ſeyn, wie es Eltern freut, ihre Kinder in Erkenntniß wachſen zu ſehen: ſo ſoll es die Wolluſt aller mündigen Geiſter ſeyn, die unmündigern emporzuheben. Es ſoll bei Miſſionen nicht um neuen Ländergewinn, oder um Erweiterung des Handelsverkehrs, oder um die Ehre der Kirche zu thun ſeyn — das iſt Nichtiges! ſondern um Verklärung, Heiligung, Beſeligung aller uns verwandten Geiſter. Welche religiöſe Verfinſterung deckt noch einen großen Theil der europäiſchen Menſchheit, welch ein chriſtlich-kirchliches Heidenthum betäubt noch beſonders die Menge der untern Volksklaſſen! Denkt an Aſiens Barbarey, an die Verwilderung der Afrikaner, an die Verlaſſenheit des innern Amerika, an die mit Menſchenblut befleckten Altäre Süd-Indiens. Es fehlt nicht am Spielraum für göttliche Glaubensheiden, es fehlt nicht den Fürſten, den Nationen, den Kirchparteyen, den zahlreichen Geſellſchaften, deren Zweck Beförderung des Guten iſt, an Mitteln zur Unterſtützung zahlreicher Miſſionen; nein, es fehlt nur an Ermunterung dazu, ſelbſt am Gedanken daran!“ Für einzelne Ausbebung, z. B über Kunſt und Art der Jeſuitenreiche, über die Verhältniſſe und Beſtimmungen beyder Amerika, u. ſ. w. fehlt uns hier der Raum.

Landbau.

Fünfzehenjähriges practiſches Wirthſchafts-Exempel durch Verbeſſerung eines vernachläſſigten Bauerngutes, oder: Carl von Korbers, Präſidenten des fürſtl. Landrechts zu Bielitz ꝛc. Beſchreibung und Geſchichte der Bewirthſchaftung eines in Galizien an der ſchleſiſchen Gränze nächſt den Städten Bielitz und Biala gelegenen Landguts, und Vergleichung ſeines Zuſtandes von 1803 mit den von 1817. Herausgegeben von C. K. André. gr. 4. Prag bey Calve, 1819. 62 S. und einige Tabellen.

Was der verdienſtvolle Verfaſſer praktiſch durchgeführt hat, daß man, wenn man mit Verſtand zu Werke gehet, und keine Koſten, Geduld und Zeit ſpart, den Ertrag eines Gutes bedeutend erhöhen und eine ſehr vernachläſſigte Wirthſchaft wieder in Flor bringen könne, — iſt in dieſer Beſchreibung und Geſchichte öffentlich dargeſtellt und dadurch jedem Landwirth ein wahrhaft praktiſcher Unterricht vorgelegt, aus welchem der Anfänger die nützlichſten Lehren und Anleitung ſchöpfen kann; der erfahrene Landwirth aber immer noch manches Nachahmungswürdige finden wird.

Literatur = Blatt.

Anthologie.

W. G. Becker's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Herausgegeben von Friedrich Kind. Auf d. J. 1820. Leipzig bey Göſchen und Wien bey Carl Gerold.

Die liebe eigenſinnige Ehefrau des Herrn Becker und Necker, die (wie die Leſer ſich wohl noch aus dem M. Bl. erinnern werden) für 1819 durchaus das Becker'ſche Vergnügen, und zwar den 29ſten Jahrgang davon haben wollte, kann durch das vorliegende Becker'ſche Vergnügen vollkommen zufrieden geſtellt werden. Zwar ſteht der dreißigſte Jahrgang nicht auf dem oben abgeſchriebenen Kupfertitel; aber auf dem gleich darauf folgenden Bleititel, und zugleich auf der Emballage des Taſchenbuchs, wo ſich noch überdieß der Beyſatz befindet: Einzig rechtmäßige Fortſetzung.

Die Taſchenbücher ſind ſo beliebt bey der eleganten Welt, daß es kein Wunder iſt, wenn die Zeitung derſelben in der Kritik der Almanachsliteratur gewöhnlich nur lobt. Rec. hat Luſt einmal das Gegentheil zu verſuchen, und nur zu tadeln. Warum? Die Urſache wird kaum ausgeſprochen ſeyn; ſo werden die Leſer merken, daß ſie ein großer Lobſpruch für das Becker'ſche Vergnügen iſt. Rec. glaubt nämlich, auf jene Art am kürzeſten von der Arbeit zu kommen.

Fangen wir bey den Kupfern an, wie die Frauen pflegen, wenn ſie äſthetiſche Kalenderchen zum Geſchenke bekommen: denn wie wenig auch ein honetter Recenſent in der Regel mit einem ſo beſchränkten Frauenzimmer gemein hat; ſo beſteht doch zum Glück die Aehnlichkeit zwiſchen beyden, daß ſie die Almanachs nicht zu kaufen brauchen. Das Kupfer No. 3. gehört zu einer deutſchen (deutſchthümlichen) Erzählung, das Stiefmütterchen, vom Grafen von Loeben. Eine freundliche Blumenſcene im freundlichen Garten, lauter gemüthliche Menſchengeſichter; doch ein häßlicher Maps jagt einen Froſch. Rec. recenſirt bey Licht, hat ſchwache Augen, kann den Namen des Zeichners nicht erkennen; aber er verſichert dreiſt, daß die Zeichnung von Ramberg iſt. Daſſelbe würd' er von No. 4. behaupten, weil da auf einem hölzernen Stuhle hinter einem Kinde, das mit gefalteten Händen zu beten ſcheint, ein Hund mit Schlappohren ſitzt, und dem kleinen Beter die Schnauze auf die Schulter legt. Um die leere Ecke des dreifüßigen Stuhles zu füllen, iſt der Hund ſehr gut, und das Rapprochement von Beſtialität und Erhebung zum Ueberſinnlichen kann genialiſch genannt werden, weßhalb es denn wohl denkbar wäre, daß die Zeichnung von Ramberg herrührte. Aber dagegen ſprechen die zwey Umſtände, daß die betrübte Mutter des betenden Kindleins jämmerlich verzeichnete Arme hat, und daß die ganze Scene des Bildes zu Förſters poetiſcher Erzählung S. 186 nicht paßt, zu welcher ſie gehört. No. 5. gehört zu einem Schauſpiel von Kind, Petrus Apianus. Ein am Arm verwundeter deutſcher Hauptmann in ſpaniſchen Dienſten wird von einer geliebten Pflegerin verbunden, und Kind ſagt S. 289 in einer Anmerkung: „Der treffliche Ramberg hat ihn ſitzend, der Verf. aber ſtehend, ſich mit der rechten Hand aufſtützend, gedacht. Dem Schauſpieler bleibt daher die Wahl oder die Abwechslung." Sollt' ihm nicht noch mehr bleiben? Sollt' ein Schauſpieler, welcher dieſen Hauptmann ſpielt, verbunden ſeyn, genau die Stellung zu nehmen, die entweder der treffliche Ramberg gezeichnet, oder der wackere Kind gedacht hat? Man ſollte zum Heil der Theaterkunſt glauben, daß, wenn der treffliche Ramberg vom Gedanken des Dichters abweichen durfte, auch der Schauſpieler von beyden abzuweichen berechtiget wäre. Wäre dem anders; ſo hätte Kind ſich billig auch noch darüber erklären müſſen, ob er die trefflichen Katzen, welche der treffliche Ramberg auf der Truhe angebracht, und von denen die trefflichſte mit den Federn des auf dem Tiſche liegenden Helmes ſpielt, gedacht hat oder nicht. Hat er ſie gedacht; ſo muß nach der Anſicht, welche jener Anerkennung zum Grunde liegt, der Requiſitenmeiſter die trefflichen Katzen ſchaffen, es ſey ausgeſtopft oder lebendig.

An No. 6. und 7. findet Rec. nichts zu bekritteln. Im erſtgenannten iſt gar kein Thier, und im letzterwähnten blos ein Uhu anzutreffen, den laut S. 371 der Dichter (Arthur von Nordſtern) wirklich gedacht hat. Die beyden Gedichte, zu welchen dieſe beyden Bilder gehören, heißen Ahnenbilder, und ſind altadelige Gedichte, d. i. ſolche, in welchen Ahnen und Wappen glänzen als poetiſcher Schmuck. Andern fand wenigſtens Rec. nicht, und poetiſchen Kern vermißt' er total. Das erſte iſt ſo zu ſagen eine multiplicirte Ahnfrau. Eine Anzahl von gemalten Ahnfrauen lebt auf, und bildet den zerſtörenden Brautzug einer buhleriſch = ungetreuen Nachkömmlingin. Das andere hat eine ähnliche Grundidee. S. 363 bemerkt der Dichter in einer Note, daß vom Allerſeelentags Kirchgeſang in Kind's Gedichten, B. 2 S. 23 eine treffliche Ueberſetzung ſteht. Das hat Grund; aber es ſollte hier nicht ſtehen, oder doch von Kind (dem Herausgeber) ein beſcheidenes: „Oh, ich bitt' unterthänig" daneben.

Rec. darf, da er nur tadeln will, nicht ſagen, daß Kind's Gedicht an der Spitze des Almanachs, das Meermädchen, wirklich trefflich iſt. Er dürfte es gar nicht erwähnen, wenn er nicht glaubte, daß die Stelle:

> Denn lieblich und leiſe
> Klingt von dort gar ſüße Weiſe,
> Wenn der Sterne Licht verglommen,
> Wie ſie nimmer ſonſt vernommen,

beſſer ſeyn würde, wenn der letzte Vers ſo lautete:

> Oha, wie nimmer ſie vernommen.

Digitized by Google

Auch die ſchilfnen Zweige, S. 2, wollen dem Rec. nicht gefallen, wie melodiſch auch der Reim ſich darauf wiegt. Caſtelli erzählt, S. 260, die Entſtehung der Zitterpappel. Maria geht ſpazieren. Die ganze Natur huldiget ihr, Blumen und Bäume neigen ſich in Demuth, nur die Pappel bleibt ſtolz da ſtehn; da wirft die Jungfrau einen gewaltigen Himmelsblick auf die Hochmüthige, und ſeitdem zittert ſie. Das mag ſie, es geſchieht ihr recht; aber warum ſtolpert um des Reims willen die Consecutio temporum. Die Natur grüßet, Maria wandelt,

Es fächelt der Weſtwind ihr die Wangen
Die Vöglein auf allen Zweigen ſangen;

und dennoch ſchwirren die Käfer, die Fiſche tanzen, u. ſ. f. im Präſens bis zum Ende. Der Weſtwind darf nur eilen, Kühlung ihr zu bringen, ſo können auch die Vöglein in praesenti ſingen, und der reimende Ueberſprung in das imperfectum iſt vermieden.

Für das geſellige Vergnügen iſt außer den Tanztouren und der Muſik auch ein Räthſelalphabet angehängt: große lateiniſche Initialbuchſtaben, in, an, oder auf welchen ſilhouettirte Figuren angebracht ſind. Im A ſizt auf dem ſchlaffen Seile ein Arlequin, dem, damit man ihn nicht ſo gar leicht errathe, der Spitzhut fehlt. Der Becher im B ſollte billig ein Bäcker ſeyn, und im K hätte ſtatt des ſchlechten Sängers Kukuk beſſer ein ſpielendes Kind Platz gefunden: denn will das geliebte Becker'ſche Vergnügen, welches Kind fortſezt, der nichts weniger als ein Kukuk iſt, einmal zu dem gemalten A B C greifen, aus welchem Kinder ſpielend buchſtabiren lernen; ſo müſſen die Figuren ſo anziehend als möglich ſeyn, und zu ernſten Betrachtungen über die Kinderſpiele führen, welche die hehre Kunſt ihren Gebilden anhängen muß, um ihnen unter den äſthetiſchen Kindern Deutſchlands Abnehmer zu erwecken. Wie anders war es doch damals, als Bürgers Blumenleſe Bilderlos erſchien, und das Lichtenbergiſche Taſchenbuch Hogarth's geiſtreiche Werke lieferte.

Da wäre denn eine Recenſion von lauter Tadel zuſammengeſezt, und zwar aus Grundſatz. Man wird ſich vielleicht ereifern gegen dieſen Grundſatz; man wird ihn mit der Maxime der Iſis vergleichen, die nicht gerecht ſeyn, ſondern nur gründlich haſſen und gründlich lieben wollte (und wohl auch noch will): aber warum ſollen die Recenſenten nicht eben ſowohl, als andere Schriftſteller, vor allen Dingen darnach ſtreben, geleſen zu werden? Die Kritik ſollte ſich ein Gewiſſen daraus machen, ſchlechte Bücher zu tadeln, und ſolches nur den guten anthun: denn bey jenen iſt der Tadel leicht, bey dieſen aber das Lob, und man wird hier bemerken und hoffentlich auch zu rühmen wiſſen, wie künſtlich Recenſent jenen bey den Haaren herbeygezogen hat. Bey dem ſo Gott will künftigen 31ſten Jahrgange mag Kind nun ſelbſt beſtimmen, ob ihn das L. Bl. tadeln oder loben ſoll.

Taſchenbücher.

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1820, bey Cotta.

Dieſes Taſchenbuch macht keine Anſprüche an ſinnreiche Verzierungen ſeines Ueberzugs und Einbands, ja es tritt noch in der urſprünglichen Taſchenbuchs-Größe auf, wie in der Blüthe unſrer Dichterliteratur der göttingſche Muſenalmanach und andere Almanache thaten, und der ausdauernd fortgeſezte, und ausdauernd begünſtigte gothaiſche Taſchenkalender noch thut. Die Kupfer an ſich ſind gut; der Commentar giebt den Beſchauern, die nichts dabey denken oder etwas Anders von ihnen fordern zu können glauben, einen meiſt intereſſanten Geſichtspunkt an; ſein Inhalt endlich kann ſich zuverſichtlich neben den ſeiner beleibtern und verziertern Brüder ſtellen. — „Die ungleiche Heyrath, Erzählung von Thereſe Huber,“ hat die Abſicht, die unausweichbare Entwicklung von Unglück aus Irrthum darzuſtellen. Sie zeigt, wie der Menſch, wenn er ſich allein von Gefühlen, auch den edelſten, beſtimmen läßt, von eben dieſen Gefühlen zum Böſen verleitet wird; wie er dann aber, wenn ſein Wille nur nicht verdirbt, durch des Lebens Erfahrung ſelbſt, ſeine moraliſche Kraft zu entwickeln vermag. Der Frühling, den ſein Irrthum zerſtörte, iſt unwiederbringlich verloren; aber das Leben bietet ihm noch ſpäte Blumen, noch edle Früchte, die er unter dem reinen, leuchtenden Himmel ſeines Herbſtes dankbar und veredelt genießen wird. Dieſer moraliſche Zweck iſt freylich ein bischen altväteriſch; das iſt die Eigenheit, welche dieſe Erzählerin mit einer andern Matrone gemein hat, die dennoch des Dankes ihres zahlreichen Publikums gewiß iſt: — „Caroline Pichler“ ſie beſchenkt uns mit „Erſter Liebe,“ in welcher der reine ſittliche Sinn weht, der dieſe werthe Frau zur Schriftſtellerin für ihr Geſchlecht eignet. Es hat ihr gefallen den jezt beliebten italiniſchen Himmel, den gern dargeſtellten Gegenſatz von ſüdlicher Leidenſchaft und deutſcher Innigkeit zur einfachen, doch lebhaft gefärbten Einkleidung zu wählen. Ihre geſchmackvoll angebrachte Schilderung deutſcher Vorzeit iſt ſo darſtellend, daß der Reiſende bey ſeinem Eintritt in Augsburg ſich umſehen wird, ob ihm nicht aus einem Erkerchen der wenigen noch unverneuerten Häuſer eine Agnes entgegen blicke? — Unſers guten Lafontaines „Alter und Jugend“ werden ſeine alten Verehrer mit eben dem Vergnügen leſen, wie ſeine vorigen Erzählungen. Er meint gewiß nicht, daß ein ſolches Bündniß guter Kinder, einen guten Pflegvater zu betrügen, leicht ſchlechte Kinder und mißtrauiſche Pflegväter machen könnte. Im Gegenſatz des moraliſchen tics der Frauen Pichler und Huber, wagen wir die Behauptung, daß ſolche dichteriſche Vorwürfe, deren ganzes Intereſſe auf Betrug und Schelmerey ſich gründet, ungefährlicher im leichtfertigen als empfindelnden Gewand ſind. In dieſem ſchwärzen ſie ſich unter den Mantel der Moral ein, in jenem jubeln ſie unverkennbar an dem reg wechſelnden Gemüthe vorüber. Der ihnen anhängt iſt kein Betrogener ſondern ein williger Jünger. — Die Gedichte, welche uns dieſes Büchlein bringt, gehören zu ſeinem vorzüglichſten Beſtandtheile. Den wackern Conz haben die Wogen des Rheines, an deſſen Geſtade er vor Kurzem verweilt haben ſoll, Jugendfriſche zugeführt; der Leſer dankt für ſeine Lieder, indem er ſich an dem Dichter erfreut. — Guſtav Schwab hat uns ganz beſonders durch die zierliche Heiterkeit ſeines „Liedes in der Brandenburger Mark“ gefallen. Gern ſezten wir es hieher, wäre uns mehr Platz erlaubt, als nur grade den einzigen Beytrag anzuführen, den Uhland der Sammlung anreihte. Wir geben ihm dieſen Vorzug, weil es uns ſehr anzog, den Sänger, deſſen ernſte Töne am Sarkophage ſeiner Königinn erſchütterten, der im Trauerſpiel und Balladen unſern Beyfall gewann, hier im „Liede nach dem Spaniſchen“ mit ſüdlicher Weichheit als Troubadour auftreten zu ſehen.

All mein Dienen, all mein Lieben
Was ich laut und ſtill gefleht,
Iſt nur in den Staub geſät,
Iſt nur in das Meer geſchrieben.
Hätt' ich all mein eifrig Lieben,
Eingeſtreuet in den Sand,
Blühend ſtände längſt der Strand,
Früchte hätt' er längſt getrieben,
Hätt ich in das Meer geſchrieben
Meine Seufzer, meine Qual,
Von den Wellen ohne Zahl
Wäre keine leer geblieben.

J. R. Wyß ſpielt ſeine Leyer zu immer reinern Wohlklange aus. — Wir eilen nun zu dem Schluß des Büchleins, den Jean Paul mit „Nachflor und Spätlinge des Taſchenbuchs“ macht. Von ganzen Herzen rufen wir: Amen! zu Allem, was er gegen die Taſchenbücher ſagt; doch würden wirs mit wahrem Schmerz ſehen, wenn je ſeine 10 Zahlen dazu dienen ſollten, wie er ſich ausdrückt „Nußſchaalen für Affen“ einzuwickeln. Mögten ſeine Zahlen 1. 4. 5. 7. 8. 10, wenn dieſes Taſchenbuch dem zerſtückeln geweiht iſt, von dieſem Scherz getrennt, auch als Trümmer ſtets dahin gerathen, wo ſie Herz und Geiſt tröſtend, bildend, ehrend aufbewahrt werden.

Almanac des Dames pour l'an 1820. Tubingue chez Cotta, Paris chez Treuttel.

Dieſer Almanach hat ein Verdienſt, das wir Deutſche ihm beſonders danken ſollten: er verſchafft vielen Leſern, denen ſonſt keine franzöſiſche lyriſche Dichtkunſt zu Geſichte kommt, eine kleine, auserleſne Sammlung, die ſie in Stand ſezt, den Charakter dieſer Dichtkunſt bey unſern Nachbarn, mehr oder weniger billig zu beurtheilen. Die Kupferſtiche ſind ſehr ſauber; aber mit Leidweſen vermiſſen wir bey der kleinen Notiz, die ſie begleitet, (die Madonna von Raphael ausgenommen), die Angabe ihrer jetzigen Beſitzer. Das iſt für den Kunſtliebhaber ſehr empfindlich, da er gerne weiß, wo ſolche Schätze zu ſehen ſind. Der Correggio z. B., Venus, welche den Amor entwaffnet, ſahen wir mit Entzücken bey einem Privatmann in Stuttgart — er hält das Gemählde für das Original, und ſeine Schönheit, ſo wie die wunderlichen Verſchlingungen der heutigen Gemählde- wie Menſchen-Schickſale, mögen es wohl in ſeine Hände gebracht haben. — Dem beſonnenen Leſer dieſes kleinen Buchs muß es auffallen, daß der geſammt-Charakter der franzöſiſchen lyriſchen Poeſie, noch dem der unſern in den ſechziger Jahren gleicht. Ihre Sprache iſt gebildeter, wie die unſre damals war, ihr Ausdruck hat eine Vollendung, einen Anſtand, eine Angemeſſenheit, welche unſre Sprache ſich vielleicht auch aneignen könnte, aber die Mehrzahl unſrer Dichter lieber verachtet, als erlernt — aber die armen Olympier werden als poetiſche Putzmittelchen gebraucht, jeder in ſeiner Art — der Schönen die Schminke, dem Krieger der Pallaſch, dem Staatsmann Lorbeer und ander anſtändiges Gebüſch — ſo ruft man in dieſen Gedichten Amor, Venus, Mars, Apollo herbey, um die Helden zu verehren, und im Geiſt ſehen wir ſie in kleinen Reifröckchen und der Allongenperücke erſcheinen, in denen ſie bis unter Ludwig XVI. auf dem franzöſiſchen Theater erſchienen ſind. Einen Ton haben dieſe kleinen Dichtungen, den wir ſeit den lezten dreißig Jahren bey den Franzoſen häufiger bemerken, und der ſehr rein in ihnen widerhallt; — der, gefühlvoller Erinnerung lang gedauerter Liebesbande. Um uns verſtändlich zu machen ſetzen wir ein Beyſpiel hieher.

La bonne vielle, par Mr. B. P. de Beranger.

Vous vieillerez o ma belle maitresse!
Vous vieillerez et je ne serai plus.
Pour moi le temps semble dans sa vitesse
Compter deux fois les jours que j'ai perdus.
Survivez moi, mais que l'age pénible
Vous trouve encore fidèle à mes leçons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.

Lorsque les yeux chercheront sous vos rides
Les traits charmants qui m'auront inspiré,
Des doux recits les jeunes gens avides,
Diront: Quel fut cet ami tant pleuré?
De mon amour peignez, s'il est possible,
L'ardeur, l'ivresse et même les soupçons;
Et, bonne vieille au coin d'un feu paisible,
De votre ami repetez les chansons.

On vous dira: savait-il être aimable?
Et sans rougir vous direz: je l'aimais.
D'un trait mechant se montra-t-il capable?
Avec orgueil vous répondrez: jamais!
Ah dites bien qu'amoureux et sensible,
D'un luth joyeux il attendrit les sons;
Et bonne vieille au coin d'un feu paisible
De votre ami, répétez les chansons.

Vous que j'appris à pleurer sur la France,
Dites surtout aux fils des nouveaux preux,
Que j'ai chanté la gloire et l'espérance,
Pour consoler mon pays malheureux.
Rappelez leur que l'aquillon terrible
De nos lauriers a detruit vingt moissons;
Et, bonne vieille, au coin d'un feu paisible
De votre ami repetez les chansons.

Objet chérie quand mon renom futile
De vos vieux ans charmera les douleurs,
A mon portrait quand votre main débile
Chaque printeme suspendre quelques fleurs,
Levez les yeux vers ce monde invisible,
Où pour toujours nous nous réunissons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible
De votre ami repetez les chansons.

Legouvé's Hyver, ſpricht das tiefe Gefühl aus, welchem der rührende Dichter endlich erlag. Noillys Verſuch einer Ueberſetzung des Horaz dürfen wir Deutſche nicht beurtheilen. Wir haben eine ander Art, die Alten aufzufaſſen, als unſre Nachbarn. Daß ihre Art auch wirkt, haben wir an mancher Spur geſehen. Von der Sonne Strahl wächst ja der Eiche und der Zeder Krone empor — oder damit keine Spur von Anſpielung in unſern Worten geſucht werde — ſie ruft Blumen und Klee hervor. Daß die Dichter ſich das Glück, Prinzen zu haben, ſehr zu Nutze machen, müſſen ihre Leſer ihnen zu gut halten. Aber um billig zu ſeyn, müſſen wir geſtehen, daß ſie ihnen mitunter eben ſo nützliche wie galante Sachen ſagen.

Taſchenbuch für das Jahr 1820, der Liebe und Freundſchaft gewidmet, herausgegeben von Dr. St. Schütz. Frankfurt am Main, bey den Gebrüdern Willmanns.

Dieſes Taſchenbuch hat Ramberg allein mit ſeinen Zeichnungen ausgeſtattet (wir bezeugen dabey der Sauberkeit und Sorgfalt von Jurys Griffel unſre Anerkennung) und thut uns im Herzen weh, weil wir ſein herrliches Talent auf dieſem armſeligen Wege der Taſchenbuchskupferchen vergeudet ſehen. Lebendigkeit und heitre Pantaſie herrſchen in ſeinen komiſchen Darſtellungen, die ſeinen Geiſt weniger ſchmerzlich an die Beſchränkung durch den nichtigen Zweck und den kleinen Raum erinnern mögen. Gleich zuvörderſt finden wir zwölf kleine Kupferchen zu „Ludchens Heimkehr“ einem ländchen Epos in zwölf Geſängen von St. Schütz, die mit dem leichten, frohen und in dieſen Eigenſchaften graziöſen Gedicht, ein ſehr angenehmes Ganzes ausmachen. Dem Dichter möchten wir freylich bemerken, daß er hin und wieder balladenmäßig zuſammendrängt, dem Künſtler, daß er ſich in manchen Geſtalten dieſer und ähnlicher Kupferchen vergangner Jahre wiederholt — aber dieſe Bemerkung träfe St. Schütz nur in ſo fern ſein froh ſcherzendes Gedicht keine Ballade iſt, und, rückſichtlich des Künſtlers iſt ſie den Umſtänden ein Vorwurf, die ihn vermögen, zahlloſe Kalenderbildchen, ſtatt einem großen Kunſtwerk zu verfertigen. Der übrige Inhalt dieſes Taſchenbuchs iſt dieſes gefälligen Eingangs werth. „Fräulein von Scudery“ eine aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten erzählte Geſchichte, von E. T. Hofmann, iſt ſpannend, und gut koſtumirt; ſie iſt um ſo ſchöner erzählt, als ſie den Leſer um die Länge täuſcht, die durch das häufige redend Einführen der handelnden Perſonen entſteht. Wir ſind nicht orientirt, wie vieles von der Ausmahlung dieſer Erzählung aus hiſtoriſchen Quellen genommen iſt, finden aber darin eine ſehr ſinnreiche und wahrſcheinliche Erklärung einer fürchterlichen Thatſache, die ſich vor wenigen Jahren in London wiederholte, indem ſich viele unſrer Leſer des Monſters erinnern werden, das den Zeitungen zufolge zahlreiche Mordanfälle verſuchte. — „Luiſe Brachmanns Gedichte“ gefallen dem Ohr und regen das Gefühl an. — „Die liebenden Geſchwiſter“ von St. Schütz drohen faſt zu lafontainiſiren. Laſſen wir den werthen Mann, der uns ſo lange Zeit anziehend unterhielt, ſein Genre — der rüſtige, ſich keck ausſprechende, das Leben in ſeiner Wahrheit auffaſſende Schütz hat den Gefühls-Ton ſehr gut gehalten, aber es iſt doch nicht ſein eigenthümlicher. — „Hans Ley, ein Volksmährchen von A. F. E. Langbein.“ Es iſt gut, daß es nicht unmittelbar neben St. Schützens Epos ſteht. Rambergs Crayon hat mit dem Dichter ſympathiſirt, um ein, zwar lebendiges, aber ſehr verworrnes Gebilde hervorzubringen. Der Stoff, ein ungeberdiger Recke, den endlich die Liebe zähmt, iſt vielfältig behandelt; daß Langbein dieſen Stoff in leichte Reime brachte, geben wir ihm zu. — „Der erborgte Schmuck.“ Friedrich Laun benutzt in dieſer Erzählung einige gäng und gäbe abergläubige, vielleicht von Beobachtung hie und da gerechtfertigte Begriffe, um in Spuckgeſchichten-Art unſrer Voreltern — das heißt: mit einem moraliſchen Endzweck, eine recht unterhaltliche Geſchichte zu geben. — „Das Nachtabentheuer“ Novelle von Otto Graf von Löben. Wir haben in einigen Taſchenbüchern der vergangnen Jahre das ganz zügelloſe Umherſtreifen von dieſes Dichters Phantaſie peinlich empfunden. Hier hat es ihm gefallen, ſie in beſtimmteren Geſtalten zu üben, und ſie ſind ihm gelungen. Die Kataſtrophe bleibt vielleicht zu dunkel, denn wir geſtehen, daß wir die wirklichen Vorgänge, von Bergys Traum, nicht ganz deutlich unterſcheiden können; allein der ritterliche Karakter der beyden Freunde iſt ſchön aufgefaßt, der Liebes-Unſinn Adriennens innerhalb der Anmuthsgränzen gehalten. Unter den ſehr ergreifenden Ausmahlungen fehlte der Dichter in kleinen Zügen. Der Rabe hält zu lange auf, und ſein Ruf iſt nicht bedeutend genug. Wenn der Erzähler von gemahlten Fenſtern ſpricht, „welche noch Heiligenbilder aus einer alten guten Zeit verzierten“ ſo zieht dieſer artiſtiſche Zuſatz die Theilnahme der Leſer von der ſpannenden Lage der Heldinn ab. Sonderbare Weiſe ſcheint Graf Löben, wie Fouqué, wenn ſie deutſche Helden mahlen, Theaterdecorationen darzuſtellen, indem franzöſiſche Ritter ihnen als treue hiſtoriſche Gemählde gelingen. — Unter den kleinen Gedichten möchten wir die Kleinigkeiten von Nanny auszeichnen.

Franzöſiſche Literatur.

Tableau des Vents, des Marées et des Courrans qui ont été observés sur toutes les mers du globe avec des reflections sur ces Phenomenes par Charles Romme, associés du l'institut de France. 2 Vol. 1818. (Verzeichniß der Winde, Strömungen, Ebbe und Fluth in allen Waſſern der Erde u. ſ. w.)

Nach dem Anblick der Geſtirne iſt wohl keine Beobachtung ſo anziehend, als der Einfluß, den ſie auf den Dunſtkreis und die Meere unſers Erdkörpers ausüben. Dieſer Einfluß beſchränkt ſich vorzüglich auf Sonne und Mond, und erzeugt die beſtimmten periodiſchen und wechſelnden Winde, die Stürme, die Wirbelwinde, die trocknen und naſſen Jahrszeiten, die Höhe der Meeresfluthen, ihre Richtung, ihre Schnelle, endlich alle allgemeine und einige der beſondern Strömungen. Alle dieſe großen Bewegungen der Luft und der Meere, welche auf dem Erdball beobachtet wurden, ſind in der gegenwärtigen Darſtellung aufgezeichnet. Wer mit Liebe die Natur beobachtet, findet hier höchſt anziehende Nachrichten. Die Seefahrer werden ſie ohne Zweifel eifrig zu Rathe ziehen, da ſie die Frucht früherer Erfahrungen im Seeweſen ſind und zum Gelingen ihrer Unternehmungen ſehr hülfreich beytragen können. Auch der Naturforſcher wird durch die Kenntniſſe einer ſolchen Menge von Thatſachen eine willkommene Ueberſicht der Phänomene gewinnen, die ſeine Unterſuchungen über die allgemeinen Urſachen, welche die Natur zur Erhaltung des Weltgebäudes anwendet, erleichtern können. Die Darſtellung beſchäftigt ſich nach einander mit dem ſtillen Meere, dem nördlichen Ocean, den ſüdlichen, den indiſchen Meeren, endlich mit den Meeren von geringerm Umfang; ſie beſchließt mit Betrachtungen über die Bewegung der Meere und der Luft, ihrem allgemeinen und beſondern Verhältniſſe gegen einander, endlich mit der wahrſcheinlichen Urſache, die ſie hervorbringen. Dieſer Arbeit iſt noch ein Verzeichniß der Beobachtungen angehängt, welche der Verfaſſer während zweyer Mondumläufe in dem Hafen von Rochefort angeſtellt hat, um jeden Tag alle Umſtände der Meeresfluth zu beſtimmen.

Digitized by Google

Nro. 49.

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Zurechtweiſung.

Der Herr Hofrath Johann Heinrich Voß in Heidelberg erlaubt ſich, im 3ten Heft des von Dr. Paulus herausgegebenen Sophronizon, ſeinem ehemaligen Freunde, dem ſel. Matthias Claudius zu Wandsbeck, nachzuſagen:

1. „Noth, mit Frau und vielen Kindern, beugte den „hochſinnigen Claudius; kleine zufällige Geſchenklein, Tropfen für den Durſt, forderten jedes ſein beſonderes: Großen Dank. Von Noth und Dankbarkeit niedergedrückt, „erklärte Claudius in der Schriſt: Ueber die neue Politik die Natürlichkeit adlicher Vorrechte durch das Gleichniß ꝛc." — „zur vollkommenen Zufriedenheit des (Gräflichen) Familienbundes ꝛc." das iſt: Claudius war beſtochen, feil; hat im einzeinen Fall, ſeine Ueberzeugung gebeugt, um Geld und Lohn. — Wer das kann und thut, iſt ein ſchlechter Menſch.

Was der Hofrath Voß hier in dieſer Weiſe aufſtellt, erklärt Unterzeichneter für eine in Rachgier erzeugte böſe Nachrede und Verläumdung.

2. ſagt Voß: „In den höchſten Nöthen ſchrieb Claudius „einen neuen Asmusband, die lezten Bände zum Theil mit „umwölktem Geiſt, mit ſchwermüthiger Gottſeligkeit, mit „erzwungenem Witz, mißtrauiſch, vergrämt."

Dieß, mit ſammt dem unter 1. angeführten, iſt Unwahrheit; und wenn ich Worte mir erlauben wollte, wie Voß gebraucht hat, würde ich ſagen müſſen: „er log."

3. Alles, was Hofrath Voß über die Veranlaſſung der Ueberſetzung von Fenelons religiöſen Werken durch Claudius, und über deſſen Vorrede erzählt, iſt den Thatſachen nach verfälſcht, und aus ihm zu Ohren gekommenem Geklätſch verdreht.

4. Wie Hofrath Voß zufällige Aeußerungen eines in Heidelberg ſtudirenden Sohnes von Claudius mißbraucht, um Rache an den eignen alten Freunden zu üben — kann ich der Beurtheilung jedes fühlenden Herzens überlaſſen.

Indem ich hier Sohnes Pflicht erfüllte, finde ich mich in der günſtigen Stellung, auf weitere Rechtfertigung des ſel. Claudius mich nicht einlaſſen zu dürſen. Wer nur ein Blatt, auch vornehmlich der lezten ſeiner Bücher geleſen hat, ſpürte den Geiſt der Wahrheit in Liebe. Wer Voß kennt, wer eine Seite dieſer ſeiner Neſſelblätter anſieht, weiß auch, daß Haß und Rache hier ihren Thron auf Felſen gebauet haben.

Wohl dem edlen Jacobi, daß er ruht! Dieſer Voß'ſche Giftausfluß hätte ihm eine Todeswunde gebracht. Aber der Voß iſt auch klug; der wartet ab, bis die Zeugen der Wahrheit entſchlaſen ſind: dann beſchwört der Schlaue, Schatten der Geiſter von jenſeits herauf.

Hiemit genug. Doch Eines noch: Wenn, was unmöglich iſt, ſich ereignen ſollte; wenn unſerm Bürgerſtande voller gebührender Theil am öffentlichen Rechte, im gewogenen allgebilligten und einverſtandenen Verhältniß zum Antheil des Adels, geweigert und vorenthalten würde; ſo trüget ihr die Schuld, Voß und wer Euresgleichen iſt!

*

Den ſel. Claudius greift Herr Hofrath Voß an der bürgerlichen Ehre an. Was ich hiermit an Herrn Voß thue, iſt mir wohl bekannt, und ich erwarte auf gehörigem Wege von dem Herrn Hofrath deßhalb belangt zu werden. Auf Wortfuchteley und Anekdotenwech,:l laſſe ich mich nicht ein.

Hamburg, den 5. November 1819.

Friedrich Perthes.

Taſchenbücher.

Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen 1820. Leipzig bey Carl Cnobloch.

Das Titelkupfer ſtellt ein Portrait Herzog Chriſtians von Eiſenberg vor, deſſen biographiſche Darſtellung nach den Papieren des Abts Theophilus à St. Maria Lusatiæ den größten Theil des Büchelchens einnimmt und unzweifelhaft die meiſte Aufmerkſamkeit erhalten würde, wenn des Verfaſſers Styl ſeinem alten Vorbilde treuer geblieben wäre. Manchen Nachhall dieſer Sagen haben wir im Gothaiſchen Lande ſelbſt gehört, auch hat beſonders die lezte Hälfte der Erzählung einen von mehr Originalität zeugenden Ausdruck; vorn herein ſcheint aber moderne Empfindeley ſich mit der Breite jener, und der jetzigen ihr nachahmenden Zeit, verbunden zu haben. Wie dankbar müßten wir jede Mittheilung ſolcher Ausmahlungen deutſcher Geſchichtsperſonen anerkennen, wenn die Erzähler aus ihren Hülfsquellen nur das durch alte Schreibart Störende und Unverſtändliche entfernten, außer dieſen aber

ihren einfachen Vortrag beybehalten. Nur durch ſolche einzelne Gemählde erhält das zerſplitterte Ganze unſrer Geſchichte ein Leben, das ſie dem Gemüth und dem Gedächtniß zugänglich macht. Ferner enthält dieſes Taſchenbuch einige Briefe von Iſland und Johannes von Müller, die der ernſtere Leſer mit Dank aufnehmen wird. Die, von Begebenheiten, die in eines Jeden Privat-Leben eingreifen, überfüllte Zeit kommt unſerm Hange, unſre ruhmwerthen Todten zu vergeſſen, ſo ſehr zu ſtatten, daß wir denen Dank ſchuldig ſind, die uns durch ſolche Winke wieder an ihre Individualität erinnern, und veranlaſſen, menſchlich weich ihre Aſche zu grüßen. — Unter den ſechs Kupfern ſind die zwey von Ramberg noch die beſten; drey davon gehören zu den im Taſchenbuch enthaltnen Erzählungen, von denen wir nur „Bruno, von Jacobs“ und die Burgen Wart und Aſpermonte von Fouqué näher erwähnen wollen. Bruno iſt die vortrefflich erzählte, ſchon aus dem Nürnberger hiſtoriſchem Bilderſaal bekannte Geſchichte der Gräfin, die nebſt ihrem Gemahl alle Zwillingsmütter durch ſchimpflichen Verdacht ſchmähte, dann ſelbſt neun Kinder bekam, von denen ſie achte, aus Angſt, ihres Gemahls Verdacht möchte nun auch ſie treffen, erſäufen laſſen wollte. — Jacobs läſſt ſie von ihrem Schwager, einem frommen Biſchof, retten und gibt ſie den zerknirſchten Eltern zurück. Die Einkleidung — ein Großvater erzählt die Geſchichte in ländlicher Umgebung ſeinen Enkeln, indeß einige häusliche Vorfälle ihren Gang fortgehen und dem Vortrag dadurch ein dramatiſches Intereſſe ertheilen — die Einkleidung hätte dem Verfaſſer Mittel an die Hand gegeben, das Fabelhafte der Erzählung als ſymboliſches Hülfsmittel darzuſtellen, ohne deßhalb durch eine breite Erklärung deſſelben das fromme Gefühl, welches es hervorruft, zu erkalten; dadurch wäre ſogar ſeine rührende Erzählung über die Klaſſe frommer Mährchen zur Würde der Parabel erhoben worden, da ſie hingegen jezt, ungeachtet ihrer offenbaren Vorzüge reiner Frömmigkeit, wie jede Legende, Wunderglauben befördern kann. Fouqué's „Burgen Wart und Aſpermonte“ athmet einen edlen Geiſt, und wenn gleich mancher Moment einzig auf den Effekt berechnet iſt, freut man ſich an den hellgefärbten Bildern und edelmüthigen Geſinnungen der idealiſirten Raub-Barone. Die übrigen erzählenden Beyträge dieſes Taſchenbuchs zeichnen ſich zu wenig von allen Geſchichten ihrer Gattung aus, um einzelner Erwähnung zu bedürfen. — Die „Bemerkungen von Bührlen“ ſind ganz aus dem praktiſchen Leben genommen, um aber die Leſer der Taſchenbücher für ſolche praktiſche Ideen empfänglich zu finden, ſollte man ſich eines kürzern, ſchärfern Ausdrucks befleißigen. Rochefoucault hätte nie ſo viel gewirkt, wären ſeine Maximen nicht meiſtens in Sprichworts-Kürze abgefaſſt. Wie glücklich, wenn Bührlens gediegne Vernunft ſo viel Eingang fände, wie des Franzoſen ätzender Geiſt! — „Treumund Wellentreter, über die üble Laune“ erſäuft in vielen Seiten einen ſchönen wahren Gedanken — er ſezt die üble Laune dem Frieden Gottes entgegen, der höher iſt als alle Vernunft; aber nicht mit Bührlens praktiſchem Verſtande, weßhalb Wellentreter wohl wenig Laune heilen, vielleicht ſogar etwas Langeweile anregen wird. Die kleinen Gedichte von Hofmann haben das Verdienſt geſellſchaftlicher Heiterkeit in einem ſo gefälligen Gewande, daß ſie in unſern feinen Zirkeln ſtandesmäßige Leerheit und in andern, vorſchauende Derbheit verbeſſern könnten.

Penelope, Taſchenbuch für das Jahr 1820. Der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet. Herausgegeben von Theodor Hell. Leipzig, Hinrichsſche Buchhandlung.

Dieſer den Zweck ſo feſt beſtimmende Titel ſchadet dem Inhalt, indem er uns zu einer ſtrengern Ueberſicht deſſelben auffordert. Als ein gewöhnliches Taſchenbuchs-Ragout (bekanntlich muß man den Elementen dieſer Art Schüſſel nie ſehr genau nachforſchen, die Sauce macht die Hauptſache und bringt durch ihre Beſtandtheile auch den Hauptſchaden hervor) würde das Ganze recht gut aufzunehmen ſeyn. Zuerſt die liebliche Sapho des Titelkupfers. — So ſah ſie freylich aus, ehe ſie in Olympia gekrönt ward! — und mit dieſen Zügen, die mehr himmliſchen Accorden als den Tönen der irdiſchen Leyer zu horchen ſcheinen, läſſt ſich Grillparzers Sapho auch nicht zuſammen denken. — Auch viel Schönes hat das ſie einführende Gedicht, das Grillparzers Sapho viel näher verwandt iſt, als dieſem Bilde. Die Kupfer ſind zuſammt gar ſauber, die von Ramberg durch Lebendigkeit und kecke Zeichnung vorſtechend wie immer; aber die Erzählungen einzeln durchzugehn, möchte zu monoton ſeyn. Sie ſind alle wie alle — Ein ſehr Weniges Phantaſie, mehr Empfindeley, ziemlich viel Erzählungsgabe, ſehr wenig oder gar keine moraliſche Kraft — ob Wahrſcheinlichkeit oder nicht, iſt im Grunde einerley; die geſpenſtiſchen Einwirkungen abgerechnet, trägt ſich auch das Unwahrſcheinlichſte zu. In dieſen Erzählungen iſt es die Charakterloſigkeit der Menſchen und ihrer Reden, welche unwahrſcheinlich ſind, nicht die Begebenheiten. Doch Penelope, eine Penelope unſrer Zeit, könnte in ihrem häuslichen Zirkel und zur Ausbildung von Milde und Kraft, auf welchen die Eintracht beruht, wohl keine dieſer Geſchichten empfehlen, Präzels Chriſtbeſcheerung ausgenommen, die neben Jean Pauls Schulmeiſterlein Wuz geſtellt werden darf, wobey ſie endlich durch des ſeelenguten Sebaſtian erlangtes Glück beym Schluß, den Leſer unter Lächeln und naſſen Augen zurück läſſt, da ſie bey Jean Pauls Schulmeiſterleins Sterbebett bey Lächeln und Gebet zurückblicken. Was A. Wendt von Petrarca darbietet, hat hiſtoriſches Intereſſe, und kann, wie alle wohlgewählte Bruchſtücke der Geſchichte, zu zweckmäßigem Leſen derſelben ermuntern. Daß ein großer Theil dieſer Auszüge Träume erzählen, entſpricht zwar dem herrſchenden Geſchmack, und iſt — zum großen Lobe dieſes Taſchenbuchs ſey es bemerkt! — das einzige dieſem Geſchmack Entſprechende in ihm; wir hätten aber gewünſcht, der verdiente Wendt hätte mit ein paar Worten angedeutet, daß er nicht dieſem Geſchmack zu fröhnen den Geiſt jenes Jahrhunderts in den Schwächen eines ſeiner größten Genies vorführte. — Das Bruchſtück aus Delilles Katakomben von Arthur vom Nordſtern, thut unſern Forderungen an eine Ueberſetzung gänzlich Gnüge. Hier iſt uns Delilles Dichtung alſo gegeben, daß wir den Dichter auffaſſen, ohne durch befremdliche Sprachbildung und Wortbedeutung an eine fremde Sprache erinnert zu werden. Houwalds Epiſtel und die kleine Liederreihe dieſes Büchelchens, wird Penelope, wie wir ſie uns denken, freundlich aufnehmen.

Rheiniſches Taſchenbuch für das Jahr 1820. Darmſtadt bey Heyer und Leske.

Die Ausſtattung dieſes Taſchenbuchs zeugt bey dem zierlichſten Aeußern von einer Zweckmäßigkeit, die es von

Digitized by Google

ſeinen Mitgebornen vortheilhaft unterſcheidet. Seine zehn ſaubern Kupfer enthalten zuvörderſt ſechs Kopien von Gemählden der großherzoglichen Sammlung in Darmſtadt, von einer kurzen Nachricht von ihren Meiſtern und Andeutung ihres eigenthümlichen Verdienſtes begleitet. Der Gedanke, ein rheiniſches Taſchenbuch mit Darſtellungen von einzelnen Schätzen einer ſo reichen Sammlung zu zieren, iſt zweckmäßig und conſequent und erſpart einen Commentar, welcher mühſelig bemüht iſt, zuſammengerafften Darſtellungen eine Bedeutung zu geben; oder mehr und weniger gelungene Bilderchen, die dazu dienen, alltägliche Erzählungen wie Kinderfibeln auszuſtaffiren. Drey der übrigen Kupfer ſtellen alte Schlöſſer der Rheinlande in recht artigen Landſchaften, und eine Kirche zu Ladenburg dar. Ein jedes dieſer Blätter wird von einer hiſtoriſchen Notiz erläutert. Der genealogiſche Kalender, welcher dieſen Kupferſtichen folgt, muß dem Leſer ſehr willkommen ſeyn, da die Perſönlichkeiten unſrer Fürſten mit unſern Angelegenheiten immer näher zuſammenfließen. Recht würdig dieſes Anfangs führt uns Conz durch Kaiſer Friedrich Barbaroſſas Zug nach Aſien und Tod, in den literariſchen Inhalt des Taſchenbuchs ein. Einfach und klar erzählt der würdige Verfaſſer einen ſehr intereſſanten Moment der damaligen Geſchichte. Wir wagen zu glauben, daß es nöthig ſey, ſich zu Gunſten der Griechen mehr in ihre Verhältniſſe und den Charakter jenes Zeitalters zu verſetzen; auch bey den Gründen der Behandlung, welche Friedrichs Heer erfuhr, das Betragen der vorigen Kreuzzügler in Anſchlag zu bringen. Wenn die orientaliſchen Völker ſo durchgehends in Schatten geſtellt werden, wird, da der Wahrheit liebende Geſchichtſchreiber von Friedrichs Heer auch ſehr unfeine Thaten erzählen muß, das moraliſche Gefühl irre, indem es nicht mehr weiß, warum denn der Gelobte dem Getadelten vorzuziehen ſey. Möchten doch ſolche Bruchſtücke die Romänchen und Geſpenſter-Geſchichtchen nach und nach verdrängen. — Blanke von Kaſtilien trägt zwar nicht den Charakter hiſtoriſcher Strenge des vorigen Aufſatzes, mahlt uns aber dennoch mit ungeſchmücktem Vortrag die wackre Fürſtin, welche ihren Ehrgeiz zum Beſten Frankreichs benutzte, und wenn Herrſchſucht ihr Fehler war, verdankt es Ludwig doch wohl allein dieſer Herrſucht ſeiner Mutter, daß ſeine unſeligen Kreuzzüge — die ihm den Namen des Heiligen erwarben — bey ſeiner Rückkehr noch ein Land zu regieren vorfinden ließen. Die Bemühung der werthen Verfaſſerin ihre Heldinn von der Anſchuldigung eines Liebesverſtändniſſes mit dem Grafen von Champagne zu reinigen, iſt ſehr umſichtig auf den ritterlichen Zeitgeiſt gegründet, und wir ſtimmen — da ſie nicht nur eine politiſche, ſondern auch eine tugendſame Blanka brauchte — ihren Rechtfertigungen bey. — Prätzel erfreut uns mit „dem Beruf zur Kunſt“ einer Erzählung, welche ganz im Charakter der Chriſtbeſcheerung in der Penelope, die Geſchichte eines armen Weberſohns enthält, deſſen Schickſal uns der Verfaſſer durch die einfachſten Begebenheiten vom vierzehnten bis ins zwey und zwanzigſte Jahr nachfolgen läßt; von dem Schreckenstage, da er in ſeinem Dorfe bey dem erſten, vor der Kirchengemeinde geſpielten Choral, ſtecken blieb, bis er, auf dem einfachſten Wege zum großen Zeitpunkt gelangte, wo er Organiſt eines gräflichen Reſidenzſtädtchens ward. — Aber wie gemüthlich und wahr mahlt er dieſen kurzen einfachen Weg aus! — Des armen Knaben Zuſtand wie ſein erſter Choral ſcheitert: iſt mit grauenvoller Wahrheit beſchrieben und wer fühlt nicht die Gewalt des Gebets, wie der arme entlaufne Junge, von Kälte und Hunger verklommen, in die Dorfkirche tritt? Von Herzen bitten wir unſre vornehmen Leſer, denen ſo ſelten das Glück wird, Arme und Niedre zu kennen, die Bekanntſchaft dieſes Konrad und die von der Penelope armen Sebaſtian zu machen! — Wenn Herr Hofmann zufrieden iſt, Herrn Conteſſas „Schatzgräber“ ſeinen Erzählungen nach Callots Manier ſo nahe geſtellt zu ſehen, ſo können wir es leiden. Uns hat geſchienen, daß Herr Conteſſa ſeinem Vortheil damit ſchaden möchte. — Luiſe Brachmanns „König der Berge“ würde, einfacher erzählt, ein recht moraliſches und durch ſeine ſorgloſe Unwahrſcheinlichkeit gut erfundnes Kindermährchen ſeyn. — Das „Horoſcop“ des Herrn Krug von Nidda kann aber von Engelzungen erzählt, nie als etwas andres als ein ſchädliches, aus Aberglauben und Myſticismus gewobnes Geſchichtchen angeſehen werden, das den, der es glaubt, vergiftet, und den, der es nicht glaubt, mißfallen muß.

Frauentaſchenbuch für das Jahr 1820 von de la Motte Fouqué. Nürnberg bey Schrag.

Dieſes Taſchenbuch fährt mit mühſeliger Treue fort, ſein altdeutſches Coſtum — denn anders kann man doch nicht die Anzüge benennen, in welche Futteral, Umſchlag und Kupferſtiche ihre Geſtalten auf das Wunderlichſte vermummen? — zu beobachten. Daß die Nordlandshelden, die mit dem Elfenkinde auf die Klippen ſteigen, eben ſo gewaffnet ſind, wie früher auf einem Kupfer: Herrmann der Cherusker, und auf manchen unſrer Ritter-Geſchichten die Turnierritter des griechiſchen und deutſchen Kaiſerhofes, bis endlich zu Bayard und Götz von Berlichingen hinab, macht den Beſchauer ein bischen ſtutzig. Wahr iſts, daß der Zeichner einiger Nordlands-Helden ſo krauſe Schöße an ihre Panzer geſetzt hat, daß ihre Beine daraus herausſteigen wie aus gezackten Tulipanen; dagegen ſitzt aber auch wieder einmal ſo ein Nebelheros mit einer Elfe in einem Eichbaums Divan in ſo artigen Hauskleidern, daß ſie, die Zweige brauchen nur gekappt zu werden, einem unſrer, in Italien ſpielenden Räuber- oder Glaubensromanen aus jetziger Zeit zur Zierde dienen könnten. Wir tadeln den wackern Künſtler darum nicht. Die Phantaſie tappt bey dieſen Gegenſtänden zu ſehr im Dunkeln, um ihren Bildungen einen beſtimmten Charakter geben zu können. Dieſes Uebel erſtreckt ſich auch auf die Dichtungen ſelbſt, welche dieſe Kupfer (von Schnorr gezeichnet) erklären ſollen, und wir fürchten daß ſelbſt Fouqué's treues Bemühen und entſchiednes Talent ſie nie zu einem Gegenſtand wahren Intereſſes machen werden. Dem Geſchichtsforſcher ſind dieſe Sagen nur in ihren urſprünglichen Fragmenten wichtig, der Geſchichtsliebhaber eilt ermüdet und unmuthig aus ihren ſchwankenden Ueberbleibſeln, welche, einem Trümmerhauſen gleich, durch bunte Lampenreihen mühſam in ihrer geahnten Herrlichkeit wieder hergeſtellt ſind; der gemüthliche, gradſinnige Leſer endlich, erkennt deren Künſtlichkeit und hat ihrer ſobald ſatt, wie der gemüthliche gradſinnige Zuſchauer jene glänzende Illumination. Für die Nachbildungen der ſchönen Heiligenbilder des Nürnberger Denkmahls danken wir dem Herausgeber im Namen aller Leſer. Da es nun einmal Taſchenbücher geben ſoll, könnten ſie zu dem geſchickteſten Mittel dienen, alte Kunſtwerke zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, und fortſchreitend durch mehrere Jahrgänge würden ſie Neugier, Theilnahme

Digitized by Google

und endlich Streben nach Kenntniß der deutſchen Kunſt erwecken. Rambergs, Schnorrs und manches wackern Zeichners Mühe wäre mit dieſen Arbeiten edler beſchäftigt, wie mit den abentheuerlichen Rittergeſtalten, und gewiß machte die Kenntniß der Schätze, welche das Vaterland an Gebäuden, Schnitzwerken und Gemählden beſitzt, mehr mit dem Vaterlande vertraut, als jene geharniſchten Gliedermänner, die dem Beſchauer aus dem kleinen Bilderrahm entgegen zu fallen drohen. Der Inhalt des Büchelchens ſelbſt iſt ſo reich und mannichfaltig, daß wir des Raums wegen nur das, was uns am mehrſten erfreute, erwähnen können. — Zuerſt danken wir dem Herausgeber für ſeinen „Adam Wiederbauer.“ Wir wiſſen nicht, wie weit ihn hiſtoriſche Nachrichten leiteten, aber die Menſchen, die er ſchildert, ſind für uns durch ſeine lebendige Darſtellung und treue Charakteriſtik geſchichtlich geworden. Die ganze Begebenheit erhält ihr Intereſſe von der wirklichen Geſchichte, und die darin berührte Epiſode gibt jener hingegen wieder Färbung und Licht. Fouqué hat mit einem ſehr viel undankbareren Mateeial in der Gattung wie Walter Scott in ſeinen herrlichen Heldenerzählungen, den Leſer an die Namen, die Trümmern dieſes Gaues unſers Landes gefeſſelt, und der Harzbewohner belebt ſeine Schloßruinen, ſeine Thäler mit Fouqué's Geſtalten. Wir dürfen dem, dem wir ſo herzlich danken, auch geſtehen, daß manche von Euſebius Krafts Blunders uns ſtörten — in den meiſten Fällen hätte die Pedanterie ohne den Irrthum, zur Komik genügt. Je weniger der verehrte Dichter das Colorit ſeiner lebendigen Bilder in veraltete Woete legt, je reiner ſprechen uns ſeine Umriſſe und Farben an, und wir erwarten von der Zukunft noch manchen Genuß, wenn er immer freyer von der — von ihm ſelbſt verſchuldeten Schule — nur ſeinem ächt adelichen, alſo rein menſchlichen Sinn folgend, uns für einzelne Momente unſrer vaterländiſchen Geſchichte in ſo angemeſſener Einkleidung intereſſirt. — Franz Horns „Erinnerungen an Johanna, Eleonora Peterſen“ erfüllten den Wunſch, welchen ſeine „Erinnerungen an Johanna von Beſſer“ im vorigen Jahrgang dieſes Taſchenbuchs erregt hatte. Er erfreut uns hier mit einer ähnlichen Darſtellung, die in ihrer Art ſo wie Fouqué's „Wiederbauer“ auch das Verdienſt hat, einem Punkt unſrer trüben Geſchichte Farbenhelle zu geben, aber außerdem Herz und Seelenkunde ſehr angenehm beſchäftigt. Möge der Verfaſſer durch keine bittere Erfahrung des Lebens die Milde ſeines literariſchen Charakters ſich trüben laſſen, durch welche ſeine Darſtellungen auch auf Den wirken, der ſeine individuelle Hinneigung nicht theilt. — Indem wir alles Erfreuliche, was der poetiſche Theil dieſer Sammlung enthält, anerkennen, bitten wir um den übrigen uns knapp zugemeſſnen Raum Friedrich Rückerts „Frühlingsgenoſſen, als Frühlingserſatz, in den trübſeligſten Novembertagen, als Frühlingstäuſchung für greiſendes Haar, als Frühlingszauber für verödete Herzen, als Frühlingsfeyer für ſelige, zu preiſen. Kam er gleich kürzlich aus dem Lande des Frühlings zurück, ſo haben dieſe Lieder nicht einem beſondern Boden ihr Entblühen zu verdanken, ſondern es iſt des Dichters eigenthümlicher Geiſt, der ſie, ſo lange der Gott in ſeinem Buſen lebt, in unnachahmlicher Friſche und Lieblichkeit hervorrufen wird.

Karl Müchlers Taſchenbuch für Kartenſpieler mit XXXVIII illuminirten Kupfern nach Zeichnungen, von den Gebrüdern Henſchel 1. Lieferung. Die Tarrokkarten. Leipzig bey G. A. Köchly. Berlin bey den Gebrüder Henſchel. 1819.

Der Verſuch, den gewohnten Kartenbildern neue unterzulegen, iſt in Deutſchland und Frankreich ſchon oft gemacht, ohne zu glücken. Im Anfang der Revolution erſchien eine ſehr ſinnreiche Reihe Kartenfiguren, deren Bedeutung aber für den Zweck viel zu erhaben war, um für ihn zu paſſen; ſie enthielt eine Gallerie der ſchönen Erſcheinungen, welche edle Menſchen damals zu beſchwören verſuchten. Eben ſo erfand damals ein Bürger von Frankfurt ein neues Gänſeſpiel, das er la poule de Henry IV. nannte, und darin ſeine lebendige Auffaſſung der Wohlthaten, die auch er damals von dem Jahre 1792 träumte, ſehr ſinnreich darſtellte. Unſre Zeitgenoſſen werden ſich mehrerer ſolcher Verſuche erinnern, auch ſolcher, bey denen die Zeitgeſchichte aus dem Spiele gelaſſen war, von denen erfahrne Leute aber immer ſagten, daß die Spieler ſie verwerfen würden; entweder weil ſie die neuen Bilder nicht beachten, oder weil ſie von ihnen geſtört werden würden. Herrn Müchlers Vorausſetzung, daß die Kartenbilder bey ihrem Urſprung eine Bedeutung gehabt hätten, iſt wohl ſehr begründet, allein damals war das Spiel und das Spielen wahrſcheinlich von dem jetzigen verſchieden. Zum Theil kann das willkürliche Zuſammentreffen oder das ſinnreiche Zuſammenfügen gewiſſer Geſtalten, anfangs der Hauptzweck des Spiels geweſen ſeyn; alſo ins Fach der Wahrſagerey oder etwas Aehnlichem gehört haben; zum Theil mögen ſpäterhin ſolche Bilderchen vielleicht, in dieſem bequemen Format von Mönchen verſchenkt oder beſeſſen, den Zahlenkarten beygefügt, dieſe aber, etwa weil es gelangweilten Geſellen einſtens an Würfeln gebrach, ſtatt Würfeln erfunden worden ſeyn. Wir ſahen Tarrok-Karten, die, in Madrit verfertigt, an zierlicher Zeichnung der Bilder Alles übertrafen, was uns von ſolchen Neuerungsverſuchen zu Geſicht kam. Die Darſtellungen ſchienen keine zuſammenhängende Beziehungen zu haben, ſie waren aus mythologiſchen und modernen Gegenſtänden zuſammengeſezt — ob dieſe Karten aber, wenn auch nur in höhern Zirkeln, wirklich die alten Karten erſezten, ward uns nicht klar; denn daß einige geſchente Leute ſich eine Zeitlang damit kurzweilten, bringt keinen veränderten Gebrauch hervor. Hrn. Müchlers Karten haben die gute Abſicht, in den acht und dreyßig Tarrok-Bildern, durch Fabel und Geſchichte, ans Gute zu mahnen. Die Könige ſtellen Carl den V., Otto III., Karl den Großen (der wohl aus Verſehen mit dem goldnen Vließorden verziert iſt?) Kaiſer Sigismund dar; die Königinnen, Cavaliers und Valets auch hiſtoriſche Perſonen; ein jedes der acht und dreyßig Bilder iſt mit einem kürzern oder längern Vers begleitet, die aber nicht dem Bilde zugefügt ſind, ſondern die erſte Hälfte des Taſchenbuchs ausmachen. Unter dieſen iſt mancher gute, doch auch hie und da — wenn es aufs Belehren ankömmt — mancher falſche Gedanke, z. B. daß Socrates in der andern Welt geſtraft wird, weil er zu viel Geduld mit Xantippen hatte. Ein Spieler möchte dieſe Lehre leicht falſch benutzen. Der Werth der Zeichnung iſt richtig für die Beſtimmung berechnet — er iſt den gewöhnlichen Kartenbildern gleich. Schwerlich werden dieſe Karten die alten verdrängen, aber als Taſchenbuch, ſo lange dieſes verkleinerte Maaß von Zeitvertreib und Unterricht unſer Zeitalter bezeichnet, ſeinen Platz wohl behaupten.

Digitized by Google

Nro. 50.

Literatur-Blatt.

1819.

Engliſcher Literaturbericht vom Auguſt 1819.

I. Geſchichte und Biographik.

Nathan Drake's Werk über Shakſpeare (Literaturblatt 1818 März No. 9.) hat in dem Monthly Review enlarged for August 1819 pag. 357—372 einen Beurtheiler gefunden, deſſen Bemerkungen ſo viele neue Aufſchlüſſe enthalten, daß ein Auszug des Erheblichſten hier einen Platz verdient.

Shakſpeare's Vater, bekanntlich von Profeſſion ein Wollhändler, war ſeiner Religion nach ein Katholik. Im Jahre 1569 war er Oberamtmann in Stratford an dem Avon, muß alſo einmal in vermögenden Umſtänden geweſen ſeyn. Seine Gattin gebar ihm eilf Kinder, von denen die beyden älteſten Mädchen waren: der älteſte Sohn, William, ward am 23. April 1564 geboren, und am 26. getauft. Er erhielt in einer Freyſchule Unterricht, und nahm vermuthlich mit den übrigen Schülern Antheil an dem Schauſpiel, das im Jahre 1575 der Königin Eliſabeth zu Ehren zu Kenelworth-Caſtle aufgeführt wurde.

Im Jahre 1576 wurde der Knabe wieder ins älterliche Haus genommen, um ſeinem Vater in deſſen Geſchäften zu helfen. Die zunehmende Dürftigkeit der Familien war die eigentliche Urſache, die ihn ſo früh von der Quelle des Lernens abzog. Man vermuthet, daß er ſich durch Unterricht und als Copiſt bey einem Advokaten habe etwas verdienen ſollen. Es iſt möglich, daß der Vater genöthigt ward, eine Fleiſcherbude zu eröffnen. Da er aber ſeine Stelle erſt im Jahre 1586 niederlegte, ſo iſt dieſer Umſtand und eben deßhalb auch die Anekdote unwahrſcheinlich, daß William kein Kalb habe tödten können, ohne dabey eine Rede zu halten. Wahrſcheinlicher iſt die Anekdote, daß er zu einem Klub Biertrinker gehörte, the Bidford Topers genannt, in deren Geſellſchaft er vielleicht an dem Rehdiebſtahl in dem Revier des Sir Thomas Lucy Antheil nahm. Da er dieß Unrecht durch eine ſatyriſche Ballade auf den Gutsbeſitzer vermehrte, ward er verfolgt, und entfloh aus dem väterlichen Hauſe.

Wohin floh er?

Dieſe Frage läſſt ſich nicht mit hiſtoriſcher Gewißheit beantworten. Ein Gerücht ſagt, daß er nach London ging und bey einem Theater Fackelträger ward. Vielleicht kam er nach Briſtol, und ſchiffte ſich mit einem mittelländiſchen Kauffahrer nach Venedig ein, indem er für die Hin- und Herreiſe Matroſendienſte verrichtete. Dieſe Vermuthung erklärt mehrere Merkwürdigkeiten in ſeinen Schriften.*) Es läſſt ſich z. B. die Aehnlichkeit mehrerer Stellen in Shakſpeare's Gedichte: Adonis und Marini's Adone nicht verkennen, welche es wahrſcheinlich machen, daß beyde ein älteres italiäniſches Epos vor Augen hatten. Und wiewohl es ſich nicht beweiſen läſſt, daß der Raub der Lucretia italiäniſchen Urſprunges iſt, ſo laſſen ſich doch eine Menge Perſonificationen von Subſtantiven darin aufſinden, deren Geſchlecht nicht der engliſchen, wohl aber der italiäniſchen Sprache entſpricht. Ebenſo beurkundete Shakſpeare in mehreren ſeiner früheſten Stücke (Romeo und Julia iſt nach Tyrwhitt eins der älteſten, und um 1591 geſchrieben) eine beträchtliche Kenntniß der italiäniſchen Sprache, und er muß wenigſtens das Fechten von einem italiäniſchen Lehrmeiſter gelernt haben, da die Kunſtausdrücke alle in dieſer Sprache und richtig angegeben ſind. Seine Sprachkenntniß ſcheint dabey im Lande ſelbſt geſchöpft zu ſeyn. So hat der Ausdruck the nimble-spirited catsoes die ungewiſſen Ausleger befremdet, in welchem ein unanſtändiſches italiäniſches Wort, das dem lateiniſchen pubes entſpricht, metaphoriſch gebraucht wird, um die üppige Jugend, die aufblühende Kraft des Landes zu beſchreiben. Dieſes im Italiäniſchen etwas derbe Wort kommt in der Bücherſprache ſelten vor, dagegen iſt es im gemeinen Leben ſo gewöhnlich wie ein Fluch, und jeder Reiſende ſchnappt es auf. Im Othello wird der Schütze als ein Wirthshaus in Venedig angeführt, die Scene von des Mohren Liebe wird in eine Gondel verlegt, eine Lokaleigenthümlichkeit, die Beppo beſtätigt. Der Titel Magnifico wird dem Grundeigenthümer beygelegt, die Namen Lucchese und Veronese richtig ſcandirt, wenigſtens auf italiäniſche Art. Der Ausruf diavolo kommt vor. Der Alraun, der im Engliſchen eigentlich mandrake heißt, wird mandragora genannt*). Die Perſonen ſchwören bey der Meſſe, und das ganze Süjet iſt aus Cynthio Giraldi entlehnt, deſſen Novellen noch nicht ins Engliſche überſetzt waren, als Othello aufgeführt wurde. Aehnliche Beweiſe von Shakſpeare's Kenntniß der italiäniſchen Sprache laſſen ſich in den beyden Edelleuten von Verona, in viel Lärmen um Nichts, im Kaufmann von Venedig (welche Geſchichte ebenfalls wieder aus dem unüberſetzten Pecorone herübergenommen iſt) auffinden. In der Klage eines Liebenden rühmt Shakſpeare, einer Nonne den Hof gemacht zu haben, und doch gab es dergleichen in England nicht. Andeutungen genug, um eine italiäniſche Reiſe wahrſcheinlich zu machen, welche mehrere Stellen im Sturm beſtätigen, und den Biographen veranlaſſen, dieſe Reiſe früher anzunehmen als Shakſpeare's Vermählung.

Dieſe erfolgte 1582 im achtzehnten Jahre ſeines Alters, ſeine Braut Anna Hathaway war 26 Jahr alt. In ſeinen Jugendgedichten finden ſich viele nähere Umſtände dieſer Liebe. Aus dem 128ſten Sonette und aus der ſechsten Stanze des verliebten Pilgers ergibt ſich, daß Anna Hathaway die Muſik liebte und das Spinett ſpielte.

*) Es läſſt ſich nicht läugnen, daß zwar die Vermuthung ſelbſt viel für ſich hat, doch manche der folgenden Belege ſehr ſchwach und unbedeutend ſind.

*) Aus dieſen Umſtänden ſchließt A. W. Schlegel über dramatiſche Kunſt Th. 3 S. 41 nur, daß Sh. ſich bey Seefahrern nach dem Auslande erkundigt zu haben ſcheint.

Digitized by Google

Doch konnte die Verbindung keiner von beyden Familien willkommen ſeyn. Shakſpeares Vater war arm und wenigſtens nicht im Stande, eine Schwiegertochter und Enkel zu ernähren. Hathaway war wohl ein bemittelter Landmann, d. h. er pachtete Ländereyen, aber er hatte drey Söhne und wenigſtens noch eine Tochter zu ernähren. Es muß alſo eine dringende Nothwendigkeit die Liebenden verbunden haben, und wenn der älteſte Biograph ſagt, daß ſie heiratheten, um eine Familienangelegenheit beyzulegen, ſcheint er damit andeuten zu wollen, daß Ausſicht auf Nachkommen der Verbindung vorausging. Darauf wird auch in den lezten Stanzen der Klage eines Liebenden angeſpielt. Unter dieſer Vorausſetzung muß die Hochzeit ſpäter als im Auguſt gefeiert worden ſeyn, denn Shakſpeare's älteſte Tochter ward im Mai 1583 geboren. Im folgenden Jahre ward er Vater von Zwillingen, die mit den Namen Hannet und Judith getauft wurden.

Doctor Drake ſezt den Rehdiebſtahl in dieſe Periode, und nimmt die Verfolgung von Sir Thomas Lucy als die Urſache an, warum Shakſpeare Stratford verließ, und 1586 oder 1587 nach London gieng. Der Receſſent ſezt dieſen Vorfall früher, da es nicht wahrſcheinlich ſey, daß ein verheiratheter Mann und Vater mehrerer Kinder, der ein Unterkommen als Anwald ſuchte, dem es nicht unbekannt war, was er wagte, und eine gewiſſe Würde behaupten mußte, ſich für einen ſo unbedeutenden Vortheil zu dem unrechtlichen und entehrenden Gewerbe eines gemeinen Wilddiebes verſtanden habe. Daß der Dichter nach London ging, iſt durch einen Umſtand außer Zweifel. John Heminge nämlich, ein berühmter Schauſpieler jener Zeit, war mit Shakſpeare's Frau aus demſelbigen Geburtsorte, und Burbadge und Greene, ebenfalls ausgezeichnete Schauſpieler, aus Stratford. Dieſe werden ſich vermuthlich vereinigt haben, ihren Bekannten und Landsmann in die theatraliſche Laufbahn herüberzuziehen.

Als Schauſpieler war Shakſpeare nach Greene's Aeuſſerung vortrefflich; er ſpielte viele von den königlichen Rollen in ſeinen eigenen Stücken, ſo wie den Geiſt im Hamlet und den Adam in Wie es euch gefällt. Er unternahm es auch, mehrere vorhandene Schauſpiele umzuarbeiten, in welcher Beziehung Greene ihn „eine aufſätzige Krähe nennt, die mit unſern Federn geſchmückt iſt.“ Da dieſe Empfehlung von 1592 datirt iſt, muß Sh. gleich bey ſeiner Ankunft in London als Schauſpielſchreiber angeſtellt worden ſeyn, und ohne Zweifel war die Dichtung Venus und Adonis „das erſte Erbe ſeiner Erfindung“ (?) (welches, wiewol erſt 1593 öffentlich bekannt, ſchon lange vorher in der Handſchrift circulirt hatte), dem er ſeinen poetiſchen bald ſo hoch aufſtrebenden Ruhm verdankte. Als das erſte Stück, das er für die Bühne einrichtete, wird hier Pericles, im Original Pyrocles genannt, angenommen; ſein zweytes war die Hexe, denn da mehrere Stellen in dem Stücke, welches der Hauptſache nach Middleton zugeſchrieben wird, ebenfalls im Macbeth vorkommen, ſo iſt es nicht zu bezweifeln, daß Shakſpeare ſie dichtete und nicht entlehnte. Ein drittes Stück der Art war vielleicht Jane Shore, welches Rowe für die engliſche Bühne bearbeitete. Es verdienten alle Stücke, an denen Shakſpeare half, und dahin gehören auch die beyden edlen Verwandten von Fletſcher, in einer Ausgabe vereinigt zu werden.

Ebenſo ſollte Jemand die Werke von Chriſtopher Marlowe (vergl. über dieſen Literaturbl. 1818 Septbr. No. 32.) ſammeln und beſonders herausgeben. Sein Eduard der Zweyte und ſein Fauſtus, welcher einem deutſchen Stücke Manlius ſeinen Urſprung verdankt, ſind Meiſterwerke. Er war das Modell und vermuthlich ein Freund von Shakſpeare. Marlowe hatte, wie er ſelbſt geſteht, eine negative Religionsmeinung, und aus der Unpartheylichkeit, um nicht moraliſche Gleichgültigkeit zu ſagen, mit der Shakſpeare alle die mannichfaltigen Formen des menſchlichen Wiſſens und Glaubens portrātirt, ſammt der ſchonungsloſen Satire, mit der er (in der Puritanerin) die religiöſeſte Sekte ſeiner Zeiten geiſſelt, läßt ſich abnehmen, daß er mit Marlowe's Anſichten übereinſtimmte. Sowol im Macbeth als in der Puritanerin wird mit einer profanen Leichtfertigkeit, die alles, was religiöſen Glauben nicht veredlt, das jüngſte Gericht ein allgemeines Freudenfeuer genannt. — Uebrigens hat es mit dieſem Chriſtopher Marlowe eine ganz ſonderbare Bewandtniß. Von ſeinem Geburtsorte, ſeinen frühern Jahren weiß man nichts; aber grade zu der Zeit, da Shakſpeare Stratford verläßt, erſcheint Marlowe auf den Londonern Brettern als ein ausgezeichneter Schauſpieler und ein bewunderter dramatiſcher Schriftſteller, ſowol für das Luſt- als das Trauerſpiel. Er wird von den Buchhändlern benuzt, in mehreren Ueberſetzungen der Klaſſiker den Versbau zu verbeſſern, und dem Theatrum Poetarum zufolge entdecken ſeine Zeitgenoſſen in dieſem Gedichte eine Aehnlichkeit mit dem „ſaubern Styl,“ der Shakſpeare eigen iſt. Marlowe gab eine Hirtenballade heraus, der verliebte Schäfer genannt, welche Shakſpeare nachher als ſein Werk in Anſpruch nahm, und welcher er in ſeiner Ausgabe des verliebten Pilgers einen Platz gab. Kurz darnach, 1592, verbreitete ſich das unwahrſcheinliche Gerücht, daß Marlowe mit ſeinem eigenen Schwerte ermordet worden ſey, und dieſe That zieht keine gerichtliche Unterſuchung nach ſich! Unmittelbar darauf wird Shakſpeare derſelbe ausgezeichnete Schauſpieler, derſelbe bewunderte dramatiſche Schriftſteller, der Marlowe kurz vorher geweſen war. Kann Chriſtopher Marlowe nicht ein nom de guerre ſeyn, den Shakſpeare eine Zeitlang annahm? Es iſt bekannt, daß Schauſpieler oft unter dem Mantel der Pſeudonymität debütiren, und wenn Shakſpeare ſeine Heimath verließ, um unentdeckt zu bleiben, ſo war eine ſolche Politik mit der Namensveränderung ſehr natürlich. Auf welche Autorität hin Warton den Marlowe zu Cambridge ſtudiren läßt, wiſſen wir nicht, aber er irrt ſich beſtimmt, wenn er ſagt, daß König Jacob der Erſte oft mit Marlowe geplaudert habe, da Marlowe's Tod zehn Jahre früher ſich ereignet, als dieſes Königs Thronbeſteigung. So viel iſt ausgemacht, daß während der fünf Jahre, da der Name Marlowe exiſtirt, Shakſpeare nicht ein einziges Stück ſchrieb, (denn Dr. Drake datirt das Luſtſpiel der Irrungen und verlorne Liebesmüh zu frühzeitig), und daß er von dem Augenblick, da der Name Marlowe verſchwindet, wenigſtens zwey des Jahres erzeugte.

Es iſt zu vermuthen, daß Shakſpeare ſeine Sonette dem größten Theile nach einem Freunde zu Ehren dichtete. Doktor Drake hat das Verdienſt, ein neues Licht über den Gegenſtand dieſer warmen poetiſchen Zuneigung verbreitet zu haben. Er hat (Th. 2. Cap. 5. ſeines Werks) ausgemittelt, daß an Thomas Wriothesley, den jungen Grafen von Southampton, 120 von dieſen beſtrittenen Sonetten gerichtet ſind. Ihre ganze Zahl beläuft ſich auf 154, von denen das achtzigſte der Königin Eliſabeth

Digitized by Google

zugeeignet, und von dem Reſt etwa 30 in Beziehung auf die Gattin oder Geliebte des Dichters geſchrieben ſind. Sie ſind in keiner ſtreng chronologiſchen Ordnung, ſonſt würden ſie für den Biographen einen ſichern Leitfaden abgeben*). Der junge Wriothesley wurde 1573 geboren, verlor 1581 ſeinen Vater, wurde 1585 nach dem St. Johanniscollegium in Cambridge geſchickt, welches damals wie eine öffentliche Schule eingerichtet war, und nahm dort 1589 ſeinen Grad als Magiſter der Künſte. In ſeinem ſiebzehnten Jahre verließ er das Collegium, trat als Studioſus der Rechte in die Gray's Inn ein, wo er Zimmer bewohnte, und ward, nachdem ſeine Mutter wieder geheirathet hatte, völlig ſein eigener Herr. Dieſer Jüngling war durch geiſtige Vorzüge ebenſo ausgezeichnet, als durch körperliche Schönheit, durch Muth wie durch Güte des Herzens, durch Höflichkeit und liberale Denkart, wie durch Rang und Einfluß, und war Gentleman eben ſo ſehr von Natur als durch die Verfeinerung des geſelligen Lebens. Wiewol nicht eingenommen für Muſik (ſ. Sonett 8), war er ein leidenſchaftlicher Freund des Theaters, brachte ſeine Abende regelmäßig daſelbſt zu, wenn Shakſpeare ſpielte, und war ſein vertrauter Freund. Ihr inniges Verhältniß verſchönerte eine ſo große Uebereinſtimmung der Anſichten und geiſtigen Beſtrebungen, daß wenn Chriſtopher Marlowe wirklich ein fingirter Name iſt, ſo müſſen Wriothesley vor allen die unter dieſem Namen bekannten Ueberſetzungen zugeſchrieben werden, und in dieſem Falle würde die Vorrede mit Recht behaupten können, daß der Verfaſſer in Cambridge ſtudirt habe. In den Sonetten kommen zwar manche Ausdrücke vor, die nicht für eine Freundſchaft unter Männern zu paſſen ſcheinen; allein Dr. Drake zeigt in mehreren Beyſpielen, daß die Sprache jener Zeit mit manchen Ausdrücken wie love und lover einen Begriff verband, der ſich mit der Rechtfertigung Shakſpeare's in dieſer ſittlichen Hinſicht vollkommen verträgt.

Dr. Drake gibt von Shakſpeare's Stücken folgende chronologiſche Tafel:

1. Pericles . . . . 1590.
2. Luſtſpiel der Irrungen . . . . 1591.
3. Verlorne Liebesmüh . . . . . 1591.
4. König Heinrich VI. Th. 1. . . . 1592.
5. Deſſelben Th. 2. . . . . . 1592.
6. Sommernachtstraum . . . . . 1593.
7. Romeo und Julia . . . . . 1593.
8. Die gezähmte böſe Sieben . . . . 1594.
9. Die beyden Edelleute von Verona . . 1595.
10. König Richard III. . . . . . 1595.
11. König Richard II. . . . . . 1596.
12. König Heinrich IV. Theil 1. . . . 1596.
13. König Heinrich IV. Theil 2. . . . 1596.
14. Kaufmann von Venedig . . . . 1597.
15. Hamlet . . . . 1597.
16. König Johann . . . . . . 1598.
17. Ende gut alles gut . . . . . 1598.
18. König Heinrich V. . . . . . 1599.
19. Viel Lärmen um nichts . . . . 1599.
20. Wie es euch gefällt . . . . . 1600.
21. Die luſtigen Weiber von Windſor . . 1601.
22. Troilus und Creſſida . . . . 1601.
23. König Heinrich VIII. . . . . . 1602.
24. Timon von Athen . . . . . . 1602.
25. Gleiches mit Gleichem . . . . . 1603.
26. König Lear . . . . 1604.
27. Cymbeline . . . . 1605.
28. Macbeth . . . . 1606.
29. Julius Cäſar . . . . 1607.
30. Antonius und Cleopatra . . . . 1608.
31. Coriolan . . . . 1609.
32. Wintermährchen . . . . . . 1610.
33. Sturm . . . . 1611.
34. Othello . . . . 1612.
35. Der heil. Dreykönigabend . . . . 1613.

Der Recenſent erkennt die Richtigkeit dieſer Liſte an, bis auf das Luſtſpiel der Irrungen, welches zu früh heraufgeſtellt ſey, indem der Verf. Warner's Ueberſetzung des Plautus benutzt haben müſſe, die erſt 1595 erſchienen; ferner verlorne Liebesmüh, welches ſpäter als 1595 geſchrieben ſeyn müſſe, weil er unter dem Namen Holofernes Florio perſiflirt, deſſen Aufforderung aber in der Vorrede zu ſeinem Lexikon, das 1595 erſchienen, enthalten geweſen ſeyn dürfe; und endlich Cymbeline, das dem Recenſenten als ein jugendliches und unreifes Produkt vorkomme, und welches er daher früher datirt.

Was die poſthumen zuerſt in Folio 1634 erſchienenen Stücke Shakſpeare's betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß eine von den vier Perſonen, die den Verkauf der Handſchrift beſorgten, Hathaway hieß, und vermuthlich ein Neffe von Shakſpeare's Wittwe war. Daher läßt ſich annehmen, daß die Handſchrift dem Dichter wirklich angehörte. Doch kann ein Schauſpieldirektor auch Stücke Anderer, die ihm zugeſandt ſind, ebenſo gut als eigen beſeſſen haben, und daher werden bey Prüfung ihrer Aechtheit innere Gründe zunächſt zu berückſichtigen ſeyn. Pericles iſt gewiß ein ächter Shakſpeare, Locrin gewiß nicht, dagegen wieder das herrliche Drama Sir John Oldcaſtle von Steevens mit Unrecht verworfen iſt, da es, wenn irgend eines ſonſt, des Shakſpeare's würdig iſt. Von minderem poetiſchen Gehalt, aber darum doch von Shakſpeare iſt Lord Thomas Cromwell, gewiſſermaßen eine dramatiſirte Biographie. Der Londoner verlorne Sohn gereicht ſeinem Urheber, wer es auch ſeyn mag, wenig zur Ehre, für Shakſpeare's Vaterſchaft ſtreitet nichts als der unerhebliche Umſtand, daß das Stück 1605 mit ſeinem Namen auf dem Titelblatte gedruckt iſt. Die Puritanerin iſt ein vorzügliches Produkt, voll Leben; es erinnert ſtellenweis an Marlowe's Fauſtus; doch hat es mit Shakſpeares anerkannten Werken nicht gerade viel Geiſtesverwandtſchaft. Das Yorkſhirer Trauerſpiel trägt alle Zeichen der Aechtheit, und iſt etwas eilfertig, aber mit Laune hingeworfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Taſchenbücher.

Urania. Taſchenbuch auf das Jahr 1820. Neue Folge, zweyter Jahrgang. Leipzig bey Brockhaus.

Des Verlegers erſte Abſicht und fortfahrende Bemühung, die Herausgabe dieſes Taſchenbuchs mit dem beſtimmten Zweck, die ſchöne Literatur unſers Vaterlandes durch ausgeſezte Preiſe zu lebhaftern Beſtrebungen zu ermuntern, verdient redliche Anerkennung. Seitenblicke ſcheinen uns hier den Tadel auf den Blickenden allein zu

*) Ueber den Werth dieſer Sonette für den Biographen ſ. auch Schlegel a. a. O. Th. 3. S. 34.

Digitized by Google

ſtehen. Wir glauben, daß Brockhaus durch ſein Verfahren bisher ſeinen Zweck erreicht hat, fürchten aber, daß er in dieſem Jahre durch die Anzeige und Beurtheilung der nicht gekrönten Einſendungen von ihm abwich. Wir haben den vorigen Jahrgang nicht zur Hand; unſrer Erinnerung nach, iſt dieſes Verfahren neu. Ob der Freundes-Zirkel, der das Urtheil ſpricht, berechtigt ſey, über nicht angenommne Schriften öffentlich zu urtheilen, wiſſen wir nicht; aber den Verfaſſern derſelben muß es empfindlich ſeyn, auf das Schickſal ihrer Geiſteskinder durch eine kenntlich machende Anführung einzelner Stellen einwirken zu ſehen. Nur hoffnungslos oder trotzig kann ein ſo beurtheiltes Mannſcript forthin auftreten, und die Beſcheidenheit, welche das Verdienſt begleitet, muß ſort an den Fähigſten ſoeglich machen, ſein gelungnes Werk durch den Ausſpruch des Freundes-Kreiſes, wenn er es der Urania einſendet, im nächſten Jahrgang als verlornen Sohn bezeichnen zu ſehen. Die Kritik, welche über die, wenn auch nicht gekrönten, doch ausgezeichneten Dichtungen dieſes Taſchenbuchs beygefügt iſt, hat unſre Anſicht derſelben ſo vollkommen ausgedrückt, ſcheint uns ſo belehrend und erſchöpfend, daß wir den Leſer ganz an ſie verweiſen. Mit den Dichtungen zuſammengehalten, wird ſie ihr Urtheil erhellen und ſchärfen. — Da wir nicht zu dem Dichtertribunal gehören, iſt es uns erlaubt „Houwalds Sonetten Kranz“ wie ſeine „drey Epiſtel“ (wobey wir jedoch die Anſicht, welche in der **Beurtheilung** über dieſe Gattung aufgeſtellt iſt, völlig theilen) nicht zu krönen — dazu ſind wir nicht berufen, aber dem Leſer als ganz vorzüglich zu empfehlen. Zartheit der Empfindung, Friſche der Darſtellung, Anmuth des Ausdrucks haben uns in den Sonetten entzückt, und die Epiſtel uns durch die lebhafte Erinnerung an Gotters gelungenſte Dichtung dieſer Gattung, den undichteriſchen Gegenſtand — drey Pfeiffenköpfe — ganz vergeſſen machen. — Oehlenſchlägers „Hirtenknabe“ fehlt es an Wahrſcheinlichkeit, Sprachrichtigkeit, Charakterzeichnung, aber er ergreift Gefühl und Phantaſie auf das lebhafteſte, und prägt dem Gedächtniß herrliche Gedanken ein. Was iſt wahrer und gefühlter, als die Art, wie der Mönch den Vater auf des Sohnes Tod vorbereitet? als des Vaters wilder, der Mutter frommer Schmerz bey der zerſchmetterten Leiche? Warum ſollte es dem Dichter nicht erlaubt geweſen ſeyn, die Thatſache des in den ſchwediſchen Vitriolgruben gefundnen Leichnams zu benutzen? Hätte es aber kein Mittel gegeben, um die Unwahrſcheinlichkeit zu umgehen, daß Niemand den Unterſchied zwiſchen einer 75 Jahr aufbewahrten Mumie und den Leichnam des lebenswarmen blutenden Knaben entdeckte? — Von Herrn von Malsburg „Roſa“ ſtehe hier der Eingang mit der Verſicherung daß der Styl ſich gleich bleibt:

„Die ſchöne Gräfin Roſa Donato entfärbte ſich, als man ihr ſagte, das zarte Kind, das ſie geboren, ſey ein Mägdlein. Sie legte das Haupt auf die weichen Polſter zurück, und bedeckte das holde Angeſicht mit beyden Händen, ſo daß ſie recht das Bild einer jener hohen ſüdlichen Blumen darſtellte, die vor dem kalten Anhauch der Nacht den Duft und Freude ſpendenden Kelch verſchließen. Da aber auch die belebenden Kriſtalle nicht fehlten, welche die löſende Wehmuth der Natur hervorlockt, und ohne die Nacht und Schmerz in Starrheit verſinken würden, das ſah man am ſchwellenden Heben der ſorglich verhüllten Bruſt. Endlich ſchien ein Entſchluß den Muth der hohen Leidendrn geſtärkt zu haben; die zarten Hände thaten ſich auseinander, wie die Wolkenpforten des Morgens, wenn die Sonne erſcheinen will, dann hoben ſie ſich eine Weile gefaltet empor, und dann dehnten ſie ſich faſt ſehnſüchtig aus, um die Gabe Gottes zu empfangen“ u. ſ. w.

Wir fügen noch hinzu, daß Held und Heldinn durch Thränenmeere ſchwimmend, vor Heiligenbildern knieend, durch Gelübde und Träume geführt, endlich zur Ruhe beſtattet werden. — Hofmann haben wir in dem Spielerglück gar nicht erkannt. — „Den Aufſatz über Shakeſpears Philoſophie, beſonders im Hamlet, von Elodius“ empfehlen wir dem Anzeiger einiger ſeiner Schriften, in dieſer litterariſchen Beylage des Morgenblatts, zur fruchtbaren Lektüre. — „Der Frau von Chezy glücklicher Köhler“ fehlt es nicht an der blühenden Geſchmeidigkeit des Vortrags, den wir ſchon öfter an dieſer Dame bewunderten, doch halten wir uns lieber bey des wackern Böttigers Vaſen-Gemählde auf, der mit der freudigen Freygebigkeit des unerſchöpflichen Reichthums uns Taſchenbuchleſern eine Menge der anziehendſten Kenntniſſe über ſeinen Gegenſtand, und bey Gelegenheit deſſelben, mittheilt. Der Beruf, den die Umſtände dieſem Gelehrten gegeben, den gebildeten Ständen mündlich und ſchriftlich ſeine Wiſſenſchaft vorzutragen, iſt ſehr wichtig. Seine Wiſſenſchaft verzweigt ſich in die Bedürfniſſe des Luxus und des Müſſigangs, und wurzelt auf dem Boden der reinſten blühendſten Menſchheit. — Jedes empfänglichere Gemüth unter ſeinen Schülern wird ſich durch ſeinen Unterricht berufen fühlen, des ewig grünenden Baumes immer neues Leben ſaugende Wurzeln nachzuſpüren. Die Abſicht bey den dieſem Taſchenbuch zugegebnen Kupfern iſt löblich. Wir ſind gewohnt Brockhaus ſeine Unternehmungen mit Liberalität ausſtatten zu ſehen. Wenn uns ſeine Bemühungen dieſesmal nicht den genügendſten Erfolg zu haben ſchienen, ſo müſſen wir es vielleicht größtentheils dem Umſtand zurechnen, daß uns ein ſehr verwiſchtes Exemplar derſelben zu Geſicht kam.

Vermiſchte Schriften.

Spaniens Staats-Verfaſſung durch die Kortes, aus der Urſchrift übertragen, und herausgegeben von Friedrich von Grunenthal und Karl Guſtav Deegel. Berlin bey Chriſtiani 1819.

Obiges iſt bereits in dem 4ten Heft der Europ. Annalen 1819 in einer gute Ueberſetzung enthalten, und daher eine unnöthige Vermehrung unſerer Literatur.

Berichtigung.

Druckfehler in Beurtheilungen ſind dem Beurtheiler nicht unangenehmer, als wenn ſie den Autor des Buches treffen, indem ſie angeführte Stellen verunſtalten. Im L. Bl. No. 42. S. 166. Sp. 1. iſt in der Kritik des Calderon von Herrn v. Malsburg ſtatt: Worte, Sonnenflammenbunte Funken, zu leſen: Worte, Sonnenflammenbunte, Funken, wie ſie Amor ſtreute u. ſ. f. Gleich darauf iſt zu leſen: Laß dich warnen **mein** Unglücke, ohne Comma nach warnen. Auch Sp. 2. in der Recenſion ſelbſt giebt der Satz: Wer ſein Original ſo überſetzt, der wird es ſchwerlich gut überſetzen, keinen Sinn. Es muß heißen: Wer ſ. O. ſo **überſchätzt** u. ſ. f.

Der Rec,

Digitized by Google

Nro. 51.

Literatur-Blatt.

1819.

Engliſcher Literatur-Bericht vom Auguſt 1819.

(Fortſetzung.)

2. Poeſie.

The Royal Minstrel, on the Witcheries of Endor. An Epic Poem in twelve books. By J. F. Pennie. 8. 442 S. Ein epiſches Gedicht über einen bibliſchen Stoff, der mit Liebe und poetiſchem Talente hier behandelt iſt, und zu einigen ungemein anziehenden Stellen Veranlaſſung gegeben hat: David wird beſungen als Schäfer, Monarch, Jonathans Freund, Ueberwinder des gigantiſchen Goliath, unter dem übernatürlichen Einfluß endlich der Hexe von Endor.

Montgomery hat wieder einen Band Gedichte herausgegeben, an deren Spitze eine religiöſe Dichtung in fünf Geſängen ſteht, Grönland überſchrieben. Es iſt die Geſchichte der Miſſionarniederlaſſungen in dieſen Gegenden, welche viele Gelegenheit zu poetiſchen Beſchreibungen darbietet. Mit ſchrecklicher Wahrheit wird der Untergang eines Volks durch die nur in dieſen Regionen ſich ereignenden Naturſcenen, im Eiſe, dargeſtellt, wie denn überhaupt dem Gedichte Gefühl und Leben eingehaucht ſind.

Sheils Evadne iſt jezt im Druck erſchienen, ein in Anlage und Ausführung mit den frühern dramatiſchen Verſuchen deſſelben Verfaſſers, gleich fehlerhaftes Trauerſpiel, kraftlos und ſchwülſtig, dem Scheine nach keuſch, im Grunde aber oft bis zur Unanſtändigkeit unzart. Auch die Sprache iſt nicht durchgängig makellos.

Tales of my Landlord. Third Series 4 Voll. 12. 1 L. 12 Sh. Die engliſchen Kritiker ſetzen den Werth dieſer Fortſetzung noch unter den der vorhergehenden. Es ſchiene, als wenn das Talent des Urhebers ſich bereits erſchöpft habe, wiewohl man nicht läugnen könne, daß ſelbſt dieſe ſeine ſchwächern Erzeugniſſe noch immer weit gehaltreicher ſeyen, als die gewöhnlichen Romane.

Dieſe Fortſetzung enthält zwey Erzählungen. Die erſte iſt überſchrieben: die Braut von Lammermoor.*) Lord Ravenswood, ein junger ſchottiſcher Edelmann, voll Adelſtolz und Selbſtgefühl, haßt den Sir William Aſhton, welcher das Schloß und Gut Ravenswood von dem Vater des jungen Lords käuflich erſtanden hat und jezt hier gemächlich lebt, indeß der vorige Eigner ſich in einen einſamem Thurm, genannt Wolfsfels (Wolf's Cray) dicht am germaniſchen Ocean, das lezte Eigenthum, was ihm blieb, zurückziehen mußte. Außer der Verachtung, mit der gewöhnlich der heruntergekommne Adel auf die neuen Glückskinder herabſieht, iſt Ravenswood beſonders über die unrechtlichen Uebervortheilungen erbittert, welche Sir William ſich beim Ankauf des Gutes erlaubte, indem er die Verlegenheit des alten Lords benutzte, und das Gut durch eine Art geſetzlichen Raubes, über welchen dieſer aus Gram ſtarb, ihm aus den Händen ſpielte. Sir William Aſhton, ein alter vorſichtiger Güterſpeculant, war nicht blos wegen ſeines erbitterten Nachbarn, der ihn gewiſſermaßen als den Mörder ſeines Vaters anſah, beſorgt, ſondern fühlte auch wohl, daß er in ſeinen Prozeſſen mit dem ſeligen Herrn etwas zu weit gegangen ſeyn möge und noch dermaleinſt vielleicht unangenehmen Erörterungen Rede ſtehen müſſe. Durch dieſe und andere Beweggründe veranlaßt, bemühte er ſich während einer zufälligen Abweſenheit ſeiner Frau um Ravenswoods nähere Bekanntſchaft. Die erſten Verſuche wurden hochmüthig zurückgewieſen, aber die Liebe beſiegte bald den Stolz, und Ravenswood wurde bald in der entfremdeten Halle ſeiner Väter wieder einheimiſch. Lady Aſhton, ein hochmüthiges eitles Weib, und von beſſerer Familie als ihr Gemahl, entdeckte bey ihrer Zurückkunft bald den Herzenszuſtand ihrer Tochter Lucy, und nachdem ſie ihren Gatten über ſein Betragen zur Rede geſtellt hatte, brachte ſie es dahin, daß Ravenswood das Haus verboten wurde. Nichts deſtoweniger fand vor der Trennung ein Austauſch von Gelübden und Liebkoſungen ſtatt, und beyde Liebende knüpften das Band in aller Form und mit ſchriftlichem Angelöbniß. Doch weiſſagten prophetiſche alte Frauen dieſer Vermählung, wenn ſie jemals vor ſich gehen würde, ein trauriges Ende, und gewiſſe uralte bedenkliche Sagen wurden auf dieſes Brautpaar bezogen. Kurz nach dieſem Abſchied nahm Ravenswood, des müſſigen Lebens überdrüſſig, die Verwendung eines edlen, mit ihm verwandten Grafen an, und fand bey einer Geſandtſchaft außer Landes eine ehrenvolle Anſtellung. Während ſeiner Abweſenheit wurden alle Verſuche gemacht, die Treue ſeiner Verlobten zu erſchüttern, die man wechſelsweiſe zu ſchrecken und zu überreden ſuchte, den Gutsherrn auf Bucklaw, einen wüſten, bäuriſchen Jüngling, zu heirathen. Eine von jenen alten Sibyllen wurde in ihre Nähe gebracht, um ihr abergläubiſche Beſorgniſſe einzuflößen, und alle Briefe und Antworten des Geliebten von der Mutter aufgefangen, welche die Hauptleiterin bey dieſer unmenſchlichen Verfolgung war. Nachdem dieſe Bemühungen lange den beabſichtigten Erfolg verfehlt hatten, wurde zulezt vorgeſchlagen, Lucy ſolle an Ravenswood einen von der Mutter dictirten Brief ſchreiben, um Gewißheit zu haben, ob er der Verbindung treu bleiben wolle oder ſie aufzugeben geſonnen ſey, und man brachte ſie dahin, daß ſie ſich völlig erklärte, Bucklaw's Hand zu nehmen, wenn ihr Geliebter ſeinem Verhältniſſe mit ihr entſagen oder mit ſeiner Antwort über eine beſtimmte Zeit hinaus zögern würde. Da, wie ſich denken läßt, keine Antwort erfolgte, wurden die Anſtalten zur Trauung gemacht, und Lucy Aſhton war ſchon im Begriff den Ehecontract mit Bucklaw zu unterzeichnen, und hatte ihre Handſchrift bereits auf ein Papier geſezt, als Ravenswood hereinſtürzte. Lady Aſhton hatte dieſem nämlich vorge-

*) Ein paar Epiſoden aus dieſem Roman in Nro. 192 müſſen unſre Leſer ſchon auf ihn aufmerkſam gemacht haben.

Digitized by Google

ſpiegelt, daß die Verbindung mit Bucklaw ihm der unbezweifelſte Beweis ſeyn müſſe, wie ihre Tochter längſt nicht mehr ihn wolle. — Lucy war in ihrer Betäubung völlig unfähig, Ravenswood ihre unveränderte Neigung zu verrathen oder zu verſichern, er ſah ihre geſchriebne Einwilligung, einen Andern zu heirathen, und nach einigen heftigen Vorwürfen, riß er ſich von ihrer Seite, während ſie der Dinge, die um ſie her vorgingen, faſt völlig unbewußt daſaß.

In der Zeit, zwiſchen dieſem Vorfalle und der Vermählung mit Bucklaw, blieb Lucy in einer ſehr bedenklichen Faſſung oder vielmehr Gefühlloſigkeit; aber die Hochzeit wurde gefeiert. Kaum hatte der Bräutigam ſein Gemach erreicht, als man ein fürchterliches Geſchrey vernahm. Die Familie eilt hinzu, und erblickt beym Oeffnen der Thür Bucklaw auf dem Boden in ſeinem Blute liegend, vermiſſte aber anfänglich Lucy. Zulezt entdeckt man ſie in einem Winkel des Zimmers eng zuſammengedrückt, und es bleibt kein Zweifel, daß ſie die blutige That verübt und wahnſinnig geworden. Bucklaw genaß wieder von ſeinen Wunden, aber Lucy wurde bald von ihren Verwandten zu Grabe begleitet. Bey dem Leichenbegängniſſe erſchien ein ungebetener Leidträger, von allen andern den Aſhtons der verhaſſteſte: es war Ravenswood; aber die Ceremonie ging ſeiner Erſcheinung ungeachtet vor ſich, nur war eine Herausforderung von Seiten eines jungen Offiziers, des Bruders der Begrabenen, die Folge. Als am folgenden Tage Ravenswood nach dem Orte dieſes Zweykampfes hinritt, lenkte er in einem Anfalle von Geiſtesabweſenheit ſein Pferd über einen gefährlichen Flugſand, und er und ſein Roß wurden auf der Stelle verſchlungen. So ging eine alte Weiſſagung gegen ſein Haus in Erfüllung.

Die hier nur ſkizzirte Erzählung iſt von vorn herein mit größter Umſtändlichkeit bearbeitet. Unter andern begegnen wir einer Perſon, wie der Mr. Oldbuck im Antiquary: dem alten Caleb Balderſtone. Dieſer alte Diener der Ravenswoodſchen Familie iſt unabläſſig bemüht, die Ehre ſeiner Herrſchaft zu behaupten, und ihre beſchränkten Vermögensumſtände und Dürſtigkeit in ſeinem einſamen Thurme auf Wolfsfels zu verheimlichen. Auch Caleb, wie Mr. Oldbuck, greift wenig in die Handlung des Romans ſelbſt ein, und ſeine ausführliche Charakteriſtik dient nur zur Unterhaltung und Beluſtigung des Leſers. Man will eine faſt zu ſehr auffallende Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Shaw in der Farce: Der lügenhafte Diener, finden. Die Art, wie er ſich wegen ſeiner ſchlechten Unterhaltung entſchuldigt, ſein Vorgeben, daß das ſchlechte Eſſen und das ungefällige Aeußere nur Sache des Zufalls wären, die Mittel, deren er ſich bedient, um aus der Noth zu helfen, ſein allzeitfertiges Lügenmaul, wenn es des Herrn Sache gilt; alles bietet zu jener Vergleichung die Hand. Dieſer alte Caleb erſcheint zweymal beſonders thätig: wenn nämlich Ravenswood, der einſt in der Abſicht zu reiſen ſeinen Thurm verlaſſen, nun unerwartet zurückkehrt, und den Erbherrn auf Bucklaw mitbringt, um ihn bey ſich zu verbergen, weil er in Gefahr iſt, als Jacobite verhaftet zu werden; und dann, wenn Sir W. Aſhton und ſeine Tochter in einer ſtürmiſchen Nacht in dem Thurme Schutz ſuchen.

Noch eine andere Perſon zieht die Aufmerkſamkeit auf ſich, ohne in der Handlung weſentlich nothwendig zu ſeyn. Es iſt die alte Alice, eine geheimnißreiche Wahrſagerin. Sie lebt in einer Hütte, die jezt Sir W. Aſhton gehört, iſt aber dem alten Erbherrn von Ravenswood unverändert treu geblieben. Ihr Tod giebt Veranlaſſung, drey alte ſchottiſche Frauen einzuführen, die den Körper vor der Beſtattung bewachen, und an die Hexen im Macbeth erinnern. Ihnen folgt ein Todtengräber, ähnlich dem im Hamlet.

Weil der Roman in England jezt die Lectüre des Tags iſt, gebe ich Ihnen zugleich einige Proben daraus. Die erſte giebt eine **Beſchreibung des Thurms, in dem der alte Seneſchall hauſte:**

„Ihr werdet auf Wolfsfels nicht ſonderlich Eure Rechnung finden, ſagte Ravenswood, ich weiß nicht, ob ich Euch viel mehr als Dach und Fach verſprechen kann, unſer ganzer und mehr als unſer ganzer Wein- und Mundvorrath iſt bey der lezten Gelegenheit aufgeräumt worden.

Das kann lange währen, ehe man dazu wieder Vorrath gebraucht, verſezte Bucklaw, aber bey einer Seelmeſſe ſolltet Ihr nicht die lezte Flaſche ausſtoßen, das ſieht nicht gut aus.

Alles was mich angeht, ſieht nicht gut aus, ſagte Ravenswood. Aber da liegt Wolfsfels, und was darinnen zu finden iſt, ſteht zu Euren Dienſten.

Das Brauſen der See hatte ihnen längſt angekündigt, daß ſie ſich den Klippen näherten, auf deren höchſten Gipfel die Gründer der alten Veſte den Horſt, wie das Neſt eines Meeradlers, hinaufgethürmt hatten. Der fahle Mond, der bisher mit den ſtürmiſch ziehenden Wolken gerungen hatte, ſchien jezt hervor, und gewährte ihnen den Anblick des einſamen kahlen Thurmes auf der vorragenden Felsſpitze, unten vom *Ocean* beſpült. Auf drey Seiten war der Fels abſchüſſig, von der Landſeite zu war er urſprünglich durch einen künſtlichen Graben und Zugbrücke befriedigt, aber die lezte war eingeſtürzt, und jener ſo weit ausgefüllt, daß ein Reiter hinüber in den engen Hofraum kommen konnte. Dieſen hegten auf zwey Seiten niedrige Wohnungen und Ställe ein, zum Theil verfallen, und von der nach dem Lande zugekehrten Fronte ein niedriger Wall, während die erhaltene Seite des Vierecks ſeewärts der Thurm ſelbſt einnahm, der hoch und ſchmal von grauem Felsſtein gebaut, daſtand im Mondlichte, wie der weiße Geiſt eines langen Rieſen. Eine unheimlichere, ödere Behauſung läſſt ſich nicht denken. Der düſtre ſchwerfällige Schlag der Wellen, die nach einander tief unten an dem Felsgeſtade ſich brachen, war dem Ohr, was die Landſchaft dem Auge, das Bild einer einförmigen, ſchauerlichen Abgeſchiedenheit.

Wiewohl die Nacht noch nicht weit vorgerückt war, zeigte ſich doch keine Spur eines lebenden Bewohners in dieſer Einöde, nur eins und blos ein einiges von den ſchmalen langgeſtreckten Fenſtern, die in unregelmäßigen Höhen und Entfernungen an den Mauern des Gebäus zu ſehen waren, warf einen Lichtſchein zurück.

Da ſizt, unterbrach Ravenswood das Stillſchweigen, da ſizt der einzige männliche Diener, der dem Ravenswoodſchen Hauſe treu blieb, und gut iſts, daß er es blieb, denn ſonſt würden wir ſchwerlich weder Feuer noch Licht finden. Aber folgt mir vorſichtig, der Weg iſt hier ſehr ſchmal, und nur ein einzelnes Pferd kann zur Zeit hinüber.

„Wirklich führte der Weg längs einer Art Landzunge nach der Halbinſel, auf welcher der Thurm ſtand, nur für Dauer und Sicherheit berechnet, ohne Rückſicht auf Bequemlichkeit, wie es überhaupt mit den Wohnungen ſchottiſcher Barone der Fall iſt.“

Wir geben hier noch eine andere Stelle, die man Lucy's und Ravenwoods erſtes Zuſammentreffen überſchreiben könnte. „Ein wüthend gewordner Stier verfolgte Lucy und ihren Vater auf einem Spaziergange. Er war ihnen ſchon ſo nahe gekommen, daß Sir Aſhton ſich nur zwiſchen ihm und die ohnmächtig hingeſunkene Tochter ſtellen konnte, um mit ſeinem augenſcheinlichen Tode für einen Augenblick ihr Leben zu friſten, als ein plötzlicher Schuß aus dem Dickicht das Thier unter heftigem Gebrüll niederſtreckte.

Da die Tochter noch ganz bewegungslos dalag, rief Sir Aſhton dem Schützen, den er für einen ſeiner Förſter hielt, zu, er möge bey Miß Aſhton verweilen, indeß er, ſo fortteilte, um Leute herbeyzuſchaffen. Jezt trat der Jäger hervor, und der Gutsherr erkannte in ihm einen Fremdling. Er war aber über den Vorfall in zu heftiger Bewegung, um andere Gedanken faſſen zu können. Mit wenigen Worten bat er den Schützen, weil er doch ſtärker und armskräftiger ſey, als er, das junge Mädchen an eine nahe Quelle zu tragen, indeß er nach Alice's Hütte zurückkehrte, um einen ſchicklichern Beyſtand zu holen.

Der Fremdling hob Lucy behutſam vom Boden auf, und trug ſie durch den Schatten des Waldes auf Pfaden, die ihm wohl bekannt zu ſeyn ſchienen, nach der vollen durchſichtigen Quelle, die einſt mit altem gothiſchen Bauwerk geziert geweſen war. Aber das ſie bedeckende Gewölbe war herabgefallen, der raſche Strom brach jezt am hellen Tage aus ſeinem Erdwinkel hervor, und ſchlängelte ſeinen Weg zwiſchen die mit Moos bewachſenen Trümmer, die ohne Ordnung um die Quelle herlagen.

Die Ueberlieferung, wenigſtens in Schottland allzeit geſchäftig, einen angenehmen Platz mit irgend einer Sage auszuſtatten, hatte dieſer Quelle eine beſondere Verehrung gewidmet. Ein ſchönes junges Mädchen begegnete einſt einem Lord von Ravenswood hier auf der Jagd, und feſſelte, eine zweyte Egeria, das Herz des ritterlichen Numa. Es folgten häufige Zuſammenkünfte allemal bey Sonnenuntergang; die Eroberung, die ihre Schönheit gemacht, behaupteten ihr zarter Sinn und das Geheimnißvolle des Abenteuers. Sie erſchien und verſchwand jedesmal dicht bey der Quelle, mit der ihr Verehrer ſie daher in einer räthſelhaften Verbindung glaubte. Selbſt die Bedingungen, die ſie bey ihren Zuſammenkünften machte, hatten etwas Myſtiſches. Nur einmal in der Woche fand ſie ſich ein, Freitag war der beſtimmte Tag, und ſie bedeutete dem Lord, daß ſie ſich trennen müßten, ſobald die Glocke einer Kapelle, die zu einer jezt längſt zerſtörten Einſiedeley in dem angränzenden Walde gehörte, zur Veſper läutete. Bey ſeinen Bekenntniſſen vertraute der Baron von Ravenswood dem Einſiedler, ſeinem Beichtiger, das Geheimniß dieſer Liebe an, und Pater Zacharias folgerte, der edle Herr ſey in den Stricken des Satans gefangen, und Leib und Seele in Gefahr. Er ſchilderte mit mönchiſcher Beredſamkeit dem Baron dieſe Gefahr, und mahlte ihm mit den gräßlichſten Farben die wirkliche Geſtalt der anſcheinlich lieblichen Najade, welche er unbedenklich für eine Abgeordnete aus dem Reiche der Finſterniß erklärte. Der Liebende gab lange dieſen Vorſtellungen kein Gehör, und nur durch die ewigen Wiederholungen ermüdet, willigte er ein, ſeine Geliebte auf eine Probe zu ſetzen, und ließ es ſich gefallen, daß Zacharias bey ihrer nächſten Zuſammenkunft das Veſperglöcklein eine halbe Stunde ſpäter wie gewöhnlich anziehen ſolle. Der Eremit bewies ihm ſehr gelehrt aus mehreren Dämonologien, daß die Hexe, alſo verleitet, über die beſtimmte Stunde zu verweilen, ihre wahre Geſtalt annehmen, ihrem entſezten Geliebten als ein hölliſches Gaukelbild erſcheinen, und mit einem Schwefelgeruche verſchwinden werde. Raymond von Ravenswood war mit Allem zufrieden, die Liebenden kamen zuſammen, die gewöhnliche Stunde der Trennung verzögerte ſich durch den verabredeten Kunſtgriff. Die äußere Geſtalt der Nymphe verwandelte ſich nun zwar nicht, aber ſobald die verlängerten Schatten ihr bewieſen, daß die gewöhnliche Stunde der Abendglocke vorüber ſey, riß ſie ſich aus den Umarmungen ihres Geliebten mit einem Schrey der Verzweiflung, ſagte ihm ein Lebewohl für ewig, und ſtürzte ſich in den Brunnen hinab, in dem ſie bald vor ſeinen Augen verſchwand. Die Wellen, die ſich bey ihrem Herabſinken auf der Oberfläche kräuſelten, waren mit Blut geröthet. Der Unglückliche überzeugte ſich, daß ſein Vorwitz den Tod dieſes holden geheimnißvollen Weſens verurſacht hatte. Die Gewiſſensbiſſe, die er empfand, und die Erinnerung an ihre Reize waren die Strafe ſeiner Zukunft; er verlor in der Schlacht von Flodden wenige Monde darauf ſein Leben, nachdem er vorher zum Andenken an die Najade, die Quelle, die ſie zu bewohnen ſchien, geſchmückt und vor Entweihung oder Verunreinigung durch ein kleines gewölbtes Dach geſichert hatte, deſſen Trümmer noch zerſtreut umherliegen. Seit dieſer Zeit kam das Geſchlecht der Ravenswood immer mehr in Verfall.

So lautete die allgemein aufgenommene Sage. Einige, die ſich weiſer dünkten, als der Haufe, legten ſie dahin aus, daß dieſer Raymond ein ſchönes Mädchen von niedrigem Stande geliebt, ſie in einem Anfalle von Eiferſucht getödtet, und das Waſſer der Quelle mit ihrem Blute gefärbt habe. Andere leiteten den Urſprung der Sage aus der alten heidniſchen Fabelzeit. Alle ſtimmten darin überein, daß die Stätte dem Ravenswoodſchen Geſchlechte unheilverkündend, und daß, aus den Waſſern dieſes Brunnens zu trinken, und ſelbſt auch nur ſeinem Rande ſich zu nähern, dem Abkömmlinge dieſes Hauſes Verderben bringend ſey.

An dieſer Stelle erwachte Lucy Aſhton zuerſt wieder aus ihrer langen todtähnlichen Ohnmacht. Schön und blaß, wie die fabelhafte Najade in dem lezten Kampfe der Trennung von ihrem Geliebten, lag ſie da, hingelehnt an das zerbröckelte Gemäuer, ihr Gewand, von dem reichlichen Waſſer, mit der ihr Erretter ſie aus dem Todesſchlummer zu erwecken bemüht geweſen war, benezt, ſchmiegte ſich eng an den zierlich geformten zarten Gliederbau.

Der erſte Lichtſtrahl des zurückkehrenden Bewußtſeyns rief ihr die Gefahr zurück, die ſie ihrer Sinne beraubt hatte; der zweyte erinnerte ſie an ihren Vater. Sie blickte um ſich; er war nirgends zu ſehen. Mein Vater, mein armer Vater! jammerte ſie.

Digitized by Google

Sir William iſt gerettet, antwortete eine fremde Stimme, und wird gleich wieder bey Euch ſeyn, ſchöne Miß. — Ungläubig den Kopf ſchüttelnd, wollte ſie ſich aufrichten, aber ihre Kräfte verſagten den Dienſt, und der Fremde muſſte, ſo ſchüchtern er war, ſich nahen, um ihr das Zurückfallen auf das harte Lager weniger unſanft zu machen. Jezt ſah ſie dem braungelockten Waidmann ins feurige dunkle Auge. Er wollte ſie ihren Begleitern, den Anſtand ſchonend, überlaſſen; nur ihre Bitte, ſie zu ihrem Vater zu begleiten, hielt ihn zurück. Sir William kam ihnen mit einer alten Dienerinn, der blinden Alice entgegen. Nach der erſten Freude des Wiederſehens bezeugte ſie dem Fremden ihren Dank gegen den Vater. Dieſer betheuerte, er werde dem Retter von ſeinem und ſeines Kindes Leben ein ewiger und nicht undankbarer Schuldner bleiben. Der Herr, fuhr er fort, wird mir gewiß erlauben, ihn zu bitten —

Mylord, von mir erbittet Euch nichts, ſagte der Fremde in einem finſtern und ſchneidenden Tone, ich bin der Herr von Ravenswood.

Es erfolgte eine Pauſe des ſtummen Erſtaunens, Ravenswood wickelte ſich in ſeinen Mantel ein, machte gegen Lucy eine ſtolze Verbeugung mit einigen unvernehmlichen Höflichkeitsworten, beurlaubte ſich darauf und war bald im Dickicht verloren.“ —

Der Schluß der Erzählung iſt höchſt tragiſch, und beſonders gut gelungen. Hier die Stelle, wo Lucy den Ehekontrakt mit Bucklaw zu unterzeichnen im Begriff iſt:

„Plötzlich vernimmt man das heftige Stampfen eines Roßhufs am Burgthore, dann aber ein haſtiges Schreiten durch die äuſſere Gallerie und eine Stimme, die in gebietendem Tone die widerſtehenden Diener zurückſtößt. Die Feder entfiel Lucy's Hand mit dem Schrey: Er iſt es, er iſt es! die Thür des Saales fliegt auf, Ravenswood tritt herein.

Er ſtellt ſich mitten in das Zimmer, dem Tiſche gegenüber, an dem Lucy ſaß; als wäre ſie allein da in dem ganzen Saale, ſtarrt ſein Blick auf ſie mit einem gemiſchten Ausdruck von Kummer und Zorn. Sein dunkler Mantel hing, von einer Schulter herabgefallen, in weiten Falten, ſein übriger reicher Anzug war von der Reiſe beſtäubt und verſtört. Ein Schwert hatte er an der Seite, Piſtolen im Gürtel. Der tief ins Geſicht gedrückte Hut machte ſeine dunklen Geſichtszüge noch finſterer. Nagender Gram und das geſpenſterhafte Anſehen nach einem langen Siechthum gaben ſeinem von Natur wilden Geſicht etwas Erſchreckliches. Bey den dicken Haarlocken, die unter ſeinem Hut hervorquollen, bey ſeiner ſtarren, unbeweglichen Stellung glich ſein Kopf einer lebloſen Marmorbüſte. Er ſprach kein Wort, ein langes tiefes Stillſchweigen herrſchte unter den Anweſenden.

Dann riß er ſeinen Hut vom Kopfe, ſtarrte Lucy mit Augen an, deren ſonſtigen Hochmuth der Ausdruck der Sorge milderte, ſtrich ſein fliegendes Haar aus dem Geſichte, und fragte: Kennen Sie mich, Miß Aſhton? Noch bin ich Edgar Ravenswood. — Sie ſchwieg. Mit zunehmender Heftigkeit trat er näher. Ich bin noch der Edgar Ravenswood, der aus Liebe zu Ihnen dem heiligen Ruf, Rache für die gekränkte Ehre ſeiner Familie zu nehmen, entſagte. Ich bin Ravenswood; er vergab um Ihretwillen und bot die Hand der Freundſchaft dem Unterdrücker und Räuber ſeines Hauſes — dem Peiniger und Mörder ſeines Vaters!

Meine Tochter, unterbrach ihn Lady Aſhton, hat keine Urſache, die Identität Ihrer Perſon zu bezweifeln; Ihre giftige Zunge reicht hin, ſie zu erinnern, daß ſie mit dem Todfeinde ihres Vaters redet.

Ich bitte, gedulden Sie ſich, gnädige Frau, antwortete Ravenswood, meine Antwort muß von ihren eigenen Lippen kommen. — Noch einmal, Miß Lucy Aſhton, ich bin der Ravenswood, mit dem Sie ein heiliges Band knüpften, das Sie jezt zerreißen wollen.

Lucy's entfärbte Lippen konnten nur die Worte ſtammeln: Es war meine Mutter —

Ravenswood ſtarrte auf die Unterſchrift hin, wie verſteinert. — Und kein Betrug oder Zwang fand Statt, ſagte er, indem er ſich an den Geiſtlichen wandte, als Miß Aſhton dieſes Dokument unterſchrieb?

Ich ſchwöre es bey meiner heiligen Würde.

Nun ſo iſt es richtig, mein Fräulein, der Beweis unläugbar, ſprach Ravenswood rauh, es würde jezt eben ſo überflüſſig als unſchicklich ſeyn, mit leeren Vorwürfen ein Wort zu verlieren. Hier, mein Fräulein (mit den Worten legte er vor Lucy das unterſchriebene Papier und das zerbrochene Goldſtück hin), hier ſind die Beweiſe Ihrer erſten Verbindung, mögen Sie der jezt geknüpften treuer ſeyn. Ich muß Sie bemühen, mir die ähnlichen Zeichen meines übelangebrachten Zeitraumes — oder vielmehr meiner albernen Thorheit zurückzuſtellen.

Lucy begegnete dem zornigen Blick ihres Freundes mit einem Auge, aus dem alle Seele gewichen zu ſeyn ſchien. Doch muſſte ſie ihn zum Theil verſtanden haben, denn ſie hob ihre Hand in die Höhe, als wollte ſie ein blaues Band, das ſie um den Hals trug, abnehmen. Sie war es nicht vermögend, aber Lady Aſhton riß das Band ab und entdeckte daran das zerbrochene Goldſtück, welches Miß Aſhton bisher in ihrem Buſen getragen hatte; das geſchriebene Verſprechen des Geliebten beſaß die Mutter ſchon ſeit längerer Zeit. Mit einer ſtolzen Verbeugung händigte ſie beydes an Ravenswood ein. Er ſchien ſehr erſchüttert, als er das Goldſtück empfing.

Und ſo lange konnte ſie es tragen, ſprach er in ſich ſelbſt gekehrt, konnte es tragen an ihrer Bruſt, konnte es tragen an ihrem Herzen — ſelbſt als — aber wozu klagen? ſezte er hinzu, eine Thräne von ſeinem Auge trocknend, und mit ſeiner vorigen Heftigkeit ging er auf den Kamin zu, warf Papier und Goldſtück ins Feuer, und zertrat die Kohle, als wollte er ſich von ſeiner Vernichtung überzeugen. — Ich will, ſprach er dann, hier nicht länger läſtig ſeyn. Nur Ihre böſen Wünſche und ſchlechten Dienſte, Lady Aſhton, will ich erwiedern, in der Hoffnung, daß dieß Ihre lezten Verſuche gegen die Ehre und das Glück Ihrer Tochter ſeyn werden. — Und Ihnen, wandte er ſich dann an Lucy, habe ich nichts weiter zu ſagen, als Gott zu bitten, daß Sie einſt ein Wunder der Welt heißen mögen für dieſen freywilligen und überlegten Treubruch. — Mit dieſen Worten verließ er die Verſammlung.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1819.

Engliſcher Literaturbericht vom Auguſt 1819.
(Beſchluß.)

Erſchütternd einfach wird Ravenswood's Ende erzählt. Die Stelle iſt folgende:

„Mit der frühſten Dämmerung kam Caleb Balderſtone wieder an die Thür von Ravenswood's Schlafgemach, und beobachtete durch eine Spalte, daß er die Länge von zwey oder drey Schwertern maß, die in einem anſtoßenden Kabinet lagen. Er murmelte vor ſich hin, indem er eine von dieſen Waffen in die Hand nahm: es iſt kürzer, laß ihm auch dieſen Vortheil, er hat ja die andern alle.

Caleb Balderſtone wußte zu wohl, was er ſah, und was ſein Herr vorhabe, aber auch wie vergeblich jeder Einwand von ſeiner Seite ſeyn würde. Er hatte nur eben Zeit, ſich von der Thür zu entfernen, ſo ſchnell überraſchte ihn ſein Herr, der haſtig heraustrat und nach den Ställen ging. Der treue Diener folgte; aus dem zerſtörten Anzuge und dem geiſterhaften Blick ſeines Herrn beſtätigte ſich ſeine Vermuthung, daß er die Nacht ſchlaflos zugebracht habe. Unten fand er ihn emſig beſchäftigt, ſein Pferd zu ſatteln; Caleb bot, aber mit gebrochener Stimme und zitternd ſich an, ihm die Mühe abzunehmen. Ravenswood wies ihn mit ſtummer Geberde von ſich, führte das Thier ſelbſt in den Hof, und war im Begriff, es zu beſteigen, als die Furcht des alten Dieners ſeiner innigen Anhänglichkeit an ſeinen Herrn wich, und er ſich plötzlich Ravenswood zu Füßen warf, und ſeine Knie mit dem Ausruf umklammerte: O Herr, gnädiger Herr, tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber gehen Sie nicht aus zu dieſem fürchterlichen Gang. O mein theurer Herr, warten Sie nur dieſen einzigen Tag, der Marquis von A — trifft morgen ein und Alles geht gut.

Du haſt fortan keinen Herrn mehr, Caleb, ſagte Ravenswood, bemüht ſich loszureißen, was, alter Mann, willſt du dich halten an den fallenden Thurm?

Aber ich habe einen Herrn, ſchrie Caleb, ihn immer feſthaltend, ſo lange der Erbe von Ravenswood athmet. Ich bin nur ein Diener, aber ich war es Ihrem Vater, Ihrem Großvater; ich ward für die Familie geboren, ich habe für ſie gelebt, ich will auch für ſie ſterben. Bleiben Sie nur zu Hauſe, und Alles geht gut.

Gut, Thor, gut? ſagte Ravenswood, närriſcher alter Mann, nichts wird im Leben für mich gut werden, und die Stunde die glücklichſte, die es bald endet.

Mit den Worten riß er ſich los, warf ſich auf ſein Pferd, und ritt zum Thore hinaus; aber augenblicklich umwendend, warf er Caleb, der ihm nacheilen wollte, eine ſchwere Goldbörſe zu.

Caleb, ſagte er mit gräßlichem Lächeln, du ſollſt mein Erbe ſeyn! Dann lenkte er wieder die Zügel um, und ſprengte die Höhe hinab.

Das Gold fiel unberührt zur Erde, denn der alte Mann lief, um zu ſehen, welchen Weg ſein Herr nehmen würde. Dieſer ſchlug links ab einen ſchmalen unſicheren Pfad ein, von wo man das Seeufer mittelſt einer Felsſpalte erreichte, wo in vorigen Zeiten die Böte des Schloſſes zu ankern pflegten. Als Caleb ſah, daß er dieſen Weg nahm, ſtieg er nach der öſtlichen Zinne hinauf, welche eine Ausſicht über das ganze Sandufer bis nahe an das Dorf Wolfshope gewährte. Er ſah von hier aus deutlich, wie ſein Herr ſo ſchnell jagte, als das Thier laufen konnte. Da fiel ihm auf einmal die Prophezeihung ein, daß der Lord Ravenswood auf dem Kelpie's-Fluſſe umkommen würde, welcher auf dem halben Wege zwiſchen dem Thurm und den Sandhügeln nordöſtlich von Wolfshope lag. Er ſah ihn den verderblichen Fleck erreichen, dann ſah er ihn nie wieder.

Colonel Aſhton war ſchon, dürſtend nach Rache, auf dem Kampfplatz, und ſchritt haſtig auf dem Moor hin und wieder, ungeduldig der Ankunft ſeines Gegners von der Seite des Thurmes her harrend. Die Sonne war jezt aufgegangen, und ihre breite Scheibe lag ſtrahlend über der öſtlichen Meeresweite. Deutlich konnte er jezt den Reiter unterſcheiden, der mit gleicher Haſt auf ihn zugeſprengt kam. Doch plötzlich verſchwand ſeine Geſtalt, als wäre ſie in der Luft zerfloſſen. Der Colonel rieb ſeine Augen, als habe er eine Erſcheinung geſehen; dann eilte er nach der Stelle hin, bey welcher er Balderſtone begegnete, der von der entgegengeſezten Richtung kam. Keine Spur von Roß und Reiter! Man ſah nur, daß die jüngſten Stürme, und hohen Fluthen den Flugſand höher als gewöhnlich aufgewühlt, und der unglückliche Reiter, wie man an den Spuren des Hufs erkannte, in der Eile den feſten Sand am Fuße des Felſens verlaſſen und den kürzeſten, aber gefährlichſten Weg genommen hatte. Nur ein Beweis ſeines Schickſals entdeckte ſich. Die Wellen der aufſchwellenden Fluth trieben eine große von ſeinem Hute losgeriſſene Feder zu Calebs Füßen. Der alte Mann hob das theure Andenken auf, das einzige, was ihm von ſeinem Herrn geblieben war.

Die Bewohner von Wolfshope wurden jezt aufgelärmt, und eilten herbey, einige ſuchten am Ufer, andere auf Böten, doch waren alle Bemühungen fruchtlos. Die Tiefe des Flugſands, wie es bey ſolchen Unfällen gewöhnlich iſt, gab ihre Beute nicht wieder heraus. —"

Die zweyte Erzählung in dieſer Sammlung: Die Legende von Montroſe*), iſt kürzer, und mehr Sittengemälde, als Geſchichte. Die Zeit des erſten Romans fällt bald nach der Revolution von 1688, dieſe iſt etwas früher, aber noch im ſiebzehnten Jahrhundert (nur nicht, wie der Text fälſchlich hat, im ſechzehnten.)

Der nördliche Adel und viele Oberhäupter hochländiſcher Volksſtämme hatten ſich beharrlich des Beytritts zu der heiligen Ligue geweigert, in der Ueberzeugung, daß ihre natürlichſte Regierung eine königliche ſeyn müſſe, und aus Abneigung gegen die presbyterianiſche Form des

*) Unſern Leſern ebenfalls ſchon durch das Morgenblatt vortheilhaft bekannt gemacht.

Digitized by Google

Gottesdienſtes. Um die nämliche Zeit war eine große Armee von Schottland herüber dem Parlamente in England zu Hülfe geſchickt worden, was nicht zu rechtfertigen war, wenn man ſich des lezten Traktats zwiſchen dem König und ſeinen ſchottiſchen Unterthanen erinnert. Dieſer Umſtand gab daher den Loyaliſten neuen Muth, aber ihr Kriegführen ſchien keine lange Dauer zu verſprechen, da es ihnen an einem anerkannten Oberhaupte fehlte. Der Marquis von Argyle ſcheint deßhalb auf die erſten Bewegungen der Loyaliſten weniger, als er ſollte, geachtet zu haben; aber bald nahmen dieſe einen beſtimmteren Charakter an, ſeit der Ankunft des Lord Montroſe, der in dieſer Erzählung zuerſt unter der Verkleidung eines Bedienten des Lord Menteith, welcher reiste, um ſich an die holländiſchen Loyaliſten anzuſchließen, eingeführt wird. Nachdem Montroſe den Befehl übernommen hatte, gewann der Krieg eine größere Wichtigkeit, und der Roman gibt ein Bild von deſſen erſter Eröffnung, abwechſelnd und contraſtirend mit einigen Scenen des häuslichſten Privatlebens. Man ſtößt in dieſem Roman auf einen neuen Charakter, den Kapitän Dalgetty, der für halb Europa ſchon als Militär gedient, für jede Sache und jeden Fürſten gefochten hat, blos nach Maaßgabe des Soldes, der Beförderung oder anderer ihm dargebotener Reizmittel ſeine Meinung berechnend, und die Maxime befolgte: Omne solum forti patria. Straf mich Gott, Mylord — nahm der Reiter das Wort — mein Name iſt Dalgetty — Dugald Dalgetty, Rittmeiſter Dugald Dalgetty von Drumthwaket, Ihro Gnaden gehorſamſt aufzuwarten. Es iſt ein Name, den Ihro Gnaden vermuthlich ſchon im Gallo Belgicus, im ſchwediſchen Intelligenzblatte, oder, wenn Ihro Gnaden Hochdeutſch leſen, im Leipziger fliegenden Merkur werden gefunden haben. Mein Vater, Mylord, hatte ein hübſches Vermögen, es ward aber durch Verſchwendung auf Nichts reducirt. Da blieb mir denn in meinem achtzehnten Jahre nichts übrig, als das Bischen, was ich auf der Militärakademie zu Aberdeen gelernt hatte, mein edles Blut und Trommelſchläger (Drumthwacket) Diplom ſammt einem Paar ſchießluſtiger Waffen und paſſenden Beinen nach Deutſchland in den Krieg zu tragen um daſelbſt meine Carriere als Glücksritter zu machen. Mylord, meine Beine und mein Gewehr haben mir mehr Stich gehalten, als mein Stammbaum oder meine Büchergelehrſamkeit, und habe unter dem alten Sir Ludovicus Leslie privatim meine Pike geſchleppt, wo ich den Dienſt ſo knapp lernte, daß ich ihn im Leben nicht vergeſſen werde. Sir, ich habe gelernt acht Stunden auf dem Poſten zu ſchildern, will ſagen von zwölf Uhr Mittags bis acht Uhr Abends vor dem Palaſt, bewaffnet mit Küraß, Helmſtück und Armſchienen, alſo ganz in Eiſen bis auf die Zähne im bitterſten Froſt, und das Eis war ſo hart, wie es jemals gefroren iſt, und das alles, um einen Augenblick meine Liebſte zu ſprechen, als ich zum Appell mich ſtellen mußte.

Und gewiß hat der Herr, verſezte Lord Menteith, auch wohl einen heißen Dienſt gehabt, ſo gut als dieſen kalten.

Bey meiner Treu, Mylord, es ſchickt ſich nicht, daß ich davon ſpreche, aber wer die Ebenen von Leipzig und Lützen geſehen hat, von dem läßt ſich ſagen, daß er Bataillen mitgemacht. Und Einer, der mit bey der Einnahme von Frankfurt, Spandeim, Nürnberg, und ſo weiter geweſen iſt, ſollte ſich doch wohl ein Bischen auf Belagerungen, Sturmlaufen, Attaken, und Ausfälle verſtehen.

Aber Sir, Ihre Verdienſte und Erfahrungen wurden doch gewiß erkannt und belohnt?

Es ging langſam, Mylord, verdammt langſam, erwiderte Dalgetty, als aber meine ſchottiſchen Landsleute, die Väter des Kriegs, und der Stamm jener tapfern ſchottiſchen Regimenter, die der Schrecken von Deutſchland waren, in dicken Haufen fielen, dieſe an Peſtilenz, jene durchs Schwert: da traten wir, ihre Kinder, in das Erbtheil ein. Sir, ich ware ſechs Jahre lang Flügelmann der Kompagnie, drey Jahre Lanzenier. Eine Hellebarde wollte ich nicht annehmen, die ſchickte ſich nicht für meine Geburt. So avancirte ich denn zulezt zum Fähndrich, wie die Hochdeutſchen das nennen, im königlichen Leibregiment ſchwarzer Huſaren, und dennoch ſtieg ich zum Lieutenant und Rittmeiſter, unter dem unüberwindlichen Monarchen, dem Bollwerk des proteſtantiſchen Glaubens, dem Löwen des Nordens, dem Schrecken Oeſterreichs, Guſtavus dem Sieghaften.“ —

Von Schweden ging der Rittmeiſter wegen religiöſer Streitigkeiten in holländiſche Dienſte. Dann verließ er auch die Mynheeren wieder, und zulezt finden wir ihn bey den engliſchen Royaliſten, und er zeigt ſich auch hier wegen ſeiner Unerſchrockenheit und gänzlichen politiſchen Indifferentismus als ein conſequenter militäriſcher Pedant. Ob dieſe Conſequenz nicht auf die Länge für die Leſer ermüdend werde, iſt wieder eine andere Frage.

The Stage, a Poem. By John Brown, the Author of Psyche. 12. 2 Sh. 6 D. geb. Ein engliſcher Kritiker bemerkt, daß der Verfaſſer ſich in der Verſification ſehr gebeſſert habe. Das Gedicht ſelbſt iſt eine Beurtheilung der engliſchen Bühne, der viel Treffendes nicht abzuſprechen iſt. Dem Schauſpieler Kearen iſt es zugeeignet und enthält auch für ihn manchen guten Rath. Der Dichter eifert beſonders gegen das Doppelweſen, mit dem gewöhnlichen beſchränkten Talente zugleich in der Tragödie und Komödie, wie ein Garrik, glänzen zu wollen; der Schauſpieler müſſe ſich eine Gränze ziehen, innerhalb der er ganz einheimiſch zu werden ſich beſtreben müſſe. Es ſey ſonſt nicht zu vermeiden, daß man bey dem Hamlet erinnert werde, daß er geſtern den luſtigen Falconbridge geſpielt habe. Beſonders lange verweilt er bey den Fehlern Keans und der Miß O'Neill. Beyden macht er Uebertreibung zum Vorwurf. Das ſey überhaupt der Fehler in dem Theaterweſen unſerer Zeit; Gliederverrenken, Geſichterſchneiden, Haarausraufen wären der gewöhnliche Ausdruck der Theatergefühle geworden. Eine Belvedera Otway's ſey nicht das junge, unſchuldige ſchöne Weib, mit dem blutenden Herzen, das uns mit jedem ihrer Gefühle verſchwiſtere, — unter Miß O'Neill ſey es eine Bedlamitin; die Unglückliche errege jezt nicht mehr unſere Thränen, wir trockneten ſie mit unſern Cambriktüchern ab und rieſen aus:

Entſetzlich! Doch Gottlob, das arme Weib iſt toll!

Dagegen iſt das Lob Kean's ein wohl übertriebener Panegorikus. Eben ſo erhält Miß Brunton ein, wiewohl artiges, doch zu hoch geſpanntes Lob.

Ein Frederic Schobert hat unter dem Titel: The Patriot Father Kotzebue's weinerliche Huſſiten vor Naumburg ins Engliſche überſezt. Die engliſchen Kritiker fallen unbarmherzig über die bekannten Mängel dieſes Produkts her, und ziehen daraus den Schluß, daß es ein Glück ſey, wenn die Germanomanie bey ihnen nicht ein-

Digitized by Google

reihe. Wir fügen hinzu, daß es ein Unglück iſt, daß es Niemand verſucht, mit wirklich poetiſchem Geiſte in dem engliſchen Idiom einige unſer anerkannt klaſſiſchen Werke wiederzugeben. Durch die Huſſiten vor Naumburg oder durch eine ſchlechte Ueberſetzung der Räuber kann freylich dem engliſchen Publikum kein Geſchmack an unſerer Literatur beygebracht werden!

3. Geographie.

Sehr intereſſant iſt die im Literaturblatt 1819 No. 14. S. 56. bereits angekündigte Reiſebeſchreibung des Bowdich nach Aſhantee. Dieſes Volk bekriegte bis 1807 die Nation der Fantees, welche dicht bey den engliſchen Niederlaſſungen an dieſer Küſte Afrikas wohnen, und war nicht blos gegen ſie ſiegreich, ſondern bedrohte auch die engliſchen Feſtungen, und nur durch bedeutende Aufopferungen wurde ein Friede mit ihnen vermittelt. Es ſchien unter dieſen Umſtänden ein Traktat mit dem mächtigen Sai Tootoo Quamina, dem Könige der Aſhantees, und in dieſer Abſicht eine Geſandtſchaft nach Coomaſſie räthlich. Dieſe beſtand aus den Herren James, Bowdich, Tedlie und Hutchinſon, und verließ die Kolonie am 22. April 1817. Die Unterhandlungen in Coomaſſie waren ſehr ſchwierig, und anfangs ſelbſt gefahrvoll. Die Pracht dieſer Reſidenz überſteigt jede Erwartung.

Taſchenbücher.

Minerva, Taſchenbuch für das Jahr 1820. Leipzig bey Gerhard Fleiſcher.

Das Titelkupfer dieſes Taſchenbuchs gab unſerm talentvollen Ramberg eine anlockende Aufgabe; er hat ſie aber ſehr ungenügend gelöst. Der ſinnreiche Commentar kann darüber nicht täuſchen, und wenn die Zeichnung wirklich wäre, wie dieſer Commentar ſie beſchreibt, ſo würde nicht viel gewonnen ſeyn. Wir würden uns mit dem feſt zugeknöpften himmliſchen Shakeſpear nie vertragen, nicht mit dem ſchwebenden weiblichen Genius, der, nachdem er übrigens recht menſchlich geformt iſt, der Schwingung des Gewandes-Saums nach, keine Beine haben muß; wir tadeln Ramberg daß er, der des eignen Genius genug hat, Raphaels Verklärung ein paar Engelchen abborgt — aber nun gar dieſe großen Hände, die links aus der Leere heraufgreifen! — und die Erklärung derſelben im Commentar! — Darf neben einer Apotheoſe, neben Schillers Apotheoſe, an die Nichtigkeit dunkler Schmäher gedacht werden? — Wahrlich! da wo Schiller der Dichter ſteht in der Weltgeſchichte — und in unſerm Herzen — wagen dieſe Tatzen ſich nie hin. Aber wie kann der Commentar bey dieſer Schillerſchen Geſtalt, deren lange Behangung an Fouqué's Nebelwittwen erinnert, auf Danneckers Büſte hinzeigen? Dieſe Büſte richtet den Blick ſiegend zum Lichtquell, jene arme Geſtalt hebt ihn ja nicht einmal zu ſeinem unſterblichen Bruder empor; ſie ſcheint, vor ihm vorbey blickend, irgend einen tiefer ſtehenden Gegenſtand trübſelig zu erwarten. Verzeih' uns der Künſtler und der Commentator, was wir hier ſagen, um die Nachbeter aufmerkſam zu machen. Des Künſtlers Idee hätte ein ſchönes Gedicht hervorbringen können, kein allegoriſches Gemählde, und der Commentator hatte uns einen ſo großen Vorrath ſinnreicher Dinge zu ſagen, daß er leicht einen Text fand. Mit Vergnügen haben wir die leicht angereihten, oft treffenden, oft graziöſen Einfälle über die übrigen Kupfer geleſen. Weniger erfreuten uns dieſe Darſtellungen ſelbſt. Das iſt die Gattung, die wir der franzöſiſchen Schule mit Recht vorwerfen: Theaterſtellungen. Sie muß dem richtigen Gefühl mißfallen und den Geſchmack verderben. Ob der Schauſpieler etwas daraus lernt, zweifeln wir. Ahmt er ſie nach, ſo kommen nur Verrenkungen heraus. Er ſtudiere ſeine Rolle, und um das zu können, den Menſchen und die Geſchichte, ſo bildet er ſeine Stellung aus ſich ſelbſt. — „Der Gaſthof, von Frau von la Motte Fouqué.“ Dieſe phantaſiereiche Dame benuzt die ungebundne Willkür, Begebenheiten an einander zu reihen, zu einer ſehr unterhaltenden, lebendigen, farbenbunten Erzählung, die wir mit großem Vergnügen geleſen haben. Alles erfreute uns, bis auf das todte Kind, wie es der Held mit aus der Feuersbrunſt forträgt. Das zerreißt das Mutterherz, und in Gegenwart dieſes kleinen Leichnams konnte ſeine Mutter dem wiedergefundnen Geliebten nicht beſeligt in die Arme ſinken. Es war ja ſo leicht, ihn vor der Feuersbrunſt zu beſtatten! — Neuffers Idylle „Hilkar“ zeigt in Sprache und Versbau die gute alte Schule, in welcher ſich ſelbſt zu verſtehen, und Andern verſtändlich ſeyn zu müſſen, eine unerläßliche Pflicht war. — „Die frühe Verlobte. Nach einer neapolitaniſchen Sage. Von Caroline Pichler.“ Es überraſcht uns nicht ganz wohlthätig, dieſe verehrte Frau unter den Spuckgeſchichten-Erzählungen zu finden. Sie hat das ihr eigenthümliche Talent dazu angewandt, und dieſe Geſchichte thut uns um ſo leider, da ſie durch Einfachheit und Darſtellung über die meiſten der geſpenſtiſchen Gattung hervorrage. — „Sängerprüfung. Von la Motte Fouqué“ iſt lieblich und heldenmüthig geſungen. Die Worte:

> Ein Fürſt, dem Land und Volk nach Rechten dient —
> Ihm oder ſeinem ernſtbeglückten Stamm —
> Steht unerreichbar fern dem beſten Mann,
> Der jemals Ritterwaffen trug und trägt,
> Und tragen wird. — Da liegt ein göttlich Siegel,
> Das keine fromme Hand verrücken wird,
> Und wär's auch haarbreit nur —

zeigen uns, wohin ſich die Tugend verkriechen kann! — „In welchem Alter ſteht jezt die Menſchheit? Von Köhler.“ Das wünſchten wir klarer, uns und dem Verfaſſer. Es würde dann, der vielen ſchönen Dinge wegen, die es enthält, ſehr hübſch ſeyn. — „Blätter aus F. H. Jacobis Nachlaß.“ Dem Einſender ſey Dank geſagt, der uns den verehrten Todten durch dieſe kurzen Sätze wieder vor Augen führt. Jeder von ihnen gibt dem nachdenkenden Leſer Stoff zur Selbſtprüfung und Veredlung. — „Der finſtre Retter, von Wilhelm Blumenhagen.“ Wo, wie, wann? ſolche Dinge geſchehen, und warum man werthloſen Menſchen ſo ungeheure Begegniſſe andichtet, wiſſen wir nicht zu beantworten. — Unter den zahlloſen Gedichten würden wir, um ihrer reinen Gemüthlichkeit willen, die von Thereſe von Artner auszeichnen. — „Das Bogenſchießen“ wird wohl beſſer eine franzöſiſche Erzählung, wie der Hermite en province ſie uns gab. Die ritterliche Naivetät, die dort gefällt, gibt der deutſche Reim nicht wieder — und warum muß denn ſo Vieles überſezt und ſo vieles gereimt ſeyn?

Digitized by Google

Cornelia, Taſchenbuch für deutſche Frauen, herausgegeben von Aloys Schreiber. Heidelberg bey Engelmann.

Cornelia konnte ſich mit keinem würdigern Schmuck zieren, als mit dem Bildniß der edeln Catharina, Königin von Würtemberg, deren Andenken ein Beſitzthum ihrer Zeitgenoſſenen werden muß, um jede in ihrem Wirkungskreis zu erinnern, daß ſie ihre Pflichten zu erfüllen ſtrebe wie Sie. Ob das Bild ähnlich iſt, können wir, die ſie nie ſahen, nicht berichten; Offenheit, Güte und Verſtand liegen in dieſem Geſicht, das vielleicht nur ein lezter Abglanz der Liebenswürdigkeit iſt, die Sie beſaß. Mag es! — Wahrhaft geiſtiges Andenken iſt ſymboliſch, das weiß das gefühlvolle, das weiß das fromme Herz. Die welke Blume, das verwiſchte Heiligenbild erinnert an Frühling, erinnert an Tugend, und ſo erinnert dieſes Bild an Würtembergs früh verklärte Mutter. Die übrigen Kupfer ſind der Darſtellung nach ganz gewöhnliche Kalenderbildchen zur Verſinnlichung der Erzählungen verfertigt. Gehen wir den Inhalt nach der Ordnung des Verzeichniſſes durch, ſo giebt uns die erſte Erzählung „Ritter Otto von Kerſtlingeroda von Helmine von Chezy" Veranlaſſung, Einiges zu ſagen, das des Grafen von Loeben Fürſtenkinder und Schreibers Gottesurtheil auch angeht. In dieſen Ritterzeitsgeſchichten wird das Zeitalter ungefähr ſo behandelt, wie der griechiſche Olymp zu Zeiten des alten franzöſiſchen Hofs zwiſchen dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, und wie ſpäterhin von unſern Dichtern die Schäfer und Idyllen-Welt. In beyden Epochen wurden die Hauptperſonen bekannter Intereſſen und Intriken unter der Geſtalt von Venus, Hebe, Juno, die Herren, als Mars, Jupiter und ſo ferner dargeſtellt, und hielten mitunter diplomatiſche Geſpräche. — In St. Evremont, in Regnard und Andern, finden wir furchtbar viel Verſe, die dahin deuten; nachher hießen die hohen Herrſchaften an deutſchen Höfen Amintas und Dorilis, und hatten roſenfarbene Schleifen und Schäfchen. Die Zeitgenoſſen ergözten ſich aber gewaltig daran, denn ſie wußten das ſolle nur eine andre, beſſre Zeit bedeuten, kein Menſch glaubte, der Olymp oder das Tempethal habe ſo ausgeſehen, noch man habe ſo darin geſprochen. Wenn wir uns darüber beruhigt haben, ſo lieſt ſich ſo eine Erzählung recht gut, beſonders die von Fr. v. Chezy, welcher der hannövriſche und braunſchweig'ſche Adel recht ernſte Verbindlichkeit hat, ſeine Vorfahren bey ſo romantiſchen Begebenheiten dem Volk — wenn auch nur dem Leſevolk, bekannt zu machen. Wie wir den Doktor Luther ſo unerwartet bey Worms antrafen, hofften wir, er hätte den armen Liebenden begreiflich gemacht: ein muſterhaftes Ehepaar ſtifte mehr Gutes als ein paar einſame Beter — aber des werkthätigen Mannes Lehren müſſen den Ritter von Kerſtlingeroda nicht zu Ohren gekommen ſeyn, und ſeine unthätige Ergebung in alle die Bußgelübde machen es ſehr deutlich, daß ſein Stamm freylich ausſterben mußte. — In „Graf Loebens Fürſtenkinder" hat uns die viele zweckloſe Beweglichkeit der Bilder in einer, allen Genuß ſtörenden, Unruhe erhalten, die durch kein wahres tiefes Gefühl zur Theilnahme geſteigert wird. Man iſt froh, wie die vielen bunten Fäden der Erzählung unter der Dunſtgeſtalt des myſtiſchen Regenbogens zuſammenlaufen, und behält von dem Krüglein und Roſen und rothen Flämmlein eine ſehr dunkle Erinnerung. — „Schreibers Gottes-Urtheil" iſt einfach und angenehm vorgetragen, conſequent in Urſache und Wirkung der erzählten Umſtände, und trägt nur in ſehr geringen Grade den Karakter willkürlicher Koſtumirung, den wir der Gattung im Allgemeinen machten. Doch viel vorzüglicher und recht lebendig und warm iſt die Erzählung eben dieſes Dichters „Polydoro", welche Ugolinos Sturz und furchtbares Urtheil in die einfache Liebesgeſchichte eines unbekannten Paars verflicht, deſſen ſtilles Glück unſern Blick wohlthätig von dem Schickſal abzieht, was dem grauſamen Ugolino im Hungerthurm erwartet; deſſen nähere Erwähnung aber der eben ſo geſchmackvolle als ſinnreiche Erzähler ganz mit Stillſchweigen übergeht. — „Die Häßliche. Von Thereſe Huber." Wir vermuthen daß dieſe Compoſition eine Art Aufgabe löſen ſollte, die eignes Nachdenken, oder geſellſchaftliche Verabredung der Verfaſſerin übertrug. Der pſychologiſche richtig und klar durchdachte Theil der Geſchichte iſt der Darſtellung nicht innig genug verwebt; auch ſind die Schickſale abentheuerlich — eine Eigenſchaft, die Thereſe Hubers Erzählungen gewöhnlich abgeht. Gelöst hat ſie aber die Aufgabe nicht, denn dem erblindeten, entſtellten Alphons war „die Häßliche" nicht mehr häßlich in dem Sinn, wie dem ſehenden jugendlich angenehmen. Hält die Erzählerinn das Männergeſchlecht der reinen Seelenliebe für ſo gänzlich unfähig, daß ſie ihren Helden nur geblendet der Anerkennung gegen ſeiner großmüthigen Braut Verdienſte fähig glaubt? Die moraliſche Hinneigung dieſer Erzählung gewährt in der bunten romantiſchen Welt dieſes Taſchenbuchs den ernſten Leſern einen angenehmen Ruhepunkt. — Unter den Gedichten, die hier einen großen Raum einnehmen, würden wir, erlaubte es der Raum, manches ſehr anſprechende auszeichnen. Darunter gehört vorzüglich A. Schreibers Andenken an Max von Schenkendorf, Viator an die Deutſchen, Arendt an Max von Schenkendorf, dieſes ſo herzlich betrauerten Todten Chriſtabend, Jungs Gebet um Vertrauen (ſonderbarer Weiſe im Inhalts-Verzeichniß vergeſſen), endlich Uhlands Schenk von Limpurg — werden hoffentlich dieſe vergängliche Erſcheinung der Taſchenbuchs-Geſtalt überleben.

Vermiſchte Schriften.

Darſtellung der vorzüglichſten landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, in ſo fern ſie auf Bewirthſchaftung des Grundes und Bodens und die damit verbundenen Nebenzweige der Oekonomie Bezug haben. Ein Taſchenbuch für praktiſche Landwirthe und Freunde der Landwirthſchaft; verfaßt von Rudolph André. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. Prag 1819, bey Calve.

Herr André hat durch dieſe Darſtellung eins der nützlichſten Handbücher für den Landwirth geſtiftet, er ſey nun Anfänger oder er treibe dieß Geſchäft ſchon länger. Jener kann ſich über die wichtigſten Gegenſtände darin belehren, dieſer wird ſeine Erfahrungen berichtigen und ergänzen, und manche nützliche Folgerungen aus denen in jedem Zweig der Landwirthſchaft hier vorkommenden Angaben ziehen können. Die ſchnell auf die erſte erſchienene zweyte Auflage beweiſt den Beyfall, den dieſes Werk beym Publikum gefunden hat, und der deſto mehr ſich verbreiten wird, je mehr es bekannt wird.

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1 8 1 9.

Engliſcher Literaturbericht vom September 1819.

I. Geographie und Reiſebeſchreibungen.

Views of Society and Manners in the North of Ireland. By John Gamble. 8. 423 S. Der Titel verſpricht Anſichten des geſelligen und ſittlichen Zuſtandes der Bewohner von Nord-Irland. Die mitgetheilten im Jahr 1818 geſchriebenen Briefe enthalten aber nichts mehr als die alltäglichſten Reiſebemerkungen mit eingeſtreuten Reflexionen über die Gegenſtände des Tagsgeſprächs.

A Voyage up the Persian Gulph and a Journey overland from India to England in 1817. By Lieut. William Heude. 4. 452 S. Vergl. Edinb. Review. LXIII. Juli 1819. pag. 111 — 118. Ein von einem nicht vielſeitig gebildeten Militär flüchtig geſchriebener, an belehrenden Aufſchlüſſen über die weniger bekannten Gegenden, durch die er kam, ſehr dürftiger Reiſebericht! Er verließ in der Mitte Septembers Cannanore an der malabariſchen Küſte, ging dann nach Bombay, von da den perſiſchen Meerbuſen hinauf nach Buſſora, über die Ruinen von Babylon nach Bagdad, über die Gebirge von Koordiſtan nach Erbil Moſul, quer durch die kleine Wüſte bis Niſidin Mardin, und von da nach Konſtantinopel.

Daſſelbe Heft des Edinburgh Review gibt S. 28 bis 48 einen intereſſanten Artikel über Neu-Südwales nach folgenden Werken:

A Statistical, Historical and Political Description of the Colony of New South Wales and its dependent Settlements in Van Diemen's Land. By W. C. Wentworth. 8. 466 S. ſehr belehrend über den gegenwärtigen Zuſtand der Verbrecher-Kolonie Botanybay.

Letter to Viscount Sidmouth on the transportation laws. By Henry Grey Bennet. 137 S.

O'Hare's History of New South Wales. 8. 470 S. Eine nützliche und ſehr unterhaltende Buchhändler-Compilation!

Die Kolonie hat eine Bank mit einem Kapital von 20,000 Lſtrl., eine Zeitung und die Hauptſtadt Sydney mit 7000 Einwohnern, und zwey guten öffentlichen Schulen, wo 224 Kinder beyderley Geſchlechts unterrichtet werden. Der achte Theil aller Einkünfte der Kolonie, welcher auf 2500 Lſtrl. angeſchlagen wird, ſoll zum Beſten der Erziehung verwandt werden. Unabhängig davon ſind eine Bibelgeſellſchaft, eine Sonntagsſchule und mehrere gute Privatſchulen. 15000 Acres ſind zur Erhaltung des weiblichen Waiſenhauſes angewieſen, von denen jede Waiſe 50 bis 100 zur Ausſteuer erhält: eine in einem Lande, wo das weibliche Geſchlecht ſo ſparſam vorhanden iſt, ſehr löbliche Einrichtung. Für öffentliche Wege und Brücken wird viel gethan. Manche Gegenſtände ſind hier ſehr theuer. Noch 1808 wurden eine Kuh und ein Kalb in öffentlicher Auktion zu 105 Lſtrl. verkauft, und der Durchſchnittspreis des Viehes iſt 80 bis 100 Lſtrl. Der höchſte Preis für bebautes Land iſt 14 Lſtrl. den Acre, ungebautes iſt zu 5 Lſtrl. feil. 140 Meilen von Sydney iſt jezt die neue Stadt Bathurſt am Fuß der weſtlichen Seite der blauen Berge, wo ein prächtiger Strom in dem Macquarrie entdeckt worden iſt, angelegt. Der Strom Hawkesbury iſt bey Windſor 250 Ellen breit, und tief genug, um ein Schiff von 74 Kanonen zu tragen. Von hier iſt der Ocean in grader Richtung zweytauſend Meilen entfernt. Zwey Expeditionen haben ſeitdem den Lauf des neuen Stroms unterſucht, die eine zu Lande unter Oxley, die andere zu Waſſer unter Lieutenant King, deren Reſultaten man entgegenſieht. Auch die Kolonie Botanybay hat ebenſowol durch die Tyranney als von der Unwiſſenheit ſeiner Gouverneurs unſäglich gelitten. Die Grauſamkeit und Nachläſſigkeit beym Transport der Verbrecher waren ſonſt ſo groß, daß in den erſten acht Jahren ein Zehntheil derſelben ſchon unterwegs ſtarb. Jezt iſt dieſem rechtswidrigen Uebelſtande abgeholfen. Eine ſehr ernſthafte Reform verlangt der Zuſtand der völligen moraliſchen Ausartung dieſer Kolonie. Die Sittenverderbniß der Verbrecher beyderley Geſchlechts nimmt hier bey ihrem längeren Aufenthalt, ſtatt der erſten Abſicht gemäß abzunehmen, zu. Die Berichte darüber ſind Schauder erregend. — Da jezt Auswanderungen nach allen Welttheilen geſchehen, ſo bemerkt Wentworth für die, welche in Botanybay anzuſiedeln gelüſtet, daß dort jeder redliche Anſiedler unentgeldlich ſo viel Land erhält, als er in den vereinigten Staaten mit 400 Lſtrl. bezahlen muß, daß er ſich ſo viel Dienſtboten halten kann, als er will, für den dritten Theil des Lohns, der in Amerika für Arbeit bezahlt wird, und er ſelbſt und ſeine Familie ſechs Monate lang auf Koſten des Gouvernements ernährt werden. Ein Mann und eine Frau mit zwey Kindern können für 100 Lſtrl. nach Botanybay auswandern, alle Koſten in einander gerechnet; einem einzelnen Mann koſtet es nur 30 Lſtrl.

Statement respecting the Earl of Selkirk's Settlement on Red River, its destruction and the massacre of Governor Semple. Dieſe ſchon im Juni v. J. erſchienene Broſchüre verdient jezt alle Aufmerkſamkeit wegen ihrer durch Urkunden beglaubigten Aufſchlüſſe über eine Angelegenheit, die bekanntlich kürzlich durch eine bereits gedruckte Petition des Mr. John Pritchard, eines der wichtigſten Koloniſten jener Niederlaſſung am rothen Fluſſe, im engliſchen Parlemente zur Sprache gekommen iſt. Die anonyme Brochüre iſt von Mr. Halkitt, einem Schwager des Grafen Selkirk, geſchrieben, und gibt umſtändliche Nachrichten von dem Entſtehen und Fortgange dieſer Kolonie, welche der Nordweſtkompagnie ein Dorn im Auge geworden iſt. Schon vier Jahre früher hatte der Graf Selkirk ſelbſt eine Skizze über den Pelzhandel in Nordamerika herausgegeben, welche von einer ungeſetzmäßigen Vereinigung von Handelsleuten, die ſeinen rechtlichen und mit einem ſeltenen Erfolg ge-

Digitized by Google

krönten Bemühungen widerſtrebten, Kunde ertheilt. Seit den Verhandlungen dieſes Gegenſtandes im Parlamente ſind bey Murray noch zwey kleine Hefte gedruckt worden, welche über die bedenkliche Angelegenheit viel Licht verbreiten. Das eine enthält die Berichte von Pritchard, Pambrun und Hunter über die Mißbräuche der Handelsleute, die ſich die Nordweſt-Kompagnie nennen; das andere Notizen, die Rechte der Hudſonsbay-Kompagnie betreffend, nebſt einem Abdrucke ihres Freybriefes. Dieß leztere Werkchen iſt ein Theil einer Schrift, deren Verfaſſer ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter zu Montreal iſt. — Durch alle dieſe Schriften erſcheint der Graf Selkirk gegen die ihm gemachten Beſchuldigungen ſehr gerechtfertigt, es erſcheint das Schickſal, welches er ſammt ſeinen Koloniſten erfahren mußte, als alles menſchliche Gefühl empörend, und man muß ſich freuen, daß aller Hinderniſſe ungeachtet die Niederlaſſung mit dem Anſcheine des beſten Gedeihens wiederhergeſtellt iſt.

Das obenerwähnte Heft des Edinb. Rev. hat von S. 231 — 248 einen intereſſanten Artikel über Louiſiane, in welchem folgende vier auf dem Kontinente noch wohl völlig unbekannte Werke benuzt ſind:

Sketches Historical and Descriptive of Louisiana. By Major Amos Stoddert. Philadelphia.

The Western Gazetteer, or Emigrand's Directory. New-York 1817.

Views of Louisiana. By H. M. Brackenridge, Esq. Pittsbury.

The Emigrant's Guide to the Western and South Western States and Territories. New-York 1818.

Wiewol Amerika ſonſt nicht genöthigt iſt, wenn es ſich vergrößern will, durch Eroberungen ſich zu helfen, ſondern nur Induſtrie und Kultur bedarf: ſo erforderte es doch das Intereſſe der vereinigten Staaten, Louiſiana und die Floridas zu ihren Beſitzungen zu erwerben, und dieß iſt ihnen denn endlich gelungen. Ihre Abſicht, den ſüdlichſten Theil des Miſſiſſippi-Thales zu gewinnen, war nicht Habſucht, ſondern die Wohlfahrt und Sicherheit ihrer bisherigen Länder. Sobald ihre Kultur die Alleghany-Gebirge, welche ſich vom 42 bis 34° nördlicher Breite in einer Richtung von Weſten nach Süden durch Nordamerika etwa 250 Meilen weit vom atlantiſchen Ocean herabziehen, und lange Zeit die weſtliche Gränze des angebauten Nordamerikas bildeten, überſchritten hatte: ſo fand ſich bald, daß das jenſeitige unermeßliche Thal eine ſüdliche Abdachung habe, und der Ohio und der Illinois ſammt allen ihren Nebenarmen ſich in den Miſſiſſippi, dieſer aber in den Golf von Mexiko ergieße, alſo durch das damals noch zu Spanien gehörige Louiſiana ſeinem ganzen untern Theile nachſtröme. Auf ſolche Weiſe blieb jener unermeßliche neue Anbau ein Spielball des Eigenſinns und der Willkür der Herrſcher in Louiſiana. Dazu kam, daß ungeachtet die vereinigten Staaten in dem Frieden von 1783 das Recht der freyen Schiffahrt auf dem Miſſiſſippi in Anſpruch genommen hatten, Spanien ſeine eiferſüchtige Politik fortrieb, ſo weit ſein Arm reichte, ihre Schiffe auf dem Strome nicht zu dulden. Seit dem Anwachs von Kentucky und den andern Staaten an den Ufern der Miſſiſſippi-Arme wurde aber der Mangel einer Kommunikation mit der See ein immer bedenklicher werdendes Hinderniß ihrer Kultur. Der Kongreß wurde daher von den Pflanzern in Kentucky angegangen, und er vermittelte eine nominelle Vergünſtigung der Schiffahrt beym ſpaniſchen Gouvernement; doch dauerten die Schwierigkeiten, die dieſes in den Weg legte, insgeheim fort. So wurden neue kathegoriſche Vorſtellungen nothwendig, und Spanien unterzeichnete endlich im Gefühl ſeiner Schwäche 1795 den Traktat, welcher Amerika freye Schiffahrt auf dem Miſſiſſippi zuſicherte. Dennoch fuhr Spanien fort, denſelben nicht zu achten, und ſelbſt das Stapelrecht zu Neu-Orleans zu verweigern. Die Eingriffe waren ſo gewaltthätig, daß der Präſident Adams einen militäriſchen Einfall in das ſpaniſche Gebiet beſchloß, welcher Plan jedoch, weil Hr. Jefferſon zur Präſidentſchaft gelangte, unausgeführt blieb, und Louiſiana, welches 1801 von Spanien an die franzöſiſche Republik abgetreten war, wurde von dieſer wieder für eine gehörige Geldſumme an die vereinigten Staaten überlaſſen, deren Kommiſſäre es 1804 förmlich in Beſitz nahmen. So endigte ſich dieſer Streit über ein Recht, welches die Amerikaner beſcheiden genug geweſen waren, nur als eine Vergünſtigung, und ſelbſt dieß vergebens, ſich auszuwirken. — Von dieſem Zeitpunkte an ſchuf Amerikas Thätigkeit hier ein neues Leben. Entdeckungsreiſen unter Lieutenant Pike erforſchten die Quellen des Miſſiſſippi und ſeiner Küſtenländer, ſo wie die Quellen des Arkanſaw und des rothen Fluſſes, welche von den Felſengebirgen herabkommen, und in einer Entfernung von 1100 bis 1500 Meilen von Weſten ab mit dem Miſſiſſippi zuſammenfließen. Eine andere noch glänzendere Expedition unter Kapitän Lewis und Clark verfolgte den Miſſouri bis zu ſeiner Quelle, und drang jenſeits der Felſengebirge bis zum ſtillen Meere vor (ihre Reiſebeſchreibung iſt angezeigt im Edinb. Review: Nr. 48.). Auch Louiſiana ſelbſt wurde ſorgfältig unterſucht; einer der Kommiſſäre war Darby, deſſen Emigrant's Guide daher ſehr umſtändliche, genaue und wichtige Belehrungen enthält. Louiſiana, jezt in die Staaten von Louiſiana und von Miſſiſſippi und in die Gebiete von Miſſouri ꝛc. getheilt, enthält, wenn man ſeine Gränzen von 47° 42' nördlicher Breite, bis zu den Felſengebirgen weſtwärts zieht, eine Ländermaſſe von 2000 Meilen lang und 650 breit. Dieſe Fläche durchſchneidet der gewaltige Miſſiſſippi, und kein Flüßchen entſpringt und fließt durch die unendlichen Strecken, der ſich nicht in den Rieſenſtrom und alſo zulezt in den Golf von Mexiko ergöſſe. Der Lauf des Miſſiſſippi iſt dreytauſend Meilen lang, ſeine vorzüglichſten Arme von Oſten ſind der Illinois, Wabaſch, Tenneſſee und Ohio, außer zahlloſen kleinern Strömen. Von Weſten ſtoßen zu ihm der Miſſouri, Arkanſaw und der rothe Fluß. Louiſiana iſt vielleicht das waſſerreichſte Land auf der Erde. Zu Neu-Orleans hat der Miſſiſſippi eine Breite von 80 bis 90 Meilen, bey der Mündung des rothen Fluſſes nur 40, endlich im 33° nördlicher Breite nur 20. Die Nothwendigkeit gebot durch künſtliche Anlagen dem Austreten dieſer ungeheuern Waſſermaſſen vorzubeugen und die den Ueberſchwemmungen ausgeſezten Wieſen und Sümpfe zu Ackerland abzudämmen. So wird das Land durch Verbeſſerungen aller Art in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung allmählig eine den übrigen vereinten Staaten gleiche Höhe erreichen. Die Stadt Neu-Orleans enthält jezt ſchon 30.000 Einwohner, und nimmt täglich in Bevölkerung und Geſchäftsgewühl zu. Wenn der Verkehr von den Felsgebirgen ab weſtwärts erſt entweder zu Lande oder vielleicht

zu Waſſer erleichtert ſeyn wird, ſo bleibt den Staaten kein Hinderniß, dieſe ganze unermeſſliche fruchtbare und reichbewäſſerte Ebene zu bebauen, und in kommenden Jahrhunderten ihren Herrſcherarm bis zu dem ſtillen Meere auszudehnen, dieſer lezten, majeſtätiſchen Gränzſcheide.

Personal Nerretive of Travels to the Equinoctial Regions of the New Continent, during the Yeers 1799 — 1804. By Alex. de Humboldt end Aimé Bonpland. Vol. IV. Von dieſem vierten Bande gibt das Septemberheſt des Quaterly Review. (No. LXII. pag. 320 — 352) eine Anzeige. Nach dieſer theilt der vorliegende Band mit ſeinen drey Vorgängern alle ihre Vorzüge, wie ihre Mängel. Die perſönliche Reiſebeſchreibung wird zu oft durch bogenlange, gelehrte Unterſuchungen über geognoſtiſche oder phyſikaliſche Gegenſtände unterbrochen, welche den größten Theil der Leſer verleiten werden, das Buch wegzulegen. Es hätten die fremdartigen Beſtandtheile mehr geſondert, und dadurch das Intereſſe mehr gefeſſelt werden ſollen. Der Styl iſt bey manchen gewöhnlichen Bemerkungen und Gedanken zu getragen und ſchwülſtig. Man kann von Hrn. von Humboldt im Naturhiſtoriſchen ſagen, was von Barrow im Theologiſchen, daß er nie das Thema berührt, ohne es zu erſchöpfen. Vortreſflich iſt die Unterſuchung über Erdbeben überhaupt bey Gelegenheit des zu Caraccas zwölf Jahre nach der Zeit, da der Verfaſſer die Gegend verlaſſen, vorgefallnen. Von Caraccas begleiten wir die Reiſenden durch die Thalgründe von Aragua, dann auf ihrer Fahrt von dem Rio Apure bis wo dieſer ſich in den Oronoko ergießt, und auf dieſem Fluſſe weiter bis zu der Stelle, wo er wieder durch den von den öſtlichen Cordilleras herabkommenden Rio Meta vergrößert wird. Hier ſchließt dieſer vierte Band.

Beyde Reiſenden waren unter Anderm auch ſehr bemüht, die Gegend aufzuſuchen, wo die Kartoffel (solanum tuberosum) wild wächst. Allein ſie durchſuchten die Antillen, Terrafirma, die hohe Ebene von Mexiko und die noch erhabenern Gegenden Perus vergebens. Erſt kürzlich iſt das Geburtsland dieſer nützlichen Pflanze von Ruiz und Domberg in den Thälern von Lima und Peru, in der unmittelbaren Nachbarſchaft von Chili, nahe an der Küſte des ſtillen Meeres, und nicht mehr als vierzehn Meilen von Lima entdeckt worden. Die Richtigkeit der gewöhnlichen Meinung, daß Sir Walter Raleigh zuerſt die Kartoffel von Guiana nach Irland herübergebracht habe, läſſt ſich daher bezweifeln; es iſt wahrſcheinlicher, daß dieſe Wurzel urſprünglich von Lima nach Cadix verpflanzt, und von da erſt nach Irland, welches damals einen bedeutenden Handel nach jenem Hafen trieb, gekommen iſt.

Unter den Eingebornen an den Ufern des Oronooko herrſcht der Glaube, daß zu der Zeit der großen Waſſer, da ihre Väter gezwungen wurden, in ihre Böte zu flüchten, um der allgemeinen Ueberſchwemmung zu entgehen, die Wellen des Meers an die Felſen von Encaramada ſchlugen, und dieſer Glaube iſt faſt unter allen Stämmen des obern Oronoko verbreitet. Die Tamanacks erzählen, daß bey dieſer großen Fluth ein Mann und ein Weib ſich auf ein hohes Gebieg, Tamanacu genannt, gelegen an den Ufern des Aſiveru, gerettet, und hinter ſich über das Haupt weg die Früchte des Palmbaums werfend, die in dieſen Früchten enthaltenen Keime Männer und Weiber erzeugen geſehen, welche die Erde wieder bevölkert. Dieß iſt ganz der von Ovid ſo ſchön beſungene Mythos, aber woher mögen die Tamanacks eine Fabel erhalten haben, der ſo ähnlich, welche die Alten mit allen Reizen der Phantaſie ausſtatteten? Wir bleiben auf dieſe Frage die Antwort ſchuldig. Hr. von Humboldt bemerkt, daß ſolche Ueberlieferungen unter allen Nationen der Erde exiſtirt, und als Trümmer eines unermeſſlichen Schiffbruchs in dem philoſophiſchen Studium unſeres Geſchlechts von höchſtem Intereſſe wären. — Wenige Meilen von Encaramada erhebt ſich mitten in der Savannah ein Felſen, genannt Tepu-mereme oder der bemahlte Fels. Thiere und ſymboliſche Figuren ſind an der einſamen Spitze deſſelben abgebildet. Aehnliche Felſen finden ſich in Afrika, und werden dort von den Reiſenden Fetiſchſteine genannt. Fetiſchismus trifft man aber jezt unter den Eingebornen des Oroonoko durchaus nicht mehr an, die Figuren von Sternen, Sonnen, Tigern und Krokodilen ſind an den Felſen auf jeze unbewohnten Flächen eingegraben, und oft ſind dieſe Figuren in einer ſo ungeheuern Höhe an den Felswänden angebracht, daß man dahin nur mittelſt hoher Gerüſte gelangen konnte. Als wir die Eingebornen befragten, wie dieſe Figuren geſchnizt ſeyn möchten, antworteten ſie mit einem Lächeln, als ob eine ſo bekannte Sache nur ein Fremdling, ein Weiſſer nicht wiſſen könne, daß in der Periode der großen Waſſer ihre Väter mit Böten an dieſe Höhen herangeſchifft. (S. 472 — 473.)

Eine Nacht brachten die Reiſenden unter einem kahlen Felſen zu, genannt Piedra de Carichana Vieja, welcher einer von denen iſt, wo Reiſende am Oroonoko von Zeit zu Zeit gegen Sonnenaufgang unterirdiſche Töne, denen einer Orgel gleichend, gehört haben. Die Miſſionarien nennen ſolche Steine saxas de musica. Hr. von Humboldt war nicht ſo glücklich, von dieſen geheimnißvollen Weiſen etwas zu hören; aber er glaubt an ihr Daſeyn, und ſchreibt die Entſtehung derſelben der Verſchiedenheit der Temperatur zwiſchen der unterirdiſchen und der äußern Atmoſphäre zu, welche ihr Maximum am Sonnenaufgang in dem Augenblick erreicht, welcher zugleich am weiteſten von der Periode der größten Hitze des vorigen Tages entfernt iſt. Läſſt ſich nicht annehmen, fügt Hr. v. H. hinzu, daß die alten Bewohner Aegyptens beym unaufhörlichen Auf- und Abfahren des Nils daſſelbe bey einem Felſen von Thebais wahrgenommen haben, und daß die Felſenmuſik dort zu den Gaukeleyen der Prieſter in der Statue des Memnon Veranlaſſung gab? Vielleicht war, als die roſenfingrige Aurora ihren Sohn, den ruhmwürdigen Memnon mit Tönen begabte," die Stimme, die eines unter dem Piedeſtal der Statuen verborgenen Mannes; aber die Beobachtung der Eingeborenen am Oroonoko ſcheint auf eine wahrſcheinlichere Art zu erklären, was zu dem ägyptiſchen Glauben an einen Stein, der mit Sonnenaufgang Töne von ſich gebe, die Veranlaſſung hergeliehen. (S. 560.) „Die drey Gelehrten Jomard, Jollois und Devilliers, bemerkt dabey der Recenſent, hörten bey Sonnenaufgang in einem Granitdenkmale, das mitten auf dem Platze angebracht war, wo der Palaſt von Karnac ſteht, ein Geräuſch, ähnlich dem Springen einer Saite, womit gerade die alten Schriftſteller auch Memnons Stimme vergleichen, und die franzöſiſchen Reiſenden dachten wie Hr. von Humboldt, daß der Durchzug der verdünnten Luft durch die Spalten eines tönenden Steins den ägyptiſchen Prie-

ſtern die Gaukeleyen des Memnonium gelehrt haben mögen.“

Der Recenſent fährt fort: Wir nehmen von unſern Reiſenden Abſchied an der Stelle, wo die Gewäſſer der Meta ſich mit dem Orоonoko vereinigen, der beträchtlichſte aller ſeiner Arme, den Guaviare ausgenommen, und breit genug, um mit der Donau verglichen zu werden. Dieſer Arm wird eines Tages für die Einwohner von Guyana und Venezuela eine große politiſche und merkantiliſche Bedeutſamkeit erhalten. Schiffbar bis an den Fuß der Anden von Neu-Granada, iſt durch ihn eine direkte Waſſer-Kommunikation von dem Golfo Triſto mittelſt des Oroonoko und der Meta bis 15—20 Meilen dieſſeits Santa Fé de Bagota vorhanden. Die Meta bewirkt nach Hrn. von Humboldt einen direkten Verkehr zwiſchen Ländern, die in derſelben Breite liegen, aber in ihren Produkten von einander ſo verſchieden ſind, wie Frankreich und der Senegal. Gleichwol hat der erbärmliche Geiſt des Monopolismus, welcher der Fluch aller ſpaniſchen Kolonien geweſen iſt, nicht blos die Meta, ſondern auch ihren edleren Stamm, den Oroonoko verſchloſſen, und die Folge iſt geweſen, daß noch immer in dieſen ausgedehnten Landſtrecken, durch welche ſie fließen und ungenuzte Fruchtbarkeit verbreiten, nur einzelne zerſtreute Indianerhorden und die reißenden Thiere der Wildniß hauſen. Aber es ſcheinen beſſere Tage über dieſe Länder aufzugehen, und ſchon lagern feindliche Heere gegen einander über an den Ufern dieſer majeſtätiſchen Ströme, begriffen im Kampfe um die Rechte der Menſchheit. Hätte ein böſer Genius nicht die Rathſchläge Spaniens irre geleitet, die mörderiſchen Scenen, welche jezt dieſer ſchönſte Fleck auf der ganzen Erdfläche erblickt, würden vermieden und alle ſeine Bewohner ſchon jezt reich und glücklich geworden ſeyn. Wäre die Vermittlung Englands angenommen worden, ſo iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die Beobachtung einer liberalern Politik dem Mutterlande und den Kolonien zum gemeinſchaftlichen Vortheile gereicht haben würde; denn ſie hätte einer Fehde ein ſchnelles Ende gemacht, bey der es klar genug iſt, daß die Einwohner ſelbſt wenig oder gar keinen Antheil nehmen. Der ſpaniſche Antheil von Südamerika iſt in der That nichts mehr geworden, als ein Kampfplatz, auf welchem ein Haufe armſeliger, abenteuerlicher Klopffechter ſich herumſchlägt, jeder für ſeinen eigenen perſönlichen Vortheil. Es iſt Unſinn, von zehn Millionen Menſchen, die für ihre Freyheit ſtritten, zu ſprechen, da ſie kaum einen Feind haben, mit dem ſie kämpfen. Denn die Ohnmacht des Mutterlandes iſt ſo groß, daß, hätte etwas einem allgemeinen Wunſche auch nur Aehnliches unter den Koloniſten exiſtirt, ihr Joch abzuſchütteln, hätte ſich ſelbſt nur eine einzige von allen den zehn Millionen, welche ihre Unabhängigkeit erklärt hätte, ſich gegen das Mutterland vereinigt, Spanien nicht ſo viele Monate als jezt Jahre Widerſtand geleiſtet haben würde. Unterdeſſen ſammeln ſich Schwärme fremder Seeräuber an den Ufern dieſes unglücklichen Landes, und unterhalten den unſeligen Kampf unter dem lächerlichen Vorwande von Patriotismus, aber eigentlich in der Abſicht, ſich auf Koſten beyder Parteyen zu bereichern. Niemanden können der eigennützige Verſtand und die ſchmutzigen Machinationen der Cochrane und M'Gregore täuſchen, ihr einziges Dichten und Trachten iſt Raub; aber traurig bleibt der Gedanke, daß ſo viele brave Männer, die tapfer für die Befreyung Europas gefochten haben, ſich von ihrem Vaterlande weglocken laſſen, und verſchifft werden, um ruhmlos in den Savannahs von Südamerika zu enden, und die Taſchen von Seelenverkäufern und Schwindlern zu füllen, oder der Habſucht kaufmänniſcher Spekulationen zum Gegenſtande zu dienen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Theater.

Almanach dramatiſcher Spiele u. ſ. f. von A. von Kotzebue. Achtzehnter Jahrgang. Leipzig bey Kummer 1820. 312. S. 12.

Wenn ein Mann bey ſeinem Leben ſoviel ausgegeben hat, daß die Welt darüber in Erſtaunen gerathen iſt; ſo darf ſie ſich nicht darüber wundern, ſeinen Nachlaß geringhaltig zu finden. Kotzebue gab immer in jedem Almanach wenigſtens Etwas, das ſich der Mühe des Leſens und Darſtellens verlohnte. Das Uebrige nahm man als Zulage in den Kauf. Hier iſt nur Zulage. Die eiferſüchtige Frau, Luſtſpiel nach dem Engliſchen. Sehr matte Zeichnung dieſer Thorheit, und lockere, wenig unterhaltende Verwickelung. Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiel nach Pigault le Brun, unbedeutend in der Urſchrift, auch bereits im Deutſchen nachgebildet. Rec. hat, wenn er nicht ſehr irrt, ſchon eine oder zwey Bearbeitungen geleſen, die entweder Verlegenheiten und Auswege oder Ränke und Schwänke betitelt waren. Junge reiche Wittwe, Liebhaber voller Schulden, zwey Onkels, ein Bedientengenie, Gläubiger und Gerichtsdiener — wer kennte den Trank nicht, den ein franzöſiſcher Theaterdichter aus dieſen Ingredienzen zu bereiten pflegt. Einige Kotzebue'ſche Seitenhiebe auf die Thorheiten, beſonders die politiſchen, der Zeit, z. B. „man erwürgt mich proviſoriſch,“ reichen nicht hin, ihn ſchmackhaft zu machen. Das lezte: Die Frau vom Hauſe, iſt Fragment. Nur der erſte und fünfte Akt eines metriſchen Luſtſpiels, mithin für Privatbühnen unbrauchbar. Kotzebue's Bildniß wohl getroffen; die übrigen Bilder ſo elend, wie vorher. Die Vorrede des Verlegers eine Apologie von Kotzebue's Character, wozu, wenn es deren bedürfte, wohl der vieljährige Verleger des fruchtbaren Schriftſtellers nicht berufen wäre. Dabey Ankündigung einer Fortſetzung in ſeinem Sinne, und hoffentlich im gleichem Werthe, unter dem Titel: begonnen von Kotzebue, fortgeſetzt von mehreren. Laß ſehen, ob dieſe mehreren genug in ſich haben werden, um für die Privatbühnen Kotzebue fortzuſetzen, als ob er noch lebte. Gerade dieſe, in jeder Hinſicht leichten Productionen waren ſeine ſtarke Seite. Er wußt' es ſich leicht zu machen, indem er es Schauſpielern und Zuſchauern leicht und angenehm machte. So gewann er ein großes Publikum bey ſeiner Mitwelt, welches die ſtolzeren Poeten, die ihrem Zeitalter vorfliegen wollen, im glücklichſten Falle erſt bey der Nachwelt finden. Wer es ihm darin nachthun will, muß vor allen Dingen mehr vermögen, als er leiſten will, und darin liegt die Schwierigkeit, ſowohl für den, der wirklich mehr vermag, als für den, der eben alles thut, was er kann.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

1819.

Engliſcher Literaturbericht vom September 1819.

2. Geſchichte.

A History of the Island of Newfoundland. By Lewis Amadeus Anspach. 8. 512. S. Eine Geſchichte dieſes wichtigen Landes war bisher noch nicht vorhanden; was man hatte, beſchränkte ſich auf zerſtreute Notizen in den Werken Raynal's, Forſter's u. A. Newfoundland wurde entdeckt im Anfange des eilften Jahrhunderts, neunzehn Jahre ſpäter als Grönland, und beynahe fünfhundert Jahre vor Columbus erſter Reiſe. Vermuthlich gehörten die erſten Anſiedler zu den normänniſchen Stämmen, welche damals den nördlichen Theil Europa's bewohnten, und von Grönland nach dieſer Inſel fuhren. Dann hemmte das immer mehr anwachſende Polareis jede Verbindung zwiſchen Newfoundland, Grönland und Europa bis zum Jahre 1497, da Cabot, der erſte Entdecker des amerikaniſchen Continents, bey der erſtern Inſel landete. Erſt ſeitdem würdigten England und die übrigen Seemächte Europas den Werth dieſer Beſitzung in gebührendem Maaße. Das vorliegende Werk erzählt in gedrängter Kürze die Reiſen engliſcher, portugieſiſcher, ſpaniſcher und franzöſiſcher Seefahrer in dieſe Gegenden. Seit den eifrigeren Bemühungen Carls des Erſten, deſſen Beyſpiele Ludwig XIV. und der berühmte Colbert bald nachfolgten, erhob ſich die Marine dieſer Inſel zu einer ſehr bedeutenden Wichtigkeit, und Newfoundland wurde darüber der Schauplatz unaufhörlicher Eiferſüchteleyen zwiſchen den beyden europäiſchen Nationen, bis zum Ende des erſten amerikaniſchen Kriegs. Viele Verdienſte um die Aufklärung der Inſulaner hat die Geſellſchaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, und um den Rechtszuſtand der Oberrichter John Reeves erworben. — Dieſe Geſchichte Newfoundlands wird in eilf Kapiteln von Anſpach abgehandelt, von dem zwölften an folgt eine umſtändliche und ſorgfältige Geographie des Eilands. Zwey artige Karten begleiten und erläutern das Werk.

In dem Quarterly Review 1819 Septbr. No. XLII. S. 430 — 460 findet ſich eine äußerſt lehrreiche und unterhaltende Geſchichte von Domingo und dem Negerreiche Hayti, zu welcher folgende Werke benutzt ſind: Mémoires pour servir à l'Histoire de la Révolution de Saint Domingue. Par le Lieutenant-Général Baron Pamphilé de Lacroix. 2 Tom. Paris 1819. — History of the Island of St. Domingo, from its first Discovery by Columbus to the present period. London 1818. — Reflexions sur les Noirs et les Blancs, la Civilisation de d'Afrique, le Royaume d'Hayti etc. Relation de la Fête de S. M. la Reine d'Hayti etc. Par le Baron de Vastey, Secretaire du Roi au Cap Henry. Sehr ſchätzbar, und merkwürdig als die höchſt geiſtvolle Arbeit eines Negers. — Almanach Royal d'Hayti 1818. Auf Befehl des Königs erſcheint dieſer Staatskalender alljährlich.

Die theilweiſe Aufhebung des Sklavenhandels hat leider die Gräuel gegen das unglückliche Menſchengeſchlecht der Neger nicht gemindert. Ehe nicht ganz Europa und Amerika ſich zur Abſchaffung dieſes die Menſchheit entehrenden ruchloſen Gewerbes verbünden, ſind die einſeitigen Aufopferungen Englands vergebens. Und ſelbſt das unbedingteſte Aufhören des Sklavenhandels würde nicht hinreichen, den Zuſtand der afrikaniſchen Neger zu verbeſſern, und ihre ſchmähliche Unterdrückung von ihren eigenen Fürſten dort zu erleichtern, ehe nicht das Chriſtenthum mildere und für Bildung empfängliche Geſinnungen unter die Stämme ſelbſt verbreitet. Dieß ſteht einſt von Hayti zu erwarten, wenn es ſeine Schiffe an Afrikas Küſten ſenden wird! Grund genug, dieſem Inſelſtaate einen ſehr hohen und ehrenden Rang unter den Reichen der Erde einzuräumen. Bis es dazu kommt, iſt es wenigſtens dieſer durch einen glücklichen Zuſammenfluß von Umſtänden frey gewordenen halben Million Neger gelungen, die Nacht der bisher gegen die Verſtandeskräfte und menſchlichen Eigenſchaften dieſes Geſchlechts herrſchenden Vorurtheile völlig zu zerſtreuen, nachdem die Abhandlung des Abbe Gregoire über die Literatur der Neger, und die vergleichende Anatomie ſchon aus dem Bau des Schädels das Ihrige zur Vertretung des Negergeiſtes beygetragen hatten. So ſehr auf die entfernte Anſicht hin auch das Reich Hayti nur ein parodiertes Trauerſpiel zu ſeyn, und ſein König Heinrich I., mit dem Negeradel, mit den Titeln wie Limonade, Marmelade und Terrerouge, mit ſeinem Negerklerus und Negergeneralen Belächelung zu verdienen ſcheint: ſo überzeugt doch eine nähere Unterſuchung, daß ſie uns in allen dieſen Dingen nur nachahmen, und verwandelt unſer Gefühl der Verachtung bald in das der Ehrfurcht.

Bis zur franzöſiſchen Revolution hatte die Inſelkolonie Domingo den höchſten Flor erreicht, während der größte Theil der Bevölkerung, die Neger, in Sklavenketten ſchmachteten. Die Revolution entzündete den erſten Funken des Freyheitsgefühls; durch einen unerheblich ſcheinenden Vorfall loderte er zur Flamme auf. Durch die Unvorſichtigkeit und Barbarey der Pflanzer ſtieg die Erbitterung der Schwarzen aufs höchſte. Jetzt trat in Frankreich die Geſellſchaft zuſammen, welche ſich l'Amie des Noirs nannte, und das durch ſie bewirkte Decret vom 15. Mai 1791 ſprach allen von freyen Eltern gebornen Schwarzen in den franzöſiſchen Kolonien das Bürgerrecht zu. Indeß landete Vincent Ogé, ein junger Schwarzer, mit dreyhundert Brüdern in Domingo, und die Art, wie man die Kühnheit dieſer Jünglinge ſtrafte, reifte die Empörung. Die Verbrennung einer Plantage in der Mitte Auguſts 1791 war das Signal zum Ausbruche derſelben; auf einmal war der Krieg zwiſchen Weiſſen, Kreolen, Mulatten, Negern allgemein; alles griff zu den Waffen. Es thut wohl, mitten unter den Gräueln, die ein rohes, zuerſt ſeine Ketten abſchüttelndes Volk verübte, auf die Züge der edelſten Menſchlichkeit zu ſtoßen; ſie bewieſen Mitleid gegen die hülfloſen Weiber und Kinder der Pflanzer, Ehrfurcht gegen die Leichen tapfrer Feinde und Anhänglichkeit an ihre

alten Brotherren. Vergebens ermahnte aber eine Proklamation des Gouverneurs de Blanchlande, die Waffen niederzulegen, und zur Pflicht zurückzukehren. Dazu war es zu ſpät. Es ſtanden an ihrer Spitze jezt zwey Anführer, Jean François, der ſich Großadmiral von Frankreich nennen ließ, und Béaſſau, Generaliſſimus genannt. Sie antworteten auf jene Proklamation mit einem Briefe, in welchem ſie für die Repräſentanten des Königs ihre Ehrfurcht bezeugten. „Aber die, welche ihnen nächſt Gott hätten Väter ſeyn ſollen, wären Tyrannen, Ungeheuer, unwürdig der Früchte ihrer Arbeiten. Nein, ſchrieben ſie, es iſt zu ſpät! Gott, der für die Unſchuldigen ſtreitet, iſt unſer Führer; er wird uns nicht verlaſſen. Unſer Wahlſpruch iſt Sieg oder Tod!"

Mit glücklichen Waffen drangen ſie vor bis Port-au-Prince, und erzwangen durch einen Frieden, Concordat genannt, Amneſtie für die Vergangenheit und volle Kraft des Dekrets vom 15. Mai. Grade aber als die Koloniſten dieſes Dekret anerkannt hatten, langte der in der National-Verſammlung zu Paris decretirte Widerruf an. Neuer Aufruf zum Kampfe, die drey von Frankreich geſandten Commiſſäre verbreiteten Mißtrauen und Schrecken. Ueberall war Verwirrung und Aufruhr. Mehrere Pflanzer wandten ſich an England; in Folge ihrer Vorſtellungen wurde eine Expedition von Jamaika unter Colonel Whitelocke abgeſandt, Allen den brittiſchen Schutz anzubieten. Dieſer nahm am 19. September 1793 von Stadt und Hafen Jeremie, und wenige Tage darauf von der Feſtung St. Nicholas Beſitz. Die drey Commiſſäre, die eine Macht von 25,000 Menſchen zuſammengebracht hatten, widerſezten ſich, und thaten den verzweifelnden Schritt, völlige Abſchaffung der Negerſklaverey zu verkündigen, worauf über 100,000 Neger in die Gebirge flüchteten, und ſich der natürlichen Befeſtigungen im Innern des Landes verſicherten. Schnell wurden die Engländer Meiſter von der weſtlichen Küſte der Inſel, auch Port-au-Prince fiel in ihre Hände, und die Commiſſäre entflohen in die Berge. Als ſie hier aber alle Höhen bereits von Negern unter dem Mulattengeneral Rigaud und einem Neger Namens Touſſaint l'Ouvertüre beſezt fanden, benuzten ſie die erſte Gelegenheit, einer Kolonie zu entrinnen, deren Untergang ſie beſchleunigt hatten.

Touſſaint, ein Mann von außerordentlichem Talent und Charakter, funfzig Jahr lang ein Sklave geweſen, ſchwang ſich zum Gouverneur und Kapitän-General der Kolonie auf. Seitdem dieſer Spartacus, den Raynal verheißen hatte, auftrat, kehrte Alles zur Zucht und Ordnung zurück: die Neger zügelte, die franzöſiſchen Beamten leitete er. Die Mulattengenerale Rigaud und Petion bewirkten vergebens eine Empörung gegen den großen Mann, der ihre Eiferſucht gereizt hatte: ſie wurden entfernt, und Buonaparte beſtätigte als erſter Conſul Touſſaint's Oberkommando. Dieſer Leztere, jezt alleinſtehend und handelnd, brachte durch die Kunſt einer gewandten Politik einen Traktat mit den Engländern zu Stande, und der General Maitland räumte mit allen Truppen die Inſel.

Touſſaint wirkte jezt mächtig für die ſittliche und religiöſe Ordnung. Sein eignes Betragen war eben ſo anſtändig bey öffentlichen Veranlaſſungen, wie in Privatzirkeln, die er um ſich verſammelte. Umringt von den Offizieren ſeiner Garde, die alle prächtig uniformirt waren, und in der größten Verſchwendung lebten, biled er nüchtern und mäßig. Etwas Gebacknes, Bananen oder Bataten mit einem Glaſe Waſſer waren ſeine tägliche Nahrung. Beſonders ſuchte er die freyen Sitten des weiblichen Geſchlechts in die gehörigen Schranken zurückzuweiſen, keine weiſſe Dame durfte mit entblößtem Hals am Hofe erſcheinen. Er warf einſt ſein Schnupftuch über den Buſen eines jungen Mädchens, und ſagte ihr in einem ärgerlichen Tone, daß Schaam die Zierde ihres Geſchlechts ſey. Sein Grundſatz war, Frauen müßten öffentlich immer ſo erſcheinen, als ob ſie zur Kirche gingen. Gegen ſeine Truppen beobachtete er eine ſtrenge Kriegszucht. Die Offiziere kommandirten die Piſtole in der Hand. Durch eine geſchickte Vermittelung brachte er eine Verſöhnung zwiſchen Weiſſen und Negern zu Stande, und beförderte dadurch das Emporblühn der Anpflanzungen. Alles jauchzte ihm Lebehoch zu, als er einſt eine Reiſe durch die Inſel machte. War einem ſolchen Manne nicht die Eitelkeit verzeihlich, daß er ſich den Buonaparte von St. Damingo nannte? Aber Napaleons Eiferſucht erwachte. Kaum war der Friede von Amiens abgeſchloſſen, als eine franzöſiſche Flotte mit 25,000 Mann, der Blüthe der Armee, unter General Le Clerc landete, um die Kolonie wieder zu erobern. Der Negergeneral Chriſtoph auf Cap François entbat ihnen, ohne Erlaubniß ſeines Herrn und Oberhauptes Touſſaint nicht zu landen. Vergebens war der niegeſehene Anblick einer ſolchen Flotte, vergebens die theils lockenden, theils drohenden Proklamationen Leclercs, und zulezt der Sturm auf das Vaterherz, welchen auf den rauchenden Trümmern des Cap François, welches Chriſtoph, als er den Rückzug unvermeidlich geſehen, in Brand geſteckt hatte, die beyden in Frankreich erzogenen Söhne Touſſaints mit ihrem ränkevollen Hofmeiſter unternehmen mußten. Der Widerſtand war beſchloſſen. Leclerc erklärte in einem zweyten Aufrufe die Generale Touſſaint und Chriſtoph für Rebellen und außer dem Schutz der Geſetze. Aufs Neue wüthete der Krieg. Die Negergenerale La Plume und Maurepas ſchlugen ſich mit ihren Truppen zu den Franzoſen, erfuhren hier aber den entſetzlichſten Lohn ihrer Verrätherei: Maurepas wurde an einen Maſtbaum genagelt, auf das Empörendſte verhöhnt, und dann mit Weib und Kindern ins Meer geworfen. Touſſaint behielt dieſes Abfalls ungeachtet unter ſeinem unmittelbaren Befehl eine gut disciplinirte Armee; Deſſalines, einer der muthigſten und tüchtigſten Negergenerale vertheidigte die ſtarke von den Engländern angelegte Feſtung Crête-Pierrot, bis er ſie nach hartnäckigem Widerſtande zu verlaſſen ſich genöthigt ſah. Von ihren Fortſchritten berauſcht, vergaßen ſich die Franzoſen gegen die gefangenen Neger, die ſie auf das Grauſamſte niedermetzelten. So veranlaßten ſie ſelbſt den Abfall der ihnen bisher treugebliebenen Schwarzen, und Le Clerc war froh, einen Frieden zu unterzeichnen, welchen Chriſtoph für ſich, für ſeinen Collegen Deſſalines und den Obergeneral Touſſaint unterhandelte, und welcher Amneſtie allen Truppen, allen Negeroffizieren ihren Rang, und Frankreich die Oberherrſchaft zuſicherte. Touſſaint wählte ſeinen Aufenthalt auf ſeinem Landgute l'Ouverture, doch die ſchmälige, bübiſche Verrätherey Leclercs, in Buonapartes Namen verübt, gönnte ihm dieſe Ruhe nicht lange. Touſſaint wurde überfallen, und mit hundert ſeiner Freunde auf Schiffe geſchleppt. Von den Freunden hat man nie wieder etwas erfahren, vermuthlich wurden ſie über Bord geworfen. Der große, ausgezeichnete Tauſſaint verſchmachtete in einem feuchten, verpeſteten Kerker zu Beſançon! — Durch ſolche Frevel wurden den Negern die Augen geöffnet, ihr verhaltener Groll brach abermals hervor; begünſtigt von der Peſt brütenden Hitze des Sommers 1802

Digitized by Google

verbreitete ihr Rachſchwert Schrecken und Verwüſtung. Die Franzoſen übten ihrerſeits die roheſte, ſchaudererregende Barbarey; ſie hezten Bluthunde, die ſie von Cuba kommen ließen, auf die Schwarzen. Mitten in dieſen Greuelſcenen ſtarb Leclerc, ihm folgte Rochambeau. Die Franzoſen mußten ſich immer enger zuſammenziehen; mehr als 40,000 Franzoſen ſollen am Ende des Jahrs 1803 ein Opfer von Seuchen und Schlachten geworden ſeyn. Deſſalines, jezt Oberfeldherr der Neger, rückte in die Ebene des Caps; eine Schlacht, welche Rochambeau ihm hier lieferte, war fürchterlich, aber unentſchieden. Die Franzoſen ſollen ihre Gefangenen gefoltert haben. Deſſalines ließ im Angeſicht des Feindes an fünfhundert Galgen alle gefangenen Offiziere erhenken. Der Ausbruch des Krieges zwiſchen Großbritannien und Frankreich im Mai 1803, die Ankunft eines engliſchen Geſchwaders vor Cap François und die Belagerung der Stadt durch Deſſalines brachte das Elend des zuſammengeſchmolzenen franzöſiſchen Haufens aufs höchſte. Mit Heißhunger verſchlangen ſie jezt dieſelben Hunde, die ſie zur Verfolgung der Neger hatten kommen laſſen. Gegen Ende des Jahres kapitulirte Rochambeau; Deſſalines, Chriſtoph und Clervaux proclamirten „im Namen des ſchwarzen Volks und der farbigen Männer" St. Domingo's Unabhängigkeit. Am 1. Januar 1804 unterzeichneten alle Generale und Anführer der Armee eine förmliche Unabhängigkeitsacte des Volks von Hayti, und gelobten ſich durch einen feyerlichen Eid, Frankreich auf ewig zu entſagen. Zugleicher Zeit ernannten ſie Jean Jacques Deſſalines zum lebenslänglichen Generalgouverneur, mit der Gewalt, Geſetze zu erlaſſen, Frieden und Krieg zu beſchließen und ſeinen Nachfolger zu ernennen.

Das Erſte, was Deſſalines that, war die Neger und farbigen Menſchen, die nach den vereinigten Staaten geflohen waren, zurückzuberufen. Dann fand am 28. April ein gräßliches Blutbad der Weiſſen Statt. Am 8. Oktober 1804 ließ er ſich durch einen Kapuziner zum Kaiſer krönen, unter dem Namen Jakobs I. und unterzeichnete eine Verfaſſungsurkunde, in der er das Reich Hayti für einen freyen ſouveränen, unabhängigen Staat erklärte. Abſchaffung der Sklaverey, Verordnungen, daß der Rangesunterſchied aufgehoben, das Eigenthum unverletzlich, jede Religion geduldet, die Ehe für einen Civilvertrag zu erklären ſey, Confiscation der Franzoſen gehörenden Ländereyen, Errichtung von Schulen in allen Gegenden, ſind die Schritte, welche Deſſalines Thätigkeit bezeichnen. Unläugbar vereinigte er mit den größten Laſtern die größten Tugenden; im militäriſchen Talent ſtand er über, ſonſt tief unter Touſſaint. Seine Gemahlin war eine der ſchönſten und gebildetſten Negerinnen in Weſtindien, ſie vereinigte die liebenswürdigſten Vorzüge ihres Geſchlechts, mit weiblicher Sanftheit die rohe Wildheit ihres Gemals ſtets, wiewohl nicht immer mit Erfolg, zu mildern und zu begütigen bemüht.

Dieſer transatlantiſche Robespierre trieb ſein blutiges Handwerk bis zum 17. Oktober 1806, wo er von der Hand der Mulattenſoldaten Petions fiel. Jezt wurde Chriſtoph an die Spitze der Regierung berufen. Zugleich wurde Deſſalines wegen beſchuldigter Verbrechen hingerichtet. Eiferſüchtig, wie immer auf die Farbigen, griffen die Schwarzen Petion an, welcher in die ſüdlichen und weſtlichen Theile der Inſel entfloh. Hier wurde nun eine neue Conſtitution organiſirt, und am 27. December 1806 Petion zum Präſidenten der Republik Hayti proklamirt. Ein Bürgerkrieg endete mit einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft gegenſeitiger Anerkennung, der Mulattenfürſt behauptete ſich im Süden und Weſten, Chriſtoph im Norden, wo ihm am 2. Juni 1811 die Königskrone aufgeſezt, und er als Heinrich I. zum Könige von Hayti proklamirt wurde.

Petion, der Präſident der Republik Hayti, ein Mulatte, geboren auf St. Domingo, war auf der Militärakademie zu Paris erzogen, wo er ſich als Mann von Talent, aber auch durch ein ſchroffes, zurückhaltendes Weſen auszeichnete. Er gewann das Zutrauen ſeines Volks in einem ſolchen Grade, daß er faſt ohne gewaltſame Anſtrengung die Ueberreſte des farbigen Volks, ungefähr 10 bis 12,000 Menſchen gegen eine Bevölkerung von 250,000 Schwarzen behauptete. Sein Tod ihm Jahr 1818, den er ſich im Anfall eines Mißmuths durch Hunger ſelbſt gab, unzufrieden, daß er ſeine philanthropiſchen Abſichten bey der rohen Maſſe ſeiner Unterthanen nicht eindringlich machen konnte, wurde allgemein betrauert, ſeine Leiche faſt von allen Bewohnern von Port-au-Prince zu Grabe beſtattet, und als ſein Nachfolger General Boyer an ſeinem Grabe eine Rede hielt, blieb kein Auge in der ganzen Verſammlung ungerührt.

Chriſtoph, jezt Heinrich I., König von Hayti, iſt ein geborner Sklav; er war es noch 1791. Touſſaint's früher Freund und Anhänger, glich er ihm ſehr in Charaktergröße. Seine militäriſchen Vorzüge ſind ſelten, ſein Muth unerſchütterlich, ſeine Gemüthsart menſchlich und gütig. Er übt alle geſelligen Tugenden in einem hohen Grade: er iſt ein guter Ehemann, ein guter Vater, ein treuer Freund. Gegen die gewöhnliche Sitte der Schwarzen ſchloß er ſich früh an eine einzige Gattin, die er nie verlaſſen hat, und ſie iſt jezt die von Allen geliebte Königin. Heinrich ſoll in ſeinem Benehmen eine Eigenthümlichkeit, eine Würde behaupten, wie man ſie ſelten bey Menſchen ohne Erziehung findet. Der Natur verdankt er die Gabe, gut zu ſprechen und zu ſchreiben. Seine Proklamationen, die meiſt alle von ihm ſelbſt ſeyn ſollen, würden den gebildetſten Kabinettern Europas keine Unehre machen. Er ſoll in ſeinem Aeußern viel Aehnlichkeit mit dem engliſchen Monarchen haben; ſein gewöhnlicher Anzug, die Windſor-Uniform, erhöht dieſe Aehnlichkeit. Er ſpricht ſehr geläufig Engliſch. An der Spitze ſeiner öffentlichen Inſtitute ſezt er am liebſten Engländer, da alles Franzöſiſche ihm zuwider iſt. Sein Militärſpital beſucht er fleißig, unterhält ſich perſönlich mit den Patienten, die er faſt alle kennt; Einigen ertheilt er guten Rath, Anderen ſchmält er, wieder mit Andern lacht und ſcherzt er, und Alle ſcheinen glücklich zu ſeyn, wenn ſie ihn ſehen. In ſeinem Palaſte hält er eine Menge Waiſen, die Kinder verſtorbener Offiziere, welche um ihn herlaufen, und in ſeinen Taſchen nach bonbons wühlen dürfen, die er immer bey ſich hat, um den kleinen Weſen Freude zu machen.

Während Petion in ſeinem Diſtrikt die revolutionäre Verfaſſung Frankreichs, unter der er einen Theil ſeiner Erziehung erhielt, einführte, und der Form nach alles durch Tribunäle oder Departements leitete, in der Sache aber die Gewalt für ſich behielt, hat ſich unter Heinrich auf gewiſſe Art ein Lehnverhältniß gebildet. Die öffentliche Geſchäftsverwaltung ſteht unter einem Präſidenten, drey Staatsſekretären, 30 Gemeindevorſtehern und 24 Senatoren. Alle Ehrenſtellen beſezt die Krone, die in Chriſtophs Familie erblich iſt. Sein Erbadel beſteht aus

zwey Prinzen, außer denen von königlichem Geblüt, 8 Herzogen, 18 Grafen, 32 Baronen und 8 Rittern. Den Stab der Armee formiren ſechs Großmarſchälle, 8 Generallieutenants, 15 Feldmarſchälle, 6 Generalmajore, und hundert Feldoffiziere. Ein königlicher und militäriſcher Heinrichsorden verleiht Adelsrechte; 1818 beſtand er aus 6 Großkreuzen, 16 Commandeuren und 165 Rittern. Das ſtehende Heer zählt 25,000 Mann, von allen Waffengattungen, von denen 4600 königliche Garden ſind, alle glänzend uniformirt und equipirt, vortrefflich disciplinirt. Nach dem Urtheil brittiſcher Offiziere kann man in Europa keine beſſer exercirte Truppen ſehen. — Ebenfalls beſteht die Armee der Republik aus 25,000 Mann, die aber weniger gut in der Haltung ſind. Eben ſo iſt die Polizey in der Monarchie beſſer als in der Republik, wo ſich beſonders bey dem weiblichen Geſchlecht zu viel Gewalt, weniger Moralität und faſt gar kein ehelicher Verband findet. Heinrich hält ſtreng auf die Bande der Ehe; alle ſeine Soldaten müſſen heirathen. Die Geſammtbevölkerung von Hayti iſt 501,000 Seelen, nämlich 261,000 Republikaner und 240,000 Royaliſten. Die Finanzen beyder Reiche ſind in einem blühenden Zuſtande, ſo daß nach Abzug aller Ausgaben noch jährlich ein Ueberſchuß von 15 Millionen Livres lediglich zur Verfügung des Präſidenten und des Königs ſtehen. Ihre gemeinſchaftliche Politik beſteht in der Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit gegen jeden von Außen eindringenden Feind. Heinrichs Feſtung zu Sans-Souci ſoll keiner europäiſchen an Stärke weichen. Sie hat drey bis vierhundert meſſingene Kanonen. Die Fortſchritte der Einwohner in Ackerbau und in allen Künſten ſind ganz außerordentlich; noch raſcher ſchreitet ihre Erziehung und Literatur vorwärts. Ueberall ſind Pfarrſchulen, Primärſchulen in den Städten unter der Leitung engliſcher Lehrer. Zu Sans-Souci, der königlichen Reſidenz, die an Eleganz und Geſchmack vielen europäiſchen Reſidenzen an die Seite geſtellt werden kann, befindet ſich eine Akademie für Muſik und Malerey, und ein reguläres Theater. Die katholiſche Religion iſt zur herrſchenden erklärt, die Geiſtlichkeit beſteht aus einem Erzbiſchof, drey Biſchöfen und einem Rektor in jedem Kirchſpiel. Der Erzbiſchof, dem der Papſt bisher ſich geweigert hat, die Weihe zu ertheilen, hat ein Kapitel, ein Seminar und eine hohe Schule, alle reich dotirt. — Von der Perſönlichkeit der künftigen Beherrſcher dieſer Inſel hängt es ab, ob aus dem gegenwärtigen, friedlichen und in ſich blühenden Zuſtande Haytis eine völlige Emancipation des Negergeſchlechts reifen wird. Der engliſche Recenſent erinnert mit drohendem Zeigefinger daran, daß man Jamaika's blaue Berge von Domingo aus erblicken könne! „Viel liegt im Schooße der Zeit verborgen. Um gefährlichen Ausbrüchen vorzubauen, gebietet die Vorſicht, überall den Negerſklaven eine beſſere Erziehung zu geben, und ihre empfänglichen Gemüther durch die Grundſätze unſerer Religion zu veredeln. So werden ſie allmählig und ohne Gewaltſtreich in den Stand freyer Arbeiter übergehen und, wie in Hayti, von den Eigenthümern des Landes einſt einen Viertel des Ertrags zu ihrem Antheil als Lohn ihrer Arbeiten gewinnen!“

In dem Edinburgh Review, Jul. 1819, No. LXIII findet ſich S. 1 — 28 ein Artikel über Wiarda's neuſte oſtfrieſiſche Geſchichte.

Die zu Edinburg im vorigen Jahre in zwey Oktavbänden erſchienene Ueberſetzung von Friedrich Schlegel's Vorleſungen über Literärgeſchichte hat im Septemberhefte des Quaterly Review (No. XLII) S. 271 — 320 einen ſehr intereſſanten Aufſatz veranlaßt. Der engliſche Gelehrte nimmt nämlich davon, daß die beyden Schlegel, deren hohe Verdienſte beſonders um die dramatiſche Literatur hier auf die ehrenvollſte Weiſe anerkannt werden, geäußert haben, es verdiene die Fehde zwiſchen Ariſtophanes und Sokrates und deren Gründe näher, als ſeither geſchehen, beleuchtet zu werden — Veranlaſſung, eine ſehr lehrreiche aus den Quellen geſchöpfte Darſtellung der Zeit, in der dieſe beyden großen Geiſter gelebt, des Zuſtandes der griechiſchen Erziehung, der Philoſophie und der Sophiſten in dieſer Zeit zu geben. So bahnt der Beurtheiler ſich den Weg zur Erklärung der Wolken, und rechtfertigt Ariſtophanes gegen den ihm gemachten Vorwurf, den weiſeſten Mann aller Zeiten der Verſpottung bloßgeſtellt zu haben. Er zeigt, daß Ariſtophanes nicht Erfinder der alten Komödie war, ſondern dieſelbe vorfand, daß er bey ſeiner ſatyriſchen und ſelbſt indecenten Manier einmal ohne ſein Zuthun beliebten Modegrundſätzen huldigte, Grundſätzen, die freylich mit unſern Begriffen von Schicklichkeit ꝛc. ꝛc. nicht übereinſtimmen, aber in der Religion jener Zeiten ſelbſt ihre Rechtfertigung finden. Das Publikum kam damals zu der Vorſtellung eines ſolchen Luſtſpiels ſchon mit der Vorausſetzung zuſammen, daß, was ſie ſahen, eine harmloſe Karrikatur ſeyn ſolle. Da die Stücke nur einmal aufgeführt wurden, mußte der Eindruck kräftig ſeyn, und dieß um ſo mehr, da der Zuhörer nur das von ſolchen Darſtellungen mit ſich nahm, was er im Gedächtniß behielt, und, was ihm bey der Darſtellung ſelbſt entging, nicht leicht durch Bücher, welche ſparſam und ſchwer zu erhalten waren, ergänzt werden konnte. Dabey beſtand bey den ſtolzen, diſputirſüchtigen müſſigen Bürgern Athens ein ſo eifrigerer Kampf der Meinungen über Philoſophen und Luſtſpieldichter, wie kaum der politiſche der Whigs und Torys in unſerer Zeit iſt. — Man muß bey dieſer ſchätzbaren Unterſuchung bedauern, daß dem *engliſchen* Philologen Wielands attiſches Muſeum, und namentlich der das Thema ganz erſchöpfende Aufſatz Wielands Bd. 3. S. 57 — 100 entging, überſchrieben: Verſuch über die Frage, ob und wie fern Ariſtophanes gegen den Vorwurf, den Sokrates in den Wolken perſönlich mißhandelt zu haben, gerechtfertigt oder entſchuldigt werden kann. Wieland hat darin ebenfalls aus dem Ort, der Zeit und dem individuellen Charakter der Männer, deren Sache es gilt, eine lehrreiche Vertheidigung des Ariſtophanes geliefert.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 170: Sp. 1. Z. 6. u. 7. leſe man: ſpricht ſich in mehreren, Denons Erfindung anvertrauten, aus.
ebd. — — — — 22. lies: pacifico.
ebd. — Sp. 2. Z. 12. ſtreiche aus: ſtets.
ebd. — — — Z. 14. ſtatt: 1814, lies: 1804.
S. 171. Sp. 1. Z. 5. v. u. lies: dieſe unter dem Bilde.
ebd. Sp. 2. Z. 16. ſtatt: Elba, lies: St. Helena.

Digitized by Google

Literatur = Blatt.

1819.

Romanenliteratur.

Robin der Rothe. Eine ſchottiſche Sage, nach Walter Scott bearbeitet von W. A. Lindau. 3 Theile. Berlin bey Dunker und Humblot 1819.

Rec. hat dieſen Roman wirklich durch und durch geleſen. Das iſt keine Kleinigkeit bey einem Romane von ungefähr 700 Seiten, und nur weil Robin der Rothe ein Modebuch iſt, hat er es unternommen, und iſt recht leidlich dabey unterhalten worden. Aber nun ſoll er auch eine Kritik davon ſchreiben, wobey die Leſer ſich leidlich unterhalten, und das iſt bey weitem das ſchwerere Stück Arbeit.

Robin der Rothe iſt nicht der Held der Geſchichte, ſondern blos der Deus ex machina derſelben: ein ſchottiſcher Edelmann Mac-Gregor, ein Jacobit, der in den Hochlanden eine Art von honettem Räuberhandwerk treibt, und kleinen Krieg gegen die Anhänger der proteſtantiſchen Erbfolge führt. Seine Perſon wird mehr als einmal beſchrieben, aber von ſeiner Geſchichte erfahren wir wenig. Sie hebt in dem Buche nicht an, und endet nicht darin. Der eigentliche Held iſt ein junger Kaufmannsſohn Franz Obaldisdone, welcher Verſe macht, ſich verliebt, in verſchiedene Verlegenheiten und Gefahren geräth, und am Schluſſe von ſeinem Vater, einem Anhänger der beſtehenden Regierung, die Erlaubniß bekommt, die Jacobitin und Katholikin zu heirathen, in welche er ſich verliebt hatte. Er ſelbſt iſt es, der die ganze Geſchichte erzählt, und ſeine Heldin, Diana Vernon genannt, von innen und außen ſo anziehend darſtellt, daß man ihn zu ſeiner muthmaßlichen Heirath nothwendig Glück wünſchen muß. Die Charactere ſind gut, aber mit der engliſchen Romanbreite gezeichnet. Das ganze Gemählde hat einen anziehenden hiſtoriſchen Hintergrund. Nur im Vordergrunde liegen die Gebrechen. Held Franz iſt faſt überall paſſiv. Er thut nichts, was man nichts nennt, um das Ziel ſeiner Wünſche zu erlangen. Heldin Diana iſt activ zur Gnüge, zieht auch ſehr an durch das Geheimnißvolle ihrer Thätigkeit; aber ſie kommt ungefähr in der Mitte des Buches dem Beſchauer aus dem Geſicht, indem andere Figuren, die zum Theil langweilig zu betrachten ſind, ſie decken. Von Poeſie regt ſich nirgends etwas, außer allenfalls in der Beſchreibung der Bergſchotten und ihrer Sitten. Mit der Landſchaftsmalerey aber kommt der Verfaſſer zu oft angeſtochen. Ueberraſchende Erſcheinungen giebt's für Herrn Franz genug; aber ſie hören bald auf, den Leſer zu überraſchen, da es immer wieder Robin oder Diana iſt, welche überraſchend erſcheinen. Von einer moraliſchen Grundidee, welche durch das Ganze gienge, und die einzelnen Theile unter dem Geſetze äſthetiſcher Nothwendigkeit zuſammenhielte, ſpürt man nichts. Es iſt einzig auf Unterhaltung abgeſehen, welche der Bearbeiter durch eine angenehme Schreibart befördert, die keinerley Ueberſetzerzwang durchblicken läßt. Genug es iſt ein Roman. Warum es eine Sage genannt wird, iſt nicht recht abzuſehen, da alles mit unromantiſcher Wunderloſigkeit zugeht. Der Name: Schreibe und Lies, würde die Natur des Buchs beſſer erklären.

Eines inzwiſchen iſt hoch daran zu rühmen, und unſern Modeſchreibern zur Nachahmung zu empfehlen: es iſt keine einzige ſchlüpfrige, den Geſchlechtstrieb aufregende Stelle darin. Die Keuſchheit ſelbſt kann das Buch ohn' Erröthen leſen. Das iſt mehr, als ſich von 99 Hunderttheilen deutſcher Romane rühmen läßt, und wenn dieſer engliſche ein deutſches Modebuch geworden: ſo ſcheint zu folgen, daß unſere Leſewelt nicht ſo unkeuſch iſt, als man glauben ſollte, wenn man das Beſtreben unſerer Schreibewelt betrachtet. Kann eine Liebesgeſchichte ohne Cantharidentinctur unſere jungen Frauen und Herren vergnügen: ſo fällt die Schmach, welche in dieſer Hinſicht auf unſerer Romanenliteratur haftet, einzig auf die Autoren zurück.

Geſchichte.

Correſpondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte avec les cours étrangères, les princes, les miniſtres et les generaux français et étrangers, en Italie, en Allemagne et en Egypte. I. II. III. livraiſon. Paris chez Panckoucke 1819.

Jede dieſer drey Lieferungen hält über 500 Seiten gr. 8. Die letzten Briefe ſind vom Frühjahr 1798. Der von Bonaparte empfangenen ſind ungleich mehr, und ungleich längere, als der von ihm geſchriebenen. Eigentlich vertrauliche finden ſich von ihm gar nicht; alle ſind amtlich nach ihrem Gegenſtande, wenn ſchon meiſtens geheim nach ihrem Zweck. Ihr Werth für den Geſchichtsforſcher unterliegt keinem Zweifel. Aber die Ordnung der Sammlungen iſt elend. Man wollte nach den Gegenſtänden, nach den Angelegenheiten ordnen, von denen ſie handeln, ohne zu bedenken, daß, beſonders in Bonaparte's Briefwechſel mit dem Directoire exécutif und dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, Ein Brief oft mehrere, ganz verſchiedenartige Intereſſen der damaligen Republik betraf. Dadurch ſtörte man die chronologiſche Ordnung, die hier allein zweckmäßig war. So z. B. ſteht in der dritten Lieferung S. 209, in dem Kapitel, traité de Campo formio B's

Digitized by Google

Brief vom 18. Octbr. 1797, womit er den unterzeichneten Friedenstractat an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, überſendete und die Gründe des ſo erfolgten Abſchluſſes darlegte. Erſt S. 397. in dem Kapitel, affaires de Génes, folgt Talleyrands Antwort vom 26. Oktober.

Da ſie kurz iſt und etwas Charakteriſtiſches hat, das nicht gerade auf der Oberfläche liegt, wollen wir ſie überſetzen: „Siehe da alſo den geſchloſſenen Frieden, und einen Frieden à la Bonaparte. Empfangen Sie darüber mein herzliches Compliment (ein unüberſezbares Wort), mein General; die Ausdrücke fehlen, um Ihnen alles zu ſagen, was man wollte in dieſem Augendlicke. Das Directorium iſt zufrieden, das Publikum bezaubert. Alles iſt auf's Beſte Man wird vielleicht einiges Geſchrey von Italienern zu hören haben; aber gleichviel. Adieu, General Friedemacher! (pacificateur) Adieu! Freundſchaft, Bewunderung, Ehrfurcht, Dankbarkeit; man weiß nicht, wo man anhalten ſoll in dieſer Aufzählung. Ch. M. Talleyrand." Was kann ſchmeichelhafter und doch leerer, feuriger und doch kälter ſeyn, als dieſer Brief?

Unter denjenigen, welche einen umfaſſenden Ueberblick über die damaligen Angelegenheiten von Italien gewähren, zeichnen wir den des Präſidenten Réveillère-Lépaux. S. 240 — 241. Livrais. 3. aus. Einzelne intereſſante Stellen lieſſen ſich in groſſer Menge extrahiren; aber die Kritik, wenn ſie nicht à la Kotzebue Bogenfüllend unterhalten und in parenthesi mediſiren will, hat genug gethan, wenn ſie bemerkt hat, daß dieſe Sammlung ein Wuſt, eine rudis indigestaque moles iſt, woraus ein geiſtvoller Auszug dem Leſer willkommener ſeyn würde, als das Ganze.

Unterhaltungsſchriften.

Klein Zaches genannt Zinnober. Ein Mährchen von E. T. A. Hoffmann. Berlin bey Dümmler 1819. 231 S. 8.

Gar luſtig zu leſen. Zwar werden die Schulgerechten Aeſthetiker fragen: Was ſoll das Zauberweſen mitten in der heutigen Welt, unter Modeleuten, wie ſie vor unſern Augen ſich herum treiben? Aber das iſt eben der Spaß. Ein an Leib und Geiſt mißgeſchaffner Bauerjunge wird von einem Stifsfräulein, das eine Fee iſt, gekämmt, und erhält dadurch den zauberiſchen Vortheil, daß alles, was in ſeiner Umgebung Vortreffliches von Andern geleiſtet oder an ihnen ſichtbar wird, von jedermann für ſein, des Klein Zaches, That, Werk oder Eigenſchaft angeſehen werden muß. Er iſt z. B. im Konzert. Ein Violin-Virtuos endiget ſein Spiel. Rauſchender Beyfall ertönt. Der Virtuos will danken; aber alles ſtürzt auf Klein Zaches zu, und überſchüttet ihn mit Lob, was auch der Virtuos, alle Künſtlerbeſcheidenheit vergeſſend, ſchreyen mag, daß er ja geſpielt habe. Noch mehr: eine zweyte Catalani ſingt. Gleicher Beyfall; aber auch gleicher Irrthum. Alles ſtrömt wieder auf Zaches los, und ſchwört, es gebe auf Erden keine ſolche Sängerinn mehr, als Herrn Zinnober. Mit dieſer Zaubergabe, auf Unkoſten fremder Vorzüglichkeit zu glänzen, iſt es leicht, in der Welt emporzukommen; es braucht nur der kleinen Unverſchämtheit, die unverdienten Lobſprüche in Beſitz zu nehmen. Klein Zaches wird allmächtiger Miniſter des Fürſten Paphnutius, der in ſeinem Lande die Aufklärung durch ein Edikt eingeführt hat. Daß er nicht gar Fürſt wird, iſt ein geiſtreicher Zug des Mährleins: denn Zinnobers Zaubergabe beſitzen die Fürſten auch; die Fee Legitima beſchenkt ſie damit in der Wiege, und wo ſie etwa ja nicht hinwirken ſollte, da haben ſie immer das Mittel in der Hand, die Enttäuſchung der Bezauberten durch unberufene Volksmänner zu verhüten.

An dieſer Schranke bricht ſich daher Zinnobers Zaubereigenſchaft, er wird nur erſter Miniſter. Aber das Geſchenk, zu blenden mit Vorzügen, die ihm mangelten, war ihm unter der ſtillſchweigenden Vorausſetzung verliehen, daß er die ihm entgegen kommende Bewunderung als eine Pränumeration der öffentlichen Meinung anſehen und darauf Bedacht nehmen würde, ſie ex post durch Ausbildung ſeines Geiſtes zu verdienen; wozu beyläufig auch mancher unbezauberte Miniſter Parvenu die Zeit anwenden könnte, während welcher das Siegel königlicher Gunſt auf ſeinem Rocke ſeine Umgebungen blendet. Sie hält ſelten lang' an, dieſe Verblendung; nicht einmal die Fee, welche ſie hervorbrachte, kann für ihre Dauer bürgen. Ein zauberiſcher Doktor (Alpanus nennt ihn unſer Verfaſſer, aber ſein wahrer Name heißt wohl Verſtand) macht gar bald mit dem Haß und dem Neid, welche der Parvenu weckte, gemeinſchaftliche Sache, und zerbricht der mildthätigen Fee den talismaniſchen Kamm. So geſchieht es hier. Das Volk des Fürſten Paphnutius und er ſelbſt erkennen den entzauberten Zinnober für das, was er iſt, für Klein Zaches, für ein in jedem Betracht miſerables Subjekt. Ein Auflauf gegen ihn jagt ihn in Schrecken, und man findet ihn in einem ſilbernen Nachtgeſchirr erſoffen.

Dieſe tragiſche Kataſtrophe beleidiget ein wenig, wenn nicht den Geſchmack, doch den Geruch; aber der Schluß des Ganzen verſöhnt uns mit dem Autor. Der Zauber der Fee war vernichtet, Zaches war erkannt; aber er ſtarb zu rechter Zeit. Die Gabe, die dem Lebenden um ſeines Unwerths willen entzogen wurde, kehrt ſeiner Leiche zurück. So wie Paphnutius ſie erblickt, bildet er ſich wieder ein, Zinnober ſey geweſen, wofür er ihn hielt (natürlich, denn ſonſt hätte der Fürſt ſich ja geirrt in der Wahl ſeines Günſtlings); das Volk, welches von dem Todten keine Plackerey mehr zu fürchten hat, betet gläubig ſeinem Beherrſcher nach; Zaches Mutter erhält an Penſionsſtatt einträglichen Zutritt am Hofe als Zwiebellieferantinn; der Miniſter wird prächtig begraben, und Fürſt und Volk weinen, daß der Staat ſeine beſte Stütze verloren hat. Ein wahres Mährlein! Eine gute Lehre für ſchlechte Miniſter: Sterbt zu rechter Zeit!

An ſolchem Buche darf die Kritik keine Schulfüchſerey üben. Der Satyr mahlt lachend die Wahrheit in abſichtlich ſchlecht verhüllendem, phantaſtiſchen Gewande. Wir lachen mit ihm. Was wollen wir mehr?

Digitized by Google

Wer über den Gegenſtand des ſchelmiſchen Mahlers weinen will, der mag ſich an die leidige Wirklichkeit halten.

Engliſcher Literaturbericht vom September 1819.

(Beſchluß.)

3. Poeſie.

Der gefeyertſte Dichter unſerer Zeit in England bleibt doch immer der Lord Byron, daher von ihm zuerſt einige Nachrichten. Oeffentliche Blätter (zuerſt Pariſer, dann Londoner) haben ein eigenhändiges Schreiben deſſelben von Venedig mitgetheilt, worin er in beſtimmten Worten erklärt, er ſey nicht der Verfaſſer des ihm zugeſchriebenen Romans: der Vampyr, er kenne ihn nicht einmal, ſo wie er denn auch einen natürlichen Widerwillen gegen Vampyrn habe, und ſchon um deßwillen ſeine perſönlichen Erfahrungen darin lieber als Geheimniß für ſich behalte. Es ſey dieſer Roman ſogar mit einer Schilderung ſeines Aufenthalts auf der Inſel Mitylene begleitet, da er doch bey derſelben zwar vorbeygefahren, aber nie ſich auch nur einige Zeit dort aufgehalten habe.

Neu ſind zwey Werke des Lord Byron. Zuerſt Mazeppa, a Poem. 8. 69 S. Eins der ſchwächern Produkte ſeiner koloſſalen Muſe. Der Inhalt iſt ſchon in einem meiner frühern Berichte angegeben. Man ſchreibt eine größere Nachläſſigkeit im Reime und die auffallend abgeſpannte Kraft des Ideenſchwungs dem langen Aufenthalte im Auslande zu. — Ferner Don Juan. 4. 227 S. 1 L. 11 S. 6 D. Der Titel nennt weder Verleger noch Verfaſſer dieſes Gedichts; doch ſezten gleich anfangs außer dem hohen Geiſte, der aus einzelnen Stellen hervorblickt, mehrere Umſtände außer Zweifel, daß Lord Byron der Verfaſſer, alſo Murray der Verleger iſt. So wird S. 171 bemerkt, daß der Verfaſſer, Leander und Akenhead den Helleſpont hinübergeſchwommen ſind; von Byron iſt aber dieß Faktum allbekannt. Das Gedicht iſt zunächſt dadurch merkwürdig, weil es auch einmal das humoriſtiſche und ſatyriſche Talent des vielbewunderten Britten darlegt. Es enthält eine Olla-potrida von den ſchönſten, erhabenſten Gedanken und Ausdrücken und den leichteſten und oft frivolſten Scherzen. *) Mit der in der engliſchen Aeſthetik eine ſo bedeutende Rolle ſpielenden Moral wird hin und wieder etwas unbarmherzig verfahren. Das vorliegende Buch enthält erſt zwey Geſänge von einem komiſchen Heldengedicht, das nach dem Verſprechen auf zwölf ſich ausdehnen wird. Es iſt jedoch nicht unwahrſcheinlich, daß es bey den zweyen ſein Bewenden haben wird. Das Leben eines Libertins iſt der Stoff. Im erſten Geſange wird die Liebſchaft des ſechszehnjährigen Helden mit der noch jüngern ſchönen Julia, der Gemahlinn des Funfzigers Alonzo beſungen. Der Galan wird in dem Schlafzimmer der Lady von ihrem Gemahl überraſcht. Die Scheidung erfolgt, die Lady wird in ein Kloſter geſteckt, Don Juan von ſeinem Vater auf Reiſen geſchickt. Im zweyten Geſange leidet er Schiffbruch, aus dem er allein entrinnt; er wird bey den Cycladen ans Land geworfen, findet hier Haidne, die ſchöne, unſchuldige Tochter eines alten griechiſchen Piraten, mit der er denn wieder daſſelbe ruchloſe Liebesſpiel wie mit der Julia treibt. Auch in einzelnen Charakterſchilderungen dieſes Gedichts will man, wie oft in Byrons Werken, nahe Angehörige von ihm erkennen. Berühmte Zeitgenoſſen werden ſogar namentlich arg mitgenommen. Der Verleger ſcheint Bedenken getragen zu haben, einige Stanzen überall drucken zu laſſen, ſie ſind daher unterdrückt, und Sterne vertreten ihre Stelle. Eine ſehr heftige Kritik über dieß Gedicht (vermuthlich von einem jener Angezäpften) befindet ſich in Blackwood's Edinburgh Magazine, August 1819. S. 512 — 523. Der Beurtheiler erkennt zwar die hohen Schönheiten des Byronſchen Genius an, er findet beſonders in der Erzählung der zweyten Liebe eine ächte Romanze: alles athmet darin den Charakter dieſer Dichtungsart, die einſame Inſel, die Verlaſſenheit des Mädchens, das eben ſo unwiſſend als unſchuldig iſt, die hülfloſe Lage des Jünglings. Für das Beſte im ganzen Buche erklärt er das ſchreckliche Gemählde des Schiffbruchs. Es übertreffe alle poetiſchen Beſchreibungen der Art, ſelbſt die berühmte in der Aeneide nicht ausgenommen. Dagegen aber fühlt ſich der Beurtheiler durch die Frivolität des Scherzes, den ſich der Dichter in den ſchönſten und ernſteſten Situationen ſeiner Erzählung erlaubte, aufs höchſte gereizt. Er erklärt es für einen Selbſtmord des Genies, ſo viel poetiſche Schönheit zu erſchaffen, blos um, wie er ſich ausdrückt, ſie zu zerſtören und zu verwüſten. Die gräßliche Beſchreibung jenes Schiffbruchs ſchließt der Dichter mit den Worten, daß ſie gejammert hätten um das Schickſal ihrer unglücklichen Gefährten, und ebenfalls um Zwieback, Branntwein und Butter. Eine der heftigſten Stellen dieſer Kritik iſt diejenige, wo das Verhältniß zwiſchen dem Lord und ſeiner geſchiedenen Gemahlinn beleuchtet wird. Man traut ſeinen Augen kaum, dergleichen Ausfälle gedruckt zu leſen. Nachdem dieſe Dame in Uebereinſtimmung mit den eigenen frühern Aeußerungen des Lords als ein Weſen voll Zartgefühl und weiblicher Tugend geſchildert worden, fährt der Kritiker ſo fort: „Die Liebe eines ſolchen Weibes kränken, war ſchlecht — aber es hätte verziehen werden können; ſie verlaſſen, war unmännlich — aber er hätte zurückkehren und für immer von ihren Augen die Thränen des Grams verſcheuchen können; allein beleidigen, verlaſſen, und dann zurückkehren, ihren einſamen Wittwenſtand mit dem ruchloſen Geifer eines kaltblütigen Spottes verwunden — war brutal, niederträchtig, teufliſch. Bey ſittlichen Verirrungen mag Verzeihung möglich ſeyn, wenn man annimmt, daß ſie nur aus der unbewachten Aufwallung jugendlicher Leidenſchaftlichkeit entſprangen, — für Verworfenheit kann noch Mitleid Statt finden, wenn man ſieht, daß das Elend der verworfenen Seele eben ſo groß iſt, als ihre Verblendung; — aber für Beleidigungen dieſer Art, die weder in einer verwahrloſeten plötzlichen Aufwallung noch in den Zuckungen eines verzweifelnden Gemüths ihren Grund haben, — ſondern welche die willkürliche beſonnene Tücke eines treuloſen, ungebändigten, grinſenden, ſarkaſtiſchen, höhniſchen Sünders beurkun-

---

*) Unſer Referent drückt ſich hier ſehr mild aus, und Red. muß gewiſſenshalber den Leſern ihres Blattes geſtehen, daß ſie, ohne die Leidenſchaftlichkeit des Edinburgh Magazine zu theilen, ſeinem Tadel über die Sitten und Zuchtloſigkeit des Don Juan völlig beyſtimmt.

Digitized by Google

den — für ſolche teufliſche, ſklaviſche Laſter gibt es weder Verzeihung noch Mitleid. Der Gedanke, daß ſie von einem der größten Geiſter, die unſere Inſel je erzeugte, begangen werden, erhöht tauſendfältig die geheime Bitterkeit unſeres Unwillens. Jeder erhabene Gedanke, den Byrons Muſe je in unſerer Bruſt anfachte, jede reiche und edle Empfindung, die je bey dem majeſtätiſchen Schwung ſeiner Begeiſterung in uns aufwallte, jeder wieder ins Gedächtniß zurückgerufene Moment der Bewunderung und des Enthuſiasmus kehrt die Waffen gegen ihn. Wir blicken mit einer Miſchung von Zorn und Verachtung auf die Ergötzung zurück, zu welcher wir uns von einem Manne hinreißen ließen, welcher, ſo oft er uns mit Freuden erfüllte, uns zugleich mit einem grauſamen Hohne verſpottete — nur mit einem weniger grauſamen, weil er uns weniger individuell traf, als der, mit dem er jezt aus dem Spähwinkel eines ſelbſtſüchtigen und ſchimpflichen Exils hervorſpringt, um das ſchmähliche Gift ſeiner Läſterungen auf die ſorgloſe Hingebung eines jungfräulichen Buſens und die heiligen Hoffnungen der Mutter ſeines Kindes auszugießen. Die Ueberzeugung des beleidigenden Betrugs, der mit uns geſpielt worden iſt, miſcht ſich mit der edleren Sorge bey der Betrachtung des verſchrobenen und herabgewürdigten Genies, und berechtigt uns zu dem Wunſche, es möchte ein ſolches Weſen wie Byron nie exiſtirt haben. Es iſt wahrlich betrübt und demüthigend zu wiſſen, daß in demſelben Jahre zwey in allen Stücken ſo kontraſtirende Erzeugniſſe aus derſelben Feder gefloſſen ſind, wie der vierte Geſang von Childe Harold und dieſer ekelhafte Don Juan.

Tales of the Hall. By George Crabbe. 2 Vol. 8. 670 S. 1 L. 4 Sh. Eine Charakteriſtik dieſes in England ſehr hochgefeyerten Dichters findet ſich im Edinburgh Review 1819 July No. LXIII. S. 118 ff. Crabbe iſt vielleicht von allen lebenden engliſchen Dichtern der größte Manieriſt. Leider fallen ſeine am wenigſten anziehenden Eigenheiten am meiſten auf, wie der ungefeilte, ſüßliche, wäſſerige Styl, das lange Ausſpinnen niedriger und gehaltloſer Charaktere, die Verbrämung dieſer Schilderungen durch matte Witze und alltägliche Floskeln. Doch ſind dieſe Eigenſchaften nicht diejenigen, welche ſeine Manier bezeichnen, und ihn zu einem Anſpruch auf Nachruhm berufen haben. Eine große Beobachtungsgabe, in entſchieden getreuen Beſchreibungen der Natur dargelegt, eine tief eingehende Zergliederung menſchlicher Charaktere und Gefühle, ein hoher ernſter Pathos, und gelegentlich wieder die einſchmeichelndſte Zartheit, dazu Scharfſinn in ſeinen eingeſtreuten Reflexionen, Würde und Gediegenheit in ſeinen Maximen und ein hoher lyriſcher Aufſchwung charakteriſiren den Dichter Crabbe. Das vorliegende Werk hat weniger ſeine gewöhnlichen, gröbern Fehler, es hat weniger gräßliche, widerwärtige Situationen, die Gemählde der Geſelligkeit und Menſchenweiſe ſind im Ganzen weniger herabwürdigend; aber das Werk iſt auch ärmer an ausgezeichneten Parthieen, wie ſeine früheren Arbeiten. Der Plan iſt höchſt einfach. Zwey Brüder, über die mittleren Jahre hinaus, begegnen einander zuerſt wieder in der Halle ihrer Väter, und erzählen ſich an Herdſtabenden bey der Flaſche nach Tiſche ihre Lebensgeſchichte, ihrem Beyſpiele folgen ihre Gäſte. Unter allen dieſen 22 Erzählungen ſind drey nur beſonders auszuzeichnen. Sir Owen's Thal iſt zwar, wie mehrere der übrigen, zu weitſchweifig, ſonſt aber gut erzählt. Sir Owen, ein Wittwer von 43 Jahren huldigt einem jungen Mädchen von 20, wie es im Anfang ſcheint, mit Erfolg; ſie findet aber endlich ein näheres Verhältniß mit dem alten Freunde ihres Vaters ſehr naiv für unpaſſend, und der Verſchmähte rächt ſich an ihr dadurch, daß er mittelſt anderer und jüngerer Freunde ihr eine ähnliche Demüthigung zuzufügen ſich bemüht. Sehr gut geſchrieben iſt „der natürliche Tod der Liebe,“ der Dialog eines Ehepaars über den Unterſchied zwiſchen den Tagen der Ehe und der erſten Liebe, Schilderung der Irrthümer und Fehler beyder Theile nach dem Leben. „William Bailey“ iſt in dieſer Sammlung die beſte Erzählung aus der Sphäre des gemeinen Lebens.

Maurice and Berghetta or the Priest of Rahery. a Tale. 12. Das Morgenblatt hat ſchon Auszüge von dieſem Roman gegeben. Der Verfaſſer iſt William Parnell in Irland. Das Quaterly Review 1819 Septbr. No. XLII. enthält S. 471 — 486 eine tadelnde Beurtheilung dieſer Arbeit ſowol als Erzählung, wie als einer Schilderung des irländiſchen Charakters, für welches leztere der Verfaſſer ſelbſt ſein Werk zunächſt angeſehen haben will. Er hat daſſelbe dem römiſch-katholiſchen Klerus von Irland zugeeignet, wiewol dieſem manche Stellen darin ſchwerlich behagen werden. Der Beurtheiler zeiht Parnell einer großen Inconſequenz in ſeinen hierüber die Religionsſekten dargelegten Grundſätzen, und ſeine Charakteriſtik der Irländer mancher beleidigender Härten, welche der Verfaſſer ſelbſt einem Engländer nicht verziehen haben würde.

Ernestus Berchtold or the Modern Oedipus, a Tale. By John William Polidori. M.D. 12 6 Sh. 6 D. Ein eben ſo fantaſtiſches, abenteuerliches Produkt, wie der moderne Prometheus und der Vampyr, von dem Verfaſſer des Leztern.

The Vestriad, a Poem. By Hans Busk, Esq. 8. 355 S. Die launigte Manier des Verfaſſers iſt ſchon durch the Banquet (Literaturblatt 1819 Juni No. 23) und durch the Desert bekannt. Das vorliegende Gedicht verdient ſeinen Vorgängern zur Seite geſtellt zu werden, es iſt derſelbe durch das Gedicht wie durch die begleitenden Anmerkungen verbreitete Witz, dieſelbe Gewandtheit in Compoſition und Versbau, derſelbe komiſch-heroiſche Pathos. Es iſt die Geſchichte des berühmten Veſtris, der nachdem er die höchſte Staffel des menſchlichen Ruhms erſtiegen, ſich von einem Nebenbuhler, Düport verdunkelt, und ſeine Lorbeern auf deſſen jugendlicher Stirne ſehen muß. Nur ein Vorwurf trifft das komiſche Heldengedicht in unſerer Zeit, wo ſelbſt Butlers Hudibras Kürzungen vertragen könnte: es iſt zu lang ausgedehnt, es läßt das Raketenfeuer witziger Einfälle und ſatyriſcher Anſpielungen zu anhaltend ſpielen, ſo daß ſich der verwöhnte Schauluſtige von einer modernen Langeweile beſchleichen läßt.

Druckfehler.

Im Literaturblatt Nr. 52. Seite 208, Spalte 2, Zeile 3 lies vorwerfen ſtatt machten.

Nro. 56.

Literatur-Blatt.

1819.

Franzöſiſche Literatur.

Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et les funerailles suivies de Details sur la poudre Dosia, et de la Préface d un livre de Confuzée sur la piété filiale le tout traduit du Japonais par feu Mr. Titsingh. (Japaniſche Heiraths- und Begräbniß-Gepränge u. ſ. w. Paris bey Nepveu. 1r Band. 8. Text, ein gleicher Kupferſtich, ſchwarz 12 und 15 Franken, illuminirte Platten 24 Fr. poſtfrey.)

Hr. Titſingh lebte als Comptoir-Chef der holländiſchen Kompagnie vierzehn Jahre in Japan. Er benuzte dieſe Zeit, um über die politiſchen, bürgerlichen und geographiſchen Verhältniſſe dieſes Landes Nachrichten und Belege zu ſammeln. Nach ſeinem Tode ward dieſe ganze Sammlung das Eigenthum des wohlunterrichteten Buchhändlers Nepveu, welcher ihre wichtigſten Abſchnitte nach und nach dem Publikum vorzulegen gedenkt, und mit dem gegenwärtigen Aufſatz anfangt. Das Verzeichniß der verſchiedenen Handſchriften, aus denen dieſe koſtbare und einzige Sammlung beſteht, geht ihm voran und erregt die Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade. Außer den japaniſchen Büchern und Handſchriften enthält es eine Menge Mahlereyen, Kupferſtiche, Schriftrollen, Zeichnungen, Münzen — es iſt ein vollſtändiges Muſeum. Die Aechtheit dieſer Materialien kann nicht in Zweifel gezogen werden, da Hr. Charpentier Coſſigny, der ſich, während Hr. Titſingh Gouverneur war, zu Chinſurah befand, ſeine Sammlung ſah und ſich in ſeiner „Reiſe nach Bengalen“ die 1799 in Paris herauskam, alſo über ſie ausdrückt:

„Hr. Titſingh fährt fort ſeine Sammlungen über Japan zu vermehren. Ein japaniſcher Prinz, der Schwiegervater des regierenden Fürſten, der eine leidenſchaftliche Wißbegierde hat, mit dem er in beſtändigem ſchriftlichen Verkehr iſt, und von dem er alle nöthigen Nachweiſungen über das Land erhält, iſt ihm dabey von der weſentlichſten Hülfe. Die Engländer in Calcutta haben ihm für ſeine Handſchriften zween Lacks Rupien (500 000 Fr.) geboten; er ſchlug ſie aus, weil er dieſelben einem, in Holland lebenden, Bruder beſtimmt haben ſoll.“

Dieſem ſchon ſehr günſtigen Urtheil ſchließt ſich das noch gewichtigere des Hrn. Cuvier an, welcher ſich in einer Analyſe der Arbeiten der Akademie der Wiſſenſchaften im Jahr 1818 alſo ausdrückt:

Der Graf Lacepède, welcher eine Mittheilung der von Hrn. Titſingh aus Japan mitgebrachten ſehr ſorgfältigen, eine Menge naturhiſtoriſche Gegenſtände darſtellenden, Zeichnungen erhalten hat, von denen die uns bekannten mit großer Treue gezeichnet ſind, glaubt, daß man dieſelben als hinreichend ächt betrachten kann, um ſogar Geſchlechter, die wir auf keinem andern Wege kennen, darnach beſtimmen zu können. In dem langen Verzeichniß von Charten und Riſſen dieſer Sammlung finden wir beſonders: 1) eine große Charte der drey japaniſchen Inſeln, die dreymal mehr Namen, als irgend eine bisher davon in Europa bekannt geweſene enthält, und die Lage der verſchiedenen Küſten angibt. 2) Einen Plan der Stadt Nangazaki und Umgegend, nach europäiſcher Art aufgenommen, von einem Ingenieur des Kaiſers, welcher Hrn. Titſingh ein Geſchenk damit machte. Dieſem Plan zu Folge iſt Nangazaki, welches in der erſten gedachter drey Inſeln liegt, eine ſehr große Stadt, ihre Form längs der Flußkrümmungen iſt regellos, gegen das Land zu bildet ſie jedoch einen halben Mond. Dieſer Stadt gegenüber liegt das Inſelchen, welches die Holländer bewohnen, und das man ihr Gefängniß nennen könnte. 3) Die illuminirte Zeichnung eines feuerſpeyenden Berges, deſſen erſt in der neuern Zeit ſtatt gefundener Ausbruch mehr wie 30,000 Menſchen das Leben gekoſtet hat.

Der Aufſatz, von welchem Hr. Nepveu hier die Ueberſetzung nebſt den Abbildungen gibt, heißt Koni Fukoro, Hr. Titſingh trug ſie auf Bitte der Akademie der Wiſſenſchaften in Batavia aus dem Japaniſchen über. Er behandelt nur das Heiraths Gepräng der Pächter, Handwerker und Kaufleute, allein das reicht hin, um die Neugier zu reizen und zu beweiſen, wie wenig die japaniſchen Gebräuche in Europa bekannt ſind, und wie feſt gebannt dieſes Volk in herkömmlichen höchſt kleinlichen und peinlichen Formen bleibt. Dieſe verſchiedene Ceremonien ſind in 192 Kapitel abgetheilt, die wieder eine ſolche Menge Unterabtheilungen haben, daß die Herzählung ihrer Ueberſchriften allein ſchon ermüdet. Wir wollen alſo nur einige Züge davon ausleſen. Die erſten Kapitel enthalten die Beſchreibung aller der Geſchenke, welche der Braut beym Verlöbniß gegeben werden müſſen, die Art ſie zu ordnen, das gegenſeitig zu beobachtende Ceremoniell u. ſ. w. Nebſt allen Stoffen und Kleidungsſtücken, befindet ſich auch Zwirn, Nähnadeln, eine Bibliothek von einigen hundert Bänden aus den berühmteſten Dichtern, Geſchichtſchreibern und Moraliſten von Japan beſtehend, beſonders auch ein Werk eines Frauenzimmers Sanſinagon, der Magd eines Dairi, welches den Titel: „Pflichten einer Gattinn“ führt.

Die Verlobung und Hochzeit findet am gleichen Tage ſtatt. Einen Prieſter hat man gar nicht dabey nöthig. Die erſte Zuſammenkunft der beyden Brautleute macht ſich folgender Geſtalt: am anberaumten Tage, welches immer ein im Kalender als glücklich bezeichneter ſeyn muß, begibt ſich eine Magd des Bräutigams, um ſie abzuholen, in die Wohnung der Braut. Bey ihrer Ankunft bewirthet man ſie mit einigen Gerichten, und

der Brautvater läſſt allen Verwandten, bevor die Braut in des Bräutigams Haus abgeführt wird, ein Mahl vorſetzen. Der Zakki, ein den Japanern ſehr gewöhnliches ſtarkes Bier, wird von zwey jungen Mädchen herum gereicht, deren eine der weibliche, die andere der männliche Schmetterling genannt wird. Sie heiſſen ſo, weil auf den zween Krügen, aus denen ſie einſchenken, ein papierner Schmetterling befeſtigt iſt, als Sinnbild, daß Mann und Frau, ſo wie man dieſe Thierchen ſtets Paarweiſe fliegen ſieht, auch ungetrennt bleiben ſollen. Die Art, den Zakki einzuſchenken, iſt einem beſondern Ceremoniell unterworfen. Nach dieſem macht ſich der Zug in gewiſſen Trageſſeln, Norimon genannt, auf den Weg; doch indem er das Haus verlaſſt, muß er vor der Thür ein Feuer anzünden. Die Braut iſt in der Trauerfarbe, Weiß, gekleidet, denn von nun an wird ſie als für ihre Eltern verloren betrachtet. Wenn ſie innerhalb des Vorhauſes des Bräutigams angelangt iſt, berührt dieſer, der ſie in ſeinen Feſtkleidern, ſtehend, erwartet, mit der linken Hand leicht den Norimon; darauf reicht ihm die Braut durch das kleine Vorderfenſter den Mamori, einen kleinen, viereckten, ein Götzenbild enthaltenden Sack. Er nimmt ihn und reicht ihn einer ſeiner Frauen, die ihn in die Zimmer trägt und an einem Hacken aufhängt. Dieſe Ceremonie wird aber auch noch auf eine andere Art gefeyert. Der Norimon wird in der Vorhalle von einer ſitzenden Frau empfangen, welche ein kleines Windlicht in der Hand hält; hinter ihr ſtehen verſchiedene andere Frauen, und unter Andern auch diejenige, welche von der Braut, noch ehe ſie den Norimon verlaſſen hat, den Mamori und außerdem auch den Mamori Gatana empfängt (eine Art kleiner Säbel in weiſſer Scheide, welcher die böſen Geiſter zu verjagen geſchickt ſeyn ſoll). Eine dieſer Frauen führt die Braut an der Hand in ihr Zimmer, die Laternenträgerinn ſchreitet voraus, die, welche den Mamori und Mamori gatana trägt, folgt nach, reicht den Mamori dem Bräutigam, der an der Thür des zweyten Zimmers ſitzt, dar, trägt aber den Mamori gatana unmittelbar in das Zimmer der Braut. Der Bräutigam gibt den Mamori der am Hauseingang ſitzenden Magd, die ihn in die Feſtzimmer trägt, wo ſie ihn an einen Haken hängt.

In dieſem Fall dient die Laterne dem Bräutigam, um die Braut zu betrachten. Gefällt ſie ihm nicht, ſo wird die Verlobung verſchoben, die Sache wird durch Mittelsperſonen beygelegt und das Mädchen den folgenden Morgen ihren Verwandten zurück geſchickt. Ehemals ſah man dieſes häufig; jezt aber, ſezt der Verfaſſer hinzu, achtet man die Schönheit weniger wie den Reichthum; dieſe Sitte iſt vergeſſen, man wirbt durch Unterhändler um ein Mädchen und die Verlobung geht ohne Schwierigkeit vor ſich. Leute von Stand bedienen ſich weder der Unterhändler noch der Laterne, weil dieſe ihre Kinder ſchon in den erſten Lebensjahren verſprechen, worauf ſtets die Heirath vollzogen wird. Sollte die Frau ihrem Mann nicht gefallen, ſo nimmt er ſo viele Beyſchläferinnen, als ihm gut dünkt. Dieſes thun ſogar die untern Volksklaſſen. Die Kinder werden von der Ehefrau an Kindesſtatt angenommen, denn dieſe wird nach Maßſtab der Menge ihrer Kinder geehrt.

Vor meiner Zeit, ſagt Hr. Titſingh, war es einer Braut, deren Verlobter vor der Ehevollziehung ſtarb, nicht erlaubt, ſich wieder zu verheirathen; das iſt nun in keiner Volksklaſſe mehr Gebrauch; nur in der regierenden Familie wird es, wahrſcheinlich aus Politik, in gewiſſen Fällen noch beobachtet.

In der Provinz Ozu, fährt unſer Verf. fort, herrſchte ehemals eine beſondere Sitte. Wenn ein Jüngling einem Mädchen wohlwollte, ſchrieb er ſeinen Namen auf ein kleines Brett und verbarg dieſes in den Matten (geflochtne Teppiche) des Vorzimmers; dieſe Brettchen bewieſen die Zahl ihrer Liebhaber und blieben daſelbſt liegen, bis ſie das, welches den Mann ihrer Wahl nennte, hinwegnahm. Jezt iſt durch das ganze Reich die Ehe eine Spekulation der Eltern für ihre Kinder, eine Verabredung, bey welcher die Neigung nicht zu Rath gezogen wird. Auch leben die Männer aller Klaſſen mit ihren Kebsweibern oder beſuchen ſchlechte Häuſer.

Der zweyte Theil dieſes Buchs enthält die Begräbniß-Ceremonieen, nach einem chineſiſchen Buche, das den Titel führt: „Zwey Begräbniß-Ceremonieen zum Beſten der Jugend erklärt.“ Sie nehmen ſechszehn Kapitel ein:

Wenn ein Familienhaupt, ſey es Vater oder Mutter, hoffnungslos krank iſt, ſo legen ihre Verwandten reine Kleider an, dann fragen ſie nach des Sterbenden lezten Willen, der ſtets ſorgfältig niedergeſchrieben wird. Sobald der Kranke den lezten Seufzer gehauchet, bezeigen die Verwandten ihre Trauer, und der Sohn nebſt ſeiner Frau und ſeinen Kindern muß beſonders tiefen Schmerz zu Tag legen. Der Leichnam wird in ein anderes Zimmer gebracht, der Kopf gegen Norden, das Geſicht gegen Weſten gewendet und mit einem Schleyer bedeckt. Rund umher wird er mit Schirmen umſezt, weil man den Aberglauben hat, daß ein Todter, über den eine Katze ſpringt, wieder aufwache, aber mit einem Beſen berührt, ſogleich wieder niederſinke; *allein mit jedem* andern Werkzeug angeregt, fährt er fort unbelebt zu ſeyn. Um dieſer Urſache willen hütet man ſich die Katzen mit Beſen zu verjagen. *) Hierauf wird er gewaſchen; das dazu gebrauchte Waſſer wird nicht auf dem gewöhnlichen Herde gewärmt, man ſucht dazu ein anerkannt reines Fleckchen, auf den ein eigner Herd gebaut wird. Die Reinigung des Leichnams wird dem vertrauteſten Diener übertragen, man ſchneidet ihm an Händen und Füßen die Nägel und kleidet ihn der Jahrzeit gemäß; ein Frauenzimmer in ſeinen beſten Putz, wobey jedoch beyden Geſchlechtern geſchloſſne Kleider angelegt werden (habits fermé). Die linke Seite liegt unten, die rechte oben, im Gegenſatz deſſen, was den Lebenden geſchieht. Iſt der Körper alſo geputzt, ſo ſtellt man ihn mitten auf einer Matte aus, den Kopf gegen Süden, und bietet ihm einen wohlbeſezten Tiſch an; wobey man jedoch Sorge trägt, ſich nicht des Geſchirrs des Verſtorbenen zu bedienen, auch keines vergoldeten, verſilberten, oder ſonſt gezierten Beſtecks.

*) So ſagt der Text. Dem Ueberſetzer bleibt er undeutlich. Nach ihm vermeidet man, den Todten wieder aufzuwecken, indem man ihn durch die Schirme vor den Katzen hütet; man hütet ihn aber auch, nicht wieder zu erſterben, da man vermeidet ihn mit Beſen zu berühren. Vielleicht wird irgend ein folgender Artikel dieſer intereſſanten Nachrichten dieſe Unverſtändlichkeit erklären.

D. Ueberſ.

Digitized by Google

Statt den Leichnam in einen, ſeiner Geſtalt und Länge angemeſſenen, Sarg zu legen, verſchließt man ihn in Japan in einen viereckten Kaſten oder ein rundes Faß von vier Schuhe Höhe, oben drey und einhalb, unten zwey Fuß im Durchmeſſer. Der Todte nimmt darin eine knieende Stellung an — oft macht man den Kaſten etwas längliche, damit der Leichnam halb ſitzend oder zurückgelehnt ſcheine. Der ihn umgebende leere Raum wird mit den Kleidern der Verſtorbenen und ſeidenen und baumwollenen Zeugen ausgefüllt. Iſt der Kaſten oder das Faß alſo ausgefüllt, geebnet und mit einem Deckel verſchloſſen, ſo ſezt man ihn in einen zweyten Kaſten und bringt ihm unter Klagen und Thränen eine Gabe von Zakki, Thee und Zuckerwerk.

Hat man darauf ſeine Begräbniß-Stätte auserſehen, ſo wäſcht und reinigt ſich einer der Verwandten, legt ein neues Kleid an, und begibt ſich dahin. Zur Rechten deſſelben widmet er einige Speiſen, verbrennt Weihrauch und benachrichtigt den Gott der Erde, Dozin, in einem ehrerbietigen Gebet, daß er hier ein Grab graben werde, und ihn bitte, es lange Jahre vor allem Uebel zu bewahren.

Sobald der Leichenzug anlangt, wird das den Leichnam enthaltende Faß von der Bahre gehoben, in das Grab geſenkt, das mit Erde gefüllt, dann mit einem platten Stein geſchloſſen und wieder mit Erde bedeckt wird. Oben darauf ſtellt man einen zweyten Kaſten: Quan genannt, der aber nach ſieben Wochen fortgenommen, und nun mit dem eigentlichen Grabſtein, Siſek, erſezt wird.

Die erſte Trauer dauert funfzig Tage, während der man zu Hauſe zu bleiben, ſich aller Nahrung, die Leben gehabt hat, enthalten, und nur mit Pflanzen-Speiſe nähren muß. Nach dieſen darf man ſich den Bart ſcheeren, die Nägel beſchneiden, das Trauergewand ablegen, und ſeine Thüren öffnen. Man begibt ſich zum Gouverneur, zeigt ihm den Ablauf der Trauer an, macht allen, welche bey dem Trauergeleit waren, einen Dankesbeſuch, und ſendet einem Jeden ein Käſtchen voll gedämpften Reiſes zum Geſchenk. Der zweyte Zeitpunkt der Trauer dauert bis zum hundertſten Tage; dann verſammelt der Sohn alle ſeine Verwandte und gibt ihnen ein Feſt, welches am erſten Jahrstag des Sterbefalls wiederholt wird; dann am 3ten, 7ten, 13ten, 25ſten, 30ſten, 50ſten, 100ſten 150ſten und ſofort, ſo lange noch ein Nachkommen der Familie lebt. Der dritte Theil der Trauer endigt nur im 3ten Jahre. Außerdem muß man viermal im Jahr Todtenopfer darbringen. Dieſe ſo wie verſchiedene andre gebräuchliche Opfer ſind wieder in zwölf beſondern Kapiteln beſchrieben, und durch viele Kupferſtiche erläutert.

Wir haben oben geſehen, daß die Leichname in zuſammengebogener Stellung in enge Gehäuſe geſteckt werden. Da es unbegreiflich iſt, wie man einen ſtarren Todten in dieſe Stellung bringen kann, fragte Hr. Titſingh einen Japaner um eine Erklärung dieſes Umſtandes. Er antwortete, daß man ſich eines Pulvers mit Namen Doſia bediente, welches man den Todten in Naſe, Ohren und Mund beybrächte, worauf die Biegſamkeit ſogleich zurückkehrte. Unſer Verf. wünſchte dieſen Verſuch in ſeiner Gegenwart machen zu ſehen, und er gelang vollkommen. Daſſelbe Pulver wird in Japan in mehreren Krankheiten als Heilmittel gebraucht; es hat ſeinen Urſprung einem Prieſter, Namens Kobul, zu danken, der im achten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung lebte, und viele Anhänger hatte. Hr. Titſingh ſagt nicht, ob er dieſes Pulver ſelber brauchte, allein Hr. Charpentier Coſſigny, dem er mehrere Päckchen davon gegeben hatte, verſichert in der obenerwähnten Reiſe, daß er gar keine Wirkung von ihm ſpürte; er verſuchte es in doppelt und dreyfachen Gaben an todten, ſchon kalten Körpern, und nahm ſelbſt davon ein, ohne die mindeſte Wirkung wahrzunehmen. Es iſt geruchlos und hat keinen andern Geſchmack als den eines geſchmackloſen Sandes.

Taſchenbücher.

Kronos, genealogiſch-hiſtoriſches Taſchenbuch auf das Jahr 1820. Mit Kupfern. Leipzig, bey Gleditſch.

Wir finden in dieſem Taſchenbuch:

1. Die Genealogie der ſämmtlichen regierenden Häuſer und andern fürſtlichen Familien in Europa, ſo wie auch Anzeigen der höchſten Behörden einiger Freyſtaaten in und außerhalb Europa, mit den neueſten vorgefallnen Veränderungen.
2. Chronologiſche Ueberſicht der merkwürdigſten Begebenheiten vom 1ſten April 1817 bis Ende May 1819.
3. Intereſſante Darſtellungen aus der Länder- und Völkerkunde. (Mit Kupfern.)

Da die Redaktion dieſes Taſchenbuchs mit großer Sorgfalt die angeführten Gegenſtände behandelt hat, ſo dürfen wir verſichern, daß es ganz dem beabſichtigten Zweck entſpricht, und daher dem Staats- und Geſchäftsmann zum nützlichſten Handbuch dienen kann.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt 1819.

(26. Juli.) Hr. Fourier liest eine in die politiſche Rechenkunſt einſchlagende Abhandlung, über die in der Bevölkerung ſich ergebenden Veränderungen.

Hr. Berthollet erſtattet einen Kommiſſionalbericht über die Abhandlung des Hrn. Chevreul von der Kuhbutter.

Im Namen einer andern Kommiſſion liest Herr Girard den Bericht über eine neue Denkſchrift des Hrn. Cachin, welche ſeinen frühern Aufſatz über die Hafendämme von Cherbourg und Plymouth vervollſtändigen ſoll.

Hr. Moreau de Jonnés liest eine Abhandlung über die giftigen Fiſcharten (poissons toxico-fères) der Antillen.

Hr. Beudant liest den lezten Abſchnitt ſeiner Abhandlung über die Chemnitzer-Bergwerke.

(2. Auguſt.) Hr. Lerebours erbittet ſich Kommiſſarien für die Prüfung einer achromatiſchen Fern-

röhre, deren Oeffnung 7 Zoll und 4 Linien beträgt, und die er im Obſervatorium deponirt hat.

Hr. Dumeril erſtattet einen Kommiſſionalbericht über die galvaniſchen Apparate des Hrn. Aldini und über die denſelben beygefügte Denkſchrift. Hr. Aldini veeſichert, es könne dee Galvanismus zur Lebenseeweckung von Scheintodten vortheilhaft angewandt werden. Die Kommiſſaeien halten dafür, es müſſe dieſe Behauptung durch erwieſene Thatſachen erſt noch ihee Bekräftigung erhalten.

Hr. Brongniart erſtattet Bericht über einen von Hrn. Hoſack aus Ameeika geſandten beſchaalten Trilobit.

Hr. Biot lieſt den Beeicht übee ein neues von Hrn. Savard eingereichtes Saiten- und Bogen-Inſtrument.

Hr. Cauchy lieſt die Notiz über ein in Vacis und bis auf fünf Meilen Entfeenung beobachtetes leuchtendes Meteor, das im Zenith veeſchwand. Es werden aber gegen die Schlüſſe, welche derſelbe über die Höhe des Meteors aus den ihm gelieferten Angaben gezogen hat, veeſchiedene Zweifel vorgeteagen, und andeee erfahrne Beobachter in Paris haben das Meteor in groſſem Winkelabſtand vom Zenith verſchwinden geſehen.

(9. Auguſt.) Füe die Unterſuchung eines neuen von Hen. Girodon erfundenen Pumpweeks werden Kommiſſarien ernannt.

Hr. Morlet überſendet eine Abhandlung vom Magnetismus der Eede, welche Kommiſſarien zur Unterſuchung übergeben wird.

Hr. Cauchy erſtattet einen Kommiſſionalbericht über die Abhandlung des Hrn. Dulau von der Keaft des Widerſtandes, den das Eiſen leiſtet. Die Aebeit wird des Beyfalls dee Akademie weeth befunden.

Aus dem Bericht, welchen Hr. Biot über einen neuen Telegraph des Hrn. Beillon erſtattet, geht heevoe, daß ſein neues Syſtem den Beyfall der Akademie nicht veedient.

Die mit der Peüfung des neuen Fernrohrs von Hrn. Lerebours beauftragten Kommiſſaeien erſtatten durch das Organ des Hrn. Mathieu iheen Bericht. Das Ferneohr hat 2 Decimeter (7 Zoll 4 Linien) Duechmeſſer und beynahe 6 Meter Brenneaum (foyer). Die Bildee ſind rein und ohne meekliche Färbung, ſelbſt nicht gegen den Rand des Sehfeldes. Man hat damit auf der Scheibe des Jupiter eine Menge Details wahegenommen, deeen Daſeyn mittelſt anderer Inſteumente kaum vermuthet weeden konnte. Die Akademie ertheilte dem geſchickten Künſtler angemeſſene Belobungen und Aufmunterungen.

Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire eröffnet die Vorleſung einer Abhandlung über das, was er tissu érectile nennt, und als ein elekteiſches Organ im thieriſchen Körpee nachweiſen und erkläeen will; ee wied abee unterbrochen durch unveehaltene Rügen ziemlich ungeeeimter Dinge, die man nicht länger höeen mag.

Die Abhandlung des Hrn. Sarlandiere über den Blutumlauf mit phyſiologiſchen und pathologiſchen Erläuterungen, wird einer Kommiſſion zur Prüfung übergeben.

(16. Auguſt.) Eine Abhandlung des Hrn. Martin über eine neue hygrometriſche Beobachtung, der Traité logico-mathematique des Hrn. Boillot, und ein Aufſatz des Hrn. Deſagneaux über die hydrauliſchen Hemmungen, weeden an verſchirdene Kommiſſionen zur Berichterſtattung überwieſen.

Eine Zuſchrift des Hrn. Mirbel gibt Anzeige von einer am Pflanzengarten (Jardin des plantes) durch den Tod des Hen. Faujas-Saint-Fond erledigten Lehrſtelle, und da die mineralogiſche Klaſſe, welche den Kandidatenvorſchlag machen ſoll, füe den Augenblick unvollſtändig iſt, ſo werden ihr drey andere Mitglieder durchs Scrutinium beygeoednet: es ſind die HH. Lacépède, Boſc und Lamarck.

Ein Ungenannter anerbietet ſich zur Stiftung eines Preiſes von 500 Franken, der jährlich demjenigen zuertheilt werden ſoll, welcher ſich, dem Uetheil der Akademie zufolge, durch Erfindung oder Vervollkommnung nützlichee Werkzeuge der Landwirthſchaft, oder der mechaniſchen Künſte, oder praktiſcher und ſpekulativer Wiſſenſchaften, deſſelben am würdigſten gezeigt hat. Die Akademie nimmt ihrerſeits das Anerbieten an, und beſchließt die eeforderlichen Schritte zu thun, um die Genehmigung des Königs dafüe zu eehalten.

Hr. Biot lieſt ſein Befinden über die Verſuche, wodurch Hr. Dutrochet einen voegeblichen Einfluß des menſchlichen Körpers auf die Magnetnadel darthun wollte. Aus den ſorgfältigen Verſuchen, welche Hr. Biot hinwieder angeſtellt hat, ergibt ſich jedoch, daß die Bewegungen, welche Hr. Dutrochet an ſeinen Nadeln wahrgenommen hat, von andern zufälligen Umſtänden hereühren müſſen, und daß die angebliche Entdeckung des geſchickten Arztes auf einem Jerthum beruhet.

Hr. Clement lieſt die Einleitung zu einem groſſen Week über die Dampfmaſchinen.

Eine Abhandlung des Hen. Bonnard über die Klaſſifikation des Erdreichs (des terrains) wird an die Prüfung einer Kommiſſion gewieſen.

(23. Aug.) Hr. de Jonnés lieſt die zweyte Abtheilung ſeiner Denkſchrift über die giftigen Fiſche der Antillen, und Hr. Clement die Foetſetzung ſeiner Abhandlung über die Dampfmaſchinen, welche zur Berichterſtattung einer Kommiſſion übergeben wied.

Die mineralogiſche Klaſſe übeereicht den Vorſchlag zu Eenennung des Nachfolgers von Hen. Faujas-Saint-Fond, an dee Lehrſtelle im Pflanzengarten; deeſelbe beſteht aus den HH. Cordier, Brongniart und Brochant.

(30. Aug.) Hr. Chevreul bittet um Erlaubniß, ein veeſiegeltes Päckchen im Archiv niedeezulegen, worin Veeſuche über den Zirkon und die Zirkonerde enthalten ſind.

Ein Scheeiben des Hen. Baron von Sylvenſtrom übee die Schutzmittel gegen ſchädliche Wirkungen verſchiedener Meteore, wird der Prüfung einer Kommiſſion überwieſen.

Hr. Girard legt Beobachtungen über die Erſcheinungen des Gleichgewichts der Flüſſigkeiten in den Haarröheen vor.

Hr. Ameline, Profeſſor in Caen, lieſt eine Abhandlung übee ein neues Veeſaheen beym anatomiſchen Unterricht (Nouveau procédé pour l'étude de l'anatomie), wozu die Vorrichtungen vorgewieſen wueden.

Durchs Sceutinium und mit Stimmenmehrheit wird Hr. Cordier zum Profeſſor am Jardin des plantes ernennt.

Eine Abhandlung von Hr. d'Hombres-Firmas, über die Verſteinerung der Cevennen, wird einer Kommiſſion zur Peüfung übeewieſen.

Digitized by Google

Inhalt des dreyzehnten Jahrganges des Morgenblatts für gebildete Stände.

(Die Zahl zeigt die Nummer an.)

I. Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Die Heldenjünglinge von Yomsburg. 2.
Auszüge aus H. v. Pradts quatre concordats. 3. 4. 5. 9.
Charakter Jakob des Erſten. 10. 11.
Charakterzüge aus der ſchweizeriſchen Reformationszeit. 24. 26.
Pſeudo-Prinzeſſinn in Südkarolina. 24.
Karl XII. gegen ſeine Umgebungen. 24.
Bonaparte in Bezug auf deſſen Concordat. 26.
Don Carlos, Infant von Spanien, von Llorente. 27. 28.
Carl Ludwig, Raugraf von der Pfalz; von Kaiſer. 29.
Beyſetzung der Koniginn Marie Luiſe von Spanien in der Peterskirche. 29.
Geſchichtlicher Zug aus dem 15ten Jahrhundert. Aus der Chronik von Regensburg. 38.
Bruchſtück aus der Brieftaſche. A. d. Engl. 54. 57. 61.
Michel de L'hopital, Kanzler von Frankreich. 98.
Wo Ziska ſein zweytes Auge verlor. 119.
Bonaparte als erſter Feldherr und Conſul im Arbeitszimmer. 131. 132.
Tod des Marſchalls Brüne. 142.
Faktionsbenennungen während der franz. Rev. 142.
Hugo von Arborea. 156.
Victorius Siri und Ludwig XIV. 168.
Die Schlacht von Bailen. Aus dem Tagebuch eines Offiziers. 180. 181. 182.
Das Gericht zu Karlſtein. 182.
Der Brunnen der Liebenden. Aus dem Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte von Fr. v. Hormayr. 228. 229. 230.
Dunahan und die Königinn Ruma; von Conz. 251.
Einige hiſtoriſche Nachrichten über das Winzerfeſt in Vivis. 258. 259.
Friedenspräliminarien im Spätjahr 1802. Aus Dumas précis des évènemens militaires. 266.
Des Grafen Eſſer Empörung und Tod. A. d. Engl. der Miß Lucy Aikins Denkwürdigkeiten der Königinn Eliſabeth. 299. 300. 302.
Lezte Lebensjahre und Tod der Königinn Eliſabeth von England. Aus Miß Aikins. 303. 305. 306.
Carl' I. Gnadenbezeigung gegen die hohe Schule von Neapel. Aus Peter Giannones Geſchichte von Neapel. 313.

II. Völker- und Länder-Kunde.

Beſuch bey einer in Schiras reſidirenden Gemahlinn Fetali Schahs. Aus Morriers Reiſe. 5.
Theatraliſche Vorſtellungen in Perſien bey der Trauerfeyer Hoſeins. Aus Morrier. 14. 15.
Bildungsanſtalten für die Jugend in Hindoſtan. 17. 18.
Bericht aus Neu-Seeland. 19. 20.
Fiſchfang der Eskimos. 21.
Geſellſchafts-Inſeln. 22.
Grabmähler in England. 23.
Perſönliche Sicherheit in Italien. 24.
Provinz la Plata. 26. 27.
Tukeys Audienz bey dem Chenoos-Negerfürſten von Embonnaa und Banza Noki. 30. 31. 32.
Griechiſche Alterthümer in der Krimm. 30.
Das Erdbeben in Sizilien im Hornung 1818. 34. 35.
Schloß Ambras bey Inspruck; von Eſer. 36.
Des Läufers Gradſäule. Morriers Reiſen. 38.
Der Helleſpont oder die Dardanellen-Straße; von Baron v. Zach. 41.
Rückkehr des perſiſchen Geſandten von England zur See; nach Morrier. 41.
Aoſto und der große St. Bernhard. 43. 44.
Pompeji und Herkulanum; von v. Zach. 48. 50. 51.
Privat-Leben in England; v. M. Simon Candelle. 48.
Ueber die Provinz Texas. 51.
William Moorkrofts Reiſe an den Manaſarowara-See in Undes. A. d. Engl. 61. 62. 73. 76. 84. 86. 87. 88. 115. 116. 120. 121. 122. 125.
Bemerkungen über England. Aus der Erzherzoge Johann und Ludwig Tagebuch. 63. 64. 66. 67. 143. 144. 146. 147. 148. 250. 251. 254. 255.
Der Negerhandel; vom Biſchof Gregoire. 65.
Longwood auf St. Helena, mit einem Steindruck. 75.
Briefe zweyer britt. Offiziere von der Nordpolreiſe. Aus Edinb. Journal. 77. 78.
Reiſe-Bericht eines ſchweizeriſchen Ausgewanderten nach Amerika. 89. 90. 91.
Die Juden in den afrikaniſchen Raubſtaaten. 90.
Quellen des Ganges. 104.
Nach Europa gebrachte Tibetaniſche Ziegen. 107.
Schilderung der engliſchen Colonien in den Südländern, 1808. 109. 111. 112. 113.
Ueber den Luxus der Araber. 109.
Reiſe durch das innere Sumatra. 110.
Ueber den Luxus und die Lebensart der Mongolen. A. d. Engl. 111.
Lord Exmouths Angriff auf Algier. 117. 118.
Neueſte Reiſen in fremde Welttheile. 117. 133.
Auszüge aus den Briefen eines Reiſenden in England. 123. 124. 126. 127. 128. 129.
Türkiſches Feſt in Conſtantinopel. Aus den Voyages litt. de la Grece par Guy. 125.
Geſprächsweiſe der Beduinen in der Gegend von Tripoli. 127.
Capitain John Roß Reiſe nach dem Nordpol. A. d. Engl. 136. 137. 140. 141.
Ueber den Aufwand und die Lebensweiſe der Hunnen. 147. 148. 149.
Die Rückkehr von den Pyrenäen nach Paris. A. d. Franz. 149. 150.
Erzählung der erſten Ankunft der Portugieſen zu Malacca. Aus dem Engl. 150. 151.
Nachricht von einem Ausflug nach Theben und über die neulich dort entdeckten Alterthümer. Aus dem Briefe eines Schottländers aus Cairo. 151. 152. 153. 154.
Arabiſche Gaſtfreundſchaft. Aus dem Engl. 164.
Das Land zwiſchen Nimwegen u. ſ. w. oder die ſogenannte Betüwe. 165. 166.

Digitized by Google

Toskaniſche Sagen und Volksfeſte. Aus dem Franz. 178. 179.
Utrecht. Aus einer ungedruckten Reiſe nach Holland. 187.
Ueber das Verhältniß der Koloniſten am Vorgebirge der guten Hoffnung zu ihren Grenznachbarn. Aus dem Tagebuche eines Deutſchen. 192. 193.
Die indiſche Handelsſtadt und Wallfahrtsort Herduar. Aus dem Franz. 196. 197.
Auszug aus Graf Forbin Reiſe in die Levante. 198. 199. 200.
Bemerkungen über die Tiber. Aus dem Ital. 198. 199. 200.
Die Inſel Ithala. Aus Dodwells Reiſen. 207.
Alterthümer im ſteinigen Arabien. Aus dem Engl. 217. 218. 219.
Einzug der brittiſchen Geſandten in Commaſſia. Aus dem Engl. 220. 221. 222.
Gegenſeitiger Unterricht in Griechenland. Aus dem Engl. 223.
Das Medicinalweſen in Conſtantinopel. Aus einem Schreiben des Doktor Kranichfeld. 230.
Bruchſtück über Chili. Aus dem Engl. 230. 231.
Bruchſtücke aus einer Reiſe in Rußland. 239. 240. 241. 242. 245. 246. 247.
Die Erſteigung des Roſabergs. 249.
Beſchreibung der Geyſer in Island; vom Herrn Profeſſor Menge. 254.
Dümonts Gefangenſchaft in Afrika. A. d. Franz. 257. 258. 259. 260.
Ueber den Schifffahrts-Kalender von Greenwich. Aus Zachs aſtronomiſcher Correſpondenz. 258.
Venedig. Aus dem ungedruckten Reiſetagebuche des Generals Laharpe. 261. 262.
Auszüge aus Leghs Tagebuch über Burkards Reiſe durch Egypten und Nubien. Aus dem Engl. 262. 263. 264. 265.
Die freye Negerkolonie von Sierra-Leona. A. d. Franz. 267.
San Marino und Rimini; von La Harpe. 268. 269.
Einige Nachrichten von einer Reiſe nach Braſilien im Jahr 1817, 1818; von H. Swainſon aus Liverpool. 271.
Ueber die Inſel Cuba. A. d. Franz. 281. 282. 283. 284.
Briefe von Herrn Salt u. Briggs an H. Sidney Smith. 285.
Die Chilianer. 289. 290. 291.
Aus Briefen aus Hamburg an eine Dame; vom Frhrn. v. Thumb. 297. 298.
Die freyen Neger auf der Inſel Cuba. A. d. Franz. 297.
Nachrichten über die Kolonie Neu-Süd-Walis u. ſ. w.; von Wenthworth. Aus dem Engl. 306. 307. 312. 313.
Des Kaiſers von China väterliche Sorgfalt für ſeine Unterthanen. Aus der chineſiſchen Amts-Zeitung. 308.
Bruchſtücke aus den Briefen eines Würtembergers an ſeine Freunde im Vaterland. 309. 310. 311.

III. Allgemeinere Aufſätze über geiſtige und ſittliche Kultur. Anekdoten und Charakterzüge.

Unternachts-Gedanken über den magnetiſchen Weltkörper im Erdkörper; von Jean Paul. 1. 2. 3. 4. 6. 7. 8. 10. 11. 12.
Das literariſche Geſchwornen-Gericht. 2.
Frauenpflege im Gefängniß zu Newgate. 5. 6.
Anekdoten. 5. 6. 13. 14. 19. 33. 49. 50. 68. 90. 124. 130. 135. 139. 145. 149. 155. 180. 190. 197. 202. 224. 226.
Briefe von Frau v. Grafigny. 7. 8. 9.
Erklärung. 19.
Cometen-Reſcript vom Jahr 1665. 20.
Miſcellen. 32. 111. 239. 244. 247. 261. 264. 293. 294. 297. 303.
Höchſt wichtige Erfindung der alten Zeit. 37.
Berichtigung an die Red. 39.
Sittenſchilderung des 15ten Jahrhunderts. (Regensburger Chronik.) 44.
Fragment aus einem Briefe von Herrn Walpoole an Mr. Cole. 45. 46.
Beyſpiel von der Geſetzespflege im 15ten Jahrhundert (Regensb. Chronik). 49.
Theater-Nachrichten aus Cadir. Aus einem Hefte der Iſis, 1818. 52.
Ueber Dupont de Nemours; von B. Degerando. Aus dem Franz. 54. 55. 60.
Licht in der Finſterniß. 55. 56.
Altdeutſcher Liebesbrief, 1663. 60.
Ludwig XII.; nach Ballienl. 67.
Wichtigſte Erfindungen und Entdeckungen der neueſten Zeit; von Poppe. 68. 69. 71.
Das erſte Werk in Steindruck. 70.
Anekdoten aus Abbé Morelet. 70. 72. 75. 77. 78.
H. v. Hammer im 8ten Band der Fundgruben des Orients bekannt gemachte Enthüllung des Geheimniſſes Baphomets oder des Ordens der Tempelherren. 72.
Glaubwürdigkeit der Frau v. Genlis. 77.
Berichtigung von Müllner. 77.
Aus Müllners ungedrucktem Theaterwörterbuch. 79.
Seelenkrankheit. 85.
Haller und Hollmann. 87.
Mittel, die der Baumwollen-Staude und dem Indigo gefährlichen Inſekten zu vertilgen. 88.
Homers Unterwelt. 92. 93. 95. 96.
Engliſche Sittenſchilderung. Aus dem Engl. 92.
Die heil. Dreykönigfeyer in England. 99.
Rückblick auf den Maskenzug in Weimar. 103.
Leſſing und Spittler. 103.
Unterricht für Krankenwärter. 107.
Brief des Königs Abgar an Jeſum Chriſtum und die Antwort Chriſti an Abgar. Aus einer nächſt erſcheinenden Abhandlung von Rink. 110.
Der Unglückliche. 110.
Rathgeber durch Fabeln. 115.
Necker und Becker, ein Schwank. Aus dem Tagebuche eines Journaliſten. 117.
Der Gottesacker. Aus Eugenia's Tagebuch; von Hirzel. 120. 122. 123.
Schreiben König Friedrich II. an General v. Tauenzien. 121.
Schreiben des Prinzen Eugen von Savoyen an den päpſtlichen Nuntius Paſſionei. 121.
Lebendig begrabene Frau eines Hindu. A. d. Franz. 121.
Die Conſervatorien in Italien, als Muſter und Vorbild des Lancaſteriſchen Unterrichts. 124.
Seltſame Allegorie. 126.
Mißverſtändniß. Aus Mosaique historique. 128.
Wie Simon von Nantua den Verläumdern das Maul ſtopfte und ihnen eine Geſchichte erzählte. 130.
Gärten und Landhäuſer zu Tripolis. 134.
Unfug der Anonomität. 134.
Das lezte Lord Major Feſt in London. 133. 139.
Berichtigung. 139.
Sonderbares Teſtament. Aus Mosaique hist. 141.
Faſching in den Faſten. Aus den Memoiren des Herrn v. Segur. 143.
Schreiben des Primaner R. an den Kantor in Wandsbeck. 144. 145.

Digitized by Google

Zoëga an einen Freund. 145.
Ueber die Ausſtellung der Gemälde-Sammlung der Herren Boiſſerée in Stuttgardt. 146.
Clery, Kammerdiener Ludwig XVI.; aus Bailleul. 147.
Die engliſche Nationalſchuld vielſeitig betrachtet. 148.
Ueber die Anſteckung der Kinderblattern nach den Kuhpocken. Aus dem Engl. 152.
Die in London reſtaurirte v. Kempelſche Schachmaſchine. Aus dem Engl. 154. 155.
Lavoiſiers letzter Brief. A. d. Franz. 155.
Zollgebühr in Desmondſhire. 155.
Parlaments-Ordonnanz über die Bärte. 156.
Legende vom Tod der Maria; nach Pater Kochem. 157.
Zoëga an einen Freund. 157.
Wer das Glück hat führt die Braut heim. 157.
Haydn in England. 161.
Das Ungewitter in Isle de France. A. d. Franz. 162.
Künſtler-Eigenſinn; aus Mosaique hist. 163.
Ueber die Volkslieder der alten Griechen. 167. 169. 170. 171. 173. 174.
Zoëga an einen Freund. 168.
Kurze Predigt. 169.
Ein Maytag auf den Höhen von Montmartre. 174. 175. 177. 178. 181. 182. 184.
Neue Waſſerleitung in der Kapſtadt am Vorgebirge der guten Hoffnung. 176. 177.
Legende des Heil. Chriſtopheri. 183.
Die vornehmen Kunſtrichter. 183.
Der ruſſiſche Clerus. 185. 186.
Ueber einen gewöhnlichen Fehler der Biographen, Dichter und Geſchichtſchreiber. 189.
Die Kirche zu Weinsberg; von Alwin. 190.
Anzeige die Zuſammenfügung oder Sammwörter betreffend; von Jean Paul. 191.
Drolliges Quiproquo. 192.
Aus Hairis Makamath. 201. 202. 203.
La Morgue; von Sievers. 202.
Ueber die Kirche zu Weinsberg; von Juſtin Kerner. 206.
Deutſche Kunſt auf engliſchen Boden. 206.
Auch ein Wort an Menſchenfreunde über öffentliche Gefängniſſe; aus der Polizeyfama. 208. 209. 210. 212.
Ueber die Feyer von Goethe's Geburtsfeſt in Frankfurt am Mayn. 113.
Miſcellen aus Frankreich. 215. 218.
Die Schlöſſer von Chriſtophoro Colombo und Franzesko Petrarka und Judas Iſchariot; von B. Zach. 223. 225.
Die brittiſchen Religions-Geſellſchaften im Jahr 1819. 226. 227.
Ueber die dießjährige Ausſtellung der Pariſer Induſtrie-Produkte in dem Louvre. Aus dem Franz. 228. 229. 231. 232. 252. 253. 256. 257.
Neue Erfindung. 232.
Philanthropiſche Colonial-Geſellſchaft von Senegambia. 233. 234.
Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtadt. 234.
Erzählung eines chineſiſchen mythologiſchen Schriftſtellers von Chriſtus. 237.
Beyſpiel eines muthigen Schwimmers. Aus dem Engl. 238.
Der Pariſer Bürger an Sonn- und Feſttagen vor den Barrieren von Paris; von Sievers. 241. 242. 243. 244. 246. 247.
Türkiſcher Aberglaube; aus Dodwels Reiſen. 243.
Muſikaliſche Iſtokratie eines Hundes. 248.
Tippo Sultans Briefe. 249.
Bürgers letzter unvollendeter Brief. 264. 265.
Poſt-Tauben. 267.
Die Seereiſe; aus Gottfried Crayons Skizzenbuch. 269. 270.
Schweizer Anekdoten aus der Geſchichte von Baſel; vom Staatsrath Ochs. 270.
Ueber die weiblichen Erziehungs-Anſtalten in Paris; von H. S. 273. 274. 275.
Ueber H. v. Hammers Anklage der Tempelherren. 273.
Erfüllte Prophezeyung. 275.
Urſprung des Sprichworts: auf den Hund kommen u. ſ. w. 276.
Unglücksfall des Schiffes Clio. Aus dem Franz. 279. 280.
Schweizer Anekdoten; aus dem Conservateur Suisse. 279.
Landleben in England; aus Godfried Crayon. 283. 284.
Vom Gedächtniß der Blinden. Aus dem Franz. 286.
Tragbares Gas. 286. 287.
Die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer; von Sievers. 288. 289. 294. 295. 296. 299. 301. 302. 304. 305. 307.
Oſſians Gedichte. 290.
Ueber die Behandlung des Leibes nach dem Tode; von D. W. 292. 293. 296. 298.
Der Tanz des Pferdchens. A. d. Franz. 294.
Gewiſſenhaftigkeit. 299.
Ueber Roſſini in Wien. 300.
Beyſpiel von der Wirkung der Verzweiflung bey den Negern in Cuba. A. d. Franz. 300.
Whigs und Torrys. 306.
Ein Beyſpiel bürgerlicher Tugend. Ein Bruchſtück aus der Amtszeitung von China. 309.
Zug aus der Theater-Critik vom Jahr 1679 in Madrit. 310.
Die Nachbarn. 312.

IV. Erzählungen.

Die ſteinernen Gäſte. 2. 3.
Adolph, eine Erzählung aus dem 17ten Jahrhundert. 12. 13. 15. 16. 18. 19. 20.
Heilanſtalt; aus den Papieren des Sir Charles Credonlus. 13.
Das ſechzehnte Jahrhundert im Jahr 1817. 21. 22. 23. 25.
Aus den Memoiren eines Spaniers oder Geſchichte des Don Alphons Speralda. A. d. Franz. 35. 36. 37. 39. 40.
Helene Mac Gregor. Aus dem Engl. 42.
Carl von Bourbon und Margarethe von Valois. Aus den Denkwürdigkeiten der Gräfinn Aizaide von Caumont. 46. 47. 50. 52. 53. 56. 57. 61. 62. 64. 65.
Des Lieutenants erſte Wache. Aus dem Engl. 47.
Der Betrogne. Aus dem Franz. von M. Sartoris. 51.
Die Einquartierung. 63.
Die Emporkömmlinge; von Frau v. Genlis. 69. 70. 71. 72. 74. 75.
Schönheit und Großmuth. Aus dem Franz. 78. 80.
Thereſe Aubert. A. d. Franz. 82. 83. 84. 87. 88. 89.
Der abgedankte Krieger in St. James Park. A. d. Engl. 97.
Die Nonne und der Tambour-Major. 105. 106. 108. 109. 112. 113. 114.
So iſt leicht reich werden, oder Herrn Brunos drey Beſuche. Aus dem Franz. 116. 118. 119.
Der Gerettete. 131. 132. 133. 136. 138. 139. 140.
Der Waſſerträger und ſeine Familie. A. d. Franz. 135.
Das Grabmahl, eine Erzählung von Mielach. 152. 153. 156.
Die luſtigen Leute von Knöringen. 156. 158. 159. 162. 163. 164. 165. 166.

Digitized by Google

Die Macht der Tonkunſt. 169.
Stiefmütterchen. 170. 171. 172.
Der Zaide und ſeine Tochter; von Alwin. 185.
Die Braut von Lammermore. Bruchſtück aus dem Engl. 186. 187. 188.
Die ſechs Türken. 193. 194. 195.
Die Geſchichten von Montroſe. Aus dem Engl. 200. 201. 203. 204.
Die goldne Kette. 218. 219. 220. 222.
Maurice und Berghetta oder der Pfarrer von Rochery. Aus dem Engl. 225. 226. 227.
Eudoxia Federowna, Kaiſerinn von Rußland. 232. 233. 235. 236. 237. 238.
Ernſt Berchtold oder der neue Oedipus. Aus dem Engl. 239. 240.
Der Gefangene. Aus dem Roman die Schwärmer; von Walter Scott. Aus dem Engl. 252. 253. 255. 256.
Das Meerweibchen. 260. 261.
Neujahrsfeſt in einer Schottiſchen Familie. A. d. Engl. 268.
Jolanta die Scheinſtumme; vom Grafen v. Pappenheim. 271. 272. 274. 275. 277. 278. 280. 281. 285. 286. 287. 288.

V. Dramaturgie.

Vom italieniſchen Trauerſpiel in ſeinem Verhältniß zum deutſchen; von Kind. 38. 39. 42. 44. 45.
Aventin, ein vaterländiſches biographiſches Schauſpiel. 73. 74.
Ehescenen aus dem Leben eines Künſtlers. Aus einem größeren Ganzen. 129. 130.
D'Avrignis Jungfrau von Orleans; von Alwin. 184.
Aus der Phädra des Racine; von Robert. 195.
Theaterkritiken von Müllner, bey Gelegenheit des Gaſtſpiels der Mad. Schröder auf dem Stadttheater zu Leipzig. 204. 205. 206. 211. 212. 213.
Die Syrakuſer, Trauerſpiel in 5 Akten; von H. Lieutenant Freyherrn v. Auffenberg. 248. 249.
Ueber einige neue franzöſiſche Trauerſpiele. 282. 291.
Einige Bemerkungen über die Bühne zu München. 303. 304 306.

VI. Biographie und Charaktere.

Leonardo da Vinci. Aus Histoire de la peinture d'Italie. 12.
Andenken des Herrn Haller von Hallerſtein. 14. 15.
Michel Angelo. 25.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines berühmten Mannes. 33. 34.
Lebens-Abriß der Königinn Katharina von Wirtemberg. 58. 59.
Cöleſtin Steiglehner, letzter Fürſt-Abt von St. Emmeran zu Regensburg; von A. Kramer. 93. 94.
Mirabeau. Aus dem Franz. von Bailleul. 99. 100.
Züge aus Carl Sands Leben. 101. 102.
Carl Sand im Herbſt 1817. 103. 104.
Louvois und Pitt. 133.
Jean Claude de la Metherie. 158. 159. 161.
Hartmuth von Cronberg; von Hufnagel. 167. 168.
Der Chineſiſche Kaiſer Kienlong; nach Herrn Remouſat. 172. 173. 175. 176.
Lady Ruſſel. 194. 196. 197.
Leben der Miſtriß Brunton. Aus dem Engl. 205. 207. 208. 209. 210. 211.
Der Abbé Morelet. 214.
Sophie Charlotte, Königinn von England. 215. 216. 217.
Brief an Esmarch; aus der von Welcker bearbeiteten Biographie Zoëga's. 216.
Lord Ruſſel. Aus dem Engl. 244.
Bolivar und Paez nebſt ihren Kriegsgefährten. Aus dem Engl. 266. 267.
Der heilige Remigius und der Franken-König Chlodewig. Aus Gregor von Tours. 279.
Der Pflanzenkenner Ch. C. Sprengel. 310. 311.

VII. Naturgeſchichte.

Sonderbare Wirkung einer unterirdiſchen Exploſion. 17.
Erdſchlipf in Pont a Mouſſon. 45.
Nahe Wiederkehr des Cometen von 1759. 46.
Die elektriſchen oder phosphoriſchen Mönche. 55.
Ueber den Haushalt der Inſekten oder Kerfe; von Kirby und Spenſe. Aus einem Heft der Iſis. Aus dem Engl. 81. 82. 83.
Der Mondeinfluß in Krankheiten; nach Virey im Dict. de sciences medicales. 97. 98.
Die amerikaniſche Zugtaube. Aus dem Engl. 99. 100. 101. 102. 105.
Die Erde eine Seifenblaſe. 106.
Fortſchritte der Cranioſcopie. 161.
Ueber die Cometen; Vorleſung von Metzler. 179. 180.
Heilkunde des 18ten Jahrhunderts. 188. 189. 190. 191. 276. 277. 278.
Bergſpalten in Maſſa Lubrenſa. 236.
Der neueſte Ausbruch des Aetna aus der Bibliothèque universelle; von H. Stephano Moricand. 243. 245.
Der Comet des Jahrs 1531. 260.
Merkwürdige Mißgeburt. 263.
Beytrag zur Naturgeſchichte des Aetna. 268.
Entſtehung einer neuen Inſel, der Edmond Stone genannt, in dem bengaliſchen Meerbuſen. 277.
Seltene elektriſche Erſcheinung. 287.
Unterſuchungen über den rothen Schnee. 295.

VIII. Gedichte.

Herbſtbild; von Blumenhagen. 1.
An das ſcheidende Jahr; von W. v. B. 2.
Anagramm. 2. Reiz. Zier.
Epikuräismus; von Blumenhagen. 6.
Graf von Calwe. 9. 10. 11. 12. 13.
Homonyme. 8. Celle. Zelle.
Logogryph. 14. Schmerz. Scherz. Merz. Erz.
Der ſchwarze Schwan. 17.
Charade. 20. Straußenfeder.
Tugendkranz; von Gr. Mailath. 21.
Elegie auf die Königinn von Würtemberg; von Neuffer. 23.
Großes Leid; von Amalia S. geb. W. 26.
Charade. 26. Weltgeiſt.
Beym Scheiden der Königinn. 28.
Des Schiffer-Knaben lange Woche; von Falk. 29.
Wie ein Mann aus ſeines Herren Hulden kam; von Graf Mailath. 30.
Catharine. 31.
Antar, eine Beduiniſche Erzählung. A. d. Arab. 31. 32.
Charade; von Maltitz. 32. Hausthier.
Todtenopfer J. Maj. der Königinn von Würtemberg; von Robert. 33.
Olbertus von Calw; von J. Kerner. 37.

Digitized by Google

Mönch Felix; von Graf Mailath. 40.
Des ſchwarzen Schwanes Heimkehr. 43.
Räthſel. 44. Gehör. Sprache.
Vom lobenswerthen Ritter; von Graf Mailath. 47.
Geiſtergrauen in der Nacht; von Amalia S. 48.
Schickſal und Glaube; von v. Breitſchwerd. 49.
Charade; von Maltiz. 50. Siegellack.
Der Gang ins Städtchen; von Falk. 51.
Der ſchnelle Lauf meiner Tage; von Johannes Lämmerer von J. Kerner veranſtaltete Sammlung. 52.
Trinklied. 54.
Charade; von Maltiz. 56. Vaterland.
Der Kuß. 57.
Denkmal der verewigten Königinn von Würtemberg. 59.
Charade; von Maltiz. 62. Faulthier.
Autar; von Hammer. Aus dem Franz. 66. 67. 68.
Charade; von Maltiz. 69.
Gott. Ode von Derjawin. A. d. Ruſſiſchen von Cosmeli. 70.
Charade. 74. Zufrieden.
Abendfeyer auf dem Rheinſpiegel vor Cöln; von Krummacher. 76.
Perſiſcher Spruch von dem Perſiſchen Geſandten in Wien. 76.
Godo und Monodora; aus einem unvollendeten romantiſchen Gedicht von Auguſt Troneg. 79. 80. 81.
Charade; von Maltiz. 80.
Der fromme Schüler. A. d. Griech. von Mailath. 85.
Die Alpenjungfrau oder des Alpenſängers jüngſte Braut; von Baggeſen. 86.
Charade; von Niemeyer. 86. Naſenſtüber.
Natur und Dichtung; von Blumenhagen. 89.
Einladung zu den Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Chriſtian von Würtemberg; von Guſtav Schwab. 90.
Am Oſterfeſte; von Oberkamp. 91.
Räthſel. 92. Steckbrief.
Prolog zu dem Schauſpiel: Das Leben ein Traum bey der Wiedereröffnung des königl. Würtemb. Hof- und National-Theaters; von F. v. Lehr. 94.
Das Kampfſpiel, Bruchſtück aus the Lady of the Lake von Walter Scott. Aus dem Engl. von Stork. 95. 96.
Charade. 98. Luftſchiff.
Auf einer Reiſe; v. C. 100.
Am dritten Geburtstag meines Sohnes; von Freune. 104.
Räthſel. 104. Heupferd.
Das Königreich im menſchlichen Leibe; komiſch-didaktiſches Fabelgedicht des 16ten Jahrhunderts. 107.
Charade. 110. Zeitloſe.
Die Titanen; in 8 Liedern von Friederike Brun. 112. 115. 118. 125. 129. 131. 134. 137.
Abſchiedsgruß von Kotzebue. 113.
Erinnerungsfeyer der verewigten Königinn; von Ritter. 114.
Logogryph. 116. Schmaus.
Bey der Nachricht von dem am 23ſten März verübten Mord in Mannheim. 119.
Charade. 122. Glockenſpiel.
Räthſel. 128. Arm.
Logogryph. 134. Halle. Alle.
Räthſel. 140. Sonnabend.
An die Geliebte; von Gerſtenberg. 142.
Der Knabe am Bach; von Krummacher. 145.
Charade. 146. Morgenröthe.
Das Todtenkreuz im Walde; von Magenau. 151.
Räthſel. 152. Abendſtern.
Hr. Patrik Spence, altſchottiſche Ballade; von Fr. Stricker. 154.
Räthſel; Jean Paul Friedrich Richter. 158.
Das Geiſterreich; von J. G. S. 160.
Zwey Gedichte an Urania; von Weiſſer. 163.
Charade. 164. Eiferſucht.
Einziges Mailied. 167.
Charade. 170. Lorberkranz.
Einklang; von C. Breitenſtein. 171.
Wie ich ſie in der Kirche ſah. 175.
Tiſchlied; von Müchler. 176.
Homonyme. 176. Ofen.
Menſchen-Leben; von Eſer. 179.
Räthſel. 182. Beſenſtiel.
Der muthige Unmuth. 183.
Entzückung; von C. Breitenſtein. 184.
Charade. 188. Geldbörſe.
Die Sendung der Töne; von Breitenſtein. 189.
Sängers leztes Lied; von L. R. D. 191.
Räthſel; von Maltiz. 194. Gaſthaus.
Der Strom der Liebe. 199.
Charade; von Uſinger. 200. Schlachtfeld.
Liebesſehnſucht. 201.
Die Liebe. 203.
Das Bild der Erinnerung. 205.
Klänge zu Goethe's 70ſten Geburtstag in ſeiner Vaterſtadt; von Krummacher. 206.
Charade; von Maltiz. Das Schild.
Wiederfinden; aus dem Divan von Goethe. 207.
Suleika; aus Goethe's Divan. 210.
Charade. K. St. A. Poſthorn. 211.
Berüchtigte Männer; aus Goethe's Divan. 214.
Charade. 218. Cha-ra-de.
Eine Woche am Meer; von Trinius. 220. 221. 222. 223. 224. 225.
Räthſel; von H. S. 224. Ebe.
Zwey Sonette; auf einer Rheinfahrt gedichtet von Cz. 226.
Auf dem Burgberg bey Harzburg, wo ehemals der Altar des Crodo ſtand. 227.
Charade; von Maltiz. 230. Grasmücke.
Diſtichon. 231.
Am Abend; von Breitenſtein. 233.
Serlo, hiſtoriſche Romanze; von Conz. 235.
Charade 235. Der Handſchlag.
Die hohe Dreyfaltigkeit. 238.
Diſtichon, von Conz. 238.
Räthſel, von H. S. 242. Zeit.
Die Blumen; von Jhr. Sch. 243.
Beſte Wahl; von C. 246.
Räthſel. 248. Brautſchmuck.
Diſtichon; von C. 249.
Danneckers Chriſtuskopf; von Eliſe v. Hohenhauſen, geb. v. Ochs. 254.
Räthſel; von H. S. 254. Das Jawort.
Die Feyer des 28ſten Auguſts dankbar zu erwiedern; von Goethe. 257.
Ueber das in Metall geprägte Bildniß der Königinn von Würtemberg; von Juſtinus Kerner. 259.
Räthſel. 260. Pantoffel.
Diſtichon; v. C. 261.
Prolog zu dem Trauerſpiel Ernſt von Schwaben, zur Feyer der Verfaſſung; von Ludwig Uhland. 262.
Auf die Feyer der Verfaſſung am 28ſten Oktober; v. C. 263.
Kampf und Sieg; von Th. v. Sydow. 265.
Charade. 266. Poſthorn.
An Sie; nach Lord Byron. 269.

Digitized by Google

Aus: weſtöſtlicher Divan; von Goethe. 272.
Räthſel. 272. Schleyer. Eyer. Leyer.
Seltne Thränen; von Sydow. 273.
Lebewohl; nach Lord Byron. 276.
Räthſel. 278. Troſt. Roſt. Oſt.
Der gefangne Sänger, ein Gedicht von B. H. F. 279.
An einen Freund; nach Lord Byron. 280.
Klage; von Heinrich Barmund. 284.
Logogryph. 284. Geld. Held. Feld.
Mein Wunſch. A. d. Engl. von Müchler. 286.
Morgenepiſtel. 290.
Räthſel. 290. Ehe.
Die Lilienbraut, Ballade von Schreiber. 292.
Charade. 296.
Amors Beſuch. 298.
Probe aus einem größern Gedicht; von W. Schultheiß. 301.
Räthſel. 302. V. L. M.
Vergißmeinnicht. A. d. Ungariſchen von A. Peſcheck. 305.
Der Blick nach oben; von Th. v. Sydow. 306.
Die Kindheit Jeſu, Oratorium von Herder. 308.
Charade. 308. Waſſerhoſe.
Das Kleinod. 310.
Der Jäger. 311.
Der Sänger im ruſſiſchen Lager; nach dem Ruſſiſchen des Schukowsky. 313.

Korreſpondenz.

Aarau. 29.
Augsburg. Nro. 28. 31. 70. 84 106. 150. 153. 267. 299.
Bad Ems. 178.
Baſel. 43. 58. 265. 284.
Berlin. 20. 21. 60. 87. 122. 123. 132 152 158. 159. 161. 177. 180. 212. 240 241. 255 257. 258. 273.
Bern. 77. 145. 162 183. 250. 270. 290.
Braſilien. 192. 193. 270.
Braunſchweig 164.
Carlsruhe 4 5. 301. 302.
Caſtelamare 46. 47.
Chur. 158. 159.
Copenhagen 13. 88 89 92. 96. 160 201.
Darmſtadt. 53. 80. 81. 119. 120 300. 310. 311.
Dresden. 1. 60. 73 76. 78. 83. 100 102. 132. 154. 156. 181 182. 243. 244. 262 263. 308.
Frankfurt a. M. 18. 118. 120. 187. 281. 292.
Freyburg in der Schweiz. 146. 254. 302.
Genf. 114. 116. 117. 143 245. 310.
Gent. 193 196.
Hamburg. 156. 174. 175. 215. 216. 253 254 285. 291. 305
Hannover. 8 9 123. 124.
Heilbronn. 104.
Holſtein. 174. 216.
Iſſerten. 128.
Italien. 248. 249. 260. 288. 307.
Kaſſel. 91. 92.
Königsberg. 231.
Leipzig. 7. 37. 42 44. 86. 125. 128. 134. 135. 136. 151. 193. 194 286 287
London. 13 14 15. 16. 73. 74. 84. 85. 221. 222. 224. 225. 264. 265.
Lübeck. 4.
Mainz. 114.
Matſies bey Mindelheim. 142. 143.
Mannheim. 27. 28. 45. 56. 75. 76.
München. 40. 41. 65. 113. 117. 163. 187. 188. 199. 200. 202. 211. 258. 301.
Münſter. 304. 308. 309.
Neapel. 28. 102. 109.
Neuenburg. 157.
Nürnberg. 105.
Ofen. 106.
Paris. 11. 12. 31. 35. 36. 39. 50. 52. 53. 57. 61. 66. 67. 68. 82. 86. 87. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 110. 111. 129. 130. 131. 137. 138. 140. 141. 147. 148. 149. 150. 154. 165. 166. 167. 168. 169. 189. 190. 191. 197. 206. 207. 209. 210. 219. 220. 228. 229. 232. 233. 242. 251. 252. 256. 269. 271. 272. 280. 282. 283. 294. 295. 296. 297. 298. 300.
Peſt. 172. 173. 217. 218. 261. 283.
Petersburg. 22. 23.
Prag. 182.
Ratibor in Oberſchleſien. 184.
Riga. 37.
Rio Janeiro. 33. 34. 165.
Rom. 13. 30. 43. 51. 62. 69. 76. 78. 100. 101. 102. 127. 139. 149. 167. 179. 183. 184. 194. 211. 223. 229. 230. 241. 259. 274. 290. 299. 303. 304.
Schafhauſen. 78.
Schweiz. 2. 10. 49. 62. 81. 94. 95. 99. 172. 185. 186 244. 246. 259. 260. 288. 309. 312. 313.
St. Gallen. 289.
Straßburg. 113. 298.
Stuttgart. 6. 91. 97. 98. 115. 116. 126. 226. 227.
Ungarn. 95.
Venedig. 25. 26. 55. 74. 75. 93. 94. 109. 119. 176. 201. 202. 239.
Verona. 213. 214.
Vevay. 234. 236.
Waterville. 13.
Weimar. 32.
Wien. 44. 63. 64. 79. 84. 90. 101. 129. 136. 137. 198. 199. 236. 237. 238. 247. 266. 268. 274. 275. 276. 278. 279. 292. 293.
Wisbaden. 161.
Worms. 261.
Zurich. 3. 45. 72. 171. 173. 306.

Kunſt⸗Blatt.

Nro. 1.

Bauwiſſenſchaft. Rede von H. G. v. Wiebeking. — Ueber ein merkwürdiges Gemählde der alten deutſch holländiſchen Schule.

Nro. 2.

Ueber die bey Roſette gefundene dreyfache Inſchrift, mit einem Steindruck. — Lebensgeſchichte Petri, il Cavalier Calabresi genannt.

Nro. 3.

Die Glyptothek in München. — Die obern Gärten des Pompejus. Aus dem Tagebuch der Akademie von St. Lucca zu Rom. — Hiſtoriſche Notizen.

Nro. 4.

Die Straße der Gräber in Pompeji, mit einem Steinabdruck. — Ueber die Löwen vor dem Zeughaus von Venedig.

Nro. 5.

Deutſche Baukunſt. — Die obern Gärten des Pompeji. (Fortſetzung.) — Kunſtnachrichten aus dem Badiſchen.

Digitized by Google

Nro. 6.

Die obern Gärten des Pompeji. (Beſchluß.) — Der Landſchaftmaler Heinrich Reiter.

Nro. 7.

Ausſtellung der Werke deutſcher Künſtler in dem Palaſt Caffarelli zu Rom. April 1819. — Kunſtausſtellung zu Dresden im Sommer 1818.

Nro. 8.

Merkwürdige neuere Gebäude in Rom. — Ueber einen geſchnittenen Stein, eine Orgel darſtellend.

Nro. 9.

Kunſtausſtellung in Deesden 1818. — Neue Kirche des Franz Paolo in Neapel. Aus Denkwürdigkeiten der ſchönen Künſte in Rom.

Nro. 10.

Merkwürdige neue Gebäude in Rom. Luca Cambiaſe. — Alt-italieniſches Schnitzwerk. — Vorſchlag zu einer Münzſammlung aus neuen Geſichtspunkten.

Neo. 11.

Ueber die Scamilli inpares des Vitrus von Stefano Piale; aus den römiſchen Denkſchriften der ſchönen Künſte. — Steinſchneidekunſt. — Verſuch einer Deutung der Darſtellung in den Giebelfeldern des Tempels von Aegina.

Nro. 12.

Grablegung Chriſti; von Camuccini. Nebſt Umriß in Steindruck. — Oeſtreichiſche Pöeile des Kuſtoden der großen Gemählde-Gallerie in Wien; von Carl Ruß.

Nro. 13.

Das eleuſiſche Feſt. Schillers Dichtung bildlich dargeſtellt von J. M. Wagner, geſtochen von Ruſchewevh. 20 Blatt Umriſſe Querfolio. — Kunſtausſtellung in Zürich.

Neo. 14.

Ueber Hrn. Viscontis Irrthum über die Handlung, welche der Torſo der Jlijſus in der Elgin'ſchen Sammlung ausdrückt; von B. R. Hayden. — Einige neue Erſcheinungen in der Kunſtwelt; von Böttiger.

Nro. 15.

Eine Nymphe von Canova, mit Steindruck. — Blicke auf Italien; von Böttiger. — Kunſtnachrichten aus Kopenhagen.

Nro. 16.

Merkwürdiges Bild aus dem 15ten Jahrhundert, aus der alten deutſch-holländiſchen Schule. — B. R. Hayden, Geſchichtsmaler, Vergleich zwiſchen Lyſipps Pferde und dem Pferdekopf des Parthenon in Lord Elgins Sammlung. — Preis-Aufgabe der Akademie der ſchönen Künſte in Mailand für 1820; von Böttiger. — Flüchtige Umriſſe des Zuſtandes der Malerey in Hamburg.

Nro. 17.

Gemählde des H. Pr. Macco. — Flüchtige Umriſſe des Zuſtandes der Malerey in Hamburg. (Beſchluß.) — Denkmal der königl. franzöſiſchen Schweizergarde; von Thorwaldſen. — Der Zorn des Achill; von David. — Kunſtnachricht aus Strasburg vom 25ſten September.

Nro. 18.

Merkwürdigkeiten in Italien; von Böttiger. — Etwas über die Kunſtausſtellung in Dresden 1819.

Nro. 19.

Kunſtausſtellung in Dresden. — Ausgrabungen in Veji. — Nachricht von einem altdeutſchen Kunſtwerk in Tiefenbrunnen bey Pforzheim.

Nro. 20.

Kunſtausſtellung in Dresden. — Ausgrabungen in Veji. — Neue Kunſtwerke.

Literatur-Blatt.

Neo. 1.

Von Gott in der Natur, in der Menſchen-Geſchichte und im Bewußtſeyn. Dargeſtellt von Clodius. Leipzig bey Göſchen, 1818.

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten, herausgegeben von Jakobs. Leipzig bey Cnobloch, 1818.

Der Volksſchulfreund von C. Fr. Hempel, 4te Auflage. Leipzig bey Fr. Chriſt. Dürr, 1818.

Mémoires sur quelques changemens faits à la Boussole. Par Massial.

Nro. 2.

Die That. Trauerſpiel in 5 Akten von Thereſe von Artner, der Schuld von Adolph Müllner erſter Theil. Leipzig bey Hartleben, 1818.

Die Macht der Leidenſchaft. Trauerſpiel in 4 Akten von Carl Schöne. Berlin bey Amelang, 1818.

Die Ahnfrau. Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Grillparzer. Wien bey Wallishauſer, 1817.

Der Schickſals-Strumpf. Tragödie in 2 Akten von den Brüdern Fatalis. Leipzig bey Brockhaus.

Engliſcher Literatur-Bericht vom Auguſt und September 1818.

Neo. 3.

Engliſcher Literatur-Bericht vom Auguſt und September 1818.

Ueberſicht der neuſten däniſchen Literatur v. J. 1817.

Allgemeine Ueberſicht der dritten Jubelfeyer der deutſchen Evangeliſchen Kirche im J. 1817. Herausgegeben von C. Veillodter, Schreiber und Hennings. Erfurt und Gotha, in der Henningsſchen Buchhandlung, 1819.

Grundzüge des erſten wiſſenſchaftlichen Unterrichts für Töchter. Karlsruhe bey Braun, 1818.

Hand- und Lehrbuch der neuern Geographie nach natürlichen Grenzen. Carlsruhe bey Braun, 1818.

Neo. 4.

Engliſcher Literatur-Bericht vom Oktober und November 1818.

Ueberſicht der neueſten däniſchen Literatur 1817.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom Auguſt 1818.

Nro. 5.

Engliſcher Literatur-Bericht vom Oktober und November. 1818.

Das Menſchen Leben und ſeine Blüthe von C. H. Sauberger. Wisbaden, 1818.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften vom Auguſt 1818.

Nro. 6.

Rheinblüthen Carlsruhe bey Bauer, 1819.

Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen von Fr. Kind 1819.

Engliſcher Literatur-Bericht vom December 1818.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom Auguſt 1818.

Nro. 7.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Darmſtadt bey Heyer und Leske, 1819.

Frauen-Taſchenbuch von de la Motte Fouqué, Nürnberg bey Schrag 1819.

Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft gewidmet v. St. Schütz, 1819.

Engliſcher Literatur-Bericht vom December 1818.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom Auguſt 1818.

Digitized by Google

Nro. 8.
Rheiniſches Taſchenbuch, bey Heyer und Leske, 1819.
Cornelia. Herausgegeben von Schreiber. Heidelberg bey Engelmann, 1819.
Engliſcher Literatur-Bericht vom December 1818.
Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Herbſtmonat 1818.
Nro. 9.
l'Histoire de l'insurrection des esclaves dans le Nord de St. Domingue par Antoine Metral, 1818.
Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Herbſtmonat 1818.
Nro. 10.
Die Prinzeſſinnen von Starkloff. Aarau bey Sauerländer, 1818.
Histoire de l'insurrection des esclaves u. ſ. w.
Denkmal ſchweizeriſcher Reformatoren. Von J. M. Fels. St. Gallen bey Huber und Lang, 1818.
Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vom November 1818.
Nro. 11.
Seltſame Leiden eines Theater-Direktors. Vom Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots Manier. Mauerſche Buchhandlung in Berlin, 1818.
Berg- Land- und Seereiſe von Ulrich Hegner. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1818.
Voyage pittoresque dans le Boccage de la Vendée p. Peringer, 1818.
Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom November 1818.
Nro. 12.
Bilder aus dem Leben Ulrich Zwinglis. Von Joh. Peſtalozzi. Zürich bey Orell, 1819.
Geſchichte der Merovingiſchen Hausmeyer. Von G. H. Perz, mit einer Vorrede von Hofrath Heeren.
Notizen über italiäniſche Literatur.
Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom December 1818.
Linguiſtiſche Arbeiten des Herrn Charles Peugeus.
Nro. 13.
Herrmannfried lezter König in Thüringen. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Dr. F. G. Wezel. Berlin, 1818.
Blüthen der Phantaſie. Von Karl Heibler. Zeitz, in der Weberſchen Buchhandlung.
Freundliche Schriften für freundliche Leſer von Franz Horn. Nürnberg bey Schrag, 1819.
Engliſcher Literatur-Bericht vom Februar 1818.
Nro. 14.
De la Justice criminelle en France p. Berenger.
Engliſcher Literatur Bericht vom Fevruar 1819.
Nro. 15.
Geſchichte des Theaters in Leipzig von den erſten Spuren bis auf die neuſte Zeit. Leipzig bey Brockhaus, 1818.
Der neun und zwanzigſte Januar 1819. Ein Wort von Herz zu Herz von Theodor Hell. Dresden bey Ramming.
M. Huldreich Zwinglis ſämmtliche Schriften. Von L. Uſteri und S. Vogeli bearbeitet. Erſte Hälfte des erſten Bandes. Zürich bey Zenner, 1818.
Engliſcher Literatur-Bericht vom Januar 1819.
Nro. 16.
Würtembergiſches Jahrbuch. Von Memminger. Zweiter Jahrgang. Stuttgart und Tübingen, bey Cotta.
Engliſcher Literatur-Bericht vom Januar 1818.
Nro. 17.
Dramatiſche Dichtungen von Mathäus von Collin, 1r und 2r Band. Peſth bey Hartleben, 1817.
Die Macht der Verhältniſſe. Trauerſpiel von L. Robert. Stuttgart und Tübingen, bey Cotta, 1819.
Nro. 18.
Sapho. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Grillparzer. Wien bey Walliſhauſen, 1819.
Engliſcher Literatur-Bericht vom Januar 1819.
Nro. 19.
Urania 1819. Bey Brockhaus.
Hubers geſammelte Erzählungen. Fortgeſezt von Thereſe Huber geb. Heyne 3. B. Stuttgart und Tübingen bey Cotta.
Engliſcher Literatur-Bericht vom Januar 1819.
Nro. 20.
Schauſpiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Ueberſezt von E. F. O. v. d. Malsburg. Erſter Band. Leipzig bey Brockhaus, 1819.
Ueber das Brauchbare in der fr. Kriminal-Gerichtsverfaſſung und Prozeßordnung von dem Präſidenten Fr. W. von Rappert. Ham, 1817.
Das Gottesurtheil. Rittergedicht von Luiſe Brachmann. Leipzig bey Hinrichs, 1818.
Engliſcher Literatur-Bericht vom Januar 1819.
Nro. 21.
Dramatiſches Sträuschen für das Jahr 1819. Von J. F. Caſtelli 1819. Vierter Jahrgang. Wien bey Walliſhauſen.
Forſchungen im Gebiet der Geſchichte, des Alterthums und Schriften-Kunde Deutſchlands v. J. Leichtlen. Erſte Folge 1818.
La Sainte Bible qui contient le vieux et le nouveau Testament. Traduction nouvelle. Le livre de Job. par J. L. Bridée. Paris ches Didot. 1818.
Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vom Januar 1819.
Nro. 22.
Herrmann der Cherusker, ein Heldengedicht in zwölf Geſängen. Von J. Ch. Braun. Bey Florian Kupferberg. Mainz 1819.
Monatroſen. Zeitſchrift v. Th. v. Haupt 3. Heft. Düſſeldorf bey Dänzer.
Ma promenade au delà des Alpes. Berne ches Burgdorfer, 1819.
Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris. Hornung, 1819.
Nro. 23.
Die Macht der Verhältniſſe. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Robert. Stuttgart und Tübingen bey Cotta.
Monatsroſen 5tes Heft. Von Th. v. Haupt. Düſſeldorf 1818.
Engliſcher Literatur-Bericht. März und April 1819.
Ursule Princesse Britonique, d'après la Legende et les peintures de Hemmeling. Gand 1818.
Wiſſenſchaftliche Nachricht.
Nro. 24.
Palnatoke. Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Stuttgart und Tübingen bey Cotta, 1819.
Anleitung zur Kritik der neuen königl. Preuß. Zoll- und Verbrauchsſteuer-Geſetzgebung. Leipzig bey Brockhaus, 1819.
Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vom März 1819.
Ueber den unreinen Geiſt in Litt. Blättern.
Nro. 25.
Examen critique de l'ouvrage posthume de Mad la B. de Stael ayant pour titre: Consideration sur les principaux evénemens de la Revolution françoise p. Bailleul.

Digitized by Google

Der Flibuſtier oder die Eroberung von Panama. Romantiſches Trauerſpiel in fünf Akten. Von J. Freyherrn v. Auffenberg. Bamberg und Würzburg bey Göbhardt, 1819.

Auch etwas über den lezten Landtag im Königreich Sachſen. Leipzig bey Brockhaus, 1819.

Das preußiſche Zollgeſetz, die preußiſche Staatszeitung und der Zeitgeiſt von Pr. Krug. Ebendaſelbſt 1819.

Anton von Buchers ſämmtliche hinterlaſſne Werke. Herausgegeben von J. v. Kleſſing d. J. München 1819.

Nro. 26.

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs von Würtemberg mit geſchichtlichen Belegen. Von Guſtav Schwab. Stuttgart und Tübingen bey Cotta.

Blumen = Frucht = und Dornſtücke, oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armen Advokat F. St. Siebenkäs. Von Jean Paul. Neue Auflage. Berlin, Realſchul = Buchhandlung, 1818.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vom April 1819.

Ueber die neuerdings entdeckte Vervollſtändigung der Chronologie des Euſebius.

Nro. 27.

Mahleriſche Schauſpiele. 1. Van Dyks Landleben. 2. Der Weinberg an der Elbe. Von Fr. Kind. Leipzig bey Göſchen, 1817.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vom April 1819.

Ueber Herrn Berghofers Aufſatz: „Ueber den unreinen Geiſt in Litt. Blättern, Nro. 24 der Beylage zum Morgenblatt.“

Nro. 28.

Fürſtlicher Ernſt und Scherz. Zwey Bühnenſtücke von A. E. Kroneisler. Leipzig bey Hartknoch, 1819.

Mem. pour servir à l'histoire de la Rev. de St. Domingue par de la Croix.

Ueberſicht der Verhandiungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vom April 1819.

Nachricht einer Reiſe in die Levante im Jahr 1817 und 1818 von dem Grafen von Forbin.

Nro. 29.

Neueſte Behandlung eines preußiſchen Staatsbeamten u. ſ. w. Von Grävel, königl. preuß. Regierungsrath. Leipzig bey Gräſſe, 1818.

Urſprung und Fortſchritte der franz. Geſetzgebung u. ſ. w. Von Bernardi. Mitglied der Acad. des Incriptions et belles lettres.

Mem. pour servir à l'Histoire de la Rev. de l'Domingue u. ſ. w. (Beſchluß.)

Nro. 30.

Leipziger Büchermeſſe. Erſte Ueberſicht. Das was Alle angeht.

Neuer National = Kalender für die geſammte öſter. Monarchie für das Jahr 1819. Prag bey Calve.

Nro. 31.

Leipziger Bücher = Meſſe. Oſtern 1819.

Die nordiſchen Gäſte, oder der neunte Januar des Jahrs 1814. Ein Gedicht in 12 Geſängen. Von Georg v. Gaal. Wien bey K. F. Beck, 1819.

Nro. 32.

Leipziger Bücher = Meſſe. 1819.

Kunſt = und Natur = Blätter aus einem Reiſe = Tagebuche. Von Auguſt Klingemann. Braunſchweig bey G. C. E. Meyer, 1819.

Nro. 33.

Kunſt = und Natur = Blätter. (Fortſ.)

Herrad von Landsberg. Aebtiſſin zu Hohenburg u. ſ. w. Ein Beytrag zur Geſchichte der Wiſſenſchaften, Cultur u. ſ. w. des Mittelalters. Von C. M. Engelhard. Mit 12 Kupfertafeln in gr. Folio. Stuttgart und Tübingen bey Cotta.

Freymüthige Blätter über den Gebrauch und die Einrichtung des Karlsbad. Leipzig bey G. Fleiſcher, 1819.

Nro. 34.

Heinrich von Anjou. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von J. B. v. Zahlhas. Leipzig bey Voß, 1819.

Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands während der Jahre 1790 bis 1818 v. Fr. Horn. Berlin bey Enslin, 1819.

Ueber Ehre und Freyheit. Zunächſt den Studierenden auf deutſchen Univerſitäten zur Beherzigung empfohlen. Leipzig bey Brockhaus, 1819

Engliſcher Literatur = Bericht, vom Mai, Juni, Juli, 1819.

Nro. 35.

Engliſcher Literatur = Bericht, vom Mai, Juni, Juli, 1819.

Zuma ou la decouverte du Quinquina u. ſ. w. par Mad de Genlis.

Nro. 36.

Les quatres ages. Par Charles Pougens de l'Academie des Inscription etc. Paris ches Ant. Aug. Renouard 1819.

Gemählde der phyſiſchen Welt, oder unterhaltende Darſtellung der Himmels = und Erdkunde. Von Joh. Gottf. Sommer. Prag bey Calve.

Voyage fait dans l'anée 1816, 1817 de New. York à la nouvelle Orléans et de l'Oronoco au Missisipi par les petites et les grandes Antilles etc. Paris chès Gide fils.

Nro. 37.

Engliſcher Literatur = Bericht, vom Mai, Juni, Juli, 1819.

Katholiſches Gebet = und Erbauungsbuch. Von J. J. Natter. Sechste Auflage. Prag bey Calve, 1819.

Vernünftiger Gottesdienſt und kurze Gebete zur Erweckung guter Entſchließungen. Von Perr. Wenzel. Pfarrer zu Wittkowitz. Prag bey Calve, 1819.

Nro. 38.

Engliſcher Literatur = Bericht, vom Mai, Juni, Juli, 1819.

Notices sur les travaux de la société d'Encouragement pour l'Industrie nationale etc. 1818.

Kotzebue und die deutſchen Univerſitäten. Von Pr. Krug. Zweyte Auflage. Leipzig bey Brockhaus.

Nro. 39.

Engliſcher Literatur = Bericht, vom Mai, Juni, Juli, 1819.

Die Gleichen. Schauſpiel in 6 Aufzügen von Ludwig Achim von Arnim. Berlin, Maureriſche Buchhandlung, 1819.

Jervas der lahme Bergmanns = Junge. A. d. Engl. von Schilling. Hildburghauſen, Keſſelringiſche Hofbuchhandlung, 1819.

Nro. 40.

Hieronimus von Stauf. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Fr. Baron de la Motte Fouqué. Berlin in der Schleſingerſchen Buch = und Muſik = Handlung 1819.

Tagebücher aus Italien. Erſtes Heſt. München bey F. S. Hübſchmann, 1819.

Le Manuel Guide des Voyageurs aux Etats Unis de l'Amérique du Nord etc. par F. D. G. Americain naturalisé, ancien Elève Ingenieur 1818.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vom Mai 1819.

Nro. 41.

Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſeyn. Von C. A. H. Clodius. Leipzig bey Göſchen, 1819.

Digitized by Google

Eugeniens Briefe. Von Heinrich Hirzel. Dritte Auflage. Zürich, 1819.

Blüthen dem Blüthenalter gewidmet, von dem Verf. der Oſtereyer. Landshut 1819.

Claſſiſches Theater der Franzoſen. I. Zaire von Voltaire. Ueberſezt von Peucer. Leipzig bey Brockhaus, 1819.

Bagatelles dramatiques par Bonafont. Paris 1819.

Qualques Poesies françaises et allemandes par C. Ph. Bonafont. Dresde 1819.

Le Narrateur ou Journal du Boudoir des Dames. Cah. I. II. Roudolstadt 1819.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris. Brachmonat 1819.

Nro. 42.

Schauſpiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Ueberſezt von C. F. O. von der Malsburg. 2r Band. Leipzig bey Brockhaus, 1819.

Die Jeſuiten im Verhältniß zu Staat und Kirche. Zürich bey Orell, Füßly und Comp. 1819.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris. Brachmonat 1819.

Nro 43.

Histoira Matallique da Napoléon etc. Londre et se trouva ches Treutel et Wurtz 1819.

Antwort des Rez. von Herrn Kroneislers Theaterſtücken: Fürſtlicher Ernſt und Scherz, auf Herrn Kroneislers Antikritik in dem Wegweiſer der Abendzeitung.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris. Heumonat 1819.

Nro. 44.

Leipziger Büchermeſſe. Oſtern 1819.

Raphael Sanzio von Urbino. Ein dramatiſches Spiel in fünf Aufzügen. Von Georg Braun. Mainz bey Kupferberg, 1819.

Nro. 45.

Leipziger Büchermeſſe. Oſtern 1819.

Olens Dienſtentſetzung. Aktenmäßiger Bericht. Leipzig bey Brockhaus, 1819.

Supplement aux Oeuvres da Diderot 1 Vol.

Histoira de Jaanne d'Albrat p. Mlle Vauvillar 3 Vol.

Nro. 46.

Leipziger Büchermeſſe. Oſtern 1819.

Petit tableau de Paris, par Mad. Sartoris. Auteur du Duc de Lauzun.

Anecdotes inedites pour faire suite aux mem. de Mad. d'Epinay atc.

Nro. 47.

Dramatiſche Dichtungen von Ernſt Raupach. I. Timoleon. II. Lorenzo und Cecilia. III Die Fürſten Chawansky. Liegnitz bey J. F. Kuhlmey, 1818.

Anekdoten-Almanach auf das Jahr 1820. Von Karl Müchler. Berlin bey Dunker und Humblot.

Darſtellung gegenwärtiger Ausbreitung des Chriſtenthums auf dem Erdball. Von Heinrich Zſchokke. Aarau bey Sauerländer, 1819.

Fünfzehnjähriges praktiſches Wirthſchafts-Exempel durch Verbeſſerung eines vernachläſſigten Bauerguts. Herausgegeben von C. A. André. Prag bey Calve.

Nro. 48.

W. G. Becker. Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen Von Friedrich Kind. Auf das Jahr 1820. Leipzig bey Göſchen, Wien bey C. Gerold.

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1812, bey Cotta.

Almanac des Dames pour l'An 1820. Tubingue chés Cotta. Paris chés Treuttel.

Tableau des Vents, des Marées et des Courrents etc. par Charles Romme, Associé de Institut de France.

Nro. 49.

Zurechtweiſung.

Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1820. Leipzig bey Carl Cnobloch.

Penelope. Taſchenbuch für das Jahr 1820. Herausgegeben von Theodor Hell. Leipzig in der Hinrichsſchen Buchhandlung.

Rheiniſches Taſchenbuch für das Jahr 1820. Darmſtadt bey Heyer und Leske.

Frauen-Taſchenbuch für das Jahr 1820. Von de la Motte Fouqué. Nürnberg bey Schrag

Carl Müchlers Taſchenbuch für Kartenſpieler mit 38 illum. Kupfern. Leipzig bey G. A. Köchly. Berlin bey Gebrüder Henſchel, 1820.

Nro 50.

Engliſcher Literatur-Bericht vom Auguſt 1819.

Urania. Taſchenbuch auf das Jahr 1820. Neue Folge, zweiter Jahrgang. Leipzig bey Brockhaus.

Spaniens Staatsverfaſſung durch die Cortes aus der Urſchrift übergetragen. Von Fr. v. Grünenthal und Caſp. Deegel. Berlin bey Chriſtiani, 1820.

Berichtigung.

Nro. 51.

Engliſcher Literatur-Bericht vom Auguſt 1819.

Nro 52.

Engliſcher Literatur-Bericht vom Auguſt 1819.

Minerva. Taſchenbuch für das Jahr 1820. Leipzig bey G. Fleiſcher.

Darſtellung der vorzüglichſten Landwirthſchaftlichen Verhältniſſe u. ſ. w. Von Rudolph André. Zweite Auflage. Prag 1819 bey Calve

Nro. 53.

Engliſcher Literatur-Bericht vom September 1820.

Almanach dramatiſcher Spiele u. ſ. f. Von Auguſt von Kotzebue. Achtzehnter Jahrgang. Leipzig bey Kummer, 1820.

Nro. 54.

Engliſcher Literatur-Bericht vom September 1819.

Nro. 55.

Robin der Rothe. Eine ſchottiſche Sage. A. d. Engl. von Lindau. Berlin bey Dunker und Humblot, 1819.

Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte etc. I. II. III. livraison. Paris. Panekouke 1819.

Klein Zaches genannt Zinnober. Ein Mährchen von E. T. A. Hofmann. Berlin bey Dümmler, 1819.

Engliſcher Literatur-Bericht vom September 1819.

Nro. 56.

Cerémonies usités au Japon etc. par feu Mr. Titsingh. Paris, ches Nepreu 1. Vol.

Kronos, genealogiſch-hiſtoriſches Taſchenbuch auf das Jahr 1820 Mit Kupfern. Leipzig bey Gleditſch.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vom Auguſt 1819.

Digitized by Google